Reise

in das

Morgenland

in den Jahren 1836 und 1837.

Erster Band.

Erlangen,
gedruckt bei C. H. Kunstmann.

Reise

in das

Morgenland

in den Jahren 1836 und 1837

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Erſter Band.

Erlangen, 1838

bei J. J. Palm und Ernſt Enke.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ihrer Königlichen Majestät,

Theresia,

regierenden Königin von Bayern,

u. u. u.

Eure Königliche Majeſtät haben es nicht verſchmäht einige Immortellenblüthen allerhuldvolleſt anzunehmen, welche jüngſthin ein armer Pilgrim, deſſen Hand nichts Beſſeres zu geben fand, mit ſich aus dem Lande einer alten Verheißung und Erfüllung brachte. Jene Blumen ſind von der Sonne des Oſtens zum Leben geweckt und groß gezogen worden, und auch jetzt, wo der Reiz des beſondren Lebens erloſchen iſt, blieb ihnen wenigſtens das bunt-

farbige Gewand, mit welchem Sonne und Boden des reichen Geburtslandes sie umwebten.

Dem Buche, das der Pilgrim Eurer Königlichen Majestät hiermit in tiefester Ehrfurcht zu Füßen legt, mangelt zwar das lieblich bunte Gewand der Immortellen; die Gluth der Sonne, welche auf die Arbeit fiel, war für die Kraft der Darstellung zu übermächtig; mit dem frischen Triebe der Gestaltung ermattete und verblich es

ters auch die äußere Farbe. Dennoch hat vielleicht derselbe Strahl, der das Grün zerstörte, dem kahlen Felsen der Wüste irgend eine Beleuchtung gewährt, die das Auge zum Aufmerken bewegt. Dieses allein gab dem Verfasser den Muth Eurer Königlichen Majestät eine Reisebeschreibung in tiefester Ehrfurcht zu widmen, deren Erinnerungen von einem Morgenroth der Zeiten beleuchtet sind, welches Eure Majestät kennen und lieben, und von

einem Thau des Thabor und Hermon benetzt, deſſen Segnungen im reichſten Maaße über Allerhöchſt Sie und das ganze Königliche Haus kommen und fortwährend auf ihm verbleiben mögen.

Ich beharre in tiefſter Ehrfurcht

Eurer Königlichen Majeſtät

allerunterthänigſter

München den 21ten Auguſt 1838.

G. H. v. Schubert.

Vorwort.

Ich gebe hier den erſten Band der Beſchreibung meiner Reiſe in das Morgenland, welcher freilich gerade da zu erzählen aufhört, wo der Weg nach dem eigentlichen Ziele meiner diesmaligen Wandrung ſeinen Anfang nahm. Möge daher die Geduld des Leſers nicht ermüden, wenn ich ihn, nothgedrungen, zuerſt in dieſem Bande durch jenes unfruchtbarere Dickig der vorbereitenden Wege und Schwierigkeiten führe, durch welches ich ſelber hindurch mußte, um auf das freie Feld der größeſten Thaten und Geſchichten unſres Geſchlechts hinaus zu kommen. Freilich war durch die Beſchaffenheit des Bodens, über welchen dieſes erſte Drittel der Reiſe ſeinen Gang nahm, die Ausſicht nach dem hehren Endziel noch ſehr gehemmt, doch brach auch da ſchon zuweilen ein Strahl in das Dunkel herein, der zum Weitergehen Freudigkeit und Kraft gab.

Der zweite Theil, welcher durch die Stätte des Reiches der Memphiten und durch die Wüſten des Sinai und des Hor nach dem gelobten Lande führen ſoll, wird

dem ersten sehr bald, dem zweiten dann der dritte und letzte in möglichst kurzer Zeit nachfolgen. In diesen beiden folgenden Bänden werde ich namentlich die naturwissenschaftlichen Bemerkungen auf den ungleich engeren Raum der Notenschrift verweisen.

Jenen Lesern, welche ihrem Auge die Lust der unmittelbaren Anschauung mancher in meiner Reise berührten Gegenden verschaffen können und wollen, darf ich die lithographirten Abbildungen empfehlen, welche mein Reisegefährte, Herr Maler Bernatz, durch die Steinkopf'sche Buchhandlung zu Stuttgart öffentlich mitgetheilt hat. Ich kann versichern, daß diese Abbildungen wenigstens treu und wahr sind, während so viele andre Bilder von Gegenden und Orten des gelobten Landes, welche in diesem Augenblick verbreitet werden, entweder ganz erdichtet, oder doch durch ein diesen Gegenständen fremdes, blendendes Gewand entstellt sind.

München am 2ten August 1838.

Der Verf.

Inhalt des erſten Bandes.

I. **Einleitung.** Die innren Beweggründe des Verfaſſers zu ſeiner Reiſe und das Ziel von dieſer, S. 1—34.

II. **Reiſe nach Conſtantinopel** S. 35.

Abreiſe von München nach Wien. Abſchied vom Hauſe S. 35—36; Jernaumont der Alpen 37; die Reiſegefährten 37—38. — Wagrburg 39, Salzburg 40, 41; Frankenmarkt 42; Kleinmunchen 43; Lorch und Strenadera 44, die Donauufer 45; Melk 46—48; St Polten 49; Perſchling 50; Ankunft in Wien 51; der Jahrestag der Entſetzung Wiens im Jahr 1683, S. 53—56.

Wien. Erſter Eindruck S. 57, 58. Die Stephanskirche 59, 60; andre Kirchen 61; der Joſephsplatz und ſeine Gebaude 62—63. Dankbare Erinnrungen des Reiſenden 64, 65; Schonbrunn 66.

Die Donaufahrt von Wien nach dem ſchwarzen Meere. Abreiſe von Wien S. 66, 67; eine neue Mitreiſende 67; Zuchament, Petronell, Hainburg 68; Ebeben und Presburg 69; die Inſel Schutt und Comern 70; Vißegrad und Waitzen 71; Peſth 71; Hemmung der Weiterfahrt durch Nebel 72; Beginn der ungariſchen Ebene 73; Tolna 74; Mohadſch mit ſeinen hiſtoriſchen Erinnrungen 74—77; Nachtruhe bei Dalya 77, Vukovar und Illok 78; Peterwardein 79; Carlowitz, Stankamen, Szurduck 80; Semlin 81, 82; Belgrad 83—86; Semendria 87; Rama, Gradiska und Paſſiadſch 88; Alt- und Neu-Moldawa 89; Golubadſch und ſeine Merkwurdigkeiten 90, 91. Der Anfang der Engpäſſe des unteren Donaulaufes 92, 93; Fahrt durch dieſelben und uber die Donauwirbel in einem Ruderſchiff von Trenkova nach Alt-Orſowa 94—97. Aufenthalt in Alt-Orſowa 97—100; Reiſe zu den Herculesbadern bei Mehadia 101; die Heil

quellen des Ortes 102—104; die Natur der Umgegend 105, 106. Die Reise durch den eisernen Thorpaß 106—107; Skela Kladewa 108; die Trajansbrücke 109, 110; Widdin 111; turkische Reiseerfahrten 112; das bulgarische Donauufer 113; Nikopoli und seine historischen Momente 114—119; Rustschuk 120; Giurgevo 121; Silistria 122; Brailow 123; Galladsch 124, 125; Isadschi und Tuldscha 126; die Ausfahrt aus der Donau 127.

Die Fahrt auf dem schwarzen Meere und durch den Bosporus. Die Bewegtheit des Pontus Euxinus S. 128; die Seekrankheit 129; Varna 130; Einfahrt in den Bosporus 131; Rumili und Anatoli Kawack 132; die Naturschönheit des Bosporus 133, 134; Sariiari und Buuckderch 135; der Kirchenberg und die Papiermühle 136; Begkos, Sultania, Jndschirkei, Stenia, Tschubukli 137; Geckin und Rumili Hissari 138; Fernansicht der Hauptstadt 139.

Constantinopel. Erster Eindruck S. 140—142; die Pest 143, 144; Ansicht der Stadt vom Hafen aus 145. Unire Drageman 146; das Mehltor 147; die Pantokratorskirche und Wasserleitung des Valens 148; Moschee Mohammeds II. 149, 150. Uebersicht der Stadt vom Thurm des Seraskiers und Andeutungen der Oertlichkeiten des alten Byzanz 151—154. Gastfreiheit der Thurmwächter 155; Aussicht nach der Umgebung und auf die jetzigen Haupttheile der Stadt 156, 157; die Suleimansmoschee 158—161; die Gasse der Teriakis 162; Kaffeehäuser und altes Serai 163; die Bajasidsmoschee 164; Ueberlieferungsschule 165; die verbrannte Saule 165—167; sogenannter Pallast des Beltsar 167; die Cisterne der tausend und eine Saulen 168; der Hippodrom oder Atmeidan 169—171; die Achmedsmoschee 171 u. 172; die dreifache Schlange und der Obelisk des Hippodroms 172 u. 173. Die Aja Sophia 174—178; Grabmahl Murads III. 179; Sorbetladen 180. Das neue Serai mit manchen seiner historischen Erinnerungen 181—188; die hohe Pforte 189, 190; Osmans III. Moschee und der große Bazar 191; Sultan Abdulhamidschans Begrabnißplatz 192; Hafenseite des neuen Serai's 192; öffentliche Bader 193. — Die zweite Wandrung durch Constantinopel. Das griechische Patriachat 195; Asasma der Blachernen 195; Vorstadt der Topfer 196; Ejubs Vorstadt, Moschee und Begrabnißplatze 197—201. Ruinen des byzantinischen Kaiserpallastes des Hebdomon 202 u. 203; das Adrianopelther

203 u. 204; die Moschee der Sultanin Mihrmah, 205 und Selims I. 206. Das Kanonenrohr 207; Valide 208 u. 209. Die Stadtmauern 210 u. 211; die sieben Thurme und die goldne Pforte des alten Cyklobion 212. Kirche des h. Polycarpos so wie die der Armenier 213 u. 214; der Bezirk Condoscale 215; großes Kaffeehaus am Hafen 216.

Die Vorstadte und Umgegend von Constantinopel. Die alteste vom Apostel Andreas begrundete Christengemeinde in den Vorstadten von Byzanz 217—219; die Vorstadte Sudlichse und Psamatha 220; Oborkoi 221; Kassim Pascha 221—225; Galata 226—229, Pera 230; die tanzenden Derwische 234 u. 235; Beneveds Grabmahl 236, Tophana 237. 238; Skutari 239—241, die Prinzeninseln 241—243. Einige naturgeschichtliche Bemerkungen uber die Umgegend von Constantinopel 244—249; Wanderung nach Buyukdereh 250—252.

III. Reise von Constantinopel nach Smyrna S. 223.

Ruckblicke auf die letzten Tage unsres Aufenthalts in Pera S. 253 u. 254. Hysterische Erinnerungen, welche der Anblick der Ufer des Propontis weckt 255—258; der Abend auf dem Propontis 258; der Fernanblick des Rhodopegebirges im Morgenlichte 259, Gallipoli und Lampsacus 260. Die nachbarlich im Hellespont sich gegenuberliegenden Ufer von Asien und Europa 261; Sestos und Abydos 262; die Dardanellen 263. 264. Ihres Kuste 265—268. Tenedos 268; Imbros, Samothrake und Lemnos 269; Lesbos 270; Anblick von Smyrna 271.

Smyrna. Erster Eintritt in die Stadt S. 272. Bucht von Smyrna 273; die verschiedenartigen Bewohner der Stadt 274. 275; die Akropolis 275. 276; Grabstatte des h. Polykarpos 277. Das asiatische Griechenland eine Geburtsstatte vieler Heroen der Wissenschaft und Kunst 278—280. Das Thal des Maandros 281; Celana ebendas.; Colossa und Laodicea 282; Hierapolis 283.

Reise nach Ephesus. Sedikoi S. 284; Fernblick nach den Gebirgen des Kaystros 285; Trianda 286; die Juruken 287—288; Verwustung der Gegenden durch Niederbrennen der Gestrauche 289; Metropolis 290; Jeni-koi 291; Nachtlager daselbst 292; der Pyrrutes und Pagasaische See 293, Thal des Kaystros 294; der Aquaduct von Aiasaluk 295, die Akropolis

296; das Oertlein Ajaſalak 297; St. Johannis Bleibſtatte und Kirche 298; das von Lyſimachus erbaute Epheſus 299; Stadium und Theater 300; Stätte des Dianatempels 301 u. 302; Erinnerungen an die hieſigen Synoden 303; an Tamerlans Lager 304; Derekludſche Muſtapha 305; Chriſtengemeinde zu Epheſus 306; griechiſcher Hirt und türkiſcher Landmann 307, 308; geiſtige Polar- und Tropen-Bewohner 309; Ruckreiſe nach Zenikei 310 und Budſcha 311.

Reiſe nach Magneſia und Sardis S. 312; Fernblick auf das Gebirge des Hermosthales 313, allgemeine Schilderung deſſelben 314; die ſieben apokalyptiſchen Gemeinden 315; Pergamos 316 u. 317, Thyatira 318, 319. Abreiſe von Smyrna nach Magneſia 320, der Mimnelus 321, 322; Ankunft in Magneſia und Nachtlager im erzbiſchöflichen Pallaſt 323—325; Beſehen der Stadt 326; die vormalige chriſtliche Kirche am Puraberge 327; turkiſche Schulen 328; die Akropolis 329, Themiſtokles in Magneſia 330; Murads II. und III. Andenken 331; Juſuf Effendi 332. — Weiterreiſe am Sipylos hin 333; Fernanſicht des Tmolus 334; Ankunft und erſtes Nachtlager in Kaſſabah 335. Weiterreiſe; turkiſche Todtenacker in Gegenden wo kein Dorf mehr iſt 336; Terikei; Karawane von Armeniern 337; Achmedli 338; wandernde Schaaren der Turkomanen 339; Gradeshügel des Alyattes und Gygaa-See 340; Bergabhang des Tmolus 341; volle Anſicht dieſes Gebirges 342. Ankunft bei den Ruinen von Sardis (Sart) 343; Ueberreſte des Theaters und der chriſtlichen Kirchen 344; Spuren und Geſchichten von den hieſigen Erdbeben 345. Die älteſte Chriſtengemeinde von Sardis 346; die Geruſia 346, 347; Geſchichte des Paktolus 348; der Cybeletempel 349. Rückkehr nach Kaſſabah und zweites Nachtlager daſelbſt 350, 351. Berichte über das alte Philadelphia 352—355; Ruckreiſe nach Magneſia 356, 357. Beſuch bei dem Oglu Bey in Magneſia 358; ein turkiſcher Rechtshandel 359 u. 360; Ruckreiſe nach Budſcha 361 u. 362.

Rückkehr nach Smyrna. Dankbare Erinnerungen an dieſe Stadt und ihre Bewohner S. 363—369; naturgeſchichtliche Bemerkungen 369—382; Anſtalten zur Abreiſe 383, 384; Einzug in das Schiff 385, 386; Beſorgniſſe wegen der Peſt 387, 388.

IV. **Reiſe von Smyrna nach Alexandria und Cairo.** Abfahrt S. 390; Blicke auf den heutigen Weg des Schiffes und auf

auf die Bewohner seines Innern, namentlich auf unsre türkischen Reisegefährten. Die Hadschis 392—394; ärztliche Hülfleistung 395. 396; gefahrliche Hoffnung 397. Die Pommischen Inseln 398; Aussteigen an der einen derselben und Beschreibung derselben 399—402, nächtliche Unterhaltungen der Hadschis 403. Aussteigen an einer andern Insel 404; Aussicht auf Fischerne und Erinnerungen an die Seeschlacht von 1770 S. 405—407; Beschreibung der Insel 408—410. Abermaliger Besuch auf der vorgestern besuchten Insel 411—413 Weiterfahrt 414 Aussicht von Samos 415. 416; Ikaria 417; nächtlicher Sturm 418; Patmos, Leros, Cos 419; Halikarnassos und Gnidos 420 Erste Annäherung an Rhodus und vergeblicher Versuch auf ihm zu landen 421—423; rückgängige Bewegung des Schiffes und Einlaufen desselben in Symi 424; Eindruck dieser Insel aufs Auge 425; die älteren und neueren Bewohner der Insel 426—428; Aussteigen ans Land und Betrachtung desselben 429 u. 430; verdrießliche Stimmung und Wiederaussöhnung der Hadschis 431. 432; Nachtenleben bei schlechtem Wetter 433 Nochmaliges Aussteigen an der Insel 434; Vermuthungen über den Grund der eigenthümlichen Gestaltung des hiesigen Kalksteines 435. 436 Streit des Capitans mit den Hadschis 437; Abfahrt von Symi 438; blinder Feueralarm 439; Telmessus 440; endliches Einlaufen im Hafen von Rhodus 441.

Rhodus. Erster Eindruck S. 441. 442; Rückblick auf die älteste Geschichte der Insel 443; die Zeit der Ritter 444; Abgabe und Wirkung unsrer Empfehlungsbriefe 445; Milde der türkischen Quarantaine 446; Spaziergang nach der Stadt 447; die Ritterstraße und vormalige St. Johanniskirche 448; der Johannisthurm 449; Garten der Stadt und Allerheiligenkirche 450; Schulen in Rhodus 451; Rückkehr ins Schiff und neuer Besuch des Landes 452 Die ältesten Belagerungen der Stadt 453; jene durch Mohammed II 454—457; Belagerung und Eroberung durch Suleiman den Großen 458—461. Spaziergang in die Umgegend 462; Freuden der Locanda 463; Aufhebung der Quarantaine 464; Erinnerungen an den Kampf mit dem Drachen 465. armanes Beichen der Stadt 466. 467; Liebesmahl 468; Winterfreuden der Umgegend 469. 470 Familie des Consul Giulani 471; ein Sendschreiben vom Lande geschrieben 472 u. 473; Ruhe der Locanda 474. vergebliche Sorgen 475; Hassans Mittheilun-

gen 476; schneller Witterungswechsel 477; Uebernachten und Erwachen am Lande 478; Abschied von Rhodus 479.

Die Seereise von Rhodus nach Alexandria S. 480. Ausfahrt aus dem Hafen und Aussicht auf die Ufer der Insel 480. Abschied vom Anblick des Landes 481; stürmische Fahrt über das weite Meer 482; Streit der beiden Kapitäne, bei welchem der griechische Recht behält 483; Ankunft in Alexandria 484.

Alexandria. Erster Anblick S. 484; freundlicher Empfang 485; Ausschiffung der Hadschis in das Quarantainegebäude 486, 487. Besuch beim Sprachgitter am Lande 488; große Illuminationen beim Anfang des Ramadans 489; stürmisches Wetter im Innren und Aeußren 490, 491; Quarantaineleben auf dem Schiffe 492, 493; Beendigung der Quarantäne und freier Austritt ans Land 494; erste Besuche in der Stadt 495. — Aufsuchen des alten Alexandria im neuen 496; die Stätte des Bruchion und seines Museums 497; Erinnrungen an das, was hier geleistet worden 498; Größe des alten Alexandria 499; der Mole 500 u. 501; die Nekropolis und das sogenannte Bad der Kleopatra 502; der Marcotissee 503; die Pompejussäule 504; das Gymnasium 505; Circus und Stadtmittelpunkt 506; das Serapien 507; das Alexandria der Sarazenen 508; Verheerung durch die Turken 509. — Die Winterzeit in Alexandria 510; das Frankenquartier 511; der Weihnachtsabend 512; Landzunge von Abukir und Stätte des alten Canopus 513.

Die Nilfahrt nach Cairo. Einrichtung der Nilbarke; Birket Gitas S. 514; Frühlingsabend am Mahmudiekanal 515; Abfu 515. Erster Anblick des Nils 516; die Reize des Landes in seiner Blüthenzeit 517, 518; Fuch und Salmieh 519; die Stätte des alten Sais 520; Schabur (Andropolis) 522; Salamun 523; Schluß des alten und Beginn des neuen Jahres in Zavrah 523—526; Abenteuer in Ghisahi 527; erster Anblick der großen Pyramiden 528; Geduldsübung durch Windstille 528; Weiterfahrt mit starkem Seitenwind 528; Ankunft in Boulak 529; starker Gewitterregen 530; Aussteigen ans Land 531; erste Annäherung an Cairo 531.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

I. Einleitung.

Wohin willst du?

„Wohin willst du?“ so fragen wir den Wandrer, den wir auf einem einsamen, von uns noch nie betretenen Stege einholen, und an den wir uns, wenn er etwa gleichen Weges mit uns gienge, als Gefahrten anschließen möchten. „Wohin willst du?“ so möchte wohl auch der zum Mitreisen geneigte Leser den alten Wandrer fragen, welcher in den nachfolgenden Blattern die Geschichte seiner Reise nach dem Morgenlande beschreibt. Dieselbe Frage wurde schon viermal, zu vier verschiedenen Zeiten meines Lebens an mich gethan und ich brauche hier nur zu berichten, was ich jene vier Male auf sie zur Antwort gegeben.

Es hat wohl selten ein Mensch, der kein Schweizer von Geburt war, so tief, so verzehrend am Heimweh gelitten, als ich. Da ich, in meinem neunten Jahre zum ersten Male vom Hause der Eltern getrennt, an einem fremden Orte lebte, um dort die Schule zu besuchen, da schien mich auch die Miene eines Jeden, der mir theilnehmend in mein verweintes Auge schaute, zu fragen: „wo willst du hin?“ und jeder Nerv, jede Ader meines Wesens antwortete: „Ich will zum Hause meiner

Eltern.“ Dachte und ſprach ich ja, außer den Stunden der Schularbeit nichts andres als was die Heimath, was das Elternhaus angieng; das Heimweh ließ mich nicht einſchlafen, ließ mich nicht ausſchlafen; es ließ mich nicht ruhen beim Spiele der Kinder, nicht froh werden beim Eſſen, wenn ich auch noch ſo hungrig war: im Hauſe der lieben Mutter hätte mich wohl trocknes Brod und Waſſer mehr vergnügt, als in der Fremde Alles was ſüß und lecker iſt. Mein Heimweh wurde nicht eher ſtill, bis die Thräne kam; die bittre ſüße Thräne des heißen Sehnens nach dem Elternhauſe, die anfangs im Verborgenen, ſpäter aber, immer zudringlicher um Mitleid und Hülfe flehend, auch vor Andren geweint wurde.

Ich wundre mich ſelbſt darüber wie ich ſo gar ſiech und elend vor Heimweh ſeyn konnte. Von Natur war ich ein kräftiger, muntrer Knabe, dem, das wiſſen Alle die mich in meiner Kindheit kannten, kein Thurm- oder Kirchengemäuer zu hoch und zu gefährlich, kein Baum oder einzeln hinausragender Aſt zu gäh oder zu ſchwierig zum Beſteigen war; der ohne Grubenlicht dem Bergmann nachſchlich in die dunkle Tiefe*) ohne ſich von dem Sauſen und Heulen der Kunſträder und Saugwerke ſtören zu laſſen. Ich liebte die Einſamkeit und gieng oft ſtundenlang im Buchen- und Tannenwald umher, ſuchend nach Dingen, nach denen Keiner unter meinen Geſpielen Verlangen trug, außer mir. Und an dem fremden Orte, wohin man mich in meinem neunten Jahre gebracht hatte, wohnte ja meine liebe, älteſte Schweſter und der Vorſtand der gut eingerichteten, kleinen Schule, war mein

*) Meine kleine Vaterſtadt hatte damals noch Bergbau.

eigner Schwäger; wie kam es doch da, daß jeder Odemzug, jeder Blutstropfen in mir nur nach dem Elternhause schlug und hinjagte, und daß mich die kindische Thräne des Heimwehes so blind machte gegen all das Treffliche und Gute das um mich her war?

Freilich hatte das Elternhaus gar besondere Dinge in und an sich, die ein junges Herz, gerade je stärker beweglich es war, desto mehr zu sich hinziehen konnten. Es wohnte da vor allem eine Mutter, welcher eine Gabe und Macht der Liebe zu Gott und den Ihrigen, so wie zu allen Menschen verliehen war, wie dergleichen nur selten in einem Menschenherzen gefunden wird; eine Liebe die überall um sich her Friede, Freude und heiteres Wohlseyn ausstrahlte, weil sie in beständiger, das eigne Selbst vergessender That lebendig war. Mit ihr ein Vater, über dessen kräftiges Wesen die Ruhe eines guten Gewissens vor Gott und den Menschen ihren Zutritt breitete, ein Mann in Wort und That, dessen ganzem, festen Wesen der Wahlspruch eingeprägt war: „schlicht und recht das behüte mich“ *). Dabei noch zwei Schwestern, welche dieser Eltern Kinder waren und welche den jüngsten, spätgebornen Bruder von Herzen liebten.

Das Elternhaus hatte aber ausser dem innern, mächtig anziehenden Reiz noch einen andern, auch äußeren: das war die hohe Anmuth der Gegend in welcher es lag. Das nachbarlich an diese angrenzende Wildenthal hat schon vor zweihundert Jahren einen begeisterten Lobredner und Sänger gefunden, an meinem mir sehr theuren,

*) Ps. 25. V. 21.

vielgereiſten Landsmanne Paul Fleming aus Hartenſtein, von welchem namentlich das ſchöne Lied: „In allen meinen Thaten" ſo lange forttönen wird als es einen deutſchen chriſtlichen Geſang giebt *). Der Berg aber, der ſich wie eine hehre Warte an der Weſtſeite der kleinen Halbinſel erhebt, welche durch die beiden gleichnamigen Schweſtern: die Freiberger und Zwickauer Mulde gebildet wird; der Berg worauf meine kleine Vaterſtadt Hohenſtein, in der Grafſchaft Schönburg liegt, trägt denn doch jenes Element, an welchem ſich in der Bruſt des Schweizers das Heimweh entzündet, in noch viel höherem Maaße an ſich, als das liebliche Muldenthal. Er iſt ein Rigiberg im Kleinen; ein Gilead zwiſchen der hehren Gebirgsgegend des Südens und der hier angränzenden, fruchtbaren Ebene des Nordens. Die Kirche des Städtleins, mit ihrem Thurme, wird wegen der hohen Lage weithin im Lande geſehen; nahe bei dieſer Kirche wohnten meine Eltern. Von den Fenſtern ihres Hauſes, mehr aber noch vom väterlichen Garten am Thurme und von der an ihn angrenzenden Höhe überblickt man gegen Sud und Südoſt zunächſt ein wellenförmig emporſteigendes, von grünenden Thälern durchſchnittnes, hügliches Land, über deſſen Saum weiterhin die Gebirgskette der erzreichen Sudeten, mit ihren Gra-

*) Neuerdings hat ein verwandter Geiſt: Guſtav Schwab durch die Herausgabe von Paul Flemings erleſenen Gedichten (Stuttgart 1820) ſammt einer kurzen Lebensbeſchreibung des Dichters den Freunden der deutſchen, lyriſchen Poeſie ein werthvolles Geſchenk gemacht. Das hier erwähnte „Reiſelied" ſteht in der Schwab'ſchen Ausgabe S. 45.

nitzinnen und rundlichen, basaltischen Kuppen emporsteigt; in West und Südwest erheben sich die waldreichen Hochufer des Muldenthales, und in weiter Ferne die Voigtländischen Gebirge; gegen Norden ergeht sich die Aussicht ungehemmt über die weite Ebene des niederen Muldenlaufes; tief am Horizont zeigt sich noch, als letzte dem Auge wahrnehmbare Erhöhung, der Petersberg bei Halle. Damals, in den Zeiten meiner Kindheit, war der seitdem fast kahl gewordene Scheitel unsres vaterstädtischen Berges von einem Walde der hohen Edeltannen und Buchen umkränzt, aus dessen kühlem Schatten mancher seitdem versiegte Quell hervorströmte, in dessen dunkeln Zweigen mancher seitdem verstummte Gesang der Vögel ertönte.

Allerdings war das ein Anblick von seltner Art, wenn von den Fenstern des Elternhauses aus gesehen die Morgensonne an einem hellen Wintertage über die beschneiten Felsenwände des Greifensteines (bei Geyer) emporstieg und wenn nun die beeisten Bachlein im Thale wie Silberfaden das dunkle Grün der Fichtenwälder umspannen, oder wenn das Abendroth seine Flammen über dem Voigtländischen Gebirge und im Nachbarwald der Edeltannen spielen ließ und der Rabe schreiend von dem Zug des Tages wiederkehrte. Der Sturm hatte auf diesen freien Höhen, wenn er die Zweige des vereinzelt stehenden Baums erfaßte oder durch die Schallöcher des Thurmes hindurchstrich, einen ganz andren, mächtigeren Laut als anderswo; der Strahl der Frühlingssonne, wenn er in das grünende, terrassenartig emporsteigende Thal trat, das in Süden und Westen den Fuß des Berges umwindet, oder wenn er auf den südlichen Abhang von diesem selber fiel, weckte da mit den Waldrun-

nen *) zugleich eine Mannichfaltigkeit der Frühlingsblumen des Gebirges, wie sie, in gleicher Fülle nur selten erscheint. Der alte Wandersmann, der damals als Knabe mit einer freilich kindisch übertriebenen Vorliebe an der Gegend seines Geburtsortes hieng, hat seitdem manche Länder und Gegenden gesehen, die wohl zu den schönsten der Erde gehören, noch aber wird ihm das Herz warm, wenn, nach langer Abwesenheit wieder einmal sein Blick, verjüngt wie ein Adler, von der Höhe des Berges seiner kleinen Vaterstadt einen Ausflug weithin über die Thäler und Berge machet.

Im Garten meines Vaters, wie im Thal und auf den Höhen hatten jeder bunte Stein, jede Blume für mich ihre besondere Sprache, ihren Namen; die kleine, glänzende Quarzdruse, die mein erstes, köstliches Besitzthum der Art war, verwahrte ich, wie einen, wenn etwa Feuersgefahr ihn zerstörte, unersetzbaren Schatz, in einer Oeffnung der innern Gartenmauer. Wenn mich dann auch beim Anblick des Bergsaumes, der den Horizont begränzte, je zuweilen das Verlangen anwandelte, zu sehen was jenseits der Berge wäre, so hatte ich doch Viel zu Viel und angelegentlich mit dem Elternhause und seiner Umgebung zu schaffen und zu reden, als daß mir, da zum ersten Male die Frage an mich ergieng, „wo willst du hin?" eine andre Antwort möglich gewesen wäre als die: „zum Hause der Eltern."

---

*) Kleinere, nur im Frühlinge und zwar auf kurze Zeit fließende Quellen, die von dem in die Bergklufte eingedrungenen Wasser des thauenden Schnees und Eises der Höhen ihren Zufluß haben

Der Wunsch, der in dieser Antwort lag, wurde gewährt; nach etwa zweijährigem Aufenthalte an fremdem Orte kam ich wieder heim und blieb im Hause der Eltern bis zur Gränze des Knabenalters. Ueber die ersten beiden Jahre der neuen Trennung breitete ein jugendlicher Leichtsinn seinen Nebel; an dem Orte wo ich damals war, konnte keine Art von Heimweh, konnte nichts Tieferes aufkommen; es war nichts da, was die Tiefe aufregte. Da zog mich, wie eine sichere Ahndung des Künftigen, dergleichen ich in meinem Leben öfters erfahren, Herders mir kaum bekannter Name, Herders Gegenwart nach Weimar, und siehe es ward mir das Glück zu Theil in der Nähe dieses großen Geistes, der seinem Zeitalter ein Ararat, ein Ort der Bergung vor großen Wassern war, aufzuwachen, zum innern, geistigeren Leben. Was ich etwa hierauf als wissenschaftlicher Schriftsteller hervorgebracht habe — es ist so Weniges und so Mangelhaftes, daß ich fürchte es wurde den theuren Mann beschämen, wenn er diese Worte vernähme — dazu danke ich, nächst Gott, den ersten Antrieb und die erste Anregung Herder. In diese lebendig, bis in die Tiefe aufgeregte Zeit meiner Jünglingsjahre fällt nun der zweite Brennpunkt meines Lebens, an welchem mein Innres die Frage vernahm und beantwortete „wohin willst du?“

Die Frage ließ sich zwar damals wiederholt vernehmen, es ist mir aber vor allem ein Moment in der Erinnerung stehen geblieben, in welchem, wie mir scheint, Frage und Antwort am lautesten sich begegneten. Ich erzähle was mir damals geschehen.

Es war ein Tag des eben beginnenden Frühlings, ein solcher, der in allen Seelen das Vergnügen eines Le-

bens weckt, das niemals aufhört, da wollte in mir das Heimweh, das bittersüße, nach dem Elternhause zum zweiten Male, und wie mir schien, innig tiefer als jemals erwachen. Ich stund, ganz allein, an dem kleinen See eines stillen Thales. Das Gewölk gegen Süd und Ost hatte sich leise geöffnet; ein röthlicher Schimmer schwebte am Horizont; ein röthlicher Strahl fiel aus dem Gewölk auf die Bäume am Ufer und auf den Spiegel des Sees; es war als wollte noch jetzt, am Mittage, der ganze Himmel in Morgenroth sich auflösen. Eine Schaar der erst neulich wiedergekehrten Vögel, die über den See flog, wurde nur gesehen, nicht gehört; die Lerche, als dürfte sie die Stille des Thales nicht stören, sang ihr Lied hoch in der Luft; das Gebüsch wie der Baum waren schweigend in das Geheimniß ihres Wachsens und Gedeihens versenkt; es war wie ein Warten in der Natur: ein Warten, das seinen Mund nicht aufthut, weil sich das sehnlich Erwartete schon nahet. Es sind dieses Stunden, da der Geist, welcher in der Natur webt und waltet, dem Geiste, der im Menschen lebt, mehr denn sonst sich nähert, deutlicher denn sonst sich ihm kund giebt. Das Sehnen das in dem heimwehkranken Herzen so eben noch von dem Elternhause sprach, schwieg, mit der schweigenden Natur; wie ein Wandrer, wenn er bei einer am Wege stehenden Menschenschaar vorüberkommt, welche unverwandt, in stiller Erwartung, nach einem vor ihr gelegenen Punkte hinblickt, unwillkührlich sein Auge dahinwendet, wohin die Andren sehen; so lauschte der innre Sinn des Jünglinges, von welchem wir hier, aus seinem eignen Munde erzählen, auf eine Stimme, die ihm sagen konnte, wohin dieses Warten der Natur gienge?

Die Frühlingssonne trat jetzt frei aus dem Gewölk hervor, da endete das Schweigen; die Nachtigall im Gebüsch begann ihr erstes Lied: das Lied, das nach dem Verlauf der Wanderzeit durch ferne Auen, die wiedererreichte Heimath begrüßt. Dem Jünglinge war es als sey heute sein inneres Ohr geöffnet; als verstünde er die Sprache der Sängerin, die mitten in die Begrüßung der Heimath das Lob des Landes verwebte, aus dem sie so eben kam. „Ja," so schien mirs lautete der Inhalt des Liedes, „ja das Wiedersehen der Stätte, die mich gebar, ist süß, und mächtig der Zug, der mich nach ihr zurückführte; mächtiger aber noch war jener, der mich im Spätsommer, als hier noch Feld und Gebüsch mit all ihrer grünenden Fülle geschmückt waren, hinwegtrug über Meer und fernes Land, in die Geburtsstätte der höheren Art, aus der sich am Morgen die Sonne erhebt und über die ihr Weg am Mittage hinübergeht. Das Sehnen, das zum Wandern treibt, weiß von einer doppelten Heimath: von jener, in der das einzelne, sterbliche Leben geboren ward und erzogen, und von einem andern, aus welchem das Leben Aller, das Leben des ganzen Geschlechts seinen Anfang nahm."

Es war freilich nicht bloß das Lied der Nachtigall oder die begeisternde Kraft die in der Schönheit des Frühlingstages lag, sondern mehr denn beide war es ein inneres, aus der Seele selber kommendes Bewegen, was in jener Stunde dem enger beschränkten Heimweh, das noch kurz vorher sich schmerzlich geregt hatte, eine neue Richtung gab; was dem Herzen auf die abermals wach gewordene Frage: wohin willst du? die Antwort einsprach: „in das Land des Aufganges der Geschichte meines Geschlechts." Eine unbeschreibliche Lust zum

Wandern, zum weiten Wandern hatte mich seitdem ergriffen; meine liebste Erholung von dem gewöhnlichen Werk des Tages war das Lesen von Reisebeschreibungen, und wenn im Herbst die kleinen Zugvögel auf der Heide sangen: „ziehe mit" — „ziehe mit," da konnte ich nicht widerstehen, ich ergriff den Wanderstab, und zog, so weit es gehen wollte über Berg und Thal, bis zuletzt, nach vierzig Jahren — denn so weit liegt jener Frühlingstag meiner Jugend*) schon hinter mir, es mir war, als ob der Wanderstab, den ich so lange rüstig geführt und bewegt hatte wohin ich wollte, jetzt mich, bei schon ergrauendem Haare erfaßte und mich führte dahin ich gehen mußte. Ehe ich aber dieses Begebniß, so wie jenen entscheidendsten Augenblick meines späteren Mannesalter beschreibe, da in meinem Innern zum dritten Male die Frage gefragt und beantwortet wurde: „wohin willst du" muß ich zuerst noch über den Sinn der Antwort, die mir das zweite Mal auf jene Frage in Herz und Mund gelegt wurde, etwas Weiteres berichten.

Es wirkt nicht allein auf den Vogel ein zweifacher Zug zum Wandern: einmal nach dem besondren, engbeschränkten Bergungsplatz, da sein mütterliches Nestlein ist, und Nahrung für ihn und die Jungen, dann nach dem allgemeineren, weiteren, da die zahllosen Schaaren seines Geschlechts Bergung vor dem Winter und Fülle der Nahrung finden, sondern auch im Menschen regt sich ein ähnlicher, doppelter Zug des Heimwehes und der Wanderlust. Kaum giebt es ein Volk der Erde, in welchem nicht, wie ein Jugendtraum noch die Kunde nach-

*) Im Jahr 1797.

tönte von einem Lande des gemeinsamen Ursprunges, von einer paradiesisch reichen, früheren Heimath seines Geschlechts, und in welchem diese Kunde nicht einen Zug des Heimwehs aufregte. — Ein Berg war es, bewohnt von geisterhaften Mächten: der Goldberg Meru, von welchem, nach der Sage der Inder, als von dem Wohnsitz der seligen Götter, der Ausgang des Schaffens geschehen; die Kunde von diesem Paradiese, dessen ewige Fülle von keinem Sturme bewegt ward, kleidete sich bei den Griechen in die Sage vom Lande der Hyperboräer; ein letzter Nachklang der alten Ueberlieferung war vielleicht selbst die Dichtung von der Nibelungen Hort. Wie die Magnetnadel in den Gegenden, die einwärts dem physikalischen Erdpole liegen gen Westen, in denen die westwärts gelegen sind gen Osten hinweiset: nach dem Punkte, von welchem ihr lebendiges Bewegen ausgieng; so weiset uns ein altes Sehnen der Völker in Osten, wie die Stimme des sterbenden Confucius, wie der Stern jener Weisen des Morgenlandes nach Westen, während sich das Erwarten der Bewohner des Westens gegen den Aufgang, als auf das Land der Erfüllung hinwendet. Es ist dieses Heimweh des Menschen nach dem vormaligen, paradiesisch schönen Wohnsitz seines Geschlechts zum Theil selbst ein anregendes Element für die Wanderungen der Völker gewesen, welche im Reiche des Sichtbaren vergeblich nach dem suchten, das nur in einem Reiche des Höheren zu finden war. Und dennoch spiegelt sich ja immer, auch im Sichtbaren und Niedreren, das Höhere, nicht mehr im Bereich des Sichtbaren Liegende ab; es läßt sich wirklich, auch noch auf Erden eine Stätte bezeichnen, welche auf den Namen des Ausgangspunktes der Geschichte unsers Geschlechtes und der zunächst zu

dieſem gehörigen organiſchen Natur einen Anſpruch machen kann.

Seitdem Paul Tournefort auf ſeiner Reiſe nach den Morgenländern an dem Ararat eine Welt im Kleinen kennen gelernt und beſchrieben hatte, in welcher ſich auf engem Raume faſt alle Hauptformen des Pflanzenreiches beiſammen finden: unten am Fuße des Berges die Gewächſe des wärmeren Aſiens, höher hinauf die des mittleren Europas, näher nach dem beſchneiten Gipfel die Pflanzengeſchlechter vom nördlichen Schweden und Lappland, hatte ſich hie und da bei den Naturforſchern die Vorſtellung von einem, ich möchte ſagen, Schöpfungsberge gebildet, der vielleicht wie eine Inſel aus dem Gewäſſer hervorragend, die Stammformen der Geſchlechter der organiſchen Weſen trug und hegte, die ſich nachmals im Verlaufe der Zeiten über alle Gegenden der Erde ausbreiteten und fortpflanzten. Und in der That, an die von Tournefort veranlaßte Vorſtellung werden wir noch von einer ganz andern Seite erinnert.

In dem Hochlande Armeniens, umgürtet und bewacht von der Wildniß, welche hier erhabener iſt und gewaltiger als an andern Orten der Erde, liegt eine Gegend, auf die der Morgenglanz der Geſchichte unſres Geſchlechts ſeine erſten erhellenden Strahlen wirft. Einſam erhebt ſich dort der Ararat über die Hochebene; ein Mittelpunkt des größeſten Länderſtriches der Erde, welcher vom Südende von Afrika bis zum nordöſtlichen Kuſtenſaume von Aſien reicht; ein Mittelpunkt des Zuges der Wüſten, wie der Gewäſſer, deren Stromgebiete von ſeiner Nachbarſchaft aus nach allen Richtungen hin zu den Meeren und Seen im Norden und Weſten, in Süden und Oſten ſich

hinabsenken *). Die hehre Warte jenes Gebirges, das in seinen Umrissen einem Schiffe verglichen wird, erscheinet noch jetzt den umwohnenden Völkern wie den Bewohnern der westlichen Länder als eine Denksäule der großen Errettungen; als eine Stätte des Ausruhens von dem Ungestüm der gewaltigen Wasser. Denn hier, in dieser Gegend, war es, wo der übrig gelassene Sprosse eines älteren, zertrümmerten Stammes unsres Geschlechts zuerst wieder Wurzeln schlug; hier erbaute am Frühlingsmorgen des zweiten Weltentages Noah jene Hütten, aus denen, wie aus einem gemeinsamen Quellpunkte, die Ströme der Völker von neuem über die Länder der Erde sich ergossen.

Aber diese Gegend, in deren Thälern und Ebenen noch jetzt ein fast beständiger Frühling seinen Sitz hat, ist nicht bloß die Zeugin des einen, zweiten Frühlingsmorgens der Geschichte unsres Geschlechts gewesen; sie war auch Zeugin nicht nur, sondern Theilhaberin an der Herrlichkeit eines andern Tages, dem an äußerer Fülle und Lieblichkeit kein andrer Tag der Erde gleich kam. Könnten diese Berge und Thäler mit Worten von Dem zeugen, was einst in ihrer Mitte sich zugetragen, dann würde ihre Stimme ein Lied der Schöpfung nachhallen, bei dessen Tönen der Mensch einst zum Bewußtseyn seiner selbst und zum Anschauen Dessen erwachte, der ihn erschuf. Denn hier, diese Hochebene an den Quellen des Euphrat und Tigris, welche noch jetzt, vorzugsweise vor allen andren Punkten der Erdfläche, als das vermuthli-

*) M. vgl. C. v. Raumer's Abh. in der Hertha 1829 S. 346. so wie dessen allgem. Geographie.

che Vaterland unsrer Getreide- und Obstarten, wie der nützlichsten Hausthiere erscheint, wird uns von der heiligen Urkunde als die erste Heimath unsres Geschlechts; als die Stätte des Paradieses bezeichnet *). Noah, als er aus den Schrecknissen der allverheerenden Fluth hieher entrann, hatte seine Bergungsstätte nahe bei der Heimath der ersten Väter gefunden.

Und fürwahr, die Kräfte der frischesten Jugend der Menschennatur müssen sich, ein und das andre Mal, hier, wie in den nachbarlich angränzenden Ländern, in einer Stärke und Mächtigkeit geregt haben, wie kaum sonst in andren Gegenden der Erde; hier ward namentlich ein Bauwerk des Menschengeistes begründet, welches statt der Werksteine aus den Sternen des Himmels zusammengefügt ist; denn noch jetzt verräth das älteste System der Sternkunde durch die Anfügung seiner Elemente an die Grade der Breite dieses Erdstriches, daß es von da seinen Ausgang genommen. Riesenhaft groß und mächtig, dieß bezeugen selbst die wenigen übrig gebliebenen Trümmer, muß aber auch alles Das gewesen seyn, was, bald nach dem Beginn des zweiten, neadischen Weltentages, die Jugendzeit der Völker, dort, auf dem Tummelplatz ihrer ersten Thaten, aus irdischem Material erbaute. Das, was der spätgeborne Sohn des Westens bei dem Anblick von Baalbeck empfindet, in dessen Ringmauern Werkstücke von mehr denn sechzig Fuß Länge sich finden; das was er bei dem Anblick von Palmyra fühlt, das ist dennoch, was die Größe und Macht der Massen betrifft,

*) Genes. 2.

nur ein ſchwacher Nachhall von Dem, was vormals in den öſtlicher gelegenen Ländern beſtanden.

Wie ein einſamer Wandrer ſtrömt der Euphrat an den Schutthaufen des alten Babylon, der Tigris an der Stätte vorüber, auf welcher einſt das mächtige Ninive drei Tagreiſen weit ſich ausbreitete; ſtatt der Menge der Städte die während ihres längſt vergangenen Jahrtauſends in dem Gewäſſer jener Ströme ſich ſpiegelten, wirft jetzt die verödete, menſchenleere Wüſte ihren Schatten darein; nicht ein Drittheil, nicht die Hälfte, ſondern mehr denn neun Zehntheile der Zahl der Seelen, die einſt hier wohnte, und von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich forterbte, ſind von dem ſchweren Gerichte der Zeiten, das dieſen reichen Erdſtrich traf, entdeckt und hinweggeräumt worden; zur Erde, in den Staub gefallen, ſind die Sterne der irdiſchen Größe, welche einſt hier leuchteten. Sollte jener große König, der im Geſichte der Nacht mit dem goldnen Haupte verglichen ward; jener König, der auf dem Dache ſeiner Burg wandelnd, vor Hochmuth trunken, ſich des Anblickes „der großen Babel" freuete, „die er ſich erbaut hatte zu Ehren ſeiner Herrlichkeit" *), ſollte dieſer jetzt auf dem Trümmerhügel ſtehen, zu welchem ſeine Königsburg zuſammengeſunken iſt, und um ſich ſchauen, wie würde es da vor Dem ihm grauen, das einſtmals ſeiner Augen Luſt war. Den Lauf der langen, geraden Straßen, die ſich meilenweit in Oſten, meilenweit in Weſten, ſeitwärts vom Strome des Euphrat, und eben ſo weit, ſeinem Laufe folgend, gegen Norden und Süden ausdehnten, bezeichnen anjetzt nur

*) Daniel 4. V. 27

noch jene wall- oder rainartigen Schutthaufen, an deren Abhange sich die Schlange sonnet; Nebucadnezars, des Weltbeherrschers Pallast, in dessen Sälen Alexander, der Welterschütterer, starb, unterscheidet sich von den andern Trümmerhaufen, die an der Ostseite des Stromes liegen, nur durch seine bedeutendere Höhe und Ausdehnung; vergeblich suchet da das Känzlein ein aufrecht stehendes Gemäuer, in welchem es sich vor dem blendenden Lichte des Tages verbergen könnte. Und wen sollte auch die grauenvolle Zerstörung aller der Bauwerke, welche die Ostseite der vormaligen Haupt- und Mutterstadt der Weltenreiche umfaßte, noch befremden, wenn er die Zertrümmerung jener ungleich colossaleren Werke der Menschenhand gesehen, die an der Westseite des Stromes stunden. Von Bagdad herkommend, haben mehrere frühere Reisende jenen Theil der Ruinen des alten Babylons, von denen wir jetzt reden, gar nicht beachtet, denn sie liegen drei Stunden Weges vom Ufer des Euphrat ab. Hier — es war einst, nach der Beschreibung der Alten, die Mitte der Stadt, stund, selbst noch in den Zeiten der genaueren historischen Kunde, jener Birs Nimrud oder Thurm des Baal, welcher in acht terassenartig sich absetzenden Stockwerken, deren unterstes sechshundert Fuß im Durchmesser beherrschte, bis zur entsprechenden Höhe von sechshundert Fußen sich erhob; es umfaßte dieser Thurm in seinem mächtig weiten, unterem Ringe, den viereckten Tempel des Baal, dessen Umfang zwölfhundert, die Länge jeder der einzelnen Saulen dreihundert Fuß betrug; im Innersten des Tempels fand sich das vierzig Fuß hohe güldene (wenigstens mit dichtem Goldblech überzogene) Bild des babylonischen Gottes, für dessen unmittelbares, persönliches Annahen die Kammer des obersten Stockwerkes

les erbaut war. Doch dieſer Thurm, den uns Strabo beſchreibt, war ſelber nur ein Neubau, errichtet über den Trümmern eines Thurmes zu Babel, von deſſen älteſtem Bau die hiſtoriſche Kunde uns zwar kein Maaß der Ruthe und Ellen, die heilige Urkunde aber ein andeutendes Bild gegeben hat, das den Schatten ſeines mächtigen Emporſtrebens weithin über das Feld der Geſchichte der nachkommenden Geſchlechter wirft. Noch jetzt ziehet der Trümmerberg, der ſich an der Stätte des denkwürdigen Gigantenwerkes emporthürmt, von Allem was die Zeit, deren Zuname das Vergehen iſt, von der alten Babel übrig gelaſſen hat, das Auge des Wanderers am meiſten an ſich. Er erſcheint als eine terraſſenartig emporſteigende Anhöhe, die zu unterſt aus einem Schuttwerk von alten Bauſteinen beſtehet, welche, nach Ker-Porters Beſchreibung und Ausdruck *), wie durch ein Feuer vom Himmel, wie durch Blitze verglaſet ſind, und vielleicht, daß dieſer unterſte Hügel der zerſchmetterte Leichnam jenes älteſten Thurmes zu Babel iſt, der ſich die Höhe des Höchſten zum Endziel ſeines jugendlich übermüthigen Emporſtrebens erleſen hatte. Oben auf der Mitte des Trümmerhügels ſteht noch jetzt ein kunſtreiches Gemäuer, aus den Zeiten der ſpäteren aſſyriſch-babyloniſchen Weltherrſchaft den wilden Thieren, welche in unſern Tagen die wüſte Stätte des geſunkenen Thrones beherrſchen,

*) Ker Porter travels II p. 312—317 u. f.; m. vgl. auch Maurice Rich. Memoir on the ruins of Babylon, ſo wie deſſelben Observations on the ruins of Babyl. und Topographie of anc. Bab. in d. Archaeol. Britt. XVIII. S. 242; u. Hammers Fundgruben III; K. O. Müllers Handb. d. Archaol. u. Kunſt S. 259.

einen nothdürftigen Schatten; Ker-Porter sahe bei einem seiner Besuche des Birs Nimrud zwei Löwen neben jenem Gemäuer stehen, welche erst bei dem lauten Geschrei, das seine arabischen Begleiter erhuben, sich entfernten.

Daß von Ninive, daß von der noch gewaltigeren Babel, deren Stadtmauern, ehe Darius Hystaspes sie erniedrigte, nach Herodots Angabe 350 Fuß hoch waren, fast gar nichts übrig geblieben als häßliche Schutthaufen, das darf uns nicht befremden. Das Material aus welchem zum größeren Theil jene uralten Städte erbaut waren, konnte ihnen keine lange Ausdauer geben: es bestund aus Backsteinen, geformt aus dem feinen Thon der Euphratebene, verbunden mit Asphalt aus Is am Euphrat und mit Rohrlagen. Auch bei solchen Menschenwerken wird erkannt, daß der Anfang zwar von einem Antriebe ausgehe, der, im Vergleich mit jenem der den Fortgang bewirkt, von überwiegend mächtigerer geistiger Natur ist, daß aber die leibliche Basis mit welcher dieser Antrieb sich überkleidet, wie bei der Blüthe des Baumes eine leichter vergängliche sey, während später, nach dem Vergehen der Fülle der Blüthen die Früchte, sparsamer an Zahl und langsamer, zugleich aber auch in dauerhafterer Form heranwachsen. Uebrigens konnte auch Babylon, außer der Euphratsbrücke noch manche andre Bauwerke aus festerem Gestein umfaßt haben, deren Trümmer ein später bauendes Geschlecht von ihrer anfänglichen Stätte hinwegführte; denn aus den Ruinen jener alten Herrscherstadt haben *), außer den vielen kleine-

*) Begünstigt von den jährlichen Stromschwellen, welche nach

ren, drei namhafte Städte des späteren Alterthums sich erbaut und ausgestattet: Seleucia der Griechen, Ktesiphon der Parther und Al-Maidan der Perser.

Siegreicher sind aus dem Kampfe mit den Verheerungen der Zeiten jene Werke der verständig und künstlich bauenden Menschenhand hervorgegangen, welche vormals um einen zweiten Thron der irdischen Herrlichkeit versammelt waren: um jenen, den das Geschlecht des Chus im Nilthale begründete; in dem Thale das so reich begabt ist mit allen Lieblichkeiten, mit aller Fülle und Kraft der Natur. Der Geist des Menschen hat hier, an der Gränze der Wüste, welche den beständigen Schlaf des Todes schläft, Denkmale seines lebendigen Bewegens hinterlassen, die noch jetzt in dem sie Betrachtenden eine lebendige Bewegung der Theilnahme erwecken, an einem irre gegangenen Sehnen der Menschenseele, welches das Leben, das ohne Ende ist, da gesucht hatte wo dasselbe nie gefunden wird: bei den Gebeinen der Todten. Riesenhaft mächtig dann, wie das ungestillte Sehnen des Menschengeistes, erheben sich jene Pyramiden, neben deren fast unzerstörbar festem Gebäu schon weit mehr denn hundert Geschlechter den Menschen geboren wurden und sich niederlegten zur langen Ruhe des Grabes. Auch die Ruinen der alten Königsstadt Theben, welche noch jetzt einen Umkreis von neun Stunden Weges erfüllen, tragen eine Beachtung erweckende Macht in sich, die mehr in der Bewegung des Suchens, als in der befriedigten Ruhe des Findens oder Gefundenhabens ihren Grund

---

Ker-Porter das Ueberschiffen der Steine vom Euphrat bis zum Tigris möglich machen.

hat. Denn wenn der Geiſt des Wanderers jene Memnonskoloſſe „Tama“ und „Shama“ *), welche hoch über den Akazienwald des alten thebaniſchen Gefildes hervorragen; wenn er jene rieſenhaften Sphinxe, deren Reihen zwiſchen Luksor und Karnack eine weithin laufende Allee bilden **); wenn er die Bildwerke der Tempel und Grabgewölbe des alten Aegyptens fraget: „wohin ſchauet euer Auge ſo unverwandt?“ — Da antworten jene: „wir ſehen des Lebens Ende, wir ſchauen den Tod an.“ — Wenn dann der Geiſt des Wandrers weiter fragt: „was ſuchet ihr bei dem Tode?“ — Da ſprechen jene „wir ſuchen bei ihm die Löſung des Räthſels, das in der Bruſt des Menſchen ſtehet.“ — „Und wie heißt das Räthſel?“ — „Es heißet Ewigkeit.“ — „Habt ihr bei dem Schweigen der Gräber die Löſung gefunden?“ — „Der Staub, den geſtern der Wind verwehte, ſagte zu uns, ich kenne ſie nicht; der Splitter des Todtengebeines, dem unſre Kunſt Ewigkeit zu geben wähnte und mit welchem nun die Hand des ſpätgebornen Fremdlings ihr Spiel treibt, ſprach: ich weiß nicht was ewig iſt.“

Wir haben erſt einen Theil der Fernanſicht jenes Landes des Aufganges der Geſchichte unſres Geſchlechts betrachtet, von welchem damals, als zum zweiten Male die Frage: „wohin willſt du?“ in mir laut wurde, die Antwort ſprach. Näher als alle Herrlichkeiten und Werke der ſchaffenden Menſchenhand lagen damals dem Jüng-

*) So nennen ſie die umwohnenden Araber.

**) Die hier erwähnte erſtreckt ſich über mehr als eine halbe Stunde Weges.

ling jene noch unvergänglicheren Herrlichkeiten und Werke, welche der bedenkende, schaffende Geist namentlich bei dem Volke der Griechen und Römer geweckt und zur Vollendung gebracht hat. Ninive's Stätte und Nebucadnezars Königspallast konnten keinen so anziehenden Reiz für mich haben, als Homers liebliches Vaterland, als der hohe Ida und Troja's verödete Küste. Jene Lehren uralter Weisheit welche man einst in Aegyptens Tempeln vernahm, oder welche die chaldäische Sternkunde auf Babylons kunstlich bereitete Steine schrieb, mögen allerdings hehren, reichen Inhaltes gewesen seyn; näher aber und vertrauter sind dem nach Erleuchtung verlangenden Geiste jene offenkundigen Lehren, welche die Weisen von Athen nicht im verschlossenen Innern der Tempelgewölbe, sondern hier im Schatten der Platane, dort beim freundschaftlichen Mahle und selbst mitten im Geräusch der öffentlichen Volksversammlungen Jedem, der offnen Sinnes für ihre Worte war, verkundeten. Das Andenken an Ninus und Semiramis ausgedehnte Herrschergewalt, oder an Nebucadnezars stolze Macht, konnte mich nicht so rühren, als die Beschreibung von des alten Roms Einfalt der Sitten und innerer Kraft; die Ufer von Salamis und Marathons Gefilde können es bezeugen, wie weit überlegen die eigne durch ernstes Streben erworbene Kraft des Armes jener Macht sey, welche der im Purpur erwachsene Despot des Morgenlandes durch die Menge der bei der Geburt ihm zugefallenen Arme der Sklaven empfieng.

Ueberhaupt zog mich namentlich zu den Griechen und Römern nicht bloß die Verwandtschaft der äußern Form und der innern Richtung mit der meines eignen Volkes hin, sondern ein jugendliches Wohlgefallen an jener ju-

gendlich selbstthätigen Kraft, die sich, wie der Adler des Fluges, so der Arbeit und des Sieges über das feindlich hemmende und beschränkende Element freut. Denn während die vormals herrschenden Völker am Euphrat wie am Nil zunächst nur des Genusses und Besitzes jener Güter pflegten, in deren Fülle, wie in einem wohlgesicherten väterlichen Erbtheil, sie geboren waren, mußten und wollten die Völker des Westens mit der Mühe der Hand das Eigenthum sich erwerben. Dem Westen und höherem Norden, wohin diese kräftigen, unter sich nahe verwandten Völker sich ausbreiteten, konnte auch äußerlich der fruchtbringende Boden nur im männlichen Kampfe des Armes mit den schwer durchdringlichen Waldungen und mit den wilden Thieren in ihrem Innren abgewonnen und durch immer sich wieder erneuernde Arbeit im Bau erhalten werden. Hier giebt es keine Palmen, die dem Schläfer unter ihrem Obdache ihre Früchte fast mühelos darreichen; selbst den Sprößling des Obstbaumes und den Saamen des Getraides mußten die Völker, welche hier ihre Wohnstätten aufschlugen, mit sich aus der alten Heimath des Ostens herüberbringen. Wie das edle Metall des Nordens und das nützliche Eisen ist da Alles als ein Keim, welcher der Menschenthat zu seiner Belebung bedarf, im Boden verschlossen, oder muß durch den rüstigen Arm, mit Jagdspieß, Bogen und Fischernetz erbeutet werden. Selbst in dem Gebiet des Wissens betrat das kräftige Volk des Westens, durch eigne Wahl, zuerst die Bahn eines selbstständigen Forschens; die Güter jener Tempelweisheit, welche den Völkern des Ostens ohne ihr Zuthun, als ein ererbtes Gut aus dem Mund und der Hand der Väter gekommen waren, diese verarbeiteten sich namentlich die Griechen durch eignes Sin-

nen und geiſtiges Bemühen; ſo zeigte ſich in jeder Hinſicht der Stamm der Völker, welcher im Weſten des mittlern Aſiens und dieſſeits des Bosporus und des Archipelagus herrſchte, neben jenem, der auf Sinears und Aegyptens üppigem Boden wurzelte und waltete, wie ein kräftig männliches Geſchlecht, neben dem minder kräftigen, nicht männlichen.

Die heilige Urkunde nennt uns drei Hauptſtämme des nun auf Erden angeſiedelten Geſchlechtes der Menſchen, welche, nach der allverheerenden Fluth, in das Geſchäft der Beſitznahme und des Wiederanbaues der Länder ſich theilten, und in der That ſind es drei verſchiedene Richtungen des Bewegens und der äußren Geſtaltung, in welche, von früheſter Zeit an, die Maſſe der Völker ſich ſcheidet.

Wir betrachten zuerſt jene Verſchiedenheit, welche die innerſte Wurzel der Menſchennatur angehet: die Kraft und Aeußerung des Denkens und Erkennens. Daß der Menſch nicht urſprünglich, ſo wie er aus der Hand ſeines Schöpfers hervorgieng, ein Thier, mit Anlage zur Vernunft, ſondern umgekehrt ein vernünftiges, denkendes Weſen, mit Anlage zur Thierheit geweſen ſey, das beweiſt uns jeder vergleichende Blick auf die älteſte wie neuere Entwicklungsgeſchichte unſres Geſchlechts. Der Menſch war ein Denkender und Sinnender, weil er ein Sprechender war; der Geiſt des Erkennens, der Geiſt aus Gott, wodurch er von dem Thier ſich unterſchied, war das Wort, war die Sprache. Daß dieſe nicht von niederem, thieriſchen Anfange, ſondern höheren, geiſtigeren Urſprunges ſey, das bezeugt uns die Betrachtung der älteſten bekannten Sprachen; die tiefe Vielſinnigkeit ihrer Worte, die Kraft ihres Ausdruckes. Wie die Pyra-

miden Aegyptens und die Herrlichkeit des alten Thebens zu den bequemen, aber keineswegs großartigen Bauwerken einer modernen Gewerbstadt, verhalten sich die uns bekannten Sprachen des ältern Orients und die des klassischen Alterthums der Griechen und Römer zu den jetzt lebenden, sogenannt gebildeteren Sprachen. Mit Recht hat man gesagt, daß allein in der vielseitigen Bedeutung und Zusammenfügung der Worte der hebräischen und samscretamischen Sprache ein ganzes System der Philosophie verborgen liege. Daß in jenen frühesten Menschenaltern, von denen die historische Kunde weiß, nicht ein halbthierischer Instinkt die Bauwerke am Euphrat und am Nil, wie am Ganges hervorgebracht habe, sondern ein tief bedenkender Verstand, das zeigen uns die Nebengebäude der geistigen Art, die bei jenen steinernen bestunden: die Sternkunde der alten Chaldäer, wie der Aegypter und Inder.

Während die Wissenschaft bei den Völkern aus dem Stamme Japheths, wie wir oben sahen, zwar als das Erzeugniß einer höheren Begeisterung, zugleich aber als ein Werk des einzelnen Menschen erscheint, und Allen zugänglich ist, nennt uns die Tempelweisheit der Völker des Ostens aus den Geschlechtern des Sem und des Cham keine einzelnen, menschlichen Erfinder ihrer geistigen Werke, sondern sie spricht nur von einem höheren, göttlichen Ursprung derselben; die Verwaltung der Güter des höheren Wissens ist zunächst in die Hände eines einzelnen Standes: des Standes der Priester gelegt. Doch eben hiebei zeigt sich ein neuer, bedeutender Unterschied zwischen dem erwählten Saamen aus dem Stamme Sems und den Völkern aus Chams Geschlecht. Das Haus des Sem blieb fortwährend auf dem festen Grunde des höheren, geistigen Anfanges erbaut; nicht bloß die

eigne Aussage, sondern die That und Kraft seiner Geschichte bezeuget es, daß dasselbe wie ein Kind und Erbe in fortwährender, lebendiger Verbindung mit den Kräften des ewigen, väterlichen Ursprunges blieb. Wie eine Felsenwarte, auf deren Ruhesitz die Quellen des Thales hervorbrechen und deren Gipfel dem Wandrer der Wüste zum Richtpunkt des Weges dienet, stehet Sems friedliche Hütte mitten in dem mühevollen Treiben der Urgeschichte der andern Völker da; Sems Geschlecht wußte in der That von einer andren höheren Lust zu zeugen *) als von der Lust der Sinnen. Dagegen war in Chams Völkern, so wie diese im Spiegel der Urkunde und Geschichte uns erscheinen, von Grund aus eine andre innere Richtung, welche vorherrschend auf den Genuß und Besitz Dessen hinzieng, das die Sinne ergötzt und was der leiblichen Natur des Menschen herrlich und groß erscheint. Dieser innre Zug führet nothwendig zur Abhängigkeit unsres Wesens von der Lust und dem Bedürfniß der Sinnen, und wie sich aus dem Schooß der Sklaverei und neben dieser stets die Herrschsucht entfaltet, so wird jene Richtung mittelbar eine Begründerin der Weltenreiche und ihrer Eitelkeit. Ihr entsprechend und je begünstigend ist dann auch die Wahl des äußern Wohnortes gewesen. Denn wenn irgend eine Gegend der Erde geeignet erschien den Zug nach dem Besitzen und Genießen der Herrlichkeit der Welt auf sich hinzulenken, so war dieß jene, die hinabwärts am Euphrat und Tigris und hinanwärts am Nil sich ausbreitet. Hier aber, wie bald nachher am Ganges, schlug vor allem Chams Ge-

*) Ps. 1. V. 2. 37. V. 4. Hiob 22. V. 26.

ſchlecht ſeine Wurzeln; Nimrod, der Sohn Chus, des Sohnes Chams, ſo erzählt uns die heilige Urkunde hatte in Sinear (Babylonien) das erſte Weltenreich begründet, während Mizraim, Chams Sohn, Aegypten zur Stätte ſeiner Herrſchermacht erkohr.

An dem einzelnen Menſchen wie in der Geſchichte ganzer Völker wird es erkannt, daß die Kräfte unſrer Natur in der Gluth des Sehnens nach dem nahe liegenden Sinnlichen am früheſten reifen; am früheſten zu einem Zuſtand der äußern Vollendung und der raſchen Beweglichkeit nach dem Ziele jenes Sehnens gelangen. Dieſes frühe Reifen zu einer vollendeten Form der Staaten und einem Gipfelpunkt der Herrſchergewalt zeigte ſich namentlich auch bei den Völkern aus dem Geſchlechte Chams. Denn dieſe waren es, wie wir eben geſehen, welche mitten in der Fülle des irdiſchen Paradieſes in Meſopotamien und am Nil, jene vorhin erwähnten Bauwerke errichteten, welche, noch in ihren Trümmern, nicht minder von der Geſchicklichkeit der bauenden Hände als von der unumſchränkten Gewalt der Herrſcher zeugen. Sie waren es auch, welche zuerſt von Phöniziens Küſte aus, weithin über das gefahrvolle Meer den Gang nach der Herrlichkeit und den Schätzen der weiter abgelegenen Länder wagten.

Wie viel langſamer und ſpäter, und dennoch dann wie viel kräftiger und ſelbſt mächtiger entwickelte ſich der Keim, der in Japhets hartem Geſchlechte lag, das die Ströme ſeiner Völker über die Länder des Weſtens und Nordens ergoß. Es hatte dieſes Geſchlecht die Kräfte eines doppelten Segens mit ſich aus dem gemeinſamen Hauſe der Väter genommen: den der weitern Verbreitung über das freie, dem Scepter der Weltenreiche des Cham

nicht unterworfene Land der Erde und jenen der einstigen Wiederkehr zu Sems friedlichen Hütten. Die Kraft des letzteren Segens war es, welche Japhets Geschlecht auf dem labyrinthischen Wege seiner Mühen einen Faden der Ariadne in die Hand gab: einen Zug des Heimwehes nach der Ruhe im Vaterhause, der zuletzt aus dem Kampfe der Schwerter zum Frieden, aus dem Dunkel des ungewissen Sehnens zum Licht führte.

Die nordische Edda giebt uns in einer ihrer Sagen, in der von Gangler, dem weitgereisten Könige, ein treues Abbild jenes Geschlechtes der vielgeschäftigen Männer: des Geschlechtes Japhets welches Freude hatte an dem Gedeihen des selbstgepflanzten Keimes und an dem Geniessen der selbsterbeuteten Lust, und welches deshalb in der Wissenschaft, die es sich selbst neu erschuf, wie im Leben von der That des Armes wie des Geistes sich nährte. Gangler, der königliche Wanderer, war aus der Ferne hergekommen, zu forschen nach der Weisheit Urstätte; nach des Werdens verborgenem Anfang und Ende. Gefunden hat er endlich den Ort, von dem eine dunkle Kunde ihm sprach; die sichtbare Vorhalle, da das Göttliche dem Menschlichen sich nahet. Das Thor der mächtigen Burg ist ihm aufgethan; aus ihren Sälen vernimmt er die lauten Stimmen vieler Sprechenden, ein Getös der Waffen. Er tritt in den ersten Saal aus dem das Tönen der sprechenden Stimmen kam und findet ihn leer; die Sprechenden, er hört dies deutlich, sind im angränzenden Saale. Er kommt in diesen, aber auch da ist wieder Alles stumm und leer. So zieht er, im vergeblichen Suchen nach dem Anblicke der Redenden, dem Laute nach, durch manchen der Säle, bis er näher nach dem Innern der Burg gelangt, vor sich Schaaren der spielen-

den Helden erblick', welche sich vergnügen an dem Emporwerfen und Wiederauffangen der spitzigen, scharfen Schwerter. Durch die Tausende der stürzenden Schwerter, welche so dicht fallen als Flocken des Schnees, gehet sein Weg hin; er wandelt ihn furchtlos. Da öffnet sich ihm die Thüre zum innersten Gemach. Hier ist Frieden und Stille; das Getös der Stimmen wie der Waffen wird nicht mehr gehört; auf dem Throne sitzen, von ruhigem Lichte beleuchtet, jene Drei, welche jetzt Drei dann wieder Einer sind: Har, Jafnhar und Tredie; hier vernimmt der Forschende das Geheimniß des Seyns und der Schöpfung Kunde; hier findet er das ersehnte Ziel des langen, vielfach irrenden Wanderns.

Seit jenem Frühlingstage am stillen See, da in mir die Wanderlust nach der Heimath im höheren Sinne: nach den Stätten des Ausgangks der Geschichte unres Geschlechts so mächtig erwachte, war mehr denn ein Jahrzehend vergangen; die Zeit des Lebens war von der Morgenstunde hinweg, dem Mittage näher gerückt. Mir, wie vielen Andren aus Japhets Geschlecht, war das geschehen was uns die Sage von Gangler im Abbilde darstellt. Wir suchten weit herum im Lande nach einer Weisheit, an deren Fülle der Geist ein Ausruhen und Frieden finden könnte, und siehe ein Ende des Weges — es war wie ein Gemäuer, das uns nicht weiter ließ — schien erreicht. Da hörten wir ein Gerede vieler Stimmen; wir giengen dem Gerede nach, denn durch die Vielen, so wähnten wir, konnte man vielleicht die sichre Kunde vernehmen von dem was wir suchten. Aber das Gerede der Vielen, wenn wir näher traten, zerstob in ein leeres Nichts, auch das Gedräng der Reth, wenn es gleich den spitzen Schwertern der Kämpfer, in Gang-

les Tages, dicht wie Schneeflocken auf uns herabfiel, konnte nichts Andres als unsre Schritte nach dem Ort des Friedens und des sichern Ausruhens beschleunigen. Endlich fand sich das, was wir suchten, in der stillen Kammer, die jenseit des Lärmens der vielen Stimmen wie der Waffen, im Innersten des Hauses lag.

Ein Räthsel war mir auf dem Wege den mein Sehnen nach den Stätten des Aufganges, mein Wandeln über das Feld der Geschichte unsres Geschlechtes nahm, aufgefallen, davon hatte ich die Lösung gerne gewußt; das Räthsel wie doch das, was durch eignen, inwohnenden Zug seiner Natur, gleich dem fallenden Steine hinab zur Tiefe gesunken war, ganz seiner Natur entgegen, sich wieder erheben und emporsteigen konnte. Denn wenn aus der Mitte der Menschenzeiten jenes äußerlich so unscheinbare Ereigniß hinwegfiele, das einst in Bethlehem, in Jerusalem statt gefunden, was wäre dann aus der innern Verwesung geworden, in welche die herrschende Welt der Heiden mit all ihrer äußern Bildung und Herrlichkeit am Ende des zweiten Weltentages versunken war? Giebt es auch wohl unter den Heilmitteln unsrer Menschenweisheit eines, welches kräftig genug wäre das Todte, das schon so weit von der Fäulniß eines allgemeinen Verderbens ergriffen war, wieder zu erwecken und dasselbe zur Jugendfrische und Gesundheit zurück zu führen?

Vor diesem Räthsel stund ich noch sinnend, da kam die Stunde, da zum dritten Male in meinem Leben in meinem Innren die Frage gefragt und beantwortet wurde: **wohin willst du?** Es ist diesmal nicht zunächst von einem äußren, sondern von einem innren Ereigniß die Rede, welches der wörtlichen Erzählung sich entzieht; ich gebe deshalb, statt eines äußerlich thatsächlichen

Berichtes von der Geschichte jener Stunde, ein Bild der innren Gestalt derselben, wie dieses in dem Spiegel eines Vergleiches sich darstellt; eines Vergleiches der jedoch Vielen von Denen, welche mit mir die Geschichte jener Tage erlebten, aus denen ich Ein einzelnes Moment hervorhebe, leicht verständlich seyn wird.

Es war eine Nacht — ich meine die dunkelste meines Lebens; — der Himmel war mit Gewitterwolken bedeckt; mit dem Laut des Donners vermischte sich ein Rasseln in der Luft, wie das des nahenden Hagels; Blitze zuckten von allen Seiten hervor; kehrte der Wandrer, von dem Leuchten, das aus Osten kam, geblendet, sich zurück nach Westen, da schreckte ihn eine andre stärkere Flamme, die aus dem Westen hervorbrach; hinter der Gefahr, die aus Norden drohete, machte sich unverzüglich die andre auf, die von Süden ausgieng. Das arme Land war damals *) von den Kriegsvölkern eines äußern Feindes zertreten; der Weinberg, wo man sonst, wenn etwa die Stadt ein Gedräng der Noth traf, eine Stätte der Bergung und der Sicherheit gefunden, war von innren Feinden — von den Weingärtnern selber **) — verwüstet; er war zu einem Anblick des Entsetzens und des Eckels geworden ***). Ich suchte, getrieben von innrer Angst, nach einem Obdach; nach einer Lagerstätte in der späten Nacht, denn mein ganzes Haupt war krank, das ganze Herz war matt. „Da kam ich an einen Ort, der einem Häuslein im Weinberge, einer Nachthütte im

*) 1809 und 1810.

**) Es. 3. V. 14.

***) Matth. 21.

Kürbisgarten" *) glich. Ich hörte da die Stimme eines Rufenden, welche zu Dem sprach, Der da hält Bund und Gnade Denen die Ihn lieben und die seine Gebote halten **), eine Stimme welche die Schuld der Weingärtner und des ganzen Volkes bekannte, das sich zur Feindschaft seines eigenen väterlichen Erbes und des heiligen Berges verkehrt hatte. Mitten unter den Tönen der Stimme des Rufenden hörte man die eines Kampfes, welchen Einer, der von Natur schwach war, mit dem Starken zu kämpfen wagte. Und siehe, jener siegte über den Starken, als er, statt der eignen Waffe, die Waffe des Starken erfaßte, welche dieser ihm willig abtrat, weil der Kampf ein Kampf des Liebenden mit dem Geliebten war ***).

Ich trat hinein in die Nachthütte des Kürbisgartens und fand da eine vom Feinde noch unbesiegte, „übrig gelassene" Statte †) des Ausruhens. Hier war ein festes Obdach gegen den niederstürzenden Hagel; das Zucken der Blitze leuchtete nicht hinein; der Donner war jenseits der Berge verstummt. In mir war es, durch die Stimme des Rufenden, mehr aber noch durch die Nähe Dessen, mit dem der Rufende den Kampf des geistigen Schauens gekämpft hatte, Friede geworden; eine Stunde der Ruhe war gekommen, wie ich sie seit Langem nicht genossen. Der Morgen leuchtete herein; sein Strahl fiel gerade auf das Bild jenes großen Ereignisses, das in

---

*) Esaj. 1. V. 5 — 8.

**) Dan. 4. V. 4 — 19.

***) Dan. 4. V. 18.

†) Esaj. 1. V. 9.

Bethlehem, das in Jerusalem statt gefunden, und siehe, der Augenblick war verhanden, da ich an und in mir selber die Lösung des Räthsels erfuhr: wie das Herz das durch eigenen, inwohnenden Zug seiner Natur, gleich dem fallenden Steine hinab zur Tiefe gesunken war, ganz seiner Natur entgegen, sich wieder erheben und emporsteigen könne. Das „kranke Haupt" war eben noch geneigt; von dem Ausruhen gestärkt richtete es sich jetzt empor; siehe da war mirs als vernähm ich zum dritten Mal in meinem Leben die Frage: wo willst du hin? und die Antwort war fast eine ähnliche als sie würde gewesen seyn, wenn jemand in meiner Kindheit, im Hause der Eltern mich so gefragt hätte. „Wo sollte ich hingehen," so lautete sie jetzt, „was ich gesucht das hab' ich nun." Die Ruhe in der sichern, stillen Stätte that wohl; sie diente zur Stärkung und Bekräftigung des Hauptes wie der Glieder.

Der Herr des Weinberges, bei welchem es mir vergönnt war meine Hütte zu bewohnen, hatte mich indeß zu dem Geschäft eines Boten bestellt, welcher gebraucht ward um etwa da und dort ein Gewürzkraut der Berge, einen Stein zum Bauen oder auch Blumen zur Erquikkung und Belehrung der Kinder des Hauses herbei zu holen. Wenn ich dann in der Stunde des fruhen Morgens, da der Thau auf dem Felde lag, oder am späten Abend über Berg und Heide gieng, da war ich fröhlich, denn ich wußte, mein Gang sey nach Seinem Geheiß. Oefter wurde es mir auch freigestellt, in der Nähe oder in der Ferne den Ort selber zum Ziel meines Weges zu erwählen, wo ich den heilsamen Enzian oder die balsamische Lilie des Thales reichlicher zu finden meinte. Und so geschah mir es auch jüngsthin da ich rufend in meiner

Hütte

Hütte stund und darüber nachsann wohin der etwa weitere Gang am meisten sich lohnen möchte, daß ich abermals gefragt wurde: wohin willst du? Da erwachte auf einmal wieder — und er durfte dieses — in seiner ganzen Macht und ersten Richtung der alte Trieb zum Wandern und die Antwort auf die Frage lautete diesmal wieder ähnlich jener, die mein wanderlustiger Sinn in der Zeit des Jünglingsalters auf dieselbe Frage gab: „Ich will mich aufmachen nach der Stätte des Aufganges und der Geburt, nicht des Lebens des Einzelnen, sondern des Lebens Aller, damit ich beim Sammlen der Gewürzkräuter, wenigstens in der lebendigen Erinnerung an das, was hier geschehen, die Kräfte des Lebens mit eignen Augen, des Berührens mit eignen Händen erfahre."

Das Ziel der Pilgerreise, die auf diese Weise doch noch, nachdem der Keim des Vorsatzes so lange im Boden verborgen gelegen, zur Ausführung kam, habe ich bereits bezeichnet. — Es war ein kleiner, armer Fleck der Erde, bewohnt von einem durch eigne Schuld sehr verachtetem Volke, wo es der ewigen Weisheit gefiel den Grundstein zu einem geistigen Gebäu zu legen, welches das wahrhaft erlangte, was jener alte Thurmbau zu Babel in seinem Uebermuth vergeblich erstrebte: ein Hinansteigen des Irdischen und Menschlichen zu dem Himmlischen und Ewigen. Das was etwa ein Wandrer, der mit „Ganglers" Sehnen, weit über Länder und Meere nach dem Lande der großen Verheißungen und ihrer Erfüllung kam, dort findet, das sind freilich keine Pyramiden Aegyptens, es sind keine Tempelhallen oder Königsgräber von Theben, sondern es ist da nur ein verödetes Erdreich, benetzt von den Thränen der Tausende, welche hier nicht eine Stätte der großen Menschenwerke, son-

dern der Wunderthaten Gottes begrüßten. Aber es ruhet noch eine besondre Kraft in diesen verödeten Steinen, in dem Anblick dieser Höhen und Thäler; eine Kraft, welche, wie Elisa's Gebein den Todten, den man darauf hinwarf, so die Erinnerungen zum Leben erweckt, wenn sie auch fast erkaltet und todt im Herzen schliefen. Wer hat nicht erfahren, welches neue kräftige Leben der Anblick der Gräber oder der Wohnstätte der längst verstorbenen Eltern den Gefühlen der dankbaren, kindlichen Liebe gab, wenn er einmal, nach langem Verweilen in der Fremde die Heimath wieder besuchte. Und in der That, das was in den Thälern und auf den Höhen Judäa's sich bezeugte, das war ja mehr als Vatertreue, mehr als Mutterliebe. Darum möge man auch dem alten Wanderesmann, der in den nachfolgenden Blättern seine Reise nach den Ländern des Aufganges beschreiben will, es zu gute halten, wenn er nicht bloß manches äußerlich unscheinbare Blümlein, sondern selbst die dürren Grashälmchen und Keime an seinem Wege je zuweilen in dem rosenfarbenen Lichte einer sich selber nicht mehr beherrschenden Liebe betrachtet; in dem Lichte das über jenem Frühlingstage seiner Jugend leuchtete, an welchem, wie er vorhin erzählte, der so spät zur Ausführung und Reife gekommene Gedanke zu dieser Reise zuerst, im Innren, zu keimen anfieng.

II. Reiſe nach Conſtantinopel.

Abreiſe von München nach Wien.

Wenn der Alpenjäger noch ſpät am Abend die gähe Felſenwand hinanklimmt und die Herbſtſonne war ſo dunkelroth untergegangen als wollte auf die Nacht ein Nebel kommen, da ruft ihm ſein Nachbar aus der Hüttenthür bedenklicher und nachdrücklicher als ſonſt ſein „behüt dich Gott“ zu. Der Weg, den der alte Wandersmann am 6ten September 1836 antrat ſchien von nicht minder bedenklicher Art als der des Jägers über die Alpenwand bei ſpäter Abendzeit; denn wenn man ſchon ſechs und funfzig Jahre alt iſt, da geht es auch auf den Abend zu, und als das Anzeichen eines nahen Nebels, der am Weiterziehen hätte hindern können, ließ ſich wohl die Kränklichkeit betrachten, die den Wandrer in den letzten Monaten vor Antritt der Reiſe heimgeſucht hatte. Darum ſahen ihn viele ſeiner Freunde und Nachbarn ungern ziehen und auch der treuen Hausfrau, die nöthigenfalls dem alten Geneſſen ſelbſt zum Tode folgen wollte, kam diesmal der Ausgang aus der Heimath härter als jemals an.

Das Haus war beſtellt; nicht bloß wie vor einer großen, ſondern, wenn es Gottes Wille ware, wie vor der größeſten Reiſe, von welcher keine Wiederkehr mehr möglich iſt; der letzte Schlaf im lieben, eignen Kämmer-

lein, wenigstens für lange Zeit, war vorüber; der Reisewagen stund bereit. Noch einmal ein Blick zurück, auf alles Das was die Trennung schwer, ja unmöglich machen würde, wenn es da überhaupt eine Trennung gäbe; und nun die Hand frisch an den Pflug gelegt und nicht mehr umgeschaut.

Du muntre Isar, wenn ich an deinem grünen Wasser saß, da sehnte ich mich so oft nach der Stunde, da ich deinen ganzen Weg mit dir machen dürfte, der zuletzt, nach so manchen Hemmungen und Krümmungen, vereint mit dem der Donaufluth in dem weitab in Osten gelegenem Meere sich endet, darinnen der hohe Caucasus sich spiegelt und dessen südöstliche Küste an das Nachbarland der Armenischen Hochebene gränzt. Und siehe da die Stunde ist jetzt gekommen wo ich mich dir als Reisegefährte anschließen darf; als ein Mitwandrer nach dem Lande des Aufganges.

Der Morgen war wunderschön und heiter; wir genossen seines vollen Glanzes, da wir jenseits der Isarbrücke die Anhöhe erreichten und nun der Zug der Alpen weithin in Süden sich entfaltete.

Die Masse der Hochgebirge ziehet nicht bloß das schwebende, todte Bleiloth und das fliegende Gewölk gegen sich; sie bewegt auch mit unwiderstehlicher Gewalt die Empfindung des Menschen; man weiß daß selbst Blinde ein deutliches Gefühl von der Annäherung des Gebirges hatten. Der Anblick der Alpen macht auf die Seele, wenn diese es gelernt hat die Sprache der Natur in die des Geistes zu übersetzen, immer einen wohlthuenden Eindruck; er hebt sie empor wenn sie niedergebeugt, er bewegt sie freudig, wenn sie durch Traurigkeit der Welt gebunden und gelähmt ist, denn es scheint als lie-

ſen ſich bei dem Anblick zugleich die Worte eines alten Liedes vernehmen: „ehe denn die Berge wurden . . . biſt du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit“ *). Und in der Seele antwortet darauf eine Stimme: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt“ **). — Wer nun auch bekümmerten und beſchwerten Gemüthes den Weg von München nach Salzburg und von da weiter nach Wien machte, den müßte wohl, ſollte man denken, ſchon der Anblick der hohen, herrlichen Alpenkette, die er bei heitrem Himmel faſt immer zu ſeiner Seite erblickt, aufmuntern und freudig ſtimmen. Auch auf uns hatte heute, wie ſchon ſo manch andres Mal, der Anblick auf die Berge dieſe Wirkung. Wie ein Vogel, der dem Käfig entronnen, endlich die Fittiche zum langerſehnten Fluge bewegt hat und der nun, ausruhend in den ſichren Zweigen des Eichbaumes ſein erſtes Lied ſingt; ſo feierte die Seele im Anblick der hehren „Werke“ welche das Auge neben ſich ſahe, und der Mund ſang ſeine gewohnten Lieder.

Erſt jetzt auf dem Wege und auf den Stationen des Ausruhens gab es wieder Zeit und Ruhe genug um mit den Reiſegefährten, die ſich für dieſe Pilgerfahrt mit uns verbunden hatten, ein Wort zu reden; denn in dem Drange der letzten Tage vor der Abreiſe hatte man ſich kaum geſehen, noch weniger geſprochen. Auch der Leſer, der ſich im Geiſte der Reiſegeſellſchaft anfügen will, muß dieſe Gefährten kennen lernen, denen er hoffentlich

*) Pſ. 90

**) Pſ. 121

in der Folge noch manchen freundlichen Blick zuwenden wird.

An das ältere Paar der Wandrer, an mich und meine Hausfrau, hatte sich vor allem diesmal ein jüngeres: ein Paar von Freunden angeschlossen, deren Seele von der innigen Zuneigung zu einem und demselben hehren, schönen Gegenstand entzündet und bewegt wird: von der Liebe zur Erkenntniß der Natur und des Waltens jener ewigen Weisheit, die sich dem redlich forschenden Sinne in den sichtbaren Werken kund machet. Beide, Dr. Johannes Roth und Dr. Michael Erdl sind ihrem ganzen innren und äußerem Berufe nach Naturforscher und Aerzte. Sie sind dem Ziele ihrer jugendlich kräftigen Zuneigung schon über manchen Berg und durch manches Thal nachgegangen und auch jetzt ist es vor allem dieses Eine, was sie zur Mitreise nach den Morgenländern bewegt. Zu diesen Vieren hatte sich, schon von München aus, noch ein andrer Freund gesellt: der fleißige und geschickte Architectur- und Landschaftsmaler Martin Bernatz, der durch seine vielen, treuen Zeichnungen dem schnell vorüber eilenden Flusse der äußren Erscheinungen, welche uns auf dieser Reise begegneten, ein festes Bestehenbleiben für die Erinnerung verlieh. Für diese Fünf, welche gleich von dem ersten Schritte der Reise an gemeinsam das Angesicht wie die Herzen gerichtet hatten nach dem Lande des Aufganges, bedurfte es keiner längeren Bekanntschaft und Zusammengesellung um sie in Einklang mit einander zu bringen; sie glichen schon daheim fünf Saiten eines Saitenspieles welches die Hand eines guten Tonkünstlers an einander gefügt und gestimmt hat, zu einem Liede das von Freude und Frieden singet, und so blieben sie dieß auch im fernen Lande. — Für die

kürzere Strecke des Weges, von München nach Salzburg, hatten ſich uns überdieß noch mehrere andre, nahe befreundete Begleiter zugeſellt.

Mit Freuden begrüßten wir bei Waſſerburg (dem alten Pons Aeni) den Inn, den kräftigen Jüngling unter den vaterländiſchen Fluſſen, welchem eines der merkwürdigſten und ſchönſten Thäler von Europa zur Heimath verliehen iſt und der ſeinen Urſprung von einem Elternpaare der Gebirgsſtämme herleitet, das die Reihe ſeiner Ahnen bis zu den altberühmten Hochrucken des Taurus und des Antitaurus hinanführen kann. Denn das Innthal, das zuſammen mit jenem der Adda eine fortlaufende, tief einſchneidende Kluft durch die Alpen, von der oberdeutſchen bis zur oberitaliſchen Hochebene bildet *), iſt nichts andres als die natürliche Abgränzung des ſubiſtriſchen, vom Antitaurus herkommenden, und des apenniniſchen, vom Taurus auslaufenden Gebirgszuges **); jener begleitet und nahret durch ſeine zuſtrömenden Waſſer den Inn von der rechten (ſüdlichen), dieſer von der linken (nördlichen) Seite. Selbſt bei Waſſerburg hat ſich der nun ſeinem Ende nahende Verlauf des Fluſſes noch einzelne Spuren ſeiner majeſtätiſchen Schönheit erhalten. Aber es will hier freilich Abend werden mit dieſer Schönheit, ſtatt der hehren Alpen, deren beſchneite Häupter weiter aufwerts in ſein Thal herabblicken, ſtatt der gaben Felſenwände, die ſich, bei Finſtermünz, nahe zuſammengerückt die Stirne bieten,

*) M. vgl. Ulyſſes von Salis in Johann von Müllers Schriften XII. 51.

**) M. vgl. meine Geſchichte der Natur I. S. 253.

zeigen ſich hier nur noch niedere Berge und bald verlieren auch dieſe ſich in hügliches Land. Die Abendſonne warf einen verklärenden Schein über Thal und Höhen und mit ihrem glänzenden Taglauf war auch unſer unſcheinbarer, kleiner Taglauf in Frabertsheim geendet; klein wie er auch geweſen, war er doch ein Schritt vorwärts, auf dem Wege nach dem Ziel.

In Salzburg, der mir ſo wohlbekannten, lieben Stadt *) gab es am andren Abend, beim Hofwirth zum Mirabell, eine zahlreiche, fröhliche Familientafel, denn zu unſrer aus München gekommenen Reiſegeſellſchaft fand ſich hier noch eine andre, von jungen Freunden, die vor uns die Vaterſtadt verlaſſen hatten und von einer eben beendeten Alpenreiſe ausruhten. Ein Nachklang der Geſpräche der letzten Tage vor unſrer Abreiſe lebte auf; noch einmal erfullte mich das ganze, volle Gewicht der langen Trennung von dem mir ſo eng und nahe anliegenden Kreiſe meines gewöhnlichen Wirkens und Lebens.

Wir hätten keinen ſchöneren Tag für unſren diesmal nur kurzen Aufenthalt in Salzburg haben können als den 8ten September. Der Himmel war heiter und rein; die Alpen ſtunden in voller Klarheit vor uns, neben und zwiſchen ihren hellglänzenden Höhen lag das tiefe Dunkel des Engpaſſes am Lueg wie ein verſchloſſenes Haus da, deſſen Bewohner noch ſchlafen, während die muntren Nachbarn umher ſchon längſt Thuren und Fenſterläden ihrer Wohnungen dem hellen Tage geoffnet haben. Es war heute Feſttag (Mariä Geburt); auf den Gaſſen und in den Kirchen

*) M. vgl. mein Wanderbuchlein eines reiſenden Gelehrten durch Salzburg, Tyrol u. ſ.

zeigte ſich überall ein fröhliches Gedränge der feſtlich gekleideten Städter und Landleute. Auch der Mönchberg, den wir noch während der kühleren Morgenſtunden beſtiegen, war mit ſeinem Feſttaggewand bekleidet: mit dem Grün, durchwirkt von dem farbigen Schmucke der mannichfaltigen Blumen, unter denen das roſenröthliche Cyclamen ſchon aus der Ferne durch ſeinen lieblichen Duft ſich verrieth. Wir erquickten uns lange an der hehren Ausſicht, die ſich bei dem Herumgehen um die Höhe des Berges auf jeder Seite neu geſtaltet und entfaltet, dann ſuchten wir eine andre Ausſicht auf, welche, wenn auch nicht das äußre, leibliche, doch das innre, geiſtige Auge in noch weitere Fernen führte als die vom Gipfel des Berges.

Es fand ſich dieſe Fernſicht in einem Eckzimmer des Luſtſchloſſes Mirabell, an das ſich für den alten Reiſenden manche tiefanregende Erinnerungen knüpfen. Hier ward (am 16ten Juni 1815) ein König geboren, deſſen Scepter, zugleich mit der Form welche die Herrſchergewalt bezeichnet, die Bedeutung des Pilgerſtabes vereint, auf welchen der Wandrer, der nach den Stätten des Aufganges zieht, ſich ſtützet; ein Wandrer, deſſen jugendliches Haupt mit dem Diadem zugleich die Palme umſchlingt, welche mitten in des Kampfes Laſt und Mühe vom Lohne des Siegers ſpricht. Bedeutungsvoll erſcheint der lebendig gewordenen Erinnerung Alles, was von jenem Zimmer aus das Auge ſiehet. Aus dem Fenſter, das ſich gen Süden öffnet, zeigt ſich jenſeit des Gartens, deſſen Blumenbeete als ein Symbol der lieblichen, ſorglos ſpielenden Kindheit, unmittelbar an das Haus angränzen, da das Auge zuerſt dem Licht ſich öffnete, zuerſt die gute Stadt, wie ein Bild der ſchönen, reichen

Heimath; hinter ihr aber erhebt sich, ohne merklichen Uebergang, mit plötzlichem, gähen Ansteigen im Südost — als sollte dies die künftige äußre Richtung des Lebens andeuten — der Fels mit dem hohen Kreuze: dem Panierzeichen des östlichen Königreiches; ihm gegenüber die fest auf ihrem Berge gegründete Burg, und zwischen beiden siehet das Auge hinaus in den engen, dunklen Weg der nach dem Lande des Südens führt: in den Paß Lueg.

Der Tag war heiß geworden; auf den Höhen in Südwesten sammelten sich Gewitterwolken; wir wollten den Regen, mit welchem das Thal der Salzach so oft und so reichlich gesegnet ist, diesmal nicht mit der sonst so werthen Gegend theilen und unser Weg war noch ein weiter: darum machten wir uns noch heute, bald nach Mittag, zur Weiterreise auf. Bald hatten die Alpen rings umher ihre Nebelkappen aufgesetzt, doch blickten noch unter dem tiefgehenden Gewölk die Umgegend des Mondsees und der waldige Höhenrand, der den Attersee umgürtet, in ihrer ganzen Anmuth hervor, bis mit dem Dunkel der Nacht der Regen zugleich über das Thal hereinbrach. Erst spät erreichten wir das Nachtlager in **Frankenmarkt**, das mit all den Bequemlichkeiten reichlich versehen war, welche der spät ankommende, vor allem der Ruhe bedürfende Fremdling begehrt.

Der Regen war mit der Nacht vorübergegangen, nur noch einzelne Wolken hatten sich zwischen den waldigen Hügeln am Attersee verspätet, welche, als die höher steigende Sonne ins Thal vordrang, eilig den Rückzug nach den Hochgebirgen antraten, wo sich ihr zerstreutes Heer noch einmal sammlete. Der Eindruck, welchen die Gegend zwischen Frankenmarkt und Lambach, das wir am Mittag erreichten, auf die Sinne des Reisen-

den machet, gleicht jenem, den ein lebhaftes Geſpräch in einer geiſtreichen, großen Geſellſchaft hervorbringt, das vom näher Liegenden und Gewöhnlichen auf das Höhere und Entferntere und von dieſem wieder aufs Nähere übergeht, über Alles aber, was es im Vorübergehen beleuchtet, einen Glanz der Anmuth ausſtrahlet. Mit dem reichen Wieſengrund der Thäler wechſelte die weite, freie Ausſicht auf den Höhen der Hügel; mit dem Anblick der wohlbebauten Ebene jener des gähen Alpenrükkens. Hier rechts im Gebirge, das im Süden über das hüglige Land hervorblickt, hat ein altes Ehepaar von Naturmachten ſeine Wohnſtatte aufgeſchlagen, welches keinen bei ihm zuſprechenden Wandrer ohne das Gaſtgeſchenk einer reichen, tiefeingetragten Erinnerung von ſich laſſet: die Erhabenheit des Hochgebirges vermählt mit der Lieblichkeit des grünenden Thales, hat ſich die Gegend des Traunſees zu einem Ruheſitz erleſen, der auch auf das Gemüth des hier verweilenden Fremdlings öfters einen eigenthümlich beruhigenden Einfluß übet. — Am Nachmittag erfreuten wir uns an dem Betrachten des lebendigen Verkehres, den die neu angelegte Linzer Eiſenbahn der Welſer Heide gebracht hat; Kleinmünchen, das wir zum Nachtlager erwählten, erinnerte wenigſtens durch den Anblick der vielen biertrinkenden Gäſte, die ſich unter Rauchwolken des Tabaks in der geräumigen Wirthsſtube verſammlet hatten, an die bürgerlichen Abendunterhaltungen des großen Münchens. Uns ward ein Vergungsort vor dem betäubenden Nebel in einem kleinen, freundlichen Nebenzimmer angewieſen.

Der zehnte September war einer jener Tage der Reiſe, da mit dem äußern Laufe auch der innre auf eine recht merkliche Weiſe gefördert ward. Bisher war

es mir öfter gewesen, als wenn sich mehr nur der Leib, im Wagen sitzend, vorwärts bewege nach Osten, die Seele aber noch nicht recht dabei, sondern zurückgeblieben sey im Westen, bei mancherlei Geschäften und Sorgen des Hauses. Heute aber kam die Verspätete noch und nahm wirklichen, wachen Besitz von dem Glücke, das sie bisher nur wie im Traume genossen hatte; von dem Bewußtseyn, daß sie nun endlich wirklich auf dem Wege nach dem langersehnten Ziele sich befinde. Vielleicht liegt selbst in der historischen Bedeutung der Gegend, durch welche wir heute kamen ein Element das den Zug des Heimwehes nach der Stätte des Aufganges anregt und verstärkt, denn hier in der Nähe, bei Enns, war jene alte Pflanzstätte des Christenglaubens, die schon in den Zeiten der ersten Jahrhunderte von dem Morgenlicht des neuen, geistigen Lebens bestrahlet war, während das Land rings umher noch tiefe Nacht bedeckte. Hier stund einst das römische Laureacum (Lorch), welches die Füße der Boten, die da Heil verkündeten, schon in den Zeiten des zweiten Jahrhunderts betraten; das der gottgeweihte Bischof Maximilian, im dritten Jahrhundert mit dem Wort des Lebens erfüllte und wo der christliche Kriegsheld Florian, im Wasser der Enns, den Zeugentod starb. — Noch jetzt hat sich Unteröesterreich, in das wir nun jenseit der Enns hineintraten, die Gestalt einer fruchtbaren Pflanzstätte, gleich wie ein äußeres Abbild oder wie einen Namen der großen Zeit, die einst hier lebte, erhalten: es gleichet, durch seine reichen Obstbaum-Anlagen, einem großen, schönen Garten. Besonders am Nachmittag, jenseit Strengberg ergriff uns Alle, mit ganz besonderer Macht, die Lieblichkeit des Herbsttages, die erhabene Schönheit des Landes. Die Zinnen der

ſteyeriſchen Alpen, zum Theil mit friſch gefallenem Schnee bedeckt, glänzten im Wiederſchein der Abendſonne; ein erfriſchender Wind regte die Zweige der Bäume und die Blumen des Feldes auf; aus der Nähe wie aus der Ferne ließen ſich die Töne der Veſperglocken vernehmen. Mir war es als verkundeten mir dieſe Töne nicht nur das Annahen des morgenden Sonntages, ſondern ein Annahen an das Land, das der Woche ihren Sonntag, das dem mühſeligen Treiben des Menſchengeſchlechtes die Ruhe des Sabbathes gab. War ich doch wenigſtens einige Schritte vorwärts auf meinem Wege gekommen und jeder neue Schritt ſollte mich dem Ziele näher bringen. Ich ruhete freudig in dem Gedanken, daß ich nun wirklich, endlich einmal das Angeſicht gewendet habe, zu wandeln nach Jeruſalem und daß ich nicht eher es wieder zurückkehren werde nach Weſten, bis ich das Ziel erreichte. Das zuverſichtliche Hoffen das mich, mit ganz beſonderer Kraft, in dieſen Stunden ergriff, hat den ganzen, weiteren Weg meiner Reiſe wie ein Morgenſtern beleuchtet und iſt mir ſelbſt in den Stunden des kleinmüthigen Zagens auf dem Meere vor Rhodus noch ein innrer Quell der Beruhigung geworden.

Am 11ten September, einem Sonntag, näherten wir uns ſchon frühe den hier ganz beſonders lieblichen, reichbegabten Ufern der Donau. Bald eröffnete ſich uns, in ihrer ganzen Herrlichkeit, die Ausſicht nach dem bergigen Lande das im Norden des Fluſſes anſteiget und auf jeder neuen Höhe zu der es emporwächſet, mit wohlgebauten Dörfern und Flecken, mit zierlichen Landhäuſern und Luſtſchlöſſern der neuern Zeit, wie mit Burgruinen der alten, langſtvergangenen ſich bekleidet. Ueber den Wein- und Obſtgarten ſchmücken grünende Saatfelder

die Stirn der Hügel, den Scheitel des Hochlandes bedeckt die Fülle der Waldungen; in der That die Wallfahrtskirche von Maria Taferl konnte keinen, zum Hinanſteigen auf ihre Höhen einladenderen Punkt ſich erwählen, als dieſe grünende Stufenleiter der Thäler und Hügel, welche hier der letzte Abfall des böhmiſch-mähriſchen Urgebirgs bildet. Ihm gegenüber, in Süden, zeigt ſich von der Höhe herab, welche die Straße an einigen Punkten beſteigt, der Zug der Alpen; näher heran der grünende Hügelzug am Ufer der Erlaf.

Mölk, mit ſeinem prächtigen, auf einem Granitfelſen thronenden Kloſter wird mit Recht für einen der ſchönſten Anhaltspunkte der Donaugegenden gehalten. Der Fels, auf welchem es gründet, erhebt hier ſeine gähe Wand 180 Fuß hoch über den Waſſerſpiegel des Fluſſes; an ſeinem nördlichen Abhange und Fuße liegt das Städtlein, deſſen äußerer Geſtalt man leicht die Wohlhabenheit und Ordnungsliebe der Bewohner anmerkt. Das Kloſter — eine Abtei der Benedictiner, wurde zuerſt im Jahr 984 durch Leopold den Erlauchten begründet, ſein jetziger prachtvoller Bau: im ſogenannt italiäniſchen Stile iſt das Werk des berühmten Baumeiſters Prandauer aus St. Pölten und iſt nur wenig über hundert Jahre alt. Es findet ſich hier die Familiengruft der Babenberge; in der Kirche eine Reihe von Frescogemälden aus Rothmayers Hand; eine treffliche, weitberühmte Orgel; im Kloſtergebäude ſelber eine reiche Bibliothek mit einem Codex des Horaz, neben ihr eine Münzſammlung, ſo wie ein, mit vaterländiſchen Gegenſtänden wohlverſorgtes Naturalienkabinet, auch einige ſchätzenswerthe ältere deutſche Gemälde, namentlich von Lucas Kranach. Zu der herrlichen Ausſicht, die ſich im Garten des Klo-

stets darbietet, möchte man, wäre dies möglich, gar gerne öfter wiederkehren. Zunächst am gegenüberliegenden Ufer des Flusses zeigt sich, unter der Ruine Weideneck, das kaiserliche Landhaus Lubereck in edler Einfalt und Anspruchslosigkeit der äußern Form, als wollte es mitten unter den Herrlichkeiten der äußern Natur, welche es umgeben, die Aufmerksamkeit des Reisenden nicht stören; nicht auf Menschenwerk hinlenken. Denn in der That diese Gegend ist geeignet das Auge zu beschäftigen und zu vergnügen; sie darf sich, was Naturschönheiten betrifft, mit mancher der lieblichsten Ansichten des Rheinthales messen. Das Engthal in das der Strom hier mehr nach Norden gewendet sich hineindrängt: die Wachau genannt, ist an seinem untern Saume mit Weinbergen, höher hinan von Obstgärten und Waldungen umgurtet; die Menge der römischen Ruinen, wie der noch jetzt blühenden Ortschaften, die grauen Gemäuer der alten, zerstörten Burgen des Mittelalters neben den schöngebauten neuen Schlössern und Landhäusern begegnen es dem Vorüberreisenden, daß der eigenthümliche Reiz dieses Thales nicht bloß für einzelne Stunden die Theilnahme aufs Höchste zu steigern vermöge, sondern daß er in alter wie in neuerer Zeit kräftig genug gewesen sey eine Menge der fleißigen Bewohner an sich zu ziehen und sie aufs reichlichste zu begaben. Unfern von Lubereck hat sich Emmersdorf an die Stätte einer alten, römischen Niederlassung gebettet; ihm gegenüber öffnet sich das Thal der Pielach in jenes der Donau; hoch auf einem Felsen, an dessen Fuß das Wasser des Flusses mit lauter Strömung sich bricht, stehet das Schloß Schönbühel und auf seinem weitern Verlaufe gegen Krems hin ziehet der Strom an den Ruinen des einst übermächtigen Raub-

schlosses Aggstein, dann an der Felsenwand der sogenannten Teufelsmauer, endlich, näher an Krems an dem alten Gemäuer des Dürrensteins vorüber, auf welches die romantische Sagenzeit des Mittelalters ihren farbigen Schimmer fallen läßt, denn hier ward Richard Löwenherz gefangen gehalten. Doch fällt auf diese Berge und Thäler auch noch ein andres, höheres Licht der Geschichte, welches mehr noch als jenes der Sonne die Kraft in sich trägt nicht bloß zu erhellen, sondern zugleich auch zu erwärmen und zu beleben. Dort in den waldigen Gebirgen gegen Mähren und Böhmen hin haben einst Cyrillus und Methodius ein festeres Gebäu begründet als alle diese alten und neuen Städte oder Schlösser des Landes waren, das Gebäude des Christenglaubens, welches später weder die Wuth der heidnischen Fürstin Drahomira noch die Macht ihres Sohnes: des Brudermörders Boleslav, noch alle Macht und Feindseligkeit des Heidenthumes wieder zu zerstören vermochte. Und selbst der Ort welcher der Betrachtung hier am nächsten liegt, die Benedictinerabtei Mölk war in älterer wie in neuerer Zeit eine Wohnstätte und Pflanzschule für Männer, welche mit dem Licht des Erkennens die Kraft des Glaubens vereinten. Diese Kraft war es welche im Jahr 1683, als das Heer der Türken die Hauptstadt und das ganze umliegende Land so hart bedrängte und ängstete, den damaligen Prälaten von Mölk, Gregorius Müller, zu einem Retter der Stadt und des Klosters machte. Denn er wußte, durch sein Beispiel, den Muth der wenigen, aber tapfern Bürger so kräftig anzuregen und so weislich zu leiten, daß alle, sich öfter erneuernde Angriffe der Feindesschaaren zurückgewiesen wurden.

Wir kehrten von dem Besehen des Klosters und seiner

ner Umgegend wieder nach dem Städtlein selber zurück. So sehr uns auch die Aussicht vom Klostergarten heraus an die Ufer des Rheines erinnert hatte, so wenig vermochte dieß der hier einheimische Wein zu thun, den wir im Gasthaus genossen. Der Reisende der auf der Donaufahrt durch den Anblick der üppig grünenden und fruchttragenden Weinberge, die zwischen Mölk und Krems die Ufer bedecken, entzückt wird, muß es nicht versuchen an diesem Entzücken des Auges die Zunge Theil nehmen zu lassen. Er darf es nicht vergessen, daß der meiste Wein dieser fruchtbaren Reben nur zur Essigbereitung benutzt wird und daß namentlich Emmersdorf, dessen Weinberge so anlockend schön ins Auge fallen, durch seine großen Essigsiedereien berühmt ist.

In St. Pölten das wir zeitig am Nachmittag erreichten, bemerkten wir schon deutlich den Einfluß welchen die Nachbarschaft der großen, reichen Kaiserstadt auf ihre Umgegend ausübt; die Wirthstafel war mit vornehm erscheinenden Gästen und Speisen besetzt; das Tischgespräch hatte zu seinem Inhalt die jüngsten Tagesneuigkeiten der Hauptstadt. Uebrigens wäre St. Polten auch ohne die Nähe der Hauptstadt ein nicht unansehnlicher Ort, denn es ist der Sitz eines Bischofes und Domcapitels, so wie Kreisstadt des Ober-Wienerwald-Viertels und überdies der gewöhnliche Aufenthaltsort eines Regimentsstabes. Den großen Hauptplatz ziert eine 63 Fuß hohe Säule; die Domkirche enthält Gemälde von Altamente. Die alten ehrwürdigen Stadtmauern haben in früheren Zeiten manchem Anlauf der Feinde widerstanden; im Jahre 1683 wurde St. Polten durch eine kleine Reuterschaar vom Dunewaldschen Regiment gegen die heranstürmende Uebermacht der Turken geschützt.

Die Aussicht nach der Steyrischen Alpenkette, welche sonst die Ebene von St. Pölten darbietet, war uns durch das immer mehr sich verdichtende Gewölk verschlossen; bald ergoß sich der Regen in Strömen und trieb uns unter das freundliche Obdach des Posthauses von Perschling.

Der Regen war ein bald vorübergehender gewesen; der erste Eindruck der großen, schönen Kaiserstadt sollte uns ein unverwischt lieblicher und erfreuender werden, die Nähe von Wien empfieng uns mit einem freundlichen Angesicht des Himmels. Wir hatten den Weg des heutigen Tages (am 12ten September) mit der aufgehenden Sonne zugleich angetreten; die Bäume, vom Morgenwind bewegt, schüttelten die nächtliche Last des Regens von sich; aus den grünenden Wiesen stieg ein leichter Nebel auf, der sich über das Gebüsch der Hügel ergoß; ein etwas dichterer umzog noch das Gebirge, bald aber hatte die wärmer scheinende Sonne die Scheidung der oberen, blauen Veste, durch welche ihr Pfad gehet, von der unteren, grünenden der Erde, auf welcher der Fuß des Menschen wandelt, vollendet und das Wasser als fallenden Nebel an seine eigentliche, untere Wohnstätte zurückgewiesen. Wie oft habe ich später, im weitren Verlauf dieser Reise, mit einem im eigentlichen Sinne dürstenden Sehnen an solche Naturscenen mich erinnert, wie die war, welche wir an jenem Morgen vor uns sahen und wie sie in den vaterländischen Gegenden so oft und häufig auftreten. Diese Fülle des fließenden, des niedertränfelnden, des in jeder Vertiefung des Bodens und auf jedem Blatte stehenden Wassers und dagegen die dürre, wasserlose Oede des nach Erquickung lechzenden Bodens der arabischen Wüste! Was wäre das arme

Erdreich, mit all seinen in dasselbe hineingelegten Lebenskeimen, ohne das ernährende Wasser; aber was wäre auch das Wasser der Erde, wenn nicht ein Licht von oben, das der Sonne, seine belebenden Kräfte in dasselbe hineinlegte.

Der letzte Ausläufer des Kahlenberges, eines Abkömmlinges der Alpenkette, lag jetzt vor uns; auf einer der Anhöhen zu der sich unser Weg erhob, öffnete sich uns zur Linken die Aussicht nach der Donauebene gegen Tuln und Klosterneuburg, zur Rechten die nach den weiter entfernten Reihen der Gebirgshäupter. Wir hatten aber jetzt nicht mehr Zeit noch Neigung zur Rechten oder zur Linken, das was in der Ferne lag zu betrachten, denn zu mächtig zog uns der Anblick des Nahen und des vor uns liegenden an. Neben unserem Wege die Menge der Landhäuser und ihrer Garten, die theils auf den Anhöhen und in ihren Thälern gelegenen Dörfer und Lusterter, vor uns die Thürme und Mauermasse der prachtigen Stadt. Bald sahen wir uns innerhalb ihrer Thore und gegen drei Uhr waren wir schon, wenn auch nur für wenig Tage, Bewohner derselben, die sich, im guten Gasthof zur Stadt London, so wohl versorgt und einheimisch fühlten, als in einem eignen, seit Jahren bewohnten Hause.

Die noch übrigen Stunden des wunderschönen Nachmittages benutzten wir um eine vorlaufige Bekanntschaft mit der Stadt und ihrer nächsten Umgebung zu machen. Aus dem muntren Gedränge einiger der schönsten und besuchtesten Hauptplatze gieng ich, mit meiner lieben Begleiterin hinaus auf den Wall. Ich hatte da, gerade heute, noch etwas ganz Besonderes, mir sehr Werthes aufzusuchen und zu thun. Ohne daß ich vorher daran

gedacht, noch weniger aber ohne daß ich dieß absichtlich so eingerichtet hatte, war ich an einem Tage und in Stunden dieses Tages nach Wien gekommen, die meiner Erinnerung aus der Geschichte dieser Stadt in besonderer Tiefe und Frische eingeprägt sind*). Heute vor hundert und drei und funfzig Jahren, gerade als die Noth der von den Türken hart geängsteten Stadt am höchsten gestiegen war, kam die Stunde der Errettung aus des Feindes Hand. An der Stätte der alten Löbel- und Burgbastey stehend, ließ ich, so weit ichs vermochte, das Andenken der ganzen Reihe jener Begebenheiten aus der Geschichte der damaligen Leiden und Freuden Wiens an mir vorübergehen. Einen Monat lang hatte die verhältnißmäßig kleine Schaar der Belagerten durch Wunder der Tapferkeit den Andrang der Hunderttausende der Feinde von den Mauern der Stadt zurückgehalten, als am 12ten August eine feindliche Mine die äusserste Ecke des Burgravelins zerstörte. Zwar wurde an diesem Tage der zweistündige, wüthende Sturm der Turken zurückgeworfen und bis zum 16ten August der Einbruch ihrer Schaaren in den Graben verhindert, dann aber durchbrach die Wuth der übermächtigen, immer neu andringenden Feinde den Damm der Gegenwehr; ihre Haufen ergossen sich, über die Leichname der Übrigen, in den Löbelgraben, den sie beietzten und von wo aus nun ihre

*) Vorzüglich durch meine Bearbeitung von Claudius Angeli de Martelli Errettung in und aus der turkischen Gefangenschaft. Erlangen 1825. Die Einleitung dieses freilich durch eine Masse von Druckfehlern und durch seine Sprachweise selber entstellten Büchleins giebt eine kurze Geschichte der Belagerung und Entsetzung Wiens im Jahr 1683.

unmittelbar an der Contrescarpe errichteten Batterien die Mauern der Stadt beschossen. Dennoch hielt der Muth der Belagerten sich und die sinkende Stadt noch aufrecht, obgleich das Schwert der Feinde, mehr aber noch eine unter der zusammengedrängten Volksmenge ausgebrochene ruhrartige Seuche Viele der Kämpfer hinweggenommen oder zum Kampfe unfähig gemacht hatte. Als aber nun durch die ungeheure Gewalt der Minen, welche die Türken am 4ten, am 6ten und am 8ten September springen ließen, zuerst die Spitze der Burgbastei und eine fünf Klaftern lange Strecke der Courtine, dann sogar die beiden Façen der Löbelbastei sammt einem vierzig Fuß langem Theil der Stadtmauer, endlich der größeste Theil dieser Bastei selber zerschmettert und in Schutthaufen verwandelt waren, da schien der nahe Untergang der Stadt unvermeidlich. Zwar hatte diese, statt der gesunkenen Mauern mit dem unerschütterlichen Glaubensmuth ihrer christlichen Kämpfer sich umgürtet und der vom Großvezier selber geleitete furchtbare Sturm vom 6ten September wurde mit großem Verlust der Stürmenden von der Macht dieser unscheinbaren Schutzwehr zurückgeworfen, auch war es gelungen eine Kreuzmine des Feindes zu entdecken und unwirksam zu machen, die in der Nacht zum 9ten September der Burgbastei Zerstörung drohete; dennoch konnte man es nicht hindern, daß der Feind vom Graben aus allenthalben in die wankenden, zerborstenen Gemäuer sich hineinwühlte. Da schien denn doch endlich der Kahlenberg jene fremde Sprache der Angst und Noth zu verstehen, welche die bekümmerte Stadt bisher jede Nacht durch unzählige aufsteigende Raketen mit ihm gesprochen hatte auf man sahe besonders vom 9ten September an von jenem Berge

antwortende Raketen emporſteigen, welche die Annäherung des verbündeten Heeres und durch daſſelbe die Rettung Wiens verkündeten. Endlich als am letzten Abend dieſer angſtvollen Woche die Sonne noch im Scheiden das Gehänge des Kahlenberges beſchien, ſahe man auf ſeinen Höhen von der Stadt aus die erſten Vorpoſten der Verbündeten, deren Stücke ſchon auf einige Feindeshaufen zornig herabblitzten. Da eilte Alles, was noch gehen konnte, auf die Zinnen der Häuſer, auf Mauern und Thürme, um ſich an dieſem ſeit neun Wochen bang erſehnten Anblick zu weiden, und alsdann in die Kirchen um Gott für die nahe Rettung zu danken.

Einen ſchöneren, mehr zur Andacht ſtimmenden Sonntagsmorgen hatten die damaligen Bewohner Wiens wohl niemals erlebt, als der jenes 12ten Septembers war, welcher ihnen die Hülfe brachte in der großen Noth. Da ſie beim Anbruch des Tages „ihre Augen aufhuben zu den Bergen," von denen ihnen dieſe Hülfe kam, erblickten ſie auf dem Gipfel des Kahlenberges eine Fahne, an der ſich auf rothem Grunde ein weißes Kreuz zeigte, um den Belagerern ſowohl als ihren Drängern anzudeuten, weſſen Sache jenes Heer vertheidigen ſolle, das ſich, ſo weit nur das Auge reichte, über den ganzen Rücken des Berges hin verbreitet hatte und welches nun allmälig nach dem Thale herabzuziehen begann. Freilich war dieſer Sonntag für die Belagerten ſowohl als für das befreundete Heer noch keineswegs ein Tag der Ruhe; das Volk der Janitſcharen, das die Laufgräben erfüllte, ſchien die letzte Anſtrengung der wuthenden Tapferkeit zu verſuchen, um noch vor der Ankunft der Verbündeten in die hier mauerloſe Stadt einzudringen, welche ſie ohne ihr und ſich ein Ausruhen zu gönnen, durch Bomben und

Steinwerfen, Minuren und Anstürmen aufs Aeußerste bedrängten. Auf der andern Seite mußte auch das Heer der Retter, welches der Zahl nach kaum ein Drittel so stark war als das der Turken, jeden Schritt seines Vordringens durch die vom Feinde besetzten Hohlwege, Schanzen und Steinhaufen mit manchem Heldenblut und gewaltiger Anstrengung erkaufen. Endlich am Mittage hatte es die Ebene erreicht; der linke Flügel, geführt von dem Herzog von Lothringen und dem alten Kriegshelden Golz, mit der schweren sächsischen Cavallerie und mehreren andren wohlgeübten Truppen hatte sich den schwersten Theil des Tagwerkes: den Kampf mit der Hauptmacht der Janitscharen erlesen, deren Gegenwehr durch die kriegserfahrensten, tapfersten Paschen aufs Höchste gesteigert wurde; den Kern des verbündeten Heeres bildete die bayerische Armee, zu der sich, wie zum linken Flügel, die Blüthe des deutschen Adels aus allen Gegenden des Vaterlandes gesellt hatte; am rechten Flügel kämpften die Schaaren der Polen, geführt von ihrem edlen Könige Sobiesky. Unter dem Herzog von Lothringen, auf dem linken Flügel des Heeres, begann der Kampf zuerst und war zugleich am furchtbarsten und ausdauerndsten, bis zuletzt Prinz Ludwig von Baden die sächsische Cavallerie zum Absitzen ermahnte und mit ihnen und einigen kaiserlichen Regimentern sich den Weg nach der Rossau und hiermit auch ins feindliche Lager und zur Stadt bahnte. So hatte denn auf dieser Seite das Heer der Unsrigen zuerst die Süßigkeiten eines Sieges geschmeckt, welcher nicht von armseliger Selbstsucht herbeigewünscht, sondern von dem Sehnen aller rechten Gottesfreunde herbeigebetet worden war; bald drang auch der Mittelpunkt der verbundeten Armee, die sich in allen

ihren Bewegungen nach denen des linken Flügels gerichtet hatte in die Flanke des Feindes und als nun selbst der heldenmüthige König Sobiesky mit frischen Truppen gegen diesen anrückte, wurde derselbe zuerst ins Lager zurückgeworfen, dann aber durch die Flucht seines von Lothringens Schaaren geschlagenen rechten Flügels mit fortgerissen in die gleiche Eile des Entfliehens.

So war denn jener zwölfte September, dessen Andenken wir heute, da er sich jährte, dort auf dem lieblich von der Abendsonne beleuchteten, jetzt mit allen Gaben eines langen Friedens geschmückten Walle feierten, ein Tag des großen Heiles und der innigen Freude für Wien geworden. Ich hatte, als wollte ich auch noch die Fußtapfen der großen Begebenheit am Boden erblicken, so lange und unverwandt nach dem Kahlenberg, auf den sich jetzt die untergehende Sonne niedersenkte, hinübergeschaut, daß ich ganz geblendet, das Nahe kaum mehr erkannte; erst in dem fröhlichen Getümmel der Straßen und Hauptplätze über die wir noch giengen, fand sich die Erinnrung und der bemerkende Blick für das gegenwärtige Heute und seine Erscheinungen wieder.

Die Dämmrung war schon eingebrochen als wir uns aus dem Treiben und Geräusch der Straßen wieder zurückzogen auf unsre stillen Zimmer; das Bild aber von Dem, was wir heute gesehen, leuchtete noch lange in unsrer Seele fort, und in den Gesprächen an der Wirthstafel, an der wir heute Abend mit unsern Reisegefährten ganz allein waren, verwandelte sich das mannichfache Getöne der Stimmen und der rollenden Wägen, das wir noch so eben gehört hatten, in einen Nachklang, welcher wie ein fröhliches Lied lautete, denn uns Allen war es in dieser großen, volkreichen, für unsre Sinnen

noch ganz neuen Stadt in den wenigen Stunden, welche wir da gelebt hatten, schon so vertraulich wohl geworden, daß wir, wäre der Zug nach dem fernen, großen Ziele der Reise nicht so mächtig gewesen, Wochen statt der einzelnen Tage hätten verweilen mögen.

Wien.

Statt eines eigentlichen Capitels meiner Reisebeschreibung gebe ich hier nur eine Ueberschrift, zu der sich Jeder, der selber zu sehen Gelegenheit hat, aus eigner Anschauung oder Erinnerung den Text hinzufügen kann. Denn des noch künftig zu Beschreibenden, weniger Bekannten, ist noch zu viel, und überdieß wäre die Aufgabe für den Beschreiber zu schwierig; denn wie von einem Maler der sich unterfängt, das Portrait eines allbekannten, geehrten Fürsten zu mahlen, würde man von ihm ein treffend ähnliches Abbild verlangen und dazu hat mir der große, schöne Gegenstand meiner Beschreibung zu kurze Zeit gesessen, indem wohl Monate nöthig seyn möchten, um alles Sehenswerthe der Kaiserstadt und ihrer Umgebung zu sehen, uns aber hierzu für dieses Mal nur vier Tage gegeben waren.

Das was sich uns von jedem Besuch einer vorhin noch nie gesehenen Gegend oder Wohnstätte der Menschen am ersten, und zugleich am tiefesten in die Erinnerung einprägt, ist zuletzt doch nur Das, was selber in der Tiefe des Seyns und Bleibens gründet: der Geist der etwa einst in den Thaten der Geschichte hier waltete, oder der in den Bewohnern noch jetzt lebt und fortwirkt. Das herrschende Prinzip des geselligen Lebens und Bewegens in den Bewohnern Wiens ist ein solches, mit welchem sich auch der schnell hindurchgehende Fremdling

und Wandrer bald und leicht befreundet: es herrscht da, so weit wir dieß zu beurtheilen vermochten, im Allgemeinen ein Geist des Wohlwollens und der Friedlichkeit, wie er uns in einer glücklichen, einträchtig beisammenlebenden Familie begegnet. Eine solche gute Stimmung aller Genossen des Hauses geht zunächst von der verwaltenden Stimmung der Häupter der Familie: des Hausvaters und der Hausmutter aus, und wer die Geschichte von Wien seit längerer Zeit kennt, der weiß es, daß es hier gute, an innerem Frieden reiche Oberhäupter des Haushaltes gegeben hat und noch fortwährend giebt. Was dem geselligen Ton in Wien, dem Grundton der durch den Wechselverkehr seiner Bewohner geht, den eigenthümlichen Wohllaut mittheilt, das ist der Geist der Freundlichkeit und des Wohlwollens, der von dem Haus der Herrscher ausgieng. Darum wird es auch dem Fremden unter den Bürgern Wiens so zu Muthe wie unter Kindern die bei der guten, ausreichenden Versorgung welche sie im Elternhause haben, ganz vergnügt und wohlauf leben und ihre Eltern in Ehren halten.

Die große Kaiserstadt war gerade in den Tagen, in denen wir sie besuchten, in etwas vereinsamt; der Hof befand sich in Prag, bei den Festlichkeiten der Krönung; ein großer Theil der Gelehrten und Lehrer der Hochschule, auf deren Bekanntschaft ich mich gefreut hatte, befand sich auf dem Lande oder war auf Ferienreisen in der Nähe und Ferne verstreut. Man sagte uns es sey eben jetzt bei weitem weniger „Leben" in der Stadt als gewöhnlich; wir aber bemerkten das nicht, uns war es, wenn wir in manchen Stunden des Tages über einen der Hauptplätze giengen so zu Muthe wie den Landleuten, wenn sie an einem Jahrmarktstage aus ihrem stillen

Dorfe in das Volksgedränge der Stadt kommen. So in langen Reihen und so zusammengeschaart wie hier an jedem schönen Nachmittag sieht man bei uns die gehenden und fahrenden Städter und Städterinnen nur an Sonntagen oder bei besonderen Festlichkeiten; Wien legt sein Sonntagsgewand die ganze Woche nicht ab.

Aus einer solchen Masse des Sehenswerthen und Neuen, wie die ist, welche hier auf unsre Sinnen einstürmte, wählt man sich bald einzelne Lieblings- und Ausruhepunkte aus, zu denen man gern öfter wiederkommt. Ein solcher Ausruhe- und Richtpunkt der Wege war für uns die St. Stephanskirche, die schon im Jahre 1144 von dem ersten Babenberger Herzog gegründet wurde, obgleich der Ausbau nach dem jetzigen Umfang erst in die Jahre 1359 bis 1430 fällt. In ihrem Innren drängen sich mehrere Mächte der älteren Kunst zusammen: die Glasmalerei der drei Fenster um den aus schwarzen Marmor gebildeten Hochaltar; die Fürstengruft; das Grab Friedrichs des Vierten mit mehr als 300 Figuren und vielen Wappen, oben auf ihm die liegende Figur des Kaisers im fürstlichen Ornat. Zur Vervollständigung des Eindruckes, den schon das Innre, selbst auf den bloß Beschauenden macht, gehört jedoch vor allem die Betrachtung des Aeußeren. Der eine, ausgebaute Thurm, hat mit Recht auf den Tafeln der Messungen der Höhen und Tiefen seine Stellung neben den höchsten menschlichen Bauwerken der Erde erhalten. Er stehet hierinnen der größesten der ägyptischen Pyramiden und dem Straßburger Münsterthurm nur wenig nach; seine Höhe erscheint wie ein wohlgelungener Reim auf das Höhenverhältniß des Donaupiegels bei Wien zur Fläche des Meeres, denn so hoch der mittlere Stand

des Flusses über das Meeresniveau, so hoch erhebt sich die Spitze des gewaltigen Stephansthurmes über den Boden in welchem sein Grundgemäuer ruhet *). Das Baumaterial der Quadersteine, abgesehen von dem kräftigen, in wohlerwogenem Verhältniß zur Höhe stehenden Durchmesser, giebt diesem mächtigen Gebäu das Ansehen eines fast auf der Tiefe ruhenden Berges, den die mannichfachen, zierlichen Gestalten der altgothischen Verzierungen wie eine Welt der auf ihm wohnenden Thiere und Pflanzen beleben. Es thut dem Auge, das gern in die Höhe schaut, ganz besonders wohl, wenn es mitten auf der Ebene und in der Mitte der immer bewegten Wellen des gewöhnlichen Lebens einer großen Stadt an einem solchen Berge (nach Psalm 121) ausruhen kann, den sich, wenn auch nur als ein Abbild, ein frommer Sinn mitten in die Fläche der Alltäglichkeit hineingesetzt hat. Auf der Höhe des Stephansthurmes, zu der man auf etwa 700 Stufen hinansteigt, hat man auch den besten, den vollständigsten Ueberblick über die Stadt und ihre reiche, schöne Umgegend. Wie riesenhaft groß das Gebäude sey, das man erstiegen hat, das bemerkt man bei dem genauen Anblick der Tafel der Uhr, welche über 12 Fuß hoch und fast eben so breit ist. Die große Glocke des Thurmes, die aus dem Erz der eroberten türkischen Kanonen gegossen ward, wiegt 354 Zentner (nach andern Angaben 412 Z.) sie übertrifft mithin an Masse und Gewicht die große Glocke zu Notre Dame in Paris, wie die des Mailänder Domes, welche beide zu 320 Zentnern geschätzt werden, noch mehr die zu Magdeburg (von

*) Gegen 420 Fuß.

293 Z. Gewicht) und hat im deutschen Vaterlande zur gleichkräftigen Gesellin nur die berühmte Erfurter Susanna, deren Gewicht 362 Zentner betragen soll. Ueberhaupt wird die St. Stephansglocke in Europa (seitdem die riesenhaft große Glocke in Moskau, von, wie man sagt, mehr als 4000 Zentnern Gewicht, nicht mehr vorhanden ist) nur von wenigen solchen stimmführenden Mächten, namentlich von der Cordeillac zu Toulouse (sie wiegt über 500 Zentner) übertroffen.

Nächst der St. Stephanskirche hat noch gar manches andre der prächtigen Kirchengebäude von Wien einen anziehenden Reiz für den Fremden. Die kleine St. Ruprechtskirche erhielt sich nur den Ruf, nicht aber das äußere Ansehen ihres hohen Alterthumes, denn obgleich ihre erste Erbauung auf das Jahr 740 gesetzt wird, gehört dennoch ihre jetzige Form dem 15ten Jahrhundert an. Dagegen hat sich die St. Michaëlskirche in ihrem Innren unverändert die ehrwürdige Form der morgenländisch christlichen Bauart bewahrt; eine freundliche Gabe der jüngsten Zeit an das alterthümlich merkwürdige Gebäude sind die Gemälde von Ludwig Schnorr. Selbst außen auf dem Vorplatze von St. Michael erinnert man sich gern an ein Ereigniß aus den Zeiten der vorhin erwähnten Belagerung Wiens durch die Türken. Die erste Bombe welche damals die Feinde in die Stadt warfen, war gegen diese Kirche des Schutzengels der Unschuld gerichtet, sie fiel, Verderben drohend, vor ihrem Gemäuer nieder; da lief ein dreijähriges Kind, das sich von selber zu dieser kühnen That getrieben fühlte, zu ihr hin, löschte sie aus und wendete so die Gefahr von der Kirche und allen ihren Nachbargebäuden ab.

Gleich am ersten Nachmittag unsres kurzen Aufent-

haltes in Wien waren wir von dem sogenannten Graben durch ein schmales Seitengäßchen zu der St. Peterskirche gekommen, welche Johann Fischer von Erbach der Form der Peterskirche zu Rom nachbildete; von demselben Meister ist auch die prachtvolle St. Karlskirche auf der Wieden erbaut worden. Das Grabmahl der Erzherzogin Christina von Canova's Meisterhand findet sich in der Hofpfarrkirche der Augustiner.

Auf unsren Wanderungen durch die große Kaiserstadt und einige ihrer Vorstädte verweilten wir öfters mit vorzüglichem Wohlgefallen auf dem Josephsplatze. Die eine Seite desselben nimmt das Gebäude der k. k. Hofbibliothek ein, dessen äußere Pracht und Herrlichkeit nicht vergeblich auf einen eben so reichen innern Gehalt schließen lasset. Der Sarkophag von weißem Marmor, den man unten in der Vorhalle des Gebäudes sieht und auf welchem in halberhabener Arbeit der Kampf des Theseus mit den Amazonen dargestellt ist, wurde (im siebzehnten Jahrhundert) unter den Ruinen von Ephesus aufgefunden und durch seinen glücklichen Finder — einen Grafen von Fugger — hieher geschenkt. Der Freund der naturgeschichtlichen Litteratur wird nicht ohne ein Gefühl der höchsten Befriedigung den großen, herrlichen Saal der Bibliothek verlassen. Von der alten Handschrift des Dioscorides an, bei der sich gemalte Pflanzenabbildungen finden, bis zu den theuersten und seltensten Kupferwerken der neuesten Zeit wird man beständig daran erinnert, daß man sich hier in einer Stadt befinde, wo sich mehrere durch Talent und Wissen wie durch hohen Stand mächtige Geister der Naturwissenschaft zugewendet haben. Der Reichthum an den bedeutungsvollsten Werken des Morgenlandes ließ mich den Einfluß des reichen Geistes

von Hammer's errathen, überhaupt erkannte ich und erfreute mich gar vielfältig in Wien an den Fußtapfen der Wirksamkeit dieses verehrten Mannes, ihn selber aber, dessen Werke wie wohlwollende Empfehlungen mir doch ein so kräftiges Geleite auf diese Reise gaben, fand ich nicht. — Für die Betrachtung der Landkarten und Kupferstiche, so wie doch eigentlich für die genauere der Bibliothek hätte man sich nur mehr Zeit wünschen mögen, als für dieses Mal dafür verhanden war. Eben so für die Betrachtung der gehaltreichen Naturaliensammlung. — Auf dem Josephsplatze steht auch noch die große, schöne Reuterstatue Josephs II, von Zauner. — Außer dieser für mich so vielfach anziehenden Parthie der Stadt, sind mir auch der neue Markt mit den trefflichen Brunnenfiguren von Donner, der hohe Markt, mit dem kleinen Tempel in seiner Mitte, wo die Vermählung der heil. Jungfrau dargestellt ist; der sogenannte Graben mit der wenigstens stark genug in die Augen fallenden Dreifaltigkeitssäule gar wohl in der Erinnerung geblieben. Unter den vielen, nicht immer regelrecht verlaufenden Gassen der Stadt lernte ich mich nicht einmal bei dem Tageslicht der unmittelbaren Anschauung zurecht finden, noch weniger vermöchte ich dieß jetzt, bei dem dämmernden Licht der Erinnerung. In der k. k. Burg und ihrer Nähe ist mir es immer sehr wohl geworden; sie ist ein Stammbuchblatt in der Geschichte Deutschlands, auf welchen viele werthe Namen, Derer die hier walteten, aufgezeichnet stehen. Ihr Inneres gewahrt viel mehr als das Aeußre verspricht. Die köstliche Mineraliensammlung sahe ich nicht; der treffliche Mohs war verreist. Vor den Gewächshäusern und in den nachbarlichen Gärten der Burg weilte ich mit Wohlgefallen.

Nun möchte aber auch wohl bald alles das beisammen seyn, was ich von der Altstadt von Wien zu sagen weiß. Denn wenn ich auch aus dem Tagebuch des Gedächtnisses noch einige Dinge erwähnen wollte, würde man bald die flüchtige Eile bemerken, in der ich an Allem vorübergekommen bin, oder ich müßte nur aus Hörensagen beschreiben, was ich nicht einmal selber gesehen, wie namentlich Belvedere mit der reichen Gemäldegallerie und der schönen Aussicht nach der Stadt und ihren Vorstädten. Ueberdieß ist auch noch gar zu viel von der Geschichte der Reise nach dem Morgenlande zu erzählen, welche doch eigentlich erst von Wien aus ihren Anfang nimmt. Indem ich aber nun meine Erzählung anheben will, fühle ich mich wie von neuem an der guten Kaiserstadt festgehalten und zu ihr hingezogen; ich finde, daß die Geschichte der Reise nicht erst von Wien aus, sondern schon in demselben ihren Anfang nimmt. Denn in seiner Mitte entspannen sich jene goldenen Fäden des Wohlwollens und der freundlichen Fürsorge, die mich auf meinem ganzen weitem Wege von der Donau bis zur Herrscherstadt vom Propontis und von da wieder an den Meles, Nil und Jordan, ja bis zum Arno geleiteten. Die kräftige Wirksamkeit jener Empfehlungen, welche ich aus der Staatskanzlei Seiner Durchlaucht, des Fürsten von Metternich mit mir nahm, ließen es mich erfahren: daß der große, vielumfassende Geist dieses Staatsmannes mit der Vorsorge für das Allgemeine und Ganze auch die für das Bemühen eines Einzelnen zu vereinen wisse, und daß neben dem mächtigen Strome des politischen Bewegens, dessen Lauf derselbe zum Wohle des Vaterlandes zu leiten bemüht ist, auch ein armes Bächlein seiner Hülfe sich erfreuen durfe, welches, aus dem

dem Quell der Wissenschaft hervorgehend, vielleicht irgendwo einen noch schlummernden Keim des Erkennens wecken könnte. Was ich hierbei dem hohen Wohlwollen Seiner Excellenz, des Herrn Grafen von Ottenfels verdankte, das war so Wesentliches und so Vieles, daß ich meinen tiefgefühlten Dank dafür besser durch den Thatbericht über das, was jenes Wohlwollen in dem ihm so nahe bekannten Lande des Ostens für mich bewirkt hat, als durch Worte auszusprechen vermag. Einen andern Punkt, von welchem die goldnen Fäden der freundlichen Bemühungen für mich und das gute Gelingen meiner Reise ausgiengen, habe ich schon genannt; das war ein Schreibtisch, von welchem gar viele goldne Fäden über ganz Europa und tief nach Asien hinein, bis weit über den Euphrat auslaufen: der Schreibtisch des hochverehrten Ritters von Hammer. Der Mittelpunkt aber, das eigentliche „Herz" von welchem alles das Bewegen zu meinem Gunsten in Wien seinen ersten Antrieb empfieng, habe ich noch nicht genannt: das war jener Mann, der die hülfreiche That seines Wohlwollens und seiner Liebe schon in so manches frühere Jahr und Begegniß meines Lebens unvergeßlich tief hineingeprägt hat, der hochtheure K. Bayerische Minister, Baron Maximilian von Lerchenfeld. Wenn aber alle die eben erwähnten Beweise von Wohlwollen und Güte, die wir in Wien erfahren durften, zusammen mit dem freundlichen, nur unsres Vortheiles gedenkenden Geleites, das uns die Briefe der Herrn Eskeles und C. in alle größeren Handel treibenden Städte der östlichen und südöstlichen Mittelmeereskülte gaben, wenigstens doch an die Fortreise erinnerten, so waren daneben auch noch andre Fäden wirksam, die uns in der Kaiserstadt selber so fest

und innig umſpannen, daß ſie uns faſt hätten können das Weitergehen vergeſſen machen. Wir erfuhren hier die Kräfte und Aeußerungen einer Freundſchaft, welche zu ihrem Erſtarken keiner längeren Zeit des Sehens und Bekanntwerdens bedarf, weil ſie von einer Art iſt, über deren Gedeihen und Fortbeſtehen die Zeit keine Gewalt hat.

An der Seite des theuren Endries beſuchten wir noch am letzten Tage unſres Aufenthaltes einige Gärten und Landhäuſer in der Nähe der Stadt; vor allem Schönbrunn. Hier ließ uns die Umgegend von Wien noch einmal die Fülle aller ihrer Lieblichkeiten ſehen und genießen; zuerſt bei der weiten Ausſicht am Gloriette, dann in den ſtillen, ſchattigen Gängen der hohen Baumgruppen und am Geſundbrunnen der hehren Nymphe. Die kräftig gedeihenden, ausländiſchen Gewächſe der Treibhäuſer und Blumengeſtelle ſprachen mit mir zum Theil ſchon die Naturſprache jener Länder, die mein Fuß nun bald betreten ſollte. Bei jedem ſolchen Anblick merkte ich recht deutlich, daß mein ganzes Sinnen und Trachten nicht mehr daheim, ſondern bereits ausgewandert ſey in das Land gegen der Sonne Aufgang, und wo das Herz wandelte, da wollten dieß auch die Füße. Darum auf, zur Weiterreiſe!

Die Donaufahrt von Wien nach dem ſchwarzen Meer.

Es ſchien als ſey eine ganze Gemeinde im Auswandern begriffen, ſo groß war die Zahl der Reiſenden, ſo wie der mit Reiſegepäck belaſteten Träger und Karren, welche mit uns zugleich am Nachmittag des 15ten Septembers hinabzogen durch den Luſtwald des Praters nach der Donau. Hier, bei dem Dampfſchiff, war das Ge-

dräng noch größer; denn so wie mehrere liebe Freunde uns aus der Stadt bis hieher das Geleit gaben, so hatten auch die Schaaren der andern Reisenden ihre Begleiter, zu denen sich die Menge der Neugierigen und der im Prater Lustwandelnden gesellte, welche das Dampfschiff wollten abfahren sehen. Das Glöcklein das die Abfahrt verkündete, hatte zum letzten Male geläutet, die Räder der Dampfmaschiene setzten sich in Bewegung und mit ihnen zugleich die Stimmen, die sich noch einmal vom Schiff und vom Lande aus begrüßten. Auch auf der schnellen Fahrt, die nun begann, fuhren die Stimmen, die mit uns im Schiff geblieben waren, fort, an Lauttönigkeit und Schnelle mit den Rädern und Getrieben zu wetteifern; die Menge der Mitreisenden war aber auch so groß, daß sich zum Sitzen nur selten Raum und Gelegenheit fand, man stund da in einem Menschengedränge, wie jenes ist, das sich an einem Jahrmarkte vor einer Garküche anhäuft. Denn gerade dergleichen Erinnerungen an Jahrmarkt und Garküche drängten sich hier der Seele am meisten auf, wo man so viel reden hörte von den in Wien gemachten Einkäufen, so viel wahrnehmen mußte von der Geschäftigkeit der Küche, deren Erzeugnisse, von den schnellen Dienern ohne Aufhören unter die immer mehr und Neues begehrende Menge ausgetragen wurden. Unter solchen Umständen konnten freilich die Gedanken an die Pilgerschaft nicht recht aufkommen, obgleich gerade heute eine besondere Anregung zu denselben vorhanden gewesen wäre. Denn es hatte sich von Wien aus noch eine Mitpilgerin an uns angeschlossen, die wir mit ihrem Vornamen: Elisabeth nennen wollen. Eine muthige und freudige Wanderin nach dem Morgenlande, welche namentlich meiner Haus-

frau oftmals, wenn zu den äußern Stürmen auf dem Meere die innern der Sorgen und der Furcht vor dem „großen Waſſer" hinzukamen, von neuem Muth und Freudigkeit mittheilte, und durch ihr geduldiges Ertragen der vielfältigſten Bedrängniſſe uns Allen zur Stärkung; durch Rath wie That zur Erleichterung und Hülfe gereichte.

Der Anfang der großen Waſſerbahn, die wir jetzt auf unſerm Dampfſchiffe, der Nador genannt, betreten hatten, gewährt dem Auge nicht viel Unterhaltung. Der mächtige Strom wird hier zu beiden Seiten durch eine grünende Ebene begränzt, die ſich erſt bei Fiſchament, am Ufer der rechten Seite, wieder hüglich erhebt. Hier belebt ſich die unmittelbare Nachbarſchaft des Waſſers auch durch die große Landſtraße, welche auf dem 10 Fuß hohen Damme hingehet; zur Linken dehnt ſich noch das Marchfeld aus. Uebrigens gehet die Fahrt hier an einem Boden vorüber, den man gerne, nicht bloß im ſchnellen Vorüberſchiffen mit dem Auge durchſtreifen, ſondern zu Fuß durchwandern möchte, denn nahe bei Petronell deuten der Triumphbogen des Tiberius, ſo wie andre Ruinen die Stätte des alten urſprünglich Celtiſchen, dann Römiſchen Carnuntum an; eine merkwürdige Schanze, welche dieſe alten Bewohner und Beherrſcher des Landes errichteten, reichet von dieſer Gegend fünf Stunden weit gen Süden, bis an den Neuſiedlerſee und dehnt ſich auch jenſeit des linken (nördlichen) Ufers der Donau bis an Zwerndorf aus. Vor Hainburg (Hunnenburg) erinnert der 60 Fuß hohe rundliche Hügel, noch mehr aber die Ruine der wahrſcheinlich von den Römern angelegten, dann aber von den Hunnen bewohnten Veſte an König Etzels (Attila's) Hofhalt und an den

Sagenkreis des Nibelungen Liedes. Noch jetzt in ihren Trümmern rieſenhaft mächtig erhebt ſich am linken Ufer des Stromes die Burg des ſchon zu Ungarn gehörigen Gränz- und Mauthortes Theben, deren Begründung auch den Römern zugeſchrieben wird und welche dem Mittelalter für eines der unüberwindlichſt feſten Schlöſſer des Landes galt. Berge zu beiden Seiten, deren Abhänge und Schluchten mit Laubwald und Weinpflanzungen ſich bekleiden, geben der Nähe von Preßburg, deſſen alte Königsburg ſich von ferne zeigt, ein gaſtlich einladendes Anſehen und noch ehe die Sonne ſinkt landet das Dampfſchiff bei der Stadt an. Wir waren von Wien nach Preßburg, wohin der gerade Weg (abgeſehen von den Krümmungen der Donau) 12 Stunden beträgt, in nicht ganz 3 Stunden gekommen.

Wir hatten uns beim Hineingehen nach der Stadt etwas verſpätet; denn welchen Fremdling ſollte nicht der erſte Anblick dieſes alten, ungariſchen Königsſitzes anziehen und feſthalten, der von den Vorbergen und Weinbergshügeln der kleinen Karpathen im Halbkreis, wie von einem grünen Mantel umgeben iſt, und welcher ſeinen Fuß auf den hier ungetheilten, 780 Fuß breiten, majeſtätiſchen Strom ſtellt. Die Herrſcherburg, in welcher vormals die Reichskleinodien bewahrt wurden, thronet auf einem 420 Fuß hohem Felſen und hat ſich noch immer, obgleich die Feuersbrunſt von 1811 ihr Inneres verheerte, die äußren Züge ihrer ſtattlichen Geſtalt bewahrt; ehrwürdig durch ihr Alter wie durch ihre Bauart, ſtehet die von Ladislaus dem Heiligen im Jahr 1090 begründete St. Martinskirche mit ihrem prachtigen Thurme da; unter manchen andren ſchönen und anſehnlichen Gebauden zeichnet ſich der erzbiſchöfliche Pallaſt aus.

Während wir jedoch so beim Anschauen zögerten, hatte das kleine Heer von Reisenden, das sich aus dem Schiffe über alle Gassen und Plätze der Stadt ergoß, bereits von allen bessern Gasthöfen Besitz genommen, wir fanden endlich nach langem Herumfragen nur noch in einem Wirthshause von ziemlich niederem Range ein Unterkommen.

Wir fuhren am andern Morgen bald nach Tagesanbruche ab; der Himmel hatte sich getrübt, die Gluthsäule des Morgenrothes über den grünenden Hügeln, so schön sie dem Auge erschien, war nichts Erfreuliches, denn sie deutete auf nahen Regen. Bald jenseit Preßburg theilt sich die mächtige Donau in mehrere Arme, zwischen denen sich die beiden Inseln Schütt, die größere zur Linken auf die Länge von 9, die kleinere zur Rechten auf 7 Meilen ausdehnt, wobei die Breite von jener 4—5, von dieser etwa 1 Meile beträgt. So fruchtbar auch diese Inseln seyn mögen, hätten wir für heute gerne ihres Anblickes entbehrt und uns vor dem dicht herabfallenden Regen in die Cajüten gerettet, wenn da nicht das Gedränge der vielen Menschen eine so unerträgliche Schwüle erzeugt hätte, daß der Aufenthalt auf dem Verdeck unter dem Regenschirme noch immer vorzuziehen war. Es waren indeß nur Gewitterregen, die sich, einer nach dem andern, über die Ebene entluden, dazwischen gab es auch heitre Sonnenblicke, die uns das unüberwindlich feste Comorn, am Einfluß der Waag und die jenseits Comorn wieder bergig sich erhebenden, namentlich bei Reszmely (Resmil), reich mit Reben und Obstbäumen bepflanzten Ufer, so wie den majestätisch auf seinem Felsen hervortretenden Dom zu Gran mit genuß-

reicher Ruhe betrachten ließen. Ueber den Höhenzügen des Bakonyerwaldes zu unſrer Rechten, ſtiegen am Nachmittag von neuem die Wetterwolken wie Berge auf, während die noch höherſtehende Sonne den wunderlichen Bau der dreieckigen Bergveſte von Viſſegrad (der Plentenburg) beleuchtete, in welcher einſt der edle Matthias Corvinus in der Geſellſchaft unſres großen Landsmannes des Aſtronomen Regiomontanus Tage eines genußreichen Ausruhens verlebte, und welche ein Lieblingsaufenthalt mehrerer ungariſchen Könige war. Unten am Fuße des Berges, der die Burg auf ſeinem Rücken trägt, ſtehet der 6 Stockwerk hohe Salomo's-thurm, ſo genannt, nicht nach dem weiſen Herrſcher des Iſraelitiſchen Reiches, ſondern nach einem Vetter des Königes Ladislaus, dem ungariſchen Gegenkönig Salomo, der (im Jahr 1077) hier gefangen ſaß. Bei dem ſchön gelegenen Waitzen nimmt der Strom ſeine Wendung nach Süden; nur noch eine kurze Strecke hatten wir zu fahren, da zeigte ſich das hochgelegene Ofen und bald begrüßte das an dem gegenübergelegenen Peſth anlandende Schiff die Bewohner der ſchönen Stadt mit Kanonenſchüſſen. Abgeſehen von den vielen, ſehr bedeutenden Krümmungen, welche die Waſſerbahn machet und die der Landweg abſchneidet, miſſet ſelbſt der gerade Weg von Preßburg nach Peſth 32 Stunden, während unſer Dampfſchiff in 13 Stunden das Ziel erreichte. Doch brachte wenigſtens uns dieſe Eile für heute wenig Vortheil; ein heftiger Regenguß, der das Ausladen des Reiſegepäckes aus dem Nador, den wir hier mit dem Dampfſchiff Zrinyi vertauſchen ſollten, überaus erſchwerte, hielt uns noch mehrere Stunden im Fahrzeug zurück, bis wir endlich nach 9 Uhr Abends im ſchönen, bequemen Gaſt-

hause zum König von Ungarn Ruhe und Erquickung fanden.

Sonnabends, den 17ten September, noch vor Tagesanbruch mußten wir schon wieder auf unsrem Dampfschiffe seyn; denn dieses sollte, so war es die Absicht des Capitäns, heute einen noch weiteren Weg machen als gestern; es sollte am Abend bei dem gegen 40 Stunden Weges von Pesth abliegenden Mohacs anlegen, damit dort das Einladen der Steinkohlen während der Nacht geschehen könnte. Die Wasserbahn wurde allmälig heller, die Räder begannen ihren Kreislauf; wir wandelten wenigstens mit Augen und Herzen nach dem guten Ofen hinauf, das wir so gerne begrüßt und besucht hätten; doch schon nach wenig Riesenschritten des Fahrzeuges war uns das schöne Schwesterpaar der Städte, zuerst Pesth, dann Ofen aus dem Auge gerückt und wir zogen auf dem einen Arme der hier wieder getheilten Donau hinab nach der großen, unübersehlich weiten Ebene. Vor dem eigentlichen Beginn von dieser erhub sich noch einmal der letzte Sprosse des von Westen, vom Savoischen Gebirgsstamme herkommenden Höhenzuges zu dem mit Weingärten umkleideten Eugeniusvorgebirge, auf welchem ein prächtiges Lustschloß gesehen wird; dann aber fiel der Vorhang eines dichten Nebels über den großen Schauplatz herunter, das Dampfschiff mußte, weil jetzt die Weiterfahrt wegen der vielen Schiffsmühlen am Ufer bedenklich erschien, den kaum begonnenen Lauf hemmen, und wir lagen da, mitten im Streme, bis gegen Mittag still. Indeß hatten wir Zeit genug uns in dem Dampfschiffe umzusehen, das von heute an auf längere Zeit unsere Wohnstatte seyn sollte. Der Raum, so heißt dasselbe, hat eine Länge von 180 Fuß und 23 Fuß Brei-

te, bewegt seine Last mit einer Kraft, welche jener von 80 Pferden gleichkommt und durchläuft hiermit, unter sonst günstigen Umständen in jeder Stunde eine Strecke, welche mehr als 6 Stunden Weges beträgt. Zu unsrer großen Freude hatte sich das Gedräng der Reisenden, das auf dem Nader so übervoll war, sehr vermindert; nur eine Schaar von Handelsleuten, die auf einen Jahrmarkt jenseit Semlin zog, schien in Pest neu hinzugekommen zu seyn; an unsere nähere Gesellschaft schloßen sich jetzt, wo man erst Gelegenheit fand sich näher zu kommen, ein alter, vielgereister, wohlunterrichteter Engländer mit seinem Neffen und ein junger Grieche aus Chios an, der in München studirt hatte.

Gegen Mittag wurde der Vorhang des Nebels wieder aufgezogen, die neue Scene: der volle Anblick der großen, ungarischen Ebene begann, die Fahrt gieng ohne Hemmung weiter. Der schöne Strom, als wollte er einige Zeit von dem schnellen Laufe ausruhen, ergeht sich hier, gleich einem weidenden Rosse durch üppig grünende Auen; verbirgt sich bald hinter dem grünenden Gebüsch, bald zwischen einzelnen Laubwäldern, aus denen manche malte Bäume weit emporragen. Heerden von bräunlichen Cormoranen und wilden Gänsen flogen lautschreiend über uns hin, Pelikane mit schneeweißem Gefieder sonnten sich auf den abgelegenen Sandbänken, Löffelgänse schoßen begierig nach ihrer Beute, den kleinen Fischen, herunter, hin und wieder zeigte sich auf einem Baum am Ufer ein einsamer Seeadler. Nur an wenig Stellen öffnete sich über das hohe Grün des Ufers hinüber die Aussicht nach einem Dorfe; Heerden des weidenden Viehes oder ein wohlberittener Landmann, der die Schnelle seines guten Rosses rühmen und zeigen wollte, indem er

auf der Ebene am Ufer mit dem Dampfschiff den Wettlauf versuchte, verriethen es, daß das Land von Menschen bewohnt sey. Gegen Abend schien sich unser Weg in undurchdringlichen Waldungen zu verlieren; die Nacht war schon angebrochen als wir aus der Stille dieser dichten Laubgänge hinausgelangten ins Freie und in Tolna das Nachtlager suchten. Hier fanden wir ein Gasthaus, das an die bessern Gasthäuser mancher unsrer wohlhabenden Dörfer erinnerte; der Tisch des Wirthes bot in Fülle die reichen Gaben des Landes dar; noch vor dem Einschlafen ergötzte uns ein lieblich tönender, von Flöten begleiteter, zweistimmiger Gesang, der sich nahe bei den Fenstern unsers Zimmers von einer vorüberziehenden Gesellschaft vernehmen ließ.

Die Stille des Sonntag Morgens, am 18ten September, wurde in den sich immer gleich bleibenden, grünenden Auen durch nichts gestört, das etwa die Sinnen sehr anzuziehen vermocht hätte. Noch vor Mittag erreichten wir Mohacs, dessen reiche Ebene an das malerisch schöne Gebirge von Villany und Herjany, so wie an die Höhen sich anlehnt, welche das breite Thal von Fünfkirchen begränzen. Unser Dampfschiff hielt hier, um neue Steinkohlen einzunehmen, mehrere Stunden und ließ uns Zeit, den in vieler Hinsicht merkwürdigen Ort zu besehen. Jene Höhe bei Herjany und Villany, die sich in Gestalt eines rundlichen Grabeshügels über die Ebene erhebt, trägt allerdings, gleich dem Tumulus des Patrokles oder Achills die Bedeutung eines alten Heldengrabes an sich; denn diese Ebene ist ein großes, mit vielem Blute benetztes Schlachtfeld der Völker, auf welchem das eine Mal die Macht des türkischen Halbmondes so zum Wachsen kam, daß der Morgenstern der

Herrlichkeit dieſes Landes vor ſeinem Glanze erloſch; das andre Mal aber ſo ins Abnehmen gerieth, daß ſein ſchwaches Licht in der Helle des neuanbrechenden Tages verſchwand. Am 29ten Auguſt 1526 traf hier bei Mohacs die Schaar der Chriſten unter Ludwig II., dem Könige von Ungarn, auf das Heer der Türken, welches Suleiman der Groſſe zur Schlacht führte. In der That ein ungleicher Kampf; denn die Armee der Chriſten, der Zahl nach nicht viel mehr als ein Zehntheil der türkiſchen, war ein Gemächte aus vielen unter einander ſtreitenden Gliedern, denen ein kräftig herrſchendes Haupt fehlte, weil der erſt 20jährige König, zwar von ſeiner Geburt an *) durch manche Schule der Schmerzen gegangen, die ſtählende Kraft aber derſelben immer von neuem in der erſchlaffenden Wärme ſeiner nächſten, nur auf Sinnenluſt denkenden Umgebung wieder verloren hatte; während Suleiman, der Schrecken der Völker vom Nil bis zum ſchwarzen Meere, ein vollkommner Herrſcher und Heerführer ſeiner an Kampf und Sieg gewöhnten Schaaren war. Als dort, in den Sumpfen des nachbarlichen Czelie der fliehende junge König, unter der Laſt ſeines geſtürzten Roſſes den Tod gefunden, da brach die furchtbare Verheerung durch Feuer und Schwert der Türken über das ganze wehrloſe Land herein und erfüllte daſſelbe bis gen Gran, ja bald nachher bis gen Wien, mit Wehklagen und mit einem Elend, welches über einen groſſen Theil von Ungarn länger denn anderthalb Jahrhunderte laſtete. Aber eben in dieſer nämlichen Ebene von Mohacs kam auch für jenes Land eine Stunde der

*) Engels Geſchichte des ungariſchen Reichs. III Bd. S. 130

großen Errettung, als am 16ten August 1687 hier das Heer der Türken, das der Großvezier führte, von jenem der Christen, welches der Herzog von Lothringen befehligte und Prinz Eugen beseelte, vollkommen geschlagen ward. Achtzig Kanonen und das ganze christliche Lager waren vormals (im Jahre 1526) in die Hände der Türken gefallen; achtzig Kanonen und das ganze Lager der Türken wurden jetzt in die Hände der christlichen Sieger zurückgegeben; und wie damals der zwanzigjährige König Ludwig ein Triumph der Türken ward, so triumphirte jetzt ein nicht viel mehr als zwanzigjähriger christlicher Held, Prinz Eugen von Savoyen über die Türken, als er, in jugendlicher Kampflust zuerst die Gräben des feindlichen Lagers erstieg und nach beendigter Schlacht den Auftrag des Feldherrn empfieng: die Kunde des Sieges selber nach Wien zu bringen *). War es doch derselbe Eugen, der 10 Jahre später als Feldherr dort im Osten von Mohacs, bei Zenta die von dem Großherrn selber geführte Uebermacht der Türken brach, und endlich nach wiederum 2 mal 10 Jahren (am 16. August 1717) das Lager des Großveziers bei Belgrad vernichtete, wobei 140 Kanonen und unmittelbar nachher Belgrad selber eine Siegesbeute der Christen wurden.

Die Geschichte der beiden, an Erfolg so ungleichen Schlachten bei Mohacs ist in dem dortigen erzbischöflichen Pallast in zwei großen Schlachtgemälden dargestellt, die man in ihrer gerade nicht sehr kunstwerthen Art als „grausam schön" bezeichnen könnte. Wir besahen sie dennoch, so wie das bei ihnen befindliche Porträt des

*) Engel a. a. O. III Bd. S. 295 u. f. V. S. 131.

unglücklichen Königs Ludwig, dann erquickten wir uns im Gasthaus an dem berühmten Serarder Wein, der hier in der Nähe wächst und an kräftig bereiteter Speise, später mischten wir uns unter das sonntäglich geschmückte Volk, das heute außer dem Sonntag selber noch ein andres Kirchenfest feierte. Mohacs hat mehr als 8000 Einwohner, denen man großentheils Wohlhabenheit und gutmüthiges Wohlbehagen anmerkt. Ich habe das Volk der Ungarn, so weit ich es auf dieser Reise kennen lernte, wahrhaft liebgewonnen. Es erinnerte mich oft, in seiner Art und Sitte, an jene Sarolta, das schöne Weib des heidnischen Ungarnkönigs Geyssa, welche den Keim der höheren, geistigen Gestaltung in ihr Volk legte, als sie, selber Christin, zuerst den Gemahl, dann, durch ihren Sohn: König Stephan I. das Vaterland zum Christenglauben hinführte. Diese, kräftig und entschlossen wie sie war, wußte nicht allein, gleich einem Reutersmann zu Pferd zu sitzen und das Roß zu bändigen, sondern, an der Seite des kämpfenden Gemahles, auch das Schwert zu führen; sie achtete während des Feldzuges nicht Beschwerde noch Gefahr, dagegen achtete sie auch des Spottes der Fremden nicht, wenn sie, nach väterlicher Sitte, den Männern beim Trinken Bescheid that. So liegen auch in dem kräftigen, entschlossnen Volke der Ungarn vielversprechende Keime einer immer höheren Ausgestaltung und der entschiedene Hang zum Festhalten an väterlicher Art und Weise.

Einige Stunden nach Mittag war das Geschäft des Einnehmens der Steinkohlen ins Schiff beendigt, die Fahrt gieng weiter an der sumpfigen, durch ihre große Schweinezucht berühmten Margarethen-Insel hin. Gegen Abend erreichten wir, vor Dalya, den Punkt, da die

Drau, aus grünen Waldungen herkommend, ſich zur Donau geſellt, und bald hernach warf unſer Dampfſchiff mitten im Strome Anker. Vormals hätte ſich freilich gerade in dieſer Gegend ein gaſtlicherer Ruhepunkt gefunden als der im Waſſer, denn hier zur Rechten, wo ſich am Einfluß der Drau auf dem hüglichen Vorgebirge vereinzelte Ruinen zeigen, ſtund zu den Zeiten der Römerherrſchaft Teutoburgum und ſpäter die Veſte von Erdöd. Das Land zur Rechten des Stromes, vom Einfluß der Drau bis zu jenem der Save gehört zu Slavonien, deſſen reiche Ebene bei dem wohlhabenden Marktflecken Vukovar, am Einfluß der Vuka, wo wir am andern Morgen vorüberfuhren, ſo wie noch mehr die waldigen Höhen, welche bei der Ruine von Scharengrad und Illok die Ufer begränzen, einen neuen, ſehr angenehmen Eindruck auf das Auge machen. Hinter Illock, auf einer Anhöhe des Siſſatovajiſchen Bergrückens zeigen ſich die Ruinen von drei, wahrſcheinlich römiſchen Kaſtellen, unfern von ihnen im Walde die Trümmer eines Dianentempels mit einigen halbzerbrochnen Säulen. Die Worte: Zerſtörung und Vernichtung wiederholen ſich hier, in der Zeichenſprache der Natur und der untergegangenen Herrlichkeiten der Menſchenhand, in den verſchiedenſten Sprachen und Dialekten; denn während über die bergigen Ufer der rechten Seite der Graus der Zerſtörung durch Krieg und Kampf der Menſchen ihren Lauf nahm, war die fruchtbare, ungariſche Ebene auf der linken Seite, vornämlich zwiſchen O-Palanka und O-Futak, wiederholten Einbrüchen des Stromes ausgeſetzt, welche noch jetzt die Wohnſtätten und das Eigenthum der Menſchen fortwährend gefährden und unſicher machen. Unſicher jedoch wie dieſer Boden erſcheint, iſt er

dennoch nicht ohne mächtig anziehenden Reiz, denn während sich bei Szuſſek das rechte Ufer mit Weinbergen schmücket, vergnügt sich das Auge an der linken Seite bei O-Futak und Kameniez an den üppig grünenden Baum- und Gartenanlagen, welche durch ihre etwas höhere Stellung gegen die Verheerungen der Fluthen geschützt sind. Gegenüber der Festung Peterwardein bei der ansehnlichen Handelsstadt Neuſatz, legte das Dampfschiff an, um hier Waaren auszuladen und einzunehmen. Die Veste von Peterwardein liegt auf einem Serpentinfelsen, der sich 191 Fuß über den Wasserspiegel erhebt; im Halbkreis umschließet als eine zweite, untere Vestung die eigentliche Stadt die gewaltigen Mauerwerke der oberen Vestung. An der Statte von Peterwardein, das wie man sagt von Peter dem Einsiedler, dem Anführer der ersten Kreuzfahrer seinen Namen empfieng, lag das Milata der Römer; die untere Festung wurde erst im 6ten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts erbaut. Obgleich die benachbarte Eugeninsel kein Denkmal enthalt, das des Siegers und Bändigers der türkischen Macht würdig wäre, läßt sich dennoch der Felsenhügel von Peterwardein schon für sich allein als ein Ehrendenkmal des Helden betrachten, der hier am 5ten August 1716 einen der größesten Siege über die Türken erfocht, welche die europäische Christenheit jemals über diese Feinde feierte. Das ganze türkische Lager mit der reichen Kriegskasse der Feinde und 170 Kanonen waren die eine, die Eroberung von Temes war die andere Frucht dieses Sieges; das Wehen der Paniere, welche der Sieger weithin in dem wiedergewonnenen Lande aufstellte, verbreitete Furcht und Schrecken durch alle Länder der Osmanen, Freude und Jubel durch alle Länder

der europäischen Christenheit vom Eismeer bis zu den Pyrenäen. Seit diesen glorreichen Tagen konnte auch Neusatz, das kurz vorher nur ein armes, serbisches Fischerdorf war, sich zu einer blühenden Handelsstadt erheben, welche in unsern Tagen schon gegen 20,000 wohlhabende Einwohner zählt, unter denen viele deutsche Handwerker und Handelsleute sind. Beide Städte, Neusatz und Peterwardein, so nahe unter sich verschwistert wie Pesth und Ofen, sind durch eine Schiffsbrücke verbunden.

Jenseits Peterwardein gehet die Fahrt an den mit herrlichen Eichenwaldungen gekrönten, von Weinpflanzungen umsäumten Gebirge von Fruska Gora vorüber. Hier soll Kaiser Probus die ersten Reben gepflanzt haben; in den anmuthigen Schluchten des Gebirges liegen 15 griechische Klöster zerstreut, welche den Reisenden in all ihrer Armuth aufs Freigebigste Obdach und Bewirthung darbieten. Obgleich etwas weiterhin die ausgedehnten Sandflächen und Sandbänke des Ufers die zuströmende Macht des Stromes verrathen, so wird dennoch das Auge durch den Anblick der überreichen Weinbergshügel des am äussersten Saume der Fruska Gora lieblich gelegenen Carlowitz viel mehr an die Segnungen erinnert, welche die Nähe des Wassers bringt. Der hiesige, köstliche Wein gedeiht nicht selten in solcher Fülle, daß man im Jahr 1812 den Eimer desselben um 48 Kreutzer verkaufte. — Von Slankamen, das an der Stätte des römischen Acimincum liegt, strömt die mächtige Theiß in die noch mächtigere Donau; bei Szurduck lag das Rittium der Römer. Allmälig sahen wir jetzt die Gebirge des Fremdlingslandes, das unter der Herrschaft des Halbmondes steht, aus der Ebene aufsteigen, vor allen

allem den durch ſeine rundliche Form ausgezeichneten Avalaberg, welcher 5 Stunden ſüdwärts von Belgrad liegt und goldhaltig ſeyn ſoll. Ein erfriſchender Wind wehete uns aus Weſten, vom Gebirge her entgegen; Heerden von großen Waſſervögeln zogen ſchwerfälligen Fluges über uns hin; auf dem Strome bewegte ſich das Gedräng der Fiſcherboote und der kleinen Frachtſchiffe, welche Waaren und Handelsleute zu einem Jahrmarkt in der Nachbarſchaft hinführten; mitten durch alle und an ihnen vorüber ſchritt unſer Dampfſchiff ſo eilenden Laufes vorbei, wie ein ſchnelles Roß an den Heerden der auf der Weide gehenden Stiere. Noch in einer frühen Nachmittagsſtunde erreichten wir Semlin, bei welchem unſer Fahrzeug, weil dies eine ſeiner Hauptſtationen war, für die künftige Nacht anlegte. Obgleich der Landungsplatz eine ziemlich weite Strecke von der Stadt und ihren Gaſthäuſern abliegt und die Abfahrt am andern Morgen ſehr zeitig geſchehen ſollte, zogen wir es dennoch vor, ſtatt im Schiffe, auf dem Lande zu übernachten, auf welchem es uns während der bisherigen, kurzen Reiſe durch Ungarn überall ſo wohl ergangen war. Als wir denn da über den Damm des Donauufers und durch die nur aus Hütten beſtehende Vorſtadt einzogen, wachte unwillkührlich, in Einigen von uns, jene Stelle aus dem alten, deutſchen Volkslied von Prinz Eugen auf: „bei Semlin ſchlug man das Lager, alle Turken zu verjagen.“ Doch dieſer Nachklang aus mancher fröhlichen Stunde in der theuren Heimath mußte bald vor dem ernſteren Eindruck verſtummen, den die Gegenwart auf uns machte. Das Zimmer, das man uns im Gaſthaus zum Löwen anwieß, hat die freie Ausſicht nach dem ganz nahen, am jenſeitigen Ufer der Save gelegenen Belgrad, deſſen Feſtung,

mit der hochgewölbten Moſchee, ſo wie die untere, am Ufer des Flußes ſich ausbreitende, ſogenannte Waſſerſtadt, mit dem Pallaſt des Fürſten Miloſch in gröſſester Deutlichkeit vor uns lagen. Der Halbmond der Minares erglänzte dort in einem von der Abendſonne erborgten Glanze, während das Abendgeläute der chriſtlichen Kirchen zu Semlin von einem Lichte ſprach, das älter und bleibender iſt, denn jenes der Sonne. Uns freilich lauteten heute dieſe Glockentöne wie die Worte eines Abſchiedes, den eine gute Mutter von ihren hinwegwandernden Söhnen nimmt, obgleich bei den Gedanken des Ernſtes das freudige Gefühl war, von dem hulfreichen Nahebleiben und der Gewißheit des Wiederſehens der Mutter.

Der wunderſchöne Abend zog Mehrere von uns noch auf einige Augenblicke hinaus, zum Beſuchen der Stadt und ihrer Umgegend. Das jetzige Semlin liegt nahe an der Stätte des Taurunum der Römer, welches, weniger durch ſeine Gröſſe oder durch Verkehr und Handel als durch ſeine groſſe Feſtigkeit ausgezeichnet, zum Anhaltspunkt jener Abtheilung der Donauflotte diente, die gewöhnlich beim Ausfluß der Save ſich aufhielt. Dagegen hat das heutige Semlin die vormalige Beſtimmung zur Feſtung ganz aufgegeben und ſich mit ſeinen 9000 Einwohnern die friedlichere des Handels und Verkehrs erwählt. Serbiſche, griechiſche und turkiſche, mit ihnen einzelne deutſche und italieniſche Kaufleute haben ſich einträchtiglich in dieſes Geſchäft getheilt; die deutſche Sprache ſcheint allgemein unter ihnen verſtändlich; ſelbſt die Häuſer, wenigſtens in etlichen Straßen der innern Stadt, wo ſich auch ein Straßenpflaſter findet, erinnern durch Bauart und Einrichtung an das Vaterland. Dagegen

gleichen die kleinen Häuser des nördlichen Stadttheiles, die sich an den sogenannten Zigeunerberg anlehnen, den Hütten der stets zum Wegziehen bereiten Pilgrime, und die Ruinen der Burg des Johann Hunyads, die hier auf einem kleinen Hügel gesehen werden, reden von Krieg und Zerstörung. Die Quarantaneanstalt, welche auf der andern Seite der Stadt liegt, umfasset in ihrem von 12 Fuß hohen Mauern umschlossenen Raume, außer den Magazinen, 6 einstockige, massive Häuser, welche, sammt ihrem freien Vorplatz, von einem hohen Stacketenzaun eingefaßt und durch diesen äußerlich, so wie innerlich durch die Mauern, in vier verschiedene Quartiere, für eben so viele Reisegesellschaften abgetheilt sind.

An der Wirthstafel in unserm Gasthause trafen wir beim Abendessen Landsleute aus den verschiedensten Gegenden von Deutschland, welche großentheils der Handel hieher gezogen hatte; das Gespräch ergieng sich bald am Rhein, bald in den Gegenden des Mains und der Elbe, oder in jenen der Save.

Der Morgen des 2ten Septembers brach unter Regengewölken an, die jedoch bald zerrissen und den blauen Himmel wieder durch sich hindurchblicken ließen. Der erste Reiseeindruck den wir heute empfiengen, war der nahe Anblick der Festung Belgrad, dem Singidunum der Römer, das Justinian mit starken Mauern umschloß, der so oft von Türken und Christen belagerten, eroberten und wiederverlorenen. Wem sollte nicht vor allem, bei dem Anblick dieser alten Mauern Johann Hunyads und Capistrano's Heldenmuth und Heldenglaube in die Erinnerung kommen, welche hier bei Belgrad ein fester Damm wurden, an welchem die wilde Kraft Mohammeds II. und der Uebermuth der Türken

ſich brach. Denn ſchon gedachte dieſer zweite Mohammed den Halbmond, ſo wie auf der Sophienkirche und den Zinnen des von ihm eroberten Conſtantinopels, auch in Ofen, ja auf der St. Stephanskirche und den Zinnen von Wien aufzupflanzen, als ſeinem in der raſenden Trunkenheit der vielen Siege faſt unwiderſtehlich gewordenen Heere am 14. Juli 1456, gerade drei Jahre nachher, nachdem der türkiſche Eroberer alle Herrſcher der chriſtlichen Nachbarſtaaten als Zinnspflichtige erklärt und abgeſchätzt hatte, Johann Hunyad zuerſt die Lehre gab, daß es im Reiche der Chriſtenheit noch Köpfe gäbe, an welche man bei der Berechnung der türkiſchen Kopfſteuer nicht gedacht hatte. Denn an dieſem Tage ſchlug der ungariſche Held auf der Donau die Flotte der Turken, eroberte 3 Galeeren, bohrte 4 in den Grund, die übrigen ließ der Sultan ſelber verbrennen, damit ſie nicht Beute der Chriſten würden. Noch aber ſtund am Lande das Heer des Mahemmed: eine furchtbare Macht durch ſeine mehr denn anderthalbmal hundert tauſend wohlgeübte Krieger, durch ſeine 300 Kanonen, unter denen 22 die Rieſengröße von 27 Fuß hatten und ſieben Mörſer zentnerſchwere Steinkugeln ſchleuderten. Tag und Nacht hörte man den Donner dieſer gegen Belgrad gerichteten Geſchütze, bis nach dem 24 ungariſche Meilen entfernten Szegedin und ſchon waren die Mauern zerſchmettert, ſchon war über ihre Trümmer Mohammeds Heer am 21ten Juli in die untere Stadt erobernd eingezogen, auch die Mauern der obern, ſo wie Hunyads Muth, welcher die Feſtung ſchon als verloren betrachtete, waren gebrochen; da ſetzte Capiſtrano's gottbegeiſterte Rede andre, höhere Kräfte in Bewegung als die der Mörſer und Rieſenkanonen des Feindes waren. Er, an der Spitze

jener mit dem Kreuz bezeichneten, meiſt aus ungeübten Bürgern, Landleuten und Studenten gebildeten Schaar, welche ſein feuriger Glaubensmuth für dieſen Kampf geworben und entflammt hatte, ſchreckte zuerſt die über den Schutt der geſtürzten Mauer heraufklimmenden Türken durch angezündete, in Schwefel getauchte Reiſigbündel zurück und wagte dann, mit nur 1000 Kreuzfahrern, einen angreifenden Anfall auf das mehr als hundertfach ſtärkere türkiſche Heer. Es war ein Schrecken von Gott, der die Tiger des Oſtens ergriff, als ſie mit dem lauten Schlachtruf Allah, vor jenem äußerlich ſchlecht bewaffneten Häuflein ſtehen, das mit dem Loſungsworte „Jeſus" ihren mordenden Waffen ſich entgegenwarf. Mohammed ſelber, am Schenkel verwundet, ward zur Flucht vor dieſen „Hündlein" hingeriſſen; 24,000 Türken lagen erſchlagen auf dem Schlachtfeld vor Belgrad, unter ihnen der tapfre Feldherr Karadſcha und Haſan der General der Janitſcharen; hundert Wagen, mit Verwundeten beladen, zogen mit dem Reſte des feindlichen Heeres gen Serbia; das ganze Belagerungsgeſchütz der 300 Kanonen war in die Hände der Chriſten gefallen. So endigte für diesmal der Lauf der Eroberungen Mohammeds, der ſo unaufhaltſam geſchienen, vor Belgrad und der Sieg der Chriſten hätte noch andre, bedeutungsvollere Früchte getragen, wären nicht bald nachher Hunyad und Capiſtrano, ſo wie ein großer Theil der Schaaren des Letztern der Seuche erlegen, welche vielleicht aus dem verpeſteten Aushauch des blutgetränkten Landes ihren Urſprung genommen hatte. Aber Belgrad mußte dennoch der türkiſchen Macht ſich beugen, denn ſchon unter der Regierung Ludwig II, am 29. Auguſt 1521, ward dieſe für unüberwindlich gehaltene Veſte durch Suleiman erobert.

nachdem ein Häuflein von 700 tapfern Ungarn und Serbiern, unter des ritterlich kühnen Mezgai Oberbefehl, drei Monate lang der Uebermacht des türkischen Heeres widerstanden hatte. Und auch jetzt, hätte die Vertheidiger der Stadt der Schrecken, den die Macht der ihnen noch unbekannten Minen erregte, noch nicht zur Uebergabe bewogen, wäre nicht die Ueberzahl der Serbier, die als griechische Christen ein unglücklicher Religionsstreit mit den Ungarn entzweite, auf der Capitulation bestanden, in welcher zwar von einem freien Abzuge die Rede war, der jedoch von den Türken nachmals nur den Seelen der von ihnen niedergehauenen Streiter, nicht den lebenden Leibern gegeben wurde. Erst am 6ten September 1688 ward Belgrad von neuem durch das christliche Heer, das der Churfürst von Bayern befehligte, erobert, schon im October 1690 aber, als ein, wie man glaubt, durch Verrätherei entzündetes Pulvermagazin die Mauern zerstört hatte, gieng es zum 2ten Male an die Türken verloren, wobei von 8 der besten Regimentern des christlichen Heeres nur 300 Mann sich auf Schuyen retteten. Und was half es, daß Prinz Eugen im Jahr 1717 es wieder gewonnen hatte, ward es doch schon ein Jahr nach dem Tode dieses großen Helden, im Jahr 1737, in dem leichtsinnig und übereilt abgeschlossenen Belgrader Frieden den Turken ohne Schwertstreich überlassen, ja selbst, nachdem Laudon 1789 noch einmal sie genommen, kam die Veste schon in dem Friedensvertrag von 1791, den das Unglück der damaligen Zeiten Oestreich abnöthigte, wieder in die Hände der Feinde. Jetzt sind alle die Werke, welche besonders während des österreichischen Besitzes von 1717 bis 1737 hier angelegt waren, in einem sehr angenscheinlichen Verfall.

Bei Panczova verließ uns ein Theil unſrer Handel treibenden Reiſegefährten; mit der geflügelten Schnelle unſres Dampfſchiffes eilten wir weiter auf der Bahn des Waſſers hinab; das Auge, ohnehin durch einzelne Regenſchauer gehindert, konnte nur ſchnell vorüberziehende Streiflichter machen, bald hinüber in die fruchtreiche Ebene des Banats, bald in die immer näher an den Strom heranrückenden waldbedeckten Gebirge und Weinbergshügel von Serbien, und in Kurzem ſahen wir uns ſchon bei der dreieckig geformten, ſerbiſchen Feſtung Semendria *), an deren zinnenreichen Mauern dreimal ſieben viereckte Thürme ſich erheben. In der That, es iſt etwas Schönes um die Eile eines Dampfſchiffes. Von Peſth nach Semlin beträgt der Weg 75 Meilen, wir waren (den Aufenthalt bei Nacht und bei Nebel abgerechnet) kaum 26 Stunden gefahren. Von Semlin oder Belgrad wurde ein Fußgänger faſt einen ganzen Tag lang bis nach Semendria zu gehen haben, denn die Entfernung beträgt 12 Stunden, wir aber hatten dieſe Strecke faſt in zwei Stunden zurückgelegt. In der Nachbarſchaft der alten, thurmreichen Feſtung von Semendria ſahen wir auch den erſten türkiſchen Gottesacker, über deſſen weißen Denkſteinen der Baum, der unter allen andren ein Sinnbild der freudig emporſtrebenden Kraft ſeyn könnte: die Zypreſſe, als Sinnbild der Trauer daſtehet. Weiß doch die jugendlich kräftige Natur dieſes Landes überall, beſonders am rechten Ufer des Fluſſes, Das was aus Veralten und an Zerſtörung erinnern könnte, mit ihren Reizen zu verhüllen und zu bekleiden, denn die Trümmer

*) Erbaut im Jahr 1433

der alten Burgveſte von Kulich, am Einfluße der Morava in die Donau werden unter der Fülle der Gärten und Weinberge kaum bemerkt; der Peſtkirchhof, nahe an der Eugeninsſchanze, auf der 6 Stunden langen Inſel Oſtrava, wird von dem lieblichen Grün der hohen Bäume beſchattet; Rama (das vormalige Armata?) mit ſeinem alten römiſchen Kaſtell, ſtehet, umgürtet von ſeinen waldbewachſenen Felſen, wie ein zwar grauhaariger, aber noch immer ſtarker Held da, welcher der Hut des Landes wartet. Noch am 28ſten Juni 1788 vertheidigte der damalige Lieutenant Joſeph Baron Lopreſti dieſes Schloß mit 23 Mann gegen 4000 Türken und ihre Kanonen, bis zuletzt das von dem Feind in Flammen geſetzte Gebäude die tapfre, kleine Schaar unter den zuſammenſtürzenden Trümmern begrub. Rama gegenüber, am linken Ufer der Donau, ſcheint Uj-Palanka, nahe vor dem Einfluße der Nera, den vorüberziehenden Schiffer in ſeine freundlichen Wohnungen einzuladen. Von hier an zieht ſich auch an dieſer Seite die Ebene zurück, und das banatiſche Gebirge, von Norden herkommend, tritt an ihre Stelle. Der Strom, von einem hier faſt beſtändig wehenden Zugwind des Engthales erfriſchet, windet ſich nach Südoſten, rauſchet an der grünenden Felſeninſel Nova gaja vorüber und zeiget den Ruinen der ſerbiſchen Feſtung Gradiſca das Bild ihrer veralteten Herrlichkeit in ſeinem Spiegel.

Gerade die Stelle des linken Ufers, bei welcher unſer Dampfſchiff, um neue Steinkohlen einzunehmen, einige Stunden lang verweilte: der Bergabhang von Baſſiacz gewährte wenigſtens in dieſer Jahreszeit kein beſonderes Intereſſe. Die vorhergegangene, lang anhaltende Dürre hatte an den jenſeits des kleinen griechiſchen

Kirchleins häufig wachſenden Roſengeſträuchen nur noch die Dornen, keine einzige der ſchönen Blüthen zurückgelaſſen, auch die Schmetterlingsblume der hier gedeihenden Hülſengewächſe war zur unſcheinbaren Frucht geworden. Statt des Geſanges der Vögel oder des Blökens der Lämmer hörte man nur das unliebliche Grunzen einer Schweinheerde, welche auf den Ruf einer Frau die aus der Wohnung des griechiſchen Geiſtlichen hervortrat, aus Wald und Gebüſch herbeieilte und an dem reichlich hingeworfenen Mittagsfutter ſich ſättigte, während ein kleiner Zigeunerknabe, der den Hirtendienſt verſahe, durch einen andren, deutſchredenden Knaben, der ihm zum Dolmetſcher diente, gegen uns die Klagen und Wünſche des bittern Hungers ausſprach *).

In Alt-Moldawa, bei welchem wir am Nachmittag einige Augenblicke anhielten, weil hier der Capitän unſres Dampfſchiffes Vorkehrungen für unſre morgende Weiterförderung zu treffen hatte, fanden wir ein fröhliches Gedränge feſtlich gekleideter Menſchen. Jenſeit des Orts zeigen ſich die Trümmer einer zerſtörten Burg und etwas weiter nach Norden das Bergbau treibende Neu-Moldawa. Der Strom begiebt ſich nun von neuem in die einſame Wildniß der Gebirgswände, aus denen ſich auf der linken (ungariſchen) Seite der Fels Tivadicza; auf der ſerbiſchen der Jocz hervorhebt, und welche für die Bahn des Waſſers zum Theil nur einen Raum von 500 Fuß übrig laſſen. Der mächtige Fluß wird zwar

*) An Süßwaſſer-Conchylien fanden wir übrigens hier die Neritina danubialis und transversalis; die Paludina acuta und achatina; Unio tumidus, pictorum, crassus; Anodonta complanata; Mytilus Wolgae.

ſchon längſt nicht mehr durch dieſen Engpaß ſo angeſtaucht und gehemmt als vormals, wo ſein Gewäſſer in der Ebene des Banats einen großen Landſee bildete, aber ſein lautes Rauſchen und Anbrauſen gegen die Felſen verräth die Gewalt, mit welcher er noch immer ſich durchdrängen muß. Während das Ohr des ſicher dahin Schiffenden mit dem Brauſen des Waſſers ſich unterhält, wird das Auge mächtig angezogen und entzückt durch die wahrhaft majeſtätiſche Form der Felſenberge und der Burgruinen von Golubacz und der ihm auf der linken Seite des Stromes gegenüberliegenden vormaligen Veſte von Vahakaly. An den rieſenhaften Gemäuern von Golubacz haben ſehr verſchiedene Zeiten gebaut, denn ein Theil derſelben iſt offenbar ein Werk der Römer, die hier eine Veſte, Cupus genannt, beſaßen; ein andrer Theil, dies bezeugen die arabiſchen Inſchriften, iſt von der Hand der Turken. Unter den alten Thürmen dieſer Veſte wird der, welcher am weiteſten nach oben liegt, für das Gefängniß der ſchönen, griechiſchen Kaiſerin Helena gehalten. So hehr und lieblich dieſe Gegend dem Vorüberreiſenden erſcheint, ſo furchtbar iſt ſie dem, mit der Natur des Landes bekannten Eingebornen, weil hier aus dem Schooße der Schönheit Schrecken und Verderben hervorgehen. Denn gerade dieſes zur Ruhe in ſeinem Schatten einladende von klaren Quellen und kleinen Waſſerfällen durchwebte, maleriſch ſchöne Grün der Waldungen gebiert in der wärmeren Zeit des Spätfrühlinges jene Schwärme der Golubaczer Mordmücken *), welche in manchen Jahren in unermeßlicher Menge über das ganze, benachbarte

*) Similium reptans

land ſich verbreiten und ganze Heerden des Viehes, dem ſie durch Naſe und Mund in die Luftröhre und Eingeweide dringen, plötzlich tödten oder in Lebensgefahr bringen. Weil dieſe ſehr kleine Mücke, welche auch in andern Gegenden von Europa, obwohl nirgends in ſolcher übermächtiger Menge vorkommt, bei kühlem Wetter und eintretendem Regen ſich in die Felſenhöhlen und Klüfte verbirgt, wo man ſie dann oft in ungeheuren Maſſen zuſammengehäuft finden kann und von wo aus dieſelbe bei wiederkehrender Wärme in ganzen Wolken hervorbricht, iſt daraus die Volksſage entſtanden, daß ſie ihren Urſprung aus dieſen Höhlen, beſonders aus einer, unterhalb Golubacz gelegenen nahmen, in welcher der h. Georg den Drachen erlegt haben ſollte. Vergeblich war aber, dies zeigte die Erfahrung, das Bemühen, durch das Vermauern mehrerer ſolcher Höhlen der Vermehrung der Mordmücken Einhalt zu thun; man hatte ihnen nur ein und den andern bequemeren Schlupfwinkel genommen, worinnen ſie bei kühler Zeit leichter als anderwärts durch Feuer zu tödten geweſen waren; ſtatt deſſen fanden die furchtbaren Schwarme einen andern Verjungsort in hohlen Baumen und Felſenkluften. Nur Eines kann dem Verderben ſteuern, das hier aus einer ungebändigten Ueberfülle der ſich ſelber überlaſſenen, herrſchloſen Natur entſprang: das iſt der Fleiß der Menſchenhand, welcher das feuchte Dickig durchbrechen, das in den Schluchten ſtehende Waſſer der Sümpfe ableiten, den faulenden Abfall und die erſtorbenen Reſte der organiſchen Körper hinwegräumen müßte. Aber das Auge vermißt hier in dieſem ſchönen, ſo reich begabten Waldgebirge und Wieſenland nur zu ſehr die Hand des ordnenden Herrſchers; es fehlt demſelben, wie einem ſchon ganz zur

Wohnung eingerichteten Hause der Bewohner selber: der Mensch; auf jeder Miene der dortigen Natur und Creatur spricht sich ein sehnliches Warten des besseren Künftigen aus.

Von Golubacz fuhren wir auf dem hier wieder in breiterer Strombahn, immer aber noch in reissender Schnelle verlaufenden Fluße nur noch eine kurze Strecke, dann warfen wir am linken Ufer Anker; an einer Stelle, bei welcher keine Ortschaft in der Nähe sich zeigte. Denn hier fand sich jene Gränze, welche damals noch, wenigstens bei niedrem Wasserstande, die von Menschenhänden unbezwungene Natur, der Dampfschifffahrt von da an bis zum eisernen Thor jenseits Orsowa setzte. Aber nicht der unternehmende Sinn der Dampfschifffahrer allein, sondern auch die Vorstellung die man etwa zu der ungarisch-serbischen Donauklause von ferne her mit sich brachte, muß vor dieser Wildniß der Felsengebirge sich beugen, denn seines Gleichen mag dieser Engpaß, wenigstens in Europa nur wenige haben, weil die Macht und Fülle des Stroms, die sich da in den Kampf mit der Veste der Erde begiebt, eine größere ist, als die der meisten andern Ströme unsres Welttheiles. Es wunderte mich nun nicht mehr, daß jener gekrönte Freund der Architektur: Kaiser Trajan, dessen Geschmack an großartig Schönem so viele Bauwerke verkünden, seines Namens Gedächtniß so eifrig und wiederholt in diese Felsenwände einschreiben lassen; denn hier vergnügt sich das Auge an einer Baukunst der Natur, deren Herrlichkeit wie der Flug des Adlers den Flug eines im Käfig erzogenen Vogels, so die Herrlichkeit der Menschenwerke besieget. Der Engpaß, zu welchem das eiserne Thor gehört, ist keineswegs durch die mechanische Gewalt eines da hindurchreissenden Gewässers

entſtanden, ſondern durch jene kryſtalliniſch bauenden Kräfte der Natur gebildet, welche bei dem Entſtehen der jetzigen Erdveſte aus dem formloſen Zuſtand *) der Maſſen, die einzelnen Stämme und Gruppen der Gebirge von einander ſonderte und abgränzte. Es nähern ſich bei dieſem Engpaſſe der vom Kaukaſus entſproſſene Hauptſtamm der nordiſtriſchen Gebirge und der vom Höhenzug des Antitaurus herkommende ſüdiſtriſche allerdings einander ſo ſehr, daß ſich ihre tieferen Wurzeln, wie die zweier nachbarlichen Gewächſe in einander verflechten, das aber, was zuletzt die Wände der ſo nahe gerückten Höhenzüge als Zwiſchenkluft von einander abgränzt, das ſcheint eine Wirkung derſelben Kraft, welche die Flächen zweier nachbarlichen Kryſtalle geſondert hält. Die Felsarten zu beiden Seiten gehören vorherrſchend zum Geſchlecht der granitiſchen Gebirge.

Ein kleines, aber bequem genug eingerichtetes Ruderſchiff, von tüchtigen, des Ortes kundigen Schiffsleuten bewegt und geleitet, brachte uns am andern Tage, den 21ſten September weiter, und die dritthalbſtündige Verzögerung, die uns bei der Unterſchrift der Päſſe in dem höchſt unintereſſanten Trenkowa zuſtieß, erſchien uns härter als die leicht vermeidliche Gefahr, welche die Klippenreihe des Sztenka gleich am Anfang der Fahrt hätte bringen können, obgleich weiter abwärts unſer Schifflein, wegen des niedern Waſſerſtandes, auf einer der Klippen für einige Augenblicke feſtſaß. Der Strom iſt da, wo er aus der Hemmung der Felſenriffe ſich hinausringet, ſo kräftig ſchnell, daß er das Fahrzeug auch ohne Ruder-

*) M. v. die treffliche Abhandlung des Oberbergrathes H. J. N. Fuchs: über die Theorie der Erde im Februarheft der Münchner gelehrten Anzeigen Nr. 26 bis 30.

ſchlag bald gegen Berszaszka hinfördert, deſſen Wachtthürme ſich am linken, ungariſchen, gegenuber einer Burgruine am rechten, ſerbiſchen Ufer zeigen. Eine halbe Stunde unterhalb Berszaszka, bei dem Wachthauſe Welika Kozla, verräth die ſtarke Brandung des Stromes ein andres, durch ſein Bette hindurchſetzendes Felſenriff. Von hier, etwa in einer Entfernung von einer Viertelſtunde, folgt bei dem Einfluß des Szirinnakbaches in den Hauptſtrom die Charybdis des unteren Donaulaufes: der berüchtigte Jardop- oder Kurdapwirbel, der durch das Zurückprallen des Waſſers von den Felſenwänden des ſerbiſchen Ufers entſtehet, hierauf die freilich nur bei hohem Waſſerſtande gefahrliche Skylla: der mitten aus dem Flußbette hervorragende Doppelfels Pivoli. Drei Viertelſtunden weiter hinabwärts drohet das laut gegen die Felſen des Izlas und weiter abwärts des Tachtalia anbrandende Waſſer eine neue Gefahr, welcher noch im Jahr 1833 fünf große Fahrzeuge erlagen, indem ſie an den hier überall nahe zur Oberfläche heranſragenden Klippen zerſcheiterten. Dieſe Gefahr wird vermieden, wenn ſich die Schiffe ganz nahe zum ſerbiſchen Ufer halten, an welchem ein fahrbarer Paß von 60 Fuß Breite offen ſtehet. Jenſeit des minder gefährlichen Felſens Brauy, bei dem ſerbiſchen Flecken Porecz und der nach ihm benannten Inſel Porecza beginnen die Donaufälle, von denen jene des linken, ſtärkern Armes, über Klippen hinabſtürzend, auch für die kühnſten Schiffer unfahrbar ſind, während die des rechts an der Inſel vorbeiſtrömenden, ſerbiſchen Armes ſelbſt ſtromaufwärts befahren werden, obgleich das Waſſer mit ſolcher Gewalt über die rundlichen, glatten Felſenmaſſen herunterſtürmt, daß man, um ein Frachtſchiff mit etwa 80 Zentnern Ladung heraufzu-

fordern, einer Verspann von 120 bis 130 Menschen und 10 – 20 Tahjen bedarf. Die Bahn des Stromes erweitert sich nun, sein Lauf wird ruhiger; am linken Ufer zeigt sich Szvinicza, weiter abwärts das Dorf Plavitschivicza. An vielen dieser Punkte und selbst an Tachtalia und bei den Donaufallen hat das Auge Ruhe genug an dem Anblick der Uferscenen sich zu ergötzen, das Ohr, um auf andre Stimmen der Natur zu horchen, welche etwa, vom Lande her, die Melodien des brausenden Stromes begleiten. Aber das majestatische Schweigen dieser Gebirgsgegend wird nur selten durch die Stimme eines Vogels, etwa des Schwarzspechtes, oder in den grünenden Thalern, die sich hie und da an den Seiten des Stromes eröffnen, durch das Brullen eines Stieres, dem das Echo der Felsen antwortet, unterbrochen; es ist als ob die Haupter der Gebirge, mit stillem Lauschen, nur auf die Stimme der Wasserwogen herabhorchten, welche der Lauf aus manchem fernen, schönen Lande hier vorüberführt.

Die tiefer stehende Sonne war schon hinter die Höhen der niedreren Ufergebirge hinabgesunken; das Thal mit dem Gewasser lag im Schatten, während die gähe Felsenwand des 2000 Fuß hoch über die Thalflache emporsteigenden Sterbeczberges noch in hellem Sonnenlichte erglänzte, da fieng das seit Kurzem wieder ruhiger gewordene Wasser von neuem an zu wogen und wir hörten sein Brausen, sahen seine Wirbel an dem Felsensaume des Kazan. Der Strom ist hier in ein Engbette von nur 520 Fuß Breite zusammengedrängt, seine Tiefe gleichet an dieser Stelle der Tiefe eines Thurmes, denn sie wird nahe an 170 Fuß geschatzt. Langs der gahen Felsenwände des linken Ufers wird, mit bewundernswürdi-

ger Kunſt, auf Koſten der k. k. öſterreichiſchen Regierung eine neue Straße angelegt, die ſchon ziemlich weit gediehen iſt. Eine halbe Stunde lang waren wir durch dieſen Luſtwald der Felſen und des brauſenden Gewäſſers gefahren, da zog die Abendröthe über den Abhang des Blutberges hinüber, deſſen jetziger Name (urſprünglich hieß er Schukuru) an eine blutige Niederlage erinnert, welche die Türken bei ſeinem Fuße erlitten. In dieſem Berge zeigt ſich, 120 Schritte vom linken Donauufer entfernt, in einer Höhe von etwa 12 Fuß, der von Schanzen umgürtete, von oben durch die 70 Fuß hohe, weit überhangende Felſenwand geſchützte, durch eiſerne Thüren verſchließbare Eingang jener Höhle, deren alter Name Romanaz und Pescabara ſeit dem Jahr 1692 faſt ganz aus dem Munde der deutſch redenden Bewohner des Landes verſchwunden iſt. Denn in dieſem Jahre hatte der General Veterani jene Höhle, die in ihrem geräumigen Innern eine Beſatzung von faſt 700 Mann zu faſſen vermag, zu einer Veſte einrichten laſſen, welche durch 300 Deutſche und eine geringe Anzahl ſerbiſcher Soldaten ſo trefflich verſehen wurde, daß ſie die Schifffahrt der Türken auf der Donau und auch die Bewegungen der Feinde auf dem benachbarten Lande faſt gänzlich hemmte. Nur der Mangel an allen Lebensmitteln zwang zuletzt das kleine Häuflein der Vertheidiger zur Capitulation mit der ſie belagernden Armee des Paſcha von Belgrad. Seitdem wird dieſe Höhle allgemein die Veteraniſche genannt. Und warum ſollte ſie nicht wenigſtens hierdurch das Andenken des Mannes erhalten, der ſich nicht bloß durch ſeine Tapferkeit und großen Feldherrntalente, ſondern mehr noch durch ſeine weiſe Milde in Siebenburgen den Namen eines Vaters des

Lan-

Landes erworben hatte und der auch in der Schlacht, welche gerade heute vor 141 Jahren, am 21. September 1695, bei dem 10 Meilen von hier nördlich gelegenen Karanſebes geſchahe, als Vertheidiger von Siebenbürgen den Tod des Helden ſtarb, als er, verlaſſen von der ihm verſprochenen Hülfe der befreundeten Armee, mit ſeinem nur 7000 Mann ſtarken Corps ein mehr als 8 mal ſtärkeres, mit Wuth kämpfendes Feindesheer von dem Eindringen durch den Gebirgspaß von Varbein abhalten wollte. Drei und zwanzig Jahre ſpäter (1718) vertheidigte gegen die Uebermacht der Türken der tapfere Major von Stein dieſe Höhle, deren Geſchütz die hier nur 810 Fuß breite Strombahn vollkommen beherrſcht. Einige alte bei der Höhle aufgefundene Inſchriften bezeugen es, daß ſchon die Römer hier Waffenthaten geübt haben, und etwas weiter thalabwärts, dem faſt unmittelbar auf das Dörflein Dubova folgendem Ogradina gegenüber, am rechten Ufer, prangt in halbverloſchenen Zügen eine Marmortafel, vom Bilde des römiſchen Adlers und der Delphine beſchattet, von Trajans erſtem, ſiegreichen Feldzuge in Dacien. Es iſt hier ein Ort des Zuſammentreffens, da der Geiſt, welcher in der Geſchichte waltet, und jener, der in der Natur herrſchet, im Zweigeſpräche der großartigen Gedanken ſich begegnen; unten im Thale murmelt die ſchnell vorübergehende Welle ein Erinnern an die Thaten des Menſchen die hier geſchahen, oben in den feſtſtehenden Zinnen des Felſengebirges verkündet der tauſendſtimmige Wiederhall des Sturmwindes oder des Donners die großen Thaten Gottes.

Zur ein Verweilen von etlichen Tagen konnte es, am ganzen untern Laufe der Donau, für uns keinen angenehmern Ort geben als Alt-Orſova (dem Tierna

oder Colonia Zerneusium der Römer und Byzantiner) in welchem wir jetzt die Ankunft des Dampfschiffes Pannonia zu Kladowa abzuwarten hatten. Das deutsche, wohleingerichtete Gasthaus bietet Alles dar, was man zur Ruhe und Pflege des ermüdeten Leibes bedarf; die Gesellschaft an der Wirthstafel, die aus mehreren wohlunterrichteten, freundlich zuvorkommenden Officieren und Beamten bestund, zu denen am andern Tage noch einige junge Adelige aus Siebenbürgen hinzukamen, fanden wir unterhaltend und angenehm. Wir besahen uns am 22ten September zuerst die nächste Umgegend von Orsova. Das Städtlein wird landeinwärts von einem Halbkreise der Höhen umgränzt, gegen die Stromseite hin gewährt es eine herrliche Aussicht nach der gerade gegenüber am rechten Ufer, auf den Felsen thronenden Elisabethburg, deren einst unter der österreichischen Herrschaft wohlbestellter Bau, jetzt unter türkischer sehr in Verfall gerathen ist, und auf das serbische Dorf Tekia. Weiter abwärts zeigt sich die mitten im Flusse, auf einer Insel gelegene, türkische Festung Neu-Orsova, und neben ihr, am linken Ufer, erhebt sich der wegen seiner herrlichen Aussicht gerühmte Alionberg, während man stromaufwärts in das waldige Engthal hineinblickt, an dessen Ufer die schon oben erwähnte Trajanstafel und andere Ueberreste römischer Bauwerke gefunden werden. Die Umgegend von Alt-Orsova ist vorzüglich reich an Wein- und Maisbau; den Strom erfüllt eine Menge von Fischen, unter denen der oft mächtig große Hausen (Acipenser Huso) den man öfters gleich einem spielenden Delphin über die Wasserfläche emporspringen sieht, für den Fischfang der wichtigste, für den Gaumen der köstlichste ist. Das Städtlein selber hat in Folge des

Friedensvertrages von 1739 aufgehört Festung zu seyn, was es doch schon zu den Zeiten der Römer gewesen war; seine späteren österreichischen Werke sind geschleift; die Ueberreste alter Befestigung, die man noch an einigen Punkten bemerkt, sind früheren, türkischen Ursprunges. Die Zahl der Bewohner von Alt-Orsova steigt kaum über 900, doch wird der kleine Ort belebt und wohlhabend durch seine Lage an der türkischen und wallachischen Gränze, die ihm zu dem Wohnsitz eines Cordons-Commandanten und eines Kreisgrafamtes macht; auch führt die Nähe der Heilbäder von Mehadia im Sommer viele besuchende Fremde hieher. Ganz nahe bei dem Orte liegt das Dorf Schupanek mit einer wohleingerichteten Quarantaneanstalt, die vor vielen andren den aus dem Orient zurückkehrenden Reisenden zu empfehlen scheint, da die Lage gesund, die besten Lebensmittel in Fülle vorhanden, und wenigstens war es bei unsrem hiesigen so, die Anforderungen auf ein längeres Verweilen in der Obhut der Quarantane ungleich gemäßigter sind, als an den meisten Häfen des adriatischen und des europäischen Mittelmeeres. Und wo könnte der von der Reise im Fremdlingslande vielleicht noch heftig angegriffene Reisende sich besser zu dem Wiedereintritt in die raubere Heimath stärken, als in den kraftvollen Bädern von Mehadia.

Am Nachmittag ergötzten wir uns am Besuch der Stella: jenes Gränz-Ueberfahrtspunktes am Ufer der Donau, der gegen das Land hin ganz von Pallisaden umschlossen ist, und bei welchem überdieß Wachtposten stehen, um jede Verpestung drohende Gemeinschaft mit den Waaren und Bewohnern des jenseitigen Ufers zu verhindern. Hier wird täglich, unter Aufsicht einiger

Sanitäts- und Mauthbeamten, in einer ziemlich großen, bretternen Schranne (Verkaufsbude) Markt gehalten. Die Bewohner des jenseitigen Ufers, Serbier wie Türken, mit ihnen Zigeuner, die den Geschäftsgang des Handels mit dem gellenden Laut ihrer singenden Stimmen und ihrer Instrumente begleiten, kommen auf Fahrzeugen herüber und stellen sich, so wie die etwa mitgebrachten Waaren hinter den Schranken des jenseits, nach dem Ufer hin gelegenen Theiles der Bude auf, während die Bewohner und Verkäufer, so wie Käufer des diesseitigen Ufers in dem landeinwärts gelegenen Theile, ebenfalls hinter Schranken ihre Stelle einnehmen; in der Mitte zwischen beiden Schranken bleibt ein freier Platz für die Sanitäts-Officianten. Man zeigt sich nun gegenseitig die Waaren des Ostens wie des Westens, des Nordens wie des Südens, und nach abgeschloßnem Handel wird das Geld wie die Waare auf den Boden des Mittelplatzes zwischen den beiden Schranken hingeworfen, oder, wenn es von diesseits kommt, den Sanitätsdienern übergeben, die es unmittelbar hinüber befördern an die andere Seite, während das, was von jenseits kam, zuerst den Räucherungen oder den Waschungen mit Essig und Wasser unterworfen wird. In ganz verzüglichem Maaße zog unsre Aufmerksamkeit eine christliche serbische Familie an sich, die in reichem, festlichen Nationalschmuck, in einer zierlichen Barke vom jenseitigen Ufer zur Stella herüberkam. Es war ein serbischer Hauptmann mit seiner Frau und mehreren Kindern. Die wahrhaft hohe, männliche Schönheit des Vaters war mit einer Würde gepaart, wie sie nur ein angeborner Edelsinn der Natur des Menschen giebt; wir hörten seiner Unterredung mit dem Cordons-Commandanten von Orsova, obgleich wir

die Sprache nicht verstunden mit Interesse zu, weil die Mienen und Gebärden des Serbiers uns zu Dolmetschern dienten. Auch die Mutter wie die Töchter schienen es zu fühlen, daß der höchste Schmuck der Schönheit, welche ihnen die Natur gab, jene bescheidene Sittsamkeit sey, die sich, ihnen selber unbewußt, in ihrem ganzen Wesen aussprach. Uns erinnerte dieser Anblick an jene schöne serbische Prinzessin, die als Lieblingsgemahlin des türkischen Sultan Murad I. dem Glauben der christlichen Vater auch im Fremdlingslande bis an ihr Ende getreu blieb.

Den zweiten Tag unsres Aufenthaltes in dieser Gegend benutzten wir zu einer Reise nach den Herculesbädern bei Mehadia, welche in einer Entfernung von 5 Poststunden von Orsova an den Ufern der Caserna liegen. Der Weg gehet zuerst ziemlich nahe an dem Dorfe Schuranek und seinen Quarantänegebäuden vorüber, durch die reiche Donauebene, und tritt dann durch den Engpaß von Keramnick in den sogenannten Serakovaer Schlussel, unter welchen sich jedoch der Reisende, in dieser Gegend, wo jede kleine Parthie durch die Geschichte der so häufig hier vorgefallenen Schlachten, ihren eigenen Namen hat, keine solche Vorstellung machen darf, wie von den „Clausen" und Schlusselpässen unsrer Tyroler Alpengebirge; denn gegen diese gehalten, erscheint freilich der Serakovaer Schlussel gleich dem eines Zimmers- gegen einen Kirchenschlussel. Auf einer kleinen Anhöhe zeigen sich jetzt die ersten vier Bogen jenes Aquadukts, der weder türkischer noch altrömischer Art, mehr an jene Bauwerke erinnert, die wir etwa, aus den Zeiten des „Dietrichs von Bern" in Verona so wie bei Terracina erblicken. Die Straße zieht sich von da, an dem durch nackte

Mauern gestützten Ufer der Czerna hinan und immer zeigen sich von neuem die Trümmer der alten Wasserleitung, deren zweistöckige Bögen an einigen Stellen die Höhe von 30 bis 36 Fuß erreichen. Eine hölzerne Brücke führt weiterhin über das Bächlein Jardesdizka, das an Forellen reich ist; weiterhin zeigen sich jene alten, festgemauerten Gräben, die für den Anfang des erwähnten Aquäduktes gehalten werden und bald ist das reichgrünende Felsenthal von Mehadia mit seinen zum längern Verweilen einladenden, schönen Gebäuden und hiermit zugleich die Eingangspforte zu den Bädern des Hercules erreicht. Wenn auch der Halbgott, dessen Namen diese Heilquellen, gleich andern ihrer Art geweiht waren, in die Gegend von Mehadia nicht die Reize des Gartens der Hesperiden hineinlegte, so gab er ihr doch dafür desto reichlicher den Ausdruck der Alles durchbrechenden Kraft. Das Werk des Hinwegräumens der niedergestürzten und von der Czerna herabgeführten Felsmassen, scheint wie von der Hand jenes Starken begonnen, nicht aber vollendet zu seyn, denn zwischen und neben den üppig grünenden Wäldern und Bergwiesen liegen an vielen Stellen, gleich den Gandecken einer ehemals hier sich stauchenden, dann hindurchbrechenden Wasserfluth, die wilden Gehäufe des Bergsturzes.

Mehadia, ein Marktflecken mit etwa 1500 Einwohnern, liegt am linken Ufer der Bella-Reka an der Stätte des römischen ad Mediam. Eine lange, steinerne Brücke führt über das breite Bette des kleinen Flußes hinüber, der sich nicht fern von da mit der Czerna verbindet. Die Herculesbader, welche, wie dies die hier aufgefundenen Inschriften, so wie die vormaligen Ueberreste der Tempel des Hercules und Aesculap erweisen,

schen den Römern bekannt, und bei ihnen, wegen ihrer Heilkräfte sehr in Ehren waren, liegen etwa 40 Minuten weit von dem Städtlein entfernt, am felsigen Ufer der Czerna. Das Grundgebirge, aus dessen Gangspalten die Dämpfe hervorsteigen, welche nach oben zu dem Wasser der Heilquellen sich verdichten *), ist Granit, der unten in der Tiefe des Flußbettes, besonders auf der rechten Seite, zu Tage ausstehet und weiter flußaufwärts große Felsen bildet. Ueber dem Granit sind Mergelschiefer und dichter, aschgrauer Kalkstein aufgelagert, aus denen die heißen Quellen zunächst hervorbrechen **). Der Geruch nach geschwefeltem Wasserstoffgas (Hydrothionsäure) der an jenen von faulen Eiern erinnert, kündigt dem im Thale aufwärts gehenden Fremdling die Nachbarschaft der Heilbäder an, welche von 22, mit wenigen Ausnahmen nur am rechten Ufer gelegenen Quellen, mit solcher Fülle von heißem Wasser versorgt werden, daß in dieser Hinsicht nur wenig andre Warmbrunnen von Europa, namentlich die Isländischen, die von Mehadia übertreffen. Denn schon neun jener Quellen, welche Zimmermann mit musterhafter Genauigkeit untersuchte und beschrieb, liefern in einer Stunde im

*) In der hoch auf einem Felsen über der Herculesquelle gelegenen Dampfkammhöhle, steigen aus den Spalten des Bodens heiße Dämpfe hervor, die sich an den Wänden zu Tropfen verdichten.

**) Das Streichen der Mergelschieferlagen gehet fast von Süd nach Nord, ihr Fallen unter einem Winkel von beilaufig 25° von N. O. in S. W. Unter den aufgelagerten Massen zeigt sich auch stellenweise eine grauwackenartige Felsart, anderwärts Grünstein, flußabwärts Thonschiefer.

Mittel 6525 Cubicfuß Wasser, mithin mehr denn halb so viel als die gesammten Wasserleitungen von Paris dieser Königsstadt an Quellwasser zuführen *). Unter diesen neun genauer beschriebenen Quellen stehet, an Wassermenge, die des Herculesbades, welche am weitesten nach oben im Czernathale entspringt, voran, denn sie quillt wie ein kleiner Bach aus der Höhle des dichten Kalksteines hervor und stürzet, nachdem sie das was zur Füllung zweier großen Badekästen nöthig ist, in die verdeckten Röhren abgegeben, den größten Theil ihres Wasserüberflusses in die Czerna hinab. Diese Quelle allein giebt im Mittel in jeder Stunde über 5000 Cubikfuß Wasser, doch ist diese Menge veränderlich, weil die Quelle ihre große Stärke zum Theil der Zumischung von Tagewässern verdankt, weßhalb sie im Frühling, wenn der Schnee der Gebirge thaut, oder nach starkem Regen, am reichlichsten fließt, dann aber zuweilen nur 18° R. Wärme zeigt, während sie in trockner Sommerzeit minder reichlich strömt, zugleich aber 39° R. Wärme annimmt. Die Heilquellen von Mehadia enthalten außer dem geschwefelten Wasserstoff- und kohlensauren Gas auch etwas Stickgas; unter den festen Bestandtheilen hauptsächlich salzsaures Natron und salzsauren Kalk **).

---

*) Jene Wasserleitungen liefern täglich 293600 C. F. Wasser, in jeder Stunde 12233 1/3.

**) Die Quelle des Kaiserbades, welche 44° R. Wärme hat und in jeder Stunde 89 Cubikfuß Wasser giebt, enthält in 100 Cubikzollen Wasser: 10,10 Cubikzoll geschwefeltes Wasserstoffgas, 1,15 Stickgas, 2,10 kohlensaures Gas, überdieß 96 Gran salzsaures Natron, 50 Gran salzsauren Kalk, 5 Gran schwefelsauren Kalk. Die Ludwigsquelle, die 960

Die Wärme einiger der am tiefſten im Czernabette entſpringenden Quellen ſteigt bis 51° Reaumur. Gegen Gicht und langwierige Rheumatiſmen, Lähmungen und gegen eine große Zahl anderer Krankheiten, welche durch eine Steigerung der Hautthätigkeit gehoben werden können, haben ſich dieſe Warmbrunnen ſchon vielfältig heilſam bewieſen.

An den Ufern der Czerna giengen wir durch das Schattendach des Laubwaldes und an grünenden Waldwieſen vorüber, aufwärts bis zu dem Waſſerfalle. Auf dem grünen Raſen und im Schatten der Gebüſche zeigte ſich mit fleiſchrothen Blüthen, ähnlich unſrer Herbſtzeitloſe, der Crocus speciosus; unter den Bäumen erhob ſich ſtellenweiſe der ſchöne, turkiſche Haſelnußbaum (Corylus Colurna), an einem Felſenabhang ſtund neben dem ruthenartigen Bohnenſtrauche (Cytisus elongatus) der mittägige Zeltenbaum (Celtis australis); im dichten Waldſchatten erſchien zwiſchen den heller grünenden Bäumen die Schwarzföhre (Pinus Pinaster). In verwildertem Zuſtande wird nicht ſelten am Saum des Waldes der Weinſtock geſehen, und, als Zeichen der Milde dieſes Landſtriches gedeiht ſchon, nahe bei der Herculesquelle, der Feigenbaum (freilich nur von ſtrauchartiger Größe) im Freien. Unter den Vögeln glaubten wir die

---

Cubikfuß Waſſer in einer Stunde giebt und 37° Wärme hat, enthält in 100 Cubikzoll Waſſers 5,15 C. Z. geſchwefeltes Waſſerſtoffgas, 1,10 Stickgas, 1,14 Kohlenſaure, faſt 55 Gran ſalzſaures Natron, 23 ſalzſauren Kalk u. ſ. w. Die Herculesquelle führt gar kein geſchwefeltes Waſſerſtoffgas, dagegen die meiſte Kohlenſaure (3,68 C. Z.) und eben ſo viel Stickgas als die Ludwigsquelle.

Bewohnerin des Oſtens: die wilde Lachtaube (Columba risoria) zu bemerken.

Auf den langen Spaziergang ſchmeckte uns das wohlbereitete Mittagseſſen im Gaſthauſe ſammt dem mit Recht geprieſenen Schillerwein von Mehadia vortrefflich; am Nachmittag kehrten wir nach Orſova zurück, wo die heitre Stimmung, in welche der Genuß dieſes Tages uns verſetzt hatte, auf einige Augenblicke durch die kleinen Quälereien unterbrochen ward, welche die Donauiers uns zufügten. Doch bald war der innre Ton wieder derſelbe, der er am Morgen geweſen, und der letzte Abend in Orſova wurde fröhlich beſchloßen.

Sonnabends am 24ten September traten wir die Weiterreiſe nach Kladowa an, wo das Dampfſchiff Pannonia unſrer wartete. Unſre Geſellſchaft hatte ſich getheilt; Einige, welche das beſtre Theil erwählt hatten, machten den Weg zu Waſſer durch das ſogenannte eiſerne Donauthor (Cataractae Danubii) auf einem mit tüchtigen Schiffern verſorgten Fahrzeuge, Andre zu Lande in einer Art von Geſellſchaftswagen. Der Landweg, welcher Anfangs die herrliche Ausſicht auf die Eliſabethburg, Neu-Orſova und das rechte Ufer der Donau, ſo wie auf den Eingang des eiſernen Thores beherrſcht und auch in ſeinem ſpäteren Verlauf meiſt in der Nachbarſchaft des Flußes bleibt, geht eine halbe Stunde unterhalb Alt-Orſova über die Czerna und zieht ſich dann am Vorgebirge Alion vorüber hinab nach der Wodiczer Mühle. Nahe bei dieſer, am Bagnabache erinnerten die ſteinernen Pyramide mit dem Doppeladler und die Gebäude des Cordonpoſtens an den letzten Abſchied aus den guten, öſterreichiſchen Landen, denn hier iſt die Gränze; jenſeits des Baches betritt man in dem Dorfe Werczerowa die Wallachei

und von nun an wachen die Sanitätsdiener, welche die Landreiſenden begleiten, ängſtlich über jede Gelegenheit, bei welcher eine Berührung ihrer Perſonen oder ihrer Pferde mit den Menſchen und Thieren von jenſeits ſtatt finden könnte, weil ſie ſonſt ſelber durch eine lange Quarantäne den freien Eintritt in die Heimath wieder erkaufen müßten. Die Felsarten, aus denen ſowohl das gäh abſtürzende linke, als auch das mehr teraſſenartig anſteigende rechte Ufer der Donau beim eiſernen Thore beſtehen, ſind vorherrſchend Glimmerſchiefer und Gneus; an unſrem Wege blühten unter andrem die acanthusblättrige Silberdiſtel (Carlina acanthifolia), die ſchwärzlich purpurne Centaurea (Centaurea atropurpurea) und das caucaſiſche Doronicum (Doronicum caucasicum); die große, grüne Eidechſe und die vierſtreifige Natter (Coluber Elaphis) ſonnten ſich am Felſen.

Ungleich intereſſanter als der Landweg iſt der zu Waſſer, der zugleich im wohlverſorgten Fahrzeuge ſo ſicher iſt, daß der größte Theil der Damen, welche gleich uns auf der Pannonia ſich einſchiffen wollten (es waren meiſt Engländerinnen) ihn vorzogen. Denn obgleich auf der Fahrt durch den eigentlichen Engpaß des eiſernen Thores das Schiffleun faſt wie auf ſtürmiſchem Meere bewegt wird, obgleich die Brandung an den Felſenmaſſen, die aus dem Strom hervorſtehen und das laute Toſen des abſtürzenden Waſſers, ſo wie die vielen Wirbel bei der Inſel Babai, in der Nähe des ſerbiſchen Dorfes Sip (man zählte ſonſt ihrer 23) einen gewaltigen Eindruck auf die Sinnen machen, darf man dennoch, beſonders ſeit den Sprengarbeiten des Jahres 1834, ohne alle Furcht ſich der Betrachtung der hehren Felſenpforte hingeben, durch welche der mächtige deutſche Strom hinaustritt in

das Land des Ostens. Die Länge des Engpasses beträgt 7200 Fuß, die Breite der Strombahn gegen 600, der Fall des Wassers auf der ganzen Strecke 16 Fuß, die Geschwindigkeit seines Fortbewegens fast 12 Fuß in einer Secunde. Bei dem Dorfe Sip werden, auf der rechten Seite der Donau, noch die Ueberreste eines von den Römern angelegten, gemauerten Kanales bemerkt, durch welchen es möglich wurde, die bedenklichsten Stellen des Engpasses ganz zu umschiffen und auf diese Weise selbst die Aufwärtsfahrt an den Cataraften zu erzwingen.

Das schöne, große Dampfschiff Pannonia, welches nahe bei Skela Kladova vor Anker lag, mußte eigentlich einen größern anziehenden Reiz für uns haben, als das armselige, wallachische Oertlein mit seinen Lehmhütten. Da wir aber wußten, daß von dem Augenblicke an, in welchem wir das in beständigem Verkehr mit dem rechten (türkischen) Ufer stehende Fahrzeug beträten, der fernere Verkehr mit dem linken Ufer uns versagt seyn werde, genoßen wir noch eine Zeit lang der Freiheit am sandigen Ufer, unter dem langhaarigen Volk der Wallachen herumzugehen und in ihre Hütten hineinzutreten, in denen man Kaffee und allerhand andre Lebensmittel feil bot. Wir wurden jedoch dieser Unterhaltung ziemlich bald müde und begaben uns freiwillig, indem wir die Pannonia bestiegen, hinüber in den Fremdlingskreis des rechten Ufers, aus welchem von nun an eine Rückkehr zur Heimath nur durch die Sühnanstalt einer langen Quarantäne möglich war. Unser Dampfschiff ließ es übrigens gleich vom ersten Augenblicke an den Reisenden sehr heimathlich in seinem Innern werden. Das gemeinsame Aufenthalts- und Speisezimmer, wie die Nebenkammern mit den reinlichen Betten waren hell und geräumig; ein

italieniſcher Koch verſorgte auf ſeine vaterländiſche Weiſe den Tiſch und ergötzte die Schiffsgeſellſchaft während ſeiner freien Stunden mit Guitarreſpiel und Geſang; unter dem dienenden Perſonal war ein Landsmann: ein Kellner aus Bayern.

Erſt am Nachmittag war das Geſchäft des Einräumens der Waaren vollendet; das Dampfſchiff begann ſeinen kräftigen Lauf und führte uns in Kurzem zu den ſo viel beſprochenen Reſten der Brücke, welche Kaiſer Trajan nach ſeinem Siege über die Dacier durch den kunſtreichen Architekten Apollodorus Damascenus erbauen ließ. Dieſes mächtige Bauwerk ruhete auf 20 durch Bögen unter einander verbundenen, ſteinernen Pfeilern, welche auf holzernem Roſt begründet waren. Nicht die ſpätere Herrſchermacht der Barbaren, ſondern der Nachfolger des Trajan ſelber, Kaiſer Hadrian, ließ dieſe erſte und bis auf unſre Tage letzte Brücke, welche die untere Donau jemals getragen, wieder zerſtören, angeblich um den Uebergang der Geten über den Strom zu hindern, nach einer andern Vermuthung des Alterthums aber aus Neid über den Ruhm des Apollodor *). Zu unſern Tagen ſieht man noch, bei niedrigem Waſſerſtand, die Trümmer von 11 Pfeilern im Strome ſtehen; auch am rechten Ufer haben ſich zwei 18 Fuß breite Pfeiler und hier wie am linken Ufer die Mauerreſte der Brückenkaſtelle erhalten, welche aus großen Quaderſteinen erbaut und mit Ziegelſteinen überkleidet ſind. Der Brückenkopf des rechten Ufers hieß das Caput bovis und hier in der Nähe lagen

*) M. ſ. die Beſchreibung des Bauwerkes bei Procopius de aedificiis IV, 5.

Egeta, so wie das stark befestigte Zanes *), am linken Ufer war in der Nachbarschaft der Brücke die Stätte von Drubetis und von Amutrium. Da wo einst diese so wie die Menge der andern Städte und Burgfesten ein eisernes Netz der römischen Waffenrüstungen bildeten, welches die Freiheit der alten Bewohner des Landes umstrickte, wirft jetzt der Bewohner von Werbicza und Tikya seine Netzfallen und Harpunen zum Fange der Hausen aus, deren Caviar und Fleisch von hier weithin stromauf- und abwärts verfuhrt werden.

Der spätere Nachmittag und der vom Vollmond beleuchtete Abend waren sehr genußreich. Das äußere Auge ruhete bald im Anblick des fruchtbaren Hügel- und Berglandes des rechten (Serbischen) Ufers, bald auf der getraidereichen Ebene der linken Seite oder auf dem stillen Spiegel des Stromes; das innre Auge betrachtete, im reichen Lande der Erinnerungen den Lauf eines andern Stromes, der nicht so still und ruhig, wie hier die Donau, sondern mit verheerender Gewalt über diese Wüste der Völker hereinbrach; den Strom jener Tausende aus Japhets-Stamme, welche in den Zeiten der Völkerwanderungen aus den Ländern des Aufganges herüberdrangen in die Wohnsitze ihrer vorangegangenen Brüder, damit auch an ihnen die Verheißung erfüllt würde, daß sie wohnen sollten in den Hütten Sems.

Der Mond schien so hell, und die Fahrt auf dem hier still und ruhig gehenden Wasser ist, mit Ausnahme einiger leicht vermeidlichen Sandbänke von so wenigen Hemmungen bedroht, daß unser Dampfschiff auch während

*) a. a. O. IV, 6.

der Nacht seinen Lauf fortsetzte. Wir hörten noch bis zu einer späten Stunde, auf dem Verdecke sitzend, dem Gesange der neapolitanischen Volkslieder zu, mit welchem der gefällige Schiffskoch uns vergnügte, dann begaben wir uns zur Ruhe und bald nach Mitternacht folgte auch das Dampfschiff diesem Beispiele, indem es bei Widdin sich vor Anker legte.

Es war eine sehr gemischte Empfindung von erhebender Freudigkeit und zugleich von einer sich hier in der Fremde fühlenden Scheu, mit welcher wir am Sonntag den 25sten September beim Grauen des Tages erwachten, als auf dem ganz nahen Minare der türkische Iman sein lautes, wohlklingendes: „Gott ist nur Einer, Gott ist groß, Gott ist allmächtig" sang. Ja, wir werden auch in diesem Fremdlingslande unter dem Schutz und Schirm des Allmächtigen sicher wohnen und wandeln! — Schon in einer der frühesten Morgenstunden traten wir, jetzt durch keine Sanitätsmaßregeln des linken Ufer mehr gehemmt und gebunden, hinaus ans Land und ergiengen uns zum ersten Male in den Gassen und Bazars einer türkischen Stadt. Ein wohlschmeckendes Frühstück war hier schon für uns aufgestellt: die Menge der süßesten, wohlschmeckendsten Trauben, und der in diesen Ländern gewöhnliche, aus Blätterteig und dem Fleisch der Lämmerschwänze bereitete Kuchen. Widdin ist eine ansehnliche Stadt, welcher ihre 25 Minares schon von fern ein stattliches Aeußeres geben; die Zahl der Bewohner wird auf 25,000 geschätzt; unter ihnen sind einige tausend griechische Christen, welche hier unter der Leitung eines Erzbischofes stehen und eine viel besuchte Schule haben. So hat das alte Viminacium als das jetzige Widdin noch immer einen abendlichen Schatten jenes vormaligen Glan-

ges erhalten den Procopius*) an ihr rühmt, so oft auch im Verlauf der Jahrhunderte die Fluthen des verheerenden Krieges über sie zusammenschlugen. Denn schon unter Bajasid I. ward sie zweimal (1394 und 1396) von den Türken eingenommen, und selbst die Heldenmühe des Prinzen Ludwig von Baden, der sie am 6ten October 1689 der Hand des Feindes entriß, trug für die christliche Herrschaft keine lang dauernden Früchte des Besitzes. Die Insel, welche nahe vor der Stadt im Strome liegt, beherrscht durch ihre Anhöhe die Stadt, und von dort aus gelang es auch den österreichischen Geschützen im Jahr 1689 jene zur Uebergabe zu zwingen.

Von Widdin aus, wo wir ziemlich lang anhielten, pflegt sich das Dampfschiff allmählig mit türkischen Passagieren zu bevölkern, was auch auf unsrer diesmaligen Fahrt, besonders im Verlaufe einiger der späteren Tage geschahe. Diese, sobald sie das Schiff betreten und einen Raum für sich und ihre Geräthschaften aufgefunden hatten, setzten sich mit übergeschlagenen Beinen auf die am Boden hingebreitete Decke, und schienen auf nichts zu achten als auf den aus der langen Pfeife hervorgeathmeten Dampf. Man hätte diese neuen Bewohner unsres Vapore selber für seelenlose Dampfmaschinen halten mögen, wäre an ihnen nicht, wenigstens in den Stunden des Gebetes, das Walten einer Menschenseele sichtbar geworden, deren innerstes Wesen in der Hoffnung eines Ewigen bestehet. Denn wenn diese Stunden kamen, da verrichteten unsre Moslimeer, ohne sich im Mindesten durch die Gegenwart der neugierigen Fremden stören zu lassen, das

*) de aedificiis IV. 5.

das Angesicht nach der Gegend von Mekka hinwendend, die frommen Gebräuche ihrer Gebete und Waschungen, und bezeugten hierdurch, vielleicht auf eine für manche Christen beschämende Weise, daß Gott ihnen beachtenswerther und größer erscheine als das Urtheil und Ansehen der Menschen.

Aber diese äußere, sich immer gleich bleibende Ruhe unsrer türkischen Begleiter scheint auch ein bleibender Charakterzug jenes Landes zu seyn, in das wir von hier an mehr und mehr hineintraten. Der Hochrücken des nordsyrischen Gebirges hat sich weit von dem linken Ufer des Stromes zurückgezogen; dieser ist so breit und dabei so ruhig geworden wie einer unsrer Landseen in der windstillen Zeit eines Sommertages, nur die emporspringenden, mächtig großen Fischen rühren von Zeit zu Zeit den stillen Wasserspiegel auf. Das rechte (südliche) Ufer des Flusses, in dessen Nähe unser Fahrzeug großentheils blieb, ist bei weitem das schönere; es ist ein fruchtbares Hügelland, geziert mit dem Gewand des Südens. Denn in der Nähe der vielen Ortschaften, aus denen die schlanken, weißen Minarets hervorglänzen, zeigen sich hin und wieder kleine Haine von Zypressen; den Bach im Thale beschattet die hohe Platane; die Anhöhen bekleiden sich mit den Waldungen der immergrünen Eiche; in den Gärten siehet, mit reifenden Früchten bedeckt, der edle Pfirsich neben dem Feigenbaum; die Gehänge der Hügel sind mit Weinreben bedeckt, aus deren Laubdach allenthalben die großen, runden Trauben hervorblicken. Nur in leiser, kühlender Hauch aus Osten regt sich in den Zweigen der alten Terebinthe und im Schilfe der großen Donauinseln; das tiefe Blau des Himmels wird nirgends von einem Gewölk getrübt; es ist, als habe dort bei den

Feldern des zum Theil noch blühenden Mohns und des eben aufblühenden Safrans neben dem geräuschlos hineinströmenden Bächlein die Ruhe selber ihr Bette aufgeschlagen, welches so weich und so bequem ist, daß sie nicht von ihm aufstehen mag.

Wir kamen an diesem Tage vorüber an dem Einfluß des Lom, bei welchem, an der Stätte des jetzigen Lom-Palanka das alte Almum lag, dann an jenem des Dsibritz, da die Gränzstadt gegen Nieder-Mösien, Cibrus, ihre Stelle hatte. Das alte Gemäuer einer zerstörten Veste, das bei dem Flecken Oreava, am Einfluß des Schitul gesehen wird, mag wohl noch zu den Ueberresten des römischen Variana gehören; nahe gegenüber, am linken Ufer, mündet hier der Schyll in die Donau, der bei den Alten Ahabon, auch Sargetia, von den späteren Geographen Gilpit genannt war. Die Sonne stund schon ziemlich tief, da wir am reich grünenden Strande den Ort der Begegnung des Eskers (Oescus) mit der Donau und die Stätte des vormaligen, ansehnlichen, mit dem Flusse gleichnamigen Oescus erreichten, da in späterer Zeit das Heerlager der Hunnen seinen Sitz aufschlug. Wir fuhren von hier noch etwa eine Stunde, dann legte sich unser Fahrzeug, nahe vor dem Einfluß des Utus oder Vid, bei einer kleinen, buschreichen Insel, aus welcher die Rohrdommel ihr rauhes Abendlied vernehmen ließ, vor Anker.

Das alte Nikopolis mit seinem vormals festen Schloße lag zwischen seinen grünenden Hügelabhängen in so ganz besonders günstiger Beleuchtung von der Morgensonne da, daß es uns, als wir am 26ten September aufs Verdeck traten, war, als wollte diese bedeutungsvolle Gegend zu uns sagen: siehe mich recht an. Und

wir thaten dieſes mit jener ernſten Aufmerkſamkeit, mit welcher der Wandrer in der Fremde irgend einen ſinnvollen Spruch betrachtet und erwägt, der in einem bemoosten Denkſtein am Wege eingegraben ſtehet. Der Spruch welchen der Griffel der Geſchichte hier dieſer Stätte mit unvergänglichen Zügen eingeſchrieben hat, heißet: „der den Harniſch anleget, ſoll ſich nicht rühmen als der ihn hat abgelegt" *). Dort vor Samaria gab dieſe Lehre in zweimaligem Siege ein Tyrann von Israël dem ſyriſchen Könige Ben Hadad, der auf die Macht ſeines Heeres, ſeiner Roſſe und Wagen trotzend, dem Hort und Helfer Israëls Hohn ſprach; hier nahe bei Nicopolis gab ſie einmal ein Herrſcher des weſtlichen Reiches: Trajan, dem durch ſein Waffenglück trunken gewordenen Dacierkönige Decebalus, ein andres Mal aber ein waffengeübter Tyrann des Oſtens: Bajaſid I. dem vor Uebermuth raſenden Heere der Chriſten. Sind es doch gerade jetzt, 1836, in dieſen Tagen des Septembers, 440 Jahre, daß hier bei Nicopolis die Blüthe der damaligen europäiſchen Ritterſchaft zum Kampfe gegen den gemeinſamen Feind der chriſtlichen Reiche verſammlet ſtund; ein Heer, ſo wohlgerüſtet, ſo waffenkundig und muthig, als bis dahin der Weſten noch keines den Türken entgegen geſtellt hatte. Denn eine Schaar von 1000 franzöſiſchen Rittern, unter denen mehrere Prinzen von Geblüt, Herzöge und Fürſten, befehligt von dem kühnen Grafen von Nevers und dem Connetable Grafen von Eu; geleitet, wenn ſie das hätten ſeyn mögen, durch den Rath des alten, wohlerfahrnen Feldherrn Coucy, ſo wie des edlen Admirals

*) 1 Könige 20. V. 11.

Jean de Vienne; verstärkt durch die Begleitung von 1000 Knappen und 6000 Söldnern waren dem König Sigmund von Ungarn zu Hulfe gezogen; mit ihnen ein Heerhaufe der bayrischen Ritter unter dem Churfürsten von der Pfalz und dem Burggrafen von Nürnberg, sammt den Schaaren des deutschen Ritterordens, geführt von ihrem Großprior, dem Grafen Friedrich von Hohenzollern, so wie der Johanniterritter aus Rhodus unter dem Ordensmeister Philibert von Naillac. Wenn auch diese Macht des Westens, welche zusammen mit dem durch steyermarkische und wallachische Truppen verstärkten Heere der Ungarn nach der gemäßigtsten Angabe 60,000, nach andern 100,000 Mann stark war, an Zahl der Streiter dem Heere des Bajasid nicht ganz gleich kam, so übertraf sie dasselbe dennoch an innrer auf Kriegskunst gegründeten Stärke, und der Sieg wäre dem christlichen Heere nicht entgangen, hatte dieses nicht in das Lager bei Nicopolis zugleich mit jenem tollen Hochmuth, welcher beständig dem nahen Falle vorausgeht, die vermessene Sicherheit mitgenommen, die den Feind, ohne ihn zu kennen, verachtet. Denn wie jene 32 Könige, die vormals als Verbündete den König der Syrer Ben-Hadad vor Samaria begleiteten, im Zelte saßen beim Schmause und trunken waren vom Wein, als schon das Rachschwert über ihrem Haupte geschwungen ward, so thaten auch jene Verbündeten des Ungarnkönigs Sigismund, vor Allem die französischen Ritter. Diese, welche in ihrem Uebermuth sprachen: „Wenn auch der Himmel einstürzte, wollten sie mit ihren Speeren ihn aufhalten," hielten sich vor aller Gefahr so sicher, daß sie sorglos und schrankenlos dem Taumel der Sinnen und der Schwelgereien sich hingaben. Und als heute vor 119 Jahren, am

26ten September 1396, die Kunde von der Annäherung des türkischen Heeres, welche die hartgekränkten Bewohner des Landes verheimlicht hatten, durch seine eigenen Soldaten zu dem Marschall Boucicault kam, da drohte dieser den Ueberbringern derselben als falschen Lärmmachern die Ohren abschneiden zu lassen. Doch jene Kunde erwieß sich nur zu wahr; Bajasids Heer stund kaum noch 6 Stunden weit entfernt. Am 27ten September wurde hierauf großer Kriegsrath gehalten, in welchem der Marschall Boucicault und der Connetable den besonnenen Schlachtplan, den der sachkundige König Sigmund und mit ihm der greise Conzy sammt dem Admiral vorschlugen, mit toller Geringschätzung verwarfen. Namentlich stellten sie es als Ehrensache hin, daß nicht die hiezu am besten geeigneten, leichten Truppen der Wallachen, sondern die ganze französische Macht der Seifenblase des türkischen Vortrabes entgegen ziehen und diese zersprengen sollte. War doch die wilde Hitze und Anstrengung bei diesen Verblendeten so hoch gestiegen, daß sie, nach gepflogenem Kriegsrath, gegen das gegebene Wort der Verschonung, die im Lager befindlichen türkischen Gefangenen mordeten. Als aber nun am Tage der Schlacht, am 28ten September, das kühn vordringende Heer der französischen Ritter durch das Zersprengen der leichten Asiaten und selbst des verschanzten Vortreffens der Janitscharen, so wie eines Theiles der Spahi's sich entkräftet und ermüdet hatte, als es auch jetzt, wo die Wagschale des Sieges noch immer auf die Seite der Christen geneigt war, Conzy's Rath, das nachrückende ungarische Heer zu erwarten, nicht beachtete, sondern im blinden Selbstvertrauen den Hügel, welchen der Kern des feindlichen Heeres besetzt hielt, umzingelte, da ward, beim

Anblick der 40,000 Lanzen, in deſſen Mitte Bajaſid ſtund, der nicht männliche, ſondern knabenhaft tolle Muth in weibiſche Feigheit verkehrt *); jene vorgeblichen „Himmelserhalter" flohen in wilder Eile und riſſen in ihre Flucht den nachfolgenden Troß, ſo wie den rechten, von Lascovitſch geführten und den linken, aus Wallachen beſtehenden Flügel des ungariſchen Heeres mit hinweg. Nicht aber den edlen Admiral Jean de Vienne, der den zwölf Rittern die ihn umgaben es zurief: „hier gilt es ehrenvoll zu ſterben" und mit ihnen zugleich den Tod unter den Lanzen der Feinde ſuchte und fand; auch König Sigmund hielt mit dem Kern der ihm treu gebliebenen Ungarn und mit den ſteyermärkiſchen, ſo wie bayeriſchen Schaaren feſten Stand und dieſe tapfern Haufen hatten ſchon die Janitſcharen geworfen, ſelbſt die Spahi's fingen an ihren geſchloſſenen Reihen zu weichen, da kam der Despot von Serbien mit 5000 friſchen, tapfern Streitern Bajaſid's Heere zu Hülfe und Sigmunds Heer erlag der Uebermacht. Ihn ſelbſt, den König, hatten der Burggraf von Nürnberg und der Anführer der Steyermärker Hermann von Cilly dem Gedränge der Schlacht und der Todesgefahr entriſſen und ihn auf ein Donauſchiff gebracht, während viele der Seinen noch mit dem Muthe verwundeter Löwen kämpften. Alle bayeriſchen Ritter, ſo wie die meiſten der Steyermärkiſchen waren zuletzt in dieſem Heldenkampf gefallen **), zugleich aber

*) Ils devenoient tout d'un coup moins que des femmes. Mém. de Mad. de Lusuan III.

**) Schiltberger's Reiſe in den Orient. München 1813. J. v. Hammer's Geſchichte des osmanniſchen Reiches I. S. 241.

deckten auch das Schlachtfeld 60,000 Leichname der Erschlagenen aus dem türkischen Heere. Ungleich bedauernswerther als das Loos derer, welche den Tod in der Hitze der Schlacht, ohne ihn fast zu bemerken, gefunden hatten, war das Loos jener Streiter des christlichen Heeres, welche lebend von den Türken gefangen wurden, oder durch die Flucht sich zu retten gedachten. Von den Letzteren ertranken Viele, als sie in den von Menschen überfüllten Fahrzeugen über die Donau setzen wollten; von den Gefangenen ließ Bajasid am Tage nach der Schlacht, zur Rache für die gefallenen Moslimen 10,000 niedermetzeln, unter denen vielleicht Manche waren, welche 3 Tage vorher dasselbe an den ihnen auf Treu und Glauben ergebenen Türken gethan. Zwar der Graf von Nevers hatte, gegen Versprechen eines hohen Lösegeldes, für sich und 24 der vornehmsten Gefangenen Schonung des Lebens erhalten, aber auch von diesen starben Mehrere, unter ihnen der alte Feldherr Coucy, noch ehe die Auslösung geschahe, in den Gefängnissen von Kallipolis und Brussa; nur König Sigmund und einige ihn begleitende Herren waren so glücklich gewesen, an der Mündung der Donau die Flotte der Rhodiser und auf dieser, schon nach 3 Monaten, die Küste von Dalmatien zu erreichen. So endigte hier bei Nicopolis, der „Siegesstadt," welche Trajan zum Andenken an seinen entschiedenen Sieg über die Dacier begründet und so benannt hatte, die Heerfahrt einer christlichen Macht, die sich vermessen hatte, nicht bloß die Türken zu besiegen und Jerusalem wieder zu erobern, sondern selbst den bewegten Kräften des Himmels die Macht ihrer Arme entgegen zu stellen. Statt der Lustfeuer und der larmenden, nur allzu frühe triumphirenden Freude, womit das fremde Bundesheer

noch kurz vorher das Land erfüllt hatte, brannte jetzt das Feuer der angezündeten Städte, hörte man das Aechzen der Sterbenden, das Jammern der hinweggeschleppten Gefangenen; Steyermark und Sirmien wurden verheert, die ganze Halbinsel zwischen der Save, Drave und Donau mit dem Schutte der zerstörten Städte und dem Graus der Verwüstung erfüllt.

Von Nicopolis, dessen deutsche Benennung Schiltau ist, selber, sahen wir nur wenig. Die Masse seiner alten Hauser dehnt sich über einen weiten Raum aus; es ist der Sitz eines griechischen Erzbischofes, so wie eines katholischen Bischofes und zählt 20,000 Einwohner. Ihm gegenüber, am linken Ufer, nahe an der Mündung des Aluta- (Araxes-) Flusses, liegt an der Statte des alten Pelendova der wallachische Ort Turnul.

Vorüber an dem grünenden Hügelland und den Auen des rechten Ufers kamen wir nach einigen Stunden zu der wohlhabenden Handelsstadt Sistov, welche durch den Friedensschluß zwischen Oesterreich und der Türkei im Jahre 1791 eine politische Wichtigkeit erhielt. Während die 21,000 Einwohner dieser freundlich aussehenden Stadt ein lebhafter Verkehr mit den Bewohnern des eigenen Landes, wie der fremden Länder ernährt, beschäftiget die Bewohner der nahe gegenüber gelegenen, wallachischen Oertlein Simnitza und Turtschitz ein ziemlich ergiebiger Hausenfang. — Auf der weiteren Fahrt, am Nachmittag, glich die Donau, deren Breite zuletzt bis auf eine Stunde Weges anwächst, einem kleinen, stillen See; wir landeten bei Rustczuk, wo unser Dampfschiff eine Menge der in ihm enthaltenen Waaren ausschiffte, und neue aufnahm: denn diese Stadt, welche 30,000 Einwohner umfasset, ist eine der bedeutendsten

Handelsplatze des unteren Donaulaufes. Zwar, wie dies schon die vielen, ansehnlichen Moscheen mit ihren Minarets dem Auge bezeugen, herrschet die Macht des Islamismus hier vor, doch leben unter den Türken mehrere Tausende von Christen (Armenier und Griechen), denen ein Erzbischof vorstehet und eine bedeutende Anzahl von Juden. Die Stadt, von Festungswerken umgeben, liegt auf einem Berge; wir besahen uns einige ihrer Gassen und Plätze, genossen in einem türkischen Kaffehaus des warmen Getränkes, giengen dann aber wieder herab an den Abhang des Hügels, von wo die Aussicht nach der Insel Slobedzee und dem festen Schlosse, weiter hinab aber nach dem von Mahemmed I. begründeten Giurgevo einen neuen Genuß gewährte. Während wir hier die uns neue Gegend beschauten, waren wir selber für Andre ein Schauspiel geworden, denn neugierig betrachteten uns, durch die Zwischenräume der pallisadenartigen Umzäumung, die verschleierten Bewohnerinnen eines benachbarten Harems. Unsre europäisch gekleideten, so frei sich bewegenden Begleiterinnen schienen der Hauptgegenstand ihrer Betrachtungen zu seyn. Wer sollte nicht, bei einem vergleichenden Blick auf jene Gefangenen und auf diese Freien die Segnungen des Christenthumes dankbar empfinden, welches den Völkern zuerst die wahre Achtung des weiblichen Wesens lehrte.

Von hier aus brauchten wir noch anderthalb Tage zur Fahrt nach Gallacz. Das von der Morgensonne beleuchtete Giurgevo, bei welchem wir frühe am andern Tage vorbeikamen, imponirte dem Auge mehr durch seine Größe, denn es hat gegen 3 Stunden im Umfange, als durch seine Schönheit. Die große Wüste der Be-

ten *), am rechten (bulgariſchen) Ufer des Stromes, iſt ein grünendes Hügel- und Flachland, welches wenig Abwechslung zeigt. Turtukai liegt an der Stätte des alten Transmaricka: nahe gegenüber, auf der linken (wallachiſchen) Seite mündet die Dombrovicza (Argis) in die Donau, an welcher nur eine kleine Tagreiſe aufwärts Bukareſt liegt. Siliſtria hat ſich unter dem kräftig geſtaltenden Einfluße, der in den letzten Jahren auf dieſe Stadt wirkte, zu einer Herrſcherin des Stromes und des angränzenden Landes erhoben; mit dem immer blühender werdenden äußeren Verkehr war ſie in dieſer Zeit zugleich ein Mittelpunkt des geiſtigen Verkehres der Völker des Nordens und Oſtens geworden. In dieſer Hinſicht iſt ſie an die Stelle des alten Ariopolis getreten, deſſen Stätte da war, wo jetzt weiter ſtromabwärts Raſſova ſtehet. Nahe bei Siliſtria werden die Ueberreſte jener Gränzmauer geſehen, welche die Griechen zur Abwehr gegen die Einfälle der Barbaren erbaut hatten. Jenſeits Raſſova wird die Strombahn des Fluſſes, der von hier an nach Ptolemäus Ausſage den Namen Iſter empfieng, nach Norden gekehrt; denn die Ausläufer des Balkangebirges, die ſich an das rechte Ufer herandrängen, verhindern den geraden Fortgang nach Oſten. Dieſer Damm der Gebirge, welcher ſtellenweiſe mit ſumpfigen Niederungen und Haideland abwechſelt, iſt, beſonders ſeit dem letzten Kriege, zu einer Einöde geworden, in welcher, gleich den Ameiſen, die an den Reſten einer längſt abgefallenen, dürren Frucht zehren, die Schaaren der Zigeuner ihr Weſen treiben. — Am 2ſten September kamen

*) Getarum solitudo.

wir zuerſt an Hirſova oder Kerſova vorüber, das an die Stätte des alten Corſus oder Karſen getreten iſt. Die Stadt, welche nur 1000 Einwohner zählt, wird von einer Citadelle beherrſcht. Der Strom theilt ſich jenſeits Hirſova in viele Arme, welche manche buſchreiche oder mit Schilfrohr bewachſene Inſeln umſchließen. Das Chor der gefiederten Sänger, das im Frühling und angehenden Sommer hier, wie man uns ſagte, ohne Aufhören ſeine Stimmen vernehmen läſſet, war jetzt verſtummt; nur noch die Trompetentöne der vorüberfliegenden Kraniche wurden gehört. Wir naheten uns nun wieder dem linken Ufer der Strombahn, welche da, wo die zertheilten Arme des Flußes von neuem ſich einander nähern, mächtig breit erſcheint. Hier liegt, von Wällen umgeben, die anſehnliche Stadt Brailov, der Ausgangspunkt namentlich eines wichtigen Getraidehandels nach Konſtantinopel. Brailov (von den Türken Ibrahil genannt) zählt gegen 25,000 Einwohner; in ſeinem großen Hafen ſieht man die Flaggen der verſchiedenſten, Seehandel treibenden Nationen wehen; zu den Zeiten des „Pfalwoitherichs" Wlad, des Woiwoden der Wallachey, als im Jahr 1461 Mahommed II. ſie niederbrannte, war dieſe Stadt der berühmteſte Handelsplatz des Landes *). Die beiden Ufer haben ihre bisherige Rolle gegen einander ausgetauſcht; das rechte zeigt nur noch einzelne, kleine Befeſtigungspunkte, auf welche in früheren Zeiten der Krieg zuweilen ſeinen Fuß ſetzte, während er mit dem andern Fuße das Land umher zertrat, dann waldiges

*) M. v. Hammer Geſchichte des osman. Reiches II S. 64.

Hügel- und Flachland, auf welchem einzelne unbedeutende Ortschaften zerstreut stehen; dagegen bietet das linke dem Verkehr der Völker reiche Sammel- und Ruhepunkte dar, vor allem jenseit der Einmündung des Szereth an der Fürstin unter den Handelsstädten des ganzen, unteren Donaulaufes: an Gallacz. Es war in einer der früheren Stunden des Nachmittags als wir die weithin über das hügliche Ufer sich ausdehnende Stadt mit ihrem ansehnlichen, von Schiffen erfüllten Hafen vor uns sahen. Unter den Schiffen zeigten sich schon einzelne Dreimaster; im Vorüberfahren hörten wir uns von englischen, italienischen und russischen Zungen begrüßt; Oesterreicher, Franzosen und Türken sind hier mit den andern Schiffahrt treibenden Nationen zu friedlichem Verkehr vereint. Die Strenge der Quarantaine bewachte und hemmte unsre Schritte; wir durften eben so wenig als die Mannschaft der türkischen, bulgarischen und serbischen, so wie der aus Constantinopel kommenden europäischen Schiffe die Stadt betreten, oder mit ihren Bewohnern und mit den vom linken Ufer und aus Oesterreich angelangten Fahrzeugen unmittelbar verkehren, doch war die von Pallisaden umzäunte Skella groß genug, um sich auf ihr zu ergehen und dem muntern Austausch der Waaren des Südens und Ostens mit den Erzeugnissen des reichen Landes zuzusehen.

Da uns, als den Genossen der Türken, der Eintritt in Gallacz und in dem ganzen Fürstenthum Moldau versagt war, fuhren Einige von uns am andern Morgen auf einem kleinen türkischen Fahrzeuge den breiten Strom hinüber, an eine große baum- und buschreiche Insel, wo wir den größeren Theil des Tages unter den noch spärlich blühenden Gewächsen und dem kleineren wie große

ren Geflügel des Waldes zubrachten. Den schönen, gelben Blüthen der punktirten Lysimachia (Lysimachia punctata) mußte hier unter den Spätlingen der übrigen Blumenwelt der Preis der Schönheit zugestanden werden; die hohlsägenblättrige Nachtviole (Hesperis runcinata) war schon mit Schoten bekleidet; zugleich mit den andern Schilfarten zeigte sich das Prunkrohr (Arundo speciosa). Unter den einzeln noch herumschweifenden Schmetterlingen schien uns die Roxelana (Hipparchia Roxellana) an die Familiengeschichte des großen Suleimann erinnern zu wollen, dessen vormaligen Wohn- und Herrschersitze wir uns jetzt näherten. Am Ufer des Stromes lagen die tiefsten Schaalen von Cerithien, Trunkatellen und Nixeen angeschwemmt, am Lande fand sich noch lebend und von besonderer Schönheit die österreichische Schmirkelschnecke (Helix austriaca) im Gebüsch der drüsenblättrigen Brombeeren (Rubus glandulosus).

Bei einigen Türken, welche etwas aufwärts am Strome ihr Fahrzeug ausbesserten, konnten wir doch unsre auswendig gelernten türkischen Grüße anbringen, als wir aber in dem kleinen Kaffeehause, das stromabwärts, am Ende der Insel, jenseits einem kleinen Arm des Flusses lag, außer dem schwarzen, ungezuckerten Getränk noch andre Lebensmittel verlangten, da war unser Türkisch nur durch die Sprache der Zeichen verständlich. Die letzten Stunden des Tages brachten wir wieder auf und bei unserm Dampfschiff in der Skella zu, wo man so eben mit dem Einladen der mit Butter gefüllten Ochsenhäute in die Fahrzeuge beschäftigt war. Noch am Abend bezogen wir das große, schöne Dampfschiff Ferdinand, das uns von hier zum schwarzen Meere und nach Constantinopel bringen sollte.

Unſre Abfahrt von Gallacz war eigentlich auf den 1ten Oktober beſtimmt geweſen, da aber einer der Vorſteher der öſterreichiſchen Donauſchiffahrt, an welchem wir ſeit Cladova einen ſehr kenntnißreichen, zuvorkommend freundlichen Reiſegefährten gefunden hatten, in dringenden Geſchäften ſeiner Geſellſchaft nach Konſtantinopel und Smyrna eilte, wurde der Aufenthalt um einen Tag verkürzt und ſchon am 30ten September, gegen 2 Uhr des Morgens, zogen wir wieder auf die vom Mond beleuchtete, breite Strombahn hinaus. Von Gallacz bis zur Donaumündung bei Sulina durchmiſſet der oft gekrümmte Lauf des Stromes eine Strecke von 50 Stunden, dieſe ſollte am heutigen Tage zurückgelegt werden, und dem Eilſchritt des Ferdinand, der in jeder Stunde, auch bei ungünſtigem Winde, 13 engliſche Meilen durchläuft, wurde dieſes auch möglich, obgleich bei Sonnenaufgang ein ſtarker Nebel die Fahrt etliche Stunden lang hemmte. Da der Nebel ſich verzogen hatte, ſahen wir zur Linken das fruchtbare Hügelland von Beſſarabien, zur Rechten begegneten dem Auge die äußerſten Höhenzüge des Balkangebirges. Schon war Iſaczi (das alte Aegyſus) hinter uns; der Strom belebte ſich mit einer Menge der aufwärts ſeglenden Fahrzeuge, während andre, welche gleich uns hinaus zum Meere wollten, am Ufer ſtill lagen. Wir bogen jetzt, zwiſchen den immer häufiger werdenden Landſeen, deren Spiegel, von der Sonne beleuchtet, von Zeit zu Zeit hinter den Hügeln des Ufers hervorblickten, in den Donauarm von Suline ein; noch vor Mittag kamen wir an dem anſehnlich ausſehenden Tulcza (dem vormaligen Salſovia) und bald nachher an der Stätte des alten Halmyris (bei Riſilboſch) vorüber. Ein friſcher Wind wehete vom Meere her; Schaaren von

Möven flogen lautſchreiend über uns hin, am Ufer zeigten ſich immer häufiger die Gewächſe der Seeküſte, es deutete Alles die Nähe des Meeres an. Aber nur wir, in unſerm Dampfſchiffe, das in ungehemmter Eile über die ruhende Waſſerfläche hinabglitt, durften uns dem freudigen Gefühl überlaſſen, daß wir jetzt mit jedem Augenblick dem Ther zu dem Gewäſſer des Oſtens näher rückten; der nämliche Wind, der uns mit ſeinem erfriſchenden Hauche ſo wohlthuend entgegen kam, hielt ſeit mehreren Wochen, in den einzelnen Buchten des Stromes, eine Menge von Segelſchiffen, deren Maſtbäume wie ein dichter Wald über die Ebene hervorragten, vom Auslaufen zurück. In übermuthigem Scherz riefen unſre Schiffer ihren Landsleuten auf einigen dalmatiniſchen Fahrzeugen, an denen ſie jetzt, ſeit 14 Tagen, zum 3ten Male vorbeikamen, die Aufforderung zu „ſie möchten doch vorwärts machen.“ Jene ſchwiegen verdrießlich. Die Fahrt im neuen Dampfſchiffe iſt eine Uebung der ſelbſtthätigen menſchlichen Kraft; die Fahrt in einem Segelſchiffe iſt eine vielleicht noch wohlthätigere Uebung der menſchlichen Geduld.

Die Sonne neigte ſich zum Untergang; ihre letzten Strahlen beleuchteten uns die blaue, dunkle Tiefe des ſchwarzen Meeres. Das Auge hatte einige Augenblicke den Glanz der eben ſcheidenden Königin des Tages betrachtet; beim Zurückſchauen auf das Verdeck ſchwebten farbige Schattenbilder vor dem geblendeten; ſie glichen den Geſtalten von theuren, fern in der Heimath weilenden Freunden, welche im Geiſt auf dieſer Reiſe uns begleiteten. Die treue Hausfrau, die voll Furcht vor dem Meere, vor allem aber vor dieſem war, von deſſen Gefahren ſie ſo Vieles geleſen und gehört hatte, drängte

ſich ängſtlich an mich hinan; aber das Rauſchen der hohen Wellen wollte uns ja nur einen Spruch in die Erinnerung zurückführen, der uns heute, am Morgen des 30ten Septembers, als Loſungswort (Parole) des Tages gegeben worden war: „die Waſſerwogen im Meere ſind groß und brauſen gräulich; der Herr aber iſt noch größer in der Höhe“ (Pſ. 93. V. 4.).

Die Fahrt auf dem ſchwarzen Meere und durch den Bosporus.

Die Macht der Fluthen der Donau, bei ihrem Einſtrömen in das ſchwarze Meer, iſt ſo groß, daß, wie man ſagt, noch in einem Abſtand von der Küſte gegen Oſten hin, welche drei und eine halbe Meile beträgt, das Süßwaſſer des Fluſſes faſt unvermiſcht über dem ſchwereren Seewaſſer ſeinen Lauf fortſetzet, und durch ſeinen Geſchmack ſich verräth. Wir, gegen Süden gewendet, verloren ſehr bald dieſes Geleite, das der heimathliche Strom den gegen Oſten ſteuernden Schiffen noch auf ein Stück Weges hin, auf das unwirthbare, fremde Gewäſſer giebt; wir traten in das unbeſchränkte Herrſchergebiet des Pontus Euxinus ein. Wie ganz anders war hier das Bewegen des wogenden Waſſers; wie ganz anders das Bewegen des Dampfſchiffes, als auf der ſtillen Donau. Das ſchwarze Meer, auch bei ruhiger Zeit, gehet faſt immer in hohen Wogen; ſein Waſſerſpiegel iſt ein Punkt des Begegnens des im Oſten an ihn angränzenden caucaſiſchen Hochgebirges, des im Süden ihn umgürtenden Hämus und Olympus, ſo wie der von Weſten und Norden her verlaufenden Ebene des unteren Donaugebietes und der nördlichen Stromtiefen. Durch dieſen kräftigen Gegenſatz der nahe zuſammengränzenden Berg-

ketten

ketten und der von ihnen umſchloſſenen Ebenen, wird ein faſt beſtändiges Bewegen der Atmoſphäre erregt; das ſchwarze Meer iſt im Großen das, was etwa mitten in einer unſrer Städte der Vorplatz vor einer hohen Domkirche im Kleinen iſt: der Treibheerd eines beſtändigen Wind- und Wetterzuges.

Bewegt, wie das Gewäſſer, wird hier das Gemüth des Wanderers, der zum erſten Male hinaustritt in die Nähe des Schauplatzes der hehren Jugendthaten unſres Geſchlechts. Da, im Oſten, erhub ſich die Sonne des zweiten Weltentages der Geſchichte; dort, im fernen Süden erſtieg ſie die Höhe ihres Mittages.

Der Mond gieng endlich auf und beleuchtete mit unſichrem Scheine die immer weiter zurücktretende, weſtliche Küſte, die Nacht ward ſo windſtill und ruhig, wie ſie in ſolcher Jahreszeit auf dieſem Meere nur ſelten gefunden wird.

Am andern Morgen verſuchten die Meiſten von uns vergeblich ſich vom Lager zu erheben, um wenigſtens nach der Stätte der weſtlichen Küſte hinüber zu blicken, an welcher Tomi, die vormalige Hauptſtadt der Scythiamor lag, wo der dorthin verbannte römiſche Dichter Ovid die Schmerzen ſeines Heimwehes beſang. Uns hatte jetzt jener Zuſtand ergriffen, der einem Sterben gleicht, an welchem niemand ſtirbt; jene Krankheit, da man ſich überall fühlt, ohne gegeſſen, zum Tode müde, ohne gearbeitet zu haben, weil ſelbſt die Ruhe kein Aufhören der Bewegung bringt. Es iſt als fühlte man nicht mehr ſich ſelber, ſondern nur das ſchwankende Schiff; die Gedanken ſind aus dem Gehirn entwichen; ſie ſitzen, wie feſtgebunden, am Maſtbaume, an ihrer Statt iſt ein umkreiſendes Bewegen der raſſelnden Räder und ein Auf- und Nieder-

schnappen der Dampfmaschinen hinein in den Kopf getreten, was diesem alle Kraft nimmt, sich aufrecht zu halten. So vergieng uns der schöne Tag des ersten Octobers; nur am Nachmittag gewährte der kurze Aufenthalt vor dem ansehnlichen Varna, dem Odessus der Alten *) einige Augenblicke des Ausruhens, dann begann in und außer uns von neuem das Rasseln der Räder, das Auf- und Niederschnappen des Pumpengestänges.

Aber auf die Unruhe des Sonnabends folgte am 2ten October eine liebliche Stille des Sonntages. Freilich schien es uns anfangs, als wir noch vor Mittag den Kyaneen oder Symplegaden an der äußern Mündung des Bosporus uns näherten, als sey dieses Fünfgespann der Felseninseln mit sammt dem Fußgestell vom Altar des Apoll, welches auf der einen von ihnen stehet, von neuem von jenen Ruhesitzen aufgestanden und losgeworden, die ihnen die Orpheische Lyra angewiesen; sie schienen uns, denn noch schwindelte das Haupt, wieder eben so bewegt, wie damals, als Jason seiner Argo die Taube

*) Sie hieß später Constantia ad Varnam. Uns Christen könnte sie billig „Warnstadt" heißen, denn hier gab uns am 10ten November 1444 die an Murad II. verlorne, für das spätere Schicksal der christlichen Reiche so entscheidende Schlacht die Warnung, daß man durch den Machtspruch keiner menschlichen Willkühr, trüge sie auch das Gewand eines Engels des Lichtes, zu dem Wahne sich verleiten lassen solle, daß wir armen Menschen straflos seyen, wenn wir einem Andersgläubigen den geschwornen Eid und das gegebene Wort brächen, da doch Gott selber das Wort seiner gegebnen Verheißungen allen Völkern und Heiden so treulich hält.

voraus ſendete und als zwei der Symplegaden, durch welche der Vogel noch ſo eben hindurchflog, dieſem, durch ihr Zuſammenſchlagen die Federn des Schwanzes entriſſen. Als aber jetzt, bei Kanaraki, das Dampfſchiff in das ruhigere Gewaſſer des Bosporus eintrat und zugleich die ſchaukelnden Bewegungen deſſelben ſich milderten, da kehrten mit einem Male Geſundheit und der ſichre Blick des Auges wieder.

Wir ſind nun bei dem Boden einiger bedeutungsvollen Sagen des Alterthums. Hier zur Rechten, am europäiſchen Ufer, auf dem zerklüfteten Felſen ſtund einſt Phineus, des Erblindeten, Königsburg, der dem Jaſon und den andren Helden der Argo freundliche Bewirthung bot. Statt der Harpyen, welche damals, bis Jaſons Begleiter ſie beſiegten, die Freuden der Gaſtung ſtörten; ſtatt der Geier, die noch jetzt hier niſten, kam ein Vogel der Minerva: die thraziſche Nachteule an unſer Schiff geflogen und ruhete, nachdem ſie mehrmalen ihn umkreiſet, einige Minuten auf dem Maſtbaume aus. Phineus Burg iſt längſt verſchwunden; an ihrer Stätte ſtehet das türkiſche Kaſtell Kanlidſche; dieſem gegenüber, am aſiatiſchen Ufer, ein andres, Beikos genannt, beide von Batterieen umpflanzt. Hierauf ſteigen, an der rechten oder europäiſchen Seite die Felſenwände von Kauros-molos, wo vormals ein griechiſches Kloſter ſtund *), ſo gäh aus dem Meere hervor, daß zu ihren Füßen kein Raum für den Wandrer und ſein Laſtthier

*) M. v. die treffliche Beſchreibung aller der hier und weiterhin erwähnten Ruſſengegenden in J. v. Hammers Conſtantinopel und der Bosporus. B. II.

bleibet; oben auf der Höhe stehet die Turris Timaea: jener alte, rundliche Leuchtthurm, dessen Licht den Schiffern ein sichrer Leitstern durch die Klippen der Kyaneen zum Eingang des Bosporus gewesen wäre, hätten nicht die Barbaren der äußeren Küste durch andre, von ihnen angezündete Feuer die Fahrzeuge zwischen die Klippen verlockt, um die gestrandeten zu berauben. Das eigentliche Thor zu den Schönheiten des Bosporus thut sich erst jenseits der beiden einander gegenüberstehen Vorgebirge von Numili Kawack und Anateli Kawack auf. Diese Vorgebirge sind einer der Hauptpunkte des Ueberganges der asiatischen, vom Antitaurus herstammenden Gebirgskette nach Westen; denn die letzten, bei Numili Kawack hervortretenden Ausläufer des europäischen Hämus begegnen hier unmittelbar gegenüber denen des asiatischen Olympos. Auf diese Gränzhöhen der beiden Welttheile hatte das Alterthum die Mächte aller seiner Götter versammlet; denn der Hinausblick auf die nahen Todesgefahren des Pontus Euxinus mußte auch in der trägesten Seele die Gedanken der Ewigkeit wecken. Dort zur Linken, am asiatischen Ufer, stund der Tempel der zwölf großen Götter, mit dem kostbaren Dache der vergoldeten, metallenen Ziegel. Jason, als er hier anbetend der Herrschergewalt des Unsichtbaren sich gebeugt, erbaute am nahe gegenüberliegenden europäischen Ufer die Altäre der Cybele und des Serapis. Während der byzantinischen Herrschaft stunden hier zwei Schlösser, davon das eine in seiner byzantinisch-genuesischen Bauart noch ziemlich wohl erhalten stehet; in Zeiten der Noth wurden von einem Schloß zum andren eiserne Ketten gezogen, um die Durchfahrt der feindlichen Schiffe zu hemmen. Von der Felsenwand des Berges, da der Tempel der Zwölf erbaut

war, wagte, so erzählte die alte Sage, ein jugendliches Paar von Liebenden eine nur in den Augen des Heidenthumes bewundernswerth erscheinende That: es sprang, als das Opfer einer Liebe, deren Flamme mit dem Tode stirbt, vom festen Grunde hinab ins Meer; aus dem Leben des Diesseits, dessen Kräfte es verkannte, hinüber, in die richterliche, ernste Stille des Jenseits. — Anjetzt wohnet hier ein Volk, gleich jenem zu Mönkgut auf der Insel Rügen, kräftig, sittsam und friedlich, die Vermischung mit den Nachbarn vermeidend; von den Türken des Unglaubens beschuldigt; hierinnen gleiches Loos theilend mit den Drusen des Libanon.

Wir treten nun hinein in das Innre dieses Zaubergartens: in das Innre des eigentlichen Bosporus. Welche Erinnerungen an irgend etwas schon Gesehenes soll ich aber in den Seelen meiner Leser hervorrufen, welche jenes Paradies des Meeres und des Landes noch nicht besuchten, um an das schon Geschaute und Erfahrene das Bild des noch nicht Geschauten anzuknüpfen. Ich hatte, ehe ich hieher kam die schönsten Küstengegenden von Italien, Südfrankreich und Piemont gesehen, aber unter den Erinnerungen an diese früheren Genüsse meiner Wanderschaften war keine, die mir, wie ein passender Reim zu jenen Empfindungen erschienen wäre, welche der Anblick des Bosporus weckte. — Wir haben etwa in unsrer Kindheit die Mährchen des Orients gelesen; wir haben im Spiegel jener Gedichte der Morgenländer, welche Rückerts Meisterhand auf vaterländischen Boden verpflanzte, das Bild einer üppigen Natur gesehen, durch deren vergänglichen Schleier allenthalben die Schönheiten einer unvergänglicheren, ätherischen Natur hindurchblicken; das was jene Dichtungen uns ahnden ließen, das

glaubt hier das Auge verwirklicht vor sich zu sehen. Bei dem Feigendorfe Indschirkoi, an dem wir weiterhin vorüberkamen, bewundert der Einheimische wie der Fremde eine Baumgruppe von seltsamer Art: zwei Zypressen und zwei Feigenbäume sind hier so in und durch einander gewachsen, daß die fruchttragenden Arme des Feigenbaumes aus dem Körper der Zypresse, der hohe Scheitel von dieser aus dem Stamme von jenem hervorzukommen scheint; der Feigenbaum hat der Zypresse die Fülle seiner Süßigkeiten, diese aber hat jenem die Kräfte ihres erhabenen Aufschwunges mitgetheilt. So, wie in dieser Baumgruppe sind im Bosporus die Elemente des innigsten Liebreizes der Natur mit der hochstrebenden Herrschermacht derselben verschlungen. Wie das Brennbare, wenn der entzündende Funke es getroffen sich als Flamme emporschwingt, und, je stärker die Gluth wird, immer höher sich erhebt; so erhebt sich bei dem Anblick des Bosporus die Empfindung; es ist wie ein Jauchzen der Lust, das gleich der singenden Lerche emporsteigt vom Boden, in das unbegränzte, unermessene, tiefe Blau des Himmels. Aber der Vogel der Empfindung, wenn er auch jetzt sich hinaufschwang, läßt sich doch bald da bald dort wieder nieder auf das Thal und das grünende Ufer, wenn sich hier, neben der hohen Platane die Wildniß des blühenden Rosengesträuches entfaltet; wenn unter dem Wald der Zypressen die duftende Wiese des Crocus und der Anemonen sich hinbettet, oder die grünende Fülle der Orangengärten, gleich einem überschwellenden Strome über die Mauern der Lustgärten heraustritt und ihre Wände mit den blühenden Ranken der Ipomöen und persischen Winden bedeckt. Hier, neben der festlich geschmückten Natur hat auch die Baukunst des Morgenlandes ihr

Prachtgewand angelegt; die hochgewölbten Moscheen, die Palläste der Großen, im Glanze des weißen Marmors ihrer Säulen und Mauern erscheinen wie durchsichtig; es ist als hätte die Gluth des Schönen, welches allhier in unbesiegbarer Jugendkraft waltet, das starre Gemäuer durchdrungen und dasselbe für ihre Strahlen durchleuchtig gemacht. — Doch es ist Zeit, daß ich einige der lieblichsten Ruhepunkte des Auges, die sich hier unter dem tiefen Blau des südlichen Himmels und neben dem noch tieferen Lazur des Meeres auf dem immer grünenden Boden auferbauet haben, wenigstens nenne und im Umriß bezeichne.

Der Hain der Zypressen und Platanen der hier zur Rechten, sobald jenseit der Landspitze von Mesar-Burnu das Schiff in das eigentliche Innre des Bosporus tritt, bei Sarijari ins Auge fällt, ist nur eines jener bunten Gewänder, welches die Sitte der Moslimen über die Schatten und Schreckniße der Graber breitet, denn unter den weißen Steinen ruhen Gebeine der Todten, denen die türkische Inschrift einer der Springbrunnen, Wiederbelebung, durch die Kraft eines Wassers verheißet, welches auch das Erstorbene neu erfrischt. Nahe hierbei fließet das gepriesene Wasser von Kastaneßu, oder des Kastanienquelles; weiterhin zeigt sich das breite Thal von Bujukdereh: ein Lustgarten des Landes, in dessen grünendem Gebusch und Baumen, als wir an ihm vorüberzogen, ein erfrischender Wind seine Wegen schlug. Hier erquickte sich, so erzahlte die Sage, nach der Muhe der langen Pilgerfahrt Gottfried von Bouillon mit der vertrauten Schaar seiner Helden, und noch jetzt ist Bujukdereh ein Ort der Erquickung für den hier, wahrend des Sommers verweilenden fränkischen Adel. Dort zur

Linken, den Hainen des waſſerreichen, thraziſchen Belgrad*) gegenüber, erhebt ſich der Rieſenberg, mit dem ſteinernen, ſogenannten Bette des Hercules, das die Sage der Moslemen zu Joſua's Grabe machet; weiterhin ſtehet, am aſiatiſchen Ufer, an der Stätte des vormals herrlichen Sommerpalaſtes zu Chunkar Jukaleſſi die ſchönſte Papiermühle in der Welt: ein Gebäu aus Marmor errichtet, mit prachtvollen Sälen, am Saume des reichen Flußthales; als wollte es alle Die, welche auf Papier ſchreiben an die Tröſtungen und Freuden des Paradieſes erinnern, wo das gar viele Schreiben aufhören wird. Wenn auch der Blick des ſchnell Vorüberfahrenden von da ſich wieder hinüber wendete zur europäiſchen (linken) Seite, auf Tharapias Gärten, bei denen Medea dem väterlichen Zorn entfliehend, ihre bezaubernden Giſte ans Land geworfen; oder auf die ſchattige, fiſch-

*) Dieſes Dorf, früher Petra genannt, erhielt den Namen Belgrad, ſeitdem durch Suleiman den Großen jene Bulgaren, denen die Turken bei der Einnahme des ſerbiſchen Belgrad im Jahr 1521 das Leben geſchenkt hatten, hieher verſetzt wurden. Belgrad liegt in einem Wald von Platanen, Eichen, Buchen, Ahornen, Ulmen, Pappeln, Pinien und Birken, welcher gegen 6 Stunden im Umfang hat und der von den Turken ſorgfältig geſchont wird, weil auch ihnen die Erfahrung gelehrt hat, daß von dem Wohlbeſtand dieſes Waldes der Zufluß und Niederſchlag des Waſſers in die bei Belgrad befindlichen, wichtigen Waſſerbehältniſſe abhänge, aus deren Fülle mehrere Waſſerleitungen der nahen Hauptſtadt verſorgt werden (m. v. J. v. Hammers reizend ſchöne Beſchreibung dieſes Luſtwald-Ortes in ſ. Conſtantinopel und der Bosper. II S. 252).

reiche Bucht von Kalender und die wilde Brandung an den Felsen von Jenikoi-Burni; so kehrt es doch bald wieder zurück zu der im Ganzen schöneren und reicheren asiatischen Küste. Hier, bei Begkos und seiner unter hoher Kuppel spielenden Fontäne waren die Ochsenfälle des Amykos, der im Kampfe dem Kaster unterlag; hier stund die Daphne insana, jener Lorbeerbaum dessen Blätter — möge doch kein treuloser Krämer in unserm Vaterlande sie verbreiten — in Jedem, der sie genoß, Streitsucht und gehässigen Unmuth erregten. Statt des Lustschlosses in persischer Bauart und mit persischer Pracht innerlich geziert, das Murad III. (um 1585) in Sultania erbaute, stehet jetzt der Pallast eines türkischen Großbeamten am Bache der Platanen. Die Hügel des Dorfes der Feigen: Indschirkoi, von dessen merkwürdiger Baumgruppe vorhin Erwähnung geschahe, sind ein Fruchtgarten, so reich und anmuthig, wie das Auge des Wanderers durch die Nachbarländer der Heimath noch kaum einen gesehen.

An der europäischen Seite hat sich jetzt der schönste Hafen des Bosporus: Stenia eingestellt; die Masten der europäischen Kriegsschiffe wetteifern an Höhe mit den Zypressen des nahen Emirgum, wo sonst ein Tempel der Hekate stund, jetzt aber die türkische Mauth ihren Sitz aufschlug. Asiatischer Seits öffnet sich den Blicken die Bucht der Ruthe: Tschubukli, so genannt, weil Sultan Bajasid II. seinem Sohne Selim hier 8 Ruthenstreiche ertheilte. Vormals stund da ein Kloster jener „Schlaflosen" deren einzelne Chöre ohne Aufhören, Tag und Nacht Loblieder tönten und Gebete.

Prachtvoll wölbt sich bei Karibdsche die Kuppel der hehen Moschee; ihr gegenüber, bei Balkalimani

zeigen ſich Grabmäler der türkiſchen Heiligen. Die verdüſternde Wolke, welche etwa der „ſchwarze Thurm" bei Anatoli Hiſſari, einſt ein grauſamer Kerker der Kriegsgefangenen, in der Seele des Betrachtenden aufſteigen ließ, zerſtreut ſich beim Anblick der „himmliſchen Waſſer" von Göckſu, aus deren Roſenhainen und duftenden Orangengärten ein Sommerpallaſt des Großherrn hervorſchimmert. Ein türkiſcher Dichter beſingt dieſe liebliche Gegend am Bosporus in Verſen, deren ohngefahrer Sinn folgender iſt:

Wie Damaskus und Yemen und Sogd auf Erden
berühmt ſind,
So wird im Paradies Gockſu's Geſtade gerühmt.

Der abentheuerliche Bau der alten, gegenüber liegenden Veſte von Rumili Hiſſari, welche Mohammed II. zwei Jahre vor der Eroberung von Conſtantinopel nach einem Grundriß erbauen ließ, der die Züge der arabiſchen Buchſtaben in dem Worte „Mohammed" nachahmte, bildet mit den Prachtgebäuden des benachbarten Bebeck, ſo wie mit denen des nahe gegenüber liegenden Kandilli einen ſonderbaren Contraſt. Dort im Thurme von Kule Bagdſcheſſi ward Suleiman der Große, Selims I. einziger Sohn, deſſen Hinrichtung der mit dem Blut vieler ſeiner Freunde befleckte Vater im Zorn befahl, drei Jahre lang von dem wohlgeſinnten Boſtandſchi Bey verborgen, bis der Grimm des Herrſchers der bittren Reue über den vermeintlich vollbrachten Mord des Sohnes Raum gegeben. Jene hochſtämmige, alte Zypreſſe, die dort neben dem Quell ſtehet, ſoll der gefangene Prinz mit eigner Hand gepflanzt haben.

Bei Arnaudkoi, an der europäiſchen Seite, wird die vorherrſchend nach Nord und Süd gehende Strömung der Meerenge ſo heftig, daß die Schiffer der kleineren Fahrzeuge, wenn ſie aufwärts fahren, durch die hier wohnenden Piloten am ausgeworfenen Seile ſich ziehen laſſen. Unſer Dampfſchiff ſteuerte ſo ruhig wie ein auf der Wege ſcherzender Delphin auf dem ſchäumenden Meeresſtrom hinab, gegen die Luſtgärten und Paläſte von Beglerbegkoi und gegen Kurutſche hin, wo die berühmten Einſiedler des 5ten Jahrhunderts: Simon und Daniel Stylites in jahrelanger Entſagung, auf einer Säule ſtehend gelebt und Buße gepredigt haben. Kaum hat das Auge noch ſo viel Zeit, daß es ſich an dem Anblick des wogenden Blumenmeeres, durch deſſen Farben das von der Sonne beleuchtete Waſſer der Springbrunnen hindurchſchimmert und an den Prunkgebäuden und Moſcheen von Baſchiktaſch und Iſtawros ergötzen kann; denn dort bei Fundüklü, der Stätte des vormaligen Altars des Ajas, Skutari gegenüber beut ſich, in der ganzen Macht des erſten Eindruckes der Anblick der nahen Hauptſtadt des osmaniſchen Reiches und der ihrer Vorſtädte dar. Die Stunden, welche wir, bis zur Ausſchiffung unſrer Perſonen und unſrer Gerathſchaften noch auf dem Verdeck des Schiffes zubrachten, vergiengen uns wie der Traum eines Schläfers im Schatten des Roſengebüſches. Das Boot das uns von dem Dampfſchiff wegführte, hatte bei Galata gelandet, von hier, im Geleite der Laſtträger, die unſer Gepäck auf ihre ſtarken Schultern nahmen, ſtiegen wir den Berg hinauf nach Pera, wo uns das Haus einer trefflichen Landsmännin, der Madame Balbiani Ruhe und reichliche Pflege gab. Von den Fenſtern unſres Zimmers aus geſehen, lag die

Herrscherstadt des Ostens, auf ihren sieben Hügel gebettet, in ihrer ganzen Herrlichkeit vor uns; die Abendsonne bestrahlte die hohen, vergoldeten Kuppeln der Moscheen, die Palläste und Thürme; zu ihren Füßen das blaue Meer; der Himmel war klar und rein. Aber wie ein Schatten, den eine im Trauerkleide vorüberwandelnde Wittwe auf ein Beet der blühenden Tulpen wirft, zogen mitten durch den Glanz des Neuen die düstern Streifen der alten Ruinen und der erst neulich, an einem der Hügel entstandenen Brandstätten hindurch. Die Hauptstadt der Moslemen mag ihr gold- und perlengesticktes Gewand ausbreiten, so viel sie will, dennoch reicht es nicht hin, um die Flecken des Blutes und die Gebeine einer vor ihr gemordeten Vorwelt zu verdecken, welche, so tief sie auch zuletzt gesunken, ohnläugbar einst höher geragt und Bessres erstrebt hat als sie.

Constantinopel.

An den türkischen Fahrzeugen finden sich öfters die Namen der Siebenschläfer, aus der bekannten anmuthig-kindlichen Legende. Denn diese sieben Langschläfer sind auf eine sonderbare Weise zu der Ehre gekommen, Schutzpatrone der türkischen Schiffer zu werden; deshalb nämlich, weil ihre Geschichte, die der Koran ziemlich ausführlich erzählt, mit den Worten endet: „und sie stiegen in ein Schiff.“ Auch uns kam, am ersten Tage unsres Aufenthaltes in Constantinopel jene im Munde der Christen wie der Moslemen lebende Sage lebhaft in die Erinnerung; nicht deshalb, weil sie im Koran stehet; nicht deshalb, weil die türkischen Inschriften an der Pupa der vor unsren Augen im Hafen liegenden Schiffe von ihr redeten, sondern weil das, was wir an und in uns selbst

an dieſem erſten Tage erfuhren, Aehnlichkeit mit Dem hatte, was den Siebenſchläfern bei dem Erwachen aus ihrem tiefen Schlafe begegnete. Dieſe, nachdem ſie in dem Schlummer der vielen Jahre die Zeiten der blutigen Verfolgungen und alle Gräuel der ſeitdem zu Ende gegangnen, heidniſchen Herrſchaft verträumt hatten, erwachten erſt in den Tagen einer neuen Weltherrſchaft. Die lange Ruhezeit hatte ihnen nur wie eine einzige Nacht gedäuchtet; von alle Dem, was ſeitdem geſchehen und geworden, wiſſen ſie nichts, ſo kommen ſie hinab in die nachbarliche, ſonſt ſo wohlbekannte Stadt, welche ſie noch ſo zu finden wähnen, als ſie dieſelbe „geſtern" verließen. Aber wie iſt da Alles ſo verändert; kaum daß ſie noch eine der alten Gaſſen wieder erkennen; ſie wollen Speiſe kaufen, aber die Verkäufer verſtehen ihre Sprache, kennen ihr Geld nicht; ſtaunen ſie nur an in der alterthümlichen, ungewohnten Tracht, und ſie ihrerſeits verſtehen jene nicht, ſtaunen das Gewand und die Weiſe der ihnen neuen, ſpätern Welt an.

So ergieng es, abgeſehen von Dem was diesmal die Stellung vom Alten zum Neuen in eine umgekehrte verwandelte, uns, und ſo ergehet es vielleicht Jedem, der den ſchnellen Flug des Dampfſchiffes auf der Donau hinabmachte, bei dem Eintreten in die große türkiſche Kaiſerſtadt. Wir hatten zwar eine Morgenſtunde lang in den Gaſſen von Widdin, dann des einen Abends zwiſchen den Häuſern und Hütten von Rustczuk uns herumgetrieben, Varna, vom Hafen aus, wie ein Bild im Guckkaſten beſchaut; dieß Alles war aber nur eben ſo viel, als wenn ein Zugvogel, der eilig, ohne Ruhe und Raſt über das Meer in ein fremdes Land ziehet, zuletzt etwa noch einige Augenblicke lang auf den Dächern eines

Wohnortes der Fischer ausruhet und in die Höfe oder Gassen hinunterschauet, kaum aber, so groß ist die Eile, nur Muße hat, das unter ihm Liegende und Stehende genau zu bemerken. Jetzt war der Flug zu Ende und wir saßen, giengen und stunden in der mächtigen Herrscherstadt und in der Mitte eines Volkes, das an Religion, Sitte und Sprache uns fremd — wie den Siebenschläfern die neue, spätere Welt war. Wie lärmte, wie schallte, wie drängte sich all das bunte Gewimmel in den engen Gassen des gewerbthätigen Galata, dem Tummelplatze aller hieher Schifffahrt treibenden Nationen; zur Rechten, etwa in einem griechischen Kaffeehause, Musik und Tanz; zur Linken, in einer von türkischen Officieren besetzten Garküche, der gellende Gesang eines Zigeunerknabens, begleitet von dem Geklimper einer übeltönenden Zither; dort weintrinkende, lärmende Matrosen der fremden Schiffe, nicht weit davon einheimische Türken, die beim Dampfe der langen Pfeifen den schwarzen Kaffee tranken; außen auf der Gasse Mäkler und Lastträger; beschäftigte wie unbeschäftigte Franken und Türken; gravitätisch einherschreitende Derwische und gespensterartig vermummte Frauen.

Doch wir wollen hier nicht zuerst bei der Beschreibung und Geschichte einer Vorstadt von Konstantinopel verweilen, sondern uns sogleich über den Hafen hinüber nach der Hauptstadt selber begeben; wir berichten, ehe wir von Pera und von der Umgegend reden, das, was wir auf mehreren unsrer Tagwanderungen in der alten und neuen Kaiserstadt des Ostens gesehen und empfunden.

Diese zeigte sich uns freilich, so laut auch die Geigen und der gellende Gesang der Zigeuner in Galata tönten, damals, als wir bei ihr verweilten, nicht in der

fröhlichen Gestalt einer Herrscherin, welche durch solche Musik zum Tanzen sich locken ließe; eine langanhaltende Dürre, welche das Land, diesseits und jenseits des quellenreichen Bosporus seit Monaten aussog, hatte Asche auf das Haupt der Fürstin der türkischen Städte gestreut; die Pest war in ihrem Innern mit einer Heftigkeit ausgebrochen, in der sie seit vielen Jahren nicht mehr erschienen; eine heftige Feuersbrunst hatte vor Kurzem einige der ansehnlichsten Gassen der Stadt, mit ihren reichen Kaufmannsladen vernichtet, und während wir in Pera wohnten, brach nahe bei uns ein Feuer, in den armseligen türkischen Hütten, am südöstlichen Bergabhange, gegen das Arsenal hin aus, dessen drohende Gefahr nur durch die Windstille und die Entschlossenheit der zu Hülfe eilenden Franken von der Vorstadt abgewendet schien. Wenn wir, im Haine der Zypressen, bei den türkischen Grabstätten, deren lange, meist durch säulenartig aufrecht stehende Steine bezeichnete Reihen fast bis unter die Fenster unsrer Wohnung sich heranzogen, hinabgiengen zum Meere, da begegneten uns Lastträger, welche einen Todten, in bunte Decke gehüllt, hinausschleppten; im Hafen kleine Fahrzeuge, mit belasteten Särgen oder Todtenbahren. Jenseits der Stadt, auf der Landseite, etwa gegen Daud-Pascha hin waren die Gräber der moslemitischen Heiligen nach einem eben so gefährlichen als ekelhaften Gebrauche des hiesigen Volkes mit Kleiderstücken und Lappen vom Körper oder Lager der tödtlich Kranken behangen, welche hierdurch Linderung ihrer Krankheit und selbst Heilung zu erlangen hofften; in den Gassen und Bazars der Stadt begegnete man allenthalben den in schwarzen Wachstaffet gekleideten Franken, die sich durch diese Verhüllung, so wie durch die langen Stöcke der Gefahr der Berührung

von den Türken zu entziehen strebten; wenn man in das Haus eines Franken trat, oder nach einem Ausgange in die Stadt und ins Freie in die eigne Wohnung zurückkehrte, da ward man in einen schrankähnlichen, nur oben an der Thüre mit einer kleinen Oeffnung zum Athmen versehenen Kasten gesperrt, und von dem übelriechenden Rauchwerk eines zu den Füßen gestellten Kohlenbeckens fast bis zum Ersticken durchräuchert.

Bei all diesen Bedenklichkeiten und Gefahren blieben jedoch die eigentlichen Bewohner der Hauptstadt: die Moslemen so unerschüttert ruhig, als wäre die Pest nur als eine beiläufige Zeitungsnachricht aus fernem Lande, nicht sie selber, als verwirklichtes Ereigniß unter ihnen verbreitet; in den Gassen wie in den Bazars drängten sich, eben so wie sonst, die Haufen der gleichgültigen, Handel- und Wandel-treibenden Menschen; kaum daß sie den Trägern auswichen, die etwa wieder einen Todten aus den Häusern forttrugen; verächtlich blickte der im Kaffeehause sitzende, ruhig rauchende Türke heraus, auf das ängstliche Bemühen der Franken jedes Anstreifen an einen Vorbeigehenden zu vermeiden. Uebrigens gehörten wir, besonders in den ersten Tagen unsres Hierseyns nicht zu diesen ängstlichen Franken; wir drängten uns, gleich den Moslemen, ziemlich furchtlos durch die Haufen des Volkes; sey es, daß wir die Größe der Gefahr allzuwenig erkannten oder daß uns etwa die Worte jenes heiligen Hochgesanges, den wir am ersten Morgen mit einander lasen, bei gutem Muth erhielten: „ob Tausende fallen zu deiner Rechten und Zehntausende zu deiner Linken, so wird es doch Dich nicht treffen“ *).

Wir

*) Ps 91.

Wir blieben in Allem neun Tage in Conſtantinopel und ſahen in dieſer Zeit außer dem Innren der hehren Sophia, zu welchem den nicht allzu ſchwierigen Eingang uns zu bahnen wir verſäumt hatten, Alles, was für uns und wohl für die meiſten Reiſenden aus dem Weſten als das Sehenswürdigſte und Schönſte in der großen Stadt und ihrer nächſten Umgegend erſcheint. Ich beſchreibe hier in einigen Hauptumriſſen vornämlich die Geſchichte zweier Tage, die mir als die genußreichſten und denkwürdigſten unſres Aufenthaltes erſchienen.

Dienstags am 4ten October hatten wir uns frühe, als der Tag noch kühl war, aufgemacht. Hier, in der Nähe des Weges, der uns hinab zum Hafen führte, fand ſich vormals, auf einem der nun verwitterten Grabſteine, welche die Gebeine der in den früheren Kämpfen des Islams mit Byzanz gefallenen Krieger deckte, eine Inſchrift des folgenden, ohngefähren Inhaltes:

Sie ſind es, die gekommen und gegangen,
Was haben ſie auf dieſer Welt erlangt?
Gekommen und gegangen, was erlangt?
Das Eine, daß ins ewge Heim ſie drangen.

Als wir über den Meeresarm des Hafens hinüberfuhren, da glänzten die Moſcheen auf den Höhen der Stadt; da leuchteten die Minares mit ihren farbigen oder vergoldeten Dächern und Halbmonden, von der Morgenſonne beſchienen, ſo mächtig auf uns herab, daß wir, von dieſem Glanze geblendet, das kleinliche Gewirr der andren Häuſermaſſe nicht bemerkten. Es iſt jedoch dieſes nur die Ouvertüre, aus einem alten Meiſterſtück der Tonkunſt entnommen, die zu dem Stücke des heutigen Tages, das ſo eben gegeben werden ſoll, nicht ganz

paßt; denn Constantinopel verspricht, von fern gesehen, mehr, als es in der Nähe, in seinem Innren gewährt. Man hat, wegen der nach oben kolbigen Gestalt des meist bunten Dachwerkes die Minares mit Tulpen verglichen; wohl mag denn die türkische Kaiserstadt wegen der Menge der hellfarbigen Minares die nach allen Richtungen über sie verbreitet sind, ein prunkendes Tulpenbeet genannt werden, man thut jedoch wohl, wenn man den Boden, aus dem diese Tulpen sich erheben, nicht zu genau beachtet; denn dieser bestehet aus einem Stoffe, der zwar den Gewächsen eine gute Nahrung gewährt, für die Sinnen aber des Vorübergehenden nur ein Gegenstand des Eckels, nicht des Wohlgefallens seyn kann.

Wir näherten uns, bei unsrer ersten Ueberfahrt von Pera, der Hafenseite der Stadt in der Gegend des Mehl- und Holzthores. Wir hatten uns in mehrere der kleinen, beständig bereit liegenden türkischen Fahrzeuge vertheilt, denn außer uns Sechsen, die wir die eigentliche Hauptgesellschaft dieser Reise bildeten, war mit uns ein junger (israëlitischer) Dragoman aus Varna, der sich uns schon auf dem Dampfschiffe zu diesem Geschäft angeboten hatte, im Ganzen ein günstiger Fund, denn obgleich dieser Dragoman bei jedem Handel oder sonstigen Auftrag, wobei Geld im Spiele war, seines Vortheils wahrnahm, so geschahe doch dieses in keinem zu übertriebenen Maße, dabei war er im hohen Grade unternehmend und zum Führer selbst an schwerer zugängliche Orte geschickt; in Ungarn erzogen, sprach er so fertig Deutsch als Türkisch und Ungarisch. Außer diesem freilich unentbehrlichen Begleiter der mit der jetzigen Stadt und ihren Bewohnern gleich einem Eingebornen bekannt war, fand sich in unsrer Gesellschaft noch ein freundlicher, wackrer Landsmann,

Herr Mühr, der ſchon ſeit längerer Zeit in Conſtantinopel gelebt und mit Sprache ſo wie mit Sitte des Volkes ſich bekannt gemacht hatte, vor Allem aber, was dem Drageman abgieng, einen Ueberblick über die alte und neue Geſchichte der Stadt, eine Kenntniß der alten Bauwerke und Denkmale beſaß, welche uns die Bekanntſchaft mit dem alten wie neuen Byzanz ſehr erleichterte und das Intereſſe unſrer Wanderungen ungemein erhöhte.

So eben haftete der Blick noch an der prächtigen Moſchee Suleimans des Großen, dem Meiſterwerke des großen Baukünſtlers Sinan, da mußte er ſich, denn wir waren am Ausſteigen, auf den Boden niederlaſſen. Unſre türkiſchen Schiffer hatten nicht gerade den günſtigſten Punkt zu dieſem Ausſteigen gewählt. Wir mußten gezogen am Arme von unſren Türken an der morſchen Bretterwand, welche hier den Hafen einfaßte, emporklimmen, und wo wir ans Land traten, hatte dieſes kein erfreuliches Anſehen. Dort lagen, am Strahle der Morgenſonne ſich wärmend die Schaaren und Familien der verwilderten Hunde auf den erhöhten Haufen des Unrathes, neben dieſen, ſchon beſetzten Höhen, breitet ſich der Stoff, auf dem jene liegen, in reichlicher Menge aus. Hier ſollte wohl der Wandrer immer ſeine Waſſerſtiefeln haben, dieſe könnten ihn noch gegen andre Dinge ſchützen als gegen Waſſer. Doch ſchon ſind wir über den fatalen Landungsplatz hinüber; wir ſteigen zuerſt von der Gegend des Mehlthores (Unkapu) an dem Abhang des einen der ſieben Hügel (Sirek), durch die Mühlengaſſe hinan. Lagwerker gehen da eben an ihr Geſchäft, dazwiſchen beladene Eſel, kleine Truppen von Schlachtvieh; einzelne, vermummte Frauen. Auch hier erinnerte das ſchlechte, vereinzelt über den Schmutz gelegte Pflaſter, wie die

Rotten der Hunde, nur zu ſehr daran, daß man fern von den Wohnungen des Heimathlandes: in der Türkei ſey.

Während wir ſo am Hügel hinanſteigen, zeigt ſich zur Rechten über uns, auf der Höhe deſſelben, die Moſchee des Eroberers von Conſtantinopel, Mohammeds II, und, mit der lang fortlaufenden Reihe ihrer Bögen, die alte Waſſerleitung des Valens. Vor dieſen beiden beſchäftigt uns jedoch der Anblick einer an unſrem Wege liegenden Ruine, an deren Schutt und Gemäuer kaum noch der Umriß jener Pantocrators-Kirche, mit ihren vormaligen vierzig Kuppeln zu erkennen iſt, welche Johannes der Comnene mit ſeiner Gemahlin Irene erbauen ließ. Dieſe alte, von Mohammed II. in eine Schuſterwerkſtätte, ſpäter in die Moſchee Kiliſſi dſchamiſſi verwandelte Kirche umfaßte einſt die Familiengruft der byzantiniſchen Herrſcher aus dem Geſchlecht der Comnenen; hier begrub man auch (im Jahr 1158) die deutſche Bertha, Kaiſer Conrads Schweſter, Kaiſer Manuels I. geliebte Gemahlin. Ein alter Sarkophag von Verde antico, aus jener Fürſtengruft entnommen, dienet jetzt, außen vor dem Gemäuer, zum Waſſertrog. — Die Waſſerleitung, nach Valens genannt, ſollte eigentlich die des Conſtantin heißen, weil dieſer ihr erſter Begründer und Erbauer, Valens nur ihr Wiedererneuerer war. Doch, ſo wie ſie jetzt vor Augen ſteht, iſt ſie ein zuſammengeſetztes Werk der Hände manches ſpäteren Jahrhunderts; denn das Erdbeben hatte öfters ihre Bögen zerriſſen und niedergeſtürzt; Barbarenhände den Bau zerſtört, deſſen einzelne Steine ſelber an Krieg und Zerſtörung erinnerten, da Valens ſie den geſchleiften Stadtmauern Chalcedons hatte entnehmen laſſen. Hier iſt a

überall, wohin das Auge ſiehet, ein Feld der wilden Bewegungen der Natur und der Gräuelthaten der Menſchen; denn die erſteren unter Juſtinian, unter Michael der Paphlagonier und manchem andren der ſpäteren Herrſcher wecken nur jene Empfindungen die ein Orkan oder ein tobendes Gewitter erregt, und auch die Wuth der Avaren, welche einen Theil der Waſſerleitung verheerten, erregt keine ſolchen Gefühle des Abſcheus als die Erinnerung an das gräuelvolle Leben und den noch gräuelvolleren gewaltſamen Tod des einen Bauherrn an dieſem Aquädukt, Andronikus des Comnenen (im Jahr 1184), ſo wie an die Ermordung eines der ſpäteren Bauherrn, des 18jährigen Sultans Osmans II. im Aufſtande der Janitſcharen (1622) *).

Da, wo nun die Moſchee des Eroberers von Conſtantinopel, Mehammed II. auf dem vierten der ſieben Hügel ſtehet, prangte vormals einer der ſchönſten Tempel des chriſtlichen Byzanz: die Kirche der heiligen Apoſtel. Sie war, in jener Form und innren Pracht, welche Theodora, Juſtinians Gemahlin ihr verliehen, an Rang wie an Schönheit die zweite der Kirchen, nach der Aja Sophia; in ihren Todtengrüften ruheten, von Conſtantin an, die Gebeine der meiſten morgenländiſchen Kaiſer, umſchloſſen von den reich verzierten Särgen aus Porphyr, ägyptiſchem Granit und lacedämoniſchem Marmor, bis die Lateiner, nach Einnahme der Stadt unter Baldwin und Dandolo im Jahr 1204, die Särge ſammt den Gebeinen ihren alten Lagerſtätten entriſſen und dieſe

*) M. v. J. v. Hammers Geſch. d. osman. Reiches IV S. 553—555.

stummen Zeugen einer längst vergangenen Herrlichkeit vernichteten. Nach Mohammeds, des osmanischen Eroberers Absicht, sollte der Tempel, den er hier zu seines Namens Gedächtniß erhöhete, nicht der zweite: er sollte der erste der Stadt an Höhe und äußrer Gestalt werden; hierzu fehlten jedoch der damaligen Baukunst die Mittel und Kräfte. Der erzürnte Tyrann ließ — so erzählt man — dem Baumeister Christodulos, als er erfahren, daß dieser zwei der höchsten, zum Bau bestimmten, antiken Granitsäulen etwas kurzer sägen lassen, beide Hände abhauen, stellte sich jedoch auch, da der Verstümmelte ihn verklagte, wie ein andrer (gemeiner) Bürger der Stadt vor den Richter, der ihn vorladen lassen, ein, und fügte sich willig dem strafenden Urtheil, das ihm die lebenslängliche, reichliche Versorgung des Baumeisters und seiner Familie auferlegte. Die Moschee, auf einer 8 Fuß hohen Terrasse stehend, ragt vom Boden bis zur Höhe der Kuppel gegen 170 Fuß; die Säulengänge des Vorhofes, mit den bleigedeckten Kuppeln; die Fontäne, welche mitten im Vorhofe zwischen den hohen Zypressen spielt; die 8 zu Hochschulen bestimmten Hallen, mit den hinten an sie anstoßenden 360 zellenartigen Wohnplätzen für Studirende; das Krankenhaus und die Küche, aus welcher täglich eine große Zahl der Armen gespeist wird; das Becken mit dem hervorsprudelnden Wasser, zu welchem man neben den Moscheegebäuden tief in den Boden hinabsteigt, sind Gegenstände, welche der jetzige Reisende ganz ungehindert betrachten darf.

Unser diesmaliger Weg führte uns vor Allem, denn wir suchten einen Ueberblick über das Ganze der Stadt zu gewinnen, auf den Thurm der Feuerwache: den Thurm des Serasliers in der Nähe des alten Se-

rais. Ich habe nichts dagegen, wenn der Reichshistorio-graph Ist, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schrieb, den Scheitel des Feuerwächterthurmes sammt dem fensterreichen, obersten Rundgemach, mit einem in den Lüften schwebenden Neste des Paradiesvogels vergleicht *), denn die Aussicht, die man von da über Land und Meer genießt, ließe sich wohl eine paradiesische nennen, doch scheint es mir fast ein wenig übertrieben, wenn derselbe Schriftsteller in seinem turkischen Hofstyl hinzufügt: „es ist eine, für erleuchtete Sinnen ausgemachte Wahrheit, daß man von diesem Thurme aus nicht nur die Feuersbrünste des ganzen Erdkreises, sondern auch den Brand der Sterne am Himmel mit den Augen der Beobachtung ermessen könne.“ — Armes Byzanz! du selber hast im Verlaufe deiner Geschichte mehrmalen das Beispiel eines innren Brandes gegeben, dessen Flamme den ganzen Erdkreis erschreckte, dessen Trauer verkündende Asche über die Reiche der Christenheit hinstaubte; dessen entzündende Fackeln aus den bewegten Gewalten der Höhe wie der Tiefe hervorbrachen!

Wir stehen hier oben als Zuschauer vor einer Bühne, auf welcher eines der ernstesten, tief bedeutendsten Trauerspiele der Geschichte gegeben ward. Das Stück ist noch nicht zu Ende; es spielet im fünften Akt; möge, ehe der Vorhang fällt, in die vom abnehmenden Mond nur düster beleuchtete Scene ein Morgenstrahl hereindämmern, der die annahende Zukunft eines neuen, besseren Tages, eines Tages des Friedens von oben verkündet.

---

*) Nach J. v. Hammers Constant. und der Bosper. I. S. 331.

Wir treten als Freunde und geiſtige Genoſſen deiner vormals herrlichen Jugendzeit in deine Mitte, du altes und neues Byzanz. Aber wo ſind wir hier, und wo iſt der Eingang zu deiner Gruft, aus der dein Schatten, wenn unſer theilnehmendes Sehnen ihn beſchwört, gleich Samuels Geſtalt heraustreten wird vor unſer Auge? Zwar das Meer, das deinen Fuß umſpülte, iſt noch daſſelbe geblieben; hier im Süden ſpiegelt ſich, wie ſonſt, der blaue Himmel in den weiten Fluthen des Propontis ab; in Oſten rauſcht an deiner Seite noch die Strömung des Bosporus vorüber, in Nord und Nordoſten umgürtet dich noch wie vormals der Meeresarm des Hafens. Auch der vormalige Umriß der Herrſcherſtadt der Konſtantine iſt an dem jetzigen, osmaniſchen Stambul noch zu erkennen, ein etwas unregelmäßiges Dreieck, deſſen eine Seite die von den Blacherneen bis zu der Spitze des neuen Serai's reicht gegen das Gewäſſer des Hafens, die andre vom Serai bis zu den ſieben Thürmen nach dem Bosporus und dem Propontis, die dritte dem flachen Lande, gegen Adrianopel zugewendet iſt und davon jede einzelne etwa auf die Länge einer Stunde ſich ausdehnt. Noch ſind die ſieben Hügel, darauf auch die öſtliche Roma begründet war, eben ſo abgegränzt, noch fließt der Lykus, der zum armſeligen Bächlein geworden, an derſelben Stelle von Weſten zur Stadt herein, noch wird in der aſiatiſchen Vorſtadt Skutari das alte Chryſopolis, in Kadikoi der Ort der Kirchenverſammlung: Chalcedon erkannt, dort vor Skutari, auf dem Meeresfelſen Damalis ſtehet noch der von Manuel dem Comnenen befeſtigte Leanderthurm, von welchem, in Zeiten der Gefahr, eiſerne Ketten hinüber nach dem Thurme an der Spitze des Serai's gezogen, den Paß

zwischen dem Bospor und Propontis sperrten, und hier gegenüber liegt noch Galata, dessen einer Thurm einen andern Befestigungspunkt der Ketten, vom jetzigen Serai her, zum Versperren des Hafens darbot. Wo aber finden wir die eigentlichen Wohnstätten der von dem tausendstimmigen Lobe der Dichter wie der Redner, hoch, bis zum Himmel erhobnen und gepriesnen Herrlichkeiten der alten, byzantinischen Herrscherstadt? — Wie? sollte jenes bräunlich graue Trumm, dessen Gipfel da südostwärts, wie ein verbrannter Schornstein, über das ihm nahe Gedräng der Häuser hervorragt, wirklich ein Ueberrest der fast 100 Fuß hohen, von goldenen Kränzen umwundenen Porphyrsäule seyn, die nach der Beschreibung der Zeitgenossen auf Erden nicht ihres Gleichen hatte; jener Porphyrsäule, welche zuerst das colossale Bildniß des Constantin, dann das des Julian, hierauf jenes des Theodosius, zuletzt, nachdem das Erdbeben dieses gestürzt ein hochragendes, vergoldetes Kreuz trug? War denn da, bei dieser Säule nicht das Forum des Constantin? Wohin sind denn die bedeckten Hallen, welche dieses umgaben; wo die 12 Porphyrsäulen mit den goldenen Sirenen; die eherne Uhr, das riesige, eherne Gebilde des Elephanten, die künstlich aus Metall gegossenen Rosse, Seewölfe und Schildkroten? Zwar, die Herrlichkeit jener mit den Blüthen der altgriechischen Baukunst und Architektur geschmückten Bogenhallen, die sich vom Forum der Porphyrsäule bis zu dem andern Forum des Constantin: dem Augusteon, an der Seite der Sophienkirche und vor dem alten Kunstpallast ausdehnten, sie, sammt dem goldnen Meilenzeiger und allen Kunstwerken, welche diesen umgaben, sind schon bei dem verheerenden Einbruche der Lateiner von den Flammen verzehrt

worden; wo aber stehet, auf hoher Säule, die Reiterstatue des prachtliebenden Justinian? Lagen nicht zu den Füßen des Pferdes dieses metallenen Reiters noch in den Tagen der osmanischen Eroberung der Stadt das Haupt und der Leichnam des Letzten der christlichen Kaiser hin zur Schau gestellt, und nun ist mit der hohen Säule und ihrer Statue selbst jener freie Platz verschwunden, in dessen Mitte die Säule stund? Sollte nicht hier, in der Nähe des Thurmes des Seraskiers, da wo nun das sogenannte alte Serai zur Wohnung der veralteten Schönheiten aus den Sultanischen Frauenkäfichen dient, die Stätte des Theodosischen Forum Tauri, mit jener Triumphsäule gewesen seyn, welche im Schmucke der künstlichen, halberhabenen Arbeit der Triumphsäule des Trajan in Rom nacheiferte? Und der kleine Raum des jetzigen, sogenannten Hünermarktes ist dann der einzige Rest jenes hochgepriesenen Forums? Wo stehet denn die 120 Fuß hohe, prächtige Säule des Arcadius? War nicht dort, wo nun der Weibermarkt des türkischen Stambuls ist, ihre Stätte? Und jene Schaar der Kunstwerke, welche die byzantinischen Herrscher aus allen Gegenden ihres Reiches im Hippodrom versammelten, ist sie denn, bis auf den Obelisken, dort vor Achmets Moschee, ganz vernichtet und zerstäubt? — War dort, an der nordwestlichsten Ecke der Stadt, der hohe Pallast der Blachernen, war da, in seiner Nähe, jenes Thor, durch welches Justinian als Sieger, begrüßt von dem Paan der Sänger: Io Triumphe hereinzog; voran der Zug der betenden, Hymnen singenden Priester, mit den Heiligthümern der Kirchen, nachfolgend die Reihen der lieblich blühenden, mit Rosen geschmückten Jungfrauen. — Du schöne Jungfrau des Ostens,

wie sind deine Rosen entblättert und in den Staub getreten; wie ist der Nacken, der sich siegreich emporhob, unter der Last der Sklavinnenkette zum Boden gebeugt. Gehe nicht hin dein Leid im Haine der Zypressen zu klagen; die Zypresse darf, so will es dein Dränger, nur an den Gräbern der Seinen von Leid und Schmerz reden; dort wo an der Meeresbucht des Propontis die jugendliche Platane schattet, da sprich von deiner Vergangenheit und von der Hoffnung des Künftigen. Denn unter den Zweigen dieses langlebenden Baumes wird sich, wir hoffen es mit dir, ein Geschlecht deiner Kinder oder Enkel jener wiedererwachten, gerade nach oben strebenden Kraft des Geistes, aus welcher mit der innern zugleich auch die äußere Freiheit kommt, erfreuen, von welcher die Zypresse nur wie ein Abbild des Traumes zu deinen Feinden redet.

Die gastfreundliche Sitte des Morgenlandes ruft uns aus den Gedanken an das, was vormals gewesen, zurück in die Gegenwart, deren Luft wir athmen. Die Thurmwächter haben am Kohlenfeuer des Kamins den Kaffee bereitet; man bringt uns die mit dem schwarzen, bittern Getränk gefüllten, kleinen Tassen, dabei Glaser voll trefflich schmeckenden Wassers. Der freundliche Mann, der uns das Getränk herumreicht, versichert uns: es sey dieß von dem besten Wasser, das sich in Stambul finde. Und er hat recht, denn es ist aus der Simeons Fontäne am östlichen Thore des alten Serai's geschöpft; aus jener Fontäne, deren Wasser, da unter Mahommed II. alle Brunnen der Stadt durch Sachverständige geprüft wurden, vor ihnen allen das höchste Lob empfing, so daß seitdem selbst der Bedarf des Trinkwassers für die Tafeln des Großsultans und des neuen Serai's

hier, in silbernen Flaschen geschöpft, und drei Pferdeladungen täglich, weggeführt wird.

Der türkische, schwarze Kaffee hat die Kräfte eines Nepenthes: er setzt das Blut, welches noch so eben durch die ernsteren Gedanken der Seele nach ernsterem Takte bewegt war, in eine leichte, zur Fröhlichkeit stimmende Wallung; der Takt ist ein andrer geworden; unwillkührlich passet sich der veränderten Tonweise ein neuer Text der Gedanken an. Wir kehren wieder zu der weiten Aussicht an den Fenstern des Thurmes zurück; wir gehören jetzt der Gegenwart an. Wie deutlich sieht man dort, gegen Süd in Ost den Gipfel des hohen Olymp; wie schmückt sich die ganze Küste von Asien, vom fernen Süden herauf bis zum nahe gegenüber liegenden Osten (bei Skutari) mit Bergen und grünenden Hügeln. Die goldenen, von porphyrnen Säulen getragenen Sirenen im vormaligen Forum des Constantin sind verschwunden; der Ton ihrer Stimmen aber, zur Sehnsucht lockend, wird noch immer auf diesen mit Gärten und Rebenpflanzungen bedeckten Hügeln vernommen. Die Nachtigall, da sie noch jung war, hat hier den Sirenen die Melodie des Gesanges abgelauscht; sie besingt im Gebüsch des Lorbers den Reiz jener Daphne, die selbst in Apolles Brust das Lied eines Sehnens erweckte, welches in vergänglichen Thautropfen der Rose das Bild der unvergänglichen Sonne erkennt. Das mitfühlende Herz schlägt lauter; ist es doch als wollte selbst das arme Gebüsch, welches einst menschlich fühlende Daphne war, aus dem Schlafe der Starrsucht erwachen; da breitet der ernste Hain der Zypressen seinen abkühlenden, düstern Schatten über den Hügel aus und bald ist der letzte Wiederhall der Töne verstummt.

In der That, der „Veinbrecher“ (dies iſt die Bedeutung des Namens des Oſmanen) *) hat ſein Neſt allenthalben in den Hain der Zypreſſen geſetzt. Wohin man ſieht, in Oſt und Nord und Weſten, da blickt der grüne Teppich der Zypreſſenwälder hervor, auf dem die Herrſcherin der Städte des Halbmondes ſitzet. Jede Grabſtätte der Turken hat, wo noch Raum für einen jugendlichen Stamm war, jenen Baum der Trauer wie der nach oben ſich richtenden Hoffnung neben ſich hingepflanzt; er erhebt ſeine hohen Wipfel in der Nähe der Moſcheen und der Springbrunnen der Stadt, wie auf allen Hügeln und Flächen des Landes; ſeine Tauſende ſprechen ohne Aufhören von der Ruhe der Gräber, welcher ſich die Lebendigen auf den Tauſenden der Wege ihrer Mühen und Freuden nähern. Mag immerhin, wie nach Edriſi's Erzählung von Oſmans prophetiſchem Traume **), Conſtantinopel mit ſeinen glänzenden Moſcheen hier am Zuſammenfluß zweier Meere und zweier Erdtheile, als ein Diamant zwiſchen zwei Sapphiren und zwei Smaragden gefaßt erſcheinen, dennoch blicken die weißen Steine der Todtenmäler, wie Flecken aus der ſmaragdnen Einfaſſung hervor; das Blau der beiden Sapphire war nur zu oft durch Blut geröthet; der Demant in ihrer Mitte iſt voll Riſſe und Makel.

Gefällt es uns: der Aufſeher des Thurmes zeigt und nennt uns wenigſtens die Gegend aller der acht und zwanzig Thore, welche (nur ſieben jedoch von ihnen an

*) J. v. Hammer's Geſch. d. osm. Reich. I. S. 64.

**) Ebendaſ. S. 30.

der Landseite) die jetzige Stadt besitzt; nennt uns die Namen der festen Thürme der Hafenseite, deren viele noch die Namenszüge ihrer alten byzantinischen Erbauer, und, wie die in und bei ihnen liegenden Kanonen, griechische Inschriften an sich tragen. Er zeigt uns, dort in Osten, neben der hehren Sophia, das neue Serai: den Pallast der jetzigen Herrscher, mit festen Mauern umschlossen, eine Stadt im Kleinen; er zeigt uns hier in der Nähe die Gebäude des alten Serai; etwas ferner, an der südöstlichen Ecke der Stadt, da wo die dreifache Mauer der Landseite am Propontis endigt, die Stätte der alten, byzantinischen Burg des Cyklobion: die sieben Thürme, mit dem altgepriesenen, goldenen Thore, zugleich aber auch mit dem Blutbrunnen in ihrem Innren. Uns aber reizet für jetzt mehr als das Ferne der Anblick der nahe von hier, auf der Höhe des dritten der sieben Hügel gelegenen Suleimanje, der Moschee des großen Suleiman. An Symmetrie und äußrer Würde ist sie das schönste Gebäude des jetzigen Konstantinopels; Sinan, der Baumeister, errichtete sie in den Jahren 1550—56. Hier, von oben hinabgesehen, wird es uns am leichtesten die äußren Grundzüge des Bauplanes aller Moscheen, an einem der besten Beispiele zu überblicken. Gleich den alten, ägyptischen Tempeln bestehet jede von ihnen aus drei Haupttheilen: dem Vorhofe, oder, nach dem türkischen Kunstausdrucke, dem Harem, dann dem eigentlichen Kirchengebäude *), dann dem sogenannten Garten, mit den Begräbnißstätten der Erbauer und ihrer nächsten Angehörigen. Am Eingange zum Vorhof oder zur Moschee

*) Dem Mesdschid, d. h. Ort der Anbetung.

ſelber, ſtehen die hohen Minarés *), deren die Suleimanie vier hat: zwei niedere am Vorhofe, zwei höhere am eigentlichen Tempelthore. Im Vorhofe findet ſich immer ein laufendes oder emporſpringendes Waſſer, beſtimmt zu den vorgeſchriebenen Waſchungen Derer, die in den Tempel treten wollen; bei der Suleimanie iſt es eine Fontäne, deren Waſſer unter einem thurmähnlichen Dache ſpielt. Säulenhallen, bei eben dieſer Moſchee, von acht und zwanzig Kuppeln gedeckt, laufen um die drei Seiten des Vorhofes herum; im Innern deſſelben die langen Reihen der Marmorſitze. Das Dach des eigentlichen, prachtvollen Tempelgebäudes wölbt ſich zu einer hohen Kuppel, umgeben von zwölf kleinen Halbkuppeln. Der Haupteingang zu allen Moſcheen der Hauptſtadt und ihrer Umgegend, wenn ſie nicht etwa durch bloße Umgeſtaltung einer chriſtlichen Kirche entſtanden ſind, liegt an der S. S. O. Seite, weil der Mihrab, oder mahommedaniſche Hochaltar (eine Niſche zur Aufbewahrung des Korans), welche, dem Eingange gegenüber, im hinterſten Grunde des Gebäudes ſtehet, ſeine Richtung nach der Kibla, das heißt nach jener Weltgegend nehmen muß, in welcher Mekka liegt, und dieſe iſt für die Gegend von Konſtantinopel in Süd-Süd-Oſt. Über dem Haupteingange, nach welchem ſich die Moslimen beim Gebete hinwenden, ſtehen, im Innern der Suleimans-Moſchee, mit goldenen Buchſtaben auf laſurblauem Grunde die Worte: „Ich habe mein Geſicht zu ihm gewendet, der Himmel und Erde ernährt.“ In dieſer Mo-

*) D. h. Leuchtthürme, wegen ihrer Beleuchtung beſonders am Ramaſan-Feſte.

scheer, deren Bau 760,000 Ducaten gekostet hatte *), ließ der Erbauer unter andern die vier schönsten und höchsten Säulen des alten Konstantinopels bringen, welche ihm seine baulustigen Vorfahren noch übrig gelassen; namentlich die, welche vormals das Reiterbildniß des Justinian trug. Jene vier Säulen aus rothem Granit, an deren marmornen Capitälern der Meißel des Sinan mit den prachtvollsten Zierrathen der Säulen von Palmyra und Persepolis zu wetteifern versuchte, stützen die Kuppel. Auch am Mihrab, so wie an der zu seiner Linken stehenden Kanzel (Kursi) und dem Gerüste des Freitagsredners (dem Mimber) und an dem Sitze des Sultans (Makésure), der eine Art von Emporkirche, rechts vom Mihrab bildet, zeigt sich, in mannichfachen Zierrathen, diese künstliche Hand; an den Wänden laufen Reihen von Marmorbänken für die Leser und Hörer des Korans herum; oben, die Gallerieen dienen hier wie in vielen Moscheen zu geheiligten Verwahrungsorten für das Geld und die andern Kostbarkeiten der Privatleute, welche mit Recht in diesem festen, steinernen, von der Andacht bewachten Gebäude ihr Eigenthum vor Feuersbrünsten und Diebereien besser verwahrt glauben als in ihren eigenen, leichtgebauten Wohnungen. Die prunkendo farbig ins Auge fallenden Glasmalereien der Fenster, welche Blumen oder die Namenszüge „Allah" darstellen, sind von der Hand eines zu seiner Zeit berühmten Meisters in dergleichen Arbeiten, der „trunkene Ibrahim" genannt. Im Friedhof oder sogenannten Garten der Moscheen, welcher unmittelbar an die Seite des Mihrab

(d. h.

*) J. v. Hammers Gesch. d. osm. Reich. III. S. 341.

(d. h. der Hochaltars-Nische) angränzt, ohne hier durch einen Ausgang unmittelbar mit der Kirche verbunden zu seyn, zeigen sich, von hohen Kuppeln bedeckt, das große Grabmahl des Erbauers: des Sultan Suleiman *) und hinter ihm das etwas kleinere seiner berüchtigten Lieblingssultanin Roxelane, jener schönen und talentvollen Russin, an deren blutige Ränke die nicht fern von hier, südwärts von der Suleimanie gelegene, kleine Moschee der Prinzen wenigstens mittelbar erinnert. Denn hier wurde zwar nicht der gefürchtetste Sohn von Roxelane's Nebenbuhlerin, der trefflich begabte, edle, künftige Thronerbe Mustapha, als unschuldiges Opfer eines bei dem Vater erregten Verdachtes begraben, wohl aber sein Bruder, der grausame Prinz Dschihangir, dessen von Natur gebrechlicher Körper dem tiefen Schmerz über des Vaters Härte und des Bruders Tod erlag. Roxelane selber starb schon im zweiten Jahre nach Vollendung der Suleimans-Moschee, 1558.

Nur noch einen Blick auf die hehre Sophienkirche des alten, auf die Aja Sophia des neuen Byzanz, und wir begeben uns wieder hinab in das muntre Volksgedränge der Hauptstadt. Der riesenhafte, vergoldete Halbmond, der auf dem Gipfel pranget (sein Durchmesser soll 30 türkische Ellen betragen), weckt schon aus weiter Ferne die Aufmerksamkeit des Auges, denn man sieht, wenn die Sonne ihn erweckt, seinen Glanz viele Meilen weit im Meere; man bemerkt ihn von der Höhe des fernabliegenden Olymp. Das Gebäude selber, mit seiner leicht

*) Er starb vor Szigeth zehn Jahre nach Vollendung der Suleimanie am 6ten Sept. 1566.

ſich hinüberſpannenden, großen, kunſtreich flachen Kuppel, welche die Kreiſe der kleineren Halbkuppeln umgürten, vermag jene erwachte Aufmerkſamkeit des Auges nicht bloß feſt zu halten, ſondern ſie zur höchſten Theilnahme zu ſteigern. Doch eben dieſer Fernanblick iſt es auch, der uns am unwiderſtehlichſten wieder hinunter, zu der näheren Betrachtung des geprieſenſten Bauwerkes des alten Byzanz führet.

Wir nehmen unſren Weg am Vorhof der prächtigen Suleimanje vorbei; weiterhin zieht unſre Neugier die Gaſſe der Teriaki's oder Opiumverkaufer an, in deren Hallen ſich ſchon ein Theil der Freunde und Gefangenen der an Wahnſinn gränzenden, ſiliniſchen Begeiſterung des Mohnſaftgenuſſes eingefunden haben. Wer die närriſchen Taumelfreuden dieſes in ſeinen Folgen gefahrvollen Zuſtandes einmal und mehrmalen gekoſtet, für den mögen ſie, abgeſehen von dem Bedürfniß nach neuer Aufregung, welches aus der Abſpannung hervorgeht, eine faſt unwiderſtehliche Kraft der Anziehung haben. Jene Bedauernswürdigen oder auch jene Neugierigen, die ſich ihm, jene für immer, dieſe nur auf ein und das andre Mal hingaben, ſchildern die innre Aufregung durch den Mohnſaft faſt ganz auf dieſelbe Weiſe, auf welche Kämpfer die Trunkenheit von den aus Hanfextrakt und anderen narkotiſchen Stoffen bereiteten Fröhlichkeitspillen beſchreibt, welche er einſtmals, auf ſeiner aſiatiſchen Reiſe, aus eigner Erfahrung kennen lernte. So leiblich überglücklich und fröhlich, ſagt er, habe er ſich in ſeinem Leben noch niemals gefühlt als in jenem Zuſtande; das Tiſchgeſpräch ſolcher Berauſchter wird zu einem Lachen, welches zuletzt über nichts mehr als über ſich ſelber lacht; man iſt mit der ganzen Welt in Bruderſchaft getreten;

Franken und Moslimen umarmen sich wie alte Freunde und Bekannte. Und beim Nachhausereiten am Abend fühlt man sich so leicht und seltsam in die Höhe gehoben, daß es einem däuchtet als gienge das Pferd nicht auf dem Boden, sondern in den Lüften und man ritte gerade in das Gewölk der Abendröthe hinein. Man kommt nach Hause, ißt mit gutem Appetit, schläft vortrefflich, fühlt am andern Tage keine Beschwerde. — Dieß ist der Viele verlockende, harmlos scheinende Zustand der noch gesund verdauenden Anfanger im Opiumessen. Kämpfer ließ sich indeß hierdurch nicht zum weitern Genuß auch der minder schädlichen Krebichkentspillen verleiten; er kämpfte ritterlich gegen jede Wiederholung des Versuches.

Auch die berühmten Kaffeehäuser dieser Stadtgegend verdienen eine Beachtung; ihr täglicher Besuch, vom Morgen bis zum Abend ist zu innig mit dem Lebenskreise der Bewohner der osmanischen Hauptstadt verschlungen. Man kann sich den jetzigen Turken fast nicht ohne Kaffee und Tabak denken; beide Genusse, so sollte man meinen, haben hier ihren Ausgangs- und Mittelpunkt. Und doch wurde das erste Kaffeehaus in Constantinopel erst im Jahr 1554 von einem Aleppiner errichtet, der nach 3 Jahren mit einem baaren Gewinn von 5,000 Ducaten in sein Vaterland zurückkehrte. Die Sitte des Tabakrauchens gesellte sich im Jahr 1605 zu der des Kaffeetrinkens.

Wir gehen weiter, gegen die Mauern des alten Serai's hin, welche die Wohnungen der Gemahlinnen und der noch unverheiratheten Tochter der verstorbenen Sultane umschließen. Hier herrschte gewöhnlich nur ein stummes Nachsinnen über das Vergangene, doch gab nament-

lich die Wittwe Achmeds I., die Stiefmutter Osmans II., dieſem hier ein mehrtägiges glänzendes Feſt.

Weiterhin im Süden vom alten Serai verweilen wir ein wenig bei der Moſchee Bajaſids II. (der Große genannt), des Sohnes und Nachfolgers des Eroberers der Stadt: Mohammed II. Sie ward 1505 ſieben Jahre vor Bajaſids Tode vollendet. Der Vorhof mit dem Brunnen, deſſen Kuppel auf acht Marmorſäulen ruhet, zog uns zu ſich hin; wir blickten von da ungehindert in das ſchmuckloſe Innre hinein, in welchem keine Säulen, und außer der Emporkirche mit vergoldetem Gitter (dem Sitze des Sultans) nichts Beſondres bemerkt wird. Sie hat nur zwei Minare's. Bei dieſer Moſchee werden die hochgeſchätzteſten Kiblaname oder Gebetscompaſſe für die Moslimen gefertigt und verkauft; ſie ſollen, ſo meint man, dem Betenden, wo er auch ſtehe, am ſicherſten es erkennen laſſen, wo Mekka liege und wohin er beim Gebet ſein Geſicht zu richten habe. Denn, ſo erzählt die Sage, als der Baumeiſter der Moſchee den Sultan Bajaſid, der bei den Türken im Geruch großer Heiligkeit ſtehet, um Beſtimmung der Kiblalinie für den Grundplan des Gebäudes bat, da ließ ihn der Herrſcher auf ſeinen Fuß ſteigen, und die Augen des Baumeiſters wurden geöffnet; er ſahe Mekka vor ſich liegen. Bajaſid der ſich während ſeiner dreißigjährigen Regierung als ein natürlich wohlwollender, nach dem Maaße ſeiner Erkenntniß frommer Moslim zeigte, war eben als ſolcher im hohen Grade für die Träumereien der Aſtrologie und orientaliſchen Myſtik eingenommen. Eine Menge von Schulen und Bildungsanſtalten, welche er ſtiftete, wie ſeine Bereitwilligkeit jedes weiterſtrebende Talent zu unterſtützen, beurkunden vielleicht das freilich unbefriedigt gebliebene

Sehnen dieses Mannes für sich selber wie für sein Volk ein höheres Erkennen zu begründen. Nicht ohne Theilnahme erinnert sich der vorübergehende Wandrer der Schicksale dieses osmanischen Herrschers; besonders seiner Entthronung durch seinen ihm ungleichen Sohn, den Wütherich Selim, und der Auswanderung des kränklichen Alten, der sich jetzt von allem, so lang gewohnten Prunk und Glanz des Thrones so wie den Schaaren der Höflinge entkleidet und verlassen sahe, nach seinem Geburtsort Demiteka, den er jedoch nicht mehr erreichte, weil ihn bald nach dem Hinaustreten aus der Herrscherstadt der Tod eine nähere Ruhestatt, hier in dem Garten der von ihm selber erbauten Moschee anwieß.

In der Nähe der Bajasids Moschee, welche auch auf dem dritten Hügel der Stadt stehet, blickten wir in eine sogenannte Ueberlieferungsschule, wo von einem hierzu bestellten Lehrer eine Art von Encyclopädie der höheren Rechtskunde und der Glaubenslehren der Moslimen vorgetragen wird. Jenseits dem kleinen mit Marmor gepflasterten Hofe, in einem großen, luftigen Saale, an dessen Wänden die Reihen der gepolsterten Kissen für die vornehmeren Zuhörer herumliefen, saß der türkische Professor (Muderris); ein stattlicher, alter Mann, lesend in einem Buche und Tabak rauchend. Wir begrüßten ihn nach orientalischer Sitte, mit den über die Brust gelegten Armen; er dankte mit Gravität. Die Thüren standen offen, aber kein Zuhörer hatte sich noch eingefunden.

Wir naheten uns jetzt der Stätte und den Resten der gepriesensten Kunstherrlichkeiten des alten Byzanz. Da stand denn vor uns die noch immer funfzig Fuß hoch über die Gestell hinaustragende „verbrannte Saule," der uns so weltberuhmte Stylos von Perrhyr, den Constantin

hatte errichten lassen. Von den acht Stücken aus denen diese Porphyrsäule vormals bestund, bis ein Erdbeben unter Alexius I. die drei obersten, sammt der Statue des Kaisers herunterstürzte, sind noch fünf stehen geblieben; statt der prächtigen, goldenen Kränze, welche die Fugen zwischen den einzelnen Stücken umgürteten und verdeckten, sieht man nur noch die schon von den Byzantinern herumgelegten, häßlichen, eisernen Reifen. Der Schaft der Säule, die von dorischer Ordnung ist, misset im Umfange 33 Fuß; jedes der acht ursprünglichen Stücke hatte zehn, das Piedestal achtzehn Fuß Höhe, so daß das ganze Werk, ohne die auf ihm stehende Statue 98 Fuß hoch ragte. Unter dem Grundgemäuer dieses von Erdbeben und Feuersbrünsten so vielfach entstellten Säulenkolosses ließ Constantin das Palladium des alten Romes, gebildet aus den Gebeinen des Pelops vergraben, damit durch diesen Talisman seine Herrscherstadt, selber unbesiegbar, eine Besiegerin der andren Städte werde, wie Rom dieß war. Da jener Grund, seitdem man ihn legte, niemals aufgegraben, ja nur berührt worden ist, hat dieses Palladium nun schon fünfzehn Jahrhunderte lang Zeit gehabt seine magischen Kräfte zu bewähren; dieses ist jedoch auf eine Weise geschehen, welche wenig Zutrauen zu dergleichen magischen Kunststücken, an denen das alte Byzanz so reich war, einflößen konnte. Hat sich doch die unbezwingbar und unverletzlich machende Kraft der Gebeine des Pelops nicht einmal über die nächste Umgebung zu erstrecken vermocht, denn die Statue des Apolls mit dem ihr angesetzten von einem Nimbus umgebenen Kopfe, welcher Constantins Züge trug; diese heidnisch-christliche sogenannte Bildsäule des Constantin, die zuerst den Gipfel der Säule einnahm, fand hier kaum 30 Jahre eine ble-

bende Stätte und auch die Statue des Julian, welche dieſer ſtatt dem Bild des Erbauers auf ſo hohen und doch ſo wandelbaren Fußſchemel ſtellte, mußte abermals nach 30 Jahren jenem des großen Theodoſius weichen. Nachdem das Erdbeben im Jahr 1112 auch dieſe Herrſcherſtatue ſammt den oberſten Stücken des Schaftes herabgeſtürzt und zerſchmettert hatte, ſtund auf der nun kurzer gewordenen Säule ein hohes, vergoldetes Kreuz. Dieſes wollte allerdings an jenes „Geheimniß“ *) erinnern, welches, ſo lange es über den „Hütten“ der Erdbewohner „bleibet“ eine mächtiger bewahrende und ſchüzende Kraft hat als jedes Palladium aus Gebeinen der Todten oder das Bild der Glücksgöttin, das am Fuß der Porphyrſäule ſtund. Aber das Volk von Byzanz hatte die Erinnerung, welche das vergoldete Zeichen gab, weder beherzigt noch verſtehen wollen, darum wurde auch das todte Denkzeichen von den Augen hinweggenommen; ſtatt des Goldſchimmers blieb nur die Farbe des Roſtes und des Rußes.

Das geweſene Forum, in deſſen freiem Raume die vormalige Porphyrſäule emporragte (m. v. oben S. 153.), iſt jezt mit einer Menge, zum Theil ſehr unanſehnlicher und verfallener Häuſer überbaut; eine dieſer Ruinen wird, ohne hinlänglich überzeugenden Grund als der geweſene Pallaſt des Beliſarius bezeichnet. In der Nähe der ſo oft von den Schreckniſſen Gottes getroffenen, verbrannten Säule, in einer der hier angrangenden Latrinen fand der Urheber vieler innrer Zerrüttungen und geiſtiger Verheerungen der Kirche: Arius ſeinen grauſenhaften Tod.

*) pieb. 29 r. 4

Auf diesem Platze, bei dem angeblichen Pallast des Belisarius befand sich in den früheren Zeiten der Osmanischen Herrschaft der Eltschichan oder die Wohnung der auswärtigen Gesandten, welche hier gleich Gefangenen bewacht und behandelt wurden. Einem von ihnen, einem Herrn von Sinzendorf, wurden auf Großsultanischen Befehl die Fenster seiner Wohnung zugemauert, weil er durch dieselben herausgesehen hatte und weil (was er kaum wissen konnte) diesen Fenstern gegenüber ein Türkischer Harem war.

Wir besahen, von hier weiter gehend, jene berühmte Cisterne in der Nähe des Hippodrom, welche die Türken, nach ihrer Liebhaberei an großen, runden Zahlen, Bin bir direk, d. h. die tausend und eine Säulen nennen. Wirklich fanden und finden sich in ihr noch jetzt 672 Säulen, denn dieses alte Wasserbehältniß, welches Philoxenos der Senator unter Constantin dem Großen erbauen ließ, bestund aus drei Stockwerken, davon jedes von 224 Säulen getragen wurde. Die Säulen des obersten (Decken-) Geschosses sieht man noch in ihrer ganzen Höhe von 24 Fuß frei hervorstehen; die des zweiten sind mit zwei Drittheilen ihrer Länge, die des untersten Geschosses ganz im Schutt und Schlamm versenkt. Um dieses Behältniß ganz zu füllen, bedurfte es nach Andreossy's Berechnung einer Wassermenge von mehr als einer Million Cubikfuß, mithin fast so viel als alle jetzige Wasserwerke Constantinopels zusammengenommen in drei Tagen liefern. Gegenwärtig findet sich in dem kühnen Bauwerk der (sogenannt) 1001säuligen Cisterne eine Seidenspinnerei, die einem Armenier zugehört. Auf dem nun mit Schutt und Moorerde bedeckten Platze, der an das Gebäude angränzt, fanden sich einst die Bader und der

Pallaſt des Lauſus, ausgeziert mit vielen der berühmteſten, ſchönſten Kunſtwerke der alten Welt.

Doch dieſe alle waren nur Zierrathen einer ſchönen Verhalle, denn ſiehe, noch um einige Schritte weiter finden wir uns auf dem Boden des Hippodrom oder des At Meidan, auf jener merkwürdigen Tenne, da einſt Früchte der Kunſt aufgeſpeichert waren, deren Werth die Schätze eines jetzigen Königreiches nicht aufzuwiegen, deren Verluſt die ſpäter gebornen Zeiten bis jetzt noch nicht wieder zu erſtatten vermegten. Dieſer At Meidan, für die Spiele des Wettrennens ſchon von Severus begründet, war unter den Kaiſern des Oſtens nicht nur ein Hauptpunkt der Stadt und des ganzen Reiches, ſondern der geſammten damaligen gebildeten Welt geworden. Denn wie ſich von hieraus alljährlich aus der ehrgeizigen Streitſucht der Rennpartheien jene Fäden der inneren Kämpfe und Zerrüttungen entſpannen, welche öfters das ganze Reich erſchütterten; ſo feierten da, auf eine edlere, ſtillere Weiſe die Künſte der blühendeſten Jahrhunderte des geſammten Griechenlandes ohne Aufhören einen Wettkampf, der die Seelen der Betrachtenden zur tiefſten Theilnahme bewegte, und aus welchem ſich die Fäden eines Gewebes entſpannen, das nachmals der chriſtlichen Kunſt zu einem Teppich diente, auf welchen ſie zuerſt ihre Füſſe ſetzte. Die Herrſcher des oſtrömiſchen Reiches hatten die geprieſenſten Kunſtwerke des Griechiſchen und zum Theil ſelbſt des Römiſchen Alterthumes bisher auf dieſen engen Raum verſammlet, und, ſo kann man ſagen, auf die Schlachtbank der ſpäter über ſie hereinbrechenden Verwüſtung geführt. Hier ſtund das Meiſterwerk des Lyſippus: jenes kolloſſale, eherne Bildniß des ruhenden Herkules, deſſen Daumen der Dicke, des

ſen Wade, an dem niedergelehnten Fuße der Höhe eines Mannes gleich kam; ein Werk, das ſich dem Andenken der Alten ſo tief eingeprägt hatte, daß ſie es als Bild des Knieenden, in den Darſtellungen der Sternbilder nachahmten. Hier war, unter den Tauſenden der andern Kunſtwerke, jenes Bildniß der Trojaniſchen Helena, deſſen Untergang ein alter Freund der Kunſt nicht minder beklagenswerth nannte, als Ilions Untergang ſelber; hier ſtunden die Kunſtwerke des Reuters, auf dem kampfgierigen Roſſe; des Helden, der mit dem Löwen rang; des fliegenden Adlers; des Viergeſpannes der Roſſe vor dem Wagen der Siegesgöttin und etwas weiter hin auch jenes andere freie Doppelpaar der Roſſe, welches vormals, ehe Theodoſius II. es von dort hinweggeholt, der Stolz von Chios war und das jetzt den Eingang der Markuskirche in Venedig ſchmücket. Hier im Hippodrom fanden ſich auch die Bilder der Dioskuren, der Wölfin Roma's, des Erymantiſchen Ebers und des Eſeltreibers aus Actium, eines Meiſterſtückes aus der Auguſteiſchen Zeit, welches an das Glück verheißende Wort des begegnenden Landmannes vor der entſcheidenden Schlacht bei Actium erinnern und der Stadt Conſtantins ſelber Glück bedeuten ſollte. Doch, wer ſollte es verſuchen wollen, eine für ſich allein nichtsſagende Reihe von Namen aller Götter und Heroën, ſo wie der Herrſcher und Herrſcherinnen, der Ungeheuer und Wunder des Meeres wie des Landes zu wiederholen, deren Geſtalten, aus der Hand der kunſtmächtigſten Meiſter des Aſiatiſchen und Europäiſchen Griechenlandes hier zuſammengehauft ſtunden. Hatten doch Epheſus und Sardis, Smyrna und Chios, Athen, Cäſarea, Cyzikus und Sebaſtia, Tralles und Antiochia, Ey-

ten, Creta und Rhodus, mit allen andern kunſtliebenden Städten und Inſeln ihrer Nachbarſchaft die Augenluſt ihrer Tempel und vormaligen Herrſcher-Palläſte hergeben müſſen, damit ſie, wie die enggedrängten Stämme eines Waldes, der Arena des byzantiniſchen Hippodromos Schatten gäben. Manche dieſer alten Herrlichkeiten des At Meidan hatten ſchon die großen Feuersbrünſte der Regierungszeiten des Arkadius und Anaſtaſius (in den Jahren 406 und 498) beſchädiget; viele, ja die meiſten hatte die Barbarei der Lateiner am Anfang des 13ten Jahrhunderts vernichtet, welche, namentlich das Bild des knieenden Herkules zu kleinen Geldmünzen und Waffengeräthen verſchmolzen, das aber, was noch übrig war, das haben die Bauluſt und die Bilderſcheu der Osmanen vollends hinweggeräumt. So wurden die Säulen des von Severus errichteten unteren Theiles des Rennplatzes zum Bau der Moſchee des großen Suleiman, die Marmorſtufen zum Bau des Pallaſtes eines ſeiner Miniſter verwendet. Der jetzige At Meidan, ſeiner Breite nach durch den Aufbau der Achmedmoſchee, der Länge nach durch den eines Spitales verkürzt, mißt noch immer 250 Schritte in die Länge, 150 in die Breite; er empfängt ſeine ſchönſte Zierde jetzt nicht mehr durch die eignen Kunſtwerke, ſondern durch ſeine prächtige Nachbarin: die Moſchee des Sultan Achmed, jenes Herrſchers, der während ſeiner vierzehnjährigen Regierung, welche durch Krieg und Empörung von auſſen wie im Innern des Reiches vielfach beunruhigt war, ſein liebſtes Ausruhen an der Begründung und Ausſchmuckung dieſes prunkend ſchönen Gebäudes fand. Die Achmeds-Moſchee, zu welcher der Grund im Jahr 1609, am 25. December, dem alten Geburtsfeſt des Mithras, in einer von den Hofaſtronomen

beſtimmten, glücklichen Stunde *) gelegt ward: im zwanzigſten Lebensjahre des Sultans, ſechs Jahre nach ſeiner Thronbeſteigung, läßt ſich, wegen ihrer Beſtimmung bei den Hauptfeſten der Stadt als die eigentliche Cathedrale derſelben betrachten. Sie pranget mit ſechs Minarets; vier thurmartig nach außen vorſtehende Säulen tragen die Kuppel, in ihrem Innern finden ſich die hochgerühmten vier mit Smaragden beſetzten Lampen, die rieſenhaften Leuchter aus edlem Metall und andre Koſtbarkeiten. Und doch erinnert dieſes prunkende Gebäu, wenigſtens bei dem Anblick ſeines Todtengartens, zugleich an die Gräuel des Hippodroms, deſſen Kunſtgehalt nach ſeinem Maßſtab es nachzuahmen verſuchte. Denn neben den Gebeinen Achmeds des Erbauers, welcher, nur 28 Jahre alt, 1617 ſtarb, ruhen hier die Gebeine ſeiner Söhne: Sultan Osman II., der den frühzeitigen Anfang ſeiner Regierung mit dem Mord des Bruders (Mahommed) befleckte, er ſelber aber, ſchon im 18ten Lebensjahre aufs grauſamſte und ſchmählichſte von den empörten Janitſcharen gemordet ward, außer dieſen die Reſte auch von drei andern Söhnen Achmeds, namentlich die des Wütherichs Murad IV. und der beiden von ihm gemordeten Brüder Bajaſid und Suleiman.

Nur noch einen Blick auf jene traurigen Reſte der Herrlichkeit der Kunſt, die einſt, wie ein Schattenſpiel an der Wand, an der Stätte des Byzantiniſchen Hippodroms vorüberzog. Hier iſt noch die dreifache eherne Schlange des Delphiſchen Dreifußes; doch ſind ihr die drei Köpfe (der eine durch Mohammed II.) abge-

*) N. vergl. Joſ. v. Hammers Geſch. d. Osm. B. IV. S. 442.

hauen. Da ſtehet auch noch der nach oben wie abgeſpitzte Obelisk, der aus der alten Aegyptiſchen Heimath zuerſt nach Athen, dann nach Conſtantins Stadt geführt wurde, mit ſeinen, auf einigen Seiten noch deutlich erkennbaren Hieroglyphen-Räthſeln. Unten an ſeiner Baſis bezeugen es die lateiniſche wie die griechiſche Inſchrift, daß Theodoſius dieſen Obelisken, der vom Erdbeben geſtürzt lag, wieder aufrichtete. In der Reihe dieſer beiden, armen Reſte zeigt ſich endlich auch noch die Spitzſäule des Rennbahnzieles, welche jedoch ihrer metallenen Bekleidung mit der prahlenden Inſchrift aus den Zeiten des Conſtantinus Porphyrogenitus ſchon verlängſt beraubt ward.

So iſt die Luſt der Augen, ſo iſt die Pracht der Städte Kleinaſiens und Hella's wie ein Stein im Meere, im Elend der ſpäteren Zeiten verſunken; gleich Blaſen des Schaumes ſchweben nur noch jene armſeligen Reſte über der Fluth. Aber ein flüchtiges Doppelpaar von Roſſen, das ungeſeſſelt ſtund, iſt dem Kampf entronnen; es kam zu uns, an Venedigs Geſtade herüber. Wie? — wollte es etwa gegen die ſonſtige Weiſe der Streitroſſe, welche den Kampf der Männer lieben, der Gefahr ſich entziehen, das Getöſe der Waffen meiden? — Keineswegs; das was es zu uns über das Meer herüberführte, das war ein Zug der Treue zu dem alten Herrn und Pfleger; denn wie es dort in der Nähe der Kirche geſtanden, da die Gebeine mehrerer der Apoſtel ruheten und ihr Andenken geehrt ward; ſo wollte es mitten durch die Gräuel der Verwüſtung das friedliche Heiligthum des Schweſtertempels der hehren Sophia: die Markuskirche Venedigs aufſuchen, weil hier noch fortlebend das Gedächtniß und der Name eines der Apoſtel wohnet. Das vielgewander-

te Doppelpaar der Roſſe, das aus ſeiner Heimath Athen zuerſt nach Chios, dann nach Byzanz, dann nach Venedig, von hier nach Paris und abermals nach Venedig gezogen iſt, erweckt noch eben ſo wie vormals in der Seele des Betrachtenden ein Andenken an das Werk der Heldenkämpfe; weniger aber jener des Schwertes als der friedlich ſtilleren, dafür aber deſto kräftigeren des Geiſtes, welche zuletzt alle Macht der Finſterniß und der Barbarei beſiegt.

Doch wir haben lange genug bei der Betrachtung des Hippodroms und ſeiner nächſten Nachbarſchaft verweilt, mächtig zieht uns die hohe, über die Maſſe der alten Palläſte und Häuſer hervorragende Kuppel der Aja Sophia zu dem Anblick dieſes dreizehnhundertjährigen Tempels hin, welcher neunhundert Jahre lang der Gottesverehrung der Chriſten geweihet war.

An ſolchen Greiſen, die zuletzt gedächtnißſchwach wurden, hat man öfters bemerkt, daß, während die Mühen und die Noth ſo wie das kleinliche Thun und Treiben der ſpäteren Jahre ganz aus der Erinnerung geſchwunden ſind, einzelne Begebenheiten aus der glücklichen Zeit der Jugend oder einzelne, bedeutungsvollere Thaten des früheren Lebens ihnen noch ſo friſch vor der Seele ſtehen, als wären ſie erſt geſtern geſchehen. Gleich einer ſolchen deutlichen, ſich vollkommen treu gebliebenen Erinnerung an den genußreichſten, kraftvollſten Moment der früheren Vergangenheit, ſtehet mitten in dem Osmaniſchen Stambul das ſchönſte, prachtvollſte Gebäude des alten, von ſo manchem Ungewitter des Elendes verheerten Byzanz, die Aja Sophia da. Wenn man ſich die vier unſymmetriſch gebauten Minare's und die Nebengebäude hinwegdenkt, welche die türkiſche Architektur angefügt hat,

und die ſich hier ausnehmen wie Aenderungen oder Zuſätze, die ein moderner Dichterling an dem Lied eines alten Meiſters anbrachte; wenn man, ſage ich, von dem türkiſchen Schleier abſiehet, der einen Theil des Angeſichtes der hehren Sophia verhüllet, ſo hat man da, noch vollkommen erhalten, den Tempel der ewigen Weisheit, den Juſtinian im 6ten Jahrhundert (im Jahr 538) erbaute, vor ſich. Denn als der Osmaniſche Eroberer Mahomed der Zweite 900 Jahre ſpäter mit ſeinem Barbarenheer in die Stadt eindrang, behielt er ſich, als ſeinen Antheil an der reichen Beute, nur die Gebäude vor, und da er, beim Hineintreten in das Innre der Sophienkirche einen ſeiner Soldaten bemerkte, der im Begriff war, einen leſbaren Stein des Moſaikpflaſters herauszubrechen, traf ihn handgreiflicher, mit dem Schwert geführter Verweis den Frevler ſo empfindlich in die Schulter, daß man dieſen ohnmächtig aus der Kirche heraustragen mußte. Dieſer freilich ſehr wirkſamen Art der allergnädigſten Verweiſe danken wir denn die Rettung und ſo vollkommne Erhaltung des berühmteſten chriſtlichen Kirchengebäudes des Morgenlandes.

Ich verſuche es, das Aeußere der hehren Sophia aus eigner Anſchauung zu beſchreiben; das Innre habe ich zwar leider nicht ſelbſt geſehen, dennoch werde ich auch von ihm aus fremden Berichten Einiges erwähnen. — Es war heute zum erſten Male, daß mich jene Wehmuth ergriff, die ich nachmals öfters auf dieſer Reiſe empfunden: die Wehmuth, die jenen alten Nordländer erfaßte, als er ſeinen Sohn zu Algier in dem Gewand und der Lebensweiſe des turkiſchen Renegaten erblickte. Du altes Heiligthum des Chriſtenglaubens; der Chriſt darf deine Hallen nicht betreten; er darf nur im Vor-

übergehen hinein in deine Vorhöfe blicken. Wie lange weilet der Minſtrel, der außen vor deinem Gefängniß, wie vor dem Thurme, in welchem Richard Löwenherz gefeſſelt lag, die wohlbekannten Töne anſtimmet, denen dann Du, im Innern, mit Hymnen des Lobes und dem Poſaunentone des Dankens antworten wirſt? Der Minſtrel, dein Retter und Befreier; er weilet lange. Du alter Glockenthurm am Eingange, gegen die Minare's und ihre vergoldeten Halbmonde erſcheineſt du nur klein, wenn dir aber dereinſt die Stimme wiederkehrt, da wird ſie weiter tönen über Meer und Land, als der Ruf des Muesin's.

Die Sophienkirche, welche in manchen Zügen der Aehnlichkeit an die Marcuskirche in Venedig erinnert, iſt ſo wie alle älteren chriſtlichen Kirchen orientirt; der Haupteingang in Weſten, der Hochaltar ſtund in Oſten. Der Umriß ahmet die Geſtalt eines griechiſchen Kreutes nach. Die Länge des innern Schiffes, von Weſt nach Oſt, miſſet 269, die Breite 143 Schuhe; 180 Fuß beträgt die Höhe vom Boden bis zum Scheitel der Kuppel. Dieſe, die Kuppel, machet durch die Leichtigkeit, mit welcher ſie ſich, gleich einer nur wenig gehobenen Woge des Meeres, über das Gebäude hinſpannt, einen beſonders mächtigen Eindruck aufs Auge, denn bei einem Durchmeſſer von 115 Fuß hat dieſe Kuppel kaum 20 Fuß Höhe. Ueber den Eingang zum Tempel wölben ſich zwei Vorhallen, die erſte gegen Weſten mit drei, gegen Nord und Süd mit einer Pforte, die andre mit 16 Thüren, davon 5 in die erſte Vorhalle, 2 nach den Seiten, 9 nach dem Innern der Kirche ſich öffnen. An dem Deckengewölbe dieſer Hallen zeigen ſich noch Spuren der vormaligen koſtbaren Moſaikbilder. Das Haupt, das äußere Anſehen

des alten Gemäuers, aus Backsteinen bestehend, ist seiner ehemaligen christlichen Zierrathen beraubt, dagegen enthält das Innre, das sein meistes Licht durch die 24 Fenster der Kuppel empfängt, noch immer jenes Heer der herrlichsten Säulen, welches mit Zuversicht des gewissen Sieges den Fremdling zu fragen scheint, ob er wohl auf Erden seines Gleichen gesehen habe. Denn als Justinian hier an die Stätte der von den Nennvartheien im Jahr 532 niedergebrannten Sophienkirche des Constantin und Theodosius dieses mächtige, steinerne Bauwerk setzen ließ, da wurden acht der schönsten Säulen des Dianentempels zu Ephesus, achte des Sonnentempels zu Balbek zum Bau herbeigeführt; zu ihnen gesellte man jene berühmten aus dem Cybeletempel zu Cyzikus, deren weißer Marmor von rosenrothen Streifen (erinnernd an das Blut des Athys), durchwirkt ist; und wo es noch sonst in alten Tempeln und Pallästen zu Athen und Troas wie auf den Cykladen Säulen gab, welche vor andern als die schönsten galten, die wurden herbeigebracht, um die damalige Herrscherin aller christlichen Kirchengebäude zu schmücken. Die große Kunst der beiden Baumeister, des Anthemius von Tralles und des Isidorus von Miletos giebt sich noch jetzt in der sichern Anordnung des kostbaren Materials kund, das ihnen zu Gebote gestellt war. Denn obgleich das thurmartige Tabernakel mit der goldnen von goldnen Lilien umkränzten Kuppel, und dem goldnen, 75 Pfund schweren Kreuze, obgleich die 12 goldnen Säulen vor dem Altar, so wie der goldne Baldachin über dem Lesepulte, mit seinem 100 Pfund wägenden goldnen, mit Edelsteinen und Perlen besetzten Kreuze längst verschwunden sind, obgleich der türkische Ritus, der den Hochaltar in die Mekkalinie oder Kibla zu

stellen gebeut, mithin nach S. S. O., die Symmetrie des alten Kirchengebäudes durchkreuzt, stehen dennoch in ungebrochener Kraft ihrer Schönheit und Würde jene acht Porphyrsäulen aus Balbeck da, von denen vier die große, vier die an diese gränzenden kleineren Kuppeln tragen; die grünen Säulen des Dianentempels, welche den Frauenchor stützen und jene andern, auf denen die Gallerien ruhen. Vierzig zählt man in allem im innern Theile der Kirche, sechszig in den Gallerien, sieben an den Eingängen.

Wir werfen noch im Vorübergehen einen Blick auf die mit vielen Kuppeln gedeckten Säulengänge, welche den Vorhof von drei Seiten umgeben; auf den Springbrunnen von Marmor in seiner Mitte, und auf die Menge des laufenden Wassers, das unter dem alten Glockenthurme hervordringt. Es kommt aus einem immer gefüllten unterirdischen Gewölbe der Sophienkirche und wem sein klarer Strom noch nicht wohlschmeckend genug erscheint, der kann an einem jener beiden Brunnenhäuser, die zu den Stiftungen dieses Tempelgebäudes gehören, sich von den hiezu bestellten Leuten den erfrischenden Trunk reichen lassen. War nicht vielleicht hier in der alten byzantinischen Zeit jene Cisterne, auf welche der große Justinian, dieser Ludwig XIV. der oströmischen Kaiser, das Bild des Königs Salomo hatte darstellen lassen, welcher mit den Mienen der Verwunderung, ja des Schreckens nach der Sophienkirche hinblickte? Wir denn auch Justinian, am Tage der Einweihung der Kirche unter anderen dadurch an Salomo zu erinnern suchte, daß er 1000 Ochsen, 1000 Schafe, 600 Hirsche, 1000 Schweine, 10,000 Hühner für die Armen schlachten, 30,000 Metzen Kornes und mehrere Zentner Geldes unter sie ver-

theilen ließ. Wenn ihm aber auch wirklich diese äußerliche Nachahmung des weisesten der Könige gelungen seyn sollte, so gelang ihm deste weniger jene mehr von innen kommende Nachahmung, die sich in dem, was er bei der Einweihung sprach, kund gab. Denn nachdem der große Kaiser hinlaufend gegen den Altar, die Worte gesagt hatte: Ich danke dir Gott, daß du mich diesen Bau hast vollenden lassen; rief er selbstgefällig mit lauter Stimme aus: „Ich habe dich besiegt Salomo." Ja, jene Weisheit, welche Salomo kannte und in deren Kraft er bei der Einweihung seines Tempels betete, war eine andre als die Weisheit Justinians; jene von himmlischer, göttlicher, diese von irdischer, menschlicher Art.

Wir gehen von hinnen; denn diese Begräbnißstätte Murads III. und seiner Söhne ist eine Denksäule des Brudermordes. Hundert und zwei Kinder waren dem Sultan Murad geboren, von diesen überlebten ihn 20 Söhne und 29 Töchter. Außer Mohammed III., dem Thronerben waren bei dem Tode des Vaters vier Söhne, schon erwachsen; durch ihren Lehrer Newi aufs Sorgfältigste erzogen und gebildet, unter ihnen der vielversprechende Prinz Mustapha. Sie alle, zugleich mit den 15 noch unmündigen Brüdern, ließ Mohammed am Tage seiner Thronbesteigung erwürgen; sieben Sclavinnen, noch vom verstorbenen Sultan schwanger, wurden auf seinen Befehl im Meere ertränkt; bald folgten den sämmtlich, einen Tag nach dem Begräbniß des Vaters hier bestatteten 19 Brüdern noch andre, dem Sultan verdächtig gewordne Verwandte, selbst seine eigene Mutter, gewaltsam hingerichtet, in die Gruft; nach einer nicht ganz neunjährigen Regierung wurden auch die Gebeine des Mörders zu denen der durch ihn Gemordeten gesamm-

let *). Die Würmer, welche sterben, möchten immer nagen; die Verwesung, die ein langsames Verbrennen ist, möchte das arme Todtengebein verzehren, gäbe es nicht einen andern Wurm, der niemals stirbt; ein Feuer, das niemals verlöscht.

Der Tag fängt an heiß zu werden, der reinliche schöngeschmückte Laden des Sorbetbereiters zieht das Auge wie den Geruch an; wir treten hinein uns zu erquicken. Wie groß ist da die Mannichfaltigkeit der lieblich kühlenden Getränke, der eingemachten Früchte und der Gelees. Sorbet und Gelee aus Rosen von Brussa, aus Aprikosen von Damascus, aus den Datteln Aegyptens, den Pandanusblüthen Arabiens, den Amomumwurzeln Indiens; wohlriechende Wasser und Spezereien aus Yemen und Persien. Dazu genießt man das treffliche Wasser des gegenüber liegenden Brunnenhauses, von welchem ein kühlender Aushauch über die ganze Nachbarschaft ausgehet.

Es bedarf hier keiner langen Ruhe; der Anblick des Neuen wirkt selber wie Speise und Trank. Wir sind ja da auch ganz nahe am neuen Serai und in wenig Minuten stehen wir vor seinem Hauptthore. Ehe wir hineintreten, betrachten wir erst den von Achmed III. erbauten Wasserthurm, dessen oberer Theil an den Bau einer chinesischen Pagode erinnert. Er ist im Ganzen von viereckigem Umriß; statt der Ecken stellen sich aber zwischen den beiden Seitenflächen noch vier schmälere ein, und diese Flächen enthalten auf lasurblauem Grunde poë-

*) M. s. Jos. v. Hammers Gesch. des Osm. Reich. IV. S. 241.

tiſche Lobſchriften der Güte dieſes Waſſers. Einer unſer Begleiter erzählte uns mit halblauter Stimme von jenen Schreckensſtunden, da hier, nach der Beſiegung der aufrühreriſchen Janitſcharen, Haufen von abgehauenen Menſchenköpfen zur Schau lagen.

Wir treten hinein in dieſes Thor, deſſen Halle vormals, in der Zeit der byzantiniſchen Herrſcher mit den auserleſenſten Statüen, die Decke und Wände mit den Moſaikbildern geziert waren, welche Beliſars Siege darſtellten. Jetzt hat hier, ſtatt der Götter und Helden die türkiſche Thorwache der Kapidſchi's ihren Sitz. Ein junger angehender Offizier und ein Unterofſizier oder wohl auch Gemeiner ließen ſich bereitwillig finden, uns zuerſt in den Garten, dann in die Höfe des Serais zu begleiten. Wir traten durch das Gartenthor hinaus in das Haus der Roſen oder Gulchane, wo die Pagen des Hofes alljährlich, am dritten Tage des Bairams vor den Augen des Sultans in den Waffen ſich üben. Wir gehen hinab, neben dem Luſthaine der alten Zypreſſen und jenſeits deſſelben bis an die Mauern am Meere; bis zu dem neuen Köſchk am Sommerharem. Was kümmern uns die geſchmacklos eingerichteten, jetzt leer ſtehenden Kaſiche der Frauen da neben uns; oder das Theater für die Ballettänze, wo der Sultan auf der Bühne ſitzt, während die Schauſpieler im Parterre ihre Kunſtſtücke machen; wir mögen das nicht ſehen; wir weilen bei der Ausſicht am Meere und ſetzen uns dann in der Nähe des neuen Köſchk bei einem gar wirthlich für die beſuchenden Fremden eingerichteten Hauſe, wo man uns Kaffee und jene blaſenden Inſtrumente reicht, welche, ſtatt zu tönen nur dampfen. Wie groß erſcheint von hier aus das Serai mit ſeinen hohen Mauern und Thurmzinnen.

Ich glaube gerne, daß es mit den Gärten eine Stunde im Umfange hat, und daß Raum für Tauſende der Bewohner in ihm iſt. Hier nordwärts von uns iſt das Kanonenthor des Serai's. Steht da vielleicht jene Kanone, die bei nächtlicher Weile durch ihren Donner den Bewohnern der Stadt es ankündigt, daß jetzt die gleich weiterhin ans Kanonenthor angränzende, ſonſt immer verſchloſſene Pforte Odun Kapuſſi einmal wieder ſich aufthue, nicht für Einen der die liebliche Kühlung der Nacht in ſich aufnehmen will, ſondern für Einen den jetzt die Nacht für immer in ihre Schatten aufnimmt: für den Leichnam eines hingerichteten, durch die Anklage der Eunuchen verdächtig gewordenen Weibes, oder eines gefallenen Günſtlinges.

Wir kehren zurück zum erſten Hofe des Serais. Da links vom Haupteingang durch den wir vorhin kamen, das jetzige Zeughaus, war einſt, man erkennt es noch am Baue, die Kirche der heiligen Irene, vor welcher, gegen die Sophienkirche hin jene ſilberne Statue der Kaiſerin Eudoxia ſtund, von welcher nicht in jene beiden nachbarlich angränzende Kirchen allein, ſondern durch alle Kirchen der Stadt eine mächtige Bewegung ausgieng. Denn als Chryſoſtomus mit heiligem Ernſte gegen die heidniſche Verehrung des Bildniſſes predigte, da zog ihm ſein lautes Sprechen das Urtheil der Verbannung zu; der Kirche des Landes aber innre Zerrüttung und Kämpfe. — Hier der Brunnen am Raſenplatze iſt ein Ajasma oder ein Weihbrunnen, deſſen Waſſer die Griechen an ihren Feſten um ziemlich hohen Preis von der Thorwache des Serais erkaufen. Dort weiterhin an der linken Seite des Hofes iſt die türkiſche Münze mit den Wohnungen des Münzdirectors, des Stadthauptman-

nes, und des Cabinetssecretärs. Wir stunden da im Schatten einer uralten, herrlichen Platane, während unser Dragoman im Münzhause für uns neue türkische Piaster, Paras und etliche kleine Goldmünzen einwechselte. Auf der rechten Seite des Hofes sind die Kanzleien, die Bäckerei und die Wohnungen der niederen Dienerschaft.

Wir nähern uns nun der Seite die zum zweiten Hofe führt und ihrem Thore, in dessen Halle so Mancher hineintrat, der nicht mehr aus ihr herausgieng. Da rechts neben dem Thore ist der Eingang zum Marstall des Serais (der eigentliche, größere Stall liegt am Meere); die Fontane vor dem Marstall des Serais ist nach Abla, dem Beduinenmädchen genannt, das der ritterliche Sarazene Antar liebte und besang; nicht weit davon steht der große Mörser, welcher, so geht die Sage, sonst zum Zerstampfen nicht von allerhand Wurzeln, sondern von allerhand Menschen diente. Da, unmittelbar am Eingang zum Thore des zweiten Hofes ist der Stein Binek-taschi d. h. Vertheil der Reitschule, an welchem die fremden Gesandten und andre Standespersonen, Einheimische wie fremde, die sich des Sultans Majestät nahern wollen, absteigen mussen. Wir treten jetzt hinein unter die Halle des Thores, die sich nach beiden Seiten hin durch Thüren schließen läßt. Hier ist oder war wenigstens sonst die Wohnung des Scharfrichters; hier geschahen auch meist die Hinrichtungen der zu solchem Zweck hieher Geladenen, und hier mußten, wenigstens sonst, nach der barbarischen Etikette des osmanischen Hofes, die Gesandten der fremden Mächte so lange stehen, bis man sie beim Sultan gemeldet. Doch war dies nur die vorläufige Meldung, die eigentliche, wenn drinnen Alles bereit war, brachte der Großwesir in dem blumenreichen Style des

Orients unmittelbar vor dem Thore der Glückſeligkeit, d. h. vor dem Eingang zum dritten Hofe an. Die Herrn Geſandten konnten es jetzt ſelber mit anhören, denn obgleich die Ceremonienmeiſter, die vor ihnen Schritt vor Schritt vorausgiengen, den Stock mit dem vergoldeten Knopfe immer laut auf das Pflaſter aufſtießen und hierdurch ihr „bis hieher und nicht weiter" ausſprachen konnte man doch der Hauptmeldung ganz nahe beiwohnen. Dieſe lautete wörtlich überſetzt dahin, daß der Großveſſir bei dem Throne der Glückſeligkeit die Gnade nachſuchte, „daß der fremde Geſandte, nachdem er geſpeist und gekleidet worden, ſeine Stirne in dem Staube der Füße der ſultaniſchen Majeſtät abreiben dürfe" *).

Wir bedurften dieſer Anmeldung nicht; unſre beiden Kapidſchi's, zu denen ſich noch, ohne unſer Begehren ein Dritter und Vierter, damit der Weg nicht ohne Leute ſey, geſellt hatte, führten uns wohlbehalten durch das unheimliche Mittelthor in den zweiten Hof hinein. Hier zeigen ſich drei gepflaſterte Wege; der zur Rechten führt zu den neun Küchen des Serai's; der zur Linken zum Diwan, in deſſen beiden, mit Kuppeln bedeckten Sälen der Reichsrath ſich verſammlet, welchem der Sultan, ſo oft er will, in ſeiner vergitterten Loge ungeſehen beiwohnen kann, und neben dem Diwan ſind die Sorbetbäckereien. Der zwiſchen beiden die Mitte haltende, gerade, geht nach dem Thore der Glückſeligkeit, nach dem Eingang zum dritten Hofe hin. Hier halten gewöhnlich die weißen

*) M. ſ. uber dieſes erniedrigende Ceremoniell des turkiſchen Hofes J. v. Hammers Conſtantinopel und der Bosporus. 1. B. 246 u. f.

und ſchwarzen Eunuchen Wache; uns ließ man, nach dem der junge, türkiſche Offizier für uns geſprochen, hineintreten und hindurchgehen. Die alte Porphyrſäule, außen, vor dem Thore der Glückſeligkeit*), ſo wie die alten, vergoldeten Schilde, die in der Halle des Thores hängen, erregten keine großen Erwartungen, und auch im Innren des dritten Hofes iſt nicht viel Beſondres zu ſchauen; die alte ſultaniſche Herrlichkeit ſieht ziemlich baufällig aus; die Gebäude des Harems und des Schimſchirlück, oder des Prinzenkäfiches, worinnen ſeit jenen Bruderkriegen die ſich durch Roxelanes Ränke entſpannen, alle Prinzen bis zur Thronbeſteigung wie gefangen gehalten wurden, ſo wie alle die andren hier anſtoßenden Theile des Kaiſerpallaſtes laſſen, wenigſtens von außen, nichts von dem Prunk ahnden, der in ihrem Innren ſich zeigen ſoll. Wir hielten uns auch mit ihrer Betrachtung nicht auf, ſondern wendeten uns ſogleich nach dem reich vergoldeten und bemahlten, marmornen, porzellanenen, buntſteinigen Audienzſaale, wo den auswärtigen Geſandten nach der alten Sitte des Hofes vormals die Gnade wiederfuhr, daß ihnen die beiden hierzu verordneten Ceremonienmeiſter, die neben ihnen hergiengen, die Hände auf das Haupt legten, und dieſes, ſo tief ſie wollten, zu einer Verbeugung gegen des Sultans Majeſtät niederdrückten. Wir ſchauten neugierig durch die hellen Fenſter des Saales hinein, deſſen Wände von allerhand glänzenden Dingen flimmerten. Da man uns dieſes ſo hingehen ließ, wollten wir auch in ein andres ſchönes, buntes

*) Sie ſtund ſruher im Portikus des byzantiniſchen Kaiſerpallaſtes.

Lusthäuslein oder Gemach hineinblicken, da kam ein alter, bartloser, vornehm gekleideter Türke, von der Seite, wo der Eingang zum Harem ist, heraus und schalt auf Türkisch über uns und unsre Kapidschis. Etliche von diesen, sammt dem Dragoman, traten ganz erschrocken zurück, als wollten sie sich hinter uns verstecken, nur der junge Offizier blieb bei uns in Reihe und Glied stehen, brummte etwas in den Bart hinein, machte aber, sobald der alte Herr den ersten, ziemlich langen Satz seiner Strafrede geendigt hatte, rechts umkehrt euch mit uns und wir beeilten uns Alle, glücklich wieder aus dem Thor der Glückseligkeit hinaus zu kommen.

Die neun Küchen, worinnen für den Sultan, für die Sultanin Kasseki und Walide so wie für ihre Damen und Dienerinnen, für den Präfecten des Serais, den Schatzmeister und andre Hofdiener, der tägliche Bedarf der Tafeln zubereitet wird, schienen namentlich unsren Reisegefährtinnen einer nähern Betrachtung werth, und da man uns den Eintritt anbot, besuchten wir zunächst die Küche der Sultaninnen. Man setzte uns hier eine große Schüssel vor, mit einem süßen Gebackenen, das noch überdieß in Zucker geschmalzen war, wir mußten jedoch diese Gabe der Gastfreundschaft stehend vor dem Küchentische verzehren und Messer, Gabeln und Löffeln gab man uns auch nicht. Sobald wir Andren zulangten, griffen unsre Kapidschi's auch sehr eilig mit uns in die Schüssel. Vielleicht sollte uns dieses an jene alte türkische Hofsitte erinnern, nach welcher, wenn fremde Gesandten und Herrschaften kamen, den Janitscharen Schüsseln mit Pilau vor die Küche hingesetzt wurden, und wenn dann die Soldaten recht munter auf die Schüsseln zusprangen und Hand an die Speisen legten, so

war das ein gutes Zeichen; ein Zeichen, daß dieses so leicht aufzureizende Volk zufrieden und Alles ruhig und sicher sey *). Da nun unsre Kapidschis so eilig mit ihren Händen in die Schüsseln fuhren, konnte man dieß allerdings als ein Zeichen ihrer Zufriedenheit und der öffentlichen Sicherheit betrachten; nur wäre zu wünschen gewesen, daß diese fleißigen Hände sich mit Löffeln oder Gabeln versehen hätten. Nach diesem türkischen Mahle der Süßigkeiten zeigte man uns noch Alles was zu den Räumen und Geschäften der Küche gehörte und wenigstens bei dem Türken, welcher, wie es schien, das Geschäft eines Unteraufsehers der Küche begleitete, geschah dieß ohne Eigennutz, denn unser Geschenk, das der Dragoman ihm anbot, wurde von ihm ab- an die Dienerschaft der Küche gewiesen.

Mit einem Gefühl des Unheimlichen verweilten wir noch im Hinausgehen einige Augenblicke beim Anblick des mittleren Hofes und der zu ihm gehörigen Gebäude. Während den Zeiten des alten christlichen Byzanz haben sich allerdings über diese Stätte vielfache Gräuel ergossen, aber immer ward doch der im Innern der entarteten Herrscher wüthenden Seuche durch die Furcht vor der Kraft oder vor dem äußern Ansehen eines göttlichen Gesetzes noch Ziel und Damm gesteckt. Welche Furcht konnte aber die einst hier hausenden Mütheriche unter den mohammedanischen Herrschern bändigen, welche vom neuen Serai aus über Stadt und Land Furcht und Entsetzen verbreiteten? Wer wollte es, unter Murads IV. Herrschaft nur wagen den Mauern dieser prunkvollen Mord-

*) M. v. J. v. Hammer a. a. O.

grube ſich zu nahen. Schoß doch der Tirann mit eigner Hand den Sohn eines Paſcha nieder, ließ er doch ein Boot, das von Weibern erfüllt war, im offnen Meere verſenken, weil ſie unverſehens den Mauern des Serais zu nahe gekommmen waren; eine andre Geſellſchaft von Frauen, die auf einer Wieſe mit Tanz und Geſang ſich vergnügte, wurde ertränkt, weil den Sultan der Ausdruck der Frölichkeit in Grimm ſetzte; Hunderte der Mächtigen und zum Theil auch der Edlern des Landes, welche des Sultans Befehl ins Serai zum Handkuße rief, erbeten, ehe ſie das Thor der Glückſeligkeit erreichten, unter der Hand des Henkers. Nur in den letzten ſieben Jahren ſeiner ſiebenzehnjährigen Regierung, welche mit dem Mord der Brüder begann, wurden 50,000 Menſchen auf Murads Befehl hingerichtet; als er ſelber ſchon mit den Vorboten des Todes rang, befahl er die Hinrichtung des einzigen noch lebenden Bruders und Thronerben der osmaniſchen Dynaſtie, Ibrahim, und als man die (erdichtete) Nachricht von der Vollziehung des Urtheils ihm brachte, erheiterte ein ſchadenfrohes Lächeln noch einmal ſein Geſicht, auf welchem man gleich vorher nur den Ausdruck der Schrecken des Todes geſehen. Doch wie bald mögen, in vielfach vergrößertem Maaße dieſe Schrecken zurückgekehrt ſeyn, dem Manne, welcher, ſo lange er lebte, Allen, die um ihn ſeyn mußten, ſo zum Schrecken war, daß ſie kaum es wagten, in ſeiner Gegenwart anders als durch Zeichen der Taubſtummenſprache zu reden und zu antworten. Und was hatte das arme Land gewonnen als nun an die Stelle der Grauſamkeiten des mordluſtigen Murad IV. die Gräuel der Wolluſte ſeines Bruders und Nachfolgers Ibrahim traten und Verheerungen andrer Art über das Reich der Osmanen ergoßen, wel-

die nur als Mordthaten in andrer Form erſchienen, bis mit Ibrahims Hinrichtung (im Jahr 1648) die ſchmachvolle Herrſcherzeit der drei Söhne Achmeds und ihres blödſinnigen Oheims Muſtapha endigte.

Wir traten jetzt wieder hinaus vor das Serai in die Straßen der Stadt. Hier betrachteten wir die vormals ſogenannte hohe Pforte: den Pallaſt des Großveſſirs, worinnen dieſer Audienzen ertheilt und in welchem die wichtigſten Angelegenheiten des Reiches berathen und beſorgt werden. Allerdings konnte man das alte, verwahrloſete Wohn- und Geſchäftshaus der osmaniſchen Großveſſire, das in dem letzten, großen Aufſtand der Janitſcharen großentheils in Trümmer fiel, als die hohe, von den Seufzern des Elendes nur ſelten erreichbare Pforte betrachten, durch deren geöffnete Thüren Schrecken und Kriegsgeſchrei weithin über Land und Meer ihren Ausbruch nahmen, in welchem auch mancher nicht bloß kräftige, ſondern zugleich weiſe Veſſir, wie der Sokolli Mohammed Paſcha, dann der greiſe Köprili und mehrere andre das wahre Wohl des Landes beachteten, aber dieſe allvermögenden türkiſchen Miniſter ſelber, ſo ſehr ihnen mit dem Thor der Glückſeligkeit zugleich der Weg zu allen irdiſchen Ehren und zu allem Glück der Sinnenwelt eröffnet ſchien, waren dennoch deshalb keineswegs hierüber zu beneiden. Unter dem Tyrannen Selim I., dem Vater Suleimans des Großen, der ſelbſt dieſen, ſeinen einzigen Sohn hätte hinrichten laſſen, wenn der kluge Peſtandſchi Paſcha (nach S. 138.) die Gräuelthat nicht verhindert hätte, war es eine ſeitdem lange in Gebrauch gebliebene Verwünſchungsformel der Türken geworden, zu dem Feinde oder Beleidiger zu ſagen: mögeſt du Sultan Selims Veſſir ſeyn. Denn, wie dies der osmaniſche Geſchicht-

schreiber Nali erzählt*), die Wessire Sultan Selims blieben oft kaum einen Monat im Amte, ohne der Hand des Henkers überliefert zu werden, daher dieselben ihr Testament beständig bei sich im Busen trugen, und, so oft sie wieder lebend von der Audienz des Tyrannen herauskamen, das Leben als ein neugeschenktes betrachteten. Da einmal der kräftige, kluge und in allen Geschäften gewandte, dabei auch unbescholtene Großwessir Piribascha diesen „strengen" Herrn bei besonders guter Laune traf, sprach er, halb im Scherze zu ihm: mein Padischah, ich weiß, daß du mich zuletzt doch unter irgend einem Vorwand umbringen wirst; könntest du mir nicht wenigstens einen freien Tag zuvor schenken, an welchem ich meine Rechnungen mit dieser und jener Welt in Ordnung bringen könnte? Der Großherr lachte über diese freimüthige Bitte und antwortete: seit langem gehe ich wirklich mit dem Gedanken um, dich hinrichten zu lassen, aber ich habe noch keinen Andern, den ich an deine Stelle setzen könnte, sonst wäre es mir ein Leichtes, dir deine Bitte zu erfüllen. — Unter solchen Umständen, die sich unter vielen der türkischen Sultane wiederholten, erschien allerdings der Zugwind der vom Serai durch die hohe Pforte wehte als eine schlimmere Ursache des Halswehes, denn der Zugwind unter den Thüren der armen Bürgerhäuser.

Auf dem weitern Wege wurde uns an der Mauer des Serais der Köschk oder das Lusthaus gezeigt, hinter dessen Gitter-Jalousieen der Großsultan den öffentlichen Aufzügen zusieht, ohne selber gesehen zu werden. Durch manche der langen, krummen Gassen kamen wir

*) Bei Jos. v. Hammer Gesch. d. osm. R. II. S. 378.

zu der modernen, fensterreichen Moschee Osmans III. (vollendet im Jahr 1755), in deren Nähe das 14 eckige Bibliothekgebäude dem Auge auffällt. Hier finden sich unter den 1693, meist geschriebenen Büchern selbst die astronomischen Tafeln von Cassini in einer türkischen, die heiligen Schriften der Christen in arabischer Uebersetzung*). Mehr jedoch als die Betrachtung der Bücher zog unsre Begleiterinnen, und für diesmal auch uns der Besestan oder große Markt zu seinen unter den bedeckten Hallen hinlaufenden Kaufmannsläden hin. Hier ist Alles zu haben, was an Kleidung, Zierkathen und Kostbarkeiten ein türkisches Herz sich etwa wünschen mag. Wie prunkten da, in ganzen Reihen der Buden, die kostbaren Kaschemir-Schawls; die gold- und perlengestickten Tücher, Tabaksbeutel, Schleier, Kopfputzsachen, Schuhe und Pantoffeln. — Mit den eigentlichen Türken ist es gut handeln; sie sind im Ganzen ehrlich und offen, legen kein zu hohes Ausgebot auf ihre Waaren, lassen sich aber von der gebotenen Summe nur wenig abhandeln. Bei einer spätern Gelegenheit sagte ein türkischer Fabrikant aus Magnesia zu jemand aus unsrer Begleitung, der an einem seiner Teppiche Gefallen zu finden schien: mich kostet er 60 Piaster, dir will ich ihn um 70 lassen, statt daß unsre Fabrikanten öfters in solchen Fällen das Umgekehrte sagen.

Mit Freund Mühr gieng ich jetzt noch durch den ägyptischen Marktplatz (Missr-tschar schussi), dessen Gewürze schon aus ziemlicher Entfernung durch ihren starken Duft sich verriethen, hinab nach dem Hafen, um in der Nähe desselben den einfach schönen, im Jahr 1775

*) J. v. Hammers Const. u. d. Besp. I. S. 521.

erbauten Begräbnißplatz des Sultan Abdulhamidschan zu betrachten. Er selbst der Großsultan, so wie seine beiden in den Soldatenempörungen umgekommenen Söhne Selim III. und Mustapha VI. sind hier beerdigt; wie bei vielen andern Begräbnißstätten der verstorbenen osmanischen Herrscher, finden sich auch bei dieser mehrere wohleingerichtete, fromme Stiftungen. Dem Grabmahle gegenüber zeigt sich eine reinliche und geräumige Armenküche, mit ihren großen, glänzenden, metallenen Kesseln und Pfannen. Hier werden täglich, außer den vielen Fleischspeisen und Pilau, 1200 Brode an die Dürftigen vertheilt. Neben dem Hauptgebäude selber verdient noch das Gebäude einer andern, wohlthätigen Stiftung die Aufmerksamkeit des Fremden: das der Bibliothek des Abdulhamidschan, zu welcher auch Ausländer und Nichttürken ungehinderten Zutritt haben. Hier, wie bei allen Grabmählern der Großen sind einige Hymnensänger und Leser des Korans zur Erbauung des Volkes angestellt.

Die Sonne stund noch hoch; der Abend war schön; wir nahmen beim Gartenthor eine Barke und fuhren im Hafen hinab, nach der Seeseite des Serai hin. Vor allem fällt an dieser der Indschuli Köschk oder das Perlenlusthaus, in seiner morgenländisch prächtigen Bauart und mit seinen grünen, wie es scheint aus „lacedämonischem Marmor" gehauenen Säulen ins Auge; weniger das Uferlusthaus oder der Jalli Köschk, von welchem der Sultan dem Aus- und Einfahren der Flotten, sitzend auf silbernem Throne zusiehet. Heimkehrend nach Pera, nehmen wir unsren Weg über die stattlich aussehende Vorstadt Tophana, welche unter Pera am Ufer, neben Galata liegt. Doch von den Gebäuden und andren Sehenswürdig-

würdigkeiten dieſer, wie der übrigen Vorſtädte, wird nachher noch beſonders die Rede ſeyn, vor der Hand erwähne ich nur noch einiger ſonderbaren Ueberſchriften der öffentlichen Bader, auf welche mein Freund und mehr noch Joſeph von Hammer in ſeinem Werk über die Hauptſtadt und ihre Umgebungen mich aufmerkſam machte *). Schon durch dieſe Ueberſchriften beſtimmt ſich faſt jedes Bad für einen beſondern Stand, deſſen Zugehörige ſich auch wirklich an dieſen Orten, die zugleich der geſelligen Unterhaltung dienen, zuſammenfinden. So giebt es, wenigſtens beſagen dieß die einladenden Inſchriften, ein eignes Bad für Geſetzgelehrte, eines für fromme und andächtige Männer, ein andres für unſchuldige und ſittſame Leute, andre, beſondre Bader ſind für Sternkundige, für Dichter, für Maler, für Tonkünſtler, für Derwiſche, für Pferdeliebhaber beſtimmt; in Akbaba ſogar eines für Myſtiker und nicht weit davon eines für Vogelfänger. Aber außer dieſen wohl- oder doch nicht geradezu übellautenden Inſchriften giebt es auch andre, welche den, der ihre Züge zu enträthſeln verſucht, nicht ſehr zum Beſuch des Bades einladen können. Denn man findet unter andren ein Bad für Solche, welche das Gebet nicht lieben, eines für bons vivans, eines für Poſſenreiſſer, eines für Banditen, in Tophana eines für Lügner. Freilich könnte da der Badende beim Eintritt in das Haus voraus wiſſen, welche Geſpräche hier unter den Gäſten vorherrſchen werden; der Rechtsgelehrte wird ſich dahin geſellen, wo von den Rechtshändeln, der Pferdeliebhaber dahin, wo von den ſchönſten Pferden der Stadt die Rede iſt.

*) J. v. Hammers Conſt. u. d. Vorſt. I S. 537.

Wir gehen nun zu der kurzen Beschreibung einer zweiten Tagwanderung durch Constantinopel über.

Donnerstags den 6ten October hatte sich ein erfrischender Herbstwind aufgemacht, der uns hinüber über den Hafen nach der Stadt und einiger ihrer nächsten Umgränzungen begleitete. Wir waren diesmal zu Pferde; unser Weg gieng an der Nordostseite von Constantinopel, zwischen dem Hafen und den alten hohen Mauern der Stadt hinaus. Er zog sich großentheils durch enge, schlecht gepflasterte Gassen, in deren einer die langen Reihen von Werkstätten der Steinmetzen Staub in Menge verbreiteten. Von Zeit zu Zeit wird der von einem ortskundigen Führer geleitete Reisende, auf diesem Landwege nach Eyub, dem sonst der Weg zu Wasser vorzuziehen wäre, bald zur Rechten nach dem Hafen, bald zur Linken gegen die Stadt zum Beschauen abgerufen. Ein Punkt, der Beachtung werth ist da am Petrion innerhalb dem Xanalthore oder Jener-Kapussi das Kirchen- und Wohngebäude des griechischen Patriarchats, zum heiligen Georg genannt. Die alte Kirche hat vielleicht weniger wirklichen als historischen Kunstwerth. Unter den Vorhallen zeigen sich bildliche Darstellungen der verschiedenen Verhältnisse der Seligen, deren größere Menge in geistlichem Gewand der Patriarchen, Bischofe und Mönche erscheint; so wie die buntfarbigen Schilderungen der verschiedenen Stufen der Höllenstrafen. Der Künstler, verzichtend auf die Kenntlichkeit der Figuren, die der Pinsel gab, hat sich hie und da durch Zusetzen der Namen geholfen, unter denen, auf der feuerrothen Seite der Linken, oder der Verdammten, Julians, des Abtrünnigen, so wie Maximians Name zu lesen ist. Im Innern der Kirche wird

unter andrem der mit Perlenmutter ausgetäfelte Stuhl des h. Joannes Chryſoſtomus gezeigt, worauf der Patriarch, an hohen Feſten ſeinen Sitz einnimmt. Dieſem gegenüber ſtehen die mit Scharlach ausgeſchlagenen, durch ein weißes Kreuz und ſeit neuerer Zeit mit dem ruſſiſchen Adler verzierten Sitze der Fürſten der Moldau und Wallachey. Nicht fern von dem Patriarchat des heiligen Georg, außerhalb dem Kanalthor iſt die Reſidenz und Kirche des Patriarchen von Jeruſalem ſo wie des Biſchofs von Bethlehem. Immerhin macht das Hineinblicken in dieſe alten, chriſtlichen Kirchen, hier in dem mohammedaniſchen Conſtantinopel auf den innren Sinn des chriſtlichen Pilgrims einen ähnlichen Eindruck als der ſt, welchen der Anblick des friſchen Schnees der Alpen uf den äußren Sinn eines Wandrers macht, der ſich itn von jenen Höhen, mitten im dürren, heißen Sand te Wüſte befindet. Der Schnee iſt wohl kalt und todt, der es quillt aus ſeinem Schooße doch lebendiges Waſſer, hier aber in der brennend heißen Wüſte erſtirbt die Seele den ſchmerzhaften Tod des Durſtes.

Vor dem Hinaustreten aus dem Thore von Hajan Hiſſari gegen die Vorſtadt der Juden hin, wenden wir uns zuerſt noch zur Betrachtung jenes Weihmuncus (Agiasma), der wenigſtens die Stätte bezeichnet, i welcher die während den Zeiten der byzantiniſchen Herrſchaft ſo hoch in Ehren gehaltene, zuerſt von der Kaiſerin Pulcheria (457) erbaute, dann von vielen ſpäten Kaiſern erweiterte und verſchönerte Kirche der Madonna ſtund. Dieſe iſt den Freunden der altdeutſchen Baukunſt wegen einer Anſpielung im Titurel merkwürdig, denn in dieſer Kirche war außer dem heiligen Schranke mit dem Gewand der Mutter Gottes auch je-

nes Gnadenbild, deſſen Schleier jeden Freitag Abend wie durch unſichtbare Hände erhoben wurde und das Angeſicht des Bildes einen Tag lang unverhüllt ſehen ließ, bis er am Sonnabend bei der Vesper ſich wieder herniederließ und die Geſtalt 6 Tage lang verhüllte. Nach der Kirche der Blachernen fanden jährlich mehrere Male ſehr feierliche Prozeſſionen ſtatt, an denen der Kaiſer mit ſeinem ganzen Hofſtaate theilnahm.

Weiterhin führt der Weg nach Ejub durch die Vorſtadt der Töpfer. Hier verweilt man gern bei der ſchönen, von Sinan dem Architekten erbauten Moſchee Sal Paſcha, um welche, wie Zellen der Bienen, die Wohnſtätten der Studirenden, die hier durch wohlthätige Stiftung erhalten werden, herumgelagert ſind. Vormals war da, wo dieſe Moſchee ſteht, ein Tempel des Jupiter; ſpäter die Kirche des heiligen Mamas; nahe von hier zog ſich die prachtvolle, von Leo dem Großen im Jahr 469 erbaute Brücke über den Meeresarm des Hafens hinüber. Eine der beiden Fontänen, die ſich in der Nähe dieſer Moſchee zeigen, wird bedeutungsvoll durch ihren Erbauer, denn ſie erinnert an den Großweſir Sokolli Mohammed Paſcha, der die Würde eines Großweſirs 40 Jahre lang unter der Regierung von drei Sultanen: Suleiman dem Großen, Selim II. und Murad III. mit Verſtand und Glück bekleidete, bis er im Jahr 1579 durch Meuchelmord erlag und die ſo ungewöhnlich lang getragene Ehrenſtelle ſeinem Nachfolger einräumte.

Ejub, die lieblich zwiſchen den hochwüchſigen Zypreſſen, Platanen und Ahornbäumen gelegne Vorſtadt, hat für den Chriſten wie für den Mohammedaner ein beſonderes hiſtoriſches Intereſſe. Hier, wo jetzt die Sultana Mutter (Walide) ihren Sommerpallaſt, nahe am Ufer

des Meeres bewohnt, stund das Kosmidion der Byzantiner, jenes Schloß das nach den Namen der beiden heiligen Nothhelfer und sich selber verläugnenden Krankenwärter Kosmas und Damianus benannt war. Es wurden den Schutzheiligen dieser Kirche heilsame Wunderkräfte zugeschrieben, welche selbst im Traum des Nachts, wie dieß einst im Tempel des Aesculap geschehen, der Seele sich kund thaten und durch sie über den kranken Leib sich ergossen. Auf diese Weise ward Justinian der Große von einer tödtlich scheinenden Krankheit, in welcher die Aerzte ihn schon aufgaben, wieder geheilt und zur dankbaren Erinnerung daran hatte dieser prachtliebende Kayser die Kirche der heiligen Nothhelfer nach größerem Maßstabe neu erbauen lassen. Vielleicht daß noch manches der alten Grundgemäuer des vormaligen Kosmidion das sehenswerthe, anmuthig gelegene Gebau des Pallastes der Walide stützt; ware aber auch dieses nicht, so wird dieses Kosmidion in der Erinnerung des abendländischen Reisenden, durch das Andenken eines Glaubenshelden: des Gottfried von Bouillon geheiligt, welcher auf seinem Kreuzzuge nach Jerusalem mit seinen 70,000 Streitern zu Fuße und 10,000 Reutern hier eine Zeit lang gelagert war. Damals erhielt das Kosmidion, weil Graf Raimund in ihm wohnte, den Beinamen der Raimundsburg.

Nach dem Beschauen des Pallastes der Walide, erquickten wir uns an der in dieser Vorstadt ganz besonders guten, den Bewohnern der Hauptstadt rühmlich bekannten gerennenen Milch (Kaimak). Eine hat keine bedeckten Hallen, sondern eine Reihe offener Kaufmannsladen. In einem von diesen betrachtete ich die türkischen Spielsachen für Kinder. Wie arm erschien mir da der Kreis der

kindlichen Vorstellungen und Bedürfnisse gegen jenen Kreis den in unsrem Vaterland eine Spielwaaren-Niederlage überblicken lässet und umfasset. Nichts als hölzerne Pferde, Trommeln und andre Lärm machende Dinge, Säbelchen, Flinten und Peitschen; für die Mädchen falsche Schmucksachen und Dinge, die an die Kaffeevisiten und die halb blödsinnigen Spiele des Harem erinnern. Wie verirrte Zugvögel des Auslandes erschienen übrigens auch unter den neuen, türkischen Spielsachen einige ziemlich altmodisch aussehende Nürnberger Waaren, vor allem solche, bei denen da und dort ein kleiner Spiegel angebracht war, auch kleine Messingwaaren, an denen die wohlbekannten Zeichen unsrer vaterländischen Fabriken zu erkennen waren. Selbst die (wohlfeileren) Arten des Porzellans sind hier häufig von deutschem Ursprung.

Wir wandelten nun weiter nach dem Orte hin, der dem jetzigen Eyub seine Hauptbedeutung in den Augen der osmanischen Bewohner der Hauptstadt und des ganzen Landes giebt. Hier stehet, im Schatten der uralten, hohen Platanen die Moschee des Eyub, die schon der Eroberer von Constantinopel, Mohammed II. begründete, und in welcher jeder neue Herrscher der Osmanen gleich nach der Besteigung des Thrones, durch die Umgürtung mit Mohammeds Schwert die höhere Weihe für seine Regentenwürde empfangt. Sie gilt den Moslimen für eine der heiligsten Gedenkstätten ihres Glaubens. Sie darf nie von einem Christen oder Juden betreten werden; schon das bloße Hineinblicken auf den ummauerten, mit Bäumen bepflanzten Platz, der den Vorhof umgiebt, wurde uns von den Thorhütern verwiesen. Im Koran findet sich eine Stelle, welche die Moslimen von Anfang an als eine untrügliche Weissagung ihres Prophetes betrach-

ten, und welche auch wirklich Jahrhunderte lang, bis sie endlich in Erfüllung gieng, sich von wunderbar aufregender Kraft an den Schaaren der eroberungssüchtigen, kriegslustigen Völker des mohammedanischen Ostens erwies. Die Stelle, welche von der Zukunft des Reiches des Islams und seiner Ausbreitung durch die Gewalt des Schwertes handelt, schließt mit den politisch-prophetischen Worten: „sie" (die Gläubigen des Islams) „werden Constantinopel erobern; wohl dem Fürsten, dem jenesmaligen Fürsten, wohl dem Heere, dem jenesmaligen Heere." Im Vertrauen auf die unverbrüchliche Wahrheit dieser Weissagung machte sich schon Moawia, der Feldherr Ali's, des Schwiegersohns des Propheten, im 34. Jahre der Hedschra, dem 655ten nach Christi Geburt, zum Kampfe gegen die Kaiserstadt des Ostens auf, und wiederholte zum zweiten Male, da er selber Khalif geworden war im Jahr 667, dann zum dritten Male durch seinen Feldherrn Sofian Ben Auf im Jahre 672 die Belagerung. Die Söhne der Wüste umlagerten damals, wie eine Wolke, die von der Morgensonne gerötet, am kommenden Abend mit Ungewitter droht, die Stadt, deren Stunde noch nicht gekommen war. Für Mahommeds Jünger war dieses eine Zeit der ersten Begeisterung; mächtige, ritterliche Waffenthaten wurden von ihnen geübt; dennoch wurde Constantinopel noch gegen den furchtbar andrängenden Sturm gehalten. Bei dem Heere der Moslimen fand sich auch ein für heilig geachteter, greiser Held: Eyub Chalad, ben Said Ansari, der den Propheten noch selber gekannt und in den Kämpfen desselben seine Fahne getragen hatte. Dieser altene Streiter für den Islam fiel, in kühnen Kampfe mit den Heeren der Stadt und wurde an der Stätte, wo nun seine Moschee steht, begra-

den. Das Grab war längst vergessen, da fand es, vielleicht geleitet durch die Namenszüge des alten längstbemoosten Denksteines, oder durch andre andeutende Zeichen Ak-Schem-Seddin, einer jener heiligen Scheikhs, welche fast 600 Jahre nach Ejubs Tode das Heer des Eroberers der Stadt, Mahommeds II. begleiteten, wieder auf und diese (wenigstens angebliche) Entdeckung entflammte den schon gesunkenen Muth der Belagerer von neuem zu so gewaltigen Waffenthaten, daß bald hernach die bedrängte Stadt ihnen unterlag. Jene Weissagung: „sie werden Constantinopel erobern; wohl dem Fürsten, dem jenesmaligen Fürsten; wohl dem Heere, dem jenesmaligen Heere", ließ dann der Eroberer, durch den sie wirklich in Erfüllung gegangen war, mit goldenen Buchstaben in die von ihm erbaute, schon oben erwähnte Moschee schreiben.

Die Moschee von Ejub enthält außer dem Grabmahl des alten Fahnenträgers und Waffengefährten des Propheten auch noch ein Erinnerungszeichen an diesen selber; nämlich einen Fußtapfen, welchen er, da er am Bau der Kaaba mithalf, dem Felsenboden, auf welchem er stund, einprägte. Von Mekka war dieser angebliche Fußtapfen nach Aegypten, von da, bei Eroberung dieses Landes nach Constantinopel in den osmanischen Herrscherschatz gekommen, bis ihn im Jahr 1705 der damalige Schatzmeister Redschel-Pascha unter den andren alterthümlichen Kostbarkeiten auffand, und der Sultan die kostbare Fußspur mit Silber umfaßt in die Wand der Ejubs-Moschee einmauern ließ.

Diese Vorstadt ist seit den Zeiten der türkischen Eroberung zu einer kleinen, für den Kenner der osmanischen

Geſchichte merkwürdigen Gräberſtadt geworden. Es gehörte zu den frommen Wünſchen Aller durch ihren Stand oder durch eine Art von geiſtliches und wiſſenſchaftliches Verdienſt hierzu berechtigten Moslimen der Hauptſtadt, da, bei den Gebeinen des Freundes ihres Propheten begraben zu werden. Darum ſieht man hier, als ein Prachtwerk des groſſen Baukünſtlers Sinan, das Grabmahl des oben (S. 196) erwähnten glücklichen Groſsweiſirs Suleimans und ſeiner beiden Nachfolger: des Sokolli Mohammed Paſcha, des Eroberers von Szigeth, ſo wie das von demſelben Meiſter erbaute, kleinere, des Weſirs Pertew Paſcha, welcher in derſelben Stunde, in welcher Suleiman vor Szigeth ſtarb, die ungariſche Gränzfeſtung Giula einnahm. Auch das Grabmahl des Weſirs Zerhad Paſcha, nahe am Landungsplatze des Meeresarmes iſt Sinans Werk. Wenn dieſe Grabſtätten ſchon durch den werkereichſten und berühmteſten Architekten, den Michel Angelo der Osmanen, beachtenswerth erſcheinen, ſo ſind dieſs Andre wenigſtens durch das Andenken an die ausgezeichneten Männer, deren Gebeine ſie beſchatten. Denn unter den Hunderten der andern berühmten Männer ruhen hier bei Ejub der groſse Geſetzgelehrte und Rathgeber Suleimans Ebn-Sund; der gelehrte Koranforſcher und Prinzenlehrer Achmed Efſendi; dann Seadeddin oder Chodſcha Effendi, der vornehmſte unter den Geſchichtsſchreibern der Osmanen, ſo wie die Dichter Ghanaji und Baba Mahmud. Zu den meiſten dieſer Grabſtätten und in das Innre der ſie umringenden Gärten, geſtattete man uns ohne Schwierigkeit den Zutritt; von andern, namentlich jenen der Stifter oder geweſener Vorſtände mancher Derwiſcherden, wieſs man uns zurück.

Die Umgegend von Ejub gehört zu den reizendsten, welche die Nachbarschaft von Constantinopel dem Reisenden darbietet. Die Menge der Zypressenhaine, die Quellen in den kleinen schattigen Thälern, vor allem aber die paradiesisch-schönen Ufergegenden am Einfluß des Barbyses in den Cydaris, bei dem durch Achmed III. durch viele neue Anlagen gezierten Dorfe Alibeg-köi und noch mehr der Lustort der süßen Wasser (von den Türken Kiagdschane genannt), welcher weiter hineinwärts gegen das Ende des Hafens liegt, in welches der Barbyses und Cydaris münden, wären eines Verweilens, nicht nur von etlichen Stunden, sondern von ganzen Tagen werth. Die Pflanzenwelt dieses reichen Landes wird hier in einer Fülle und Farbenpracht gesehen, zu welcher sie in unsern Treibhäusern und Lustgärten sich niemals erhebt. Doch wir hatten an diesem Tage noch Vieles zu sehen; wir kehrten deshalb wieder zurück zu der Vorstadt der Töpfer, und zogen, an der Gegend der türkischen Grabstätten vorüber, den Hügel hinan, zu dem nicht weit vom Kanonen-Thore (Egri Kapu) der Hauptstadt gelegenem Pallast des Hebdomon, dessen alte Gemäuer noch jetzt mit ihren drei Stockwerken ziemlich wohlerhalten dastehen. Schon Constantin der Große hatte diesen Pallast erbaut; hier lebte später jene der himmlischen Weisheit vertraute kaiserliche Jungfrau Pulcheria, die unter allen Perlen, welche in der reichen Schatzkammer des Pallastes aufgehäuft lagen, selber die kostbarste Perle des Landes war; hier hatte der Philosoph Leo seine Schule; hier wohnte selbst der prachtliebende Justinian. Noch unter der Regierung des Kaiser Theophilus (im J. 830) fanden sich unter den vielen, werthvollen Schätzen dieses Pallastes die weltberuhmten funf goldnen Thurme, bei

ihnen jener goldne Baum, auf dessen Zweigen künstliche, goldne Vögel tönten; die beiden goldnen, reich mit Edelsteinen verzierten Orgeln; dann unter andern Reliquien das Haupt Johannis des Taufers. — Durch die Hütten der armen Leute (es waren Juden), die sich anjetzt wie Dohlen in und an das Gemäuer des vormaligen Kaiserpallastes angebaut haben, stiegen wir hinan zum zweiten Stockwerk, das sieben Fenster und eben so viele Bogengewölbe hat. An der Rückseite dieses Stockwerkes sieht man noch den Erker, mit der weiten, herrlichen Aussicht, zunächst freilich über die armenischen und türkischen Gräberstätten, dann aber weit über das Land und zur Rechten über die Zypressenhaine und grünenden Ufer bei Eyub. Hier stund der Thron der vormals hier Hof haltenden byzantinischen Kaiser. — Hier unten, auf dem angränzenden, jetzt mit dem Schutt der niedergestürzten Mauern bedeckten und mit Gras wie Gestrauch bewachsnen, äußeren Vorplatz des gewesenen Pallastes fand unter Mohammeds II. Regierung ein spielendes Kind den schönsten und größesten Demant des römanischen Schatzes. Vermuthlich war dieß derselbe Demant, der im 22sten Jahre der Regierung des Kaisers Justinian, bei einem öffentlichen Aufzuge aus dem Throngeschmeide dieses reichen Fürsten verloren gegangen war. — Die byzantinischen Herrscher hatten noch andre, kostbarere Gaben, die ihnen anvertraut gewesen, verloren; möge eine künftige, glücklichere Zeit dieses Landes sie wieder auffinden und sie besser benutzen als Jene dieß gethan.

Von dem alten Pallast des Hebdomon oder Tekir-Serai ritten wir weiter am Innren der Stadtmauer hin, bis zum Adrianopelthore oder Edrene Kapussi. Dieses Thor führte in der Zeit der Byzantiner den Na-

men des vielmännrigen (polyandros). Diesen Namen: Thor des Männergedränges empfieng es unter der Regierung des jüngeren Theodosius. Denn als ein furchtbares Erdbeben im 31sten Regierungsjahre dieses Kaisers die Mauern der Stadt, sowohl die alten, welche 100 Jahre vorher Constantin der Große, als auch die neuen, welche Anthemius während der Minderjährigkeit des jüngeren Theodosius errichtete, niedergestürzt hatte, und der Kaiser den damaligen Präfekten der Stadt, Cyrus-Constantinus genannt, Befehl gab, die zertrümmerten Werke neu zu erbauen, da wollte dieser, wie vor ihm Anthemius in zwei Monaten die riesenhafte Aufgabe vollenden, obgleich ihm nicht wie diesem die Einrichtung nur einzelner, großer Stücke, sondern der gesammten Stadtmauern oblag. Hierzu setzte er als den wirksamsten Hebel den Wetteifer, der beständig unter einander ehrsüchtig sich aufreizenden Rennpartheien in Bewegung, denn während die Grünen oder die Prasiner am Hafen bei dem hölzernen Thore (Xyloporta), in der Gegend, durch welche heutigen Tages der Weg von der Stadt nach Ejub führet, bis hieher ans Adrianopelthor die Mauern baueten, hatten die Blauen oder Veneter die Aufgabe, die Strecke vom goldnen Thore, gegen den Propontis hin, bis zum Adrianopelthor zu erneuern. Bei diesem, in der Mitte der beiden Strecken gelegnen Thore, begegneten sich dann beim Hinein- und Herausgehen die Arbeiter der beiden Partheien und machten hierdurch dasselbe wirklich zu einem Punkte des lebhaftesten Volksgedränges.

Wir wendeten uns vom Thore einwärts, um einige in der Nachbarschaft desselben gelegne Merkwürdigkeiten zu betrachten. Die zunächst liegende ist jene große, schöne Moschee, ganz nahe beim Thore, welche die Sultanin

Mihrmah oder Sonnenmond, die Tochter Suleimans des Großen und der Roxelane zugleich mit einer andren nach ihrem Namen genannten in Skutari, wie man erzählt, von dem Werthe eines einzigen ihrer Pantoffeln erbauen ließ. Ein Bad und ein Markt, so wie die von hohen Platanen beschatteten Wohnungen der Studirenden, im Vorhof der Moschee, sind die wichtigsten Nebengebäude von dieser. Von hier an, wie an mehreren Punkten des nach der Landseite hingekehrten Theiles der Stadt, den wir heute besuchten, kamen wir durch so vereinsamte, menschenleere Gassen und vorüber an so armseligen Hütten, daß es schien als hatten die Bewohner ihren alten Grund und Boden den verwilderten Hunden, die hier in ganzen Schaaren hausten, das verfallene Dach aber der vormals bedeckten Hallen den Fledermäusen und Spatzen zur Wohnung überlassen. Ich habe in keiner andren auf dieser Reise gesehenen Stadt des türkischen Reiches so menschenleere Plätze gesehen, als stellenweise die Hauptstadt in sich fasset, welche hierin mit der lebendig bewegten, überall reich bewohnten, wohlgebauten Hauptstadt Aegyptens, mit Cairo, einen auffallenden Contrast bildet. Unser Abweg führte uns unter andrem zu der Moschee Kahrije Dschamissi, vormals eine von Justinian erbaute Kirche, in welcher das, wie man glaubte, vom h. Apostel Lucas gemalte Bildniß der Muttes Gottes Hodegedria (Wegweiserin) genannt, aufbewahrt wurde, welches die Turken, bei der Eroberung der Stadt in 4 Stücken zerhieben. Wir sahen dann einige jener osmanischen Gebäude, welche die Ohnmacht der letzten byzantinischen Herrscher noch vor der Eroberung der Stadt von ihren Drängern sich aufzwingen ließen. An einer Stelle, welche wieder besser gebaut und besser bevölkert erschien, begeg-

nete uns ein armenischer Hochzeitzug; anderwärts eine Reihe beladener Lastthiere der Holzverkäufer.

Wir hatten uns auf die Höhe des fünften Hügels der Stadt, zur Moschee des Sultan Selims I., des gestrengen Vaters des großen Suleiman hingelenkt, welche in den Jahren 1520 bis 26 erbaut ist. In den Hallen des mit Marmor gepflasterten Vorhofes prangen 20 Säulen aus kostbarem Granit und vielfarbigem Marmor, zwischen hohen Zypressen spielt das Wasser einer Fontäne und auch außerhalb dem Vorhofe geben zwei unterirdische Springbrunnen, zu denen 52 Stufen hinabführen, eine größere Menge von Wasser als die hier nachbarlich angränzenden Bewohner des Stadttheiles bedürfen. Die Kuppel dieser, nicht sonderlich hoch erscheinenden Moschee soll im Durchmesser noch um eine Spanne größer seyn als die Kuppel der Aja Sophia. — Nicht fern von der Selimsmoschee sieht man auch eine jener alten Cisternen, an denen das alte Byzanz so überreich war, bis Kaiser Heraklius, nachdem sein Hofastrolog Stephanus ihm geweissagt hatte, er werde im Wasser umkommen, die meisten derselben austrocknen und zu Gärten machen ließ. Die bei der Selimsmoschee gelegne Cisterne des h. Petrus hatte der Kaiser Manuel Comnenus begründet; sie ist im Viereck gebaut und jede der Seiten misset 460 Fuß, die Dicke der Mauern beträgt sechszehn Fuß; sie ragen heutiges Tages etwa nur noch sechs Fuß über den Schutt und die Ausfüllungsmasse des Innren hervor, welches einst, da es noch unverschüttet war, über 6 Millionen Cubikfuß Wasser fassen konnte.

Wir kehrten wieder nach der Gegend des Adrianopelthores zurück. Von diesem gen Süden, da wo der Lykus, der sich uns nur als armseliges Bächlein

pigte, herein in die Stadt fließt, kommt man durch das Quartier der Zigeuner, deren weit verbreitete Schaaren, hier, in der Hauptstadt der Türkei, einen ihrer wichtigsten Halt- und Mittelpunkte haben. Wie ein Schwarm von krächzenden Krähen und Todtenvögeln, hat sich dieses, in seinem ganzen Wesen räthselhafte Volk hier um einen Punkt der Stadt versammlet, der vor allen andren die tiefergreifendsten Erinnerungen an Tod und Vernichtung erweckt. Da, auf dem jetzigen Top Kapu oder Kanonenthore, dem St. Romanusthor der Byzantiner, fiel der letzte der Palaeologen, der letzte Herrscher des griechischen Kaiserthrones, Constantin der Blutzeuge, als christlicher Held; im Kampfe für den Glauben der Väter und für sein Volk. Das Abendroth pfleget, wenn es recht hochfarbig ist und weit sich verbreitet, ein gutes Vorzeichen für den kunftigen Tag zu seyn. Als dieses Blut des edelsten der Palaeologen aus dem Herzen floß, welches der Liebe zu Gott und den Brüdern geweiht war, da war auch die Abendstunde des oströmischen Reiches gekommen, und wie ein Abendroth farbte dasselbe hochaufleuchtend und weithin die letzten Blätter der byzantinischen Geschichtsbücher. Die Nacht kam seitdem über das Land und sie hat lang gewährt. Aber schon dämmert in der Ferne vielleicht der Morgen und der neue Tag wird, dieß verkündete das Abendroth, schön seyn.

Nach dem mehrstündigen Herumwandeln in den engen, schmutzigen Gassen der Stadt und nach dem Verweilen bei manchen trüben Erinnerungen gewährte es eine Erquickung für Auge und Herz als wir jenseits des verschlossenen Thores aus dem Neuthor (Jeni-Kapussi) hinaustraten vor die Mauern der Stadt ins Freie. Von hier rechts (gegen N. O.) gelangt man in die weite Ebe-

ne von Daudpascha, die sich bis nahe an die Mauern der Stadt hinanzieht, und die zum Versammlungs- wie zum Musterungsort der türkischen Armeen dient, welche von Constantinopel aus gegen die Länder des Westens ziehen. Unser diesmaliger Weg führte aber zuerst südwärts eine zeitlang neben den Denksteinen und Cypressen der türkischen Grabstätten vorbei, die sich hier nahe an der Stadt hinziehen; auf der andern Seite ragten die alten, von Epheu umsponnenen Mauern. Bei dem Thore von Silivri wendeten wir uns hinauswärts nach dem lieblich, im Schatten der hohen Bäume gelegnen armenischen Wallfahrtsorte von Balikli. Die dortige griechische Kirche, am heiligen Quell, hatte zuerst Justinian aus dem vom Bau der Sophienkirche übrig gebliebenen Material erbauen lassen, und auch nach ihrer Verheerung durch die Bulgaren, im Jahr 929, wurde sie durch den Kaiser Romanus stattlich wieder aufgerichtet. Es wurden hier vormals in der tief gelegnen Cisterne, welche aus dem Quell ihr Wasser empfängt, die für wunderbar gehaltnen goldenen, heut zu Tage die „gebratenen" Fische gezeigt, welche wenigstens durch die bräunliche Farbe den Anschein tragen als wären sie, dem Rost entgangen, hier im Quell wieder lebend geworden. Auch wir giengen, durch die Menge der Almosen begehrenden Krüppel und Bettler hinein ins Gebäude und stiegen hinab ins Gewölbe an der Cisterne, in deren nur von einem dämmernden Lichte beleuchteten Wasser die gebratenen Fische herumschwimmen sollen. Wir bekamen aber wenig von ihnen zu sehen und der hier Aufsicht haltende griechische Geistliche schien keine Lust zu haben, uns europäisch gekleideten Fremdlingen seine wunderbaren Thiere näher zu zeigen. Interessanter als das Wasser des Quells fanden

wir

wir die herrliche Aussicht auf dem Hügel von Balikli, weithin über Meer und Land. Die Armenier haben in dieser Gegend eine Begräbnißstätte; der Hauptgegenstand ihrer häufigen Besuche und Wallfahrten ist jedoch das Grab eines ihrer Märtyrer, des Comidas, der im Jahr 1707 auf Befehl des damaligen Großwesirs hingerichtet wurde. Es machte einen ganz eigenthümlichen, beruhigenden Eindruck auf uns in der Unruhe und Sorge des Reisens Begriffene, als wir uns da unter den schattigen Baumgruppen die ruhig bei ihrem einfachen Mittagsbrod sitzenden Familien der Wallfahrer oder Lustwandler betrachteten. Ja freilich ists eine schöne Sache um das ruhige, stille Daheimseyn mit und bei den Seinen, doch hat die große Gotteswelt auch da außen in der Fremde und Ferne ihre Altäre, bei denen der flüchtige Vogel des Sehnens nach dem stillen Heim einen Ruheort finden kann. Das arme Morgenland, dessen äußerer Friede so oft und viel durch Kampf und Krieg der Natur wie der Menschenhand gestört wird, begrüßt wenigstens mit dem Munde sich und jeden Wandrer, der ihm begegnet, mit dem Gruß und Wunsch des Friedens und spricht dadurch sein unauslöschliches Heimweh nach der Segensfülle jenes Friedens aus, der einst in seiner Mitte seinen Quell und Wohnsitz hatte. Ist doch noch jetzt, wenigstens äußerlich, eine Stille und Ruhe hier zu Hause, wie ich sie in und bei volkreichen Städten von Europa niemals gefunden.

Der Gesang der Muezin von den Minare's verkündigte eben, daß der Mittag vorüber sey, als wir uns wieder in der Nähe der alten Stadtmauern befanden. Wir ritten lange schweigend an dem Gemäuer hin; sein Anblick weckt Gedanken, wie dieß nur selten und an wenig Punkten das todte Gestein es vermag. Dieser Thron

der Herrſcher, gegründet an den Gränzen zweier Welttheile und zweier Weltenzeiten, hat ſeine Füße zu vertrauensvoll auf dem ſchnell vorübereilenden Strom der Luſt der Augen und der andern Sinne geſetzt; ein Boden, welcher, eben weil er ein immer rinnender Strom iſt, ſeinem Beſitzer niemals lange Treue hält. Wie Helena's leicht anlockender Reiz ward dieſes „goldne Horn" des Bosporus und Propontis ein nach Ambra duftender Köder, der die Räuber, wie ſcharfzähnige Haven, aus allen Gegenden hieher lockte; die Stadt Conſtantins glich einer Wohnung an vielbeſuchter Straße, durch welche mit lautem Getös der Heerpauken und Waffen die kämpfenden Schaaren vieler Völker zogen, und deren Ausſicht zwar dem Beſitzer Unterhaltung genug, zugleich aber Unruhe und Unſicherheit des Beſitzes bringt. Vier und zwanzig Mal ward dieſe Stadt von Feinden beſtürmt und belagert *), nur wenige Male aber ward ſie von ihnen

*) Zweimal durch alte Griechen (Alcibiades und Philipp der Macedonier), dreimal durch römiſche Kaiſer (Severus, Maximinus und Conſtantinus), einmal durch die Perſer (im J. 616) und zehn Jahre nachher (626) durch die Avaren; ſiebenmal (654, 667, 672, 713, 743, 780, 798) durch die Araber, zweimal durch die Bulgaren (764 und 914), zweimal durch Rebellen (819 und 1048), einmal durch die Lateiner (1204), dann durch einen byzantiniſchen Herrſcher ſelber (1261); dreimal durch die Osmanen (1393, 1424, 1453). Wenn man die kurzen Intervalle zwiſchen den Stürmen von 616 und 1453 vergleicht, ſo findet man, daß Conſtantinopel nur in den erſten 3 Jahrhunderten ſeines chriſtlichen Herrſcherreiches ſo wie ſeit der Einnahme durch die Osmanen eine etwas längere Ruhezeit genoſſen habe.

eingenommen. Denn abgesehen von den 3 frühern noch in die Zeiten der heidnischen Herrschaft fallenden Eroberungen des alten Byzanz durch Alcibiades, Severus und Constantin, schlug das christliche Constantinopel von 616 an vierzehn schwere Belagerungen zurück, ward erst in der funfzehnten (1204) durch die Lateiner genommen und furchtbar verheert, dann 1261 durch Michaël den Paläologen wieder eingenommen erhielt es noch, freilich bereits im Zustand eines Sterbenden 192 Jahre Frist zur Besserung seines morschen Hauses, bis dieses vielfach verschuldete Haus den Osmanen anheim fiel. Wie fest und gewaltig erscheint der Bau dieser von Mahommed II., dem Eroberer, von Grund auf neu errichteten, dann von dem Wütherich Murad IV. im J. 1635 und zuletzt von Achmed III. im Jahr 1721 ausgebesserten und verstärkten Mauern, und doch zeigt er sich schon wieder an vielen Stellen von den Zinnen herab bis an den Boden zerrissen und zerspalten; das todte Gestein, eben weil es ein Todtes war, hat den Angriffen des Erdbebens erliegen müssen, nur das Lebende: der Epheu, der es umschlingt, hat sich unverletzt erhalten. Die weitklaffenden Risse aber der Todtgebornen, gegenüber den Tausenden der Grabsteine und der neu, für die Schaaren, welche der Pest erlagen, erst heute geöffneten Gräber reden zu dem Auge des Wanderers aus Westen eine beredte Sprache. „Nicht deine Macht", so sagen sie, „du Volk des Westens und Nordens hat mich so gebeugt und zerrissen, sondern die Hand des Allmächtigen hat mir diese Wunden geschlagen; der Schrecken von Gott hat meine Mauern gerührt und erschüttert."

Wir zogen jetzt hinein zu dem Nachbarthore der sieben Thürme, zu dem Jedi Kulleler Kapussi

und naheten uns den eiſernen Pforten dieſer, ſeit den Zeiten der Oémanen zu einer Behauſung des Jammers und der Todesnoth gewordnen Veſte. Das Schloß der ſieben Thürme, welches Mahommed II. nach ſeinem jetzigen Umriß und in ſeiner jetzigen Geſtalt neu erbauen ließ, war das Cyklobion der alten Byzantiner; der feſteſte Punkt an der Stadtmauer der Landſeite. Hier, zwiſchen den beiden maſſiv, aus mächtigen Quadern zuſammengefügten, viereckigen Thürmen, an denen noch jetzt die Spuren der römiſchen Adler an ihren Byzantiniſchen Erbauer Kantakuzenus (im Jahr 1345) erinnern, öffnete ſich gegen den jetzigen Stadtgraben hin das vormals mit den herrlichſten Kunſtwerken ausgezierte goldene Thor, durch welches die Byzantiniſchen Herrſcher ihre Triumpheinzüge in die Stadt hielten. Das Ganze des Schloßes bildet ein Fünfeck; außer den beiden alten, eben erwähnten Thürmen, welche in der Mitte der einen der fünf Seiten ſtehen, erhub ſich an jeder der fünf Ecken ein Thurm, von denen der eine der nachbarlichen Eckthürme des ehemaligen goldnen Thores durch Erdbeben, im vorigen Jahrhundert zerſchmettert ward, ſo daß anjetzt eigentlich nur 6 Thürme vorhanden ſind, unter denen jener, welcher links vom Eingang ſtehet, mit ſeinem obern Stockwerk am höchſten (bis über 180 Fuß) ſich erhebt. Auch die viereckten Thürme, zu beiden Seiten des goldnen Thores, mit der noch immer architektoniſch impoſanten, ſie beide verbindenden Mauer, ragen 100 Fuß hoch empor. In dem einen dieſer beiden alten Thurme iſt das furchtbare Gefängniß mit dem Blutbrunnen; ſo genannt, weil in ihn die Köpfe der Hingerichteten geworfen wurden. Waren es doch nicht allein die nicht zum Throne geborenen Einheimiſchen und Fremden, welche in dieſer Todesburg als

Opfer der Osmanischen Tyrannei fielen, sondern hier, in dem Schloß der sieben Thürme erlag auch ein Herrscher dieses Hauses selber, Osman II. der Hand seiner Mörder. Der Eingang in das Schloß war uns, durch Freund Mühes Verwendung leicht gehabnt; auf dem Hofraum zeigen sich riesenhaft große, eiserne Kugeln aufgehäuft; an der einen Seite stehet das Haus des Aga, sonst die gewöhnliche Wohnung der hier gefangen gehaltnen vornehmeren Unterthanen der europäischen christlichen Mächte, welche das Unglück des Krieges in diese Banden führte. Zu unsrer Zeit ward eine lebendige Löwin in einem Käfig des Schloßhofes gefangen gehalten. Die schöne Aussicht auf einer der Plattformen läßt es dem Wandrer, bei ihrem Genusse, hier in der Nähe des Blutbrunnens nicht recht wohl und heimathlich werden.

Durch manche verödet aussehende, öfters von hohen Bäumen beschattete oder mit Gras bewachsne Gassen und Plätze, zogen wir, von dem Schloß der sieben Thürme aus, immer in der Nähe des Meeres hin, nach der Gegend des Sandthores oder Psammatia Kapussi. Ziemlich nahe bei einander finden sich hier die alte, griechische Kirche des heiligen Polykarpos, mit Spuren von unterirdischen Anlagen und die neue, erst seit wenig Jahrzehenden erbaute Patriarchatkirche der Armenier. Zur Reisende, welche vielleicht weniger anderweitige Gelegenheit finden große armenische Kirchen zu sehen, wird das Eintreten in diese nicht ohne besondres Interesse seyn. Man siehet in ihrem Innern keine Bänke, wie in andren Kirchen, der Fußboden ist, wie in den Moscheen, mit Binsenmatten und Teppichen bedeckt; eben so wie in den Moscheen zeigen sich zwischen den Hängeleuchtern, die an langen Ketten schweben,

mit Goldflittern verzierten Straußeneier. Das Allerheiligste stehet auf einer Art von niedriger Emporkirche, welche den hintren Theil des Kirchenschiffes seiner Breite nach einnimmt und auf welcher drei Altäre stehen, deren mittelster der Hochaltar ist. Der Weg von diesem zu den Seitenaltären ist durch eine vorstehende Wand verdeckt; beim Gottesdienst, welcher in den frühesten Stunden des Tages, selbst im Sommer vor Sonnenaufgang gehalten wird, wandelt der Priester, in Begleitung der Diakonen, mit feierlichem Chorgesang bald vor den Altären, bald hinter den Mauern jener Gänge und hinter dem Hochaltar *). Die Kirche selber hat drei Abtheilungen, eine für die Frauen, zwei andre für die Männer; die buntfarbigen Gläser der Kronleuchter wie die blaue Fayence, welche, mit mannichfachen Zeichnungen verziert, die Wände des Allerheiligsten bedeckt, macht einen angenehmen Eindruck aufs Auge, Werke jedoch einer höheren Kunst darf man weder hier noch wohl auch in andren armenischen Kirchen des Morgenlandes suchen, wenigstens fanden wir auf den Wegen unsrer weiteren Reise nichts dergleichen; die Kunst der Armenier weiß nur in der Art und Sprache der Kinder zum Auge zu reden; bloß der Festigkeit des Baues gedenkend gilt ihr selbst das marmorne Kunstwerk einer früheren Zeit nur als Baustein, wie denn bei der Errichtung dieser armenischen Kirche wirklich in dem alten, zum Bau benutzten Gemäuer eine vielleicht beachtenswerthe Statue gefunden, alsbald aber wieder in

*) M. s. die schöne Beschreibung des armenischen Gottesdienstes, dem ich in Constantinopel nicht selber beiwohnte, in [illegible] S. 179

den Bau der neuen Mauern hineingefügt wurde *). Ein Reisegefährte, der uns später durch Kleinasien begleitete, Jusuf Effendi, selber ein Armenier von Geburt, pflegte seine Landsleute, wenn ihm welche begegneten, scherzhaft zu fragen, was der Koch Mohammeds mache, denn dieser war nach der Sage der Moslimen ein Armenier von Geburt. Das Amt und Geschäft der Bereitung der Speise ist ein ehrenwerthes, möge es nur immer auch in geistiger Hinsicht in der Kirche der Armenier auf recht kräftige, gute Weise geübt werden, dann vergißt man an dem reinlichen Gewand des Koches gern den Mangel der Zierrathen.

Nordwärts von hier erhebt sich der Saum des siebenten Hügels der Stadt, auf welchem, in der Gegend des jetzigen Weibermarktes, oder Avret Bazar, einst das Forum Arcadii mit seinen vielfachen Bildwerken und mit der Säule des Arkadius sich befand, von deren Fußgestell nur wenige Spuren geblieben sind. Die Richtung unsres diesmaligen Weges blieb jedoch näher dem Meere; sie zog sich neben dem Klanga-bostan, wo zur Zeit des großen Constantin ein künstlicher Hafen bestund (der eleutherische genannt), durch einen Theil des Stadtviertels der Armenier nach dem Bezirk Condoscale, der meist von den Griechen und Juden bewohnt ist. Während der Sumpf und Moorboden des alten, eleutherischen Hafens, an welchem wir kurz vorher vorüber kamen, mit grünenden Gemüsefeldern bedeckt und bekleidet ist, findet sich in diesem Stadtviertel ein Sumpf von andrer, sittlicher Art, dessen losen, bösen Grund keine menschliche

*) J. v. Hammer a. a. O. S. 469.

Kraft noch Kunſt mit erfriſchendem Grün zu bekleiden vermag; es ſind hier die verrufenſten Stätten der niedrigſten Laſter und Bübereien. Weniger Furcht und Ekel erregte der Anblick der Peſtleichen, welche weiterhin in den von Türken bewohnten Gaſſen neben uns vorübergetragen wurden, ſo wie der Anblick eines Sterbenden, den die Verwandten herausgetragen hatten vor die Thure, an die Wärme der Sonne. Lieber möchte man mit dieſem Sterbenden ſterben, als mit dem bübiſchen Geſindel leben, das in dem armen Coudoscale ſeine Schlupfwinkel hat.

Am Nachmittag ruheten wir, auf die Mühe der langen Wanderungen, unter den luftigen Hallen am großen Hafen, bei einem berühmten Kaffeehaus, in welchem der geübteſte und beliebteſte unter allen jetzigen Mährchenerzählern der Hauptſtadt die Schaaren der um ihn Verſammleten mit ſeinen morgenländiſchen Sprüchen und Dichtungen zu unterhalten pflegt. Den Erzähler ſelber fanden wir heute nicht, aber das Andenken an alles Das, was wir an dieſem Tage geſehen, geſtaltete ſich in unſrer Seele auch ohne ihn wie eine ſeiner Sagen aus dem Zypreſſenhaine von Ejub, wie die Sage von jenem alten Fahnenträger, deſſen Geiſt, nachdem der Leib ſchon vor achthundert Jahren ſich zur Ruhe gelegt, Thaten des Helden wirkte. Denn ſo liegt auch das ſichtbare Weſen des alten Byzanz unter dem prachtvollen Grabgewölbe, welches das Osmaniſche Stambul über ſeiner Aſche bildet; das unſichtbare Weſen aber des Geiſtes, der einſt hier lebte, wirket doch im Verborgnen noch fort und wird das Werk, welches er begonnen, in der künftigen Zeiten Lauf vollenden. — Statt des Mährchenerzählers ergözte ein Zitterſpieler das Ohr der Gäſte; die Melodie klang fröhlich, der Inhalt des Liedes war eine Art von Todtenklage. So

wirket auch der Anblick von Conſtantinopel auf den Betrachtenden wie ein Lied, deſſen Melodie eine fröhlich ſcheinende, deſſen Text aber ein ſehr ernſter iſt.

Auf unſrer Heimfahrt, über den Hafen hinüber nach Galata hatten wir das Glück den Großſultan zu ſehen, der in ſeiner prächtigen, offnen Barke ganz nahe an uns vorüberfuhr. Nicht ohne beſondres Intereſſe betrachteten wir dieſen Mann, deſſen Beſtimmung es ſcheint ſeinem Volk das allmälige Hinüberwachſen in eine neue, höhere Stufe der geiſtigen Geſtaltung und Ausbildung zu erleichtern.

Die Vorſtädte und Umgegend von Conſtantinopel.

Einer jener armen Fiſcher aus Bethſaida am See Tiberias, welche der Herr zu Menſchenfiſchern geweiht hatte, Andreas der Apoſtel, der Bruder des heiligen Petrus, war auf ſeiner Reiſe, die er im Dienſt ſeines Herrn hinaus durch den Bosporus nach dem ſchwarzen Meere machte, hieher in die Gegend des jetzigen Galata gekommen, wo er, ſo erzählt die fromme Sage, mit eigner Hand dem todten Felſenſtein das Erinnerungszeichen an Den, welchen ſeine Seele liebte: die Form eines Kreuzes aufprägte. Und bald nachher gelang es ihm den Namen Deſſen, an den das Kreuz erinnert, nicht bloß dem ſtarren Felſen, ſondern den lebenden Herzen der Bewohner dieſer Gegend einzuſchreiben; das arme Volk am Geſtade bei Hieron, dem jetzigen Skutari, wie in Byzanz ſelber, vor allem die Einwohner jenes Stadttheiles, der am jetzigen Kanal lag, nahmen willig die große Botſchaft der Freude und des Friedens auf, welche der Apoſtel ihnen verkündete. Zwei Jahre lang bewohnte dieſer, als die

Tyrannei des damaligen Herrſchers von Byzanz, des Zeurippos, aus der Stadt ſelber ihn vertrieben, die Landſchaft, welche nordweſtwärts von Galata, dieſſeits Piri Paſcha, auf der Thraziſchen Seite des Hafens liegt, und ſäete von hier aus die erſten Samen einer byzantiniſchen Chriſtengemeide, die nachmals unter Sonnenhitze und Sturm ſo manche gute Garbe trug. So war dieſes ſo oft verheerte und zur Wüſte gewordene, und dennoch ſtets, aus tief inwohnender, unzerſtörbarer Kraft immer wieder neu aufgrünende Paradies, hier um Galata und bei dem gegenüber gelegnen Skutari einſt mit den geſegneten Fußtapfen eines Apoſtels des Herrn bezeichnet; die Chriſtenkirche der öſtlichen Roma nennt als den erſten ihrer Engel Andreas, den Bruder jenes Apoſtels den die weſtliche Roma als ihren Engel verehrt.

Freilich ſind jene Spuren eines Wandelns der geiſtigen Kräfte über den leicht verwehenden, veränderlichen Staub in dem jetzigen Galata und Byzanz kaum noch erkennbar; Diſteln und Dornen bedecken das Ackerfeld; Trümmer und Schutthaufen verhüllen den Weg, auf welchem vormals die Boten des Friedens einhergiengen, aber noch immer iſt ein Nachhall jener lebenskräftigen Erinnerungen, welche dieſe Gegend da im Herzen der Chriſten wecken ſollte, bei einem Volke zurückgeblieben, das dem der Chriſten, wie der Fels, der das Echo giebt, der tönenden Stimme gerade gegenüberſteht: bei den Türken. Merkwürdiges Volk, das gleich der Grasmucke im Dornengebüſch durch einen unwiderſtehlichen Naturtrieb ſich gedrungen fühlt das verlaſſene Ei des Kukuks auszubrüten und des verwaiſten Keimes eines künftigen Lebens zu pflegen, biſt du etwa ſelber der todte, ſtarre Felſenſtein, dem die Kraft des Geiſtes die Form eines Erinne-

rungszeichens an den Geliebten einprägte; der Felsenstein, welcher ohne dies zu wollen und zu wissen von einem Leben zeugen muß, das ihm noch fremd ist? Man erzählt, daß in jener Zeit als durch Napoleons Macht ein großer Theil der vollendetsten Kunstwerke des Alterthumes in Paris zusammengedrängt war, ein Gärtnermädchen fast täglich zu diesen Bildwerken kam und vor allem die Statue des Belvederischen Apolls mit Bewunderung und mit einer Art von Ehrfurcht betrachtete. Sie, welche niemals von Opfern und Gaben, die man einst in der Zeit der Heiden jenem Bilde darbrachte, etwas vernommen, fühlt sich zuletzt innerlich gedrungen, jeden Morgen, an welchem sie den Besuch wiederholt, der Götterstatue eine Spende der Blumen und Gartenerzeugnisse zu bringen. So hatte der Geist des Künstlers dem Marmorgestein eine Ehrfurcht gebietende Gewalt aufgeprägt, die nach Jahrhunderten noch fortwirkte, und es war als haftete an dem Bilde eine besondre, magische Kraft, welche die irregeleitete Vergötterung der anbetenden Menschenseelen in dasselbe gelegt hatte. Wenn aber der Menschengeist schon in diesem minderkräftigen Kreise ein Werk der Uebertragung seines innren Bewegens an ein fremdes, spateres Geschlecht, durch das an sich todte Erinnerungszeichen vermochte, wie sollte er dieses Werkes nicht fähig gewesen seyn, wo jener Glaube ihn erfüllte, welcher Leben schaffet und Leben winket allerwärts, wohin sein Odem wehet. Gewiß ist, daß die Moslimen allenthalben, wo sie den dunklen Schatten ihrer Herrschaft über Stätten der christlichen Verehrung warfen, alsbald diese Stätten selber zum Gegenstand der lebhaftesten und eifersüchtigsten Verehrung machten, wie dies die Aja Sophia in Constantinopel, der Tempel Mirja's zu Jerusalem, die

Kirche über der zwiefachen Höhle zu Hebron, und eine Menge der andren vormals chriſtlichen Heiligthümer bezeugen.

Der Grund, weshalb hier an der Thraziſchen Küſte bei Galata und Piri-Paſcha und hinanwärts am Meeresarm des Hafens bis zu den ſüßen Waſſern die Andacht der Türken ihre Tritte ſo ganz in die Fußtapfen einer früheren chriſtlichen Verehrung dieſer Oertlichkeit ſetzte, iſt übrigens noch ein andrer, unmittelbar geſchichtlicher. Während der ſieben Belagerungen von Conſtantinopel durch die Araber, vorzüglich aber während der dritten, welche ſieben Jahre dauerte und bei der ſich mehrere alte Waffengefährten des Propheten befanden, wurde das gegenübergelegne Ejub, ſo wie hier dieſe Ufergegenden, nordweſtwärts von Galata eine Stätte der Kämpfe und der Gräber vieler, von den Moslimen für heilig gehaltner Verehrer des Islams. Wie deshalb der griechiſche Patriarch Nicolaus der Exeget bei Südlidſche dem Milchdorf, das ſchon zu den Zeiten der Byzantiner Galakrene (Milchquell) hieß, ein Kloſter erbaute, in welchem er in ſtiller Zurückgezogenheit den Betrachtungen und Forſchungen der h. Schrift lebte, ſo wohnten auch hier die Zeitgenoſſen und Freunde Suleimans des Großen, der weiſe Ausleger des Korans Ebus-ſund und der mächtige Feldherr Sokolli Mohammed Paſcha. Weiter am Hafen her gegen Galata, vorüber an der großen Ankergießerei, in der Vorſtadt Piri-Paſcha, welche meiſt von Griechen, Armeniern und Juden bewohnt iſt, finden ſich nachbarlich beiſammen die Moſcheen der Türken und die Kirchen der Chriſten; Weihbrunnen, davon der eine jenen, der andre dieſen werthvoll erſcheint. Hier beginnt dann die Reihe der den Chriſten wie den Israe-

lien und Mohammedanern heiligen Grabstätten, welche in der älteren Zeit Piri-Pascha zu einem Wallfahrtsort der Byzantiner machten, während bei der nachbarlich angränzenden Vorstadt Chaßkoi, welche ganz von Juden bewohnt ist, die Menge der Israëlitischen Leichensteine schon von ferne ins Auge fallt, und die Grabstätten der großen, mit den ansehnlichsten Gebäuden verzierten Vorstadt Kassim Pascha, noch fortwährend, eben so wie Eyub, ein Wallfahrtsort der Moslimen sind. Denn hier, hinter dem mächtigen Gebäude des Arsenals waren vormals und sind zum Theil noch die Denkmahler der in den sieben Belagerungen Constantinopels durch die Araber gefallenen Kampfer, so wie die Gräber mehrerer Stifter neuer geistlichen Orden zu sehen, deren Klöster in Kassim Pascha zusammengedrängt stehen. Unter den alten Grabmählern wird auch das des Meitsade, des Grabgebornen genannt, der wie die alte Sage gehet von seiner Mutter, die am Ende der Schwangerschaft starb, erst nach dem Tode geboren und lebend dem Grabe entnommen ward *).

Die Vorstadt Kassim Pascha **) mit ihrem großen Arsenal, ihren Brücken, von denen die eine, ansehnlichste, zu unsrer Zeit eben im Bau war, fällt von Pera, wo wir wohnten, so nahe und so deutlich ins Auge, daß ich noch einige Worte über dieselbe hinzufüge. Sie ist einer der wichtigsten Punkte des Ösmanischen Reiches, ein Grundstein seiner Herrschermacht, denn hier

*) J. v. Hammer a. a. O. II S. 73.

**) Ihren Namen empfieng sie von dem Pascha Kassim, der unter Suleiman dem Großen Napoli di Romania eroberte.

werden die meisten Türkischen Kriegsschiffe erbaut und ausgerüstet. Alle die Gebäude, welche der Zimmerung und der Zurüstung jener Schiffe dienen, nehmen einen weiter Raum am Ufer ein; bei dem eigentlichen Arsenal findet sich das Admiralitätsgebäude und etwas höher gelegen der Pallast des Kapudan-Pascha. Nicht gar fern von diesem Wohnsitz der Sinnenlust türkischer Pascha's findet sich eine Behausung vielfältigen Jammers der Christen, das Bagno oder Sklavengefängniß, in welchem sonst Tausende der christlichen Kriegsgefangenen als Galeerensclaven eingesperrt waren und die unmenschlichste Behandlung der Türken erduldeten. Die Geschichte der Brüder des Trinitarierordens, welche eine Menge dieser Unglücklichen loskauften, so wie die des edlen Britten, des Admirals Sir Sidney Smith, dessen vielvermögende Fürsprache den Franzosen, die bei dem ägyptischen Feldzug in türkische Gefangenschaft gerathen waren, die Befreiung aus dem Bagno bewirkte, lässet auf diesen Sitz des Jammers einen erheiternden Strahl fallen. Das Arsenal verdankt seine spätere Erweiterung und zweckmäßigere Einrichtung vornämlich zwei unglücklichen Seeschlachten der Türken: jener von Lepanto, im Jahr 1571 (am 8ten October) und der von Tschesme im Jahr 1770. Denn als bei Lepanto der ritterlich kühne Don Juan von Oesterreich mit einer Flotte der verbündeten christlichen Mächte Spaniens und Italiens die um ein Drittel der Streitkräfte mächtigere Flotte der Türken fast ganz vernichtet und genommen hatte, da war Uladsch, oder wie er nachmals hieß, Kilidsch Pascha, ein Renegat, durch kluge Tapferkeit mit dem Rest der Flotte dem allgemeinen Untergang entronnen und in den Hafen von Constantinopel zurückgekehrt. Während die christlichen Mächte,

durch ihre innre Uneinigkeit dieſen günſtigen Augenblick, die Macht des gemeinſamen Feindes auf immer zu brechen oder zu demüthigen vorübergehen ließen und nur die damalige Kunſt dem Andenken an dieſen herrlichen Sieg die Dauer der Jahrhunderte verlieh *), wendete der ſachkundige und unermüdet thätige Renegat alle Zeit und Kräfte auf den Bau einer neuen Flotte, welche beſſer und mächtiger ausgerüſtet als die verlorne, ſchon nach 6 Monaten zum Auslaufen bereit war. So hatte ſich für jenesmal die Großſprecherei des Sultan Selims II., des Trunkenboldes, bewährt, als dieſer zu dem Venetianiſchen Botſchafter, der nach der Schlacht von Lepanto ihm aufwartete, ſagte: „wir haben euch, da wir euch im Reich (Cypern im Jahr 1570) entriſſen, einen Arm abgehauen, ihr, indem ihr unſre Flotte ſchlugt, uns den Bart geſcheren; der abgehauene Arm wächst nicht wieder nach, der abgeſcherne Bart nur um ſo dichter.“ Die Macht der Osmanen jener der Chriſten gegenüber erhielt nur dadurch ihr furchtbares Uebergewicht, daß jene einmüthig und unzertheilt, nur die Waffen mit ſich in den Krieg brachten, während die Macht der Chriſten, vielköpfig und vielgetheilt, mit dem belaſtenden Gepäck ihrer kleinlichen politiſchen Intereſſen ins Feld zog. Wie einig und ernſt der Sinn der beiden damaligen, noch von Suleiman dem Großen an ſeinen ihm ſo ungleichen Sohn vererbten Miniſter Ebuſſud und Mohammed Sokolli nur auf Abwehr der Gefahr, mit Aufopferung aller kleinlichen Bedenklich-

*) Zu Padua in der Juſtinakirche, zu Venedig im Dogenpalaſte, in der Kapelle des Roſenkranzes, im Arſenal und in der Akademie; zu Rom in der Kirche Ara coeli u. ſ.

keiten gerichtet war, das bewies die Aeußerung des letzteren gegen den Kilidsch Pascha, als dieser um Herbeischaffung der Anker für die 250 neuen Kriegsschiffe verlegen war: „und wenn es befohlen würde die Anker von Silber, das Tauwerk von Seide, die Segel aus Atlas herbeizuschaffen, so sollte dies möglich werden.“ Damals, wo dem Admiral der Flotte jedes Ansuchen gewährt und alles erlaubt wurde, geschahe die erste große Erweiterung des Arsenals, sogar auf Kosten der großherrlichen Gärten und der angränzenden türkischen Grabstätten; das zweite Mal geschahe dieselbe, nach der Vernichtung der türkischen Flotte durch die Russen und Engländer im Hafen von Tschesme, denn auch dieses Mal wurden dem Baron von Tott, einem geborenen Ungarn, welchen Frankreich dem Großsultan empfohlen hatte, alle seine Vorschläge zur Verbesserung des Arsenals bewilligt, so wie in unsern Tagen unter der Leitung einsichtsvoller Seeleute des westlichen Europa's diese mächtigen Anlagen noch immer weitre Vollendung erhielten.

Unter den vielen Moscheen der Arsenal-Vorstadt, von denen einige ein Werk des berühmten Sinan sind, zeichnet sich die in der Schlucht gegen den Pfeilplatz (Okmeidan) gelegene Moschee des Piale Pascha (des Eroberers von Chios unter Suleiman) durch ihre prachtvolle Bauart aus. Sie enthält 12 von rothen Granitsäulen getragene Kuppeln; das Metall der Fenstergitter kam, wie man sagt, von dem Metall der eingeschmolzenen christlichen Glocken. Eine herrliche Aussicht genießt man auf der Höhe hinter dem Arsenal. Bei der Moschee Sinans, nicht des Architekten dieses Namens, auch nicht jenes Pascha's Sinan, der 5 mal die Würde des Großwesirs erlangt, 4 mal dieselbe durch Ungnade der Sultane, zum

fünften

ſünften Mal durch den Tod verloren hatte; jenes rohen Feindes aller Chriſten, aller Dichter, aller tieferen Gelehrſamkeit und höheren Bildung, Freundes dagegen nur des irdiſchen Mammons *), ſondern des Sinanpaſchas, des Bruders Ruſtems, der bis 1554 die Würde eines Admirals der Flotte, oder Kapudan-Paſcha's bekleidete. Wer ſich einmal recht in die Menge und ins Gedränge der Turken und ihrer Derwiſche, untermiſcht von einzelnen franzöſiſchen und engliſchen Seeleuten, begeben will, der braucht nur den Marktplatz bei dem Kloſter der Mewlewis in Kaſſim-Paſcha zu beſuchen, jenes Kloſters, das unter Murad IV. der fromme Derwiſch Abdede von dem Ertrage ſeiner Handarbeit erbauen ließ.

Dort jenſeits Kaſſim-Paſcha, gegen Chaſſkoi hin iſt auch der Punkt, von welchem auf einmal an einem für das chriſtliche Conſtantinopel verhängnißvollen Morgen, am April 1453 zum Schrecken der Belagerten eine türkiſche Flotille von mehr denn ſiebenzig Segeln unter dem

*) Nach ſeinem Tode im Jahr 1596 fand man in dem Schatze dieſes „osmaniſchen Marius", über deſſen rohe Behandlung alle Botſchafter der chriſtlichen Mächte, wie alle Dichter ſeines eignen Volkes ſich bitter beklagen, unter anderem 600,000 Ducaten, 61 Maaße Perlen, in Silber faſt drei Millionen Aspern, 20 Kiſtchen mit Chryſolithen, 20 Näpfchen Goldſtaub, 30 diamantne Roſen, 15 Roſenkränze von großen, 30 Pferdedecken mit kleinern Perlen, zwei Halsbänder von Diamanten, zwanzig mit Edelſteinen beſetzte Waſchdecken, ſieben dergleichen Tiſchdecken, 900 Pelze von Grauwerk, 600 dergleichen von Zobel, 30 von ſchwarzem Fuchſe. W. v. Joſ. v. Hammers Geſch. d. osm. Reiches IV. S. 258.

Schall der Trompeten und Pauken mitten in dem von eisernen Ketten versperrten und bisher so wohl vertheidigten Hafen einlief. Mohammed II., den Gott zum Vollstrecker seiner schweren Gerichte über die vielverschuldete Hauptstadt der morgenländischen Christen bestimmt hatte, zeigte auch damals, welche ungeheure und ungewöhnliche Kräfte der Natur dem Wahnsinne, zu dessen Geschlechte die unbändige Zornwuth gehört, zu Gebote stehen, denn er hatte in einer Nacht dieses Geschwader der Kriegsfahrzeuge, von Beschiktasch im Bosporus, über den hüglichen und unebenen Grund hinter Galata und Pera, auf einer Dielenbahn, die mit Ochsenschmalz geglättet war, nahe gegen zwei Stunden Weges heranschleifen, und mit den vom günstigen Winde geschwellten Segeln ins Gewässer des Hafens laufen lassen. So kommt, wenn die Frucht ohnehin zum Abfallen reif und mürbe ist, auch noch der Wind dazu, der die locker sitzende mit einer Gewalt, vom Himmel gesandt, zu Boden wirft.

Wir kommen nun allmählig von Piri-Pascha und den jenseits demselben, bis hinan zu den süßen Wassern gelegnen, für Christen wie für Moslimen bedeutungsvollen Gegenden der Küste, unsrer Pilgerherberge während des Aufenthaltes in Constantinopel, in Pera, wieder näher, und verweilen vorerst in der größesten der Vorstädte des europäischen Ufers: in Galata. Wenn nach Walsh*) die Gesammtzahl der Einwohner von Constantinopel auf 700,000 geschätzt wird und hiervon 200,000 der Halbinsel von Pera zugerechnet werden, so dürfte wohl die Bevöl-

*) A Residence at Constantinople. Lond. 1836. I. p. 265.

lerung von Galata allein, nach dem was man uns hierüber berichtete, ein Fünftel dieſer Bewohnerzahl und darüber umfaſſen. Der Umfang dieſer alten, nach einem gewiſſen Galatius genannten Vorſtadt, zu welcher urſprünglich auch Pera, die „jenſeitige" gehörte *), kommt für ſich allein, ohne Pera und das nachbarlich an der Hafenſeite angränzende Topchana, nach v. Hammers Schätzung dem Umfange der Altſtadt von Wien, ohne ihre Vorſtädte, nahe gleich. Die Häuſer liegen theils am Abhange des ſteilen Felſenhügels gegen Pera hinan, theils in der Ebene am Ufer zwiſchen den äußerſten Schiffsbauwerften von Kaſſim-Paſcha und dem durch ſeine Stückgießerei berühmten Topchana ausgebreitet. So wie Galata noch jetzt, abgeſehen von ſeinen Moſcheen und andern osmaniſchen Bauwerken, dem zur See oder zu Lande ſich ihm nähernden Fremdling mit ſeinen alten Mauern und Feſtungsthürmen ins Auge fällt, iſt es großentheils ein Werk der Genueſer, welche als mächtige Nachbaren und öfters als Feinde der byzantiniſchen Hauptſtadt vornämlich ſeit dem Ende des 13ten Jahrhunderts hier feſten Fuß faßten. Denn jenes große Vertrauen das die Venetianer, von den Zeiten Juſtinians in der Mitte des 6ten Jahrhunderts an, bei den Byzantinern gefunden hatten, war durch öftere Handlungen des Uebermuthes jener Republikaner und durch ihre ſtolze Verachtung der Griechen vielfältig geſchwächt, zuletzt aber mit der Eroberung und Verheerung der Stadt durch die Lateiner (1204), woran die Venetianer unter ihrem 90jährigen blinden Dogen

*) Beide zuſammen hießen in älteſter Zeit Syka, Feigengegend, ſeit Juſtinian Juſtiniana

Dandolo einen vorzüglichen Antheil genommen, ganz zerstört worden, so daß seit der Wiedereroberung der Hauptstadt durch die byzantinischen Herrscher die Nebenbuhler und Gegner des Freistaats von Venedig, die Genueser, in Constantinopel vorherrschend begünstigt wurden. Von da an war Galata und der Vortheil des Verkehrs der oströmischen Hauptstadt mit den Ländern des Westens in den Handen dieser Kaufleute, welche nur zu oft das äußre Wohl der ganzen Europäischen Christenheit und das Blut von Tausenden der christlichen Kampfer (wie vor der Schlacht bei Varna und wie bei dem Untergang des christlichen Herrscherthrones von Constantinopel selber) um Geld und Geldeswerth an die Feinde verkauften.

Auch Galata bietet dem besuchenden Fremdling einen unvergleichlichen Punkt der weiten Aussicht uber sein Inneres und uber die ganze Umgegend dar, dies ist der große Thurm der oben auf dem Hügel, vor Pera liegt. Da von hier aus die Vorstadt von feindlichen Wurfgeschützen beherrscht und verheert werden konnte, benutzten die Genueser eine Zeit der innren Zerrüttung des Byzantinischen Reiches, während der Burgerkriege zwischen der Mutter Johannes des Palaologen und seinem Vormunde dem Kaiser Kantakuzenus, um ihren Wohnsitz auch nach dieser Richtung hin zu sichern; sie erbauten wahrend der Abwesenheit des Kaisers den großen Thurm und dehnten den Umfang der Mauern von Galata uber einen Theil des Hügels aus (im J. 1348). Bei diesem Baue legten selbst die Weiber mit Hand an und der Kaiser konnte, nach seiner Rückkehr, obgleich mannichfach erbittert durch Feindseligkeiten, die sich seine übermuthigen Nachbarn zu gleicher Zeit gegen die Hauptstadt selber erlaubt hatten, jenes Austreten der fremden Macht aus den ihnen angewiese-

nen Dämmen nicht mehr verhindern, um so weniger da bald nachher die Genueser mit dem Herrscher der Osmanen, mit Orchan, gegen ihre Erbfeinde, die Venetianer und gegen die Byzantiner sich verbündeten. So ward dieser Thurm, der seine Stirn mit so herausfodernder Kühnheit der Veste der Hauptstadt entgegensetzet, ein Wahrzeichen das schon hundert Jahre vor der türkischen Besitznahme die herannahende Gefahr des Unterganges verkündete, wie noch jetzt der Thurm von Galata ein Erwecker der Angst und Schrecknisse ist, wenn die Trommel der Feuerwächter den Ausbruch der Flammen verkündet, durch welche so oft ganze große Strecken dieser Vorstädte in Schutt und Asche aufgelöst wurden.

Man steigt zu der Höhe dieses festen Thurmes auf 146 Stufen hinan. Der Herunterblick auf die engen, vielfach durch einanderlaufenden Gassen, auf die zum Theil noch alten, in genuesischem Geschmack gebauten, oben mit Zinnen bekränzten Häuser, auf die hohen mit 12 Thoren versehenen Mauern von Galata ist weniger anziehend, als der über den Meeresarm des Hafens bis hinaus zu den süßen Wassern, über einen Theil des Bosporus und Propontis und über die reiche, das Wasser umsäumende Landschaft; jetzt darf man auch ungesehen, selbst in Gegenwart der durch ein kleines Trinkgeld befreundeten Feuerwache durchs Fernrohr hinüberblicken nach der Hauptstadt und wohin man sonst will, während in frühern Zeiten der türkischen Tyrannei das argwöhnische und vielleicht zufällige Hinüberblicken eines europäischen Fremdlinges durch ein Fernrohr, nach der Gegend des Serai's mit dem Tode bestraft wurde.

Die Genueser behielten auch nach der Eroberung von Konstantinopel ihren Wohnsitz in Galata bei, der ihnen,

nebſt vielen Freiheiten, gegen eine Kopfſteuer von Mohammed II. zugeſichert wurde. Denn obgleich während der Belagerung ihr tapfrer Landsmann Giuſtiniani und mehrere Edle ihres Freiſtaates die Mauern ritterlich vertheidigen halfen, verharrten dennoch die Bewohner von Galata in ſolcher zweideutigen Stellung zu den Türken, daß ſie mehr als Verbündete der Feinde, denn ihrer hartbedrängten, chriſtlichen Brüder erſchienen waren. Späterhin haben ſich dann inmitten dieſes, gerade nicht auf die ehrlichſte Weiſe erworbenen Aſyls der fränkiſchen Freiheiten die Handelsleute, Handwerker und Künſtler aus den verſchiedenſten Ländern des weſtlichen Europa's niedergelaſſen; in Galata wie in Pera wohnen Franzoſen, Holländer, Engländer, Italiäner, Ruſſen und Deutſche, mit Griechen, Armeniern und Türken beiſammen. Auch Amerika hat daſelbſt ſeine Handelshäuſer, wie ſeinen friedlichen Verkehr; Aegypten wird durch mehrere fränkiſche Expeditionshandlungen repräſentirt, ſo daß ſich hier das materielle Intereſſe der Völker von vier Welttheilen zu einem bunten Gewebe verflicht, deſſen groteske Grundlage die anjetzt ſehr dultſam gewordene Türkiſche Macht bildet. In Galata wie in Pera haben auch die Katholiken mehrere Kirchen; die Proteſtanten ihre eignen Kapellen, in deren einer wir einem deutſchen Gottesdienſt beiwohnten.

Am meiſten und nächſten wurden wir, unter allen andern Vorſtädten mit Pera bekannt. Wir hatten hier bei Madame Balbiani, eine Wohnung gefunden, die ſich durch ihre herrliche, die ſchönſte Ausſicht gewährende Lage eben ſo vortheilhaft auszeichnete, wie durch Reinlichkeit, Trefflichkeit und Billigkeit der Bewirthung. Madame Balbiani ſtammt aus dem ſüdlichen Deutſchland, ſie war mit ihrem erſten Gemahl (einem Deutſchen) nach

Odessa gezogen, dann mit dem zweiten, der bald nachher starb, hiehergekommen, wo sie durch ihr gastliches Haus vornämlich dem deutschen Reisenden eine heimathliche Oase mitten in der Wüste des Fremdlingslandes darbietet. Denn die treffliche Familie des französischen Consuls Fabriquet aus Candia und ein junger Reisender aus der französischen Schweiz, die wir als Hausgenossen schon vorfanden, trugen nur noch mehr dazu bei, es in der stillen, freundlichen Wohnung uns recht wohl werden zu lassen.

Die Vorstadt Pera zieht sich in ziemlich bedeutender Ausdehnung über den sattelförmigen Rücken des Hügels von Galata hin. Noch lag, seit den Verheerungen, welche die große Feuersbrunst einer der letzten Jahre hier anrichtete, ein großer Theil der verödeten Baustätten mit Schutt und Asche bestreut; an vielen Stellen erhoben sich jedoch auch wieder neue Gebäude und der langen Hauptstraße so wie einigen Nebenstraßen merkte man von dem Einbruch, den das Feuer auch in ihre Häuserreihen gemacht hatte, nur noch wenig an. Am meisten ließ auch noch die jetzige Gestalt der Ruinen des englischen Gesandtschaftspallastes, der auf der Krone des Hügels lag, den Untergang dieses schönen Gebäudes beklagen, welches Lord Elgin, unterstützt von der orientalischen Compagnie und von dem brittischen Gouvernement mit so vielem Geschmack erbaut hatte. Der große Platz, auf welchem dieser prächtige Pallast sich erhob, war ehedem mit Hütten und kleinen hölzernen Häuschen bedeckt, in denen meist Turken wohnten. Als die Engländer durch Vertreibung der Franzosen aus Aegypten sich ein so großes Verdienst um den osmanischen Thron erworben hatten, ließ die hohe Pforte den Platz räumen, mit hohen Mauern um-

fassen und machte ihn, als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit der englischen Gesandtschaft zum Geschenk. Auch am Tage, wo der Bau und die innre Einrichtung des Pallastes vollendet war und wo derselbe nun zum ersten Male dem Besuch der andern Gesandten eröffnet wurde, überraschte der Großsultan die brittische Gesandtschaft mit einem ganz besondern Beweis seiner dankbaren Anerkennung, denn mitten unter dem Gedränge der hohen Gaste und ihrer Begleitung stellte sich ein Haufe von Christensklaven ein, denen das türkische Gouvernement an diesem Tage ihre Freiheit geschenkt hatte, unter ihnen einige, welche seit dreißig Jahren in der harten Gefangenschaft geschmachtet hatten. Diese Alle, neu gekleidet, dankten in den verschiedensten Sprachen der christlichen Nationen dem edlen Lord, der ihnen als der Urheber ihres Glückes war genannt worden, und kehrten meist bald nachher, von den Engländern reichlich beschenkt, in ihre Heimath zurück. Obgleich jetzt nur ein zerborstenes Gemäuer an das Prachtgebäude erinnerte, das noch vor wenig Jahren die schönste Zierde von Pera war, vergnügten wir uns dennoch sehr an dem Anblick des Gartens, der fortwährend in gutem Stand erhalten wird. Der Judäabaum (Cercis Siliquastrum) zeigte sich an manchen Stellen noch mit den Spätlingen seiner purpurrothen Blüthen bedeckt, neben dem Gebüsch der schönfarbigen Passionsblumen erhub sich, mit kräftigem Stamme die Lebbek Mimose (Mimosa Lebbek Forsk.), welche wegen ihrer langen, feinen Staubfäden von den Turken Seidenrose (Gul-Ibrasim) genannt wird; Bäume, vom Geschlecht der Pistazien und des Lorbeers, Orangen und Zitronen gaben ihren Schatten. Nur schade, daß die lang anhaltende Dürre und die weit vorgerückte Jahreszeit so wenig von

den Reizen übrig gelassen hatten, welche im Frühling diesen Garten schmücken, der sich mit dem ganzen zu ihm gehörigen angebauten und freien Platze über einen Raum von vier Morgen Landes ausdehnt.

Am Abhange des Hügels, auf welchem der Pallast der brittischen Gesandtschaft stund, ziehen sich die Reihen der türkischen Grabstätten, bepflanzt mit hohen Zypressen hin, deren ernstere Form nach unten, im Thale der Kurdengärten (Dolma-Bachtsche) in die freundlichere der hier immer reichlich grünenden Gartengewächse übergehet. Namentlich gewahrt ein Kaffehaus, das am westlichen Saume der Vorstadt liegt und welches, wie so viele andre in Pera befindliche, ganz in französischer oder italienischer Art eingerichtet und bedient ist, eine liebliche Aussicht über die angränzende Landschaft. An der andren, östlichen Seite des Hügelsattels, auf dessen Länge die Vorstadt sich hinzieht, in der Nähe der dortigen Gesandtenwohnungen ist die Aussicht hinüber nach der Hauptstadt und zunächst nach den Gebäuden des neuen Serai's am besten zu gewinnen. In jedem Falle mußte man, wenn man anders der schönen Aussicht begehrt, dahin trachten, während des Verweilens in Pera nicht in der Mitte der engen Gassen, wo dennoch einige der besuchtesten Gasthäuser stehen, sondern an einer der freieren Seiten zu wohnen.

Der Zypressenhain der Grabstätten, der an unsre Wohnung angränzte, zog uns oft hinab zu Spaziergängen in seinem Schatten. Mehr jedoch als diese Nachbarschaft zog eine andre unsre Neugierde an, das war die der Tanzhalle der Mewlewis, in welcher die Derwische dieses Ordens wochentlich zweimal, am Dienstag und am Freitag jene mystischen Derwischentänze begannen,

die als ein uraltes Erbgut der Geheimlehren der Väter zu den jetzigen Verehrern des Islam gekommen sind. In der Mitte der Halle sitzt der Scheich, der den Tanz mit dem Spiele der Flöte begleitet, um ihn tanzen einzeln, um sich selber sich drehend und so den Umkreis beschreibend die Derwische, langsam, mit feierlicher Geberde. Oder auch es beginnt der in der Mitte stehende Führer des Reigens, dem ein Andrer seitwärts, außer dem Kreise Sitzender mit dem Spiele der Töne belebt, die langsamen Umdrehungen, und die Uebrigen, Einer und wieder Einer, dann Alle erheben sich zum Wirbel des Tanzes, der so gleichmäßig und kräftig ist, daß der Saum des Gewandes, wie der einer Glocke oder fast radförmig ausgespannt, die Füße umkreiset. Wenn bei solchen oder andren Aufforderungen einer Trunkenheit des innren Sinnes der Ausruf „Huh" oder „Ja Huh" das heißt Jehovah, aus der Brust der Tänzer sich hervorringet, dann erinnert dieser Zustand an jene unwillkührlichen Ausbrüche einer Entzückung des sinnlichen Menschen, bei welcher jene Kraft von oben, die den Kreislauf des sichtbaren Seyns und Wesens der Natur bewirken, in ihre Wogen ihn hinreißen, ohne daß der freie Wille, der aus dem erkennenden Geist kommt, den Zügel des Bewegens zu erfassen und dieses zu leiten vermag. Denn es giebt in der Geschichte der menschlichen Natur eine zweifache Art der Begeisterung, die eine ist die sinnliche, die man auch silenische, oder magnetische und mystische nennen kann, die andre ist die prophetische. Jene, sie möge durch silenische Berauschung oder magnetische Gewaltthätigkeit oder mystische Uebersteigung hervorgerufen seyn, zeigt sich des klaren Selbstbewußtseyns, der Selbstherrschaft des freien Willens, ei-ters selbst der Rückerinnerung beraubt; sie stehet haufig

in der traurigen Abhängigkeit von dem Willen und Befehl andrer Menschen oder von dem Einfluß leiblicher Elemente; auf die Bekräftigung des wachen, selbstbewußten Willens, auf das Gedeihen und Wachsthum des inneren Menschen hat sie nur selten entschiedene Einwirkung. Die prophetische Regenerung dagegen lässet dem Menschen das klare, wache Selbstbewußtseyn und den freien Willen. Sie gebeut ihm zu reden und zu thun, und er gehorcht, weiß es aber auch daß und warum er gehorcht und genießet das Wohlbefinden, nicht nur der leblos blühenden Rose oder Lilie, die wie das Schlafende unter dem Herzen der Mutter von dem Geist des Lebens durchwirkt wird, sondern jenes des Kindes, das die Mutter beim Namen nennt und das ihre Worte versteht. Der Tanz der Derwische, welcher die sich selber umkreisende und zugleich die Bahn um die Sonne beschreibende Bewegung der Planeten unwillkührlich nachbildete; derselbe, den wir bei den jetzigen Mewlewis-Derwischen finden, war ursprünglich Gebrauch bei den Juden eine Christus als Schmid den Reigen begann, und bei den alten Persern; er war ein Hinstarren mit unverwandtem Blicke und ein unwillkührliches Nachahmen der Bewegungen Dessen, das den Heiden der anziehende Mittelpunkt der Verehrung und das Hochheilige war: der Sonne, der Königin des Tages, der Führerin und Strahlenumgränzten Lyra des Regens und des harmonischen Bewegens der Gestirne *). Den zuschauenden Moslimen erscheinen deshalb diese Be-

*) Mehr über den Ursprung der Mewlewis-Derwische und seine Bedeutung: s. v. Hammers Constant. u. s. Besp. II. S. 112.

wegungen, welche, nur schneller sich wiederholend, jener der Sonnenblume gleichen, so ehrwürdig, daß ein (christlicher) Reisender des vorigen Jahrhunderts, nach Stephan Schulze, aus der Gefahr vom fanatischen mohammedanischen Pöbel gesteinigt zu werden, sich dadurch rettete, daß er sich (ich mag nicht sagen, ob das recht und wohlgethan war) gleich den Mewlewis-Derwischen um sich selber tanzend drehete. *Denn alsbald riefen* die Alten, die dem Unfug der jungen Fanatiker bisher ruhig zugesehen hatten: lasset diesen unverletzt, er ist ein heiliger Mann. —

In der Nähe der Mewlewi's-Tanzhalle war auch das Grabmahl Bonnevals jenes vormals berühmten Franzosen, der noch nicht zufrieden mit dem äußern Glücke, das ihn bis zum Range eines österreichischen Generals unter Eugen hatte steigen lassen, durch Verläugnung des Glaubens seiner Väter da im Reiche der Osmanen ein noch größeres Glück zu erkaufen suchte. Er starb hier als Chef des Bombardier-Corps.

Pera war in der Zeit, da wir unter seinen Dächern verweilten, von jenen Bewohnern verlassen, welche sonst der Mittelpunkt seines Verkehres und innern Lebens sind: von den Gesandten der christlich europäischen Höfe. Diese hielt, theils die noch immer fortwährende Hitze des Spätsommers, welche in diesem Jahre noch kein Regenguß der Herbstnachtgleiche abgekühlt hatte, theils auch jene Zerrüttung, welche der heftige Ausbruch der Pest in den Verkehr mit der Hauptstadt gebracht hatte, noch auf ihren Landsitzen, namentlich in Buyukdereh zurück. Dennoch boten sich uns, auch schon aus dieser Entfernung von jenen Inhabern, nicht nur der Macht, sondern auch der Güte der Herrscher der christlichen Heimath wohlwol-

lende Hände, von denen ich nachher noch reden will. Unter den anwesenden Bewohnern der pilgerlich-heimathlichen Vorstadt erfreuten uns die Herren Brown und Goodel, Schneider und Muhr durch ihre Bekanntschaft, und ein Mitpilgrim durch viele Gegenden der Erde, dem wir später noch mehrmalen begegneten, Herr Leewes, näherte sich uns hier zum ersten Male.

Ehe ich jedoch mehr von dem reden darf, was uns hier während der schnell vorübergehenden Pilgerschaft in der Nähe von Constantinopel begegnete, muß ich zuerst weiter fortgehen in meiner Beschreibung der Vorstädte und des benachbarten Landes.

Topchana ist der dritte Theil jenes Dreiblattes, das die Vorstädte der Halbinsel von Galata bilden, denn es liegt am Ufer des Meeres, nachbarlich neben Galata, welches durch das Topchana-Thor (Topchana-Kapussi) mit ihm verbunden ist, und zieht sich hinter den Mauern von Galata am Bergabhange hinan gegen Pera, mit welchem es auf der Anhöhe zusammengränzt. Schon der Name Top-Chane, d. h. Kanonenbehausung, deutet die Bestimmung dieser Vorstadt an: eine Mutter- und Werkstatt der groben Geschütze zu seyn, auf deren Macht und Menge die Herrscher des Osmanischen Reiches seit Mohammed II sich fortwährend so viel zu gute thaten. Denn seitdem zuerst Urban, der ungarische Stückgießer, den Hang dieses Stadtebestürmers und Eroberers zu ungeheuern Kriegsgewehren geweckt und genährt hatte, war es eine der ersten Baumternehmungen des Sultans, daß er gleich nach der Eroberung von Constantinopel eine außerhalb den Mauern von Galata gelegene christliche Kirche sammt dem zu ihr gehörigen Kloster in eine Stückgießerei verwandeln ließ. Zwar von dieser ältesten An-

lage des Gebäudes, welches das Entstehen der Vorstadt Topchana bewirkte, haben die Feuersbrünste, namentlich des vorigen Jahrhunderts und die hierdurch veranlaßten neuen Aufbaue, so wie die vielen späteren Erweiterungen nur wenig übrig gelassen; dagegen hat sich fortwährend die rege Theilnahme der osmanischen Herrscher für diese wichtige Anstalt erhalten, deren innre Einrichtung und Leistungen als großartig ins Auge fallen. Der jetzige Großsultan hat zur Verschönerung dieser Vorstadt der Stückgießer Vieles beigetragen, namentlich durch den Aufbau seiner neuen, prachtvollen Moschee und des überaus zierlichen Brunnenhauses. An die Stelle der vormaligen, aus Persien nach Constantinopel und seiner Umgegend gekommenen Favance-Werkstätten scheinen jetzt andre von sehr untergeordnetem Range, namentlich die Pfeifenkopffabriken getreten zu seyn. Eine solche Menge dieser vergoldeten und unvergoldeten rothen, thonernen Pfeifenköpfe wie in Topchana sahen wir nirgend sonst beisammen. — Schon bei unserm erstmaligen Besuch dieser Vorstadt und bei unserem Hinaufgehen durch ihre Gassen gegen Pera hin setzte uns der Anblick der großen Menge der verwilderten Hunde in Verwunderung, als wir aber später einmal am Abend, bei der Zurückkehr aus Bujukdereh den Weg durch Topchana nahmen, hatte sich jenes Staunen fast in Furcht und Schrecken verwandelt, denn nur mit Mühe und großer Vorsicht entgiengen wir den Zähnen dieser bissigen, namentlich den Fremden sehr aufsäßigen Thiere, die schon manchem Europäer seine Kleider zerrissen und ihn verwundeten, zuweilen auch, in abgelegenen Gegenden der Stadt wehrlose Wanderer umbrachten. Auf der Höhe des Hügels, ober Topchana, war auch vormals jene merkwürdige unterirdische Sternwarte des türkischen

Astronomen Ali Kuschdschi, ein 105 Ellen tiefer Brunnen, der unter Murad IV. verschüttet ward.

Größer an Umfang als Galata, obwohl nicht so wie dieses von Mauern umgeben ist Skutari, das alte Chrysopolis, das auf der auch hier noch durch höhere Naturschönheit ausgezeichneten asiatischen Küste des Bosporus liegt. Sein eigentlicher Name, Uskudar bedeutet auf Persisch Postbothe und mag wohl aus derselben Zeit stammen als der Name Chrysopolis oder Goldstadt, den der Ort erhielt, weil hier die Perser während ihrer Herrscherzüge in Europa die erbeuteten Schätze und Abgaben der unterworfenen Völker anhäuften. Noch jetzt ist Skutari die erste Postnation von der Hauptstadt des Reiches aus in Asien, der Sitz eines Molla's oder Gerichtspräsidenten, dessen Obergerichtsbarkeit alle Ortschaften an der asiatischen Seite des Bosporus untergeordnet sind. Von ferne her gesehen macht Skutari einen imposanten Eindruck aufs Auge durch die Krone des mächtigen Zypressenhaines der den Hügelabhang oberhalb der mit ihren Moscheen und Minare's prangenden Vorstadt bedeckt (s. v. S. 156). Dieser Zypressenhain, welcher die größte Gräberstatte der Hauptstadt und ihrer asiatischen Nachbarsitze beschattet, erstreckt sich über einen fast 1½ Stunden langen Raum; über demselben erhebt sich der Berg Bulgurlu, dessen entzückend schöne Aussicht Einheimische wie Fremde zu seinem Besuche anlockt. Der alte Name des Berges Damalrus, scheint nach J. v. Hammers Vermuthung (a. a. O. II 338) freilich in sehr verwandelter Gestalt die Benennung der beiden auf dem Gipfel liegenden Dörfer: Groß- und Klein-„Dschamlidsche" erzeugt zu haben, an deren vortrefflichem Wasser, Kaffee und allerhand Süßigkeiten die Besuchenden aus

der Hauptstadt sich erquicken. Denn in der günstigen Jahreszeit vergeht selten ein Tag, wo nicht mehrere der mit Ochsen bespannten Wägen, befrachtet vornämlich mit verschleierten Frauen und ihren Kindern, den Berg hinanfahren und oben im Schatten der Bäume den bewegten Lebensstrom der Luft in und mit sich walten lassen. Das Gefühl, das den Wandrer an solchem hehren Orte, bewegt von den Kräften des waltenden und erhaltenden Lebensgeistes, dessen Odem auch durch die Sichtbarkeit hindurchwirket, erfasset, ist ein ähnliches als jenes, das die häufig an den Denksteinen zwischen den Zypressen vorkommende Grabschrift wecket: Ena Lillahi we ileihi radschiune, d. h. „wir sind Gottes und zu Gott kehren wir zurück" *). Die Vorstadt Skutari zeichnet sich durch ihre breite, schöne Hauptstraße und mehrere prachtvolle, öffentliche Gebäude aus. Die hiesige, von Sultan Selim angelegte türkische Druckerei hat Manches zur Begründung und Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse unter den Osmanen beigetragen; eine ebenfalls berühmte Druckerei von ganz andrer Art: die Kattundruckerei der Armenier wetteiferte zu gleicher Zeit mit den ähnlichen Unternehmungen

*) J. v. Hammer Const. u. d. Bosp. II. S. 332 und S. 335 wo derselbe zugleich den schönen Commentar eines arabischen Philelegen über diesen Koranspruch anführt, der hiermit den Gebrauch der Verwerter erläutern will:

Wir beginnen mit Gott, und vollenden in Gott;
Wir leben durch Gott, und streben nach Gott;
Wir wandeln vor Gott, und handeln für Gott;
Wir sprechen aus Gott, und schwören bei Gott;
Wir trauen auf Gott, und bauen nächst Gott;
Wir kommen von Gott, und gehen zu Gott.

wungen der westeuropäischen Länder. Ein Gegenstand der Beachtung für viele Reisende, ist besonders seit Clarkes und noch mehr durch J. v. Hammers genauer Beschreibung das Kloster der Rufaji Derwische geworden (genannt nach dem von den Moslimen für heilig gehaltenen Said Ahmed Rufai). Die Gebete dieser Derwische sind nicht bloß Andachts-, sondern zugleich Leibesübungen zu nennen, denn nach einem ruhigeren Anfange derselben steigert sich die Sinnentrunkenheit allmählig zu so raschen, wilden Bewegungen des abwechselnd vorwärts geneigten, dann gerade stehenden, dann rückwärts gebognen oder auch rechts und links sich neigenden Körpers, daß das Auge der Zuschauer kaum ihnen zu folgen, das Ohr die einzelnen Silben des Gebetes „La-i-lah-il-la-lah" nicht mehr zu unterscheiden vermag, sondern nur noch ein tobendes Il-lah hört, abwechselnd mit dem Ausruf des Entzückens: „Ja-Huh." Das stehende Geschrei dieser im Eifer ihrer „Andacht" Rasenden begleitet indeß ein lieblich tönender Chorgl, welchen zwei gute Sänger in feierlichem Takte absingen; es ist wohl die „Berda" das Lobgedicht auf den Propheten oder irgend ein andres Lied zum Preis der Gläubigen des Islams. Nebenbei unterhalten dann auch noch die Derwische die Zuschauer mit allerhand gaukelspielerischen Versuchen, wodurch sie ihre Unverletzlichkeit durchs Feuer zu bezeugen suchen, indem sie glühende Kugeln und glühende Eisen anfassen und in den Händen bewegen.

Auch noch eine Erwähnung der so viel gepriesenen und besungenen Prinzeninseln, welche weiterhin im Propontis, an der asiatischen Küste liegen, glauben wir dem Leser schuldig zu seyn. Ihr alter Name „Daimonisoi" wurde, wie v. Hammer bemerkt, in den jetzigen

verwandelt, weil dieſe ſo ſchönen Eilande während der Zeiten der byzantiniſchen Herrſchaft ein Verbannungs- und Verwahrungsort ſo vieler für den Purpur des Fürſtenſtandes Geborenen und Erzogenen, ſo Vieler Herren und Großen des Reiches waren. Man zählt neun dieſer Inſeln, die man beim Hinaus- oder Hereinfahren in und aus dem Propontis, ſo wie ſchon von den erhöhten Punkten der Hauptſtadt, noch beſſer aber vom Bulgurlu-berge überblicken kann. So ſchön ſie auch ſind, ſo weckt doch zugleich faſt jede von ihnen Erinnerungen des Abſcheus oder der Trauer. Denn im geweſenen Kloſtergebäude auf Prote (jetzt Kinaliadaſſi), der am nächſten herüber nach der Stadt gelegnen Inſel, ſtarben die Kaiſer Romanus der Erſte und vier Menſchenalter ſpäter Romanus Diogenes im Elend, der letztere mit ausgeſtochnen Augen, an deren wunden Höhlen die Würmer nagten. Auf Antigone (jetzt Baghatsli ada) ſchmachtete der h. Methodius, der Maler und kräftige Beſchreiber der Gerichte Gottes, ſieben Jahre im Kerker, und in einem ſpätern Jahrhundert verzehrte hier den entthronten Kaiſer Romanus Lacapenus und ſeinen Prinzen Stephan das Heimweh nach den gewohnten Freuden des Thrones, Deren ſie der eigne Sohn und Bruder, Conſtantin, der im Purpur Geborene beraubt und ſie hieher verbannt hatte. Die lieblichſte unter allen Prinzeninſeln iſt, durch ihre Naturſchönheit Heibeli adaſſy, deren alter Name Chalkitis oder auch der nachher auf die ganze Gruppe übertragene Demoneſos war. Alleen von Zypreſſen, Gruppen von Terebinthen und Pinien, Gärten voll von Feigen und andern Fruchtbäumen, hin und wieder dickſtämmige Platanen zieren dieſes Eiland, das von dreieckigem Umriſſe iſt und drei Hügel hat, auf deren jedem ein griechiſches Kloſter

lebet. In älterer Zeit wurde auf Chalkitis, das hiervon diesen Namen erhielt, ein Kupferbergbau betrieben. Hier wie auf den andern Prinzeninseln verübten die rachsüchtigen Schaaren der Venetianer im Jahr 1302 an den Bewohnern wie an den armen dem Schwert der Perser bisher entflohenen christlichen Peloponnesiern große Gräuel, so daß damals auch diese schöne Insel ein Ort der Seufzer und des Jammers war. Die flache, öde Insel Plate erinnert an Michael Rhangabes, der mit seinen Söhnen bisher (im J. 813) verbannt ward, wo er unter dem Namen Athanasius 32 Jahre lang im Kloster lebte; die noch trauriger aussehende kleine Felseninsel Oreia, an den hier gebornen und bisher verbannten frommen Patriarchen Michael Oryta; Pyti, an den unter Zeno im J. 477 bisher verbannten Unruhestifter Petrus Knaphäus. Antirhodos und Kiandro sind bloß nackte, von Kaninchen bewohnte Meeresklippen, welche nur etwa für Liebhaber dieser Jagd einen anziehenden Reiz haben, dagegen ist die Chalkitis gegenübergelegne große Prinzeninsel, die bei den Türken Kizil ada, rothe Insel, bei den Griechen und Franken Prinkipo heißt, die vielbesuchteste von allen. In dem Thale, welches zwischen zwei Reihen von Hügeln das gegen drei Meilen lange Eiland durchsetzt, vermählt sich die vollwüchsige Rebe mit der Zypresse; Feigen und Granaten und am Hügelabhang sinnen Waldungen von Oelbäumen wechseln mit Garten der andern Obstbäume und der Gemüse. Der Reiz dieses fruchtbaren Thales und der quellenreichen, grünenden Schluchten wird durch den Anblick der Felsenwildniß im Süden der Insel nur noch mehr erhöht. In einem Kloster dieser Insel, das sie selber erbaute, lebte Irene, die große Kaiserin, die Zeitgenossin Carls des Großen wie

Harun al Raſchid's in der Verbannung; ſpäterhin traf hier daſſelbe Loos Zoë, die Gemahlin Michaels V., und noch ſpäter Anna, die Mutter der Comnenen, welche mit ihren Töchtern in dieſes Kloſter verſchloſſen ward. Anjetzt mag dieſe ſchöne Inſel manchem Wandrer, welcher die edleren, reineren Freuden aufzuſuchen weiß, deren Quellen hier neben dem klaren Waſſer aus den Felſen ſtrömen, ein Verbannungsort ſeiner Sorgen und mancher trübender Erinnerungen werden.

Während ſich das Auge der meiſten andern Reiſenden dem ruhigen Genuſſe jenes Totaleindruckes hingeben darf, welchen es beim Anblick der herrlichen Umgegend von Conſtantinopel empfangt, muß der Freund der Natur an das ſeinige noch andre Anſprüche machen: ſein Auge ſoll die einzelnen Fäden beachten und bezeichnen, woraus das Gewebe des Totaleindruckes einer Gegend zuſammengefügt iſt. Wie gern hätte ich dieſes Berufsgeſchäft auch bei Conſtantinopel treulich geübt, wenn mich nicht nur zu bald das Loos der Gefangenen auf den Prinzeninſeln getroffen hätte: eine Verbannung aus der ſchönen, freien Natur in den engen Raum des Zimmers, nicht zwar durch Tirannengewalt, wohl aber durch Krankheit. Wer ſollte es meinen, daß man in ſolchem heißen Lande und bei ſolch heißen Tagen der beſtändigen Gefahr der Erkältung ausgeſetzt ſey, und daß gerade dieſes die größeſte ſey, welcher die Geſundheit des Fremdlinges in dieſem Lande unterliegt. Während ſich in der lieben, jetzt ſo weit entfernten Heimath die Cholera zuerſt regte, mußte auch ich, wenn auch nur einige Tropfen aus dem Becher ihrer Schmerzen und ihres Wehes koſten, den ſie um dieſe Zeit den Bewohnern Münchens reichte. Als Folge einer mehrmaligen Erkältung, beſonders bei Gelegenheit einer

abendlichen Fahrt auf dem Bosporus, nach einer Fußwanderung in der Hitze des Tages über Berg und Thal, hatte ich mir Uebel zugezogen, welche leichten Anfällen der Cholera glichen. Dennoch behielt ich der Stunden und Tage noch mehrere, an denen ich kräftig genug war herum zu wandern und zu ſehen, um ſo mehr, da die Stimme des Wehes ſich gewöhnlich bloß in der Nacht vernehmen ließ und während der heißen Stunden des Tages verſtummte.

Den einen der geſunderen Tage benützte ich, in Geſellſchaft meiner jungen Freunde und des Herrn Mahr zu einer naturhiſtoriſchen Wanderung in die nördlich von Pera gelegne Landſchaft, aus der wir uns dann herabbegaben nach den Ufern des Bosporus und nach dem heißen Quellendorfe Bujukdereh. Um zuerſt über das Felſengerüſte der Landſchaft Einiges im Vorübergehen zu bemerken, ſo zeigt ſich im Norden der Halbinſel von Pera an mehreren Punkten der Thonſchiefer; weiterhin gegen den Bosporus und am Saume von dieſem treten häufig die Felsarten des von Werner ſogenannten Klotztrapps: Klinke, baſaltiſcher Mandelſtein, Porphyrſchiefer und Baſalt auf; bei Sarıjer, jenſeits Bujukdereh ein eiſenſchüſſiger Quarz mit eingeſprengten Schwefelkies-Krystallen. Aus den Bergen, die ſich am Bosporus auf der aſiatiſchen Seite erheben, ſahen wir Bauſteine von blaulichgrauem Kalk; auch die Felsart des Riſenberges iſt Kalk. Am nördlichen Verlaufe des Bosporus zeigt ſich an beiden Ufern eine Breccie mit eiſenhaltigem und quarzigem Bindemittel, häufig von Chalcedongängen durchſchwärmt; zu der ſchönen Grotte von Baſaltſäulen bei Sjum Burnu nahe bei der äußern Mündung des Bosporus ins ſchwarze Meer, ſo wie zu den Felſen der Bucht von Cabaceß konnten wir nicht kom-

men; wir verweisen hierüber auf Andreossy's und Walsh Beschreibung *). Noch immer liefert die Umgegend von Constantinopel und dem Bosporus in Menge jene Steinart, welche von Chalzedon (gegenüber dem alten Byzanz), ihren Namen hatte: den Chalzedon, der sich am Bosporus öfters in Kugeln findet, außer demselben Carneol, Achat und Jaspis von verschiedenen Farben.

Die langanhaltende Dürre hatte uns nur wenig blühende oder grünende Pflanzen übrig gelaßen; über die Hochebene hingehend hatten wir zur Rechten wie zur Linken nur ein verödetes Erdreich, da nur wenig Pflügen und Ernten ist, denn der Kornbau ist, besonders auf der europäischen Seite, so unbedeutend, daß der Landbauer den ganzen armseeligen Ertrag seiner Ernte auf dem Rücken der Lastthiere oder in wenig kleinen Wagenladungen zur Tenne führt. Am Abhange der zur Schaafweide benützten Hügel wie auf der unbebauten Ebene zeigte sich in Menge die stachliche Pimpernelle (Poterium spinosum), an einigen Stellen prangte die baumartige Heide (Erica arborea) mit ihren Blüthen; die Beeren des Nachmudistrauches (Osyris alba) fingen an sich zu röthen; das Blumenrohr (Spartium junceum) trug, statt der lieblich duftenden Blüthen schon dürre Hülsenfrüchte, auch die schöne strauchartige Phlomis (Phlomis fruticosa) war schon verblüht. Auffallend ist auf solchem dürren, heißen Boden die Menge der stachlichen oder harig-borstigen Gewächse, denn da zeigten sich die gemei-

*) Andreossy voyage p 25: Walsh residence at Constantinople I p 284

ze Stechwinde (Smilax aspera) *), der Mauſedorn (Ruscus aculeatus), der Judendorn (Zizyphus Paliurus), häufiger aber als alle dieſe der gemeine Burzeldorn (Tribulus terrestris) und die hakrig-borſtigen Echien (Echium italicum, violaceum u. ſ. f.). An einer felſigen Stelle nach dem Meeresufer hin fand ſich der hakige Tragant (Astragalus hamosus), in den buſchreichen Schluchten der Erdbeerbaum (Arbutus Unedo), die türkiſche Haſelnuß (Corylus colurna auf türkiſch Jabau Fonduk), die gemeine Mispel (Mespilus germanica) und Quitte (Cydonia vulgaris auf türkiſch Jabau Aiwa, d. h. wilde Quitte), die Kermes- und Farbereiche (Quercus coccifera und infectoria), ſo wie der Granatapfel und (meiſt nur ſtrauchartig) der Maſtixbaum (Pistacia Lentiscus).

Da wir hier einmal bei der Pflanzenwelt von Conſtantinopel verweilen, richten wir auch einen Blick auf die Gewächſe der Gärten und Felder. Es war eben die Zeit der Reife der Trauben (auf Türkiſch Uzum, unter denen die gewöhnlichſte, weiße Sorte die Traube des Landes (Jeri Uzum), ſaft- und lieblich; die röthliche Altin Uzum unſrer Muskatellertraube verwandt, die goldfarbige Giaulina am meiſten geachtet iſt. Die Gärten ſind reichlich mit Arten der Kirſchen (Cheress), Weichſeln (Visclone, daraus der gleichnamige kühlende Trank), Aprikoſen (Kaissi), Pfirſchen (Schiefteli), Birnen (Armud), Aepfeln (Alma), Mandeln (Bademi), ſchwarzen Maulbeeren

*) In den Gärten baut man auch Smilax excelsa um die jungen Schoßen als Salat zu benutzen.

(Kara Dul) und andern, auch bei uns vorkommenden Obſtſorten verſehen; beliebt iſt bei den Osmanen auch die von ihnen ſogenannte Traube der Franken (Frenk-Uzum) d. h. unſre ſaure Johannisbeere. Aber neben all dieſen Gewächſen der Heimath findet der deutſche Reiſende hier auch Bäume, mit reifen Früchten, die er in den gewöhnlichen Garten des Vaterlandes kaum jemals koſtete: wie die Dattelpflaume (Diospyros Lotus, auf Türkiſch Kurmasi), die Frucht des ſchmalblättrigen Oleaſter (Elaeagnus angustifolius, auf Türkiſch Igide), die wohlſchmeckende Jujubenbeere (Zizyphus Lotus und Jujuba), ſo wie als Gartengeſträuch den eßbaren Hibiſch (Hibiscus esculentus), deſſen ſchleimige Frucht Bamia genannt hier zu Lande gekocht und als Gemüſe verſpeiſt wird. Ueberhaupt findet man in Conſtantinopel gar manches undeutſche Gemüſe, wie die Früchte mehrerer Arten von Solaneen oder Nachtſchatten (Solanum pomiferum, Melongeva) mit ihnen auch die eckelhaften Brunlarfel oder Pommes d'amour: die Früchte des auf meine Natur immer wie ein Gift wirkenden Solanum Lycopersicum. Dagegen gewähren einen angenehmern Zuſatz zu den Speiſen, vornämlich zu den Zucker- und Honigkuchen (Helva genannt) die Saamen des Seſams. Von Blumen liebt der Osmane vor allen die von greller Farbe wie Tagetes patula (auf Türkiſch Kadiſe-Tſchitſcheghi d. h. Sammtblume), die bunte großblumige Roſenpappel (Alcea rosea), welche er die Roſe Fatime's (Gul-Fatime) nennt, aber auch die ſanfte, blaue Paſſionsblume (auf Türkiſch Rad des Himmels: „Schark-Feleki"). Seine Geruchsnerven können nicht ſo empfindlich ſeyn wie jene des Italieners, denn in großer Menge wurde in dieſer Jahreszeit die ſtarkduftende Tuberoſe (Polyanthes tuberosa hier

„Teber“ genannt) in den Gärten gebaut und in die Harems verkauft.

Auch von der einheimiſchen Thierwelt bekamen wir während unſers Aufenthaltes in Conſtantinopel nur wenig zu ſehen. Der Wolf wie der „Tſchakal“ (Canis aureus) ſollen ſich, der letztere zu allen Jahreszeiten, der erſtere vorzüglich im Winter in der Umgegend der Hauptſtadt aufhalten; der Zlevez (Spalax typhlus), die Zieſelmaus (Spermophilus Citillus) und der Jerboa (Dipus sagitta) bewohnen mit dem gemeinen Maulwurf die Untertiefungen jener Auen und Felder, auf denen der Haſe, der jetzt faſt allgemein von den Turken gegeſſen wird, in Menge geſehen wird. Der Geſang der Vögel an den Felſen und in den Gärten war verſtummt; doch ſahen wir den beliebteſten Sänger dieſes Landes: die Blaudroſſel (Turdus Cyanus auf Türkiſch Felſennachtigall oder Kaja-Bulbul) und auf den Feldern die Spinoletta und Calandra-Lerche; von Schildkröten giebt es die allbekannte griechiſche (Testudo graeca); unter den Fiſchen des Bosporus erſchien uns am intereſſanteſten der Schwertfiſch (Xiphias gladius, auf Turkiſch „Chilik“), deſſen Fang im Juli und Auguſt, wo er in ganzen Zügen den Canal paſſirt, von Wichtigkeit iſt; unter den Inſekten intereſſirten uns namentlich der auch in den ungariſchen Weinbergen lebende Großkopfkäfer (Lethrus Cephalotes) ſo wie der Ringelkäfer (Scarites) und die Arten der Fangheuſchrecken (Mantis), deren Wachsthum jetzt eben vollendet war; unter den Süßwaſſercentbohren, die meine jungen Freunde fanden, war die ſchönſte die Hammelhornſchnecke (Helix lucorum) aus Skutari *).

*) Außerdem fanden ſich um Pera, meiſt in Gärten der eng

Doch es iſt Zeit, daß wir aus dieſem bacchantiſchen Herumſchwärmen neben den zerriſſenen Gliedern der thraziſchen Natur, die im Frühling ſo hehr und reich, in der dürren Zeit des Spätſommers und Herbſtes ſo arm iſt, zurückkehren und wieder zu uns ſelber kommen. Die Fußreiſe über die Landſchaft der Halbinſel von Pera, endete, wie ich ſchon vorhin erwähnte, in dem lieblichen Bujukdereh. Hier war mir noch der größte Genuß und die reichſte Ausbeute dieſes Tages aufbehalten: die perſönliche Bekanntſchaft ſo wie das Wiederſehen mehrerer hier wohnenden durch Stand wie durch geiſtigen Werth hochgeſtellten Franken. Zwar den hochverehrten Herrn Grafen von Königsmark, Königlich Preußiſchen Geſandten, der mir wahrend meines Aufenthaltes in Conſtantinopel ſo viele Beweiſe ſeines Wohlwollens gab, fand ich heute nicht, ſondern lernte ihn erſt am folgenden Tage in Pera kennen, dagegen fand ich im Pallaſt der ruſſiſchen Geſandtſchaft einen theuren Freund wieder, den ich ſchon in München kennen lernte, den Legationsrath Baron von Titoff und an Sr. Excellenz dem Kaiſerlich-Ruſſiſchen Geſandten, Grafen Bontenineff einen neuen Gönner, deſſen wirkſame Empfehlungen mir von hier an auf meiner ganzen, weitern Reiſe durch das Morgenland von größtem Nutzen waren. Doch vor allem, mit der innigſten Rührung der Dankbarkeit, gedenke der genußreichen Stunde, die mir im Pallaſt des k. k. öſterreichiſchen Herrn Internuntius, Baron von

---

liſchen Geſandtſchaft Helix vermiculata. adaperta. carthusianella. cornea turrita. subcostata: Bulimus Pupa R. ventricosa: Clausilia subcosta u. similis: Pupa tridens.

Stürmer vergönnt war. Das Gefühl des innren Wohlseyns und der Heimathlichkeit, das mich in der Nähe dieses ausgezeichneten Staatsmannes und seiner huldvollen Gemahlin erfüllte, ist ein Gottgeschenk das wohl Jedem zu Theil wird, der für den Geist, welcher in dieser trefflichbegabten Familie herrschet, offnen Sinn hat: denn hier wohnen die Kräfte einer hohen Bildung mit den Gaben eines gütigen, menschenfreundlichen Herzens in Frieden beysammen. Außer der wohlthuenden Erinnerung, die ich an jenes theure Haus mit mir auf meinen weitern Weg nahm und welche mich nie verlassen wird, begleiteten mich noch gar viele andre, kräftige Zeichen des Wohlwollens des hochverehrten Herrn Internuntius. Namentlich fand ich in Folge seiner freundlichen Empfehlungen an die k. k. Oesterreichischen General-Consulate zu Smyrna und Alexandria, überall freundliche Zuvorkommenheit und gebahnten Weg für meine Reiselaune. Einen großen Genuß gewährte mir auch die persönliche Bekanntschaft der k. k. Herrn Interpreten Freiherrn v. Testa, v. Kletzl und R. Steiner, die ich noch öfter in Pera sahe und die mir unvergeßliche Beweise ihrer freundschaftlichen Gesinnung gaben.

Der Tag hatte sich schon ziemlich geneigt, da wir ins Boot stiegen und die Heimkehr, hinab auf dem Bosporus antraten. Ein frischer Nordostwind bewegte das Wasser mächtig; unsre Ruderer ersuchten uns, daß wir von den Banken herab auf den Boden uns setzen möchten, dennoch schwankte das Fahrzeug gewaltig und die hochgehenden Wogen ergossen sich so reichlich über seinen Bord, daß unsre Kleider ganz durchnäßt wurden. Doch diese Beschwerden minderten sich sehr, da wir aus der breiteren Bahn des Meeresstromes jenseits Kanlei in den

Schutz der hohen Ufer kamen. Zu dem erhabenen Schauspiel, welches unſrem Auge das hochbewegte Meer gab, gesellte ſich jetzt jenes der Liebreize und Segnungen, die ſich hier über Berg und Thal ergießen. Ehe wir indeß den Hafen von Tophana erreichten, war das Dunkel der Nacht ſchon eingebrochen und mit Mühe den Biſſen der Gaſſenhunde entronnen, gaben wir uns in dem gaſtlichen Pera ganz dem angenehmen Gefühl des Ausruhens nach einem für uns ſo reichen Tage hin.

Das gute Pera war mit jedem Tage uns lieber geworden, durch die Liebe und Güte der Freunde, die wir hier gefunden hatten. Denn außer den ſchon genannten Wohlthätern und Freunden hatten wir hier den theuren Fielſtedt getroffen, dem wir auf dieſer Reiſe bald wieder begegnen werden; durch ihn ſo wie durch Briefe aus der Heimath ward uns die Bekanntſchaft und Annäherung an die Herren Leeves und Renger, Goodel, Brown und Schneider gewährt, und die Herren Lafontainee und Deshayes bezeugten uns Fremdlingen eine theilnehmende Freundlichkeit, welche unſrem Gemüth, das ſo gerne der fremden Liebe ſich freut, für immer werth bleiben wird.

III. Reiſe von Conſtantinopel nach Smyrna.

Die Gegend, durch welche uns die heutige Erzählung einer Schiffahrt über das Marmora-Meer führet, giebt in ihrer Geſchichte einen ganz beſonders kräftigen, herrlichen Beweis für die Wahrheit jenes guten, alten Sprichwortes: „wo die Noth am größeſten iſt Gottes Hülfe am nächſten.“ Ja, wer als ein guter Haushalter der Güter jenes geiſtigen Erkennens die Belege für eine ſolche hehe, treffliche Wahrheit gern zuſammenhält und vermehrt, der folge mit uns, Montags den 10ten October am Nachmittag auf das für Smyrna beſtimmte Dampfſchiff, und theile mit mir alten Wanderesmann das Gefühl der Errettung aus großem Uebel, mit uns Allen aber jene Gefühle, die beim Anblick von Chalcedon und der lieblichen Bucht von Jsmid oder Nicomedia das Andenken an die großen Thaten Gottes erweckte, welche einſt, als die Noth am größeſten geweſen, vor 1500 Jahren, an dieſer Stätte geſchahen.

Die letzten Tage des Aufenthaltes in Pera waren für Mehrere von uns Tage des Schreckens und der Noth geweſen. Noch hallte in unſrem Ohre der dumpfe Ton der Trommel und der Ruf der Wächter auf dem Galata-Thurme „Jangbin war,“ Feuer iſts, ſo wie das

angſtvolle Getümmel nach, das ſich bei der ganz in unſrer Nähe entſtandenen Feuersbrunſt, Sonnabends den 8ten October, am Saume der türkiſchen Begräbnißſtätten erhub, da wurden wir in der darauf folgenden Nacht durch ein noch viel entſetzlicher lautendes Geheul und Geſchrei erweckt. In dem Hauſe, welches nur durch eine enge Gaſſe von demſelben geſchieden, unſrem Schlafzimmer gegenüber lag, war die Frau des Hauſes, eine junge Griechin, plötzlich an der Peſt geſtorben; das Geheul und Geſchrei, das wir in der Nacht hörten, kam aus der Bruſt ihrer Kinder und ihrer Dienſtboten. Am darauf folgenden Tage wurden in dem Hofe jenes Nachbarhauſes die Betten und Gewänder der Verſtorbenen mit Feuer verbrannt; der übelriechende Dampf drang in die leicht verwahrten Fenſter unſrer Wohnung herein und verpeſtete die Luft derſelben auf unerträgliche Weiſe. Hierbei litt ich, deſſen Uebelbefinden durch Alles, was die unwillkührlichen Aeußerungen des innren, heftigen Eckels erweckte, ſehr vermehrt wurde, am meiſten, meine Krankheit hatte ſich am Montage, am Tage der Abreiſe in ſolchem Grade geſteigert, daß ich mich kaum aufrecht zu erhalten vermochte und daß nur das ſehnliche Verlangen hinauszukommen vom Krankenlager an die friſche Luft des Meeres, mir die Kraft gab hinab zum Hafen zu ſchleichen. Kaum aber wehete mich auf dem Verdeck des Dampfſchiffes der erfriſchende Oſtwind an, da fühlte ich mich unbeſchreiblich geſtärkt und da ich auf dem ſpiegelglatten, ſanften Marmorameere noch einmal das prächtige Conſtantinopel, dann aber vor allem Chalcedon und weiterhin, vorüber an den Prinzeninſeln, den Eingang zu der herrlichen Bucht von Ismid vor mir ſahe, da wirkte auch noch die Erinnerung an Das, was einſt ſich hier zugetragen mit ſo wunderbar

ſtärkender Kraft auf die Seele, daß ihre Empfindungen ſich zu einem Liede des Lobes und Dankens geſtalteten.

Meine Leſer werden es mir zu gute halten, wenn ich auch ſie an eine zwar altbekannte, in ihrer Wirkung aber auf das Gemüth noch immer jugendlich neue und kraftvolle Geſchichte erinnere.

Seit Kaiſer Gallienus für längere Zeit den blutigen Verfolgungen des Chriſtenthumes Ruhe und Stillſtand geboten, war der gotteskräftige Glaube an den Gekreuzigten, gleich dem lebendigen Keime, welcher aus dem Senfkörnlein kam, zu einem Gewächs erſtarket, das über alle Provinzen des großen, römiſchen Reiches, bis heran an die Ems und den Lech, bis an den Rhein und an die Seine ſeinen erquickenden, friedengebenden Schatten verbreitete. Da geſchahe es, im Winter des Jahres 303 nach Chriſti Geburt, daß der Kaiſer **Diocletian**, der eben damals hier oſtwärts in *Nicomedia* oder Ismid ſich aufhielt, durch den Ausſpruch eines zuſammenberufenen Rathes, an deſſen Spitze der Mitregent, der grimmige Feind der Chriſten: Galerius ſtund, zu dem Entſchluß bewogen wurde, den überall aufkeimenden Chriſtenglauben durch Feuer und Schwert von der Erde zu vertilgen. Furchtbarer und grimmiger hat keine Verfolgung gegen das arme Häuflein der „Nazarener" gewüthet, als die damalige; ſie war zu einem wirklichen Vertilgungskriege geworden. In der Provinz allein, deren Hauptſtadt Nicomedia war: in Bithynien wurden 150,000 Chriſten um ihres Bekenntniſſes willen gemordet; die Hunderttauſende der Andren, welche in den meiſten übrigen Provinzen des Römerreiches als Schlachtopfer fielen, vermochte die ſpätere Kirche kaum mehr zu zählen. Wenn

man, ſo berichten die Reiſenden *) in die Bucht hineinfahrt, da ſieht man, jenſeits Libyſſa an der faſt unerſteiglich gähen Felſenwand des Ufers noch Spuren von armſeeligen Menſchenwohnungen; hieher hatte ſich eine kleine Schaar der noch übriggelaſſenen Chriſten in die Klüfte und Felſenlöcher gerettet, und vielleicht ſpäter, da ſie dem Auge der andern Menſchen ſich wieder zeigen durfte, die Hütten, mit der kleinen Kirche, deren Trümmer noch beſtehen, an den Bergabhang geklebt. Die andren Kirchlein des Landes waren zerſtört; der große Name, in deſſen Kräften das Heil der Menſchen ruhet, wurde nirgends mehr laut genannt, denn die Lippen, denen er ein Vorſchmack des Himmels geweſen, waren im Grabe verſtummt; die wenigen Herzen, in denen er noch lebte, von Furcht und von dem Schrecken des Todes wie erſtarrt. In der That es war ſo ſtumm auf dem großen Blutacker geworden, daß der Wahn der Herrſcher, als ſey der Aberglaube der „Chriſten" jetzt vom Erdreiche vertilgt, einen Anſchein der Wahrheit gewann, und daß Säulen errichtet, Münzen geſchlagen wurden, deren prahlende Inſchriften das Gelingen der Ausrottung des Chriſtenthumes und der Wiederherſtellung des alten Götzendienſtes verkündeten. Mußte es doch ſelbſt Vielen unter dem noch überlebenden Häuflein der Gläubigen ſo erſcheinen als ſey es jetzt aus — Alles aus. Aber, wir wiederholen unſer Sprichwort: wann und wo die Noth am größeſten, da iſt Gottes erbarmende, allmächtige Hülfe am nächſten. — Blicken wir noch einmal hinüber auf dieſe

*) M. v. unter andrem Walsh, a residence at Constantinople. II. p. 164.

dieſe vor uns liegende, öſtliche Küſte des Propontis. Hier, gerade bei Chalcedon, ſchlug Conſtantin der Große am 18ten September des Jahres 323 ſeinen Gegner und Nebenkaiſer Licinius, den Vertheidiger und Schützer des Heidenthumes, und feſtete hierdurch, wie durch ein von den Feinden ſelber herbeigerufenes Gottesurtheil, den Herrſcherthron des Chriſtenglaubens auch äußerlich feſt. Aber, was noch vielmehr und bedeutungsvoller iſt: in Nicomedien, in der nämlichen Stadt, welche der Ausgangs- und Mittelpunkt des Vertilgungs- und Ausrottungskrieges gegen die Chriſten geweſen war, empfieng — da eben ſeit jener Zeit nur ein einziges Mannesleben von 13 Jahren vergangen war, im Jahre 337, Conſtantin die Taufe der Chriſten. — Du hoher Olymp im Süden ſchauſt noch in unverwandelter Geſtalt auf das vormalige Blutfeld herunter; der Kaiſer aber, der ſich auf den Münzen, die ſeinen Sieg über die Chriſten feiern ſollten, als Herrſcher des Olymp, als Jupiter, mit dem Donnerkeil in ſeiner Rechten, und zu ſeinen Füßen die niedergeſchmetterte Macht der Chriſten darſtellen ließ, wie hatte er ſchon nach einem einzigen Mannesleben Alles ſo ganz anders geſtaltet gefunden, als er es erwartet. Hannibals Grab, dort bei Libyſſa, zwiſchen Chalcedon und Nicomedia, du erinnerſt an das Vorſpiel oder die Ouverture, welche die Geſchichte hier dem großen Schauſpiele, das ſie bald zu geben bereit war, vorausſendete. Hier verſank der Strom, der einſt ſo mächtig geweſen, daß er die Grundſteine der ſtolzen Roma zu erſchüttern drohte, gleich einem Siedbache der Wüſte, welcher mit kurzer Fluth aus dem Gebirge hervorbrach, im Sande.

Fürwahr, die Geſchichte beobachtet, wenigſtens was die Einheit des Ortes betrifft, bei ihren Vorſtellungen

öfters die Regeln der alten Tragödie. Wie hat ſich doch hier, in einem engbegränzten Raume, auf einer kleinen Bühne der Erdoberfläche, deren Scenerie unverändert dieſelbe blieb, ein Cyklus von Tragödien entwickelt, welche, wie jene, in denen Sophokles die Geſchichte des Oedipus und ſeines Hauſes beſang, ein großes Ganzes bildet, das, durch Gleichheit des Inhaltes der einzelnen Stücke ſich als ein zuſammengehöriges zeigt. An der ſüdlichen Gränze des Propontis erhub ſich die Flamme, von welcher Troja verzehrt wurde, deſſen Lebenskeim, wie der Phönix der alten Sage, in der neuen Form des römiſchen Weltenreiches wieder aufwachte. Hier bei Libyſſa feierte die Macht des weſtrömiſchen Reiches an Hannibals Grabeshügel einen Triumph, deſſen Gegenſpiel der Sieg des Conſtantin über den Licinius war; denn damit erhub ſich ein Gegengewicht, das für lange Zeiten den Scepter aus der Hand des Weſtens zu ſich herüberriß. Hier auch, in Nicomedia, rühmte ſich das Heidenthum über das, wie es ſchien, vertilgte Chriſtenthum eines Sieges, deſſen das Chriſtenthum bald nachher ſich nicht rühmte, ſondern ſeiner in der That und Wahrheit genoß.

Es war ein unbeſchreiblich ſchöner Abend, als wir mit unſerem Dampfſchiff über den Propontis hinſchwebten. Die Schaaren der Delphine ſpielten in unſrer Nähe; dieſes Thier, das einer wirklichen Regung der Neugier fähig iſt, ſchien durch das Rauſchen und Rauchen des Dampfſchiffes mehr angelockt denn abgeſchreckt zu werden. Wir hatten uns wieder der weſtlichen, der europäiſchen Küſte genähert, die ſich hier zur weiten Ebene ausdehnt; fern hinter uns lag ſchon das alte Athyras (jetzt Bujuk Tſchekmedſche), wo der Feldherr Beliſarius, nachdem er noch einmal das greiſe Haupt mit dem Kriegshelme

bedeckt, die Hummen ſchlug; weiterhin erheben ſich über die vormals ſo reiche Fläche nur hohe Grabeshügel, welche die Gebeine wie den Namen der Helden, deren Ehrendenkmal ſie einſt waren, verdecken und verſchweigen. So lange die Dämmerung es erlaubte genoſſen wir des Anblickes des Meeres und Landes; den von Rodoſto, dem Wohnorte vieler deutſchredenden Ungarn und Siebenbürgen, die aus Buda herüber kamen, entzog uns die Nacht.

Die Empfindung, mit welcher ich am 11ten October beim erſten Grauen des Tages erwachte, glich faſt jener, die mich in meinen Jünglingsjahren ergriff, als nun endlich der Morgen des langſt erſehnten Tages gekommen war, an dem ich den theuren Mann und Lehrer, der mir der erſte, freundliche Führer auf das Meer des eigenen, ſelbſtändigen Denkens und Forſchens geweſen war [1], nach zweijähriger Trennung wiederſehen ſollte. Ich ſollte heute ein Land ſehen und begrüßen, das nur in der Blüthenzeit des Lebens ein Luſtgarten geweſen war, darinnen meine Seele ſich hütten, wie zum beſtändigen Wohnen aufgeſchlagen, meine Phantaſie täglich ſich ergangen hatte; ich ſollte die Küſte von Aſien ſehen: Achilles wie des Patroklos Grabmahl und des Skamandros lehnende Gefilde. Schon vor Sonnenaufgang fanden wir auf dem Verdeck; ein Geruch, wie nach Narden, den der Wind vom Lande her brachte, kam uns entgegen; die heitere Bahn des Propontis lag hinter uns, wir näherten uns ſchon dem Eingang zum Helleſpont. Dort auf den Alpenhöhen des Rhodopegebirges, die ſich uns durch

[1] S. oben S. 3.

eine der Thalschluchten zeigten, erwachte jetzt, im Strahle der aufgehenden Sonne der Morgen; es war als ob einzelne Töne der Orpheischen Lyra, wie ein Säuseln aus dem Wipfel der Eiche, an unser Ohr kamen; dort an dem beschneiten Gipfel von Rhodopes Gebirge, klagte Orpheus seine Euridice. Das Herz des alten Barden, der, ein Seher des Künftigen, in vielen seiner Lieder die Herrlichkeit eines fernkommenden Reiches des Geistigen besang, schlug noch jugendlich treu und warm, als das Haupt schon vom Schnee des Alters bedeckt war; die Liebe seiner Jugend war ihm Vorbild und Führerin zu einer Liebe gewesen, die nicht vom Geschlecht des Vergänglichen, sondern von einer niemals alternden, unvergänglichen Art ist.

Gallipoli, auf welches nun auch die Strahlen der Morgensonne fielen, erscheint noch immer, wie sein alter Name Kallipolis es nennet, als eine schöne Stadt; malerisch schön durch den Gurtel der streifenweise geschichteten, von Garten und Zypressenwaldern durchzogenen Felsen, an die es sich anlehnt; schön durch das farbige Gemisch seiner Moscheen und Häuser. Denn wenn auch der (deutlich geschichtete) Felsen seit Jahrtausenden derselbe blieb, so hat doch dieses Heer der Gebäude, gleich der Haut einer Schlange, im Verlauf der Jahrhunderte sich oft erneut; es erhub sich aus den Haufen des Schuttes und der Asche, in welche es durch die Barbarei der Lateiner versunken war, und als in der Mitte des 14ten Jahrhunderts ein furchtbares Erdbeben Mauern und Häuser der Stadt zu Boden gestreckt, da hob dieselben die Hand der Türken, welche hiermit zuerst festen Fuß an der europaischen Küste faßten, zu neuer Herrlichkeit empor. Das vormalige Lampsacus (jetzt Lepsek oder Lamsaki), das an der entgegengesetzten asiatischen Küste et-

was ſüdlicher denn Gallipoli liegt, hat ſich nicht ſo wie dieſes erneuert und gebauet; es hat dieſes Geſchäft der peloponneſiſchen Rieſenſchlange (Boa turcica) überlaſſen, welche unter der üppigen Fülle der Landſchaft (der alten Abarnis) herumſchleicht, da wo nach der Sage der häßlich entſtellte Halbbruder des Amor geboren ward, den, von Ekel ergriffen die eigne Mutter verläugnete. Noch jetzt vermochte dieſe Gegend, deren köſtlicher, feuriger Wein vom Alterthume ſo hoch gerieſen ward, eine Pflegerin einer ſilenſiſchen Begeiſterung zu werden, welche den von ihr Berauſchten ſich ſelber und ſeine göttliche Beſtimmung vergeſſen und verläugnen machet, denn noch immer glühet hier, unter dem Grün der Rebe das Feuer der edelſten, gehaltreichſten Trauben; Feigenbäume von bräunlichen Früchten behangen, bedecken die Hügel. Das Dörflein ſelber aber, das an der Stätte von Lampſacus, dem Geburtsorte des mitten in ſolcher Naturfülle nüchtern gebliebenen Redners und Geſchichtſchreibers Anaximenes ſtehet, iſt ein unregelmäßiges Gehäufe armſeliger Hütten.

Immer genußreicher und reizender wird jetzt die Fahrt. — Da in der Meerenge des Helleſpontes ſtehen ſich die Kräfte zweier nachbarlicher Welttheile, wie die Heeren zweier Heere nahe gegenüber; ſie rufen ſich wechſelſeitig Worte der Herausforderung zu. Das aſiatiſche Ufer, in der unvergleichlich ſchönen Fülle ſeiner Lorbeer- und Terebinthenbäume, in dem Schmucke der Wein- und Kirſchengärten, über deren niedre Hügel von Süden her der hohe Ida hervorblickt, ruft mit lauter Stimme zu der Nachbarin hinüber: „Siehſt du mein Haupt mit Kränzen des Ruhmes umwunden?“ — „Wunden“ antwortet drüben das Echo aus den jähen Felſen des Cherſoneſus. Darauf fraget der noch jetzt von den

Trümmern der Mauer des Miltiades umzäumte Cherſoneſus: „Siehſt du die hehren Werke meiner Hände?“ und das Echo der aſiatiſchen Küſte antwortet „Ende.“ Von neuem rufet das Blumengefilde Myſiens zu der Nachbarin hinüber: „Was haſt du, mit Aſiens Blüthen zu vergleichen?“ — „Eichen“ antwortet darauf der Wiederhall von Thraziens Halbinſel. — Wiederum erhebt Europas Küſte die mächtige Stimme und rufet: „Welcher Ausgang bleibt dir, du Sklavin der Sklaven offen?“ — Die Gegnerin antwortet: “Hoffen.“

Indem wir ſo, das Auge bald auf die grünenden Anhöhen und die von immerblühenden Roſengehängen geröthelen Schluchten der aſiatiſchen Küſte, bald auf die von Seelilien *) umſäumten Felſengeſtade des Cherſoneſos gerichtet, dem Zweigeſpräch der beiden Nachbarinnen lauſchten, ſind wir ſchon, Seſtos gegenüber, bis an das Vorgebirge von Abydos gekommen. Da, an den Klippen, deren Reihen weit hinein ins Meer ſich fortſetzen, ſahe man noch vor wenig Jahren einzelne Trümmer jener fünf türkiſchen Kriegsſchiffe herumgeſtreut liegen, welche der kühne, engliſche Admiral Duckworth (im J. 1807) hier, hinter der für unannahbar gehaltenen Schutzwehr der Dardanellen aufgeſucht und zerſtört hatte, ein Wagſtück, welches übrigens ſchon unter Andren der Capitän des Meerbuſens von Venedig: Jacob Veniero im Jahr 1464, und Admiral Elphinſton, nach der für die Turken ſo unglücklichen Seeſchlacht bei Tſchesme im Jahr 1770 beſtanden hatten, der Letztere ſo glücklich, daß er, nachdem er jenſeits der Dardanellen ruhig Anker

*) Pancratium maritimum.

geworfen, und während ſeine Trompeter bließen, eine Taſſe Thee getrunken hatte, ohne Verluſt mit der Fluth zurückkehrte. Hier, wo die Sage der Dichter Hero's und Leanders Ort der Begegnung und letzten Trennung hinſetzet, treten ſich beide Ufer am nächſten, darum hatte da bei der Landſpitze Nagara Burnu, auf welcher der alte Leuchtthurm ſtund, etwas nördlich von Abydos Xerres ſeine Schiffsbrücke gebaut; hier bei Abydos war es auch, wo Alexander der Große mit ſeinem Heere nach Aſien überſetzte, und wo auch die kriegeriſche Macht der Galater hinüberdrang, während umgekehrt da in derſelben Gegend Soliman, Orchans Sohn, am Saume des Strandes hinreitend, hundert Jahre vor der Einnahme von Conſtantinopel den Entſchluß faßte und auszuführen begann, als Eroberer nach Europa überzuſetzen. Uns, wie einſt die alten Gallier, wandelte, bei dem Anblicke der ganz nahe an unſrer Seite liegenden, aſiatiſchen Küſte der entgegengeſetzte Trieb an, hinüber zu ziehen nach Aſien, welches hier, am Ufer der Bache, die aus den waldigen Höhen herabſtürzen, eine unbeſchreibliche Lieblichkeit entfaltet. Wir hatten indeß nicht lange Zeit das Auge mit den Heerden der Kammer zugleich, die am Abhange der Hügel giengen, auf die Weide dieſer grünenden Auen zu ſenden; ſchon lagen vor uns, drohend in roher Kraft, die beiden Bergſchließer der Dardanellen: das Kellidil Bahar oder Auge des Meeres und die Sultanie Kaleſſi oder große Sultansſtadt. Unſer Dampfſchiff hatte hier auf kurze Zeit anzuhalten; wir kamen der Kellidil Bahar ſo nahe, daß wir in den ungeheuren Schlund ihrer Geſchütze ſo deutlich hineinſchauen konnten als Odyſſeus in das grimmig blickende Auge des Kyklopen. Indem, wie ſchon erwähnt, jener gefangene

Ungar für Mohammed II. die Rieſenkanone gegoſſen, welche ſteinerne Kugeln von 6 Zentnern Gewicht, wie man ſagt, auf eine Meile weit ſchoß, und welche wirklich bei dem Beſtürmen der Mauern von Conſtantinopel furchtbare Wirkung that, haben die Türken mehrere ihrer befeſtigten Orte, vor allen aber die Dardanellen mit ſolchen, Feuer und Geſtein ſpeienden Ungeheuern beſetzt, die ſich an Größe zu andern Kanonen faſt ſo verhalten, wie die Rieſenſchlange zur Ringelnatter. Träge jedoch zugleich und unbeweglich wie die Rieſenſchlange, wenn ſie ihren Leib mit Nahrung gefüllt hat, liegen dieſe Feuerſchlünde an ihrem Orte; ſie gleichen Gewalten der Natur, welchen der Menſch nichts zu gebieten vermag, daß ſie nicht ſelber zu thun geneigt ſind; ſie ſchleudern ihre verderblichen Steinmaſſen immer nur nach einem Punkte hin, eine Richtung von andrer Art kann ihnen, ſo wie ſie da feſt liegen, der Türke nicht geben. Dennoch vermögen ſie auch ſo noch Ungeheures zu leiſten; dieſes erfuhr der kühne Duckworth als er nach der Zerſtörung der türkiſchen Flotille mehrere Tage in vergeblichen Unterhandlungen vor Conſtantinopel verloren und als nun die türkiſche Artillerie, geleitet durch franzöſiſche Offiziere, an den Dardanellen und manchen andern Punkten der Küſte ſeiner mit feindſelig geſpannter Aufmerkſamkeit wartete. Denn obgleich er, begünſtigt von Wind und Strömung ziemlich ſchnell zwiſchen den künſtlichen Vulkanen der Dardanellen hindurchfuhr, ward dennoch ein Theil ſeiner Schiffe ſo nachdrücklich von dem Geſchütze getroffen, daß der Royal George faſt zu Grunde gegangen wäre; dem Windſor Caſtle wurde der Maſtbaum, einer andern Fregatte das Steuerruder ſammt einem Theil der Pupa zerſchmettert; an der Aktive, auf welche eine mehr als zwei

Fuß im Durchmeſſer haltende, gegen 8 Zentner ſchwere Granitkugel auftraf, wurde das mächtig ſtarke Zimmerwerk in der Gegend des Backbordbuges ſo durchbohrt, als wär es von Papier; die Kugel rollte jedoch dann auf dem Mitteldeck nach hinten, ohne weiteren Schaden zu thun. Auch Jacob Benicro, als er des groben Geſchützes dieſer furchtbar drohenden Felſenſchloſſer ſpottend zwiſchen den Dardanellen hin und herfuhr, verlohr auf der Einfahrt 7, auf der Hinausfahrt 5 Ruderer, nicht ſowohl durch die großen Kanonen als durch die kleinen Schießgewehre der Beſatzung.

Doch wir haben in dieſen Gegenden andre, bedeutungsvollere Dinge zu bedenken und zu betrachten als die Thaten einiger neueren Seehelden; wir ſtehen hier am Ufer eines Meeres der bewegten Lebenskräfte, welches, dem Auge unüberſehbar von einem Jahrtauſend zum andern woget. Der Geiſt, welcher durch ſeine Kraft das ſichtbare und vergängliche Weſen zum Leben der Ewigkeit weihet, hat verſchiedne Weiſen dieſer Weihungen; denn Er iſt es, welcher der Seele die Weihe eines Lebens in Gott und aus Gott ertheilet, Er auch iſt es, der ihr, mitten in dem dumpfen Gedränge des Sinnenlebens ein Sehnen nach Gott und dem Göttlichen einhaucht. Noch ehe das zarte Kind den ſüßen Namen, der noch nicht gekannten Mutter zu nennen vermag, iſt ſein Rufen nach ihr ein Weinen; dieſes Weinen iſt es, durch welches im leiblichen Menſchen zuerſt die Kraft der Stimme und der Sprache aufkeimet; der Schmerz iſt das erſte nährende Element der Seele, deren Weſen und Leben ein Sehnen iſt, hinaus und hinauf aus dem armen, beengten Kreiſe des ſelbſtſüchtig ſinnlichen Seins in den Zuſtand eines Ungenieſſens der Freude, welche niemals aufhört; des

Lebens das niemals endet. Wie das Kind zuerst an der Hand der Warterin sich festhält und so zum eignen Gehen sich bekräftiget: so erstarket das geistige Leben der Völker, das Leben der frühe verwaisten, in die Fremde gerathenen Kinder zuerst durch das Erfassen des Mitgefühles mit vielen Andren, welche das Gleiche fühlen; eines Mitgenießens der Freude, welche viele Andre erfreut. Dieses Mitgefühl, das in Tausenden zugleich die Thräne des Schmerzens wie das Aufwallen der Freude und der Begeisterung zur That der Helden weckte; dieses Mitgefühl das um viele der äusserlich unter sich getrennten und uneinigen Städte, Inseln und Völkerschaften ein Band der geistigen Einheit schlang, reichte die Muse dar, welche Iliens Fall und ein Sehnen nach der Heimath besang, das erst nach langem Kampfe und mühseligen Irrfahrten das theure Heim gefunden. Denn wie einst der Atreiden Schlachtruf Hella's Stämme vor Ilion versammlet, so rufte Homers Lied der Helden sie alle von neuem zum gemeinsamen, geistigen Werk des Lebens; Athens wie Sparta's Gesetzgeber und Begründer des Bauwerkes der Staatenverfassung, sie erfuhren von neuem die Kräfte jener Orpheischen Lyra, die das ungeordnete Gestein zur Anordnung der Tempelgemäuer herbeizog, als sie durch Homers Gesang die Seelen der Menschen zum Aufmerken auf die grosse That der Geschichte geweckt hatten, welche überall, sie erscheine in welcher Form sie wolle, ein Hineilen nach einem Ausgang und nach einer Lösung des Räthsels ist, die nicht in des vergänglichen Lebens Zeit, sondern in des Lebens Ewigkeit fällt, und deren sichtbares Gewebe aus Fäden sich entspinnt, die in einer unsichtbaren Welt des Göttlichen ihren Anfang nehmen. Was hierbei so Großes wirkte, das war vor allem das

schaften dieser unsichtbaren Anfänge und Ausgänge alles in das sichtbare Wesen kräftig wirkenden Thuns; ein Erfassen das durch Kraft, hier des Geistes als Muse, geweckt ward, als in Argos Auen wie an Asiens Ufern und auf Creta's Gebirgen der Gesang widertönte, vom Zorne der Atreiden und des Peleiaden Achilles, oder die Thräne des Mitleides bei Hektors und Andromache's Abschied, wie, zu Achills Füßen, um Hektors Leichnam, mit dem ergrauten Priamus, das Auge des dorischen wie des jonischen Jünglinges und des Bewohners der Inseln benetzte. Ja, „aus Troja's leiblichem Untergang ist ein geistiges Ilion erstanden und wenn auch nicht mit dem beglückteren Achill auf Leuke, lebet doch der frühe erblühete Hektor, lebet mit ihm Andromache ein nie verwelkendes Leben im Liede; Ilions Fall und geistige Verklärung wird hierdurch ein Bild voll Bedeutung wie das Samenkorn das im Boden verwest, während der Keim des Neuen fröhlich aus ihm hervorwächset" [1].

Doch nicht mit dem geistigen Auge allein, auch mit dem leiblichen treten wir jetzt dem Schauplatz der Homerischen Heldenkämpfe etwas näher. Unser Dampfschiff hielt hier, weil mehrere Reisende ausstiegen, gerade so lange als nöthig war, um wenigstens die Hauptpunkte der Scenerie, die sich aus Le Chevalier's und Clarke's Beschreibungen dem Gedächtniß tief eingeprägt hatten, freilich nur wie ein Gemälde, zu überblicken. Da, wo der Saum der Küste ein wenig aufwärts steigt, erhebt sich noch jetzt, neben dem des Patroklus jener Grabeshügel des Achill, den schon vor 22 Jahrhunderten

[1] M. v. m. Briefe über Homer und sein Zeitalter. S. 39.

Alexander der Macedonier durch gymnischen Kreistanz ehrte; hier war das Lager der Griechen; dort auf der Anhöhe, die nun das Dorf Burnabaschi einnimmt, stund Ilions Veste und noch jetzt quillt am Fuße des Hügels der warme Quell, noch jetzt zeigt sich da, von altem Gemäuer umfaßt, ein Wasserbehältniß, vielleicht dasselbe, an welchem Troja's Frauen, ehe das Annahen der feindlichen Heeresmacht die Sitte des Friedens störte, die Gewänder wuschen. Noch jetzt wächst auf dem Feigenhügel das Gebüsch der wilden Feigen; die Höhe von Kali Kolone dort jenseits, auf welcher die mit Troja befreundeten Götter, jene ihr gegenüber gelegne, auf welcher die mit den Griechen verbundeten stunden, selbst der kleine Hügel (das Grabmahl des Aesites), von wo Polites die Bewegungen des Griechenheeres erspähte, lassen, aus Homers Beschreibungen, sich noch errathen. Der Simois wälzet noch jetzt sein trübes, schlammiges Wasser zuletzt in eine sumpfige, mit Schilf bewachsne Brake, aus deren stehendem Wasser die Strahlen der Sonne Seuchen ausbrüten wie damals, da Griechenlands Heere vom tödtlichen Geschoß derselben erlagen. Zwar der klare, fischreiche Skamandros strömet jetzt durch ein andres, später gegrabenes Bett ins Meer, doch zeigen sich noch in den Vertiefungen des Bodens die Spuren seiner alten Zusammenmündung mit dem Simois. So tritt die Natur, wie die Aussage eines unschuldigen, unbefangenen Kindes auf die Seite des Dichters und bezeuget, daß Homers Muse Wahres gesehen und gesprochen.

Jenseits Tenedos, das noch immer, wie zu Themistokles Zeiten durch seinen köstlichen Wein *) berühmt

*) Tournefort nannte ihn als den besten des Orients.

d. begegnete uns, gerade in den heißen Stunden des Tages, ein erfriſchender Wind; das Meer, auf welches an vorüberziehendes Gewölk das dunkle Lafur ſeines Schat- uns warf, gieng in etwas kräftigeren Wogen; fern im Süden, hinter und neben Imbros zeigte ſich der Sa o- te, der Berg von Samothrace. Es erſcheinet nicht ohne tieferen Sinn, daß dieſer Sitz der alten Orpheiſchen Geheimlehren ſo nahe an Ilions Küſte geſtellt war; wie n Dante's und Shakeſpear's Geiſte geſellet die ewige Vorzeit auch in der Geſchichte der Länder und Völker n dem mildernden Vordergrunde des Dieſſeits den ern- ten Hintergrund der Kunde des Jenſeits. Eben ertönte ch in unſerem Thal der liebliche Geſang zur Zither und n Laut der Flöte, welche von der Luſt und dem Leid ds vergänglichen Lebens ſprachen; da erhebt das ernſte Läute der Glocke, vom benachbarten Thurme ſeine Stimme und erinnert an Das, was jenſeits der Gräber ſt. Die Geſänge der Homeriſchen Muſe auf Troja's Ebe- n ſtärkten und begeiſterten Die, welche ſie vernahmen, n den Heldenthaten des Schlachtfeldes und des Kampfes der Männer; die Töne der Orpheiſchen Lyra, in den Ge- heimlehren Samothrakes gaben Denen, die ſie vernah- men und erfaßten, Kraft und Muth zu dem Beſtehen der ſtehenden Trübſal, zu dem Kampf mit den Schrecken des Todes.

Lemnos hatten wir wenig beachtet; deſto mehr zog uns der Anblick des bergigen, ſchön bewachſenen Lesbos (Mytilene) an, an deſſen öſtlichen Ufern wir in den ſpäteren Nachmittagsſtunden ganz nahe hinfuhren, und n deſſen einer Bucht unſer Dampfſchiff für kurze Zeit hielt, weil hier mehrere Reiſende ausſtiegen. Noch jetzt, wie zu Tournefort's Zeiten, gewährt dieſe Inſel mehr als

100 größeren und kleineren Ortſchaften Nahrung und fröhlichen Verkehr, und dieſer reiche Boden war nicht bloß fruchtbar an leiblichen Gewächſen, er war dies auch an geiſtigen Kräften, denn Lesbos iſt die Geburtsſtätte von Alcäus und Sappho, wie von dem Zeichner der Charaktere, dem Dolmetſcher der ſtummen Zeichenſprache der Pflanzen, der Steine und Meteore: Theophraſt dem Ereſier. Wie durchſichtig und klar der Himmel dieſer Länder ſey, das lehrte uns am Abend der Anblick der Mondſichel, die wie ein zarter Silberfaden ſchon heute, gegen Ende des 2ten Tages nach dem Neumond, tief am Horizont ſich zeigte. Die Feuer der brennenden Gebüſche, welche die Hirten entzündet hatten, ergoßen ſich wie Gluthſtröme über die Schluchten des Gebirges; erſt ſpät verließen wir das Verdeck, um die Ruheſtatte zu ſuchen.

Beim Erwachen, in der Dämmrung des nächſten Morgens, war das Erſte das wir vernahmen ein Laut, den wir lange nicht mehr gehört hatten: der Ton der chriſtlichen Gebetglocken. Unſer Schiff lag ſchon ſeit mehreren Stunden in der Bucht von Smyrna. Sey uns gegrüßt du altes, ſchwärzlich graues Felſenſchloß auf der Höhe des Paßuſiaberges, aus deſſen Pallaſten und Tempeln einſt die Fülle und Herrlichkeit Joniens in ſolcher ſiegreichen Anmuth hervorblickten, daß der länderkundige Strabo bei dem Anblick das Lob der „ſchönen Stadt" ausrief. Noch mehr aber ſey du uns gegrüßt du immergrünendes Gefilde des Meles, aus dem einer jener Engel hervorgieng, der wie jene, durch deren Geſchaft das Geſetz gegeben ward, die Beſtimmung hatte, den Völkern und Menſchen ein geiſtiges Bewegen, hinweg von dem thieriſchen Sinnengenuß in ein Gebiet des innern Schauens und Genießens zu bringen, welches wenigſtens die Vorhalle oder der Gar-

an jenes Tempels der Innenwelt ist, deren Pforten der Glaube eröffnet. Hier oder nahe von hier war die Geburtsstätte des Homeros, des einen, ganzen Sängers der Ilias und der Odyssee, nicht jenes vielerfahrenen, vielarmigen, den sich die Gelehrsamkeit unserer Tage ersonnen hat.

Es lag, in der dämmernden Frühe, über den Haiden der Zypressen und den Gärten der Orangen eine Stille, wie jene die eine liebende Mutter sich und den Ihrigen auferlegt, damit der schlafende Säugling nicht geweckt werde; endlich nahete, von den Höhen des Sipylos der Morgen und goß seine Strahlen herab in das Thal; der dunkelgrüne Vorhang der Zypressenhaine that sich auf und verstattete dem Auge den Zutritt hinein in die Ruhegemache der Lebenden wie auf die Ruhestätte der in den langen, letzten Schlummer versenkten Schläfer. Wenn auch die jetzige Gestaltung des Landes gleich dem Leben die Züge des kraftlosen Alters an sich trägt, so ist dennoch auf sie noch immer, lieblich verklärend, der Zauber der niemals alternden, ewig kräftigen Morgenröthe, und es ist nicht die irdische Aurora allein, die im Liede des Sängers hier mit Homers Geburtsstätte sich vermählte; es ist ein Morgenglanz der Ewigkeit der seine Strahlen auf diese alte Stadt wirft, die nicht nur im Liede der Dichter, sondern in dem hehren Worte der Offenbarung eine hochgepriesene ist. Vergessen wir nicht, daß wir hier bei der beiden, unsterblichsten unter jenen sieben alten Christengemeinden sind, an welche die Sendschreiben des verfluchten Buches gerichtet waren, das den Schlußstein der Schriften des neuen Bundes bildet *).

*) Vergl. Offenb. II. V. 8 — 11.

Smyrna.

Wir verweilten faſt vier Wochen in Smyrna und ſeiner Umgegend; hier, oder in dem Zypreſſenhaine von Budſcha war der Mittelpunkt, von welchem unſre Reiſen nach dem Thale des Kayſtros wie des Hermos und des Paktolus ausgiengen, und wenn uns der Anblick der Marmorruinen von Metropolis, die wie ein zerriſſenes Leichentuch über die Stätte der Gräber geſtreut lie-gen, wenn uns die grauenvolle Verödung auf den Gaſſen und in den Säulenhallen von Epheſus, wenn uns der erſchütternde Anblick von Sardis, aus deſſen von Erd-beben und Barbarenhänden zerriſſenen Gemäuern Furcht und Entſetzen, wie aus dem Haupt der Gorgone hervor-blicken, niedergebeugt und traurig geſtimmt hatten, da erholten wir uns von neuem in dem lebensfrohen Smyr-na; darum beſchreiben wir auch dieſes zuerſt.

Wir ſteigen jetzt aus, an dem reinlich gepflaſterten Hafenplatz bei dem Frankenquartier, der von anſehnlichen, europäiſch eingerichteten Häuſern umgeben iſt. Man glaubt ſich hier in einer einheimiſchen Stadt zu finden, denn neben den Waaren und Kaufleuten aus England und Frankreich findet man auch mannichfache Handelsar-tikel aus Nürnberg und einzelne deutſch-redende Kauf-leute und Handwerker. Man hatte uns ſchon vor unſrer Ankunft Wohnung in dem Gaſthaus einer Griechin (der Madame Maraccini) beſtellt und bereitet, das in einer der anſehnlichſten, luſtigſten Nebenſtraßen des Franken-quartieres liegt; hier fanden wir in faſt zu großem Ueber-fluß die Bequemlichkeiten eines gut eingerichteten euro-päiſchen Gaſthauſes und eine Geſellſchaft von Gäſten, welche in vier Welttheilen zu Hauſe war; denn außer den einheimiſchen Aſiaten und den Europäern waren be-

ſuchende

schende Fremde aus Aegypten und Amerika da. Doch wir halten uns hier nicht auf, sehen nach dem Genuß des Frühstückes in dem zur Recreation eingerichteten Hofraume begeben wir uns hinaus vor die Stadt, ans Meer und in die Garten. Ich beschreibe mit dem Eintritt der ersten Stunde zugleich das, was wir im Verlaufe auch der übrigen Tage unsres hiesigen Aufenthaltes sehen.

Man hat die weite, von Bergen umgürtete Bucht von Smyrna mit der von Neapel verglichen. Die Natur ist allerdings eben so großartig und gewaltig in ihren Umrissen, ja vielleicht selbst noch großartiger als die von Neapel; der Gedanke, daß man hier in Homers, in Hesiods, in Anakreons, in Anaxagoras Vaterlande, und was noch mehr ist, daß man sich an der Stätte jener alten Christengemeinde befinde, welche vor allen andern Gemeinden der Erde den Namen „der treuen" sich erworben, erhebt vielleicht die Seele noch mächtiger, als der Anblick von Virgils Grabe am Posilippo; eines aber geht dennoch der Gegend von Smyrna im Vergleich mit der von Neapel ab: das ist die grüne Bekleidung der Berge und Hügel mit Gebüsch und Bäumen, welche Italiens Landschaften ihren ganz besondren Reiz giebt. Der Muselmann, wie er sein eignes Haupt, das er unter dem Turban verbirgt, ganz kahl zu scheeren, ja glatt zu rasiren pflegt, rasirt auch, so weit er es nur vermag, die Höhen seiner Berge und Hügel und entzieht hierdurch den Quellen und Flussen seines Landes die natürliche Nahrung. Die Ebenen und Schluchten um Smyrna sind allerdings labend schön, die Höhen aber daneben laden nicht; sondern in ihrer jetzigen Entstellung grinsen sie das Auge des Europäers an, wie ein kahl geschorner Türkenkopf,

dem der Turban entfiel; während das Haupt der neapolitanischen Höhen mit der Jugendfülle der Locken umgeben ist. Dennoch, wenn wir in der grünenden Ebene, gegen Burnabat hin uns ergiengen oder zwischen den duftenden Orangengärten uns so verirrt hatten, daß wir keinen Ausweg mehr fanden, oder, jenseits der Gärten der Feigen und der Oelbäume auf einem der Hügel, bei den Heerden der hier weidenden großen, schönen Kameele stunden, neben uns das Engthal des Meles, das noch jetzt den Namen Paradeisos führt und in welchem, wie man sagt, der Dichter der Iliade seine Grotte oder sein Hüttlein hatte, vergaßen wir gerne das was etwa fehlte, und erquickten uns inniglich an dem das in reicher Fülle gegenwärtig und vorhanden war.

In Smyrna haben Christen und Mohammedaner Jahrhunderte lang feindlich sich gegenübergestanden und manche blutige Kämpfe mit einander gekämpft. Oben die alte Burg auf dem Mastusiaberge *), die seit Antigonus, des Feldherrn Alexanders des Macedoniers und seit der römischen Kaiser Zeiten **) von so vielerlei Händen gebaut und wieder zerrissen und wieder gebaut ward, hatten meist die Turken, den untern Theil der eigentlichen Stadt vorherrschend die Christen im Besitz, bis zuletzt unter der fester begründeten turkischen Herrschaft die Osmanen auch in der Stadt selber die Oberhand gewannen. Dennoch, seitdem die blutigen Kämpfe der griechischen Revolution beendigt wurden, wohnen jetzt in dieser hierin merkwür-

*) Plin. V. 29.

**) Nach dem großen Erdbeben vom Jahr 178 ließ sie Marcus Aurelius prachtig wieder aufbauen.

digen Stadt Mohammedaner und Juden mit den Christen der verschiedensten Glaubensbekenntnisse so einträchtig beisammen, daß man sich, nur freilich nach ungleich größerem Maßstabe, in ein Gasthaus von Marseille, oder selbst von Leipzig, zur Zeit der Messe, versetzt glaubt, wo sich auch die Abkömmlinge und Bewohner der verschiedensten Länder und Städte zu friedlichem Verkehr vereint, durcheinander bewegen. Der Stadttheil, welchen die Armenier und Türken bewohnen, ziehet das Auge des Europäers durch seine reich, mit den Erzeugnissen des Orients besetzten Bazars an. Die Gassen sind hier zum Theil sehr schlecht gepflastert und schmutzig, dabei so eng, daß wenn der lange Zug der Kameele mit Holz, Baumwolle oder getrockneten Feigen beladen da hereinkommt, man in eine der angränzenden Werkstätten sich retten muß; wenn sich, wie dieß nicht selten geschieht, in einer solchen langen, engen Gasse zwei Züge von Kameelen begegnen, zwingt man die des einen Zuges, welche entweder gar nicht, oder mit minder der Gefahr ausgesetzten Dingen beladen sind, sich niederzulegen und die Thiere des andern Zuges steigen dann ganz vorsichtig auftretend über ihre am Boden liegenden Gefährten hinweg.

Um eine Uebersicht über das alte und neue Smyrna zu gewinnen, besteigt man den Berg der alten, weitläufigen Burg, in deren innern Räumen noch eine verlassene Moschee gesehen wird. Ein riesenhaft großer, weiblicher Kopf, in halberhabener Arbeit, den die Türken öfters zur Zielscheibe ihrer Pistolen gemacht und hierdurch sehr beschädigt haben, soll an jene Amazone, oder nach Andern an jene Gemahlin des aeolischen Begründers des alten Smyrna erinnern, von welcher diese Stadt, die alte wie die spätere neue, ihren Namen empfieng. Wie diesem

Bildniß iſt es dann freilich auch den vormals ſo viel und hochgeprieſenen Bauwerken des klaſſiſchen Smyrna ſelber ergangen. Das prachtvolle Theater, es war das größeſte in Aſien, iſt von den Osmanen bis auf wenige Reſte, die etwa ſchon bei der türkiſchen Beſitznahme einen Theil der benachbarten Wohnhäuſer ausmachten, aus einander geriſſen und ſeine marmornen Mauerſtücke zum Erbauen der Kaufmannshallen und andrer öffentlicher Gebäude verwendet worden. Dennoch läßt ſich noch die Stätte, nicht nur des alten Theaters und des Stadiums, ſondern auch die des Tempels des Jupiter Acräus, in der vormaligen Akropolis beſtimmen und auch die Waſſerleitung, deren Bögen ſich durch das ſogenannte Thal des Paradieſes hinüberziehen, ſtammt, ihrer Grundlage nach, aus den Zeiten wenigſtens der römiſchen Baukunſt her. Von der Höhe des alten Burgberges überblickt man auch am beſten den bedeutenden Umfang der jetzigen Stadt, welche, wie man ſagt, 12,500 Häuſer, darunter freilich ſehr viele Hütten, umfaſſet und über 120,000 Einwohner hat.

Herabwärts gehend von den verödeten Bauſtätten des zweiten, für uns aber immerhin alt klaſſiſchen Smyrna *) kommen wir da an einem Felſenvorſprung vorüber,

*) Das alte Smyrna lag etwa eine Stunde Weges (2500 Schritte) von dem ſpäteren, deſſen Stelle zum Theil das jetzige noch einnimmt, entfernt und war von Aeolern aus Theſſalia erbaut, vom lydiſchen Könige Sadyattes zerſtört worden. Vierhundert Jahre nach dem politiſchen Untergange des alten Smyrna erbaute Antigonus der Nachfolger Alexanders des Großen das neue Smyrna mit der prachtigen viereckten Säulenhalle des Homer (dem Homerion).

auf welchem, im Schatten der alten Zypresse, ein einfaches Grabmahl in türkischer Bauart stehet. Hier, in der Nähe des Gemäuers eines längst zerstörten christlichen Kirchleins, das nach seinem Namen genannt war, fand sich der noch jetzt lebenden Sage nach, das Grab des heiligen Polykarpos, eines Schülers des Lieblingsjüngers des Herrn, des Apostels Johannes. Auf eine beachtenswerthe Weise halten selbst die Turken diese Grabstätte, und das Andenken des Mannes, an den sie erinnert in Ehren. Sie sagen von ihm, daß er ein wahrer Freund Gottes gewesen sey; öfters schlachten sie da Lämmer, deren Fleisch sie an die Armen vertheilen. Polykarpus litt hier, in der Nähe seiner Grabstatte im Jahr 177 nach Christi Geburt, mithin ein Jahr vorher, ehe das furchtbare Erdbeben (von 178) die Stadt verheerte, den Zeugentod, der mit den Martern der Flamme begann und durch das Schwert vollendet wurde. Da der heidnische Richter den fast hundertjährigen, im Glauben seligen Greis fragte, ob er nicht seines hohen Alters schonen und durch das Darbringen des Rauchwerkes vor dem vergötterten Bilde des Kaisers Christo entsagen wolle, antwortete der Alte: und wie konnte gerade ich, der so viele, lange Jahre hindurch die Liebe und Wohlthaten dieses guten Herrn erfahren, mich von ihm lossagen? — Ja, der Alte hatte jene Worte des göttlichen Sendschreibens, das durch St. Johannis Hand an ihn ergangen war *), wohl beherzigt und behalten: er war getreu geblieben bis an den Tod, und als ein fortwährender Segen des alten Hirten und seiner Heerde mag es erscheinen,

*) Apok. 2 V. 11.

daß Smyrna seine Christengemeinden von den Zeiten der Apostel bis auf unsre Tage sich noch immer bestehend erhielt, während der Leuchter von Ephesus längst hinweggestoßen ward, Laodicea in die Vergessenheit einer zerstörten Gerichtsstatte gerieth und über Sardis die Vernichtung kam wie ein Dieb in der Nacht.

So gehet hier in Smyrna, wie in seiner ganzen Umgegend, die Erinnerung an die Heroën der Dichtkunst und der tiefer gründenden Weltweisheit mit der an die Helden des Christenglaubens Hand in Hand. Die Geschichte Jeniens wie die eines jeden einzelnen, wahrhaft geistig durchgebildeten Menschen bezeugt es, daß die höchste Stufe dessen, was wir mit Achtung und Recht „klassische Bildung" nennen, dem einfaltigen Kinderglauben des Christen keineswegs entgegenstehe und mit ihm unvereinbar sey; sondern daß gerade die hohe Kunst und die Weisheit der sichtbaren Welt, wenn sie nur redlich nach Wahrheit suchet, eine Führerin zu jener verborgenen Weisheit werden kann, deren Reich zwar über und auf, aber nicht von der Welt ist. Damit uns dieses deutlicher werde, erbauen wir uns, ehe wir etwas Weitres von dem Aufenthalte in Smyrna erzählen, da auf einem der Berge ein geistiges Homerion, zwar nicht aus Säulen des Marmors oder des Granit, wohl aber aus einem Material das bleibender ist denn diese: aus Erinnerungen an die große Geschichte dieses Landes.

Man braucht nur einen Blick auf die Charte von Kleinasien und auf die ganz nahe an seinen Küsten liegenden Inseln zu richten, um mit einem Male an die ganze Urgeschichte der Wissenschaft wie der hellenischen Kunst erinnert zu werden. Dieses Land gleichet dem Granatbaum am Bache des Elisa bei Jericho, an welchem

keine Mathe fehl ſchlägt, an welchem jedes einzelne Zweig-
lein mit der Fülle der Früchte pranget: denn es iſt hier
keine Stadt, keine Inſel, die nicht Mutter und Pflege-
ma irgend eines Heroen geweſen wäre, deſſen Name in
der Bildungsgeſchichte unſers Geſchlechts glänzt. Faſſen
wir da einen Erdſtrich an der Küſte von Kleinaſien ins
Auge, deſſen längſte Ausdehnung nur gegen 30 geogra-
phiſche Meilen beträgt und wir finden auf ihm die Hei-
math aller der geprieſenſten Väter und Anfänger der Kunſt
wie der Wiſſenſchaft beiſammen. Dort, in der nachbar-
lichen, nördlich von Smyrna gelegnen Meeresbucht von
Sandarli ſieht man noch die Ruinen von Kyme, dem
Geburtsort des Dichters der Werke, des Heſiod; hier
in der Gegend von Smyrna ſelber, oder wenn man dieß
aber will, auf dem nahe gelegnen Chios war Homer,
der Vater der epiſchen, nur wenige Meilen ſüdwärts von
Smyrna, an der andern Seite der kleinen Landzunge,
in Teos, jener der lyriſch-erotiſchen Dichtkunſt: Ana-
kreon geboren. Miletos war die Vaterſtadt des
erſten der ſieben Weiſen, des Begründers der älteſten
Schule der Philoſophie: des Thales und mit ihm des
Anarimander und des Anarimenes; in Priene,
zwiſchen Miletos und Epheſus, lebte der weiſe Bias;
Epheſus ſelber war der Geburtsort des tiefſinnigen He-
raklit; dort in dem nachbarlich gegenüber (von Ephe-
ſus) gelegnen Samos war der Erforſcher einer mächti-
ger und tiefer ins Leben eingreifenden Weisheit: Py-
thagoras geboren; hier ſüdwärts von Miletos, in Ha-
likarnaſſos, der Vater der Geſchichte, Herodot;
auf der Nachbarinſel Kos (Stanchio) der Vater der Arz-
neikunde, Hippokrates, Klazomena (jetzt Veurla)
aus; nahe bei Smyrna war die Vaterſtadt von Anak-

goras, des Perikles Lehrer. Blicken wir auf die Geſchichte der Kunſt, dann darf ſich Samos die Mutter der geprieſenſten Altmeiſter der griechiſchen Baukunſt nennen; denn hier wurden Rhökos und ſein Sohn Theodoros, ſo wie der gleichnamige Enkel geboren, welche mit Kteſiphon dem Cretenſer den älteren Dianentempel zu Epheſus aus Cröſus reichen, freiwilligen Gaben erbauten. Epheſus ſelber war die Mutterſtadt eines der älteſten Meiſter der Malerkunſt: des Parrhaſius, die Pflegerin des großen Bildhauers Prariteles; Zeuris war bei Milet in Heraklea am Latmusgebirge, Apelles in Cos geboren. Und da ſpäterhin auf dieſes an geiſtigen Erſcheinungen ſo reiche Land noch ein anderer Thau von oben fiel und auf ſeinem Boden neben den Myrten und Granaten auch Heilgewächſe zur Geſundheit der Heiden und Völker aufgehen und gedeihen ließ; da hierdurch Kleinaſien nicht nur ein Luſtgarten der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſondern ein Garten Gottes wurde, in welchem die Neues ſchaffenden Kräfte der Ewigkeit ſich ergiengen, in welchem Glanze ſtunden damals Patmos und Epheſus, Coloſſä und Laodicea, Smyrna und Sardis, Pergamum, Thyatira und Philadelphia da!

Ein Beſuch bei einigen der ſieben Gemeinden in Kleinaſien, an welche die Sendſchreiben der Apokalypſe gerichtet ſind, gehörte von Anfang an zu den Lieblingsplänen unſrer Pilgerreiſe, es war deshalb unſre Abſicht geweſen, ſchon von Conſtantinopel aus das unvergleichlich ſchöne Bruſſa zu beſuchen und von dort den Weg vielleicht zu Lande über Pergamos und Thyatira nach Smyrna zu machen. Leider hatte die Peſt, welche gerade damals ſehr heftig in Bruſſa und ſeiner Umgegend wüthete, die Ausführung unſres Vorhabens verhindert und uns den

Besuch der hehren Gegend am Olymp und des prächtigen Brussa's verwehrt, wir hatten jedoch auch von Smyrna aus günstige Gelegenheit, wenigstens die alten Wohnstätten der kleinasiatischen Christengemeinden im Thale des Kaystros und des Hermos zu besuchen. Ehe wir von diesen Reisen etwas Näheres erzählen, sey es erlaubt, jene in der Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte so bedeutungsvolle Landschaft im Allgemeinen zu überblicken.

Es waren vorzüglich die fruchtbaren Flußthäler der Nachbarschaft von Smyrna, namentlich jenes des Hermos (jetzt Sarabat) und das des Mäander (jetzt Menderi), das erstere nördlich, das andere südlich der Halbinsel von Smyrna, in denen die Wohnstätten jener Gemeinden sich fanden, deren Namen uns aus den Schriften der Apostel ein so lieber, wohlbekannter Klang sind. Freilich haben in diesem Lande nicht nur die Hände der Menschen sondern auch die Kräfte der Natur die alte Gestalt der Dinge sehr verändert; der vormals flötende Quell des Marsyas, inmitten des alten Celänä, bei der Burg und dem Park des Cyrus, hat, vielleicht schon seit dem Erdbeben in den Zeiten des Mithridates, einen andern Ausgang durch den Felsen genommen, auch das spätere Apamea (jetzt Dinare), das Antiochus Soter neben Celänä begründete, ist durch Erdbeben und die Einbrüche der Türken ganz zerstört, dennoch finden sich auf dem Berge, den eine spätere Sage, die sich auf Sybillinische Verse berief, zu dem Ararat der Noachischen Fluth machen wollte *), noch die Trümmer einer Kirche und viele Grabstätten der Christen. Folgen wir weiter hinab dem

*) M. v. Arundel discoveries in Asia minor I p. 208. u. I so wie Hochart Sacr. geograph. I. 2.

Laufe des Mäander, dann wecken die Schutthaufen der Städte, an einem ſeiner Nebenflüße: dem Lykus (jetzt Görduk) noch näher liegende, ernſte Erinnerungen. Nahe dem Quell des Lykus, bei dem heutigen Khonas, lag das einſt ſo blühende Coloſſä, deſſen Andenken der Brief des Apoſtels an die Coloſſer eine Dauer der Ewigkeit verlieh, während die Gemäuer der Kirchen, Paläſte und Häuſer, welche einſtmals den Namen dieſer Stadt trugen, niedergeſtürzt ſind in den Staub. Noch im 12ten Jahrhundert war Coloſſä oder wie es damals hieß Colaſſä eine Wohnſtätte vieler Chriſten; es ſtund hier eine dem Erzengel Michael geweihete, prächtige Kirche; allen dieſen Herrlichkeiten aber machte die Zerſtörung durch die Türken ein Ende und ſelbſt der unterirdiſche Felſenweg des Lykus, den das Alterthum beſchreibt, iſt vom Erdbeben zerſtört oder verändert. Ungleich reicher noch und mächtiger denn Coloſſä war Laodicea am Lykus, das ſeinen Namen ſo oft wie ein reicher Mann die Gewänder gewechſelt hat. Denn während dieſe Stadt in den Zeiten des Cröſus Cydrara *) und nach Plinius Angabe **) Diospolis, dann Pheas geheißen, erhielt ſie den ſpäteren Namen von Laodike, der Gemahlin Antiochus II. Theos. Die noch immerhin prachtigen Trümmer der niedergeſtürzten Marmorgebäude von Laodicea finden ſich nun unter dem Namen Eski Hiſſar unweit dem türkiſchen Denizli. Nur noch der arme Ziegenhirte weidet bei den Mauern der alten Theater und Palläſte, in denen der Scorpion und die Schlange wohnen, ſeine Heerde, keine einzige Hütte beut dem bedürftigen Wandrer hier

*) Herodot. VII. 30 **) Plin. V. 29

Obdach und Bewirthung dar. Dieß ist das Ende der einst auch von Christen bewohnten *) Stadt gewesen, welche mitten in der Fülle des äußern Wohlstandes sprach: „ich bin reich und habe gar satt, und bedarf nichts" **); der Stadt, deren Namen in dem Munde der spätern Geschichte kein Fortleben fand ***), weil sie, durch dem verdorrten Grase und Gestrauche, das ihre Trümmer bedeckt, weder nährende Frucht noch Schatten gab und deshalb nur noch zum Empfang der verzehrenden Flamme geschickt war. Wie Colossä und Laodicea liegt auch Hierapolis itzt Pambuk Kalessi, im Schutt und Staube, die heißen Quellen, noch jetzt reich an heilenden Kräften wie vormals, beurkunden seine ehemalige Stätte, westwärts und nahe bei Laodicea. Auch hier blühte, bis zum Beginn der alles verheerenden türkischen Herrschaft eine ansehnliche Christengemeinde, über deren hatte freilich ein andres, gewaltig kräftigeres Geheimniß waltete als über jener des Cybeledienstes, dessen Mysterien ein früheres Jahrtausend hier feierte. Doch wir gehen an diesen Stadttrümmern, wie an denen von Sardes und seinen heißen Quellen, gehen selbst an jenen der einst so großen, in den Zeiten des Heidenthumes gewaltig mächtigen Gabyra oder Nikäa (am Caräischen Flusse Indus) vorüber und beschreiben aus eigner Anschauung die Reise nach der Wohnstatte einer der wichtigsten Christengemeinden in Asien: nach Ephesus, im Thal des Cayster.

---

*) Ep. an die Colos. II. 1. IV. 13. 15.

**) Apok. III. V. 17.

***) Ebendas. V. 16.

Reiſe nach Epheſus.

Die Tage, auch die ſpäteren des Octobers, ſind in Kleinaſien keinesweges, ſo wie bei uns, Herbſttage; ſie ſind noch angethan mit allen Kräften des heißen Sommers; dieß erfuhren wir, als wir am 19. October uns aufmachten von dem paradieſiſch ſchönen Budſcha, wo wir ſeit mehreren Tagen bei den theuren Freunden Jetter und Fielſtädt wohnten, um in ihrer, ſo wie in des landeskundigen Herrn Browns Geſellſchaft das Thal des Cayſtros zu beſuchen. Wie bei uns im Sommer, gieng die Schaar der Honig ſammelnden Bienen aus und ein in den großen, ſchönfarbigen Blumen der wilden Artiſchoke, die Myrte entfaltete noch, neben der ſchon reifenden Beere einzelne ihrer ſpätgebornen Blüthen; auch das Geſträuch des Lygos oder des Keuſchlammſtrauches war zugleich mit den traubenförmig beiſammenſtehenden Früchten und mit dem lieblich farbigen Schmuck der Blüthen geziert; in den Zweigen der Zypreſſe, wie der immergrünen Eiche beſangen noch Vögel den hier nie ganz verwelkenden Jugendreiz des Landes. Neben dieſem Grün der Schluchten und der Wälder zeigte ſich jedoch auch über weite Strecken hin der von der langen Dürre des Sommers verbrannte Boden, die Ebene weißfarbig wie ein zur Ernte reifes Getraideſeld, der nackte Boden der Hügel zerberſten und zerſtäubt.

Ein Theil unſrer Reiſegeſellſchaft (denn nur ich und die Hausfrau wohnten in Budſcha) hatte faſt gleichzeitig mit uns die Reiſe von Smyrna aus angetreten; wir begegneten uns noch vor Sedikoi, dem Landaufenthalt mehrerer wohlhabenden Franken, welchem man die Verheerungen durch die Revolution nicht mehr anmerkt. In unſrer Geſellſchaft befand ſich auch der merkwürdige, viel-

gereiſte Armenier, Juſuff Eſſendi, von welchem wir ſpäter noch reden werden; ein Mann, welcher der Sprache und Sitte der Türken mächtig, unter dieſen als einer ihres Gleichen gilt; mit ihm zwei türkiſche Poſtknechte oder Surukſchuis.

Als wir jetzt aus einem der immergrünenden Eichenwälder und dem dichten Gebuſch der Myrte hinaustraten auf die freiere Höhe, da ſtiegen jenſeits der Ebene, in einer Klarheit, wie ſie nur der Himmel von Smyrna gewährt, gleich dunkellaſurblauen Gewölken, die Felſenhöhen von Teos und in Südoſt die Gebirge des Kayſtros und des Mäandros am Horizont herauf. Wie eine emporgehobene Hand, die dem beſuchenden Fremdlinge Willkommen zuwinkt, ſtunden vor uns die maleriſch ſchönen Höhengruppen des Meſogiſchen Bergzuges und gleich den Melodieen eines Liedes, das uns die liebende Mutter bei der Wiege ſang, lebten die Erinnerungen an die Träume und Wünſche der Jünglingsjahre auf; die Träume, die nun, einer nach dem andern, zum wirklichen Genuß, die Wünſche, die zur Erfüllung wurden. War ja hier in der Nachbarſchaft des Meles, wie bei Teos, Epheſus und Milet, ja allerwärts wohin nun das Auge ſahe, die Seele ſchon oftmals wandeln gegangen, ehe dieß endlich auch der Leib konnte.

Bei einem türkiſchen Kaffeehauſe, das neben etlichen Häuſern am Fuße des Hügels ſtehet, ruheten wir einige Augenblicke. Weiter hin deutet ein meiſt ausgetrocknetes Flußbett, an deſſen letzten Säften das gemeinſte Strauchwerk dieſer ſüdlichen Länder, die Keuſchlammſtaude (Vitex agnus castus) ſich groß ſaugt, den Lauf des alten Maſtuſiaflußes an. Eine anſehnliche, ſteinerne Brücke aus älterer Zeit, welche wie ein Spott auf den jetzigen, waſ-

ſerleeren Zuſtand des Bächleins ausſiehet, führt über das Geſtrüpp hinüber und bald hernach zieht ſich der Weg über eine kleine, mit dürftigem Myrtengebüſch und vereinzelten immergrünen Eichen bewachſene Anhöhe. Die Strahlen der Sonne fiengen jetzt an heftig zu brennen, denn ein Wind aus Südweſt, ſo heiß als käme er aus einem Gluthofen, verſtärkte ihre Strahlen. Ein Schwarm von größeren wie kleineren blutſaugenden Inſekten warf ſich auf unſre armen Thiere, mein altes, aus Budſcha gebürtiges Pferd, eben ſo ungeſchickt zum Lauf als der, welcher auf ihm faſt zum Reiten, ſtürzte im Kampfe mit jenen feindlichen Thierlein; zum Schrecken der guten Hausfrau kam ich an Geſicht und Hand ein wenig verwundet, in Trianda an.

Hier bei Trianda, im Schatten einer mächtig groſſen, uralten Platane, am Ufer des noch immer reichlich und munter fließenden Tartalu oder Haleſus, hielten wir Mittag. Wir hatten kaum auf den kühlen Steinen am Fluße unſern Sitz genommen, da geſellte ſich zu uns eine Schaar von andren Wanderern, die es uns deutlich inne werden ließ, daß wir in Aſien ſeyen. Ein Zug von Kameelen und bei ihnen eine Heerde von Kindern und Frauen, deren faſt olivenbraunes Geſicht von keinem Schleier bedeckt war, kam neben uns vorbei und während die Kameele tranken oder mit hoch emporgehobenen Hälſen ausruheten, eranickten ſich dieſe, wie wilde Gänſe lärmenden Schaaren im friſchen Waſſer und lagerten ſich im Gebüſche. Es waren Zurncken, ein Völklein, das in dieſen Gegenden allenthalben unter die kräftigen Turkomannen zerſtreut lebt und welches manches Verwandte mit unſern Zigeunern hat. Sie bilden hier, in Kleinaſien, unter dem unmittelbaren Schutze des Groſſultans einen ziem-

sich ansehnlichen, unabhängigen Stamm, der, nach seinem eigenen Gesetz, von einem eingebornen Fürsten regiert wird. Dieser Landesfürst, der bei Trianda ein großes Haus besitzt und meist bewohnt, ist sehr reich an Grundeigenthum wie an Heerden der Kamele und des andern Viehes; seine Unterthanen, Turkomanen und Jurucken, großentheils ohne festen Sitz, durchziehen mit ihren Kameelen und Ziegenheerden das Land nach allen Richtungen, suchen im Frühling und Sommer schaarenweise die Weiderlane des Hochgebirges, im Winter die der milder gelegnen Ebenen und Küstengegenden auf. Sobald jedoch, im Kriege, der Großherr ihres Beistandes bedarf, dann eilen die flüchtigen Haufen derselben, dem Ruf ihres Fürsten gehorsam, von allen Seiten herbei, furchtbar dem Feinde nicht bloß durch rasche Beweglichkeit und persönliche Tapferkeit, sondern mehr noch durch ihre Raubsucht und durch ihre Lust an allen Grauein des Krieges. In ganz andrer Weise jedoch als im Kriege erscheint der Jurucke in der Zeit des Friedens. Die Gastfreundschaft, die Pflege der Armen und Hülfsbedürftigen, ist ihm eben so heilig wie seinem Nachbarn, dem Turkomanen; der Wandersmann, wenn er so glücklich war den zerfleischenden Bissen ihrer grausamen halbverwilderten Hunde zu entgehn, was bei Nacht für den Unbewaffneten schwer seyn mochte, darf sich getrost dem Zelte der Jurucken nahen; diese reichen ihm willig von der gesäuerten Milch ihrer Ziegen und dem schwärzlich grauen, kuchenartigen Brode ihres Heerdes so viel dar, als ihre Hand findet und als er zu seiner Sättigung bedarf. Auch der wohlhabendere Reisende, der sich im Hochgebirge des Imeluß mit Zutrauen den Horden der Jurucken nahet, hat weder für sein Leben noch für sein Eigenthum etwas zu fürch-

ten; er empfängt, auch bei einem längeren Aufenthalte von seinen Nachbarn Alles, dessen er zum täglichen Leben nöthig hat, und selbst an dem freiwilligen Geschenke, das er etwa bei seinem Abschiede giebt, scheint die Freundlichkeit des Gebers höher angeschlagen zu werden als der innre Werth. Doch nehmen Manche, welche in öfterem Verkehr mit der Stadt stehen, auch gern eine Bezahlung in Gelde an.

Die Zurucken, welche wir sahen, schienen sich durch ihre schlankere Gestalt, durch ihr glänzend schwarzes, gerade herabhängendes Haar und die dunklere Hautfarbe von den gedrungener gebauten, minder brunetten Turkomannen auszuzeichnen; auch ihre einfache Körperverhüllung nähert sich mehr jener der Beduinen; doch gehen die Frauen gewöhnlich unverschleiert. Die Wohnung ist ein Zelt, ähnlich jenem der Beduinen, bestehend aus schwarzen, wasserdicht gewebten, härenen Decken, die auf Pfähle gespannt sind. Im Verkehr mit Andren reden die Zuruken die gewöhnliche Sprache des Landes, unter sich selber bedienen sie sich öfters einer Sprache, oder wenigstens gewisser Worte und Ausdrücke, welche auf eine größere Verschiedenheit als die des bloßen Dialektes hinzudeuten scheinen. Was ihre seyn sollende Religion betrifft, so haben sie zwar in manchen äußerlichen Ceremonien und Geberden die Farbe der hier herrschenden Lehre des Islam angenommen, doch ist dieses mehr nur äußerer Schein; dem Wesen nach halten sie in großer Unwissenheit über alle die wichtigsten Angelegenheiten der Menschenseele, wie unsre Zigeuner, an einzelnen von ihren Vätern ererbten, heidnischen Gewohnheiten und abergläubigen Verrichtungen fest, durch welche sie das Unglück von ihren Heerden und Zelten abzuwenden meinen. Bei diesem allem

allem ist jenes Volk sehr lernbegierig und bildsam; namentlich scheint den halbnackten, muntren Kindern der Zurucken aus ihrem lebhaften Auge und orientalisch wohlgebildetem Angesicht die Fähigkeit des leichten Auffassens und der gute Wille dazu hervorzublicken, möge daher das Bemuhen einiger edlen Menschenfreunde durch Errichtung von Schulen fur diese Kinder einst unter dem ganzen Volke hohere geistige Bildung und Umgestaltung zu bewirken, reich gesegnet sein.

Wir fahren fort in der Erzählung von unsrer Reise uber. — Ein altes Zurckenweib, aus der nahbarlich neben uns im Myrtengebusch versteckten Schaar trat jetzt zu uns, und betrachtete neugierig vor allem die Kleidung der beiden europäischen Frauen. Sie fragte unsren Janusk Effendi gar Vieles, aß, als sie von ihren Landsleuten sich nicht beobachtet glaubte, von Allem das wir von unsrem Mittagsmahl ihr anboten, selbst Schnecken, und nahm mancherlei übriggebliebene Brocken für die Ihrigen mit.

Reichlich erquickt und gestarkt von der noch aus Smyrna mitgebrachten Speise und von dem wohlschmeckenden Wasser des Halesus ritten wir jetzt weiter durch die Ebene, welche so aussahe als hätten Tamerlans wilde Horden, die einst Smyrna und seine Landschaft verheerten, von neuem hier das Werk der Mordbrenner gethan. Die Turkomanen hatten, wie es schien, erst vor wenig Tagen die Gebusche der Myrten und des Lygos angezundet; uber die verkohlten Reste des niedren Gestrauches ragte hie und da eine Terebinthe oder Pinie mit versenkten Zweigen und geschwarztem Stamme hervor, vor der schariftabelnden Andenken oder Palmusstrauch, dem man das Verbranntwerden am liebsten hatte gonnen mögen,

war noch häufig genug den Flammen entgangen und zerſchnitt uns, beim Hindurchreiten unſre Kleider. Mitten aus dieſen weiten, öfter wiederkehrenden Brandſtätten der Natur blickte die Verheerung der vormals hier beſtandenen menſchlichen Werke heraus: dort die zerriſſenen Bögen einer alten Waſſerleitung, hier die Trümmer einer Marmorſäule oder die verſtreuten Reſte eines ehemaligen Landhauſes.

Es war ſchon in einer ſpäteren Nachmittagsſtunde, als wir, neben den Hüttenzelten einer Turkomanenhorde, die eine Schaar der großen verwilderten Hunde umſchwärmte, nach dem Hügel hinritten, auf welchem das Gemäuer der Akropolis und des Theaters unter dem übrigen Schutt hervorragen, der die Stätte des alten lydiſchen Metropolis *) bezeichnet. Das erſte was wir von dieſer vormaligen Mutterſtadt der nachbarlichen Colonieen zu Geſicht bekamen, das war das Todtenfeld unten am Fuße des Hügels, über das wir hinritten. Auf den marmornen Grabesſteinen, die in Menge herumliegen und ſtehen, hat ſich noch manche der griechiſchen Inſchriften deutlich erhalten, welche vom Wehe der Trennung und Schmerz der Menſchen reden und Namen der vormals Lebenden nennen, welche nur Gott kennt; die uralte Platane aber und die Wallnußbäume, die ihren Schatten auf die Gräber werfen, die ſagen: wir Namenloſen wiſſen nichts von euren Schmerzen.

Der Weg über den von Trümmern beſtreuten Hügel wurde ſo ſchlecht, daß wir abſtiegen und zu Fuße giengen.

---

*) Ich bin in der Benennung dieſer Ruinen Arundel gefolgt, in ſeinem Werk A visit to the seven Churches of Asia p. 23.

Die Sonne war hinter die Anhöhe der Akropolis getreten; die wilde Taube, mit roſenroth ſchillerndem Halſe, girrte im Gebüſch der Myrte und auf den Zweigen der Terebinthe; die Heerden der Ziegen, geſättigt von der reichen Weide, ſprangen munter über die Felſen und Mauertrümmer herab, daneben, mit ruhigem Anſtande, nahm das Kameel, das Sinnbild der immer ſich gleich bleibenden Ruhe des Orientalen ſeinen langen Hals und athmete, gleichwie der Turke den Dampf ſeiner langen Pfeife, ſo den erfriſchenden Abendwind ein. Ganz nahe bei den Ruinen von Metropolis und aus ihnen großentheils erbaut liegt zwiſchen den Bäumen der Feigen und Granaten ſo wie der hohen Platanen Jeni-köi (Neudorf). Hier wollten wir, ſo war unſre anfängliche Abſicht, nur etwas Milch und Waſſer genießen und dann in der Kühle des Abends, begünſtigt vom Mondſchein, noch etwas weiter reiſen; da ſich aber ein Theil unſrer Geſellſchaft von dem noch ſehr ungewohnten Reiten gar ermüdet fühlte, wurde der Plan geändert und der Mühe des heißen Tages ſchon hier ein Ende geſetzt. Einladender zur Ruhe des Abends konnte auch kaum ein Ort ſeyn, als das vom Schatten des Hügels gekühlte Jeniköi, mit ſeiner herrlichen Ausſicht, hier auf die dunklen Ruinen von Metropolis und auf die weite Ebene, dort aber auf das majeſtätiſch gebildete Gebirge, deſſen fernſte Höhen wie dunkles Gewölk am Abendhimmel erſchienen. Der türkiſche Kerman, den wir aus Smyrna mit uns fuhren, raumte uns, durch Imanſ Effendi geltend gemacht, das Haus des Dorfrichters ein, welches übrigens, wie die meiſten Häuſer des Ortes, nur aus einem einzigen Zimmer beſteht, das für gewöhnlich von dem männlichen Perſonal der Familie bewohnt und von männlichen

Gäſten beſucht wird, während für das weibliche und ſeine Beſucherinnen ein eigenes, nicht weit davon ſtehendes Wohnhaus eingerichtet iſt. Während man für uns in der Nachtherberge Raum machte, hatten wir bei einem Nachbarhauſe auf einem der alten, marmornen Leichenſteine Sitz genommen, der hier mit andern Trümmern griechiſcher Bauwerke zur Errichtung des niedren Gemäuers, um den Hof her, verwendet war. Der Mond, wie ein unbemittelter, aber fröhlicher Wandrer, der am Abend die Gaben, welche er aus der Hand der Reichen empfieng, unter die Seinigen austheilt, ergoß ſeine, von der Sonne empfangenen Strahlen über die Landſchaft; noch einmal ließ ſich das Krächzen oder Jauchzen einer Schaar von Dohlen vernehmen, welche durch den Ueberfall der Eulen in ihrer Ruhe geſtört waren, dann wurde Alles ſtill; denn die Schaar der Fledermäuſe und Nachteulen, die ſich aus der zerſtörten Burg der alten Herrſcher hervormachte, flog lautlos, wie ein Geſpräch im Traume, über die Trümmer und Hütten hin.

Auch wir nahmen nun unſren Sitz auf den Binſenmatten ein, welche unſer turkomaniſcher Wirth am Boden ſeines Zimmers für uns hingebreitet hatte, genoſſen, während dem fröhlichen Geſpräch mit den Freunden, die abendliche Erquickung des Thee's und der Milch und verſuchten dann zu ſchlafen. Jedoch die Hütte, in welcher wir unſer Nachtlager genommen, war zwar von ihren menſchlichen Bewohnern geräumt, nicht aber von jenen Bewohnern, deren Wohnſitz die Bewohner ſelber ſind. Von wie bewundernswürdig mannichfacher Art und Menge ſind im Morgenlande jene kleinen, langſam kriechenden oder ſchnell hüpfenden Hausgenoſſen der Hausbewohner. Mehrere von uns wachten die ganze Nacht hindurch mit

dieſen unermüdet wachſamen Weſen; noch lange vor dem Grauen des Tages ſaßen wir, ſelber von Grauen ergriffen, wieder zu Pferde. Der Mond war untergegangen; ein tiefes Dunkel bedeckte die Ebene, dennoch bemerkten wir, als wir zu ihr hinabkamen, daß wir nicht die einzigen Reiſenden ſeyen, welche ſich ſo frühe vom Nachtlager erhuben; dem türkiſchen Geſange unſrer Surutſchis antwortete das trillernde Lied der Kameeltreiber, die uns, mit ihren ſchwer beladenen Thieren, einen langen Zug bildend, unten im Thale des Phyrites begegneten. Auch wir ließen uns von den ſingenden Türken und von der fruhen Lerche nicht beſchämen; neben den türkiſchen hörte man auch gute deutſche Morgenlieder ertönen.

Der anbrechende Tag beleuchtete uns jenſeits des damals kaum einer Lache gleichenden pegaſeiſchen Sees, durch welchen der kleine Phyrites ſeinen Lauf nimmt, eine Gegend von ſeltner Schönheit. Neben uns zeigten ſich die Kalkgebirge des Mimas, welche das rechte Ufer des ſchwänereichen Kayſtros begränzen; weiterhin, gegen Süden und Oſten, erhuben die Gebirge des Mäandros ihre blauen, rundlichen Häupter. Wir umritten den Fuß des rechts an unſrem Wege gelegenen Berges und es öffnete ſich uns nun das herrliche Thal des ſchilfreichen, langſam fließenden Kayſtros. Ganze Schwärme von Dohlen zogen mit lautem Freudengeſchrei der aufgehenden Sonne entgegen; ſie bewohnen nicht nur das verödete Gemäuer des rechts, am Eingange ins Thal auf dem Berge gelegenen Kaſtelles von Kezel-Hiſſar, ſondern häufiger noch die Höhlen des Kalkgebirges, deren größere und kleinere Oeffnungen vielleicht von Menſchenhand erweitert, man überall, auch aus weiter Ferne, bemerkt. Jene Steinbrüche, aus denen der Marmor die-

ſer Gegend gewonnen wurde, den man öfters unter den Bauſteinen von Epheſus findet, mögen freilich zum Theil ſehr alt ſeyn; einige von ihnen fielen auf unſrem Wege, weißfarbig und hellglanzend wie die in Gneus gelagerten Marmorbrüche des Pentheliken bei Athen, deutlich ins Auge.

Mehr und mehr belebte ſich jetzt die Gegend vor und neben uns. Ueber dem grünenden Wieſengrunde, auf dem wir hinritten, ſchwirrte die Lerche des Sudens empor; an dem Samen des hohen Cardobenedictenkrautes (Centaurea benedicta) weidete ſich zwitſchernd ein vorüberziehendes Heer der kleineren Vögel; zwiſchen dem Schilf des Kayſtros erhub ſchweigend der edle Schwan ſein Haupt, während um ihn die kleineren Waſſervögel, lautſchreiend nach der Beute haſchten. Einige Züge von wohlgeſtalteten, hohen Kameelen, dann eine Geſellſchaft von meiſt europäiſch gekleideten Reiſenden (wahrſcheinlich Griechen) auf Maulthieren und Pferden, kam uns, vielleicht von Guzel Hiſſar oder auch von Scalanuova herauf, am Ufer des Kayſtros entgegen.

An der alten, ſteinernen Brücke, die ſich auch noch in ihrem halb zertrümmerten Zuſtande als ein Gebäu der kräftig tragenden Bögen über den Fluß hinüberſpannt, ſtiegen wir, die gute Hausfrau ſammt mir und einem der jungen Freunde, von unſren Thieren herunter, nahmen an dem jenſeits des Waſſers gelegenen türkiſchen Kaffeehauſe einige kleine Oelkuchen und etwas Kaffee zu uns, und giengen dann auf der grünenden, zum Theil buſchreichen Ebene, dem vor uns liegenden, pyramidalen Hügel entgegen, deſſen Gipfel von dem Gemäuer des Kaſtelles des älteſten wie des jüngſten Epheſus gekrönt iſt. Denn auf dieſem Felſenhügel, an deſſen Abhang die jetzige, türkiſche Ortſchaft Ajaſaluk ſich anlehnt, lag

ſchon die Akropolis des alten, von den Kariern und Lelegern begründeten, von den Joniern nur erweiterten Epheſos; ſtark genug befeſtigt, um ſelbſt eine ernſtliche Belagerung durch Cröſus auszuhalten *). Erſt Lyſimachos ſtellte die Mitte der wohlverwahrten Grundfeſten der Stadt auf jene ſüdlicheren Höhen, wo noch jetzt die bedeutendſten Werke des „klaſſiſchen" Alterthums gefunden werden.

Es war heute für mich ein beſonderer Feſttag; die treue Lebensgefährtin und Mitpilgerin hatte eben am 9ten October ihren Geburtstag, der wollte gerne auch an wenig in der Stille gefeiert ſeyn, darum that das langſame Hingehen durch das ſchöne Thal (mit unſern Thieren waren die Surutſchis ſchon vorausgezogen) ſo ganz beſonders wohl.

Der anſehnliche Aquädukt, welcher links vom Hügel der Ruinen des älteſten und neueren Kaſtelles über die Ebene, nach dem Abhange des Paktolus, ſich hinzieht, iſt von der Hand der wahren Herrſcher und Eroberer aus den Trümmern des alten Epheſus erbaut oder wenigſtens wieder erneuert; denn der Geiſt, wie die Hand des Menſchen bezeugen dadurch jenes Recht der Erſtgeburt, welche das Leben vor dem Tode, der Geiſt vor dem Leiblichen hat, daß ſie den todten Trümmern einer dahin geſchwundnen Herrlichkeit das Gepräge ihres noch fortwährenden, friſchen Lebens aufdrücken. Wir ſtiegen jetzt auf einem Fußſteige, der unter den von Epheu überſponnenen Trümmern bald ſich verlor, bald von neuem ſich zeigte, an dem Hügel der älteſten epheſiniſchen Akropolis

*) Herodot 1. 26.

hinan. Da ſtunden wir, an den einſt, namentlich zu den Zeiten der byzantiniſchen Herrſcher ſo prächtigen „Thore der Verfolgungen" das zum Kaſtell hinanführte; betrachteten vor demſelben eine kleine, aus Marmorblöcken und älteren Gebäudetrümmern erbaute, nun auch verödet ſtehende Moſchee, mit ihrem Brunnenhauſe und ihren türkiſchen Inſchriften und ruheten ein wenig im Schatten des Gemäuers. Unter uns rauchten die armſeeligen Hütten des ſeit der griechiſchen Revolution wieder neu aufgebauten, von Turkomanen bewohnten Ajaſaluks, jenſeit des Schloſſes erheben ſich die majeſtätiſchen Trümmer der vormaligen Kirche des heiligen Johannes, die ſpäter zur Moſchee und dann abermals zur Ruine geworden, daran erinnert, daß Der, welcher angebetet ſeyn will im Geiſt und in der Wahrheit, nicht ſeine bleibende Wohnſtätte habe in Tempeln, von Menſchenhänden gemacht. Weiterhin ſtehen über der ſumpfigen, durch die Anſchwemmungen des Kayſtros gebildeten Ebene die Höhen der vormals herrlich geweſenen Fürſtin unter den Städten Kleinaſiens *): die trümmerreichen Hügel des griechiſch-römiſchen und apoſtoliſch-chriſtlichen Epheſus, und in noch weiterer Ferne zeigen ſich, wie ein ſtahlblaues Schild, die Gebirge von Samos. Die Freunde warteten unſer; wir giengen hinab zum Dörflein, das die Südoſtſeite des Felſenhügels halbmondförmig umſchlingt **).

Der Vorplatz des türkiſchen Kaffeehauſes, wo wir unſre Reiſegefährten fanden, war nothdürftig gegen die

*) M. v. die Inſchrift auf den epheſiniſchen Münzen aus den Zeiten Veſpaſians.

**) Selbſt der Name Ajaſaluk bedeutet: „kleiner Mond."

Strahlen der Sonne geschützt; ganz in der Nähe lud ein Brunnen, mit frischem laufenden Wasser den Wanderer wie sein Thier zur Erquickung ein; dort am Wege steht ein alter Sarkophag, daneben das Gemäuer des türkischen Todtenackers mit einer kleinen Moschee, auf welche eine hohe, alte Platane ihre Schatten wirft. Reben und aus dem Staube der Verwesung erhub eine schöne Herbstamaryllis ihre goldfarbenen Blüthen. Ich ruhete da auf den Steinen, welche unter den Sprüchen des Korans Namen der Todten nannten und beschaute im Geiste das Bild der herrlichen Vergangenheit, die sich einst da, eine Herrlichkeit des Herrn, über den Hügel und sein Thal gelagert hatte, als noch das „Geheimniß Gottes" über den Hütten der jugendlichen Gemeinde war. Hier bei dem jetzigen Ajasaluk, das nur eine Vorstadt des griechisch-römischen Ephesus war, hatte wahrscheinlich, wie einst in einer Vorstadt der alten Roma, das arme Häuflein der Christusbekenner seine Wohnungen, wenigstens will die Sage der griechischen Kirche, daß dort, an der westlichen Seite des Hügels von Ajasaluk das Grab des heiligen Timotheus, in der St. Johanniskirche jenes des Apostels Johannes gewesen sey, während die Grabstätten der Maria Magdalena, so wie die der sieben Schläfer der Legende am Abhange eines nachbarlichen Hügels, wahrscheinlich des Prion gezeigt wurden *). So mag denn wohl auch da bei dem jetzigen Ajasaluk, in der Stille der abgelegenen Hütte, Timotheus der „rechtschaffene" und „liebe" **) gewohnt haben, welcher der ersten Chri-

*) Arundel discover in Asia min II. p 253

**) 1 Ep. an Tim 1 V. 2; 2 Ep 1 V. 2

ſtengemeinde zu Epheſus als Biſchof vorſtand und hier, als Blutzeuge ſeinen Lauf mit Freuden endete; hier wohnte wahrſcheinlich auch der Lieblingsjünger des Herrn, welcher vor und nach ſeiner Verbannung auf Patmos längere Zeit in Epheſus verweilt hat. Wandelte nicht vielleicht auch hier einſtmal mit ihm die Auserwählte der Frauen, welche der Mund des Herrn ſeinem Jünger zur Mutter gab und welche dieſer von Stund an zu ſich nahm? In der That jener Eifer der Ehrfurcht, mit welcher Juſtinian die Stelle des älteſten, ehrwürdigen Chriſtenkirchleins durch ſein prächtiges Marmorgebäude zierte, iſt dem mitfühlenden Herzen ſehr begreiflich. Der arme, ſchnell vorüberziehende Pilgrim kann freilich über dieſer Stätte, auf welcher einſt die Füße der Engel und Boten Gottes wandelten, keine marmornen Denkmale errichten, er hat ſich aber in den Stunden ſeines Hierſeyns ein Denkmal im Herzen erbaut, welches wohl auch länger beſtehen wird als das ſo bald vergehende Fleiſch.

Am Nachmittag machten wir uns auf, die Ueberreſte des alten Epheſus zu beſehen. Wir wendeten uns zuerſt noch einmal ſeitwärts zu dem verödeten Gebäude der großen Moſchee, am Abhange des Hügels von Ajaſaluk. Das Zeichen des Kreuzes, welches ältere Reiſende auf Grabſteinen in oder bei dieſer Moſchee ſahen und das noch jetzt an den Capitälern einiger corinthiſchen Säulen im Vorſale bemerkt wird, ſo wie viele andre Umſtände machen es wahrſcheinlich, daß hier die prachtvolle, von Juſtinian erbaute Kirche des h. Johannes ſtund *). Der glänzend weiſſe Marmor, aus welchem die Fronte der

*) Arundel a. a. O. p 264

Moſchee erbaut iſt, ſo wie manche der herrlichen Säulen und andre Baumaterialien in ihrem Innern, erinnern an die vormalige Nachbarſchaft des hochgeprieſenen Tempels der Diana, mit deſſen Beſtandtheilen Juſtinian ſo manches ſeiner Prachtgebäude ſchmückte. Aus dem zerriſſenen Getäfel des Marmorbodens wächſet nun Gras und Geſträuch hervor; die halberhabenen Arbeiten in ſarazeniſchem Stile an der Kibla ſeite, dienen den Vögeln zum Ort der Bergung.

Die Stätte des eigentlichen, von Lyſimachus erbauten Epheſus iſt von Ajaſaluk durch eine fruchtbare, von Waſſergraben durchſchnittene Flur geſchieden. Einſt war die nun längſt verſandete und verſchlammte Bucht, in welcher der Cayſtros mündete, dieß bezeugen die mit Steinpflaſter belegten und vormals zum Anlanden der Schiffe eingerichteten Mole's, bis heran an die alte Stadt ſchiffbar; jetzt iſt das Ufer des Meeres durch das Anwachſen des von der Menſchenhand vernachläßigten Landes mehr als eine Stunde weit von der Stätte des ehemaligen Epheſus zurückgedrangt und die Gemäuer ſeines Hafens liegen meiſt tief im Boden verborgen. Die alte Städteſurſtin hatte ſich an den Bergen begründet, welche die Ebene der Cayſtrosmündung gegen Süden begränzen; ein Theil ſeiner Gebäude zog ſich an dem rundlichen, fruchtbaren Berge Prion, ein andrer am Cerifus hinan. Bei den Ruinen eines mächtigen alten Gebäudes, in deſſen Bögenhallen, aus deren einer Waſſer hervorquillt, mehrere Hirten ihre Mittagsruhe hielten, ſtiegen wir den mit Trümmern bedeckten Hügel hinan. Wir waren da bei den Ueberreſten eines alten Stadiums und bei den gewölbten Subſtruktionen über einen, nach der Ebene hingekehrten Seite, während die andre, entgegengeſetzte Seite

ſich an den Hügelabhang hinanlegt. Die Länge der eigentlichen Rennbahn miſſet 625 Fuß, mithin ein gewöhnliches römiſches Stadium; die vormaligen Marmorſitze, die ſich in vielen Reihen übereinander erhuben, ſind längſt herausgebrochen, nur an der Fronte hat ſich noch ein Theil der Marmorſtücke nebſt einem Thorbogen erhalten. Wir giengen weiterhin über die nun von Diſteln und Dornen erfüllten Gaſſen der alten Städteſurſtin, beſahen, dem Stadium gegenüber, auf der andern Seite eine der alten Hauptſtraßen; das Marmorbaſſin, in welches, wie man vermuthet, die Quelle Calippia ſich ergoß, dann den Marktplatz, vor allem aber das Theater, welches nicht fern vom Stadium, an derſelben Seite des Berges Prion ſeine Stätte hatte und an welches ein Säulengang angränzte. Zwar iſt das Proſcenium großentheils zerſtört und ſeine Marmorquader ſind längſt zu andern Bauwerken hinweggeholt worden; von den Sitzen der Zuſchauer iſt jedoch ein Theil der Grundlage und an beiden Seiten noch ein Reſt der architektoniſchen Zierrathen geblieben. In den Vorhallen dieſes Gebäudes das einſt ſelber der Augen Luſt war und immer neue Luſt der Augen in ſeinem Innren verſammlete, ruheten wir eine Zeit lang. Wir gedachten jenes Augenblickes, da dieſe Räume von dem tauſendſtimmigen Geſchrei wiederhallten: „groß iſt die Diana der Epheſer.“ Hier gegenüber oder dort unten am Saume des alten Hafens war der Tempel der großen Göttin erbaut, welcher einſt ganz Aſien und der Weltkreis Gottesdienſt erzeigte; der Tempel, der als eines der Wunder der Welt geachtet war. Nun iſt ſelbſt die Stätte dieſes Weltwunders ſchwer zu beſtimmen, und vor der Majeſtät der Göttin beuget ſich längſt kein Knie mehr; der einſt verachtete Name aber, den in den Tagen

seines Fleisches Paulus bekannte, der ist zu einem Heil und Trost der Völker geworden. Und, so sprach eine Stimme der Zuversicht in unserm Herzen, die bald auch auf die Lippen trat, er wird dies bleiben. — Der Wind aus dem vorüberziehenden Gewölk wehete in die zerrissenen Mauern des zerstörten Schauplatzes herein; es war als vernahme man von den Marmorstufen her ein leises, aber dennoch tausendstimmiges „Amen."

Jenseit des Theaters kommt man in ein Thal, welches sich zwischen dem Prion und dem Corissus hinziehet. Am Prion sieht man stellenweise jene Felsart anstehen, durch welche dieser Berg für Ephesus ein so reiches Geschenk wurde: den schönen, weißen Marmor. Nicht fern vom Theater, auch am Abhange des Prion, finden sich in jenem Thale die Ueberreste des Odeons; da wo das Thal allmählig sich erweitert und zur Ebene hinabsenkt die Reste des gewesenen Gymnasiums, mit einigen Bruchstücken von großen Statuen. An einer andern Seite der alten Stadt sieht man das ziemlich wohlerhaltne Bauwerk eines römischen Tempels.

Was nun die Reste des gewesenen Wunderwerkes der Welt: des Dianatempels betrifft, an dessen Vollendung zwei Jahrhunderte gearbeitet hatten, so möchte ich nicht mit voller Gewißheit entscheiden, ob das seine wirkliche Stätte war, die unser kenntnißreicher Führer, Herr Brown mit mehreren der frühern Forscher, dafür hielt und als solche uns zeigte. Allerdings war diese Stätte, auf einem nur wenig erhöhten Grunde, ganz nahe an dem alten, jetzt mit Meererde und Kies erfüllten Hafen, so daß die Arcade von weißem Marmor, wie die Alten es uns beschreiben, dem Schiffer schon aus weiter Ferne ins Auge leuchten konnte, auch lassen die zerbrochenen

Säulen von Porphyr, die Trümmer von Serpentin und mancherlei Bruchſtücke architektoniſcher Prachtwerke, zuſammen mit dem mächtigen Umfang, den das hier ſtehende Gebäude eingenommen haben muß, und ſeinen rieſenhaften Subſtruktionen, auf die ehemalige Herrlichkeit deſſelben ſchließen. Ein Bedenken gegen die Annahme, daß hier der Tempel der großen Göttin ſtund, erregt nur jener eine Umſtand, daß die Stätte, gegen die noch vorhandne Ausſage des Alterthums, zu nahe bei dem Theater und der Mitte der von Lyſimachus erbauten Stadt geweſen wäre. Vielleicht dann, daß die eigentliche Bauſtelle des vom Angeſicht der Welt entſchwundenen „Weltwunders“ weiter hinab nach dem Meer war und daß ſeine Reſte, mit manchen andren Herrlichkeiten der alten Kunſt, tief unter dem angeſchwemmten Lande vergraben liegen. War doch ohnehin ſchon der Tempel, auch da er noch frei vor den Augen der noch lebenden Geſchlechter daſtund, ſeiner ſchönſten Zierden beraubt worden, denn an wie viele Orte, in die Kirchen und Palläſte der Chriſten wie in die Moſcheen der Moslimen, ſind ſeine herrlichen Säulen und architektoniſchen Prachtwerke gewandert. Mehrere der Säulen, in früheſter Zeit, kamen in die Kirche des heiligen Grabes zu Jeruſalem, acht der ſchönſten in die Sophienkirche nach Conſtantinopel, zwei Säulen, wie man ſagt, aus dem Epheſiniſchen Wundergebäude, zieren ſelbſt die Domkirche zu Piſa. Was dann zurückblieb auf dem alten, jetzt mit Cardobenediktendiſteln und Dornen bewachſenen Boden, der einſt ſo auserleſene Blüthen und Früchte der Kunſt getragen, das ſind etwa ſolche Trümmer von Säulen, welche die Hand der ſpäteren Zerſtörer als unbrauchbar liegen laſſen. Wir aber ſtehen vergeblich ſinnend über den Namen, womit die

Stimme der Vergangenheit das Bauwerk, welches diese Säulen trugen, benannt hat, denn zwischen ihr und uns hat sich ein Strom der barbarischen Verheerungen ergossen, dessen lautes Brausen Denen, welche diesseits stehen, die Stimme jener, die am andern Ufer sind, unvernehmbar machet. Der Strom, der hier vorüberrauschte, war oft von Schlamm, öfter aber noch und furchtbarer durch Blut getrübt; seine Wogen untergruben den Grund, nicht nur des äußren Bestehens, sondern des innren, geistigen Lebens der einst so herrlichen, reichbegabten Stadt. Denn der Grund der „ersten Liebe," welchen die ältesten Bischöfe und Engel der Gemeinde zu Ephesus: Timotheus und Johannes der Evangelist *) gelegt hatten, mußte schon sehr untergraben und wankend seyn, als bei der hiesigen Kirchenversammlung im Jahr 431 Nestorius und Cyrillus über die geeinte oder gezweite Natur Dessen im heftigen Kampfe sich entzweiten, dessen Wesen nicht von der Natur jener Vernunft ist, welche nur zu theilen vermag, sondern näher verwandt dem Glauben, der in ungetheilter Kraft das aufnimmt und genießt, was ihm aus dem Quell des Lebens kommt. Nicht der Geist der Liebe oder des Glaubens war es, der dem Dioskuros bei der berüchtigten Ephesinischen Räubersynode vom Jahr 449 es eingab durch bewaffnete Mönche und Soldaten die Gegner seiner Meinung zur Einstimmung zu zwingen und den edleren Flavianus mit Schlägen zu mishandeln. Die prachtvollen Kirchen und Denkmale der Apostel, welche, ein Jahrhundert hernach Justinian hier erbaute, kenn-

*) Der ältere und neuere Orient nennt ihn immer „den Theologen."

ten den fliehenden Geiſt des Lebens in ihren Gemäuer nicht umſchließen und feſthalten; Epheſus war zu einem dürren Feld der Aehren geworden, deren Fruchtkörner die Vögel hinweggetragen hatten, als im erſten Jahrzehend des 14ten Jahrhunderts (um 1307) die Macht der Osmanen geführt von Saiſan, verheerend wie ein Feuer der Hirten, in ſeine Mauern einbrach und kaum drei Menſchenalter nachher (im Winter 1402 auf 1403) riß der grauſame Orkan, den Timur-Tamerlan *) über Aſien herbeiführte, ſelbſt die Aſche und übrigen Steppeln dieſes Todtenfeldes hinweg. Denn hier bei Epheſus hatte jener allgewaltige Chan der Tartaren, der 36 Jahre lang die Völker des Oſtens zittern machte ſein Lager; hier war der Brennpunkt, in welchem alle die Strahlen ſeiner Mordfackeln ſich zuſammendrängten und von wo aus ſie immer von neuem ſich entzündeten; hier in der Nähe war der Schauplatz aller jener Gräuel, die dem Leben der Völker an die Wurzel griffen, da ſie Wald und junges Gebüſch, Pallaſte, Tempel und Hütten, Thiere wie Menſchen, die Letzteren ohne Unterſchied der Geſchlechter, Lebensalter und ſelbſt des Glaubens von der Erde vertilgten **). So war das arme Epheſiniſche Feld der dürren

*) Sein eigentlicher Name Timur bedeutet Eiſen; weil er lahm war, bekam er den Beinamen „Lenk“ (der Lahme) und aus Timurlenk geſtaltete die Sprache der weſtlichen Völker den Namen Tamerlan.

**) In Smyrna hatte doch Timur bloß die abgehauenen Köpfe der Chriſten durch Wurfgeſchoße auf die Schiffe der Chriſten geſchleudert, in Siwas (Sebaſte) bloß die gefangenen Armenier und die Tapferen der Stadt wie Knäuel zuſam-

dürren Stoppeln bis auf die Wurzel hinab ausgebrannt, da zog im Jahr 1419 wie ein geſpenſtiger Schatten der räthſelhafte Vater der osmaniſchen St. Simoniſten, Berekdſche Muſtapha an der Stätte vorüber; der fanatiſch begeiſterte Verkündiger jener neuen Lehre, welche Gemeinſchaft aller Güter (mit Ausnahme des Haremes) und brüderliche Beachtung der Ehrlichen gebot. Dieſer, von den Seinen nur „Vater und Herr" (Dede Sultan) genannt, wurde hier bei den Trümmern von Epheſus ans Kreuz genagelt und Schaaren ſeiner Anhänger vor ſeinen Augen von den Osmanen geſchlachtet; Schaaren der ſchwärmeriſch Verzückten, welche im Sterben ausriefen: „Dede Sultan Irüſch" d. h. „Vater Sultan laß uns zukommen" (dein Reich). Dauerte doch ſelbſt nach dem Tode des Berekdſchede Muſtapha der Wahn unter ſeinen überlebenden Anhängern noch fort, der Vater Sultan ſey nicht wirklich geſtorben; ſein Freund, der chriſtliche Anachoret auf Chios, wie er vorher ſchon erzählt hatte, daß Muſtapha jede Nacht, trockenen Fußes über das Meer wandelnd, zum vertrauten Geſpräche ihm genaht ſey, behauptete derſelbe ſey, nachdem er zum Schein ſich tödten laſſen, zurückgekehrt nach Samos, zu den früheren Uebungen des beſchaulichen Lebens *).

---

menſchunden und lebendig in die Gruben rollen laſſen. Hier aber in dieſen Gegenden ſelbſt die Schaar der moslimiſchen Kinder, welche Sprüche aus dem Koran betend und um Erbarmen flehend, ihm entgegenzogen, von den Hufen der Roſſe zerſtampfen laſſen (m. ſ. Joſ. v. Hammers Geſch. des osm. Reiches I 334).

*) J. v. Hammer ebendaſ. S. 328.

Wir hätten beim Nachhausereiten noch gerne die Ueberreste jener kleinen, alten christlichen Kirche besucht, die sich unter den andern Trümmern finden sollen, aber wir hatten uns so zwischen den Disteln und Dornen verstrickt und zwischen den Gräben am Hügel verirrt, daß wir nicht ohne Mühe den Ausgang nach der Ebene fanden, auf deren Feldern Turken mit Bestellen des Ackers und dem Einbringen der Früchte beschäftigt waren. Hier stunden wir noch einmal still und blickten nach der Stätte des vormaligen „Wunders der Welt" zurück. Siehe dieß ist nun das alte, einst so herrliche Ephesus, zu welchem (nach Apok. C. 2.) „der, so da hält die sieben Sterne in seiner Rechten und wandelt mitten unter den sieben goldenen Leuchtern" einst sagte: „Ich weiß deine Arbeit, und deine Geduld, und daß du die Bösen nicht tragen kannst — — und um meines Namens willen arbeitest du und bist nicht müde geworden. Aber ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlassest. Gedenke wovon du gefallen bist und thue Buße, und thue die ersten Werke. Wo aber nicht, werde ich dir kommen bald und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte, wo du nicht Buße thust." — Ja die „erste Liebe" hatte vielleicht einst, hier unter den Augen des Jüngers, den der Herr lieb hatte, in Ephesus geblüht wie an wenig Orten; sie war aber bald nachher von ihrem geistigen Grunde entrückt worden und gewichen; aus einer „Hasserin" zu einer Liebhaberin der Werke der Nicolaiten geworden. Und wie ist nun das Wort so wahr geworden: der Leuchter der Ephesischen Christenkirche ist hinweggestoßen von seiner Stätte. — Wir lernten einen einzigen griechischen Christen in dieser Gegend kennen, einen Hirten, der zu unserm Kaffeehaus kam und bei uns bettelte. Wenige andre Christen

milien leben noch in den armen Hütten des Gebirges
ßtreut, etwas mehrere in dem etliche Stunden entfern-
n Kirkinge; Ajasaluk, wie die ganze Stätte des al-
n und neuen Ephesus, ist von Mohammeds Jüngern
wohnt.

War jener Hirt, welchen wir da beim Kaffehaus
ten (seinem Aussehen nach hatte ich ihm und seines
Leuten nicht gern im einsamen Felde begegnen mögen)
leicht derselbe? von welchem man in Smyrna erzählt *),
as ich hier kurz nacherzählen will. Einige reisende Eng-
änder, von einem heftigen Regenguß überfallen, hatten,
f Anrathen des Wirthes im Kaffehaus von dem klei-
n Haus eines Turken Besitz genommen, welches eben
er stund, weil der Eigenthümer desselben verreist war.
Der Regen war so anhaltend und so stark, die Ebene so
berschwemmt, daß sie auch am andern und dritten Tage
ch nicht weiter reisen konnten; sie fingen an Mangel zu
den. Da werden sie mit einem alten, griechischen Hir-
n Handels einig um ein Lamm seiner Heerde, das die-
r ihnen, freilich um ungewöhnlich hohen Preis, ablassen
ll, statt des Lammes bringt derselbe aber eine alte, dür-
e Schaafmutter, und da sie auf dem Lamm bestehen, das
m auch schon ausgewählt worden, verlangt er noch um
e Hälfte mehr als seine anfängliche Forderung gewesen.
as Noth geht man auch diesen erhöhten Preis ein, da
r aber die Fremden bereit sieht ihn zu bezahlen, nimmt
r das Lamm auf seine Schultern und erklärt, daß er es
cht anders lassen wolle denn um mehr denn das Doppel-
e der Summe, über die man anfangs einig geworden

*) S. auch Arundel's Discoveries I. p. 248 u. f.

war. Der Mann mußte etwas von dem Verkauf der sibilliniſchen Bücher gehört aber nicht recht verſtanden haben. Es gab indeß keinen Tarquinius unter dieſen Frauken, man ließ den ungeſchickten Nachahmer der Sybille ſeines Weges ziehen. Indeß, was geſchieht, während man ſo ſitzt und überlegt, woher man etwas zu eſſen bekommen könne, öffnet ſich die Thüre, und der Türke, dem das Haus gehörte, welches unſre Fremden, ohne ſeine Erlaubniß dazu abzuwarten, in Beſitz genommen hatten, tritt herein. Voll Verwunderung blickt er die unerwarteten Gäſte an, doch er grüßt ſie mit dem Friedensgruße „Salam“ und bald ſpricht er auch das treuherzige Wort „Hoſch gelde“ (ihr ſeyd mir willkommen) und nun glaubte man ſich vor weitren türkiſchen Anſpielungen auf die Beſitznahme der fremden Wohnung ſicher. Aber man hatte ſich geirrt; der Türke geht hinaus aus der Hütte und nach einiger Zeit kommt er wieder herein, mit einem großen, ſcharfen Schlachtmeſſer in der einen, mit einem Lamme in der andern Hand. Das Lamm wird geſchlachtet, das Fleiſch (mit Pillaw) zubereitet und nun nöthigt der Türke mit jenem gutmüthigen Ungeſtüme, der dieſem Volke, ſo oft es Gaſtfreundſchaft übt, eigen iſt, ſeine Gäſte zum Eſſen. Da ſie am andern Tage abreiten und dem Wirthe etwas für Wohnung und Mahlzeit bezahlen wollen, ſagt er: ihr ſeyd unter das Dach meines Hauſes gegangen und ich habe zu euch geſagt: „Hoſch gelde“ ſeyd mir willkommen. Sollte ein Gläubiger von ſeinen Gaſten Bezahlung nehmen? — Nur mit Mühe konnte man der wahrhaft dürftigen, in einem Nebenhauſe wohnenden Familie des Mannes einige kleine Geſchenke aufdringen.

Bei dem Vergleich des türkiſchen Landmannes mit dem chriſtlichen Hirten müſſen wir uns in acht nehmen, daß

er über die hiesigen armen Griechen, von denen freilich manche Züge ähnlicher Art wie der eben von dem Hirten erzählte, erzählt werden, nicht zu hart urtheilen. Das Elend, welches Jahrhunderte lang nagte und lastete, konnte wohl auch den Stamm mancher edlen Gewächse zernagen. Ja, in der Finsterniß thut der Pilgrim der Erde: der Mensch, immer unsichere, irrende Tritte, und über der ephesinischen Christenheit, „deren Leuchter hinweg genommen ward" lastet die Finsterniß schon lange. Der Mohammedaner ist ein geistiger Polarländer, dem in seiner anhaltenden Nacht der wohlthätige Mond ohne Aufhören scheint; der Christ gleichet dem Bewohner der heißen Tropenländer, welchen, wenn die Sonne ihm entsinkt, die Nacht plötzlich überfällt.

Statt eines kleinen Marmortrümmers, etwa vom vorhandenen Stadium, wollen wir auch noch zum Andenken an das alte Ephesus eine Lehre des tiefdenkendsten unter allen seinen bekannt gewordenen Bürgern, des Heraklit, mit uns nehmen: jene Lehre, daß das Sehnen (das innre geistige) der Vater der Erfüllung, die Hoffnung die Mutter des Findens sey. „Denn wer nicht verlangt wird nicht erlangen, wer nicht hoffet wird nichts gewinnen."

Das Nachtlager in den Hütten von Ajasaluk versprach, bei seiner Unreinlichkeit noch weniger Nachtruhe als das von Zenikói; das Schlafen aber im Freien wurde bei jetziger Jahreszeit in der sumpfigen Niederung dieser Gegend, für sehr ungesund gehalten. Nur unser fleißiger Maler, welcher noch einige Punkte des alten Ephesus aufnehmen wollte *), beschloß deshalb, in Begleitung des

*) M. v. in den Bildern aus dem heiligen Lande, treu nach

einen Surutſchnis die Nacht hindurch bei dem Feuerheerd des Kaffeehauſes zu ſchlafen oder auch zu wachen; für die übrige Reiſegeſellſchaft wurde es angemeſſener befunden, noch an demſelben Abend bei dem hellen Mondenſchein nach Jenikôi zurück zu reiten. Denn die prachtvollen Ruinen von Teos (jetzt Bodrun), der Geburtsſtadt des Anakreon, welche in reizend ſchöner Umgebung gelegen, noch ſo wohlerhalten daſteht, weil ſie ſeit den Bedrückungen der Perſer und der damaligen Auswanderung ihrer Bewohner nach Thrazien faſt ganz unbewohnt, mithin auch von den ſpäteren Barbarenhorden unzerſtört geblieben iſt, hofften wir noch bei andrer Gelegenheit beſuchen zu können.

Der Abend, im Thal des Kayſtres, war noch feſtlich ſchön. Ein alter, graubärtiger Turkomane, der uns begegnete und den ich begrüßt hatte, wünſchte mir, wie mir dieß Juſuff Effendi überſetzte, außer dem gewöhnlichen Gruß des Friedens Gottes ewige Erbarmung. Und in der That, es war Frieden im Herzen, ſo wie das Gefühl und Vertrauen daß Gottes Gnade mit uns ſey. Wir hatten lange genug Gelegenheit, die Wirkung der hellen Mondbeleuchtung auf das Ausſehen dieſer ſchönen Nachbargegend des Tarſſaiſchen Gefildes zu beobachten, denn unſer Surutſchni, der des Weges nicht ſo kundig war wie ſein älterer, bei unſrem Freunde in Epheſus zurückgebliebener Gefährte, hatte ſich ziemlich weithin verirrt, ſo daß wir erſt nahe vor Mitternacht Jenikôi erreichten.

---

der Natur aufgenommen und gezeichnet von J. M. Rennagh. Stuttgart bei Steinkopf. im erſten Heft die erſte Abbildung, welche eine der damaligen Arbeiten des genannten Künſtlers iſt.

hier dauerte es ziemlich lange, bis das Zimmer unsers turkomanischen Wirthes, das schon andre Schlafer besetzt hielten, uns eingeräumt werden konnte. Desto lieblicher war die Ruhe; denn die heutige große Ermudung ließ uns die Bisse der Insekten, die uns gestern gestört hatten, nicht fühlen, obgleich dieses an Aegyptens Plagen erinnernde Ungemach von einer Art war, daß das Sprichwort, dessen sich Jusuff Effendi am andern Morgen, im Streit mit der zänkischen, ihn verächtlich behandelnden Wirthin bediente, das Sprichwort: mein Bette ist reiner als das deinige (d. h. ich bin vornehmer als du) auch in seinem wortlichsten Sinne als wahr erschien.

Der Tag war schon lange angebrochen, als wir aus unserer Hütte heraustraten. Der Himmel hatte sich getrübt; aber den Gebirgen des Mäandros und der Quellen des Kaystros stunden dichte Regenwolken, welche wie die kühler gewordene Luft dieß vermuthen ließ, schon angefangen hatten, einen Theil ihres Inhaltes zu ergießen. Am Abhange des Hügels, an welchem sich hin und wieder die Platane zeigt, mit dem breiten Dache ihrer Aeste, die nach unten von den Kameelen abgeweidet sind und deshalb hier wie künstlich zugeschnitten aussehen, weideten Kameelmütter mit ihren Jungen, hinter den Ruinen von Metropolis ertönte die Rohrpfeife der Hirten, dazwischen die Töne kleiner Zugvögel, welche vom Hochgebirge herkommend, mit dem vorüberziehenden Gewölk nach der Ebene am Meere hinabeilten. Auch wir ungeflügelten Wandrer und Fremdlinge machten uns zum Weiterzuge auf. Wir hatten unsren diesmaligen Rückweg, geführt von unserm jungeren Zurutschun über eine sehr wasserreiche Ebene gewählt, die, wenn der Regen uns auf ihr ereilt hatte, schwerlich wurde den Durchzug erlaubt haben; schon heute,

wo noch kein Regen den hier ſtauchenden Nebenfluß des Tartalu angeſchwellt hatte, war das Hindurchreiten durch ſein tiefes, ſumpfiges Bette ſehr ſchwierig. Wie manche Bauwerke der alten Zeit mag dieſes angeſchwemmte Land verdecken, auf deſſen erhöhteren Stellen jetzt nur die ſchwarzen Zelte der Jurucken geſehen wurden, umſchwärmt von der Schaar der häßlichen Hunde, die an den Knochen eines gefallenen Kameeles nagten. Bei Trianda kamen wir an dem ziemlich europäiſch eingerichteten Landhaus des Landesfürſten vorüber, und während wir abermals unter der großen Platane am Ufer des Halejus ruheten, ſahen wir ihn, den Fürſten mit einer ſeiner Frauen, beide in europäiſch-türkiſcher Kleidung an uns vorüberreiten. Wir kamen gegen Abend, gerade noch vor dem Regengewölk, das ſich ſchon am Nachmittag in mächtigen Strömen auf den Nachbarbergen, und am Abend, wie in der darauf folgenden Nacht auch in der Ebene ergoß, wieder in dem gaſtfreundlichen Budſcha an.

Reiſe nach Magneſia und Sardis.

Vor allen andren Sinnen des Leibes trägt der Geruch das Vermögen in ſich die Pforten zu dem feſt verſchloſſenen Garten unſrer Erinnerungen zu eröffnen und mit magnetiſcher Kraft das Andenken an das Vergangene aus ſeiner Vergangenheit hervorzuziehen. Der Duft eines blühenden Baumes oder eines Gewürzes, der Geruch einer Arznei oder andre Male der eines im Feuer verbrennenden Stoffes weckt in uns nicht ſelten das Andenken an ganze, vergeſſene Geſchichten unſrer Kindheit auf; die Erinnerungen ſelber, in ihrer unzerſtörbaren Kraft der Wiedererzeugung gleichen dem Duften des Moſchus oder des Ambra, welches ſich Jahre lang fortſetzet, ohne daß

der Stoff, von welchem es herkommt, dadurch verzehrt wird; das Erinnern der Seele, in ſeinem höheren Maße, erſcheint verwandt dem Einhauchen der Gerüche durch den athmenden Leib. Die Zeit meines Verweilens in Kleinaſien war in ſolcher Beziehung für mich der Aufenthalt in einem Garten voller Blumen und Gewürzkräuter; das anmuthige Budſcha war mir eine Laube, beſchattet vom Gebuſch des blühenden Je länger je lieber, und wo ich aus dieſem Ruheſitze heraus den Fuß hinſtellte, zwiſchen die duftenden Beete, da weckte jeder Hauch die ganze Welt der Erinnerungen auf.

Auf einer Anhöhe, nahe bei Budſcha öffnet ſich die weitre Ausſicht nordwärts und oſtwärts nach den Höhen des Sipylus und nach den Gebirgen, welche das Gebiet des Hermos (Sarabat) begränzen. Wie ſollte es nicht vor allem nach dieſer Gegend mich hingezogen haben, denn Felſenwänden und Thälern die Geſchichte der Natur wie der Völker das Andenken an die Thaten Gottes und der Menſchen ſo vielfach und ſo reichlich eingeſchrieben hat wie nur wenig andren Stellen der Erde. Die Natur dieſes ganzen Landes in und neben dem Thalgebiet des Hermos erinnert eben ſo an die Lieblichkeiten eines Paradieſes wie an die Schreckniſſe, welche den geweſenen Bewohner aus der Stätte des Friedens verſcheuchten, und an den leitenden Zug, der den Hinweggeſcheuchten über Land und Meer zur neuen Heimath führte. Denn an das Land der ſüßen Früchte und aller Fülle des Bodens, genährt von dem Gewäſſer der goldreichen Fluſſe, gränzt weiterhin das Gebiet des Lydiſchen Brandfeldes (Katakekaumene) mit ſeinen erloſchenen Vulkanen und ſeinem vom Zornfeuer der Natur verſchlackten Erdreich; bei Magneſia bezeuget noch jetzt ein auffallendes Bewegen

der Magnetnadel das Vorhandenſeyn jener attrakteriſchen Eiſenmaſſen, welche dem beobachtenden Geiſte des Alterthumes ein Führer in das innerſte Gebiet der Geheimniſſe der Natur, den ſpäteren Zeiten ein Führer über Land und Meer wurden *). Wie oft hat in dieſem Thale des Hermos der Menſch es erfahren, daß hier in einem ſolchen Paradieſesgarten der Erde das Wohnen ein unſichres und unſtättes ſey; das alte, ſo feſt ans Land gewachsene Volk der Lydier, ſammt des Cröſus Reichthum und Macht entwurzelte das Schwert des Cyrus; die Hoheit der perſiſchen Satrapen hauchte der Sturmwind des großen Macedoniers vom Boden hinweg; der Herrſchaft der Syrer machte das Reich der Römer ein Ende; das was das Schwert der früheren Eroberer noch nicht gefreſſen hatte, das vernichtete der große Schlächter und Würger der Völker, Tamerlan; auf dem Felde der vielen älteren Todtenmahle gräbt und erbaut ſich jetzt das Volk der Osmanen ſeine Gräber. Und wenn auch hier zuweilen die Stimme der Kriegstrommete und der tartariſchen Trommeln ſchwieg, wenn die Völker des Oſtens ſich zuriefen, es iſt Frieden, da erſchütterten dieſes Paradies der Erde die Schreckniſſe Gottes, die als Erdbeben kamen wie ein Dieb in der Nacht, ſo daß die Ruhe der Sinnen, wenn ſie, gleichwie Murad II. in ſeinem geliebten Magneſia that, ſo im Gefilde des Hermos heute ihre Hütten aufſchlug, ſchon morgen den flüchtigen Fuß erheben und weiter ziehen mußte. Dieſes Land hier ſpricht aber auch noch auf andre Weiſe von den Lieblichkeiten des

*) Der Magnet hatte vorzüglich von dieſem Lydiſchen Magneſia ſeinen Namen.

Innern, wie von den Schreckniſſen der Pforten des Paradieſes; es iſt noch in andrem Sinne die Zundgrube eines Magnetes, der über die rauchenden Trummer des Vergangenen hinweg zur Ruhe einer kunftigen Heimath leitet; uber ſeinen Gefilden hat die Weckſtimme noch einer andern Trompete ertont als die der Schlachten, eine Stimme die auch noch jetzt fortwahrend die Schläfer zu wecken vermag und zu warnen vor der nahen Gefahr. Hier in dem Gebiet des Hermes und dem benachbarten des Caicus hatten vier jener ſieben aſiatiſchen Chriſtengemeinden ihre Stätte, welche in der älteſten Geſchichte der Kirche als ſo bedeutungsvolle Denkzeichen daſtehen und von denen wir ſchon drei (Smyrna, Epheſus und Laodicea) vor der Erinnerung des Leſers voruberfuhrten.

Jenes geheimnißvolle Buch, welches den hehren, bedeutungsvollen Schlußſtein der Bücher, die Offenbarungen Gottes bildet, jenes Buch, deſſen Kräfte des Himmels und der Ewigkeit ſich jedesmal in den Zeiten der gröſſten Trubſale und Verfolgungen der Kirche tröſtend, aufrichtend und neubelebend erwieſen haben: das Buch „der Offenbarung Johannes" beginnt mit ſieben Sendſchreiben des Fürſten der Könige auf Erden an die ſieben Gemeinden in Aſien. Dieſe ſieben Gemeinden waren zu ihrer Zeit und ſind noch jetzt die ſieben äußern Erſcheinungsformen oder Richtungen, in denen der Chriſtenglaube, der Welt gegenüber, ſich darſtellt; ſie ſind uns in den Sendſchreiben beſchrieben nach jenen Gefahren, die im täglichen Kampf und Wechſelverhältniß mit dem feindlichen Element von außen, ihnen drohen, ſo wie zugleich nach der Möglichkeit ihrer Verherrlichung durch die heilende Kraft und den lebensgeiſt von oben. Wie die ſieben Grundgeſtalten und Erſcheinungsformen der natürlichen Dinge, können auch

die ſieben Erſcheinungsformen der Kirche Chriſti theils als gleichzeitig neben einander, theils als in der Zeit nach einander hervortretend betrachtet werden. Es regt und bewegt ſich jedoch keine der ſieben Grundkräfte, es leuchtet keiner der ſieben Sterne ohne die Mitwirkung der andern ſechs; das Herz jedes Chriſten hat in ſeinem Laufe auf Erden die Einwirkung und die eigenthümliche Natur aller der ſieben Grundrichtungen des Glaubens an ſich zu erfahren, obgleich die eine oder andre an jedem Einzelnen die vorherrſchende wird und zuletzt alle die andern in die erſte: in die Grundrichtung der kindlichen Liebe wieder zurückkehren und in ihr ſich vollenden müſſen. Jene ſieben Sendſchreiben ſind daher nicht bloß der geſammten Chriſtenheit auf Erden, ſondern auch ihren einzelnen Gliedern zur Warnung, zur Belehrung und innern Bekräftigung gegeben; ſie ſind zugleich, noch in ihrem jetzigen Zuſtande ein Beweiß für die Wahrheit der Weiſſagungen, welche der Geiſt über die Zukunft der ſieben Aſiatiſchen Gemeinden ausſprach. Darum darf der Erzähler einer Reiſe in Kleinaſien wohl auf eine Theilnahme ſeiner chriſtlichen Leſer rechnen, wenn er in einigen ſchnell vorübergehenden Zügen einen Abriß der neuſten, jetzigen Geſchichte jener Gemeinden entwirft.

Das dritte der Sendſchreiben, deren erſtes an Epheſus, das zweite an Smyrna lautet, iſt an den Engel (Biſchof) der Gemeinde von Pergamos gerichtet. Das alte Pergamum, das ſich noch jetzt ſeinen Namen als Pergamo erhalten hat, liegt am Caicusfluße (jetzt Mandragorai genannt) auf einem ſteilen, kegelförmigen Felſen, der ſich an den Pindaſus anlehnt. Dieſe Stadt, von welcher das in ihr erfundene oder zuerſt im Großen als Schreibematerial angewendete Pergament den Namen

führt, war in alter Zeit eine berühmte Pflegerin der Wissenschaften, denn während sie Lysimachus wegen ihrer großen Festigkeit zum Verwahrungsort seiner Schätze gewählt hatte, machte sie der König Eumenes zu einer Schatzkammer von andrer, höherer Art, indem er hier eine kostbare Bibliothek anlegte, welche bis auf 200,000 Rollen anwuchs. Unter der Herrschaft der Römer ward sie die Hauptstadt von Mysien; in ihr wurde Galenus geboren, einer der Väter der älteren Arzneikunde, schon vor ihm der Redner Apollodorus, der Lehrer des Kaiser Augustus. Noch jetzt haben sich in Pergamum bedeutende Ueberreste der alten Herrlichkeit erhalten, vor allem die Gemäuer der alten Burg der Herrscher, so wie einer meist unterirdisch verlaufenden Wasserleitung, welche beide durch ihre riesenhaft massive und feste Bauart allen Zerstörungen der Natur- und Menschenkräfte widerstanden haben; in einem türkischen Badehause der Stadt findet sich eine wunderschöne griechische Vase. Jene Kirche, in der vermals die Gebeine des Antipas, des getreuen Zeugen, geruht haben sollen, führt jetzt den Namen der h. Sophia; die große Kirche des Evangelisten (Theologen) Johannes ist zu einer Schule geworden. Von dieser St. Johanneskirche erzählen die jetzigen Bewohner der Stadt, selbst die Türken, mit einer Art von ehrfurchtsvoller Scheu, daß man früher mehrmalen versucht habe, ein Minare bei derselben aufzuführen, der Bau sey aber immer wieder auf unerklärliche Weise zusammengestürzt. Die jetzige Christengemeinde von Pergamo besteht aus etwa 150 Seelen. Für den Eifer wie für die äußere Vermögenheit dieser kleinen Gemeinde scheint der Umstand zu zeugen, daß sie vor Kurzem (1836) den Bau einer neuen Kirche begann, der nun wahrscheinlich vollendet ist. So

iſt über ihr das Wort der Weiſſagung Deſſen, „der das ſcharfe zweiſchneidige Schwert" zur Prüfung der Menſchenherzen hat, wahr geworden: das Wort das dieſer Gemeinde das Lob des Feſthaltens an Seinen Namen giebt und welches zwar ein beſondres, göttliches Gericht über einige der Abtrünnigen unter ihren Gliedern, nicht aber den Untergang des getreugebliebenen Häufleins verkündet. Sie hat deshalb bis zu unſrer Zeit die Segnungen jenes guten Zeugniſſes zu genießen und die Kräfte jenes neuen Namens, den die Treuen, die unter ihr waren, mit dem guten Zeugniß zugleich empfangen haben.

Oſtwärts von Pergamum, in dem nördlichſten Gebiet des alten Lydiens findet ſich Thyatira, welches, ehe Lyſimachus, der Wiedererneuerer der Stadt ihr dieſen Namen gab, Pelopia hieß, jetzt aber den Namen Akhiſſar, d. h. weißes Schloß, führet. Sie iſt eine Nachbarin jenes Brandfeldes (Katakekaumene), deſſen Boden, wie wir vorhin erwähnten, die deutlichen Spuren vulkaniſcher Schreckniſſe an ſich trägt; das Alterthum rühmte die hohe Kunſt ihrer Purpurwebereien ſo wie die verfeinerten Sitten ihrer Bewohner. Noch jetzt beſtehet in Akhiſſar ein lebhafter Verkehr des Handels (beſonders mit Baumwolle) und der Gewerbe. Sie iſt reichlich mit gutem Quellwaſſer verſehen. An die Gemeinde von Thyatira war das vierte der prophetiſchen Sendſchreiben gerichtet, welches bei all' ſeinem göttlich-richterlichen Ernſt Worte des Troſtes und der Verheißung enthält. Denn, wie Der ſagt, deſſen Blick durchdringend iſt wie die läuternde Gluth der Flamme, es beſtund hier eine durch Werke und treuen Dienſt lebendige Liebe, Glauben, Geduld und ein Eifer, der immer mehr zu thun ſtrebte, darum, obgleich die falſche Duldung gegen das ſileniſch-ſomnambule Prophe-

unthum der „Jesabel“ *) gerügt, und dieser Abtrünnigen wie ihren Anhängern Strafe des Unterganges gedroht wird, schließt sich dennoch dieser Drohung zugleich die Versicherung an, daß die Andren, die solche Lehre nicht hatten, verschont bleiben sollten und das aufmunternde Wort: festzuhalten, das was ihr Herz besaß. Und noch fest hält Thyatira nach seinem Maße fest am Bekenntniß des großen Namens: es lebt hier eine Christengemeinde, welche an Zahl der Seelen jene zu Pergamus übertrifft und es besitzet eine christliche Schule, welche in einem lobenswerthen, guten Zustand sich befindet. An die ältere, vormals hier bestandene Gemeinde erinnert eine zur Moschee umgestaltete Kirche, mit jener Gestalt der wie aus Zeilen zusammengeschlungenen Marmorsäulen, welche wir nachher bei einer ähnlichen alten Kirche in Magnesia erwähnen werden. Der selbst in seinen Trümmern noch von der vormaligen Pracht zeigende Altar der Kirche ist verschwunden; eine uralte Zypresse in der Nähe des entweihten Gebäudes scheint die Stätte des vormaligen Gottesackers der christlichen Stadt zu bezeichnen. Von der Herrlichkeit des vorchristlichen, heidnischen Thyatira ist nur ein kostbarer, sehr reich von der Kunst ausgestatteter Sarkophag als Denkmal übrig geblieben.

Wir gehen nun zu der fünften der sieben Gemeinden, zu Sardis (jetzt Sart) über, bei welcher wir etwas mehr verweilen, weil sie das Ziel unsrer zweiten Reise in Kleinasien war.

---

*) Der Saal nach war diese angebliche Prophetin das Weib der Jugend des Engels (Bischofs) der Gemeinde gewesen, das sich jedoch selber von ihm getrennt hatte.

Seit unſrer Rückkehr aus Epheſus war der Herbſtregen in Strömen auf das dürre Erdreich herabgeſtürzt; ſeine Ergüſſe waren ſo heftig und ſo reichlich, daß in der einen Nacht das Waſſer ſelbſt durch die Decken des Hauſes drang, welches wir in Budſcha bewohnten, und daß am Sonntag Morgen der Verkehr ſelbſt des einen Nachbarhauſes mit dem andern ſehr erſchwert war. Während ſich die Wolken in der Ebene als Regen ergoſſen, hatten ſie die Gipfel des Hochgebirges, namentlich die des Tmolus, mit friſchem Schnee bedeckt. Seitdem hatte die Natur des Landes eine ſehr merkliche Veränderung erfahren. Aus dem Erdreich ſproßte ein neues, junges Grün; neben dem genügſamen Kameel fand auch das längſt darnach ſchmachtende Hornvieh wieder die angemeſſene Weide; aus den Zweigen der Zypreſſen wie der Gebüſche hörte man die bekannten Stimmen auch unſrer Singvögel, vor allen die der heimathlichen Finkenarten, welche vor der diesmal früher eingetretenen Kälte des Nordens wie der Hochgebirge hieher, in die warme Ebene geflohen waren. Der heiße Wind aus Südweſt und Südoſt hatte ſeine Alleinherrſchaft verloren; die Luft war meiſt angenehm kühl geworden, obwohl ſie noch immer abwechſelend auf einzelne Tage und Stunden ihre vorige Gluthhitze wieder bekam. Dieſe vortheilhafte Aenderung erſchien uns für die Ausführung unſres Planes einer Reiſe in die nördlicheren Gegenden von Smyrna ſo günſtig, daß wir uns hinein in die Stadt begaben, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Freilich ſteckte uns das nachmals unerfüllt gebliebene Verſprechen des Capitäns unſres zur Weiterreiſe erkohrenen Schiffes, daß er ſchon in den erſten Tagen der nächſten Woche abreiſen wolle, für die Dauer der Reiſe ſehr enge Gränzen, doch konnte wenig-

wenigstens das Gebiet von Magnesia und Sardis in dieser Zeit besucht werden.

Donnerstags den 27ten October, an einem Vormittage der mit allen Lieblichkeiten eines mittelasiatischen Herbsttages geziert war, traten wir die Reise von Smyrna aus zu Pferde an. Unsre Gesellschaft war diesmal kleiner als auf dem Wege nach Ephesus; sie bestand nur aus mir und meinen drei jungen Reisegefährten; als freundliche Führer und Dolmetscher hatten sich der wackre Gastfreund Fetter und sein damaliger Hausgenoß, der vielgewanderte, vielerfahrene Jussuff Effendi uns beigesellt; für das Geschäft aber der Besorgung der Pferde hatte uns der Postmeister in Smyrna zwei berittene Postknechte «Zurutschuns» statt eines aufgedrungen. Der Anfang des Weges nach Magnesia führt durch Gärten und an dem westlichen Abhange der Berge hin. Ein vornehm gekleideter, seinem Aussehen nach todtkranker Greis, begleitet von zehen Reitern von Bedienten gestützt und gehalten, auf einem Esel reitend, neben und hinter ihm, ebenfalls reitend, seine trauernde Familie. Dieser Anblick, wie so viele andre von ähnlicher Art, mahnte uns an jene, scheinbar selbst unbedeutenderen Vorzüge und Vortheile, welche unser liebes Vaterland in Bezug auf das Reisen, vor Kranken wie vor Gesunden, vor dem ihm sonst an äußerer Cultur nachstehenden Kleinasien hat.

Die fruchtbare Ebene von Smyrna wird auch gegen Magnesia hin, nach etwa zwei Stunden Weges von einem Berge «dem Mimmelus?» begrenzt, an dessen Abhange jener Stein in ganzen Blöcken und einzelnen Geschieben zerstreut liegt, der von diesem Lande seinen Na-

men führt: der Probier- oder lydische Stein *). Mit ihm zugleich sieht man seinen öfteren Begleiter, den Feuerstein; an manchen Punkten stehet der Kalkfels dieser Höhen frei zu Tage aus. Schon von der Ebene, noch mehr aber von dem Bergabhange genießt das Auge einer reichen Aussicht auf die Meeresbucht bei Burnabat hin und in die herrlichen Baumgruppen von Hajilar, so wie weiterhin in die grünenden Thäler und Schluchten der östlichen Höhen, namentlich in das Thal des Meles. Der erste Berg, über welchen die vielbesuchte Straße nach Magnesia hinansteigt, ist nur eine niedere Stufe der bedeutenderen Anhöhe, die sich vom ersten Gipfel aus jenseits eines fruchtbaren Hochthales dem Auge zeigt. Nur kurze Zeit verweilten wir bei dem ziemlich ansehnlich erscheinenden Dorfe, das jenseits des Thales am Fuße der höheren, aus Kalkstein bestehenden Bergwand liegt, denn der nördliche Abhang, gegen die Ebene von Magnesia hinab, will wegen seiner Steilheit und wegen der einzelnen, gefahrdrohenden Stellen am Tage bereist seyn. Jenseits des Ortes zieht sich der Weg zur Rechten einer grünenden Bergschlucht hinan, in welcher selbst die unersättliche türkische Lust am Niederbrennen der Bäume und Gesträuche es nicht vermocht hat die Kraft der Wiedererzeugung zu lähmen, welche hier noch immer aus den Wurzeln der oft verstümmelten Eichen junge Stämme hervortreibt; in besondrer Höhe gedeihen da die Platane und Pappel. Die Anhöhe war nun erstiegen und in seiner ganzen Majestät zeigte sich uns, jenseit eines engen Seitenthales, der hehre Sipylos. Bald nachher lag auch die reiche Ebene

*) Jaspisartige Kieselschiefer

vor uns, die der Hermos durchströmt, weithin nach Norden, an die Höhen des Gaeus und von Pergamos sich ausbreitend. Das Auge konnte sich hier, was auf einem unserer vaterländischen Postpferde wohl schwerlich möglich gewesen wäre, ruhig dem Genuß des herrlichen Anblickes hingeben, denn die Thiere, die uns trugen, hatten zum Theil schon seit etlichen Jahren wöchentlich mehrere Male diesen steilen Gebirgsweg gemacht, der sich bald über zertrümmertes Gestein, bald in den engen, durch den Fußtritt der Lastthiere und der Menschen in den thonschiefer hineingegrabenen Rinnen hinabzieht, an deren Wänden die weißen Gänge des Quarzes (und Schwerspathes?) halberhabene Zierrathen bilden. Die Hand der jetzigen Herrscher des Landes thut hier nichts zur Erleichterung des Reitens, denn das fast auf der Hälfte des steilen Hinabweges gelegene, einzelne Haus ist keineswegs, wie Einige von uns dies glaubten, eine Art von Chaussehaus, sondern nur eine der zahllosen Kaffeeschenken dieser vieldurchreisten Gegend, und die starke, steinerne Brücke, die beim Beginn der Ebene über das jetzt nur wenig befeuchtete Bette des Winterstromes führt, ist, wenigstens ihrer Grundlage nach, ein Werk der früheren Zeiten, welche das Bauen zu gemeinsamen Zweck und Nutzen kannten und übten.

Die buschreiche Ebene, zuerst im Thale am breiten Bette des Winterstromes sich hinziehend, war nun glücklich erreicht und jenseits einer niederen Anhöhe, die sich von den Vorbergen des Sipylos herkommend hier in das Flachland verläuft, zeigte sich uns zwischen Baumgärten und Zypressenhainen Magnesia, mit seinen vielen, hohen, prachtigen Minare's. Das war die erste türkische Stadt, die schon von fern gesehen, den Eindruck

einer eigentlichen, in ſich ſelber einigen Bauart des älteren Morgenlandes machte, und nächſt Bruſſa ſoll ſie auch in dieſer Hinſicht die ſchönſte und ſtattlichſte unter allen Städten Kleinaſiens ſeyn. Unſre Thiere, die Nachtherberge erkennend, eilten, wie im Wettlaufe der Stadt zu, die wir nahe vor Sonnenuntergang erreichten. Der Weg zog ſich noch lang durch die anſehnliche Stadt hin, bis wir den Ort des Ausruhens erreichten. Ein Empfehlungsbrief von dem wohlwollenden, freundlichen kaiſerlich-ruſſiſchen Generalkonſul in Smyrna hatte uns den Zutritt zu dem Pallaſt des griechiſchen Erzbiſchofes eröffnet. Wir ritten in den Hof hinein, gaben unſern Brief ab, wurden ſogleich erſucht abzuſteigen und hinaufgeführt in das gemeinſame Beſuchszimmer, wo man uns mit unſerm Gepäck wie einen Beſuch für längere Zeit aufnahm und behandelte. Es war das erſte Mal, daß uns auf dieſer Reiſe die Sitten des Empfanges der Gäſte, die ſich faſt durch den ganzen Orient gleich bleiben, vor Augen traten: die Spende, zuerſt der in Zucker eingemachten Früchte oder andrer Süßigkeiten mit dem Glaſe des friſchen, klaren Waſſers, dann der Racky oder Traubenbranntwein, hierauf die angezündete, lange Pfeife und die mit ſchwarzem Kaffee gefüllte Taſſe. Dazu ſitzt man, wer es vermag, mit herangezogenen Beinen auf den niederen, an den Wänden umherliegenden Kiſſen.

Der Erzbiſchof ſelber war in Conſtantinopel; ſein hieſiger Stellvertreter, der Biſchof von Hierapolis, ein heitrer, freundlicher Mann, empfieng uns und geſellte ſich, beim gemeinſamen Rauchen der Pfeife und beim Trinken des Kaffees zu uns. Das Geſpräch, zuerſt von den hieſigen Schulen, wendete ſich bald zu Gegenſtänden aus dem Gebiet der Heilkunde, denn jeder Gelehrte aus

europäiſchen Landen, muß, nach der Meinung des Orientalen hierin bewandert ſeyn. Da nun wirklich Mehrere von uns darin einige Kenntniſſe beſaſſen, ſo kamen bald auch andre geiſtliche Bewohner oder Gäſte des Hauſes, die ſich unſern ärztlichen Rath erbaten. Bei dem Abendeſſen erprobten wir es ſelbſt, daß der Ruhm, den die Melonen dieſer Gegend ſchon bei den Alten erlangt hatten, ein wohlbegründeter ſey; ihres Gleichen an Süßigkeit und aromatiſchem Geſchmack hatten wir noch nie genoſſen. Auch für die Ruhe der Nacht war aufs beſte geſorgt, man hatte uns dazu die gaſtlichſten Zimmer des Hauſes eingeräumt.

Schon in der früheſten Morgendämmerung weckten mich die Töne der Menſchenſtimmen, welche aus der jenſeits der engen Gaſſe gelegnen Juden-Synagoge kamen. Zwar lauteten dieſe Töne nicht wie ein „Lob in der Stille zu Zion" nicht wie ein Lobied in „höherem Chor," ſie erinnerten aber dennoch an die bei dieſem Volke ſo wunderbar ausdauernde Verehrung jenes Heiligthumes, das „hoch gebaut iſt, wie ein Land, das ewiglich feſt ſtehen ſoll" *); ſie erinnerten an jenen Bund der Verheißung, welcher noch immer eine innre Lebenskraft dieſes Volkes iſt, aus der das äußere Fortbeſtehen deſſelben hervorgehet. Auch wir mit unſern jungen Reiſegefährten freuten uns, in unſrem einſamen Zimmer der Erfüllung jenes Troſtes, deſſen Iſrael ſo ausdauernd wartet, und genoſſen der geiſtigen Stärkung.

Dem Leibe ließen die freundlichen, geiſtlichen Bewoh-

*) Ps. 78. V. 69.

ner des Hauſes nichts abgehen von dem, was er zu ſeiner Stärkung und Nahrung brauchte. Kaum hatten wir uns ſehen laſſen, da erſchien auch der Kaffee, mit den Tellern voll des wohlſchmeckenden Kaimaks, welcher aus dem eingedickten Rahm der Büffelmilch bereitet und mit Zucker verſüßt iſt. Dabei durften denn auch die andern, zum Kreiſe des morgenländiſchen Frühſtückes gehörigen Dinge nicht fehlen, namentlich der Racky mit den Süßigkeiten der Früchte und den Gläſern des friſchen Waſſers, ſo wie vor und nach dem Genuße des Frühbrodes die angezündete Pfeife. Die Lachtaube, die hier, als einheimiſcher Vogel in den Bäumen des Hofes niſtete, ließ dabei, wie zum harmloſen Genuſſe einladend, ihre fröhlichen Töne hören.

Der Vormittag wurde zum Beſehen der Stadt angewendet, welche ſich vor Smyrna und vielen andern Städten des Morgenlandes durch ihre breiteren, reinlicheren Gaſſen und ihre ſchöneren Gebäude ſehr vortheilhaft auszeichnet. Die Zahl der Häuſer von Magneſia wird auf 9000 angegeben, wovon faſt ſechs Siebentheile von Türken bewohnt ſind, 800 ſind im Beſitz der Griechen, 350 haben die Armenier, 100 die Juden inne; die Summe der geſammten Einwohner ſoll ſich auf nahe 80,000 belaufen. Wir beobachteten auch hier unſre gewohnte Weiſe um zu einer Ueberſicht über die ſchöne Stadt und ihre noch ſchönere Umgegend zu gelangen: wir ſtiegen vor allem auf eine Anhöhe, welche den freien Blick über beide gewährt. Dieſes iſt hier ganz beſonders leicht, denn Magneſia liegt am Fuße des hohen Sipylos, der ſich da, nach der Ebene hin, mit mehreren gähen Vorbergen umgürtet hat. Einer dieſer Vorberge iſt jener, worauf die vormalige Akropolis der Stadt liegt und an deſſen Abhange die

bedeutendſten Ueberreſte aus der alten chriſtlichen Zeit dieſer Gegend gefunden werden. Wir ſtiegen zuerſt da hinan, und verweilten mit hohem Intereſſe bei der ehemaligen nun ſchon längſt zur Moſchee gewordenen Kirche. In ihrer Bauart erinnert ſie an die, freilich ungleich größere Domkirche von Modena, auch an der vorhin erwähnten Kirche zu Thyatira zeigt ſich dieſelbe Form der Säulen und der Bögen wie der äußern Zierrathen. Die Moslimen hegen gegen dieſes Gebäude eine ganz beſondere Verehrung. Zwar hat der Bilderhaß derſelben das Innre der geweſenen Kirche nicht verſchont, das Aeußere aber, mit all ſeinen chriſtlichen Emblemen iſt ſo unangetaſtet geblieben, daß ſelbſt der alte Glockenthurm, ſtatt zum Minare umgeſtaltet zu werden, ſeine Glocke behalten hat, die noch fortwährend zum Anzeigen der Zeitabſchnitte benutzt wird. Unſer fleißiger Maler, Hr. Bernatz, war bei dem merkwürdigen Gebäude allein zurückgeblieben, um daſſelbe zu zeichnen. Eine türkiſche Frau bemerkte dieß, und, über die vermeintliche Entweihung der heiligen Moſchee durch die Nachbildung von der Hand eines Ungläubigen entrüſtet, erhub ſie mit lautem Geſchrei gegen das Bild wie gegen das gute, ehrliche Angeſicht des Künſtlers ihre mit ſcharfen Nägeln bewaffneten Hände, und beide, wenigſtens das Bild würde, da jetzt auch noch andre ſchreiende Frauen hinzukamen, hart angetaſtet worden ſeyn, wenn der Maler ſich nicht entfernt hätte. Uebrigens bemerkten wir auch noch bei andrer Gelegenheit, daß der Anblick eines europäiſch gekleideten Mannes für einen Theil des hieſigen Volkes ein Widerwillen erregender ſeyn muß. Einer der jungen Freunde (Dr. Roth) klopfte mit einem geognoſtiſchen Hammer an eine Felſenwand des Kaſtellberges, an welchem wir mit einer beſondern, bei-

mathlichen Zuneigung die Felsarten unsers Tyroler Fassathales erkannten, da trat mit zornigem Geschrei ein türkisches Weib aus der Hütte hervor, die auf diesem Felsenvorsprunge stand und äußerte ihre Besorgniß: daß der Ungläubige ihr Haus umstürzen wolle.

Nahe bei der vormaligen christlichen Kirche steht eine Platane, welche ihrer Stärke und Größe nach wohl eben so alt oder noch älter seyn mag als das Gebäude; aus ihren Zweigen ertönt noch unverändert derselbe Gesang der Vögel, der aus ihr vielleicht schon vor einem Jahrtausend vernommen wurde, während in dem benachbarten Gemäuer schon die Zungen der verschiedensten Völker laut wurden. Wir hörten jetzt andere Stimmen, die uns lieblicher waren als die der Vögel: die Stimmen der kleinen Kinder einer nicht weit von der Platane abgelegnen Kinderschule, deren Lehrer Freund Zetter kannte und wegen seiner Redlichkeit und Geschicklichkeit liebte. Mit Bedauern vernahm aber unser Freund, daß ein großer Theil der Kinder, die noch im vorigen Jahre diese Schule besuchten und unter ihnen mehrere der fleißigsten und talentvollesten, an der verheerenden Pest des vergangenen Frühlinges gestorben seyen. Unter den jetzt anwesenden Kindern zeichnete sich ein Mägdlein von etwa acht Jahren durch seine Fertigkeit im Lesen, so wie in den Anfangsgründen des Rechnens aus. Sie hatte es bei ihrem geschickten Schullehrer, der sich selber die auf gute, europäische Weise eingerichteten Schulen zum Muster nimmt, ohnfehlbar weiter gebracht als der schon mehr als zwanzigjährige Student, den wir bald nachher in dem unteren Theil der Stadt bei der prächtigen Moschee Sultan Murads III. kennen lernten, wo er an der dortigen Hochschule die verborgenen Tiefen der türkischen Weisheit ergrün-

ten wollte. Die Gelehrſamkeit dieſes guten Jünglinges war auch in der That eine ſehr verborgene, denn er konnte nicht einmal leſen. Er ſagte uns, in der Türkei brauche man bloß zu ſingen, um ein gelehrter Mueſin (Gebetsausrufer) zu ſeyn; wozu ſolle man das erſt leſen, was man ſchon auswendig wüßte.

Oben auf dem Kaſtellberg genoſſen wir denn der ungehemmteſten Ausſicht über Stadt und Land. In ziemlicher Nähe von Magneſia windet ſich der Hermos durch das grünende, trefflich angebaute Thal; die Stadt, mit ihren 32 Moſcheen und andern anſehnlichen Gebäuden liegt ſelber wie in einem großen, ſchönen Garten; man begreift die große Anhänglichkeit Murads II. an ſein geliebtes Magneſia wohl, deſſen Tulpengärten und Zypreſſenhaine er zweimal mit dem Thron und ſeiner Herrſcherwürde vertauſchte, bis beide Male ihn die Noth des Augenblickes einmal zum Kampfe gegen den andringenden äußren Feind (bei Varna), das andre Mal zur Beſchwichtigung einer innern Empörung von dem Ruheſitz hinwegrief. Dort, am Fuße des Hügels bezeichnet noch ein altes Gemäuer, im Schatten der hohen Zypreſſen den Ort, wo Murads Pallaſt ſtund, nahe dabei erheben ſich die Kuppeln der Grabmäler von 22 Kindern und Frauen Murads II. ſo wie Murads III., der ebenfalls die Melonenfelder und Fruchtgärten von Magneſia den Herrlichkeiten der unruhigen Kaiſerſtadt vorzog. Von dem letztern, von Murad III. (nicht von Murad II. *)) ſind auch jene öffentlichen Gebäude begründet, welche unter den ſehenswürdigſten der Stadt genannt werden: die Mo-

*) S. Joſ. v. Hammer a. a. O. I. 465.

schee des Sultans mit schönem Portal und hohem Kuppelgewölbe (vollendet im Jahr 1591) mit den Gebäuden der Akademie; die Moschee der Günstlingin (Chasseki) und der Frau (Chatunije); ein Bad und Speisehaus für Arme, eine Karawanserai, ein Kloster für Derwische und ein Narrenhaus. Wenn schon diese beiden Osmanischen Herrscher, mehr freilich der edlere, thatenkräftigere Murad II. als der weichliche, dem Sinnentaumel ergebene Murad III. durch das Hineinflechten ihrer Geschichte in die der Stadt, dem schönen Magnesia einigen Glanz verleihen, so thun dieses in noch viel höherem Grade jene beiden Helden des Alterthumes, an deren Andenken dieser Ort erinnert. Hier in Magnesia, welches der Perserkönig Artaxerres mit noch zwei andern Städten sammt allen ihren Einkünften *) ihm zum Ruhesitz der letzten Tage verliehen hatte, starb der Sieger bei Salamis, der große Leitstern der geistigen Kräfte Athens zum ferneren Ziele der Vollendung: Themistokles; und wenn auch von den Statüen, womit der kunstliebende Mann den Markt seiner Stadt schmücken ließ, wenn auch von dem Grabmahl des berühmten Athenienſers keine Spur mehr geblieben ist, so hat sich doch noch immer in der Seele der jetzt da lebenden Griechen das Andenken an Themistokles erhalten, dessen Geist hier einstmals gewaltet **). Auch ein thatenreicher Römer hat neben dem Athenienſer,

*) Magnesia zum Brode, Lampsakos zum Weine, Myus zum Gemüse.

**) Wir überzeugten uns auf unsrer ganzen Reise bei vielen Gelegenheiten von der vertrauten Bekanntschaft der jetzigen Griechen mit der Geschichte und den Thaten ihres Volkes.

mehr denn acht Menschenalter später als dieser (im J. 190 v. Chr.) der Umgegend von Magnesia sein Andenken angeschrieben: Cornelius Scipio, der sich hier durch den Sieg über das buntgemischte Heer des Antiochus den Beinamen des Asiaten, wie sein Bruder durch Carthago's Besiegung jenen des Africaners erwarb.

Der Fels der Akropolis, auf dem wir jetzt der herrlichen Aussicht über Länder und Zeiten genossen, enthält nach Chishulls Beobachtung Spuren von Magneteisenstein und wirkt auf die Bewegung der Magnetnadel, was jedoch noch mehr an einem andren Punkte des nachbarlichen Sipylus statt finden soll. Bei der Akropolis selber konnten wir jene Spuren nicht auffinden; die verherrschende Felsart derselben ist Wacke (Flötzgrünstein) von porphyr- und mandelsteinartiger Struktur, doch fanden wir in dem Bette eines Gießbaches im Thale serpentinartiges Gestein und Chlorit, die gewöhnlichen Muttergesteine des Magneteisens.

Wir stiegen jetzt wieder hinab in die schöne Stadt und brachten mehrere Stunden mit dem Beschauen ihrer Merkwürdigkeiten zu, unter denen die schon verhin erwähnte Moschee Sultan Murad III. den größten, die Garten beim alten Pallast Murad II. den angenehmsten Eindruck auf das Auge machten. Wie sehr beklagten wir, daß jetzt nicht die Zeit des Tulpenflor sey, deren Pracht in der Umgegend von Magnesia so groß seyn soll. Es enthält indeß das jetzige Magnesia noch andre Blumenbeete, deren Pracht dem Wechsel der Jahreszeiten nicht unterliegt, das sind die in neuester Zeit hier trefflich gedeihenden Schulen, vor allen jene der armenischen Christen. Hiedurch ist auch ein Theil der türkischen Volksschullehrer, wie wir davon schon oben ein Beispiel sahen,

zum rühmlichen Wetteifer erweckt werden und unter ihren Händen werden die Schulen zu einem viele Früchte verſprechenden Blüthengarten, während uns die alten, Kaffee (vielleicht auch Opium) ſchlürfenden und Tabakrauchenden Muderris oder Profeſſoren an der Academie bei der Murabsmoſchee, in ihren buntfarbigen Hörſälen wie abgeſtorbene, vom Wetter getroffne Zypreſſen vorkamen, von denen keine Frucht mehr zu erwarten iſt.

Wir mußten, bei unſrem gaſtfreien Biſchof noch das Mittagsmahl einnehmen, wobei, wegen des Faſttages, keiner der höheren Geiſtlichkeit, ſondern ſtatt ihrer der Arzt des Hauſes, Giovanni Velaſtis, ein geborner Italiener den anordnenden und nöthigenden Wirth machte. Die Diener des Tiſches (einige Geiſtliche von geringerem Range) neckten, wegen der ihm verbotenen Speiſen unſeren Juſuff Effendi, der ſich, obgleich Armenier, wie ein Türke hält und beträgt; dieſer, mit ſeiner gewöhnlichen Ueberlegenheit des Geiſtes, machte das Tiſchgeſpräch lebhaft und unterhaltend. Und wie ſollte er nicht bei jeder Gelegenheit ſich uns als lehrreicher und angenehmer Reiſegefährte erwieſen haben, er, der weltkundige, vielgereiſte Mann, der nicht bloß einige der wichtigſten und ſchönſten Gegenden von Europa, namentlich Italien geſehen, ſondern Aſien von ſeiner Weſtküſte an bis zur Gränze von China zu Lande durchreiſt hat und auch in Afrika, von Aegypten aus ſo tief eingedrungen iſt wie vor ihm kaum ein europäiſcher Reiſender, und, was das Meiſte iſt, der dieſe Reiſen mit ſolchem klaren Sinn und Verſtand gemacht hat.

Gleich nach Tiſche beſtiegen wir unſre Pferde und ritten gegen Kaſſabah (Durguthli) hin, welches gegen 6 Stunden Weges von Magneſia abliegt und das wir zu

unſrem Nachtlager beſtimmt hatten. Der Anfang des Weges läuft an dem nordöſtlichen Fuße des Sipylos hin, deſſen Felſenwände ſchon in den Nachmittagsſtunden dem Wandrer Schatten gewähren. Ein klares, friſches Waſſer entſpringt aus der Sohle des (zum Theil dolomitartigen) Kalkgebirges, deſſen zackige Form und Umriſſe an jene der Juliſchen Alpen erinnern; an einer weiterhin gegen den Hermosfluß gelegnen Stelle der gähen Bergwand zeigt ſich eine große aus dem Felſengeſtein ausgehauene menſchliche Figur: ein altes Bild der Cybele. Aus noch älterer Zeit als dieſes Götzenbild der vormaligen lydiſchen Beherrſcher des Landes, ſind jene tiefen Kluft, durch welche ſich, jetzt, ſeitdem mit den Waldungen zugleich der Reichthum des Quellwaſſers ſich vermindert hat, nur noch zur Zeit des Winterregens, Waſſerfälle herabſtürzen, die an erhabener Schönheit ihrer Umgebung den ſchönſten Waſſerfällen unſrer vaterländiſchen Alpen nichts nachgeben mögen.

Da, wo die Straße von den Wänden des Sipylos hinweg gegen Südoſten ſich kehrt, nahe an der alten, ſteinernen Brücke, die über den eben jetzt ziemlich reich ſtrömenden Hermos hinüberführt, begegnete uns ein Zug der ſchönſten turkiſchen Reiſe, welcher dem reichen Aga Oglu Bey zu Magneſia angehörte, deſſen Frauen auf dieſen Thieren eine Reiſe zu einem Familienfeſte, wahrſcheinlich nach dem ſchön gelegnen Nymphi gemacht hatten *). Unſer Auge wurde indeß bald von einem

*) Dieſes Nymphi, ein Lieblingsaufenthalt des byzantiniſchen Kaiſers Michael Palaeologus (im J. 1260) ſoll in ſeiner Nähe Gold- und Silbergänge enthalten. Be-

Gegenſtand angezogen, der einen mächtigeren Eindruck auf daſſelbe machte, als alle Pracht der Roſſe und Mäuler. Vor uns lag, in ſeiner ganzen Erhabenheit, der hohe Tmolus, ſeine Gipfel mit Schnee bedeckt, der Abhang von reichen Waldungen überkleidet; näher gegen uns hin zog ſich der Sandſtein oder vielmehr der Hügelzug des Kluthlandes, welcher in ſeinen grotesken Formen jetzt die Geſtalt von Burgruinen, dann von lang fortlaufenden Wällen und Mauern nachbildete; die jetzt trocknen Rinnſale der Winterbäche, durch welche wir ritten, führten zum Theil Geſchiebe und Bruchſtücke, welche dem Schiefergebirge der Urzeit entſtammt waren, mit ihnen zugleich den nicht ſelten dolomitartigen Kalk.

Noch jetzt iſt die Thalgegend, die am Sipylus und weiterhin am Tmolus ſich hinziehet, eine reich geſegnete. In der Nähe von Magneſia zeigte ſich uns überall neben und an den Baumwollenfeldern, deren Ernte jetzt begonnen hatte, unter vielen andern ſüdlichen Feldfruchten die Fülle der ſüßeſten Melonen (auf Türkiſch Karpuz genannt) und der Honigkurbiſſe (C. Melopepo, auf Türkiſch Bal-Kabaghi), von denen beiden unſre Surutſchnis öfters ſich welche aus der Hand der Feldarbeiter erbaten und das Erbetene in Fülle erhielten. Am Gewaſſer des Hyos und gegen den Hermos hin wie am Abhange der Hügel bemerkt man allenthalben das üppig grünende Weideland; das hieſige Vieh iſt groß und ſtark, auch die Bewohner des Landes, die uns mit ihren von Baumwollenkapſeln erfüllten Wägen, oder mit der Laſt ihrer Ernte

---

ruhmter jedoch als dieſe ſind in jetziger Zeit ſeine Kirſchgärten, welche von Smyrna aus viel beſucht werden.

auf den Schultern begegneten, erschienen uns so kräftig und schön als ihr Land. Doch hatte die Pest des vergangenen Frühlinges unter diesen „Starken," wie man uns erzählte, eine mächtige Verheerung angerichtet.

Die Minare's von Nassabah, mit denen die Bäume, welche den Ort umgeben, an Höhe wetteifern, lagen jetzt nahe vor uns; bald ritten wir in den ansehnlichen, 2000 Häuser umfassenden, wohlhabenden Flecken ein. Wir nahmen unsren Weg, gleich nach dem Eintritt in den Ort, rechts, zu der Wohnung des Pachters, welcher die hiesigen Güter des Erzbischofs von Magnesia verwaltet und seine Einkünfte aus der Umgegend eintreibt. Hier hatte uns der empfehlende Brief, welchen uns der Bischof von Hierapolis von Magnesia aus mitgab, Bewirthung und Nachtlager bereitet. Das Haus des Pächters liegt neben einem türkischen Bethhause, im Schatten des Baumes, welcher, so oft man ihn auch in diesem Lande sieht, dem Auge immer von neuem lieb und angenehm erscheint: im Schatten einer hohen, alten Platane. Nicht fern davon findet sich das griechische Kloster und jener Theil der Stadt, in welchem mehrere griechische Familien beisammen zu wohnen scheinen. Außer den griechischen wohnen auch armenische Christen in Nassabah, die schon seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts eine eigne Kirche hier besitzen und zu den wohlhabendsten Grundbesitzern so wie Baumwollenfabrikanten des Ortes gehören.

Die Familie des Pachters war erst seit wenig Tagen vom Gebirge zurückgekehrt, in dessen gesundere Luft sie sich vor den Schrecknissen und Gefahren der Pest geflüchtet hatte. Das ganzliche Leeren des Hauses, in welchem, während der Abwesenheit der Bewohner ein Theil des Hausgeräthes aufgestellt werden, mußte erst geräumt

werden, was indeß der Hand unſrer rüſtigen Wirthin und ihrer beiden Söhne ſehr ſchnell gelang. Bald hielten wir unſren Einzug in das Ehrengemach des biſchöflichen Landſitzes und ruheten auf den reinlich ausſehenden, niederen Polſtern. Die Ausſicht aus den Fenſtern des Zimmers über die weite, abendliche Flur und nach dem Purpurdache der eben untergehenden Sonne war ſchön; die Gaſtfreundlichkeit unſrer Wirthsleute zeigte ſich von unſrem Eintritt ins Zimmer bis zu dem Augenblick des Schlafengehens beſchäftigt uns alle Süßigkeiten und eben aufzutreibende Speiſen der Gegend koſten zu laſſen.

Noch vor Sonnenaufgang verließen wir das gaſtliche Kaſſabah. Zwar die Morgenröthe, welche über das Thal des Hermos heraufſtieg, war kein ganz gutes Vorzeichen für das heutige Wetter, aber ſie trug nicht wenig zur Erhöhung der eigenthümlichen Reize dieſes unvergleichbar ſchönen Morgens bei. Die aufgehende Sonne beleuchtete uns die nun näheren, wunderlichen Gruppen des jüngeren Sandſteines, der ſich hier zu mächtigen Pfeilern, höher noch als bei Adersbach, und zu ruinenartigen Gewänden erhebt. Rechts an unſrem Wege, unter alten Zypreſſen, lag ein türkiſcher Todtenacker, welcher, nach der Menge der Grabesſteine zu urtheilen, vielen Geſchlechtern einer vormals hier beſtandnen Gemeinde zur Ruheſtätte der Gebeine gedient haben muß. Die Denkmäler der Todten ſind feſter und ausdauernder geweſen als die Wohnungen der Lebenden; denn dieſe ſind, bis auf wenige Spuren verſchwunden; der Ackersmann, welcher über und neben den Trümmern der vormaligen Häuſer ſein Feld pfluget, der Hirte, der hier ſeine Heerde weidet, wiſſen nicht einmal mehr den Namen der einſt da beſtandenen Orte zu nennen. Und die gleiche Bemerkung

lung von einer augenfälligen Abnahme der Zahl der türkiſchen Einwohner in dieſen Ländern, drängt ſich dem Reiſenden ſehr oft und vielfach auf.

Mit dem Dorfe Terikôi (Dorf des Thales) das rechts von der Straße nach Sardis in einer Schlucht des grotesken Sandſteines liegt, möchten ſich wohl wenig Dörfer der Erde an majeſtätiſcher Schönheit der Lage vergleichen laſſen. Die Häuſer ſo wie die von der Morgenſonne beſtrahlten Minare's machten, wenigſtens aus dieſer Ferne geſehen, den Eindruck von Reinlichkeit und Wohlſtand der Einwohner; dort am Quell, im Schatten der uralten Platane feiert der vormals reicher blühende Liebreiz dieſes Landes mit der durch manchen Sturm der Zeiten gebrochenen Kraft des Landes ſeine goldene Hochzeit und wenn alle dieſe Bäume und Geſträuche des Oleanders, die den Bach beſchatten, durch welchen weiterhin der Weg uns führte, in voller Blüthe ſtehen, dann muß jene Landſchaft einem Roſenteppiche gleichen.

Ganze Züge von hohen, lowerbeladenen Kameelen, angeführt von einem Eſelein, das mit dem Ton der an ſeinem Halſe hängenden Glocke die lautbaren, hinter ihm drein gehenden Thiere im Takt der Schritte erhielt, begegneten uns jetzt. Die Männer, die jene Züge begleiteten, waren Landsleute von Mohammeds Koch und von unſerm Janiſſ Effendi: Armenier, in ihren dichtgewebten, eben nur mit den Löchern für den Kopf und die Arme verſehenen härenen Kutten, die ſo waſſerdicht ſind, daß ſie ihren Träger, wie der Schildkröte das Gewölbe ihrer Schaalen, gleich einer Hütte zum Obdach dienen können. — Neben den türkiſchen Todtenäckern und ihren veralteten Zypreſſen zeigten ſich jetzt auch an unſrem We-

ge hin und wieder die Todtenmähler eines früheren Jahrtauſends: die kegelförmigen Grabeshügel der alten, heidniſchen Bewohner von Lydien. Als wollte der Menſch überall, in die Felſen wie in die Hügel des Erdreiches, in das Holz der Zypreſſe wie in jenes der Ceder nur ſeinen urſprünglichen Namen einſchreiben: den Namen des Staubes aus dem er gemacht iſt, und in welchen er — dieß iſt das gewiſſeſte der natürlichen Ereigniſſe — auch wieder zurückkehren und verſinken ſoll.

Ueber die Ebene, am Fuße der Vorberge des Tmolus hin, deſſen Gipfel die näheren Höhen uns noch verdeckten, gelangten wir jetzt zu dem Dorfe Achmedli, vor deſſen türkiſchem Kaffehauſe wir ein wenig ausruhten. Ein junger Turke und ein wandernder Jude vergnügten ſich hier an dem Spiele einer vierſaitigen, türkiſchen Zither, und der Iſraelit ſang zum Ton der Saiten ein nicht unlieblich lautendes Lied. Noch während wir am Kaffehaus ruheten, kam eine Familie der wandernden Turkomanen mit den Heerden ihrer ſchönen Ziegen vorüber; die Schaaren dieſer Wandrer wurden immer anſehnlicher und zahlreicher, je näher wir von Achmedli aus dem eigentlichen Abhange des Tmolus kamen. Wir glaubten uns in die patriarchaliſche Zeit zurückverſetzt, als wir dieſe Züge der einzelnen Familien und ganzer Horden der mit dem Troſſe der Zurucken vermiſchten Turkomanen ſahen; ein Greis, vielleicht der älteſte der kleinen Gemeinde, zu Pferde oder zu Kameel an ihrer Spitze; die jüngeren Männer und unverſchleierten Frauen zu Fuße neben den Kameelen, welche außer den geſammten Geräthſchaften des einfachen Haushaltes und dem Baumaterial der Nomadenwohnung auch die kleineren Kinder trugen, die auf dem Bauche liegend an die Stroh- und

filzdecken feſt gebunden waren. Hinter den Kameelen folgten dann die Schaaren der langhaarigen, wie Seide glänzenden Ziegen.

Jährlich zweimal, mit den Sangvögeln der Hochwälder zugleich, ziehet das rüſtige Volk dieſer Gebirgsnomaden durch das Thal des Hermos. Einmal, wie eben jetzt, im Herbſte, wenn der fallende Schnee die Heerden und ihre Hirten von den Alpenwieſen verſcheucht, dann wieder im Frühling, wenn der neubelebte Teppich der Gewürzkräuter des Gebirges von neuem zu der Rückkehr nach den heimathlichen Höhen einladet. Während der Wintermonate weiden dieſe Hirtenſtämme ihre Heerden in der vom Regen erfriſchten Ebene und in der wärmern Küſtengegend, deren fruchtbarer Boden, reich genug um eine zehnfache ja zwanzigfache Zahl der Bewohner mit Brod und andern Erzeugniſſen zu nähren und zu bekleiden, jetzt nur noch zum Weideland dienet. Der Reichthum dieſes Volkes beſtehet vornämlich in den Heerden ihrer fein- und langhaarigen Ziegen, durch deren Zucht einſt die Umgegend von Laodicea ſo reich war. An Gute des Haares ſtehen dieſe Ziegen zwar allerdings noch hinter den berühmten von Angora zurück, doch würde die Zucht, mit leichter Mühe, ſich aufs einträglichſte verbeſſern laſſen. Indeß ſehen dieſe Nomaden gerade nicht ſo aus als wenn ſie ihr Nachdenken ſonderlich anſtrengten, um ihr Einkommen zu vermehren. Das freundliche, zum Theil wahrhaft ſchöne Angeſicht der graubärtigen Alten wie der Jüngeren; der Fleiß der Frauen, die ſelbſt im Gehen ihrem Flachs am Handrocken ſpannen, ſprach uns ſehr einnehmend an. So mancher Winter iſt über dieſe Gebirge gekommen, der die Schaaren der geflügelten Sänger von dort verſcheuchte; ſo mancher iſt vergangen und hat dem

wärmenden Frühling Raum gemacht, in welchem die Stimmen des Gesanges in Fels und Wald von neuem erwachten, möchten doch auch einmal zu diesen Hirten des Gebirges jene Beten wiederkehren, die ihnen im Schatten des äußern Friedens ihrer Hütten auch jenen höheren, inneren Frieden verkündeten, den die Welt nicht zu geben vermag.

Links von diesem Wege zeigten sich uns jetzt die nördlichen Gebirgsdämme des Hermosthales immer näher; an ihrem Saume, herabwärts gegen den Fluß, doch jenseits desselben erhebt sich der merkwürdige, berühmte Grabeshügel des Alyattes, der wie ein Riese neben den vielen kleineren Grabhügeln dasteht. Der hier schnell vorüberziehende Nomade kann von dem bedeutungsvollen See von Gygäa: dem Coloe-See und von dem Grabmahl des Alyattes nur das erzählen, was Andre, länger verweilende Reisende schon berichteten, denn er selber sahe dieses Nachbild des ägyptischen Mörissees und der Pyramiden nur wie im Fluge.

Dem Jünglinge, in seinem beengten Sehnen nach dem Hause des Vaters und der Mutter ward (nach S. 8.) die erste Regung zum Hinausgehen nach einer Heimath der höheren Art an einem See. Ist doch das Wasser überall im Gebiet der Sichtbarkeit die Stätte des Auszichens, in welches das hinauswärts von dem Anfangspunkte des Werdens gewendete Gestalten zurückkehrt und aus welcher es von neuem seinen Ausgang, zur höheren Stufe des Seyns und des sichtbaren Wesens nimmt. Nicht ohne Bedeutung erscheint es, was die Ueberläufer aus dem Leben des Diesseits in das des Jenseits, die Scheintodtgewesenen, wenn sie der noch ungesättigte Drang nach sichtbarer Verleiblichung zu diesem zurückführte, mit

se wörtlicher Uebereinstimmung von jenen „Wassern" bedeuteten, die zwischen dem Diesseits und dem Jenseits schweben. Es sind Wasser, noch im anderen Sinne als das Auge sie kennt, doch sind die sichtbaren der unsichtbaren Abbild.

In Aegypten gab der See Möris den noch Lebenden und Sehenden ein Erinnerungszeichen an das Wasser der Auflösung des alten, und der Ausgeburt des neuen, beginnenden Lebens. Die Tonweise dieses „Liedes der Völker" ist fernhin, über viele Berge und Thäler der Erde gezogen, auch der Gygaesee, umgeben von Grabmälern der Lydischen Herrscher und Helden, hatte die gleiche hieroglyphische Bedeutung wie der Mariesee; das Grabmal des Alyattes, das von unten auf kleinern, oben mit Erde überschuttet, an seiner Basis sechs Stadien im Umfange hatte, war wenigstens eine weitläufigere, wenn auch nicht eine gleichkräftige Nachahmung der um mehr denn ein Jahrtausend früher erwachsenen großen Pyramiden von Ghizeh. Alyattes, dessen Grabeshügel dort vor Augen liegt, war der Besieger der Cimmerier, der Vater des Crösus; wie sein Tumulus die andren alle überragt, so hatte die äußere Macht der Lydischen Herrscher mit ihm und seinem Sohne ihren Gipfelpunkt erstiegen. Glücklicher Vater, der du das Unglück deines Sohnes nicht mehr kommen sahest, und noch glücklicherer Sohn, der du das Elend, das auf dich einstürmte, zu deiner Besserung benutztest.

Der Bergabhang zu unsrer Rechten wurde immer rauher und schöner. Solche dichte Waldungen wie sie hier stehen, hatte ich kaum in einem Lande zu sehen vermuthet, wo jeder der Bewohner, so wie der Fremdling, nach Belieben sein Bau- oder Brennholz hauen darf, und wo nicht selten die barbarische Sitte des Niederbrennens

den Segen der Natur zu nichte machet. Noch eine vorspringende Anhöhe war jetzt umritten, da lag, von keinem seiner niedrigeren Nachbarn mehr verdeckt, in seiner hehren Majestät der Tmolus vor uns; auf seinem Gipfel mit Schnee bedeckt, weiter abwärts aber noch jugendlich, wie im Frühlinge grünend. Dieser Berg, der mich seinem Umrisse nach an einige der schönsten Urgebirge der europäischen Hochlander erinnerte, erhebt sich stufenweis, zuerst als gähes, vielzackig zerklüftetes Sandsteingebilde, dann über grünende, wellenartig gerundete Alpenwiesen und Hochwälder zu dem Felsenhaupt des prächtigen Gipfels. Noch jetzt heißt er bei den Eingebornen der Freudenberg (Bozdag), obgleich die Fülle der Wein- und Obstgärten, die nach dem Zeugniß des Alterthums *) vormals über ihn, von seinem Scheitel an bis herab zum Fuß sich ergoß, großentheils verschwunden ist, und das Gold, aus dessen Ueberfluß einst der Paktolus und Hermos sich bereicherten, tief in seine Felsen sich verschließt. An den Fuß dieses schönen Berges lagert sich die fruchtbare Ebene von Sardis.

Schon aus der Ferne fällt auf einem schroffen Sandsteinfelsen die Akropolis dieser Herrscherstadt des alten Lydiens als unbeschreiblich imposante Ruine ins Auge. Sie wäre jetzt, seitdem nicht allein Timurs wüthendes Heer, sondern die noch mächtigeren Erdbeben einen großen Theil des Gemäuers sammt den Felsenmassen, worauf es gegründet war, hinabgestürzt haben, noch schwerer zu besteigen als damals, wo ein Soldat aus Cyrus Heere einem der Belagerten, dem der Helm über einen

*) Virgil. Georg. II. 92; Plin. V. 29; VII. 38.

Theil des Felsens herabgerollt war, die Möglichkeit abgebe, selbst an diesem scheinbar unzugänglichsten und deshalb nur wenig bewachten Punkte herab und hinan zu klimmen. In ziemlicher Entfernung von der Burg zeigt sich, unten in der Ebene, das mächtige Mauerwerk der vermuthlichen Gerusia, des vormaligen Herrscherhauses des Croesus.

Bei der Mühle, am Ufer des Paktolus, deren Oberleute einer von den beiden Christen ist, die jetzt noch den einzigen Ueberrest der alten Christengemeinde von Sardis bilden, machten wir Halt. Auf den im Bette des kleinen Flüßlein liegenden größeren Steinen schritten wir trockenen Fußes über den Paktolus hinüber nach den Ruinen des von Tiberius so prachtvoll wieder erneuerten, römischen und byzantinischen Sardis. Zu unserer Rechten lagen die jetzt verlassenen, aus Mauersteinen und Lehm erbauten Hütten der Turkomanen, weiterhin auf unserem Wege nach den Mauern des alten Stadiums, kamen wir an den schwarzen Zelten einer Zigeunerhorde vorüber, deren Frauen außen vor der Hütte an einem kunstlosen Webestuhle mit dem Fertigen von bunten Teppichen und Gewändern beschäftigt waren. Mehrere von diesen Frauen, da sie uns kommen sahen, liefen nach ihren Zelten und holten aus diesen alte, kupferne Münzen hervor, alle in sehr verriebenem Zustand und keine darunter, deren Alter über die Zeit der römischen Kaiser hinaufstieg. Auch hier wurde unser ärztlicher Rath und unsre Hülfe sogleich in Anspruch genommen, von einem armen Zigeunerweibe, das am Brustkrebs litt. Ihr Uebel hatte leider schon einen so hohen Grad erstiegen, daß nur noch das schneidende Messer, nach menschlicher Ansicht, Rettung versprechen konnte. Nicht weit jenseits der Zigeunerzelt

betraten wir die Stätte des römiſchen Theaters und des mit ihm verbundenen Stadiums. Das noch von beiden ſtehende Gemäuer iſt vom Erdbeben zerriſſen; auf den mit wucherndem Unkraut bedeckten Hügeln des Schuttes und Grauſes lag eine Rudel verwilderter Hunde, häßlich von Farbe und Ausſehen, manche von ihnen von Wunden bedeckt, die vielleicht den Kampf mit Hyänen und Schakals bezeugten. Dieſe ſind es, welche anjetzt das vormals herrlich geweſene Theater beſuchen, deſſen äußrer Durchmeſſer 396, der innre 162 Fuß betrug; ſtatt der Geſänge der Chöre, die einſt hier ertönten, hört man am Tage das Chor der Krähen, bei Nacht antwortet der kreiſchenden Stimme des Käuzleins im Innern, von außen das Geheul des Schakals und der grunzende Ton der Hyäne. — Hier in der Gegend des Theaters war es, wo die Soldaten Antiochus des Großen die Mauern überſtiegen und der Stadt ſich bemächtigten.

Von den Trümmern der römiſchen Herrlichkeit hinweg giengen wir nach den Ruinen der beiden Kirchen des alten, chriſtlichen Sardis. Sie liegen gegen den öſtlichen, hier langſam ſchleichenden Nebenfluß des Paktolus hin. Die größere dieſer Ruinen gehörte einer Marienkirche an. Ihre vom Erdbeben zerriſſenen, nicht unanſehnlichen Mauern ſind zum Theil aus den Marmorblöcken und Fragmenten von Säulen und Tafeln zuſammengeflickt, welche den zerſtörten Heidentempeln und den Palläſten einer früheren Zeit entnommen ſcheinen; dazwiſchen auch Stücke von zerſchlagenen Statuen. Weiter hinab in der Ebene ſtehen die minder anſehnlichen Mauern der Johanniskirche. Dazwiſchen liegen, bewachſen mit Gras und Gestrauch, an welchen die Ziege wiederkauend ruhet, die Hügel der Trümmer, die das Erdbeben und die Verheerungen des Krieges aus

den zusammengestürzten Gebäuden bildeten. Einsam, denn meine Begleiter waren einen andern Weg gegangen, schritt ich über den oft mit Blute benetzten Schutt hin. Gegen die überschwellenden Wasser des Hermos und des Cogamus hatte die grosse Kunst des Menschen dort jenseits des Flusses, am Saume der Hügel den Gygäa- oder Go-ly-See gegraben; den Strom der Verheerung aber, welcher, vor allem mit Tamerlans wüthenden Rotten, plötzlich über Sardis hereinbrach, den vermochte keine menschliche Kraft noch Kunst abzuleiten und jenes arme Werk der Häuser und Hütten, welches später über der grossen Stätte des Gerichts von neuem sich anbaute, das ward vom Erdbeben niedergestürzt *). Ja, hier, wo nun der Weg der wandernden Kameele wie der weidenden Ziegen über einen mächtig grossen Grabeshügel führt, welcher Gebeine der Todten bedeckt, die zum Theil lebendig und noch athmend den andern Todten beigesellt wurden, stund

*) Ein ganz verheerendes für diese Gegend war, ausser den vielen frühern, das von 1505. Damals war Sardis (Sart) wieder ein Flecken gewesen, den das Erdbeben ganz in einen Schutthaufen verwandelte. Zu gleicher Zeit quoll am Wege nach Magnesia pechschwarzes Wasser hervor; bei Partschinly klaffte die Erde 10 Zoche weit, das Wasser sprang thurmhoch empor und warf seltsame, noch nie gesehene, blinde Fische aus. (M. v. v. Hammer IV. 255.) Auch im 17ten und 18ten Jahrhundert, trafen die Landschaft noch manche schwere Erderschütterungen, sie fanden jedoch nicht viel mehr zu verheeren übrig. Doch sahe noch Thomas Smith im 17ten Jahrhundert hier eine Moschee, die sich mit Trümmern alter Bauwerke, namentlich schöner Säulen geschmückt hatte.

einſt das alte, chriſtliche Sardis, von deſſen Engel (dem Vor- und Abbild der ganzen Gemeinde) Jener, der die Geiſter Gottes hat und die ſieben Sterne, ſagt: „Ich weiß deine Werke; denn du haſt den Namen, daß du lebeſt und biſt todt," und zugleich die Drohung hinzufügt: „ſo du nicht wirſt wachen, werde ich über dich kommen wie ein Dieb und wirſt nicht wiſſen, welche Stunde ich über dich kommen werde." — Das Auge darf nur einen einzigen Blick auf Sart und ſeine zerborſtenen alten, ſo wie dahin geſchutteten ſpäteren Mauern richten, um ſelber Zeugniß zu nehmen und zu geben, für die Wahrheit jener Worte.

Ich mußte, nach der Gerusia hin einen weiten Bogen machen, um nicht, ganz unbewaffnet wie ich war, in unnütze Handel mit den verwilderten Hunden zu gerathen, die ſich auf einigen der bewachſenen Schutthügel ſonnten. Jene ließen mich ſchweigend ziehen und ſonſt war hier Alles ſo einſam und ſtill, daß ich in das Gemäuer des angeblichen Schatz- und Wohnhauſes oder der Gerusia hineintretend, den Wiederhall meiner eignen Schritte hörte. Dieſes mächtige Gebäude, deſſen doppelte Mauern aus rieſenhaften Werkſtücken zuſammengefügt ſind und welches, eben vermöge ſeiner maſſiven Anlage verhältnißmäßig am wenigſten vom Erdbeben gelitten hat, könnte, eben durch dieſe ſeine Bauart wohl Anſprüche machen auf den Rang eines Werkes aus dem hereiſchen Zeitalter der Baukunſt; ich meines Theils möchte es für eine Arbeit, nicht der Römer, ſondern der alten Lydier halten. Der erſte der Säle, in welchen man hineintritt, iſt an ſeinen beiden Enden halbrund, ſeine Länge mißt 165, die Breite 43 (engliſche) Fuß, die Dike der Wände

trägt 10 Fuß. Nach Vitruvs *) Zeugniß hatten die Bewohner des späteren, seit Alexanders des Großen Zeiten wieder sehr reich und mächtig gewordnen Sardis das Haus des Crösus zur Gerusia bestimmt: zu einem öffentlichen Gebäude, worinnen, wie im Prytaneum, alle, um den Staat verdiente Männer lebenslänglich Wohnung und Verpflegung fanden. Wie seltsam ist der Eindruck den diese dicken, riesenhaften, jetzt so leeren Wände des alten Schatzhauses eines der reichsten Herrscher der alten Welt auf das Auge machen. Er gleichet jenem Eindruck, den ein Wandrer empfindet, der am Morgen über das Gebirge der Räuberhöhlen ziehet, und der da am Boden den leeren, zerrissenen Beutel, befleckt mit dem Blute des Ermordeten liegen siehet, welchen das Gesindel des Waldes in der vergangenen Nacht einem Reisenden geraubt hat. Möchte sie dahin seyn die unermeßliche Menge des geprägten und gehämmerten, des ungeprägten und durchbrochenen Goldes und Silbers, die Fülle der Arm- und Fußbänder, der Halsbänder und Diademe, der Ringe und Gurtel vielleicht mit Golkondas Diamanten, Bedschehauns Rubinen, mit Zeylons Saphiren und Omans Perlen besetzt, hätte nur Sardis jenen Schmuck sich erhalten, den es eben so wie das treugebliebene, nachbarliche Philadelphia empfangen, aber nur zu bald befleckt und verloren hatte.

Es war als wollte die Natur dennoch hier bei manchem unsrer Schritte uns daran erinnern, daß der alte Quell des Reichthumes dieses Landes noch nicht ganz

*) Vitruv II. 8 med. ut. v. auch Plin. h. n. XXXV. c. 14 Sect. 49.

verſiegt ſey. In ungemeiner Menge und Pracht der goldgelben Farbe wuchs und blühete neben dem Gemäuer der Geruſia und noch mehr weiter ſüdwärts, in der Nähe des Paktolus die epheſiniſche Sternbergia. Im Hinaufgehen nach der Mühle begegnete mir ein Kameeltreiber; ich athmete fröhlich auf, wieder einen lebenden Menſchen zu ſehen. Noch wohler ward mir, da ich meinen jungen Freund, den Dr. Roth in dem jetzt großentheils trocken liegenden Bette des Flüßleins eifrig ſuchend fand. Er ſuchte da, und auch ich begleitete ihn ſpäter bei dieſem Geſchäft, nach jenem Steine, der von Sardis ſeinen alten Namen hatte: nach dem Lapis Sardius (Sarder) oder Carneol. Wir fanden gerade da, wo wir am längſten ſuchten, nur unbedeutende, aber dennoch ſichre Spuren ſeines hieſigen Vorkommens; reichere Ausbeute verſpricht dem Mineralogen, den vielleicht ein antiquariſches Intereſſe zu ſeinen Nachforſchungen antreibt, jene, dieſſeits Sardis, gegen Kaſſabah gelegne Gegend der Ebene, über welche, vom Abhange der Sandſteinhügel herab, die Rinnſäle einiger Gießbäche verlaufen. Die Hauptmaſſe der Geſchiebe des Paktolus bildet ein öfters röthlich oder gelblich gefärbter Quarz.

Während der Mittagsſtunde ruheten wir im Schatten der Bäume, bei der Mühle, am weſtlichen Arm des Paktolus. Das Hochgebirge hatte ſich mehr und mehr mit dicken Regenwolken bedeckt, die uns einen Theil der erhabenen Berganſicht nach dem andern verhüllten. Unten in der Ebene behielt indeß die heiß ſtrahlende Sonne noch die Herrſchaft, welche uns Hoffnung gab zum guten Gelingen, auch noch des übrigen Theiles unſres heutigen im Sehen und Beſchauen beſtehenden Tagwerkes. Denn der ſchönſte Sinnengenuß des heutigen, reichen Tages

fund uns noch bevor. Nach der kurzen Ruhe des Mittags machten wir uns deshalb auf zum Beſuch des Tempels der Cybele, der am Fuße des alten Burgberges liegt. Mit Recht, ſo ſcheint es mir, haben viele neuere Reiſende, welche dieſen Tempel ſahen, ſeine Säulen, was die Form der Kapitäler betrifft, als die ſchönſten geprieſen, die man von jeniſcher Bauart kennt. Sie ſind aus gleicher Zeit mit dem älteren, von Heroſtratus verheerten Dianentempel von Epheſus; das einzige Denkmal, das noch in urſprünglicher Schönheit von der Herrlichkeit und Herrſchermacht des Cröſus zeuget. Anjetzt ſtehen noch zwei Säulen dieſes herrlichen Tempels, die andren ſind durch das Erdbeben und durch die Habſucht der Turken niedergeſtürzt, welche Letztere mit kraftiger Fauſt das Blei herausbämmern, das den einzelnen Theilen der 6½ Fuß dicken Säulenſchäfte und ihrer Kapitäler zur Verbindung diente. Das Baumaterial iſt der ſchönſte, reinſte weiße Marmor.

Ich erinnre mich nur weniger Stunden meines Lebens, in denen mich die erhabene Stille einer großartigen, menſchenleeren Natur ſo tief ergriffen hatte, als in jenen Sonnabend-Nachmittagsſtunden, die ich hier, ſitzend auf den Marmorſtufen des alten Cybeletempels zubrachte. Da in der verfallenen Akropolis wohnte der Herrſcher, der ſich für den Glück[illegible] aller Sterblichen hielt, weil er mehr denn Alle Silber und Gold ſich geſammlet, weil er Alles, was ſeine Augen wünſchten ihnen ließ; weil er groß und ſtark war, durch die Macht ſeiner Heere. Und ſiehe, dort in der Ebene erlag alle dieſe Macht und Stärke dem Heere eines Volkes, das unter Cyrus plötzlich, wie der Waldſtrom den ein Gewitterregen im Gebirge gebar, hereinbrach. Dort unten ſtund auch die

reiche, durch Handel und Gewerbe blühende Stadt Sardis, welche da sie schon einmal das Erdbeben gestürzt hatte, Tiberius prächtiger wieder aufbaute. Und siehe auch über diese große, schöne neue Stadt kam das Verderben durch Krieg und Erdbeben plötzlich, wie ein Dieb in der Nacht. Vielleicht war es hier, bei diesem Tempel der Cybele, in einem der längst von der Erde verschwundenen Lusthäuser des großen Königes, wo Solon der Weise, Crösus, den irdisch Glücklichen ermahnte, vor allem das Ende zu bedenken. In der That, wenn irgend ein Punkt der Erde geeignet ist, das Andenken an das Ende zu wecken, so ist es dieser da, am einsamen Tempel der Cybele bei Sardis. Die zerrissenen Wände der alten Akropolis dort auf dem Sandsteinfelsen reden zu dem Auge des Wandrers von der Eitelkeit der Eitelkeiten; von der vergeblichen Mühe, die der Mensch unter der Sonne hat. Es ist alles eitel, sagen hier die niedergestürzten Säulen des Tempels, wie dort unten die Mauern des alten Schatzhauses des Crösus.

Nach unsrer Rückkehr zur Mühle hatte sich das Regengewölk vom Gebirge immer näher und tiefer herabgezogen zum Thale. Der morgende Tag, so erkannten die Bewohner der Gegend, und wahrscheinlich auch schon der heutige Abend ließ einen heftigen Erguß des Regens erwarten. Freund Zetter, mit der Natur des Landes und mit den Folgen, die das plötzliche, starke Durchnäßtwerden auf den Körper der Fremden habe, schon seit Jahren bekannt, fürchtete vor allem für meine, seit Constantinopel noch immer leidende Gesundheit; er beweg uns noch an diesem Abend zurückzukehren nach dem gastlichen, bequem eingerichteten Hause des Pächters in Kasabah. Wir drei, Zetter, Jusuff Effendi und ich, in Be-

geitung eines der Zurutschuis ritten voraus, während unsere jungen Freunde, beschäftigt noch mit der Zeichnung des majestätischen Cybeletempels und seiner gewaltigen hehren Umgegend, zurückblieben *). Wir zogen so schnell über die Ebene dahin, als unsre zur Eile gewöhnten Postpferde dieß vermochten. Dennoch fand uns die nächtliche Dämmerung schon jenseits Ahmedli. Aus dem Dunkel der eingebrochenen Nacht ertönte von den Zelten der hier gelagerten Turkomanen und Zuruckenherden her die Pfeife der Cameelhirten, und als diese, vom herabstürzenden Regen verscheucht, verstummte, da antworteten sich mit unterer Stimme die Donner des Gebirges. Wir kamen dennoch, nur wenig durchnäßt, vor dem Thore der Nachtwohnung an, das wir schon geschlossen fanden. Die guten Leute hatten heute unsre Ankunft nicht mehr vermuthet, aber auch die unvermutheten Gäste wurden von ihnen gern willkommen geheißen, und das Abendessen, zu welchem auch noch, nicht lang nach uns unsre wohlberittenen jungen Freunde, im Gefolge des andern Postknechtes eintrafen, ward uns ein Beisammensein zu lieblichen Festraben.

Schon am späteren Abend und noch mehr während der Nacht fiel der Regen in so starken Strömen herab, wie man dergleichen nur in den wärmeren Ländern als gewöhnliche Erscheinungen der Herbst- und Winterregungen kennen lernt. Auch in unser Schlafzimmer drang das Wasser in reichlicher Menge herein. Am nächsten

*) Die Gegend von Sardis, ohne den Cybeletempel, s. m. in den von H. W. Bernay herausgegebnen Steindrucken; die Ansicht des Cybeletempels wird er bei andrer Gelegenheit mittheilen.

Tage (30. October) ließen wir uns, während der noch immer von Zeit zu Zeit heftig strömenden Regengüsse die liebliche Ruhe und Stille des Sonntages sehr gern gefallen; außer andrem, was diesem Tag gebührte, benutzte ich die Stunden des ungestörten Beisammensitzens mit Freund Jetter, um mir von diesem, der erst wenige Monate vorher wieder einen Besuch bei den „sieben Gemeinden" gemacht hatte, den jetzigen Zustand der von uns leider nicht selbst gesehenen beschreiben zu lassen. Was er mir von dem jetzigen Pergamum und Thyatira (Akhissar) mittheilte, das habe ich bereits oben erwähnt; ich füge nur noch eine kurze Beschreibung der siebenten jener alten Christengemeinden: Philadelphia's bei.

Wer von uns möchte nicht gern von dieser frühen Wohnstätte der treuen Bekenner etwas erfahren, welcher der Mund der Wahrheit, nächst der Gemeinde von Smyrna das ungetheilteste Lob, und nur Worte der Verheißungen und Tröstungen ertheilt. Denn weil dieselbe, bei ihrer nur kleinen Kraft Sein Wort behalten und Seinen Namen nicht verläugnet hatte, sollte auch sie behalten werden vor der Stunde der Versuchung, die über den Erdkreis kommen würde und auch die Ermahnung, womit das hehre Sendschreiben schließt, trägt zugleich Kräfte der Verheißung und Erfüllung in sich; das Wort: „halte was du hast, daß niemand deine Krone nehme" *). Und ja alle diese Worte der Segnungen haben sich bis zu unseren Tagen in ihrer ganzen Lebenskräftigkeit bewährt und erwiesen; jene Gemeinde „von kleiner Kraft" ist unter tausendfaltigen Versuchungen und Gefahren treu geblie-

*) Apok. 3 V. 8 — 11.

geblieben am Wort der Geduld; hält noch jetzt am Bekenntniß fest.

Der ältere Name von Philadelphia ist wahrscheinlich Kallabytos gewesen, sein jetziger heißt Allah-Scheher; Philadelphia ward sie von Attalus von Pergamos genannt. Der erste Bischof oder Engel der Christengemeinde dieser Stadt, Lucius *) war von Paulus, der zweite, Demetrios von Johannes dem Apostel zu diesem Dienst geweiht und bestellt worden **). Vergeblich hatte im ersten Jahrzehend des 14ten Jahrhunderts (um 1307) der türkische Fürst von Aermian, Alijdar das ihn auf seinem Felsen gegründete Philadelphia belagert, welches damals durch Roger den gewesenen Templer errettet wurde; vergeblich hatten Orchan und Murad I. im Versuch wiederholt, bis endlich Bajesid I., der Blitzstahl, auch in diese guten Mauern einbrach und einbrach. Bis hierauf Timur alle Namen und Wohnstätten der Gemeinden und Menschen mit Mutterstamm hinwegwusch und vertilgte, da wurde, wie durch ein Wunder das ausgenommen von Tod und Verderben bedrohete Philadelphia vor dem Untergang bewahrt; es diente sogar zur Zufluchts- und Vergungsstätte der wenigen, dem Schwerte Timurs und seiner Ketten entlebenen Christen von Sardis so wie ihres Bischofes. Bis zum 16ten Jahrhundert wohnte der Bischof von Philadelphia fortwährend bei seiner Gemeinde; damals schlug er seinen Sitz in Venedig, später in Constantinopel auf.

---

*) V. v. Apostelgesch. XIII, V. 1; Ep. an d. Röm. XVI, V. 22.

**) Oriens christianus I. p. 868.

Philadelphia (Allahsiheher) liegt südostwärts von Sardis in einem Seitenthale des Hermos, am Ufer eines seiner Nebenflüsse, auf einem Hügel, welcher die Aussicht über die reiche, fruchtbare Ebene beherrscht. Nach allen Seiten von Ortschaften der Muhammedaner umgeben, bildet hier diese kleine Stadt die letzte, einsam stehende Warte des Christenbekenntnisses, mitten im Lande der Feinde. Denn welche Stürme, besonders seit den Zeiten der türkischen Besitznahme und Oberherrschaft im Aeußerlichen auch über seine kleine, fortwährend jedoch von der Vertilgung verschont gebliebene Gemeinde ergangen sind, das bezeugen die niedergestürzten Mauern der Vestungswerke so wie die Ruinen des gewaltsam zerstörten Kastelles, dessen entzückend schöne Lage und Aussicht den christlichen Reisenden mit Wehmuth erfüllt, weil er, so weit sein Auge über den kleinen Kreis der Stadt hinausreicht, nur ein Land sieht, aus welchem die einst so reichen Segnungen des Christenglaubens gewichen sind. Aber von dem Häuflein der Christen in Philadelphia sind sie noch nicht gewichen. Dieses besteht aus etwa funfzig Familien griechischer Christen, welche jedoch fast durchgängig nur noch die türkische Sprache reden und verstehen. Mit großer Liebe empfangen sie den christlichen Reisenden in ihrer Mitte, und dieser fühlt sich hier wie unter Verwandten. Die Schulen unterliegen zwar jenen Unvollkommenheiten, an denen auch die meisten türkischen Schulen leiden, doch wird den jungen Seelen der Name des Herrn in Einfalt verkündet. Sehr hart lastet auf der armen Gemeinde die Hand des jetzigen Bischofes P...s, der gewöhnlich in Constantinopel lebt, von dort aus jedoch, so wie noch mehr bei seiner etwa gelegentlichen, persönlichen Anwesenheit solche gewaltthätige Erpressungen

nd Grauſamkeiten übt, daß er nicht wie ein Wolf in Schafskleidern, ſondern als ein Tiger in unverhüllter Geſtalt erſcheint. Aus der alten, chriſtlichen Stadt finden ſich außer einigen kleineren, noch im Gebrauch beſtehenden Kirchen, die anſehnlichen Reſte einer größeren ehemaligen Johannis-Kirche. Ein Iman, welcher in der Nähe dieſer alten Mauern wohnt, erzählte mit ehrfurchtsvoller Scheu, daß er nicht ſelten, beſonders bei Nacht, der Stimmen höre und auch zuweilen Erſcheinung ſehe, von materialiſcher, Schrecken erregender Art. So ſpricht ſich ſelbſt noch in dieſer Tage jene natürliche Achtung aus, welche die Muſelmänner an vielen Orten dem bibliſchen und chriſtlichen Alterthume bezeugen.

Dieſes iſt der jetzige Zuſtand, der noch immer fortbeſtehenden apokalyptiſchen Gemeinde zu Philadelphia, die, ganz nach jener Verheißung die ihr geſchahe, eine von den vieren aus den ſieben iſt, welche ſtehen blieben, während drei, abermals wie das Wort es verkündet hatte, von ihrer Stätte hinweggerückt und vertilgt ſind.

Es war nun, in den Stunden des Nachmittags, endlich Zeit an die Weiterreiſe zu denken; der Regen hatte ſich mehr von der Ebene hinweg nach dem Gebirge ziehen zu wollen. Mehrmalen hatten wir unſre Suruthüter, welche in einem der beſten Chans des Ortes, genannt „zum Sohn des Malers" ihrer Ruhe pflegten, ermahnen laſſen, daß ſie doch mit den Pferden kommen möchten; dieſen guten Leuten wie ihren Roſſen that die lange Ruhe ſo wohl, daß ſie mit dem Abbrechen derſelben ſo lang als möglich zögerten. Endlich ſahen wir uns wieder auf dem Rückwege nach Magneſia. Die Gebirge, in abwechſelnder Verhüllung der Wolken, troffen noch immer vom Regen; unſer Weg durch das Thal war von

der Sonne beschienen und keiner der vorüberziehenden Regengüsse, die wir vor und hinter uns bemerkten, berührte uns. So genossen wir ruhig den Anblick dieses Landes in jenem Zustand seiner Berge und Thäler, worinnen es getränket wird und gesättigt, mit der Ueberfülle des nährenden Wassers. Denn als wir uns den Wänden des Sipylos wieder genähert hatten und in seinem erquicklichen Schatten dahinritten, da glaubten wir eines der Alpengebirge unsres an lebendigen Wasser so reich gesegneten Vaterlandes vor uns zu sehen; die Felsenwände waren da und dort mit den silbernen Fäden der herabrinnenden Regenbächlein überspannen, aus den Klüften hörte man das Rauschen des Gewässers, das von seinem Wolkenfluge nach der Höhe zur heimathlichen Tiefe zurückeilte. Ja, so wie es uns heute sich zeigte, erschien uns das alte Lydien wirklich, wie sein eigner und seiner Einwohner Namen Mäon und Mäones bei Herodot und Homer*) es zu bezeichnen scheint, als ein Wasserland, aber auch in der trockenen Jahreszeit verdient es vor vielen andren Ländern des wärmeren Asiens diesen Namen, denn fast in jeder Stunde Weges kommt man auf der Reise durch seine Hauptthäler an ein laufendes Wasser, das durch wohlthätige Stiftung zum Brunnen gefaßt ist, oder als natürlicher Quell und selbst als Bächlein aus dem Boden hervordringt; bei jedem Kaffeehaus — und wo im Orient gäbe es mehrere und bessere als hier — giebt es ein reines, erfrischendes Wasser.

---

*) Herod. I. 7; Hom. Il. II. 865. Sickler, in seinem Handbuche der alten Geographie, 2te Auflage II. S. 319 erinnert bei dem Worte Maon an die des gleichlautenden semitisch-arabischen Wortes, welches „Wasser" bedeutet.

Nahe vor Magneſia begegnete uns reitend auf wohlgebauten Reſſen ein Paar von Turkomanen; das jugendliche Weib mit zurückgeſchlagnem Schleier, in ſeinem Arm ein kleines Kind haltend. Auf dem Angeſicht dieſes Volkes, ſo wie der in Kleinaſien wohnenden Griechen, ſpiegelt ſich noch ſehr oft die Schönheit und Klarheit des Jeniſchen Himmels; ſollten da nicht auch die Kräfte des Geiſtes innwohnen, durch welche Jonien einſt ſo groß und herrlich war und mußte es nicht leicht ſeyn, den anjetzt nur gebundnen Drang nach geiſtiger Bewegung und Geſtaltung wieder zu entbinden und zu wecken?

Da waren wir ſchon wieder bei dem erſten, am Anfange der Gärten gelegnen Brunnen von Magneſia, erbaut vielleicht aus manchem der übrig gelaſſenen Trümmer vom Grabmahl des Themiſtokles, und noch am Tage ritten wir durch die Gaſſen der ſchönen Stadt. Hier nahmen wir abermals unſre Wohnung in dem gaſtlichen Hauſe des Erzbiſchofes. Wir fanden dieſes voll beſuchender Gäſte, unter welchen der in Smyrna wohnende «Titular» Biſchof von Epheſus der vornehmſte ſchien. Dennoch ward uns, unſerer Gegenvorſtellungen ungeachtet, das große Gaſtzimmer wieder eingeräumt, das wir auf der Hinreiſe innen hatten. Beim Abendeſſen vertrat der freundliche Doctor Pelamis die Stelle des Wirthes und bot Alles auf, was er vermochte, um uns gut zu unterhalten. Vor wie nachher ſahen wir noch manchen der eben zu Beſuche anweſenden Biſchöfe, welche durch ihre glänzenden Namen, die von langſt untergegangnen Gemeinden herſtammen, an jenes Gefühl erinnerten das ein alter Kriegsheld noch fortwährend von einem Gliede und allen einzelnen Theilen deſſelben zu haben glaubt, welches

das Schwert oder Geſchoß der Feinde ihm ſchon vor vielen Jahren hinwegriß und das ſchon längſt verweſt und verſtäubt iſt.

Wir verweilten am andern Tage abermals bis nach Mittag in Magneſia. Ich ward heute ſchon ziemlich früh dem Oglu-Bey, einem der reichſten Fürſten im jetzigen Anatolien vorgeſtellt. In ſeinem Pallaſte zeigten ſich, wenn auch nicht in der Form der europäiſchen Pracht, doch der Bedeutenheit nach die Spuren einer herzoglichen Macht und Vermögenheit. Dieſer Herr hat ſich an vielen Orten ſeiner weitläuftigen Beſitzungen gar manches prunkende Gebäude aus den Trümmern der alten jeniſchen Herrlichkeit erbaut. Auch an dem Ruin des herrlichen Cybeletempels bei Sardis arbeitet er auf dieſe Weiſe, leider gar rüſtig mit, denn von dort hat er ſchon viele Stücke der unvergleichlich ſchönen, weißen Marmorſäulen ſammt den koſtbaren Architraven hinwegholen und nach ſeinem Geſchmack zuhauen laſſen. Wir ſchritten hindurch, durch die Leibwachen und die mit Bedienten erfüllten Vorzimmer; ein Offizier in modern türkiſcher Militäruniform führte uns ein; wir fanden einen vornehmen griechiſchen Kaufmann bei dem Fürſten ſitzend; auch uns nöthigte man Platz zu nehmen auf dem Sitze der Polſter; ein Page brachte Kaffee und langröhrige Pfeifen mit dem großen Mundſtück von Bernſtein. Oglu-Bey iſt ein Mann von mittleren Jahren, ſtark von Körper, gefälligen Anſehens; gegen uns wie gegen die meiſten Europäer ſehr freundlich; dennoch machte dieſe Freundlichkeit wie die der meiſten orientaliſch-türkiſchen Hoheiten, welche ich auf dieſer Reiſe ſahe, auf meine Seele einen ähnlichen, gemiſchten Eindruck wie der Geſchmack des wilden Honiges der Fichtenwaldungen auf die Zunge; mitten aus

dem Süßen ſchmeckt man etwas gar Strenges, unter dem übrigen Gewürz die Myrrhe heraus.

Einer der vornehmen Hofdiener des Fürſten nahm meine ärztlichen Kenntniſſe in Anſpruch; Kenntniſſe, welche mir in Europa, ſchon wegen Mangel an Uebung, ſo unbrauchbar geworden waren wie ein eingeroſtetes Schwert, und die mir dennoch auf dieſer orientaliſchen Reiſe öfters nützlich und meinem Nachbaren zum Troſt geweſen ſind. Auch zu dem kränklichen Kadi der Stadt nöthigte mich Dr. Pelagius mitzugehen, um meine Meinung und meinen Rath über den Zuſtand des Mannes zu vernehmen. Der Kadi iſt ein feingebildeter Mann, der ſich in den Schulen ſeiner Vaterſtadt, Conſtantinopel, gebildet hat; ſeine Rechtlichkeit und Theilnahme an allem, was die Bildung des Volkes fördern kann, wie ſeine Geſchicklichkeit im Amte wurden mir gerühmt. Einen Rechtsfall habe ich hier entſcheiden, ganz in orientaliſcher Art und Form. Ein armer Landmann, der noch einen andern als Sprecher bei ſich hatte, und mit dieſen beiden zugleich ein vornehmer gekleideter Türke traten herein. Der Landmann naherte ſich barfüßig, bis auf einige Schritte dem Kadi, warf ſich dann demüthig, mit der Stirn den Boden berührend, vor ihm nieder, und trat hierauf wieder zurück bis zu der Stelle an der Wand des Zimmers, wo hinter einer Art von Schranke die Kläger und Beklagten ſtehen. Der Kadi winkte ihm mit der Hand, zu reden, da nahm der Sprecher des armen Mannes das Wort und erzählte ausführlich, wie ein Aga in der Nachbarſchaft, der vor Kurzem wegen der vielen von ihm verübten Ungerechtigkeiten ſeiner Würde entſetzt und nach Conſtantinopel abgerufen worden war, dem Bauersmann ein kleines Landſtück, darinnen der größte Theil ſeines

Vermögens bestand, mit Gewalt abgedrungen habe; dieses nämliche, dem armen Landmann geraubte Feld, hatte der reiche, neben dem Kläger stehende Turke von dem Aga gekauft. — Der Turke sagte darauf bloß, das Feld sey sein, denn er habe es dem Aga theuer genug bezahlt. Der Kadi verlangte die Papiere zu sehen, wodurch der Bauer als ursprünglicher Eigenthümer des Grundstückes sich legitimiren könne. Dieser erwiederte: die Papiere habe der Aga bei sich behalten, der sie auch, vorgeblich um sich von dem Besitzrecht des Landmannes zu überzeugen, zu sehen begehrt hatte. Der Kadi foderte jetzt den Kläger auf ihm Zeugen zu stellen, welche sein Eigenthumsrecht bestätigen könnten und der Arme wie sein Sprecher traten ab mit fröhlichen Mienen, aus denen ihr gutes Gewissen sprach. Der vornehmere Käufer des Feldes zögerte noch, als hätte er etwas mit dem Kadi zu reden, dieser aber, mit ernstem Blicke winkte ihm gleichfalls abzutreten. Zwar wurde das Gespräch mit dem verständigen Kadi durch dieses wie durch manche andre Geschäfte sehr unterbrochen, dennoch diente es um unsre gute vorgefaßte Meinung von dem Manne zu bekräftigen. Seine Fragen an Jetter über die bestmögliche, dem örtlichen Bedürfniß am meisten angemessene Weise die türkischen Schulen zu verbessern, wie seine Aeußerungen zu Jetters Antworten, erschienen verständig und treffend. Durch den Besuch des „heiligen" Derwisches, der sich schweigend und ohne zu grüßen auf den Diwan uns gegenübersetzte, die ihm von dem Bedienten des Hauses dargereichte Tasse Kaffe schlürfte und dann schweigend sich wieder entfernte, ließ sich der Kadi in seinem Gespräche nicht stören, vielmehr scheint es, daß er, wie viele der jetzigen, von dem Geist der europäischen Cultur angewehten, ver-

nehmeren Türken weder ſeinerſeits den Imaus und Derwiſchen ſonderliche Achtung bezeuge, noch daß auch ihrerſeits dieſe den Kadi beſonders günſtig ſind, ein Umſtand, der ihm, bei dem immerhin noch ſehr großen Einfluß dieſer Leute für die Sicherheit ſeiner äußern Stellung nachtheilig werden kann.

Nach einem kleinen Umweg durch die Stadt kamen wir endlich, gegen Mittag, wieder zurück zur erzbiſchöflichen Behauſung. Von hier durften wir nicht ungegeſſen hinweg; nach eingenommener Mahlzeit entließ uns der Biſchof von Hierapolis mit gewohnter Freundlichkeit; ein junger Grieche, der nahe Verwandte eines der hohen Geiſtlichen des Hauſes und Dr. Pelaſtis gaben uns noch das Geleite zum Thore der Stadt hinaus.

Wie ſteil und mit anderen, der Gegend ungewohnten Roſſen, wie gefahrvoll der Weg über den Berg jenſeits Magneſia ſey, das lernten wir heute noch einmal beim Hinanſteigen erkennen. Die Ausſicht jedoch hinab nach dem Engthal und hinauf nach dem jenſeit deſſelben emporſteigenden Sipylos, ſo wie bald nachher über das Thal des Meles und nach dem Meerbuſen von Smyrna iſt jedoch auch deſto lohnender. Der reichliche Erguß des Regens hatte während unſrer Abweſenheit die Schluchten noch häufiger mit Waſſer verſorgt und die Ebene ſo getränkt, daß die Felder des Klees und die Saaten in üppiger Fülle grünten. An dem Kaffeehaus vor Hadjilar, an dem wir hielten, wurden alle Laſtthiere der eben hier verweilenden Reiſenden mit friſchem Klee erquickt, nur unſern armen Poſtpferden, welche überhaupt während des Tagmarſches niemals gefüttert wurden, verſagten die Surtſchis das grüne Futter.

Einige von uns wählten in Begleitung des einen

Poſtknechtes, angeführt durch H. Jetter und Juſuff Effendi den Nebenweg über das Gebirge nach Budſcha, während die Andern gerade in der Ebene fort nach Smyrna ritten. Wir auf unſerm Wege kamen jenſeits Hadſchila durch einen Wald von Granatbäumen, in deſſen Zweigen noch eine Fülle der ſpätgereiſten Früchte hieng. Das Dickig der Baumzweige und der wild durch einander wachſenden Gebüſche wurde zuletzt ſo undurchdringlich, daß wir unſern Weg durch das breite Bette eines Baches nehmen mußten, welches eben jetzt reichlich mit Waſſer gefüllt war. Die Anhöhe über dem Granatwald, die anfangs ſanft, dann aber immer ſteiler und ſteiler emporſtieg mit den jetzt neu aufgrünenden Thälern und Schluchten an ihrer Seite war ſo reich an Reiz der Sinnen, daß man ſie gern mit weniger ermüdeten Pferden und nicht bei Einbruch der Nacht hätte durchreiſen mögen. Ein dunkles Gewölk hatte ſich mit der Nacht zugleich vom Sipylos aufgemacht und ſchattete über die Hügel, unten aus Weſten vom Meere her leuchtete noch an dem klaren Himmel die ſpäte Dämmrung, in den Zweigen der Zypreſſen ſpielte der Wind ein Abendlied, leiſe, wie die Stimme der Gräber, in uns aber tönte jetzt fröhlich, dann ernſt ein Nachhall deſſen, was wir auf dem reichen Wege der letzten Tage geſehen und empfunden hatten.

Das Haus unſres theuren Gaſtfreundes Jetter fanden wir einſamer, als wir erwartet hatten. Ich hoffte meine liebe Hausfrau noch hier zu finden, ſie aber hatte mir auf dem gewöhnlichen Wege über Smyrna entgegenkommen wollen und wartete meiner in Geſellſchaft der lieben Reiſegefährtin und Freundin, begleitet von Herrn Fielſtedt, dort in der Stadt. Dahin machten denn

auch wir, Freund Bernatz und ich, Dienstags den 1ten November uns frühe auf, um noch einmal die reiche Gegend zu Fuß zu durchwandern und in Smyrna den Abgang unſers Schiffes zu erwarten.

Rückkehr nach Smyrna.

Die dankbaren Gefühle, mit denen ich hier noch einmal auf meinen Aufenthalt in Budſcha und Smyrna zurückblicke, gleichen den Gefühlen eines Wanderers, der am Abend ermüdet und krank bei der Ruheſtätte ankam, hier bald dem heilkräftigen Schlummer ſich überließ und der nun neugeſtärkt erwacht, wenn die Morgenſonne das gaſtliche Haus beſcheint, vor dieſem auf und nieder geht und ſeiner ſchönen Lage und Bauart ſich erfreut. Die Sonne, welche mir jetzt ihre Strahlen auf das freundliche Budſcha und das gute Smyrna fallen läſſet, das iſt die Kraft der Erinnerung: jener lebendigen und geiſtigen, welche mit dem Leibe nicht leidet noch krank iſt, mit ihm nicht ſtirbt, ſondern welche, immer ſich ſelber treu und gleich auch jenſeit des Grabes noch fortlebt. Das mehre Theil des leiblichen Befindens war damals, wo ich in Budſcha und Smyrna der Güte des Landes und ſeiner Bewohner genoß, von Wolken der Kränklichkeit bedeckt, zuweilen brauſten öfters die Wogen des Kleinmuthes, hoch über den Wolken ſtund die Sonne, und nun, da der Wind das Gewölk vertrieben, ſcheint dieſe hell und klar auf den vorhin verdunkelten Boden herab.

Ehe ich von dem Abſchiede aus dem alten Vaterlande der Meiſter der Menſchenweisheit wie des Geſanges und der Kunſt noch einige Worte von der Güte des Landes ſage, ſey es mir erlaubt, etwas von der hier erfahrnen Güte der Menſchen zu erzählen.

Ein theurer Freund, den ich ſchon in Deutſchland liebgewonnen, dann in Conſtantinopel auf einige Augenblicke wiedergefunden hatte, der edle Schwede Fielſtedt, war uns ſchon in der Nacht vom 12ten October, gleich nach der Ankunft unſers Dampfſchiffes im Hafen von Smyrna mit einem Boote entgegengekommen; da man aber, aus einem Misverſtehen der Namen, ihn vom Dampfſchiffe, als ſey da niemand unſers Namens, hinweg gewieſen hatte, war er am Morgen nach Budſcha zurückgekehrt. Wir machten aber noch an dieſem nämlichen Morgen die perſönliche Bekanntſchaft eines anderen Mannes, deſſen Namen mir ſchon im deutſchen Vaterlande ſeit vielen Jahren ein wohllautender Klang geweſen war: die Bekanntſchaft des holländiſchen Generalconſuls van Lennep. Es giebt in der Geſchichte der einzelnen Städte wie ganzer Reiche, in der Geſchichte der Wiſſenſchaften wie der Kunſt einzelne Familien und Häuſer, welche wie ein Strömlein friſchen Waſſers, das beſtändig aus dem Quell ſich erneut und ergänzt, durch viele Menſchenalter hindurch ihren wohlthätigen Lauf nehmen und welche noch den Urenkeln ein wohlthätiger Punkt des Anhaltens ſind, wie ſie den Vätern es geweſen. Ein ſolches Haus iſt für die fränkiſchen Bewohner von Smyrna ſo wie für den dorthin kommenden Europäer das van Lenneppiſche, in welchem zugleich auch der edle Stamm der Hochepiedſchen Familie ſich fortſetzt. Seit länger als einem Jahrhundert wiſſen alle Fremde, welche aus Europa nach den Morgenländern kamen, von der Freundlichkeit und Güte der Hochepieds und van Lenneps zu erzählen; die Familie von jenem wurde in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wegen ihrer edlen Mildthätigkeit, die ſie in der Auslöſung vieler Chriſtenſclaven, namentlich aus Ungarn

und Oeſtreich, bewieſen, in den Grafenſtand erhoben, weit mehr aber noch als jemals Menſchen erfuhren, iſt von jenen guten Holländern für Freie wie für Knechte, Einheimiſche wie Fremde, Gutes geſchehen, wie dieß namentlich die Geſchichte der Schreckenstage der griechiſchen Revolution und der türkiſchen, bei dieſer Gelegenheit bewieſenen Barbarei bezeugt. Auch uns gäbe die viele Freundlichkeit und Güte, die wir von Herrn van Lennep von den erſten Stunden unſrer Ankunft in Smyrna an bis zu den letzten erfuhren, Stoff genug, „ein Liedlein" zu ſingen. In ſeinem gaſtfreien Hauſe lernten wir beſuchende Fremde aus vielen Ländern von Europa, wie aus Amerika und aus Aegypten kennen, denen allen der treffliche Mann durch Rath und That das Reiſen und den Aufenthalt im Morgenlande nach Kräften zu erleichtern und angenehm zu machen ſucht. An den Grafen Hochepied erinnerte uns gar oft der von ihm angelegte große Garten in Budſcha mit den vielen hohen Zypreſſen, in deſſen Nähe wir wohnten, obgleich derſelbe jetzt keineswegs mehr in dem Zuſtande ſich befindet, in welchem ihn im Jahr 1752 Stephan Schultz ſahe, weil der Landaufenthalt der van Lennep'ſchen Familie jetzt nicht mehr in Budſcha iſt. Es hat indeß nicht bloß Holland hier in Smyrna einen Repräſentanten ſeines innern Wohlſtandes und der freundlichen Geſinnung, wodurch ſeine beſſeren Bewohner ſich auszeichnen, ſondern auch die andern europäiſchen Länder reichen hier dem Fremdling durch ihre Bevollmächtigten freundlich und hülfreich ihre Hand. In der That, die europäiſche Chriſtenheit bildet da, mitten in den türkiſchen Landen eine auf wechſelſeitiges Zuſammenwirken und Liebe zum gemeinſamen Vaterland begründete, anſehnliche Macht. Die Gaſſe am Meere hin, wo auf hohen

Segelſtangen die Flaggen der verſchiednen Nationen wehen und die Wohnungen der Geſandten bezeichnen, wird mir immer in dankbarem Andenken bleiben, weil ich in ihr ſo viel Gutes empfangen und genoſſen. An dem K. K. Oeſtreichiſchen Herrn General-Conſul, Ritter von Chabert, lernte ich nicht bloß die unermüdliche Gefälligkeit und kräftige Verwendung zu Gunſten aller unſrer Reiſezwecke dankbar verehren, ſondern zugleich auch jene trefflichen naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ſchätzen durch welche er uns Fremdlingen ein zurechtweiſender Führer in die Betrachtung der phyſikaliſchen Beſchaffenheit dieſes Landes wurde. Von der Freundlichkeit des Kaiſerlich Ruſſiſchen Herrn General-Conſuls, des Baron W. de Lelly welcher uns die gaſtfreie Aufnahme im erzbiſchöflichen Hauſe zu Magneſia und Kaſſabah bereitete, habe ich ſchon oben (S. 324.) geſprochen. Bei dieſem einen Beweis von zuvorkommender Güte ließ es aber jener edle Mann nicht bewenden, ſondern die Zeichen ſeiner warmen Theilnahme und Vorſorge begleiteten uns auch auf die ganze weitre Reiſe. Durch den Kaiſ. Ruſſiſchen Herrn Generalkonſul fand ich hier in Smyrna auch einen intereſſanten Reiſenden und vieljährigen Bekannten Baron von Yrkül auf, welcher, eben von einer Reiſe durch Griechenland und auf den griechiſchen Inſeln zurückgekehrt, meine Sehnſucht, das herrliche Patmos zu ſehen, welche erſt ſo ſpät befriedigt wurde, in hohem Grade ſteigerte. Dieſe und manche andre intereſſante Bekanntſchaft, namentlich jene der Herren Gliddon, der Söhne des Americaniſchen General-Conſuls von Alexandria, hatten wir gleich in den erſten Tagen unſers Hierſeyns gemacht; da that ſich uns durch die theuren Freunde Fielſtedt und Zetter eine Thüre noch zu neuen Bekanntſchaften auf, aus de-

um das Herz große Stärkungen für die Pilgerfahrt und eine Fülle der lieblichsten Erinnerungen mitnahm. Der Anblick der reifen Frucht eines guten Baumes, wie der einer edlen Perle, welche unter vielen Stürmen und Wellenschlägen groß gewachsen ist, hat für das Auge etwas Erquickliches; noch mehr aber hat dieses für das Herz das Anschauen einer solchen gesegnet reifen milden Frucht und sanft glänzenden Perle wie Vater Lee dieß ist *). Der thatenkräftige Geist des Eli Smith hat sich zwar in seinen öffentlich bekannten Werken, namentlich in seinen Researches in Armenia (2 Vol. Boston 1833) deutlich genug kund gegeben; noch etwas ganz Anders als die mittelbare giebt jedoch bei Menschen dieser Art die unmittelbare, persönliche Annäherung. Der liebe Smith war eben in tiefer Trauer; seine treue Lebensgefährtin war vor Kurzem ihm vorausgegangen in die Heimath, aus welcher kein Wiederkehren ist, aber wie die Lilie im Schatten der Nacht ihren stärksten Wohlgeruch giebt, so strahlte aus seinem stillen Wesen eine Kraft hervor, welche wohlthuend über alle verwandten Seelen sich ergoß. Den Verfasser so vieler gesegneten Schriften für die Jugend, Herrn Brewer habe ich schon oben unter den Reisegefährten nach Ephesus genannt. Einen Gefährten von so kindlich heiterem Gemüth möchte man sich aber nicht bloß für die Tage einer Reise nach Ephesus, sondern für die des ganzen Lebens wünschen. Zu der schon älteren Bekanntschaft der Herrn Reeves und Benger, welche bald nach uns auch hier eintrafen, kam die neue des trefflichen Herrn Barker und noch mehrerer hier anwesenden Engländer

*) Herr John Lee wohnt schon über 50 Jahre (seit 1786) in Smyrna.

hinzu. Durch Freund Jetter lernte ich auch den Bischof der armenischen Christengemeinde kennen; einen hochbetagten Greis, dessen ganzes Wesen Ehrfurcht und Liebe weckt, weil er selber von Ehrfurcht und kindlicher Liebe zu Gott seinem Herrn durchdrungen ist. Und wenn ich nun vollends im Geiste von Smyrna hinauswärts über die immer belebte Caravanenbrücke, dann an der türkischen Begräbnißstätte und dem Meles-Flüßlein vorüber, den steilen Berg, links neben der Akropolis hinangehe und weiterhin den Weg nach dem heimathlichen Budscha nehme, wohin mein Geist so oft wandeln geht; wenn ich im Geiste hineinblicke in das gute Nachbarhaus der hohen Zypressen, was kann ich von dort dem Leser mitbringen als ein Gefühl des Heimwehes nach einer, dem Raume nach jetzt so fernen, innerlich aber immer nahen Wohnstätte des Friedens und der innigen, im Werke thätigen Liebe zu Gott und den Brüdern. Die Familie Jetter, Eltern wie Kinder, der theure, brüderliche Freund Fielstedt, wollen ihren Lohn nicht gern vorhin nehmen; was ich über meinen Aufenthalt bei ihnen, dankbar liebend zu sagen hätte, das sey wie ein Familiengeheimniß bewahrt. Mit Fielstedt vereinte mich auch noch ein andrer Zug der gemeinsamen Neigung. Dieser Friedensbote, der schon in Ostindien am Werk der neuen, geistigen Gestaltung der Menschenseelen arbeitete, ist durch unmittelbare Erfahrung zu denselben Ansichten gelangt, welche Schweigger in Halle mehrmalen so eindringend aussprach: daß in diesen Ländern und unter diesen Völkern die Heilkunde der Seelen jene des Leibes in ihren Bund ziehen, die Erkenntniß des Wortes jene der sichtbaren Werke sich zur Freundin und Gesellin wählen solle. Er beschäftigt sich deshalb fortwährend, so viel seine Berufsgeschäfte ihm

dieß

ließ erlauben, mit dem Studium der Natur- und Heilkunde. An der Hand dieses theuern Freundes ergieng ich auch oft in der reichen Natur der Umgegend von Smyrna und versuche es jetzt dieß auch, auf wenige Augenblicke an der Hand des Lesers zu thun.

Die Natur des alten Lydiens erscheint durch die Fülle und Mannichfaltigkeit ihrer Erzeugnissen als ein Abbild der Geschichte ihrer vormaligen Bewohner. Wenig Länderstriche der Erde haben auf so geringem Raume eine solche bunte Verschiedenheit der sichtbaren Dinge aufzuweisen als dieses Vaterland der mannichfachsten, hochstrebendsten Männer des Alterthumes. Wenn man nur das Thal des Hermos und in ihm die vielartigen Geschiebe betrachtet, welche die Gießbache vom Sipylos und Tmolus herabführten, dann kann man nicht mehr fragen, welche Felsarten hier zu Hause seyen, sondern besser, welche bekannte Hauptform der Felsarten dieser Gegend abgehe? Die Familie der granitartigen Gebirge, namentlich der Gneus bildet den Kern des Hyebruckens; an den niedren Höhen legt sich der Thonschiefer mit den Lagern des lydischen Steines; bei Ephesus und an vielen andern Orten der körnige Kalkstein; nordwärts von Smyrna der Kalk mit Feuersteinen; am Fuße des Tmolus der Sandstein; bei Magnesia wie um Smyrna die grunstein- und mandelsteinartige Backe, mit Chalzedon; bei den Trümmern von Laodicea wie diesseits Thyatira gegen den Hermos hin die Mannichfaltigkeit der vulkanischen Erzeugnisse. Der Reichthum des magnetischen Eisens verräth sich bei Magnesia, selbst an der Bussole; im Thale des Hermos finden sich Spuren eines alteren Bergbaues; der hehre Tmolus scheint noch jetzt den Geognosten aufzufordern jene Schatzkammern des edlen Metalles in seinem Innren aufzuschließen, aus denen

vormals die Menge des Goldes und des Crösus Reichthum gekommen und wodurch das Volk der alten Lydier so frühe zu einem metallschmelzenden und Metall verarbeitenden geworden.

Wie das Mineralreich so ist auch die Pflanzenwelt von Anatolien ungemein reich an Arten und kraftig an Wuchs wie an Ertrag der Früchte. Lydien genießt zugleich den lebenstarkenden Einfluß der Wärme und den nährenden des Wassers; nahe an die Niederung der Küste und der Thäler gränzt das Hochgebirge, dessen Rücken alljährlich vom nordischen Winter besucht wird, darum gedeihen hier in einem Abstand von wenig Meilen die freilich sehr vereinsamte Palme des Südens mit der Pappel und Weide des Nordens; Baumwolle und Flachs; unsre wohlbekannte Kirsche mit der Orange und Feige; Indiens Reis wie Deutschlands Gerste. Es kann hier meine Absicht nicht seyn, auch nur eine vollständige Aufzählung der Namen, der uns hier zu Gesicht und zu Hand gekommenen Arten der Gewächse zu geben, um so mehr da ich bei einer andern Gelegenheit und an andrem Orte von der Naturgeschichte Kleinasiens zu reden hoffe, einige Grundzüge des Bildes will ich jedoch vorlaufig entwerfen.

Wenn ich irgend ein wärmeres Land unsrer Halbkugel für das alte, ursprüngliche Vaterland oder für den Lieblingssitz des Feigenbaumes halten möchte, so wäre dieß Kleinasien, vor allem die Umgegend von Smyrna. Die Feigen dieser Gegend, wegen ihres Wohlgeschmackes berühmt, haben auf eine beachtenswerthe Weise in neuerer Zeit die ersten Fäden einer Handelsverbindung zwischen den christlich europäischen Landern und dem osmanischen Orient angeknupft. Die Turken bezeugten fruher

eine ſo eiferſüchtige Vorliebe für die Feigen von Smyrna, daß die Ausfuhr derſelben in andre Länder ganz verboten war, da ſchloß König Karl II., durch ſeinen Geſandten den Sir Finch im Jahr 1676 unter Mehammeds IV. Regierung mit der hohen Pforte einen Vertrag ab, vermöge welchem alljährlich zwei Schiffsladungen Smyrnaer Feigen zum Bedarf der Küche Sr. Maj. des Königs nach England ausgeführt werden durften. An die zwei „Ladungen" von nicht ſehr genau beſtimmtem Werthe, ſchloßen ſich bald zwei andre; an die vier in einem der nächſten Jahre vier neue und ſo entfaltete ſich im Schatten des Vertrages über zwei Schiffsladungen Feigen ein lebhafter Handelsverkehr zwiſchen der Levante und dem europäiſchen Weſten, welcher noch viele andre Gegenſtände in ſeinen Kreis hineinzog, deren Ausfuhr ſonſt verboten oder ſehr erſchwert war.

Hier, in der Umgegend von Smyrna, hat man die beſte und häufigſte Gelegenheit, die Anwendung der Caprification zu beobachten. Auf den Felſen, namentlich in der Nähe der Küſte, wächſt in Kleinaſien wie auf den Inſeln des griechiſchen Archipelagus in Menge der wilde Feigenbaum (von den Griechen Ornos oder Ornia genannt), der Stammvater unſres durch Cultur veredelten zahmen. Wie die Thiere der Wildniß, namentlich der Löwe, wo die Auswahl ihnen frei ſteht, lieber das Laſtthier, das den Reiter trägt als den Menſchen, lieber den Neger oder den Indianer, als den cultivirten Europäer anfallen *), ſo geht auch ein merkwürdiges Thierlein,

*) Selbſt der Haifiſch zeigt dieſe Vorliebe für das menſchliche „Wildpret."

das noch einen viel größeren Geſchmack an der Feige findet als die Osmanen und als Karl II. von England, lieber die wilde, als die zahme Feige an. Dieſes Thierlein: die Feigenfruchtweeve (Cynips Psenes) genannt, gehört jedoch keineswegs zu den vertilgenden Feinden der Feige, ſondern vielmehr zu ihren Erhaltern und Gönnern. Die Feige, wie dies hier vielleicht für einen Theil der Leſer der Erinnerung bedarf, iſt nämlich keineswegs, wie der Augenſchein dies vorzuſpielen ſcheint, eine Frucht, welche ohne vorhergehende Blüthen entſtund, ſondern, wie das zergliedernde Meſſer lehrt, in dem Innren ihres fleiſchigen Gehäuſes ſitzen die kleinen, ſehr deutlichen Blüthchen, aus denen die Saamen des ſüßen Fruchtbodens (Kuchens) ſich erzeugen. In den verſchiedenen Früchten iſt die Beſchaffenheit und Kraft dieſer Blüthen ſehr verſchieden, es finden ſich nämlich in einigen derſelben ſolche Blüthen, bei denen die beiden Gegenſätze des Pflanzengeſchlechtes: die Pollen tragenden Antheren und die jene aufnehmenden Piſtille neben und mit einander vollkommen entwickelt ſind und bei ſolchen Blüthchen gedeiht und wächst die Frucht von ſelber, ohne Beihülfe der äußren Natur. Bei dem größeren Theil der Früchte des Feigenbaumes iſt jedoch das Verhältniß ein andres, und zwar ein ſolches, welches eine höhere Stufe der innren Entwicklung andeutet *). In ihnen ſind nämlich, bei den einen nur Blüthchen vorhanden, welche Pollen tragende Antheren umfaſſen, oder nur Piſtille, be-

*) Wie das Syſtem annimmt, leben die beiden erwähnten und die zwei hier nachfolgend zu erwähnenden Blüthen gewöhnlich an drei verſchiednen Bäumen.

nen die zur Erzeugung der ſüßen Frucht nothwendigen Antheren mangeln, beide alſo, jene ohne dieſe, wie dieſe ohne jene, würden keine reife Frucht tragen, ſondern die grüne Kammer, welche das Geheimniß der Befruchtung umſchließet, würde noch ganz klein und unausgebildet abfallen, wenn nicht das verſorgende Band, welches allen Mangel des einen Einzelweſens mit der Fülle des andern ergänzend durch die Weſen der Sichtbarkeit gehet; wenn nicht die mütterliche, in der Natur waltende Weisheit, auch hier ein Andres bedacht hätte. Jene kleine Feigenfruchtweſpe, geſättigt jetzt mit dem Lieblingstrank den die Antherenblüthen tragende Kammer umſchließet, kehrt ſich, von jenem Triebe geleitet, welcher auf die Ernährung und Erhaltung der noch ungeborenen Brut gerichtet iſt, in ſolche Kammern (Früchte) ein, bei denen verwaltend nur das aufnehmende Pistill zur Vollendung gekommen iſt. So empfängt nun auch dieſes den keimbelebenden Einfluß und eine Menge der jetzt unreif abfallenden Kammern wird ſomit zu den beſten, großeſten, lieblichſten Früchten gezeitigt. Damit nun dieſes erreicht werde, pflegt der Landmann der Umgegend von Smyrna den wilden Feigenbaum, der die Lieblingswohnung des geflügelten Gaſtfreundes und Schutzherrn der Feige iſt, oder noch eher die Früchte deſſelben, in denen die Larve des Inſekts den Beruf ihrer Verwandlung eben zu beendigen bereit iſt, in die Nähe und um die Früchte des zahmen Feigenbaumes zu pflanzen oder aufzuhängen. Man ſagt, daß auf dieſe Weiſe ein Baum, der ohne ſolche Fürſorge nur 25 bis 30 Pfund Früchte tragen würde, eine Ergiebigkeit von mehreren Zentnern empfangen könne.

So vortrefflich die Roſinen ſind, welche man aus den Trauben von Smyrna bereitet, ſo ſchlecht und übel-

ſchmeckend, wenigſtens für den Gaumen des Europäers, iſt der hieſige Wein. Ich habe, außer manchen Arzneien, noch niemals eine widerwärtigere Flüßigkeit gekoſtet als die war, welche man im Gaſthofe der Madame M**** unter dem Namen des Weines zur Tafel brachte, ſo daß ich ganz unbefangen die Wirthin fragte, woraus dieſes Getränk gemacht werde? und daß auch, nachdem ſie uns geſagt hatte, daß man es aus Trauben fertige, keiner von allen Tiſchgäſten, ſelbſt nicht der Sohn des Hauſes davon trinken mochte. Der Geſchmack eines ſolchen Smyrnaer Weines gleicht einer Auflöſung von unreinem Geigenharz in ſchlechtem Branntwein, worunter der Uebelkeit erregende Saft von der Zaunrübenbeere (Bryonia alba) gemiſcht iſt; die Farbe iſt ein ſchmutziges Dunkelbraun. Man ſoll hier ziemlich allgemein Gyps und andre ſonderbare, in unſerm Vaterlande unerhörte Dinge unter den Moſt werfen, angeblich damit der Wein ſich halte. Wie gut iſt es, daß der Meles reines, klares Waſſer in Menge zur Stadt führt und daß auch, namentlich wie man uns ſagte, in der hieſigen, ſehr gut eingerichteten Schweizerrenſion ſo wie in den engliſchen Gaſthäuſern andre Weine als der Smyrnaer zu haben ſind.

In den Gärten von Smyrna, welche einen weiten Raum um die Stadt her einnehmen, gedeiht eine ſolche Menge von Orangen- und Zitronenbäumen, daß, in guten Jahren, mit der Fülle ihrer Früchte ganze Schiffe befrachtet werden können. Jene zarten Gewächſe hatten jedoch, als wir ſie ſahen, durch die Kälte des unmittelbar vorhergegangnen Winters (in den erſten Monaten von 1836) ſo ſehr gelitten, daß viele von ihnen nur von neuem Zweige aus dem Stamm hervortrieben und auch die übrigen wenig Hoffnung zu einer guten Fruchternte

gaben. Diese Verheerungen durch den Frost kommen nicht selten über das niedre Land, weil das nachbarliche Hochgebirge im Sommer zwar den wohlthätigen Niederschlägen des Wassers, im Winter aber dem Schnee zum Versammlungspunkte dient. Außer den Orangen und andern Südfrüchten tragen die hiesigen Gärten alle Arten unsres feinen Obstes, vor allem Aprikosen und Pfirsichen, Kirschen und Weichseln, auch Aepfel von ziemlicher Güte, wiewohl mir schien, daß in der Zucht dieser letztern Frucht so wie der Birnen und am meisten der Pflaumen unser Vaterland vor der Smyrnaer Landschaft voraus sey. Die Gemüse sind theils die unsrigen, theils die bei der Beschreibung von Constantinopel (S. 218.) erwähnten. Die Wässerung der Gärten wird meist durch Schöpfräder und Pumpen besorgt, welche Ziegen oder alte Maulthiere in Bewegung setzen.

Unter den wichtigeren Erzeugnissen der Felder steht die Baumwolle (von Gossypium herbaceum) oben an. Auch der Taback, besonders aus der Umgegend von Magnesia, ist in großem Ruf der Güte. Noch mehr das Opium von Anatolien, von welchem freilich die beste Sorte nicht innerhalb des Umfangs des alten Lydiens gebaut wird, sondern aus dem nachbarlichen Phrygien und dem Gebiet des Mäandros, aus Karahissar kommt, das an der Stätte des oben (S. 281.) erwähnten Celänä, zwei Tagreisen ostwärts von Sardis liegt *). Dieses

*) In einem Anhang, den ich in der Quarantaine bei Livorno schrieb, wo ich meiner Papiere und Landcharten so wie aller wissenschaftlichen Hülfsmittel beraubt war, und den ich, so wie er gedruckt war, dem Land überlieg, habe ich

Opium aus der Gegend des „ſchwarzen Schloſſes" (Karahiſſar) wird dem Aegyptiſchen ſo wie jeder andern bekannten Sorte vorgezogen, und weil es viel theurer als das ägyptiſche an die großen Kenner und Liebhaber der falſchen prophetiſchen Begeiſterung, an die Chineſen, verkauft werden kann, kommt es nur ſelten in die Läden der Droguiſten und in die Officinen des weſtlichen Europas. Wir fanden in dem reichen Waarenlager des freundlichen van Lennep ganze große Maſſen jenes ſileniſch begeiſternden Giftes aufgehäuft, welche an die Hauptniederlagen der holländiſch-oſtindiſchen Handelscompagnie verſendet werden ſollten, von denen es dann in ganzen Schiffsladungen nach China ausgeführt wird. Auch die reicheren Opiophagen, vornämlich die der osmaniſchen Kaiſerſtadt, kennen die beſondern Kräfte des Opiums von Karahiſſar und erkaufen es um höheren Preis als jedes andre.

Unter den Bäumen des Waldes erſcheint häufig die ſchöne Valonia-Eiche (Quercus Aegilops) mit Blättern, ähnlich jenen des ächten Kaſtanienbaumes. Ihre großen, zackig-ſchuppigen Kelchſchüſſeln enthalten ſo ſtark adſtringirende Beſtandtheile, daß ſie, gleich den Galläpfeln zur Färberei angewendet und deshalb häufig nach Europa ausgeführt werden. Daſſelbe gilt von der Färbereiche (Quercus infectoria). An den Abhängen des Tmolus wie des Sipylus gedeihen die Kaſtanie mit der Pinie

---

leider Karahiſſar (Celänä) und das drei gute Tagereiſen von hiesem nordweſtwärts gelegnen Afiun Karahiſſar (Thyatira) mit einander verwechselt, wofür ich hier um Entſchuldigung bitte.

und höher hinan selbst die hochwüchsige Edeltanne; allenthalben an wasserreichen Stellen die edle Platane, am Seestrand die Seefichte. Ein Baum, den man in so wie um Smyrna überaus oft in den Gärten, wie in den Höfen vor den Häusern sieht, ist der Azedarachbaum (Melia Azedarach), welcher durch seinen hohen Wuchs und durch seine (freilich doppelt) gefiederten Blätter von ferne gleichen an unsre Edeleiche (Fraxinus excelsior) erinnert. Jetzt im Spätherbst, hieng dieser Baum voller Früchte, die von gelblich grüner Farbe, von der Größe unsrer Kirschen, etwas länglich geformt sind und in Büscheln beisammen stehen, im darauf folgenden Frühling sahen wir ihn zuerst in St. Saba, dann in Jerusalem und Sichem, am häufigsten aber um Beirut in dem Schmucke seiner kleinen, blaulichen (lilafarbenen) Blüthlein. Obgleich das bittersüßliche Fleisch der Früchte des Azedarachbaumes schädlich und für viele Säugthiere (selbst Hunde) sogar tödtlich ist, auch von den Vögeln nicht angerührt wird, hat diese Frucht dennoch für die Türken einen Werth, weil sie aus ihrem rundlichen, fünffurchten Kerne (Stein) ihre Paternoster bereiten, wie dies der türkische Name Tespih und der französische Arbore degli padre nostro und arbre saint andeutet. Was aber heuptsächlich wohl jenem Baume sein Hausgenossenrecht in diesem und andren Ländern des Ostens verschafft hat, das ist die Meinung, daß seinen Blättern eine heilsame Kraft gegen pestartige Uebel und selbst gegen die Folgen des Schlangenbisses innen wohne. — An den Feldrändern der Umgegend von Smyrna sieht man häufig den gemeinen Terpentinbaum (Pistacia Terebinthus); in feuchten Schluchten hin und wieder neben unsrer vaterländischen weißen und schwarzen Pappel auch die seltnere,

ägyptische Weide (Salix aegyptiaca); unter den Holzarten, welche in ganzen Kameellasten von den gebirgigen Gegenden zur Stadt gebracht wurden, war öfters das schöne, feste Holz der Cedernwachholders (Juniperus Oxycedrus), zuweilen auch das des Storaxbaumes (Styrax officinale) den wir auf dem Weg nach Ephesus sahen. Bis zum Uebermaß häufig ist unter dem niedren Strauchwerk der Keuschlammstrauch (Vitex agnus castus); unter den herbstlichen Distelarten fiel die wilde Artischoke am schönsten ins Auge. Die am Sipylus schön gedeihende Jacea-Stäbeline (Stäbelina arborescens) gewährte uns den neuen Anblick eines im Freien wachsenden Baumes aus der 19ten Linnéischen Klasse. Die hohe Opopanaxpflanze (Pastinaca Opopanax) fiel uns zwischen den Trümmern von Ephesus; mehrere Arten des Majorans (Origanum smyrnaeum, sipylenum, creticum) auf den dürren Hügeln in die Augen; obgleich der wohlriechende Jasmin (Jasminum fruticans) und die Phillyreen (Phillyrea media und latifolia) schon verblüht waren, blieben sie dennoch leicht erkennbar; das gelbe Bilsenkraut (Hyoscyamus aureus) schmückte mit seinen goldfarbenen Blumen noch die Mauern; in ihrer Saftfülle brüstete sich noch die blühende Kermesbeere (Phytolacca decandra) an schattigen Orten. Doch es konnte hier unsre Absicht nicht seyn, auch nur einen unvollkommnen Abriß der Flora von Jonien zu geben, denn selbst die Ausführung dieser wenigen Grundzüge unsrer Wahrnehmungen in diesem Gebiet, gehören an einen andren Ort. Ich sage daher nur noch Einiges über die Thierwelt von Smyrna.

Unter allen Thieren des schönen Landes gewährte mir das Kameel die meiste Unterhaltung. Ich hatte dieses

Schiff der Wüste noch niemals in so großen Heerden, noch nie so groß und schön gesehen und auch auf der weiteren Reise mußte ich den Kameelen von Smyrna den Preis der Schönheit, wenn auch nicht der Schnelligkeit vor den ägyptischen und arabischen zugestehen. Wenn ich diese Thiere mit abgemessenem Anstand einherschreiten oder mit gerade gen Himmel gestreckter Nase den kühlenden Hauch der Luft oder irgend einen andren für ihren Instinkt angenehmen Duft einathmen sahe; wenn ich ihren Gehorsam gegen die Töne des Treibers, die nachgebende Unterwürfigkeit, mit welcher sie hinter dem Glöcklein Lautenden Eselein drein gingen, beachtete, erschienen sie mir immer als das imposanteste, brauchbarste, erduldsamste Hausthier des Thierreiches. Wenn von der seltsamen, freundschaftlichen Zusammengesellung mit den Eseln die Rede ist, darf man sich freilich die letzteren nicht wie unsre vaterländischen Esel vorstellen. Die hiesigen sind ungleich kräftiger als die unsrigen; eines Morgens begegneten wir, auf dem Wege nach Pudjeha einem Manne, der auf seinem, noch überdies schwer beladenen Esel aus Angora (im alten Galatien) hergeritten kam und der auf dieser ganzen, langen Reise keinen Rasttag gemacht hatte. Ein andres Thier, welches in der Umgegend von Smyrna, vorzüglich aber während unsrer Reise nach Sardis meine Aufmerksamkeit beschäftigte, war die schöne, große Ziege, mit dem seidenartig glänzenden, feinen (meist schwarzen) Haare. Es ist noch immer dieselbe, welche einst dem alten Laodicea seinen Reichthum gab; dieselbe durch welche Angora seinen Ruf hat, denn die Umgegend des Tmolus liefert zu vielen jener feinen Gewebe den Stoff, die wir, als aus Angora kommend betrachten. Das hiesige Pferd gehört zur tatarischen

Raſſe; die Zucht des gemeinen Rindes wird durch jene des ſtärkeren Büffels faſt verdrängt. Häßlich, aber von großer Stärke iſt der hieſige Hund; ein Thier dieſer Art war uns aus der Gegend von Epheſus gefolgt und hatte ſich vorzüglich an Dr. Roth, der es einige Male fütterte, angeſchloſſen. Das Gefühl der Dankbarkeit und Anhänglichkeit ſchien übrigens auf dieſem wilden Grund keine tiefe Wurzeln faſſen zu können und auch andre ſchlimme Eigenſchaften des Thieres nöthigten uns die Freundſchaft mit ihm wieder abzubrechen. Nicht ſelten iſt um Smyrna der Schakal; die größte hieſige Katzenart iſt der Leopard; auf den Feldern und Wieſen lebt die Blindmaus (Spalax typhlus).

Auf dem Gefilde von Sardis zeigte ſich der ägyptiſche Percnopternsgeyer (Cathartes Percnopterus), welcher bei den Turken unter dem Namen „Humai" als ein Sinnbild königlicher Großmuth und Milde gepriesen wird*). Auf einigen der Ruinen jener vormaligen Stadt niſtet der Storch; in der Ebene zeigt ſich in ziemlicher Menge das griechiſche Rebhuhn; in den Gärten um Smyrna vernahm man öfters die Stimme mehrerer bekannter Finken und Sylvienarten, unter den letzteren auch die des Feigenſängers (Sylvia Ficedula). Von den Amphibien des Landes erwähnen wir nur die auch anderwärts im Morgenland gemeine Dorneidechſe (Stellio cordylea) dann den Pseudopus und die braun und weißgefleckte Walzenſchlange (Amphisbaena fuliginosa) die ſich namentlich in der Gegend des alten Epheſus unter Steinen findet, ſo wie eine ſchwarze Flußſchildkröte im Meles. Wenn

*) M. ſ. v. Hammer Geſch. d. osman. Reichs I. S. 51.

man die Fische der Bucht von Smyrna nennen wollte, da dürfte man fast alle Arten des Mittelmeeres anführen, denn eine größere Mannichfaltigkeit der Arten haben wir auf keinem der andren Fischmarkte der asiatischen Küstengegend. Eine der gemeinsten Species des hiesigen Volkes sind die Meeräschen (Mugil Cephalus und M. Labeo). Von der schönen rothen Seebarbe (Mullus barbatus) sahen und genossen wir hier mehrmalen für sehr geringen Kaufpreis so große Stücke, daß, wenn sie uns nur um die Hälfte jener Summen wären angerechnet worden, die man zur Zeit des Tiberius in Rom für einen Fisch dieser Art und solcher Größe bezahlte, unser ganzes Reisegeld für solchen Genuß aufgegangen seyn würde *). Von Sepien finden sich hier die meisten im Mittelmeer vorkommenden Arten, am öftersten der Feind und Vertilger der Krebse: der gemeine Achtfuß (Octopus vulgaris). Wenn aber auch dieser Verfolger der Krustenthiere viele ihres Geschlechtes erhaschet, so weiß sich doch eine merkwürdige Art seinen Nachstellungen zu entziehen: der merkwürdige Pinnenwächter, der durch seine fast beständige Zusammengesellung mit der großen Steckmuschel, die Aufmerksamkeit schon des früheren Alterthumes erregte. Ein schendes, schwaches Zwerglein ist da mit einem starken, zugleich aber blinden Riesen in Verbindung getreten und einer ergänzt den Mangel des andren. Die große schöne Steckmuschel mit seidenartigem Byssus, welche in ansehnlicher Menge (wie dies schon

*) Eine Seebarbe von 4 Pfund Gewicht wurde nach unserm Gelde mit eben so vielen 100 Gulden bezahlt (Senec. epist. 95).

die am Ufer herumgestreut liegenden Schaalentrümmer bezeugen) in der Bucht von Smyrna wohnt, hegt und bewirthet in ihrer Schaale fast beständig einen jener kleinen, muntren Krebse, die sich in den Muschelgehäusen finden (den Pinnotheres antiquorum). Und warum sollte es nicht so seyn können, wie die Fischer noch jetzt erzählen, daß jener kleine Wächter, wenn er die nahende Gefahr erblickt, aus Furchtsamkeit tiefer in die Schaale und unter den Mantel des Muschelthieres hineinkriecht und auf diese Weise das augenlose Thier zum Schließen seiner Schaale reize. Der Meles ist reich an mehreren sehr schönen Arten von Neritinen; in den Gebüschen an seinem Ufer und am Meere fanden sich noch etliche Käfer *). Auf den Wogen des Meeres schwebten viele große Scheibenquallen (Aequoreen, Gervonia, Rhizostomen und Oceaniten) und sonst noch andre Heere der Lebendigen belebten das immer Neues gebährende Gewässer.

Doch es ist Zeit, daß wir uns von dem Fischmarkt und der Seeküste nach Hause begeben, um die Vorbereitungen zur nahen Weiterreise zu treffen.

Schon im Hafen von Constantinopel hatten wir ein Dampfschiff aus Aegypten getroffen, welches die Wittwe eines der verstorbenen Söhne des Mehemed Ali dorthin geführt hatte und von da wieder nach Aegypten zurückbringen sollte. Es wäre uns leicht gewesen, in diesem Schiffe ein Räumlein und Gelegenheit zur schnellen Ueberfahrt über das Meer zu finden, denn der Arzt desselben

*) Namentlich Brachycerus barbarus, Larinus subcostatus, Tentyria grossa, Pimelia planicornis, so wie Eudima u. s.

war ein Grieche, der in Deutschland (auch in München) ſtudirt hatte. Eines Theiles hatte mich jedoch der Wunſch, Kleinaſien zu ſehen, dann auch mein körperliches Uebelbefinden gehindert, von dieſer Gelegenheit Gebrauch zu machen, was uns auf der ſpäteren, ſo vielfach gehemmten Seereiſe oft reute, wiewohl mit Unrecht, denn auf dieſem nämlichen, ſchnellen Dampfſchiffe war auf der Reiſe die Peſt ausgebrochen; obgleich mehrere Wochen vor uns in Alexandria angelangt, hatte daſſelbe noch die Pein der Quarantäne zu dulden, da wir ſchon längſt aus derſelben erlöst waren. Auch in Smyrna ſelber waren uns mehrere Gelegenheiten während der erſten Woche unſers dortigen Aufenthaltes entgangen, Zufälle und Verſäumniſſe, die wir ebenfalls auf der Weiterreiſe oft beklagten, aber eben ſo mit Unrecht als das Abgehen des Aegyptiſchen Dampfſchiffes, denn auch auf dieſen Schiffen war die Peſt ausgebrochen; ein americaniſches Fahrzeug war, wie man uns noch in Smyrna erzählte, während der ſtürmiſchen Tage des Herbſtregens, den wir ſo ruhig unter dem Dach des Pächters zu Kaſſabah verlebten, an den Klippen des Meers bei Patmos geſcheitert. Dennoch fieng es, bei der ſchon vorgerückten Jahreszeit an uns bang zu werden um eine Reiſegelegenheit, das öſterreichiſche Kriegsſchiff, das man aus den weſtlicheren Küſtengegenden erwartete, wollte nicht kommen, mit Freuden vernahmen wir daher durch ein Briefchen am 24ten October in Budjiha die Nachricht, daß der ſorgſame Hr. van Lennep ein Schiff für uns aufgefunden habe; das zwar einem Türken gehöre, welches aber durch einen griechiſchen Captain gefahrt werde, den Hr. van Lennep perſönlich kannte und achtete. Und in der That, wir hatten ſpäterhin oft Gelegenheit, die Wahrheit eines alten

Sprüchleins zu erkennen, das uns am Morgen des 24ten Octobers 1836 als ein besondres Tagesgeschenk gegeben wurde: „der Herr machet im Meere Weg und in starken Wassern Bahn", denn außer den vielfachen Bewahrungen und Rettungen in und aus der Gefahr der Stürme, war das die größeste, daß unser Schiff, ohngeachtet es mehr als alle andre, vor ihm ausgelaufene, mit türkischen Pilgrimen beladen war, von der Pest verschont blieb.

Ich habe schon oben erwähnt, daß unser Capitän seine Abreise länger verschob als er es anfangs Willens gewesen. Wir brachten die letzte Woche in Smyrna, nicht unbeschäftigt zu, bald unter den Ruinen der alten Stadt, bald am Meere oder in Betrachtung der andern Sehenswürdigkeiten, namentlich einer reichen Sammlung von alten Münzen, welche ein hier wohnender, kenntnißreicher Engländer besitzt. Unser Capitän hatte uns gerathen, uns für eine Zeit von drei Wochen mit Lebensmitteln zu versehen, denn „obgleich er hoffe, daß wir die Fahrt nach Alexandria in viel kürzerer Zeit beendigen würden, sey es doch nicht unmöglich, daß sie gegen 20 Tage daure." Das Einkaufen dieser Vorräthe so wie einer schönen, großen, mit Baumwolle gefüllten Decke, welche wir hier sehr wohlfeilen Preises fanden, führte uns noch einmal in das bunte Gewirr des türkischen Bazars so wie in die Läden der Frankenstraße, durch die man jetzt noch unbesorgt sich ergehen konnte, obgleich sich während der letzten Tage unsres Aufenthaltes in Smyrna in einer der Vorstädte die ersten Vorboten und Regungen der Pest gezeigt hatten, welche kurz nachher auch in der Stadt mit Heftigkeit ausbrach, und hierdurch die Strenge unsrer nachmaligen Quarantäne in Alexandria vermehrte.

Sonn-

Sonnabends den 5ten November wurden wir denn endlich auf unser Schiff bestellt, denn, so ließ der Capitän uns sagen, es war nun Alles zur Abfahrt bereit. Wir hätten nicht so zu eilen gebraucht, denn der Landwind, welcher die Ausfahrt aus der Bucht von Smyrna möglich macht und begünstigt, erhebt sich gewöhnlich erst in der Nacht, während in den späteren Nachmittagsstunden ein kräftiger Seewind in entgegengesetzter Richtung weht, der das Einlaufen beschleunigt, die Ausfahrt dagegen hemmt. Dennoch wünschten wir noch den Nachmittag zur Einrichtung unsers kleinen Hauswesens in der Cajüte des Capitäns zu benutzen, welche wir für uns gemiethet hatten, wir fuhren daher schon um 2 Uhr nach Mittag aufs Schiff hinüber, welches das Panier der Sonne führte. Wir fanden da freilich viele Veränderungen, welche auf dem Verdeck seit dem erstmaligen Besehen unsrer künftigen Wohnung des Gewässers statt gefunden hatten. Namentlich war der freie Raum auf dem Verdeck der Papa, über und neben unsrer Kajüte, der uns zur alleinigen Benutzung versprochen war, mit kleinen, neuerbauten Bretterhüttchen besetzt und außer diesen Hunden da Körbe und Kisten, die nur wenig Raum zur Bewegung lassen. Es war indeß hier nichts zu ändern, denn in dem schriftlichen Kontrakt mit dem Capitän war nur von der Einräumung der Kajüte die Rede, der freie Platz auf dem Verdeck war uns bloß mündlich verheißen worden. So stiegen wir denn ruhig die enge Treppe in unsre neue kleine Wohnung hinunter, die wir mit Besemen sauber gekehrt, rein gewaschen und geschmückt fanden und trafen da unsre häusliche Einrichtung. Ein Fenster, oben an der Decke gab uns so viel Licht, daß man, wenn man sich unter dasselbe setzte, sogar lesen und schreiben konnte,

das war ſchon ein guter Troſt; ſtatt des Tiſches diente eine alte, in Smyrna gekaufte Kiſte, in welcher unſre Vorräthe von Schiffszwieback und andern Lebensmitteln lagen, ſtatt der Stühle bediente man ſich der Reiſekoffers und zum Ueberfluß eines kleinen, ebenfalls in Smyrna gekauften Rohrſchemels; als Lagerſtellen fanden ſich zwei Pritſchen (an jedem Ende der Kajüte eine), davon die, welche nächſt der Thür war, der Freundin Eliſabeth, die andre mir und der Hausfrau zur Ruheſtätte angewieſen wurde, während Dr. Roth und Erdl den Fußboden, der Maler Bernaz eine Art von Holzkaſten bei der Treppe zum Schlafgemach wählten. So war denn für die Bewohner des Zimmerleins ſchon aufs Beſte geſorgt und auch unſre Barometer und Flinten fanden an den Wänden Orte der Befeſtigung; unſre blechernen Teller und Becher ſtunden trefflich verwahrt in einer Einliefung der holzernen Wand, die mir zugleich öfters während der Freuden der Tafel ſtatt eines Tiſches diente, da das Halten des Tellers auf dem Schooße nicht immer bequem fiel.

Der theure, brüderliche Freund Kielſtedt, der ſich in ſeiner Liebe niemals ſelber genug that, hatte uns zum Schiff begleitet und hier eingeführt, war dann noch einmal nach der Stadt gefahren und mit allerhand kleinen Gegenſtänden beladen, die uns, wie er bemerkt hatte, zur Bequemmachung der Reiſe noch abgiengen, wieder zurückgekehrt. Zum letzten Male ſaßen wir da beiſammen, dankbar des Aufenthaltes in Smyrna, voll Vertrauen und guter Hofnung der weitern Reiſe gedenkend, aber der Freund wollte heut noch nach Budſcha, es war Zeit ihn zu entlaſſen. Ihm nachſchauend ſtund ich auf dem Verdeck, das ſchon mehr und mehr mit türkiſchen Reiſegefährten ſich gefüllt hatte und vertiefte mich in mancherlei

Nachsinnen, und in manche, wie sich später zeigte, vergebliche Sorge. Es waren heute gerade acht Tage nach den meiner Seele tief eingeprägten Nachmittagsstunden, in denen mir am Fuße des hehren, mit Wetterwolken bedeckten Tmolus die Säulen des Cybeletempels und das zerrissene Gemäuer der Akropolis, die über das verödete, vereinsamte Trummerfeld von Sardis herabschauen, Solons Lehre predigten: „an das Ende zu denken.“ Hier auf unserem turkischen Schiffe gab es freilich keine Säulen des Cybeletempels, welche mir und meinen Reisegefährten jene Lehre des athenienfischen Weisen wiederholen konnten, wohl aber sonst Dinge genug, die an das Ende minnerten. Namentlich konnte man als solche Erinnrungszeichen alle die Korbe und Kisten, wollenen Teppiche und Kotzen der türkischen Schiffsgesellschaft, so wie diese selber betrachten. Es war nämlich gerade jetzt die Zeit, in welcher sich aus allen Gegenden, am schwarzen Meere, am Bosporus und Propontis, wie aus Kleinasien die türkischen Pilgrime oder Hadschi's zur Fahrt nach Aegypten zusmachten, um sich dort dem Zuge der großen Karawane anzuschließen, welche im Januar von Cairo nach Mekka abgehen sollte. Dieses meist arme Volk von Pilgrimen, welches auch die Hauptladung unsres Schiffes und die Veranlassung zu seiner jetzigen Fahrt nach Alexandria war, kam zum Theil aus Gegenden, in denen eben damals die Pest in größester Heftigkeit wuthete. Brachte nur einer aus dieser Schaar die Seuche mit sich und brach diese mit unter der eng zusammengedrangten Menschenmasse aus, dann war die Gefahr für Alle eben so groß als wenn Feuer das Schiff ergriffen hätte. Denn wohin sollte man sich retten! Aus einem solchen verpesteten Schiffe darf Keiner an das bewohnte und bewachte Land steigen

und zuweilen (so erzählte uns der Capitän auf einem unserer östreichischen Dampfschiffe) ist es, ehe man an der Küste von Aegypten und Syrien die Quarantänespitäler zur Aufnahme der Ankommenden erbaute, in Zeiten der heftigen Pest geschehen, daß zuletzt Keiner mehr da war, der von dem Mastbaum des unglücklichen, von der Pest ergriffenen Fahrzeuges die gelb und schwarze Pestflagge wieder abnehmen konnte, Keiner, der das Ende der Quarantäne erlebte; das Schiff war ein großer Sarg aller seiner gewesnen Bewohner geworden, den man, seine Seiten durchbohrend, mit den Leichnamen zugleich ins Meer senkte. Ich habe schon vorhin erwähnt, daß auf mehreren der vor und ziemlich gleichzeitig mit uns von Constantinopel und Smyrna ausgelaufenen Schiffe die Pest wirklich ausgebrochen war und daß namentlich das schöne ägyptische Dampfschiff, welches versäumt zu haben wir auf der Reise so oft beklagten, noch lange nach unsrer Befreiung aus der Quarantäne in Alexandria durch seine gelb und schwarze Trauerflagge uns daran erinnerte, daß zum Eilen das Schnellseyn nicht immer helfe. Wie leicht hätte dieses Loos auch unser Schiff treffen können! — Dies und noch manches Aehnliche war damals am 3ten November des Abends auf dem türkischen Schiffe zum Panier der Sonne, mein Sorgen, als die Sonne unterging über den Felsengipfeln des Mimas. Doch eben diese Felsenhöhen, zusammen mit der Klarheit des Himmels und der Stille des Meeres erinnerten mich daran, daß noch ein anderer festerer Fels, ein andres, beständigeres Klar, abgespiegelt in einem noch tieferen Meere, da seyen; ein Fels, auf welchem man diese Last der vorbeieilenden Sorgen sicherer noch und zur längern Ruhe ablegen könne als der scheidende Tag seine vor sich selber erröthen-

den Abschiedsgedanken auf dem Gestein des Mimas. Und da jetzt im Blau des Nordens auch ein Stern aufgieng, war es als würde mir mit seinem Schimmer zugleich ein Strahl der sonnenartig-selber leuchtenden, nicht verlöschenden Zuversicht ins Herz gegeben; ich stieg fröhlich hinab zum stillen Raume der Kajüte und bald war der Schlaf auf der schon in Semlin gekauften Matrazze und im Schirm der in Smyrna hinzugekommenen wollenen Decke so fest und süß wie in der lieben Heimath.

IV. Reiſe von Smyrna nach Alexandria und Cairo.

Der Capitän des Schiffes war am Abend unſrer Ankunft auf demſelben noch in der Stadt beſchäftigt geweſen; der Unterkapitän, ein Türke hatte, bei unſrer Aufnahme in die neue Behauſung ſeine Stelle vertreten. Wir hatten (wenigſtens ich) in dem feſten, guten Schlafe nichts von der Ankunft des Capitäns um Mitternacht, nichts von der Ankunft der vielen, mit türkiſchen Pilgrimen beladnen Boote, ſchon in den ſpäteren Abendſtunden vernommen. Da hörte man, zuerſt noch halb im Traume, dann beim Erwachen das Raſſeln der Ketten, an denen der Anker hieng und emporgewunden wurde, das taktmäßig die Arbeit begleitende „Kyrie eleiſon" der griechiſchen Matroſen und bald nachher einen wahrhaft harmoniſch lautenden Geſang der türkiſchen Hadſchis, deſſen Inhalt ein Gebet um guten Wind und glückliche Fahrt war. In Smyrna hatte man uns geſagt, es würden etwa dreißig oder etliche und dreißig Hadſchi's im Schiffe „zur Sonne" mit uns fahren, die Stimmen aber, die da ſangen, tönten nicht wie die Stimmen von dreißig, ſondern wie die von hundert Männern und nur zu bald überzeugten wir uns, daß es mit der uns angekündigten Zahl der türkiſchen Reiſegefährten nur dann ſeine Richtigkeit habe, wenn man die hundert nicht beachtete, welche über die dreißig waren,

denn ihre Summe beträgt sich auf 131. Es war nun kein rechter Schlaf mehr möglich, doch gesellte sich zu dem Rauschen der Wellen, welche das schnellsegelnde Schiff durchschnitt noch eine Art von Schlummer, mit seinen Träumen von hochwipfligen Fruchtbäumen, in deren Wipfeln der Wind rauscht. Schon vor Sonnenaufgang waren wir auf dem Verdeck; dieses aber war in ein türkisches Lager verwandelt, denn jeder Fußbreit, mit Ausnahme eines schmalen Steigens für das arbeitende Schiffsvolk, war von den Hadschi's, so wie von ihren Verrathsfässern und Kuchengeschirren eingenommen; überall dampften schon die kleinen, thönernen Oefchen, auf deren Kohlen ein mit Knoblauch und Zwiebeln gewürzter Pilau, oder das brunette Getränk des Kaffees bereitet ward. Der Wind indeß und das Wetter waren gut und so wurden auch wir bald wieder guten Muthes. Und warum sollten wir dieses nicht seyn; hatten wir doch Das bei uns, was der weise Bias, welcher dort jenseits der Berge der nachbarlichen Halbinsel, in Priene wohnte, für das höchste Gut des Menschen hielt: das ruhige Selbstbewußtseyn eines Wanderers, der sich auf dem geraden Wege nach dem Ziele seiner Reise weiß. Dazu war ja heute Sonntag, und nicht bloß der Leib, sondern auch die Seele hatte als Festtagsgewand jenes Gefühl des innren Still- und Ruhigseins und jenen Drang zum Aufsliegen über die grünlichen Wellen angezogen, welcher die Lerche über das grünende Feld und die Wiesen emporhebt.

Die Sonne stieg jetzt empor; wir sahen uns um nach dem guten Smyrna, aber dieses lag schon weit hinter uns, von einer vorspringenden Landzunge verdeckt; doch zeigten sich der hohe Sipylos wie der Mimas,

den wir neulich auf der Reiſe nach Magneſia beſtiegen hatten, und fern in Südweſt die Stätte des alten Klazomenä, der Vaterſtadt des Anaxagoras, welche früher eine Inſel war, ſpäter aber durch Dämme und neuen Anſatz des Landes mit dem Feſtland ſich vereinte. Der Wind war in hohem Grade günſtig; die Fahrt nahm einen glücklichen Anfang. Wir hatten jetzt Zeit und guten Muthes genug um uns mit unſrer neuen Umgebung bekannt und vertraut zu machen. Fürwahr, über Einſamkeit konnte man in unſrem Schiffein nicht klagen. Außer uns ſechs Inhabern der Kajüte, als des vornehmſten Räumleins, und den 134 türkiſchen Hadſchi's, ſo wie den Matroſen, Küchenjungen und beiden Capitänen, gab es da noch eine Griechin mit ihren drei Kindern, welche ihrem Manne nach Alexandria nachzog, zwei deutſche Schneidergeſellen, einen entlaufenen ruſſiſchen Bedienten und einen jungen Griechen, welcher der Vetter eines Biſchofs war. Die türkiſchen Hadſchi's, das geht aus ihrer Zahl hervor, bildeten den Hauptkörper der Schiffsmannſchaft; ihretwegen ſetzte ſich das Schiff von Smyrna aus nach Aegypten in Bewegung, denn, obgleich jeder einzelne nur wenige Gulden für die weite Fahrt bezahlte, war dennoch dieſes Fahrlohn der Hadſchi's die Haupteinnahme des Capitäns, wie des Inhabers des Schiffes. Hatten dieſe guten Leute einen ähnlichen, unruhigen Drang nach Bewegung gehabt, wie in der Regel wir Franken ihn fühlen, dann wäre freilich dieſe Fahrt in viel andrem Maaße beſchwerlich geworden, als ſie dieß wirklich war; ſo aber ſaß das Volk der Pilgrime faſt den ganzen Tag ſo ſtill auf einem Fleck, daß es uns öfters wie ein gemaltes Jahrmarktsgedränge oder wie eine Gallerie von Wachsfiguren vorkam. Nur wenn die Stunde der Ma-

schungen oder Gebete kam, noch öfter aber, wenn das Geschäft und der Vorgang der Ernährung und der Verdauung sie dazu nöthigte, erhuben sie sich von ihren Sitzen, sonst war ihr gewöhnliches Tagesgeschäft jene harmlose Lust an der Jagd, welche ihre Befriedigung nicht im düstren Walde oder auf steilem Gebirge, sondern schon in den Falten des Turbans und der Gewänder fand, und welche niemals den Tod des erbeuteten Thieres bezweckte, sondern dieses lebendig hinfallen ließ aufs Verdeck, damit es ein andres Unterkommen sich suche. Wie dieses große Volk der Hadschi's vornämlich bei Nacht, wo der ausgestreckt liegende Mensch doch einen größeren Strich des Bodens einnimmt als der auf untergeschlagnen Beinen sitzende, in unsrem engen Schiffe und seinem untern Raume Platz gefunden habe, das ist uns später, da wir den ganzen Gelaß des leer gewordnen Fahrzeuges betrachteten, noch öfters ein Räthsel gewesen, um so mehr da auch Frauen in diese untern Räume eingestallt saßen, für welche ein eigner Verschlag von Brettern angebracht war. Freilich sahen wir an dem Beispiel Derer, welche oben auf dem Verdeck auf oder neben ihren Körben schliefen, daß diese armen Leute in Beziehung auf die Schlafstätten so verträglich seyen wie die wandernden Schneegänse, denn öfters diente der eine dem andren, dieser wieder dem dritten zum Kopfkissen.

Wir lernten übrigens gar bald es unterscheiden, daß da unter dem Troß der ärmeren Hadschi's auch solche wären, die sich vornehmer zu seyn dünkten denn die Andren. Von den kleinen Bretterhütten, welche auf dem Verdeck, oder unsrer Kajute erbaut waren, bewohnte die eine, vorderste, ein wohlhabender türkischer Kaufmann aus Smyrna, Namens Hassan, ein Mann, der uns

durch seine gutmüthige Zutraulichkeit und sein Anschließen an unsre Gesellschaft manche Unterhaltung gewährte; die hierauf folgende Bretterhütte bewohnte die Griechin mit ihren Kindern und dieser gehörten auch die sehr alt aussehenden Mobilien (Tische und Stühle), welche wegen des Mangels an Raum über den Bord hinaus gebunden waren. Die beiden hintersten Bretterhütten waren abermals von zwei türkischen, unter sich nahe verwandten Familien bewohnt, davon die eine aus dem ältlichen Vater, seiner Frau und Tochter, die andre aus einem Mann mit seiner Frau bestund. Der erstere hatte durch die Pest alle seine Kinder, außer der ihn begleitenden, etwa 10jährigen Tochter verloren und schien hierdurch zur Pilgerfahrt bewogen. Was den andren zu dieser angetrieben hatte, weiß ich nicht, so viel aber schien gewiß, daß für seine arme Frau diese Reise eine furchtbare Pein seyn mußte, denn diese war in einen so engen Raum eingesperrt, daß sie nur liegen und sitzen, nicht aber aufrecht stehen konnte; durch ein Loch der bretternen Thür des Kastens reichte der Mann ihr Speise und Trank und nur selten verließ derselbe seinen Sitz oder sein Lager vor dieser Thure. Nicht mehr zwar durch das Bewohnen eines eignen Bretterkastens, wohl aber durch andre Merkmale als vornehm ausgezeichnet, erschien ein alter Kaufmann aus Magnesia, mit seinen beiden Söhnen, davon der eine, ältere, ein Jüngling, der andre, viel jüngere der Liebling des Vaters war, der am Tage an seiner Seite, bei Nacht an seiner Brust ruhte. Alles Neue und Seltsame, was der Vater bei meinen jungen Freunden sahe: Repetiruhren, Compaß, Messer, Farben, das wollte er für seinen Liebling kaufen. Etwas entfernter von uns, im Vordertheil des Schiffes hatte eine Familie von Mohren (mit weißen wie schwarzen Frauen) ihre Bleib-

hätte, die ebenfalls reicher denn die andren schien, vornehm genug that und unruhiger so wie anspruchvoller war denn alle andren Hadschis. Auch ein Derwisch, von schöner Gestalt und Aussehen, wurde von seinen Genossen mit besondrer Achtung und Auszeichnung behandelt. Er hatte gar bald mit Dr. Roth und Erdl Bekanntschaft geschlossen; wenn er diesen, den einen Finger emporhebend, durch den Ausruf des Wortes „Huh" (Jehovah) sein Glaubensbekenntniß ablegte, da war sein Blick so bedeutend und ernst, daß ich mit innrem Vergnügen ihn betrachtete.

Daß sich der Derwisch schon heute mit so besondrer Achtung an unsre beiden jungen Aerzte anschloß, daß diese beiden gleich vom ersten Tage an ein Gegenstand des Aufmerkens für die ganze Schaar der Schiffsgesellschaft wurden, das hatte einen guten Grund. Unter den Matrosen befand sich ein altes, kleines, sonst aber kräftig gebautes Mannlein, welches die andren den Engländer (il Inglese) nannten. Er war als Knabe in diese Gegenden gekommen, hatte sein Unterkommen als Seemann bei den Türken gesucht und gefunden, und, ob er hierbei Christ geblieben oder Turk geworden, das blieb uns ein Räthsel. Dieser „Ingleje" nun lag am ersten Tage unsrer Seereise sehr krank, an einer Brustfellentzündung darnieder, hatte am Morgen schon eine Art von mündlichem Testament gemacht, worin er seine wenigen Habseligkeiten, in Gegenwart des Capitans, an einen seiner Kameraden vererbte, und nun wartete das Volk, das ganz ruhig um den ächzenden Mann herumsaß oder stund, auf den Augenblick, da dieser „abfahren" würde. Der Capitän indeß dachte nicht so. Er mochte schon in Smyrna gehört haben, daß Aerzte unter uns seyen, er kam zu meinen jungen Freunden, bat diese um ihren Rath und

um Hülfe, und Doctor Erdl wendete sogleich einen tüchtigen Aderlaß so wie kühlende Mittel mit so günstigem Erfolg an, daß der Kranke bald sich erleichtert fühlte und nach wenig Tagen wieder arbeiten konnte. Diese glückliche Cur machte auf unsre türkischen Hadschi's einen solchen Eindruck, daß viele von ihnen zu Dr. Erdl kamen, sich den Puls fühlen ließen und Arznei oder einen Aderlaß begehrten und obgleich in den letzteren Wunsch ohne Noth nicht eingewilligt wurde, gewährte man dennoch desto reichlicher den ersteren, denn Dr. Roth war mit einer guten Reiseapotheke versehen und bei solchen meist eingebildeten Krankheiten war die Hauptsache der Zucker oder irgend ein andrer Beisatz der Art, wodurch die Masse der Arznei vermehrt wurde. Man konnte wirklich bei mehreren Gelegenheiten dieser Art sehen, was das Vertrauen that; die Leute sagten gewöhnlich die Arznei habe ihnen alsbald geholfen. Während die Hadschis von den beiden jungen Doctoren allerhand Heilmittel begehrten, ersuchten sie mich, seitdem ich einigen von ihnen freiwillig eine Prise angeboten hatte, ziemlich allgemein um Schnupftabak und da ich in Smyrna einen großen Vorrath dieses unschuldigen Zeitvertreibs mit mir genommen hatte, konnte ich solche Bittgesuche gern gewähren, dem einen ein wenig in seine kleine Dose, dem andren in ein Schächtelchen, dem dritten auf die Hand reichen.

Der Wind blieb heute fortwährend günstig und frisch, so daß wir schon mehrere Stunden vor Sonnenuntergang die Spitze der erythräischen Halbinsel umschifften, welche gegen Westen die hermäische Bucht: die Bucht von Smyrna umgränzt; gegen Norden sahen wir die Gebirge von Lesbos, im Süden erschien bereits die Pelinäische Höhe von Chios, neben uns die Bergkette des Mimas, deren nördliche

Ausläufer das Vorgebirge von Meläna (jetzt Karaburnu) bilden. Seitdem wir uns gegen Süden gewendet hatten, lag das Schiff, das den Wind von der Seite nahm, etwas ſchief; ich fühlte von neuem eine leichte Anwandlung von jenem Uebel, das ich eben (S. 129.) bei der Fahrt über das ſchwarze Meer beſchrieb und begab mich hinab auf meine Pritſche. Das was ich noch vor dem Hinabſteigen in die Kajüte gehört hatte und noch bis gegen Abend von meinen Freunden vernahm, lautete ſehr gut. Morgen früh, ſo ſagte ſelbſt der Unterkapitän, könnten wir an Patmos ankern; in fünf Tagen, ſo verſicherten Andre, könnten wir, bei ſolchem Winde, im Hafen von Alexandria einlaufen und obgleich der ſehr erfahrene Capitän zu allen dieſen wohllautenden Aeußerungen ſchwieg, ließen wir uns dadurch dennoch nicht irre machen, ſondern träumten ſchon vor dem Einſchlafen von dem Genuß des morgenden Tages auf den Felſen des herrlichen Patmos. Einige Stunden nach Mitternacht hörten wir über unſrem Haupte die große Kette raſſeln und den Anker ins Meer laſſen. „Da ſind wir ja ſchon in Patmos, rief ich den zugleich mit mir erwachten Freunden zu, das iſt über Erwarten ſchnell gegangen.“ Wir ruhten dann noch etliche Stunden, beim Anbruch des Morgens aber ſtunden wir auf dem Verdeck und ſahen uns in einer engen Meeresbucht zwiſchen felſigen Inſeln. Iſt dies Patmos? fragte ich den Capitän. Dieſer ſchüttelte den Kopf und zuckte die Achſeln; von Patmos, ſagte er, ſind wir noch weit.

Mit der Sonne zugleich gieng nun auch uns ein Licht auf über unſre jetzige geographiſche Stellung. Wir waren noch gar nicht weit von dem Punkt hinweggerückt, an dem ſich unſer Schiff am geſtrigen Abend befand; das Vaterland der erythraiſchen Sibylla, deſſen Gebirge wir

ſchon geſtern ſahen, war noch immer ganz in unſrer Nachbarſchaft. Der Wind, der am geſtrigen Morgen zuerſt Nordoſt, dann Nordwind war, hatte ſchon am Abend ſich etwas gegen Weſten umgeſetzt, und in der Nacht, nach kurzer Windſtille, war er uns ganz ungünſtig geworden: ſtatt des erfriſchenden für unſre Fahrt günſtigen Nordwindes ſtürmte uns heute der warme Sirocco aus Südweſten entgegen. Unſer wohlunterrichteter und vorſichtiger Oberkapitän, welcher die Gefahren dieſes Windes hier, in der klippenreichen Gegend des Meeres kannte, war, Chios gegenüber, zwiſchen zwei kleinen Felſeninſeln eingelaufen, welche zu den ſüdlichſten der Gruppe der oenuſſiſchen oder hippidiſchen Inſeln der Alten gehören; zu jener Gruppe, deren nördliche und größere Inſeln auf unſren Charten unter dem Namen der Spalmadoren (Spermatoren) verzeichnet ſtehen. Unſer Capitän nannte ſie Agenuſi (Egenuſes), wie noch jetzt die Griechen dieſe Oenuſſä heißen. Hier, wo unſer Schiff lag, war das Meer ſo ruhig und ſpiegelglatt, daß wir Unerfahrenen in dieſer Art des Welt- und Windlaufes gar nicht begreifen konnten, wie die Schiffsleute von einer Gefahr reden konnten, welche unſrer Weiterfahrt, wenn dieſe anders noch möglich, gedroht hätte; doch ſahen wir nach einigen Stunden auch das griechiſche Packetboot, welches damals noch die gewöhnliche Communication zwiſchen Smyrna und Athen unterhielt, und das faſt einen halben Tag vor uns Smyrna verlaſſen hatte, von Süden her zurückkehren und in einiger Entfernung von uns Anker werfen.

Die eine der beiden kleinen Inſeln, deren Felſenwände uns hier in unſren Schutz genommen hatten; die welche uns auf der Weſtſeite lag, iſt ganz unbewohnt, und wird nur von Zeit zu Zeit von Fiſchern oder von

hirten beſucht, welche, von benachbarten Inſeln kommend, hier ihre Netze auswerfen oder ihr Vieh auf die ſpärliche Weide führen. Sie hat eine Quelle mit gutem Waſſer; unſre Matroſen ruderten hinüber, um einige Fäſſer zu füllen und da wir ſahen, daß bei jeder ſolcher Fahrt eine gute Anzahl der türkiſchen Hadſchis ſich ans Land ſetzen ließ, auch zugleich erfuhren, daß heute den ganzen Tag an eine Weiterreiſe nicht zu denken ſey, gaben auch wir dem Hange nach das Eiland zu beſuchen und fuhren mit den Matroſen hinüber. Die Frauen blieben bei der Griechin und ihren Kindern, in der Nähe des Quelles, wir Männer zerſtreuten uns zwiſchen die Felſenklippen; denn jeder Schritt bot uns da etwas beachtenswerthes Neues dar.

Der ganze Umfang des kleinen Eilandes beträgt kaum eine Stunde; es beſteht nur aus einem rundlich ſich erhebenden Berge, der nach dem Meere hin, beſonders an der Weſtſeite, Chios gegenüber, hohe, gähe Felſenwände bildet. Die herrſchende Felsart auf dieſer, wie auf der gegenüber liegenden Inſel iſt außer dem Trapp, welcher die Höhe einnimmt, nach unten ein Thonſchiefer von ſehr eigenthümlicher Art und Geſtaltung. Er gleicht an manchen Stellen einer rieſenhaften Schlacke mit Höhlungen und Blaſenräumen von einem Umfang und Rauminhalt wie ich noch niemals dergleichen geſehen; öfters ſtehen nur die Reſte der zerſtörten Gewölbe als ſichelförmige Zacken hervor. Sehr häufig zeigten ſich in dieſem Schiefer Lager und Neſter von einem bröcklich weichen, ſtark abfärbenden, viele Kohle enthaltenden Zeichenſchiefer und auch die Höhlungen und jetzt leeren Blaſenräume mögen mit dieſer Maſſe ausgefüllt geweſen ſeyn. Die ſchon vorhin erwähnten gähen Felſenwände an der Weſtſeite

der Inſel tragen die Spuren eines gewaltſamen Zuſammenſturzes an ſich; mächtige Bruchſtücke liegen zu ihren Füßen im Meere und bilden, ſenkrecht in der Richtung ihrer Schichten ſtehend eine oder mehrere Reihen von hohen, natürlichen Mauern um die Inſel her, zwiſchen welche das Meer hereintritt und in deren Schutz und Schatten die Schaaren mancher der zarteren Seethiere ſich verſammlen.

Einige Abhänge und Schluchten der Inſel waren eben jetzt mit den kleinen, weißen Blumen der ſpätblühenden Narziſſe (Narcissus serotinus) bedeckt, an manchen Stellen entfaltete das Calocaſien-Arum (Arum Calocasia) ſeine ſchönen Blüthen. An dem Saamen der reifen Gräſer ergötzte ſich eine kleine Schaar des Zaunammers (Emberiza Cirlus, von den Türken „Kirlak" genannt) mit olivenfarbener Bruſt ſo wie gelb und ſchwarz gefärbter Kehle; auch das rothe Rebhuhn (Perdix rufa, auf Türkiſch „Cil") und eine Art von wilden Tauben kommen auf der Inſel vor, ſelbſt ein weißſchwänziger Steinſchmätzer (Saxicola Oenanthe) wollte mit ſeinem kurzen Liede zeigen, daß auch dieſe Wüſte ihre Geſänge habe. Unten im Meer erfreute uns der Anblick der Aktinien und Seeanemonen, ſo wie der kleinen buntfarbigen Fiſche aus der Familie der Meerjunker (Labrus Julis) der Anthias und Lutjane; an den Felſen lebte Helix naticoides.

Mich hatte das Aufſuchen des blühenden Arums an die nördliche Seite der kleinen Inſel hingezogen, da wo das Wrack eines vielleicht erſt unlängſt an dieſen Klippen geſcheiterten Fahrzeuges und weiterhin das Gemäuer eines zerſtörten Hauſes an die Kämpfe des Menſchen mit dem übermächtigen Element wie an die noch furchtbareren mit

ſeinem

ſeinem eignen Geſchlecht erinnerten. Je weiter ich mich gegen Weſten wendete, deſto bedeutungsvoller und originneller wurden die Formen der Thonſchieferfelſen. Nach Norden hin zeigten ſich die ſchwarzlichen Berge der andern Inſeln dieſer Gruppe; die Bucht von Erythra wie jene von Tſchesme waren durch die öſtliche Nachbarinſel verdeckt. Ich war jetzt an die ſchönſte Stelle des Eilandes gekommen: an die nackigen Felſenhallen ſeiner Weſtſeite; dort, Chios gegenüber, ſuchte ich mir, in der ſchattigen Felſenſchlucht eine Ruheſtatte. Wie ganz anders zeigte ſich hier das freie Meer als in der verſchloſſenen Bucht da unſer Schiff lag. Seine Wogen eben von weißem Schaum bedeckt ſchlugen mit Ungeſtum an die Wande des Schiefers; die Brandung, aus einem benachbarten Felſengewölbe, das die Fluth ſich ausgewaſchen hatte, tönte wie ein ferner Donner; das Gefühl der Sicherheit aber, mit welchem ich von meinem feſten Sitze aus das nachbarliche Saki oder Skio, die Hauptſtadt von Chios betrachtete, ließ mir das wogende Meer wie eine Gewitterwolke erſcheinen, die ein Alpenhirte vom Gipfel des Rigi oder des Wallmanns aus tief unter ſeinen Füßen ſich entladen ſiehet, während er ſelber im heitren Glanze der Morgenſonne daſtehet. Dort an einem der grunenden Abhange von Chios war die ſogenannte „Schule des Homer"; wie iſt doch die geiſtige Geſtaltung, die von Homers eigentlicher, nicht ſogenannter Schule ausgieng, ſo friſch und feſt, gleich den Felſen dieſer Inſeln geblieben, während ſo manches Bewegen der Volksgeſchichte gleich den bald zerſtäubenden Wogen des jetzt heftig aufbrauſenden, dann wieder ruhenden Meeres daran vorüberzog.

Ich ſuchte jetzt auch meine Reiſegeſellſchaft wieder

auf. Die Hausfrau mit den beiden größeren Kindern der Griechin kam mir schon entgegen; die Türken lagen und schliefen an der Ostseite der Insel oder wuschen an einer Pfütze, die vom Quell ihren Zufluß nahm, Tücher und Gewänder; Dr. Roth und Erdl vergnügten sich mit dem Heraushämmern von schönen Schwefelkieskrystallen, die sich an mehreren Stellen in großer Menge im Thonschiefer eingewachsen fanden, Hr. Bernatz zeichnete eine Gruppe der Felsen. Wir bedurften gegen Abend keines Glöckleins und keines Trompeters, die uns zur Tafel riefen, uns zog von selber der Hunger zum Schiff, denn wir hatten gestern, weil in dem Getümmel des ersten Tages noch keine Einrichtung mit der Küche des Schiffes zu treffen war, fast nichts gegessen. Auf unserem Fahrzeug herrschte noch eine angenehme Stille und Einsamkeit, denn die türkische Besatzung war großentheils auf die Insel gefahren; der Küchenjunge hatte sich in der Bereitung der trockenen Bohnenkerne und des geräucherten Fleisches als ein Meister der Kochkunst gezeigt. Auch unsre Hadschis kehrten, nachdem sie ihr Abendgebet noch auf der Insel verrichtet hatten, wieder zum Schiff zurück; bald dampften die Oefchen von neuem vom Rauchwerk des stark gezwiebelten Pilaus und gleich nach gehaltner Mahlzeit wurde der enge Raum der Ruhestatte gesucht.

Arundel *) erzählt, daß er öfters in Smyrna jene von mehrern Reisenden gemachte Erfahrung aus eigner Wahrnehmung bestätigt gefunden habe, nach welcher die Hähne im Morgenlande fast mit der Pünktlichkeit einer Uhr gewisse Stunden der Nacht durch ihr Krähen

*) In s Discoveries in As. min. II. p. 278.

anzeigen. Das geſammte Chor der Hähne, ſo berichtet jener ehrenwerthe Beobachter, kräht in Smyrna zum erſten Male in der Nacht zwiſchen 11 und 12, das zweite Mal zwiſchen 1 und 2 Uhr, und wenn etwa das eine dieſer Thiere ſeinen Wächterruf ein wenig früher oder ſpäter denn die andern ertönen läßt, ſo beträgt der Zeitunterſchied nicht mehr denn eine Minute. An unſern türkiſchen Reiſegefährten bewunderte ich öfters auch eine ähnliche Eigenſchaft des Aufwachens zur beſtimmten Stunde der Nacht. Der große, untre Schlafraum, in welchem der größte Theil der Hadſchis bei Nacht zuſammengeſchichtet lag, war von jenem Theil unſrer Kajüte, an welchem bei Nacht mein Kopf lag, nur durch eine Bretterwand geſchieden, welche ſo dünn war, daß man jedes Wort vernehmen, und den Geruch der geliebten Knoblauch- und Zwiebelgerichte, welche jenes immer eßluſtige Volk auch bei Nacht ſich bereitete, deutlich wahrnehmen konnte. Bald nach Mitternacht war der erſte Schlaf meiner ſchon um 7 Uhr zur Ruhe gehenden Kammernachbarn beendigt; da fingen alle zumal an laut zu ſprechen, einige auch zu eſſen, nach 1 Uhr wurden ſie wieder ſtill, zwiſchen 4 und 5 Uhr war auch der zweite Schlaf beendigt und nur wenige entſchloſſen ſich zu einem dritten, denn die Luſt zum Eſſen überwog jetzt alle Luſt zum Schlafen. Heute, am Dienſtag den 8ten November mußte dieß in vorzüglichem Maaße der Fall ſeyn, denn das laute Sprechen und der Geruch der Eßwaaren jener Mekka-Pilgrime ließ uns faſt von vier Uhr an keine Ruhe mehr; mit Freuden bemerkten wir das Grauen des Morgens und traten aufs Verdeck.

Unſer griechiſcher Capitän hatte recht gehabt; der angenehme Wind der ſelbſt für ſchnell ſegelnde Fregatten

den Durchgang durch die Meerenge zwischen Icaria und Samos unmöglich macht, hielt auch heute noch an, und würde, so versicherte unser alter Seemann, wohl auch morgen noch andauern. Wir wünschten nun, da ja die Umstände es erlaubten, auch die andre, östlich gelegne Nachbarinsel zu besehen; zu ihr ließen wir uns hinüberfahren. Diese Insel ist bedeutend größer als die westliche; ihr Gebirge erhebt sich höher, an ihrer südöstlichen und östlichen Seite findet sich ein von Fischern und Ziegenhirten bewohntes Dorf. Es war heute kein so heitres Wetter denn gestern, der Sturm war stärker geworden; selbst in unsrer stillen Bucht bemerkte man eine Aufregung des Gewässers; oben auf dem Berge fühlte man ein heftiges Wehen des Windes. Wir (die Hausfrau und ich) suchten zuerst den höchsten Gipfel des mehrköpfigen Berges zu ersteigen, an welchen das übrige hügliche Land der Insel sich anlehnt. An dem steilen, steinigen Abhang so weit hinanzuklimmen, war nicht ganz leicht; mehrmalen glaubten wir uns dem höchsten Punkt schon nahe, jenseit des vermeintlich obersten stieg aber dann noch ein höherer an. Die Aussicht oben von der Höhe, hinüber nach dem Festlande der Halbinsel, so wie im Westen nach Chios, lohnte indeß die Mühe des Ansteigens reichlich. Dort, jenseits des schwarzlichen Felsengebirges, das sich in Südosten zeigt, öffnet sich die Bucht von Tschesme; die Bucht der Schreckensnacht des 5ten July des 1770sten Jahres, aus welcher mit den Feuerflammen und dem Rauche der verbrennenden türkischen Flotte zugleich eine Feuer- und Rauchsäule aufgieng, die wie einst Israëls Heer vor Pharao, so das Volk der griechischen Christen vor dem Henkerschwert der Osmanen schützte. Denn die siegreichen Fortschritte der russischen Waffen am Pruth

und Kagul, zusammen mit dem so unglücklich endigenden Aufstand der Griechen in Morea hatten bei der unbändig stolzen, hohen Pforte nur Muth und Erbittrung erregt, nicht Furcht vor der Macht der Christen; noch war die griechische Halbinsel ein großer Mutacker, auf welchem die Leichname der seit Orloffs Abzug von den Albanesen und Turken gemordeten Griechen, vermischt mit den Trümmern der niedergebrannten Städte und Dörfer herumgestreut lagen, da ward im türkischen Diwan gefragt, ob es nicht das Rathsamste sey, alle griechische Christen im großen Reiche der Osmanen zu vertilgen. Doch auch dieser Rath der Feinde jenes großen Bauers, welchem der endliche Sieg über die Völker der Erde verheißen ist, wurde, wie vormals bei Galerius und Diocletian zu Schanden. Zwar die Seeschlacht in den heißen Mittagsstunden des 5ten Juli, hier im nachbarlichen Meere diesseits Chios hatte den christlichen Waffen noch keine großen Vortheile gebracht; von dem türkischen Admiralschiff hatte sich die verheerende Flamme auch auf das russische verbreitet und dieses mit sich in die Luft gerissen, doch war außer dem russischen Admiral Orloff auch der leitende Geist, die Seele dieses ganzen Unternehmens, Lord Elphinston aus den Flammen gerettet worden und da die türkische Flotte, wie von einem Gorgonenhaupte aus den Wolken geschreckt, in die enge und schlammige Bucht, Schiff an Schiff gedrängt sich flüchtete, da besetzte der brittische Seeheld mit mehreren Schiffen den Eingang der Bay. Hierauf wagte es der heldenmuthig kühne Engländer Dugdale, unterstützt von seinem Landsmann dem Contreadmiral Greigh, während der Nacht mit Brandern der türkischen Flotte sich zu nahen, es gelang ihm, mitten unter dem Regen der türkischen Geschützkugeln einen dieser

Brander an ein feindliches Schiff zu befeſtigen und mit verbrannten Händen, Geſicht und Haaren durch Schwimmen zu den Seinen ſich zu retten. Unſer berühmter Hackert hat, von Alexius Orloff hierzu beauftragt, in vier Gemälden die vier Hauptmomente dieſer mächtigen Seeſchlacht dargeſtellt, bei welcher das nur zum Verderben der Chriſten beſtimmte eigne, innre Feuer die türkiſche Kriegsmacht vernichtete, muthig „ein Feind den andren fraß" *). Dieſe Gemälde, auch in ihrer ſtummen Zeichenſprache erregen Schauder; ein ungleich andrer jedoch war jener den die Donner des Gerichts in jener Nacht im Ohre aller Schlafer des benachbarten Feſtlandes und der Inſeln, ſo wie das Gluthfeuer der geröthelen Berge im Auge der wirklichen Zuſchauer weckten. Das Krachen der vom eignen Pulver zerſprengten Schiffe hörte man, wie fernen Donner bis nach Athen; in Chios wurden die Häuſer erſchüttert, in Smyrna und Lesbos erbebte die Erde; die ruſſiſche Flotte, welche ziemlich fern von der Bucht ſich gehalten, wurde wie vom heftigſten Sturme auf und nieder bewegt, und mehrere Schiffe, wie ſchwimmende Nußſchaalen vor dem Hauch eines ſtarken Mannes hinausgeſtoßen ins Meer. Zwar jene Turken, die ſich ans nahe Ufer bei Tſchesme retteten, ließen ungehemmt ihre bis zum Wahnſinn geſteigerte Wuth an dem armen griechiſchen Volk aus, das ſie ohne Erbarmen ſchlachteten und ſeine Städte und Flecken in Brand ſetzten; der Anſchlag aber der hohen Pforte, die Chriſten in ihrem ganzen großen Reiche zu vertilgen, war über Nacht

*) Um dem Künſtler die Arbeit zu erleichtern, ließ Orloff bei Livorno ein Kriegsſchiff in die Luft ſprengen.

vergangen; ſeine Ausführung ſchien jetzt nicht mehr rathſam. Man mußte ſich denn doch im Diwan geſtehen, daß nicht bloß das Panier des Islams, ſondern auch jenes der Chriſten zuweilen Furcht und Bedenken erregen könne; denn wäre damals Elphinſtone's Muth (m. v. oben S. 405.) auch bei andren Führern der Flotte geweſen, Conſtantinopel hatte dieſe vor ſeinen Mauern und in ſeinem Hafen geſehen. Wie einſt Odins Stab die Stimme der alten Wbole (dieſer nordiſchen Sibylla) aus ihrem Grabe weckte, das ſchon ſo lange von Thau und Schnee benetzt war, ſo hatte Tiberius Feuerſaule hier an der nachbarlich angränzenden Stätte von Erythrä die Stimme der Herophile, der erythräiſchen Sibylla aus ihrem Grabesſchlummer geweckt, welche mehr noch als das weiſſagende Wort der Wbole dem Hause des Odin und der Freya, dem Throne Osmans das nahende Weh verkundete. Und es war noch etwas Andres, Höheres, was die Stimme der Greiſer am Fuße der zerrüſſenen Felſenhäupter von Erythra ausſprach; in jenem natürlichen Wohnſitz der Kaſſandräiſchen Begeiſterung, wo das Auge gern von den furchtbar verödeten Klippen nach dem tiefblauen, faſt nie getrübten Himmel und ſeinen Mächten aufblicket, hat einſt Herophile, welche das Alterthum unter ſeinen tiefblickendſten, berühmteſten Sibyllen nennt, in prophetiſchem Geiſte von einer Zukunft geſprochen, da die Reiche und Völker der Erde unter dem Schatten eines Friedens wohnen werden, der niemals endet *).

*) Bemerkenswerth iſt es, daß in dem Gebiethe jener uralten Sibylla, bloß noch zu Alexanders Zeiten eine neue Sibylla aufſtund, welche Erythrä näher gehörte;

Wir hatten uns lange an der Beſchauung der großen Felſenwüſte des Mimas ergetzt; der Sturm brauſte laut über die Bergeshöhe und erregte da, statt der Hitze die wir geſtern unten am Meere empfunden, ein Gefühl von Kälte; wir ſtiegen in der Schlucht, welche zwiſchen den beiden Hauptgipfeln des Berges verläuft, wieder hinab nach dem Meere. Auf unſerm, wegen des loſen Geſteines ſehr beſchwerlichem Wege kamen wir an einzelnen Feldern und dürftigen Baumpflanzungen vorüber, um deren Gezweig ſich ohne Aufſicht und Pflege die Rebe ſchlingt; dazwiſchen Trümmer von zerſtörten Hütten und Hütten des noch jetzt hier lebenden Hirtenvolkes, roh aus Steinen zuſammengehäuft, tiefer hinabwärts auch einzelne Bruchſtücke von weißem Marmor, vormals vielleicht Beſtandtheile eines Tempels oder eines Landſitzes, welcher dieſe liebliche Bucht zu ſeiner Stätte erwählte. Denn lieblich, in der That, muß einſt dieſe Bucht, in die wir jetzt hinabkamen, geweſen ſeyn, als ihr noch jetzt fruchtbarer, grünender Boden von dem Fleiß der Menſchenhand mit Gaben des ordnenden, die Schönheit erkennenden Geiſtes geziert war.

Wie fern oder wie nahe uns hier unſer Schiff ſey, wußten wir nicht, denn die Schlucht, in der wir hinabgeſtiegen waren, hatte uns die Ausſicht nach der ſüdweſtlicheren Seite der Inſel verdeckt; ob war ohne Compaß und auch die Sonne, nach deren Stellung man ſich hätte orientiren können, war von Wolken bedeckt. Wir ſahen jetzt an dem entgegengeſetzten Rande der Schlucht einige

---

Ausſichten in die Zukunft beſang, an deren Fernanblick die alere ſich entzückt hatte. (M. v. Strabo 953.)

Männer, der eine mit einer Flinte bewaffnet, übrigens aber armselig genug aussehend herabsteigen, welche ihre Richtung gegen uns hin zu nehmen schienen, und obgleich die erythräische Sibylla uns kein Leid, sondern Frieden geweissagt hatte, hielt es die Hausfrau dennoch für sicherer, daß wir „des Friedens halber" mit jenen Leuten uns nichts zu schaffen machten, sondern die Nähe des Schiffes aufsuchten. Schnellfüßig eilte sie über den steinigen Hügel hinan, da begegneten uns, ehe wir noch das Schiff sahen, einige unsrer Reisegefährten, bewaffnet mit Jagdflinten, in ihrer Begleitung auch die Freundin Elisabeth sammt der Griechin und ihren Kindern. Der Knabe der Griechin, ein Männlein von eben so lebhafter Einbildung als großer Furcht, wollte dort am Steinhaufen eine große Schlange gesehen haben, welche er, noch jetzt blaß vor Schrecken, als ganz entsetzlich beschrieb; wir forschten nach, es war aber nur eine Eidechse gewesen, die durch das dürre Gras raschelte.

Ich ruhete ermüdet von der fast schlaflosen Nacht und dem Besteigen des Gebirges, in dem dichten Gebüsch der Myrten und der Terebinthen, in dessen Obdach ich mich, zum Schutz gegen den Wind hineingedrängt hatte, während nicht fern von mir mein Freund Vernaz zeichnete. Der kurze Schlummer hatte meine Augen zur neuen Lust des Sehens geübt; es war als seyen die alten Felsen wie das Meer ganz etwas Andres, Neues geworden, auch hatte jetzt der blaue Himmel gegen Nord und West hin das Nebelgewölk durchbrochen. Verloren in dem Anschauen der Höhen wie der vom Gewässer bedeckten Tiefe hatte ich selbst den Weg (der ja eigentlich kein Weg war) verloren, ich konnte weder den Freund Vernaz noch die andren Reisegefährten finden, endlich ward

mir der Ton der geognoſtiſchen Hämmer ein Führer, hinab nach der ſchönen Bucht, in der wir vorher verweilten, und hier fand ich die Begleiter, ſammt der Hausfrau und der Freundin.

Da unten auf den Stufen des zerklüfteten Thonſchiefers, neben der blauen tiefen, von keinem Lüftchen bewegten Fluth, in welcher die Schaar der buntfarbigen Fiſchlein ſpielte und die Seeanemone neben der rothen Aktinie ihren Kelch aufthat, um ihn mit den Strömen des Wohlgefallens, welche durch die ganze Sichtbarkeit gehen, zu ſättigen, möchte ich wohl jetzt ſitzen und meine Reiſe beſchreiben; die Arbeit würde vielleicht noch einen andren, höheren Ton gewinnen, als hier, wo der Luftzug die Aeolsharfe der athmenden Bruſt nur durch das halb geöffnete Fenſter berührt. Doch auch hier blüht neben mir, vom Waſſer genährt die Roſe, wie ſie, weißlich gefärbt und nach Biſam duftend an einem der Felſenabhänge der Inſel blühete.

In den ſpäteren Stunden des Nachmittags hatte der Himmel ſich ganz aufgeheitert; das Meer aber, jenſeits der ſtillen Buchten, ſchlug noch immer ſeine weißbeſchäumten Wogen. Wir ſuchten jetzt die Nähe unſres Schiffes auf und dort verſtund man unſren Wink; das Boot ſetzte ſich in Bewegung und bald waren wir wieder in der kleinen Heimath unſrer Cajüte, wo wir abermals an einem wohlgelungnen Meiſterſtück des Schiffskochs: an dem Gericht der ganz weich gekochten und hinlänglich geſalznen Linſen uns ungemein erquickten. Haſſan hatte, mit der Angel, die einer unſrer jungen Freunde ihm lieh, ſein Glück zur See verſucht, nichts aber erbeutet als einige kleine, bunte Fiſchlein, die wir unſrer Sammlung zufügten. Viele glücklicher waren die türkiſchen Badiſch's geweſen, welche

ut, nach verrichtetem Abendgebet von der kleineren Insel auf der wir gestern gewesen, zurückkehrten, geschmückt und beladen mit den Blumen der spät blühenden, lieblich duftenden Narzisse, welche sie, weil sie gestern uns solche Blumen sammlen sahen, freigebig uns schenkten.

Auch am dritten Tage (den 9ten November) hielt der ungünstige Wind noch an, obgleich dabei der Himmel ganz wolkenlos und klar erschien. Auf der kleineren, wüsten Insel, zwischen dem Wrack des gescheiterten Fahrzeuges und dem Gemäuer des zerstörten Hauses hatten griechische Fischer, von einer der benachbarten Inseln, ihr langes Netz ausgeworfen, das sie jetzt eben heranzogen, und wir ließen uns zu ihnen hinüberschiffen, sahen aber bald daß die nächtliche Arbeit der guten Leute für diesmal vergebens gewesen war; außer einigen Seren war nichts im gezogenen Netze, das der Beachtung werth schien.

Mit Arnaud Perrin, welcher heute das allerdings „malerisch schöne" vor unsern Augen liegende Faktum (Thatsache) aufnehmen wollte, hatte ich mich auf ein Anschwemmsel der Felsen an der Südwestspitze des kleinen Eilandes begeben. Der Sirocco ergoß seinen erschlaffend warmen Hauch über das Meer, auf dem schwarzen Felsen weckte der glühende Strahl der Sonne eine Hitze, wie sie bei uns nur noch der August oder der angehende September kennt; auch aber das ja fortwährend bald kräftige bald wieder verzagte Herz ergossen die Ungeduld und der Unglaube ihren lähmenden Einfluß. Wir waren zu sehr durch den sich immer gleich bleibenden Fortgang der Dampfschiffahrt verwöhnt, welche uns so schnell nach Constantinopel und so schleunig von da nach Smyrna gefördert hatte; wer kann wissen, so murrte das ungeduldige, un-

dankbare Herz, wie lange der ungünstige Wind noch anhalt und wie weit indeß, während wir hier gehemmt sind, die stürmische Jahreszeit des Decembers heranrückt, welche den weiten Weg über die breite Wasserbahn zwischen Rhodos und Alexandria, zu einem Weg der Gefahren und der Schrecknisse macht. Doch so wie unten, zwischen den Klippen, die feste Felsenwand durch ihren Schatten dem Leibe Kühlung und Erquickung gab, so empfieng die Seele Schatten und Starkung, nach ihrem Maaße und in ihrer Art, durch den Gesang eines guten alten Liedes und durch manches andre kräftige Wort.

Eine besondere beruhigende Kraft liegt auch in der Ausübung des Handwerkes; in dem Thun und Schaffen des Berufes, den Gott dem Menschen gab, besonders wenn er ein solcher ist, der überall, auf Felsen wie auf grünenden Auen, am Meere wie auf Bergeshöhen betrieben werden kann. Ein verlängst verstorbener Rathsherr in N. . ., aus dessen nachgelassener Bibliothek ich selber mittelbar einige schöne Bücher gekauft habe, lernte noch in seinen späteren Jahren Hebräisch, weil er meinte, dieses sey die allgemeine Sprache der Welt des seligen Jenseits. So hoch mir nun auch die hebräische Sprache ihrer innern Kraft und Bedeutung nach stehet, meine ich doch, daß man sie gerade nicht zu erlernen brauche, um etwa einmal künftig die Burger des Jenseits zu verstehen, denn das, was diese reden, das wird Jeder, der Parther, wie der Elamiter, gleich wie in seiner Sprache gesprochen vernehmen. Eine Rede aber kenne ich, welche ausgehet in alle Lande; eine allgemeine Sprache, welche die ewige Weisheit überall mit ihren Menschenkindern redet: das ist die Sprache der Werke, die Hieroglyphik der sichtbaren Gestaltungen in der Na-

r. Einem Wandrer, dessen Auge und Ohr für dieses
wiegespräch der Weisheit mit ihren Kindern geöffnet ist,
rm wird niemals, auch wenn ihn der ungünstige Wind
uf eine der öden Felsenklippen der Hippiden verbannen
ollte, die Zeit lang. Auch heute, nachdem der Nebel
er unnöthigen Sorgen verschwunden war, erfuhren wir
ieses. Wir, ich und meine jungen Freunde, hatten uns
ermlich, mit stillschweigendem Vertrag, in die kleine Insel,
ie ja ohnehin keinen Herrn hatte, getheilt. Der Maler Bernatz
nd ich, wir bewohnten ein großes Amphitheater, das die
Natur dort in dem stufenweis absetzenden Thonschiefer ge-
ildet hatte, unsre Herrschaft war die weite Aussicht über
as Meer und das nachbarliche Chios, kleine Fische in
Menge, wie Unterthanen des Despothumes, tummten sich
n unsern Füßen im Meere; einer der andern jungen
reunde wohnte und saß wie Thomé, in Zelters wohl-
ingendem Liede, „am hallenden See", wo er purpur-
arbne Aktinien und allerhand Seeschnecken in sein Fel-
nschloß aufhäufte; der dritte Herr der Insel, der seine
esitzungen ostwärts hatte, wäre unermeßlich reich ge-
orden, wenn der Erzgang, den er heute im Thonschie-
er entdeckt hatte, und an welchem er den ganzen Tag
on frühe an bis zum Abend herumhämmerte, statt des
oldfarbenen Schwefelkieses auch wirkliches Gold enthal-
en hätte. Freilich, mit dem eigentlichen Hausbestand,
ehe es, bei all diesen Schätzen, auf unsrer Insel bedenk-
ch aus; die schönen Fische mochten mit unsern schönen,
euen Fangwerkzeugen nichts zu schaffen haben, die Roth-
ühner wollten sich weder schießen noch fangen lassen und
o kamen wir auch heute sehr hungrig auf unser Schiff
urück, wo uns, ich schäme mich fast unserer damals noch
n beständige Abwechslung denkenden Lecker zu erwar-

nen, ein unvergleichlich wohlschmeckendes Gericht von gekochten, trocknen Erbsen, aus der Hand des Küchenjungen erwartete.

Donnerstags, den 10ten November, noch vor Tagesanbruch, lichtete unser Schiff, zugleich mit dem griechischen Packetboot die Anker und als wir bei Sonnenaufgang das Verdeck betraten, da waren wir so nahe an Chios (Saki), daß wir jedes Haus der weithin laufenden Hauptstadt der Insel mit seinen Fensteröffnungen und den zum Theil zinnenartigen Mauern unterscheiden konnten, ja daß es uns fast möglich gewesen wäre, mit den am Ufer wandelnden Menschen ein Zwiegespräch zu halten. Chios wird nicht bloß von den Türken, es wird auch von den Franken, die sich längere oder kürzere Zeit da aufhielten als das Paradies der griechisch-asiatischen Inseln geschildert. Hier vermählt sich nicht, wie in Italien der Weinstock mit der Ulme oder mit der Pappel, sondern mit dem edleren Bürger des Ostens: dem Mastixbaume, dessen balsamisch kräftiges Harz nirgends in solcher Güte gewonnen wird denn auf Chios; das Dickig der Granatbäume, das sich bald mit dem Scharlachroth der Blüthen bald mit dem Purpur der Früchte schmücket, wechselt mit dem zarten Weiß und dem glänzenden Gelbe der Blüthen oder Früchte tragenden Orangenbäume; am Saume der Felsgärten duftet die Fülle der Gewürzkräuter. Der kränkliche Engländer Bainbridge, als er in seinem 74sten Jahre einen schmerzhaften Armbruch erlitt, von dessen Folgen er nirgends in Europa sich erholen konnte, zog hieher nach Chios, in dessen balsamischer Luft er ein heiteres Alter von 93 Jahren erreichte.

Am Nachmittag näherten wir uns dem herrlichen Samos. Ich bin zweimal an dieser Geburtsinsel des

Pythagoras ganz nahe vorübergekommen, und verweilte auf dem Rückwege, von ungünstigem Winde gehalten, fast einen ganzen Tag in ihrer Nähe, und beide Male war es mir, wenn sich mein Auge in der erhaben schönen Bergnatur dieser Insel erging, als vernähme ich, mit dem Ohr des Geistes, jene Hymnen, mit denen die Schaar der Pythagoräer, dort in dem fernen Lande des Südens die aufgehende Sonne begrüßte so wie die niedergehende besang. Die schöne, gewaltige Natur um uns her ist eine Schrift der musikalischen Noten, zu denen der musikalisch betrachtende Geist beständig die entsprechenden Töne findet. Heute, da wir dem hohen Cercetus-berge von Samos zum ersten Male uns nahten, sahen wir ihn auch, wie Clarke [1], mit mehreren Kreisen von Wolken umringt; sein Abhang steiget überaus steil vom Meere aufwärts; etwa bei zwei Drittel seiner Höhe hat er eine Stelle, an der sich des Nachts, wie dies schon Clarke berichtet, und wie alle ortskundige Schiffer es bestätigen, bei stürmischem Wetter eine weithin leuchtende Feuererscheinung zeigt. Oefters schon sind Einzelne wie Fremde an der steilen Bergwand hinan geklettert, um den Quell dieses phosphorischen Lichtes zu erforschen, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen. So verhält sich damit, wie, im geistigen Gebiet, mit dem Feuer der Andacht, welches, je dunkler die Stürme von außen toben, desto lebendiger emporflammet, welches jedoch, wenn ein fremdes, neugierig forschendes Auge sich ihm nahet, tief ins Innere sich verbirgt, weil sein eigentlicher Herd nicht das sichtbare, augenfällige Wesen, sondern

[1] Travels II. 1 p. 192.

die unſichtbare Region des Geiſtes iſt. — Das was jene Phosphorescenz bewirkt, ſind wahrſcheinlich Schwaden der leuchtenden Dünſte, etwa einer Naphthaquelle, welche nur dann dem Auge ſichtbar werden, wenn ſich der weit ausgedehnte und deshalb verdünnte Schimmer, von fern geſehen, auf engerem Raume zuſammendrängt.

Das Gebirge von Samos durchſetzt, in der gleichen Höhe ſeiner Häupter die Inſel von Oſt nach Weſt, dort gegen das Vorgebirge Mykale des Feſtlandes, hier gegen das weſtlich gelegne Ikaria hin gerichtet. Der alte Name Ampelos, den die niedere, gegen Weſten verlaufende Fortſetzung des ſamiſchen Gebirges trug und der ſie als einen Weinberg bezeichnete, iſt in unſern Tagen vielleicht wahrer und richtiger denn vormals; denn der lieblich ſüße Wein des jetzigen Samos wird ſelbſt nach Europa geführt und iſt hier hochgeachtet, während das alte Samos ſich nicht durch Weinbau auszeichnete. Die jetzigen Bewohner der Inſel haben freilich die Armuth zum Sporn für ihre landwirthſchaftliche Thätigkeit, ein Sporn, welcher den vormaligen Einwohnern abgieng. Denn wie die Herrſcherin Juno auf dieſem blumenreichen *) Eilande die Tage der erſten Kindheit und blühenden Jugend verlebte, ſo hat auch hier Joniens Macht und Reichthum einen Lieblingsſitz ſeiner aufblühenden Jugend gehabt. So mächtig und reich denn Samos war damals, als Polycrates ſie beherrſchte, keine der griechiſchen Städte und Inſeln; die Geſchwader der reich beladenen Handelsſchiffe, beſchirmet von hundert Kriegsſchiffen zogen von ihrem Hafen aus und ein, und hinaus bis über die Säulen des Her-

*) Ein Beiname von Samos war Anthemos

Herkules, aber so wie das Loos des allzuglücklichen Polykrates selber, war auch jenes der reichen Stadt: jener starb durch Hinterlist eines äußern Feindes den Tod des Sklaven; diese fand zuerst durch innre, dann durch äußre Feinde ihren Untergang. Das mächtige Samos, das unter Polykrates 100, das noch in den Zeiten des Peloponnesischen Krieges 60 Kriegsschiffe ausrüstete, hat jetzt nur noch einzelne Fischerboote; sein Hauptort, das Städtlein Kora, gleicht einem armen Marktflecken.

Zwischen dem hochgebirgigen Samos und dem niedrigeren, vormals so weinreichen Ikaria (jetzt Nikarie), das uns in den Abendstunden zur Rechten (im Westen) lag, bewegt sich das durchsegelnde Meer fast immer in höheren Wogen denn außerhalb der Meerenge; heute jedoch erschien diese Bewegung von ganz besondrer Stärke. Die Wolkenringe um den Cercetius hatten uns nichts Gutes bedeutet; der frische Wind, der am Tage wehete, hatte sich zum Sturmwind verstärkt. In dem Contrakt, den wir in Smyrna mit unserm Capitän abgeschlossen hatten, war als eine der Hauptbedingungen festgesetzt worden, daß er an Patmos landen und dort einen Tag mit uns verweilen solle; er selber, der Capitän, wünschte aus persönlichem Interesse diese Bedingung einhalten zu können, denn er hatte auf jener Insel einen Sohn, dem er, von Smyrna aus, mancherlei zu bringen im Begriff war. Doch die Fahrt vorüber an den Coressischen Felseninseln und zwischen den südwärts, gegen Patmos hin gelegnen Klippen und Riffen hätte uns diesmal gar leicht ähnliche Gefahren bringen können, als dem Jason der alten Fabel, dessen Grab das benachbarte Ikaria geworden, sein Fall über das Meer, denn in der Nacht wurde der Sturm so heftig, daß die Wellen über

das Verdeck des Schiffes schlugen und einen Theil ihres Gewässers herunter in die Kajüte strömten. Es war der erste Sturm, den wir auf dem Meer erlebten; das Aufrechtstehen war uns unmöglich; vom Lager aus, an dessen Bretterſaum man sich festhalten mußte, um nicht jetzt heruntergerollt, dann wieder gegen die Wand geworfen zu werden, sahen wir mit Schrecken und Bedauern, wie nicht bloß die Kiste, in der Mitte der Kajüte, hin- und hergerissen wurde und die Reisekoffer an diesem stoßweisen Bewegen Antheil nahmen, sondern wie auch unsre wissenschaftlichen Geräthschaften, vor allem aber die scheinbar so gut und sicher gestellten Barometer der Gewalt unterlagen, von denen das eine in dieser Nacht den Todesstoß erhielt und auch ein andres, in Wien gekauftes, wenigstens für diese Reise unbrauchbar wurde. Der Kapitän Angeli, der sich uns auf dieser ganzen Reise als ein Ehrenmann gezeigt hat, welcher gern sein gegebenes Versprechen erfüllte, sendete mehrmalen den Unterkapitän zu uns hinab in die Kajüte und ließ uns fragen, ob wir nicht lieber wollten, daß die Beschwerlichkeiten dieser Fahrt vermindert würden, indem wir das freie Meer suchten; wir hätten aber gern alle jene vorübergehenden Uebel erduldet, wenn nur Patmos wäre erreicht worden. Als er uns aber, etwa gegen 2 Uhr des Morgens, sagen ließ, er sey zwar noch immer bereit, sein gegebenes Wort zu halten, wenn wir darauf bestünden, aber er halte jetzt die Weiterfahrt zwischen die Felsenklippen und selbst nach dem Hafen von Patmos, dessen Eingang schwierig sey, für gefährlich, — da entließen wir ihn seines Versprechens und gaben für diesmal den Besuch der guten Insel auf. Freilich schmerzte es uns sehr, als wir beim Aufgang der Sonne das herrliche Patmos so nahe hinter uns sehen

mußten, ohne seinen durch vielfache, hehre Erinnerungen geweihten Boden betreten zu können. Da lag es, von der Morgensonne beleuchtet, vor uns, wie die Gestalt eines trutzenden Atlers; das Haupt mit dem kastellartigen, griechischen Kloster gekrönt; an der einen der beiden Schwingen, jedoch jenseits unseres damaligen Gesichtskreises, liegt die Schule und Grotte des h. Johannes, wo dieser im Geiste die Zukunft und den Ausgang der Kämpfe des Geistes mit der Macht des Scheines erblickte; die Abhänge des Berges wie der Saum der Kutte mit einer großen Zahl der Kirchlein und einzelnen Kapellen bedeckt.

Der Wind hatte schon vor Aufgang der Sonne seine Sturmesgewalt abgelegt, war aber noch immer kräftig und der Richtung unserer Fahrt günstig. Schon am Vormittag sahen wir zu unserer Linken (westwärts) die Insel Leros (Lirios); am Nachmittag fuhren wir an dem steinigreichen Kalymna (Kelmene) vorüber, gegen Abend ragte uns der nahe Anblick von Cos (Stanchio). Hier war Apelles, der altberühmte Meister der Malerkunst geboren; wie sein hochgepriesenes Bild der Venus Anadyomene, das hier in dem Tempel des Aeskulap stund, später aber Cäsars Tempel in Rom zierte, war auch hier die Arzneikunde, als ein festgestaltetes Wissen aus dem Meere der vielfaltigen Erfahrungen und Wahrnehmungen hervorgestiegen, denn aus Cos entstammte Hippokrates, der Vater der Arzneikunde, dessen forschender Geist an der wachen (nicht traumenden) Beachtung jener Gedenktafeln am Tempel des Aeskulap erwacht war, welche in einfachen Worten die Geschichte einzelner Krankheiten und ihrer Heilung erzählten. Noch jetzt ist Cos eine schöne, von der Natur reich begabte Insel, wenn auch nur hohe Wohlstand, welchen ihr vormals die Webereien

der Purpurgewande und der farbigen Tücher gaben, schon längst von ihr gewichen ist.

Es war heute der zweite Tag nach dem Neumonde und zugleich der Sonntag der Turken: unser Freitag. Sie hatten bei Sonnenuntergang knieend ihre Gebete verrichtet und dabei auf eine lieblich lautende Weise gesungen. Daß wir Männer ihre Andacht beobachteten, schien ihnen nicht zuwider, wohl aber, daß auch die Frauen dieß thaten, weshalb diese auf die Kajütentreppe sich zurückzogen. Indeß trugen sie uns jenes Versehen nicht nach, und als nach Sonnenuntergang am heitren Blau des Himmels die zarte Sichel des Mondes sich zeigte, da wurden sie sehr fröhlich darüber, zeigten uns dieselbe und weissagten aus der Klarheit des Mondlichtes einen fernern günstigen Fortgang unsrer Fahrt. Doch wie trügerisch sind alle solche Schattenspiele, die der Mensch sich selber schaffet und welche er Voraussicht des Künftigen nennt, mag nun in seiner laterna magica als Lampe die Mondsichel oder ein phosphorisch entzündeter Dunst leuchten. Der günstige Wind hatte uns während der darauf folgenden Nacht ganz verlassen; wir schwebten am andern Morgen (Sonnabends den 12ten November) noch südostwärts von Cos; hinter uns im Norden zeigten sich die Gebirge der Umgegend von Halikarnassos, welche das Andenken an den hier geborenen Vater der Geschichte, an Herodot, verherrlicht, und wo der Reisende noch jetzt das von dem deutschen Johanniterritter Schlegelhold aus den Ruinen des als Weltwunder gepriesenen Mausoleums erbaute Schloß Petreon bewundert; nahe bei uns erhuben sich die schroffen Felsenhäupter von Knidos, im Westen Nisyros. Wenigstens mit dem Fernrohr blickten wir (an Zeit hinzu fehlte es uns bei der heutigen,

langsamen Fahrt nicht) hinüber nach den Ruinen des einst so schöngebauten Cnidos, der Vaterstadt des Praxiteles und jenes Sostrates, der als Erbauer des Pharos in Alexandria so großen Ruhm erlangte. Ob das, was wir, in etwas ungünstiger Beleuchtung als Ruinen zu sehen glaubten, wirklich die noch vorhandenen Reste des alten Theaters seyen, oder ein anderes Gemäuer, konnten wir nicht entscheiden. Gegen Abend näherten wir uns der Insel Symi und beschlossen im Anblick dieser gewaltig schönen Felsenberge die erste Woche unsres Seelebens mit frohen, dankbaren Herzen.

In der Nacht hatte sich ein schwacher Wind aus Norden, vom Lande her erhoben; mittelst desselben war es unserm Schiffe gelungen, bis in die Meerenge von Rhodus vorzudringen, und als am Sonntag den 13ten November die Sonne aufging, da beleuchtete sie uns Rhodus in solcher Nähe, daß wir jede einzelne Windmühle an der Nordseite der Stadt deutlich unterschieden und das schwache Bewegen ihrer Flügel bemerken konnten. In einer Stunde, so sagte uns selbst der in seinen Voraussagungen sehr vernünftige Obersteuermann, konnten wir im Hafen einlaufen. Aber diese Stunde währte lange. Eine plötzlich eintretende Windstille hielt unser Schiff dort, im Anblick der nun auch still stehenden Windmühlen, wie festgebannt, die Segel mochten gezogen und gestrammt werden wie sie wollten, immer hingen sie schlaff und leblos herab. Wem es etwa im Traume so vorkam, als ob er gehen wollte, und die Füße waren ihm wie gelähmt, er wollte mit der Hand zugreifen oder die Zunge zum Sprechen bewegen, und beide waren so starr, als wären sie in Stein verkehrt, der hat eine ungefähre Vorstellung von dem Zustand eines Schiffen-

den, der ganz nahe bei dem Ziele und neben diesem hin und her ſchwebt, ohne daſſelbe erreichen zu können. Der Morgen vergieng noch leicht; wir hatten ihn meiſt ſtille leſend in der Kajüte zugebracht; der Nachmittag aber, als wir auch da, ſo oft wir aufs Verdeck traten, immer auf demſelben Fleck uns ſahen, wurde ſchon etwas ſchwerer. Man bot jetzt dem einen, dann dem andern Hadſchi eine Priſe Tabak, dieſe guten Leute dagegen nöthigten den Geber des Schnupftabaks etwas von ihren Süßigkeiten: den getrockneten Zuzubenbeeren oder Aprikoſen anzunehmen, und ſolches durfte man nicht verſchmähen, ſo wie auch die Turken, ſelbſt ohne daß man ſie dazu einlud, wenn für uns etwa in der Kuche ein ihnen neues oder ſonſt anſtändiges Gericht bereitet wurde, mit ihren Fingern in die Schuſſel langten und koſteten. Man gieng wieder hinab in die Kajüte und las, aber leider nicht auf ſolche Weiſe, daß das Leſen dem Herzen Ruhe und Stärkung gebracht hätte, denn der Unmuth des verzagten Herzens ſchaute mit in das Buch hinein; die Ungeduld wendete das Blatt um. Abermals traten wir in einer ſpäteren Nachmittagsſtunde hinauf aufs Verdeck und ſahen da noch immer die gleichen ſtillſtehenden Windmühlen von Rhodus; Vögel vom Lande wie vom Meere her vorbeiziehend vor unſerm Schiffe, giengen und kamen; ein Wind aber, der auch uns von der Stelle bewegt hatte, wollte nicht kommen. Endlich, am Abend, beim Untergang der Sonne erhub ſich einer; die Windmühlen, die ſo lang und oft betrachteten, regten ihre Flügel, unſre Segel ſchwellten ſich auf, aber leider es war nicht der Wind, den wir zur Förderung unſrer Reiſe brauchten, ſondern der contrarie von allen, welcher uns in dieſem Augenblick hatte kommen können: der Wind aus Sudoſt, wel-

der alsbald unser Schifflein auf seine Schwingen nahm und es wieder dahin zurückführte von wo es gestern hergekommen war.

Ich schäme mich, es zu gestehen; aber es gehört mit zu den Zügen der innern Geschichte dieser Reise, darum sey es bekannt: mein ganzer Muth war mir jetzt durch diesen so wenig bedeutenden Verfall wie gebrochen und gelähmt; ich hatte gleich jenem Manne, dem ein Wurm seine Kurbisstaude stach, unter deren Ranken und Blattern er Schatten fand, so daß sie am Hauch des Südwindes verwelkte, vor Verzagtheit und Unmuth sterben mögen. Ich war mit der Hausfrau hinabgegangen in die Kajute, der Kleinmuth äußerte bei uns gegenseitig seine so leicht ansteckende Gewalt; es war mir an diesem Abend, als wurde die Frage „wohin willst du?" von welcher ich am Eingang dieses Werkes geschrieben, in ganz andrer Weise als vormals an mich gerichtet: in jener, in welcher man einen Entlehenen fragt, der entwichen ist aus dem Hause, dahin er gehörte, zu dem „Brunnen in der Wüste am Wege zu Sur" *). Zweifel, ob dieser Weg wohl recht sey, ob man nicht wieder umkehren solle, stiegen wie dunkre Wolken über die erschrockene Seele auf; die Arme, sie hatte vergessen, daß sie, ihrer Natur nach, dazu gemacht ist, auf einem Felsen zu stehen, der überall ihr nahe ist, und hatte sich in ein wogendes Meer geworfen, in welchem des unstäten Bewegens weder Anfang noch Ende ist. Sehr wohlthätig war uns an diesem Abend, welcher unter dem Panier der Zweifel dahin fahren wollte, die Nähe unsrer sich gleich und ruhig

*) Genes. XVI. 7.

bleibenden Freundin Elisabeth, die uns daran erinnerte, daß es ja wohl im Leben nichts Neues und Ungewöhnliches sey, daß am Abend das Weinen währe, am Morgen aber die Freude komme, und daß bei einer solchen Pilgerreise nach der Stätte des Aufganges mit dem äußern Fortbewegen durch den Raum der Meere und Länder auch ein inneres Fortbewegen gut und nützlich sey, durch die Bahn der Selbstverläugnung und der Geduld.

Rückwärts gieng die Fahrt recht schnell; wir kamen in einer Stunde so weit von Rhodos hinweg, daß wir nur noch die Umrisse der Gebirge im Licht der Dämmrung unterschieden. Der Wind wurde während der Nacht stärker, wir hörten in unsren Halbschlummer hinein das Rauschen und Anschlagen der Wellen und die Stimmen der arbeitenden Schiffer beim Hin- und Wiederwenden, Aufziehen und Niederlassen der einzelnen Segel, so wie die Commandoworte des Capitäns, welche auf ein nahes Einlaufen in einen Hafen hindeuteten. In den Frühstunden wurde das Meer stille, das Schiff schien wie in einer stillen Bucht zu ruhen oder kaum merklich sich zu bewegen, auch der Leib fieng an in die stille Bucht eines erquickenden Schlafes einzulaufen.

Da wir am Morgen, Montags den 11ten November, auf das Verdeck traten, beleuchtete uns die aufgehende Sonne eine Felsengegend, deren erhabene Wildheit ein Gefühl des Schreckens und der Ehrfurcht zugleich weckte. Man erzählt von einem berühmten Reisenden, daß er in der Audienz, die er bei dem geistig größesten Monarchen seiner Zeit hatte, sich mit etwas ungeschickter, naiver Dreistigkeit benommen habe. Der Monarch fragte ihn lächelnd: er habe wohl schon die Bekanntschaft mehrerer Menge gemacht? „O ja", erwiederte der Rei-

sende, „ich habe die Ehre gehabt, schon fünf wilde und zwei zahme (europäische) Könige kennen zu lernen und Eure Majestät sind von diesen der dritte.“ Zu jenen wilden Hoheiten und Herrlichkeiten, auf deren Bekanntschaft sich der Naturfreund eben so viel zu gute thun kann, als unser Reisender auf die Bekanntschaft seiner fünf wilden Könige, gehört auch die Gegend von Tenni, in deren enger Bucht wir uns jetzt befanden. Die Felsenmassen dieser Insel gleichen nach ihrem Maasse und in ihrem Geschlecht den hohen Mimosenbäumen der Wüste, die sich neben den Ehrfurcht gebietenden Denkmalen des alten Aegyptens erheben, und von deren Rinde der genügsame Araber sein ächtes Gummi sammlet; wie diese in ihrer Art prachtvollen Bäume mit Stacheln, so ist hier das schroffe, wilde Kalkgebirge mit unzähligen Zacken und vorragenden Felsenspitzen bedeckt; das wenige Grüne, das man in den einzelnen Vertiefungen gewahr wird, scheinet kaum zur Ernährung etlicher Ziegen hinzureichen, und dennoch finden da ganze Gemeinden eines kühnen Küstenvolkes hinlängliche Mittel des Unterhaltes und des Erwerbes.

Wir fuhren langsam in den engen Meeresarm hinein: in dem kleinen, vom Kesselrand der hohen Felsen umgurteten Hafen von Tembecki warfen wir Anker. Hier erfuhren wir, daß uns nur nach dreitägiger Quarantäne das Anlanden und der unmittelbare Verkehr mit den Eingebornen könne verstattet werden, weil das Schiff mit türkischen Reisenden gefüllt sey, die aus verpesteten oder doch der Pest verdächtigen Gegenden kamen. Unser Capitän wollte wenigstens für uns Kranken (denn die hiesige, noch in ihrer Kindheit begriffene Quarantäne war gar leicht zur kindischen Kaprizigkeit zu bewegen) eine

kleine Vergünſtigung erlangen; er fuhr mit mir und meinen beiden jungen Aerzten in einem Boot hinüber nach dem Landungsplatze. Einer der Vorſtände der neuen Quarantäneanſtalt, ein Grieche, mit noch mehrern andern anſehnlichen Bürgern der Stadt trat zu uns an den Rand des Hafendammes, der Capitän ſprach gar Manches zu unſern Gunſten, und nach kurzem Hin- und Herreden wurde uns Franken, weil wir unſrer ſo wenige ſeyen, erlaubt, bei dem Felſenufer diesſeits der Stadt, ans Land zu ſteigen, doch dürften wir nicht in die Stadt ſelber kommen und ſollten uns jeder Annäherung an ihre Bewohner enthalten. Für dieſe Vergünſtigung waren wir ſehr dankbar, und beſchloſſen ſie ſogleich zur Beſchauung des merkwürdigen Felſeneilandes zu benutzen.

Zuerſt geben wir einige Züge aus der Geſchichte der Bewohner dieſer Inſel, welche von jetzt an drei Tage lang uns Sicherheit und Ausruhen in ihrem Hafen gewährte. Den Namen Symi, ſo erzählt uns das Alterthum, erhielt dieſes felſige Eiland von der entführten Gemahlin eines Fürſten jener Anſiedler, welche ſchon vor den Zeiten des trojaniſchen Krieges hier ihren Sitz aufſchlugen. Später maßten ſich die Karier die Herrſchaft der Inſel an, die jedoch freiwillig den Beſitz des Felſenneſtes aufgaben, in welchem dann gelegentlich Archiver, Lacedämonier und zuletzt Rhodier ihre Bleibſtätte aufſchlugen. Während der Herrſchaft des Johanniterordens auf Rhodus gehörte Symi zu jenen acht Inſeln, welche im Beſitz des Ordens waren *). Noch jetzt erinnert das

*) Leros, Kos, Kalymna, Nisyros, Telos, Chalke, Limena, Symi.

alte, hoch auf dem Berg begründete Schloß, so wie das ansehnliche, auf einer andern Seite der Insel gelegne griechische Kloster an jene Ritterzeit, welche durch Suleimans des Großen Eroberung von Rhodos im Jahr 1522 endigte. Damals hatten, bei der Belagerung der Stadt, die Griechinnen von Symi, als geschickte Taucherinnen, dem Ottomanischen Herrscher so gute Dienste geleistet, daß er ihnen das Vorrecht ertheilte, einen weißen (turkischen) Kopfbund zu tragen; ein Vorrecht, von welchem die Nachkommninnen bis auf unsre Tage Gebrauch machen, wenn sie in Rhodos bei den dortigen Türken ihrem Geschäft als Wäscherinnen oder andern Taglohngeschäften nachgehen, um sich den sonst spärlich zugemessenen Unterhalt zu erwerben.

Noch jetzt ist Symi vorherrschend und fast ausschließend von griechischen Christen bewohnt; noch jetzt zeichnen sich, wenigstens die hübschen Männer, durch dieselbe Geschicklichkeit aus, welche Suleiman der Große an den damaligen Frauen anerkannte und belohnte; in Symi wie in dem benachbarten Kypros leben die berühmtesten Schwammfischer und Taucher des Mittelmeeres. Da, unter Hamiltons Leitung, die Engländer jene reiche Beute an Kunstschätzen, welche nun eine Zierde ihrer Museen sind, aus Athen hinwegführten und eines der Schiffe, das mit diesen Kostbarkeiten beladen war, außer ihnen aber auch wichtige Papiere enthielt, in der Bay von Cerigo unterging, ließ man einige von jenen Tauchern kommen, welche in die Tiefe von sechszig Fuß bis zu dem untergesunkenen Schiffe hinabtauchten, eiserne Stangen durch die mit Marmorwerken erfüllten Ritzen stießen und

so das Heraufziehen derselben möglich machten *). Den Haupterwerb dieser Inselbewohner, die an Kühnheit und Geschicklichkeit des Untertauchens mit den Seevögeln wetteifern, lernten wir auf jeder unsrer Wanderungen kennen, die uns etwa in die Nähe eines ausser der Stadt gelegnen Hauses führte; denn auf dem breiten Steinpflaster vor den Hausthüren lag die Menge der erst neulich aus der Tiefe heraufgebrachten Badeschwämme zum Trocknen aufgehäuft. Schon van Egmont und Heyman erwähnen einer Sitte der Taucher zu Symy, die noch jetzt herrschen soll, und welche an Schillers Ballade vom Taucher erinnert. Wenn ein bemittelter Vater für seine Tochter einen Mann wählen will, kündigt er den Tag der Wahl den unverheuratheten Burschen an, welche sich dann bei der Meeresbucht versammlen und vor den Augen der künftigen Braut so wie ihres Vaters ins Meer hinabtauchen. Der, welcher am tiefsten hinabzutauchen und am längsten im Wasser zu verweilen im Stande ist, empfängt die Hand des Mädchens **).

Das Ufer, an welchem wir mit unsrem Boote anfuhren, war nur etliche hundert Schritte vom Schiffe abgelegen; einige Fischerhäuser stunden ganz in der Nähe des Landungsplatzes. Das Hinansteigen auf die Anhöhe, überhaupt aber das Herumwandern an diesen Felsenufern war keine leichte und angenehme Sache. Ich habe selten so viele, so eng-zusammengedrängte Gräten und Zacken und Spitzen der Felsenmassen gesehen als gerade an je-

*) Clarke travels II. 1. p 230.

**) s. Egmont and Heyman travels I. p. 266. bei Clarke a. a. O.

nem Theile der Bucht, bei welchem wir ausstiegen. Wenn man über eine der Gräten oder größern Felsenspitzen hinübergestiegen war, da hemmte, schon in einer Entfernung von einigen Fuß eine andre das Weitergehen, oder es erschwerten die kleineren Zacken das Fortkommen. Bei all der Regellosigkeit und anscheinenden Verworrenheit, in welcher diese, nicht aus herumgestreuten Felsenblöcken, sondern aus festanstehenden Massen bestehenden Syrten emporstarrten, blickte dennoch wie eine Art von Bildungsgesetz aus dem Dunkel hervor; der Gesammtumriß glich jenem der Maandrinen unter den Steincorallen, deren Vertiefungen und Erhöhungen bogig sich um die thierisch belebte Wallermasse der Polypen herumwinden.

Wir nahmen uns heute noch keine Zeit, diese Gesteine genauer zu betrachten, sondern mehr als sie zog uns der Anblick der lebenden Natur an. Es war jetzt gerade die Zeit der Safranernte; jeder Fußbreit Landes zwischen den Felsen, ja jede Handbreite des Erdreichs, die sich in den kleinen Hohlungen und Blasenräumen angelegt hatte, ist von den fleißigen Bewohnern der Bucht zum Anpflanzen jenes nutzbaren Gewächses benutzt worden; die meist goldfarbigen, zum Theil stark ins Rothliche spielenden Blüthen gewahrten im Großen einen ähnlichen Anblick als eine in Felsenstein gehauene, mit Gold ausgelegte Schrift. Wir kamen jetzt zu schmalen Fußsteigen, die, etwas bequemer zum Gehen, bald auf-, bald niederwärts gebogen an dem steilen Abhang hinliefen. Aus den Felsenritzen ragte die große, feste Knolle des veränderlichen Cyclamen (Cyclamen persicum) hervor, zum Theil mit duftenden röthlichweißen Blüthen geziert; weiterhin nach einer Schlucht, durch welche in der Regenzeit ein Gießbach herabstürzt, fanden wir die buntfarbige Herbstzeitlose (Colchicum va-

riegatum) und die ſchon öfter erwähnte goldfarbige Sternbergia, ſo wie im Schatten des Geſteines die Calocaſien-Aronwurzel. Die Zwiebeln und verdorrten Stengel der Rhodi-Lilien, Scillen und Hyazinthen ließen uns ahnden, wie reich und ſchön die Vegetation dieſer Felſeninſel im Frühling ſeyn müſſe. Unten am Meere zeigte ſich eine große Mannichfaltigkeit der Seeſchwämme, wiewohl keiner von denen, welche an der Küſte ſich fanden, noch feſt ſaß oder mit der friſchen Gallert erfüllt war, ſondern nur abgeriſſene, von den Fluthen ausgeworfene Stücke in unſre Hände fielen. Deſto friſcher waren die Tangarten, die an den Klippen im Meere wuchſen, vor allen zog der Pfauentang, durch ſeine ſchöne Form und Färbung die Blicke auf ſich. Wir ſtiegen neben dem Gießbachbette der Schlucht hinanwärts; oben auf der Höhe zeigten ſich Oelbäume und einzelne Gärten, deren ſpärliche Anpflanzungen von Weinreben und Obſtbäumen durch mauernartige Anhäufungen von Steinen und noch mehr durch die ſcharfſtachlichen Hecken der Opuntienfeigen (Cactus Opuntia) vor dem Eindringen der Ziegen nothdürftig geſchützt werden. Zwiſchen den Felſenklippen neben und über uns zeigten ſich hie und da die Bewohnerinnen der Inſel mit dem Einſammlen des Safrans und andern Feldarbeiten beſchäftigt, deren Ertrag hier keineswegs im Verhältniß zu der angewendeten Mühe ſteht. Von der Anhöhe herab konnten wir etwas weiter in die Bucht hinabſchauen und ſahen da, wie hoch ſchon dort die weiß beſchäumten Wellen giengen und mit welcher Anſtrengung ein Schifferboot, das einer andern Stelle der Küſte zuſteuerte, mit der Bewegung des Waſſers und der Luft kämpfen mußte, während unſer Schifflein ſo ruhig und geſichert lag.

Da wir von unſrer Wanderung ziemlich ermüdet und

hungrig zum Schiff zurückkehrten, fanden wir die bisherige gesellige Stimmung der Reisegefährten gegen uns sehr verändert. Die Türken so wie die Griechin mit ihren Kindern hatten auch gleich uns ans Land steigen wollen, die Quarantainehüter jedoch es ihnen nicht erlaubt. Da war unter ihnen, und zwar mit einigem Recht, ein unmuthiges Murren entstanden: warum denn gerade uns nur, den Fremden, das Aussteigen zugelassen, ihnen aber, den Unterthanen des Landes, hier auf einer türkischen Insel verwehrt sey. Allerdings hätte sich darauf erwiedern lassen, daß ein Mann aus der Quarantaine, der von dem Städtlein her über den Felsenweg bis zu unserm Landungsplatz gegangen war, unsre Bewegungen zu bewachen schien und die Bewohner der benachbarten Fischerhütten, die sich uns, Schwämme und Safran zum Verkauf anbietend, nähern wollten, vor dieser Annäherung warnte, eine Vorsichtsmaßregel, die nur bei so wenigen Personen, als wir waren, wirksam seyn konnte, nicht aber dann, wenn mehr als hundert solche Leute ans Land gestiegen wären, welche nicht gewohnt sind, von den Griechen sich etwas sagen zu lassen. Alle solche Entschuldigungsgründe fanden aber bei unsern Türken keinen Eingang; den Meisten von ihnen war ohnehin eine Quarantäne im türkischen Reiche noch etwas ganz Neues und Unerhörtes, mit den Grundsätzen des Islams im Widerspruch Stehendes. Am deutlichsten zeigte sich die neidische Erbitterung bei dem Iman, dem ältesten Sohne des Fabrikanten aus Magnesia, so wie bei jenem Trupp der Türken, der das Vordertheil des Schiffes einnahm, wohin wir nur selten kamen. Bald jedoch gab sich bei den Meisten diese Verstimmung. Die Nachbaren an der Kajütentreppe nahmen wieder freundlich lachelnd die dargebotenen Prisen des

Schnupftabaks; der lange Türke, der mit seiner verschleierten Frau und seinem Töchterlein die größere Bretterhütte am Hintertheil des Schiffes bewohnte, langte wieder wie sonst mit seinen Fingern in unsre Schüssel mit Nudeln, als diese von der Küche aus an ihm vorübergetragen wurde; der gute Hassan aus Smyrna, der sich am wenigsten hatte von der Sache afficiren lassen, kam wieder mit dem Capitän hinab in unsre Kajüte und unterhielt uns mit der Beschreibung seiner häuslichen Einrichtung; der Capitän erzählte von seinen Kämpfen und Gefahren im Befreiungskriege von Griechenland. Freilich war es keine leichte Sache, das gebrochne Italienisch dieser guten Leute zu verstehen. Hassan zwar, der als Kaufmann öftere Uebung hatte, konnte noch ziemlich deutlich es uns begreiflich machen, wie sehr er über die vielerlei Geschicklichkeiten der fränkischen Frauen verwundert sey, da die seinige den ganzen Tag kein andres Geschäft übe als essen und trinken und den Besuch des Bades der Weiber; wenn aber der Capitän jene Lieblingsgeschichte seines Feldzuges erzählte, wo er einen von den Türken hart verwundeten Franken, der neben ihm kämpfte, auf seinem Rücken von dem Orte der Gefahr hinwegtrug, da konnte man nicht daraus klug werden, ob dieser Getragene lebendig oder todt gewesen sey, denn bald schien die Rede andeuten zu wollen, daß die Türken demselben den Kopf abgeschnitten hätten, bald aber berichtete sie wieder, daß der hart Verwundete gesprochen habe.

Schon gegen Abend, noch mehr aber bei Nacht erhub sich ein heftiger Sturm, dessen Sausen so wie das ferne Rauschen des von ihm bewegten Meeres man hinein hörte in unsre stille Bucht. Einige kleine Schiffe, die dem Ungewitter entflohen waren, legten sich neben dem

unsrigen

unſrigen vor Anker; ein mächtiger Regen ergoß ſich in Strömen auf das Verdeck; die armen Türken, die im untern Schiffsraume kein Unterkommen fanden und ſelbſt die Griechin mit ihren Kindern, in der leichten Bretterhütte, wurden ſehr durchnäßt, während man den Eingang zu unſrer Kajüte mit einer dicken Decke verwahrt und auch das Fenſter mit Brettern bedeckt hatte, ſo daß es uns mehrere Male in der Nacht war als ſollten wir erſticken. Auch am Morgen den 15ten November regnete es noch etwas, doch erlangten wir wenigſtens eine baldige Befreiung von den Decken und Brettern, ſo daß ein nothdürftig erhellender Schein des Tages uns erlaubte auf der über die Kniee gelegten Mappe einen Brief und die Fortſetzung unſrer Tagebücher zu ſchreiben. Wie dankbar lernte man bei ſolcher Witterung jene große Wohlthat erkennen, welche uns durch das bisher ſo beſtändig anhaltende gute Wetter widerfahren war, das uns doch täglich erlaubt hatte, aufs Verdeck zu gehen und hier die längſte Zeit zu verweilen. Denn in unſrer Kajüte vermochten die Meiſten von uns nur dann aufrecht zu ſtehen, wenn ſie unter das Fenſter der Decke traten; an allen übrigen Punkten mußte man ſitzen oder gebückt ſtehen.

Heute konnten wir doch auch an jenem Handelsverkehr mit den Inſulanern Theil nehmen, welchen geſtern, während unſrer Abweſenheit, die Türken allein genoſſen hatten. Man brachte vortrefflichen Honig, Feigen und etwas Wein zum Verkauf, welcher, wie man uns ſagte, der einzige noch übrige Vorrath im Hauſe des Weinverkaufers ſey; denn man pflegt hier den wenigen, ſelbſt gebauten Wein großentheils als Moſt zu trinken und den Schwammfiſchern und Schiffern ſagt der Raki (Trau-

beubrantwein) beſſer zu denn der ſchwächer wirkende Wein. Auch etwas friſches Lammfleiſch hatten wir erhalten, das jedoch, da man es an den Maſtbaum gehangen, irgend einen andern Liebhaber und früheren Eſſer unter der Schiffsgeſellſchaft gefunden hatte, als uns.

Mittwochs den 16ten November war zwar der Himmel wieder vollkommen heiter, aber es wehte der Wind noch aus Südweſt, welcher, ſo warm er auch erſchien, dennoch, wie ein falſcher Freund uns ungünſtig und entgegen war. So ließen wir uns denn abermals bei demſelben nachbarlichen Punkte, wo wir neulich es gethan, ans Land ſetzen, ſtiegen über die ſcharfen Gräten der Felſen hinüber und giengen dann in der Schlucht am Gießbachbette hinan, wendeten uns jedoch weiterhin links an die Anhöhe, welche der Stadt unmittelbar gegenüber liegt. Wir ſchauten von da hinunter auf die kleine Schiffswerfte des Städtleins und folgten wenigſtens mit unſern Blicken den Schaaren der Beſchäftigten oder der Käufer und Verkäufer, welche von dem untern Theil der Stadt den ſteilen Berg hinanſtiegen auf den oberen, oder von da hinab zum Meere. Unten im Thale, das nicht fern von der Schiffswerfte an der Meeresbucht endet, ſahen wir manchen grünenden Baum und Strauch, wie es uns ſchien, ſelbſt einige Palmen; aber ſo wenig auch die Fernanſicht uns genügte, hinabzuſteigen zur Stadt, und in das grünende Thal erlaubte die Quarantäne uns nicht. So nahmen wir denn wenigſtens ein Bild des ſeltſamen Felſenneſtes mit uns und zwar in doppelten Exemplaren: das eine, welches ſich der Seele einprägte, das andre von der treuen Hand unſers guten Bernay aufs Papier gezeichnet. Du alte, verfallene Ritterburg auf dem Berge, haſt zur Zeit der Herrſchaft der Johanniter wohl manchen guten Deutſchen, tapfer wie

Rudolph von Walenberg und Christoph von Waldner es waren *), in denen Mauern gewiegt und gewartet, wir durften nur, wie vorüberziehende Wanderfalken aus der Ferne dich beschauen.

Unten in der Bucht gab es heute noch Vieles zu besehen und zu bedenken. Lebende Versteinerungen fielen in unsre Hände, Bruchstücke aber von ziemlich großen Porzellanschnecken so wie die Schließdeckel der Mondschnecken ließen uns nur errathen, daß selbige Thiere hier leben, finden konnten wir in dieser Jahreszeit keine; wir mußten uns mit den Gehäusen der Landschnecken und mit den Tangarten begnügen **). Bedeutungsvoller jedoch und Nachdenken erweckender als die hiesige Thier- und Pflanzenwelt erschien uns jenes in Syra aufgeschlagene Buch der Zeiten und Werke, dessen Blätter und Buchstaben die Felsen und ihre Gestaltungen sind. Tief unten am Ufer nach der äußeren Seite der engen Bucht bei unserm Landungsplatz hin zeigten sich wieder, wie auf Aegina, die Felsenmassen des Thonschiefers mit ihren Schwefelkiesen und Braneisensteinen, der Kalk aber, auf ihnen gelagert, ward uns je länger je mehr ein Gegenstand des neuen Bedenkens und der neuen Beachtung. Das was die Schwämme im benachbarten Meere, noch jetzt fortlebend und fortgedeihend, oder noch mehr das was die Maan-

*) Jener war unter den Vertheidigern der Stadt bei der Belagerung durch Mohammed II., dieser bei der durch Suleiman.

**) Eine noch unbestimmte, schöne Carocolla. Helix melastoma, naticoides. Von Käfern ein Helops und der in diesen Ländern gemeine Trox paniculatus. Unter den Tangarten am häufigsten die Ulva pavonia.

drinen unter den Steinkorallen der wärmeren Meere im Kleinen sind, das ist diese zackige Felsart von Symi im Großen. Da ist kein einziges Stück, welches nicht von mäandrinischen Furchen durchzogen wäre, an deren großen und tiefen die schmäleren und kleinern rippenartig sich anschließen; kein Stück, in welchem nicht die Anlage oder der Durchgang der rundlichen Poren und schwammartigen Zellen sich zeigte. Auf diese Weise konnten weder das Feuer noch eine andre Kraft der unorganischen Natur die Steinmasse gestalten, viel eher erinnert eine solche Form an ein Walten organischer Kräfte. Zwar, der Muschelversteinerungen, die wir hier fanden, waren nur wenige *), aber sollte nicht bei dem Entstehen dieser mäandrinischen Felsengebilde eben so wie bei dem Entstehen der Seeschwämme und mancher Steinkorallen ein organisches oder organisirbares Element mitgewirkt haben, gleich der noch immer räthselhaften Gallert, welche in den Poren und auf der Oberfläche der Seeschwämme lebt und aus deren im Polypenkörper ausgehenden Masse das Kalkgerippe der Lithophyten sich ausscheidet? Ehrenbergs sinnvolle Entdeckungen der Myriaden von Infusionsthierüberresten, welche einen nicht unbedeutenden Theil unsrer Erdrinde bilden, bezeugen nur dasselbe, was nach seinem Maaße jeder Frühling, was jeder Moment der neuen Erzeugungen uns lehret, wenn vor dem Ansetzen der bleibenden Früchte unzählbare, bald wieder verschwindende Blüthen, wenn Millionen der Keime, wenn eine Ueberfülle des Elementes, das als Träger der erzeugenden Kraft auftritt, wie ein anschwellender Strom über seine Däm-

*) Unter andern eine Art von Neritine.

me hervorbricht und nur zum geringſten Theil zur Befruchtung des Landes dient, zum meiſten aber, ſcheinbar nutzlos ins Meer verrinnet. Es iſt dieß nur eines jener vielen Ereigniſſe, aus denen hervorgeht, wie unermeßbar viel höher, mächtiger und größer der Schöpfer ſey als das Geſchöpf, das Leben als der Tod. Denn überall, wo Jenes dieſem ſich nahet, da zeigt es ſich in ſeiner Alles durchdringenden, lebendig geſtaltenden und bewegenden Kraft; wenn aber der Blitz, der wie ein Feuermeer herabfuhr und über Wald und Feld, über Berg und Thal ſich ergoß, vorüber iſt, dann brennt nur hie und da, in ſchwächerem Lichte ein einzelner, entzündeter Baum oder es raucht der Boden, den der Strahl getroffen; doch zündet auch der zurückgelaſſene Funke weiter und wird in der fortlebenden Natur wie in der Hütte des Landmannes zu einem beſtändigeren Quell des Lichtes und des Feuers.

Am Nachmittag kehrten wir aufs Schiff und in den engen Raum unſrer Kajüte zurück. Die Türken, namentlich der Iman, hatten abermals an dem Capitan ihren Unmuth ausgelaſſen, darüber, daß ihnen verwehrt ſey, ans Land zu gehen. Morgen, ſo erwiederte ihnen der Capitan, ſey die dreitägige Quarantäne, welche ja er nicht anzuordnen habe, zu Ende, dann könnten ſie Alle in der Stadt und wo ſie ſonſt mochten, ſich ergehen; ſie aber mochten hiervon nichts wiſſen, ſondern drangen darauf, daß noch heute die Anker gelichtet würden und der (türkiſche) Unterkapitan ſchien auf ihrer Seite, obgleich unſer griechiſches Schiffsvolk allgemein verſicherte, das Auslaufen werde uns, bei noch immer widrigem Winde, nicht viel weiter fördern. Auch unſer Verlangen, endlich einmal einen Schritt weiter zu kommen, war im ge-

heimen Einverständniß mit den Turken und als beim lieblich tönenden Abendgelaute der christlichen Betglöcklein aus den Kirchen der Stadt die Anstalten zur Fortreise gemacht, die Schiffstaue, die uns mit der Felsenkuste verbanden, gelöst wurden, da regten sich in uns die Schwingen der Hoffnung und fröhlichen Zuversicht auf ein endliches gutes Gelingen der Fahrt.

Es war Abend um 9 als der Anker aufgezogen wurde und das Schifflein, durch einen schwachen Landwind begünstigt, seine Weiterfahrt antrat. Da wir am 17ten November des Morgens aufs Verdeck traten, sahen wir uns noch immer in der Nähe von Symi, und, bald von Windstille bald von ungünstigem Winde gehemmt, kreuzten wir fast diesen ganzen Tag vor der bergigen Landspitze von Loryma, auf der uns die höher steigende Sonne die Stätte der alten Felsenburg Phönyx beleuchtete, dann die nahe am Lande liegende Insel Nelause, während die Gebirge von Rhodos noch immer nur in blauer Ferne sich zeigten. Am Abend erhub sich wieder, vom Südwind erregt, das Getümmel und Brausen der Wasserwogen und vereitelte die Hoffnung des Kapitans, mittelst der hier meist von Nord nach Süd gehenden Meeresströmung etwas vorzurücken. Der Ungestüm des Meeres und das Schwanken des Schiffes hatte sich in der Nacht so verstärkt, daß der Tollrausch der Seekrankheit wie ein Gewapneter mich ergriff und aufs Lager warf. Die Betäubung der Sinnen wurde jedoch gegen Mitternacht durch ein wildes Geschrei im angränzenden untern Schiffsraum und durch ein starkes Laufen und Rennen auf dem Verdeck verscheucht. Unsre Turken hatten sich den gefährlichen Unfug des Hinabnehmens ihrer Leichen in den Schiffsraum nicht verwehren lassen, bei Nacht war ein

dieſer kleinen Handkuben, in der noch Kohlen glühten, umgefallen und hatte in ſeiner Nähe gezündet; der Rauch und Dampf der brennenden Binſenmatten und Teppiche drang in unſre Kajüte hinein; das eng zuſammengedrängte Volk ſuchte eilig, ohne ans Löſchen zu denken, die freie Luft des Verdeckes. Die Entſchloſſenheit wie Geſchicklichkeit unſres Kapitäns und ſeiner griechiſchen Matroſen dämpfte indeß das nicht ſehr bedeutende Feuer bald. Doch ſahen wir bei dieſer Gelegenheit was unſer Schickſal wurde geweſen ſeyn, wenn auf dieſer Fahrt ein ernſtlicheres Unglück dieſer Art ſich ereignet hätte. Die Turken, an Ueberzahl und Macht der Waffen uns weit überlegen, an ihrer Spitze der lautſchreiende Mehr und der Iman, hatten gleich bei dem erſten Entſtehen des Feuerlärmes Hand an das große, im Schiffe hangende Boot gelegt und wollten dieſes ins Waſſer laſſen, um ſich und ihre koſtbareren Sachen darauf zu retten. In ſolchem Falle wurde weder uns noch dem griechiſchen Schiffsvolk das Hineinlangen in den ohnehin zum Sinken angefüllten Kahn möglich und verſtattet geweſen ſeyn.

Freitags den 18ten November hielt das ſtürmiſche Wetter von außen, im Innern die Seekrankheit noch fortwährend an. Wenn man auch mühſam ſich aufraffte vom Lager und das Verdeck erreichte, ſo war das, was da in die Sinnen fiel von ſolcher Art und Weiſe, daß man gern bald wieder in das Halbdunkel der Cajüte ſich zurückzog. Denn ſo reizend und lieblich auch der Fernanblick der Felſenbucht von Telmeſſus *), das

*) Sinus Glaucus der Alten.

vormals durch sein Zeichendeuter so berühmt war, unter andern Umständen und zu andern Zeiten gewesen wäre, so unlieblich war dagegen der Naheblick auf unsre türkischen Hadschi's, welche fast sämmtlich von der Seekrankheit dahingestreckt lagen oder saßen, und ihr Kranksein auf eine nur zu stark sich äußernde Weise kund gaben. Auch das Hinabgehen in die Kajute machte übrigens des Eckels kein Ende, denn die dünne, spaltenreiche Bretterwand hinderte weder das Ohr noch die andern Sinnen es wahrzunehmen, daß hier neben uns, im untern Schiffsraum, viele Kranke dieser Art seyen. Die guten Leute feierten heute ihren Freitag ohne Gesang und Klang, doch schienen sie wenigstens bei der Bedienung ihrer kleinen Küchen des Festtages zu gedenken, denn so elend sie waren, hörten sie doch nicht auf ihren gezwiebelten Pilau zu bereiten und in jeder Pause der Krankheit den Magen von neuem zu beladen, obgleich jeder Versuch solcher Art der Krankheit nur neuen Stoff gab sich zu äußern. In dieser Weise lebten und schwebten wir auch am Sonnabend den 19ten November auf dem bewegten Meere, doch hatten wir uns heute, vom Sturm zurückgeworfen, Rhodus wieder mehr genähert. Unsre Freundin, die so gern Nachrichten von tröstlicher Art vernahm und der beängsteten Hausfrau mittheilte, hatte uns schon am Tage erzählt, was der Steuermann als Geheimniß mittheilte, daß der Kapitän, wenn der Wind nicht heute noch günstig werde, in den Hafen von Rhodus einzulaufen gedenke; als in der Nacht der Sturm noch drohender wurde, kam endlich dieser gute Vorsatz zur Reife: gegen 10 Uhr näherten wir uns dem äußern Hafen der Insel, eine Stunde vor Mitternacht warfen wir in ihm Anker. So endigte die zweite Woche unsrer Fahrt glücklich, in

ſichern Hafen, den wir ſeit acht Tagen ſo ſehnlich erſtrebt und nicht erlangt hatten; der Schlaf, ſeit mehreren Nächten zum erſten Male wieder ſorglos und ruhig, nahm uns auf ſeinen Mutterſchooß und ließ uns erſt ſpät am andern Morgen erwachen.

Rhodus.

Der Bergmann, der etliche Tage lang, Schlegel und Eiſen ungebraucht in der Hand haltend, denn die Grubenlampe war ihm erloſchen, unten in ſeiner Förderſtrecke gefangen ſaß, weil er, als er nach vollendeter Tagſchicht ausfahren und heimkehren wollte zu den Seinen, den Ausgang durch eine niedergegangene Geſteinwand geſperrt fand, kann wohl kaum das Tageslicht und die grünenden Höhen mit innigerem Wohlbehagen begrüßen, als ich den ſchönen Sonntagmorgen und die mitten im Grün der Garten und fruchtbaren Höhen gelegene Stadt Rhodus, da ich am 20ten November des Vormittags aus der Kajüte hinaustrat auf das von der wärmenden Sonne beſtrahlte Verdeck. Ich kann es nicht läugnen, auch mir war während der zwei Tage lang ununterbrochen anhaltenden Seekrankheit das Grubenlämplein der inneren Freudigkeit zur Fortſetzung der Reiſe faſt erloſchen; ich hatte in dem Zuſtand jenes beſtändigen Uebelſeyns, welcher die Natur des Menſchen überaus kleinmüthig ſtimmt, oft gedacht, ob es nicht beſſer und rathſamer ſeyn möchte, die Weiterreiſe über das große, breite Meer, das uns noch zwiſchen Rhodus und Aegypten lag, aufzugeben, und mit dem ſo beſtändig anhaltenden ungünſtigen Winde, der gerade für ſolche Abſicht ein günſtiger geweſen wäre, umzukehren zur Heimath. Noch öfter war mir aber, wenn ich ſo feſtgebannt auf der Pritſche lag, und, ohne ſchwind-

lich zu werden, nicht einmal den Kopf erheben konnte, die Sehnsucht angekommen, nur einmal fünf Minuten lang hinaustreten zu können ins Freie, damit ich statt der seekranken Türkenluft, die da unten herrschte, frische Luft athmen möchte, und nun ward mir die Erfüllung dieses Sehnens nicht bloß auf fünf Minuten oder auf fünf Stunden, sondern auf fast fünf Tage gewährt. Zwar, da ich jetzt hinaustrat aufs Verdeck, konnte ich nicht, ohne am Geländer der Kajütentreppe mich zu halten, aufrecht stehen; denn das Meer gieng auch hier in dem wenig geschützten Hafen sehr hoch, das Schiff tanzte noch stark; ich aber, der ich niemals das Tanzen geübt, war heute um so weniger zum Mittanzen geschickt, da ich seit zwei Tagen nichts gegessen hatte und auch jetzt noch keine Lust zum Essen empfand. Aber nur um so stärker, um so überwältigender war der reizende Eindruck, den die strahlende Schönheit von Rhodus, wie das Licht auf die lange im Dunkel gewesnen Augen, auf die nüchternen Sinnen machte.

Wie hätte mir nicht gleich bei den ersten Worten, die ich vorhin über das Gefühl sprach, womit ich Rhodus begrüßte, der Bergmann einfallen sollen; hier, beim Anblick dieser Insel, welche in ältester Zeit die Heimath der Telchinen, jener kunstreichen Meister in der Bearbeitung der Erze war; jener Meister im Gebrauche der Hände wie des Wortes, die dem Stein wie dem Erze nicht bloß göttliche Gestalt, sondern durch magische Sprüche eine übersinnliche Gewalt über die Seele des Beschauenden gaben? *). Zieht nicht da noch ein Hauch

*) Diodor. Sicul. V.

jener die Sinne bezaubernden Gewalt mit dem Morgenwinde zugleich über Berg und Thal und über die amphitheatralisch an den Felsen gelehnte Stadt, welche bald nachdem die Bewohner der Insel, gegen Ende des peloponnesischen Krieges, die Macht und den Reichthum ihrer drei älteren Städte Lindos, Jalysos und Kamiros zum Aufbau dieser gemeinsamen Hauptstadt vereinten, mit Recht den Beinamen der kolossalen und herrlichen empfieng, weil nicht bloß sie selber durch den Baumeister des Piraus und der langen Mauer von Athen, welcher ihre Anlage leitete, diese herrliche Gestalt empfieng, sondern weil mit den weltberühmten Colossen der Sonne und dem nicht viel kleineren des Zeus noch tausend andre Colossen sammt dreitausend Statuen ihre freien Plätze, Gassen und Tempel schmückten. Ist es doch als ob die magische Kraft, welche die Telchinen in das Werk ihrer Hände legten, und welche dieses mit einer abwehrenden Gewalt umgab, von einem bauenden Geschlecht aufs Andre sich fortgeerbt hätte. Denn als Artemisia, die Erbauerin eines andern Weltwunders: des Mausoleums in Halikarnaß, der Stadt Rhodus durch List sich bemächtiget und zur Schmach für die Besiegten ihr eignes Bildniß, in mishandelnder Stellung, neben die Statue der Rhodos stellen lassen *), wagten es, aus abergläubischer Scheu vor einem Werke der Kunst, die Bewohner von Rhodus nicht, dieses Denkmal ihrer Schmach zu vernichten, sondern sie umschlossen beide Bilder nur mit Mauern, in welche Keinem der Zugang gestattet war. Auch Demetrius, der Städtebezwinger, scheute der Erhaltung

*) Vitruv. II.

von Protogenes *) berühmtem Bilde eine mehr als kindliche Sorgfalt **), und Caſſius wagte es nicht das Viergeſpann der Sonne von Lyſippos, der alten Lieblingeinſel des Helios, zu rauben. Eben ſo haben ſelbſt die Osmaniſchen Eroberer dieſen Wohnſitz der Rhodiſchen Ritter, wie aus einer Scheu, ſelbſt vor der Höle des alten Löwen, faſt ganz in ſeinem alten Zuſtande gelaſſen und haben hierinnen ſchonender verfahren als der deutſche Rhodiſer Ritter Schlegelhold (m. v. S. 420.), welcher, ohne dies vielleicht zu bedenken, für den Uebermuth, den Artemiſia an ſeiner Ordensinſel geübt, dadurch eine ſpäte Rache nahm, daß er das weltberühmte Mauſoleum derſelben, hier ein Stück und dort ein andres in eine Burgveſte, Petreion genannt, verbaute. Ja, wer eines der ſchönſten Meiſterwerke der mittelalterlichen Befeſtigungskunde, wer eine ganze Stadt aus der kraftvollen, ritterlichen Zeit ſehen will, der darf nur Rhodus betrachten. Welchen mächtigen Eindruck aufs Auge machen noch jetzt dieſe alten Mauern mit ihren Zinnen und Thürmen, vor allem der feſte St. Niclasthurm, welcher rechts bei der Einfahrt in den Hafen ſtehet und der auf der andern Landzunge ihm gegenüberliegende Engelsthurm, ſo wie dort in der Ferne die alte Burgveſte St. Elmo mit ihren tiefen Gräben, Zugbrücken und Bollwerken. Doch es iſt Zeit, daß wir ausſteigen aus dem ſchaukelnden Schiffe in das freilich noch ſtärker tanzende Boot, durch dieſes aber

---

*) Nach Plinius XXXV. 10.

**) Lieber, ſo ſagte er, wolle er das Bild ſeines Vaters als das weltgeprieſene Meiſterwerk des Protogenes in Flammen aufgehen laſſen.

hinaus auf den festen Felsenboden und den kiesigen Strand der Insel.

Von Smyrna aus hatten wir Empfehlungen an den k. k. östreichischen Consul Herrn Giulianich, so wie an den kaiserlich russischen und americanischen, Herrn Wilkinsen. Da der Capitain erklärt hatte, daß er, sobald günstiger Wind komme, die Abfahrt beschleunigen wolle und wir deßhalb nicht wissen konnten, ob nicht schon am andern Morgen Rhodus wieder fern von uns liegen werde, beschloß ich jene Empfehlungen baldmöglichst abzugeben und mit Hülfe derselben den Versuch zu machen, ob es uns nicht erlaubt werden könne, ungeachtet der auf drei Tage festgesetzten Quarantäne, schon heute die Stadt zu sehen, in deren Nähe wir dann vielleicht in unserm Leben nicht mehr kommen möchten. In Begleitung meiner beiden jungen Aerzte und des Capitäns fuhr ich hinüber zu den Schranken der Quarantäne, die Briefe, nachdem man sie wohl durchräuchert hatte, wurden angenommen und während wir an dem Anblick der buntfarbigen, mannichfaltigen Steingeschiebe am Strande uns ergötzten, kam schon der Sohn des trefflichen Herrn Consuls Giulianich und bald auch, mit dem Vater zugleich, Herr Wilkinsen. Diese edlen Männer fragten sogleich womit sie uns dienen könnten und da wir den Wunsch, vor allem die Stadt zu sehen, äußerten, sendeten sie alsbald zum türkischen Commandanten, erbaten von ihm einen Janitscharen und einen Quarantäneaufseher und äußerten selber ihre Bereitwilligkeit uns zur Stadt zu begleiten. Während dieser Verhandlungen war der Hunger, den die Seekrankheit so lange in Fesseln gehalten, zugleich aber auch heftig gereizt hatte, in seiner ganzen Stärke erwacht, wir fragten bescheiden an, ob uns wohl aus einer

nahen Locanda etwas zu eſſen könne gebracht werden und dieſe Frage wurde ſehr bald durch die That beantwortet. Als man jetzt die Thüre, hinein ins Innre der Schranken uns öffnete und uns ſelbſt eine Hütte der Quarantänehüter zum Speiſezimmer einraumte, fielen mir freilich die Worte eines alten Engländers ein, der mit uns die Donaureiſe machte: daß „nur in der Türkei noch Vernunft ſey", weil man da weder mit der Peſtquarantäne noch mit der Mauth es ſo genau nehme, doch möchte ich dieſe Art von Vernunft nicht unbedingt und überall anempfehlen, obgleich, bei der wirklich ſorgfältigen Aufſicht, welche die Herrn Conſuln und die Quarantänehüter über uns und jede unſrer Bewegungen führten, von uns weniger die Gefahr einer Anſteckung zu fürchten war, als von jenen türkiſchen Schiffen, die mit uns faſt aus denſelbigen Gegenden kommend, durch beſondre Vergünſtigung der türkiſchen Stadtbehörden gleich nach ihrer Ankunft der Quarantäne überhoben wurden. Ohnehin war ja die ganze Einrichtung dieſer noch jugendlichen Anſtalt nicht eben ausreichend zu nennen, da nach Verlauf der kurzen, dreitägigen Friſt unſre Türken mit einem großen Theil ihrer in Körben und Kiſten verwahrten Sachen ohne weitre Verkehr zu ihren Glaubensgenoſſen hinüberzogen.

Wir traten jetzt den Weg an, vorüber an der Grabſtätte des türkiſchen Heiligen (Marabu's), dem unſre Hadſchi's ſchon heute reichliche Gaben zum Opfer ſendeten, um durch ſeine Hülfe eine günſtige Seefahrt zu erflehen; vorüber dann an einigen erhöhten, mit Bäumen bepflanzten Plätzen und an den Brunnen mit herrlichem Waſſer, aus deren einem, welcher der Quarantäne zugehört, auch wir, ſo wie unſre Matroſen, Waſſer ſchöpften und trun-

ken durften. Hier neben uns, am Eingang des innern oder Galeeren-Hafens, nicht an jenem des äußern, stund, so sagt man, auf den Felsenklippen das eine der sieben Wunder der alten Welt: der Sonnenkoloß, das Meisterwerk des Chares und Laches von Lindos, welcher siebenzig bis achtzig Ellen hoch ragte und zwischen dessen Füßen die Schiffe ein- und ausliefen. Im 282ten Jahre vor Christus war dieser Koloß, zum Andenken an die glückliche Abwehr des Stadtebezwingers Demetrius von den hart bedrängten Mauern errichtet worden; schon im Jahre 226, nachdem er nur 56 Jahre gestanden, stürzte er, durch ein Erdbeben getroffen nieder; auch in seinen Trümmern noch Bewunderung erregend, bis die ersten muselmännischen Eroberer der Insel, die Araber, welche Moawia hieher gesandt hatte, im Jahre 656 n. Chr., im 93sten nach der Aufrichtung, selbst diese Reste, deren Erzmasse 9000 Zentner lastete, hinwegführten.

Zwischen dem innern oder dem Galeerenhafen und den Mauern der Stadt zieht sich ein Saum der Küste hin, auf welchem, außerhalb der eigentlichen Stadt, das Haus des türkischen Statthalters der Insel steht. Weiterhin steigt man den grünenden Hügel hinan zu einem der Thore, das zunächst stehet dem Schloß St. Elmo und dem Bollwerke der Engländer, während der Belagerung der Stadt durch Suleiman. Die Kanonen in der Nähe dieses Einganges tragen das Bild des heiligen Johannes und Inschriften, welche es bezeugen, daß sie einst im Dienste andrer Herren und Vertheidiger der Stadt gewesen, denn die jetzigen sind. Nicht fern von hier tritt man in die Hauptstraße der Ritter (Strada dei Cavalieri). Da stehts, über den Thüren der alten, festgebauten Häuser sieht man noch jetzt die Wappen jener edlen Geschlechter,

die aus den Ländern des Westens hieher gezogen waren, zum Kampfe für den Glauben der Väter und das heilige Land. Es erwecken diese Zeichen das Andenken an manchen Pilgrim und mannhaften Streiter aus den noch jetzt in der christlichen Heimath fortbestehenden Haufern; denn hier in Rhodus, im Munde seiner Ritter, sprach sich der ernstliche Wunsch, dem von Osten hereinbrechenden Verderben zu steuern, in acht verschiedenen Zungen aus: in der französischen, deutschen, englischen, spanischen, portugiesischen und italienischen, zu denen sich noch die für sich bestehenden Schaaren der Ritter der Auvergne und der Provence gesellten. Der Pallast des Großmeisters, mit seinen Hallen und Gemachern, das alte Gebäude der Kanzlei und der Rittersaal, erinnern durch die noch ungebrochene Kraft ihres festen Gemäuers an die Kraft ihrer ritterlichen Erbauer und an jene Einfalt, die sich so gut mit der Würde vertrug.

Hier, am Ende der Ritterstraße stehet die vormalige Cathedrale: die Kirche des heiligen Johannes. Sogar die Thüren aus Sykomorus(?)holze mit vielem, halberhabenen Schnitzwerk, noch mehr aber die Säulen und Bögen des ehrwürdigen Gebäudes, sind in ihrer anfänglichen Schönheit zu sehen. Mitten durch das Innre der Kirche haben die Türken einen bretternen Verschlag gezogen; der östliche Theil, wo der Hochaltar stund, ist in ein Kornmagazin verwandelt. Hier ließ man uns ohne Schwierigkeit ein; noch erinnert mancher Zug der Gestaltung des festen Gesteines an die vormalige Bestimmung der Stätte, die Wände aber, von welchen die zügellosen Janitscharen nach der Eroberung der Stadt durch Suleiman, an dem für Rhodes so trauervollem Christtage (25. Dec. 1522), alle christlichen Gemälde abkratzten, sind kahl.

kahl. Der westliche Theil der Kirche, jenseit des bretternen Verschlages hat die Bestimmung einer Moschee erhalten. Ein neidischer Türke, der eben vorübergieng, protestirte laut gegen unsern Eintritt, als der Janitschar die Thür uns öffnete, dieser aber gebot ihm Schweigen und wir giengen hinein. Doch was sieht man da, als die auf den Boden, zur Bequemlichkeit der Betenden, hingebreiteten Matten und Teppiche; an den leeren Wänden einige Koransprüche und den Rednerstuhl des Freitagspredigers!

Wir stiegen jetzt hinan auf den noch immer festen St. Johannisthurm und genossen der Aussicht über Stadt und Land, so wie auf das Meer. Nach der Eroberung der Stadt durch die Türken fand man in diesem Thurme vermauerte Gemächer, in denen ziemlich ansehnliche Vorräthe von Schießpulver aufgehäuft lagen. Da man weiß, daß Rhodus zuletzt hauptsächlich durch den Mangel an Munition zur Uebergabe an den Feind genöthiget wurde, glaubt man mit vielem Recht in dieser Verheimlichung eines so wichtigen Kriegsbedürfnisses die Spuren, entweder einer innern Verrätherei oder der geheimen Geschäftigkeit jener selbst unter den Rittern und Bürgern nicht unansehnlichen Parthei zu erblicken, welche die Uebergabe beschleunigt wünschte, der sich eine andre Parthei der Tapfern standhaft widersetzte. Doch könnte dieses Vermauern der Pulvergemächer auch einen andern minder zweideutigen Grund gehabt haben, welcher nur durch den Tod des Generals der Artillerie, der bei einem der ersten Stürme (am 17ten September) fiel, zum Geheimniß wurde.

Der Weg an der Mauer der Stadt hin eröffnete uns eine Aussicht hinab in die Gärten, welche nach der

langen Entbehrung eines solchen Anblickes dem Auge ganz besonders wohl that. Seit Magnesia und Smyrna hatten wir keine solchen Gärten gesehen und diese hier waren noch ungleich mehr als jene mit den Kräften und Schönheiten des warmen Südens angethan. Es war eben die Zeit der angehenden Reife der Orangen, die hohen, dickstämmigen Bäume prangten in dem reichsten Schmucke ihrer goldfarbenen Früchte. Dazwischen zeigten sich auch hochwüchsige Palmen, zum Theil mit halbreifen Datteln, deren volle Reife freilich hier auf Rhodus, dessen Wintertage nicht selten Flocken selbst des Schnees erzeugen, kaum zu Stande kommt.

An der vormaligen Allerheiligenkirche kannten wir freilich nur die prächtigen Marmorsäulen und die schönen, halberhabenen Arbeiten ihres Haupteinganges und Vorhofes betrachten *); ihr Innres, das als eine der Hauptmoscheen der Stadt im Dienste des Islams steht, durften wir nicht betreten. Hier in der Nähe sind auch die Gebäude und Zellen einer türkischen Hochschule. Dieser arme, griechische Schatten, dieses Zerrbild einer Schule der Weisheit an solchem Orte, macht einen schmerzlichen Eindruck. Ja, Rhodos ist freilich vormals in andrem Maasse, eine Schule der Kunst und der Weisheit gewesen: in den Zeiten des Chares und Laches aus Lindos, der Bildner des großen Sonnencolosses, so wie des Pryaxes, des Meisters der andern kolossalen Statuen, eine Schule der Sculptur; zu Protogenes Zeiten der Malerei; in den Tagen der römischen Republik eine Schu-

*) Waffen darstellend, so wie musikalische Instrumente, Delphine und Emblème der Kaufmannschaft.

le der Redekunst und Staatsweisheit, deren Lehren Cato, Cicero, Cäsar und Pompejus hier vernahmen, nachmals eine Schule der ritterlich christlichen Tapferkeit und Kunst der Waffen, jetzt aber ist diese ruhmgekrönte Stadt des Alterthums für jeden, der ihre Geschichte bedenkt, eine Schule nur jener verborgenen, auf Glauben gegründeten Weisheit, welche in der zu Boden gefallenen, zerborstenen Frucht jene Saamenkernlein erblickt, aus denen einst die Gewächse einer neuen Zeit hervorkeimen werden.

Statt der Herrlichkeit der in der Geschichte der Kunst so hochgepriesenen Hallen des alten Rhodus, in denen der Kalaes und Menander des Apelles, der Meleager, Herkules und Perseus des Zeuris bewundert wurden, sahen wir jetzt noch die Waaren und bewunderten namentlich die riesenhaften Kürbisse in einem der Hauptbazars der Stadt. Auch wir durften an dem Handel und Verkehr Theil nehmen, dabei aber weder in die unmittelbare Nähe der Menschen noch der Waaren kommen, bis unser Quarantänecaufscher die letzteren vor uns hin auf den Boden gelegt hatte. An den Schranken der Quarantäne, zu welcher wir in einer späteren Stunde des Nachmittags wieder zurückgekehrt waren, fanden sich jedoch bald andre Handelsleute ein, die uns den Einkauf leichter machten als er im Bazar gewesen: eine Menge von Juden, beladen mit Früchten und allerhand andern essbaren Gegenständen. Noch vor Sonnenuntergang kehrten wir zum Schiff zurück, dessen schwankender Mastbaum schon von fern das noch immer fortwährende Schaukeln verrieth, das uns hier, nach kurzer, wohlthätiger Ruhe auf dem festen Boden erwartete. Auch hatte schon diese kleine Ausruhezeit und noch mehr der Genuss der frischen Orangen den Magen so kräftig gestärkt, daß der Schwindel der See-

krankheit nicht wieder kehrte, denn wenn auch das Schiff schwankte, so ſtunden doch der nachbarliche alte St. Niklasthurm, ſo wie der Thurm der Engel, an der andern Seite des Hafeneinganges deſto feſter und in ihrem Anblick fand das Auge jene ſichern Anhalts- und Ausruhepunkte, welche das widerwärtige Gefühl der Unſtättigkeit und Bodenloſigkeit, das den Schwindel erzeugt, vertreiben. Es war heute ein griechiſches Schiff neben uns im Hafen eingelaufen, welches, von demſelben Wind begünſtigt, der uns entgegen war, den Weg von Alexandrien hieher in wenig Tagen gemacht hatte.

Montags den 21ten November war noch immer bei anhaltendem Südwind an kein Weiterfahren zu denken und auch unſre türkiſchen Reiſegefährten wünſchten diesmal, mit uns zugleich, ein längeres Verweilen an der Inſel, die ihnen ſo viele friſche Lebensmittel, wohlfeilen Kaufes darbot und wo viele von ihnen alte Bekannte und Freunde wiederſahen. Der Himmel war klar und ſchön, wir beſchloßen den Tag ſo gut als möglich zum weitern Beſehen der Stadt und ihrer Umgegend zu benutzen. Wir fuhren denn mit unſern wackern Capitän Angeli wieder hinüber nach der Gegend der Quarantäne, ſtiegen aber heute ſogleich an dem Molo des Galeerenhafens aus, wo uns alsbald unſre geſtrigen Kaufleute: mehrere Juden mit kleinen Schüſſeln voll wohlſchmeckendem Kaimak (S. 326.) entgegen kamen. Bald waren auch unſre freundlichen Begleiter: die Herrn Conſuln Giulianich und Wilkinſon wieder bei uns: erbötig uns auf unſerm Wege zu begleiten und uns die Merkwürdigkeiten der Gegend zu zeigen. Ein kleines Mißverſtändniß, das zwiſchen unſrem griechiſchen Capitän und einem der Mitglieder der Quarantäne-Commiſſion ausbrach, umwölkte auf

einige Augenblicke die heitre Stimmung des Tages, bald aber trat diese wieder in ihre Rechte und wir bestiegen einen der Hügel an der Nordseite der Stadt, wo sich diese mit allen Erinnerungszeichen an ihre bedeutungsvolle Geschichte dem Auge auf eine höchst imposante Weise darstellt. Wie diese fest und schön begründete Stadt all den Mauerbrechern und Belagerungsmaschinen des „Städtebezwingers" Demetrios so kräftig widerstehen konnte, begreift man wohl, obgleich, da schon die erste und auch die zweite aus den Quadern der eingerissenen Theater und andrer Gebäude errichtete Mauer gesunken war, auch wohl die dritte unter den Stößen der von dreißigtausend Menschen errichteten und bedienten Maschine Helepolis (Städtegewinnerin) würde erlegen seyn, wenn nicht die Gesandten der andern griechischen Staaten für Rhodus den Frieden erbeten hätten. Schwerer begreiflich ist es aber, wie Rhodos, als seine Bewohnerzahl und Seemacht kaum noch ein Funkel der früheren war, die überlegene Gewalt der Turken so lange von sich abwehren konnte. Die Geschichte dieser tapfern Abwehr gehört zu jenen Ereignissen, welche nach ihrem Maaße die Macht und Oberherrschaft eines ernsten Willens und des Menschengeistes überhaupt über das gegenüberstehende, leibliche Element beweisen, es möge daher erlaubt seyn, ehe wir von hinnen segeln in ein Land, da der Geist noch andre, mächtigere Spuren seines Waltens hinterlassen hat, bei der Betrachtung der Heldenthaten zu verweilen, durch welche hier ein kleines Häuflein christgläubiger Manner im Kampfe mit der riesenhaft großen Uebermacht eines allgemeinen Feindes sich kräftig erwiesen.

Der Wahnsinn einer fanatischen Wuth, welcher so-

ner Natur nach dem geſunden, ruhigen Leben des Menſchengeiſtes feindlich entgegenſtehet, hatte ſeine Ketten zerriſſen, und wie es bekannt iſt, daß die Raſerei das Maaß der leiblichen Kräfte auf mehr denn das Vierfache ſteigert, ſo hatte die Fiebertrunkenheit des Islamismus gleich Anfangs den Armen ihrer Kämpfer eine Macht gegeben, welche auch durch die Anſtrengung vieler Arme nicht zu hemmen, noch zu bändigen war. Immerhin liegt auch darinnen ein Beweis der alten Herrſchermacht der Seele über den Leib, daß ſelbſt dann, wenn ſie in kranker Geſtalt aus der Verborgenheit der leiblichen Hülle hervortritt, die leibliche Natur des Menſchen ſammt der ruhig in dieſe verſenkten Seele vor ihr erſchrikt und daß Rolands, des Raſenden, furchtbarer Anblick und übernatürlich kraftiger Arm ein ganzes Heer der nur mit leiblichen Waffen Verſehenen ſchlägt. Die Völker und Reiche des chriſtlichen, wie des heidniſchen Oſtens waren der Heldenwuth des neuen Glaubens unterlegen, wie vom lähmenden Hauche des Sirroccowindes oder des Odems der Schlange war der ſonſt kraftige Norden von dem Schrecken Gottes getroffen, das den Schritten der Heere der Moslimen vorangieng, da fuhrte noch immer das Panier des Kreuzes eine Schaar der Ritter dem Feind entgegen, denen dieſe Löwen nur dadurch noch Widerſtand zu leiſten vermochten, daß ſie zugleich Lämmer waren, die ſich ſchweigend und duldend, wenn der Glaube es gebot, zur Schlachtbank ſtellten. Aus Akre zulezt durch die Uebermacht des Feindes vertrieben, hatten die Johanniter, gefuhrt von ihrem Großmeiſter Fenlaues von Villaret, im Jahr 1111, ihrerſeits wieder die Räuberſchaar der Turken aus Rhodus verſchendt und die Stadt im Sturm erobert; der Nachfolger des Erobe-

rers, der Großmeister Helion de Villeneuve war hierauf bemüht gewesen, die Mauern zu erneuern und durch neuangelegte Bollwerke sie zu befestigen; ihm folgte in diesem Werke der im Liede des Dichters lebende Kämpfer mit dem Drachen: Dieudonné de Gozon, denn dieser war es, der den festen Damm des Galeerenhafens begründete; etwas später der Großmeister Johann Kastik, welcher die Zahl der neuen Festungswerke noch vermehrte, so daß das Heer des ägyptischen Sultans, welches im Jahr 1444 die Stadt belagerte, nach 42tägigen vergeblichen Anstrengungen wieder abziehen mußte. Es war dieß nur das erste, schwache Donnern jenes furchtbaren Ungewitters gewesen, welches bald nachher dem Ruhesitz der Ritter sich nahen sollte, denn schon am 4ten December 1479 zeigte sich das drohende Gewölk, als der türkische Admiral Mesih Paicha eine Schaar seiner Krieger ans Land setzte. Der Sieg des Großpriors von Brandenburg: Rudolph von Walenberg über diese Haufen bewirkte nur einen kurzen Aufschub des Kampfes; am 23ten Mai 1480 erschien 160 Segel stark die Flotte des Eroberers von Constantinopel, des Besiegers der Städte, Inseln und Volkerheere: Mohammeds II. vor Rhodus, und jene mordlustigen Schaaren, die sie ans Land setzte, schlugen bald nachher dort am Fuß des Berges von St. Stephan, im Wiesen der Stadt, ihr Lager auf. Wäre innerhalb diesen Mauern nicht ein andrer Muth und Sinn wach gewesen als der, welcher das türkische Heer belebte, so würde die Stadt bald von den meisten ihrer Bewohner und Vertheidiger verlassen gewesen seyn, welche die Furcht vor dem nahenden Tode hinaus getrieben hätte ins Gebirge oder auf die ungahem Schiffe. Denn dies war ja dasselbe Volk der Kemke, das schon ein Jahr vorher (am

11. August 1479) Otranto, die feste Schutzwehr Apuliens eingenommen, die Heiligthümer entweiht, die unschuldigen Kinder an der Wand zerschmettert, den Befehlshaber und Bischof zersägt, mehr denn die Hälfte der Einwohner ermordet, die andern zu längeren Martern und allerhand Gräueln aufgespart hatte. Und mit sich führten sie mehrere jener Tod und Verwüstung bringenden künstlichen Vulkane, mehrere jener riesenhaften Geschütze, welche die Mauern des mächtigen Byzanz darniedergestürzt hatten. Bald mußte der feste Thurm von St. Niklas die Macht der türkischen Kanonen erfahren, derselbe war mit dreihundert Schüssen von der Landseite her in Breschе gelegt, dennoch konnte der Feind selbst bei dem gewaltigen Sturm am 19ten Juny das halb zerbrochene Werk nicht nehmen, weil der Muth seiner Vertheidiger noch ungebrochen war. Auch auf die Mauern der Stadt, in der Gegend des Judenquartiers donnerten die großen Kanonen mit so entsetzlicher Kraft, daß man das Getös hundert Miglien weit nordwestlich, bis nach Cos, und eben so weit östlich bis nach Castellrosso vernahm. Endlich war die feste Mauer der Gewalt erlegen und obgleich die Belagerten jenseits der äußern Mauer eine zweite, innere aufgeführt hatten, an deren Bau Greise wie Kinder, Wittwen wie Jungfrauen Hand anlegten, so schien dennoch die Einnahme der Stadt fast unvermeidlich, als am 28ten Juny dritthalbtausend Feinde in die Breschе eindrangen und hinter ihnen das ganze türkische Heer nachdringend sich bewegte. Die Stürmenden hatten schon die Stricke bei sich, womit sie die Knaben und Mädchen der Stadt zu binden, Säcke, worein sie den Raub zu fassen, achttausend Pfähle, woran sie die Ritter und andern Bewaffneten der Stadt lebendig zu spießen gedachten, denn im

Rathe ihres Heerführers wie des Sultans war das Loos der Stadt in derselben Art beschlossen, wie jenes der andern, von Mahommed eroberten Städte gewesen. Aber sie hatten ihren Rath beschlossen und es ward nichts daraus; der Arm der Helden im Innern der Mauer war, so gering auch ihre Zahl, dennoch den Feinden zu schwer und selbst der Geiz des Heerführers, der die schon gegebene Erlaubniß des Plünderns noch jetzt, wo er die Stadt schon für gewonnen hielt, zurücknahm, ward für ihn und die Seinen ein Strick, der besser band als die Stricke, welche die Türken für ihre vermeintlich künftigen Gefangnen bei sich trugen. Viertalbtausend Erschlagene lagen in der Bresche, da stund der Feind von seinem Stürmen ab und sein Muth war von nun an mehr denn die Mauer; die er beschossen, darniedergeschlagen, denn hiermit war die Bedrängniß der Stadt geendigt; die Feinde ließen ab von der Belagerung, welche neuntausend der Ihrigen das Leben gekostet, funfzehntausend aber durch mehr oder minder schwere Verwundung zum weitern Kampfe unfähig gemacht hatte. Statt der Schätze und Güter der Stadt, nach denen dieses Räubervolk so lüstern gewesen, schleppte es nun den Reichthum des armen Landmannes, seine Heerden und Kinder mit sich fort zur Schlachtbank und Sklaverei und noch lange Zeit nach dem Abzug der Türken, nachdem schon alle Leichname der von ihnen Gemordeten begraben waren, bezeugten die zerstörten Dörfer und Hütten die schwere Schuld des Mörders, welcher seinen ungerechten Grimm an den Armen und Wehrlosen ausgelassen hatte.

Noch etwas länger als ein Menschenalter ward jetzt dem Orden zu seinem Haushalt auf Rhodus Frist gegeben. Hatte er nur diese letzte Zeit vor Abschluß der

Rechnung nicht durch ſolche Handlungen entehrt, wie die des gebrochenen Wortes und der Verletzung des Gaſtrechtes an dem Bruder Bajaſids II.: dem unglücklichen Prinzen Dſchem, oder träfe wenigſtens dieſe Schuld ſo wie das ganze Gewicht der letzten Seufzer des zuletzt in Italien durch Gift getödteten Prinzen nicht gerade jenen Großmeiſter d'Aubuſſon, welcher als Kämpfer für die Mauern der Stadt bei der Belagerung des Jahres 1480 ſo große Errettung erfahren *). Doch über Rhodus kamen bald die Zeiten noch ſchwererer Kämpfe, zugleich aber auch der beſſeren Thaten als die zuletzt erwähnten es waren, als im Jahr 1522 die letzte Stunde der Herrſchaft der Ritter auf dieſer Inſel ſchlug. Damals war Großmeiſter des Ordens der greiſe Villiers de l'Isle Adams; als Führer eines Heeres von 100,000 Mann, das ſich zu Lande der gegenüberliegenden Küſte nahte, war Suleiman der Große ſelber zum Kampf herbei gezogen, während ſich zugleich die türkiſche, mit andren Heerhaufen bemannte Flotte, dreihundert Segel ſtark der Inſel nahete. Zwei Feſttage waren es, die den chriſtlichen Bewohnern der Inſel ſonſt die Tage der größeſten Freude und Verherrlichung geweſen, welche diesmal zu Tagen des größeſten Jammers und Elendes wurden: der Tag Johannis des Täufers, des Schutzpatrons des Ordens der Johanniterritter und der Tag des heiligen Weihnachtsfeſtes; denn am 24ten Juny hatte der Schwarm der Feinde zuerſt gelandet und ſeine verheerende Wuth an der Um-

*) M. ſ. Joſ. v Hammers Geſch. des oſm. Reiches II S. 278. und die ganze Geſchichte der Gefangenſchaft und Hinrichtung Dſchems durch Gift von S. 263 bis 277.

gegend von Xaviz ausgelassen; am 25ten December ward das moslimitische Gebet von dem Thurm der St. Johannskirche ausgerufen und von den Zinnen des eroberten St. Niklasthurmes ertönte die turkische Musik. Die Ereignisse jener sechs Monate, welche zwischen den beiden Festtagen innen lagen, werfen gleich einer Gluthsäule, die bei Nacht von einer verbrennenden Stadt aufsteigt, einen blutrothen Schimmer auf die Bücher der Geschichte der vor Alters so „seelig" (in ihrem Beinamen Makaria) gepriesenen Insel. Dort auf dem Hügel St. Cosmas und Damians schlug Suleiman, als er am 28ten July unter dem Donner von mehr denn hundert turkischen Canonen gelandet, sein Zelt auf; hier an der Nordseite der Stadt, bei dem nahe am damals sogenannten Siegerthor gelegenen Bollwerk der Deutschen, an deren Spitze Christoph von Waldner aus Pludenz kämpfte, geschahe am 1ten August der erste, wuthende Angriff der Turken. Wie mächtig die Geschütze des Feindes auf die Mauern trafen, das bezeugen noch jetzt einige Reste der riesenhaften, steinernen Kugeln, welche jene schleuderten, denn diese Kugeln maßen 6 bis 10, etliche sogar 11 Spannen im Umfange [1]. Dennoch widerstund die alte, feste Mauer bis zum Ende des August dem furchtbaren Anlauf der feindlichen Kräfte; erst am 4ten September öffnete eine Mine, dort an der Ostseite der Stadt, dem Sturme den Zugang, da wo das Bollwerk der Engländer war. An dieser Stelle sind die größten Heldenthaten jener Tage geschehen, denn hier ward dreimal der schon eingedrungene, übermächtige Feind durch das Schwert der Ritter zu-

[1] Vgl. v. Hammer a. a. O. III. S. 22 und 627.

rückgeworfen, und Tausende der Seinigen erschlagen, die Fahnen, welche derselbe schon auf den Wällen aufgepflanzt hatte, von den christlichen Kämpfern (eine von dem deutschen Waldner) erobert. Hier war es auch, wo jene heldenmüthige Griechin, die Geliebte eines Feldobersten, den blutigen Mantel ihres vom Feind erschlagenen Freundes um sich legend, und sein Schwert erfassend, sich kämpfend unter die dichtesten Schaaren der Türken warf und den Heldentod errang, als am 24ten September das ganze Heer der Feinde von der Nord- und Ost- und Südseite zugleich die hart bedrängte Stadt bestürmte. Noch trug „die Rose" (Rhodos), die der Räuber brechen wollte, ihre Stacheln und verwundete die Hand, die nach ihr sich ausstreckte, so hart, daß funfzehntausend Türken dem damaligen Kampf mit den Schwertern und Geschützen der christlichen Helden unterlagen. Doch so wenig Erfolg auch die oft wiederholten Stürme des Feindes, durch welche dieser im October und November die Stadt bedrohete, für den Fortgang seiner Waffen hatten, so mußte dennoch der hohe Sinn der Vertheidiger zuletzt in das unvermeidliche und unabwendbare Loos der Unterwerfung sich ergeben. Denn obgleich der Feind bei den Stürmen und Angriffen der Stadt während der ganzen Zeit der Belagerung 64,000 Mann und gegen 40,000 durch Krankheiten verloren hatte, waren dennoch seine Streitkräfte jenen der Belagerten noch immer ungeheuer überlegen, weil diese gleich anfangs nur aus einem Häuflein von 600 Rittern und 5000 Reisigen bestunden, denen freilich die Bewohner der Stadt von jedem Alter und Geschlecht nach Kräften beistunden. Die Uebergabe, von welcher noch immer mehrere der Ritter nichts wissen wollten, wurde

zuletzt durch den Mangel an Pulver beſchleunigt und am 20ten December 1480 auf die Zuſicherung eines freien Abzuges der Belagerten nach zwölf Tagen feſtgeſetzt; zugleich hatte Suleimann den Bürgern verſprochen, daß ſein Heer bis auf die Entfernung einer Meile von der Stadt ſich zurückziehen ſollte. Aber dieſes Verſprechen blieb unerfüllt, denn ſchon nach fünf Tagen (am 25ten December), als Ferhad Paſcha 15,000 Janitſcharen von der perſiſchen Gränze herbeigeführt hatte, welche allerdings nicht zu jenem Heere der bisherigen Belagerer gehört hatten, deren Zurückziehen von der Stadt verheißen war, rückten die Janitſcharen, blos mit Stöcken und Bündeln in der Hand heran, erbrachen das cosquiniſche Thor und erfüllten alle Gaſſen und Häuſer der Stadt mit dem Jammer ihrer Gräuelthaten; die Kirchen mit den Ausbrüchen ihrer feindſeligen Wuth. Daß es bei dieſer Einnahme von Rhodus nicht ganz zum Aeußerſten kam, daß der alles verheerende und vernichtende Strom ſeine Dämme nicht durchriß und über die Stadt und alle ihre Bewohner ſich ausgoß, das hinderte Suleimans Menſchlichkeit, die ſich auch hierbei in mehreren denkwürdigen Zügen bezeugte. Denn als am 26ten December der Großmeiſter, mit einem Kaftan bekleidet, ihm vorgeſtellt wurde, tröſtete ihn der Sultan mit der Erinnerung, daß es das öftere Loos der Hochgeſtellten ſey, von dieſer Höhe herabzufallen; beſuchte nochmals, freundlich zuſprechend, in Geſellſchaft nur eines Sclaven und des Achmed-Paſcha, den Greis, im Speiſeſaal der Ritter und da am erſten Tage des Jahres 1523 der Großmeiſter, vor ſeiner Abfahrt von der Inſel, noch einmal ſeinen Beſieger begrüßte, ſagte Suleiman zu einem ſeiner Vertrauten:

„mir thut es leid, daß ich dieſen Greis von Haus und Hof vertrieben“ *).

Wir hatten über dem Rückblick in die Vergangenheit der ſchönen, alten Stadt, faſt die Beachtung ihrer Gegenwart vergeſſen. Doch dieſe iſt ſo eindringend lieblich, daß ſie bald das Aufmerken wieder auf ſich lenkt; wie ein ſchönes Kind, das einem nachſinnenden Alten ſo lange am Gewand zieht und anregt, bis er endlich ſein Auge zu ihm hinabwendet, ſtund der Frühling von Rhodos neben uns auf dem aus der Fülle des neulich gefloſſenen Regens wieder belebten, grünenden Hügel und legte, ſpielend mit Farben und mannigfachen Geſtalten, ſeine lieblichen Blumen zu unſern Füßen. Es bluhten da die frühen Ranunkeln und Muskari-Hyazinthen des Südens; von den Schaaren der ſeit Kurzem angekommenen Wandervögel des Nordens ſchienen Manche, des Weiterziehens vergeſſend, auf den Hügeln wie an der Küſte die Stätte ihres Winteraufenthaltes zu ſuchen; das vaterländiſche Rothkehlchen und die Bachſtelze zwitſcherten im Gebüſch und am Felſen.

Quarantänepflichtig wie wir auch waren, führte uns dennoch Herr Wilkinſon in ſein Haus und bei ſeiner Familie ein. Die Gemahlin, eine ſchöne Griechin, bewirthete uns mit Kaffee, den wir, an der entgegengeſetzten Seite des Saales ſitzend, genoßen, während die andern nicht in der Quarantäne begriffenen Gäſte und Bewohner des Hauſes in der Nähe der Wirthin ihren Sitz nahmen. Von hier gingen wir in Begleitung des Herrn Giulianich in die Locanda della Luna, deren Inhaber, Pietro Pe-

*) Joſ. v. Hammer a. a. O. III. S. 30.

trowitsch, einer der gefälligsten Gastwirthe die ich auf dieser Reise gefunden, uns sogleich einen kleinen Salon einräumte, zu welchem man auf einer Treppe hinaufsteigt. Diese für jeden Reisenden, der nicht zu hohe Ansprüche macht, sehr empfehlenswerthe Locanda, liegt, eben so wie die Wohnungen der sämmtlichen Consuln auswärtiger Nationen, in jener Vorstadt, in welcher die meisten christlichen Ein- und Anwohner von Rhodus sich aufhalten; denn in der Stadt selber darf, seit der Eroberung derselben durch die Türken, kein Christ wohnen; nur den Juden ist es verstattet innerhalb der Mauern ihr Obdach zu haben. Es that uns ganz besonders wohl, einmal wieder an einem still und feststehenden Tische und zwar aufrecht auf Stühlen zu sitzen, und wenn auch die Küche unsres Wirthes nicht an sich selber sehr gut bedient, der Wein vortrefflich gewesen wäre, so würde schon die von der Seekrankheit sehr geschärfte Eßlust und der herrliche, frühlingsartige Tag der zu den geöffneten Fenstern hereinblickte, über diesen Mittagstisch einen ungewöhnlichen Reiz ergossen haben. Auch der Nachmittag verging uns in der Familie des griechischen Herrn Consuls, bei welchem wir abermals mit Kaffee bewirthet wurden, sehr angenehm. Der Sohn des Hauses spricht mehrere Sprachen, unter andern auch mit ziemlicher Geläufigkeit das Deutsche. Sehr erquickt und gestärkt an Seele und Leib kehrten wir am Abend auf unser Schiff zurück, das nun schon mit allen Bequemlichkeiten und Genüssen versorgt war, die uns die Nähe des Landes darbot; selbst wieder mit Milch zum Thee.

Dienstags den 22ten November hatten wir kaum das Land betreten und unter den Bäumen, jenseits des Galeerenhafens, uns ein wenig ergangen, als wir erfuhren,

daß die Angelegenheit unsres Capitäns wegen baldiger Aufhebung der Quarantäne so günstig und glücklich beendigt sey, daß wir schon heute, und nun nicht mehr bloß wir, sondern mit uns zugleich alle unsre türkischen Reisegefährten derselben entlassen werden sollten. Wir waren, in Begleitung der Herrn Consuln, zu der Gasse hingegangen, die an den alten Hafen gränzt, da brachte ein Janitschar des Aga, begleitet von einem Oberaufseher der Quarantäne, den Befreiungs- und Erlösungsbrief aus dem Gewahrsam der Sanitätswache. Uns war diese Gefangenschaft freilich durch die Güte der Herrn Consuln sehr erleichtert worden, dennoch gewährte es uns eine Art von Festfreude, als uns jetzt die Freunde, die sich bisher so fern von uns gehalten, unsre Berührung so sorgfältig vermieden hatten, die Hand reichten, uns umarmten und zur Beendigung der Quarantäne Glück wünschten. Alsbald ward das Zeichen hinüber nach dem Schiffe gegeben; die Quarantäneflagge ward abgenommen; das große Boot füllte sich mit Türken und von der Stadt aus stießen mehrere türkische Boote ab, um die Ueberfahrt der Landsleute zu beschleunigen. Ehe eine halbe Stunde vergieng, waren alle Kaffeehäuser und Hallen am Hafen mit unsern Tabak rauchenden und Kaffee schlürfenden Hadschi's erfüllt, welche die Ruhe auf dem Schiffe nun mit der Ruhe am Festlande vertauschten, denn sie saßen hier den größten Theil des Tages eben so unbeweglich still auf ihren untergeschlagenen Beinen, als sie dieß am Bord gethan hatten.

Wir Andern, fern im Lande des Abends geboren, des Abends, dessen wachsende Schatten ohne Aufhören an das Nahen der Nacht erinnern und zur Beschleunigung der Schritte treiben, mochten nichts vom Stillsitzen wissen.

wissen, sondern beschloßen sogleich von der empfangenen Freiheit Gebrauch zu machen und nun erst recht ungehemmt das schöne Rhodus zu beschauen. Hatten doch ohnehin unsre beiden Begleiterinnen noch nicht einmal die Ritterstraße und die andren Denkwurdigkeiten der Stadt gesehen, welche wir gleich am ersten Nachmittag betrachteten. Wir giengen heute nicht mehr durch die Rebenpforte der St. Elmoburg, sondern, denn nun war das Alles erlaubt, durch das volkreiche Hauptthor am Hafen. Wahrscheinlich hier sahe noch Thevenot im Jahr 1653 den riesenhaften Kopf jenes sogenannten Drachen aufgehängt, welchen der schon oben genannte provenzalische Ritter Deodat de Gozon mit tapfrer Hand erlegte. Er beschreibt jenen Kopf, als von platter Form, größer und dicker als den eines Pferdes, der Rachen war bis an die Gegend der Ohren geöffnet, mit furchtbar starken Zahnen bewaffnet; die Augen größer als die eines Roßes, die Nasenlocher rund; die Haut von graulich weißer Farbe *). Dieses alte, augenfallige Denkzeichen an die That des Ritters ist nun freilich schon langst, bis auf jede Spur von dem Thore verschwunden, doch lebt die Erinnerung an „den Kampf mit dem Drachen" auf schönere Weise im weltbekannten Liede fort, als in einer abgebleichten, thierischen Haut, und nun ist es ein andres, schöneres Thor als das des zinnenreichen Rhodos, es ist Walhallas Thor, an welchem der deutsche Jungling, in Schillers Ballade das Bild der herrlichen Heldenthat erblickt.

Wir zogen jetzt wieder hinauf durch die stille, men-

*) Thevenot Relation d'un voyage fait au Levant Paris 1665 p. 223

schenleere Straße der Ritter, und betrachteten die vielen, in Stein gehauenen Wappen. Wenn auch dort, die verödeten Hallen des Pallastes und des Rittersaales auf schmerzliche Weise von Krieg und Zwietracht der Völker zeugen, so redet dagegen diese Straße in der stummen Zeichensprache ihrer Wappen, in denen die Edlen aller christlichen Reiche und Länder Europa's zusammengestellt erscheinen, von einer Eintracht und einem Frieden, welchen der Glaube und die Kraft des Geistes geben, und welche einmal künftig, wenn der Keim der im Senfkörnlein lag, nach seinem ganzen Maaß sich entfaltet hat, nicht über eine, sondern über viele Inseln und Länder und Meere ihren Schatten breiten werden.

Bei der vormaligen Allerheiligen Kirche und jetzigen Moschee schrie mich ein kleines, muthiges Türkenknablein zornig blickend und schimpfend an, zog zugleich seinen hölzernen Säbel drohend, als wollte es auf mich einhauen; ich streichelte ihm lachlend seine rothen Backen und es steckte, wie erschrocken, die kleine, harmlose Waffe in ihre Scheide. Desto unversöhnlicher schien der Grimm zu seyn, mit welchem uns ein Imam, aus der verschlossenen Thüre hervortretend, anblickte, als einer unsrer Begleiter, ohne seinen Willen, an den metallenen Zierrathen des Thürschlosses ein etwas lautes Geräusch verursacht hatte. Zwar, als er die begleitenden Consuln und Janitscharen sahe, sprach er seinen fanatischen Unmuth nur in halblauten Scheltworten aus, seine Augen und Mienen ließen aber gar wohl errathen, wie gern er zum Worte die Thaten des Zornes gesellt hätte. Friedlicher dagegen gieng heute der Handel und Verkehr im großen Bazar von statten. Wir durften nun selber an die Buden und ins Innre der Kaufmannsläden hineintreten; die

Waaren mit der Hand berühren und auswählen. Als Unterhändler und Dolmetscher drang sich uns hierbei ein in rothen Kaftan gekleideter Jude auf, der auch für Herrn Giulianich die auswärtigen Geschäfte des Hauses besorgt und dieser Freund Rothmantel begleitete uns von heute an, wo wir der Quarantäne entlassen bald da bald dorthin zogen, auf jedem unsrer Schritte, mischte sich in alle unsre Händel und Geschäfte. Doctor Roth fand in einem der Kaufmannsläden zu seiner großen Freude mehrere Waaren aus seiner Geburtsstadt Nürnberg, mit den Namenszeichen der Verfertiger und Fabriken versehen: der Merkwürdigkeit wegen wurden einige dieser weit gewanderten Sachen gekauft. Auch etliche unsrer türkischen Hadschi's hatte die Eßlust von ihren Ruhesitzen in den Hallen und Kaffeehäusern am Hafen hinweg, hieher nach dem Bazar gezogen, wo sie reichlich mit frischem Brod und Zwiebeln sich versahen.

Erst heute lernten wir die noch immer ansehnliche Stadt recht kennen. In einer der Hauptstraßen sahen wir außer dem vormaligen, erzbischöflichen Pallast noch viele, nun in Schmuz und Verödung liegende, ansehnliche Gebäude; hie und da ein alterthümlich prachtvolles Gesimse, von Tauben bewohnt; Marmortafeln, mit Spuren der ehemaligen, halberhabenen Zierrathen, zur Thurschwelle gebraucht. Dennoch aber, ohngeachtet dieser kleinen, einzelnen Züge der allmälig vorschreitenden Auflösung, erscheint das ritterliche Rhodus wie ein auf der Todtenbahre liegender Held, der in der Blüthe seiner Jahre, ohne vorangegangene Krankheit plötzlich den Tod des Schlachtfeldes starb und dessen Leichnam noch unentstellt den Ausdruck der männlichen Stärke und Schönheit sich erhielt. Einen besonders imposanten Ein-

druck aufs Auge macht der Anblick der hohen Mauern und Gräben der Stadt von der Westseite derselben, und zugleich ist auch hier die Aussicht nach den benachbarten Anhöhen von St. Stephan und hinabwärts nach der Küste ungemein reich und ergötzlich. Dort, in einer der Felsenhölen soll der „Drache" seinen Aufenthalt gehabt haben; an dem Thore der Landseite, zu welchem wir da herauskamen, war auch, nach Thevenots Bericht, zuerst der Kopf des Ungeheuers aufgehängt gewesen, ehe die Türken ihn zu dem Thor am Hafen hinbrachten. Aber durch eben dieses Thor, das den Sieg der ritterlichen Tapferkeit bezeugte, drang dann später ein furchtbareres Ungeheuer hinein in die Stadt, als jenes gewesen, das der edle Provenzale erschlug; hier zog zuerst das wüthende Heer der Türken ein, und verwandelte den Wohnsitz der Ritter selber in eine Höle des Lindwurms.

Ganz besonders schön und reich bewachsen zeigt sich die Umgegend der Stadt nach der nördlichen Seite hin. Hier erhebt sich der Hügel „Süubülli" das heißt der hyazinthenreiche, beschattet von hohen Zypressen, deren röthliches, duftendes Holz mit unter dem Namen des Rhodusholzes begriffen und geachtet ist. Vormals stund da im Schirm der hohen Bäume eine Kirche der Christen „Liebeinsam" genannt, in welcher ein Gnadenbild verehrt ward. In den letzt verflossenen Zeiten bewohnte hier der englische Seeheld Sir Sidney Smith ein Landhaus, welches, wenn auch nicht durch die Pracht seiner Bauart oder Bequemlichkeit der Einrichtung, doch durch den Liebreiz seiner Umgebung mit den hochgepriesensten Landhäusern der Erde wetteifern konnte. — Der jüngere Herr Giulianich erzählte uns von einer Pflanze, welche hier und an vielen andern Stellen der Insel wach-

ſen ſoll und welcher die Eingebornen ganz beſondre Heilkräfte gegen die Folgen des Schlangenbiſſes zuſchreiben. Jetzt im November konnte unſer Freund weder das längſt verblühte Gewächs auffinden, noch bekamen wir eine jener Schlangen zu ſehen, die ſich im Sommer noch immer in Menge auf dieſer Inſel zeigen ſollen, welche eben deshalb ſchon bei den Alten den Beinamen der ſchlangenreichen (Ophiuſſa) erhielt, ja deren Namen Rhodus eben ſo im Phöniziſchen die Bedeutung der Schlange, denn im Griechiſchen der Roſe hat. Uebrigens fanden wir an dieſem Tage als einen freilich nur ſehr kleinen Bruchtheil der in andren Jahreszeiten ſo überreichen Flora von Rhodus noch oder von neuem blühend den achten Jasmin (Jasminum officinale), das jeniſche Cyclamen (Cyclamen Coum); in einem Garten das wohlriechende Veilchen (auf türkiſch Menekſchieh), die buchtig blattrige Statice (Statice sinuata), die italieniſche Anchuſe (Anchusa italica). Mit der römiſchen Hyazinthe (Hyacinthus romanus) zugleich blühete die lieblich duftende Tazette (Narcissus Tacetta); mit einem unſerem vaterländiſchen wurzelknolligen (Ranunculus bulbosus) wenigſtens ſehr nahe verwandten auch der röthlich blühige cariſche Ranunkel (Ranunculus asiaticus) und die baleariſche Waldrebe (Clematis balearica). Von den zahlreichen aromatiſchen Gewächſen der 14ten Linnéiſchen Klaſſe, deren Blätter und Stengel an vielen Stellen geſehen wurden, fanden wir nur noch blühend die kopfſtändige Saturei (Satureja capitata, auf türkiſch Jaban Zibarik) und in Gärten das Baſilienkraut ſo wie den Majoran (Ocymum basilicum und Origanum officinale); aus einer andern Familie jener Klaſſe das Löwenmaul (Antirrhinum cymbalaria). Von mehreren bisher [illegible] Alten Uebete

noch der Cheiranthus tricuspidatus, von Bohnenarten der Phaseolus Caracalla, von zuſammengeſetzt blüthigen die Centaurea moschata, die Artemisia crithmifolia und das Gnaphalium stoechas. Von der kleinen Thierwelt, die ſonſt an dieſen Gewächſen oder in ihrem Schatten lebt, fanden wir außer mehreren noch unbeſtimmten Arten der Schnecken den zierlichen braunſtreifigen Bulimus fasciatus ſo wie den Bulimus decollatus, Helix pellita und carascalensis; von Käfern faſt nur den Ateuchus variolosus. Wenn aber auch in dieſem Gebiet für den Naturfreund und Sammler nur wenig zu forſchen und zu gewinnen war, ſo gab für ihn gerade dieſe Jahreszeit der Inſel ein beſondres Intereſſe jene Menge der wandernden Vögel, die nun alltäglich aus Norden ankam. Freilich findet unter dieſen gerade der Nordländer wenig oder keine neue Bekannten; die Schnepfen, welche in den letzten Tagen des Novembers und Anfang Decembers Rhodus ſo häufig beſuchen, daß dann jeder Hauswirth ſeinen Tiſch oft und reichlich damit verſorgen kann, haben mehr für den Jagdliebhaber als für den Naturforſcher Intereſſe; dennoch freut ſich dieſer der Gelegenheit, die Zeiten und die Richtung jener Wanderungen zu beachten, deren Geſchichte zu den höheren, bedeutungsvolleren Geheimlehren der Natur gehören. Ueberdieß bleibt dem Vorüberwandernden auch in ſolcher Zeit des Jahres der Reichthum der Meeresküſte: jene Mannichfaltigkeit der Geſchiebe der Felsarten, die ſelbſt für das unkundige Auge der Türken durch ihre Buntfarbigkeit etwas ſo Anziehendes hat, daß man die Steine von Rhodus bis nach Smyrna und Conſtantinopel führt um ſie in Häuſern, Höfen und Gärten der Harems zur Fertigung eines farbigen Moſaikgrundes zu benutzen. Die ro-

the Farbe der Steine kommt von Jaspis wie von Feldspath; neben der rothen erscheint die grüne Farbe des Serpentins und der grünsteinartigen Geschiebe, in jenen nicht selten der bronzefarbige Schillerstein, anderwärts zeigt sich das silberfarbige Weiß des Glimmers, das Rabenschwarz der Hornblende. Im Ganzen wird, auf eine beachtenswerthe Weise zwischen den Geschieben, die wir hier an der Küste von Rhodos und jenen, die wir etwas später an einigen Stellen des ägyptischen Ufers, noch mehr aber an der Küste von Cypern fanden, eine sehr große Aehnlichkeit und innre Uebereinstimmung bemerkt.

Wir brachten einen sehr vergnügten Mittag im Hause und an dem gastlichen Familientische des Herrn Giuliamich zu. Hier waren wir ja ganz unter Landsleuten, denn Herr Giulianich selber stammt aus Triest, seine Gemahlin aus Gräz in Steiermark; unter den Kindern spricht vornämlich der Sohn sehr fertig deutsch. Heute so wie schon am gestrigen Tage ward in Ueberlegung gezogen, ob wir auch für die weitere Reise nach Alexandria in unsrem voll Türken gepfropften Schiffe bleiben, oder mit einem andren fahren sollten, dessen Hauptladung Holz war, mit welchem aber zugleich auch ein hiesiger Arzt und seine Familie die Reise machen wollte. Die Wagschale der Ueberlegung neigte sich dennoch zu Gunsten unsres Türkenschiffes, denn dieses war uns mit all seinen Vorzügen und Mängeln bekannt und war überdieß sogleich, sobald der Wind sich günstig machte, zur Abfahrt bereit; das andre hätte uns durch sein längeres Verzögern gar leicht der Gefahr jener großeren Stürme und widrigen Winde aussetzen können, welche im Winter nicht selten die Schiffe Wochen, ja Monate lang in Rhodos und seiner Umgegend zurückhalten. Am Nachmittag

beſahen wir noch die Kirche der Franziskaner, in welcher ein Madonnenbild auf Marmor gemahlt gezeigt wird, das ein Werk des letzten Großmeiſters der Rhodiſer Ritter: des Villiers de l'Isle Adam iſt, welcher, wie der Augenſchein lehrt, es nicht verſchmähte, auch mit dem Pinſel den kindlich frommen Sinn zu bezeugen, der ſich in derſelben Hand ſo oft durch das Schwert als ein männlich ſtarker kund gab.

Wir kehrten fröhlich nach dem Hafen und nach unſrem Schiffe zurück. Die Gebirge der gegenübergelegnen Küſte hatten ſich mit dichten Wolken umhüllt, der Horizont in Weſten war getrübt, in den Wipfeln der Zypreſſen und Platanen rauſchte ein ſtarker Wind; das Innre aber der Pilgrime und Fremdlinge, da ſie jetzt wieder hinabſtiegen zur kleinen bretternen Kammer, war durch nichts getrübt und durch keine Stürme bewegt. Einige Stunden lang mochte der ruhige Schlaf in dem freilich ſchon heftig ſchwankenden Schiffe gedauert haben, da weckte uns das laute Heulen des Sturmes, das Rauſchen und Anſchlagen der Wellen an das Fahrzeug, das Toſen der Brandung am Felſen. Der äußere Hafen von Rhodus gewährt freilich den hier vor Anker liegenden Schiffen Rettung und Sicherheit vor dem Untergang, das heftige Schwanken derſelben aber durch die Gewalt der Stürme kann er mit ſeiner meiſt niederen Umgebung nicht verhindern. Wir ſtunden ſchon beim Grauen des Morgens auf dem Verdeck, um bald möglichſt ans Land zu gehen. Das große Boot ward zur Ueberfahrt bereitet, aber die Wellen warfen es bald hoch hinauf in die Nähe des Schiffsbordes, bald glitt es wieder hinab in die neu ſich öffnende Tiefe, näherte ſich jetzt dem Schiffe ſo weit, daß nur mit Mühe das Zuſammenſtoßen vermieden werden konnte und fuhr

dann weit von ihm hinweg. So ſchwer war den beiden Reiſegefährtinnen das Ausſteigen aus unſrem Haus der Gewäſſer noch nie geworden und dennoch begehrten ſie ſo ſehnlich aus dem unter ihren Füßen ſchwankenden in ein ſtill und feſt ſtehendes Haus zu kommen. Als ein beſonders günſtiger Umſtand erſchien es uns, daß der Sturm nicht geſtern, ſondern erſt heute kam, denn geſtern, wo wir der Sanitätsobhut noch nicht entlaſſen waren, hätten wir, wenn dies anders bei ſolchem Sturme möglich, den weiten Umweg um den St. Niklasthurm herum nach dem Quarantänebezirk nehmen müſſen; heute durften wir gerade über den Hafen hinüber nach dem nahen Damm unmittelbar beim Stadtthor fahren. So nahe aber auch dieſer Weg der Ueberfahrt war, reichte er dennoch hin, um uns ſattſam in das Spritzbad des Meeresſchaumes einzutauchen, denn die Wogen zerſtäubten ſich dort am Felſen weit hin vom Boote und der Sturm warf den flüſſigen Staub wie Regenguſſe über uns her; wir kamen gründlich durchnäßt am Lande an. Das angenehme Gefühl jedoch, dem wir uns hier, auf ſicherem Boden ſtehend überließen, während wir unſer gutes Schiff drüben im Waſſer ſo taumeln und ſchwanken ſahen, das läßt ſich für Einen, der es noch nicht ſelbſt erfahren, kaum beſchreiben. Dazu kam noch, am einſamen Felſenufer bei und jenſeits der St. Elmeburg der wahrhaft erhebende Hinausblick auf das vom Sturm bewegte Meer; ein Schauſpiel der Elemente, das ich bis dahin in ſolcher Großartigkeit noch nie geſehen hatte. Der Himmel war faſt ganz mit ſchweren dunklen Wetterwolken bedeckt, nur aus Oſten fuhr, wie ein drohend gezucktes Schwert ein Streifen des dunkelroth glühenden Morgenrothes empor, der bald wieder verſchwand; ein oder etliche Male blickte

die Sonne; blickte Apollo der Hirt, mit gelblich falbem Scheine auf die Wogen herunter, welche wie eine Heerde, die von Furcht und Entsetzen ergriffen nicht mehr auf die Stimme des Hirtens achtet, in wilder Eile dahin fuhren; die Blätter der hohen Platanen wurden vom Sturme weithin über Land und Meer gestreut. Die Stimme der Schrecken, welche die Natur in solchen Augenblicken vernehmen lässet, tönet zwar lauter als die ihrer Lieblichkeiten, es wird aber in jenen wie in diesen dasselbe harmonisch lautende Lied der Schöpfung vernommen.

Die Gewitterwolken zogen sich immer dichter und drehender zusammen, wir wußten aus mehrmaliger Erfahrung, mit welcher überströmenden Kraft sie in dieser Gegend und in dieser Jahreszeit sich entladen, daher eilten wir an der Grabstätte des türkischen Marabus vorüber nach unsrer Locanda della Luna, wo uns bald das kleine, abgesondert stehende Häuslein, das sich über die Mauer des Hofes erhebt und welches mich oft durch seine Bauart an die Nachthütte im Kürbisgarten erinnerte, unter sein Dach aufnahm. Fenster gab es da nicht, sondern bloß hölzerne Läden, welche heute, beim heranahenden Gewitter verschlossen bleiben mußten, das nöthige Licht fiel durch die geöffnete Thüre herein und beleuchtete da die einfache Geräthschaft des Häusleins: einen alten, hölzernen Tisch, zwei hölzerne Bänke und einen Stuhl. Wir hatten hinlängliches Licht, um uns einmal am lieben, festen Lande auf Pilgrimsweise durch Wort und Schrift zu erquicken, unter andern lasen wir heute ein tröstliches Wort von Einem, der uns leitet nach Seinem Rath, und hatten auch ein Gefühl von jener Freude, deren Die genießen, welche zu Ihm sich halten (Ps. 72.

V. 24, 28.). Und dieſes Gefühl, mit ſeiner ſtärkenden Kraft, kam uns heute gerade zur rechten Zeit, denn bald nach unſrem Einzug unter das ſtille Dach der „Nachthütte" brach nicht nur das Ungewitter mit furchtbaren Donnerſchlägen und Blitzen und mit Hagelſchauer aus, ſondern, da das Gewitter ein wenig ſtiller geworden, kam der Sohn unſres wohlwollenden Herrn Conſuls Giulianich, der uns die Nachricht brachte, daß im Quarantänehaus zu Alexandria die Peſt ausgebrochen ſey. So hatten ſich zwei Sorgen ſtatt einer, und beide waren, wie ſich nachher zeigte, vergebliche, in unſre Geſellſchaft eingedrängt: die eine, ob uns nicht vielleicht die jetzt mit Macht einbrechenden Winterſtürme Wochen, ja Monate lang auf Rhodus zurückhalten und hierdurch unſern Reiſeplan ſehr verändern und verkürzen würden, die andre, daß wir abermals, auch wenn wir nach Alexandria gelangten, als Hausgenoſſen einziehen müßten bei der „Peſtilenz die im Finſtern ſchleichet, bei der Seuche die im Mittage verderbet." Das dumpfe Toben des Meeres, welches das Liedlein der erſteren Sorge ſang, hörte man, bis herein in unſre kleine Hütte, dazwiſchen aber vernahm die Seele auch ein andres Lied in höherem Tone, deſſen Anfang lautete: „gieb dich zufrieden und ſey ſtille."

Gegen Mittag hatte der Regen aufgehört, die lauten Donner ſchwiegen, nur die furchtſamen Lämmer und wilden Stiere des Meeres, die Waſſerwogen, konnten noch nicht von dem Entſetzen ſich los machen, das ſie ergriffen, obgleich, wenn ſie vor Furcht auch noch ſo hoch ſprangen, nur hier eine Tiefe und dort eine andre Tiefe ſich aufthat. Haſſan, unſer türkiſcher Freund aus Smyrna beſuchte uns, und auch heute, wo wir mit ihm allein waren, vernahmen wir Aeußerungen von ihm, welche uns

schließen ließen, daß in dem geistigen Reiche der Osmanen zwar noch die Wogen, jetzt einmal in Bewegung gesetzt, laut, gegen den Felsen brausen, der fest stehet, daß aber die Wetterwolken, aus denen der aufregende und bewegende Sturm kam, bereits anfiengen sich zu zertheilen und zu verziehen. Hassan äußerte auf seine Weise mehrmalen gegen uns, als Hoffnung seines Herzens, daß vielleicht schon in wenig Jahrzehenden die Moslimen in Sinn und Sitte den Franken (Christen) gar ähnlich und sehr nahe befreundet seyn würden; der Großherr selber mache zu der Annäherung einen guten Anfang. Namentlich schien ihm auch der Anblick unsrer christlichen Familienverhältnisse und das Benehmen unsrer Reisegefährtinnen das Vorurtheil der Türken (wenn es anders wirklich noch in ihm war) benommen zu haben, daß in den Frauen keine solche, zum Wirken kräftige, verständige Seele sey, wie in den Männern. Hassan war heute unser Gast und nach einiger Zeit fand sich auch unser guter Capitän Angeli bei uns ein, den der sorgsame, wohlwollende Herr Giulianich hieher beschieden hatte, um ihn, in unsrer Gegenwart, das Versprechen abzunehmen, daß wir im Hafen zu Alexandria auf seinem Schiffe, nicht in dem jetzt verpesteten Siechhause die Quarantäne halten dürften.

Rhodus war, nach der Sage des Alterthums, dem Sonnengott als einer seiner Lieblingssitze geheiligt, denn dort auf dem hohen Atabyriosberge sahe Phoebus die lieblich blühende „Rhodos," die Tochter der Aphrodite und wählte sich die Jungfrau zur Braut und Gemalin *). Darum vergehet schon nach dem Ausspruch der

*) Pindar Olymp VII. 25.

Alten kaum ein Tag, an welchem nicht, wenn auch Wolken ihn verhüllten, die Sonne, aus dem Gewölk hervor, ihr Lieblingseiland wenigstens auf eine Stunde beleuchtete *), der Himmel ist über diesem Gefilde der Rosen (und Schlangen) von einer so vorherrschenden Neigung zur Heiterkeit und zum Lachen, wie die Laune des Aristophanes, welcher dieser Insel entstammt war. Auch die jetzigen Bewohner sagen, daß ein Tag, an welchem die Sonne nicht wenigstens eine oder etliche Stunden schiene, zu den großen Seltenheiten auf ihrer Insel gehöre. Eine dieser Seltenheiten glaubten wir heute erlebt zu haben, denn ein so geschwärzter Himmel, wie der des heutigen Vormittags war, schien so bald keine Aufheiterung zu versprechen. Und dennoch war der ganze Nachmittag so schön und heiter, die Sonne schien wieder so lieblich warm, wie in unsrem Vaterlande etwa an einem der letzten Tage des Aprils. Diese günstige Stimmung des Himmels zog uns bald wieder hinaus auf die Höhe des Hügels und ans Meer. Hatten doch selbst unsre Hadschi's den Ruhesitz der Kaffeehäuser verlassen und waren in Schaaren her zu der Grabstätte und Moschee ihres Heiligen gezogen, dem dieses Volk auch nach seinem Tode, wie vormals das heidnische Alterthum den auf Rhodos wohnenden Telchinen, eine magische Gewalt und Macht über Wind und Wetter zuschreibt, deren Verwendung zu Gunsten unsrer Schiffahrt, diese türkischen Reisegefährten durch Gebet und reichliche Gaben zu gewinnen suchten. Obgleich der eigentliche Sturm sich ganz gelegt hatte, war dennoch das Meer, selbst innerhalb des Hafens noch

*) Plinius II. 62.

ſo unruhig, unſer Schiff ſchwankte ſo gewaltig, daß wir uns entſchloſſen, heute dem Beiſpiel jener türkiſchen Hadſchi's zu folgen und am Lande zu übernachten. Unſre jungen Reiſegefährten fanden gaſtliche Aufnahme im Kloſter der Franziskaner, wir, ſammt unſrer Gefährtin, bei einem Freunde des Herrn Giulianich, und die Ruhe in einem unbewegt feſtſtehenden, bequem eingerichteten Bette erſchien uns ſo neu und unvergleichlich wohlthuend, daß wir ruhig ſchliefen bis an den hellen Morgen.

Als wir am Donnerſtag, den 24ten November, die Läden öffneten und bald nachher auch hinaustraten ins Freie, da zeigten ſich uns die Hochgebirge der benachbarten kleinaſiatiſchen Küſte am Cap Valbi (Phönix) und an der Bucht von Marmaris (Loryma) mit dem Leichentuche des friſch gefallenen Schnees bedeckt. Das aber, was uns auf den Höhen als Trauergewand erſchien, das war und ward für uns ein Anlaß und Anzeichen der Freude, denn ſiehe, eine der geſtrigen Sorgen war über Nacht gehoben und vergangen, der Wind war uns endlich wieder einmal günſtig geworden und ließ, durch ſein kräftiges Wehen, einige Ausdauer erwarten. So beſtätigt es, auch bei ſolchen minder bedeutend ſcheinenden Ereigniſſen, ſelbſt die unmündige Natur, daß in ihr, wie in der Geſchichte unſres Geſchlechts, eine Mutterliebe walte, welche gern ſich zu dem Schweigen und Erſtarren des Todes herabläſſet, damit in ihren Kindern die Stimme und Luſt des Lobes wie des Dankens erwachen könne.

Unſre hieſigen landes- und meereskundigen Freunde, vor allen Herr Giulianich, der in ſeinen jüngeren Jahren ſelbſt Seekapitän war, hatten uns geſagt, daß jener günſtige Wind, den wir ſchon ſeit mehreren Tagen erwarteten

und der nun endlich heute gekommen war, in dieser Jahreszeit und auf diesem Meere selten länger als drei Tage anhalte. Wenn man ihn jedoch gleich bei seinem Anheben benutze, dann sey diese Zeit gerade ausreichend, um mit ihm von Rhodus nach Alexandria zu seglen; wo nicht, so dürfe man oft lange warten, bis ein eben so kräftiger, günstiger Wind käme. Wir hatten dieses wohl zu Herzen gefaßt, und da uns keine Zeit zu verlieren war, suchten wir gleich am Morgen unsern Schiffkapitän auf, um ihn zur baldigen Abreise zu bestimmen. Wir fanden ihn, den wohlerfahrnen Mann, schon von selber unserm Wunsche entgegenkommend, denn er war eben im Begriff gewesen, uns bis gegen Mittag aufs Schiff zu bescheiden. Aber unsrer und des Kapitans Entschluß fand diesmal nicht den Beifall der Hadschi's. Diese, an deren Spitze der Unterkapitan stund, hatten gerne noch ihren morgenden Wochenfesttag (Freitag) auf dem Lande zugebracht und der Unterkapitan suchte auch mich mit in das Einverständniß zu ziehen. Wir aber blieben mit dem Kapitän für die Beschleunigung der Abreise, und die Anwesenheit unsrer fränkischen Freunde legte ein solches Gewicht in die Wagschaale, daß der Unterkapitän keinen weitern Widerspruch wagte und auch die Hadschi's sich ruhig in den baldigen Abschied von den glückseligen Hallen der Kaffeehäuser fügten. Noch einmal kehrten wir dann zu unsrer Vorstadt zurück, genossen zum letzten Male die Aussicht bei den Zypressen des Hügels von „Liebeinsam" und da uns von da ein schnell vorüberziehender Regenguß verscheucht hatte, erquickten wir uns noch einmal an den Gütern unsrer Locanda. Der Abschied von unseren hiesigen wohlwollenden Freunden war ein dankbarer und herzlicher; mehrere von ihnen begleiteten uns zum Ha-

sen, der Freund Rothmantel sogar aufs Schiff. Bald nach Mittag ward der Anker gelichtet und gegen 2 Uhr, war, mit einiger Anstrengung, weil gerade der heutige, unsrer Weiterfahrt im Ganzen so günstige Wind das Auslaufen hinderte, der Ausgang aus dem Hafen gewonnen.

Die Seereise von Rhodus nach Alexandria.

Das Geschrei unsrer Matrosen, ihr lautes „Kyrie eleison," womit sie jede anstrengende Bewegung beim Aufwinden der Anker, beim Auf- und Niederziehen der Segel, beim Fortbugsiren des Schiffes aus dem Hafen hinaus zu begleiten pflegten, war verstummt, man hörte nur noch das Rauschen der Wogen, durch welche unser Schiff mit kräftig aufgeblähten Segeln hindurchschritt. Der Wind war Maëstral Tramontana (Nord-Nordwest) und wehte so frisch, daß man den Mantel vertragen konnte; der Himmel war klar und rein, nur am Gipfel des hohen Atabyrisberges, im Süden der Insel, hiengen einzelne Wolken. Doch dieser war ja schon den Alten, wie sein Name sagt, als ein Verhüllter bekannt; auf seinen Höhen stund ein Tempel des umhüllten Zeus des Gottes der über den Wolken thronet, auf uns aber schien die Sonne ungetrübt hernieder und das Gewölk der Sorgen hatte sich zerstreut, obgleich unsre Freunde in Rhodus uns darauf gefaßt gemacht hatten, daß, bei leicht möglicher Veränderung des Windes wir vielleicht nach Castelrosso und von da zurück nach Rhodus verschlagen werden könnten.

Wir steuerten mehrere Stunden lang nahe an der Insel hin, deren Berge und Thäler wie Blätter der Rose, die das Sinnbild des lieblichen Eilandes war, vor unserm Auge sich ausbreiteten. In besondrer Schönheit

zeigte

zeigte sich uns die bergumsäumte Bucht und Felsenstätte des alten Lindos, der Geburtsstadt des Chares und manches andern großen Meisters in Erz und Stein. Das Werk des Erzes und Steines schien zwar dauernd und fest genug, wo wäre es aber, verwandelt vielleicht in die häßliche Schlundform der Kanonen, oder in die Kochgeschirre der Turken und Beduinen, geblieben, hätte nicht das Wort, das beschreibende, welches unvergänglicher ist denn alles Erz und Felsengestein der Erde, seinen Nachhall erhalten. Denn von allem sichtbaren Werk und Wesen bleibet zuletzt doch nur das, und geht in die Ewigkeit hinüber, was mit den ewigen Kräften des Wortes sich überkleidet.

Der Atabyris warf seinen Schatten weithin über die schöne Landschaft, wir waren bei dem südlichen Ende der großen Insel; nur noch ein kleines, niedriges Eiland, mit Bäumen bewachsen, zeigte sich neben uns, im Westen; die Sonne gieng uns schon im weiten, freien Meere unter. Das Auge, noch einmal auf die dunkelnden Höhen von Rhodus gerichtet, nahm Abschied vom Lande und vom Anblick der Berge, der uns, auf unsrer bisherigen Fahrt von Constantinopel nach Smyrna und von da durch das inselnreiche, aegeische Meer noch keinen Tag ganz verlassen hatte; denn auf der großen, breiten Fläche des Gewässers, die sich zwischen Rhodus und Alexandria ausdehnt, ist nun kein weiterer Punkt des Anhaltens und der Bergung vor Stürmen; kein Eiland, das dem Schiffer auch nur einen Trunk des frischen Wassers darbieten könnte.

Der Mond, welcher fast voll war, beleuchtete jetzt die schaumbedeckten Wogen, deren Andrang hier, auf dem freieren Meere, mächtiger erschien, als in der Nachbar-

schaft der Insel; der Wind hatte sich etwas mehr nach Westen gewendet und legte das Schiff, das ihn noch immer mit vollen Segeln erfaßte, so stark auf die Seite, daß Mehreren von uns das Feststehen auf dem Verdeck unbequem ward; wir giengen freiwillig wieder hinab in das kleine Gefängniß der Kajüte und streckten uns, um den Anfall der Seekrankheit zu verhüten, aufs Lager der Pritsche. In der Nacht hatte sich der Wind fast wieder zur Sturmesgewalt verstärkt, der Himmel mit Wolken bedeckt, die sich von Zeit zu Zeit in Regenströmen ergossen. Die armen Hadschi's oben auf dem ungeschützten Verdeck, so wie unten im engen Schiffsraume hatten heute (am Freitag) ein trübseliges Wochenfest; sie alle waren seekrank und auch mir schwindelte, so oft ich mich vom Lager erheben wollte, der Kopf so sehr, daß ich gar bald mich wieder niederlegen mußte. Auch am Sonnabend hielt das stürmische Wetter an; die Wellen giengen so hoch, daß sie öfters über das Verdeck schlugen und ihr Gewässer über die Treppe hinab in die Kajüte ergossen, der obere Eingang zu dieser wurde deshalb mit Decken verschlossen und auch das Deckenfenster der Kajüte, um das Eindringen des Regens zu verhüten, öfters mit Brettern und härenen Teppichen verhüllt. Hiedurch ward die Luft in dem engen, dunklen Kämmerlein so drückend und dumpf, dabei durch die Nachbarschaft der seekranken Hadschi's im Schiffsraume so verpestet, daß der Ekel und Schwindel im Haupte fast keinen Gedanken, im Herzen keine Freudigkeit aufkommen ließen. Meine lieben Reisegefährten waren indeß weniger von der Seekrankheit erfaßt worden denn ich, auch die Hausfrau stieg von Zeit zu Zeit hinan aufs Verdeck, von wo sie, freilich immer sehr bald, mit Mienen der Furcht und des Schreckens

zurückkehrte, wenn sie hier und wenn sie dort in die geöffneten Tiefen des Wassers hineinblickte, oder wenn eine große Woge über den Saum des Schiffes hereinsprang.

Seitdem der Oberkapitän gegen den Wunsch des türkischen Unterkapitäns und seiner Glaubensgenossen die Abfahrt von Rhodus beschleunigt hatte, war ein Zwiespalt zwischen beiden entstanden, der sich auch darin äußerte, daß der Unterkapitän die seit Rhodus eingeschlagene Richtung der Fahrt beständig tadelte, und behauptete, auf diese Weise würden wir nicht nach Alexandria, sondern nach einem westlicheren Punkt der Küste kommen, der, wenn wir bei Nacht anfuhren, wegen der Sandbänke gefährlich werden könne. Der Oberkapitän, seiner Sache gewiß, hatte auf das Geschwätz wenig geachtet, und sein Triumpf ward vollkommen, da am 27ten November des Morgens um 9 Uhr auf einmal einer unsrer Matrosen vom Maskorbe aus das Land, und zwar das der Umgegend von Alexandria erkannte und dieses mit lautem Freudengeschrei verkundete. Die Hoffnung gab jetzt den Gliedern neue Kraft, Alle drängten sich aufs Verdeck und sahen unverwandten Blickes nach Süden hin und bald erkannten auch wir Andern ganz niedrig am Horizont die Wipfel der Palmen und den hohen Scheitel der sogenannten Säule des Pompejus; die Burg des Vizekönigs und den Wald der Masthäume der vielen, im innern Hafen liegenden Schiffe.

Es war heute die dritte Woche seit unsrer Abfahrt aus Smyrna vergangen, dazu war heute der erste Adventssonntag: ein Tag der Freude für viele Völker und Länder. Die beschwerliche Seereise, mit all ihren vergeblichen Sorgen, lag hinter uns und wir mußten jetzt mit freudigem Dank es erkennen, wie sehr sie uns durch

die öfteren Ausruhezeiten am Lande und durch die Beschleunigung der letzten Fahrt von Rhodus bis hieher erleichtert worden war. Der frische Wind, gleich als hätte er nun seine Botschaft vollendet, fieng an uns zu verlassen, wir näherten uns, mit seinem letzten Hauche, langsam dem Lande und zwischen 1 und 2 Uhr des Nachmittags liefen wir im äußern Hafen von Alexandria ein und warfen neben vielen Schiffen, auf denen die schwarz und gelbe Quarantäneflagge wehte, Anker.

Alexandria.

Wir waren nun, wenn auch nicht auf dem Boden, doch auf dem Gewässer von Aegypten; nahe bei uns die Stätte der hohen Obelisken (Nadeln der Cleopatra) und an vielen Stellen der Küste die dichtgedrängten Waldungen der Palmen; vor uns die ansehnlichen Gebäude der neuen Straße, bei denen, auf hohen Mastbäumen, die Zeichen der verschiedensten Nationen des Westens wehen, deren General-Consuln hier wohnen; weiterhin die Moscheen, so wie die Palläste und Gärten der Großen. Ueber uns schwirrten und zwitscherten die Schwalben und verkündeten uns, daß wir nun im Lande des beständigen Grünens und Blühens, im Lande des anhaltenden Sommers seyen. Wir stunden an dem Anfang jenes Weges der großen Thaten der Geschichte, welcher ein Hauptweg auch unsrer Reise werden sollte; stunden vor dem Thore der alten Heimathstätte einer Weisheit der Tempel, deren Licht weithin über die Zeiten und Völker leuchtete. Ehe sich uns aber dieses Thor selber aufthat, ehe wir unsern Fuß auf jenen Weg der bedeutungsvollen Weiterreise setzen durften, da sollte noch mancher Tag vergehen; denn gleich einem tiefen, von Wasser gefüllten, durch

Palliſaden verwahrten Graben, den das Auge von weitem nicht bemerkte, der aber deſto gröſseren Schrecken bei der Annäherung erregt, lag zwiſchen uns und dem freien Austritt ans Land die langweilige Abſperrung einer vier und zwanzigtägigen Quarantäne. Dieſe wäre allerdings vermieden worden, wenn wir den Weg von einem der europäiſchen Häfen unmittelbar hieher genommen hätten; jetzt aber, da wir noch dazu in Geſellſchaft dieſer groſsen, verdächtigen Schaar der Türken aus Gegenden gekommen waren, in denen die Peſt herrſchte, konnten wir den Stricken der Sanitätsobhut nicht entgehen.

Wir hatten gleich in den erſten Stunden nach unſrer Ankunft im Hafen unſre Empfehlungsbriefe abgegeben und ſchon am darauf folgenden Tage erfreuten uns die Herren, an welche jene Briefe lauteten, mit ihrem tröſtlichen, angenehmen Beſuche bei dem Schiffe *). So machte ich ſchon an dieſem Tage die ſpäter für mich ſo wichtigen und genuſsreichen Bekanntſchaften der Herrn General-Conſuln von Oeſtreich, Rusland, Preuſsen, Dänemark und Amerika; des Herrn Regierungsrath Ritters v. Laurin, des Herrn Oberſten Duhamel, der Herrn v. Dumreicher, Reguerbe und Gliddon, und ſpäter am Nachmittag die des Herrn Bergwerksdirectors Ruſſegger, deſſen bedeutungsvolle Forſchungen mit Recht in ganz Europa Theilnahme erregt haben. Am meiſten und unmittelbarſten nahm ſich unſrer und aller unſrer Angelegenheiten unſer wohlwollender, gütiger Landsmann, der k. däniſche Herr Generalconſul v. Dumreicher an,

*) Bei ſolchen Beſuchen hatte ein Mann von der Quarantaine, der die Beſuchenden begleitet, die Aufſicht; das Volk muſs immer in einiger Entfernung vom Schiff bleiben.

der aus Bayern (Kempten) gebürtig, die Liebe zu seinem Vaterlande an uns bei jeder Gelegenheit bewieß. Durch ihn, so wie durch seinen jungen Freund und Landsmann, Herrn Pfäffinger, wurde uns die Gefangenschaft der Quarantäne sehr erleichtert, denn außer dem Verlangen nach Freiheit wurde uns jedes andre aufs Zuvorkommendste erfüllt.

Die schon früher vernommene Nachricht von dem Ausbruch der Pest in den Gebäuden des Quarantänehauses bestätigte sich hier im vollen Maße; unser Entschluß im Schiffe zu bleiben, wurde dadurch von neuem bestärkt. Ein Hauptanliegen mußte es jetzt für uns seyn, daß die Hadschi's bald möglichst ausgeschifft würden. Denn erst wenn dieses geschehen und die andre der ansteckenden Kraft verdächtige Waare, die unser Capitän an Bord führte, ausgeladen war, konnten wir aus dem äußern (sogenannten neuem) in den innern (alten) Hafen einlaufen und den eigentlichen Anfang der Quarantäne machen; alle die Tage, die wir im neuen Hafen verweilten, zählten hierbei nicht mit, sondern waren wie verloren. Aber der Erfüllung unsres Wunsches, der auch zugleich der Wunsch der türkischen Hadschi's war, die sich selber aus dem engen Schiff hinaus ans Land sehnten, stund entgegen, daß alle Räume des Quarantänehauses bereits besetzt waren. Endlich, am Dienstag, sollte die Ausschiffung geschehen. Unsre Türken hatten den Augenblick kaum erwarten können; schon am frühen Morgen setzten sie sich, mit all' ihren Geräthschaften in die beiden großen, zu ihrem Transport bestimmten Böte. Zu dieser Eile mochte wohl auch die Mißhelligkeit beigetragen haben, in welche die Hadschi's seit gestern mit dem Capitän gerathen waren, weil sie für das Wasser, das er hier im äußern Hafen doch selber kau-

sen mußte, und das sie bei ihren Waschungen so übermäßig verschwendeten, nichts bezahlen wollten, sondern dasselbe noch immer umsonst, wie bisher auf der Ueberfahrt verlangten. Die guten Leute mußten indeß auch diesmal erfahren, daß zum Eilen das Schnellseyn nicht immer heiße, denn bei dem Ausräumen des Quarantänehauses hatten sich Schwierigkeiten ergeben; nachdem die Türken den ganzen Tag, der Sonnenhitze ausgesetzt und eng zusammengepreßt in ihren schwankenden Böten, gesessen waren, unvermögend ihren Pilau zu kochen, mithin auch meist ohne zu essen, ohne Kaffee zu trinken, ja selbst ohne Tabak zu rauchen, mußten sie am Abend wieder hinaufsteigen ins Schiff. Dieses alles geschahe mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Ruhe; mit derselben Gleichmüthigkeit, mit welcher sie am Tage fast regungslos zusammengepreßt gesessen, rauchten sie jetzt am Bord des Schiffes ihre Pfeife und bereiteten sich den zwiebeldurchwürzten Reis oder Kaffee. Erst am Mittwoch wurde es Ernst mit dem Ausladen der Türken, deren etliche, an ihrer Spitze der streitsüchtige Mohr, zuletzt noch widerwärtige Streitigkeiten mit dem Capitän wegen der Bezahlung der Ueberfahrt hatten. Das Schiff war nun auf einmal für uns ein sehr geräumiger, bequemer Wohnsitz geworden, denn alle Hadschi's waren heraus; von den Türken blieben überhaupt nur noch der gute Kaufmann Hassan und der Unterkapitän so wie der Halbtürke Jnglese; der ganze Raum des Verdeckes war jetzt, abgesehen von dem Schiffsvolk, für uns und die Griechin mit ihren drei Kindern, einen jungen Griechen und die beiden deutschen Handwerkspurschen, denen ich die Erlaubniß ausgewirkt hatte, im Schiff zu bleiben. Wir hatten an diesem Tage außer dem Gefühl der Befreiung von einer Reisegesellschaft, die uns lange,

wenn Krankheiten unter ihr ausgebrochen wären, sehr gefährlich hätte werden können, noch einen andern großen Genuß gehabt: ein mehrstündiges Verweilen auf dem festen Boden des Landes, in dem freilich eng begränzten Bezirk des Quarantäne-Mauthhofes. Als wir, reichlich versehen mit Vorräthen der eben reifenden Datteln und mancher andern Güter des Landes zum Schiff zurückkamen, fanden wir dieses gereinigt und gesäubert, so gut dieß nur durch die Hände der Matrosen geschehen; kann auch das Ausladen der „suspekten" Waaren des untren Schiffsraumes, zu denen man erst jetzt, da die Hadschi's fort waren, gelangen konnte, hatte schon begonnen und am Donnerstag den 1ten December war Alles so weit im Reinen, daß wir nun endlich den äußern Hafen verlassen und in den innern (alten) einlaufen durften. Hier hatten wir freilich einen ungleich sichrern und angenehmern Bergungsort gefunden als der äußre Hafen ihn darbot. Denn außerdem daß hier unser Schiff viel geschützter vor dem Angriff der Stürme lag, denen es dort, besonders wenn sie aus Nordost weheten, nicht viel weniger als auf dem offnen Meere ausgesetzt lag, genossen wir auch da den unmittelbaren, nahen Anblick der schönen Flotte des Vicekönig es und der vielen vor Anker liegenden europäischen Schiffe; hatten ganz nahe bei uns auf dem Lande ein bequem eingerichtetes Sprachgitter, an welchem wir öfter mit freundlichen Landsleuten zusammentrafen, konnten vom Verdeck aus die Arbeiten der Schiffswerfte betrachten, das Auge an dem Grün der vielen Palmengärten und dem Beschauen der Pompejussäule erquicken.

Die Geschichte eines Quarantäneaufenthaltes hat so viel Einförmiges, daß sie sich kurz zusammenfassen läßt. Man ließt da, man schreibt Briefe, man empfängt Be-

suche, unter andern schon am ersten Tage den des griechischen Herrn Generalconsuls Tossizza und jenen eines freundlichen, gefälligen Landsmannes, des Herrn Flottenarztes Dr. Koch; man fährt zum Quarantänesprachgitter oder ergeht sich in der kühleren Zeit des Tages auf dem Verdeck des Schiffes. Gleich am zweiten Tage nach unserer Einfahrt in den innern Hafen gewährte uns eine große Illumination der Kriegsschiffe und mehrerer öffentlicher, in der Nähe des Hafens stehenden Gebäude, so wie der Minare's der Stadt, eine große Augenbelustigung. Es hatte heute (Freitag den 2ten December) bei Sonnenuntergang die Fastenzeit der Ramadan der Moslimen begonnen und dieser Abend von hoher moslimitischer Bedeutung, wurde von Kanonenschüssen angekündigt und dann als ein Fest der Lampen gefeiert. Nächst der Beleuchtung der Peterskirche in Rom, am Vorabend und am eigentlichen Festabend von Peter und Paul habe ich noch keine große Lampenbeleuchtung gesehen, die einen so mächtigen Eindruck auf mein Auge machte, als die der ägyptischen Kriegsschiffe, deren Licht seine widerspiegelnden, beweglichen Funken weithin über den Wasserspiegel des Hafens ergoß. Wir hatten heute am Tage eine Wärme unsrer Sommertage gehabt, die Kühle des Abends that wohl; wir blieben lange, wie Kinder an den vielen Lichtlein uns freuend, auf dem Verdeck.

Es war nur ein Traumbild gewesen, das in mir wie ein Funke der großen, gesehenen Lampen, wenn er in Baumwolle oder Werg gefallen wäre, den Brand der innren Unruhe entzündet hatte und doch fühlte ich den ganzen Tag seine Schmerzen. Ich war auf einmal im Traum wieder zurückgekehrt in die liebe Heimath. Theilnehmend drängten sich mehrere meiner Freunde um mich;

ich ſollte ihnen von meiner Reiſe erzählen. Ich that dieß mit einer Lebendigkeit und Wärme, deren ich im Wachen ſelten fähig bin und mit großer Ausführlichkeit; ich beſchrieb die Donaufahrt, Conſtantinopel, Kleinaſien, die Fahrt nach Alexandria und kam mit meinem Reiſeberichte bis zu der Beſchreibung der geſtrigen Illumination, da auf einmal ſtockte die Erzählung. Meine Freunde erſuchten mich, ich ſolle ihnen doch noch mehr ſagen über Aegypten, über die Wüſte des Sinai und über das gelobte Land, da mußte ich mit einem unbeſchreiblichen Schmerz geſtehen: ich bin ſo lange und weit weggeweſen und bin nun zurückgekehrt, ohne den eigentlichen Zweck meiner Reiſe erlangt, ohne die Pyramiden, ohne das rothe Meer und den Sinai, ohne Paläſtina, ja ſelbſt ohne nur den Nil geſehen zu haben. Wer die Unruhe eines Wandervogels mit theilnehmendem Sinne betrachtet hat, der, wenn die Wanderzeit kam, im Käfich verſperrt und feſtgehalten war, der kann ſich in die Lage eines aus allen Kräften vorwärts, zum Ziele der Pilgrimſchaft ſtrebenden Menſchen denken, wenn derſelbe auf einmal da im Angeſicht der Palmenhayne wochenlang auf den Wellen ſchweben muß und nutzlos die Zeit verſtreichen ſiehet, die er zwiſchen den Ruinen von Theben und Luxor oder bei dem Rauſchen der Nilkatarakten hätte zubringen können. Das unruhige Sehnen, einzugehen wenigſtens in das ſchon ſo nahe vor uns liegende Thor des Nilthales wurde noch geſteigert, da heute Herr Bergwerksdirector Ruſſegger mit Dr. Veit und einigen andern ſeiner Begleiter zu uns ans Schiff kam und uns nach vielen intereſſanten Mittheilungen über ſeine bisherigen gründlichen und gehaltreichen Forſchungen ſeine nahe Abreiſe in das obere Nilthal ankündigte. Wie gerne hätten wir uns ihm an-

geſchloſſen, und, obgleich dieſes nicht zunächſt in unſerem Reiſeplan lag, auch die ſpäter denn die Pyramiden geborenen Herrlichkeiten von Theben geſehen *).

Das innre, unruhige Bewegen war durch Nachrichten aus dem Vaterlande von dem Ausbruch der Cholera bei dem heimathlichen Heerde noch vermehrt worden, wiewohl die guten, ſchon am 29ten November empfangenen Briefe zugleich auch vielen heilenden und lindernden Balſam gegen die Schmerzen der Unruhe enthielten; einen Balſam, der nur gerade heute nicht recht gebraucht und angewendet wurde. Freilich war es, als wollte ſelbſt die äußere Natur in den Takt des gellenden Singetanzes einſtimmen, der eben im Innern ertönte, denn wir hatten ſeit der vergangenen Nacht ſtatt des geſtrigen Sommerwetters Sturm bekommen, am Morgen war nur 14° R. Wärme; wir durften froh ſeyn, daß wir nicht mehr im äußern, ſondern im innern Hafen vor Anker lagen, denn ſelbſt hier empfanden wir das Schwanken des Schiffes auf dem ſtark bewegten Waſſer; im äußern Hafen wäre uns daſſelbe wieder zu einem Siechbette der Seekrankheit geworden. Auch am Sonntag dauerte das ſtürmiſche Wetter in ſolcher Heftigkeit an, daß uns daſſelbe von unſern Freunden in der Stadt abtrennte, doch ſahen wir wenigſtens den freundlichen Landsmann, Herrn Pfaffinger. Endlich am Montag den 3ten December hatten wir uns in das unvermeidliche Loos der

*) Die Erbauung der Pyramiden wird nach den neueſten, auf die Entzifferung der Hieroglyphen begründeten chronologiſchen Unterſuchungen von Bunſen auf das Jahr 3150 v. Chr. geſetzt. Die von Theben fiel um anderthalb Jahrtauſende ſpäter.

Sanitätsgefangenschaft gefunden und von hier an begann für uns ein arbeitsames, häusliches Leben, das neben den Entbehrungen auch seine vielfachen Freuden hatte. Wenn wir am Morgen aus der stillen, dem gemeinsamen Lesen bestimmten Cajüte, gestärkt an Seele und Leib hinaustraten aufs Verdeck, da dauerte es nicht lang, da kam unsre „Silberflotte" an; das kleine Boot das uns frische Lebensmittel aus der Stadt, zuweilen auch Briefe und die „allgemeine Zeitung" brachte. Jeder gieng nun an sein Tagesschäft: Einige schrieben oder lasen, Andre zergliederten und zeichneten Seethiere, der Maler Bernatz porträtirte. Denn seitdem unser Schiffsvolk an ihm und Dr. Erdl diese Geschicklichkeit bemerkt hatten mußten beide, vornämlich aber Bernatz, nach und nach sie Alle, und zwar Manche von ihnen mehrere Male abbilden. Hierbei wurde ganz vorzüglich auf ein getreues Nachbilden der schönen Kleidung gesehen; selbst der Kapitän war darüber empfindlich, daß Dr. Erdl ihn in seiner ziemlich alten und farblos gewordenen Schiffskleidung gewählt hatte; er zog für die zweite Abkonterfeiung durch Bernatz, eben so wie Jeder der sich später mahlen ließ, sein schönstes Gewand an und der Unterkapitän borgte sich zu gleichem Zwecke von dem reicheren Hassan noch allerhand buntfarbigen Zierrath, nur damit das Bild recht schön werde. Mitten in diese Tagesgeschäfte, welche jetzt großentheils, wenn die Sonne nicht zu heiß schien, auf dem freien Verdeck verrichtet wurden, kam dann ein angenehmer Augenblick des Ausruhens, wenn jetzt ein Schiff von der Barbareskenküste, erfüllt mit mauritanischen Hadschi's, ankam, die viel unsauberer und wildfremder aussahen als unsre Türken, oder wenn ein europäisches Schiff ungehindert, mit vollen Segeln neben uns vorbei-

fahr und bald hernach seine, durch keine Quarantäne gehemmten Passagiere und Waaren — vielleicht auch neue Briefe für uns — ausschiffte. Nicht selten ward auch ein Besuch am Sprachgitter und auf seinem Vorplatz gemacht und das Gedräng der verschleierten Frauen, die hier mit ihren von einer Seereise heimkehrenden Männer oder Söhnen sprachen, oder die Beduinen betrachtet, die allerhand Eßwaaren feil boten. Der Mittagstisch war außer den gewöhnlichen Speisen täglich mit der lieblich schmeckenden, frischen Frucht der Datteln und mit Orangen, zuweilen auch mit ägyptischen Kuchen besetzt. Dabei mußten unsre beiden arabischen Quarantäneaufseher, so wie Hassan und der Unterkapitan müssig zusehen, denn diesen erlaubte das Gebot des Islams jetzt, während der langen Fastenzeit oder des Ramadans von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang nicht einmal einen Trunk Wassers oder eine Pfeife Tabak, geschweige die Erquickung der Speisen. Doch kam der aufgeklärte Hassan gar oft zu uns herunter in die Kajute, um sich während des Tages mit einem Glas Wein zu laben, denn, sagte er, von Weintrinken sey in den Vorschriften die den Ramadan betrafen keine Rede, der sey nur überhaupt und im Allgemeinen verboten, es sey also einerlei, ob man ihn während oder außer der Zeit der Fasten tränke. Am Nachmittag erhielten wir nicht selten Besuche am Schiffe, besonders von unserm gefälligen Landsmann, dem Herrn Flottenarzte Dr. Roth; gegen Abend vergnügte uns unser griechisches Schiffsvolk mit Gesang oder der freundliche Kapitän stellte zu unserer Belustigung gymnastische Spiele im Springen und Tanzen an, wobei einige seiner Leute sich durch ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit auszeichneten. So wie dann die Sonne jenseits der Pal-

mengärten hinabsank und zum Untergang sich neigte, da stopften unsre arabischen Quarantänehüter ihre Pfeifen, legten dann die glühende Kohle vor sich hin und in dem Augenblick, wo die Kanonenschüsse den eigentlichen Untergang der Sonne verkündeten, da begannen sie das behägliche Rauchen und das Trinken des Wassers, bis ihnen die Matrosen die große, volle Schüssel mit gekochten Bohnen oder Erbsen hinsetzten. Auch Hassan und der Unterkapitän fiengen jetzt ihre offenbarlichen Schmausereien an, wir aber vergnügten uns noch einige Zeit an dem Anblick des ägyptischen Sternenhimmels, an welchem unserm Auge zum ersten Male der in dem Vaterlande niemals sichtbare Canopus in seiner vollen Schönheit sich zeigte.

So war denn der 20te December und mit ihm das Ende unsrer Quarantänezeit herangekommen. Unsre lieben Freunde und Landsleute, Herr Generalconsul von Dumreicher, Hr. Pfäffinger und Hr. Dr. Koch holten uns, jetzt zum ersten Mal Hand in Hand uns begrüßend, hinüber zum Lande; die Angelegenheiten der Mauth brachte Hr. Pfäffinger in Ordnung, wir Andern, im Geleite der Freunde, giengen durch manche Gassen der ältern, türkischen Stadt hinüber zu dem schönen, meist neugebauten Quartier der Franken, wo für uns in dem ganz europäisch eingerichteten Gasthaus zum schwarzen Adler schon Zimmer und Kost bestellt waren. Wie neu und wie herrlich erschien uns da Alles was wir sahen und genoßen; die schöne Aussicht von dem festen, sichern Boden des Speisezimmers nach dem Meere und zunächst nach dem Hafen, in dem wir zuerst Anker geworfen hatten; das Sitzen auf Stühlen und an ordentlichen Tischen, ja selbst auf einem Sofa; das Schlafen auf den weichen

Matrazzen eines Himmelbettes; die Bequemlichkeit eines abgesonderten, sogar verschließbaren Zimmers. Das Wohlbehagen über alle diese Dinge ließ mehrere Stunden lang gar kein andres Gefühl noch andre Gedanken aufkommen, erst am Nachmittag erhuben wir uns zu einigen Besuchen und zum Besehen der Stadt. Das erste was uns da, in einer der Gassen auffiel, waren unsre turkischen Hadschi's, die mit uns zu gleicher Zeit der Obhut der Quarantäne entlassen waren. Sie grüßten uns freundlich und wir erfuhren, daß keiner von ihnen, mitten unter den Pestsiechen des Quarantänehauses erkrankt sey. Auch unsre griechischen Matrosen, festlich geputzt, trieben sich in den Gassen umher.

In einer der spätern Stunden des Nachmittags besuchte ich in Gesellschaft des aufopfernd gütigen Herrn Dumreicher wenigstens noch eine Gegend der Stadt, in welcher die längstvergangene Herrlichkeit des alten, hochgepriesenen Alexandria, wie eine Stimme der Gräber zu dem jetztlebenden Geschlecht redet. Es ist dieß eine Baustätte am Ende jener neuen, schönen Straße, welche Ibrahim Pascha anlegen lässet; eine Baustätte, bei welcher man, als hier der griechische Generalconsul den Grund zu einem Pallaste legen wollte, in bedeutender Tiefe unter dem Boden viele prächtige Säulen von ansehnlicher Größe aus rothem ägyptischen Granit, zum Theil noch aufrecht stehend, fand. Wir stiegen hinab bei diesen Ausgrabungen zu jener Stelle, wo dem Boden ein brackiges Wasser entquillt, welches damals noch den Fortgang des neuen Baues bedeutend hemmte. Es waren einst noch Quellen von ganz anderer, höherer Art, welche da an dieser Stätte entsprangen, denn hier stund wahrscheinlich, wie wir nachher sehen werden das Gebäude

des Museums. Auf dem Heimwege sahen wir noch jenes kleine Kirchlein und Kloster der hiesigen abendländischen Christen, das, wie man sagt, seit den Zeiten der Kreuzzüge wenigstens seine alte Statte, wenn auch nicht seine vormalige innre Vermögenheit und Bedeutung behalten hat. Noch jetzt ist es eine Herberge der Pilgrime des Westens. Von den Fenstern unsers Speisezimmers aus genossen wir später den Anblick auf die vom Mond beleuchtete, kräftig bewegte Wasserfläche des äußern (neuen) Hafens und auf die felsige Landzunge, auf welcher einst der Pharos stund und erfreuten uns dann der so lang entbehrten Bequemlichkeit eines guten, nach heimathlicher Weise eingerichteten Lagers.

Mittwochs den 21ten December war es, sobald wir das Haus verließen, mein erstes Tagesgeschäft, mich auf der Statte des vormaligen älteren und ältesten, so wie in dem jetzt bestehenden, neuesten Alexandria zu orientiren. In Gesellschaft der Hausfrau, denn die andern Reisegefährten waren schon nach andrer Richtung heraus, gieng ich durch die große neue Straße des Frankenquartiers, dann weiterhin zu den sogenannten Nadeln der Cleopatra: jenen Obelisken, welche nebst den felsigen Vorgebirgen Lochias und Pharos, dann der Säule des Pompejus und den Katakomben die Hauptanhaltspunkte für die Forschungen über Lage und innre Anordnung des alten Herrschersitzes der Ptolemäer gewähren. Nur noch der eine jener herrlichen, mit Hieroglyphen beschriebenen Obelisken stehet aufrecht, der andre liegt niedergestürzt am Boden, ist aber in neuerer Zeit wenigstens so weit von dem früherhin über ihm liegenden Sand und Schutt befreit, daß man seine Hieroglyphenschrift ungehemmt von drei Seiten, und, wenn man sich etwas hinabbeugt, selbst

von

von einigen Parthieen der vierten, zum Theil untergrabenen Seite lesen kann. Die Höhe der beiden stattlichen Spitzsäulen, deren jede aus einem Stück rothen, syenitischen Granit gearbeitet ist, beträgt mit dem Piedestal und dem Dreieck des Gipfels 70, der Durchmesser der Basis sieben Pariser Fuß; zwischen den Obelisken und der Meeresküste stehen Gebäude, welche, wie es scheint anjetzt zum Bezirk der neuerrichteten Quarantänehäuser gehören, zu denen die Annäherung jedem der sich nicht selber leiblich suspekt machen will, versagt ist.

Stellen wir uns hin, auf eine der benachbarten Anhöhen, und rufen wir uns mitten in dieses Gewirre der Palläste, der Häuser, wie der armseligen, von den Frauen der Soldaten bewohnten Hütten und der leeren Räume, das Bild des alten durch Alexander den Großen begründeten, dann jenes des noch immer bedeutungsvollen sarazenischen Alexandria hervor. Hier, bei den Obelisken war die Ostseite jenes Stadtviertels der Königspaläste, welches Bruchion hieß und welches dem Raume nach nicht nur den vierten, sondern fast den dritten Theil der auf drei Stunden des Umfanges ausgedehnten Stadt umfaßte. Mitten in diesem Bezirk der von Gartenanlagen umgebenen Paläste stund jenes Museum, welches durch seine, mit Marmorsitzen versehene Säulenhalle, durch seinen großen Saal und durch sein von der Freigebigkeit der Ptolemäer zur täglichen Bewirthung der hierher zusammenberufenen Gelehrten bestimmten Speisezimmer zu einem Mittel dienen sollte, das einmüthige Zusammenwirken der Geister, zum gemeinsamen Zweck der höheren Bildung herbeizuführen. Freilich hat auch die damalige Erfahrung gelehrt, daß eine solche Einheit der Geister nicht durch wohlmeinende Gaben der königlichen

Milde, nicht durch leibliche Speise und Getränke, sondern nur durch einen anders woher kommenden (magnetischen) Zug bewirkt werden könne, welcher dem allbewältigenden, vereinigenden Einfluß des Bienenweisels gleichet. Dennoch hat der wohlmeinende Sinn der edlen Begründer dieses Museums Früchte getragen, welche auf dem Wege des geistigen Forschens und Erkennens vielen nachkommenden Geschlechtern der Menschen zur erquicklichen Nahrung dienten. Jener Leuchtthurm, an welchem die große Kunst seines Erbauers, des Sostratus von Gnidos eines der gepriesensten „Wunderwerke der Welt" erschaffen hatte, ist schon längst von seiner Statte verschwunden, noch aber leuchtet, bis auf unsre Tage allen Arbeitern in den reichen Fundgruben der ägyptischen Hieroglyphensprache und Geschichte, Eratosthenes aus Cyrene *), welcher das feste Gebäu seines wissenschaftlichen Forschens auf dem uralten Grund der Tempelweisheit errichtete. Jene vierhundert Säulen aus ägyptischem Granit, welche noch zu Saladins Zeiten die Umgegend der großen Pompejussäule zierten, hat Karadja ins Meer gestürzt; keine Macht aber der Barbarei vermochte jene Säulen zu zerbrechen, mit denen Euclides und Aristarch, Erasistratos und Hipparch, auch Appian und Herodian und mit ihnen noch viele der alexandrinischen Gelehrten das Gebäu des wissenschaftlichen Erkennens verherrlichten. In dieser geistigen Stadt der Ptolemäischen Herrscherzeit fand es deshalb noch immer ungleich leichter sich zu orientiren als auf der verwüsteten Statte des alten, leiblichen Alexandria.

*) Unter Ptolemäus Euergetes (246—224) zum Aufseher der Bibliothek ernannt.

Wo hat jenes mit Recht gepriesene Museum gestanden? Vielleicht dort, bei jener Stelle am Ende der großen, neuen Straße, wo wir gestern und auch wieder heute die Ausgrabungen der Granitsäulenhallen betrachteten? Immerhin ist es erfreulich, daß die europäische Cultur und Baukunst gerade wieder in die Fußtapfen der höchsten alexandrinischen Herrlichkeit ihre Schritte setzt, denn die neue Straße und das Quartier der Franken nimmt einen Theil der Statte des alten Bruchion: des Bezirkes der Pallaste und des Grabestempels Alexanders des Großen ein.

Folgen wir von hier aus weiter über das nun verödete oder entstellte Land hinüber jenen zurechtweisenden Fäden, die uns, vor allem in Strabo's Beschreibung den Umriß des alten Alexandria bezeichnen. Nach jener ersten Grundlage, welche auf Alexanders Geheiß Dinochares der Stadt gegeben, erstreckte sich dieselbe ihrer Länge nach 1½ Stunden weit von West gegen Ost *), während die Breite an den schmalsten Stellen nur ein Viertel der Länge, der Umfang der ganzen Stadt aber 3 Stunden Weges betrug. Wenn in der blühendsten Zeit des innern Wohlstandes Alexandria 300,000 freie Einwohner, zusammen aber mit den Sklaven und den Bewohnern der Judenvorstadt wahrscheinlich über 600,000 zählte, da mochte wohl der Anbau der Häuser in den Vorstädten so bedeutend geworden seyn, daß jene Hauptstraße, welche die Stadt ihrer Länge nach durchzog, nach Diodors Zeugniß 40 Stadien oder eine geographische Meile weit zwischen den Reihen der Häuser dahinlief. Die Richtung und Gränze der beiden Dimensionen wird uns auf eine genü-

*) Genauer fast von W. S. W. nach O. N. O.

gende Weise durch das hier zusammentretende Land und Gewässer gegeben. Das felsige Vorgebirge Lochias mit der Insel Farillon, auf welcher in den Zeiten der Ptolemäer ein königliches Schloß stund, ist noch dasselbe geblieben; es ist jene Felsenreihe, die man beim Einfahren in den neuen (äußern) Hafen zur Linken (nach Osten) siehet. Eben so ist der Felsengrund der Insel Pharos noch vorhanden. Hier stund der nahe 400 Fuß hohe, aus mehreren Etagen bestehende Leuchtthurm, dessen prachtvolle Gallerieen von Marmorsäulen getragen wurden, auf dessen Gipfel bei Nacht die angezündete Leuchte auf 300 Stadien weit den Schiffen sichtbar war, am Tage aber die Schiffe in einem später hier angebrachten ehernen Spiegel schon aus großer Ferne bemerkbar wurden. Statt dieses bewundernswürdigen Gebäudes, das Sostratus unter dem Zweiten der Ptolemäer (dem Philadelphus) in der Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christo vollendete, stehet jetzt auf der Felseninsel des Pharos jenes Kastell, das beim Einfahren in den neuen Hafen rechts (westwärts) sich zeigt. Von der Stadt aus führte ein mächtiger Damm, welcher 7 Stadien, oder eine Viertelstunde Weges lang war und deshalb Heptastadion hieß, hinaus ins Meer zu der Insel Pharos und theilte den Hafen in zwei Theile, deren einer der jetzt sogenannte neue, der andre der alte Hafen (vormals Eunoste genannt) war. Während wir bei unsrer Ausfahrt aus dem neuen oder äußern Hafen zuerst weit hinaus ins Meer fahren mußten, um den zur Einfahrt in den alten Hafen günstigen Wind zu erfassen und deshalb mehrere Stunden zu diesem Weg gebrauchten, fand sich in alter Zeit eine unmittelbare Verbindung beider Hafen durch zwei, im Heptastadion offen gelassene Zwischenräume, über welche die

von mächtigen Säulen getragenen Brücken so hoch sich hinüberspannten, daß den Schiffen hinreichender Raum zur Durchfahrt blieb.

Die beiden Häfen des alten sind, wie wir eben erwähnten, auch noch die des neuen, jetzigen Alexandria's geblieben; sie sind noch denselben Winden ausgesetzt, denen sie dies, nach der Klage der Alten ehemals gewesen; die Umgränzung der Klippen und höheren Felsen ist noch die gleiche; was aber ist aus dem tief und feil im Meere begründeten Heptastadion geworden? Nichts andres als jene zum Theil nur fünf- bis sechshundert Schritte breite Landzunge, die sich nordwestlich vom Krankenquartier in gerader Linie etwa eine Viertelstunde lang ins Meer hineinzieht, rechts (nach Osten) von dem neuen, links vom alten Hafen begränzt ist und auf welcher sich die jetzige Stadt der Türken angebaut hat. Das Meer hat zu beiden Seiten, von Osten wie von Westen her, seine Gerölle und Schuttmassen an dem festgegründeten Damm angelegt; die alten Oeffnungen, über welche die Brücke führte, sind von diesen Auswürfen der Fluth schon längst verstopft und angefüllt, eben so jener, welcher die kleine Insel Antirhode von dem Meere schied; diese Insel wie die nachbarliche Stätte des Theaters sind nun selber mit ihren Schutthaufen in die Landzunge eingeschlossen; das anfangs lose Gerölle ist zum Theil durch den feineren Absatz des Meeres zu einer breccienartigen Festigkeit gelangt und in bedeutender Mächtigkeit von Sand und Erde bedeckt. So hat das merkwürdige Volk der Turken, welches in seinem Wesen selber einer Ueberschwemmung des großen Völkerstromes auf den Boden der alten Weltenreiche gleicht, auch hier seine Wohnstätte auf dem Schutt und Trümmer der von den Elementen wie

von ihm selber angerichteten Verheerungen aufgeschlagen; es wohnet auf einem Lande, das kein Land war; hier wo nun der türkische Bazar hinläuft, war der Mole; die Kaffeehäuser am Saume des neuen Hafens stehen da wo vormals das Meer fluthete und gegen den Mole anbrandete.

Wenden wir uns nun weiter zu der westlichen und südwestlichen Gränze der alten Stadt. Im Westen beschränkte die weitre Ausdehnung der Eunostische oder jetzt sogenannte alte Hafen, in dessen südöstlichster Ecke der kleine, nun ganz mit Sand und Gerölle ausgefüllte Hafen Kibotos abgedämmt war. Nach Südwesten hin setzte die Natur keine solche Gränzen. Hier zog sich die Gräberstraße zwischen dem Meere und dem Marcotissee bis zu dem öfters sogenannten Bad der Kleopatra und den hier angränzenden Grabergewölben, welche fast eine halbe Stunde weit von der jetzigen Stadt, an einem Punkte des Meeresufers liegen, den man bei der Einfahrt in den alten Hafen zur Rechten hat. Es gleichen die einzelnen Systeme jener Grabeskammern, welche anjetzt der genaueren Betrachtung allmählig zugänglicher werden, einer unterirdischen Stadt, zum Theil mit domartigen in den Felsen ausgehauenen Wölbungen, getragen von Säulen, verwandt mit jenen einfachen der älteren dorischen Ordnung, welche jenen ähnlich sind, die in einigen später zu erwähnenden Gräbern bei Jerusalem gefunden werden. Das sogenannte Bad der Kleopatra scheint mehr zur Abwaschung der todten menschlichen Körper als der lebenden bestimmt gewesen zu seyn.

Die ganze Vorstadt der Gräber oder Nekropolis, deren Hölengebäude weithin am Meeresufer sich verbreiteten, war gegen Süden von dem Marcotissee begränzt,

welcher, als wir ihn ſahen, abermals in den widerwärtigen Zuſtand eines weit ausgedehnten, mächtigen Sumpfes zurückgeſunken war, deſſen tiefſte Stellen etliche Fuß hoch ein brackiges Waſſer anfüllt, aus welchem weißliche Schlammhügel hervorragen. Zu Strabo's Zeiten mündeten vier Canäle in dieſen damals von Papyrusſchilf grünenden See; an ſeinem Ufer verbreiteten ſich die reichen Pflanzungen der Oliven und der Reben, deren Wein ſelbſt nach Rom ausgeführt und dort hoch geſchätzt ward; noch im Mittelalter, bis zu dem tiefen Verfall und Elend, welches dieſe Gegend bei der Beſitznahme durch die Türken traf, ſahe man hier nach allen Richtungen hin eine üppig grünende, von Palmenhainen durchzogene Landſchaft. Später war der einſt ſo lieblich umgürtete See mit den verſchlammten Betten ſeiner Canäle zu einer ſumpfigen Wüſte geworden, aus deren ſtehenden Laſchen die Sonnenhitze faſt beſtändige Seuchen ausbrütete, bis die Engländer im Frühling des Jahres 1801, während ihres Kampfes mit der franzöſiſchen Macht bei Abukir jenen Uferdamm durchſtachen, auf dem der Canal hinläuft, welcher von Fuͤ aus der Stadt Alexandria ihr trinkbares Waſſer zuführt. Damals drang das Seewaſſer des Meeres in ſolcher Fülle durch den Abukirſee in das alte, ſeichte Becken des Mareotisſees herein, daß eine Menge Meierhöfe und einige ſehr kleine arabiſche Ortſchaften der Nachbargegend von ihm überſchwemmt wurden und erſt nach einem Monat hörte das Anwachſen des Waſſers auf. Auf die geſundere Stimmung der Luft ſchien dieſer Einbruch der Fluth von ſo wohlthätigem Einfluß, daß hierdurch der momentane Nachtheil deſſelben faſt aufgewogen wurde. Seit der Wiederherſtellung des Uferdammes, welcher den Zufluß des Nilwaſſers vermit-

telt ist dem Einströmen des Meeres Einhalt geschehen und zugleich hat nun auch die allmälige Wiederaustrocknung des Marcotissees begonnen. Immerhin dienet jedoch der Umriß jenes Brackenwassers und seiner schlammigen Ufer noch zu einem wichtigen Anhaltspunkt für die Umgränzung der alten Stadt.

Wir betrachten nun, von dem „Bad der Kleopatra" fast in gerader Richtung nach Osten gehend die südliche Umgränzung Alexandrias. Hier fällt uns schon aus weiter Ferne die außerhalb des Sedrathores der (Araber-) Stadt stehende imposante „Pompejussäule" ins Auge, deren riesenhaften Schaft bei einem Durchmesser von acht Fuß und acht und sechszig Fuß Höhe dennoch aus einem einzigen Stück rothen, ägyptischen Granites gehauen ist. Die Säule gehört zur corinthischen Ordnung; der Schaft, und sein Fußgestell das auf Steinen ruhet, welche mit Hieroglyphen beschrieben sind, scheint aus älterer Zeit als das zierlich gearbeitete Capital; die Gesammthöhe des Werkes, von der Basis des Fußgestelles bis zum obern Ende des Knaufes misset 98½ pariser Fuß. Wir gaben uns, da wir an einem späteren Tage unsres hiesigen Aufenthaltes die Pompejussäule besuchten ganz jenem Eindruck hin, den dieser vereinsamt in der Wüste stehende, mächtige Ueberrest der alten Herrlichkeit auf die Sinnen macht, ohne für diesmal jener verschiedenartigen Meinungen zu gedenken, welche die europäischen Gelehrten über den Begründer und die Bestimmung jenes Kunstwerkes aufgestellt haben. Der gelehrte Araber Abulfeda nennt sie die Säule des Severus; eine erst in neuer Zeit wieder erkannte griechische Inschrift am Piedestal führte zu der Vermuthung, daß Diocletian der Begründer gewesen; Clarke macht es wahrscheinlich, daß Julius Cäsar

wirklich einmal dieser wahrscheinlich schon lange vor seiner Zeit errichteten Säule die Bestimmung gegeben habe, eben, in einer noch jetzt sichtbaren beckenartigen Eintiefung des damals neu zu dem alten Schaft hinzugefügten Capitäls jene Urne zu tragen, in welcher das Haupt des Pompejus beigesetzt war. Obgleich dann Hadrian und vielleicht noch manche andre römische Kaiser sich um die Wiedererneuerung der Säule Verdienste erwarben, würde sie dann noch immer mit mehrerem Rechte ihren gewöhnlichen Namen als „Pompejussäule" führen. Fragen wir nun, an welcher Stelle der großen ägyptischen Herrscherstadt der Ptolemäer und Römer diese Pompejussäule stund, so erscheint es wahrscheinlich, daß ihre Stätte westwärts von dem südlichen Ende jener Straße war, welche von Nord nach Süden gehend die große, von Ost gen West streichende Hauptstraße durchkreuzte *).

Schwieriger als nach den andren Seiten ist die Abgränzung des alten Alexandria in Osten nachzuweisen. Im Süden von den Nadeln der Kleopatra, vor dem Nordgiebel der ehemaligen Araberstadt sahen frühere Reisende noch viele jener Marmorsäulen, deren Reihen in den Tagen der prachtliebenden Ptolemäer die mehr denn sechshundert Fuß langen Säulenhallen trugen, welche zum Gebäude des Gymnasiums gehörten. Auch dem jetzigen Reisenden deuten noch einzelne solcher mächtigen Ueberreste diese Stätte der Uebungen an, deren Bestimmung es war mit den Kräften des Leibes zugleich auch die der Seele zu üben und zu stärken, weil der rechte Gebrauch und die Verwaltung der Glieder in der Hand

*) Den Lauf dieser Hauptstraße bezeichnen noch jetzt lange Reihen der Schutthaufen, einzelne Granitsäulen und viele Cisternen an.

des rechten Erziehers ein Mittel werden kann, die Selbstherrschaft des Willens über die Leiblichkeit zu begründen. Oſtwärts von der Stätte des Gymnaſiums, vor dem Canopusthore, gegen die damalige ſtattliche Vorſtadt Nikopolis hin [illegible] auch der große, zum Wettrennen beſtimmte Circus, deſſen Stätte anjetzt einige armſelige Hütten der Araber einnehmen.

Forſchen wir nun auch nach der geweſenen Stellung und Anordnung der innren Theile des alten Alexandria. Jene Hauptſtraße, welche ſich in einer Breite von mehreren hundert geometriſchen Schritten durch die ganze Länge der Stadt, von Oſt nach Weſten zog, ward, wie ſchon erwähnt von einer andren Straße, deren Richtung von Nord in Süden gieng, unter einem rechten Winkel durchſchnitten. Da wo beide Straßen ſich kreuzten bildeten ſie einen freien viereckten Platz von mächtigem Umfang, auf welchem ſtehend man zu den Thoren hinausblicken und im großen Hafen wie im Euroſtiſchen die Schiffe ſehen konnte. Dieſer freie Platz wird mithin mitten in dem nun verödeten Bezirk der Stadt der Araber in einer Linie zu ſuchen ſeyn, welche oſtwärts von der Pompejusſäule gegen Norden nach dem neuen Hafen läuft.

Von der Stelle des Stadtbezirkes, welches die königlichen Paläſte und das Muſeum in ſich faßte, ſprachen wir ſchon oben. Seine Länge erſtreckte ſich von den Nadeln der Kleopatra bis an den Mole oder die jetzige Türkenſtadt. Weſtwärts, mehr gegen den alten Hafen hin, jedoch dieſſeits des Kanals, welcher von dem kleinen, Kibotos genannten Hafenraum nach dem Marcotisſee führte, lag der Serapistempel, der nach Ammians Zeugniß nächſt jenem des Capitoliums in Rom das

prachtvollste Gebäude seiner Art in der damals bekannten Welt war. Von diesem Tempel erhielt der ganze ihn umgranzende Bezirk der Stadt den Namen Serapion, ein Name, welcher in dem Freunde der alten Literatur schmerzliche Erinnerungen weckt, denn hier war die spätere, weltberühmte alexandrinische Bibliothek. Schon zu Julius Cäsars Zeit war eine andre hiesige Bibliothek, jene welche in den königlichen Pallästen aufbewahrt stund, ein Raub der Flammen geworden, die sich von der durch Cäsar in Brand gesteckten ägyptischen Flotte hieher verbreitet hatten; damals aber hatte sich bereits neben jener königlichen und aus der Ueberfülle derselben eine andre Bibliothek im Serapion begründet, welche nachmals, obgleich noch mancher ähnliche kleinere Unglücksfall sie betroffen, der vereinigende Sammelplatz für die wissenschaftlichen Werke des Alterthums geworden. Sie war es, welche im Jahr 651 auf des Kalifen Omars Befehl als Heizungsmaterial der Bäder verbrannt wurde. Jetzt läßt sich kaum noch mit Sicherheit die Lage des Serapistempels so wie jene vom Tempel des Neptun, am großen Marktplatz bestimmen; ein hochgethürmter Anbau des Schuttes und Sandes verbirgt die mächtigen Grundgemäuer und so manche ansehnliche Reste der alten Herrlichkeit tief unter seinen Massen; mit der Augenlust des alten Alexandria, mit vielen seiner Marmor- und Granitwerke hat Rom sich ausgeschmückt und nachmals Byzanz, über andren ruhet das Meer, nur die hunderte der noch immer verhandnen Säulen, deren Zahl einstmals jener der Tage des Jahres gleichkam, bezeugen es noch, daß hier die große Stadt, die mächtige Herrscherin der Meere und Küsten gestanden, welcher an Reichthum und Pracht, während der Zeit ihrer höchsten Blüthe keine andre dama-

lige Stadt der Erde zu vergleichen war*), und welche selbst später unter der Herrschaft Roms für die zweite Stadt des Reiches galt.

Selbst in seiner Verstümmelung durch die Araber, welche nach sechszehn monatlicher Belagerung im Jahr 651 die von ihrem byzantinischen Herrscher ohne Hülfe gelassene Stadt einnahmen, stund Alexandria fortwährend als ein herrlicher Koloß da. Zwar hatten die Sieger viele der noch übrigen Züge der vormaligen Schönheit zerstört, hatten im Jahr 875 die alten Mauern abgetragen und in einem nur etwa halb so großen Raume die neue Stadt „mit ihren hundert Thürmen" begründet, deren sarazenische Mauern namentlich auf der Südseite, gegen die Pompejussäule hin noch jetzt ziemlich wohlerhalten dastehen, dennoch blieb auch damals Alexandria die Hauptstadt der afrikanischen Küste. Denn bis zu Edrisi's Zeit im 12ten Jahrhundert war, außer dem weltberühmten Leuchtthurm, auch ein großer Theil der alten Monumente und der Plätze der Stadt bestehen geblieben; bis ins 13te Jahrhundert blühete Alexandria durch seinen reichen Handelsverkehr mit drei Welttheilen und selbst bei dem beginnenden Verfall durch viele innere und äußere Kämpfe, blieb der Stamm, wenn auch der Bluthe beraubt, noch kräftig genug, bis im Jahr 1517 Selim der Wütherich mit den

---

*) Nach Appian hinterließ der zweite der Ptolemaer (Philadelphus), obgleich ihm nur allein der Bau des Pharos 8½ Millien gekostet, eine baare Summe von nahe 440 Millionen Gulden (740,000 ägyptischer Talente). Die Flotte war damals 2000 Segel stark, das beigelegte Heer zählte 240,000 Mann.

Schaaren ſeiner Henker und Mordbrenner über Aegypten kam. In dieſen neuen Eroberern war für die freilich veraltete Schönheit des greiſen Alexandria weder Sinn noch Schonung; was für Feuer, Schwert und Hämmer nicht zu feſt geweſen, das wurde vernichtet oder unter Schutt begraben, auch auf die Stadt der Araber, welche durch ihre ſich rechtwinklich durchſchneidenden Gaſſen einem Schachbret glich, iſt damals der zermalmende Felſen geſtürzt, welcher mit den ſpielenden Figuren zugleich das zierliche Gefüge der zimmerreichen Gebäude zerſtäubte. Wenn man jetzt von der großen Straße ſüdwärts durch eine der kleinen Seitengaſſen hinausgeht in das ehemalige Gebiet des ſarazeniſchen Alexandrias findet man allerdings freie Plätze genug; Plätze, ſo weit und geräumig, daß ſie die Emporien und Mittelräume der Herrſcherſtadt der Ptolemäer bei weitem an Umfang übertreffen. Statt der Pallaſte jedoch und Tempel, ſtatt der zum Theil nach Rom geretteten Obelisken und prachtvollen Säulen findet man neben den vereinzelten Gebäuderesten aus ſarazeniſchen und einzelnen aus dem Schutt hervorragenden Trümmern der noch älteren Zeit hier etwa eine arabiſche Hütte, dort das zierliche Haus eines Franken oder die im ummauerten Hofraum gelegne Wohnung eines Türken; anderwärts geräumige Gärten mit den Pflanzungen der hohen Palmen. Wer in das alte Alexandria eintrat, der ſahe ſich in dieſem Paris der Vorzeit alsbald unter dem Gedrang eines Volkes das mit dem Gepräge der feinen äußren Bildung zugleich jenes der Vielgeſchäftigkeit und der unruhigen Neuerungsſucht an ſich trug; eines Volkes das hier, im reichſten Lande der Erde mit dem Reichthum und üppigen Wohlleben einen Bund für immer geſchloſſen zu haben ſchien. Der größte Theil der jenesmaligen

Bewohner waren Griechen, welche zum Theil das Verlangen nach dem geistigen Erwerb des Wissens, häufiger aber noch die Lust an irdischem Gut hieher gezogen und zu Bürgern der Stadt gemacht hatte; unter ihnen wohnte jedoch auch der ernste Aegypter, der Handel treibende Jude und Fremdlinge aus allen Gegenden der Erde; Sklaven wie Freie. Wenn man aber in unsren Tagen auf der Spur jener langen Straße wandelt, welcher nach Diodors Zeugniß an großartiger Pracht keine Gasse irgend einer Stadt der Erde gleichkam, da sieht man nur ein armes Volk der Araber, neben ihm das wiederkauende Cameel, das besser gesättigt scheint, denn seine Treiber; statt der köstlichen Waaren Indiens und Nubiens werden da Bohnen verkauft und Datteln.

Nachdem wir uns so über die Schuttmassen des neuen Alexandria ein beiläufiges Abbild des vormaligen, alten hingezeichnet haben, erwähnen wir noch mit einigen Worten der einfachen und unbedeutenden Geschichte unsres dortigen Aufenthaltes.

Die Weihnachtszeit, die wir in Alexandria zubrachten, erscheint ganz besonders dazu geeignet dem Bewohner des kühleren Europa's, welcher zum ersten Male nach Aegypten kommt, an das neue Klima zu gewöhnen. Wir fanden da noch die Kräfte unsres Sommers mit der Fülle des Herbstes vereint, während an vielen Stellen der neu grünende Boden an die Tage des Frühlings erinnerte und ein oder etliche Male ein leichter Nebel ein Schattenbild unsrer winterlich trüben Tage gab. Schwalben flogen in der Luft; in dem Garten des Pegusbay, dahin ein Freund am 23ten December uns führte, blühten Nelken, Ipomöen und Rosen während die Palmenbäume voll reifer Datteln hiengen; die Abende waren so mild,

daß wir, von unſrem freundlichen Landsmann Dr. Roth geleitet noch ſpät bei hellem Mondenſchein zwiſchen den Bazars und den Kaffehäuſern der Türkenſtadt herumwandelten, deren Bewohner jetzt, in der Zeit des Ramadans erſt am Abend zu den gewöhnlichen Beluſtigungen der Sinnen aufwachen. Am Tage, im Sonnenſchein, war die Wärme ſo ſtark und kräftig, daß uns das ſchon eingerichtete europäiſche Bad im arabiſchen Stadtbezirk außerordentlich wohlthat und daß wir am erſten Weihnachtstage, ſelbſt noch in einer der ſpäteren Stunden ſehr begierig den Schatten eines Palmengartens aufſuchten, in welchem wir uns mit friſchen, reifen Datteln und Pisangfrüchten, deren Geſchmack an eine ſüße Mehlſpeiſe erinnert, erquickten.

Hätten uns übrigens nicht die Palmengärten, die Springhaſen und buntfarbigen Nilenten, welche die Beduinen zum Verkauf brachten, ſo wie die unſerem Auge noch neuen Formen der Früchte des Fruchtmarktes, ſo oft daran erinnert, daß wir in Aegypten ſeyen, dann mochte ſich leicht in uns der Wahn erzeugt haben, daß wir in einer europäiſchen Stadt verweilten, wohin etwa der Handel eine Schaar der Orientalen gezogen hätte. In unſerm Krankenquartier und im Umgang mit ſo vielen Landsleuten waltete beſtändig der Charakter und die Formen der Heimath vor; in den Kaffehäuſern wie in den Wohnungen, an Kleidung wie Tracht und Sitte der Menſchen, die man da ſahe, war faſt Alles ſo wie man es bei uns findet; Alexandria trug ſchon in alter Zeit nicht den eigenthümlichen Charakter Aegyptens, ſondern des Auslandes und noch jetzt erſcheint es vorherrſchend als eine Pflanz- und Wohnſtatte der Fremden. Selbſt jene armen arabiſchen Landleute (Fellahs), die man auf den Feldern und in der

Stadt ſieht, die Soldaten und ihre in ärmlichen Hütten wohnenden Frauen und Kinder erſcheinen wie vorüberziehende Fremdlinge; der Geſang der arabiſchen Mädchen, welche Baumaterial auf ihrem Haupt durch die Gaſſen trugen, lautete faſt wie die Töne der Klageweiber, die wir am 22ten December einen Todten zu ſeinem Grabe, in der Nähe der Pompejusſäule geleiten ſahen, zu jenem abgeſchiedenen Räumlein der Erde, das der müde Wandrer zuletzt doch ſein eigens nennen darf.

Den Weihnachtsabend feierten wir ſtill und auf heimathliche Weiſe in unſrem Zimmer; Palmenzweige von Wachslichtchen beleuchtet vertraten die Stelle des deutſchen Tannenbäumchens. Am erſten Weihnachtstag ſammelte ſich bei uns, nach griechiſcher Sitte, zum Beſuch unſer alter Capitän Angeli mit einem Theile ſeines ſtattlich geputzten Schiffsvolkes. Vor allen Andren hatten wir ſeinen kleinen Pflegeſohn, der auf dem Schiff uns zur Bedienung gegeben war, mit mancherlei Weihnachtsgaben bedacht; ſo war dann auch für uns in der weiten Entfernung von der theuren Heimath der liebe Tag ein Feſt der Kinder geworden. Hat ja über Alexandria, ſo tief es auch geſunken war, niemals, in geiſtiger Hinſicht aufgehört der Wechſel von Säen und Ernten, Morgen und Abend, denn ſeit der erſten Verkündigung der großen Botſchaft des Heiles der Menſchen durch den Evangeliſten Marcus und den von ihm zum Biſchof geweihten Anicenus, iſt dieſe Stadt immer die Wohnſtätte einer Chriſtengemeinde geweſen und geblieben.

Die Tage nach dem Weihnachtsfeſte vergiengen im Umgang der Freunde, unter denen uns der naturkundige Dr. Hedenborg ein lehrreicher Führer und Rathgeber wurde, gar ſchnell. Noch am letzten Morgen, Dienſtags

den

den 27ten December, machte ich eine einſame Wanderung hinaus nach Nordoſt auf dem Wege nach Abukir. Ich wollte wenigſtens auf die Stätte des alten Canopus hinüberblicken, das mir ſeit langer Zeit ſo bedeutend war. Auf einem der Pylonen des dortigen Seraphistempels hat Claudius Ptolemäus, der kenntnißreiche Forſcher des Laufes der Geſtirne vierzig Jahre lang gewohnt und den Himmel beobachtet. Mein Weg gieng, jenſeits den Nadeln der Cleopatra an den Hütten der Soldatenfrauen vorüber, bald nachher über das Schlachtfeld von 1801; weiterhin beſtieg ich eine der Anhöhen bei dem alten Kaſtellgemäuer, welches, wie man vermuthet, aus den Zeiten der Römer ſtammt. Von einem der Hügel überblickt man die ganze ſchmale Landzunge, die ſich zwiſchen dem See von Abukir und dem Mittelmeer hinzieht und auf welcher vormals die ſchöngebauten Nachbarſtädte des größeren Alexandria: Nikopolis, Taposiris und Canopus (jetzt Abukir) lagen. Im Südoſt zieht ſich die noch ſchmälere Landzunge zwiſchen dem See von Abukir und dem Mareotis hin, über welche der Nilkanal, der Alexandria mit dem Nil verbindet und zugleich mit ſeinem trinkbaren Waſſer verſorgt, hingeführt iſt. Das feſte Geſtell dieſer Landzungen, ſo weit nicht die Hand des Menſchen dabei mitbauete, iſt ein Kalkſandſtein mit vielen Muſchelträmmern, welcher noch fortwährend als Anſatz des Meeres ſich zu bilden ſcheint.

Ziemlich ermüdet kehrte ich, bald nach Mittag zur Stadt zurück, denn die ägyptiſche Sonne erſchien mir auch in ihrer Winterſchwäche noch überkräftig und ſtark. Noch einige Stunden verweilten wir in dem gaſtlichen Alexandria, dann zogen wir im Geleite der freundlichen, gütigen Landsleute, v. Dumreicher und Koch, neben dem

Kameel, das all unsre Sachen trug, hinaus zum Canal, wo schon die Nilbarke unsrer wartete.

Die Nilfahrt nach Cairo.

Eine Nilbarke, wie der treffliche americanische Consul H. Gliddon ihrer mehrere erbauen ließ, gewährt freilich ganz andre Bequemlichkeiten als etwa ein solches Segelschiff wie unser bisheriges türkisches war. Man hat einige wohleingerichtete Cajütenzimmer zur Wohnung, unten im Schiffsraum kühle Verwahrungsörter für die Speisen und Getränke, auf dem Verdeck eine Art von Küchenherd. Ein arabischer Diener, Ibrahim genannt, den uns Freund Dumreicher empfohlen, begleitete uns als Koch; auch der Reis oder Capitän der Barke so wie sein Schiffsvolk waren Araber.

Erst gegen Abend fuhren wir ab; die Baumanlagen und Landhäuser zu beiden Seiten des Mahmut-Kanals beleuchtete uns, mit unsicherem Schimmer, nur die Dämmerung; die enge Landzunge zwischen dem Abukirsee und der sumpfigen Tiefe des Marcotissees durchfuhren wir bei Nacht. Bald nach Anbruch des Morgens am 28ten December hielt unsre Barke bei Birket Birag still, bei welchem unmittelbar am Canal eine Art von Markt gehalten wurde, zu dem aus der ganzen Umgegend Käufer und Verkäufer herbeigekommen waren. Das Dorf selber liegt etwas tiefer landeinwärts; bei ihm das Gebäude eines Telegraphen; zum ersten Male sahen wir hier die sonderbare kegelförmige Bauart der ägyptischen Bauernhäuser, deren Hauptmasse ein getrockneter Nilschlamm ist. Von der Höhe des Dammes aus war eine weite, herrliche Aussicht über die üppig grünende, zum Theil noch vom Wasser des Nils bedeckte Ebene. Es ward

Mittag, ehe es unſern Schiffern, welche vergebens auf günſtigen Wind warteten, weiter zu fahren gefiel, dieſe Fahrt war indeß für ſie auch keineswegs eine vergnügliche, denn die Barke mußte von den Matroſen an Seilen gezogen werden. Bei ſolchem Lauf der Dinge ſchien es uns beſſer und anmuthiger auf dem Lande, wo jeder Schritt etwas Neues uns zeigen konnte, zu gehen, als in der Barke zu ſtehen oder zu ſitzen: wir ließen uns ausſetzen. Als ich da in einer der ſpäteren Nachmittagsſtunden zwiſchen den Heerden der fröhlich ſpringenden Lämmer durch die Wieſen des blühenden Trigonellenklees und des alexandriniſchen Dreiblattes hinging, ſingende Lerchen und Bachſtelzen neben mir emporſchwirrten, da glaubte ich mich in einen Maitag des Vaterlandes und zwiſchen die grünenden Ebenen und Felder der fruchtbaren Ebenen von Thüringen verſetzt; ich fühlte mich in dieſer milden, balſamiſchen Luft ſo leicht und wohl, wie in der Zeit meiner Jünglingsjahre. Von der Höhe des Dammes, in der Nähe eines ägyptiſchen Wachthauſes ſahe ich noch einmal die Sonne, die in der unbegränzten Ebene, wie in einem grünenden Meere unterging; am Abhang des Dammes glänzten wie kleine Sterne die Stücken des Salzes, welche hier überall aus dem aufgegrabenen Erdreich hervorblicken; in Nordoſt ruhete das Auge auf dem dunklen Grün der Palmenwälder. Nach Sonnenuntergang kehrten wir in unſre Barke zurück; gegen neun Uhr am Abend landeten wir bei Adfu, am Ende des Mahmudkanals.

Ein erquickender Schlaf auf dem kühlen, reinlichen Lager der Barke hatte alle Sinnen kräftig gemacht und empfänglich gemacht für den hohen Genuß der ihnen heute bevorſtand. So bedeutungsvoll der Kanal, auf

dem wir von Alexandria hieher fuhren, für das jetzige Land iſt, ſo viel man auch Urſache hat dieſes im Jahr 1820 vollendete Werk der Hände von 25,000 ägyptiſchen Landleuten (Fellahs) zu bewundern, ſo weit ſteht doch das Alles, was die Fahrt auf dem Mahmutskanal gewährt, hinter dem Genuß einer eigentlichen Nilfahrt zurück. Wir konnten am Morgen es kaum erwarten den Strom zu ſehen, welcher durch ſich ſelber wie durch ſein Land ein Wunder der Welt iſt. In Abſu beſteigt man eine größere Barke; die unſrige lag ſchon bereit, ehe aber die Waaren, die ſie, ſammt uns nach Cairo führen ſollte, ſo wie jene die ſie aus Cairo, zur Vertauſchung unſrer bisherigen Barke brachte, aus- und eingeladen waren, verging der größere Theil des Vormittages. Wir brachten dann die müßige Zeit des Wartens zwiſchen dem Gedränge der Araber zu, die hier Datteln, Orangen und andre Früchte des Landes feil boten und dagegen Waaren, aus Alexandria gekommen, einhandelten, und im Beſehen der Umgegend. Endlich war es ſo weit gekommen, daß wir das neue, ſchöne Fahrzeug, deſſen Cajütenzimmer ganz zu unſrer Dispoſition waren, beziehen und abfahren konnten. Das taktmäßige Geſchrei unſers arabiſchen Schiffsvolkes beim Aufziehen des Ankers und dem Aufſpannen der Segel; das Rauſchen des Waſſers, deſſen Lauf wir durchſchnitten, klang uns wie ein Lied des Jubels als wir an dem von Palmenwäldern beſchatteten Knah und an Salmieh hinfuhren.

Obgleich mir die früher gemachten Waſſerfahrten auf der Rhone und Etſch, auf dem Rhein und der Donau manchen ſchönen Genuß gewährten, ſo ſtund dieſer doch unvergleichbar weit hinter dem Genuß der Nilfahrt zurück. Man darf ja wohl ſagen, daß dieſe nicht nur zu

den anmuthigsten und herrlichsten gehöre, die man auf Erden machen kann, sondern daß sie die herrlichste von allen sey, denn welcher befahrbare Fluß der Erde ist an vielfacher Bedeutendheit mit dem Nil zu vergleichen? Es sind hier nicht allein die Waldungen der Palmen und der blühenden Mimosen, nicht die weithin schattenden Stämme der uralten Sykomoren oder das Smaragdgrün der Saatfelder, das sich am gelben Saume der Wüste hinzieht; es ist nicht der balsamische Duft den jeder Windhauch aus den Hainen der Orangen oder aus den Feldern der blühenden ägyptischen Bohnen und des Klees mit sich bringt; sondern das was hier wie ein belebender Odem die Seele anweht, das sind die vielenhaften Analogien einer Hervorzeit der Wissenschaft, der Kunst und der gesammten Geschichte unsres Geschlechts, die allenthalben, selbst dem Sande der Wüste, mit unvergänglicher Kraft eingeprägt erscheinen.

Noch ein andres äußres Element war es, das den Becher der innren Freude mit seinen Strömen des Wohlgefallens füllte. Der Frühling von Aegypten war gekommen; die Mimosen entfalteten ihre goldgelben Blüthen; auf den Feldern grünten und blühten die Saaten und Kräuter zur Sättigung des Menschen und seiner Heerden; die strauchartige Baumwolle zeigte neben den reifen Saamenkapseln zugleich wieder die große, wunderschöne Blüthe; reife Orangen von ungemeinem Wohlgeschmack bedeckten die Bäume; die edle Palme sättigte auch das ärmere Volk mit der Fülle ihrer Datteln. So hätten wir denn keine schönere Zeit des Jahres zu unsrer Reise durch das Nildelta wählen können als die von den letzten Tagen des Decembers bis in die erste Woche des Januars; war doch diese Zeit schon den alten Aegyptern

eine besonders festliche, denn jetzt, wo die Sonne aus den südlichen Sternbildern zurückkehrt in die nördlichen, ward Horos, der Sohn der Isis und des Osiris, er selber eine liebliche Blüthe unter Blumen geboren.

Der Nil war zwar wieder in sein Bett zurückgekehrt, floß aber in diesem noch in voller Strömung und hatte überall in der angränzenden Niederung von seiner Ueberfülle Wasser zurückgelassen. Unsre Fahrt, aufwärts auf dem kräftigen Strome gieng gerade nicht mit Dampfschiffseile von statten, wir brauchten zu ihr von Assu bis Cairo fast so viele Tage als etwa ein Dampfschiff Stunden dazu nöthig gehabt hätte; unsre fortrückende Bewegung glich den Schritten eines Spaziergängers, der durch einen Lustgarten wandelt und zur Betrachtung wie zum Genuß sich volle Zeit gönnet. Die Windstille wechselte großentheils nur mit dem Winde aus Süden, der uns entgegen war, und erst am letzten Tage der Reise beschleunigte ein wahrhaft günstiger Wind, der fast zum Sturm ward, unsre Fahrt. Gerade aber diese scheinbare Ungunst der Witterung gab uns Gelegenheit das schöne Land am Ufer nicht blos zu sehen, sondern auch zu durchwandern; denn so oft das Fahrzeug gezogen werden mußte, oder stille lag, stiegen wir aus und ergiengen uns bald in den Wäldern der Palmen, bald in den Feldern der Baumwollen-Gesträuche oder des Indigos, oder zwischen jenen sonderbaren, zuckerhutförmigen Häusern des ägyptischen Landvolkes, die, aus Lehmen und irdenen Krügen zusammengesetzt, mehr und besser zu Wohnungen unzähliger Tauben als der Menschen eingerichtet sind.

Nach dieser allgemeinen Beschreibung unsrer Nilfahrt geben wir auch die besondre der einzelnen Tagesstationen in einigen wenigen Zügen.

Die erste Tagesfahrt von Adfu aus gieng noch immer ziemlich schnell von statten. Wir kamen gleich anfangs an der herrlichen, mit Palmenwäldern bedeckten Insel und Ebene bei Kuch (Kuch?) vorüber, erreichten dann nach etwa anderthalb Stunden die Gegend von Salmieh und die Palmenhaine des nahe gegenübergelegenen Aben Salem, brauchten von hier keine ganze Stunde zu dem granumsäumten Mehallet Malek, kamen noch in der letzten Neige des Tages an Marieh vorüber und sahen die Sonne hinter den Palmen versinken, ehe wir die Nähe von Nahmanieh gewonnen. Unsre arabischen Schiffsleute sammt ihrem alten Reis oder Capitän hatten wohl auf diesen Augenblick gewartet; ihr heutiges Tagwerk, das Hinübertragen der Waaren aus der einen Barke in die andre war ein sehr schweres gewesen und dabei hatten sie wegen des Ramadan, den sie mit größter Strenge feierten, seit Sonnenaufgang noch mit keinem Bissen oder Trunk Wassers sich gelabt. So groß aber auch ihr Verlangen seyn mochte, ihre Hände und den Mund mit den gekühlten Fluthen zu füllen, fragten sie dennoch, auch da die Sonne augenscheinlich untergegangen war, uns, die wir Uhren hatten, ob jetzt der Tag zu Ende sey und erst als wir dies bejaht hatten, griffen sie freudig nach ihrem hölzernen Gefäß mit Nilwasser und nach den Bohnen. Wir, bei unserm Abendessen bemerkten heute zum ersten Male einen Mangel, der uns freilich schon nach wenig Tagen nicht mehr fühlbar war. In Alexandria sammelt man zur Zeit der Stromschwelle das Nilwasser in die seit alter Zeit zu diesem Zweck bestimmten Cisternen, wo es seinen Schlamm absetzt und klar wird. Wir hatten deshalb dort immer helles, reines Wasser getrunken und auch in der Barke die uns nach

Abfu brachte, fand ſich ein Faß mit ſolchem Getränk. In Abfu ſelber hatten wir ganze Haufen von jenen wohlfeilen thönernen Gefäßen geſehen, durch deren poröſe Wände man das trübe Nilwaſſer durchſeihen läßt und ſo daſſelbe beſtändig klar und zugleich abgekühlt erhalten kann, wir hatten aber verſäumt dergleichen Gefäße zu kaufen und mußten daher bis Cairo mit unſern Arabern das unklare Flußwaſſer genießen.

Da der günſtige Wind noch anhielt und noch vor Mitternacht der Mond aufgieng, ſetzten unſre Schiffer auch bei Nacht die Fahrt fort. Der Wind war indeß nach Mitternacht immer ſchwächer geworden und hatte vor Sonnenaufgang ſich ganz gelegt, der Morgenglanz des 31ten Decembers beleuchtete uns die grünenden Ufer jenſeits El Gondabi (Ghodabbi). Ein Theil unſres Schiffsvolkes ſtieg aus, um die Barke zu ziehen; wir benutzten die Gelegenheit begierig, um hier ans Land zu kommen. Wie ſchmerzlich hatten wir es zu beklagen, daß die Windſtille nicht um einige Stunden früher eingetreten war. Denn ſo wenig auch die Stätte der älteſten griechiſchen Niederlaſſung Naukratis, nahe bei der jetzigen Ortſchaft Mahallet Dakhel dem Auge dargeboten hätte, ſo bedeutungsvoll und erwünſcht wäre uns der Anblick der bei Sa el Hadſchar (Salhadſchar) gelegenen Ruinen von Sais geweſen. Dieſe konnten von der Stelle des Ufers bei El Gondabi, an der wir jetzt ans Land geſtiegen waren, kaum anderthalb Stunden Weges entfernt ſeyn. Bei der großen Langſamkeit, mit welcher die Fahrt ſeit Mitternacht vor ſich gegangen war, hätten wir, wäre es am Tage geweſen, gar leicht die wallartigen, grünbewachſenen Schutthügel und die Felder der Fellahs von Sa el Hadſchar beſuchen können.

unter deren mit Bohnen besäeten Beeten der nachgrabende Freund des Alterthums gar leicht eine Ernte machen würde, welche reicher wäre als alle Ernten dieser Landschaft. Zwar wußten wir wohl, daß jetzt, seitdem auch die letzten über die Erdfläche hervorragenden Reste der alten Kunstwerke, so weit sie nur tragbar waren, hinweggenommen sind, fast nichts mehr die Stätte von Sais und vom Grabmahl des Osiris bezeichne als nur die wallartigen Hügel, welche einen fast viereckten Raum umschließen, dennoch beklagen wir es den Feind dieser Höhen verfehlt zu haben, auf welche einst ein so geistig Hohes seinen Glanz warf, daß der Wiederschein weiter über das Reich des Erkennens strahlte, als das Licht des Pharos zu Alexandria über Meer und Land *).

Die Morgenstunde während welcher wir da, in der Nachbarschaft des alten Sais im Schatten der eben blühenden Nil-Mimosen (Mimosa nilotica), zwischen den Feldern der großblumigen Baumwolle **) lustwandelten, war unbeschreiblich schön. Jenes Lied der sieben Stammlaute, jenes Lied, in welchem die Priester des alten Aegyptens Ihn, den erhabenen, ewigen Gott priesen; Ihn den rastlosen Vater der Wesen, den Ordner und Erhalter des Weltalls, tönte, wie ein Säuseln im Wipfel der Palme aus dem alten Sais herüber, und weckte tief im Herzen seinen Nachklang. Wie der ferne Klang der Posaunen lautete dem Ohr das Rauschen des herrlichen

*) Von dem Dienst der Neith zu Sais und der dortigen Tempelweisheit reden wir noch einmal im nächsten Bande dieses Buches.

**) Es war das strauchartige Gossypium hirsutum

Stromes der hier, zur Linken einer langen waldbewachsenen Insel, in etwas verengterem Bett geht.

Jenseits El Karastagh, Nikleh gegenüber kamen wir an einen Wassergraben, der das Weitergehen hinderte; wir mußten in die Barke zurück, welche, den schwachen Windhauch benutzend, der sich eben wieder erhoben hatte, langsam von Mahallet Labben gegen Mordeh auf dem hier kaum sechshundert Fuß breitem Strome hinaufschwamm. Bei Kufur Sowali bildet der Fluß, in mehrere Arme getheilt, große, mit Saatfeldern und Lebech-Akazien bepflanzte Inseln. Die Barke wurde hier von neuem gezogen bis gegen Mit Schahaleh, wo der Lauf des Stromes eine Krümmung gegen Osten (fast O. N. O.) macht, bei welcher uns der jetzt aus Südosten wehende Wind hülfreich zu statten kam. Es war schon in einer späteren Nachmittagsstunde als wir vor Schabur, mit den Schiffleuten zugleich, welche dort von neuem die Barke ziehen mußten, wieder ans Land stiegen. Wie verödet und verbrannt sahe hier das Erdreich aus, an der Stätte da einst Andropolis stund, das noch zur alexandrinischen Synode des Jahres 362 einen eignen Bischof (Zeilus) sendete. Keine einzige blühende Pflanze ließ sich hier finden, auch von dem schönen, großen Isiskäfer (Copris Isidis) den wir heute früh zum ersten Male, bei Karastagh gesehen hatten, fanden wir, unten am Ufer nur etliche verstümmelte Leichname. Der Ort Schabur, der durch die blutige Schlacht der Franzosen am 13ten Juli 1798 bekannt ist, nimmt sich von außen ziemlich stattlich aus; sein Inneres, durch welches wir zum Theil hindurchgiengen, zeigte uns meist nur armselige, halbverfallene Lehmhütten und eine Menge der erblindeten Bettler. Ein Theil der ruhigsten Jugend,

welche dem vereinsamten Orte noch übrig gelassen ist, begrüßte uns jenseits heimlichen, dies waren die jungen arabischen Frauen oder Jungfrauen, welche kleine Körbe, gefüllt mit Baumwollenkapseln und kleinen Limonien auf dem Kopf trugen und von den letzteren uns zum Verkauf boten. Auf einer Sandbank des Stroms sahen wir viele Pelikane, nahe bei uns, am Ufer lustwandelte die sogenannte ägyptische Gans: der sprichwörtliche Regenpfeifer *). Wir waren unserer Barke weit vorausgekommen, denn das arme Schiffsvolk, vom strengen Ziehen ermüdet, konnte dieselbe nur langsam nachziehen; das einbrechende Dunkel und ein breiter Wassergraben nöthigte uns wieder ins Fahrzeug zu steigen; wir übernachteten im Flusse, unter den Baumpflanzungen von Salamuny.

Als wir am letzten Morgen des Jahres, Sonnabends den 31ten December, erwachten, lag unser Schiffchen noch still. Unsere jungen Freunde giengen auf die Jagd und der Maler, Herr Bernay, hatte auf einem Baum ein Nest mit ganz bedeckten Jungen des ägyptischen Weihen erbeutet. Etwas nach acht Uhr rief unser Ibrahim die jungen Jäger zurück in die Barke, die nun, bald von einem schwachen Winde bewegt, bald gezogen, ihren langsamen Lauf antrat, vorüber an El Bahgi und El Dschebir. Bei der ruhigen Bewegung des Schiffes benutzten wir den größten Theil des Tages zum Briefschreiben, was hier, in der bequem eingerichteten Barke, freilich viel leichter war als im türkischen Schiffe. Wir kamen noch am Nachmittag bis nach El Zawrah (Zahwrah) wo die Fähre durch den widrigen Wind gehemmt ward. Unser Schiffsvolk sagte uns, daß dieser Ort

*) Charadrius spinosus.

wegen des Raubgesindels, das in ihm hauste, sehr berüchtigt sey, erbat sich etwas Pulver und Blei, um einige Flinten zu laden und ersuchte auch uns, wir möchten zur etwa nöthigen Vertheidigung bereit seyn. Wir schenkten der Warnung wenig Glauben; gingen noch am hohen Nilufer gegen Tanoub hinab spazieren, laben dann in der stillen Cajute noch Einiges; gedachten all der großen, guten Dinge die in diesem nun vergangenen Jahre an uns geschehen und tranken zum Schlaftrunk, nach heimathlicher Gewohnheit, ein Glas Punsch. Unsre Schiffsleute hielten wirklich abwechselnd Wache, sie hatten auch, bei einbrechender Nacht, mehrere Male ihre Gewehre abgefeuert, um den Leuten in El Zayrah es bemerkbar zu machen, daß wir bewaffnet seyen; die ganze Nacht verging aber so still und ruhig wie in einer sichern Kammer der Heimath.

Der erste Tag des Jahres 1837 war ein Tag der Todesschrecken für Tausende der Bewohner von Syrien und Palästina; ein furchtbares Erdbeben hatte Sayhet wie Tiberias und eine Menge andrer Ortschaften niedergestürzt; hatte in Nazareth wie in Sichem Verheerungen angerichtet; die Höhen der Gebirge vom Sinai bis zum Libanon erschüttert. Auch im Nilthale, namentlich in Caire, wo es vier Häuser umwarf, hatte es sich theils durch Erdstöße, theils aber als heftiger Sturmwind bemerkbar gemacht; in der letztern Gestalt erschien es auch uns bei El Zayrah und hielt uns hier, weil seine Richtung der Fahrt entgegen war, den ganzen Tag festgebannt. Dennoch war diese Verbannung eine sehr erträgliche. Die Gegend um El Zayrah ist wahrhaft reich und schön; die Alleen der Mimosen wechseln mit den Pflanzungen der Orangen- und Zitronenbäume; zwischen den Feldern der Indigopflanzen, dem

Strauchwerk der Baumwolle und der Saat des Sesams, duften die Gewürzkräuter Arabiens; das benachbarte Tanub, südwärts von Zawrah und die ostwärts vom Strome gelegenen Ortschaften Nabia wie Mit-Koram liegen jedes in einem dichten Haine der Palmen.

Wir begannen das neue Jahr mit dem wohlthuenden Gefühl und Bewußtseyn, daß es nicht bloß dieselbe Sonne sey, welche hier uns wie dort in der weit entfernten Heimath die theuern Verwandten und Freunde beleuchte; sondern daß dieselbe, allumfangene Mutterliebe uns wie diese aus dem alten Jahre ins neue herübergetragen habe und auch ferner tragen werde, und wenn sich dann auch manchmal an uns wie an jenen eine Neigung „zum Weinen" im neuen Jahre einstellen möchte, so werde ja wohl auch das Sprichwort an uns beiden sich bewahren, daß wenn am Abend das Weinen walte, bald hernach, am Morgen die Freude komme. Ein lieber Freund in Mannheim lag, nach den letzten Zeitungsnachrichten, welche wir lasen, an der Cholera krank; wir hofften, er werde uns ja auch fürs neue Jahr und fernerhin erhalten werden und unsre Hoffnung ist nicht zu schanden geworden.

Ich hatte, als wäre ich zu Hause, in der Barke einige Briefe geschrieben; die jungen Freunde waren auf der Jagd oder mit dem Zubereiten des heute Erlegten für unsre Sammlungen beschäftigt; die Hausfrau in Gesellschaft der Freundin Elisabeth hatte sich aufgemacht, die Landschaft von Zawrah zu beleben. Die Briefe waren geschrieben; ich wollte nun auch wieder hinaus zu den Freunden. Ich hatte mich zwischen den Judasbäumen hin nach Osten gewendet, da vernahm ich, die ohnehin laute Stimme der Hausfrau noch lauter als ge-

wohnlich sprechend. Ich wendete mich hin nach der Orangenpflanzung, aus welcher der Ton der Rede kam, und sahe dann die beiden Freundinnen eilig aufs Feld heraustreten. Sie hatten sich während der warmeren Zeit des Mittags im Schatten der Bäume ergangen und sahen sich jenseits der Alleen der Mimosen auf einmal unter arbeitenden Männern, die mit scharfen Hackmessern die Orangenbäume beschnitten. Sie wollen schnell vorbei gehen; die Hausfrau aber, heraustretend, da sie nach der Freundin sich umsieht, bemerkt zu ihrem Schrecken, daß ein Araber dieser nachgeht und das scharfe Hackmesser über ihrem Nacken schwingt. Sie ruft laut auf; der Araber verschwindet zwischen dem Gesträuch, noch lange aber hatte der Wiederhall des Schreckens in dem kräftigen Stimmorgane der Hausfrau nachgetönt. Zusammengehalten mit der Aeußerung unsres arabischen Reis, daß hier ein Raub- und Mordgesindel wohne, möchte man wohl glauben, daß die Schwingung des Hackmessers gegen das Haupt unsrer Freundin nicht Scherz, sondern Ernst gewesen sey. Wir hatten aber ja jetzt wieder des Schutzes im vollen Maaße; zuerst die Barke, mit dem rüstigen Schiffsvolk, dann den tapfren Maler Bernay, der uns mit seiner nicht vergeblich geladnen, sondern für einige Wiedehorste des Nilstrandes todtgefährlich gewordnen Flinte hinaus nach Tanub begleitete, wo wir im Schatten der Palmen noch eine liebliche Frühlings-Abendstunde genossen.

Heute Abend machten sich die Schiffsleute wie die jungen Freunde noch mehr denn gestern auf eine etwa nöthige Erwiederung des Begrüßens der Zauberer bereit, aber noch vor 10 Uhr erhub sich plötzlich ein günstiger Wind, den unsre Schiffer benutzten, und zuerst

zum westlichen Ufer bei Kum Scherik hinübergewendet, dann in der Mitte des Stromlaufes weitergehend am Morgen bereits Kadir, noch vor Mittag aber Bezaieh (Whitaby) erreichten. Hier fanden wir mehrere Nilschiffe, die sich, gleich dem unsrigen, an dem wie es scheint wohlhabenden Orte mit Lebensvorräthen versorgen wollten. Während wir da die wunderlichen Lehmhütten der Fellahs betrachteten, welches eigentlich Schläge und Colonien der Tauben sind, bei denen der Mensch zur Miethe wohnt, war unser Ibrahim hinein ins Dorf gegangen, um frische Brote, Eier und Milch für unsern verschwenderischen Haushalt zu kaufen. Auf einmal entstund bei uns in der Barke ein Geschrei; man wollte im Dorfe unsern Ibrahim behalten und zum Soldatenstand pressen. Aber die tapfern, mit dem weiten Gewand des fliegenden Hemdes bekleideten Seemänner unsrer Barke, die jungen, arabischen Helden der Bohnen und Linsen, ergriffen Stangen und Stöcke und drangen so kräftig in das Volk der halbblinden und lahmen Männer, welche das Dorf beherrschten, ein, daß Ibrahim bald wieder mit all seinen eingekauften Eiern, Broten und Milchkrügen frei war. Wir fuhren, noch immer mit günstigem Winde, weiter, vorüber an Terraneh und seinen nachbarlichen, modernen Ruinen, dann an Zavieh Kezin und Abu Reschabeh; erst jenen Mit Salameh verließ uns der Wind. Im Ganzen hatten wir seit vorriger Nacht einen Weg von fast zehn Stunden zurückgelegt.

Dafür lagen wir aber auch schon in der Nacht und am Morgen des dritten Januars unbeweglich still, an der Westseite des Ufers, in einer Gegend, in welcher das Auge, als wir ans Land stiegen, weiter gegen Westen hin nichts erblickte als die Hügel des Sandes.

Schon vor Sonnenaufgang verkündete uns einer der jungen Freunde, der vor uns ans Land gestiegen war, daß man außen auf der sandigen Anhöhe beim Ufer die Pyramiden sehen könne. Wir stiegen hinan ans hohe Ufer und sieh die aufgehende Sonne bestrahlte uns jene Wunder der ältesten Baukunst, welche schon Abraham sahen und Moses, deren Höhen Thales maß, deren Pracht Herodot bewunderte und in deren Nähe Joseph, der Versorger und Ernährer seiner Brüder so wie achtzehn Jahrhunderte nach ihm ein andrer Joseph seine Zufluchtsstätte fand, dem noch ein viel höherer Beruf des Pflegens und Versorgens geworden war, als Joseph, dem Sohne des Altvaters Jacob. Jetzt, bei Sonnenaufgang sahen wir außer den beiden größesten Pyramiden von Ghizeh auch die dritte kleinere; da die Sonne höher stieg, verschwand uns diese und nur die größeren blieben sichtbar.

In der That es war noch eine Geduldsprobe dergleichen unsre Wasserfahrten mit Segelschiffen uns schon mehrere aufgegeben hatten: so nahe und bereits im Anblick eines ersehnten Zieles abermals, wir wußten ja nicht auf wie lange? stillstehen zu müssen. Zwar gab uns die Natur auch hier, auf den öden Sandhügeln manche Unterhaltung; wir machten glückliche Jagd auf mehrere Pimelien- und selbst auf den großen Isiskäfer, sahen zum ersten Male einige vereinsamte Strauchparten der Wüste, dennoch ward uns da in den glühend heißen Strahlen der Sonne die Zeit des Wartens, bis fast gegen Mittag, sehr lang. Endlich erhub sich ein Wind aus Westen (W. N. W.), welcher jedoch hier, wo unser Schiff hinter der Wand des hohen, gebäumigenden Ufers lag, die Segel nicht recht fassen konnte; die Schiffsleute ruderten deshalb in ihrem Boote hinüber an die östliche Seite und

zogen die Barke nach, deren Segel alsbald sich füllten und das Schiffleln wie auf Taubenflügeln von hinnen trugen. Wie im Fluge zogen wir an dem Grabmahl eines türkischen Santo's vorüber, das vor Atrib nahe am Ufer liegt, dann an Mardan und Abu Awali. Der Fluß wendet sich hier nach Osten; der Westwind stund gerade in unser Segel. Als aber jetzt der Stromlauf wieder mehr nach Süden sich kehrte und der Wind fast zur Stärke des Sturmes sich steigerte, da hatten sich die sanften Taubenflügel, die uns vorhin weiter trugen, wenigstens in den Augen der sorgsamen Hausfrau in Rabenschwingen verkehrt; das Schiff, das den Wind von der Seite hatte, lag so schief, daß Alles was in unsrer Kajüte nicht fest gemacht war, in Bewegung gerieth. So flogen wir an El Ghatah und bei einer neuen Krümmung an El Aksas vorüber, erreichten schon um vier Uhr des Nachmittags vor El Akmin und noch mehr bei Dschaladuieh und El Madi jene Orte der ungetheilten Stärke und jugendlichen Kraft des Nilstromes, an welchen dieser die Fülle seines Wassers noch nicht an alle seine Sprößlinge, an jene Arme vererbt hat, welche das Nildelta bilden. Von den Herrlichkeiten des in dieser Jahreszeit paradiesischen Saburra sahen wir nur die grüne Schaale der hohen Bäume. Ein Gedränge der Wetterwolken war an dem vorher so klaren, blauen Himmel emporgestiegen, gleich als wollte es uns daran erinnern, daß keine Regel, welche die Sichtbarkeit giebt, ohne Ausnahme sey. Wir waren kaum, gegenüber von Embabeh, in den Nilhafen von Cairo, in Boulak eingelaufen und hatten bereits den stillen, sichern Landungsplatz gefunden, an welchem, nach eingezogenen Segeln das Schiff wieder gerade und still stund, da stürzte der

Regen in ſolchen Strömen herab, daß unſre, ſcheinbar ſo gut gedeckte Kajüte mit ganzen Waſſerbächlein erfüllt ward, die ſich weiter hinunter in den Schiffraum, auf die geladenen Waaren ergoſſen. So alltäglich und unbedeutend ein ſolches Naturereigniß bei uns erſcheinen würde, gehörte es dennoch in früheren Zeiten wenigſtens, für dieſe Gegend von Aegypten zu den ungewöhnlicheren. Wie man ſagt, hat ſich, ſeitdem Ibrahim Paſcha der Umgegend von Cairo durch ſeine reichen Gartenanlagen eine neue Geſtalt gab, auch die hieſige Witterung anders geſtaltet denn ſonſt; der ſtarke Regen, welcher in alter Zeit in dem Diſtrikt von Memphis unter die ſeltneren Erfahrungen eines Menſchenlebens gerechnet war, iſt ſeitdem ein öfter wiederkehrender, wohlthätiger Gaſt des Landes geworden.

So ſehr es auch außen wetterte, ſo ſtill und behaglich war es, die Näſſe, die ſich nicht wohl vermeiden ließ, abgerechnet, innen in unſren Cajütenzimmern. Die gute Hausfrau hatte heute Mittag, als das Schiff ſo ſchief ſtund und Alles in der Cajüte ins Bewegen gerieth, nicht mehr da bleiben mögen; hatte von dem vortrefflichen Gerichte der gekochten Gerſte, welches der arabiſche Knecht mit arabiſcher Vortrefflichkeit zur Tafel brachte, nichts genießen können; jetzt da Alles wieder auf feſtem Fuße ſtund, that auch ihr die Erquickung des Thees und des friſchen, arabiſchen Brodes wohl. Wir Alle aber ruheten, beſſer denn auf Polſtern, auf dem Bewußtſeyn, daß jetzt doch endlich der Anfangspunkt unſrer eigentlichen Reiſe in das Morgenland erreicht ſey.

Als wir am Morgen des vierten Januars erwachten, da war das geſtrige Ungewitter, mit aller Trübung

ne schien wieder hell und heiß; kein Wölklein war mehr zu sehen; nur die Durchweichung des fruchtbaren Bodens am Ufer und die Nässe auf den Verdecken und in den Räumen der Nilschiffe erinnerte noch an die Regenströme der vergangenen Nacht. Das erste, was uns beim Heraustreten ans Land, bei dem Obdach der Chans von Boulak in das Auge fiel, waren unsre türkischen Hadschi's: die beständigen Reisegefährten von Smyrna nach Alexandrien. Bald aber bewillkommten uns auch, denn wir hatten durch Ibrahim Betschaft hinein nach Cairo gesendet, mehrere der lieben Freunde und Landsleute aus der Herrscherstadt des jetzigen Aegyptens, und machten es uns fühlbar, daß, wenn auch die Heimath des Leibes auf gewisse Gränzen gewiesen, dennoch die des Geistes an allen Orten der Erde, und unumschränkt sey.

Das ägyptische Zollamt in Boulak hielt nur wenig auf, bald war unser, nicht sehr großes Hab und Gut auf den Rücken der Esel:n geladen und auch für uns stunden etliche dieser reitbaren Thiere bereit. Mehrere von uns, unter denen auch ich, zogen es vor den Weg nach der Stadt zu Fuße zu machen. Und siehe, da lag denn das große, mächtig ausgedehnte Cairo mit seiner hochgebauten Burg, seinen dreihundert Moscheen, und, wie man sagt, mehr denn siebenhundert Thürmen, ganz nahe vor den Augen.

Ein Gedränge der Fußgänger und Reiter, der Lastthiere und ihrer Treiber zog mit uns zugleich nach der volkreichen Hauptstadt; wie Staub vom Winde erregt flieg der Larmen, den das lautstimmige Volk machte, vom Boden auf. Fast an jedem andern Orte wäre

der hehren Pyramiden, gestaltete es sich für das innre Ohr zu dem Rauschen eines Wasserfalles, welcher, so tief auch seine zerstäubenden Tropfen auf die Ebene herabstürzen, dennoch an die Höhe und an den uralten Sitz des Alpenschnees erinnert, aus welchem sein Strömen herkam.

Verbesserungen.

Neben manchen andern Druck- und Schreibfehlern hat sich in diesem Bande einer, und zwar doppelt eingeschlichen, den man zu verbessern bittet; auf S. 31 Z. 3 und 2 v. u. in den Noten steht nämlich Daniel 4 statt Daniel 9.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Reise

in das

Morgenland

in den Jahren 1836 und 1837.

Zweiter Band.

Erlangen,
gedruckt bei C. H. Buchdrucker.

Reise

in das

Morgenland

in den Jahren 1836 und 1837

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Zweiter Band.

Erlangen, 1839

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Ich kann mich freilich, bei dem verspäteten Erscheinen des zweiten Bandes dieser Reise in das Morgenland nicht auf das alte Sprichwort berufen: „was lang währt das wird gut," wohl aber auf die Nachsicht jener Leser, welche es wissen, daß auch die liebste schriftstellerische Arbeit den Werken unseres näheren, erdbürgerlichen Berufes nachstehen muß. Den dritten (letzten) Band hoffe ich im Verlaufe des eben beginnenden Sommers zu vollenden. Möge derselbe zu einer Sommerfrucht gedeihen, der man die Wärme anmerken könne, durch die sie getrieben und gezeitigt wurde. Denn vor allem dieser dritte Band sollte es dem Leser in dem Heimathlande des pilgerlichen Sehnens: in Palästina, welches der zweite Band nur erst betrat, recht heimathlich werden lassen.

Eben jener letzte Band wird auch durch eine kleine Landkarte den ganzen Weg der Reise anschaulicher machen und überdieß mit einem Plan von Jerusalem aus-

gestattet werden, der zum Verständniß der Beschreibungen des zweiten Bandes fast unentbehrlich ist.

Der Inhalt meiner Reiseberichte von Aegypten an bis nach Jerusalem hielt sich öfters an die Hand eines treuen, guten Führers, an K. von Raumers Palästina (zweite Auflage 1838). Auch der Inhalt der weiteren Berichte über Palästina, im dritten Bande wird dieses thun und hoffentlich auf die Specialkarte desselben Verfassers sich beziehen dürfen, deren öffentliches Erscheinen nicht mehr lange anstehen kann.

München am 27sten April 1839.

Der Verf.

Inhalt des zweiten Bandes.

I. Der Aufenthalt in Aegypten S. 1 – 228

Ueberblick S. 1 – 2.

Briefe aus Kairo.

Erster Brief S. 3 – 25. Rückerinnerungen S. 3, 4; Einzug in Kairo S. 5; Unsre Wohnung S. 6, 7; Nächtliches Wachen S. 8; Gesang der Muezzin auf den Minarets S. 9, 10; ein Fastenbrecher S. 11. Das Reiten auf Eseln S. 12, 13; Handel und Wandel S. 14, 15; die Kameltreiber S. 16; Arabisches Frühstück S. 16, 17; Geschäftigkeit der Morgenstunden S. 18; Vorsorge für den Magen zur Zeit des Ramadan S. 19 – 22; Nacht des Rathschlusses S. 23; Contrast des Türkischen Ramadans mit dem strengen Fasten der Kopten S. 23, 24.

Zweiter Brief S. 25 – 68. Die Kairinischen Frauen S. 25 – 28; Lehre des Islams über die Seele der Frauen S. 29, 30. Bauart der Häuser und ihre innre Ausstattung S. 31 – 34. Abschließung der Frauen S. 35; Erziehung der Tochter S. 36, 37; Heirathsverhandlungen und Hochzeitsgebräuche S. 37 – 42; Loos der Neuvermählten 43; Ehescheidungen 44; Festlichkeiten und Gebräuche bei der Beschneidung der Kinder 45 – 47. Zeit der Leichenfeier 48 – 50; Kochkunst der Kairinerinnen S. 51, 52; Gebräuche beim Essen 53, 54; unterlaubte Verhaltungsarten des warmen S. 55, innerliche, mit allerhand Phantasiegebilden des Aberglaubens 56. Der Glaube an Geister 57 – 60; Handel vor dem mißgünstigen

Auge 61; die Aegyptischen Zauberer 62 — 66. — Eltern und Kinderliebe 67; Begräbniß eines Hündleins 68.

Dritter Brief S. 69 — 132. Innre Gestalt von Kairo 69, 70; Abschließung der einzelnen Stadtquartiere und nächtliche Wachen 71; Zahl der Einwohner 72; Gewerbfleiß 73. Der Sklavenmarkt 74, 75. Die Kinderschulen und ihre Lehrer 76 — 78, der kluge Schulmeister 79, 80. — Briefpost der Hadschis 81. Ausrufsarten der Waaren 82, 83; der Poranz Mustafha Kaschif 83. Gutmüthige Beaciderung 84; das Zollhaus 85; die heiligen Moscheen 85; Bettler 86; die Akharmoschee und ihre Hochschule 87; die Blinden 88; Zutritt der Fremden zu den Moscheen 89. Kirchliche Gebräuche der Mohamedaner 90 — 94. Beschreibung der Citadelle und die Aussicht die ihre hohe Lage gewährt 94 — 97; der Josephsbrunnen 100; Audienz bei Mehemed Ali 101 — 108. Beschreibung des Bairamfestes, seiner Hoffeierlichkeiten und Volksbelustigungen 109 — 113; Klopffechter und Tänzer 114; Aegyptische Musik 115; Schlangenbeschwörer und Possenreißer 116; Taschenspieler und Zauberer 117; abgerichtete Thiere 118; Romanzenerzähler 119 — 123. Besuch der Gräber am Bairamfeste 123, 124. Blick auf die Lehren und Gebräuche des Islams in Beziehung auf den Tod 124; das Sterbebett 125; die Klageweiber und Gebetsprecher 126; Leichenbestattung 127; Todtengericht 128, 129; Bau der Gräber 129; der Todtenlehrer 130; Tänze am Grabe 131. Die Gräberstadt der Großen 131. Schlußbemerkung 132.

Vierter Brief S. 132 — 172. Nächste Umgegend von Kairo 132, 133. Der Nilstrom 134 — 136; sein Einfluß auf die klimatische Beschaffenheit des Landes 137; die Zeit des Chamsins und der Pest 138; die Nacht des Tropfens 138; Anschwellen des Stromes und Gebräuche dabei 139 — 142; Festlichkeiten beim Durchstechen des Dammes 142, 143; der Jahreslauf durch den Nil geregelt 144. — Die Kopten. Ihre kirchlichen Gebräuche 145, 146; ihre Zahl und innre wie äußere Stellung 147 — 150. Altkairo. Die Amrameschee 151; Bauernhütten 152, die Insel Roda 153. Familienbegräbniß des Vizekonsuls 154. Der Wasserkamberg 155 — 158; der Garten zu Schubra 159, 160. Ausflug

nach Heliopolis, ein Soldatenlager am Pharamitische 161. 162, der Weg nach Abusabel und Heliopolis 163, 164. Abusabel und seine Ruinen 165; der Obelisk von Heliopolis 166; Rückblicke auf die alte Geschichte des Orts 167—170. Matarieh und seine Umgebung 171, 172.

Zwölfter Brief S. 172—208. Der Markt bei Fostat 173, das blühende Mittelalter 174, 175, der heutige Verfall 176; Erinnerungen an den Tempel und Dienst des Phtha 177, und des Ares 178, 179; Rückblicke auf Vergangenes 180. Sakkara und sein freundliches Oertchen 181. Pyramiden von Dahschur und Sakkara 182; Grabeskammern der alten Aegypter und ihr Inhalt 183—185; das Landvolk der Umgegend 187, 188; vormalige Grausamkeiten der Landrichter 189. Der Abend in Sakkara 190. Das Mumienfeld der Vorzeit und andrer heiligen Thiere 191, 192; Pyramiden von Abusir 193; der Sphinx des Thotmes 194. Die Pyramide des Saophis oder Cheops 195; Festigkeit ihres Gipfels 196, 197; ihres Innern 198, 199; ihre Raumverhältnisse 200—201; alte Taglohnerrechnung 202. Pyramide des Cephren 203; des Mykerinus, nebst den kleineren Pyramiden 203, 204. Mumienraber 205. Die Festungen in Ghizeh 206; neuere Festungen 207.

Sechster Brief S. 208—228. Vorbereitungen zur Reise 208; unsre Reisegesellschaft durch die Wüste 209, 210; Reisegerathschaft 211. Gleichzeitige Fortbewegung der Pilgrime 212. Gemeine Diebereien und Selbstständigungen 213, 214. Pilgerzug nach Mekka hin 215, 216; Prozession des Mahmals 217; Wiedervereinigung des Auszugs der Pilgrime 218—221; Gehalt des Landsmanns 222. Dankbarer Rückblick auf die Freuden in Kairo 223. Mehat und seine Gemahlin 223, 224. Die Pyramiden 225; Weg nach Fostat 226. Ende der Reise 227; Fazit 228.

II. Die Reise durch die Wüste S. 229—364.

Reise über Belbeis, Suez und Tor nach dem Sinai S. 229—353. Abreise von Kairo 229, 230. Nachtlager bei Belbeis 231; der erste Tag mit dem Kamel 232. Lagerplatz

sicher Anfang 234; Eintritt in die Wüste 235; Beschreibung der Gegend 236; erstes Nachtlager in der Einöde 237, 238. Allgemeine Schilderung einer Wüstenreise 239 — 242. Geschichtliche Erinnerungen 243, 244. Beschreibung der zweiten Lagerstelle 245, 246. Ein Verirren in der Wüste; sorgenvolle Nacht in Abendesse 247 — 250; vergebliches Suchen nach dem Verirrten 250, 251. Beschreibung der dritten Lagerstelle 252; Nachtlager am Quelle 253; getäuschte Hoffnung 254; endliches Wiederfinden des Verlorenen 255; kurze Beschreibung seiner Irrfahrt 256. Anblick des Attakaberges 257, 258; des rothen Meeres 259; Bir Suez 260; Lage der Stadt Suez 261; Nachtlager am rothen Meeresstrand 262, 263. Ein Tag in Suez 264 — 266; die Wasserbenachbarn 267; Ueberfahrt über die Meerenge 268; Wiedergrüßen von Asien 269. Der Sonntagsmorgen an den Brunnen Moses 270 — 272. Die Wüste Sur 273; Marahs bittrer Quell 274, 275; Dschebel Pharaun 276; Elim 277; das Faidethal 278; Nachtlager an seiner Mündung 279. Eine Gebirgsansicht 280; Mündung des Wadi Nasich, Höhenzüge des Wadi Mekkated 281; Nachtlager am Meere 282; Hinüberblick nach der Aegyptischen Küste 283; die Trümmer gescheiterter Schiffe 284; die Freuden des Sammlers 285; Nachtlager in der Ebene Raa 286, 287; Hammam Musa 288; Ankunft in Tor 289. Beschreibung des Dorfleins 290; der geplagte Gartenmieter 291; die Umgegend von Tor und ihre Naturerzeugnisse 292 — 294; die Einsiedlerhöhlen am Heman 295; das Moisesbad 296; naturgeschichtliche Acquisitionen 297, 298; beschwerliches Nachtlager 299. Weiterreise nach dem Fuß des Serbalgebirges 300; Nachtlager daselbst 301; Reise durch das Enathal Hebran 302; Gebirgspaß 303; Nachtlager im Thale Sisi 304. Das Garbathal 305; Anblick des nahen Horeb 306.

Aufenthalt am Sinai S. 307 — 355. Ankunft im Garten und Gebäude des Rathsmenklosters 307, 308. Die Mosesquelle 309; die Klosterreise 309, 310. Der Ruhetag 311. Spaziergang zum Horeb und Sinai, die Sangarinsquelle 312, Herbarium und Glasgrotte 313, 314. Ein Morgenritt 315. Der

Einzelgipfel und seine Aussicht 316—322. Sage von Mohammeds Aufenthalt am Sinai 323. Viele Ehrenkirchen unter einem Dach und selbst noch eine Moschee daher 324, 325; die Bauerkirche „der Verklärung" 325; die Pfarrakapelle und das Beinhaus der Mönche 326, 327. Frühere und jetzige Zahl der Christen auf der Halbinsel 328, 329. Die Lebensweise der Mönche 330; ihre Beschäftigung 331; Reinlichkeit im Kloster 332; Spaziergang im Klostertale 333. Wanderung nach dem Kloster Erbain. Das Pegan- oder Barkenthal 334, 335; das Feirathal 336; der Moses-Sitz und Moses-Felsen 337; der Garten und das Kloster Erbain 338; der Garten im Gartenthal 339. Der Sonntagsmorgen und das Gespräch im Garten des Sinai 340—345. — Ein Schauspiel der Wüste 346; das Sinaitische Manna 347—349. Ankunft der Kamele für die Weiterreise 350. Bemerkungen über das Klima 351, wie über die Pflanzen 352, 353, und Thierwelt des Sinai 354. Abschied vom Kloster und seinen Bewohnern 355.

Die Reise vom Sinai nach dem Berge Hor S. 355 bis 486. Das Feirathal 356. Abu Szueir 356; Abschiedsblick auf den Sinai 358; Wadi Sal 359; der Saum der Wüste Tyh 360; Angriffe der Beduinen 361; das Thal Hadhra 362; Wadi Samghi 363, 364. Das Besseratthal 365. Anblick des Salzsumpfes Sebkhet 366, Nuaby 367, 368; Nachtlager vor dem Abu Barka 369. Maagarat 370, 371. Dschebel Scherafe und Haarcylan jenseit desselben 372—375; Sturmesgewalt 376. Jezirat Pharaun und Ezemaaker 377—379. Ankunft in Akaba 379; der schwimmige Hofraum 380; Lager und nächtliches Wachen im Palmenwald am Meere 381; unerwartete Hemmung 382; Wanderung nach Mam el Hedjaye 382, 383; ein Gang des Landes und seiner Geschichten 384, 385. Bekennen der Umgegend 386, Uebungen in den Waffen und in der Geduld 387; das Kastell von Akaba 388; seine Gut- und Ungesinnten 389. Morgenstunden im Palmenwald 390, 391. Fernere Unterhandlungen wegen der Weiterreise 391, 392. Aufbruch nach dem Jebelhegaz 393. Sorgen und Erwägungen 394, 395. Abzug von Akaba 396, nach Pe

Ruinen. Bekanntschaften 397. Reise durch das Thal der Araba 398. 399. Besuch im Beduinenorte der Araba, bei den Zelten des Scheikh Salem 400. Neuheiten des Morgen Bayam 401—403. Erinnerungen an den Zug der Israeliten durch diese Gegenden 404. 405. Die nächste Umgegend und das Meer 406. nächtliche Unterhaltungen 407. Wetterleuchten; ein Orkan in der Wüste 408—410. Der Palmensonntag in der Wüste 411. blinder Passagier 412. Anblick des Meer 413. Lagerplatz an der Mündung des Wadi Musa 414. Arabischer Gewitterregen 415. Wanderung durch Wadi Musa 416—418. Der Gipfel des Hor 419. 420. Besuch bei Aarons Grabe 421—423. Aussicht vom Hor 424. Hinabweg nach Petra und erster Eindruck desselben 425—428. Beschreibung dieser Gräber- und Felsenstadt 429—432. Das Obdach der Grabeshöhlen 433. Erquickung am frischen Wasser 434. eiliger Aufbruch 435. Mondscheinscene 436.

Reise durch das Ghor nach Palästina S. 436—445. Armer Ausmarsch 436. Erwartung eines feindlichen Angriffes 437. 438. Streitigkeiten in der Karawane 439. Das alte Jordansbette? 440. 441. der Brunnen Wuade 441. der erratische Stein 442. das Wüstenthal Biriaka 443. die Gegend des alten Kades 444. Nachtlager am Makara 445.

III. Die ersten zwölf Tage in Palästina S. 446—591.

Reise durch die Wüste von Süd-Judäa nach Hebron 446—462. Der arme Donnerstags-Morgen 446. beschwerlicher Gebirgsweg 447. der Makaragipfel 448. Kalla el Kurmuy 449. Der erste Abend im gelobten Lande 450. 451. Der stille Freitag 452. Ein Ritt oder Meleh 452. vermuthliche Stätte von Malatha 454. Ostabtei Chalil 455. Kameelgenüsse 456. Brunnen von Araad 457. Nachtlager bei Samua 458. 459. Thale von vaterländischen Aerin 460. Anblick von Hebron 461.

Hebron S. 462—484. Alter der Stadt 462. 463. auffallende Aufnahme bei den heutigen Israeliten 464. 465. Der Ober erzählend 466. 467. Lagermorgen 468. 469. Blick auf die vor

mahal St. Abrahamskirche 470—473. Turkmen Saban 474. Maskenfesten 475—476. Neues Obst 477. Pinienwaldchen 478. Abrahams Brunnen und Jesus Obst 479—480. Der zweite Ritt zur Hebron-Reise 481—484. Die letzte Nacht vor Jerusalem 484. Der Morgen der Reise 485.

Reise von Hebron nach Jerusalem S. 486—499. Abrahams gesegnetes Feld der Manne 486. Nathans Obst 487. Die Stadt von Hebron 488. Weinstock zu Eshkol 489. Salomons Garten 490. Anstalt zur Zucht der Seide 491. Der erste Besuch in Bethlehem und seine heiligen Stätte 491—494. Heimkehr Salems 495. Annäherung von Jerusalem 496. Das Thal der Rephaim 497. Einsicht in das Thal von Jerusalem. Hochgelber Ginsterbusch im Farbenkreis Mayers 498. Einzug in das neue Pilgerhaus oder die Casa nuova 499.

Die erste Woche in Jerusalem S. 499—591. Der erste Morgen auf dem Dache des Pilgerhauses 499—500. Das Gemälde der Mauern 501—502. Verlust der Uhr in Grabeskirche 502. Besondere Bemerkungen über die Oertlichkeit des heiligen Grabes und Golgatha 503—507. Der erste Besuch und die Personen in der h. Grabeskirche 508—512. Ein Anblick der deutsch redenden Franciscaner in Jerusalem 512—514. Der Schmerzensweg oder via dolorosa 514—516. Anna's Haus und der Teich Bethesda 516. 517. Gethsemane 517—518. Die Höhen des Oelberges mit der Himmelfahrtskirche 519—521. Gemüse und leibliche Kunst vom Oelberg 521, 522. Palästina Sonnenaufgehen 523. Das Thal Josaphat mit seinen Grabmälern und verschiedenen Todtenmalen 523—525. erster Besuch-Ritt an der Südseite der Stadt 526. Mauer am Berghügel Sion 527. Die Aussicht vom Schuttbuckel der Anna's Hause 528. Ein Blick des Grabes 529. Der Versuch zum Leben und zum Tode 530. Betrachtung des unteren Hauptgrabes der Stadt 531 u. f. Das Prunkgrab oder der Thurm Hippikus 532. Die jetzigen Mauern von Jerusalem 533—534. Der Lauf der alten vermahlten Mauern im Norden um die Bezetha Hügel 535. Aufstieg auf die Felsenhöhe und Besteigung der Stadt durch die Mauerthüre 536—539

Gründe der Vergänglichkeit des jüdischen Herrscherreiches 540. 541; Ostseite der Stadt 541—544; Südseite des Stadtumfanges, Josaphatthal 545; Stätte von Herodes Palast 546; Westseite des Stadtumfanges 547; Genauere Beschreibung des Innern der h. Grabeskirche 548—552; die Hüter des Grabes und der andern heiligen Stätten 553. Bemerkungen über die Israeliten in Jerusalem 554—556; Alt- und neugläubiges Judenthum 557. 558. Besuch im Armenischen Kloster 559—561; das Cenaculum 562—564; die Grotte des Petrus 565. Der Sonnabend Abend am Oelberge 565—567. Der Sonntagsmorgen in Jerusalem und Bethanien 565—572; Siloah und sein Quell 573; die unterirdischen Wasserbehältnisse von Jerusalem 574—576. Der Sonntagsabend im Thal Ben Hinnoms 577. Ausflug nach der nördlichen Umgegend von Jerusalem 577; die Stätte von Bezetha und dem Thurm Psephinus 578; Besuch und Beschreibung der Königsgräber 579, 580; Gräber des Sanhedrinms 580; die Stätte von Gibea Saul; Bozez und Senne? 581—583. Mißlungener Versuch auf den Vorhof der Omarmoschee vorzudringen 583. 584. Petri Gefängniß 584; Kloster der Kopten, das Johanniterhospital, Armenhaus der Lateiner 585; Pilgerherberge, Hospital und Armenkirche der Kaiserin Helena 585, 586; die Maadalenenkapelle, St. Johanneskirche, Grotte des Jeremias 587; alte Steinkirche; Ort der Begegnung Alexanders des Großen mit dem Hohenpriester Jaddus 588. Erzählungen vom letzten Aufstand gegen Jerusalem Pascha 589. Gedanken, am Schlusse der ersten Woche in Jerusalem 589—591.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I. Der Aufenthalt in Aegypten.

Das was der Reisende dieser Reise von Aegypten sahe und genauer kennen lernte, das war nur ein einzelner Abschnitt des Zeitalters; dem Raumінhalte nach ein geringer, der Kraft und Verehrung nach aber von hohem Werthe. Denn jener Landstrich, welchen die Höhen des Mokkatam beherrschen, umfasset von dem alten Aegypten nicht nur ein Altes, sondern das Aelteste; von dem neuen nicht nur ein Neues, sondern das Neueste. Die mächtigen Pyramiden bei Ghizeh geben uns eine Kunde, von welcher die Kunde der ältesten bis zu uns gelangten Geschichte des Landes und seiner Bewohner nur eine Urenkelin ist; eine Urenkelin, die den Nachhall von den Thaten der Ahnen nur noch aus weiter Ferne, wie eine Stimme der Graber vernahm. Die hehren Werke der Kunst, bei dem einst hochgebietenden Theben sind der tiefste, mächtigste Umfang eines Stammes, welcher den Wuchs seiner Aeste und Zweige vormals über Griechenland und Rom ausdehnte und noch jetzt über die Länder von Europa fortlebet; dagegen ragt das vielleicht um ein halbes Hundert der Menschenalter frühere Werk der Pyramiden einsam und ohne Erben seiner Kraft, wie aus einer Zeit der Titanen herüber, auf deren hochfahrende Rede nur der Donner des Sinai antwortet, welcher sich am Hor

und Nebo zu einem Ruf der Wächter, mächtig wie
Brausen der Sturmwinde gestaltet, bei Zions Burg
und über der Höhe des Moriah in einen Ton der
sam., über Bethlehems Felde und auf Nazareths
in den lieblichen Klang der Asore wie der Flöte
wandelt. Der Pilgrim, welcher den Weg der alten
ten Gottes über die Länder eines geistigen Aufgan
verfolgen will, der weile zuerst, ehe er auf die Stim
der Donner vom Sinai ausberchet, am Fuße der Py
miden; nachsinnend über das Räthsel, das hier
Sphinx ihm aufgiebt; jener, dessen Auge geöffnet ist
den Weg der neuen Thaten, zu denen die Geschichte
Ostens so eben sich rüstet, der weile betrachtend an
Felde der Lebenskeime, welches sich hier in Cairo
die Haufen des alten Schuttes hinbreitet; er merke
das Rauschen der Todtengebeine, welches sich mitten
dem jetztlebenden Volke der Hauptstadt des Morgenlan
vernehmen lässet.

Der Beschreiber dieser Reise, deren eigentlicher
fang bei Kairo erst beginnt, möchte seine Leser gern
beiden Betrachtungen: zu jener des noch fortwähr
durch sichtbare Werke zu uns redenden alterten und
der des neuesten Aegyptens mit sich nehmen. Denn
Kairo ein Sammelplatz der Pilgrime die nach M
ziehen, so sollen uns jene Betrachtungen ein Sam
punkt der Gedanken werden, welche den Fußtapfen
größesten Geschichten nachgehen wollen die der Geis
Menschen kennt. Ich knupfe den Faden der Berichte
das Nächste an und führe meine Mitwanderer zuerst
das Volksgedränge der großen Hauptstadt ein, indem
hierbei zum Theil einige Briefe aus Kairo in der Ur
der unmittelbaren Anschauung reden lasse.

Briefe aus Kairo.

Erster Brief.

Anfang des Taglaufes.

Kairo am 21. Januar 1837.

Mein langer Brief an Dich aus Smyrna und Alexandrien, meine liebe, einzige Schwester, schwimmt vielleicht mit dem Oesterreichischen Schiffe, das ihn zur Beförderung übernahm noch auf dem Adriatischen Meere herum, und doch kann ich dem Drange nicht widerstehen schon jetzt wieder einen Brief an Dich anzufangen. Mehr als seit langer Zeit habe ich hier im Orient mit Dir gelebt; Dein Andenken hat mich begleitet auf meinen Wanderungen durch die Herrscherstadt der alten Kalifen und durch die noch immer fortbestehenden Erinnerungszeichen an die Sagenwelt und Heldenzeit des Reiches der Katimiden und Eyubiten. Und wie hätte dies anders seyn können, Du liebe Schwester! Warst Du es doch, die mich zuerst in das helle Mondscheinlicht jener tausend und einen Nächte einführte, wo über dem Thau der Arabischen Gewürzgärten, welcher gleich Demanten funkelt, ein Reich der Genien hinschwebt, das in die Geschichte und Thaten der Menschen allenthalben seine Wunderkräfte einmischet; in jenes Mondscheinlicht der morgenländischen Dichtungen, das mit den Träumen und Vorstellungen der Kindheit in so lieblichem Einklange stehet.

Du wirst Dich noch erinnern, wie ich, als kleiner Knabe, im unvergeßlichen Elternhause öfters kaum die Stunde der Abenddämmerung erwarten konnte, in welcher Du, meine nur um sieben Jahre ältere aber schon mehr als jedesmal liebste Schwester mich [illegible]

vom Spiele, um mir, wie Du mirs öfters schon am Morgen versprechen mußtest, etwas zu erzählen. Das was Du, Du älteste Lehrerin meiner Kindheit, damals in meine Seele einpflanztest, das war freilich zunächst und vor allem jener Grundton des elterlichen Hauses, der wie ein Lied, welches von ewigem Frieden singt, mich auf allen meinen Wanderungen durch die bunte Welt des Wissens und der Erfahrungen begleitet hat und auch wohl bis ans Grab begleiten wird, aber Du verstundest es gar gut das geistig Nährende und Starke mit jenem Lieblichen zu vermischen, das meinen leichtzerstreuten Sinn, wie der Honig die Biene, zum besseren Aufmerken herbeilockte; Mährchen, wie späterhin Grimm und Hebel sie erzählten, ergötzten mich oft. Unter allen aber, was Du mir als Nachtisch vorsetztest waren mir orientalische Reisegeschichten so wie die Dichtungen im Geiste von tausend und einer Nacht das Anziehendste und Liebste. Ich konnte nicht satt werden diese zu hören, und wenn es meinem kindischen Verlangen nach gegangen wäre, ich hätte zu der Geschichte der einen Nacht auch sogleich die der andren tausend vernehmen mögen.

Ich weiß nicht mehr welche Deiner Erzählungen oder Reisegeschichten mich damals so lebendig nach Aegypten, zu Saladins Burg und zu Kairos zinnenreichen Mauern führte, der Eindruck muß aber ein sehr fester gewesen seyn, denn bei dem ersten Anblick der hohen Granitsäulen von Saladins Königshallen, bei dem Hinabschauen auf die (sogenannte) Gräberstadt der Kalifen, waren es nicht die Züge der Geschichte aus den Büchern die ich als Jüngling und als Mann gelesen, sondern jene, die Dein lebendiges Wort durch kindliche Erzählungen meiner Seele einprägte, welche mir das Gesehene in einem so all und

wohlbekanntem Lichte erscheinen ließen als hätte ich schon als Kind hier unter den hohen Granitsäulen gespielt und bei den hohen Domgebauden der Mameluckenkönige mich ergangen. Es ist nun Zeit, daß ich auch Dir für Deine Gaben etwas wiedergebe, und daß ich vor allem Dir etwas erzähle aus der mir nun ganz nahe gerückten Welt die Du mir einst in dem magischen Spiegel Deiner Mährlein und Geschichten mit so zauberischem Glanze zeigtest.

Es wird am besten seyn, wenn ich Dich zuerst mit mir hineinführe in den schönen Ruhesitz, den ich hier im Kreuzblumengelande gefunden habe und dann Dich mit mir nehme auf ein und die andere der Tagwanderungen durch durch die große, neue wie alte Herrscherstadt des reichen Aegyptens.

Da wir, vor etlichen Wochen, hereinzogen zum Thore von El Esbekieh, vorüber an dem nun vereinsamten Pallast des verstorbenen Defterdars, durch die Alleen der Sykomoren, welche den jetzt trocken liegenden Teich von El Esbekieh beschatten; da wir hineintraten durch das kleine Pförtlein, in die engen, dunklen Gassen des Koptenquartieres, in welchem unsere künftige Wohnung seyn sollte, da hatte ich kaum gedacht, daß es mir hier so überaus wohl und heimathlich zu Muthe werden könnte, als mir es gleich von dem ersten Tage an geworden ist. Aber wem möchte es auch nicht wohl werden in einem Hause, das mit den meisten Bequemlichkeiten des heimathlichen Europa's die Vorzüge eines Aegyptischen Obdaches vereint, und vor dessen Thüre uns schon die Liebe und Gastfreundschaft seines Bewohners, unsers theuren Landsmannes Lieder empfing, der uns bei seinem Herrn das Vaterland, mit all seinen geistigen und leiblichen Erquickungen ersetzen soll.

Das Haus, welches wir hier bewohnen, hat ein Engländer erbauen lassen, und noch jetzt gehört es den Engländern, welche in ihm eine wohleingerichtete Knabenschule und ein Schullehrerseminar unterhalten. Mir und meiner lieben Hausfrau hat die Güte der Freunde das schönste, größeste Zimmer, in einem Flügel des Gebäudes eingeraumt, der an den geräumigen Hof und Garten angränzt; wenn wir zu unsern Fenstern, die an Höhe, weil sie nahe vom Boden bis zur Decke hinanreichen, manchen deutschen Kirchenfenstern gleichen, hinausschauen, da sehen wir vor uns einige hohe, schlanke Dattelpalmen, unter uns den Garten, in welchem blühende Mimosenbäume und eine Fülle der Blumen und Rankengewächse ihren Duft verbreiten und eine Schaar von Nachtändlein ihre Stimme vernehmen lässet, welche hier mitten in der Zeit unsers Winters, schon von den Freuden und Herrlichkeiten des Frühlings redet. Aber ich führe Dich lieber zuerst zu dem schönsten Theile unserer Wohnung; durch den großen Vorsaal hindurch und hinan zu dem platten Dache des Hauses, auf welchem ich gar manche liebe Stunde zugebracht habe. Die Aussicht, die man da genießt, ist an eigenthümlicher Kraft des Eindruckes schwerlich wohl mit irgend einer andern auf Erden zu vergleichen; dort, fast im Westen, sieht man die alten Denksteine einer übermächtigen Vorwelt, die großen Pyramiden von Ghizeh; sie stehen am Saume der gelblichgrauen Wüste, deren Ende das Auge nicht abrundet; nahe bei ihren Füßen breitet sich aber gegen Süden und noch mehr gegen Norden das gesegnete Nilthal aus, mit seinen grünenden Auen und reichen Palmenwäldern; gegen Osten pranget am Rande des Mokkatamberges die Burg des Saladin — die Herrscherveste der Stadt und

zu ihren Füßen liegt die große Stadt mit ihren dem Auge des Fremdlings unzählbar erscheinenden Thürmen und Mauerzinnen. Am Morgen, und in der späteren Nachmittagszeit habe ich hier auf diesem Dache öfters im Strahle der Sonne gestanden und geschlafen, der mir dann nur lieblich warmend, wie bei uns im Frühling erschien; in den mittleren Stunden des Tages aber war selbst im Januar die Hitze so groß, daß ich mein Schreibtäfelchen sammt dem Stuhle in den Schatten eines Dachhauses stellte, dessen Einrichtung und Bestimmung für uns Nordländer freilich etwas Neues und Ungewohntes sind. Ich meine den Windhof oder Windfang, dessen weite Oeffnung so gestellt ist, daß sich die Nord- und Nordwestwinde, die hier zu Lande eine öftere Erquickung der heißen Monate sind, unter seiner schrägen anliegenden Dachdecke fangen und ihren kühlenden Hauch hinab in alle Theile des Hauses ergießen müssen. Dieser Frau, wie Dir, ist es erlaubt von unserem hohen Dache hinabzublicken auf die niedrigeren Dächer, wunderbaren Verhaue und Höfe der Nachbarhäuser und die Beschäftigungen der Frauen zu betrachten; ich als Mann habe mich hierinnen den Sitten des Landes bequemt und mein Auge lieber an der Aussicht in die weite Ferne, als an dem Beschauen der armseligen Nähe geweidet.

Ich muß Dich aber doch, damit Du recht einheimisch bei uns wirst, wieder von der hohen Aussicht des Daches hinunterführen in die beengtere unseres Zimmers und Dich von dort aus mit mir nehmen in unser tägliches Treiben und Herumwandern. Ich fange dabei, recht häuslich drein, mit dem Frühstück an, oder unsere heißen Morgenstunden — die Feierstunden des Tages — an.

Ich weiß nicht woher es kommt, daß ich hier in

Kairo, auf unserm so bequemen und zur Ruhe einladenden Lager immer so frühe aufwache. Und doch kann ich nicht sagen, daß mir dieses Wachsein in der stillen ägyptischen Finsterniß lästig wäre. Es giebt so Vieles zu besinnen, von Gestern herüber auf das Heute; die Gedanken haben so manche Wege zu machen in die Höhe und Tiefe, in die liebe Ferne und in die bedeutungsvolle Nähe, daß mir die Zeit keineswegs lang wird. Dazu hat, wenn auch das Auge nichts sieht, in der dunklen Nacht das Ohr eine Unterhaltung und Belustigung, an welcher ich mich fast täglich von neuem freue. Noch lange vorher ehe der Morgenwind in den Zweigen der nahe an unserm Fenster stehenden Palme rauscht, höre ich den wohltönenden Gesang der Muedding auf den Minarets oder Minares der Moscheen. Mich dünkt ich habe diese Leute nirgends auf unsrer Reise so schön singen hören als hier in Kairo. Wenn man, etwa am Tage, nahe bei einem solchen Minareh stehend den Gesang vernimmt, dann erscheinen die vollen, kräftigen Töne der Kinder der Wüste unserm Ohre fast zu laut; so aber, aus einiger Ferne erklingen sie überaus lieblich. Durch einen Sprach- und landeskundigen Mann wurde auch mir der Inhalt der nächtlichen Gesänge jener „Wächter auf der Zinne" in einer Uebersetzung mitgetheilt und ich gebe Dir hier einige Stellen dieser Uebersetzung, welche Dir zeigen werden, daß der Geist des Sehnens nach Gott auch den Kindern Ismaels Worte der Andacht in den Mund legte, die das Herz des Christen gern nachsprechen mag.

Auf den Minarets der größeren Sultansmoscheen läßt der Gebetausrufer auch in der Nacht, noch vor dem Rufe zum Morgengebet, zweimal seine Stimme vernehmen, zum Troste derer, welche wach sind auf ihrem

Lager. Das erste seiner Lieder, das er bald nach Mitternacht singt, heißt Ula. Es beginnt mit den Eingangsworten des gewöhnlichen Morgenrufes aller Minares: Gebet ist besser denn schlafen. Dann, nach dem allgemeinen Glaubensbekenntniß des Islams wiederholt der Muezdin noch dreimal den Ruf: es ist kein Gott außer Gott, und singt weiter: „Er hat Keinem der Ihm gleich wäre; Ihm gebührt die Herrschaft, Ihm gebühret Preis. Er giebt das Leben und [illegible] den Tod; Er aber lebet und stirbet nie. In Seiner Hand ist Fülle des Segens, denn er ist allmächtig. Es ist kein Gott außer Gott und wir wollen Keinen anbeten außer Ihn, dienend Ihm in aufrichtiger Gottesfurcht.“ „O Herr!“ (Ja Rubb, diese Worte werden dreimal mit sehr lauter Stimme gesungen) „deine Gnade hat kein Ende; du bist voll Erbarmen gegen die Menschen und beschauest sie; du bedeckest das Niedrige [illegible] lässest deine Milde walten auch über den Knecht und befreiest ihn aus den Banden seiner Knechtschaft, o du Gütiger. O Herr!“ (dies wieder dreimal), meiner Sünden, wenn ich ihrer gedenke, sind viele, aber die Gnade meines Gottes ist noch mehr. Ich denke nicht an das Böse das ich gethan, sondern am meisten an die Gnade Gottes. Erhaben sey der Ewige; Er hat in Seinem weiten Reiche Keinen der Ihm gleich ist *).

*) W. v. L. W. Lane an account of the manners and customs of the modern Egyptians Vol I p 83. ein Werk dem ich bei der weitern Ueberarbeitung dieses Werks zum Danke, so wie als Bewunderer auch die mir bei meinem Contrast noch so neue Welt des Lebens der Araber sehr viel verdanke.

Auch in dem andren Nachtrufe, welcher „Ebed" (der Ewige) heißt, kommen einige gar schöne Stellen vor. Er beginnt mit dem dreimaligen Absingen der Worte: Ich bezeuge den unbegrenzten Ruhm Gottes, des Ewigen, des Einen, Ewigen. — — Er ist Gott, welcher weiß was vorhin war, weil er zum Seyn rief Alles das gewesen; Er aber ist Derselbe der Er war. — — Ich verkünde den unbegränzten Ruhm Dessen, der alle Geschöpfe schuf, sie zählte und ihnen ihren Unterhalt bestimmte; der die Schicksale seiner Knechte ordnete; der durch seine Macht und Größe es verschaffte daß reines Wasser floß vom Stein des Felsen. Er sprach mit Moses auf dem Gebirge, das aus Furcht vor Ihm zu Dampf und Staube ward; gepriesen sey der Name des Einigen, Alleinigen. — —

Nach diesem zweiten, ziemlich langen Gesange, den ich öfters in der Stille der Nacht hörte, folgt wieder eine Pause von länger als einer Stunde, dann hebt, bei Tagesanbruch von den Minare's aller, auch der kleineren Moscheen, der eigentliche Frühgesang (Subh) an, welcher nach dem Eingang: „Beten ist besser als Schlafen" die Größe und Einheit Gottes bezeugt und zuletzt, als Adan oder Gebetsruf die Gläubigen ermahnt zu beten und einzukehren in der Sicherheit (Wohnung des Friedens).

Erst einige Zeit nachdem der Adan verklungen, erhebe ich mich von meinem Lager, denn ein frühes Aufstehen wurde zwar mir, nicht aber unserm Ibrahim gefallen. Dieser, unser arabischer Knecht, der uns von Alexandria hieher begleitete, vertritt zugleich mit dem gesammten Hof- und Hausdienst die Stelle eines Tabakh oder Koches. Aber der sonst so vortreffliche Mann, ist

gegen die Sitte der gemeinen Araber, von denen man ſagt, daß ſie gerne früh aufſtünden, ein Langſchläfer, dergleichen ich noch keinen zur Bedienung gehabt habe. So lange wir auf dem Schiffe waren hielt ich ihn leicht in Ordnung, da ſchlief er neben dem Reis oder Bootsleviatan vor der Thür unſrer Kajüte, ich rief dann in meinem nothdürftigen Arabiſch hinaus „Sabeh Ibrahim" (aufwachen, Ibrahim) und wenn das nicht half, zog ich ihn ein wenig beim Arm, bis er ſich erhub. Hier aber ſobald er des Abends ſein Eſſen hat, ſagt er als gute Nacht ſeine „el wakt rah" es iſt ſpät, und begiebt ſich zur Ruhe, ich weiß ſelbſt nicht in welchem Winkel des vorderen, jenſeit des Hofes gelegenen Hauſes. Wenn ich dann am Morgen Waſſer haben oder in der Küche nach dem Frühſtück mich umſchauen will, da iſt kein Ibrahim zu ſehen und zu hören, obgleich man ihm, am Abend, beſonders dann, wenn für den nächſten Tag eine Wanderung in die Umgegend der Stadt beſchloſſen iſt, mehrmalen die Worte, „ajum gawam" (aufſtehen balde) zugerufen hat. Wenn ich mich dann lange mit dem Anzünden der Kohlen, im irdenen Mankal oder Kohbeſchen vergeblich geplagt habe, da kommt er, eingehüllt in ſein wollenes Tuch geſchlichen und ſagt statt jeder Entſchuldigung bloß „bard, bard" (kalt, kalt). Bei ſolcher Gelegenheit iſt mir ſchon einige Male der Faden der Geduld geriſſen und da mein wenniges Arabiſch nicht ausreicht um ihn mit Worten zurecht zu weiſen, habe ich ihm, an ſeinen Schultern rüttelnd, mit den Händen den Text geleſen; ein Text, zu welchem ich gewöhnlich bald nachher, ſtatt eines Commentars das Geſchenk eines halben oder ganzen Piaſters (nach unſerm Gelde ein oder zwei Groſchen) fügte, ſo daß der Purſch mit der Erin-

rung immer wohl zufrieden war, ohne ſich übrigens den Text ſonderlich zu Herzen zu nehmen.

Die Morgen ſind jetzt im Januar, auch in Kairo kühl, wir haben mehrere Male bei Sonnenaufgang nur 5 Grad R. einmal ſogar nur einen Grad Wärme gehabt; ſobald aber die Sonne zu den hohen Fenſtern hereinblickt, wird es ſo lieblich warm, wie bei uns an einem ſchönen Maienmorgen. Wenn ich, wie öfters, am Morgen durch die ſchattigen Gaſſen gehe oder reite, könnte ich wohl den Mantel vertragen, ſobald ich aber zum Pförtlein hinaustrete auf den freien ſonnigen Platz von El Esbekieh, wird mir es ſelbſt in Sommerkleidern warm und in den Mittagsſtunden ſuche ich ſo ſorgſam den Schatten auf, wie bei uns in den heißen Junitagen.

Ich ſprach vorhin vom zu Fuße gehen. Das thue ich wohl auch aus alter Neigung, übrigens aber muß ich Dir geſtehen, daß Dein hochmüthiger Bruder hier in Kairo ſchon mehr geritten iſt und mehr reitet, als beinahe früher in ſeinem ganzen Leben. Die Eſelein aber auf denen hier der Mittelſtand, zu welchem ich gehöre, und ſelbſt ein Theil der vornehmen und eleganten Welt reitet, ſind auch gar zu anziehend; ſchön aufgeſchirrt, mit bequemem Sattel, ſo ſtark dabei und ſo ſchnell, daß man kaum meinen ſollte, daß ſie zu derſelben Art der Thiere gehören, die man bei uns Eſel nennt. Faſt an allen Straßenecken ſtehen welche bereit und bei ihnen ein Seis oder Eſeltreiber, der einem beim Auf- und Abſteigen behülflich iſt und zugleich das Durchkommen durch das Menſchengedränge der volkreichen Straßen erleichtert. Denn wenn man mitten in dieſem Gedränge ſteckt, ſo daß man weder vor noch rückwärts einen Ausweg ſieht, da kauft der bewundernswürdige Seis bald neben bald

vor ſeinem Homar oder Eſel her und ſchreit „Jeminak“ — „Schimilak“ (weiche zur Rechten, zur Linken), oder, wenn das Thier einem und dem andern aus dem Volke in gar zu trauliche Nähe kommt „dahrak“ (dein Rücken), „riglak“ (deine Ferſe), „gembak“ (deine Seite). Dabei redet der feine Seis jeden vornehmen Turken oder Franken, den er zum Ausweichen bewegen möchte, noch mit den liebkoſenden Worten „Ja Effendi“ (o Herr), junge Frauenzimmer mit „Ja Arnſch“ (o Braut) und ſelbſt alte Bettelweiber mit „Ja Bint“ (o Tochter) an, und man erregt auf dieſe Weiſe, wenn man ein einziges Mal in der gedrangvolleren Zeit des Tages durch eine der Hauptſtraßen von Cairo reitet, mehr Lärmen und Spektakel als man wohl ſonſt, ſein lebenlang anzurichten geſonnen war.

Ich kann Dir indeß nicht helfen, ich muß Dich, Du ſtille und verborgene Seele einmal mit hineinnehmen zu all dem Getummel der ägyptiſchen Hauptſtadt und ich wollte ich könnte dieß in meiner Beſchreibung ſo lebendig thun, daß Dir es vorkäme, als wärſt Du leiblich und wirklich auf unſern Wanderungen mitgeweſen.

In den meiſten Fällen gehe ich, wenn ich keinen weiteren Ausflug vor mir habe, von unſrer Wohnung aus bis zur Muskv oder Frankenſtraße zu Fuße und nehme, je nachdem ichs bedarf, erſt dort einen Reiteſel, weil man da die beſten findet. Mein Weg zieht ſich dann entweder innerhalb des Stadtviertels der Kopten nach der Wohnung und durch den Garten des mir freundlich gewogenen franzöſiſchen Leibarztes des Mehemed Ali, des Clot Bey hin, oder ich gehe am Rande des Freitages von Esbekieh und dann an dem wohleingerichteten engliſchen Gaſthaus vorbei nach dem ſchon ſruhe geöffneten Kaufladen eines gar wackren Landsman-

nes, des Herrn Baumgärtner, bei dem sich fast alle Deutsche, hiesige so wie bloß durchreisende, tagtäglich zusammenfinden. Hier ist mein Geschäftsbureau; denn hier stehe ich oft in der Zeit des Vormittages stundenlang und lauere den Landleuten oder Fellahs auf, welche mitunter Sachen, besonders Thiere zur Stadt verkäuflich bringen, die für unsre Münchner Sammlung von großem Werthe sind und die man da zu Lande um unglaublich geringen Preis bekommt. Kannst Du doch hier in Kairo bei den armen Fellahs eine Sprache der großmüthigen Freigebigkeit finden, die man auch bei unsren reichsten Kaufleuten vergebens suchen würde. Denn wenn Bauern oder Bäuerinnen (Fellahahs) bei Herrn Baumgärtners Laden vorbeikommen, mit Nilschildkröten oder Nilenten in der Hand und man ruft sie heran und fragt „bekam dih" (wie viel kostet das) da antworten sie nicht selten ich schenke dir es, womit sie eigentlich nur sagen wollen es ist spottwohlfeil. Fragt man aber darauf, den eigentlichen Sinn ihrer Rede verstehend, noch einmal um des Preis, dann verlangen sie bei allen Dingen die keinen polizeilich festgesetzten Werth haben so viel, daß mein guter Landsmann Baumgärtner, der meinen Unterhändler macht, gewöhnlich ihnen die Hälfte, oder noch weniger bietet, worauf der Fellah ein Geschrei des Unwillens erhebt und eine rasche Bewegung des Vorwärtsgehens macht, die aber eben so rasch in eine Bewegung des Rückgehens umschlägt, weil in der Regel der Handel gar bald abgeschlossen ist, indem der Eine noch etwas zulegt („seine Hand weiter aufthut"), der Andere noch ein wenig nachläßt. Unter den Sachen, welche meine Handelsleute vom Nilufer und aus der nachbarlichen Wüste, von denen Manche mich schon gut kennen, auf meine Fragen,

was sie heute haben, nennen, ist mir eine Art von Fischen die verhaßteste, welche „Ma fisch" heißet. Denn dieses Wort bedeutet so viel als „Nichts da" und wenn ich zuweilen stundenlang gestanden bin und es kommt nun endlich eines und das andere mir bekannte, schwarzbraune Fellahsgesicht, schaut mich lachlend an, so daß ich die besten Hoffnungen schöpfe und hat dann dennoch nichts als nichts oder ma fisch, da möchte ich das Fischessen auf lange verreden.

Doch giebt es hier in der Hauptstraße, deren letztes Ende auch noch durch die Frankenstraße geht, wo Herr Baumgartner wohnt, immer eine Unterhaltung, auch wenn man müßig dasteht und vor sich hinschaut. Ich habe auf meinen Reisen öfters, in den Städten wie im Freien meine Aufmerksamkeit auf das stufenweise Munterwerden und Hervorgehen der Menschen so wie der Thiere des Feldes gerichtet und darauf acht gegeben wie sich ein Geschäft der Häuser und Straßen nach dem andren anspinnt; hier in Kairo habe ich die Blumenuhr der allmalig, eines nach dem andren aufwachenden Stände, Geschlechter und Gewerbe der Menschen wie der Thiere mit ganz besondrem Interesse betrachtet. Wie bei uns zu Lande die Krähe und der Rabe, so wacht hier zuerst die Tagesgeschäftigkeit des Beduinen (Bedawih) und seines Kameeles auf; wenn die Gassen am Morgen noch fast ganz leer sind, findest du auf ihnen wenigstens die Kameeltreiber, welche als Sackahs oder Wasserträger den Häusern das Wasser des Nils oder welche ihnen Holz und andre Haus- und Lebensbedürfnisse zuführen. Das Kameel ist ein dummgutes und dabei höchst respektables Thier; es erinnert mich oft, wenn es sein im ganzen unbedeutendes (schafmäßiges) Haupt so scheinbar

stolz in die Höhe hält, an manche unsrer, ebenfalls respektablen Büreauschreiber, die, ohne viel zu denken, dennoch, selbst gegen ihr Wissen Vieles und Wichtiges für das allgemeine Wesen thun. Wer sollte einem solchen Thiere, diesem Schiff der Wüste, nicht gut seyn, das, selber mit Wenigem zufrieden, den Haushaltungen des Land- wie des Stadtvolkes alles zutragt, was sie bedürfen: Mehl und Oel, Wasser und Holz. Ich muß Dir gestehen es befremdet mich nicht und kommt mir sogar rührend vor, wenn die hiesigen Frauen selbst am Todtenbette des Gatten oder Hausvaters laut ausrufen: „o du mein Kameel; o du Kameel des Hauses" (Ja Ghemel el beyt).

Nach dem Geschäft der Kameele und ihrer Treiber, denen sich vom frühesten Morgen an auch die Eselverleiher, die Pfeifenausputzer und die Tagwerker aus der Stadt und vom Lande zugesellen, wird am ersten das Geschäft der Verkäufer des Frühstückes (Fatur) wach und lebendig, denn das arme Volk will, ehe es zur Arbeit geht, essen. Da macht denn der Verkaufer des Ful mudemmes oder Saubohnengerichtes seine zugekitteten Töpfe auf, die er, die ganze Nacht hindurch in der heißen Asche des Ofens eines öffentlichen Bades oder Bäckerladens hat dämpfen lassen; für wenige Pfennige reicht er davon Jedem der es begehrt ein beckenartig rundliches Schüsselchen voll, träufelt ein wenig Rubsenol, auch wohl Citronensaft daran und die Kaufer verzehren dies ohne Löffel, Gabel und Messer. Auch die Verkaufer des Eesch oder Brodes (von kuchenartiger Form) öffnen ihre Läden; man tunkt das Brod in Duckkah, was eine Mischung von Salz, Pfeffer, Schwarzkummel und andren ähnlichen Ingredienzien ist und findet es so vortrefflich.

Fast

Faſt gleichzeitig mit den Bäckerläden thun ſich an der Blumenuhr der Kahirinischen Gaſſen die Kaffeeladen (Kawehs) auf, deren Zahl auf tauſend geſchätzt wird; die gemeineren etwas früher, die vornehmeren ſpäter. Man iſt hier in dem Lande des ſehr guten Kaffees, nirgends habe ich auch dieſes Getränk von Vornehmen und Geringen mit ſolchem feierlichen Wohlbehagen ſchlürfen ſehen als in der Aegyptiſchen Hauptſtadt. Hat es doch hier eine Zeit gegeben, wo der Kaffee in den Kirchen (Moſcheen), namentlich in der Asharmoſchee ausgeſchenkt und getrunken wurde. Denn nachdem der heilige Scheikh Omar, der ſich, während einer Verfolgung ſeiner Sekte mit einer Schaar ſeiner Jünger aufs Gebirge geflüchtet hatte, durch den Aufguß von Kaffeebeeren, den er in Ermanglung andrer Nahrungsmittel genoß, ſo wunderbarlich erquickt worden war, wollten auch die Schaaren der Derwiſche und Fakirs an der heiligen Berauſchung Theil haben, und die Trinkluſt dieſer Frommen bemächtigte ſich bald nachher auch des übrigen Volkes, das jetzt kaum ohne Kaffee leben könnte. So vortrefflich übrigens auch die Eingebornen das Getränk finden mögen, weiß ich doch nicht, ob Du in ihren ungetheilten Beifall einſtimmen würdeſt. Denn ſo einladend das ausſieht, wenn man ſich aus einem arabiſchen Kaffeeladen bedienen läßt und wenn jetzt der Buab oder Thürhüter den Azkib (das Kohlenbecken) mit dem Bekrag oder der Kaffeekanne, ein andrer auf einer Art von Präſentirteller das kleine Fingan oder Täßlein bringt, das ſich in ſeinem zierlichen Zarf oder metallenen Unterſatz gar hübſch ausnimmt, ſo ſehr findet ſich dennoch unſre europäiſche Zunge anfänglich beleidigt, wenn ſie das Getränk koſtet, das nicht nur ohne Zucker und Milch genoſſen,

sondern öfters auch durch den Zusatz von Chabhan (Cardamom) oder Ambra entstellt ist. Uebrigens finden sich auch hier in der Nachbarschaft europäisch eingerichtete Kaffeehäuser und wer Hunger hat, der mag sich an den neubackenen Fatirehs oder Butterkuchen, mit oder ohne Honig und an den Eesch bi lahm ein Gütliches thun, deren Blätterteigmasse mit gehacktem Fleisch, namentlich von den Fettschwänzen der Schaafe gefüllt ist.

Während wir uns so, wenigstens an der Beschreibung eines guten, arabischen Frühstückes gesättigt haben, ist das Gedränge und Leben auf der Straße immer stärker geworden. Die Kaufmannsläden haben sich aufgethan, die Esrefs oder Geldwechsler sitzen wieder an ihren Tischchen; man hört aus der Ferne die Hämmer der Kupferschmiede und andrer Handwerker die hier nicht, wie bei uns, in ihren Häusern, sondern in den offnen Läden ihrer Suks oder Marktplätze arbeiten. Allmälig läßt sich nun auch die vornehmere Welt der Stadtbewohner unter dem Trosse der Andren sehen; reitend auf Eseln und zierlich aufgeschirrten Maulthieren. Unter den Maulthierreutern zeichnet sich der gelehrte Ulema durch seinen Mukleh oder Turban, mit dicken, weit hervortretendem Bunde und durch den schönen Sechschadeh oder Gebetsteppich aus, der über dem Sattel liegt; sein Stallknecht, im blauen Hemde springt voraus, ein andrer Knecht trägt die lange, durch ihr kostbares Bernsteinmundstück werthvolle Pfeife seines Herrn. Ueberhaupt geht der bemittelte Türke oder Araber, wenn er nicht gerade auf dem Wege zur Moschee ist, niemals ohne das Geleite seines Schibuk oder Tabakspfeife aus, die dem Vornehmeren ein Diener nachträgt. Doch habe ich dieses in den ersten Tagen meines Hierseyns auch an-

ders gesehen. Damals war noch Ramadan oder Fastenzeit, wo die Anhänger des Islams vor Sonnenuntergang nicht rauchen und selbst keinen Tropfen Wasser in den Mund nehmen durfen; da giengen denn die guten Leute ganz traurig und verdrießlich statt mit den Pfeifen mit kleinen Stöcklein in der Hand herum oder spielten mit den Kugeln ihres Sebchah (Rosenkranzes) und sahen jedem Christen und Juden, welcher ungestört seinen Schibuk rauchte, mit unverkennbarer Gemuthsbewegung zu. Uebrigens darfst Du sie, wegen der Strenge ihres Ramadan nicht zu sehr bedauern, jene guten Leute. Ohnehin sind von der Pflicht des Fastens alle Kranke, Fußreisende und Soldaten auf dem Marsche ausgenommen, und wenn auch wirklich dem gemeinen Volke, das am Tage seine Arbeit zu verrichten hat, die Einrichtung ein wenig schwer fallen mag, so verschlafen dagegen die Wohlhabenderen den Tag und schmausen des Nachts. Manche nehmen auch wohl, wie unser Freund Hassan auf dem Schiffe schon am Tage heimlich manches respektable Bröcklein zu sich, und, wenn sie ja, dem Gesetz gehorsam, kein Wasser trinken, so kosten sie doch dabei einen Schluck Wein *). Und selbst abgesehen hiervon kann man sagen, daß man gewiß nirgends eine so zärtliche Sorgfalt für den liebwerthen Magen finden wird, als wahrend des Ramadans bei den hiesigen Muselmännern. Wenn sich am Nachmittage die Gassen allmalig wieder mit Leuten aus dem wohlhabenderen Mittelstande und der vornehmen Welt fullen, da ziehen zwar Manche ehrenhalben nach der Hhosseynsmoschee hin, sie werfen

*) M. s. den ersten Band S. 403.

aber schon vorläufig im Vorbeigehen gar bedeutsame Blicke auf die allmälig sich öffnenden Läden der Kuchenbäcker, Scherbetverkäufer und Köche. An der Moschee stehen dann bereits, nur auf den günstigen Augenblick wartend, die Austheiler des Brodes unter das arme Volk, so wie die von Gaben der Frommen bezahlten Ghemalehs oder Wasserschenken, welche die Wohlthat des frischen Wassers in Trinkschalen an Jeden spenden der es begehrt und dabei, während man trinkt ein Liedlein singen, worinnen dem Trinker die Freuden des Paradieses verheißen werden. Noch darf Keiner weder essen noch trinken noch rauchen; jetzt aber verkündet, vier Minuten nach Sonnenuntergang der Knall der Kanone die Zeit des Abendgebetes und nun solltest Du die Freude sehen. Der Arme außen vor der Moschee fällt nach einem kurzen Stoßgebet über das dargebotne Brod her und trinkt beim Gesange des paradiesischen Liedleins sein „Moie helba" (frisches Wasser); in jedem Privathause steht schon auf einer Art von rundem Schemel ein Gericht von „Rockt" oder getrockneten Früchten, dabei der „Kahk" oder honigsüße Kuchen und die „Kullehs" oder Krüglein, gefüllt mit Scherbettrank. Das erste was der zu Hause sitzende Gläubige, nach vernommenem Kanonenschusse thut, ist, daß er Eins trinkt, dann betet er eben so wie die Leute draußen ein ziemlich kurzes Gebet, greift hierauf nach den getrockneten Früchten und zugleich nach der Pfeife auf deren Tabak schon die glühende Kohle bereit liegt. Der Schibuk ist noch kaum ausgeraucht da dampfen schon die Schüsseln mit den Gerichten der ersten Mahlzeit, welche man ehrenhalber Frühstück (Fatur) nennt. Sobald man dieses eingenommen hat, macht man Besuche bei Freunden oder in den Kaffeehäusern, welche eben so wie

die Laden der Köche beleuchtet sind, selten in den Moscheen, obgleich auch diese der Glanz unzähliger Lampen erhellt. Auf die Entbehrung des Tages läßt man es sich jetzt ganz besonders wohl seyn, man ißt, raucht und trinkt und hört dabei die fröhligen Weisen der Musikanten sowie die Mährchen der Romanzenerzähler. Doch nun kommt, nach dem Abendgebet, das Sachur oder die Hauptmahlzeit. Damit ja kein Gläubiger, der etwa aus alter Gewohnheit, weil es Nacht ist eingeschlafen seyn könnte, den günstigen Augenblick versäume, seinen Magen in die rechte, kräftige Haltung gegen den morgenden Fasttag zu setzen, hat man in jeder Gasse oder kleinem Stadtdistrikt einen Musahir bestellt, den man eben so gut einen Magenwächter als einen Nachtwächter nennen könnte. Der gute Mann, welcher, wenn er mit dem zu hoffenden Trinkgeld beim Ende der Fastenzeit sein Glück machen will, ein Erzähler von Schwänken seyn muß, beginnt seine Aufwartung vor den Häusern der Wohlhabenderen schon zwei Stunden nach Sonnenuntergang und singt da aus dem Stegreife eine gereimte oder ungereimte Lobrede auf die vortrefflichen Bewohner des Hauses ab. Die Weiblein drinnen, welche ja nicht mit zu Besuche oder in die Kaffeehäuser gehen dürfen, warten schon längst auf sein Erscheinen; sie werfen, sobald das Loblied geendet ist, dem Sänger aus den vergitterten Fenstern einige ägyptische Kreuzerlein (fünf Fuddahstücke) oder Sechskreuzer (Piaster) hinunter, die, wie manns auch bei uns zu halten pflegt in ein Papierstücklein gewickelt sind das man vor dem Hinabwerfen anzündet, und begehren dafür, daß der Musahir ihnen ein frommes Fathah (das erste Kapitel des Korans) herlese. Aber auf das Fathah allein ist es dabei nicht abgesehen, das weiß

der Schelm von Magenwächter recht gut. Denn kaum hat er, in ziemlicher Schnelle, denn er hat noch weiter zu gehen, sein Fathah hergeplappert, da fängt er an ihnen Geschichtlein, in Reimen oder Prosa zu erzählen, welche bei uns zu Lande gerade nicht für sehr anständig gelten würden. Indeß die Frauen und Fräulein stehen dabei hinter den stark vergitterten, dunklen Fenstern, man kann also nicht wissen ob sie nicht, wie wir dies hoffen und wünschen wollen, gleich nach dem Gebeth des Fathah sich zurückgezogen haben. Bald nach dieser Function des Lobpreisens, Fathahbetens und Schwänkeerzählens, die, weil sie an mehreren Häußern sich wiederholt, keine ganz kurze ist, beginnt nun die wichtigste Amtsverrichtung des Musachirs. Anderthalb Stunden vor dem Imsak, das ist die Zeit des Morgens wo die Tagesfasten beginnt, pocht er an die Thüre jedes einzelnen Hauses so lange an, bis man ihm drinnen antwortet und warnt zugleich Alle vor der möglichen Gefahr des Hungerns. Damit aber die Leute ja, wenn sie etwa wieder einschlafen sollten, nicht versäumen mögen, den Magen auf Vorrath zu füllen, kommt noch ein Mann von untergeordneterem Range, der Thorhüter des Stadtviertels hinterdrein und ermahnt nochmals die Leute doch ja, ganz gewiß und ohne Säumen, so viel als möglich zu essen. Auch das Morgengebet der Mueddins, der Adan wird in dieser Zeit früher als gewöhnlich gesungen um die Moslimen an das Einnehmen des Sachurs (Mahlzeit) zu erinnern und noch 20 Minuten vor dem grausamen Augenblick des Imsak oder Fastenbeginns ertönt ein Adan, so laut als möglich. Sobald aber, bei Tagesanbruch der unverbrüchliche Augenblick der Enthaltung gekommen ist, dann ruft der Mickatih oder Gebetankündiger sein lautes

Ir-sa-uh, das heißt thut hinweg (eure Speisen) was indeß viele neugläubige, jetztlebende Moslimen des aufgeklarten Kairo so verstehen, als sollten sie ihre Honigkuchen und Fleischpasteten nur in einem Winkel des Zimmers verstecken an dem man während des Tages zuweilen vorbeikommt.

Die ganze Einrichtung der moslemitischen Fasten soll eigentlich nur eine Vorbereitung auf die recht andächtige Feier der Nacht des (göttlichen) Rathschlußes (Lailet el Kudr) seyn, in welcher der Koran dem Menschengeschlecht herabgesendet wurde; denn „diese Nacht sey besser als tausend Monate." Die Altgläubigen, deren in Cairo nur noch wenige seyn mögen, meinen, daß in dieser segensreichen Nacht auf einmal alles salzige Wasser süß werde, sie setzen deshalb, wenn sie die letzten Nachte des Ramadan, etwa in der Hhossennsmoschee betend hinbringen, eine Schaale mit gesalzenem Wasser vor sich hin und wenn ihrer schlaftrunkenen Zunge einmal in einer dieser Nachte das Wasser minder salzig (süß) schmeckt, dann halten sie dafür daß heute die Nacht der Segnungen, die Nacht der sehr erhörlichen Gebete sey.

Neben dem eben nicht sehr schweren, sogar lustigen Ramadan der Mohammedaner erscheint freilich die Fastenzeit ihrer christlichen Mitbürger und Landsleute in Kairo und ganz Aegypten: die der Kopten von ungleich schwererem Gewichte. Dieses Volk der ernsten Trauer, an welchem jeder Ton der Harfe wie eine innigtiefe Klage tonet; das arme Volk, dessen Glaube wie ein gelähmter Greis an Krucken geht *) hat nicht bloß jährlich

*) Von der seltsamen Anwendung der Krucken beim Gottesdienste der Kopten werde ich noch später reden

einmal, sondern vor jedem großen Feste eine so strenge Zeit des Fastens, daß die Zeit der lieblichen Erwartung ihm zu einer Zeit der Beschwerde und Angst werden muß. Wenn der Kopte fastet darf er entweder, wie dies Viele vor dem Anfang der großen Fasten drei Tage und Nächte lang aushalten, gar nichts essen und trinken, oder er muß sich wenigstens aller Nahrung vom Abend an bis nach Beendigung der Kirchengebete am nächsten Mittag enthalten und darf auch dann keine Speise die von thierischer Natur ist, weder Fleisch noch Fisch, noch Eier, noch Milch, Butter und Käse, sondern nur Brod mit Dockkah (Pfefferſalz) oder Bohnen und andere Früchte genießen. Solcher Fasttage hat aber der Kopte nicht nur fast jede Woche zwei, sondern während seiner großen, österlichen Fastenzeit 55; vor Pfingsten wie vor Mariä Himmelfahrt 15, vor Weihnachten 28, so daß für ihn die bei weitem größere Hälfte des Jahres eine Zeit der Enthaltung ist. Und doch ist auch diese bei den meisten Kopten nur scheinbar, denn obgleich sie strenger an der buchstäblichen Erfüllung ihres Gesetzes haften, als ihre Moslimitischen Mitbürger, setzen sie dennoch sich für die Entbehrung der Speisen durch Branntweintrinken schadlos.

So müht sich die edle Menschennatur, getrieben von einem ihr inwohnenden, unabweisbaren Sehnen allenthalben ab, das Ziel eines ewigen Friedens, das sie sich bald höher, bald niedrer gesteckt hat, durch die That des eignen Armes zu erringen. Der Ernst ist gut und löblich; das Ziel das zu erringen ist wäre jedes Opfers, selbst des Lebens werth, und der Leib selber ist uns ja zu einer Opfergabe geschenkt und bestimmt; läge nur nicht dem ganzen Beginnen der Irrthum des unmündigen

Kindes zu Grunde, das nach dem Monde oder den Sternen greift; der Irrthum daß Etwas das von der Natur des Geistes nur vom Geiste erfaßbar ist, durch das Fleisch und seine eigengesetzlichen Geschäfte erlangt und ergriffen werden könne.

Zweiter Brief.

Leben der hiesigen Frauen, Beschreibung des innren Haushaltes, wie der innren imaginären Welt der Kabiriner.

Am 24. Januar.

Ich habe Dich, Du liebe Schwester, in meinem letzten Brief nach einer kurzen Sättigung, welche die Beschreibung eines Frühstückes gab, in eine lange Fastenbeschreibung hineingeführt, und dabei noch immer, in einer der ersten Morgenstunden des Tages vor oder in dem Laden des Herrn Baumgartner, in der Frankengasse von Kairo stehen lassen. Während ich Dir aber so erzählte ist die Sonne höher gestiegen, der Tag ist weiter vorgerückt mit all seinen Mühen, Zerstreuungen und Freuden; an der großen Blumenuhr der hiesigen Stände, Geschlechter und Gewerbe sind nun auch jene Blüthen erwacht, welche, wie die Skorzoneren unsrer Wiesen und Felder erst kurz vor Mittag ihre bunten Blätter öffnen. Da taucht denn auch eine Sittch, eine Dame aus dem wohlhabenden Mittelstande, aus dem Gedränge des Volkes auf, umgeben von mehreren dienstbaren Begleitern und Begleiterinnen. Sie selber reitet auf einem schönen Esel, der sich durch sein reicher aufgeputztes Geschirr und den schönen Teppich vor den Thieren ihrer beiden, hinter ihr reitenden Dienerinnen auszeichnet; vor ihr sitzt ein etwa zweijähriges Knäblein. Betrachte nur die aben-

theuerliche Verhüllung unsrer Sitteh. Die ganze, etwas breite Gestalt steckt in dem gräumigen, violet seidenen Sebleh oder Ueberrock mit unmäßig weiten, fast am Boden aufschleifenden Ermeln; das Oberhaupt bedeckt der schwarzseidene Chabarah, der sich weit über den Rücken und die Seiten hinabbreitet; das Gesicht, unmittelbar unter den Augen verhüllt der weiße, bis an die Füße und ihre gelben Babuschen reichende Schleier oder Burko. Freilich ist dieß alles nur die Schaale unter der sich die eigentliche Kleiderpracht unsrer vornehmen Aegyptierin verbirgt, namentlich der Robtah oder Frauenturban, unten mit kostbaren Tüchern umwunden, der Kubrs oder Kranz von Gold, mit Edelsteinen verziert, der Tarchah oder goldgeschlickte Schleier des langlockigen Hinterhauptes und der Schläfe; der Dschibbeh oder Umwurf und der langermelige Jelek oder Hausüberrock, sammt den weiten, seidnen Beinkleidern. Aber selbst an der verhüllten Gestalt fallen die seltsam schwarzumrandeten Augen und, so weit sie sichtbar werden, die orangegelb gefärbten Finger und Handflächen auf. Denn auf den Kopfputz, auf die allein über den Schleier hervorblickenden, von Natur meist sehr schönen Augen und auf die ebenfalls bei Gelegenheit sichtbar werdenden Hände wendet die Kahirinische Dame eine ganz besondere Sorgfalt. Für den Kopfputz hat jede wohlhabende Frau so wie ihr Eheherr einen eigenen Stuhl, denn diese Stühle, meist die einzigen im Haushalt, sind nicht zum Ruhesitz für Menschen, sondern nur zum nächtlichen Ablagerungsort, der eine für den Robtah oder weiblichen Hauptschmuck, der andre für den Emameh oder männlichen Turban bestimmt. Die Augenlider schwärzt sich die ägyptische Schöne, wenn sie Zeit dazu gewinnen kann, am Morgen mit dem Kuleh.

Pulver von verbranntem Weihrauch und Gummi, oder Ruß von verbrannten Mandeln, worin der mit Rosenwasser befeuchtete Stift eingetaucht wird; die Unterhände und Fingernägel aber werden durch einen Brei der Blätter des Hennastrauches (Lawsonia inermis) den man eine Nacht hindurch auf der Haut liegen läßt, für mehrere Wochen dauerhaft rothledergelb gefärbt, damit das Wenige, das man vom Körper zeigen darf, deste greller und schreiender in die Sinne falle. Neben der so sorgfältig aufgeputzten oder doch reich verhüllten Dame nimmt sich freilich das schmutzige Knablein, das vor ihr sitzt, recht contrastirend aus. Die abergläubige Mutter hat nämlich aus Furcht, daß ihr Kind von einem mißgünstigen Auge könne beschädigt (beschrieen) werden, den armen Kleinen in seinem schlechtesten Aufzuge mitgenommen und nur die Goldstücklein die am gesegneten Aschura-Tage von Bekannten und Unbekannten erbettelt, und eben weil man ihnen abwehrende Kräfte gegen das mißgünstige Auge zuschreibt um den rothen Tarbusch (Mützchen) genäht worden sind, bezeichnen das Kind wohlhabender Eltern.

Man pflegt bei uns, wenn man als Gast in ein Haus oder in eine Gesellschaft eingeführt wird, vor allem der Dame vom Hause vorgestellt zu werden, und mit dieser, durch einige begrüßende Worte sich bekannt zu machen. So will ich auch Dich, meine liebe Schwester, gleich beim Eintritt vor allem andren mit der weiblichen Welt der Stadt und des Landes bekannt machen, nicht zunächst deshalb, weil sie als Deines Geschlechtes, Dich näher angeht, sondern weil mir der Schlüssel zum Verständniß des Glaubens und Lebens des ganzen hiesigen Volkes in der Stellung und Behandlung des Weibes

zu liegen scheint. Ich enthalte mich vorerst aller Bemerkungen und erzähle Dir blos, was ich von den Töchtern des Landes gesehen, gehört und erfahren habe.

Des selbst Gesehenen ist äußerst wenig, denn ich hatte nur einige Male Gelegenheit, namentlich im Hause eines hiesigen vornehmen Franken, als mich dieser seiner kranken Gemahlin als einen „Arzt" vorstellte, vornehme Arabierinnen, die sich gerade hier zum Besuch befanden, ohne die gespenstische Verhüllung des Sebleh und Chabarah, übrigens noch immer verschleiert genug zu sehen; mein Arabisch konnte sich in keine Conversation mit ihnen einlassen, das reicht nur zum Handel und Wandel mit den Eselverleihern, Kaufersleuten und Kaffeeschenken hin, ich kann Dir daher nur das wiedergeben, was ich aus der guten Quelle meiner hier lebenden, zuverlässigen Freunde empfangen habe.

Die Aegyptierinnen werden als sehr schön gepriesen und ich selber habe unter den unverschleierten Gesichtern der Frauen und Mägdlein des gemeinen Land- und Stadtvolkes einzelne sehr wohlgebildete gesehen. Der bräunlichen Haut merkt man allerdings die Kraft der Sonne an, mehr aber als diese natürliche, dunkle Färbung entstellt das Einätzen von allerhand Figuren (das Tättowiren) das Angesicht und die Arme der hiesigen Weiber. Die Schönheit, deren man sie rühmt, ist von sehr vergänglicher Dauer; ihre Blüthe fällt in die Zeit zwischen dem 14. und 20. Jahre, das vierzigste findet gewöhnlich an dem welken, runzlichen Angesicht nichts mehr zu verheeren, weil dann alles Verheerbare, ausser dem Glanz der dunklen Augen, schon verschwunden ist. In einem vorzüglichen Maße scheint demnach von den

zarteſten Schönheiten dieſes Volkes und Geſchlechtes der alte Vergleich mit den Blumen des Feldes zu gelten, welche im Thau des Morgens lieblich erblühen, dann aber ſchon am Abend wie Heu verdorren.

Es dürfte uns nicht wundern, wenn hie und da unter den Stimmführern des Volkes und Augenzeugen des ſchnellen Wechſels der Vergleich noch weiter getrieben wurde; wenn man dieſen flüchtigen Erſcheinungen auch nur eine ſolche bald ſich verflüchtigende Seele zuſchriebe als die iſt, welche in den Blumen lebt. Und wirklich macht ſich unter den Moslimen hie und da das Sprudwort laut, „daß im Weibe keine Seele ſey.“ Mit dieſem Sprudwort iſt es indeß nicht ſo ernſt gemeint. Denn der Koran verheißt nicht allein den Frauen, wenn ſie treue Bekennerinnen ſind, die ewigen Freuden des Paradieſes, ſondern verſpricht auch den gläubigen Männern dort jenſeits eine Wiedervereinigung mit den Frauen die ſie hier auf Erden hatten, wenn ſie anders dieſes begehren, „und der Gute (ſo fügt der Koran hinzu) wird immer nach den guten verlangen.“ Auch in den Geſängen und Gebeten bei manchen religiöſen Gebräuchen, namentlich bei dem Feſt der Beſchneidung, kommen Ausdrücke vor, welche ſich auf den Glauben an eine unſterbliche Seele des Weibes gründen, denn bei dem letzteren Feſte redet das Chor der Schulknaben, welches vor der Ceremonie mit eingeführt wird in die innern Zimmer des Hauſes, die Mutter des Knaben, der jetzt zum Moslem geweiht werden ſoll und im Namen deſſelben an: „Du meine Mutter, empfange meinen Dank, für deine Sorgfalt um mich vom Morgen bis zum Abend, Gott gebe, daß ich dich möge ſehen einſt ſitzend im Paradieſe, be-

grüßt von Maria*), Zeynet und Fatime" (der Tochter des Propheten). Was hilft es aber den armen Weiblein, daß man ihnen den Beſitz einer unſterblichen Seele zugeſteht, wenn man ſie faſt durchgängig wie eine geſtohlene, ſeelenloſe Waare betrachtet, die der Dieb, aus Furcht es möchte ſie jemand bei ihm entdecken, im innerſten Winkel ſeines Hauſes verbirgt. Sind doch die Frauen der Bekenner des Islams wirklich etwas Geſtohlenes, das man der Welt und dem Leben dem ſie angehörten entwendet und dem man zugleich ſelber das Edelſte das in ihm war: den Anſpruch der Seele auf höhere, geiſtige Belebung und Bildung entzogen hat. Denn nicht einmal in der Moſchee dürfen die Bewohnerinnen von Kairo zur Zeit des öffentlichen Gebetes erſcheinen; in der Regel geſtattet man ihnen den Eintritt dahin nur außer den Zeiten des täglichen Gottesdienſtes, und auch an andern Orten, wo dieſe Beſchränkung nicht ſtatt findet, müſſen ſie ſtreng von den Männern abgeſondert ihr Gebet verrichten. Doch möchte dieſes noch eher erträglich ſeyn, wenn man nur nicht auch bei jeder andern Gelegenheit Dein Geſchlecht hier zu Lande wie ein fein geſchnittenes Kraut behandelte, das man mit Salz gemiſcht in ein gut verpichtes Faß hineinſteckt, wo es nothwendig in ſeiner eigenen Sauce gähren und ſauer werden muß.

Iſt doch zur Bereitung dieſes menſchlichen Sauerkrautes Alles eingerichtet; auf ſie iſt der Bau der Häuſer,

*) So wie Jeſus bei den Mohamedanern als einer ihrer ſechs Propheten und zwar als der größeſte nächſt Mohamed geehrt iſt, ſo ſteht auch Maria, ſeine Mutter, bei ihnen in hoher Achtung.

die Art der Zimmer, auf ſie ſind Sitten und Gebräuche des bürgerlichen Lebens, Staatsverfaſſung und Geſetzgebung abgemeſſen und berechnet.

Der Bau der hieſigen Häuſer, die noch auf alte Weiſe eingerichtet ſind, hat wirklich für das Auge des Europäers etwas Komiſches. Es iſt als wenn da nicht bloß die einzelnen Flügel und Nebengebäude des Hauſes, ſondern auch die einzelnen Zimmer und ſogar Theile des Fußbodens mit einander in Zank und Uneinigkeit wären, ſo daß immer eins über das andre ſich erhebt, ohne deshalb zum ruhigen, ungeſtörten Beſitz der Herrſchaft zu gelangen. Hinter dem Schutz und Schirm der Hauptgebäude, die nach der Straße und dem Freien herausſtehen, erheben ſich öfters im Hofraume die Nebengebäude, eines höher, das andre niedriger, jedes mit ſeinem platten Dache verſehen, auf welches man aus den Zimmern der Ruba oder obern Etage heraustreten kann. Da können dann die Weiblein des Hauſes der Luft genießen; hier ſitzen die der mittlern Klaſſen mit untergeſchlagenen Beinen auf ihren Binſenmatten oder Matratzen und beſorgen manche Geſchäfte des Hauſes, ohne Furcht, daß ein fremdes männliches Auge ſie ſehe, denn man würde es, wie ich ſchon in meinem erſten Briefe ſagte, einem Manne ſehr übel nehmen, wenn er, beſonders in einer Gegend der Stadt wo lauter Moslimen wohnen, auf dem höheren Dache ſeines Hauſes ſtehen und auf die Nachbarſchaft gaffen wollte; auch hat man dieſe Neugier nicht von den Mueddins oder Gebetausrufern zu fürchten, welche freilich auf ihren hohen Minares die weiteſte Ausſicht genießen, denn man ſtellt zu dieſem Amte meiſt Blinde an. Und damit die fremden Männer nicht durch die Sorgloſigkeit und unbeſchäftigte Lebensweiſe des ehe-

losen Standes zu solcher Neugier verführt werden, nimmt man in vielen Gegenden der Stadt nicht leicht einen Unbeweibten ins Logis, sondern solche Leute müssen öfters ihr Unterkommen in den Wekalehs oder Absteigequartieren der Kaufleute suchen.

Ich mag es übrigens den armen, so bald verwelkenden Blümlein der mohamedanischen Frauen recht gerne gönnen, daß sie auch an ihrem Hause einen Ort finden wo sie Luft und Licht genießen, denn in den Zimmern drinnen haben sie schon auf Erden einen Vorschmack vom Reiche der Schatten. Beim Aufführen und Zusammenstellen der Häuser einer Gasse ist nämlich das ein beständiges Augenmerk der Baumeister, daß kein Vorübergehender oder Vorüberreitender und daß kein Nachbar dem andren in die Fenster schauen kann. Darum liegen die kleinen Fensterlein im untern Stock des Hauses überaus hoch und sind noch dazu mit dichtem, hölzernem Gitterwerk verwahrt. Ein solches, oft gar prachtig geschnitztes Gitter verdeckt auch den größten Theil der Fenster der oberen Etagen, und damit man selbst zwischen den kleinen Oeffnungen des Schnitzwerkes das Licht des Tages nicht ganz frei passiren lasse, dämpft man seine Helle noch durch die bunten, blauen, rothen und gelben Glasscheiben (Roschan) die sich in vielen der älteren Häuser finden und zum Theil recht hübsche Blumenfiguren darstellen. So wird in den Zimmern und Häusern auch am Tage ein künstliches Helldunkel herbeigeführt, bei welchem es schwer ist über die rohen architektonischen Malereien der Wände, in denen man meist den Tempel zu Mekka oder das Grab des Propheten darstellt, einen kritischen Ausspruch zu fällen.

Und doch bedurfen wir, an die hiesige Bauart ungewohn-

gewohnten Europäer in manchen jener alten Häuser mehr Licht als gewöhnlich, um nicht bald da bald dort zu stolpern und anzustoßen. Zwar an die Meubles, wie Lade, Stuhle und Schranke stoßt sich da Keiner, denn dergleichen sind in einem eigentlichen, ägyptischen Haushalte nicht zu finden. Statt der Stühle dienen die Polster des Divans, die an den drei Wänden, der Thüre gegenüber, hingelegt sind; statt des Tisches ein kleiner niedriger, öfters zierlich mit Perlmutter ausgelegter Schemel, auf welchen man, wenn man sich etwa beim Essen seiner bedienen will, eine im Verhältniß zu der Zahl der Personen, die dann herumkauern, sehr kleine, rundliche Tischplatte stellt; statt der Schranke das Surtuch: ein von Pflöcken gestütztes Gemäuer, daß wie über unsern Kaminen an der Wand etwa eines Vorzimmers oder auch der Wohnzimmer angebracht ist und auf, so wie unter welchem die Krüge, Trinkschalen, Kaffeekannen und Tassen aufgestellt sind. Auch die eigentlichen, aus Palmenblattstielen zusammengefügten Bettstellen oder Serir, über welche bei den Vornehmen und Reichen, bei denen sich wohl auch schon wie in Italien ein eisernes Gestell findet, das Kamuskieh oder Fliegennetz gespannt wird, sind in der Mehrzahl der Haushaltungen nicht zu finden, man schläft da auf einer Turrahah oder Matratze, im Sommer nur unter der dünnen Decke (Heram) im Winter unter dem Lehaf (einer genähten wollenen Decke), und am Tage nimmt man den ganzen Schlafapparat vom Divan weg, rollt ihn zusammen und bringt ihn hinaus in das Khuzneh, eine Art von Alkoven oder kleines Nebenzimmer. Ein Ofen ist auch nicht da, denn wenn man ja einmal frieren sollte, bedient man sich zur Erwärmung des Zimmers eines mit Kohlen gefüllten,

leicht tragbaren Beckens oder Kochofchens. Wenn man aber auch nicht Gefahr lauft an den Hausgeräthen anzuſtoßen oder über ſie zu fallen, kann man dieß doch deſto leichter an den häufig mit einander wechſelnden Erhöhungen und Vertiefungen des Hausplatzes und des Innern der Zimmer. Denn die Gemächer liegen hier nicht etwa, ſo wie bei uns in gleicher Ebene, ſondern von einem zum andern hat man bald einige Stufen hinauf, bald wieder hinunter zu ſteigen, und auch der Boden der einzelnen Zimmer iſt keineswegs eben, ſondern jedes acht arabiſche Gemach hat eine Art von erhöhter Bühne: den ſogenannten Liwan, der einen Fuß hoch und darüber über die Diele des Zimmers, auf die man beim Hereinkommen zur Thüre tritt, erhöht iſt und auf welcher die Polſter des Divans und vor ihnen Teppiche oder Matten liegen. Wer ſich auf die landesübliche Höflichkeit verſteht der zieht, ehe er auf die Bühne des Liwans hinaufſteigt und den Hauswirth begrüßt, ſeine Schuhe oder Pantoffel aus und naht ſich in den ledernen Unterſchuhen oder Socken.

In der Regel iſt das untere Stockwerk der Häuſer, wenn es keine Kaufmannsläden enthält, von den Männern bewohnt; die Frauen ſind in den Kuba's oder obern Stockwerken verſorgt und aufgehoben. Da darf ja kein fremder Mann hinauf, und wenn auch der Buab oder Thürhüter einem beim Hineintreten in die Hausthür geſagt hat „fok" oder eben, oder wenn der Beſuchende weiß, daß außer einer alten Mutter eben nichts vom Hausherrn aufbewahrt wird, ruft er dennoch beim Hinaufgehen mehrere Male mit lauter Stimme „deſtur," mit Erlaubniß, oder „Ja Satir" o mein Schutzer, damit ja die Fräulein, wenn etwa eines von ihnen auf dem Platze wäre, ſich noch zeitig genug zurückziehen und

verstecken können. Ja selbst der eigne Mann darf am Tage aber nicht ohne vorher anfragen zu lassen hinauf ins obere Stockwerk des Harems, weil es ja leicht sein könnte, daß fremde Frauen bei der seinigen zu Besuche wären, die er nicht sehen darf. Geht doch die strenge Absperrung selbst noch über das Sterbekämmerlein hinaus, denn nach einer sonderbaren Etikette der Begräbnißplätze werden auch in den Grabgebäuden der Familien die Leichname der Frauen durch dazwischen gezogene Mauern von denen der Männer abgeschieden und in Medinah ist es nicht erlaubt, daß ein mannlicher Pilgrim in jene dem artige Grabeshallen hineintritt in denen Särge der Frauen aus der Verwandtschaft des Propheten beigesetzt sind.

Man sollte meinen ein so sorgfältig aufbewahrtes und verschlossenes Kleinod wie die hiesige Weiblichkeit müsse sich recht weiß und rein erhalten. Ich wollte um ihrer selber willen es wünschen, daß es so wäre, aber leider ist es ganz, ganz anders. Es ist als hätte dieses arme, gewaltsam sich selber geraubte und seiner Natur entfremdete Geschlecht kein gutes Gewissen bei jener Rolle des Versteckenspielens die man ihm aufgedrungen und angelernt hat; darum wagen es die Weiblein niemals ihr Gesicht, mit dem vielleicht Vieles verrathenden Mienenspiel sehen zu lassen und wenn das Mägdlein eines armen Fellahs oder Bauern, das bis ins fünfte oder sechste Jahr ganz unbekleidet ging, zum ersten Mal ein Lappchen Leinwand oder anders Zeug geschenkt bekommt, wendet sie dieses nicht an um den übrigen Körper sondern nur um das Gesichtlein zu verhüllen. „Mein Gesicht," so sagen die Arabischen Frauen zum Arzte, gegen welchen sie somit ohne allen Rückhalt sind, „darfst

du nicht ſehen, denn ſonſt ſiehſt du mein ganzes Herz," und wenn es ja die Art der Krankheit unumgänglich nöthig macht das Angeſicht, welches des Herzens Spiegel iſt, ſehen zu laſſen, dann wird erſt die eine, dann die andre Seite deſſelben, nicht das Ganze zugleich gezeigt. Armſelige Furcht und Schaam, die, ohne ſich deſſen ſelber bewußt zu werden, durch ihr Benehmen es verräth, daß ſie mehr vor dem eignen Selbſt ſich zu fürchten und zu ſchämen habe, als vor etwas Aeußerem und Fremden.

Wir wollen aber nicht bloß außen ſtehen bleiben, ich will Dich ſo gut ich dieß nach den Berichten meiner hieſigen Freunde und zum Theil doch auch aus eigner Anſchauung vermag hineinführen ins Innere, des Haushaltes wenigſtens, wenn auch nicht des Herzens der Kabirinerinnen.

Was ſoll denn aus ſo einem armen Kinde werden, das von ſeiner Geburt an nur hinter dem Gitter gehalten, oder als vermummtes Geſpenſt durch die Gaſſen geführt und getragen wird. Je vornehmer das Mägdlein iſt, deſto ſchwerer iſt in ſolcher Hinſicht ſein Loos; denn die kleinen Fellachahs oder Bauerinnen ſpielen doch noch mit anderen Kindern in freier Luft, auch die Mägdlein des Mittelſtandes beſuchen an manchen Orten mit den kleinen Knäblein zugleich die öffentliche Schule; bei den Vornehmern aber nährt und ſchmückt ſich die verarmte weibliche Seele von Jugend an mit nichts Anderm als mit Empfindungen, Gedanken und Künſten des Harems.

Denke Dir nur die Erziehung der Mohamedaniſchen Frauen, um ſo recht dankbar inne zu werden, was es dem Weibe heißt unter Chriſten geboren zu ſeyn. Nach dem Geſetz, das der Prophet gab, ſoll jedes Kind in

seinem siebenten Jahre beten können. Was heißt aber dieses Beten; es heißt nichts als ein Herplappern der Worte des kurzen Glaubensbekenntnisses (es ist kein Gott außer Gott und Mohamed ist sein Prophet) wozu noch Worte und Sprüche gefügt sind die der jungen Seele von frühe an hochmuthige Einbildung auf ihren Alleinglauben und Haß gegen alle Andersgläubigen, zu denen auch ganz besonders wir gehören, einhauchen. Ihre Religion lehrt sie uns fluchen; wohl uns, daß die unsrige uns lehrt sie zu segnen, denn man hat dabei ein besseres Gewissen und braucht sein Angesicht nicht hinter dem Schleier zu verstecken. Weiter lassen nun, wenn die Mädchen ein und das andere Gebet hersagen können, die bemittleteren und nach ihrem Maaße schon gebildeteren Eltern eine Schreibin oder Schulmeisterin in den Harem kommen die den Kleinen einzelne Kapitel des Koran vorsagt und so auswendig lernen macht, auch wohl sie schreiben und lesen lehrt. Dazu kommt noch später eine M'allimeh oder Lehrerin im Nähen und Sticken. Bald aber naht die Zeit wo das Mädchen das eilfte oder zwölfte Lebensjahr erreicht hat; sie wird nun ein Gut dem die Diebe nachtrachten, man denkt daran die Pflanze aus dem Glashaus des elterlichen Hauses in das Düngbeet der Ehe zu bringen.

Da wohnt etwa in der Nachbarschaft eine Frau, welche einen funfzehn oder sechszehnjährigen Sohn hat; vielleicht eine nähere oder fernere Verwandtin des Hauses, dann hat sie das Mädchen bei Besuchen im Harem gesehen und kennen gelernt, oder, wenn das nicht ist, machte sie ihre Bekanntschaft an dem gemeinsamen Versammlungsort der Frauen des Mittelstandes: in einem öffentlichen Bade. Das Mädchen scheint sich zu eignen

zu einer Verbindung mit dem jungen Menschen, man erkundigt sich, wenn man in keiner nahern Bekanntschaft mit dem Hauße steht, nach der Khatibeh oder Unterhandlerin, welche für jenes Harem die Einkäufe und Verkäufe sowie andere auswärtige Geschäfte besorgt; von dieser eingeführt macht jetzt die Mutter oder eine andre nahe Verwandtin des jungen Puricben einen Besuch bei den Verwandtinnen des Jungfräuleins. Man begrüßt sich, man labt sich mit allerhand Süßigkeiten, man schwatzt zusammen, und wenn der vermuthliche Freier einigermaßen von gutem Stand und Vermögen erscheint, kann sich seine Abgesandtin darauf verlassen, daß sie alle Mägdlein des Haußes in ihrem schönsten Schmuck und Staate zu sehen bekommt. Das ist nun der guten Frau gerade das Erwünschteste, denn sie möchte heute gern wißen was die künftige Braut an dergleichen Sachen mit ins Haus ihres Sohnes bringen wird. Ist nun das, was sie hier sieht von der Art, daß sie ohne sich weiter zu bedenken oder ohne sich nach andern ähnlichen Waaren umzuschauen die Unterhandlung anzuknüpfen beschließt, so rückt sie mit der eigentlichen Absicht ihres Besuches, die freilich längst errathen war, heraus; wo nicht so empfiehlt sie sich wieder. Im ersteren Falle, wenn man den Faden der künftigen Verbindung vorläufig gleich anspinnen will, nimmt nun auch die Khatibeh oder Unterhandlerin das Wort, sie wendet sich an das Mägdlein, dessen Einwilligung, wenn es nicht noch ganz unmündig ist, ehrenhalber auch nachgesucht wird und rühmt aufs Höchste die Vorzüge des künftigen Bräutigams, welcher jung, bartlos und gar schmuck und zierlich sey, Geld habe in Menge, seiner künftigen Frau Alles kaufen werde was ihren Augen gefiele, nicht viel ausgehe, sondern

gern zu Hause sine bei seiner Liebsten. Die andren Frauen besprechen dann auch noch Mancherlei Nothiges, vor allem erkundigt sich die Mutter des Freiers wie viel das Jungfräulein Kleider und Schleier, Schuhe und Kuchengeräthe, Matratzen und Decken mitbringen werde, ob und welche Schmucksachen sie habe, und wenn das was man da erfährt nicht genug scheint, sagt man sich ungenirt seine Meinung. Wenn dieß Alles in Ordnung ist, beginnt nun der zweite, wichtigere Akt des Handels, der des Bräutigams um die Braut. Die Mutter kommt nach Hause, sie beschreibt dem Sohne das Mädchen, ahmt dabei öfters die Mienen, Stellung, Bewegung desselben nach und man sagt, die Aegyptischen Mütter verstehen dieß so meisterhaft treu, daß der Jüngling gewöhnlich seine Künftige besser aus den mütterlichen Beschreibungen kennen lernt, als dieß aus dem gelungensten Portrait möglich wäre. Man sendet oder geht nun zum Sachwalter der Braut ihrem Vater oder Vormund und fragt, wie hoch man das Mädchen im Preise halte. Der Sachwalter oder Wekil begehrt aufs Mindeste, von einem Bräutigam mittleren Standes 1500 Kyrats, oder nach unserm Gelde 300 Gulden als Morgengabe. Der Abgeordnete des Partheyen sagt das sey zu viel für ein Mädchen das kein eigenes Haus und nicht viele Juwelen habe und bietet 500. Der Wekil äußert über das geringe Gebot sein lautstimmiges Erstaunen, läßt aber aus Gefälligkeit 100 Kyrats an seiner Forderung nach und der andere legt eben so viel zu bis sie zuletzt in der Mitte, etwa bei 1000 Kyrats oder 260 fl. zusammentreffen und eins werden. Aeußere Leute fodern und empfangen übrigens auch größere Summen, ärmere eine geringere. An einem der nächsten Tage nach Abschluß des Handels

geht dann, meiſt um Mittag der Bräutigam mit einigen Freunden ins Haus der Braut um dem Vekil die verſprochene Morgengabe zu überbringen. Einen Theil hiervon behält indeß der Bräutigam in Händen; dieſer wird der künftigen Frau, wenn der Mann früher ſtirbt oder wenn er ſich von ihr ſcheidet, nachgezahlt. In Gegenwart zweier Moslim, als Zeugen, laſſen ſich der Bräutigam und der Vekil auf ein Knie nieder, reiben ſich die Hände, deren Daumen ſich aneinander lehnen und über welche man ein Tuch breitet. Hierbei werden Stellen aus dem Koran hergeſagt, welche die Herrlichkeit des Eheſtandes preiſen; der Bräutigam verſpricht vor den gegenwärtigen Zeugen ſeine künftige Frau gut zu verſorgen und zu beſchützen; alle Anweſenden ſagen darauf „Preis ſey Gott, dem Herrn aller Creaturen" und beten zum Beſchluß ein Fatihah. In der Regel muß jetzt der Bräutigam noch 6 bis 10 Tage warten bis er ſeine junge Braut ſehen darf, in dieſer Zeit ſchickt er ihr mehrmalen allerhand Eßwaaren und Süßigkeiten, auch wohl einen ſchönen Schawl; im Hauſe der Braut aber macht man die Ausſtattung fertig, zu welcher gewöhnlich die vom Bräutigam empfangene Summe und auch wohl noch mehr als dieſe betrug verwendet wird. Dies gilt indeß nur von bemittelteren Stadtleuten, denn bei den armen Fellahs oder Bauern behält der Vater des Mädchens die Kaufſumme deſſelben für ſich und giebt nur etwas Korn oder ſonſtige Früchte des Landes dafür her. Wir haben es indeß jetzt nur mit den Städtern zu thun, bei denen es, wenn nun die Zeit des Heimholens der Braut naht, wozu man meiſt den Donnerstag oder Sonntag Abend wählt, gar luſtig hergeht. Denn die Gegend der Stadt, wo der Bräutigam wohnt, iſt oftens ſchon einige

Abende vorher mit Laternen beleuchtet, an denen roth und grunfarbige Fahnlein prangen; die Gaste werden allmahlig eingeladen und kundigen ihre Bereitwilligkeit zum Fest zu kommen durch Geschenke an Zucker, Kaffee, Reis, Wachslichtern und andern selchen Sachen an, die man auf kupfernen Platten, mit schongestickten Tüchern bedeckt über die Gaste ins Haus tragt. Zu gleicher Zeit lasen sich jetzt aber auch die Verwandten der Braut sehen; die Khatibeh (Unterhandlerin), die Vorsteherin des Bades und die Amme oder Warterin des Magdleins mit einem golddurchwirkten Tuche oder Schawl über der linken Schulter, reiten, von Musikanten begleitet, deren Tambourins und Trommeln weit durch die Strasse tonen, umher und laden in allen befreundeten Häusern die Frauen ein, sie möchten die Braut auf ihrem Festzuge ins Bad begleiten. Zur diesen Zug wird gewöhnlich einer der letzten Tage vor der Hochzeit bestimmt; die Braut vom Kopf bis zu den Füßen in einen scharlachrothen Schawl gehullt, aus welchem dennoch hie und da der Schmuck der Juwelen hervorschimmert, reitet oder geht unter einem seidnen Baldachin, hinter ihr die Brautjungfern in weißseidnen Schawls, vor und nachher Musikanten, zwischen deren lautem Spiele man die sonderbar trillernden Jubeltone der Frauen die den Zug begleiten oder ihm begegnen vernimmt, jene Jubeltone, welche Zugharit genannt werden und die bei dem Hochzeitgepränge der Aermeren die Stelle der Musik vertreten. Das Bad, welches, wo die Umstände es erlauben für den heutigen Nachmittag ganz gemiethet und in Beschlag genommen ist, wird nun zu einem Ort der festlichen Belustigung, man ist da, man trinkt Scherbet und Kaffee, man hort die lieblichen Gesange der Almehs oder Tan-

gerinnen, begiebt ſich dann zum Abendeſſen ins Haus der Braut, und hört hier von neuem die Liebeslieder der Almehs. Zuletzt naht ſich die Braut, mit einem Stücklein des färbenden Hennateiges in der Hand, in welches die Freundinnen und Mitgenoſſinnen der Feſtlichkeit, jede ein Goldſtück hineinſtecken. Der Teig wird dann ins Waſſer gelegt, das Geld herausgenommen, der Braut aber neuer Hennabrei an ihre Hände gebunden um dieſe recht ſchön zu färben, darum heißt dieſe Nacht die Nacht der Hhenna (Leylet el Hhenna). Während dieſer Zeit giebt man auch vor dem Hauſe des Bräutigams Muſik und das Spiel der Poſſenreiſer zum Beſten und aus dem Larmen des heutigen Tages kann man ſchon vorläufig einen Schluß machen auf den Lärmen und die Pracht des Zeffeh el Aruſch oder Brautzuges, am Tage der Hochzeit. Dieſer Zug nach dem Hauſe des Bräutigams beginnt ſchon bald nach Mittag und geht ſo langſam und durch ſo viele Umwege vorwärts, daß er drei und mehrere Stunden dauert. Dabei zeigen unter dem Getöne der Muſik und der Zugbarits allerhand Gaukler und Klopffechter ihre Künſte. Einige Stunden nach Sonnenuntergang begiebt ſich der Bräutigam in die Moſchee, um und mit ihm zahlreiche Begleiter mit brennenden Pechpfannen (Meſchale) und Fackeln; auf dem Rückwege ſtimmt ein Chor der Sänger und Muſikanten Loblieder des Propheten an. Jetzt bekommt der Bräutigam zuerſt das Angeſicht ſeiner Braut zu ſehen und die lauten Jubeltriller der Frauen verkünden, daß er ſie annehmen und behalten will. Die männlichen Gäſte werden bei dieſem Feſte unten, in den Zimmern und Räumen des Erdgeſchoſſes bewirthet; die weiblichen im oberen.

Aber nun beginnt ſogleich die Zeit der ſchweren Ent-

sagung für die arme Neuvermählte. Sie darf, nach der strengeren Etikette der höheren Stände ihre Mutter und Verwandtinnen weder besuchen noch von ihnen besucht werden; nur der Vater darf sie sprechen; da wo sich im Hause, wie dieß in vielen der besser eingerichteten der Fall ist, ein eignes Bad befindet, fällt auch jede andere Gelegenheit zum Verkehr mit den Freundinnen und Versorgerinnen der Kindheit hinweg; in manchen Häusern dauert diese Absonderung so lange fort, bis das junge Weib zum ersten Male Mutter wird. Indeß ist das arme Kind fast ausschließend auf den Umgang ihrer Schwiegermutter, welche zugleich ihre Chamah oder Ehrenwächterin ist, und vielleicht einiger Sklavinnen beschränkt; der Mann, der selber meist dem ungezogenen Knabenalter noch kaum entwachsen, mancherlei Launen an ihr übt, kann wohl schwerlich erkennen, was sie verlor. Oefters fällt es leicht einem knabenhaften Männlein ein seine junge Frau wenn diese noch nicht Hoffnung hat Mutter zu werden, zu verlassen; diese kehrt dann mit dem für sie noch aufbehaltnen Theile des Brautschatzes und mit allem was sie mit sich ins Haus des Mannes brachte, ins Haus der Eltern zurück, muß aber erst drei Monate lang warten ehe sie sich wieder vermählen darf, weil etwa der Mann seine Uebereilung bereut und sie zurückfordert. Zweimal kann der Ehebrecher seine Frau verstoßen und wiederfordern, verläßt er sie zum dritten Male dann darf er sie nach der Ordnung des Islams nicht wieder nehmen, sie sey denn vorher an einen Andern vermählt gewesen. Inzwischen kommt der junge Mann in der Aufwallung des Zornes oft verleitet dieß dreimal und dieß gilt dann eben so, als hätte er sie dreimal aus seinem Hause verwiesen; er kann sie jetzt hier wieder be-

kommen, wenn ſie die Geſchiedene oder Wittwe eines Andern geworden iſt. Da jedoch auch in ſolchen Fällen die Reue zuweilen nachkommt, pflegt man irgend einen armen Diener des Hauſes etwas dafür zu bezahlen, daß er die Verſtoßene zur Frau nehme und am andern Tage ſie wieder entlaſſe. Bei dieſer Gelegenheit geſchahe es auch einmal, daß ein armer, einäugiger Mann ſich gegen eine verſprochene Belohnung von vierzig Piaſtern eine ſolche junge, im Zorne dreimal verſtoßene Frau anvermählen ließ; als man aber am Tage nach der Hochzeit von ihm verlangte, er ſolle ſich wieder von ihr ſcheiden, antwortete er: „ich ſehe nicht ein, warum ein Gläubiger ſeine Frau, mit welcher er in einer zwar kurzen, aber glücklichen Ehe gelebt hat, ohne Grund verlaſſen ſollte. Die Frau gefällt meinen Augen wohl; behaltet ihr eure vierzig Piaſter und ich behalte mein Weib, welche weder eine Ungläubige noch eine Widerſpenſtige (Naſchuzeh) iſt.

Und was iſt nun der Zeitvertreib, was die Beſchäftigung und das Leben der armen Frau, in ihrem vergitterten Kaſtch? — Wohl ihr, wenn ſie, was übrigens bei dem geringeren Volke und ſelbſt im Mittelſtande meiſt der Fall ſeyn ſoll, die einzige oder doch wenigſtens die erſte und darum geehrteſte Gemahlin, (die ſogenannte große Frau: es Sitt el Kabireh) ihres Mannes iſt und wenn der Mutterloſen nicht dieſes Recht durch eine Nebenbuhlerin, welche den Erben gebahr, entzogen wird. Wenn dagegen, wie dies in den höheren und reicheren Häuſern ſo oft der Fall iſt, ein Nebenweib, die man hier Durrah oder Payages nennt, oder vielleicht mehrere mit ihr die Gunſt und Aufmerkſamkeit des Mannes theilen, deſſen Ehebruch leider durch das Geſetz geheiligt iſt, dann iſt das Loos der Vernachläßigten ein ſehr ſchweres,

obgleich man, wo es möglich ist, dafür sorgt, daß jede der Frauen ihre besonderen Zimmer bewohnt.

Wir wollen uns indeß den glücklichsten Fall denken, welcher der Neuvermählten von höherem Stande oder wenigstens durch ihre Verbindung in höheren Stand Gehobenen begegnen kann: jenen nämlich, daß sie bald zur Hoffnung gelange Mutter zu werden. Nicht bloß, daß sie dann der launige Gemahl nicht mehr verstoßen kann, beginnt auch für sie mit dem Mutterwerden ein ganz neues, schöneres Leben; die Geburt des Kindes ist ein Freudenfest für das ganze Haus, am meisten für die Mutter. Gleich am Morgen nach der Niederkunft verkündigt ein Chor der Tänzer oder Sänger, vor der Thüre des beglückten Hauses auch der Nachbarschaft was sich drinnen zugetragen habe. Bald sieht man Diener gehen, welche die bei solcher Gelegenheit häufig bereiteten Gerichte: das Muffetukab, Kischk und Kabab an die Nachbarn und Freunde austragen, auch wohl an die Armen vertheilen. Das erstere, das Muffetukab, ein gar berühmtes Aegyptisches Gericht, wird in diesem Falle nicht wie in manchen andern aus zerstoßenen oder ausgebalgten, in Butter gerösteten Mistkäfern und Honig bereitet *), sondern statt der Käfer nimmt man bloß geröstete Haselnüsse, Honig, Sesamöl (Sirei), ein wenig Senn oder zerlassene Butter und Gewürzkräuter; das Kischk ist eine dicke, mit Hunerfleisch gedämpfte Waizengraupenbrühe; das Kababeh besteht aus gekrümmelten in Butter geröstetem Brod, mit Honig und Rosenwasser.

*) Dieses Mistkäfergericht (vom Scarabaeus sacer) wird für ein Mittel gegen die Magerkeit, ja selbst gegen die Unfruchtbarkeit gehalten.

Unter allerhand häuslichen Festlichkeiten kommt jetzt der Yom es Subua: der siebente Tag nach der Entbindung herbei, an welchem die Mutter Besuche von ihren Freundinnen, auch von ihrer, in manchen Fällen, seit der Vermählung nicht wieder gesehenen Mutter empfangen darf. Sängerinnen oder Koranbeter (die letztern im untern Theile des Hauses) sind zur Verherrlichung des Festes herbeigerufen; Kaffee und eingemachte Früchte, Scherbet und das Gericht Muffetuckah werden in Menge gespendet; die Wöchnerin sitzt zur guten Vorbedeutung, damit sie seiner bald wieder bedürfe, auf dem Stuhl der Daych oder Hebamme. Jetzt bringt man das Kindlein, eingehüllt in einen Schawl oder köstlichen Stoff; eine der dienenden Frauen nimmt den Hon oder ehernen Mörser und schlagt mit der Mörserkeule daran, damit das Kindlein sich frühe an lautes Getös gewöhne. Jetzt bringt man ein Sieb, darein legt man das Kind und schüttelt es ein wenig hin und her, denn das soll vortrefflich für den Magen seyn; dann trägt man es, wo deren mehrere sind, durch alle Zimmer des Harems, begleitet von einigen Weibern oder Mädchen, davon jede auf einem Teller mehrere, in Hyennateich steckende, angezündete Wachslichter trägt und zugleich streut die Daych oder Hebamme Salz, mit Schwarzkümmel gemischt auf den Boden jedes einzelnen Zimmers hin indem sie ausruft „el Milh fi eyn el Hhasid" (das Salz in das Auge des Neidischen), ein Ausruf, welcher den giftigen Einfluß des mißgünstigen Auges der Durrahs oder andern Frauen auf das Kind verhindern soll. Die Frauen wissen auch schon wie man sich benehmen und was man sprechen muß, um jeden Verdacht, als habe man mit dem Auge Schaden gethan, von sich wegzulenken. Denn wenn jetzt das Kleine, aufgewickelt

auf eine kleine Matratze oder einen silbernen Teller gelegt, ihnen gezeigt wird, sagen sie nicht, wie man etwa bei uns sagen würde: es was ist das für ein häßliches Kind — dies wäre in Aegypten eine höchst gefährliche, gefügige Rede, sondern sie schauen ihm ins Gesicht und sagen: „O Gott sey huldreich unserm Propheten Mohamed. — Gott gebe dir langes Leben" und legen dann als Geschenk ein geflochtes Schnurfund mit einer Goldmünze zu des Kindes Haupt. Auch der Tanch, welche, wenn der Umzug durch das Harem geendigt ist, mit einem Gefäß voll Wasser, das sie die Nacht vorher zu den Häupten des Kindes gestellt hatte, umhergeht, werden von den anwesenden Frauen Goldstücke zum Geschenk in das Wasser geworfen und hierauf begiebt man sich von neuem, beim Gesange der Almehs, ans Essen und Trinken. Während denn die Frauen eben im Harem sich so ergötzen, hat auch der Mann unten eine Gesellschaft von Freunden bei sich, welche auf ihre Weise vergnügt ist. Wenn die Kilahs — die vierzig Tage der Wöchnerinnen vollendet sind, besucht die junge Mutter zum ersten Male wieder, in Gesellschaft der Freundinnen und Verwandtinnen ein Vaterhaus.

Sie ist nun zu Hause glücklich und vergnügt mit ihrem Kinde. Denn im Allgemeinen kann man es wohl von den Aegyptierinnen sagen, daß sie zärtliche Mutter sind; ist es doch auch leicht vorauszusehen, daß das Herz einer Frau, die nichts Näheres und Beständigeres hat als das Kind, sich mit ganz besonderer Stärke an dieses anketten müsse. Es ist ein Herkommen von gesetzlicher Gültigkeit, daß die Mutter ihre Kinder bis zur Vollendung des zweiten Jahres stillen müssen, wenn der Vater nicht selber ein früheres Entwöhnen, um

12ten oder 18ten Monat erlaubt. Der Tag der Entwöhnung, noch mehr aber jener, wo man dem Kind zum ersten Male sein Haar verschneidet, ist abermals ein Familienfest; man schlachtet ein Lamm, dessen Fleisch an die Armen vertheilt wird, oder giebt so viel an Gewicht Almosen, als das abgeschnittne Haar schwer war.

Es dauert nun mehrere Jahre, dann kommt, wenn das Kind ein Knabe ist, ein neues Familienfest, eben so wichtig und pomphaft als das einer Hochzeit: das Fest des Sirafeh oder der Beschneidung. Der Knabe gelangt erst im 5ten oder 6ten Lebensjahr zu der Ehre ein Motahir zu werden, den man durch jene Ceremonie den Bekennern des Islams zugesellt. An diesem ersten öffentlichen Ehrentage seines Lebens ziert sein Haupt ein rother, mit dem Kaschemirschawl umwundener Turban, die übrige Kleidung ist mädchenhaft; vor den Mund hält er ein gesticktes, golddurchwirktes Schnupftuch. Eltern vom Mittelstande, um den Aufwand zu sparen, richten es gewöhnlich so ein, daß der Aufzug dieses Familienfestes mit dem Aufzug einer Braut aus einer befreundeten Familie zusammenfällt, dann zieht der kleine Motahir (zuweilen sogar zwei zugleich auf einem Esel oder Pferde) dem Brautzug voran, vor ihm aber schreitet, sehr prosaisch der Barbierknecht mit seinem Hhemi oder kurzvierbeinigem Kasten auf den Schultern her; hinter dem Motahir gehen einige weibliche Verwandte. Bei den Kindern der Vornehmen, der Reichen und der Gelehrten von Kairo, zu denen auch die Fiki's oder Schulmeister gehören, ist jedoch die Ceremonie noch viel feierlicher. Da ziehen die Schulkameraden des Motahir, in ganz schönen, eignen oder zu diesem Ehrentag geborgten Kleidern kurz vor der Mittagsstunde in eine der drei großen Moscheen, wohin

wohin auch der Metabir mit seinen Verwandten sich verfügt. Selbst der prosaische Barbierknecht mit seinem Rheml stellt sich ein; man wartet das Mittagsgebet ab. Hierauf beginnt der Zug nach dem Elternhause des Metabirs; voraus der Barbierknecht, dann etliche Paare von Kuckis oder Schulmeistern, welche das Mawelid Schab, einen Lobgesang auf den Propheten absingen; dann folgen, je zwei oder je vier die Schulknaben, welche in Wechselchören gegen einander singen: 1) o Nachte der Freude, Nachte der Wonne; 2) Wohlgefallen und Lieblichkeit wo Freunde einträchtiglich beisammen sind. 1) Sey huldreich o unser Gott dem hellstrahlenden Lichte; 2) Mohamed (Achmed) dem Erwählten, dem Ersten der Apostel. — Hinter dem Zug der Knabenchore gehen die männlichen Verwandten des reichen Metabirs, dann folgen wieder sechs Knaben mit silbernen Flaschen in denen Rosen- und Orangenwasser enthalten ist, das sie auf die Begegnenden und Zuschauer spritzen, und mit einem silbernen Rauchfaß (Mibkarah), aus welchem köstliches Räuchwerk duftet. Zu ihnen ist ein Sackkah oder Wasserträger gestellt, welcher den Armen Wasser (meist verunstet) austheilt, dann kommen einige Diener mit der Kaffeekanne im Kohlenbecken und einem silbernen Praesentirteller mit Tassen, welche einer von ihnen, so oft er dem Laden eines Kaufmannes und bemittelten Bürgersmannes sich nahet oder einem wohlhabend Gekleideten begegnet, vollschenkt und jenen darreicht, wofür er das Geschenk eines halben Piasters erwartet und annimmt. Nach den Kaffeespendern kommt wieder ein Knabe, der die schön aufgeschmückte Schreibtafel des kleinen Metabirs an seinem Nacken hangen hat, dann dieser selber in der Mitte zweier Knaben und dahinter die dem Hause angehörigen oder sonst befreundeten

Frauen, welche, wie bei Hochzeitszügen die Jubeltriller des Zughars vernehmen laſſen, während zugleich eine hinter ihnen drein geht, die beſtändig Salz, als Mittel gegen das mißgünſtige Auge, herumſtreut. Angelangt bei der Hausthüre der Eltern des Metahirs ſingen die Wechſelchöre der Knaben: 1) du biſt eine Sonne; 2) du biſt der Mond; 1) du biſt das Licht der Lichter; 2) o Mohamed, mein Freund, du mit den dunklen Augen. — Ein Theil der Knaben geht nun mit hinauf in die Rubah, wo ſie unter anderm auch den Dank an die Mutter ſingen, deſſen ich ſchon früher gedachte; das Feſt endet mit Geſchenken an den Schulmeiſter, der dem kleinen Metahir ſchreiben und leſen lernte und durch eine Bewirthung der begleitenden Knaben mit allerhand Süßigkeiten; nach acht Tagen, wenn man den Metahir ins Bad führt, folgt abermals eine kleine Gaſtung.

Indeß die Feſtlichkeiten ſind nicht immer; wie die vielen Zwiſchenzeiten in der langen Weile des Harems ausgefüllt werden mögen, das iſt kaum zu begreifen. Doch kann man in dieſer Beziehung den Kahirinerinnen im Allgemeinen zu ihrem Lobe nachſagen, daß ſie ſich zu beſchäftigen und dadurch zu unterhalten wiſſen. Abgeſehen von den Aermeren, welche die Noth zum arbeiten treibt, nehmen viele, auch der Wohlhabenderen, ſich ſelber des Hausweſens und der Küche an, und man rühmt ihre Geſchicklichkeit in der Kochkunſt. Ich muß Dir doch, die Du ſelber in dieſer Kunſt Meiſterin biſt, Einiges aus den Küchengeheimniſſen der hieſigen Frauen verrathen und Dir als Laye etliche Gerichte nennen, deren einige, wenn man ſie genauer zu beſchreiben wußte, wohl werth wären, daß ſie Freund v. Rumor in ſein originelles Kochbuch aufnahme. Man kocht eigentlich in den Häuſern, auch der hieſigen

bemittelten Bewohner, täglich nur einmal, zum Asha oder Abendessen, das man kurz nach Sonnenuntergang zu sich nimmt; das was von dieser Hauptmahlzeit des Tages übrig bleibt, wird zum Ghuda oder Mittagessen für den andern Tag benutzt. Eine der gewöhnlichsten Speisen, die man auch bei den Nachbarn häufig zu sehen und zu genießen bekommt ist das Kebab: Hammelfleisch das in kleinen Stückchen am Spieß gebraten ist; Makrud nennt man ein gebackenes Fleisch mit einer Zwiebelsauce oder auch mit einer durch Anisb (Anisbeere) und Zucker versüßten Brühe; ein wohlschmeckendes und leicht verdauliches Essen ist das Warak Mahschi, eine Art von Kohl- oder Endivienblättern, die man mit einer angenehm gewürzten Mischung von gehacktem Fleisch und Reis gefüllt hat. Man füllt dieses Maschi auch in kleine Kürbisse oder Karakusa. Ueberhaupt liebt die Aegyptische Kochkunst die wechselseitige Ueberkleidung, teilt der Gaben des Pflanzenreiches mit denen des Thierreiches, dann wieder umgekehrt dieser durch jene, denn nicht selten kommen Hühner oder Aegyptische Enten aus denen man die Knochen herausnahm mit Rosinen, Pistazien, gekrümelten Brod und Petersilie gefüllt, auch wohl ganze Kammer mit Pistazien ausgestopft auf die Tafel, dazu noch Kuskusch oder Nudeln, vermischt mit Honig und Zucker mit Rosenwasser, oder die süße, aus gekochten Rosinen und etwas Rosenwasser bereitete Sauce Mhuschai. So ungewohnt auch unserm Gaumen und Magen diese heftigen in der Kuche des Orients wiederkehrenden Zusätzen sind, erfahren sie mir doch erträglicher als die Badingans oder Krabbe von verschiedenen Colocynthen und die schleimigen Krabblarfein des ächten Gombo (Hibiscus esculentus) oder die Bamiehs. Denn das Süße hat in der Regel durch

einen Zuſatz des Gewürzhaften einen erdigeren Charakter angenommen und ſtimmt bei einem Volke, dem der Wein und alle geiſtige Getränke verſagt ſind, gut zum Waſſer und bittern Kaffee, weshalb man auch ohne Ueberdruß zu empfinden nach dem Genuß der ſüßen Gerichte noch den Scharab el tut (Scherbet von ſchwarzen Maulbeeren) oder den grünlichen Veilchenſcherbet (Scharab el benefſeg) und die liebliche Dattelnconſerve zu kosten vermag oder andre Arten des Scherbet und der eingemachten Früchte, auf deren Zubereitung die Araberinnen ſich meiſterhaft verſtehen *).

Alles muß hier wo möglich ſehr weich und leicht zertheilbar bereitet ſeyn; denn da man ſich beim Eſſen keiner Meſſer und Gabeln und auch beim Zerlegen, z. B. der Hühner nur der Hände bedient, indem der Eine dieſen der Andre jenen Fuß oder Flügel anfaßt und beide zugleich, mit geſchickter, ſchneller Wendung dieſe Theile ablöſen, würde ein Gericht, das nicht vollkommen weich wäre, nicht gut auf den Tiſch des Kahiriniſchen Bürgers paſſen.

Uebrigens mußt Du dir, um dieß im Vorbeigehen zu erwähnen, die hieſige Art zu eſſen, ohne Meſſer und Gabel, ja zum Theil ohne Löffel, deſſen Stelle dann ein Stücklein rinnenartig zuſammengebogenes Kuchenbrod vertritt, nicht ſo gar abſchreckend vorſtellen. Ehe man ſich zur Mahlzeit niederkauert wird jedem der Gäſte das Tüchl

*) Ein berühmtes Gericht, das man am 10ten Tage des Moharrem in Menge bereitet, iſt auch das Hudud: gekochte Waizengraupen mit Honig und Zucker, oder Reis mit Nüſſen, Mandeln, Roſinen u. ſ.; Roſenwaſſer iſt faſt überall dabei.

und das Abtrocknen gereicht; jenes ist ein musterhaft eingerichtetes (metallenes) Waschbecken mit doppeltem Boden, davon der obere, etwas gewölbte, siebartig durchlöchert ist, so daß das Wasser durch ihn abfließt auf den untern Boden, das andre ist eine Wasserkanne aus welcher der Diener, indem er dem Gast zugleich ein Stück Seife darreicht, Wasser auf die Hände schüttet, dann das Handtuch (Futah) zum Abtrocknen hingiebt. So pflegt der Morgenländer überall, wo er es haben kann, sich vor und nach dem Essen mit Wasser und Seife zu waschen und in der Wüste dient ihm der Sand zur Reinigung.

Es gewährt eine eigne Unterhaltung den biedern wohlhabenden Bürgersmann essen zu sehen. In einigen Haushaltungen speist der Hausvater mit all den Seinigen; in andren, und nur bei solchen kann der Europäer Augenzeuge seyn, essen die Männer in ihrem untern Zimmer allein; die Frauen und kleinen Kinder halten ihre Mahlzeit oben im Harem. Wo nur Wenige zusammenessen sitzt man mit untergeschlagenen Beinen auf dem Divan oder der Matratze; wo Mehrere, da wird der niedre Tischschemel oder Kurs, von dem ich schon sprach, mehr in die Mitte der Zimmerbühne (Liwan) hingestellt, die runde Platte (Sinnyeh) darauf gelegt und nun ist der kleine Speisetisch oder Sofrah, an welchem auf unsre Weise zu sitzen kaum drei Personen Raum hatten, für neun bis zehn Gäste bereit. Jetzt legt der Diener oder Sohn des Hauses die knobenartigen Brode und Stücklein zerschnittner Zitronen hin, dazu hie und da Löffel von Buchsbaum oder Elfenbein, dann bringt man auf kupfernen oder irdenen Platten die Gerichte. Die Gäste lassen sich um den niedern Raum nieder, auf dem rechten, stehenden, liegt die Serviette, man streift die Aermel auf, der Hausherr sagt

Bis millah (in Gottes Namen) und fangt zuerſt an zu eſſen, dann die Gäſte. Kommt ein Fremder dazu, ſo ladt ihn der Wirth mit den Worten „tafud-dal" iß mit mir, ein, Jener, wenn er nicht miteſſen will, muß darauf antworten „Heni an" (möge es wohl bekommen) und darf ja den Leuten nicht zu ſehr in die Schuſſel oder auf den Mund ſehen, weil man ſonſt gleich die Gefahr vor dem mißgunſtigen Auge fürchten würde. Bei und nach dem Eſſen kommen die Trinkſchalen mit Nilwaſſer, das durch die Poren der Krüge hindurchgeſeiht und durch die ſchnelle Abdunſtung der feuchten Oberfläche angenehm gekühlt, dabei auch noch mit Orangenbluthwaſſer verſetzt iſt. Man ſagt zu dem, welcher trinkt heni an, (unſer „wohl bekomm es") und Allah-jeben-ik, Gott ſegne dirs. Zum eſſen bedient man ſich immer nur der rechten Hand; mit Hülfe eines halb zuſammengerollten Stückes Brod oder des Löffels holt man ſich einen Theil des Gerichtes aus der Schuſſel heraus, legt es auf eine Brodſcheibe und genießt es ſo. Sobald einer fertig iſt mit dem eſſen ſagt er El hamdu lillah (Preis ſey Gott), ſteht auf und geht davon. Einige Neugläubige von höherem Stande trinken dann wohl auch, wenn die Andern ſich entfernt haben, Wein; eine Sitte welche mehr und mehr überhand nimmt.

Wie ich vorhin die Geſchicklichkeit mancher (doch nicht aller und vielleicht auch nicht der meiſten) Bürgerinnen der ägyptiſchen Hauptſtadt in der Kochkunſt rühmte ſo muß ich auch noch jener in manchen weiblichen Arbeiten, beſonders im Nähen und im Stücken der ſchönen, bunten, golddurchwirkten Schnurſtrümpfe und Tabaksbeutel gedenken, die man ſo oft in den morgenländiſchen Kaufmannsläden ſieht. Die Kaufleute oder Unterhändlerin-

welche die Einkäufe für das Harem besorgt, übernimmt zugleich die Ausführung und den Verkauf der in ihm gefertigten Arbeiten. Zuweilen verräth sich in solchen Arbeiten eine gute natürliche Anlage zum Zeichnen. Auch Musik und Gesang übt das arme, eingekerkerte Volk, es vergnügt sich, wenn es unter sich ist beim Schall der Darabuckeh (Trommel) und des Tar (Tambourins) mit Tänzen; viele rauchen Tabak aus eleganten Pfeifen mit korallenen Mundstücken oder sie kauen Ladanum. Der Besuch der Bäder von denen manche bloß für Frauen, andre wenigstens am Nachmittag ausschließend für dieselben bestimmt sind, ist für jene Weiber und Töchter, denen die Hausherrn ihn gestatten, ein großes Vergnügen; eben so der gegenseitige Besuch der Frauen eines Harems bei denen eines andern, wobei die Leutlein oftens einen ganzen Tag ungestört sich ihrem Vergnügen überlassen können, da selbst der Herr des Hauses dann keinen freien Zutritt in die Gemächer seines Harems hat.

Aber bei alle dem frage ich nochmals, wie stillt sich der edle Menschengeist, der sich ja in seinem unabweisbaren Sehnen nach einer ewigen und genügen Befriedigung überall gleich bleibt, bei jenen armen Eingeschlossenen den Mangel aus, zu dem er von der Geburt seines Leibes an verurtheilt ist?

Eigentlich sind wir Alle, so lange wir im Leibe wallen eingeschlossen in einem zerbrechlichen Hause, das aber und neben uns, auf allen Seiten von einer ewigen und unvergänglichen Welt der geistigen Kräfte umgeben ist, welche, wie die Luft, in das Hausleben hereinringt. Bei einigen der Eingeschlossenen ist das innre Auge für die Welt des geistigen geöffnet; das man vermuthen darf wohnen hat Fenster, durch welche man hinaus kann

was draussen sich bewegt und sehen wer die sind, deren Stimmen man bald näher, bald ferner drinnen vernimmt. Wo aber nun, wie bei den verarmten Seelen der vernachläßigten Frauen der Moslemen das kerkerartige Haus gar kein Fenster hat durch das man hinausblicken kann, da hört man wohl drinnen die Töne und Stimmen der großen Welt die das Gehauße umgiebt, aber das Rollen des Donners im hohen Gewölk des Himmels wird für ein Rasseln auf der Straße gehalten; zu den Stimmen denkt man sich Gestalten, welche von den wirklichen die draussen wandeln sehr verschieden sind. Und so ergeht es den Moslemen, vor allem ihren Frauen, mit jener oberen, allen Menschenseelen nahen Welt des Geistigen, in welche uns der Glaube den Blick eröffnet; diese wird ihnen, weil sie dieselbe nicht sehen, sondern bloß die mannichfachen, dem Ohr verworren erscheinenden Töne und Stimmen derselben hören, zu einer Welt des Geisterhaften.

Das was noch fast allein eine Art von geistigem Reiz und Aufregung in den dumpfen, blos auf das Sinnliche beschränkten Kreis der Vorstellungen der hiesigen weiblichen Seelen hineinbringen kann, ist der Aberglaube an eine Welt der Genien und magischen Kräfte, welche gleichsam vor allen Thüren steht und anklopft; bereit alsbald hereinzudringen, sobald sich, mit oder ohne unsern Willen die Thüre öffnet. Dort, die hohen Pyramiden und alle die riesenhaften Werke des Aegyptischen Alterthumes, welche man in der Umgegend von Kairo und anderwärts sieht, sind nach der Meinung des Volkes durch den Riesenkönig Gan Ibn Gan erbaut, den letzten Herrscher eines geisterhaften Geschlechtes der Dschinn oder Genien, welches vor Erschaffung des Adam auf der Erde

wohnte und waltete *). Das Geschlecht der Genien, das seiner Natur nach zwischen den Menschen und Engeln mitten innen steht, und nicht wie der Mensch aus Erde, sondern aus Feuer geschaffen wurde, ist keineswegs ausgestorben, sondern es wandelt noch immer, bald sichtbar bald ungesehen unter den Menschen herum, denn es ist ihm die Macht verliehen, jetzt sich unsichtbar zu machen, dann aber die Gestalt von Menschen, von Thieren oder allerhand Ungeheuern anzunehmen. Seinen Hauptsitz hat das Reich der Genien auf und in dem Gebirge Kaf, das die Ebene des Erdkreises gegen den Ozean hin umgurtet; viele von ihnen, und zwar meist nicht die gutartigen, bewohnen als Effrieds oder Geisterster das Innere der Pyramiden, der Graber und andrer alter Gebäude, so wie die dunklen und unreinen Stellen der Wohnhäuser. Da sie aber auf den Windewinden reiten und mit der Schnelle des Blitzes sich fortbewegen können, ist man nirgends und in keinem Augenblick vor ihrer Annaherung sicher. Die Genien essen und trinken; sie vermahlen sich sowohl unter einander als mit Menschen, und erhalten hierdurch ihr Geschlecht fortdauernd auf der Erde; sie sind auch wie wir Menschen dem Tode unterworfen, nur mit dem Unterschiede, daß ihr Leben Jahrhunderte, statt der einzelnen Jahrzehnte des unsrigen dauert. Ein Theil dieser halb geisterhaften Wesen bekennt sich zum Islam und dieser ist den Glaubigen hold; ein andrer Theil ist ungläubig, dieser ist von zweideutiger oder selbst von Gefahr drohender Natur und ersterer schildert die Gottheit gegen diese Abirrungen ihre Gestalt, die man bei Nacht

*) Auch die ersten Menschen stellt sich der Morgenländer wenigstens so hoch als einen Palmenbaum, z. B. Adam ist aus der

als Sternschnuppen herabfahren sieht. Da man niemals wissen kann, ob nicht ein Dschinni in unsrer Nähe ist, welcher uns sieht, obgleich man ihn nicht bemerkt, muß man sich sehr in Acht nehmen ein solches gar leicht zu reizendes Feuerwesen zu verletzen. Wenn deshalb der Ofenheizer eines Bades oder einer Backerei mit seinem Werkzeug in das Ofenloch hineinstößt, oder wenn einer das Messer oder Beil in die Höhe hebt, versäumt er nicht vorher zu rufen bestur (mit Verlaub oder Entschuldigung); wenn der Lastträger seine Last zu Boden wirft, ja wenn man nur Wasser oder besonders wenn man Unreinigkeiten ausschuttet sagt man bestur, damit ja nicht etwa ein solcher Unsichtbarer verletzt oder beschmutzt werde. Denn diese lassen es oft darauf ankommen; sie weichen dem Unhöflichen, der sich nicht bei ihnen entschuldigt, absichtlich nicht aus, lassen sich lieber ein wenig quetschen oder beschmutzen, nur um eine Ursache der Feindseligkeit gegen den Menschen zu finden. Und wer kann wissen unter welcher Gestalt er einen Genius bei sich im Hauße hat. Besonders als schwarze Katzen finden sie sich öfters in den Wohnungen ein; man hat zuweilen eine solche Katze lange, halt sie immer für eine gewöhnliche, auf einmal, wenn sie gelegentlich bei der Nacht Besuche von ihres Gleichen empfangt, hort man, daß die vermeintlichen Thiere unter einander reden wie Menschen; doch von so graßlichen, gespenstischen Dingen, daß einem die Haare zu Berge stehen; das beste Mittel einen solchen Gast, wenn man ihn entdeckt hat, los zu werden ist es, wenn man ihn höflich ersucht, er möge doch einen und den andern Schatz aus den verborgenen Gruften des Gan Ibn Gan ins Haus bringen, er merkt dann ohne doch eigentlich beleidigt worden zu seyn, daß er ein-

deckt iſt, verſchwindet und läßt ſich niemals wieder ſehen. Hat doch jedes Stadtviertel ſeinen eigenen Trau- und Schutzgenius oder Agathodämon, der ſich meiſt in die Form einer Schlange verkleidet und manche Frau glaubte ſchon einen lieblich ſingenden Vogel vor oder in ihrem Zimmer zu hegen, der ſich auf einmal durch Wort und Handlung als ein Dämon kund that.

Ein Hauptzeitpunkt im Jahre, an welchem die Genien, vor allem die mildthätigen und guten den Gläubigen erſcheinen und ſie beglücken, ſind die erſten zehn Tage des erſten Monates: des Moharrems. In früherer Zeit als noch der alte Sarcophag, den die Franzoſen von dort hinwegnahmen und der ſich jetzt im Brittiſchen Muſeum befindet, in der Gaſſe es Sakkeh, im ſüdlichen Stadtviertel ſtund, hielten die Dämon vor jenem Sarcophagen in den erſten zehn Tagen des Jahres einen Markt, wo ſie, in Geſtalt gewöhnlicher Fellahs oder Fruchtverkäufer, eher als Jemals die mit Butter, Käſe, Honig und Oel handeln, manchen Menſchen ſichtbar wurden. Wer ſo glücklich war, dieſe Handelsleute zu ſehen und bei ihnen zu kaufen; der fand beim Hinwegtragen ſeiner Waaren dieſe auf einmal, wie in dem Mährchen vom Rübezahl, in Gold verwandelt. In andern Fällen machen es jene wohlthätigen Halbgeiſter den Menſchen, die ſie bereichern wollen, noch leichter, indem ſie ihnen ihre Gaben, beſonders am Tage des Aſchr, wo jeder Gläubige reichlich Almoſen giebt und ſie ſind ja auch zum Theil Gläubige) leiſer ins Haus bringen. Einige kommen dann bei ſtiller Nacht in Geſtalt eines Bügeleiſen oder Maulthiers, der ſein Ankommen durch den Klang der Schellen zu erkennen giebt, mit denen er behangt iſt. Man ſchaut hinaus vor die Thür; aber wer nicht Muth

hat der fährt zurück, denn am Sattel des Maulthiers hängt das Haupt eines todten Mannes. Wer jedoch entschlossen genug ist der packt getrost die Ladung des Thieres ab, denn seine beiden Satteltaschen sind gefüllt mit Gold, statt dessen der Empfänger Kleien oder Spreu hineinfüllt und den guten Bugket laufen läßt. Auch als Sack-eka oder Wassertrager klopft der Genius in jener Nacht an die Zimmerthur, fragt wohin er das Wasser schütten solle und man sagt getrost: „in den großen Krug," denn am andern Morgen findet man in diesem eine reiche Ladung Goldes.

Man hat zuweilen behauptet, die Bewohner der südlicheren, mehr vom hellen Tage bestrahlten Länder, wären der Furcht vor dem nächtlichen Spuck der Geisterwelt weniger unterworfen, als die Bewohner des dämmernden Nordens. Auf die Aegypter wenigstens paßt diese Behauptung nicht, denn diese glauben stärker denn unsre Nordländer an das Erscheinen der Efrids, unter denen auch die Seelen verstorbener Menschen begriffen sind; an Vampyre oder Menschenfresser (Gubls) und ähnliche Spuckgeschichten. Und was ist im Grunde die Furcht vor der Wirkung des mißgünstigen Auges anders, als eine geisterartige. Darf doch keiner ein Kind oder ein schönes Kameel, oder edles Füllen nur scharf ansehen ohne daß man die Vergiftung durch sein Auge fürchtet; niemand darf sich des Ausdrucks bedienen, dies ist schön, sondern Meich allah, „der Wille Gottes." Eine Frau bewunderte in ihrer Einfalt zwei ungewöhnlich große Wasserkrüge, die ein Kameel trug, und sogleich fiel der eine davon herunter und zerbrach; ein andrer bewunderte die schöne Schischa (ein Apparat zum Tabakrauchen, bei welchem der Rauch durch das Wasser einer Glaskugel

handwerksgeleitet wird) seines Nachbarn, und das Glas zersprang. Als in neuerer Zeit die Metzger zum Theil ihr Fleisch auf europäische Weise heraushängen um es den Käufern zu zeigen, wollten viele Gläubige keines kaufen, weil es durch die magische Kraft des Auges eines vorübergehenden Hungrigen schädlich kann geworden sein. Gute Mittel nun, gegen das Beschreien oder Vergiften durch Blick und Rede sind die Amulete, die man nicht bloß den Menschen sondern auch den Thieren anhängt. Ein solcher Talisman sind die sieben Namen der Siebenschläfer und ihres Hundes, die man deshalb auch auf die kupfernen Teller, Tischblatten und Trinkschalen schreibt; ein anderes probates Mittel ist ein Verzeichniß von dem Nachlaß des Propheten Mohamed, in welchem namentlich seine beiden Sebhhahs oder Rosenkränze, das Büchschen mit dem schwarzen Augenpulver, der weiße Maulesel Dul-Dul und das Leibkameel Adda aufgeführt sind. Nächst diesen ein Verzeichniß der 99 Eigenschaften Gottes; Stücke aus dem Koran, oder wenn mans haben kann ein Muschhaf, das heißt eine Abschrift des ganzen Buches. Bei Kameelen sollen die sogenannten Otternkopfchen (die kleinen Kauriconchen) die man auch bei uns am Geschirre der Pferde sieht, vor dem Beschreien schützen, dessen schon beginnende Folgen durch das Räuchern mit Mejah oder Storax, der unter gewissen Ceremonien gekauft und gesegnet war, so wie selbst mit verbrennenden Lumpen wenigstens gelindert, wo nicht gar gehoben werden. Außerdem giebt es hier noch eine unzählige Menge abergläubischer Gebräuche, die man ganz öffentlich kann üben sehen, und welche gegen Augenkrankheiten, gegen Schwäche der kleinen Kinder in den Füßen, sowie gegen viele andre Krankheiten helfen sollen. Und wer unter

den Moslims der Hauptstadt sollte nicht von den Wunderkräften des heiligen Wassers aus dem Brunnen Zem Zem in Medina, so wie der kleinen Pasten, ähnlich denen unsrer terra sigillata, gehört haben, welche aus dem Staub vom Grabe des Propheten und aus dem Speichel der dortigen Imams bereitet werden und die, wenn man sie ißt, von großer heilender Wirkung sind. Beide Mittel, so wie mehrere ähnliche, bringen die Hadschis von ihrer Pilgerreise nach Mekka mit. Auch die Aloëpflanze, die man öfters vor den Hausthüren aufgehängt sieht, wo sie dann, auch vom Boden getrennt und entwurzelt noch mehrere Jahre grünt und sogar blüht, ist nicht bloß in der Blumensprache des Morgenlanders ein Sinnbild der Geduld, weil sie bitter, aber auch unversiegbar an innerer Lebenskraft ist wie die Geduld; sondern sie trägt auch für den im Hause wohnenden zur Lebensverlängerung das ihrige bei. Eine den Giften widerstehende Kraft wird dem Rhinozeroshorn zugeschrieben.

Und wenn man nun vollends alle die magischen Künste erwähnen wollte, wodurch man das Verborgene und Zukünftige erräth oder einen Blick in weite Ferne empfängt, Todte beschwört und das Bild der Lebendigen, auch wenn sie in fernen Lande wohnen, klar und deutlich vors Auge ruft, dann könnte man lange erzählen. Viele dieser Künste scheinen schon in uralter Zeit ihren Ursprung und ihr Vaterland in Aegypten gehabt zu haben, aus welchem sie, in verschiednen Formen, über andre Länder sich verbreiteten. Dahin gehört die Anwendung der Punkirtafeln, das Geschäft der Traumausleger und der Tagewähler, welche nicht bloß, was alles Volk weiß, den Sonnabend jeder Woche für einen ungünstigen zum Be-

gimen oder Verrichten eines bedeutenden Geschäftes, und namentlich den letzten Mittwoch im Monat Zufar für einen so unglückbringenden halten, daß es rathsam wäre an diesem Tage gar nicht auszugehen; sondern welche nach ihrer großen Kunst auch für andre, gemeine Tage die Voraussicht stellen, ob sie Glück oder Unglück bringend seyn konnten.

Ein hiesiger, noch immer fort sich erhaltender Stand solcher Tausendkünstler erinnert übrigens wirklich, durch seine schwer zu erklärenden und zu begreifenden Fertigkeiten an die Seher, Geisterbeschwörer und Zauberer des fruhesten Alterthumes. Von diesen habe ich in Kairo Dinge berichten hören, die ich kaum nacherzählen mochte, wenn nicht ein trefflicher Beobachter und Kenner der neuen Aegypter, der Engländer Lean beinahe dieselben oder ganz ähnliche Thatsachen bekannt gemacht hätte. Ohne hier ins Einzelne gehen zu können erwähne ich nur das diese Leute bei ihren Beschwörungen sich einer Art von Spiegel bedienen, der in der Regel nur eine schwarze Flüssigkeit ist, welche in die Hand eines unschuldigen Knäbleins, oder einer Jungfrau oder einer Mutter, die in der Hoffnung ist, geschüttet wird; denn nur auf diese drei eben genannten Arten von Personen kann die Sehergabe übergetragen werden. Dem Knaben oder wer sonst die Erscheinung sehen soll, wird geboten unverwandt in diese spiegelnde Flüssigkeit hineinzuschauen. Wenn dann der Geisterbeschwörer seine vorbereitenden Künste gemacht hat, unter welche auch starke Räucherungen gehören, fragt er den Knaben ob er nichts sehe? Das erste Gesicht, was diese Frage nach einigen Augenblicken hervorruft, ist die Erscheinung eines Mannes der mit einem Besen den Boden kehrt. Eine junge Engländerin, die aus Neugier

sich den Ceremonien des Geisterbeschwörers unterworfen hatte, erblickte auch in dem Spiegel der Tinte, welche der Beschwörer ihr in die rechte Hand geschuttet hatte, einen Besen welcher kehrte, erschrak aber hierüber so heftig, daß sie die Tinte wegschuttete und davon lief, und auch die kleinen Knaben, welche man willkührlich von der Gasse hereinruft und zum Geschaft des „Sehens" gebraucht, pflegen bei dieser ersten Erscheinung zu erschrecken und zu zittern. Hierauf nennt der Magier seinem Seher allerhand diesem wohlbekannte Dinge, Fahnen, Zelte, Soldaten, Leute welche einen Ochsen schlachten und sein Fleisch verzehren, und indem er die Bilder dieser Dinge in der Phantasie des Kindes aufregt, laßt er sie wie im Spiegel der Tinte erscheinend sehen. Wenn auf diese Weise der Rapport zwischen dem Geisterbeschworer und dem Seher bis zu einem gewissen Grad gesteigert ist, heißt jener die Anwesenden eine ihnen bekannte, nahe oder weit entfernte, lebende oder verstorbene Person nennen, von welcher sie wunschen, daß sie sich im Spiegel zeigen solle. Einer nannte den berühmten Nelson und als der Knabe, nach einigen vergeblichen Versuchen den ihm ganz fremden Namen nachgesprochen hatte, sahe er eine Gestalt im Spiegel die er so beschrieb, daß man sogleich Nelson in ihr erkennen mußte, nur daß er dieselbe in jener Stellung erblickte, wie man sich selber oder andre Gegenstände im Spiegel sieht, so daß das was rechts ist links erscheint. Denn er berichtete, daß dem Manne im Spiegel der linke Arm fehle und der linke Ermel uber die Brust gelegt sey; während Nelson den rechten Arm verloren hatte und gewohnlich den rechten Ermel uber die Brust angesteckt trug. In einem andern Falle beschrieb ein solcher Seherknabe den Vater eines an der ganzen

Sache

Sache ungläubigen, anwesenden Engländers, den außer dem Fragen Reiner unter allen Gegenwärtigen kannte, so genau mit seinem steifen Knie, mit seiner, wegen des fast beständigen Kopfwehes vor die Stirne gehaltenen Hand, daß jener die Thatsache, so unglaublich sie ihm war, nicht mehr läugnen konnte. Ich halte dafür, daß in solchen Fällen etwas Aehnliches geschehe, als bei den Erscheinungen des magnetischen Hellsehens: die Gedanken und Vorstellungen der einen Seele werden in den Kreis der Wahrnehmungen der andern hinübergetragen, so daß diese das, was bei jener ein Innerliches ist wie etwas Aeußerliches erscheinen sieht. Dieß mag auch noch für solche Fälle gelten in welchen, wie dieß einst im Hause des Generalconsul Salt geschahe, von dem Scherknaben der Thäter eines vor Kurzem verübten Diebstahles so genau beschrieben wurde, daß der, welcher die Frage nach dem Dieb stellte, ihn erkannte, denn vermuthlich war das Bild der verdächtigen Person ganz so in der Seele des Fragenden, oder auch des Magiers, wie der Seher in seiner Hand es abgespiegelt erblickte. Auch jene Aeußerungen des Fernsehens, durch welche es dem Schwarzkünstler möglich wird das genau anzugeben, was eben jetzt in dem entfernten Hause und in der Familie eines der Anwesenden geschieht, lassen sich an schon bekannte Erscheinungen des Hellsehens anreihen; manche andre Dinge aber, die auf eine reelle, sinnlich sich äußernde Wirkung in die Ferne hindeuten, gehören zu einem nicht leicht erklärbaren Kreise, der uns in der Geschichte der „Zaubereien" des Alterthums nicht selten begegnet.

Alle solche Dinge, behaupteten die Magier, geschähen durch den Beistand und die Hülfe der guten oder der bösen Genien, deren Hülfe sie anrufen, wobei sie häufig,

erinnernd an ein verwandtes Verfahren bei den ſympathetiſchen Kuren, welche unſer Volk verrichtet, aufgeſchriebene Sprüche aus dem Koran anwenden. Es werden wenig Haushaltungen in Kairo ſeyn, wo nicht im Harem, unter den Frauen, denn da treiben ſolche Phantaſieen ganz vorzüglich ihr Spiel, ein und der andre talismaniſche, von allerhand abwehrenden oder heilenden Kräften beſeſſene magiſche Zettel aufbewahrt und bei Gelegenheit gebraucht würde.

So haben ſich hier die Menſchenſeelen in ihrer geiſtigen Wüſte ſtatt einer wahren Welt eine Scheinwelt erſchaffen, ähnlich jener der Fata morgana, welche dem getäuſchten Auge des durſtigen Wanderers in der leiblichen Wüſte Bilder von Waſſerſtrömen und Teichen, beſchattet von üppig grünenden Bäumen verſtellt, die, wenn er ſich ihnen naben und an ihnen erquiken will, alsbald zerrinnen und verſchwinden. In der That dieſe Mittelwelt der Genien iſt der träumenden Seele ein durſtiger Erſaz für die Welt der Seligen und Engel, wohin vielleicht die armen Frauen auch keinen ſonderlichen Zug haben können, wenn der Koran ihnen lehrt, daß ſie auch da jenſeits die Liebe des Gemahles mit 72 himmliſchſchönen Jungfrauen des Paradieſes theilen werden, welche dort jeden Gläubigen begleiten, und wenn auf dieſe Weiſe ihr armes Herz niemals zu der Hoffnung eines Zuſtandes ſich erheben lernt, wo nicht mehr ſeyn wird freien noch ſich freien laſſen.

So bedauernswürdig ich jedoch auch durch und durch die Frauen der hieſigen Moslemen finde, ſcheinen ſie mir dennoch durch Eines glücklich: durch die Liebe ihrer Kinder, beſonders durch die der Söhne, in deren Hauße und Pflege ſie nach dem Tode des Vaters bleiben. Die treue

Erfüllung des vierten Gebotes iſt einer der wenigen geſunden Flecken im Glauben und Leben der Bekenner des Islam, und wie ich an eine unausbleibliche, wirkliche Erfüllung der mit dem Geſetz zugleich gegebenen Verheißungen glaube, ſo bin ich überzeugt, daß die Moslemen, wenn es ihnen, wie die Erfahrung lehrt, in allen Ländern die ſie eingenommen haben noch immer ſo andauernd äußerlich wohl ergeht, hierbei die Kraft der Verheißung zu genießen haben, welche dem treuen Gehorſam gegen das vierte Gebot, „du ſollſt Vater und Mutter ehren," beigefügt iſt. Der Ungehorſam gegen die Eltern wird für eine eben ſo große Sünde gehalten als Götzendienſt, Mord, Meineid, Berauben der Waiſen und Flucht im heiligen Kriege. Die Söhne, auch der bemittelten und vornehmeren Eltern ſitzen, eſſen, rauchen nie in Gegenwart ihres Vaters bis dieſer es ihnen geheißen. Beſonders pflegt die Ausſaat der Liebe, welche die [illegible] Mutter dem Kinde, das ja lange Zeit ihre einzige Unterhaltung und Freude war, in den erſten Lebensjahren erwieß, im ſpäteren Alter Früchte der zärtlichſten Erwiederung zu tragen und mein Freund Lieder erzählte mir, daß ein hieſiger, in anſehnlichem Amte ſtehender Mann ſeine Eltern, die von geringem Stande ſind, nicht bloß täglich beſuche und reichlich verſorge, ſondern auch ohngeachtet ſeines hohen Standes, niemals ſich ſetze, bis die Eltern mehrmalen ihn dazu eingeladen haben, ja daß er dann mit kindlicher Beſcheidenheit und Geduld, ſo weit er es kann, alle neugierigen Fragen der alten Mutter beantwortet und ihre Bemerkungen mit Achtung anhört.

So fällt doch wenigſtens auf die letzten Lebenstage der hieſigen Mutter ein erquickender Abendſonnen-

ſtrahl der Liebe, der, wenn ſie ſeine Bedeutung recht verſtünden, ihnen Zeugniß geben könnte von dem Daſeyn einer Liebe, welche uber dem aufgehenden, kunftigen Leben als Morgenglanz leuchtet. Die Mutter iſt glucklich in und durch ihren Sohn.

Darum kann mich die Geſchichte jener kinderloſen Wittwe in Kairo ganz rühren, die ihr verarmtes Herz an ein treues Hündlein gehangen hatte, das ſie wie ein Kind des Hauſes pflegte. Das Hündlein ſtirbt; ihr ſcheint der Gedanke unerträglich, daß es wie andre todte Hunde hingeworfen und den Geiern zur Speiſe werden ſollte, ſie beſtellt eine Bahre, miethet einige blinde Jemenjehs und eine Anzahl Schulknaben die vor dem Sarge hergehen und ſingen; ſie ſelber, mit einigen gemietheten Klageweibern geht hinter der Bahre her und jammert. Da begegnet dem Leichenzuge eine Nachbarin. — Wen willſt du begraben, fragt dieſe? — Ach mein armes Kind, antwortet die Andere. Die Nachbarin aber, welche wußte daß die Wittwe kinderlos ſey, entdeckt den Betrug.

Die arme, einſame Frau! ſie kannte nicht jene Liebe die ſich dem Menſchen genaht hat in menſchlicher Geſtalt, um ihrem Herzen ganz und in überſchwenglich reichem Maaße die Stelle des Vaters und der Mutter wie des einzigen lieben Kindes zu erſetzen, weil ſie ſelber die Geſtalt und Weiſe des liebenden Kindes, wie die Macht und Würde des weislich regierenden, liebevoll führenden, allverſorgenden Vaters an ſich nahm und trug.

Dritter Brief.

Das öffentliche Leben der Kahiriner.

Wir haben in meinem letzten Briefe den Bewohnern der großen Aegyptischen Hauptstadt in den innersten Räumen und Gemächern ihrer Häuser einen neugierig freundschaftlichen Besuch gemacht; in der Stadt selber sind wir aber noch wenig von der Stelle gekommen. Es wird nun Zeit daß ich Dich, meine liebe Schwester, auch ein wenig in das Volksgedränge der Gassen und zu einigen der namhaftesten Plätze führe, wobei sich noch ein und das andre nachträglich auch über die Bewohner wird sagen lassen.

Auf das jetzige Kairo passen selbst die Beschreibungen solcher Reisenden, welche vor wenig Jahrzehenden hier waren, nicht mehr vollkommen, noch weniger die solcher Reisenden, welche vor mehreren Menschenaltern die Stadt besuchten. Zwar die Straßen sind noch immer ungepflastert wie zu Clarkes Zeiten; der lästige Staub und Schmutz aber, über welchen damals die Fremden sich beklagten, ist sehr vermindert; nirgends sieht man mehr, auch in den abgelegenen Gegenden der Vorstadt, das Aas eines todten Thieres und bei ihm die Schaaren der verwilderten Hunde; selbst ein großer Theil der Schutthaufen, welche eine Reihe von Jahrhunderten außen vor der Stadt abgelagert hatte, und von welchen zur Zeit der Stürme ganze Staubwolken über die Stadt sich ergossen, ist unter der jetzigen Regierung, vorzüglich durch Ibrahim Paicha's Vorsorge, in Gartenanlagen und Felder verwandelt worden. Zwar sind die meisten Straßen noch immer sehr eng und winklich, doch ist das Durchklemmen der Fußgänger und Reiter dadurch viel

fach erleichtert, daß auf Mehemed Alis Befehl in den engen Straßen die hohen steinernen Bänke oder Mustabahs, die sonst vor den Häusern angebracht waren, ganz hinweggenommen, in den weiteren aber schmäler gemacht worden sind. Jene Decken, welche vormals, auf Stangen ruhend, die von den Dächern der einen Reihe der Häuser einer engen Gasse auf die der andern gegenüberstehenden hinüberreichten, einen düstern Schatten auf die Straßen verbreiteten, haben sich zwar in einigen Gegenden der Stadt, wo die Häuser noch von bedeutenderer Höhe sind erhalten, sind aber sonst an den meisten andern Punkten hinweggenommen oder besser eingerichtet worden. Da wo man jetzt Häuser neu aufbaut oder reparirt, wird nur noch selten die ältere Bauart angewendet, die ich in meinem vorigen Briefe beschrieb, sondern man fängt allmälig an sich der modernen, Europäischen Bauart zu nähern; gemeine Glasfenster statt der künstlich geschnitzten, hölzernen Gitter und ohne Fußboden einzuführen. Nur noch wenige Menschenalter mehr in solcher fortschreitender Bewegung, und Kairo hat seinen Charakter einer alten Sarazenischen Stadt ganz oder wenigstens zum größten Theil verloren.

Und doch, ich läugne dieß nicht, thut mirs überall wohl, wo ich in den Gassen noch die alte, so oft von den Reisenden beschriebenen Formen der Häuser sehe. Diese vorspringenden Erker, die zierlichen Zinnen und Mauerkränze; die schön geschnitzten Thüren; die vielen Brunnen in den Vorhöfen und selbst Vorzimmern der Häuser, Alles das zusammen macht auf mich in seiner Art einen ähnlichen Eindruck, als etwa manche alte, deutsche Stadt, namentlich Nürnberg in mir weckt. Selbst die vielen Thore im Innern der Stadt, wodurch die eine

Gasse mit ihren Nebengäßchen von der andern Straße und ihren Todtengassen abgegränzt, und bei Nacht förmlich abgeschlossen ist, sind durch den Reiz der Neuheit höchlich interessant *). Am Tage merkt man kaum auf diese Abscheidungen des einen Stadttheiles vom andren, wodurch es kommt daß oft ein Nachbar, der von seinem platten Dache aus ganz gemächlich mit diesem sprechen könnte, dennoch, um zur Hausthüre des andern zu gehen länger als eine Viertelstunde Zeit braucht. Neulich aber als ich von der Audienz bei Mehemed Ali und seinem Minister zurückkehrend mit zwei Freunden erst nach neun Uhr am Abend durch die Stadt ritt nach unserm Viertel hinüber, da sahe ich recht, wie viele Thorwarten mitten in der Stadt zu besetzen sind um von einem Ende derselben zum andern zu kommen. So oft wir wieder an ein solches Thor kamen und unser Janitschar daran pochte, rief die Wache „Kim dur o" (wer ist das?, der Pocher antwortet „Ibn Beled" ein Bürger der Stadt, oder nennt wohl auch, wenn er einen fränkischen Consul geleitet, den Stand des vornehmen Mannes der mit ihm ist. Im ersteren Falle, wenn es noch auf alte Weise mit Frage und Antwort hergeht sagt die Wache „Wach bid Allah" (bezeuge daß ein Gott sey!; der draußen muß dann das Glaubensbekenntniß: „Es ist kein Gott außer Gott" sagen, weil man vormals wenigstens meinte kein Dieb oder andrer Mensch, der ein böses Gewissen habe, könne das aussprechen. Unser Janitschar aber sprach nebst einigen donnernden Worten der Ungeduld sein Glaubensbekennt

*) Ein Theil der Wachen hat nur von der einen Seite einen Eingang, nach der andern hin aber keinen Ausgang

niß nur durch eine kleine Silbermünze aus, die er der Wache gab.

Wenn man am Tage durch eine der Hauptstraßen geht und da das Gedränge nicht bloß sieht, sondern an seinen Rippen fühlt, kommt man fast in Versuchung den früheren Angaben über die große Volksmenge der Stadt Glauben zu schenken. Freilich hat Kairo noch immer wie sonst, außer den Lehmhüttchen der Vorstädte über 30000 Häußer, aber es ist viel gesagt, wenn man im Mittel auf ein Haus acht Bewohner rechnet, denn die Gesammtzahl der Bewohner beläuft sich gewiß nicht über 240000; ja sie ist vielleicht noch geringer. Unter dieser Zahl, so sagt man, sind fast vier Fünftheile Aegyptische Moslemen, mehr denn ein Siebentheil Türken, Franken und andre Fremde, nur noch etwa ein Zwanzigtheil Koptische Christen und nicht viel mehr denn ein Sechzigstheil Juden. Bei einem solchen Uebergewicht der Zahl der Moslemen über die Bekenner der andern Religionen sollte man beständige Reibungen und Belästigungen für uns Europäer fürchten und es ist auch noch nicht so gar lange her da mußte jeder Franke, wenn er einem vornehmen Türken begegnete von seinem Eselein (denn auf einem Rosse durfte sich damals noch kein Christ blicken lassen) absteigen, und der selige Stephan Schulze wäre einmal in dieser Stadt von den Gassenbuben, die in ihm, ohngeachtet seiner orientalischen Kleidung dennoch den Franken erkannt hatten, beinahe gesteinigt worden, wenn er nicht, zu seinem Glück auf den Einfall gekommen wäre, sich wie ein Derwisch im Kreise herum zu drehen. Kaum hatte er aber diese Drehungen angefangen da riefen einige ältere Männer den bösen Buben zu sie sollten ablassen von dem heiligen Manne. Jetzt kommt man auch ohne sich zu drehen

und zu tanzen umgezogen durch alle Gassen und Winkel von Kairo; der Franke bleibt in seiner europäischen Kleidung, sogar die Frauen behalten dieselbe bei, ohne daß irgend ein hiesiger Einwohner einen Anstoß daran nimmt; der fanatische Widerwille der Moslemen gegen die Christen und Juden der vormals groß äußerlich heraustrat, während aus dem Innern mancher erfreuliche Zug von Wohlwollen und Gastfreundlichkeit, wie ein Sonnenstrahl aus dichtem Gewölk hervorleuchtete, ist bei der Mehrzahl durch äußre Gewalt ins Innre zurückgedrängt worden, wo er stärker vielleicht als sonst fortglimmt, während Mienen und Geberden den Anschein der zuvorkommendsten Höflichkeit und Nachgiebigkeit gegen die hochgeehrten Franken an sich tragen. Doch gilt dieß nicht von Allen. Es hat sich wirklich hie und da eine bessere Beachtung und Anerkennung der Christen und ihrer geistigen Vorzüge wo nicht vollkommen entwickelt, so doch angesponnen und vorbereitet.

Dieß ist der allgemeine Eindruck, den das jetzige Kairo auf den Europäer macht, welcher etwa noch das Bild des vorigen, aus ältern Beschreibungen in sich trägt. Laß uns nun auch eine und die andre Parthie desselben im Einzelnen betrachten.

Man hat es hier leicht einen Ueberblick über den Kunst- und Gewerbfleiß der Einwohner zu bekommen, weil die Arbeiten und Waaren der einen Art, meist in eignen Märkten (Suks), unter denen man sich freilich nicht gerade freie Plätze, sondern nur Gassen zu denken hat, beisammen gefunden werden. So begreift ein Theil der Hauptstraße den Markt der Kupferschmiede (Suk en Nahhassin); in einer andern Gegend die ihren Namen von einer benachbarten Moschee (Shumeih Jahar), findet

man die Läden der Juweliere. Die meiſten und wohl auch koſtbarſten Waaren ſind jedoch in den Wikalehs oder Kaufmannshöfen enthalten, deren Hallen und Laden nach einem Hofe herausgehen, welcher einen, zuweilen auch mehrere Ein- und Ausgänge hat, die bei Nacht verſchloſſen und durch eigne Thürhüter bewacht werden. Dergleichen Kaufhöfe oder Hallen giebt es gegen dreihundert in der großen, vormals von ſo reichen Kaufleuten bewohnten Stadt; unter die anſehnlichſten darunter gehören jener worinnen auf Rechnung des Vicekönigs der Kaffee verwahrt, gebrannt, gemahlen und an die Bewohner der Stadt und des Landes verkauft wird, ſo wie jene in denen man Edelſteine und andre koſtbare Schmuckſachen und Kleiderſtoffe feil bietet. Ich weiß Dich aber doch noch in einen andern zu führen, in welchem nicht nur etwas Koſtbares, ſondern das Koſtbarſte zu verkaufen iſt, das man in Kairo zu Markte bringt. Ich meine damit nicht die ſchönen Felle von Löwen, Tigern, Panthern, Antilopen und allerhand andern Thieren des heißen Afrika's, auch nicht die Straußenfedern die in den Laden jenes Kaufhofes geſehen werden, ſondern die armen, da am Boden auf Binſenmatten oder Teppichen ſitzenden Kinder und Jungfrauen der Abyſſinier und Neger, die man hier wie andre Waare verhandelt. Sieh' nur wie bitterlich mehrere der kleinſten Kinder weinen; vielleicht noch über die thieriſche rohe Mißhandlung ihrer Dſchellabs oder Sklavenhändler, vielleicht auch aus Sehnſucht und Heimweh nach ihren Müttern und väterlichen Hütten, aus denen man ſie raubte. Andre, unter den größeren Mägdlein und Knaben, ſitzen freilich auch neben jenen Weinenden, welche lachen und ganz vergnügt mit einander ſchwatzen, wer kann aber wiſſen ob nicht dieſe ſchnell

verfliegende Fröhlichkeit nur eine Wirkung des heranschen-den Haschisch (Hanfextraktes) ist, das der Dschellab ihnen beibrachte. Da tritt etwa ein vornehmer Turke näher, seine Begleitung, vor allem der Kabasch (Zanzibar) mit silbernem Stockknopfe, lassen auf seinen Stand, der prächtige, um den Turban gewundene Kaschemirschawl und die Pfeife mit dem von Diamanten besetzten bern-steinenen Mundstück oder Turkibeh, welche ein Diener trägt, auf seinen Reichthum schließen. Er deutet, gegen seine Begleitung gewendet, auf eines und das andre der kleinen Negerkinder, geht dann gravitatisch vorüber und steigt wieder auf sein Pferd. Die Mägdlein werden nun wahrscheinlich in den Harem seiner Gemahlin auf etliche Tage zur Probe hingesendet, damit man sehe ob sie kei-nen Hauptfehler an sich haben. Unter solche Hauptfehler gehört es namentlich auch, wenn eines der armen, ermü-deten Kinder des Nachts im Schlafe schnarcht, oder spricht, oder mit den Zähnen knirscht, denn bei allen solchen Dingen denkt man gar leicht an die Mitwirkung eines Efrieh oder Spukgeistes und der Sklavenhändler muß die Kleinen wieder zurücknehmen [1]. Aber es geht Deinem leise fühlenden Herzen bei dem Anblick jener Schmerzenskinder wie mir; Du kannst ihn nicht lang er-

[1] Pflegt doch in Kairo Jeder, der noch an der alten Sitte hält, wenn er Gähnen muß zu sagen: „Ich suche Zuflucht bei Gott, gegen Satan den Verfluchten," weil er fürchtet der böse Geist möchte ihm in den aufgesperrten Mund fah-ren; wenn einer niest sagt er: „Preis sey Gott" die An-wesenden: „Gott erbarme sich deiner" (Nachem Lam Allah) worauf jener wieder antwortet „Gott schenke uns und ihnen auch."

tragen; darum laß uns aufbrechen von hier und ein andres Schauspiel aufsuchen, welches uns gerade auf dieses da am meisten wieder zu erheitern vermag.

Wir treten, einige Gassen weiterhin, nahe bei einer Moschee in eine Kutab oder Kinderschule ein, deren Fiki oder Schulmeister uns Franken bekannt und befreundet ist, weil er öfters für Franken etwas Arabisches abschreibt und von ihnen besser dafür bezahlt wird, als von seinen Landsleuten *). Laß Dich das Geschrei der lautstimmigen Bublein und ihre sonderbaren Verbeugungen bei jeder Silbe nicht verwundern; der Araber kann nicht mit schweigender oder leiser Stimme lesen oder lernen und das Verneigen des Leibes jetzt zur Rechten, dann zur Linken, vorwärts und rückwärts hält man beim Lernen für eine ganz besondre Erleichterung des Gedächtnisses. Jeder der Knaben, die mit untergeschlagnen Beinen auf den Binsenmatten am Boden dasitzen, hat eine Schreibtafel vor sich, darauf seine heutige Lektion: bei den kleinsten etliche einzelne Buchstaben, bei den Größeren etwa einige von den 99 Namen oder Eigenschaften der Gottheit, geschrieben stehet, da schreit nun freilich der Eine dieß der Andre jenes, so daß man sein eignes Wort nicht hören kann. Jetzt giebt aber der ernste, in einer Ecke, auf einem Gebetsteppich kauernde Fiki ein Zeichen; der Aris oder älteste Schulknabe eröffnet eine Art von

*) Das gewöhnliche Abschreibleben ist sehr arm. Zum Verpelblätter Papier, das meist aus Venedig kommt und in Aegypten geglättet wird, bilden einen Karras oder Faas. Für das Vollschreiben einer solchen mit einer Schrift ohne Vokalpunkte bekommt der Abschreiber aufs höchste 30 Kreuzer rheinisch; mit Vokalpunkten das Doppelte.

Chorus oder Zikr, wobei man die Eigenschaften Gottes, dann den Fathah oder das erste Kapitel des Korans mit singendem Tone hersagt. Die kleinen Leute sind schon gar gelehrt, sie stimmen fast alle in den Zikr ein und nach dem Verschallen des ersten Kapitels geht man sogleich an das Absingen des letzten, wobei schon ein ziemlicher Theil der kleinen Schulmannschaft schweigend zurückbleibt, noch Mehrere aber, wenn es zum verletzten kommt. Es wird indeß bald unter ihnen, besonders wenn sie in eine höhere Schule verrücken, Manche geben, deren glückliches Gedächtniß, worauf sich die Araber mit Recht etwas zu Gute thun können, den Marsch des Chorgeschreies vom Anfang des Korans zum Ende und vom Ende wieder vorwärts zum Anfange mitmachen kann, denn nach hiesiger Sitte lehrt man der Jugend gleich nach dem Fathah oder ersten Kapitel das letzte, dann das vorletzte, hierauf das vorvorletzte und so geht man in rückwärtsschreitender Bewegung bis zum zweiten, mit welchem, als dem längsten von allen der Beschluß gemacht wird. Bilden sich doch selbst die Erwachsenen noch auf diese in den Schulen erworbene Gelehrsamkeit so viel ein, daß man öfters in einem Kaffehause oder in irgend einer anderen Gesellschaft von Männern einen unter ihnen, mitten unter den gleichgültigsten oder zum Koran gar nicht passenden Gesprächen ein oder etliche Kapitel desselben hersagen hört, die Andern schweigen, bewundern dann, wenn der Koranhörer ein vornehmer Mann war, und fahren, wenn er fertig ist, im Gespräch wieder fort wo sie stehen blieben. Letzteres pflegt auch der Geringere den Zorn des Höheren zu beschwichtigen oder ihn zu irgend einem erwünschten Entschluß zu bringen, indem er seinem Gespräch irgend eine passende Stelle des Korans einwebt.

Da kannst Du auch sehen wie man hier zu Lande Briefe schreibt. Ein an der offenstehenden Schulhalle Vorübergehender hat sich dem ernsthaften, langbärtigen Ficki genaht und halblaut mit ihm gesprochen. Wahrscheinlich begehrt er von ihm, daß er einen Kaufbrief für ihn schreibe. Der Ficki rückt sein Dawaich oder Schreibzeug, das er beständig an seinem Gurtel trägt, zurecht, legt ein Stücklein dickes Papier in seine linke Handfläche, welche ihm die Stelle des Schreibtisches vertritt, taucht dann seine Rohrfeder in die aus Seyia bereitete, mit Gummi verdickte Tinte und schreibt nun leicht und flüchtig den Brief, den der Andre mit seinem Khatim oder Siegelring, welchen er am kleinen Finger der linken Hand trägt, unterzeichnet, indem er zuerst mit dem am Munde befeuchteten Finger das Papier berührt, dann mit einem andern Finger Tinte an den mit seinem Namenszuge bezeichneten Ringstein bringt und den Abdruck davon auf die befeuchtete Stelle macht.

Der Lohn den der Ficki für das Schreiben des Briefes bekommt ist freilich ein sehr geringer; doch scheint dieser mit seinem Nebenverdienst vergnügt und hält sich wohl überhaupt für einen der ansehnlichsten Männer in der Stadt, denn jeden Donnerstag bekommt er von den einzelnen Knaben einen halben Piaster (drei österreichische Kreuzer Silbergeld) und außer dem, wie uns auch heute sein neuer, rother Tarbusch mit der halb seidenen Quaste daran erinnert, zur Zeit des Ramadan aus dem allgemeinen Schulfond eine neue Tuchkappe (Tarbusch), ein Stück Muslin um dieselbe zum Emamech (Turban) aufzustutzen, ein Stück Leinwand und ein Paar neue Schuhe. Außerdem werfen auch die Beschneidungs-, die Hochzeit- und Leichenbegängniß-Ceremonien noch Manches ab, und

würden dieß auch thun, wenn er nicht Lesen und Schreiben, sondern nur den Koran und die gewöhnlichen Gebete auswendig gelernt hätte. Denn zu dem hohen Grade von Gelehrsamkeit wie hier der unsrige, haben es nicht alle Schulmeister in Kairo gebracht. So erzählt man namentlich von einem, der war eben Fiki geworden, konnte aber weder lesen noch schreiben. Der Mann, der sich zu helfen wußte, sagt zu dem ältesten Schulknaben (Arif): „höre du, mir thun die Augen weh, lies du einmal die andern Knaben schreiben;" er selber aber der Fiki, welcher nicht bloß die 99 Eigenschaften Allahs, sondern auch die gemeinen Gebete des Islams und den ganzen Koran auswendig weiß, leitet daher scheinbar dennoch den ganzen Unterricht, denn wenn ein Knabe einen Spruch oder ein Wort falsch sagt, berichtigt er es, so daß die Leute meinen er könne das lesen was die Kinder auf ihre Schreibtafeln geschrieben haben. Eines Tages kommt aber eine Bürgersfrau zu dem Fiki. Sie hat einen Brief von ihrem Sohne bekommen, der sich als Hadschi auf der gefahrvollen Pilgerreise nach Mekka befindet; sie bittet den Herrn Schullehrer, er möge ihr den Brief lesen. Dieser nimmt ihn in die Hand und blickt ihn so lange schweigend und mit sehr ernsthafter Miene an, daß es der guten Frau ganz angst wird. Sie fragt zuletzt: „soll ich schreien?" er antwortet: „ja, schreie nur;" sie fragt weiter „soll ich mein Gewand zerreißen?" er sagt: „ja, zerreiße es." Die Frau, welche nicht anders meint als der Brief enthalte die Nachricht vom Tode ihres Sohnes, erhebt mit lauter Stimme den Wilwal (das Klagegeschrei), zerreißt ihr Gewand und geht nach Hause, wo alle ihre Nachbarinnen mit in die Wehklage einstimmen. Wenige Tage nachher tritt der Sohn gesund

und wohlbehalten zu seiner Mutter ins Haus herein. Sie, nach den ersten lauten Ausbrüchen der erstaunten Freude fragt ihn, warum er sie denn mit der falschen Nachricht von seinem Tode habe so betrüben lassen. Ich dich betrüben, spricht der Sohn, habe ich dir denn nicht geschrieben, daß ich gesund und schon auf dem Rückwege begriffen sey? — Die Frau geht darauf wieder zu dem gelehrten Fiki hin und fragt diesen, warum er sie neulich beim Lesen des Briefes so in Angst und Schrecken gesetzt habe, da doch ihr Sohn darinnen nur von seiner Rückkehr aus Mekka schrieb? „Wie?" sagt der Fiki, „bin ich denn Gott? Konnte ich denn voraussehen, daß dein Sohn, nachdem er freilich aus Mekka ein Stück Weges herausgekommen, auch noch den Weg der Wüsten glücklich und unverletzt zurücklegen würde? Konnte er nicht selbst in den letzten Tagen der Reise noch sterben und war es nicht besser dich auf das Schlimmste vorzubereiten, als dir eine Hoffnung zu machen, die so leicht fehlschlagen konnte?" — Und siehe, die Umsitzenden bewunderten die weisliche Rede des frommen Mannes, dessen Ansehen bei den Nachbarn durch jenen Vorfall eher stieg als abnahm.

So hatte es jener guten Frau wenig gekostet, daß der tröstliche Brief ihres Sohnes wirklich in ihre Hände gekommen war, was bei der bisherigen Einrichtung gerade nicht bei allen Briefen der Mekkawallfahrer der Fall seyn mochte. Denn der Seltsamkeit wegen beschreibe ich Dir nur die alte Art, wie man die Briefe der Hadschis zu expediren pflegt. Wenn nämlich im Monat Schwal die Hauptcaravane der Pilgrime auf der Heimkehr ist, da reitet ein Offizier (der Schawisch el Hadschi) nebst zwei Arabern auf schnellen Dromedaren voraus, so daß er vier

bis fünf Tage vor der Caravane in der Stadt eintrifft, wo er jedem ihm Entgegenkommenden sein „Salam aleikum" sagte und dann an die übernommene Bestellung der ihm mitgegebenen Briefe denkt. Dabei verfährt er folgendermaßen. Er sieht auf den Adressen oder Ueberschriften nach, welche der Briefe an besonders vornehme oder reiche Leute lauten, sticht, weil sie am nächsten, ganze Bündeln abwerfen, behält er für sich. Die andern Briefe aber theilt er in einzelne, gleich große Packchen ab und verkauft jedes dieser Packchen um einen Dollar oder Speciesthaler an die Leute. Die Käufer einer solchen kleinen Briefsammlung leben in Herrlichkeiten an, tragen die Briefe aus und machen sich für ihre Auslage durch das Bettelnehmen meist gut bezahlt. Doch mag es auch schon manchmal geschehen sein, daß eine solche Masse von Pilgrimsbriefen in die Hände eines andern Kaufes etwa eines Caravanen kam, der diese Gelegenheit benutzte um seine Sammlung von den Arabischen Pilgrimsbriefschreibern zu vermehren, wo kann leicht die Käufer rathen, die der Mensch den Zettel gab, nicht so leicht an den rechten Ort kommen konnte.

Ich kann eben nicht sagen, was Handwerk verlangen, darum habe ich mich auch so lang vor dem hier bei meinem Meister, dem Schuhmacher aufgehalten; es ist aber Zeit, daß ich Euch wieder über den Ocean den Herrn Koch, wie er uns Kranke pflegte, und dem Lumpach Stenz, wieder wir die weite Welt zu sehen bekamen und dabei den Beutel ein wenig verwahrt bringen,

[illegible]

Denn den Friedensgruß „Selamun aleykum" dürfen eigentlich bloß die „Gläubigen" (die Moslemen) den Gläubigen zurufen, welche dann darauf antworten: mit euch sey der Friede (Aleykum es Selam), während sie, wenn ein Christ sich solches Grußes anmaßt, entweder gar nicht, oder im Fall sie der alten Sitte folgen, mit den Worten antworten: „Friede sey mit uns und mit allen rechten Gottesverehrern."

Da kommen wir nun wieder einmal, in der Hauptstraße, recht in das Bewegen des Volkshaufens hinein. Höre nur die sonderbare Art in welcher hier die Verkäufer ihre Waaren ausrufen. Der mit den süßen, lieblichen Orangen (ich habe sie noch niemals so süß gegessen als hier) schreit „Honig, o Orangen, Honig" (Asal ja Purtukan, Asal) und doch hat der gute Mann wenig für sein Geschrei, denn er verkauft zwei Dutzend seiner guten Purtukans um sechs Kreuzer Münze; eine um einen Pfennig. Der Verkäufer der Tirmis oder Lupinenkerne, der noch weniger für seine Waare einnimmt, schreit eben darum noch lauter sein Meded ja Imbabeh, Meded, d. h. Hülfe o Imbabeh, Hülfe, womit er darauf anspielt, daß seine Tirmis daher sind, wo die besten ihrer Art gebaut werden: von der Gegend des Grabmahles eines moslemitischen Heiligen Namens Imbabeh und des gleichnamigen Dörfleins. Ein junger Mensch, welcher Wollenzeug verkauft das mit einer Maschine gefertigt wird, die ein Ochse treibt, ruft: „Schuft es tor ja Benat," d. h. das Werk eines Ochsen, o Töchter; der Verkaufer der Zitronen singt mit heller Stimme, „Gott mache sie leicht o Citronen" weil er wahrscheinlich die Last seines Korbes, den er auf dem Kopfe tragt, lieber ganz als halb los ware. Am lautesten von all diesen Verkaufern schreien

aber zwei arme Kerle, denen man es ansieht, daß aus ihnen der bittre Hunger redet: der Ausbieter von Kibb oder von gerösteten Melonenkernen und der von einer Art von Scherbet, das heißt nur aus einem mit Süßholz verzuckertem Wasser besteht. Jener brüllt in tiefem Baßtone „o Tröster der Betrübten, o Melonenkerne," dieser läßt sich dazwischen in einem hohen, gellendem Tone vernehmen: „für einen Nagel o Süßholz," weil nämlich der Neger für einen Trunk seines Süßholzwassers gewöhnlich in einem alten Nagel oder in einem andren Stückchen altem Eisen besteht, das die Arabischen Dienstboten und Gassenbuben, die im Vorübergehen sich hier laben im Schutt und Kehricht gefunden oder entwendet haben. Der Verkäufer von Kunafeh oder Nudeln, dort im gegenüberstehenden Laden, hört, ganz ruhig seine Pfeife rauchend, diesem Schreiern zu, und meint mit Recht seine Waare werde sich wohl stillschweigend verkaufen, auch kann der gute Mann jetzt ganz ruhig seyn, seitdem der große Popanz Mustapha Kaschif todt ist *).

*) Dieser Polizeibeamte hatte die Aufsicht über das Innehalten der festbestimmten Preise, so wie des richtigen Maaßes und Gewichts. Er übte sein Amt mit solcher Strenge, daß er einen Nudelverkäufer, der, vielleicht aus Versehen, etliche Heller mehr für seine Waare genommen hatte, als gesetzt war, auf ein heiß gemachtes Nudelblech setzen und dazu noch ausspeitschen, einem Metzger, der beim Abwiegen einige Loth Fleisch zu wenig gegeben hatte, eben so viel dem Gewicht nach aus seinem Rücken herausschneiden, Bäckern, welche das Brod zu leicht gemacht, die Kaminfeuerwand mit einem Stück Eisen durchbohren und das Brod daran hängen hieß, wobei die so Gemißhandelten den hohen Feuerwehrton anzustimmen pflegten. Die schändliche Tyrannei seines

Und hier, an dem etwas freieren Platze, bei der Moschee, siehst du auch jene Attars oder Droguisten, welche unter andrem die berauschenden Zubereitungen aus Hanf und Opium (Bängi) verkaufen. Der Mensch, wenn ihm auf seinen Irrsalen der Weg zu dem Quell der achten, wahren Begeisterung zu fern oder gar verschlossen ist, sucht eben dafür die Pfützen der falschen, bestialischen Begeisterung auf. Die, welche sich durch das Kauen oder Rauchen der Hanfblätter und der aus ihnen gemachten Zubereitungen in lustige und dabei dennoch Gefahr drohende Tollwuth versetzen, heißen Haschaschin; ein Name, aus welchem jener der berüchtigten Assassinen hervorgieng. Eine, meist mit Zucker, gleich unsern Ingwertafeln zusammengeschmolzene Masse von Opium, Hanf, Nieswurz und allerhand Gewürzen wird in vier bis fünferlei Sorten verkauft, davon die eine bloß als Arzneimittel gegen die gewöhnlichsten Folgen der Erkältung des Unterleibes gerühmt wird, die andre aber, wie man sagt zum Singen, eine dritte zum fröhligen Schwatzen, eine vierte zum Tanzen aufregen soll, während die fünfte Denjenigen der sie genießt mit lieblich-wunderlichen Visionen beglückt *).

Wir kommen hier an dem Tollhaus, in der Nachbarschaft einer Moschee vorüber, welches zwar jetzt besser eingerichtet ist, als alle ähnliche von mir im Morgenlande gesehene Anstalten, dennoch aber, im Vergleich

---

Zornes gegen Schuldige und Unschuldige war die, daß er ihnen die Oberlippchen abschneiden ließ.

*) Einer meiner Freunde versuchte, mit Vorsicht überaus, mehrere Arten, ohne etwas Weiters, als eine schnell vorübergehende Betäubung zu empfinden.

mit unsern Europäischen, Vieles zu wünschen übrig lässet. Die Zellen, deren Aeussereöffnungen mit eisernen Gittern verwahrt sind, gehen auf den Hof heraus, unter deren Säulengängen man herumwandelt. Am meisten rührte mich ein junger, äusserlich sehr wohlgebildeter Türke, der auf einem halbzerstörten Saitenmusikument — einer Art von Rabab oder Violine — wenigstens scheinbar sich Musik machte und dazu mit rührender Stimme sang; denn er schien noch ein Gefühl seines Elendes zu haben, während einige Frauen, die ohne Aufhören jenen glucksenden oder trillernden Jubellaut hören liessen, den man wie ich im vorhergehenden Briefe erzählte, so häufig bei Hochzeiten und andern Freudenfesten vernimmt, wohl schwerlich noch eine Spur jenes Gefühles hatten.

Ich erzähle Dir nun auch noch etwas von den hiesigen Moscheen, deren einige bei den Bekennern des Islam in einer besonders hohen Achtung stehen, weil, wie man sagt, die ersten Kalifen aus dem Hause der Fatimiden, vor allem Moez, die Gebeine und Ueberreste einiger Nachkommen des Propheten, namentlich das Haupt des Hhoseinn, Mohameds Enkel, die Reste der Seinteh Zeineb, Mohameds Enkelin, der Sekineh seiner Ur- und der Reisieh seiner Ur-ur-enkelin, hieherbrachten und in den nach ihnen benannten Moscheen beisetzten. Die berühmteste, wenn auch nicht die schönste von allen ist dennoch die Djamea el Ashar oder die Ashar-Moschee. Hier in der Nähe begegnet man freilich, wie an andern dergleichen Orten zuerst der Dürftigkeit. Ein armes Gesindel lagert sich da und wartet auf Gaben der Mildthätigkeit; die Fakire schreien: „O Erweker des Mitleides, o Herr (Gott)! Ja Mohammm ja Ali“ oder um Gottes Willen ihr Mitleidigen! Lillah ja Mohemmin“, doch geben

sie seltner die Franken an und die jetzige polizeiliche Einrichtung der Stadt hat ihren Zudringlichkeiten sehr bedeutenden Einhalt gethan. Ohnehin sind diese halbnackten Bettler nicht immer so hülfsbedürftig als sie aussehen, wie dieß vor mehreren Jahren die Geschichte eines blinden Mannes vom Lande bewieß, der sich, wie dieß bei Gelegenheit des Diebstahles herauskam, den ein andrer blinder Bettler an ihm verübte, eine Summe von nahe 3000 fl. unsers Geldes erbettelt und, in kleine Geldstücke verwechselt hatte, die er in einem Topf verwahrte.

Die Asharmoschee, von der ich vorher sprach, ist ein weitläufiges steinernes, aus mehreren verschiedenartigen Theilen zusammengesetztes Gebäude, welches sich fast nur durch seine Minares als Moschee zu erkennen giebt. Wenn man in das Innre hineintritt, sieht man da, wie in vielen hiesigen Moscheen, nichts als einen viereckten, nach oben offenen Hofraum, um welchen bedeckte Saulengänge herumlaufen. Die breiteste und ansehnlichste dieser Säulenhallen ist die an der Südostseite; denn hier in der Richtung nach Mekka, befindet sich der Versammlungsort zum Gebet, das Wandgehäuße für den Koran und die Kanzel des Freitagspredigers. Die drei andren Saulengänge, welche den Hof umgeben, sind ungleich schmäler, weil hier der größere Theil der Seitengebäude zu Wohn- und Lehrzimmern für Lernende und Lehrer benutzt sind. Denn mit der Asharmoschee ist eine Hochschule verbunden, die noch jetzt bei den Moslemen des Morgenlandes in größester Achtung steht, weil sie von ihnen als der Hauptsitz der Arabischen Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Bildung betrachtet wird. Man zählt an dieser Hochschule noch immer gegen 1200 Mugawirin oder Studenten aus den verschiedensten Gegenden Aegyptens

und der angränzenden Länder, unter den Professoren derselben finden sich einige in ihrer Art gelehrte Männer, denen aber auch das Ansehen, welches ihre Wissenschaft ihnen giebt und die Hoffnung, etwa bei Gelegenheit in die einträgliche Stelle eines Ulema oder eines Kadi einzurücken, fast ihr einziger äußrer Lohn seyn muß, da sie, statt der Besoldung nur auf den Ehrenlohn angewiesen sind, welchen sie von ihren Zuhörern empfangen. Dieser mag aber sehr gering seyn, denn der bei weitem größeste Theil der Studirenden ist bettelarm, so daß er sich, um das tägliche Brod zu haben, mit den Fukis oder Schulmeistern in den kleinen Verdienst theilen muß, den das Herbeten des Korans in Leichenhäusern wie bei andern Gelegenheiten und (wenn er dies vermag) das Abschreiben desselben zu talismanischem Gebrauche abwirft. Ohnehin werden die meisten dieser Studenten Fukis oder widmen sich dem Handel, den auch manche ihrer Lehrer nebenher betreiben; wenige von ihnen, welche zu diesem Zwecke längere und gründlichere Studien machen, gelangen zu höhern Aemtern bei öffentlichen Gerichten oder als Nasir d. h. Quardian bei den Moscheen. Vor Errichtung der trefflichen medicinischen und chirurgischen Bildungsanstalten in und um Kairo unter Clot Bey's Leitung gieng aus der Ashar-Hochschule auch eine Klasse jener Afterärzte hervor, die entweder als Attars oder Droguisten allerhand sogenannte Arzneimittel verkauften, oder auch wohl solche angebliche Heilkunde trieben, wobei man auf einen Teller gewisse Koransprüche und Worte von magischer Bedeutung schreibt, die dann mit Wasser abgewaschen werden, welches man dem Kranken zu trinken giebt, während man andre Male die nämlichen magischen Zeichen in fester stehender Weise auf Räucherpapier ist

oder einschreibt. Die gesammte Gelehrsamkeit einer solchen Arabischen Hochschule, mit ihrer Rhetorik, Logik, Algebra und Zeitrechnungskunde erscheint mir, in ihrer sarazenisch-mittelalterlichen Starrheit gleich der Inschrift an einem jener magischen Trinkbecher, aus welchem sich schon längst keiner der Gäste mehr den Rausch der Begeisterung trank, dessen trübem Wasser aber, so meint man, die bloßen Namen der Wissenschaften, die da angeschrieben stehen, eine Kraft verleihen.

Ein ganz besondrer Anhang zu der Azharuniversität ist die Schule der Blinden, welche in einem ostwärts von der Moschee stehenden Gebäude enthalten ist. Einige Hundert solcher Unglücklichen werden hier auf öffentliche Kosten erhalten und in allen Wissenschaften der Hochschule unterrichtet, so daß schon Manche arabische Gelehrte aus ihnen hervorgingen, während freilich der größere Theil derselben nur für die Stellen der Gebetsausrufer auf den Minares verwendet wird, oder nach dem Austritt aus der Schule unter jene Chöre der Fakirs (Bettler) sich begiebt, die man unter andrem bei Leichenbegängnissen, zum Hersagen des Glaubensbekenntnisses dingt oder auch umsonst mit Almosen versieht. Wer sollte es aber meinen, daß diese blinden Studenten nicht bloß nebst den schwarzen, neumuhamedanischen Sklaven die fanatischsten und unduldsamsten gegen alle Bekenner anderer Religionen, sondern auch die aufrührerischsten sind; die eigentlichen Demagogen von Kairo. Zwar hat Mehemed Alis polizeiliche Strenge auch diesem „jungen Kairo" kräftigen Zaum und Gebiß angelegt, doch ist es nicht so gar lange her, daß jene blinden Studenten einen ihrer Lehrer, von dem sie sich beleidigt wähnten, gemißhandelt haben und trüber waren sie, geführt von

einigen Sebenden, bei allen Volksaufständen wo nicht die Anfänger doch Theilnehmer.

Weil wir da einmal bei einer Moschee der Aegyptischen Hauptstadt verweilen, füge ich noch einige Worte im Allgemeinen über diese Gebäude und über die in ihnen statt findenden Gebräuche bei. Man kann hier leichter denn vielleicht in allen mohamedanischen Städten des Morgenlandes gegen ein Trinkgeld an den Buab oder an den Iman den Eintritt in das Innre mancher Moscheen erhalten, nur bei solchen wie die des Hyposseums mochte es Schwierigkeiten machen. Selbst die Fränkische Kleidung ist hierbei kein Hinderniß, wenn man zur Befriedigung seiner Wißbegier solche Tage und Stunden wählt, die nicht gerade Tage eines hohen Festes oder Stunden des Gebetes sind. Am leichtesten hat man den Eintritt zu der ansehnlichen, alten Amra Moschee in Altkairo oder Fostat, deren Inneres, wie bei der Azhar ein offner, viereckter, von hohen Säulengängen umschlossener Hof ist, oder bei einigen der schönsten Moscheen in der Grabervorstadt der Kalifen, bei deren einer der Buab den neugierigen Fremden zugleich schöne Stücke Aegyptischen Jaspis zum Verkauf anbietet. Die meisten Gebäude der Art sind aus Quaderstücken des hiesigen (Nummuliten-) Kalksteines aufgeführt und streng rein und weiß angestrichen. Zu der mächtig großen Hassan-Moschee, in der Nähe des Citadellenplatzes, wie zu allen ihren Nebengebäuden und Ringmauern, ist das Baumaterial von einer einzigen jener kleinsten Pyramiden entnommen, welche neben den drei großen von Gizeh wie Puppchen neben erwachsenen Menschen daliegen *).

*) Dicht wie auch Mosheen der Stadt, deren vormals auch

Nicht alle Moscheen sind Game's oder wie wir bei uns sagen würden Sonntagskirchen; manche sind nur den Kapellen der christlichen Länder ähnlich, welche von einzelnen Betenden besucht werden, und, weil in ihnen irgend ein moslemitischer Heiliger oder ein Kalif begraben liegt, ihre besondre Jahresfeier haben. Game's sind die, welche zum Versammlungsort der Moslemen am Freitage dienen, denn der Freitag wurde von Mohamed „dem Propheten" zum Wochensabbath gewählt, weil an einem Freitag der Mensch geschaffen wurde, und nach einer alten Sage des Orients Adam auch an einem Freitage starb; weil, so sagt der Islam weiter, auch die Auferstehung der Todten und das jüngste Gericht an einem Freitag seyn wird und mithin es immer rathsam seyn möchte, sich, weil man den Tag nicht weiß, wenn der Richter kommt, im Gebet finden zu lassen. Uebrigens halten die Bekenner des Islams ihren Sabbathstag keineswegs so heilig wie die gläubigen Israeliten und etliche christliche Länder den ihrigen; denn nach und außer den Stunden des Gebetes treiben sie ihren Alltagsverkehr: ihren Kauf- und Verkauf, so wie ihre gewöhnlichen Geschäfte gerade so fort, wie in den andern Wochentagen. Ueberhaupt sind die jetzigen Kairiner schlechte Kirchengeher die sich am Freitag den Besuch der Moschee ersparen, weil man ja auch an einem andern Tag hineingehen kann, und in der Woche, weil vielleicht der Freitag besser wäre; auch sieht man in den Saulenhallen der Moscheen außer den Stunden des Gebetes gar ver-

---

sehr ansehnliche geistliche Fonds, welche jetzt eingezogen sind, weil die Regierung die Verwaltung derselben übernommen hat.

schiedne Leute die da essen, trinken, schlafen, und sich von dem Buab oder Iman Parfumerieen und andre Waaren kaufen, weil meist jeder dieser Leute einen kleinen Handel treibt.

Wir wollen jedoch hier ausnahmsweise noch einen der »seltenen« Altgläubigen zu seinen gottesdienstlichen Verrichtungen begleiten. Er geht, nach seinem Eintritt in die Moschee zu der Fontaine oder dem Wasserbehältniß, das meist in der Mitte des Hofes ist, und sagt: Ich will die Abwaschung zum Gebet verrichten. Hierauf wascht er dreimal die Hand mit den Worten: „im Namen Gottes des Gnadigen, des Erbarmenden. Preis sey Allah, der uns das Wasser zur Reinigung gab und den Islam als Licht und Führer zu Deinen Garten, den Garten des Vergnugens und zu Deiner Wohnstatte, der Statte des Friedens.“ Hierauf spult er dreimal den Mund aus und sagt: „o Gott stehe mir bei im Aussprechen der Worte deines Buches, bei dem Gedanken Deiner und bei dem Danke den ich dir darbringe in der Schonheit deiner Wohnung.“ Darauf wird auch die Nase dreimal ausgespult und der Betende sagt: „O Gott, lasse mich riechen die Wohlgerüche deines Paradieses, nicht den Gestank der Holle.“ Zum dreimaligen Waschen des Gesichtes spricht er: „O Gott, mache mein Angesicht weiß, am Tage wenn du das Angesicht deiner Freunde verklaren wirst; nicht schwarz wie das deiner Feinde.“ Beim Waschen des Armes: „o Gott, bedecke mich mit deiner Gnade.“ Bei den Ohren: „lasse mich horen was gesagt wird und dem Wort gehorchen;“ beim Waschen der Füße: „mache meinen Fuß fest und sicher auf dem Sirat *).“

*) Er heißt die schmale schwarze Brücke, welche nach der Lehre

Wenn man, auf der Reise durch die Wüste zu diesen Waschungen, deren ganze Reihenfolge ein geübter Moslim in zwei bis drei Minuten vollendet, kein Wasser hat, kann man eben so gut Sand dazu nehmen, und eine solche Reinigung mit Sand heißt Teyem mum.

Bei den übrigen Gebeten, welche der Moslim in oder auch außer der Moschee (nach geschehenen Abwaschungen) verrichtet, bedient er sich einer Art von Rosenkranzes (Sebbah) an welchem 99 und drei Kugelchen, meist aus wohlriechendem Aloeholz gefertigt, sich befinden. Denn er muß zuerst 33 Male die Worte wiederholen Unbegränzter Preis sey Gott; dann einmal die Worte: unbegränzter Preis sey Gott, dem Großen, und ewiges Lob. Hierauf wieder 33 Male: Preis sey Gott, dann einmal: Erhoben sey seine Majestät; es ist kein Gott außer Ihm. Zuletzt noch einmal: Gott ist der Mächtigste an Größe, und Preis sey Gott überall und zu aller Zeit.

Wenn in diesen 99 und drei Ausrufungen der Betende sich durch kein Gespräch mit einem Nachbarn oder irgend ein andres Begegniß stören lasset, — denn in diesem Falle muß er die Reihe seiner Gebetlein wieder von vornen anfangen, kann er ganz wohl in drei bis vier Minuten damit fertig werden, dann steht er wieder auf, zieht seine am Eingang oder unterhalb der Stufen stehen gebliebenen Pantoffeln wieder an und geht zu seiner Tabakspfeife oder zu seinem Geschäft.

---

des Islams mitten über die Gehenna oder Hölle hinüber führt. Die Seelen der Verstorbenen müssen, auf ihrem Wege zum Paradiese da hinüber und die Bösen fallen bei dieser Gelegenheit hinab.

Von dem jetzigen Herrscher in Aegypten, von Mehemed Ali hat mir ein zuverlässiger Freund erzählt, daß er sich vom englischen Consul die heiligen Schriften der Christen, in der Türkischen Uebersetzung bringen und sich öfter (am Abend) daraus vorlesen ließ, weil, wie er sagte, er gerne wissen wollte, was doch seine vielen christlichen Unterthanen eigentlich glaubten. Sollten wir uns deshalb schämen auch darnach zu fragen und zu sehen, was der Glaube der Millionen Bekenner des Islams und was die Aeußerung dieses Glaubens sey; da ja auch das Sehnen ihrer Seele mit dem großen Fragezeichen endet, welches die Antwort herausfordert von welcher nur Jene wissen, die den Frieden selber erfuhren, mit dem auch der Islam seine Gläubigen zu grüßen gebeut. Was übrigens die 99 und drei Ausrufungen, so wie vieles Aehnliche im Gottesdienst der Moslemen betrifft; so erinnern sie mich, im günstigsten Falle an eine Lerche unter grünenden Feldern und Auen. Ich kann bei diesem Hermurmeln der Gebetlein nicht ins Menschenherz sehen, kann nicht wissen, ob die Seele dabei wirklich, vom Boden hinweg, zum Gedanken an ein Göttliches erhoben wird. Ist diesem aber also, so geschiehet ihr wie der Lerche, die, wenn sie über unsre grünenden Felder singend emporsteigt, oft vielleicht als 99 und dreimal dieselben Töne trillert und wirbelt und dabei wirklich, das zeigt die That, von dem Drange eines Gottesschwunges ergriffen ist, den ich nach seinem Maaße mit dem Geiubt der Andacht vergleichen möchte. Indeß ist es doch etwas ganz Andres dieses Trillern aus der übervollen Seele der Lerche, als das kindliche Sprechen mit Dem der oben ist, aus dem Geist des Menschen. Nur dieser, der Geist, ist ein ewig bleibendes, die Seele des Thieres, von

sterblicher Natur, entfleucht, wir wissen nicht wohin. So waltet auch im Wesen des Islam das Sterbliche und Vergängliche vor; in jenem des Christenthums herrschet ein Unsterbliches und Ewiges. Das Sterbliche aber kann und wird anziehen das Unsterbliche und von ihm überkleidet werden, wenn nur erst der Islam statt seiner falschen Schamhaftigkeit, welche nur das Angesicht verstecken und verhüllen will, die rechte lernet, die den unbekleideten Zustand fühlt.

Endlich komme ich denn auch dazu Dich an den Ort zu führen, der im doppelten Sinne die ganze Hauptstadt beherrscht; durch die Macht dessen, der da wohnt und durch seine Aussicht: zu der auf einem Vorsprunge des Mokkatamberges gelegnen Akropolis oder Citadelle. Jusuf Salahedin (Saladin) der berühmte Herrscher aus dem Hauße der Ejubiten begründete diesen mächtigen, aus den verschiedenartigsten Theilen wunderlich zusammengesetzten Bau; spätere Herrscher fügten und veränderten daran was ihnen gut dünkte. Unser Weg führt uns an der großen, schönen Moschee des Sultan Hassan vorbei zuerst nach dem freien, am Fuße des Citadellenhügels gelegenen Platze Rumeyleh oder Romeli, an welchen im Süden der lange Ekara Meydan-Platz angränzt. Wir steigen die breite, mit Steinpflaster belegte Straße hinan, gelangen dann zum Asab Burgthor (Bab el Asab). Hier oben, links ist die Menagerie des Pascha, in der sich mehrere schöne lebende Löwen und Löwinnen befinden. Noch bemerkt man zwar bei dem Eintritt in die innren Räume der Citadelle die Spuren der alten Abtheilungen in den Bezirk des Pallastes des Pascha, in die Caserne der Janitscharen und in die der Asabs, ein großer Theil jedoch der alten Mauern des Innren ist durch die Pul-

vererrlosen im Jahr 1824, ein noch viel größerer durch die Umgestaltung zur modernen Burgveste, in Europäischer Weise, welche der jetzt regierende Paicha der Sarazenischen Citadelle gab, hinweggenommen worden. Zuerst findet sich innerhalb des Umkreises der Akropolis die Aegyptische „hohe Pforte," das heißt jener Diwan el Khadiwi oder oberste Gerichtshof, bei welchem der Paicha oder in seiner Abwesenheit sein Kikhya (Stellvertreter) der Habib Effendi präsidirt. Diesem obersten Gerichtshofe sind als Theile unter- und zugeordnet der Staatsrath, Kriegsrath und Handelsrath, so wie die Geschäfte des Oberrichters oder Kadi's der Stadt, der zu seinem Amte, das nur ein Jahr dauert, von Konstantinopel bestellt und früherhin wenigstens von hier aus zu der gleichen Würde in Medinah befördert wurde.

Wir haben jedoch hier oben, im alluberblickenden Haupte der Aegyptischen Hauptstadt vorerst noch andre Dinge zu beachten, als die neuen Gebäude und Befestigungswerke; die Aussicht von da ist es werth, daß man sich ihr auf einige Momente ganz hingiebt. Sie ist noch eine ungleich gewaltigere als die vom Dache unsrer Wohnung und in ihrer Art eine einzige in der Welt. Wir besuchen zuerst den vormaligen Burgbezirk des Asabs und treten über die Haufen der Trümmer und des Schuttes hinein zwischen die vereinzelten Granitsäulen von Saladins Herrscherpalast, dann vorwärts auf die Plattform und an ihre Balustrade. Auch hier übt zuerst die Region der Pyramiden ihre magnetisch anziehende Kraft auf das Auge aus, jenseit dem grünumsäumten Nil in West und Südwest liegt diese in ihrer ganzen Ausdehnung vor Augen. Es sind hier nicht mehr allein die drei großen Pyramiden von Ghizeh mit ihren sechs kleinen Gesellen,

welche wir erblicken, ſondern zur Rechten (im Norden) derſelben erſcheint wie ein kleiner, uniformlicher Hügel der Tumulus, oder wie man gewöhnlich annimmt, die zuſammengeſtürzte Pyramide von Abu Roaſch, dann folgen, in einem Abſtand von einer geographiſchen Meile, unſre vom Hausdach ſo oft geſehenen Pyramiden von Ghizeh, die jetzt eben vom hellſten Strahle der Sonne beſchienen ſo weiß erglänzen als Schnee; dann kommen zur Linken (ſüdwärts) von ihnen die Gruppe der minder bedeutenden Pyramiden von Abuſir, endlich noch weiter nach Süden die auch aus ſolcher Ferne noch ſcharf und entſchieden hervortretenden Pyramiden von Sakkarah. Nach einer alten Sage ſollte der Königsadler einen todtenſtarren Stein in ſeinen Horſt tragen und zu ſeinen Eiern hineinlegen. Während dann das von mütterlicher Liebe ſchlagende Herz, brütend über den Eiern wie über dem Steine, in jenen das muntre, thieriſche Leben aufregt und bekräftigt, weckt ſie in dieſem geiſtig magiſche Kräfte einer andern Art. So erzeugte ſich hier bei dem uralten Königsſitze des Nilthales der Geiſt des Lebens auf der einen Seite das grünende und blühende Paradies des Thales mit den Schaaren ſeiner Bewohner, daneben aber, am Saume der Lybiſchen Wüſte erhub er ſich dieſe Gebilde voll magiſch reizender Kraft; die Reihe der Pyramiden. Während die jungen Adler nach wenig Monaten ſich zum Fluge ihres eignen ſterblichen Lebens erheben und den Horſt verlaſſen, bleibt der Adlerſtein in unzerſtörbarer Feſtigkeit darinnen liegen und macht von hier, mit ſchwebender Kraft die vergängliche Brut der Geſchwiſter begleitend, den für das Auge unmerklichen, magiſchen Ausflug. So ſtehen auch die Pyramiden, mitten in dem vorübereilenden Fluß der Zeiten zwar unbeweg-

beweglich da, wenn man sie aber hier von der fernen Höhe in dem weißen Gewande womit der Sonnenstrahl sie bekleidet über die Ebene sich hinziehen sieht, da ist es als nahme der aufmerkende Geist in dieser Adlerbrut aus Stein emporhebende Kraft wahr, auf deren Schwingen er selber, der Menschengeist, hinaufgetragen wird, in eine Heimath, die, wie der blaue Aether oberhalb des Zuges der Wolken, unwandelbar dieselbe ist.

Wie majestätisch fährt da der Nil seine Wogen zwischen Ghizeh und Alkaire vorüber; wie lieblich grünen, neben den noch in der Ebene stehenden Seen die Felder jenseits des Stromes, und diesseits die Gartenanlagen des Ibrahim Pascha; von den mehr als sechs Millionen Dattelpalmen, welche man (nach den Tabellen der jährlich von ihnen erhobenen Abgaben) in ganz Aegypten zählt *), ist es kein unansehnlicher Bruchtheil, den man hier auf und abwärts im Nilthale überblicket.

Wir rufen jedoch das Auge von seiner Wanderung in die Ferne zurück, zu dem Anblick des Nahen. Da zu unsern Füßen breitet sich die Aegyptische Hauptstadt aus, Kaire, wie dieser Name bedeutet, die siegende und zugleich auch, wie eine andre Nebenbedeutung des Namens aussagt die (oft) geplagte und beunruhigte. Nach Süden gränzt die Chalifengrabersstadt an ihre Mauern, mit der Moschee des „heiligen" Imam Sich Schafee, dessen Mulid oder Geburtsfest an einer der ersten Mittwochen des Monates Schaaban ein großes Volksfest ist; unter

*) Von jedem Palmbaum werden 1½ Piaster ägyptische Abgaben erhoben, dieser Gesammtbetrag dieser Piaster beläuft sich auf 1 Million Beutel rheinisch.

* Lancret, Reise I. Band. II Th.

den Haufen des Schuttes zeigt sich weiter zur Rechten das Grabmahl des heiligen Abu Sond; aus dem Dunkel der Scene glanzt das Familienbegrabniß des Vizekoniges hervor; die Aussicht gen Suden begranzt, jenseits dem herrlich gelegnen Torrah mit seinen Klostergebauden und Burgruinen, der Anfang der Hebenzuge, welche den Lauf des Nils durch Oberagypten an seiner rechten Seite begleiten. In Sudwesten sieht man den alten Aquadukt, welcher das Wasser vom Nil herfuhrt; im sudlichsten Theile der Stadt die uralte, nach dem Plane der Kaaba in Mekka erbaute Moschee Taylun, mit der schneckenartig aufsteigenden Stiege *), dann folgt weiter nach West, Nord und Nordost die machtige, uber die Strecke fast einer Quadratmeile ergossene Stadt, deren viele, wahrend der Stromschwelle mit Wasser gefullte Teiche anjetzt trocken liegen; deren vielfache (ausser und innre) Mauern, Moscheen, unter ihnen vor allen die nahe des Sultan

*) Achmed Ibn Taylun, der Kalif, welcher die Moschee erbauen liess, hatte, so erzahlt man, im gedankenlosen Spiel der Hände ein langes Stück Pergament spiralformig aufgerollt; sein ernster Vezir belachelte tadelnd das Spiel. Es war nicht des Belachelns werth, sagte der Kalif, in solcher Weise, so dachte ich eben soll eine auswendige Stiege schneckenartig an dem Minare der Moschee emporlaufen, welche ich erbauen lasse. Und der Herrscher fuhrte wirklich den Gedanken aus, den ein Zufall ihm an die Hand gegeben. Die Taylunmoschee wurde schon im Jahr 879 n. Chr. mithin 90 Jahre vor der Begründung der eigentlichen Stadt erbaut. In der Nähe derselben stund ein, nun verfallenes Kastell. Vom Minaret der Taylunmoschee hat man den vollständigsten Ueberblick über die Stadt.

Hassan, mit den zwischen den Häuschen hervortretenden Palmbäumen ein buntes Gemälde bilden.

Eine hiervon verschiedene Aussicht öffnet sich auf einer andren, nördlichen oder nordöstlichen Seite der Burg. Hier sieht man nach Nordost, nahe bei den äußern Mauern der Stadt, die große Begräbnißstatte von Bab el Nasr mit ihren zahlreichen, domartig gewölbten Familienbegräbnißen; weiterhin und neben dem großen Todtenfelde dehnt sich, am Abhange des Mokkatam die Grabesstadt der Mamelucken Könige aus mit ihren Moscheen und hohen Gebäuden, untermischt mit den niedern Wohnungen der Todten-Beladunsan. Die Länge dieser alten Grabesstadt beträgt wenigstens drei Viertelstunden Weges; jenseit derselben sieht man die weite Ebene, auf deren meist nackter Fläche hie und da grünende Oasen von Dattel-Tamarisken und Sykomorenwäldern, untermischt mit weißen Gebäuden sich hervorheben. Von Nord in Ost bemerkt man als äußerste Gränzpunkte des Gesichtsfeldes den hohen Obelisken von Heliopolis und, wenn mein Auge sich nicht täuschte, den Hügel jenseits Abusabel, mit den Ruinen der Judenstadt. Nach Ost und Südost schließt sich mit den grotesken Formen ihrer zerrissenen Hügel die Wüste an.

Noch auf zwei Gebäude muß ich im Vorbeigehen aufmerksam machen, auf das neueste und älteste im ganzen Umfange der Burg. Jenes ist die schöne neue Moschee, welche Mehemed Ali in der Nähe der Ruinen von Saladins Pallaste bauen läßt. Das Baumaterial ist großentheils ein prachtiger Alabaster, der in den nahbarlichen Höhen gefunden wird; die ganze Anlage des Gebäudes, dessen innrer Theil schon halb vollendet ist, verspricht dem Auge der künftigen Bewohner großen Genuß.

Das andre Gebäude, welches ich noch nennen wollte, iſt der oft erwähnte Joſephsbrunnen, der ſeinen Namen vom erſten Herrſcher aus der Dynaſtie der Eyubiten: von Juſuf, mit dem bekannteren Beinamen Saladin führt. Dieſer Kalif, der die Anlage der jetzigen Burg begründete, mag da freilich ſchon die Reſte uralter Bauwerke angetroffen haben; zu dieſem gehörte auch, wie man mit Recht vermuthet, jener Brunnen, den Saladin nur erweitern und reinigen ließ von dem Sand der Wüſte, mit welchem die Reihe der Jahrhunderte ſeit Zerſtörung des einſt hier gelegenen Linu Tkeſchrem ihn erfüllt hatten. Der Brunnen iſt keineswegs ſo enge und ſchachtartig gebaut wie unſre Brunnen, ſondern er iſt eine weite, trichter- oder ſackartige Eintiefung die in den Felſen hineingebauen wurde. Man ſteigt auf einem ſchneckenartig an ſeinem innern Umfange hinablaufenden Gange, wenn man will bis zu ſeiner unterſten Tiefe, welche gegen 250 Fuß beträgt, hinunter. Hier iſt der Teich des Brunnenwaſſers, das aus dem Nil eindringt; die Wärme der Luft wie die des Waſſers beträgt da unten 18 Grad des Reaumurſchen Thermometers; wir würden eine ſolche Temperatur bei uns zu Lande lau nennen, obgleich ſie dem Gefühl, während der heißen ägyptiſchen Sommertage, als eine kühle erſcheinen mag. Der Brunnen beſteht eigentlich aus zwei Abtheilungen: einer obern weiteren und einer unteren engeren; am Boden der erſteren treiben etliche Ochſen jene Räder, welche das Schöpfwerk in Bewegung ſetzen.

Aber ich habe unter den Merkwürdigkeiten, welche die Citadelle umfaſſet, vor allem noch eine zu erwähnen: das iſt der Mann der ſie und von ihr hinab eine Weite der Lander beherrſcht: der Vicekönig Mehemed Ali. Ich

erzähle Dir zuerst von der Antritts-Audienz die ich bei ihm hatte, und nehme Dich dann im Geist zu einem andren Besuche des Residenzpallastes mit, bei welchem wir, am Bairamfeste, den Herrscher von aller Pracht seines Hofstaates umgeben finden.

Schon am dritten Tage nach meiner Ankunft in Kairo, am 6ten Januar, wurde ich zur Audienz bei dem Vicekönige gerufen, dem ich namentlich durch das k. k. Oesterreichische Consulat sehr gütig empfohlen war. Es war damals noch Ramadan; die Stunde ward auf Abends acht Uhr angesagt. In Begleitung des Mannes der sich mir hier in Kairo auf jedem meiner Schritte als ein treuer Freund und einsichtsvoller Führer bewährt hat: des österreichischen Herrn Consuls Champion und meines theuren Lieber ritt ich durch die große Stadt, die ich damals noch nie bei Nacht gesehen hatte; mit uns war zum Schutz und Trutz des kleinen Zuges ein stattlicher Janitschar, während mehrere Diener mit ihren Leuchten nebenher gingen. Wie ganz verschieden ist der Anblick der Aegyptischen Hauptstadt von dem jeder eben so großen Stadt in Europa zur Zeit der Nacht. Es war doch jetzt Ramadan; jener Monat des Jahres in welcher der Moslim, wie ich Dir schon erzählte, die Nacht zum Tage macht; die Zeit seines Faschings. Wie lebhaft ist es bei solcher Gelegenheit, Abends um acht Uhr auf unsern Münchner Straßen und anderwärts in den europäischen Städten. Hier aber hatte sich die Menge des Volkes fast ganz verlaufen; es war so still wie bei uns kurz vor Mitternacht; außer den Leuchten auf den Minarets und dem Lampenlicht das aus einigen Moscheen und Brunnenhäusern hervorschimmerte, erhellte kein Licht die dunklen Straßen; nur in den Buden und Laden der Kaffee-

schenken und Köche war noch Leben; alle andre Laden und Häuser waren geschlossen; auf den stillen Straßen begegneten uns nur sehr wenige, mit Laternen versehene Menschen. Diese nächtliche Stille, welche dem Europäer in den meisten morgenländischen Städten anfangs so auffallt, ist theils eine Folge des Naturells der Morgenländer, welche die Nacht gern unter dem Obdach der Häuser und Mauerwände zubringen, theils aber der polizeilichen Zucht und Strenge. Anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang darf sich, außer den Blinden, niemand ohne Laterne auf den Straßen blicken lassen; ein Polizeiofficiant (der Zabit), begleitet von mehreren Soldaten macht mehrmalen die Runde durch die Gassen seines Stadtviertels; einer seiner Begleiter tragt ein Bundel von brennbarem Gestrupp, das in seiner Mitte glimmt und durch eine Schwenkung leicht zur hellen Flamme entzündet werden kann; sobald dem Zabit irgend ein verdächtiger Gegenstand auffällt, laßt er diese Leuchte entflammen, obgleich nur selten auf diese Weise Diebe, auf deren Entdeckung die Runde vorzuglich ausgeht, ertappt werden, weil diese, im eigentlichen Sinne des Wortes, die Lunte von weitem riechen. Selbst in das Innre der Kaffeehäuser erstreckt sich die nächtliche Aufsicht des Zabit, der sich hierbei öfters der begnadigten Diebe zu seinen Kundschaftern und Aufpassern bedient. Da bei solchen Gelegenheiten vor allem das armer gekleidete Volk, welches vielleicht nicht einmal mit einer Papierlaterne sich versehen kann, den leicht zu erregenden Verdacht des Zabits auf sich ziehen kann, bleibt dieses, bald nach Sonnenuntergang, lieber in seiner Hutte, oder sucht sich sein Lager in irgend einem Hofraum der Karawanen.

Wir kamen jetzt in die Nähe der Residenz. Hier

wurde es heller; einzelne Pechfaunen und Laternen erhelleten den Weg hinan zum Schloßhofe und das Innre seiner Thore. Noch heller waren alle Eingange und Treppen zum Pallast des Vicekonigs, so wie die Sale des Pallastes beleuchtet. Da wir unten in diesen hineintraten und die breite, steinerne Treppe hinaufstiegen, tonte uns ein von ferne lieblich lautender Gesang von Mannerstimmen entgegen; ich glaubte es sey Conzert im Schlosse, es war aber der Gesang der Leibwache den diese beim Gebet des Sichi, oder der völlig eingetretenen Finsterniß anstimmte.

Ich hatte zu meiner heutigen Audienz einen ganz besonders merkwurdigen Tag getroffen. Die ganze hohe, islamitische Geistlichkeit von Kairo, Muftis und Ulemas, so wie andre Vorstande der einzelnen Sekten und geistlichen Orden saßen in einem der großen Vorsale auf Polstern versammelt, um dem Vizekonige ihre Ramadansvisite zu machen; in dem Saale wandelten vornehme Araber und Turken zum Theil vermischt mit orientalisch gekleideten Franken durcheinander; denn es waren Abgeordnete aus Mekka da, die sich durch die gelbe Farbe ihrer Kleidung, durch den großbauchigen Turban, und, wie mein Freund bemerkte, durch den grimmig verachtlichen Blick auszeichneten, den sie im Vorubergehen auf uns frankisch gekleidete Christen fallen ließen. Es war aber uberdieß heute ein Botschafter des Großsultans aus Konstantinopel angelangt; dieser hatte eben eine geheime Audienz bei Mehemed Ali, bei welcher nicht einmal der gewohnliche Dolmetscher desselben, der Artin Bey zugegen war.

Wir durften nicht lange im Vorsaal stehen; ein vornehmer Diener der den Oesterreichischen Consul kannte,

führte uns hinein in das Zimmer des Artin Bey, der uns freundlich empfieng, zum Niedersitzen auf die Polster nöthigte und mit Kaffee und Tabak bewirthete. Wir fanden hier den Leibarzt des Vizekönigs: den um die Bildungsanstalten so wie um das Medicinalwesen des Landes hochverdienten Clot Bey. Nach etwa einer Stunde wurde der Artin Bey abgerufen; auch wir traten wieder hinaus in das für mich sehr unterhaltende, bunte Gedränge der Vorsäle. Die lange, geheime Audienz war endlich geschlossen; der Türkische Botschafter, empfangen von dem Geleite hoher Offiziere und seines eignen Gefolges trat heraus. Jetzt begrüßte der Leibarzt auf einige Minuten seinen Herrn, dann erhielten die Abgeordneten von Mekka einen kurzen Zutritt, dann einen noch kürzeren die hohe Geistlichkeit der Stadt, welche unter vielfachen Ceremonien und wie mir schien in strenger Rangordnung ein und austrat und beim Fortgehen sehr ehrfurchtsvoll von der Dienerschaft und den Soldaten begrüßt wurde. Jetzt kam denn auch, nach einer kleinen Pause die Reihe an uns; der Artin Bey führte uns hinein in den Audienzsaal, zum Vicekönig. Dieser saß rechts, in einer Ecke des Saales, auf dem prächtigen Divan; neben ihm, in derselben Ecke, doch auf dem Divan der andern, nicht derselben Wandseite wurde mir der Ehrensitz angewiesen. Mein Freund Champion hatte mich von den einfachen Gebräuchen der Begrüßung unterrichtet; sobald ich mich gesetzt hatte, bezeugte ich mit Auflegung der rechten Hand auf die Brust dem gnädigen Herrn meine schweigende Ehrfurcht und wartete nun auf das, was er durch den vor uns stehenden Artin Bey zu mir sagen würde. Den schönen morgenländischen Gruß des Vicekönigs, „Preisen Gott" (el hham du lillah) „für deine glückliche An-

kunft bei uns," übersetzte der Artin Bey auf Französisch „Seine Kon. Hoheit freuen sich über Ihre glückliche Ankunft in Kairo," und so stachen auch die Türkischen Ausdrücke des Vizekönigs im übrigen Verlauf des Gespräches wie mir dieß später mein sprachkundiger Freund Lieder weiter auseinandersetzte, sehr gegen die Worte der französischen Uebersetzung ab. Ehe ich jedoch in meinem Bericht über den Inhalt des Gespräches fortfahre, muß ich Dir doch den äußren Eindruck beschreiben, den der Mann welcher jetzt mit mir sprach, auf mich machte und auch die Art der Bewirthung, die mir und meinen beiden neben mir sitzenden Begleitern während des Gespräches widerfuhr.

Mehemed Ali ist ein wohlgebildeter, kräftiger Greis, mit durchdringend blickenden Augen. In seinen Mienen spricht sich das Gefühl, nicht allein der äußren Macht aus die ihm verliehen ist, sondern auch jener inneren, welche das Talent und der feste, entschiedene Wille dem einen Menschen über viele andre giebt. Ich dachte bei dem Anblick des Mannes an Vieles das ich von ihm gelesen und gehört hatte; es war mir als sagten seine Mienen: ihr beachtet den eisernen Pflug der die Furchen durchschneidet, nicht aber die Hand, die auf dem Pfluge ruhet.

Wir hatten uns kaum gesetzt, da bot uns ein Page auf prachtvollem Präsentirteller ein Glas frisches Wasser und allerhand eingemachte Früchte an; ein andrer reichte die lange Pfeife, auf deren Tabak schon die glühende Kohle lag, doch ruhte der Kopf derselben, um die kostbaren Teppiche des Fußbodens zu schonen in einem eignen Untersatz. An der Pfeife, welche ich erhielt, war das große, bernsteinene Mundstück so reich mit Demanten, das Rohr mit anderem Schmuck versehen, daß, wie mir

Herr Champion auf dem Heimwege ſagte, ihr Werth zu 8000 Dollars (Speziesthalern) anzuſchlagen war, und Mehemed Ali habe noch werthvollere Pfeifen. Gleich nachdem wir die Pfeife empfangen bot uns ein dritter Page den Kaffee an. Sobald man eine dieſer Gaben genoſſen hat wendet man ſich gegen den Wirth und bezeugt ſeinen Dank durch Auflegen der rechten Hand, zuerſt an den Mund, dann an die Stirne; dieß thaten wir auch hier bei unſrem hohen Wirthe.

Während uns denn die eben beſchriebenen Höflichkeiten widerfuhren entwickelte ſich die ziemlich lange Unterhaltung. Zuerſt ſprach der Aegyptiſche Herrſcher auf ſehr rühmliche Weiſe von unſerm König Ludwig von Bayern. Da er ſich beſtändig den Inhalt der europäiſchen Zeitungen mittheilen läßt und in ſeinem glücklichen Gedächtniß viel von dieſem Inhalt behält, wußte er ziemlich gut Beſcheid über das was bei uns geſchahe; er wußte, daß wir in Bayern eine Eiſenbahn haben (die er ſich freilich viel weiter ausgedehnt zu denken ſchien als ſie damals wirklich war) und daß man an einem Verbindungskanal zwiſchen zwei großen Flüſſen (Donau und Rhein) arbeite, und erzählte mir bei dieſer Gelegenheit, daß auch er damit umgehe eine Eiſenbahn und einen großen Kanalbau zu begründen. Auch daß wir bei uns ſehr ſchöne neue Gebäude haben, wußte er und fragte mich, ob ich ſchon die Arbeiten an der neuen Moſchee geſehen habe, welche er nahe bei ſeinem Pallaſte anlegen laſſe, eine Frage, die ich damals noch nicht bejahen konnte. Er fragte mich nach dem Alter unſres Königes und da er hörte, daß dieſes noch ein ſo wenig vorgerücktes ſey und wußte, daß Seine Majeſtät erſt ein Jahr vorher Griechenland und Kleinaſien beſucht hatte, äußerte er den Wunſch den

Monarchen einmal in Kairo zu sehen, das noch schöner sey als Smyrna. Auch über König Otto von Griechenland fragte und sprach er Vieles; schien von den dortigen politischen Verhältnissen gut unterrichtet und äußerte sich mit Theilnahme. Darauf wendete sich das Gespräch auf meine Hieherreise und zu der Einrichtung der Dampfschifffahrt auf der Donau. Was die Zahl der dort im Gange begriffenen Dampfschiffe, und den Verkehr derselben mit beiden Ufern betraf, so wußte er darüber, wie mir aus seinen Fragen schien, fast besser Bescheid als ich selber. Zuletzt gab es denn auch noch Gelegenheit auf mich selber, auf meine wissenschaftliche Beschäftigung und den Zweck meiner Reise zu sprechen zu kommen und die Bitte anzubringen, Seine Königliche Hoheit möchten mir zu der Reise durch die Wüste und durch Syrien die nöthigen Empfehlungen, vor allem einen kräftigen Firman zukommen lassen. Zu dem ersteren schwieg seine Hoheit, doch gab mir bald nachher das Geschenk eines lebenden Löwen und eines lebenden Caracals, das ich von ihm erhielt, die Ueberzeugung, daß er das was ich sagte beachtet hatte; zu der Bitte um seinen Schutz nickte er bejahend. Der gefällige Herr hatte jetzt weder noch etwas Weiteres zu fragen noch zu sagen; wir dankten für die empfangene Gnade, bezeugten mit schweigendem Neigen unsre Ehrfurcht, standen auf und entfernten uns. Freund Champion sagte mir später, daß der Vizekönig, als er in so langes Gespräch mit einem deutschen Professor sich einließ, für diesen ganzen Tag (denn er hält die Gebräuche des Ramadans ziemlich streng) noch gar nicht gegessen und wenigstens schon zu vier Stunden, zuerst seinen Ministern, dann den fremden Abgeordneten Audienz gegeben hatte, und dennoch war weder seinen

Mienen noch seinen Gesprächen eine Ermudung anzumerken.

Zehn Uhr war längst vorbei, als wir aus dem Pallast hinaustraten und unsre Thiere bestiegen und dennoch schlug Herr von Champion es vor, wir sollten jetzt auch noch den ersten Minister, den Habib Effendi besuchen. Als wir in den Pallast dieses vielbeschäftigten Mannes eintraten, konnten wir freilich aus keinem einzigen Anzeigen bemerken, daß es bereits so spat sey. Da gab es im Vorsaal noch Kläger und Beklagte und viele Andre, welche bei der obersten Behörde etwas anzubringen hatten. Wir wurden dennoch — denn der Oesterreichische Consul steht hier in großer Achtung — sogleich eingeführt ins Audienzzimmer, das voller Leute war, wurden zum Niedersitzen auf dem Divan genothigt und mit Tabak und Kaffee bewirthet. Der Minister war sehr zuvorkommend freundlich; als ihm Herr von Champion sagte, daß ich das Glück gehabt habe ein Lehrer Sr. Majestat des Königes Otto von Griechenland zu seyn, sagte er in seiner orientalisch höflichen Ausdrucksweise: „ich wollte ich wäre noch ein Knäblein um dein Schüler zu seyn.“ Wir brachen, sobald die Schicklichkeit es erlaubte, auf, um dem viel geplagten Geschaftsmann nicht zu viel Zeit zu nehmen.

Da wir jetzt, vom Hügel der Citadelle hinab, wieder in die Gassen der Stadt kamen, war es mir, als befande ich mich nicht in einer Wohnstatte der Lebenden, sondern unter Grabgebauden der Todten. Kein Lichtlein zeigte sich auf den Gassen und in den Haußern; die Fußtritte unsrer Thiere regten aus weiter Ferne den Widerhall auf; die Thore der einzelnen Stadttheile waren geschlossen und wurden, ohne daß sich unser Janitschar

sonderlich auf das in meinem vorigen Brief beschriebene Ceremoniell einließ, eins nach dem andern geoffnet; es fehlte nicht mehr viel an Mitternacht da ich zu der ängstlich harrenden Hausfrau zurückkam, welche, Gott weiß welche orientalische Verbanquise und Strafen, die in so langer Zeit über ihren Oberherrn ergangen seyn konnten, gefürchtet hatte.

Vereinbarungsgemäßen gebe ich Dir nun auch gleich nach der Beschreibung der Audienz bei Mehemed Ali die der Festfeierlichkeiten am Bairamfeste.

Die Mohamedaner haben nicht Sonnenmonate deren Anfang und Ende im Kalender fest vorausbestimmt steht, wie bei uns, sondern Mondenmonate, welche dann ihren Anfang nehmen, wenn man am Abend zum ersten Male mit bloßen Augen wieder die zarte Sichel des Neumondes sieht. Beim Monat Schewal, welcher auf den Monat Ramadan oder der Fasten folgt, und in dessen erste Tage die Feier des ersten Freudenfestes fällt, ist dieser Augenblick von besondrer Wichtigkeit; hier in Kairo reiten dann gleich am ersten oder doch zweiten Abende nach unserem Kalendermonmond Leute, die hiezu eigends bestellt sind, hinaus in die Wüste, wo die Luft durchsichtiger und reiner ist, um sich nach der zarten Mondssichel umzusehen, und wenn sie diese erblickt haben eilen sie alsbald zur Stadt zurück, verkunden hier freudig den Anfang des Bairam und der Donner der Kanonen, herab von den Mauern der Citadelle bringt die Kunde weiter zu den Ohren aller Bewohner der Stadt und der nachstumliegenden Landschaft. Wir selber waren auf das platte Dach unsres Wohnhauses hinaufgestiegen und betrachteten den klaren, blauen Himmel, da hörten wir den Donner der Kanonen und das scharfe Auge der Hausfrau

entdeckte den kaum noch erkennbaren am Saume des Horizontes schwebenden Silberfaden der Mondssichel.

Nun war also am Morgen darauf das Bairamfest; Ibrahim, unser berühmter Tabakh oder Koch war heute früher aufgestanden als gewöhnlich, denn er mochte sich doch wohl gedacht haben, daß er, wie jeder arabische Knecht an diesem Tage ein Geschenk bekame, und er hatte sich nicht geirrt; statt der neuen Schuhe, die man gewöhnlich giebt, erhielt er die ihm noch nothwendigere Gabe eines neuen, rothen Tarbusch (Mütze). Es ist ein belustigender Anblick, den an diesem Tage ein Ritt oder Gang durch die Gassen einer morgenländischen Stadt gewährt. Jeder Moslim wirft sich bald nach Sonnenaufgang in seine besten Kleider, oder zieht, wenn er es vermag, ganz neue an; und so geht man, wenn man nicht zur großen Zahl der Ausnahmen gehört, in die Moschee. Wo sich auf der Straße zwei Freunde und Bekannte begegnen, die wunschen sich Glück zur überstandnen Fasten und kussen sich dabei; die Frauen wandeln mit Palmenzweigen in der Hand herum, denn heute beginnt der Zug ihrer Schaaren nach den Grabern der Verwandten. Die meisten Kaufladen, mit Ausnahme derer wo etwas Eßbares feil ist, sind geschlossen, nicht wegen einer besondern Heiligkeit, sondern wegen der großen Vergnuglichkeit des Tages, an der ja auch der Kaufmann Theil nehmen will. Es ist als wollte man jedermannglich zeigen, wie heute das Essen, nicht bloß bei dunkler Nacht und im dunklen Winkel des Hauses, sondern auch bei hellem Tage erlaubt sey, denn wohin man sich wendet da sieht man Leute welche essen. Vorzuglich wird heute vom Volke im Verzehren der Kakhs oder honigbestrichnen Kuchen und der Fesikhs oder gesalznen Fische viel geleistet;

die letzteren genießt man deshalb, damit man den ganzen Tag durch die That es zeigen könne, daß das Trinken vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang und auch nachher noch erlaubt ſey, und damit man die umſonſt, auf Koſten der Frommen geſpendete Gabe des meiſt verſalzten Waſſers, welches die Hydematis heute in allen Straßen unter dem Geſang eines Paradieſesliedes darreichen (nach S. 20) in recht reichlichem Maaße zu ſich nehmen möge. Damit auch der heute häufig von den Lebenden beſuchte Weg nach dem Grabe, der ohnehin, nach der „fröhlichen“ Moral der Bekenner des Islam unmittelbar zum Paradieſe geht, im reichen Lichte erſcheine, [illegible] der man gleich außen vor dem Thore, das zur großen Begräbnißſtatte von Kairo, zu Bab en Nasr führt, ſo wie vor andern Begräbnißſtätten Schaukeln und Carouſſels angebracht; Zelte in und vor welchen Tänzer, Muſikanten und Romanzenerzähler ihre Künſte zeigen, ſtehen allenthalben; die Frauen, die mit ihren Kindern die Gräber beſuchen, haben ſich mit einer Fülle der Kuchen und der Sahnreihs (einer Art von Fladen) verſorgt, und wer noch keine hat der kann ſie bei den Verkäufern überall zwiſchen den Gräbern haben, denn man baut ſich da, wo keine Gebäude über den Familienbegräbniſſen angebracht ſind, Zelte, in denen manche Frauen — doch nicht gerade jene, welche in ſtrengſter Aufſicht ſtehen, oder welche ſich ihren Ruf unbeſcholten erhalten mochten — ſogar die Nacht hindurch verweilen.

Den erſten Tag des Baramfeſtes benutzten wir zu einem Ausritt nach Heliopolis; den zweiten Feiertag aber, der wie auch bei manchen Ehrenfeſten der anſehnlichſte iſt, brachten wir mit dem Beſchauen der heute ſtattfindenden Feſtfeierlichkeiten und dem Beſuche der Gräber-

ſtadt der Mameluckenkönige, ſo wie des angrenzenden Mokkatam zu.

Mein Eſelein, das ich heute ritt, war gar zu bemüthig; es blieb immer weit hinter dem ſchönen Roſſe des Herrn von Champion zurück, ſo daß dieſer liebe Freund oft lang auf mich warten mußte, und wenn es dann ſeinen edleren Vorläufer eingeholt hatte, da ſtieß es, denn lenken kann man es nicht, weil es eben nicht Zaum und Gebiß, ſondern ſtatt deſſen nur ſeinen Seis oder Eſeltreiber hat, bald rechts bald links, mit mir, ſeinem Reiter, ſo an die Füße des Freundes an, daß ich mich freute, daß endlich der Hinaufweg zur Citadelle erreicht war. Hier gab es viel zu ſehen. Das Militär und die Schaaren aller hohen und niederen Beamteten zogen hinauf zur großen Parade im Schloßhofe; wir mußten mehr denn einmal zur Seite reiten und ſtillhalten, wenn ein wohlberittener Zug nach dem andern in die Engpaſſe eintrat. Unſer liebevoll vorſorgender Freund hatte für uns in einem Nebengebäude, das an den Hauptbof des Pallaſtes ſtößt, ein Zimmer angewieſen, aus deſſen offnen Fenſtern wir den ganzen Aufzug des Militärs und der Staatsdiener, denen ſich auch die Conſuln und Abgeordneten der fremden Mächte beigeſellten, zuſchauen konnten. Was das hieſige Militär betrifft, ſo ſchien es mir immer, als wenn es an Taktik jenem des Großherrn weit überlegen ſey; das Auge wird durch die wahrhaft folgerechten und wohlgeordneten Bewegungen vergnügt, wenn auch das Ohr, beim Hören der Muſik nur von ſehr gemiſchtem Gefühle ergriffen wird. Denn die europäiſchen Märſche und Ouverturen, die man ſich angelegentlich bemüht hat den Aegyptern einzuſtudiren, wollen dem Ueberſinn wie den Händen dieſes Volkes ſchwer

schwer eingehen. Es fielen mir dabei mancherlei vergleichende Gedanken ein. Die fremden Tonweisen, die man da in Aegypten einheimisch machen will, sind zuletzt doch von verwandter Art und Abstammung mit jenen, in denen in den Ländern der Christenheit auch die Hymnen im höheren Chore ertönen. Wenn der ungeschickte oder unglückliche Instruktor, der mit Gewalt ein europäisches Orchester hervorzuzüchtigen will, indem er, ohne an die künftigen Folgen zu denken, dem Gebot eines Mächtigeren folgt, nur früh, im unvollkommneren Nachhall die Ohren und Hände zur Folgsamkeit gegen den neuen Rythmus gewennen, sollte er damit nicht die Ohren des musicirenden Volkes auch für das Eingehen anderer gewiß bedeutungsvollerer Weisen desselben Rhythmus geoffnet oder vorbereitet haben? Du verstehest wohl was der rohe Vergleich andeuten sollte. Mitten in den Mißtönen und Mißlauten, welche aus dem jungen Aegypten vernommen werden, bemerkt ein aufmerksamer Sinn die freilich noch sehr stümperhaften Studien zu der vollkommnen Ausführung eines Liedes, das von den Hoffnungen einer neuen, besseren Zeit singt.

Die Feierlichkeiten, welche nach der Parade in der Residenz statt fanden; wie da die Abgeordneten der fremden Mächte und mit ihnen manche Andre schon beim Vizekönige eingeführte Fremde, wie die Staatsdiener und Gemaß, die Offiziere des Militärs und Vorstände der Bürgerschaft dem Vizekönig ihren Glückwunsch brachten, dieß alles kann Dich nicht sonderlich interessiren; ich führe Dich lieber ein wenig zuerst in das muntre Treiben und Vergnügen des Volkes auf und bei dem freien Platze der an dem Fuße des Kasselberges gränzt, dann bei der Stätte der Gräber.

Fast in derselben Zeit, in welcher eben auf dem Schloßplatze das Militar seine Parade macht, üben sich hier unten einige Fellahs oder Beduinen, auf schnellen und gewandten, doch sehr abgemagerten Rossen sitzend, im Werfen der Dscherids oder Wurfspieße, die sie auf einander schießen und durch schnelle Wendung des Leibes ausparriren. Zuweilen wird dieses Spiel gefährlich und wenn bei manchen Festen die Fellahs verschiedner Dörfer so mit einander kämpfen und ohne Absicht ein Wurf tödtlich wird, entzündet sich (wenigstens geschahe dies früher) nicht selten aus dem scherzhaften Anfange eine ernste Blutrache *). Minder gefährlich erscheint dann immer noch das Fechten mit Nebbuts, obgleich diese auch dicke, schwere Stangen sind, die den Kopf und die Glieder hart treffen mögen; noch minder die Uebungen der Musarin oder Fechter. Die einst so berühmten Künste der Aegyptischen Tänzerinnen oder Ghazijehs, Künste, die, wie uns Abbildungen in den alten Gräbern lehren, schon zu den Zeiten der Pharaonen geübt wurden, habe ich nicht gesehen, denn seit dem strengen Verbot von 1834 dürfen diese Frauen des Ghawizihstammes, der seinen angeblichen Ursprung von den berühmten, reizvollen Baramikehs am Hofe des großen Harun al Raschid herleitet, das Auge nicht mehr durch ihren öffentlichen Auftritt beleidigen. Die männlichen Balletkünstler oder Khowals tragen, als ob sie fühlten wie sehr sie ihrer Kunst sich zu schämen haben, Schleier.

Da man heute, am Bairamfeste, ohnehin alle Künste

*) Den Gräueln der Blutrache ist übrigens, wenigstens in Aegypten unter der jetzigen Regierung ein ziemlich kräftiger Einhalt gethan worden.

und Vergnügungsarten der jetzigen Aegypter beisammen sehen kann, berichte ich Dir gleich noch etwas von den Musikern, Romanzenerzählern und Gauklern. Die Musik der hiesigen Araber soll viele Tonweisen umfassen, welche namentlich den spanischen Volksliedern ähnlich lauten. Die einzelnen Töne sind nicht nur wie bei uns in halbe, sondern in Drittelstöne getheilt, so daß der Gesang sehr sanfter, zarter Uebergänge fähig wird. Die meisten Melodieen lauten wie Klagen, obgleich der Inhalt oft ein scherzhafter, fröhlicher ist. So bittet in dem einen Volksliede ein Liebender die Taube, sie möge ihm doch ihre Schwingen leihen. Die Taube sagt sie brauche sie heute selber. Nun dann, sagt der Liebende, leihe sie mir morgen, denn sieh', ich will sie nur auf einen einzigen Tag haben um meine Geliebte zu sehen; der eine Tag genügt um mich für ein ganzes Jahr mit einer fortwährenden Kraft und Gluth der Liebe zu füllen. Uebrigens finden sich fast in allen solchen Liedern, auch wenn der Inhalt ein sehr weltlicher ist, fromm scheinende Stellen, die vom Lobe Gottes und des Propheten handeln, eingewebt; ein Gewebe des Albernen und scheinbar Heiligen, welches wenig oder keinen innern Zusammenhalt hat. Der Alaih oder Sänger pflegt die Töne seines Liedes gewöhnlich mit dem Spiel der Rebab, einer zweisaitigen Violine, welche so lang ist wie ein Stock und nach unten einen beckenartigen Klangkörper hat, oder der Kabab mit viereckigem Klangkörper, zu begleiten, oder er bedient sich dabei des Kanun, einer Art von Hackebretes oder des Ud, welches unserer Guitarre gleicht.

Hier auf dem Rumeyleh Platze habe ich auch die Bekanntschaft eines jener Pythien oder Schlangenbeschwörer gemacht, welche seit uralter Zeit in Aegypten ihr

Wesen treiben. Der Mann gehört zu den Sadiweh-Derwischen, welche, sammt den Risajehs in die Häuser gerufen werden, sobald man Verdacht hat, daß eine giftige Schlange in diesen versteckt sey. Unter allerhand Beschwörungen, wobei sie auf die Macht des „größesten Namen" sich berufen und unter Lockтönen, die dem Glucksen der Bruthühner ähnlich lauten, gelingt es ihnen wirklich die Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln hervorzurufen; selbst wenn sie im Getäfel der Decke oder hoch im Mauergesims verborgen waren, fallen sie plötzlich herab auf den Boden; der angebliche Beschwörer, seine Kunst mag nun bestehen worinnen sie wolle, ergreift sie dann so geschickt, daß er von keiner verletzt wird, obgleich sie, wie wir uns selber überzeugt haben, noch in vollem Besitz ihrer Giftzähne sind. Unser Derwisch besucht uns fast täglich; bringt uns giftige Schlangen, Skorpionen und andre dergleichen Raritäten ins Haus; unsre Sammlung hat auf diese Art schon manche Bereicherung durch ihn erhalten.

Während ich damals (es war nicht in der Zeit des Bairamfestes, sondern etwas später) eigentlich ausgegangen war um einen Schlangenfänger zu finden, gab ich selbst Gelegenheit zu einem Tanze andrer Art. Ich fand da einen Volkshaufen um einige Mohhabbazin oder Possenspieler versammlet, deren Vorstellungen hier die Kahriner die Stelle unsrer Volkstheater vertreten. Die kleine Truppe bestund nur aus einem Manne und etlichen Knaben, davon der eine, verkleidete, die Rolle eines boisen Weibes spielte die mit allem unzufrieden, was ihr der Mann brachte, und im Bunde mit ihren Kindern, den Hausherrn mishandelte. Diese verkehrte Welt, wobei die Frau und die Kinder den Herrn über den Mann und

Vater wirkten, kam dem zuschauenden Volke über alle Maßen belustigend vor, während ich aber selber stund und schaute, hatte mir einer meine Rocktasche ausgeleert, welche zum Glück keine Dinge von gar hohem Werthe enthielt.

Die hiesigen Taschenspieler oder Hhöwah haben es freilich in der Meisterschaft ihrer Kunst weiter gebracht als die unsrigen. Man begreift nicht, wie der Mann, den man an allen Gliedern fest gebunden in einen engen Sack steckte, in diesem Kunste treiben könne, welche den freiesten Gebrauch der Glieder fodern; wie er die Hände, zum Empfang der Gaben hervorzustrecken vermöge und einige Augenblicke hernach dennoch, fest gebunden wie vorher aus dem Sacke gezogen werden kann; auch sind die Verwandlungen, die beim Blasen eines Tritonshornes mit den in einer Buchse verwahrten Gegenständen vorgehen, noch ungleich riesenhafter, als bei unsern Gauklern, obwohl nicht zu verkennen ist, daß alle diese Taschenkünste in den verschiedensten Ländern von einerlei Abstammung sind. Ich halte die Länder am Nil und Ganges für die rechte und ursprüngliche Heimath aller solcher Tauschereien.

Mitten unter den Musikanten, Klopffechtern, Taschenspielern, Schlangenbeschwörern und Magiern, welche geschriebene Talismane gegen Krankheiten und Stürme auf dem Meer so wie in der Wüste verkaufen, schleicht sich still und bebend, jeden Vorübergehenden scheu betrachtend, das Volk der Zigeuner oder Ghnjar's herum. Ihrer sind nur noch Wenige hier in dem Lande, das von Einigen für ihr Vaterland gehalten wird; sie sind, obgleich für Jeden, der schon öfter Zigeuner gesehen hat, leicht erkennbar, dennoch hübscher gestaltet als man sie

in unſrer Heimath ſieht, rühmen ſich aber auch, gleich den Tänzerinnen ihrer Abkunft von den reizend ſchönen Baramikeds aus den Zeiten des Harun al Raſchid. Die Männer treiben einen kleinen Handel, beſonders mit berauſchenden und aufregenden Saaben, auch mit wirklichen oder nachgemachten Alterthümern der Gräber, geſchliffenen Carneolen und Ringen, oder ſie treiben auch das Handwerk wandernder Schmiede und Keſſelflicker; die unverſchleierten Frauen wahrſagen aus der Hand, vorzüglich aber, wie unſre ſogenannten Kaffeegießerinnen und Kartenſchlägerinnen aus einer Anzahl von Schaalen. Ihren Wahrſagearparat tragen ſie gewöhnlich in einem Gazellenfell bei ſich.

Hunde, wie allerhand andre zu Künſten abgerichtete Thiere ſieht man bei uns oft; in Aegypten hat man aber auch gelehrte Kälber, die vor dem Volk allerhand Künſte machen und großen Verſtand zeigen. Die Hochſchule, wo dieſe gelehrten Kälber gebildet werden, iſt beim Grabe eines Heiligen, welcher Meiſter David der Junggeſelle (Sih Daud el Azab) genannt wird.

Am meiſten Vergnügen unter allem was es in der letzten Zeit, wo es wegen des Bairams und wegen der Mekkapilgrime beſonders lebhaft war, zu ſehen und zu hören gab, wurden Dir freilich die hieſigen Romanzenerzähler gemacht haben, wenn Dir ein ſprach- und landeskundiger Freund den Inhalt ihrer Erzählungen überſetzt hätte. Du ſollteſt nur ſehen, mit welcher geſpannten Aufmerkſamkeit und Theilnahme die hieſigen ſo wie fremden Araber dieſen Meiſtern der Erzählungskunſt, denn das ſcheinen ſie mir wirklich zu ſeyn, zuhören; wie ihnen, beim Hinderchen ſelbſt die Pfeife ausgeht oder die Hand, wie erſtarrt auf ihrem Wege mit der Kaffeetaſſe

nach dem Munde still stehen bleibt. Der Schaër oder Dichter hat gewöhnlich etwas erhöht auf einem aus Palmenzweigen geflochtenen Schemel auf einem Mastabah (steinernen Bank) entweder in oder auch außen vor dem Kaffeehaus, wo dann am Abend, wenn die Passage minder lebhaft wurde, sein versammeltes Auditorium sich bis auf die Mastabahs der gegenüberstehenden Häuser ausdehnt. Er hat eine stockartig gestaltete, zweisaitige Violine in der Hand, denn er trägt seine Erzählungen nicht bloß in Prosa und im sprechenden Tone, sondern wenigstens zum Theile in Reimen und singend vor. Der Stoff der Geschichten ist theils der bekannte aus „tausend und eine Nacht," theils gleicht derselbe den romantischen Dichtungen unsers alten, deutschen Heldenbuches und dem Sagenkreis aus Karls des Großen Zeiten. Die Erzählungen aus tausend und eine Nacht (Elf Leylch we Leyleh), so wie die von den Thaten Antars haben vielleicht durch ihr höheres Alter, so wie durch ihre Sprache einen Vorrang vor den jüngeren, doch fehlt es auch diesen nicht an Anmuth des Inhaltes und Ausdruckes. Namentlich gilt dieß von der Geschichte des Emir Bundukah, der in den Zeiten der Omejaden der waffenkundigste Held unter den Stämmen der Beduinas war. Seine Mutter, Rabab, aus einem edlen Stamme der Beduinen entsprossen, hatte der tapfere Herrscher der Beni Kilab: Emir el Kharis, dessen Hand gegen Jedermann, so wie Jedermanns Hand gegen ihn war, im Krieg erbeutet und zur Gemahlin genommen; noch als Mutter in Hoffnung wird sie durch einen Traum erschreckt, welcher auf ihr eignes unglückliches Schicksal bei der Geburt und auf die künftige Heldenmacht des Kindes hindeutet. Jener Magier, der den Traum deutete, giebt ihr ein Amulet,

das soll sie dem Neugebornen an seinen Arm binden. El Hharis stirbt noch vor der Geburt seines Sohnes; die Stämme, welche sein Schwert oft gedemuthigt und beraubt zugleich aber in Furcht gehalten hatte, rüsten sich um Rache an dem Blut ihres Feindes zu nehmen; Nabab entflieht, mit einem schwarzen Sklaven der ihrem Gemahl gehört hatte, um zu ihrem elterlichen Stamm zurückzukehren. In der Nähe des Zeltendorfes des Emir Darim, des mächtigsten und erbittertsten Feindes des verstorbenen El Hharis, wird sie von dem Sklaven absichtlich irre geführt; dieser entdeckt ihr seine verbrecherische Liebe, welche die die Nabab mit Zorn und Abscheu von sich weiset, während die Folgen des Schreckens ihre Niederkunft beschleunigen. Sie gebiehrt einen Sohn, wickelt ihn in ein Tuch, bindet den Talisman an seinen Arm, legt ihn an ihre Brust, da zieht der rachsüchtige Sklave sein Schwert, schlagt ihr den Kopf ab und entflieht. Als die Sonne aufgeht versammelt sich eine Wolke von Gundabbenschrecken über dem Leichnam der Mutter und über dem Kinde um beide zu beschatten; Emir Darim der zur Jagd gehen will, sieht den enthaupteten Körper, der von wunderbarer Kraft gehalten noch aufrecht sitzt, noch immer das saugende Kind an seiner Brust halt; sieht das Dach der Heuschrecken und erkennt die höhere, bewahrende Fügung die über dem, zu großen Dingen bestimmten Neugebornen waltet. Er bringt das Kind seiner Gemahlin ins Zelt, der kurz vorher ein neugebornes Kind gestorben war; sie säugt und erzieht den Knaben wie einen eignen Sohn. Niemand errath von welcher Abkunft das Wunderkind sey, das von der Heuschreckenwolke den Namen Gundubah empfangt; der Talisman an seinem Arme hätte Auskunft geben können, aber die-

sen darf Keiner ohne den Willen dessen lesen, der ihn trägt. Als Gundubah zum Jünglingsalter kommt macht er sich bald durch Heldenkraft und Tapferkeit berühmt. Sein Pflegevater mit seinen Söhnen und den tapfersten seiner Krieger, war in Gefangenschaft der grauen Riesin gerathen, die mit eiserner Kraft auch die stärksten Helden bezwang; die Gefangenen seufzten hoffnungslos im Kerker zu El Schumta; Gundubah erschlagt die Riesin und befreit Darim mit den Seinen. Aber das Lied von Gundubahs Heldenruhme, das jetzt aus allen Zelten und von allen Lippen der Jungfrauen und Frauen ertönte, regt in Darims und seiner Söhne Brust die neidische Eifersucht auf; Darim heißt den Findling von seinem Zeltendorfe sich entfernen. Gundubah, da seine sanften und bescheidnen Gegenvorstellungen unbeachtet bleiben, willigt in die Trennung ein; vorher will nur noch der Pflegevater den Talisman lesen. Gundubah erlaubt es ihm und nun sieht erst Darim, daß er bisher den Sohn seines alten Todfeindes, des El Hbaris bei sich erzogen habe. Da erwacht in ihrer ganzen Gewalt die Blutrache; mit lautem Geschrei ruft er die Seinen, damit sie den Sohn Dessen tödten, der so Viele ihrer Väter und Brüder erschlug. Gundubah, der Einzelne, fodert nach altem Recht der Kampfer, daß Einzelne, nicht Alle zugleich sich mit ihm messen möchten. Emir Darim sprengt zuerst heran; Gundubah versucht Alles um den Kampf mit dem Pflegevater zu vermeiden, dieser aber stürzt sich in blinder Wuth selber Gundubahs Speer entgegen und fällt vom Eisen durchbohrt. Hierauf dringt der ganze Haufe der Krieger auf den Helden ein; einige von Darims Söhnen fallen; die andern entfliehen zum Zelte ihrer Mutter, welche klagend und bittend hervortritt und

den Pflegesohn ermahnt seinem Zorn gegen die Kinder der Mutter die ihn wie einen eignen Sohn liebte, Einhalt zu gebieten. Gundubah, nachdem er kindlich der Mutter für ihre Treue gedankt hat, nimmt Abschied und reitet nach dem Schlosse der von ihm erschlagenen Riesin, dessen Mannschaft sich ihm als ihrem Herrn unterworfen hatte. Er wählt sich einen Theil der Mannen zur Begleitung auf seinen Ausgang nach Abenteuern und nach Thaten des Krieges; nur zu bald bemerkt er aber, daß diese Gesellen mit heimlichem Verrath gegen ihn umgehen; er erschlägt sie alle und setzt seinen Zug allein fort. Da begegnet er, im palmenreichen Thale der noch nie besiegten Heldenjungfrau Ghattelet esch Schugan (Vertilgerin der Helden) der Tochter des El Melik Ghabus. Diese, da sie an der Art seines Reitens schon von fern erkannte, daß er ein starker Krieger sey, war ihm entgegengeritten um, wenn er nicht stärker wäre als sie, ihren Speer mit seinem Blute zu röthen. Vor dem Kampfe begrüßt er sie wie Helden pflegen, mit dem Gruß des Friedens, und ermahnt auch den vermeintlichen Gegner dasselbe zu thun; dieser aber, damit die Stimme das Geschlecht nicht verrathe, nimmt schweigend seinen Anlauf. Die Speere sind schon zerbrochen, die Schwerter zerhauen, da wirft mit überlegner Ringerkraft Gundubah den Gegner zum Boden, und will eben mit dem Dolch den Kampf enden, als die Heldin sich ihm zu erkennen giebt. Er allein unter Allen die um ihre Hand warben und von ihr besiegt und getödtet wurden ist ihrer Verbindung werth; sie wird seine Braut; er nimmt die Bewirthung bei ihren Zelten, unter den Kriegern ihres Vaters an, welche mit ihr hierher auf Wegelagerung gezogen waren. In der Nacht beim Feuer, erzählten sich die Kriegsleute ihre

Thaten; ein schwarzer Sklave erzählt, er habe die Gemahlin des großen Emir El Hharis enthauptet; Gundubah zieht sogleich sein Schwerdt und nimmt Blutrache an dem Mörder seiner Mutter. Die Andern wollen jetzt ihrerseits an ihm den Tod ihres Spiesgesellen rächen; von dem Waffenlarme erwacht die Fürstin Ghatelet, schlichtet vor der Hand den Kampf, indem sie verspricht am andern Tage Urtheil und Recht zu sprechen, entflieht aber noch bei Nacht mit Gundubah. Auf seinem weitern Zuge begegnet das junge Heldenpaar abermals, in einem Feld der Palmen, einem blutigen Kampfe der Männer; aus dem Schlachtgeschrei der schwächeren, fast schon unterliegenden Parthei, erkennt Gundubah die Söhne seines Stammes, die Beni Kilab, die Verwandten seines Blutes, und als nun sein tapferer Arm im Bunde mit dem der Heldin die stärkeren Feinde zurückgeschreckt und geschlagen hat, wird er Emir der Beni Kilab, deren Stamm sich durch ihn von neuem, und mehr denn jemals zum Range des mächtigsten und gebietesten unter allen Stämmen der Hedschas erhebt.

Von nicht minder anziehender Kraft, durch Stoff und Inhalt ist auch die Romanze von Abu Zeyd oder Barakat, die man öfters in den Kaffeehäusern oder unter den Zelten von den Romanzendichtern erzählen hört. Wir haben uns jedoch schon zu lange auf und bei dem Rumeylehplatze unter dem gaukelnden, singenden, zuschauenden und zubereitenden Haufen herumgetrieben; es ist Zeit, daß wir uns auch an einer andern Stätte der Bairamsfestlichkeiten umsehen.

Ein Hauptort des Begegnens der festlich, in ihren neuen Kleidern prangenden Leute, besonders der Frauen, sind heute, wie ich schon vorhin sagte, die Begräbniß-

stätten, vor allen die groſse, nordwärts von der Stadt, gegen die Gräber der Mameluckenkönige gelegene. Der heutige Tag ist nicht nur ein Fest der Lebenden, sondern diese wollen ihn auch für ihre Todten als einen solchen gelten lassen. Darum gehen fast Alle, mehr jedoch die Frauen als die Männer, mit den Zweigen der Palmen oder mit Basilikumkraut in der Hand hieher, scheinbar um eine Klage zu halten; die Klage aber, wenn sie schon eine alte und verjährte ist, wird gewöhnlich bald zu einer Aeuſserung und Genuſs der Freude. Es ist für die Charakteristik des Lebens und religiosen Glaubens eines Volkes von höchster Wichtigkeit die Form zu betrachten, in welcher den Vorstellungen der Ueberlebenden der Tod der Ihrigen erscheint, und die Weise in der sie den Todten die sogenannte letzte Ehre, bei der Bestattung seines Leibes zur Erde bezeugen, darum beschreibe ich Dir, zum Schluſse meines heutigen Briefes und meiner Erzählungen aus dem Leben der jetzigen Kahiriner, die Feierlichkeiten der Sterbehäuſser und der Begräbnisse.

Der Tag wo sich Jeder auf den möglichen Fall, daſs er in diesem Jahre sterben werde, vorbereitet ist der vierzehnte des Monates Schaaban. Denn in der Nacht, welche in die Mitte dieses Monats fällt, nach Sonnenuntergang, schüttelt der Engel jenen Lotusbaum (Sidr) des Paradieses, an dem so viel mit Namen beschriebene Blätter stehen als Menschen auf Erden leben. Die, deren Blatt (das ihren Namen führt) herunterfällt, müssen ohne Widerruf in diesem Jahre sterben. Die Gläubigen bringen deshalb diesen Tag im Gebet zu, wenn aber einmal die Zeit des Schüttelns vorbei ist, warten sie in phlegmatischer Ruhe den Erfolg ab. Ueberhaupt machen sich die Bekenner des Islam eben so, wie sie es mit dem

Leben gethan haben, auch den Tod so anmuthig und leicht als möglich. Nach ihrer Vorstellung ist es ohnehin eine ausgemachte Sache, daß jeder Gläubige, d. h. Mohamedaner, selig werden kann und zuletzt wohl auch muß, die Ungläubigen aber, Christen, Juden und Heiden ewig verdammt sind, wenn sie nicht noch zuletzt zum Islam sich bekehren. Daher würde es auch, nicht bloß nach dem Gebot des Propheten: die Todten nicht zu klagen, sondern auch nach der Sitte des Volkes sehr tadelnswürdig erscheinen, wenn ein Mann bei dem Tode der Seinen der Wehklage sich überließe; in der Geschichte der Sterbe- und Begräbnißgebräuche haben wir es deshalb vorzüglich nur mit dem Benehmen und den Handlungen der Frauen, nicht der Männer zu thun.

Sobald der letzte Kampf des leiblichen Lebens mit dem Tode beginnt, legt man den Sterbenden so, daß sein Angesicht gegen Mekka gewendet ist. Wenn der Kampf geendet ist drückt man dem Verstorbenen die Augen zu; die anwesenden Männer rufen den auswendig gelernten Spruch: Allah; es ist keine Kraft noch Macht außer in Gott; wir gehören Gott an und zu Ihm müssen wir zurückkehren; Gott habe Erbarmen mit ihm (dem Verstorbenen). Die Frauen aber erheben das durchdringende, laute Klaggeschrei (den Welwelch oder Wulwal) untermischt mit Aeußerungen des Schmerzens wie sie die Natur oder die angelernte Sitte ihnen eingiebt. Unter den schon oben (S. 16) erwähnten landlich sittlichen, hört man auch die rührenden: o Theurer (ja ezzib); o mein Vater (ja abuja). Sobald der Wilwal vernommen wird kommen auch Nachbarinnen und stimmen in die laute Klage ein. Hierauf verstummt diese; die Verwandtinnen des Verstorbenen sitzen mit verhülltem Haupte, schweigend

auf dem Diwan, deſſen Polſter, eben ſo wie die Teppiche, zum Zeichen der Trauer umgekehrt (das unterſte zu oberſt) worden ſind. Nun treten die Neddabehs oder Klageweiber (deren noch jetzt fortwährendes Geſchäft das ausdrückliche Verbot des Propheten nicht aufheben konnte) herein ins Zimmer. Die, welche ihren Chor anführt, hat ſich vorher genau nach den Umſtänden und Familienverhältniſſen, nach den gewöhnlichſten Ausdrücken und Redensarten des Verſtorbenen erkundigt; ſie erzählt jetzt von dieſem, ſtellt in dieſer Erzählung mit theatraliſcher Kraft die Weiſe dar, in welcher der nun Hingeſchiedne, am Morgen wenn er an ſein Tagesgeſchäft gieng, oder am Mittag und Abend wenn er wiederkehrte, die Seinen begrüßte; ſie beſchreibt einzelne vorzüglich rührende Züge aus ſeinem Leben, dazwiſchen bejammert ſie ihn, und die andern Neddabehs ſtimmen in die Klage ein. Der Eindruck auf die von Natur oder aus Sitte verſtummte Wittwe oder andre nahe Verwandtinnen des Verſtorbenen iſt hiervon ſo mächtig, daß der laut ſich erneuernde Jammer öfters Ohnmacht herbeiführt.

Wenn der Todte am Morgen ſtarb geſchieht die Beſtattung noch an demſelben, wo nicht, am andern Tage. In der erſten Nacht nach dem Tode werden im Hauße des Verſtorbenen, wenn dieſer nicht ganz arm war, von einigen Fiki's vor allem die Gebete des großen Sebchah oder Roſenkranzes geſprochen und der Koran geleſen. Der Roſenkranz deſſen ſich die Fikis bei dieſer Gelegenheit bedienen hat 1000 Kugeln, ſo groß als ein Taubenei; ſo oft eine ſolche Kugel durch die Finger gleitet, murmelt der Betende die Worte: es iſt keine Gottheit außer Gott; wenn er dieß 1000 mal gethan hat bekommt er eine Taſſe Kaffee, und beginnt dann von neuem das

Spiel der Kugeln wie der Worte, denn er hat dieses in Allem 31000 Male zu wiederholen. Sobald er sein la ilaha zum 31000sten Male gesagt hat wird ihm eine ordentliche Mahlzeit gereicht. Während des Gemurmels der Sebdahabeter und Koranleser setzen auch die Klageweiber in Gemeinschaft mit den Frauen des Sterbehauses ihren Walwal fort.

Dieses Jammergeschrei erneut sich in größerer Heftigkeit, wenn jetzt der Augenblick der Bestattung kommt. Der Todte, von den Mughossils (Leichenwäschern seines Geschlechtes) gewaschen und in den Kefen oder Todtenhemd gekleidet liegt auf der Bahre, die sich bei den Leichen der Frauen und jungen Knaben durch einen eignen Aufsatz unterscheidet und welche von Freunden des Verstorbenen getragen wird. Zuerst geht paarweise geordnet eine Anzahl der Fakirs oder andrer armer meist blinder Männer welche in tiefem, dumpfen Tone das Glaubensbekenntniß beten, dann folgen einige Freunde des Todten, unter ihnen nicht selten Derwische mit Fahnen, hierauf paarweise eine Schaar von Knaben, welche den Chaerieh oder Sterbegesang singen, dessen Inhalt eine Art von Beschreibung des jüngsten Gerichtes ist. Nun kommt die Bahre und hinter ihr die klagenden Frauen. Ihre Klage wird übrigens nicht laut beim Begräbniß einer Jungfrau und bei diesem gehen auch die Verwandtinnen nicht zu Fuße, sondern reiten. Noch weniger darf sich der Walwal vernehmen lassen, bei dem Begräbniß eines Welih oder vermeintlichen Heiligen, unter welchem Titel der Mohammedaner nicht selten auch Blödsinnige verehrt. Bei der Bestattung eines solchen maßen vielmehr die begleitenden Frauen ihren Jubel oder Jubeltriller anstimmen, weil sonst, so sagen die Träger, die Bahre, durch den Geist

des Welih gehalten, ſchlechterdings nicht vorwärts geht *).

Der erſte Weg vom Leichenhauſe hinweg geht nach einer der großen Moſcheen. Hier verrichtet der Iman die Tekbirs oder Todtengebete und ſpricht darauf die Formeln des Glaubensbekenntniſſes des Islam. Dieſer Todte da hat, ſo fährt er fort, das Alles bekannt, darum ſchenke ihm, o Gott, Befreiung von Strafe und Segnungen des Paradieſes. Wenn hier, unter den Anweſenden einer iſt, welcher gute Thaten gethan hat, ſo laſſe die Kraft derſelben dem Verſtorbenen zu gute kommen. — Nach einer kurzen Pauſe wendet ſich der Iman zu den Engeln, welche, obwohl vom Menſchenauge ungeſehen zur Rechten und Linken der Bahre ſtehen, und grüßt ſie mit dem Gruße des Friedens und der Segnungen. Endlich wendet er ſich an die Anweſenden und ruft laut: gebt über den Todten euer Zeugniß. Zu der Regel antworten dieſe: er war unter den Guten. Als jedoch vor mehreren

*) Ueberhaupt zeigen die Welihs bei ſolcher Gelegenheit nicht ſelten ihre Capricen. So wollte einer ſich ſchlechterdings nicht auf den Todtenacker vor dem Bab el Nasr hinaustragen laſſen. Die Bahre machte ſich beim Thore ſo ſchwer, daß ſie nicht zu ertragen war. Da winkt einer der Träger ſeinen Gefährten ſie ſollten ſie niederſetzen, geht mit ihnen etwas bei Seite, daß der Welih nicht hören kann was man ſpricht, und verabredet ſich mit den Andern, man wolle ſich ſtellen als trüge man den Heiligen wieder in die Stadt hinein, wolle aber, um ihn in der Richtung irre zu machen, mit der Bahre mehrere Male im Kreiſe gehen. Die Liſt gelingt; der Welih wird irre, man nimmt dann noch einmal einen rechten Anlauf und bringt ihn ſo glücklich zum Thore hinaus.

mehreren Jahren der Wüthrich Ali Bey durch ein merkwürdiges Gericht der Wiedervergeltung, sein Ende in den Flammen einer im Jahr 1824 auf der Citadelle entstandenen Pulverexplosion genommen hatte und nun sein entstellter Leichnam zur Hhoseynmoschee gebracht war, da wagte es bei der Aufforderung des Imams: „gebt nun Zeugniß über den Todten," keiner, auch der anwesenden Verwandten, die gewöhnlichen Worte der Gutheißung auszusprechen. Der Imam wiederholte noch einmal seine Aufforderung; man hörte ein dumpfes Murmeln des Unmuthes unter den Anwesenden; er schloß mit den halblauten Worten: „Gott sey ihm gnädig!"

Wenn diese Ceremonie, die wie ein schwacher Ueberrest der alten Todtengerichte erscheint, vorüber ist, und wenn die Moschee zugleich, wie die des Hhoseyn, Verwahrungsort der Ueberreste eines Heiligen ist, trägt man die Todtenbahre noch vor die Meckimah oder den Aufbau des Grabmahls, dann beginnt der Zug nach dem Gottesacker. Das Grab ist ein gleich einem Backofen ausgemauertes Gewölbe, auf dessen geschlossenem mit Erde bedeckten Bogen oben der Turkibeh oder Grabstein liegt.

*) Jener Ali Bey war einer der Mochteßbs oder Polizeioffizianten, welche den Allenhandel der Regierung mit verschiednen Gegenständen zu bewahren und zu beaufsichtigen hatten. Ihm lag die Bewahrung des Monopols mit dem Leinwandhandel ob. Wenn dann irgend ein Bewohner der Stadt oder Landschaft erfunden wurde, der auf eigne Rechnung an seinem eignen Webstuhle Leinwand webte, oder diese verkaufte, ließ er die Leinwand mit Theer oder Pech bestreichen, den Unglücklichen darein wickeln und an einem Baumast aufgehangt lebendig verbrennen.

Das Gewölbe muß so hoch seyn, daß der Todte, wenn in der ersten Nacht nach der Beerdigung die beiden Engel Munkir und Nekir hineinkommen um ihn zu verhören, darinnen aufrecht sitzen kann; gewöhnlich hat ein Grab Raum für mehrere Leichname; der Eingang ist nach Nordost gerichtet. Hier schiebt man den Leichnam hinein, legt ihn so, daß sein Angesicht nach Südost (gegen Mekka) gekehrt ist und sucht ihm diese Stellung durch Unterlegen eines Steines zu sichern. Wenn dies geschehen ist, setzt sich ein Fiki als Mulockkin oder Todtenlehrer vor das Grab und ruft zu dem Leichnam hinein: „o Knecht (Magd) Gottes, o Sohn (Tochter) einer Magd Gottes, wisse, daß jetzt zwei Engel zu dir kommen werden. Wenn diese dich fragen, wer ist dein Herr, da antworte du: Gott ist mein Herr; wenn sie dich fragen nach deinem Glauben, antworte der Islam ist mein Glaube; nach den Propheten, da sage nur Mohamed ist Gottes Gesandter; nach dem Buch der Gebote: der Koran ist das Buch meiner Gebote; nach der Richtung deiner Gebete: die Kaaba ist der Ort dahin ich betend mein Haupt wende und ich lebte und starb in dem Bekenntniß, daß keine Gottheit ist außer Gott und Mohamed ist Gottes Gesandter. Wenn du so wie ich dir sagte geantwortet hast, dann werden die Engel zu dir sagen: Schlafe o Knecht Gottes, im Schutze Gottes."

Am Grabe eines Bemittelten wird nach vollbrachten Gebräuchen der Bestattung ein Büffel als Kaffarah oder Versöhnungsopfer geschlachtet und sein Fleisch an die Armen vertheilt. Am Donnerstag nach der Beerdigung des Abends wiederholen die Frauen ihr Klaggeschrei; am Freitag besuchen sie mit Palmenzweigen in der Hand das Grab. Dasselbe geschieht an jedem Donnerstag und Frei-

tag der beiden nächsten Wochen und zuletzt noch mit besonderer Feierlichkeit in der sechsten Woche, wo sich die 40tägige Periode der Klagezeit schließt. In Oberägypten halten die Frauen in den ersten drei Tagen nach dem Tode eines nahen Verwandten nicht bloß laute Klagen, sondern zugleich auch, dreimal täglich und zwar jedesmal eine Stunde lang, Todtentänze von ganz besondrer Art, wobei sie Angesicht und Gewand mit Staub und Asche bestreuen, Palmenstöcke oder scharfe Waffen in den Händen, einen Gurtel von Stroh oder Grashalmen um den Leib tragen. In diesem Tanze kehren vorzüglich oft jene Bewegungen wieder, wobei die Tänzerinnen sich tief zur Erde beugen und dann wieder aufrichten. Nach drei Tagen wird der Strohgurtel auf das Grab des Verstorbenen gelegt. — Die Farbe der Trauergewänder, die übrigens nur von Frauen getragen werden, ist in Aegypten die dunkelblaue.

Die Beschreibung der Bestattungsfeierlichkeiten der Kabirner hat uns zugleich an den Hauptort dieser Bestattungen: auf den Todtenacker von Bab el Nasr geführt. Daran gränzt die prachtvolle Grabesstadt der Großen (der Mameluckenkönige von Aegypten) deren schönste Moschee und alte Schulgebäude von den Herrschern der Circassischen oder Burgitendynastie (zwischen 1382 bis 1512) erbaut sind. Viele kostliche Trümmer und Hieroglyphenwerke sind in die Mauern dieser alten Gebäude hineingeflickt. Sultan Kaitbay, dessen Moschee eine der schönsten von Kairo ist, starb 1496; nächst dieser, ist die des Sultan Seegu sehr sehenswerth. Der ganze lange Strich westlich am Fuß des Mokkatam hin weiß von nichts zu sprechen als vom Grabe und von Todtensteinen.

So haben wir die Bekenner des Islam, welche das

neuern Aegypten, namentlich aber ſeine Hauptſtadt beherrſchen und bewohnen, durch die Gebräuche ihres täglichen Lebens bis zum Grabe begleitet. Auch hier wird noch der Unterſchied deutlich, der zwiſchen der Tageshelle der Sonne und zwiſchen dem Mondenſchein ſey; das Leben der Moslemen endet und zerfließt zuletzt in einer Welt der Träume und ſelbſt geſchaffnen Phantaſieen, das der Chriſten endet an einer Welt der gewiſſen Zuverſicht und der offenkundigen Wahrheit; jenen geht da der Mond unter, welcher mit einem nur von der Sonne erborgten Schimmer den Lebenspfad beleuchtete und der Tag iſt noch fern; dem Chriſten gehet da die Sonne auf, deren Morgenlicht ſchon die Wege ſeines Lebens helle gemacht und beſtrahlet hatte.

Vierter Brief.

Ausflüge in die Umgegend: an den Nil und nach Heliopolis. Beſchreibung der Kopten.

Ich habe hier ſchon manche Seite, freilich in ſehr abbrevirter Sprachweiſe an Dich geſchrieben, meine liebe Schweſter; dennoch bin ich des Schreibens noch nicht müde. Vielleicht liegt der Grund zu dieſer Schreibſeligkeit in der milden Luft und zugleich in unſrer ſehr mäßigen und geregelten Diät, vielleicht auch in der aufregenden Kraft des vielen Neuen, das man täglich ſieht und hört; ſo viel iſt gewiß, daß ich ſelten eine ſolche Leichtigkeit und aufgelegte Stimmung zu den ritterlichen Uebungen der Schreibfeder empfunden habe, als da oben auf meinem Dache, neben dem großen Windfange; es iſt als ob hier, im Anblick der Palmenwälder und Pyramiden, in meinem ſonſt ſo ſchweren Dache des Gehirnes

selber eine Thür sich aufgethan hätte, durch welche ein frischer, belebender Hauch hinabführe, der alle Lebensräder in Bewegung setzt; in einer oder etlichen Stunden schreibe ich so viel als daheim in einem ganzen Tage.

In meinem heutigen Briefe bin ich gesonnen Dich auch einmal aus der ungepflasterten und dennoch so manches Heilpflasters bedürfenden Stadt hinauszuführen in die Umgegend und freie Landschaft.

Die alten Aegypter hatten, wie Du weißt die Sitte, ihre Todten zu ihren Festen einzuladen und den ernsten Anblick der Mumien zu den fröhlichen Eindrücken des gastlichen Mahles zu gesellen; diese Sitte der Menschen erscheint in der That nur als eine bewußtlose Nachahmung der Natur und Weise des hiesigen Landes. Auch die Natur hat ihre Mumien und Grabmähler; nirgends hat sie dieselben in solcher riesenhaften Art und Menge und so nahe zu dem noch fortwährenden Gastmahle des jungen, frischen Lebens gesellt als in Aegypten. Hier sind fast alle Hügel des Nummulitenkalkes von einem Gewimmel der Ueberreste jener lebendigen Wesen erfüllt, die sich in dem Muttergewässer der Schöpfungstage regten und bewegten; die große, allgemeine Fluth, welche mit ihren schwer lastenden Wassermassen über die Oberfläche der Erde dahinschritt, hat nirgends mächtigere, unverhülltere Fußtritte zurückgelassen, als da in der Wüste, wo der Druck ihrer Wassersäule ganzen Waldungen der Vorwelt die Form der versteinerten, vegetabilischen Mumien gab. Thäler und Klüfte in das Land hineinriß und die Felder der runden Kiesel wie die unübersehlich weiten Landstriche des Landes bildete. Und wo sonst auf Erden hatte wohl die älteste und ältere Geschichte der Völker, mit den Werken ihrer Hand sich un-

beſiegbarer und unverrückbarer feſt, neben die noch immer forthandthierende neueſte Zeit hingeſtellt als in Aegypten, wo ſelbſt die anderwärts Alles auflöſende und zur Verweſung führende Zeit den Leichnam des Vergangenen und Geweſenen zur bleibenden Mumie machte, als wolle ſie dem am Gaſtmahle des Lebens ſitzenden Volke es bezeugen, daß nur ein Ereigniß dem Menſchenleben gewiß ſey, der Tod; nur eine Kraft die Menſchenſeele in all ihrem täglichen Treiben aufrecht ſtehend erhalte: die Kraft der Ewigkeit, welche in ihren Werken wie in den Worten ihres Hoffens von einem Fortwahren der That ihres Seyns auch nach dem Tode ſpricht.

Betrachten wir zuerſt das immergrünende Zweiglein des alten Baumes, deſſen Stamm und Aeſte ſchon längſt abgeſtorben daſtehen; treten wir an die noch immer mit Fülle gedeckten Tiſche hin, an denen ein großentheils ſehr armes, genügſames Volk ſeine Tage theils verſchläft, theils in einem, nicht ſelten ſehr ſchwerem Traume hinbringt. Der Diener, welcher im großen Haushalt des Landes die Tiſche mit Lebensmitteln verſorgt, iſt der Nil, deſſen geſegnetes Waſſer auch ich rühmen und beſingen ſollte, da ich ſeinen Kräften, wie mir es ſcheint, zum Theil die in Kairo wiedererlangte Geſundheit verdanke, welche durch die Beſchwerden der Herreiſe ſo wankend geworden war.

Unſer diesmaliger Weg am Saume des nun trocknen Teiches von El Esbekieh hin, in deſſen Mitte jetzt auf Mehemed Ali's Befehl ein botaniſcher Garten begründet wird, dann zum Thore von Boulack hinaus, führt uns links, auf wohlgebauter Straße, durch die neuen Garten- und Felderanlagen des Ibrahim Paſcha, gen Kaſtar oder Altkairo und an den Nil. Wenn es uns der Kalender

nicht sagte, daß wir im Januar leben, die Landschaft wurde uns das nicht verrathen, denn auf diesen Feldern, die aus den alten Schutthaufen der Stadt entstanden sind, und deren Boden eine Menge der Wasserräder und Graben befeuchtet, grunen alle Gemuse unserer Sommermonate; von den hohen Baumen der Rohrencassie (Cassia fistulosa) hangen die Guirlanden der langen Rohrenschoten in Menge herab. Wir halten uns vor der Hand nicht bei diesen beachtenswerthen Anlagen und ihren Erzeugnissen auf; erfreuen uns nur auf einige Augenblicke an den munteren Spielen der vielen militarisch (europaisch) gekleideten Knaben, welche Mehemed Ali hier in einer wohleingerichteten Soldatenschule erziehen und verpflegen lasset, deren weitlaufige Gebaude nahe bei Ibrahim Pascha's prachtvollem Pallaste stehen, sondern begeben uns vor allem einmal zur Quelle all dieses wirklichen und scheinbaren Wohlstandes: zum Nil. Wir kommen hier zuerst an dem großen Kanal vorüber, welcher zur Zeit der Stromschwelle das Wasser in die Stadt leitet und an dem Gemauer der plumpen, vom Sultan El Guri erbauten Wasserleitung, dann aber auf einer außen, vor den Mauern von Alkaire hinlaufenden Straße, in welcher vor dem Thore der Höfe und Landhauser manches beachtenswerthe Bildwerk des alten Aegyptens ruhet, zum Ufer des Stromes, der hier mit seinen zwei Armen die Insel Rhoda umschlingt.

Auch abgesehen von seiner historischen Bedeutung macht der herrliche Strom hier oberhalb der Insel, wo er noch nicht getheilt ist, obgleich gegenüber, einen unvergleichlichen Eindruck auf's Auge. Zwar das Gewimmel und rohliche Gedränge der mit Menschen und Gutern

des Landes gefüllten Fahrzeuge, welche zu Herodots Zeiten seine Wasserfläche bedeckten, ist schon längst verronnen und vergangen; denn während in den Zeiten der Pharaonen Aegypten sieben Millionen Bewohner reichlich ernährte und versorgte, ist die Zahl der jetzigen kaum noch auf mehr denn zwei Millionen anzuschlagen, und wenigstens der sechste Theil der männlichen Bevölkerung stehet im Dienste der Waffen, die übrigen aber in dem nicht minder lähmenden eines fremden Interesses. Dennoch könnte noch jetzt dieses Land bei vollem Anbaue wie in den Zeiten seines vormaligen, höchsten Wohlstandes, seine sieben Millionen Menschen mit all ihren Hausthieren speisen und bekleiden, denn der Nil, nach einem arabischen Ausdrucke, thut seine reiche Hand noch eben so weit auf wie vormals, weil sich zwar der Boden des Landes, mit ihm zugleich jedoch auch das Bette des Flusses durch die jährliche Zufuhr der Stoffe, welche sein Wasser mit sich bringt, erhöht hat, so daß die Höhe seines Anschwellens, zur Zeit seiner Ueberschwemmung noch eben so viel in unsern Tagen wie in denen des Herodot, Plinius, Plutarchs und Kaiser Julians beträgt, nämlich 15 bis 16 Fuß. Mit der Breite des Aegyptischen Stromes hält keiner der vaterländischen, während seines Verlaufes im deutschen Lande den Vergleich aus, denn diese misset schon in dem tief eingegrabenen, engen Bette bei Luckior 1300 Fuß, steiget bei Montfalout und Syout auf 2034 und 2800, und dehnt sich hier in der tieferen Ebene, wo kein Gebirg zu beiden Seiten die Ausbreitung hemmt, bei dem mittlern Wasserstand (im Januar) auf 2846 pariser Fuße aus. So sieht man die Donau nur dann, wenn sie auf ihrem Laufe durch Ungarn und die Wallachei vom Zuflusse manches großen Flußes erwach-

ten, unter dem Panier eines fremden Volkes und fremder Zungen dem Meere zueilt.

Wenn man recht lebhaft einsehen will was Aegypten wäre ohne den Segen des Niles, muß man sich das Land nur in dem Zustand denken, in welchem es sich vor der Stromschwelle befindet. Jetzt stehen wir hier mitten im Winter; ohngeachtet der großen Kühle der frühesten Morgenstunden ist die mittlere Temperatur des Monates 10 bis 12 Grad, wie bei uns im Frühling; der Klachs hat schon Knoten gewonnen und in wenig Wochen wird man ihn können raufen, der Waizen steht so hoch wie bei uns spat im Mai; die Erbsenfelder sind voller großer Schoten, die Bohnen wie der Rübsamen blühen, das Zuckerrohr wird geerntet. Noch geht der Nil in sast vollem Bette; an tieferen Stellen des Thales sieht man mächtige Teiche und Sumpfe stehen. Dies ist auch überdieß die Jahreszeit wo das Land von Unteraegypten öfters besonders, wie man sagt, seit den Anpflanzungen des Ibrahim Pascha's von Regenschauern, ja, wie wir dieß selber gleich bei unserer Ankunft erfuhren, von Regengüssen erquickt wird, während freilich in Oberaegypten das ganze Jahr hindurch kaum zwei leichte Regenschauer, alle zehn Jahre nur ein starker Platzregen fällt. Nur noch wenig Wochen und die Frische der Natur, die uns jetzt so anlacht, wird verschwunden; noch im März steiget die mittlere Temperatur auf 20 Grad und darüber (in Oberaegypten auf 24), die Felder sind dann weiß zur Ernte, denn mit Anfang des Aprils schneidet man den Waizen, und das dürre Stroh der Erbsen- und Linsenfelder ist dann längst zum Brennmaterial geschickt geworden. Nun kommt, wie das hiesige Volk meint, vom Ostermontag der Kopten an die Periode der heißen aus Süden stre-

menden Chamſinwinde, welche, wenigſtens nach Ausſage der hieſigen uralten Bauern- und Bürgerregel, 50 Tage bis zum Pfingſtſontag dauert. Am Mittwoch vorher (in der Charwoche) den ſie Hiobs Mittwoche (Arbaa Eyub) nennen, reiben ſich die Koptiſchen Chriſten den ganzen Körper mit dem Kraut und Blattern des arabiſchen Inelis (Inula arabica) den ſie Ghubeyra nennen, und ſchon an Maria Verkundigung ſo wie am Palmſontag ſpricht ihr Prieſter das Todtengebet uber die ganze Gemeinde; denn dieſe alten Eingebornen des Landes bedenken wohl, welchen Gefahren ſie entgegengehen. Die Mohamedaner aber machen es gleich dem Till Eulenſpiegel, welcher, wenn er einen ſauren Berg hinauf zu ſteigen hatte, lachte, weil er ſchon im Voraus des Hinabſteigens ſich freute, das vom Gipfel aus ſeinen Anfang nehmen wurde; ſie reiten oder gehen am erſten Tage des Khummaſin oder Chamſin ſchaarenweiſe zum Thore hinaus, um, wie ſie ſagen, den erquicklichen Zephyr zu riechen, was ſie fur ſehr geſund halten, obgleich ſie öfters, wenn Oſtern etwas ſpater fallt, halbkrank und faſt erſtickt vom Staub der heißen Winde von ihrem Zephyrriechen (Schemmn Neſim) wieder nach Hauſe kommen. Ohnehin gewahrt jetzt die freie Landſchaft einen traurigen Anblick; der Boden iſt tief zerborſten und lößt ſich bei jedem Windhauch in Staube auf; das Grun der Auen iſt faſt ganz verſchwunden, nur der Palmbaum behalt auch in der Durre und Hitze ſein grunendes Laubdach. In dieſer Zeit ſollte eigentlich kein Fremder nach Aegypten kommen, oder wenn er ſchon da iſt ſollte er nach dem zwar um 5 Grad heißeren, dabei aber dennoch geſundern Oberagypten, noch beſſer aber in das Sinaitiſche Gebirge entfliehen. Denn dieß iſt die Zeit da die Peſt, wenn ſie anders gerade in Aegypten

ist, und andre Krankheiten am gefährlichsten wüthen und wie groß hier ihre Macht seyn könne, das erfuhr man noch vor zwei Jahren (1835), wo in Kairo allein der dritte Theil der Einwohner (gegen 80000 Menschen), in ganz Aegypten aber fast ein Zehntheil der Bevölkerung (gegen 2000000) starben, obgleich die Zahl der Opfer in Oberägypten verhältnißmäßig viel geringer war als in Unterägypten. Nun läßt sich auch zuweilen der erstickend heiße, giftige Samum merken, der jedoch zum Glück nur eine Viertelstunde bis 20 Minuten lang wehet; ein Theil des Ungeziefers, das selbst bei Nacht die Ruhe der Betten störte, namentlich die Flöhe, sind zwar in der heißesten Zeit verschwunden, desto lästiger fallen aber jetzt die Wanzen, Mücken, Fliegen und bei Unreinlichen selbst die Läuse.

Aber das Zerbarricken der Reuter und Fußgänger; dieses Hoffen zu einer Zeit da nichts zu hoffen war, bleibt doch auch nicht ohne Erfüllung, obgleich diese nicht zu Pferde, sondern ziemlich langsam, zu Fuße nachkommt. Grade dann, wenn die Noth am größesten, ist auch hier in diesem bedeutungsvollen und merkwürdigen Lande Gottes Hülfe am nahesten; denn wenn die Fluth ihre höchste Stufe erreichte, dann fangen die kühlenden Nordwinde an immer häufiger und kräftiger zu wehen; die Nilfahrt belebt sich wieder, weil man nun besser und leichter auf eine günstige Fahrt nach Süden rechnen kann. Am 17ten Juny, am 11ten des Monates Paunah der Kopten, ist die Leylet en Nuktah, die Nacht des Tropfens; jene wundervolle Nacht, da — wie dieß die Astrologen auf die Minute auszurechnen wissen — der kräftige Tropfen vom Himmel in den Nil fällt, welcher den Strom so hoch anschwellen machet. Man bringt diese Nacht fröhlich auf den Dächern der Häuser oder im Freien zu; ein Stück

lein Teig auf das Dach gelegt deutet, wie man meint, durch sein Anschwellen mittelst der Gährung Glück und längeres Leben, durch das Gegentheil aber etwas Schlimmes an; Kugeln aus Nilschlamm zusammengeballt, von Nilwasser umgossen, lassen, meint man, auf das Maaß der dießjährigen Stromschwelle schließen.

Nun beginnt die Spannung der Neugier und Erwartung, wie in den Gegenden unsers Vaterlandes, welche Weinbau treiben, in der Zeit der Bluthe und des angehenden Reifens dieses edlen Gewächses, bei jedem günstig oder ungünstig scheinenden Tage. Man läuft hinaus an den Nil um selbst der Wirkung des wundervollen Tropfens zuzuschauen, aber auch jetzt kann man noch Geduld üben lernen, denn das Steigen des Wassers wird doch erst gegen Anfang des Juli recht bemerkbar. Jetzt hat auch der Magenwächter des Ramadans, von dem ich im zweiten Briefe (S. 21) erzählte, wieder etwas zu thun, denn öfters versieht dieser vom dritten Juli an, in dem Quartier der Stadt, für das er bestellt ist, auch die Stelle eines „Munadi en Nil" eines Ausschreiers der Nilstromschwelle. Er kommt diesmal in Gesellschaft eines Knaben vor die einzelnen Häuser und beide rufen oder singen gegeneinander. Der Munadi beginnt: „Ich bezeuge den Ruhm Dessen, welcher den Erdkreis ausbreitete. Knabe: Und gab fließende Wasser. M. Durch Ihn werden die Gefilde grün. K. Nach dem Tode giebt er ihnen Neues Leben. M. Gott gab Fülle; Er machte den Strom schwellen und wässerte das höhere Land. K. Ja selbst die Hügel und den Sand, wie die ebenen Auen." — Bei und außer diesen seinen Sprüchen hat der Munadi denn auch das Amt jenes Maaß des Steigens anzugeben, das am Strom bemerkbar wurde. Man darf

ihm aber hierbei nicht viel Vertrauen ſchenken. Damit die Geduld ſeiner Zuhörer nicht zu ſehr ermüdet werde — denn das Steigen geht gar langſam — läßt er bald einmal den Strom viel höher anwachſen, als er es wirklich that, oder er dichtet ihm wohl auch Pauſen des Steigens an, wo keine da waren, nur um dann wieder Gelegenheit zu haben einen recht freudigen Aufſprung ſeiner Angaben, vom Geringeren zum Höheren zu machen. Das Landvolk läßt ſich indeß durch keinen Munadi irre machen; es beſtellt im Auguſt die Saat der verſchiedenen Arten des Moorbaries und andrer Gewächſe, deren junges Grün am beſten unter der Decke des Waſſers gedeiht.

In dieſem Monat ſo wie im September iſt es auch für den Fremden, der alle Herrlichkeiten Aegyptens beſehen möchte, hier nicht mehr übel wohnen und reiſen. Der jetzt vorherrſchende Nordwind ſtreut ſeinen kühlenden Hauch über das zu einem See gewordene Nilthal aus, und ſchwellt zugleich die Segel der Boote, die nach Theben ſteuern gar fröhlich an. In Oberägypten beginnt die Reihe der Freudenfeſte, die jetzt, beim Austreten des Stromes über ſeine Ufer bis hinab zu den Mündungen ins Meer gefeiert werden, zuerſt; ſie beginnt hier auf ziemlich handgreifliche Weiſe. Kinder, wie man ſagt nach einer uralten Sitte, entzünden Büſchel von Palmenblättern oder Binſenwehr und ſchlagen mit den Feuerbränden, eines aufs andre. In Unterägypten iſt man feiner und beſitzlicher. Der Munadi mit ſeinem Knaben, der jetzt von jedem Hausherrn ein Trinkgeld für ſein Ausſchreien zu empfangen hat, geht, feſtlicher als gewöhnlich gekleidet, den Tag vorher, ehe man hier bei Atfaure oder Keſſat den Damm durchſticht und das Waſſer in die Kanäle

der Stadt ſtrömen läßt, in ſeinem Stadtquartier herum und beide ſingen oder ſchreien gegen einander. M. Der Strom hat Ueberfluß gegeben und ſein Maaß erreicht. K. Gott hat den Ueberfluß geſendet. M. Der Kanalteich iſt gefüllt, in den Gräben ſtrömt das Waſſer. K. Gott hat den Ueberfluß geſendet. M. Die Fahrzeuge ſind flott. — Darauf, nach manchen ähnlichen Beſchreibungen der Stromfülle, fährt das Duett fort, die Bewohner der einzelnen Häuſer anredend: Mögt ihr lange leben. — — Dieſer edle Mann (hier im Hauſe) liebt die Edlen. — Das Paradies iſt den Freigebigen verheißen. — Die Hölle aber den Geizigen. — Möge Gott mich nicht vor die Thüre eines Geizigen führen. — Eines Solchen der das Waſſer im Kruge mißt. — Oder die Brode noch im Teige zählt. — Nicht eines Solchen der die Katzen zur Eſſenszeit hinausſchließt. — Oder die Hunde von ſeiner Mauer hinwegtreibt. — Seht nur, wie die Welt ſich geſchmückt hat. — Die Damen haben ſich geputzt. — — Der Junggeſell ſieht ſich nach Geſellinnen um. — Der Jungfrau bereitet man den Brautſchatz.

Die fröhlichen Feſtlichkeiten, die man bei Kairo vor dem Durchſtechen des großen Dammes anſtellt, ſind ſchon oft beſchrieben. Zelte ſind da für die Zuſchauer, für die Sänger und Volksbeluſtiger, wie für die Verkäufer des Scherbet und der Eßwaaren aufgeſchlagen; in dem noch trocknen Kanal, in welchen man jetzt die Arusch oder Braut des Nils, eine aus Schlamm oder Lehmen gefertigte Säule hineinſtellt (ſtatt der Jungfrau die nach einem Mährlein der hieſigen Moslemen die vormaligen Bewohner dem ſchwellenden Strom zum Opfer brachten) ſieht man Leute tanzen und ſpringen, hört da den Ton der Sänger und Muſikanten. Und nach fröh-

lich durchwachter Nacht deren Dunkel die Feuerwerke erhellten, wird dann am Morgen bei Sonnenaufgang, unter dem Donner der Kanonen, in Gegenwart der höchsten Behörden der Stadt der Damm gestochen; das lustige Pöbelvolk oder die muthwillige Jugend erwartet, noch im Graben stehend, die Ankunft des Wassers, in welchem es jauchzend herumwatet oder zuletzt schwimmt wobei nicht selten Mehrere ertrinken; das geschmückte Schiff «Arkadah» fährt auf dem strömenden Wasser unter den gellenden Tönen der Musik dahin; die leicht auflösliche Zubrant zerrinnt. Vormals wurde auch, zur Belustigung des Volkes vom Sultan oder Pascha Geld in das wogende Wasser geworfen, das der hinabtauchende Pöbel hervorholte.

Am Tage der Kreuzerfindung oder des Salib der Kopten, das ist nach unserm Kalender am 26sten oder 27sten September hat in der Regel der Strom seinen höchsten Stand erreicht. Der Munadi singt jetzt sein Liedlein vom Schemmam und Lemmam, worinnen er meldet, daß nun alles Grun außer dem Schemmam «Dattelkirschen» und Lemmam «Aegyptische Krausemünze» vom Wasser bedeckt sey und empfangt noch nachträglich ein kleines Trinkgeld. Die Höhe des Wasserstandes fängt jetzt allmalig an sich wieder zu vermindern; ein großer Theil der Felder tritt frei aus seinem Spiegel hervor. Man säet jetzt den Waizen, in mehreren verschiednen Abarten, die Gerste, Bohnen, Erbsen und eine Menge andere Hulsengewächse, während man die Saamenkerner der verschiednen Arten von Moorhirse schon im August dem Boden anvertraut. So sind in Aegypten alle Arbeiten des Landmannes durch die Zeiten der Stromschwelle des Nils vorherbestimmt und geregelt. Und

wenn wir mit dem festgeordneten Jahreslaufe der Geschäfte des Landbaues, wie wir ihn jetzt noch im Nilthal vor Augen haben, die ältesten Berichte über Aegypten aus der Mosaischen Zeit so wie aus den Tagen des Herodot vergleichen, dann erkennen wir eine Uebereinstimmung und ein Verbleiben bei dem Gleichen, wie dies nirgends in unsern Gegenden gefunden werden kann. Wenn irgend ein Land geeignet erscheint seine Bewohner zur Kenntniß der eigentlichen Dauer des Jahres zu führen und hierbei fest zu erhalten, so ist dieß Aegypten. Und dennoch hat die Sitte des Islams, wie sie in manchen alten christlichen Kirchen, die sie zu Moscheen umgestaltete mit ihrer Kibleh oder Mekkalinie, die Richtung, nach welcher jene orientirt waren, queer durchkreuzte, auch durch das Sonnenjahr das hier so fest bezeichnet ist, einen unsymmetrischen Querstrich gemacht, indem dieselbe ihre Jahresfeste und Monate nicht nach dem Lauf der Sonne, sondern des Mondes bestimmte, so daß die Dauer ihres Jahres um 11 Tage kürzer ist und die Zeit der Ramadanfasten wie des kleinen Beiram, welche heuer in den Januar fiel nach 16 Jahren auf die Mitte des Sommers treffen wird.

Aber das Gebäude der alten Ordnung der Dinge steht hier dennoch so fest, daß jene mit ihrer Kiblelinie es nicht verrücken können. Wie man in diesem Lande der unverweslichen Vergangenheit in den Händen einiger Mumien, die schon vor mehreren Jahrtausenden zu Grabe getragen waren, Waizenkörner und Zwiebeln fand, deren Keimkraft sich noch so wohl erhalten hatte, daß sie, ins feuchte Erdreich gebracht, aufkeimten und ausschlugen, so hat sich auch in der Natur und Seelenstimmung der Bewohner des Landes ein uralter Keim erhalten, welcher,

unter

unter günstigen Umständen wohl noch einmal sich frisch beleben und entfalten kann.

Wir kamen zum ersten Male am 7ten Januar nach Kestat; es war die Zeit des Weihnachtsfestes der Kopten. In der Stadt selber hatte ich noch keine Zeit gefunden eine Koptische Kirche zu besuchen, obgleich eine der bedeutendsten derselben, sowie die Wohnung des Patriarchen ganz nahe bei der unsrigen liegt; hier in Altkaire liessen wir uns in eine der berühmtesten Kirchen führen. Es ist jene, welche über die zum Theil unterirdischen Gemächer gebaut ist, in denen eine alte Sage der hiesigen Christen die Wohnung der heiligen Familie, während ihres Aufenthaltes in Aegypten vermuthen lässet. Die Kirche ist von klosterlichen Mauern umschlossen. Ich beschreibe Dir das Innre wie es nicht zunächst nur hier, sondern in allen Koptischen Kirchen gefunden wird und zugleich, zum Verständniß der sonderbaren Dinge, die man da sieht, die Gebräuche des Gottesdienstes die man da beobachtet.

Bald nach dem Eintreten fällt dem Fremden die große Menge der Krücken auf die an verschiedenen Stellen des Gebäudes angelehnt stehen; er glaubt in eine Wohnung der Lahmen und Krüppel gekommen zu seyn. Diese Krücken dienen sonderbarer Weise zu einem Ersatz für die Sitze. Denn da der ganze Gottesdienst, mit der Feier des Abendmahles, drei bis vier Stunden lang dauert, sucht man dadurch, daß man sich während desselben auf Krücken lehnt, der Ermüdung vorzubauen. Eine zweite Eigenthümlichkeit dieser Christentempel sind die vielen vergitterten Verschläge, welche sich in ihnen angebracht finden. Dem Haupteingange gegenüber, in der äußersten Tiefe der Kirche zeigt sich zuerst der Heykel:

das Sanktuarium mit Altar und Kanzel, nach vorn durch einen Gitterverschlag umgranzt, aus welchem eine Thüre die nur ein Vorhang verschließt, herausführt in den zweiten Verschlag, der abermals durch Latterwerk von der übrigen Kirche abgesondert ist, zu welcher von ihm heraus drei Thüren sich öffnen. In dem innersten Verschlag des Heykel steht der Priester, welcher der heiligen Handlung vorsteht; im äußeren Verschlag die andren Priester und Altardiener mit den Oberknaben. Aber auch der übrige Raum der Kirche ist noch durch mehrere vergitterte Abtheilungen entstellt, wovon etliche für die Männer, einer, welcher am dichtesten verschränkt ist, für die Frauen gehört. Das was der Priester innerhalb des Sanctuariums spricht und betet ist Koptisch; die Gesänge und Gebete der Priester und Oberknaben im Vorhaus des Heykels sind theils arabisch, theils koptisch. Während der langen Dauer der kirchlichen Handlungen macht der Priester zuweilen Pausen um niedersitzend ein wenig zu ruhen, indeß ertönt die laute Musik der geschlagnen Cymbeln; ein andrer Priester mit dem Rauchfaß tritt heraus zur Gemeinde und segnet jeden der Anwesenden mit Auflegen der Hand. Beim Empfangen des Abendmahles, nach vorhergegangener Beichte, naht sich Jeder einzelne der Thüre des Heykel und nimmt hier das in Wein getauchte, geweihte Brod. Vor Weihnachten, Epiphanias und Ostern, so wie bei vielen andern Gelegenheiten, selbst bei Trauungen wird ein langer nächtlicher Gottesdienst gefeiert; andre Nächte werden in Gebet und Trauer bei den Gräbern der Verwandten durchwacht. Alles was dieses merkwürdige Volk in und außer der Kirche beginnt und thut, das trägt das Gepräge eines tiefen Ernstes und der Trauer.

Die armen Kopten; sie haben wohl Ursache genug zu trauern. Sie vergleichen sich selber mit der Aloe oder Lapr, jenem schon erwähnten Sinnbild der Geduld, das selbst zertreten und verdorrt dennoch immer wieder aufgrünet und blühet, wenn nur ein Tropfen Wassers sie benetzt, oder mit der wohlriechenden Futem-Mimose, dem Sinnbild der Liebe, die selbst unter der Art Dessen der sie niederhaut noch einen erquickenden Duft verbreitet; mich aber erinnert das bedauernswürdige Volk in seinem jetzigen Zustande mehr noch an jene verdorrten Saamen oder Keime, die man, wie ich schon erzählte, in die dürren Hände einiger Mumien eingeschlossen fand und in denen dennoch, so erzählen sie auch schienen, ein Vermögen der Wiederentfaltung geblieben war.

In der That abgeschlossen und umschlossen genug ist das kleine noch übrig gebliebene Häuflein der alten, ägyptischen Christen, deren Zahl im ganzen Lande aufs Höchste 140000 betragen mag. Abgeschlossen ist es zum Theil durch eigne Schuld von allen übrigen christlichen Gemeinschaften der Erde, durch ein tief in ihm gewurzeltes, fast gehässig erscheinendes Mistrauen; umschlossen von der Herrschergewalt einer fremden Religion, Sprache und Sitte, welche das eigenthümliche Wesen fast ganz verschlungen und in sich aufgelöst hat. Denn während noch im 11ten Jahrhundert wenigstens die Frauen in Oberägypten nur die Mutteisprache — das Koptische — sprachen, vermögen dieß jetzt nicht einmal die gelehrten Priester, obgleich ein Theil der Gebete, so wie die Psalmen und noch etliche heilige Bücher in dieser Sprache von ihnen gesprochen und gelesen werden. Die alte, rechte Mutter ist gestorben und hat den Erben nur noch etliche Worte des Vermächtnisses hinterlassen; eine Tief-

mutter, das Arabiſche, iſt an ihre Stelle getreten, welche von allen Rechten ihrer Vorgängerin Beſitz genommen hat*). Nur in der Hauptſtadt noch unterſcheiden ſich die eingebornen Chriſten durch die blaue (Trauer-) Farbe des Turbans von ihren islamitiſchen Mitbürgern; auf dem Lande tragen ſie, gleich dieſen, den rothen oder weißen Kopfbund, und in den Geſichtszügen, Geſtalt und Geberden wird zwiſchen beiden keine Verſchiedenheit bemerkt, da ja der größere Theil auch der mohamedaniſchen Eingebornen aus Kopten, die den Islam annahmen, entſtanden iſt. Die Kopten eſſen, wie die Mohamedaner, kein Schweinefleiſch (übrigens auch kein Kameelfleiſch); der Genuß geiſtiger Getränke iſt ihnen nicht verſagt, namentlich trinken ſie Branntwein und dieſer mag ihnen die ſchwere, drückende Laſt ihrer langen Faſten in etwas erleichtern.

Vor etlichen Tagen habe ich, mit Freund Lieder den Patriarchen (Botrak) der Kopten beſucht; er hat eins ſeiner vielen Häuſer meinen jungen Freunden und Reiſegefährten um ganz überaus billigen Preis zur Miethe überlaſſen. Dieſer, wie er ſich nennt, Beſitzer des Stuhles und geiſtlichen Hirtenſtabes des heiligen Apoſtel Markus iſt ein ſehr ernſter Mann, der gegen uns eine beſonders feierliche Miene annahm. Er, ſo wie der Biſchof (Uskuf) werden aus den Mönchen der Kloſter, jener aus denen des St. Antoniusordens gewählt, welche freilich ihre vieljährige Abgeſchiedenheit von der Welt und ihre ſtrengen Enthaltungen ſehr zum Ernſte ſtimmen mogen. Denn vor dem Eintritt ins Kloſter muß ſich der kunftige Mönch

*) In einem Kloſter an einem der Natronſeen ſoll ſich noch ein koptiſch-arabiſches Wörterbuch finden.

alles dessen entschlagen was er besitzt — muß Alles weggeben — man singt und spricht über ihn die Gesänge und Gebete wie über die Todten, verrichtet die Sterbegebräuche. Nur an den drei hohen Festen dürfen die Mönche, wenn sie anders es haben können, Fleisch genießen; sie üben die strengsten Bußungen und Fasten. Auch der Patriarch, der eben so wie seine hohe Geistlichkeit sich nie verheirathen darf, hat es noch schwer genug, namentlich muß er sichs gefallen lassen, daß er in der Nacht jede Viertelstunde einmal geweckt wird. Und dennoch läßt es sich auch hier bemerken, daß das äußerliche, leibliche Wachen dem innren, geistigen gerade nicht förderlich ist, und daß alle Entbehrungen des Mondthumes, wenn sie auch dem Baume der Selbstsucht seine Blätter nahmen, dennoch die Wurzel desselben nicht tödten konnten; man sagt es den Koptischen Patriarchen nach, daß sie sehr auf Erwerb und Gewinn bedacht sind. Ihre Hauptbesitzungen bestehen in Häusern; denn wenn in oder bei der Hauptstadt ein Kopte sein Haus verkaufen will und es bietet der Patriarch darauf, da treten alle Kaufslustige der Gemeinde zurück und jener empfängt es für das, was er bot. Die Geistlichkeit der geringeren Grade muß sich auch mit geringerem Gewinn begnügen; sie erhält nur einzelne, freiwillige Gaben, nährt sich deshalb meist von Handel und Gewerbe. Solche Priester (Kassis) dürfen einmal sich verheirathen, doch nicht nach sondern nur vor ihrer Weihe.

Vielfach hat sich auch in die Religion der Kopten die Form und Sitte des Islams eingedrängt; neben der Taufe, welche die Knaben 40, die Mägdlein 80 Tage nach der Geburt durch dreimaliges Untauchen ins Wasser empfangen, besteht auch theilweise die Beschneidung;

in mehreren Kirchen dienen, wie in den Moscheen, eigne Waſſerbehältniſſe ſolchen Waſchungen, welche wenigſtens am Vorabend vor Epiphanias, zur Erinnerung an die Taufe Chriſti vorgenommen werden; die Erſcheinungen von farbigen Geſtalten, am Tage jenes Feſtes in der Kloſterkirche von Sette Demiana bei Manfura, welche dann von ganzen Schaaren der Wallfahrter beſucht iſt, laſſen auf optiſche Kunſtſtücke ſolcher Art ſchließen, wie ſie die Magier unter den Bekennern des Islam üben*); wenn bei dem ſiebenmaligen, täglichen Gebete zu Hauſe oder in der Kirche vierzigmal die Worte, Gott ſey mir gnädig, wiederholt werden müſſen, dann ſcheint dieſen Worten keine andre Kraft beizuwohnen, als den Ausrufungen der Mohamedaner, welche Gottes Größe und Güte bezeugen. Das ganze Land iſt voller Trümmer der, während der früheren Verfolgungen zerſtörten Kirchen und Klöſter der Kopten, ja das ganze Volk ſiehet wie eine verödete Trümmer da; daher thut es dem Menſchenfreund wohl, daß neuerdings die Kinderſchulen der Engländer eine Pflanzſchule beſſerer Erkenntniß für die Jugend wie für das reifere Alter jener armen Leute geworden ſind; denn neben den häufig beſuchten Schulen beſtehet auch ein zweckmäßig eingerichtetes Lehrerſeminar.

---

*) Nach langem Gebet und hochgeſpanntem Erwarten der Verſammlung erſcheint als Wundbild, einmal früher, andre Male ſpäter die h. Jungfrau (Sette mirmar) in rothem, St. Georg (Mar Girgis) in grünem, die h. Demiana in weißem, St. Macarius in ſchwarzem Gewande. Einer meiner Freunde war Augenzeuge dieſes „Schattenſpiels an der Wand," konnte aber die (ohnfehlbaren) Kunſtgriffe, die es hervorbringen, auf keine Weiſe entdecken.

Wenn wir uns durch unsern ersten Besuch in Xenat oder Alkaire etwas tiefer in die Geschichte und Beschreibung der Kertischen Christen führen dürfen, so ergiebt es uns wie Zuschauern auf der Gasse, welche auch durch die festliche Kleidung und den Putz, den ein Vorübergehender an sich trägt, zur theilnehmenden Neugier bewogen werden. Die ganze Gemeinschaft der Kertischen Christen erschien am Tage unseres Eintrittes in Xenat nicht bloß in ihren besten Kleidern, festlich geschmückt, weil sie das schöne Weihnachtsfest feierten, sondern die Lust und Freude des inneren Menschen, über die nach Stägiger, strenger Fastenzeit ihm wieder gewordene Erquickung, schien auch auf den innern Wohlthäter anregend gewirkt zu haben; in der That die Kerten waren das Interessanteste und Anziehendste was man jetzt in Xenat erblicken konnte. Obschon gleicht dieses Xenat, mit seinen engen Straßen und vereinzelt abgesperrten Quartieren, so mittelalterlich Sonderbar auch die Bauart ist, es gleicht, selbst mit der großen, alten Moschee des Amer oder Amrn, des Gemahl des Omar, deren Hallen 236 Säulen stützen und in deren Vorhaum neben dem Brunnen die Palme sich erhebt, dennoch, wenn man es mit dem riesenhaften Gemäuer des alten weitläuftigen Gebäudes vergleicht, an das es angränzt, nur, wie sein Name »Xenat« es andeutet, dem Zelte eines Nomaden, das aus Schonung gegen die Taube, welche auf einige Zeit häuslich in ihm sich niedergelassen, stehen blieb. Das alte Gemäuer, von dem ich hier rede, ist jenes am

*) Mit Entsetzen in seinem Zelte erwacht, hob Amru das seine nicht abbrechen, um das neben schlichene Ich taube sich Schutze zu

fallend mächtige, in welchem manche frühere Beschreiber des Landes eine der Kornkammern des Patriarchen Joseph, des Sohnes Jakob zu erblicken glaubten. Es sind die Ueberreste jenes Aegyptischen, in den Zeiten des Kambyses begründeten Babylons, das von den Römern noch mehr befestiget, drei Legionen ihrer Krieger Wohnung und festen Anhaltepunkt gab.

Und wenn schon das Sarazenische Kastat mit seinen noch immer festen Mauern, Zinnen und Thürmen nur wie ein Zelt gegen den Römischen Bau von Babylon, noch mehr aber gegen den Bau der nachbarlich, jenseit des Nils sich erhebenden Pyramiden erscheint; womit sollen wir die Hütten der ärmlichen Fellahs oder Bauern vergleichen, welche hie und da, schon in der nächsten Umgegend, noch mehr aber in den eigentlichen Dörfern überall ins Auge fallen? Denke Dir einen Backofen mit einer aus ungebrannten, bloß an der Luft getrockneten Backsteinen und Nilschlamm gebildeten, über den Ofen hinweggewölbten Decke und Du hast eine ohngefähre Vorstellung von den Wohnungen der hiesigen Bauern. Eine solche Hütte hat nur ein einziges, wenn man es so nennen will, Zimmer; in diesem Zimmer, dem Eingang gegenüber, erhebt sich, in Brusthöhe, die Wölbung des Ofens, auf welchem die armen Leute, die nur selten eine Decke zum Schutz gegen die kühlen Nächte des Winters haben, des Nachts schlafen. Kein Fenster ist im Zimmer; seine Stelle vertritt ein großes Loch in der aus Palmenstrunken und Lehmen zusammengesetzten Decke; ein Loch durch welches Luft und Licht hineindringt und das man in kühlen Nächten schließen kann. Die ganzen Geräthschaften einer solchen Bauernhütte sind eine oder etliche Binsenmatten, einige irdene Wasserkrüge und eine Handmühle zum Mah-

ten des Kornes. Oefters, wie wir dies in den Dörfern am Nil, auf unsrer Herfahrt aus Alexandria bemerkten, scheint eine solche Hütte, mit den vielen in ihren Wänden steckenden, krugartigen Taubenlöchern, mehr zur Behausung der Tauben als der Menschen bestimmt, und wie Amru das Zelt aus Schonung der armen Tauben stehen ließ, wer weiß ob nicht so ein Höherer als Amru und sein Kalife, sammt allen andern Herrschern der Erde, wegen der armen, öfter noch als die Tauben gejagten Fellahs, das ganze Zeltgebäu der jetzigen Verfassung des Landes stehen ließ.

Nur im Vorbeygehen erwähne ich der Mikaire gegenüber gelegenen Insel Rode oder Rauda, mit dem alten Nilmesser an ihrem Ende und mit den herrlichen Gartenanlagen des Ibrahim Pascha. Wir ergingen uns unter ihren jetzt, im Januar, in voller Blüthe stehenden Bäumen, an einem späteren Tage und mein Auge erquickte sich an dem Anblick der vielen, hier kräftig und hochwüchsig im Freien stehenden Bäume und Sträucher, die ich bis dahin nur als arme Krüppel in Gewächshäusern gesehen hatte *). Eine nicht sehr verbürgte Sage der hiesigen Eingebornen macht die Insel Rode zu jenem Orte wo die Tochter des Pharao das Knäblein, das nachmals der Held und Retter seines Volkes wurde, Moses, aus dem Wasser rettete.

Man bekommt, besonders dann wenn der Wind,

*) Die acaciekarte Tamariske (Tamarix articulata) gedeiht da in der mittleren Höhe der Cypressen, mit ihr die schönen Arten der Parkinsonien, Gleditschien und Poinciannen; mit hohem Interesse betrachtet man die altberühmte Persea (Cordia myxa).

wie gerade wir es trafen, den Staub und Sand der Wüste aufregt, auf dem Wege an Kostat Babylon vorüber, gegen das Familienbegräbniß des Mehemed Ali hin einen Vorsmack von den Beschwerden der Wüste. Ueberall, wohin das Auge sieht, Haufen des noch unbebauten Schuttes und der zertrummerten Häuser und Hütten. Das Familienbegräbniß des Vizekönigs liegt an der Südostseite der Stadt; es sind in ihm die Leichname mehrerer seiner Kinder, Frauen und Enkel beigesetzt, auch der Leichnam seines Schwiegersohnes des berüchtigten Defterdar ruhet hier, noch ohne Grabesmonument, im Sarge.

Man nahet sich weiterhin dem südwestlichen Abhange des in seiner Art majestätischen Mokkatamberges. Ein Theil dieses Abhanges ist mit alten und neuen Grabmonumenten und Grabkammern bedeckt; dazwischen kleine Moscheen mit ihren Minarets. Auch die Juden haben dort weiterhin ihre Todtenacker. Wir wenden uns neben dem jetzt im neuen Anbau begriffenen stark befestigten Vorwerk der Citadelle hinan zu dem Berge, der sich neben der volkreichen Stadt und dem grunenden Nilthale ausnimmt wie eine Lawine der Wüste; wie ein Schneemantel der sich, vom Sturm herbeigeführt, außen an die Fenster eines warmen Zimmers oder eines mit Blumen erfullten Treibhauses anlegt. Der Mokkatam ist nur eine der Wurzeln jenes in mehreren Reihen von dem Nilthale nach dem rothen Meere, von West nach Ost aufsteigenden Höhenzuges, dessen einzelne Partien durch breite, flach anlaufende Thäler geschieden sind. In diesem Gebirge und seinen Thälern bewohnen die Armuth und der bittere Mangel einer jetzigen Weltzeit der wilden Natur den Pallast einer Vorwelt, die zu den ersten Nachten der

damals noch jugendlichen Erdveste geborte; etwa wie (nach einem menschlichen Vergleich) in Venedig der verarmte, jetzt lebende Sprößling eines alten, edlen Hauses in den von Marmorsäulen getragenen, mit kostbarem Mosaik getafelten Hallen des Wohnsitzes seiner Ahnen — hungernd und in abgetragenes Gewand gehüllt, — umherwandelt. Wenn mich jemand fragte: wo unter allen Gegenden der Erde, welche dein Auge bisher sah, ward dieses am öftersten entzückt durch die Farbenpracht und Schönheit der Steine? so müßte ich sagen hier, in der östlichen Gebirgswüste des Nilthales; denn an manchen Stellen ist das Thal wie der Hügelabhang ganz bedeckt von den größeren Kugeln des ägyptischen braunen (seltener des rosenrothen) Jaspis, von den kleineren des blutrothen so wie des gelben Carneol, von Chalcedon und Quarzgesteinen; das nebenanstehende Gebirge umschließet die Lagen des schönsten durchscheinenden Alabasters, den schon das Alterthum kannte und den noch der jetzige Herrscher von Aegypten zu seinen Bauwerken benutzet. Zu diesem Reichthum des buntfarbigen Gesteines gesellen sich freilich erst weiter im Süden und höher im Nilthale die Felsen des weißen wie farbigen Marmors, des Porphyrs und rothen Granites, aus denen die kunstreiche Hand der alten Aegypter jene prachtvollen Säulen, Obelisken und die Menge der anderen Werke erhaut, welche die Tempel und Palaste des eigenen Landes wie die so vieler anderer Länder der Erde zieren; dort in Syenien und die Steingruben des schönsten Steines der Erde, des Smaragdes; dort die Heimath des Chrysolithes.

Da hier dieses nachbarliche, buntfarbige Gestein noch jung war, da mochten sich auf ihm auch die bilden den Kräfte der ergossenen Lava noch Nachtigale ge-

regt haben, denn der Wandrer, den sein Weg vom Nilthale, namentlich bei Bessatin, nach Suez durch dieses Wüstengebirge führt, siehet da öfters an dem Felsenbette der vielleicht seit Jahrtausenden versiegten, vormaligen Gießbäche und Flüsse ganze versteinerte Waldungen von Sykomoren, Akazien und Palmen; diese nun so erstorbene Landschaft war einst blühend und grünend wie das Nilthal, ehe die große Fluth sie verheerte, welche nicht nur durch den ungeheuren Druck ihrer hohen Wassersäule die versteinernde Masse der Kieselerde zwischen die Lagen und Fasern des Holzes hineindrängte, sondern, wie das Gorgonenhaupt, wenn es dem Auge eines Lebenden nahet, den großesten Theil der damals lebenden Natur mit dem Erstarren des Todes durchdrang. Denn jetzt ist dieser Erdstrich, wasserleer und verödet, eine zum tiefsten Ernst stimmende, furchtbar prächtige Verhalle der Schreckniße des Todes. Wer schon einmal durch ein gutes Fernrohr die Mondfläche betrachtet hat, mit ihren zackigen Gebirgen und Thälern, in denen nirgends ein Fluß rinnt; mit ihren kessel- und muldenartigen Eintiefungen, in deren keiner ein See erscheinet, der kann sich einen Begriff machen von der Natur des alabastritischen und porphyritischen Gebirges, im Osten des mittleren Nillaufes. Es sind nur die dornigen Gesträuche und niedren Gewächse der Wüste, welche hie und da in den Schlünden und kesselartigen Tiefen ein bleiches Grün verbreiten, dann finden sich wieder lange, fast Tagereisen weite Strecken auf denen selbst diese arme Familie der Gewächse weder Boden noch Unterhalt findet; wo dann aber, — freilich eine hier nur seltene Erscheinung, ein bald wieder im Sande und Kiesboden versiegender Quell, meist nur mit salzig schmeckendem Wasser und nicht zu allen Zeiten des

Jahres aus dem Felsen hervordringt, oder wo der thonige Boden das längere Fortbestehen einer Lache des Regenwassers begünstigt, da erwachet, wie die alte Whole, als Odins Stab ihre Grabstätte berührte, die uralte Fruchtbarkeit des Landes; zu der feinblättrigen Akazie gesellt sich die hochwüchsige Palme, an deren Fuße der genügsame Bewohner der Wüste seine Hütte aufschlagt.

Ich habe dir eigentlich schon in der Beschreibung des Mokkatam ein Bild der Wüste gegeben, die ich nun bald auf längere Zeit zu betreten hoffe. Man ist aber auch da, wenn man sich in einen der Kessel hinabbegiebt, die auf unerwartete Weise das Weitergehen hemmen, und welche theils die Natur, theils aber die hier seit Jahrtausenden nach Bausteinen grabende Menschenhand ausgehöhlt hat, oder wenn man in die Thäler und Schluchten des östlichen Abhanges des Berges hineingerath, so abgeschieden von jedem Denkzeichen des volkreichen Landes und der ganzen mitlebenden Menschenwelt, daß mich hier meine alte, und doch noch immerhin ziemlich lebhafte Phantasie zurückversetzte in die Erinnerungen meiner frühesten Jugend, wo ich mit herzlicher Theilnahme das Leben der Altväter, die Geschichten der Anachoreten der Aegyptischen Wüste las: die Erzählung, wie der neunzigjährige Antonius den seinem Ende nahen ersten der christlichen Einsamen, den 113jährigen Paulus Anachoreta mitten in der Einöde aufsucht, und, vom Geiste der Liebe geführt, ihn findet; die vielen, kindlich lieblichen Geschichten von den Thaten und Leben dieser „Altväter," durch deren genügsames wie leibliches Fleiß, das seitdem wieder verödete Gebirge zu einem Garten Gottes wurde, aus welchem manche vom heißen Drange des Werktag-

treibens ihrer Zeit ermüdete Seele Kräfte des Paradieses mit sich nahm.

Aber ich muß Dich vorerst, aus dem Schweben in den Lüften, ebenen Fußes ein wenig mit mir wandeln lassen, auf dem in seiner Art wunderschönen Mokkatam.

Da giebt es nun schon, auch Dir soll sie bald aus der Anschauung bekannt werden, wenn auch hier noch in zwergartiger Gestalt, die merkwürdige Jerichorose oder Auferstehungsblume (Anastatica hierochuntica), deren, gleich einem erstorbenen Gebein, ganz verdorrt aussehende Blüthenkugel (Dolde), auch viele Jahre, man sagt Jahrhunderte nach dem Tode sich wieder ausbreitet und entfaltet und mit purpurrothen Zweiglein pranget, dabei sogar einen Duft entwickelt, wenn man sie ins Wasser hineinstellt. Jetzt, im Januar, treibt sie, an den Enden der Doldenzweige ihre kleinen, unscheinbaren, weißfarbigen Blümlein, nach deren Verwelken die Zweige, mit den Samenkapseln zur Rosenform oder Kugeldolde sich zusammenfügen, und so Jahre lang stehen bleiben. Außerdem blühen da noch viele andre, niedrige Gewächse der Wüste, hin und wieder in den Schluchten; mehrere vom Geschlecht des Bilsenkrautes, als sollten die armen Käfer und Bienlein der Einöde, wie der nachbarlich wohnende Moslem, für so manche Entbehrung wenigstens in ihnen ein Mittel der fröhlichen Aufregung finden. Am meisten zieht aber das Auge weiterhin, im nördlicheren Verlaufe des Mokkatam ein Hügel aus fast glasig festem, rothlichen und bräunlichen Sandsteines an sich, dessen uralte Steinbrüche mehrere kraterähnliche Einsenkungen gebildet haben, die dem Hügel fast das Ansehen eines erloschenen Vulkans geben. Man nennt diese kleine, durch Farbe und Ansehen ausgezeichnete Anhöhe den Dschebel Asher;

der Sandstein, wie in andern Gegenden dieses Landes, in auf den Kammalitenkalk und seine Gypsmassen aufgelagert. Die Trümmer von Heliopolis und andre Werkstätten des ältesten Aegyptens bezeugen es, wie frühe man diese an mehrern Orten vorkommende Felsart zu Bildsteinen zu verarbeiten gewußt habe; selbst die berühmte „tönende" Memnonsstatue des obern Aegyptens ist aus einem gleichen Material gebildet. Von dem Besuche des Mokkatam, an dessen Hügeln der letzte der Mameluckenherrscher, Toman-Bay, im Jahr 1517 nach verlorner Schlacht von den Türken gefangen wurde, führe ich Dich mit mir in die reichen Gartenanlagen von Schubra, die ich erst vorgestern besuchte.

Am 27sten Januar des Morgens war ich mit einem Begleiter am herrlichen Nil, bei Bulack gewesen, um naturhistorische Ausbeute auf dem dortigen Fischmarkte zu suchen; nach Tische machte ich mich, in Begleitung der Hausfrau und Fräulein Wain, nebst einem ortskundigen Begleiter auf, um einmal den Aegyptischen Frühling in seiner vollsten, schönsten Pracht zu sehen. Als Kind habe ich mich öfters, an heitern Abenden in die Möglichkeit hineingeträumt der Sonne nachzufliegen, dahin, wo sie unterging, und sie wieder aufzusuchen in ihrem nächtlichen Vergungsorte; dem Frühling und Sommer bin ich nun wirklich einmal nachgegangen an den Ort, wo diese, wenn sie vor dem Winter unsrer Lande entfliehen, ihr Zelt aufschlagen. Wie in der Regel die Witterung des 27sten Januars bei uns in Deutschland beschaffen sey, das hatten wir sehr gut im Gedächtniß, denn dieser Tag war von uns immer als der Geburtstag eines lieben Freundes ganz besonders beachtet gewesen. Hier in Aegypten sah aber freilich derselbe Tag etwas

anders aus als bei uns; verſchieden von ſeiner heimathlichen Geſtalt wie die lebende Blumenflor eines Sommerabendes von den blumen- und blatterartigen Formen die der Winterfroſt an die gefrierenden Fenſter mahlt. Der Himmel war heute ganz eigenthümlich bedeckt, ſo wie ich mich nicht erinnern kann ihn im Vaterlande geſehen zu haben, bedeckt, wie mit einem leichten und dennoch feſt gewebten Schleier der Iſis, welcher die feineren Züge, nicht aber die Umriſſe und ſelbſt die Bewegungen des Angeſichtes verbirgt. Die breite, fahrbare Straße führet durch eine Allee der Sykomoren und Lebbeck-Mimoſen, von Zeit zu Zeit naht ſie ſich dem breiten herrlichen Nilſtrom, auf welchem, während wir dahinritten, Schiffe und Barken in großer Anzahl auf und nieder fuhren, denn der faſt aus Weſten kommende, friſche Wind begünſtigte die Bewegung nach beiden Richtungen. In den Garten von Schubra feierten alle Sinnen ein Feſt der Luſt; in den Beeten prangte die Flor der Tulpen, Hyazinthen, Tazetten und Jonquillen; neben der Fulle der andern oſtaſiatiſchen und ſüdamericaniſchen Gewächſe blendeten die purpurblüthigen Geranien und gelben Lippenblumen das Auge. Die kräftig ſtämmigen Bäume der Citronen, Pompelmuſen und Orangen waren theils mit duftenden Blüthen, theils mit reifen Früchten bedeckt; mit ihnen wetteiferten an andern Stellen des Gartens die wohlbekannten Formen unſerer Obſtbäume, vor allen die blühenden Birnen und Aepfel, an Geruch und Farbe. In dem angränzenden Park jagten einige ſchöne Straußen in ſchnellem Laufe herum, flüchtiger als die großen, zierlich geformten und gefärbten Gazellen des heißeren Afrikas, die man ihnen hier beigeſellt hatte. Vor einem kleinen, von Marmorſäulen getragenen Pavillon ruheten wir lange auf

der

der steinernen Bank aus und erquickten uns bei dem Duft der Rosen und blühenden Citronen an dem Genuß der Sevilla-Orangen, womit einer der Gärtner uns beschenkte. Erst beim Einbruch der Dämmerung kehrten wir, gesättigt wie mit Strömen der Luft wieder heim zur stillen Wohnung.

Einen Genuß von noch andrer, geistig höherer Art gewährte uns der Ausflug nach der Stätte, denn kaum darf man sagen, nach den Trümmern von Heliopolis: der alten Priesterstadt On der Pharaonenzeit, so wie ein andrer, der uns in derselben Richtung nach dem zwei Stunden weiter entfernten Abusabel brachte. Die erstere Wanderung machten wir schon am 9ten, die zweite am 11ten Januar. Der Anfang und erste Theil des Weges ist nach beiden Richtungen derselbe. Da wir am 9ten Januar am frühen Morgen, reitend auf unsern Eselein hinauszogen, war eben der erste Tag des Bairamfestes. Wir kamen außen vor der Stadt und dann bei einem der nächsten Dörfer an dem Lager der Soldaten vorüber, welches am heutigen Festtage mehr an die Gaben des Friedens als an die Arbeiten des Krieges erinnerte. Ein solches Lager der Aegyptischen Soldaten mußt Du dir ohnehin ganz anders vorstellen, als ein Lager unsrer Europäischen Truppen. Um der immer merklicher werdenden Entvölkerung des Landes, welche Pest, Cholera und Krieg über das arme Aegypten geführt hatten, zu begegnen, hat Mehemed Ali die Einrichtung getroffen, daß wo möglich jeder Soldat sein Weib haben muß. Du siehst mithin in einem solchen Lager nicht zunächst Soldaten, sondern Soldatenfamilien; statt der Schaaren der Streiter im Felde, Schaaren der Streitenden in Hütte und Zelt, denn Zank und Streit, davon waren wir selbst zuweilen

Zeugen, giebt es unter diesen eng zusammengedrangten Familienmüttern, Vatern und Kindern genug und viel. Die Frauen wohnen mit ihren Kinderlein in kleinen, backofenformigen Lehmhutten, deren Eingang so niedrig und eng ist, daß der Mann nur tief gebuckt hineinkriechen kann; die Stelle der Thure vertritt ein vorgehangtes Stuck grobe Leinwand oder eine harene Decke. Innen ist nur Raum für die Binsenmatten des Lagers und etliche irdene Kruge; man kann da meist nur sitzen und liegen, aufrecht stehen nur in wenigen; ein Loch in der obern Wolbung laßt wenigstens bei den großern Hutten etwas Licht und Luft herein. Die Bewohnerinnen der Hutte bedürfen es indeß nicht anders; sie sitzen fast den ganzen Tag vor der Hütte um den Zank der andern mit anzuhören und zu sehen, an dem sie gelegentlich selber Theil nehmen, oder um dem Geschäft ihrer Hände, welches ihnen und den Kindern das tägliche Brod geben muß: dem Waschen der Wäsche für die Bewohner der Stadt und der Bereitung des Brennstoffes aus Mist und Stroh nachzugehen, dessen Scheiben sie an die Außenwand der Hütte kleben damit sie hier trocknen. Und zu sehr überfüllt von Bewohnern kann eine solche Hutte auch nicht werden, da die Knaben schon in einem fruhen Alter Unterkunft in einer der Soldatenschulen finden. — Heute ruhete das arme Volk von seiner Arbeit aus; Männer, Frauen und Kinder saßen und gingen in ihren besten oder wenigstens reiner als sonst gewaschenen Kleidern; überall dampften kleine Feuer; Kameelwürste und das Fleisch der Büffel brieten in den Pfannen der Bemittelten; die andren bereiteten sich das Mahl der Waizengrauen und Bohnen.

Es war uns doch wohl da wir aus dem nicht sehr

wohnlich und reinlich ausſehenden Bezirken dieſer Lager hinauskamen, bald auf die grünenden, von alten Sykomoren beſchatteten Dämme, bald in die Wälder der hohen gegliederten Tamarisken und der Palmen. Die Felder des Zuckerrohres waren jetzt zur Ernte reif und bereit *); die Lubiabohne fieng an zu blühen; das tiefer gelegene Land in das wir eintraten, ſeit Kurzem erſt vom Waſſer verlaſſen, hatte ſich auch, wie ſeine Bewohner, mit einem neuen, buntgeſtickten Gewand bekleidet; hinter den Heerden der kurzgehörnten Kühe ergiengen ſich im friſchen jungen Grün die Schaaren der kleinen weißen Reiher **). Der Boden über den man, namentlich auf dem Wege nach Abuſabel hinreitet, iſt an manchen Stellen ganz beſonders reich beſäet mit braunem Aegyptiſchen Jaspis und mit Carniol; von dem Letztern ſammelten unſre jungen Begleiter mehrere ſchöne Stücke.

Da ich in meiner Beſchreibung einmal in dem Auslauf nach dieſer Richtung des Landſtriches bin, ſpreche ich von der weiteren, obgleich ſpäteren Wanderung, von der nach Abuſabel und den dortigen Anlagen zuerſt.

Unſre beiden Begleiterinnen wandelte eine Art von Grauſen an, da ſie heute einmal die Art, wie man auf Kameelen reiſt, recht in der Nähe betrachteten; den Transport erlöſter kranker Soldaten in einer Art von

*) Das Zuckerrohr wird in Aegypten in der Mitte des März gepflanzt und im Januar abgeſchnitten. Die Sprossen die im zweiten Jahre aus der Wurzel hervorkommen ſchießen nicht ſo hoch auf als die des erſten Jahres; obgleich aber der Zucker den ſie geben an Quantität geringer ausfällt, iſt er dagegen an Qualität deſto beſſer.

**) Ardea bubulcus.

Kiſte, davon auf jeder Seite des Thieres eine hängt. Denn dieſe Kiſtenſitze wurden bei dem vor- und rückwärts ſchaukelnden Gange des Kameles faſt noch härter hin und hergeſtoßen, als ein Boot auf hochgehendem Meere. Der Weg nach Abuſabel geht eine Strecke weit auf der Landſtraße die nach den Pilgrimſee (Birket el Hadſch) führt, wo die Hadſchi's bei ihrem großen Auszuge nach Mekka ſich verſammeln und an welchem auch der gewöhnliche Weg der Karawanen nach Suez ſich vorüberzieht. Auf unſrer kleinen Reiſe nach Abuſabel, beſonders heimwärts, begegneten uns ſchon mehrere Hadſchis mit ihren Kameelen, welche der großen Karawane voraneilten, weil ſie zu Schiffe, von Suez über das rothe Meer nach Mekka gehen wollten. So ſicher dieſe ganze Gegend am Tage zu paſſiren iſt, ſo iſt ſie dieß dennoch nicht immer bei Nacht; nicht wegen der Räuber, ſondern wegen der wilden Thiere, denn einer meiner Bekannten wurde vor kurzem, als er nach Einbruch der Nacht durch den Wald jenſeits Matarieh nach Abuſabel reiten wollte, von einem Aegyptiſchen Luchs (Caracal) angefallen, den er, mit Piſtolen bewaffnet, ſo glücklich war zu erlegen und für die Sammlung in Abuſabel zu erbeuten. So wie man ſich Abuſabel nähert ſieht man auf dem hinter ihm gelegenen Hügel die archäologiſch nicht ſehr bedeutenden, von weitem aber anſehnlich ſich ausnehmenden Trümmer von Tel el Jhud: der Judenſtadt, welche wahrſcheinlich noch in den Zeiten der Ptolemäer und ſelbſt der Römerherrſchaft ein Wohnort der in Aegypten einheimiſchen Juden war *).

In Abuſabel, wo wir auf Herrn Slotbeys Veran-

*) Sie mag jenes jüngere On geweſen ſeyn, welches nach Joſephus (B. J. VII. 37) der Hohepriester Onias erbaute.

ſtaltung ſehr gaſtfreundlich aufgenommen wurden, ſahen wir mit wahrhafter Theilnahme die den Jahren ihrer Begründung nach noch jugendliche, in ihren Leiſtungen aber ſchon trefflich herangereifte Anſtalt zur Bildung junger Aerzte, Hebammen und Thierärzte. Einen wiſſenſchaftlich geordneten botaniſchen Garten, in welchem die Gewächſe der heißeren Erdgegend, meiſt im Freien ſtehend, in ſolcher Menge der Arten in ſchönſter Friſche grunten, blühten und Früchte trugen, hatte ich in meinem Leben noch nie geſehen *). Die zoologiſche Sammlung iſt zwar erſt im Entſtehen, auch ſie beſitzt jedoch, von dem Lande in welchem ſie ſich bildet und von der vielfachen Gelegenheit zum Tauſchen begünſtigt, eine Menge von naturhiſtoriſchen Koſtbarkeiten. Die Mägdlein (meiſt Abyſſinierinnen) und Frauen, welche zu Hebammen gebildet werden, erhalten einen zweckmäßigen Schulunterricht; wir fanden ſie eben mit den Uebungen im Schreiben beſchäftigt, in welchem einige ſchon ſehr große Fertigkeit zeigten. Für die jungen Männer ertheilen den Unterricht in den verſchiednen Zweigen der Arznei- und Veterinarkunde einige Europäiſche Aerzte; der Lehrer ſpricht Italieniſch oder Franzöſiſch; ein Dolmetſcher überſetzt den Vortrag ins Arabiſche, wobei dann die Anſchauung der Gegenſtände das Weſentlichſte hinzufügt. Ein großes Krankenhaus für Menſchen, ein andres für Thiere geben reichliche Gelegenheit zur Ausübung des Erlernten unter Aufſicht eines Lehrers.

Aber ich bin es Dir und mir ſchuldig noch eine andre, höher geartete Frucht unſrer Auswanderung in dieſe

*) Der angelegte Aufſeher und Pflegar des Gartens iſt Herr Riccati.

Gefilde von uralter Bedeutenheit mitzunehmen, als der herrliche Gewächsgarten von Abuſabel uns darzureichen vermag. Der hohe Obelisk, der auf dem Wege hieher zur Linken über Feld und Gebüſch hervorragt, hat ſchon lange den äußren wie den innren Sinn mächtig zu ſich hingezogen; er ſteht auf der Stätte der hochgeprieſnen Stadt der Sonne: On; auf der Stätte von Heliopolis.

Mit ganz beſondrer Bewegung näherte ich mich dem einzigen noch ſtehen gebliebenen Zeugen der alten Herrlichkeit die einſt hier, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ihre Tempel und Palläſte aufgeſchlagen hatte; der Spitzſäule von rothem, Aegyptiſchen Granit, welche unter den Hieroglyphen, womit ſie beſchrieben iſt, das Namenszeichen jenes Pharao Oſirteſen des Erſten trägt, während deſſen 43jähriger Regierung, nach Wilkinſons Forſchungen*) Joſeph nach Aegypten kam. Als hätte gerade das Andenken dieſes Herrſchers im mächtigen Denkzeichen erhalten werden ſollen, in deſſen Regierungszeit eine Zukunft des geiſtigen Verſtändniſſes, die noch heute in ihrer Entfaltung und Geſtaltung begriffen iſt, einen ihrer erſten Anfänge nahm.

Das Waſſer, das bei den jetzigen Stromſchwellen des Nils die Fläche, worauf der Obelisk ſteht, überfluthet,

---

*) Wilkinson Topographie of Thebes and general view of Egypt, p. 316 and 309. Dieſer treffliche Forſcher ſetzt die Regierung jenes Pharao zwiſchen 1740 bis 1696 vor Chriſto, die Ankunft Joſephs auf 1706, ſo daß die Wirkſamkeit des letzteren mehr in die Regierungszeit der beiden Nachfolger (vermuthlichen Söhne) Oſirteſens I. nel. Amunmgari I. und II. davon der erſtere bis 1696, der andre bis 1651 regierte wo Oſirteſen II. den Thron beſtieg.

war zurückgetreten; Felder voller gelbblühenden Aegyptischen Rubsamen (Brassica oleifera) grünten jetzt an jener Stelle; Bienen der verschiedensten Arten flogen summend in den duftenden Blüthen aus und ein; Mauerimmen bereiteten in den Vertiefungen der räthselhaften Hieroglyphenschrift das Räthsel ihres Instinktes: die wundervollen Sandgebäude für die noch ungeborne Brut. Es ist als wenn jene Weisheit, welche vormals hier, in einer ihrer Schulen, zu dem Geist des Menschen zutraulich sich gesellte, hinausgezogen sey aufs Feld, um da, unbeachtet von dem Auge der Welt, ihr Spiel mit dem kleinsten und hülfloseſten der Creaturen zu treiben.

Wer da weiß und bedenkt was vormals hier an dieser Stätte geschehen und gewesen, dem begegnet etwas Aehnliches wie jenen Schiffern an der Amerikanischen Küste, welche im Hafen einer auf ihrer Landcharte, wie in der Erinnerung einiger unter ihnen bestehenden Stadt ihre Anker warfen, und welche den Hafen unverändert als denselben erkannten, während die Stadt durch die verheerende Macht des Erdbebens hinweggetilgt war von ihrem Boden. Diese Sphinxe da rund umher, gepaart mit einer andern, ihr gegenübergelegnen, vor dem Eingang des hehren Tempels der Sonne; zu dem älteren Paare der in Hieroglyphensprache redenden Denkſäulen hatte Pheron, der Sohn des Sesostris noch zwei andre gesellt, welche gegen 150 Fuß hoch ragten; eine Allee von Sphinxen lief von da zum nordwestlichen Thore der Stadt. Zwar die Pracht des Sonnentempels, und seine bis dahin unverletzte Würde hatte schon Cambyses in den Staub gebeugt, doch fand noch Strabo der Geograph, der in der hehren Herrlichkeit des Kaiser Augustus Heliopolis besuchte, die verödete Stadt in den Grundzügen

ihrer alten Anlage unverändert; ihm zeigte man selbst jene Häuser in denen Plato und Eratosthenes wohnten, als sie hier die Lehren der Priesterweisheit vernahmen. Anjetzt lassen nur noch die Wälle von Schutt, welche den vormaligen Bezirk des Tempels und der zu ihm gehörigen Häuser umschließen, den Umriß des Ganzen errathen, denn da, wo diese Wälle herumlaufen stunden die Mauern; die Lücken oder Oeffnungen der Schutthaufen bezeichnen die Lage der alten Thore. Unter diesen ist jenes an der Nordwestseite noch am kenntlichsten; hier liegen und stehen auch noch einzelne Trümmer von Kunstwerken, namentlich von Sphinxen. Die längste Ausdehnung des ganzen Bezirkes mißet 1500 die Breite desselben fast 1150 gemeine Schritte; die Wohnhäuser lagen auf der nördlichen Seite und nahmen einen Flächenraum von fast 540,000 Quadratfußen ein; der Tempel erhub sich an der Südseite.

Daß dieser Tempel einer der ehrwürdigsten und ältesten in Aegypten gewesen, das gehet aus vielfachen Zeugnissen des Alterthumes hervor. Wie zu Sais bestund hier eine Schule der Tempelweisheit, aus deren Erkenntnißquell mit den Eingebornen zugleich auch Fremde, namentlich die Weisen des klassischen Griechenlandes schöpften. Denn neben dem Wort jener Geheimlehren, welche ein Erbgut der Väter waren, dessen Werth und Bedeutung von dem spätern Jahrtausend kaum noch geahndet wurde, waltete hier ein wissenschaftliches Erkennen des Laufes der Gestirne und ihrer unwandelbar fest stehenden Zeiten. On war ein Tempel der Sonne oder des Phre; der Vater der Asnath, welche Pharao dem Joseph vermählte, war, wie die Septuaginta seinen Namen schreibt Pete-Phre: Priester des Phre, d. h. der Sonne. Wenn

uns eine misverstehende Sage, welcher de Pagnoles folgt, die Erkenntniß der eigentlichen Dauer des Sonnenjahres als eine Erfindung der Priester zu Heliopolis darstellt, welche älter nicht denn 1325 Jahre vor Christo sey, so erinnert uns dieselbe nur an das allgemeine Verhältniß des spateren Cultus der Heiden zu einer reineren, älteren Erkenntniß des Göttlichen, welche überall das Anfängliche war, das den Entartungen des Götzendienstes vorausging. Der abgöttische Stierdienst, der auch hier in Heliopolis bestund, wo der Stier Mnevis, am Range der nächste nach dem Apis der Memphiten verehrt wurde, war allerdings eine sehr alte, aber nicht die älteste Huldigung, welche der Menschengeist jener ausgebährenden Schöpferkraft darbrachte, die älter als Sonne und Mond die Mutter von beiden gewesen. Und wenn Osiris auch wirklich einem spateren Geschlecht (nach Jablonsky) als Osch-Iri, d. h. Ordner der Zeit, nur die Bedeutung des sichtbaren Wesens hatte, so war er doch einem älteren der ewige Anfang alles Seyns der Zeiten und der Räume; die Neith zu Sais nicht eine irdische, sondern eine himmlische Weisheit: Meisterin des sichtbaren Gestaltens, Ordnerin und Lenkerin aller Bewegungen des Lebens. Eine der werthvollsten Früchte des Forschens der neueren Zeit ist der wissenschaftliche Erweis der Thatsache, daß auch hier in Aegypten, wie in Indien jene Religion der Urväter die älteste und anfänglichste war, welche auf ein Erkennen des wahren Gottes, des Drei in Einem sich gründete; denn die früheste Grundlehre der Tempel war die der Dreieinheit. Erst später wurde statt jenes Ewigen und Unsichtbaren der sich dem Geschlecht der Menschen in leiblicher Gestalt nahete, die leibliche, vergängliche Form selber vergöttert, dem Namen, welche die

Eigenschaften nur Seines Wesens bezeichneten, wurde die Bedeutung des sichtbaren Gestirnes oder der Erde und des Niles beigelegt; über den Gaben vergaß man des Gebers. Mitten in den Wegen dieses Irrens blieben als Denksteine jene tieferen Kenntnisse der Natur bestehen, welche aus dem gemeinsamen Quell des Erkennens des unsichtbaren wie des sichtbaren Wesens gekommen waren, und namentlich Heliopolis blieb bis in die spätere Zeit eine Schule der Sternkunde und Berechnung der Zeiten; eine Verwahrungsstatte wenigstens der Gefäße einer höheren Weisheit, auch dann noch als der anfangliche Inhalt dieser Gefäße verschüttet und verloren gegangen war. Aus dem Blute jener Riesen, die gegen die Götter stritten, als dieses auf die Erde floß, war nach einer Lehre der alten Aegyptischen Priester der Weinstock mit seinen starkenden, wenn auch zuweilen berauschenden Früchten entstanden; so hatten die von Aegypten aus über viele Länder ergossenen Kräfte des Erkennens, in dem Boden derselben den Baum der Wissenschaft geweckt und zur Blüthe gebracht, von dessen Früchten das noch jetzt lebende Geschlecht sich nährt und berauscht.

Während wir so die Spuren und Trümmer einer alten Herrlichkeit betrachteten, hatte sich ein freundlicher Mann, von Geburt ein Franzose zu uns gesellt, der uns in sein kleines, auf der Stätte von Heliopolis stehendes Haus einlud, um mit ihm eine Tasse Kaffee zu trinken. Wir folgten der Einladung und freuten uns ganz besonders an dem kleinen Garten, dessen Rasen grünte, dessen Aprikosenbäume heute, am 9ten Januar, schon so blühten wie bei uns im Frühling, und an der jungen, zahmen Gazelle, welche wie ein Lamm mit sich spielen ließ.

Um das kleine Haus unsres Wirthes stehen mehrere Hütten, bewohnt von armen Fellahs.

Auf unsrem Rückwege verweilten wir noch in dem nahe bei der Stätte von Heliopolis gelegnem Dorfe Matarieh. Es ist von Gärten umgeben in denen jetzt auch, wie in denen bei Heliopolis, der Frühling mit all seinen Reizen eingezogen war. Denn zwischen den hohen Palmen, Sykomoren und Granaten, zeigten sich im rosenrothen Gewand der Blüthen unsre Obstbäume, vor allen die der „Mischmisch" oder Aprikosen*). Schon der Name Matarieh (frisches Wasser) deutet eine Nachbarschaft an, durch welche dieses Dorf noch jetzt für Einheimische wie für Fremde ein anziehender Ort wird: die Nachbarschaft des Ain Schems oder Quelles der Sonne. Er strömt das süßeste Quellwasser von Aegypten, dessen übrige Brunnen meist einen salzigen Beigeschmack haben; man schreibt seinem Wasser besondre Heilkräfte zu. Mohamedaner, namentlich die vorüberziehenden Mekkapilgrime, und Christen rühmen diese Kräfte und ihr Ruhm ist ein alter; er stammt aus jener Zeit, da auch der hochummauerte Bezirk von Heliopolis einen Quell von geistiger Art umschloß, dessen Kräfte Einheimische wie Fremde erfuhren. Die Schranken der hohen Mauern, welche das Geheimniß verwahrten, sind indeß längst gefallen; das Wasser strömte ungehemmt hinaus; was als Eigenthum nur eines Standes erschien, das ist, in der Form der Wissenschaft ein Gemeingut der verschiedensten Stände und Völker der Menschen geworden. Und wie ist jene vormals einsame und verschlossene Weisheit der menschlichen Art, wie ist noch mehr jene höhere, von göttlicher Natur, zu

*) Vormals wuchsen hier auch Balsamstauden.

einer, der Gefangenſchaft entlaſſenen, frei herum wandelnden Geſellin und Freundin aller Pilgrime der Erde geworden? Der uralte Sykomorusbaum hier in einem der Garten von Matarieh und der nachbarliche Quell der Sonne, konnten, wenn ſie Sprache hätten, die Geſchichte der weiten Wanderungen der einſt Gefangenen und nun Freien erzählen. Hier fand, ſo erzählt eine Sage vieler Jahrhunderte, die heilige Familie, auf der Flucht nach Aegypten, aus der Wüſte kommend, die erſte Erquickung des lebendigen Waſſers; den erſten Ruheort. Gleich ihr mußte auch der Chriſtenglaube durch ſo manche Lander der Erde ſeinen Wanderſtab ſetzen, damit er jedem von ihnen eine Ausſaat des Segens zurücklaſſe, welche, wenn auch ſpat, dennoch einſt aufgehen und Fruchte des Friedens und der Liebe tragen wird. Da ſie, die auserwahlte der Frauen, von hier, mit dem gottlichen Kinde weiter zog gen Fostat und neben ſich die Pracht der Tempelgebaude von Heliopolis, vor ſich die Herrlichkeit der Pyramiden erblickte, wie klein mag ihr doch alle dieſe Herrlichkeit der Welt erſchienen ſeyn gegen jene die ſie in ihren Armen und an ihrer Bruſt, wie in ihrem Herzen trug.

Funfter Brief.

Reiſe nach der Stätte des alten Memphis, nach Zakkara und den Pyramiden.

Die mächtigen Pyramiden hatten mich vom erſten Tage meines Hierſeyns an, hatten mich ſo oft ich ſie vom Dache unſrer Wohnung ſahe, kraftig zu ſich hingerufen und gezogen, dennoch konnten wir erſt am 17ten Januar dazu gelangen unſern erſten Beſuch bei ihnen zu machen, den wir ſpater noch einmal wiederholten.

Wir verließen die Stadt bald nach Anbruch des Tages. Ein leichter Nebel, der sich in reichlich niedertraufelnden Thau auflöste, lag über dem Nilthale; die Sonne erhub sich mit purpurrother Scheibe über den gelblichen Felsenhöhen des Mokkatam. In den Gartenanlagen des Ibrahim Pascha, an denen wir vorüber kamen, waren die Gärtner schon am frühen Morgen mit dem Abschneiden der Gemüse, namentlich der jungen grünen Bohnen, und mit andren Arbeiten beschäftigt, zu welchen man bei uns erst im Spätfrühling und Sommer Gelegenheit hat. Am Nil, bei Fostat oder Alikaire, wo man nach Ghizeh überfahrt, wird fast täglich ein Markt gehalten; Fahrzeuge, beladen mit Getraide und Mehl, mit Bohnen, Linsen, Reis, Hühnern und Eiern, legen daselbst an, und da alle diese Gegenstände hier noch wohlfeileren Verkaufes sind als in der Stadt, kommt das Volk aus Kairo und der landeinwärts gelegnen Landschaft haufenweise herbei um sich zu versorgen; neben den aufgethürmten Haufen der Bohnenkerne, des Hirses und andren Getraides sieht man Verkäuferinnen und Verkäufer des Brodes, der großen, meist aus Kameelmilch bereiteten Würste, wie der Südfrüchte; die Preise sind in der That nicht höher als in den fruchtbarsten und reichsten Gegenden unsers Vaterlandes *). Aus den Lustgärten der Insel

*) Gerade in der Zeit, in welcher wir in Aegypten verweilten, klagte man über die ungeheuren Lebensweine. Im Mittel kostet der Aegyptische Scheffel (Ardebb, der 2 Mezen 7 Achtel, 2½ Wiener oder 3 Scheffel 5 Mezen Berliner Maß enthält, vom Weizen gegen 50 Piaster das heißt 5 Gulden Münze; Gerste 28, Bohnen 30, Mophirre (Durra) 30, Linsen 65 Piaster. Das Rotl (1 Pfund 2½ Unze

Rhouda wehete uns der Wind als wir vorüberfuhren, den Duft der blühenden Bäume zu und schwellte zugleich die Segel des Fahrzeuges; bald waren wir am gegenüber liegenden, linken Ufer des schönen Stromes. Von Kairo nach Sakkara würde man allerdings quer durch die Ebene einen näheren Weg nehmen können, wir hielten uns, um die Stätte des alten Memphis zu besuchen mehr in Osten in der Nähe des Nils.

Ein erfrischender Wind, der fast aus Norden kam, hatte die Nebel zerstreut und die Lustgarten des Landes, durch die unser Weg führte, entschleiert; wenn ich jemals den Sinn jenes Spruchwortes recht lebendig empfunden und verstanden, daß, wer einmal das Nilwasser in solcher Frühlingszeit gekostet habe, lebenslang ein Sehnen behalte es wieder zu kosten, so ist es an diesem Tage gewesen; eine Reise durch die Akazien- und Palmenwälder des linken Nilufers von Ghizeh gen Sakkara in solcher Jahreszeit müßte auch auf einen halb erstorbenen Sinn mächtiger wiederbelebend und verjüngend wirken als die Zauberbäder der Medea. Man hat vielfach die Bemerkung gemacht, daß keine andern Sinneneindrücke so mächtig sind die schlafenden Gefühle und Erinnerungen zu wecken, als jene, die auf das Geruchsorgan geschehen; auf unsrer heutigen Reise hatten wir, mehr vielleicht denn jemals Gelegenheit die Macht der Düfte zu erfahren. Die im Nilthale einheimisch gewordene farnesische Mimosa (Mimosa farnesiana), welche als Heckengewächs am Saume

---

englisch Gewicht) Butter kostet 2. Brod 1/2. Käse 1/2. Milch 1/2. Zucker 3. Kaffee 7. feines Oel 5. Lammfleisch 1 1/2. Rindfleisch 1. ein Huhn 1 1/2. das Dutzend Eier im Frühling 1/2 oder 3/4 Piaster (einer zu 6 Kr. Münze).

der Dörfer und Felder ſteht, begann mit ihrem feinen, jasminartigen Duft das Lied der Wohlgerüche, dann folgten die zwiſchen den Palmenwäldern weithin ausgebreiteten Felder der blühenden Aegyptiſchen Bohnen, der Lupinen und des Alexandriniſchen ſo wie des Trigonellenklees mit einer Stärke und Mannichfaltigkeit der Düfte, wie ſie ein Maienmorgen in unſern Orangengärten oder über den Beeten der Hyazinthen und Jonquillen erweckt; alle Getraidearten Aegyptens, untermiſcht mit der jungen Ausſaat des Hanfes und Mohns prangten im friſchen Grün des jungen Halmes *). Die Landleute waren in den Palmenwäldern, deren auf unſerem heutigen Wege einer auf den andern folgte, beſchäftigt die Dattelbäume zu reinigen an deren Blattſtielen ſich ſchon die Kolben der neuen Blüthen entfalteten; auf den Gipfeln der vereinzelt ſtehenden Bäume wiegte ſich der große, weiße Ibis

*) Waizen (Kumh) wird in der Mitte des Novembers geſäet und reift Anfang Aprils, Gerſte zum Theil ſchon Ende Februars oder Anfang März. Bohnen, Erbſen, Linſen, Wicken, Lupinen, Kaſeln, Klee, Sander, Sallat, Flachs, Tabak, Kukjamen werden ebenfalls im November oder gegen Ende Oktobers geſäet; Mohn, Hanf, Kümmel, Coriander, Melonen, Kurbiße, Gurken im December; Reis Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo ſäet oder pflanzt man im März oder April; der Reis reift in 7 Monaten, einige Arten von Dura (Holcus Sorghum) ſäet man, wenn der Nil die Felder noch befeuchtet, zur Zeit der höchſten Stromanſchwellung. Die Zeit des Reifens der Baumfrüchte iſt für die Mandarine und Sevilla-Orangen der Januar, für die Früchte des Ghoumm-nabora der März, die Aprikoſen reifen im Mai, Aepfel und Birnen, Johannisbrod, Pflaumen und Weintrauben im Juni, Sykomorusfeigen vom April bis September.

(Tantalus Ibis) mit roſenrothen Schwingen, dazwiſchen vernahm man den Geſang einiger lautſtimmiger Vögel vom Geſchlecht der Droſſel und der Lerche. Von Zeit zu Zeit öffnete ſich durch die Lichtung der Palmenwälder die Ausſicht auf den Nil und die mit günſtigem Winde ſtromaufwärts ſeglenden Schifflein; auf die Felſenhöhen des rechten Ufers bei Torrah mit ſeinen Landhäußern und Burgen. Selbſt unſre Eſelein ſprangen heute ſo munter durch die grünenden Auen, daß die Treiber ihnen zuweilen auch im ſchnellſten Laufe kaum zu folgen vermochten. — Ihr alten Aegypter, ich kann euer Feſtkleben am Seyn des Leibes und ſeinen Genüſſen wohl begreifen. Damals noch, als der Vater der griechiſchen Geſchichte, Herodot euch beſuchte, war euer Land eines der reichſten, äußerlich geſegnetſten der Erde, und Israel in der Wüſte gedachte nicht mehr der Angſt und Qual der Frohndienſte, ſondern weinte nur ſehnſuchtig nach den Fleiſchtöpfen und der andern Fülle Aegyptens; ſo mag noch vielmehr dem vormals hier herrſchenden Volke das Scheiden von der ſo reichlich genoſſenen Luſt der Augen und aller Sinnen unmäßig ſchwer angekommen ſeyn.

Noch vor Mittag waren wir in jene Gegend der Palmen- und Akazienwälder gekommen, wo man in einer Tiefe von etwa 20 Fuß unter den Schlamm- und Sandlagen, welche die jährlichen Stromſchwellen des Nils im Laufe der Jahrhunderte über das niedre Land geführt haben, jenen prächtigen, liegenden Coloß entdeckt hat, welcher für die Bildſäule des Pharao Remeſes II. gehalten wird. Vermuthlich iſt es einer jener ſechs Koloſſen, welche dieſer Monarch vor dem Tempel des Phtha errichten laſſen und von denen der eine ihn ſelbſt eignes, der andre das Bild ſeiner Gemahlin, die übrigen vier jenes

ſeiner

Söhne waren. Die beiden erſteren ragten zu einer Höhe von faſt 38 Fuß und noch jetzt miſſet der auf ſeinem Angeſicht niedergeſtürzt liegende Coloß, obgleich er an den Füßen und Hauptſchmuck etwas verſtümmelt iſt, 40 Fuß, ohne das Piedeſtal. Hier alſo, oder nahe hierbei hatte Menes, der erſte Begründer des Aegyptiſchen Herrſcherthrones, jenen Tempel erbaut, in und an welchem ſich eine Herrſchermacht des Prieſters kund gab, höher und urkräftiger als die der Pharaonen; hier ſtand der Tempel des Phtha, des unſichtbaren, ewigen Gottes, des Urſprunges und Anfanges alles Seyns, deſſen Weſen ein Licht iſt, „das auch in der Mitte der Nacht leuchtet, mit der Klarheit des Tages.“ Wir befinden uns hier auf einem claſſiſchen Boden der Aegyptiſchen Vorwelt; hier war Memphis, der älteſte Königſitz des ganzen Landes. Der Name, als Memf oder Menf, ſoll ſich in der Sprache und Ueberlieferung des hier wohnenden Volkes erhalten haben *); jene mächtigen Ruinen aber, welche noch Abulfeda im Jahr 1312 n. Chr. hier ſahe, ſind bis auf den erwähnten Coloß und einige bearbeitete Granittrümmer, ſo wie jene wenigen Subſtruktionen, die am Saum des Waldes gegen Taffara und Mitrahenny hin aus dem angeſchwemmten Boden hervorragen, verſchwunden. Nahe bei dem Tempel des Phtha, des Vaters aller Götter, deſſen Herrſchaft und Anbetung, nach der Lehre der Aegypter die urſprünglichſte und älteſte geweſen war: ein Reich deſſen Anfang ſich nicht beſtimmen ließ, hatte ein ſpäteres Geſchlecht den Tempel des göttlichen Stieres, des Apis errichtet, welcher von ſeiner Erzeugung an für

*) Noch heißt jetzt das nahe Dorf Menuf a Daidun und in das Daidur unſerer Karten.

einen Träger der Leben und Begeiſtrung aufregenden Kräfte der Sonne und des Mondes: für eine neue Verleiblichung der Seele des Oſiris gehalten wurde. Sobald derſelbe, im ſiebenten Monat nach ſeiner Geburt, im prachtvoll geſchmückten Schiffe, welches die Schaaren der bunt verzierten Fahrzeuge umgaben, im Geleite der Hymnen ſingenden, Rauchwerk erſernden Prieſter von Nilopolis hieher nach Memphis gebracht war, empfieng ihn der geweihte Wohnſitz, der in der Nähe des Tempels des Phtha für ihn beſtimmt war. Es beſtund dieſer gleich den jetzigen Moſcheen in Tempelhallen die nach einem freien Hofraum herausgiengen; in einem der Seitengebäude wurde die mütterliche Kuh verpflegt, die den Apis gebar. Durch die Fenſter jener mit königlicher Pracht verzierten Halle, in welcher der vergötterte Stier wohnte, konnte das Volk beſtändig hineinſchauen; Knaben, ſeinem Dienſte geweiht, ſpielten zu ſeinen Füßen und wurden nicht ſelten von einem Geiſte der Weiſſagung angewehet, der aus ihrem Munde das Künftige und Verborgene verkündete. Wenn aber die Prieſter das angebetete Thier, wie dieß öfters geſchahe, herausführten zum Hofe, unter das Volk, das ſeinen näheren Anblick begehrte, dann ward Apis ſelber ein Verkünder der Zukunft, der, wenn er von ſelbſt in die eine der Hallen hineingieng, Glück, wenn in die andre Unglück andeutete; der das Futter aus der Hand Deſſen nahm, welchem ein gutes Schickſal nicht aber aus der Hand Jenes welchem Unglück oder der nahe Tod bevorſtund. Hatten doch die Prieſter ſelbſt dem großen Eudoxus, daraus, daß Apis den Saum ſeines Gewandes mit der Zunge zu berühren ſchien, ſeinen künftigen Ruhm, zugleich aber die kurze Dauer der glänzenden Laufbahn vorausgeſagt, und dem Germanikus be-

deutete es, als Apis aus seiner Hand das Futter nicht annahm, den nahen Tod. Man brachte dem Apis Opfer, sogar von Stieren; seiner Gottheit huldigten mit dargebrachten Opfern Alexander der Macedonier und selbst noch Titus und Hadrian. Während der sieben Tage, in denen jährlich das Geburtsfest des Apis gefeiert ward, legten, nach der Sage des Volkes selbst die Crocodile ihre grimmige Natur ab; sie zeigten sich dann harmlos und beleidigten niemand. Fünf und zwanzig Jahre lang — dieß war eine altägyptische Periode der Ausgleichung des Sonnen- und Mondenjahres *) — wurde des heiligen Stieres mit allen nur erfindlichen Mühen gepflegt, jetzt aber hatte er das Ziel seines Lebens erreicht; seine bisherigen Pfleger selber, die Priester, ertränkten ihn in dem geweihten Wasserbehältniß des Tempels; dem Volke wurde verkündet Apis sey jetzt verschwunden, starb aber das Thier natürlichen Todes, so wurde gesagt er sey gestorben. Der Leib des einbalsamirten Stieres wurde im ersteren Falle in den geheimen, unterirdischen Grüften des Tempelbezirkes, im andern aber mit feierlichem, öffentlichem Begängniß in dem bei Sakkara gelegnen Serapeion bestattet. Zu solchem Ausgang hatte sich der einst reinere Gottesdienst des Phtha in dem Geist und in den Händen eines alles versinnlichenden Volkes verkehrt.

Nahe bei dem Kolosß und der vermuthlichen Stätte des Phtah- und Apistempels stehen einige armselige, von

*) In 25 Jahren von 365 vollen Tagen sind 309 mondliche Monate (bis auf eine Stunde genau) enthalten, so daß nach 25 Jahren die Neu- und Vollmonde wieder auf dieselben Tage des Jahres fallen.

Bauern bewohnte Hütten, erbaut auf kleinen Hügeln des alten und neuen Schuttes. Tiefer im Walde, gegen den Nil hin, bestiegen wir einen der größeren Schutthaufen und überblickten das nun verödete Feld alter Geschichten und Thaten der göttlichen wie der menschlichen Art. Hier auf dieser Stätte der Trümmer stund der Wohnsitz der Herrscher, bei denen Abraham ein Gast und Fremdling war, Joseph, aus der Niedrigkeit des Gefängnisses zur Macht des Fürsten emporstieg, Jacob mit seinen Söhnen Versorgung und Schutz vor dem drückenden Mangel fand; dort fließt der schöne Strom aus dessen Schilf die königliche Jungfrau Den herausfuhrte und rettete, der zum Führer und Retter seines Volkes bestimmt war. Wie lebendig werden hier alle diese Züge der heiligen Geschichte dem Gemüth; diese Palmen da sprechen noch immer von einem Reich des Friedens und der Freude, welches, wenn auch auf lange Zeit gestört und verdunkelt, doch nicht geendet hat.

Der Weg nach Sakkara führte uns weiterhin im Walde der Akazien an einigen Substruktionen alter Gebäude vorüber, dann hinaus auf die grünenden Felder. Zwischen hier und dem Saume der westlichen Hügel stunden noch große Teiche des Nilwassers, das von der Stromschwelle zurückgeblieben war; nur durch manchen Umweg gelangten wir zu dem von Arabern bewohnten Oertlein, welches seinen jetzigen Namen Sakkara wahrscheinlich von dem Namen der ältesten Gottheit von Memphis, des Phthah Sokar sich erhalten hat. Aus Unkunde hatte einer unsrer Eseltreiber uns in ein Gebäude geführt, welches, wie uns dieß die lautschreienden Stimmen einiger ältlichen Frauen ankündigten, ein Harem war; schon wollten wir uns ein Nachtlager in einer der alten Grabes-

kammern oder auf dem Vorplatze einer der nachbarlichen Pyramiden suchen, da lud uns die Familie des Italienischen Grafen Odeskalki (Odescalchi) der hier ein kleines Landhaus besitzt, aufs freundlichste in ihre Wohnung ein und bot uns zugleich dar, was den durch die heutige Reise nur aufgeregten, nicht gestillten, leiblichen Hunger befriedigen konnte. Wir waren schon gegen zwei Uhr des Nachmittags unter dem friedlichen Obdache angekommen; in dem Zimmer, das man uns in dem höchsten und schönsten der kleinen Seitengebäude angewiesen hatte, zwitscherte und nistete ein Pärlein von Schwalben *), schöner und buntfarbiger als die unsrigen. Unsre Eierspeise sammt dem Arabischen Brod und der frischen Butter waren bald bereitet und bald verzehrt; es blieb uns noch reichlich Zeit uns unter den Pyramidengruppen und in den Grabeskammern der nachbarlichen Gegend umzusehen.

Zu den Pyramiden von Daschur, den südlichsten der ganzen; langen Reihe hat man gegen eine Stunde weit zu reiten. Hier stehet, am weitesten gegen den (östlichen) Abhang der Hügelkette nach dem Nilthal hin, jene Pyramide, welche sich, in fünf Absätzen, bis nahe zur Höhe von anderthalb hundert Fußen erhebt und welche durchaus von ungebrannten Backsteinen erbaut ist. Der Lehmen oder Nilschlamm, der die Hauptmasse dieser Backsteine ausmacht, ist mit gehacktem Stroh gemischt, wodurch man ihm wahrscheinlich besseren Zusammenhalt geben wollte, denn er ist voller Sand und kleiner Schnecken- und Muschelstücke. Ohngeachtet dieser Vorsichtsmaßregel hat sich der Backstein dennoch sehr aufgelöst und zerbröckelt, so daß es fast unmöglich scheint, daß

*) Hirundo rustica.

Aeußere der Pyramide zu besteigen oder in ihr baufälliges Innres vorzudringen. Weiter gegen Norden und etwas tiefer landeinwärts, erhebt sich, von Steinhaufen umringt die größeste der Pyramiden der südlichen Gruppe, welche, wenigstens an Breite der Basis jener von Ghizeh nur wenig nachzustehen scheint. Man zählt an ihr gegen 150 stufenweise Absätze. Auch eine Art von Tumulus oder Grabeshügel kommt bei dieser Gruppe vor. Von hier gegen Westen zieht sich der Weg nach dem nur wenig entfernten, lieblichen Fajoum, dem Distrikt von Arsinoe, dem Lande der Rosen und der Fülle aller Naturgaben des unteren Aegyptens; wir aber mußten uns für diesmal auf die Betrachtung der Umgegend von Sakkara beschränken.

Jene Pyramidengruppe, welche zunächst an diesen Ort gränzt, scheint in ältester Zeit ein durch Mauern und Gräben umschlossenes Ganzes gebildet zu haben; ein sehr breiter gepflasterter Weg führte vom Hügelabhange bei Sakkara zu ihr hin; es scheint*), daß, wie ich schon erwähnte, in diesem Bezirk das Serapion von Memphis lag. Da wir zu der größesten Pyramide dieser Gruppe kamen, welche in sechs Absätzen, davon jeder 25 Fuß hoch ist, mit ihrem sehr breiten Gipfel bis zur Höhe von 150 Fuß emporsteigt, fanden wir bei ihr unsern guten Reisegefährten, den Maler Bernatz, von einer Schaar Arabischer Knaben umringt, welche jeder eine Gabe begehrten, weil sie alle ihn zur Pyramide begleitet hatten. Seine deutsche Erklärung, daß er ihnen bereits Alles gegeben habe, was er an kleinerem Geld bei sich trug, verstunden sie freilich nicht; sie waren so vertraut geworden,

*) Nach Wilkinsons Vermuthung

daß sie ihm an die Taschen fuhlten; die Erscheinung unseres turkisch gekleideten Dragomans machte ihren Vertraulichkeiten ein Ende. Gerne waren wir in das Innre der Pyramide hineingekrochen, das eine saalartige Weitung enthalt und mehrere mit Hieroglyphen ausgemahlte Kammern, aber der Sturm der Wuste und vielleicht auch die Araber, um auf eine ansehnlichere Belohnung von den Fremden Anspruch machen zu konnen, hatten den Eingang mit Sand verschuttet. Wenn wir denn auch bereit gewesen waren auf die Forderung der Letztern einzugehen, so fehlte es doch fur heute an Zeit um die Wiedereroffnung abzuwarten, deshalb verparten wir uns das Eindringen in die innren Raume einer Pyramide auf den nachsten Tag. Dagegen verwendeten wir die letzten Stunden des Nachmittages zu der Betrachtung einiger der Grabeskammern, deren Reihen sich weithin uber den Hugel und seinen Abhang verbreiten. Die Nachbarschaft dieser Tausende der Mummengraber kundigt sich dem Auge, eben nicht auf angenehme Weise, durch die Menge der herumgestreut liegenden Schadel und andern Menschengebeine an. Die armen Arabischen Bauern die seit Jahrhunderten hier herum wohnten, haben mit dem fortwahrend an ihnen nagenden Hunger, auch die andern Eigenschaften der hungernden Wolfe und Hyanen angenommen; gleich diesen durchwuhlten sie die Graber, um die Leichname der Verwelt, wenigstens auf mittelbare, menschliche Weise fur sich und die Ihrigen in Brod zu verwandeln. Fruher, da man noch die Mumien als Arzneimittel und braunen Farbenteig nach Europa verkaufte, war das Gewerbe des Graberraubes ein eintraglicheres als jetzt, wo nur noch ein Theil der Morgenlander an die Heilkraft solcher von Gewurz und Erdreich durch-

drungenen und in ſie verwandelten Menſchenkörper glaubt, Europa aber, faſt allgemein ſolche Mittel mit Ekel von ſich weiſt. Dennoch giebt es noch jetzt in und an den Mumien genug zu erbeuten, weßhalb auch die Araber, die übrigens das Geſchäft der Leichenbeſtehlung jetzt ganz heimlich betreiben müſſen, weil Mehemed Ali ſolche Privatunternehmungen verboten hat, niemals einen Europäer in ſolche Todtenkammern führen, worinnen noch undurchſuchte Mumien liegen. Die alten Aegypter nämlich wendeten bekanntlich eine ganz beſondre Vorſorge auf die Ausſtattung der Gräber und der ſtarren Menſchenleiber die da als Bewohner hauſten. Das Leben hier auf der wandelbaren Erde, ſo lehrten ſie, iſt nur von kurzer Dauer, das Harren der Seele auf die neue Ueberkleidung mit dieſem Leibe dauert lange. Damit ſie, die Seele, des Leibes, den die Verweſung zerſtörte, beraubt, nicht den mühſamen Lauf nach andern Leibern der Thiere und Pflanzen machen müſſe, ſuchte man ihr den armen Leib durch das Einbalſamiren zu erhalten; ſo lange der dauerte, werde ſie wohl bei dem alten Haus deſſelben verweilen, bis im Verlauf der Jahrtauſende ein neuer Lebenskeim ihn anwehen werde. Damit aber nun das lange Verweilen da in der Tiefe der Gruft nicht ohne Vergnügung ſey, zierte man das letzte Wohnhaus der irdiſchen Hülle mit allerhand Erinnerungszeichen an das ſo ſchnell vergangene Leben, an ſeine Luſt und Freuden aus. Die alten Aegypter wohnten nie ſo prächtig während des Lebens in ihren Pallaſten und Häuſern, als, wenn ſie des Aufwandes fähig waren, als Leiche in ihren Gräbern. Da findet man die Wände mit den buntfarbigſten Gemälden, mit den Abbildungen der täglichen Beſchäftigungen wie all der Ergötzungen und Luſtbarkeiten

verziert, welche der Verstorbene während seines Lebens am meisten liebte, am begierigsten aufsuchte; die Seele die nicht mehr vom rohen Stoffe, sondern vom Bilde der vormaligen Genusse lebt, sollte hier im reichsten Maaße Alles finden, was sie zu ihrer Unterhaltung begehrte. Deshalb haben die Todtenberauber der älteren wie der späteren Zeiten aus den Aegyptischen Grabstatten Kostbarkeiten und Schätze von vielfach hohem Werthe erhoben; die Mährlein im Sinne von tausend und einer Nacht, die von Schatzkammern der Tiefe erzählen, welche den der sie auffand unermeßlich reich machten, haben abentheuerliche Glücksfälle vor Augen gehabt, wie sie in älteren Zeiten in Aegypten oft vorgekommen seyn mögen.

Man hatte aber noch eine andre, sonderbare Weise die Todten auszustatten. Nicht bloß steckte man ihnen, wie einen Stoff zum langen Nachdenken, beschriebene Papyrusrollen in die Grabtucher, womit man die Mumie umwandt, sondern statt des Herzens und der andern innern Theile, in denen einst das empfindende Leben sich bewegte, legte man mit dem unverweslich machenden Gewürz zugleich allerhand symbolische Figuren in ihre Brusthohle hinein, welche, die eine an Apis, die andre an Osiris und Isis; einige an das Bandniß der Treue, andre an den im Leben genossenen Wohlstand erinnerten; gleich als gedächte man hiermit dem todten Leibe Gedanken einzugeben, welche die vereinsamte Seele trosten und in der Richtung jenes Hoffens, das im Leben der Zeit nach einem Ewigen hingekehrt war, erhalten könnten. Ich selbst besitze eine Menge so kleiner, gar sauber gearbeiteter Götterbilder und andrer symbolischen Figuren, die man im Innern von Mumien fand; zuweilen sind sie aus edlem Gestein, ja selbst aus Gold gefertigt und

ein solcher Fund lohnt dem armen, hungernden Fellah die Mühe seines Suchens reichlich. Ekelhaft aber, und gräßlich bleibt deshalb dennoch der Anblick der jetzigen Umgebung, dieser einst so heilig gehaltenen Behausungen der Todten.

Wir ließen uns indeß hierdurch nicht abschrecken auch das Innre einiger dieser Todtenkammern zu besehen. Geöffnet, darauf kann man sich im voraus gefaßt machen, und für Jedermann unter der Leitung einiger Araber zugänglich sind nur die, welche außer den leeren, buntbemahlten Wänden nichts mehr enthalten, was die Gewinnsucht der Fellahs reizen könnte; andre, welche noch nicht ausgeleert, sondern erst neu von ihnen aufgefunden sind, decken sie, bis sie des Fundes sich versichert haben, sorgfältig mit dem Sande der Wüste zu. Die Eingänge zu den in den Felsen gehauenen Grabeskammern sind theils schachtartig senkrecht und stehen wie an der Pans Flöte in gewissen Reihen, theils verlaufen sie horizontal in die Wand des Hügelabhanges hinein; in den Kammern sieht man noch die nischenartigen Einliefungen auf deren Gemäuer die Mumien reihenweis aufgeschichtet lagen; die Gebeine der Urenkel und der noch ferneren Nachkommen bei denen der Ahnen. An den Wandgemälden mehrerer Grabeskammern, sowohl hier bei Sakkara als noch mehr bei Ghizeh, sahen wir eine Frische der Farben und eine so fleißige Ausführung der Zeichnungen, daß sie noch jetzt in einem kunstliebenden Lande von Europa eine Zierde der Prunkzimmer und Gallerien seyn könnten.

Schon heute brachten uns die Araber viele Mumien von Vögeln, die noch in ihren Torfen verschlossen waren und mit ihnen zugleich eine Menge der altägyptischen kleinen Kunstwerke zum Verkauf, und wer nichts zu ver-

kaufen hatte der bettelte. Beides geschah zum Theil unter sonderbarer Form. So hatte ein Mägdlein einen der jüngeren Begleiter ein Stück Carneol zum Kaufe angeboten; er wieß dasselbe an mich und die Kleine verlangte von mir das Doppelte, „weil," so sagte sie, da sie darum befragt wurde, „du der Vater und Herr bist." Ein alter Mann hatte bei Mehreren von uns gebettelt und von jedem etwas erhalten. Da sagte er, ich habe nun sechs dieser Geldstücke (eines zu fünf Fuddahs) von euch bekommen, jetzt gebt mir noch vier, damit ich zehn habe. Gott ist den Barmherzigen hold. Wir kamen zuletzt mit einer ganzen Schaar von alten und jungen Fellahs und Fellahahs zum Dorfe zurück.

Der Anblick dieser armen, bettelnden Bauern that mir wehe. Wer etwa noch niemals den hohen Werth unserer christlichen Staatsverfassungen recht gründlich eingesehen hat, der sollte nur auf einige Zeit in einem Aegyptischen Dorfe zur Miethe wohnen und das Leben seiner Bewohner betrachten. Eigenthümer des Landes oder Erbes ihrer Väter sind sie schon lange nicht mehr, darum ist die Sehnsucht und Begierde nach Eigenthum in ihnen so heyl und heftig, darum mögen sie, auch wenn sie zu ein wenig Geld gekommen, sich so schwer entschließen von ihm sich zu trennen, daß sie öfters nur mit Schlägen und andern Mishandlungen gezwungen werden können ihre Abgaben zu entrichten *). An manchen Arten der Erzeugnisse des Bodens, namentlich an Baumwolle und Flachs hat der welcher sie baute gar keinen Antheil, diese gehören ganz der Regierung an; auch von den andern Feld-

*) Aehnliche Zustände beschreibt übrigens Ammianus Marcellinus (L. XXII) schon an den alten Aegyptern

früchten nimmt der Gouverneur so viel hinweg und von dem Ertrag des übrig bleibenden sind noch so vielerlei Abgaben und Unkosten, namentlich auch für die Miethe der Kameele, welche die Regierung zum Transport verleihet, zu entrichten, daß die armen Familien der Fellahs unsre Bienen beneiden möchten, denen man beim Beschneiden des Stockes wenigstens so viel Honig lasset, daß sie nicht hungern dürfen. Zum Bestellen der Felder erhalten sie zwar das Saatkorn und andre Samereien, diese geben aber durch so viele unredliche Hände, daß sie kaum zum Besäen auslangen. Und bei wem will man klagen? hat nicht der Gouverneur schon im voraus das Ohr des Richters für sich gewonnen, und wäre dies auch nicht, wer schützt dann den armen Fellah vor der Rache des Gouverneurs? Zwar, solche Gräuel wie sonst, werden wohl kaum mehr zugelassen; ein Gouverneur dürfte nicht mehr wie jener Türkische zu Tanta einen Bauern hangen lassen, weil er weniger Getraide gebracht hatte als ein andrer *), noch weniger würde es erlaubt seyn einen

*) Dieser türkische Gouverneur, Abu Daud, von dessen Grausamkeiten noch jetzt das Volk erzählt, kam einmal des Abends an dem Kornhause des Ortes vorüber und fand da zwei arme Fellahs schlafend am Boden liegen. Er läßt sie wecken, fragt was sie hier machten, der eine erzählt er habe 130 Ardebs Getraide als Abgabe seines Dorfes gebracht und sey erst spät mit dem Abladen fertig geworden, der andre berichtet daß er 60 Ardebs beigeführt und abgeladen habe. Warum brachtest du nur so und jener 130? fragt der Gouverneur. Herr, erwidert der Bauer, dieser wohnt in einem weiter abgelegenen Orte und kommt jede Woche nur einmal, ich aber bin aus der Nachbarschaft hin, fuhre fast täglich Getraide

Steuereinnehmer in sechzig Stücke zerhauen zu lassen und sein Fleisch an die Bauern zu verkaufen, weil er einem armen Manne, der die Abgaben nicht bezahlen konnte, seine Milchkuh schlachten lassen und ihr Fleisch, in sechzig Stücke zertheilt, denselben Bauern zum Kaufe aufgedrungen hatte [1], aber auch in seinem jetzigen Europäischen

---

herein, kann daher auf einmal nicht so viel bringen. Der Turke, ohne die Entschuldigung zu beachten, befiehlt dem Nachrichter, der ihn beständig begleitete, er solle den Bauer hängen und dies geschieht an dem Aste des nächsten Baumes. Am andern Morgen geht der Steuereinnehmer wieder am Rathhause vorbei und sieht, daß da so eben ein Bauer eine sehr große Menge Getraide (150 Ardebs) ablädt. Er fragt den Nachrichter wer und woher der Fellah sey, jener antwortet es ist derselbe den du gestern hängen hießest. „Wie, fragte der Turke, ist er von den Todten erstanden?“ — „Du befahlst mir nicht, sagte der Andre, ihn zu tödten immerhin, sondern nur zu hängen, ich hieng ihn so, daß seine Fußspitzen am Boden waren. — Gut, murmelte der Turke, ein andermal wenn ich jemand strafe will ich mir diese Arabische Beredtsamkeit merken. — nimm dich in Acht vor Abu Daud.

[1] Der Wüthrich der dies that war der verstorbene Defterdar Mohammed Bey. Ein Bauer im Distrikt Menuuf hatte 60 Reyals (acht 18 Gulden rhein.) Abgaben zu zahlen und besaß nichts als eine Milchkuh, die ihn und die Seinen ernährte und welche 120 Reyals werth war. Der Nazir als Steuereinnehmer fordert die andern Bauern des Orts auf die Kuh zu kaufen und da keiner dieß will, läßt er den Armen kommen, die Kuh schlachten und in sechzig Theile theilen, welche jedoch den wohlhabendsten Bauern das Stück um einen Reyal (15 Kreuzer) kaufen mußten. Der arme Mann läuft zum Defterdar, klagt diesem sein Noth, bietet

Gewande drückt das System der Regierung noch hart genug auf das arme Volk des Landes und der Städte.

Unser gastfreundlicher Wirth, der Graf Odeskalki, war nun auch aus der Stadt nach Hause gekommen; ein Gespräch mit dieser liebenswürdigen Familie führte uns im Geiste in das theure christliche Vaterland und der Zug des Heimwehes dauerte auch noch fort da wir jetzt heraustraten auf das platte Dach des Hauses und hier noch lange die Herrlichkeit des milden, klaren Aegyptischen Himmels genossen. Canopus, der schönste, in Europa

---

läßt den Nazir, den Metzger und die Käufer des Kuhfleisches rufen. Der Kadi hatte gemeint die That des Nazirs sey eine Gewaltthat gewesen. Der Defterdar fragt den Metzger warum er die Kuh des armen Mannes geschlachtet, die Bauern warum sie das Fleisch gekauft hätten. Diese antworten: der Nazir ist gar gestreng, hätten wir ihm nicht seinen Willen gethan, er hätte unsre Hütten niederreißen und uns schlagen lassen; ich that, fügte der Metzger hinzu, was der Nazir, als meine Obrigkeit, mir befohlen. — So wirst du auch thun was ich dir befehle? fragt der Defterdar. — Unbedingt, sagt der Metzger. Wohlan, befiehlt der Defterdar, schlachte den Nazir. Der Metzger verrichtet dieß mit denselben Gebräuchen wie, nach den Geboten des Islam, ein Ochs geschlachtet wird, sagt bis Millah (im Gottes Namen) u. s. w. und schneidet dem Nazir den Kopf ab. Hierauf läßt der Defterdar den Körper in sechzig Stücke theilen, davon jeder Käufer des Kuhfleisches eines, und zwar um zwei Reivals nehmen muß, diese 120 Reivals bekommt der arme Mann für seine Kuh; der Metzger, wie dieß auch beim Schlachtvieh die Sitte ist, erhält als Schlächterlohn den Kopf des Steuereinnehmers. Lane account etc. Vol. I p. 153

niemals ſichtbare Stern der ſüdlichen Halbkugel, leuchtete mit Sirius zugleich am Himmel; tief am Horizont erſchien noch in großer Klarheit Merkur, der ſich in unſern Gegenden faſt immer in den Dünſten verbirgt; ein balſamiſcher Duft kam von den blühenden Feldern und Gärten her; das arme Volk verſchlief die Sorgen und Noth des Tages, nirgends aus den niedern Hütten vernahm man einen Laut.

Wir hatten ein langes und für uns ſehr anziehendes Tagwerk vor uns, darum ſtunden wir am andern Morgen noch vor Tagesanbruch auf und nachdem wir mit der gaſtfreundlichen Familie des Grafen gefrühſtückt hatten verließen wir das Dorf. Der Tag fieng eben an den Weg der Wüſte nothdürftig zu erhellen, als wir am Hügelabhange der Gräber hinanritten. Es war ungewöhnlich kühl, faſt wie bei uns an einem Morgen der letzten Hälfte des Octobers; ein Nebel lag über dem Nilthal und dem Saume der Wüſte. Wir nahmen unſern heutigen Weg nach dem eigentlich ſogenannten Mumienfelde der Vögel und andern Thiere, denn in ſolcher Menge, wie hier ſind dieſe Thierüberreſte an keinem andern Orte des Landes zuſammengehäuft. Der Haupteingang zu dieſen merkwürdigen Grabeshallen iſt etwas beſchwerlich; er führt ſchräg hinunter, hatte vielleicht vormals eine Treppe, dieſe aber, wie die Hälfte der Höhe des Einganges iſt mit feinem Sande der Wüſte bedeckt. Ich legte mich auf den Rücken und ſteuerte mich mit den Einbogen auf dem Sand hinunter, wobei mir zuletzt Herr Rubienhof, der Dragoman zu Hilfe kam. Unten iſt ein ziemlich geräumiger Gang mit mehreren leeren Kammern und buntbemahlten Wänden; eine ſchachtartige Oeffnung führt ſenkrecht hinab in eine Gruft von andern Kam-

mern. Wie weit sich diese unterirdischen Räume und Gemächer erstrecken das ist noch kaum bekannt; man sieht an den Seiten der Gänge die irdenen Krüge, worinnen die einbalsamirten, mit Leinwand umwickelten Thierkörper liegen, in vielen Reihen hoch übereinander geschichtet; wenn eine solche Mauer von Krügen hinweggenommen ist zeigt sich gewöhnlich hinter ihr eine neue und noch bemerkt man kein Ende, so verschwenderisch auch die Beduinen mit diesen Krugen umgehen. Denn jene, da sie bemerkten daß ich in den Gefaßen besonders nach einigen Arten von Skeleten suchte, und daß ich mit den zu stark verkohlten, morschen Exemplaren, deren Leinwandhülle wie ihr Inhalt beim Anrühren in Stucken zerfiel, nicht zufrieden war, holten mehr denn dreißig solcher Krüge herauf, zerschlugen sie bis auf wenige die ich noch rettete und zeigten mir den Inhalt, aus dem ich mir namentlich die Schedel eines Tantalus Ibis und eines heiligen Ibis *) herauswählte.

Auch hier in diesem Mumienfelde der Thiere verräth sich der überall sinnvolle, wenn auch irre geleitete Tiefsinn der alten Aegypter. Merkwürdiges Volk, dem fast jede thierische Gestaltung als eine Hieroglyphe, die Hieroglyphe aber als ein Name und eine Bezeichnung der Gottheit erschien; ein Name, dessen vom Leben durchdrungene Schriftzüge zu vertilgen, gleich einer Gotteslästerung verboten war. — Die Natur ist allerdings eine Sprache in Bildern, voll bedeutungsvoller Namen; höher aber

*) Ibis sanctus, eine Thierart, welche jetzt eben so wie das Krokodil und der Hippopotamus aus Mittel- und Unterägypten verschwunden ist, und nur noch in den Gegenden des obersten Nillaufes gefunden wird.

aber als das Bild steht das im Herzen lebende, unvergängliche Wort, durch dessen Kräfte nicht nur die Welt des Sichtbaren, sondern vor ihr und über ihr die Welt des geistigen Erkennens geworden ist.

Die dürftige Pyramidengruppe bei Abusir, an der wir vorüberkamen, bietet wenig dar, was die Aufmerksamkeit fesseln und beschäftigen könne. Diese Werke einer wahrscheinlich späteren, nur nachahmenden Zeit, im Vergleich mit der älteren, von der die großen Pyramiden bei Gizeh zeugen, tragen mehr denn diese das Gepräge der Vergänglichkeit; sie stehen, zum Theil unförmlich und unförmlich, alle aber halb aufgelöst und verfallen da, entweder durch die Gebrechlichkeit des Gedankens der sie begründete oder des Materials aus dem sie erbaut sind *).

Wir kamen schon in der Nähe der großen Pyramiden von Gizeh an einigen Bauern vorüber, welche die Felder bestellten. Sie liefen zu uns heran und boten sich uns zu Führern, hinauf zum Gipfel der Pyramiden und in ihr Innres an und wir hatten uns dieses Geleite gefallen.

Es war fast Mittag da wir uns diesen Zudringlichen

*) Ein Eindecken in solche Stücke wie sie in Paris und Rheinau über sich liegen, würde wahrscheinlich manche dieser kunstlosen Pyramiden zusammenbringen. Solche Einbrüche kamen jedoch, so weit die Geschichte weist, kaum in diesem Lande vor, sondern nur Verluste. Doch erzählt Lepsius in seinem Dictionary of Chronology, daß am Ende der 17ten Dynastie zwei Drittel der Pyramiden durch eine Überschwemmung eingestürzt, und Fabel genug Menschen zu Grunde gegangen seyen.

ten der alten Baukunst nahten. Der letzte Theil des Weges, unten in der Ebene am Saume der Hügel hin, über grünende Auen, an Heerden der Ziegen und Schafe vorüber, war sehr angenehm gewesen; jetzt zog sich, jenseits der kleinen Gruppe von Sykomoren und Palmen, die noch im Thale vor den großen Pyramiden stehet, die lebende Welt des heutigen Tages zurück und ließ uns mit dem Schweigen der Wüste und mit den hehren Denkmalen einer riesenhaft hochstrebenden Vergangenheit allein.

Bei dem ungeheuren Bilde des Sphinx, gegen dessen Größe die des Menschenleibes so dastehet, wie der Grashalm gegen den Palmbaum, hielten wir an und stiegen herab von unsern Thieren. So mächtig auch dieser steinerne Thorhüter oder Knab des Bezirks der großen Pyramiden sich vor den Aufgang zu diesen hinstelle, erscheint er dennoch gegen diese ernstgebornen Werke der Riesenhaftigkeit nur wie ein untergeordneter Diener. Er ist auch der Jüngste unter ihnen, denn der Pharao, dessen Bild er darstellt und der ihn aus der Masse des Felsens ausbauen ließ, war, wie dieß aus den hieroglyphischen Namenszeichen erkannt wurde, Thothmes IV., welcher nach Wilkinsons chronologischen Tafeln bis 1486 v. Chr. regierte. Das Angesicht des mächtigen Bildes ist durch die Barbarei der späteren Zeiten verstümmelt, namentlich fehlt ihm die Nase; der Kopfschmuck, der wahrscheinlich von andrem Material gebildet und in eine noch sichtbare Vertiefung des Scheitels hineingefügt war, ist hinweggenommen; der Fels unterhalb des Halses hat durch Verwitterung gelitten; von dem Altar und dem Getäfel, welche man zwischen den vorderen Löwenpfoten wieder aufgefunden hatte, sieht man keine Spur mehr, denn der

Sand der Wüste hat die neueren wie die älteren Ausgrabungen großentheils wieder zugedeckt. Wenn in oder unter dem Sphinx Grabeskammern sind, dann muß der Eingang zu ihnen aus tief verborgenen Gängen herführen, denn am Bilde selber und dem nächst umgebenden Felsen zeigt sich keine Oeffnung.

Neben den Ueberresten der beiden pyramidalen Pylonen, welche zu Herodots Zeiten den Eingang zu der prachtig gepflasterten Platteform am Fuße der großen Pyramide zierten, giengen wir hinan zu diesem Gedachtnißmale des Cheops. Ein leichtes Gewölk zog eben über seinen Gipfel hin, bald aber stund das unwandelbare Gewölbe des Himmels wieder in unwandelbarer Klarheit da. Worin ist doch die unbeschreibliche Kraft des Eindruckes begründet, den der Anblick dieser Pyramide, wenn man an ihrem Fuße stehet, auf die Seele macht? Er kann nicht in der Masse allein liegen, denn die Massen so vieler unsrer Berg oder pyramidal emporsteigender Felsenberge sind noch unglaublich großer, ohne daß ihre Wirkung auf den Sinn des Wanderers dieselbe ist. Die Kraft unsres Eindruckes kommt nicht aus dem Gewicht und Umfange der hier aufgehäuften Werkstücke, sondern sie beruhet auf dem Gedanken den der Geist des Menschen, andren Menschen verständlich in das Werk der leiblichen Hände hineinlegte. Dieser Gedanke heißet Ewigkeit. Wenn wir auch keinen andern Beweis für die Fortdauer unsrer geistigen Natur, nach dem Vergehen der leiblichen hatten, so wurde der schon als ein hinreichender erscheinen, der sich auf das unabweisbare Bedürfniß unsers Wesens gründet, seine Wirksamkeit, wie die Schwingen eines über dem Zukünftigen brütenden Adlers weit hinaus über das Leben der Zeit zu breiten. Der Mensch fühlt in sich Kräfte

der Ewigkeit; er fühlt es, daß dieſe dereinſt ſelbſt den ſtaubgebornen Leib durchdringen werden und ſollen; das Misverſtandniß der alten Erbauer der Pyramiden und Mumienkammern lag nur darinnen, daß ſie wähnten jene Durchdringung und Ueberkleidung des Vergänglichen mit Kräften des Unvergänglichen möge durch ein Beſtreben der leiblichen Kräfte bewirkt werden, da es doch einzig nur vom Leben des Geiſtes ausgehen kann.

Die Macht des großen Eindruckes auf die Seele giebt auch dem Leibe ſolche Kraft, daß ihm das Hinanſteigen auf den Gipfel der großen Pyramide nicht mehr ſehr ſchwer fällt. Ohnehin iſt daſſelbe dadurch in etwas erleichtert, daß man zuerſt auf breitem Wege an dem Hügel des Schuttes und Aufwurfes, der hier ſpäter angebracht worden, hinanſteigt bis zu dem Eingang ins Innre der Pyramide, welcher ſchon in ziemlich bedeutender Höhe liegt. Nun aber fangt die Arbeit des mühſameren Hinanklimmens an. Die dienſtfertigen Beduinen, welche wir auf dem Herwege mit uns genommmen, waren uns übrigens hierbei ſehr förderlich. Mich, als den Aelteſten und Schwerfälligſten, faßte, ohne daß ichs begehrte, unter jedem Arme einer an und bei den mächtigeren ſtufenartigen Abſatzen, welche von der Höhe eines Tiſches und darüber ſind, eben ſo wie bei den niedreren oder zerbrochenen, in welche ſich durch die Verwitterung des Geſteines kleine Stufen gebildet haben, halfen die guten Leute mit ihren bald zuvor bald nachkommenden Händen. Die muntre Hausfrau hatte nur einen Führer angenommen; ſo oft ich aber wieder eine Strecke geſtiegen war und ausruhend auf einer der breiteren Stufen ſtehen blieb, ſprang einer meiner Begleiter, ſo wie etwa wir auf einer gemeinen Haustreppe es pflegen, die Stu-

ten wieder hinunter und half die leichte Gestalt mit ziehen, welche so, schneller gehoben, von einem Absatz zum andern kam. Wir hatten uns, um den Sonnenstrahlen auszuweichen, beim Aufsteigen an die nördliche Seite gehalten, von welcher wir nur einige Male uns hinüber zogen nach der östlichen; jetzt aber war die breite Platte des abgebrochenen Gipfels erreicht, auf welcher bequem ein kleines Haus stehen könnte, und nun waren wir im vollen Genuß der Aussicht, nach allen Weltgegenden hin. Auf dieser freien Höhe wehte uns der Nordostwind ziemlich kalt an; wir setzten uns in den Schutz eines der mächtigen Werkstücke welche in ungleicher Höhe über die Bruchfläche der gewaltsam abgetragenen Spitze hervorragen und ruheten so eine zeitlang in den lieblich wärmenden Strahlen der Aegyptischen Sonne. Die Aussicht von dem Gipfel der großen Pyramide empfängt ihren hohen, eigenthümlichen Reiz durch den Ueberblick den sie über die nachbarangrenzende Region der Pyramidengruppe und über den Bezirk der Grabstätten gewährt; weiter denn an irgend einem andern Punkte der Gegend von Kairo blickt man auch von hier aus in die große Libysche Wüste hinaus. Wir trennten uns schwer von dieser Lust der Augen. Das Hinuntersteigen gieng leicht und schnell; hier bedurften wir, da der Schwindel uns fremd ist, keiner fremden Hülfe. Aber der mühsamste Theil des Tagewerkes stund uns noch bevor: das Hineingehen dann Kriechen und Hinaufklimmen zu den innern Kammern der Pyramide. Eine Schaar von Beduinen aus dem zunächst bei den Pyramiden gelegenem Dorfe, dessen Bewohner sich vor allen andern das Recht anmaßen die Fremden hier herumzuführen, hatte schon mit Neid es angesehen, daß uns beim Hinaufsteigen die Fellahs eines andern, weiter ent

fernten Dorfes bedienten; um wenigstens nachtraglich, im Innren der Pyramide ein Trinkgeld zu ernten, waren sie, sobald sie uns Anstalt zum Hineingehen machen sahen, mit brennenden Holzspähnen eilig vorausgekrochen und hatten dadurch einen solchen Staub und Rauch in die engen, verschlossenen Raume gebracht, daß uns das Athmen schwer ward. Dazu kam die für unser Gefühl sehr lastige Warme von fast 20 Grad R., welche in dem Innren dieser Gesteinmasse (als mittlere Temperatur des Jahres) beständig herrscht. Die großen Fledermause die da drinnen in den Steinklusten hausen und welche dem Fremdling, der sich aus seiner vom lichten Tage beschienenen Welt hineinwagt zu ihnen, erzurnt um den Kopf fliegen, öfters auch sein Licht ihm verlöschen, die mogen sich in der dumpfigen Enge wohl befinden, nicht aber der Mensch. Wir besahen zwar was zu besehen war, zu einem solchen freudigen Gefühl aber, dergleichen uns sonst der Anblick eines neuen, großartigen Gegenstandes gewährt, wollte es nicht kommen. Und doch war Stoff genug zu solchem Gefühl vorhanden. Ich kann es dem Kalifen Mamun nicht verdenken, daß er mit einem großen Aufwand von Geld, Zeit und Menschenkraften in das innre Geheimniß des alten Weltwunders einzudringen suchte, obgleich der Versuch, von Osten her, unterhalb der eigentlichen Gange, durch die dicht zusammengefugten Werkstucke zu brechen, roh genug anzufangen war, und das Murren des Volkes uber die nutzlose Verschwendung so großer Mittel nur durch den vergeblichen Fund eines Schatzes gestillt werden konnte, den der Kalif hatte im Gemauer verstecken lassen. Der spatern Zeit wurde das Eindringen ins Innre leichter, als die dreieckige Platte von Kalkstein herunter gefallen war,

hinter welcher die andersfarbigen, aus rothem Granit gehauenen Schlußsteine des äußern Einganges alsbald ins Auge fielen. Und doch fehlt auch jetzt noch gar viel zur vollständigen Kenntniß des Innren der Pyramide. Denn weder ist jene Oeffnung (unvollendete Kammer) zu welcher man vom Eingang unter einem Winkel von 27 Grad hinabsteigt das Unterste, noch hat man das oberste Ende jenes geheimnißvollen Innren erreicht, wenn man durch den mit Granitplatten ausgelegten Gang, 100 Fuß jenseit des Einganges, unter einem gleichen Winkel von 27 Grad emporsteigt, und so zuerst durch einen andren, horizontalen Gang zur sogenannten Kammer der Königin, dann aber auf der unter dem nämlichen Winkel sich fortsetzenden Gallerie zu der größeren, höher gelegenen Kammer des Königes gelangen ist [*]. Ohnstreitbar führen jene jetzt verschütteten oder noch verdeckten Schachte, von denen schon die Alten (namentlich Plinius) reden, in unterirdische Gemächer, die sich weithin im Felsen erstrecken mögen, und der noch undurchforschte obere Theil des Riesenwerkes wird auch seine innren Auswölbungen haben. Vielleicht daß eine und die andre künftige Entdeckung über den ganzen Umfang der Bestimmung dieser Gebäude bessere Aufschlüsse giebt, als dies der schöne Sarkophag in der Königskammer that, in welchem zwar nach der Sage eines Arabischen Schriftstellers, des Ibn Abd el Hakem's, ein Mumienbild und in diesem wieder eine Mumie mit einem goldnen, von Edelsteinen glänzenden, mit un-

---

[*] Seit unsrer Abreise aus Aegypten ist bereits wieder ein viel höher gelegenes Innengemach entdeckt worden, in welchem man das hieroglyphische Namenszeichen des Pharao Cheops fand

bekannten Charakteren beſchriebenen Bruſtharniſch ſollte gefunden werden ſeyn, wovon jedoch, wenigſtens die ſpätere, genauer beobachtende Zeit nichts mehr zu ſehen bekam *). Der leere Sarkophag von geſchliffenem Granit iſt 7 Fuß lang 3 Fuß breit und hoch und man begreift kaum wie er, wenn dieſe ſchon vollendet war, zu der engen Thüre, die kaum 1½ Zoll breiter iſt, hereingebracht werden konnte.

Endlich, Gott Lob! waren wir wieder hinaus an die friſche Luft, ganz mit Schweiß und Staub bedeckt. Wie viel lieber hätte ich daß Aeußere der Pyramide dreimal und eben ſo oft das tiefſte Bergſchacht unſres Vaterlandes beſteigen mögen, als, wenigſtens unter den Umſtänden unter denen wir es heute thaten, noch einmal das Innre des Gebäudes.

Werke von ſo ungewöhnlichem Maßſtabe wie die Pyramide des Cheops oder Saophis **) ſind dem Auge erſt nach öfterem und länger fortgeſetztem Beſchauen recht verſtändlich; es ergeht einem hier wie bei der Peterskirche in Rom, deren Innres auch beim erſtmaligen Sehen bei weitem nicht ſo groß erſcheint als es wirklich iſt, weil

---

*) Uebrigens wollte noch Lord Munſter Gebeine eines Stieres in dem Sarkophag bemerkt haben, die freilich auch ſpäter hineingebracht ſeyn konnten.

**) Abgeſehen von einer andren, kühneren Zeitrechnung, auf deren Ergebniſſe im erſten Band dieſer Reiſe S. 491 hingedeutet war, welche aus Bunſens und Lepſius noch nicht öffentlich mitgetheilten Forſchungen ihre weitre Begründung erwartet, läßt ſich nach Wilkinſons beſcheidnen Angaben die Zeit dieſes Pharao Saophis auf das zweite Jahrhundert des dritten Jahrtauſends (3123) vor Chriſto hinaufſtellen.

die einzelnen Theile in demſelben Verhältniß zu einander und zur Höhe, Länge und Breite des Gewölbes ſtehen als in jeder andern kleineren Kirche. Wir haben, auch in unſern größeren Städten, nur wenig freie Plätze, welche ein Viereck bilden, deſſen Länge wie deſſen Breite 300 reichliche Schritte bildet; ein ſolches Viereck das einen Raum von 360000 Pariſer Quadratfuß umfaßte hat die Baſis der großen Pyramide, als ſie noch vollſtändig war, eingenommen. Selbſt in ihrer jetzigen Geſtalt, wo ſie ſchon längſt ihres Gewandes — des geglätteten Ueberzuges von marmorartigen Kalkſteinen beraubt iſt, mißt jede der vier nackten Seiten 716', Pariſer Fuß, der ganze Umfang 2866 Fuß, ſo daß man ziemlich eine Viertelſtunde Zeit gebrauchen würde um im Spaziergang um das ganze Gebäu herumzukommen; wegen der herumgeſtreut liegenden Trümmer und des Auswurfes an der Nordſeite dauert aber ein ſolcher Umgang noch länger. Man zählt vom Boden an bis zu dem jetzigen, oberſten Ende 206 Lagen von Werkſtücken (ich kenne von Einden der nur 202 unterſcheiden) deren Material großentheils der Nummulitenkalk der Umgegend iſt; von der Grundmauer an, ſo weit ſie die neuern Forſcher bloß gelegt haben, bis zum jetzigen Gipfel beträgt die Höhe 420 Pariſer Fuß [1]; wenn man ſich aber die Spitze noch in ihrer alten Vollſtändigkeit hinzudenkt, darf man das urſprüngliche Emporſteigen dieſes Rieſen unter den menſchlichen Bauwerken nahe auf 450 Fuß anſetzen, eine Höhe welche nur von der des Belusthurmes zu Babylon, wie ihn ein Schriftſteller des Alterthumes uns beſchreibt, übertroffen wurde.

---

[1] Nach den neueren Meſſungen der Engländer 460 P. F.

Vor alten Zeiten (Herodot ſahe es noch) da das nackte Geſtell dieſer Pyramide mit ſeinem Gewand der geſchliffnen Steine überzogen war, konnte man auf dieſer Bekleidung eine Haushaltungsrechnung leſen, welche auf ihm gleich einer Stickerei angebracht war, und welche die außerordentliche Wohlfeilheit der Lebensmittel in damaliger Zeit bezeugen kann. Die ganze Verköſtigung der Arbeitsleute an der großen Pyramide hatte nach unſerm Gelde *), freilich zunächſt nur für Zwiebeln, Rettich und Knoblauch (man wird den Leuten aber nur ſelten mit Braten oder andern ſolchen Sachen aufgewartet haben und das Nilwaſſer hatten ſie umſonſt) nicht mehr nicht als etwa drei Millionen und fünfmalhundert tauſend Gulden rheiniſch oder zwei Millionen preußiſche Thaler betragen **). Rechnet man nun, daß mit den Vorarbeiten der Begründung ſo wie mit dem eigentlichen Bau der Pyramide, nach Herodots Zeugniß 100,000 Menſchen, welche in jedem Drittel des Monates von andern Arbeitern abgelöst wurden, dreißig Jahre lang beſchäftigt waren, ſo kommt auf jeden Einzelnen jährlich nur 1 fl. 5 kr., in je fünf Tagen ein Kreuzer oder drei gute Pfennige. — Solche Werke eines unbegränzten Strebens, in denen die Vergänglichkeit den ungleichen Kampf mit der Ewigkeit eingehen will, ſind nur einer unbegränzten, ſchrankenloſen Herrſchermacht möglich; mag deshalb das Geſchlecht Chams den Ruhm des Erbauens der Pyramiden für ſich allein behalten.

An der zweiten Pyramide, an der des Cerbren oder

*) Nach Herodot II. 125 1600 Silbertalente.

**) Nach andern Schätzungen des Werthes der damaligen Silbertalente gar nur anderthalb Millionen Thaler.

Seminyhis, fanden wir gerade eine Menge Arbeitsleute beschäftigt, welche ein vornehmer Engländer, mit Erlaubniß des Vizekönigs nach den noch weniger bekannten oder anscheinend leichter aufzufindenden innern Kammern nachgraben ließ. Auch noch die jetzige Höhe dieser zweiten Pyramide mißt gegen oder über 100 Fuß, jede Seite der Grundfläche hat eine Länge von nahe 680 Fuß; der Ueberzug von geglättetem, farbigen Kalkstein (Marmor) ist an vielen Stellen des obern Drittels haften geblieben. Als wir das zweite Mal die Pyramiden besuchten, besiegt unter Dragoman, Herr Muhlenhoff, dieselbe im Geleite eines ortskundigen Fellahs. Ich hatte von seinem Vornehmen nichts gewußt, das Getose der von oben herunterrollenden Gesteine zog, als ich eben, mit andern Betrachtungen beschäftigt, vorbeiging, mein Auge hinan zu dem Gipfel der Pyramide, wo ich den Kletterer erkannte. In der That, von unten her mag das Wagstück noch viel mehr Bangen erregen als der empfindet, welcher die nur in der Nähe bemerkbaren kleinen Vorsprünge der Werkstücke vor Augen hat und zum Fortsetzen des Fußes benutzen kann. Mich ergriff beim Anblicken, so oft sich wieder einmal ein Stein unter dem Auftritt ablöste und herunter rollte, ein Gefühl von Schwindel, welches ich, so oft ich selber stieg, niemals empfunden habe.

Als Belzoni, im Jahr 1816 durch einen der beiden jetzt bekannten Eingänge in das Innere dieser Pyramide eindrang, sagte ihm eine Inschrift, die er da antraf, daß er nicht der erste sey der diese Gewölbe wieder aufgefunden, sondern daß schon ein Sultan Al Mohamed den Eingang eröffnet und wieder verschlossen habe.

Die dritte Pyramide, die des Mykerinus oder Mo-

scheris, wenn auch um ein Bedeutendes niedriger denn die andern beiden, übertraf diese an Pracht des Ueberzuges, der hier ganz (bei der zweiten nur an ihrem untersten Theile) aus geschliffenem Porphyr, Sienit und Granit bestund. In neuerer Zeit ist noch kein Forscher in ihre innern Geheimnisse eingegangen.

Nach dem Zeugniß eines Schriftstellers des Alterthumes (Plinius) wurden die drei großen Pyramiden in kurzer Aufeinanderfolge: in einer Zeit von 78 Jahren nach einander erbaut. Der größeste Theil der Bausteine kam aus der Gegend des jenseits des Nils gelegnen Masara. Nicht unwahrscheinlich ist die Vermuthung, daß diese drei architektonische Räthsel der Vorwelt unten in der Tiefe des Felsens mit einander in Verbindung stehen, durch abgeteufte Grubengebäude und Strecken, welche, wie dies die Aussage der Alten andeutet, bis unter den Wasserspiegel des Nils hinabreichen. Meist im Süden von den drei großen Pyramiden stehen noch sechs kleinere und die untersten Grundmauern einer siebenten da; Werke meist aus späterer Zeit, die sich dennoch durch ihre zur mäßigen Thurmeshöhe emporragende Größe in jeder unserer Städte, mitten unter den Kirchen und Pallästen sehr stattlich ausnehmen würden. Jene, von welcher man die Tochter des Cheops als Erbauerin nennt, hat die Bauluft der spätern Zeiten großentheils abgetragen; sie behauptet nur noch durch den Umriß der Trümmer ihre alte Stätte. Nach Süden wie nach Norden ziehen sich noch jetzt von dem Bezirk der Pyramiden Straßen, mit mächtigen Steinen gepflastert hin, der Weg nach diesen Grabsteinen zwischen der vergänglichen Zeit des Lebens und der Ewigkeit muß den alten Aegyptern ein viel bedeutender und wichtiger gewesen seyn.

Dies bezeugen auch die Grabeshallen von prachtvoller Anlage und Ausführung, die sich in der Nachbarschaft der Pyramiden finden. Wir sahen einige der neuerdings aus den wiedereröffneten Bergschachten der Gänge, die das Gebirge nicht zwar mit Erzen, aber doch mit ebern festen Zeugnissen der Geschichte eines der ältesten Völker der Erde durchziehen, herausgeförderte Hieroglyphensärge, und ich kroch, in Begleitung des Herrn Mahlenhoff, bei unserm zweiten Hiersein, in einige der mit Bildern des Lebens und Wirkens der alten Aegypter verzierten Grabmäler. Als wir aber das erste Mal, ermüdet von dem Hinaufsteigen auf die Außenlade der großen Pyramide und von dem Hineinkriechen und Hinaufsteigen in ihr Innres hier verweilten, da gelüstete es uns nicht nach einem weitren Umherspähen. Wir ruhten, in den Strahlen der Frühlingssonne uns wärmend, an der Brust des riesenhaften Sphinx aus, erquickten uns an dem zum Theil sehr übelschmeckenden Wasser, das uns die Fellahs aus den in der Nähe stehenden Teichen brachten, und gedachten, sobald wir uns unsre Thiere dazu gemiethet waren, der Heimreise.

Der Rückweg nach Kairo führte uns in gerader Linie über grünende Auen, auf denen die buntfarbige Doppelzwiebel-Iris *) blühete, dann durch Felder voll Klee und üppig emporschießendem Getraide nach Ghizeh, wo wir beide Male jene merkwürdigen Brutöfen besahen, in denen seit uralter Zeit, die Aegypter die Eier der Hühner fabrikmäßig und nur durch künstliche Wärme belebend aus-

*) Iris Sisyrinchium [illegible] hat zwei Zwiebeln übereinander stehen, davon die obere [illegible] von Stöcken wie von Grasblättern aufgemacht und [illegible] wird.

kriechen machen. Es war noch nicht die Zeit in welcher man die Oefen in den Gang setzt, doch wurde, als wir zum zweiten Male hier waren, schon Anstalt zu ihrer Heizung und Belegung mit Eiern gemacht, denn die Frühlingsmonate vom Februar bis in den April sind zu dem Versuch die günstigsten und werden deshalb ausschließend dazu angewendet. Zwei Reihen von Kammerlein, zwischen denen ein enger Gang für die Besorger der Oefen und Eier hinläuft; am Boden der Kammerlein Matten von Binsen und feinem Stroh; über jedem Kammerlein ein oben rund gewölbter Ofen, den man mit Dorfmist heizt, das ist das Hauptsächlichste der Einrichtung. Die Oefen stehen mit einander in Verbindung, in den ersten zehn Tagen heizt man in jeder Reihe der Kammern die Hälfte der Oefen und legt unten diese Eier; am 11ten Tag legt man auch welche auf den Boden der andern bisher kalt gelassenen Kammern, heizt die Oefen über ihnen, läßt aber dagegen das Feuer in den ersten Kammern ausgehen, nimmt die Eier vom Boden weg und bringt sie in die darüber befindlichen Oefen, deren Backsteine noch warm von der vorhergegangenen Heizung sind und in welche aus den andern Oefen die warme Luft herüberdringt. Die Küchlein kriechen, wie unter den Hühnern, am 20sten oder 21sten Tage aus, man nimmt sie aus den Oefen, welche nun gereinigt und von neuem geheizt werden, während man dagegen das Feuer in denen der andern Hälfte ausgehen läßt. Im Mittel, so kann man rechnen, kriechen von 100 Eiern zwischen 60 und 70 Küchlein aus, die man noch ein oder etliche Tage in einer mäßig erwärmten Kammer läßt, dann den Bauern, welche die Eier brachten, gewöhnlich ein Küchlein für zwei Eier abliefert. Unterägypten hat allein über hundert,

Ebersgypten nur halb so viel solche Brutofen, welche jährlich zusammen gegen 16 bis 17 Millionen Hühner liefern. Das große Brutgebäude in Ghizeh, welches wir sahen und welches in jeder der beiden Reihen zwölf Kammern zählt, bringt, wie uns versichert wurde, zuweilen in einem Jahre gegen 130000 solche kleine, mutterlose Thierlein aus.

Schon während unserer kleinen Reise nach Sakkara und zurück von den Pyramiden hatten wir oft bemerkt, daß unsre Eseltreiber mit einem gleichen Vergnügen als ihre Thiere den jungen Klee aßen. Hier in Ghizeh sahen wir eine ganze Gesellschaft von Landleuten um einen hohen Klee, der auf der kommenden Straße lag, herumkauern und von diesem rohen Gemüse mit einem Appetit essen, als wenn es gekochte Spargeln waren. Da wir zum Brutofen hingingen war der Haufen ganz hoch, bei unsrer Rückkehr fast ganz aufgezehrt. Die Arten von Klee, deren junge Stengel und Blätter wir bei mehreren Gelegenheiten von dem ägyptischen Landvolk essen sahen, waren der Helbeh (Trigonella foenum graecum) und der Gulban (Lathyrus sativus).

Im Kaffeehause bei Ghizeh, wo wir uns und unsern Esels oder Eseltreibern eine Erquickung reichen ließen, hatte ich den Verdruß, daß mein Esel, aus lauter Höflichkeit beim Kaffeenehmen, das schöne Skelet vom Hammer (Ibis sanctus), das ich aus den Gräbern der Vögel erhalten, fallen ließ. Es war in lauter kleine Stücken zerbrochen. Den Schädel vom Tantalus (Ibis hatte mir der gute Mann schon vorher verloren. Die lebhaften Bilder und Erinnerungen jedoch, die ich auf dieser Reise nach den Pyramiden in das eigne, lebende Haupt und in das feste Gefäß der Seele aufgenommen, konnte mir

kein Eis zu Boden werfen und zerbrechen; dieſe innre Farbenwelt wird ſich erhalten, wenn auch die der Gräberkammern aus der Zeit der Pharaonen verbleichen und zerſtäuben ſollte.

Kairo am 11ten Februar 1837.

Sechster Brief.

Der Auszug der Mekkapilgrime; Anſtalten zur eignen Abreiſe.

Ich ſchreibe nun den letzten Brief aus Aegypten an Dich, meine liebe Schweſter, denn übermorgen des Nachmittags wollen wir unſre Reiſe in Gottes Namen durch die Wüſte über Suez und Tor nach dem Sinai und von da über Akaba nach Hebron antreten. Schon ſind alle Vorbereitungen zur Reiſe getroffen; ich habe durch Vermittlung des guten Herrn von Champion (des Kaiſerlich Oeſterreichiſchen Conſuls) meinen Arabiſchen Paß (Firman) erhalten; durch den griechiſchen Patriarchen und die Väter des Sinai die herrlichſten Empfehlungsbriefe nach dem Sinai und an das griechiſche Kloſter in Jeruſalem; durch den griechiſch-katholiſchen Patriarchen eben ſo treffliche nach Damaskus und in die Klöſter des Libanon empfangen, und durch die gütige Vorſorge meiner hieſigen Freunde iſt uns ein wackrer, zuverläßiger Arabiſcher Scheikh, der alte Haſſan der ſchon ſo manchen Europäer glücklich durch die Wüſte geleitet hat, zugewieſen worden, welcher uns und unſre Sachen mit ſeinen Kamelen weiter führen ſoll. Unſre Geſellſchaft hat ſich um mehrere Perſonen verſtärkt. Ein junger, ſehr geſchickter Mechanikus aus der Schweiz, Herr Franz, der längere Zeit in Algier gelebt hat, jetzt aber für gewöhnlich in Malta wohnt, und der mit den Sitten der

Araber

Araber sehr vertraut ist, hat sich, veranlaßt durch die Briefe einiger in der Schweiz und Würtemberg lebenden Freunde aus Malta aufgemacht und ist zu uns hieher nach Aegypten gekommen um uns auf der weiteren Reise nach dem Sinai und Palästina zu begleiten. Schon hier in Kairo, wo er bereits vor uns angelangt war, hat er mir und meinen jungen Leuten die treuesten Freundschaftsdienste erwiesen und wir dürfen uns eines solchen aufopfernd treuen, tüchtigen Reisegefährten freuen. Zum Dragoman oder Dolmetscher ist uns von unsern heiligen Freunden ein junger Deutscher, Herr Mühlenbein aus Münnenberg bei Paderborn empfohlen, der schon acht Jahre in Aegypten wohnt, die Reise von hier nach Palästina und über den Libanon bereits mehrmalen gemacht hat und mit seiner Kenntniß des Landes auch die der Sprache des Volkes verbindet. Von seiner Uneigennützigkeit und Redlichkeit, so wie von seiner mannhaften Entschlossenheit hat er uns während unsers hierseyns schon mehrfache Beweise gegeben. An die Stelle unsers bisherigen Arabischen Knechtes und berühmten Moses Abraham, der nicht weiter mitreisen will, „weil es ihm in der Wüste zu kalt sey," tritt ein andrer junger Araber, ein tätiger, rühriger, trotzig aussehender junger Pursche Namens Mohamed, begabt mit einer lautschreienden Stimme und sehr großen Mund, der, so sollte man meinen, dem Feinde schon beym bloßen Anblicke Furcht einflößen konnte. Außer diesen unmittelbar zu unsrer Gesellschaft gehörigen Begleitern werden sich noch mehrere andre Gefährten unsrer kleinen Karawane anschließen. Vor allem ein Herr von Kreu aus St. Petersburg, ein sehr vielgereister, kenntnißreicher junger Mann, den ich schon in München vor mehreren Jahren habe kennen gelernt und der nun durch

den hiesigen Kaiserlich Russischen Generalkonsul, den trefflichen Obersten Duhamel noch ganz besonders empfohlen ist. Herr von Kren hat schon die meisten Länder Europas und auch Oberägypten besucht und seine Reisen sich zu Nutze gemacht, so daß ich mir viel Unterhaltung von dieser Gesellschaft verspreche. Ihn begleitet ein starker Arabischer Knecht, Namens Abd-er-Wached, der ein guter Koch seyn soll, eine Kunst die wir freilich in der Wüste nicht viel brauchen werden. Aber auch noch einige andre deutsche Landsleute und Freunde werden ein Stück Weges mit uns ziehen: Herr Kielmeier, ein sehr gebildeter junger Officier aus Würtemberg und Herr Keller gehen mit uns bis Suez, wo sie sich zur Reise nach Abyssinien einschiffen wollen; unser Freund Baumgärtner, dessen Güte gegen uns ich Dir schon in meinem ersten Briefe gerühmt habe, wird in unsrer Gesellschaft bleiben bis an den Sinai, weil er seiner sehr leidenden Gesundheit wegen in der Wüste die Kamelmilchkur brauchen will; mit ihm sein Knecht und ein muntres Eselein. Denke Dir nun zu diesem ansehnlichen Comitat von Menschen all die Kamele, welche sie und ihr Gepäcke tragen und du wirst fragen, wo sollen diese alle zu essen bernehmen in der dürren Wüste? Aber auch dafur, so weit es nämlich uns anging, ist hinreichend gesorgt. Die beiden Begleiterinnen haben einen Sack voll Reis gekauft der eine oder etliche Mahlzeiten für eine ganze Compagnie von Soldaten geben könnte; das Wasser zum Kochen desselben führen die Kamele in bockledernen Schläuchen, die Kohlen in Körben; unser Tafelservice, bestehend aus blechernen Tellern, blechernen Bechern und ziemlich ordinären Messern und Gabeln, dazu ein Gefäß mit Schmalz, Zwiebeln in Menge, Salz, Essig und mehrere Flaschen mit Nacky

oder Dattelnbranntwein, auch Kaffee und Zucker sind in dem verschließbaren Kasaß (einer Art von Kiste aus Palmenzweigen) enthalten, dazu kommt noch ein Korb voll Schiffszwieback und für den einzelnen Haushalt eines Jeden eine Anzahl guter, süßer Sevilla-Orangen so wie gepreßte Datteln — in der That ich schäme mich des großen Aufwandes für Pilgrime die zum Sinai und nach Jerusalem gehen. Auch ein hübsches altes Zelt haben wir um äußerst billigen Preis gekauft und Herr von Kron hat auch eines; zum Ruhebette haben ich und die Hausfrau eine zu Semlin gekaufte Matratze, welche, ich weiß selber nicht mit welchen Gegenständen von ungleicher Härte gefüllt ist, bereits aber die Seekrankheit und die Quarantaine mitgemacht hat, und vortrefflich genannt werden könnte, wenn sie nicht schon für anderthalb geschweige für zwei Personen zu schmal wäre, so daß eines von uns immer, wenigstens zur Hälfte auf dem weichen Sande der Wüste liegen wird. Desto ausreichender ist aber die breite in Smyrna gekaufte Decke, zu der hier noch zwei Ziegenfelle gekommen sind, und so merkst du wohl, daß unser Haushalt, im Vergleich mit dem der Söhne der Wüste, zu welchen wir reisen wollen, ein unerhört stattlicher und splendider ist.

Je näher die Zeit der Abreise herankommt, desto inniger wird mein Verlangen nach dem meiner Seele theuren Boden, den ich nun bald betreten soll; mein Heimweh kann die Stunde des Auslaufes und des endlichen Vorwärtsrückens zum langersehnten Ziele kaum erwarten.

Ein Schauspiel, das ich in einer der letzten Wochen unsers Hierseins gesehen, hat meine Sehnsucht nach dem Beginn der Weiterreise noch sehr gesteigert; dies war der

Auszug der Pilgrime nach Mekka. Bekommt man doch im Herbste, wenn die Distelfinken und Hänflinge mit lauten Freudentönen über das Land hinziehen und ein frischer Wind aus Norden den Flug begünstigt, ein Verlangen, auch mitzuziehen über Land und Meer; wie sollte nicht eine Schaar von Menschen, die, nach ihrem Maaße von Begeisterung trunken, den Lauf nach einem ihr heiligen Ziele antritt, auch in unser Einem den Wandertrieb des Pilgrims entzünden und aufs Höchste steigern! Ich habe Dir schon so Manches von dem äußren und inuren Leben der Kinder Ismaels erzählt, so will ich Dir auch noch den feierlichsten, bedeutungsvollsten Akt in dem Leben der Bekenner des Islams, den Hadschizug, beschreiben.

Ismaels Geschlecht kann es eben bis auf unsre Tage noch nicht vergeben und vergessen, daß der Sohn der Verheißung, welchen die eigentliche Herrin des Hauses gebar, der die Verheißung galt, der Erbe geworden ist, da ja der Magd Sohn der zuerst geborne, ältere war. Alles das, was die Bücher Mosis, welche sie auch kennen und sehr in Ehren halten, der Wahrheit gemäß von Isaak berichten, das erzählen die Mohamedaner von Ismaël; er war es den Abraham auf Gottes Geheiß opfern wollte, als der Engel des Herrn die That verhinderte und statt des Sohnes der Widder dem Schlachtmesser dargereicht wurde. Auf Ismaël und seinen Samen trugen sie alle jene Segnungen über, deren Kräfte und Früchte weit über die Zeit des sichtbaren Lebens hinausgehen in die Ewigkeit. Nun, die Ehrfurcht und Liebe zu ihrem Vater Abraham, so wie die hohe Beachtung und Werthschätzung des Segens der auf diesen gelegt war, ist ein ganz schöner Zug an den Kindern Ismaels; er gehört

mit zu jener treuen Erfüllung des vierten Gebotes, wegen der ich schon bei andrer Gelegenheit die hiesigen Mohamedaner gerühmt habe, aber dennoch hat jener kühnschöne Zug zugleich einen Beigeschmack nach der Natur des Raben, zu dessen Verwandtschaft der Araber auf vielfache Weise sich bekennt. Wie der Rabe die Gold- und Silberstücke, die er auf dem Felde oder an dem offnen Fenster eines Hauses findet, weil der Glanz ihn anlockt, mit sich in sein Nest trägt, dem sie weder zum Bau noch den Jungen zur Nahrung dienen können, so hat auch der Islam die Kleinodien, welche die Offenbarung den Völkern gab, beruhen geführt in seinen Aufbau, ohne sich die eigentlichen Kräfte derselben zu nutze zu machen; weil er's nicht versteht das Gold in Brod zu verwandeln. In der Geschichte und Verehrung ihres Propheten wiederholen sich die Bekenner des Islams Alles das, was in der Geschichte und dem Gottesdienste Dessen enthalten ist, welcher mehr und höher war als ein Prophet.

Wenn ich irgendwo Gelegenheit gehabt habe, gegen die auffallenden Aeußerungen einer innern Entzückung mistrauisch zu werden, die sich in so manchen uns näher liegenden Fällen in ein frommes Lichtgewand kleidet, so war es hier unter den Moslemen. Welches Menschenauge, das nicht auf die Quelle und auf die Früchte merken lernte, konnte am Weihnachtsfest der Mohamedaner, am Geburtsfest des Propheten (Mulid en Nebi) das in dem Monat Rabia el Owwal gefeiert wird, die Entzückungen, in welche da viele verfallen die dem Gesange der Loblieder zuhören, von solchen Zuständen unterscheiden, die von höherer, besserer Abkunft erscheinen. Die Scene der Festfeier ist kaum hier in der Nähe unsrer Wohnung, auf dem Esbekiehplatze, und meine hiesigen

Freunde, die sie oft sahen, haben sie mir beschrieben. Der ganze Platz ist zu dieser Zeit von Zelten bedeckt, bei Nacht von Tausenden der guirlandenartig zusammengehängten Lampen hell beleuchtet. Denn während die Tage mehr zu Volksbelustigungen bestimmt scheinen, beginnen in der stillen Nacht die Prozessionen der Derwische, und jene Chöre der Sänger lassen sich hören, welche Lieder singen deren Inhalt und Form es nicht verkennen lassen, daß sie den Tempelgesängen der Israeliten, namentlich aus der Davidischen und Salomonischen Zeit nachgebildet sind. Jene ekstatischen Entzückungen, von welchen bei solchen Gelegenheiten Mehrere der Anwesenden ergriffen werden, heißen Melbus; sie äußern sich durch begeisterte Ausrufungen und Erscheinungen, welche denen des magnetischen Hellsehens ähnlich sind; neben diesen meist unwillkürlichen Zufällen sieht man jedoch auch häufig Thaten und Werke der fanatischen Verrückung und willkürlichen Gaukelei, namentlich an den Derwischen, welche Glasstücke und glimmende Kohlen verschlingen, spitzige Körper sich ins Fleisch stoßen, die Glieder verdrehen und allerhand andre Kunststücke machen, zu denen namentlich das Hinüberreiten des Scheikhs der Sadiyeh-Derwische über ganze Reihen seiner auf ihrem Angesicht zu Boden gestreckt liegenden Jünger gehört. Wer jedoch alles Das, was eine fanatische Begeisterung des sinnlichen Menschen vermag, in rechter Masse beisammen finden will, der muß, so wie wir, den Auszug der Hadschis nach Mekka sehen.

Eine Pilgerfahrt nach Mekka, durch den Weg der Wüsten oder auch des stürmischen, klippenreichen rothen Meeres, ist nichts Leichtes; vor Allem dann, wenn sie, wie dieß bei der Zeiteintheilung nach Mondesjahren öfters

geschieht) in die heißesten Monate des Jahres trifft. Jeder Hadschi hat deshalb sein Sterbehemd bei sich, in welches er, wenn ihn auf den unerbittlich streng und fest abgemessenen Tagmarschen die Mattigkeit des Todes überfällt, sich einhüllt, dann, bis ans Haupt, das nach dem Tode der Wind bald mit Staub der Wüste bedecken wird, in Sand sich eingräbt und so, nach Mekka blickend, den letzten Augenblick erwartet. Alte oder schwächliche Hadschis finden auf solche Weise häufig schon ihr Grab auf dem Wege nach Mekka, vor allem jene ärmeren, die zu Fuße und nur selten zur Nothdurft gesättigt der großen Karawane sich anschließen; mehrere aber noch als die Reise rafft der, obgleich kurze, Aufenthalt in Mekka hin, wo sich bei den meist sehr schlechten Lebensmitteln, welche selbst die Reicheren empfangen, und dem bittern Mangel den die Aermeren erdulten, unter der eng zusammengedrängten Schaar so häufige Krankheiten und tödtliche Seuchen erzeugen, daß der Sand von Mekka und Medina alljährlich zehnfach und zwanzigfach so viele Menschen begräbt, als auf ihm als einheimische Bewohner leben. Man darf es deshalb den vermögenderen und dazu neu, das heißt mühsgläubigen Bekennern des Islams nicht verdenken, wenn sie sich der Verpflichtung, die Jeder von ihnen hat, einmal in seinem Leben nach Mekka zu pilgern, dadurch entheben, daß sie einen Aermeren, der reiselustiger ist als sie, zur Pilgerfahrt ausstatten, was denn eben so viel gilt als wären sie selber mitgezogen. Bringt ihnen doch dann, wenn sie in Mekka wohnen, schon im Monat Safar (dem zweiten des Mondenjahres) der zurückkehrende Stellvertreter, das, obgleich auf der Fahrt faulend geworden, dennoch heilige Wasser des Brunnen Zemzem und Mosmeh. Stücken von der

Decke die auf dem Prophetengrabe lag, auch Weihrauch und Sebchahs (Rosenkränze) mit, die für sie, durch die in Medina empfangene Weihe, dieselbe Kraft haben, als wenn sie selber sie geholt hätten.

So aus der Ferne läßt sich übrigens das bedeutungsvolle, zuversichtliche Ahnden der Menschenseele, von einem Morgenlichte der Ewigkeit, das noch in die Zeit des irdischen Lebens hereinleuchtet, nicht bei allen Gläubigen des Islams abspeisen. Tausende von ihnen achten der wahrscheinlichen Gefahr des Lebens nicht; es ist dennoch ein tiefer in ihrem Wesen liegender, wenn auch irre gehender Trieb, der sie zu ihrem Auslaufe begeistert, als jener, der die Zephyrathmer, von denen ich Dir früher*) erzählte, hinausführt in die Wüste.

Wenn sich die Tausende der Hadschis, die sich, von den vielen verschiednen Richtungen des Ostens, Westens und Nordens her begegnen, noch bis auf etwa eine Tagereise der heiligen Stätte von Medina nähern, da erblicken sie, das bezeugen die, welche es gesehen haben wollen, bei Nacht nach dieser Richtung hin ein dämmerndes Licht; das Licht wird zur Feuersäule (der in einer nach oben offnen, wahrscheinlich von Tausenden der Lampen erhellten Moschee) wenn sie bei Medina anlangen; man sieht die „bis zum Paradies" aufflammende Leuchte nur dann, wenn man in einiger Entfernung steht, ganz in der Nähe entzieht sie sich dem Auge. Dieses, und ähnliche Wunder, die sich der dürstende Wandrer in der Wüste als Bilder einer geistigen Fata morgana erdichtet und erschaffet, erzählt der von der Wallfahrt zurückgekehrte Hadschi Allen, die „dem Ziele der Lauf-

*) S. 138.

bahn der Gläubigen" noch entgegengehen. Ein Licht, das aus dem Dunkel der Nacht empordämmert und den Eingang zum ewigen Osten erhellet, ist allerdings zu finden, nicht aber auf dem leiblich weiten und mühevollen Wege der Sandwüste oder des Meeres, sondern tief in dem mit geistiger Kraft zu eröffnenden Erzgange des Sehnens nach oben, der jede Menschenseele, als Lebensader durchsetzt.

Jene feierliche, anjetzt jedoch meist nur militärische Prozession, bei welcher die in der Citadelle gewebten Stücke der Kisweh oder heiligen Decke, die zur Kaaba gesendet werden soll, herabgeführt werden zu Hhessenmoschee, damit man sie hier weihe und zusammennähe, hatte ich nicht gesehen. Etliche Tage nachher aber (am 30ten Januar), als die eigentliche Prozession des Mahmils und der Auszug der Pilgrime statt fand, hatten uns unsre Freunde, zunächst der liebe H. v. Champion einige Zimmer in dem Hause eines Kaufmanns, dessen Fenster sich nach der Hauptstraße öffnen, bestellt, von wo aus wir alle Feierlichkeiten des Tages in Muße beschauen konnten. Das Mahmil (Mahmil) ein Zeltkasten, mit der kostbaren Decke belegt, die nach Mekka geht, und alljährlich mit einer andern vertauscht verändert, durch die lange Berührung des Heiligthumes geweiht, zurückkehrt, ist ein stellvertretendes Zeichen der Andacht der Aegyptischen Herrscher, welches dem Zug der Pilgrime sich anschließt, ohne daß der Pascha oder Vizekönig in Person mitzugehen braucht. Diese Erfindung des Mitgehens und doch zu Hauptbleibens kommt von einer schönen Favoritsultanin der beiden letzten Fürsten aus der Dynastie der Osmanen her, und ist seitdem, da sie die Imams von Mekka als vollgültig erkannten,

beibehalten worden. Die ſchöne Fürſtin zwar, unter dem prachtvollen Hodag oder Zelte ſitzend, war zuerſt ſelber mitgegangen, ſchon im nächſten Jahre kam aber das Zelt ohne ſie am Ziele der Wallfahrt an, brachte jedoch, als Zeichen ihrer Gunſt, königliche Geſchenke unter ſeiner Decke, welche anjetzt, unter andern, aus zwei ſchönen Abſchriften des Korans beſtehen, die der Mahmil enthalt. Schon auf dem Wege nach unſrem Standorte fanden wir alle Straßen gedrängt voll Zuſchauer. Die Läden waren geſchloſſen; die Gitterfenſter der oberen Stockwerke nach oben geöffnet und dicht von verſchleierten Köpfen der Frauen beſetzt. Den Zug eröffnete auf alberne Weiſe eine Kanone, die ſtatt der Glocke zu den Feldſignalen beſtimmt iſt, hinter ihr einige Compagnieen des ſchlechteren, geſindelhaften Aegyptiſchen Militärs, welches viel eher Banditen als Soldaten glich. Jetzt dauerte es faſt 20 Minuten, da kamen geputzte und ungeputzte Männer auf Kamelen; Heerpauken und Pfeifen dabei, womit die Reuter großen Lärmen machten, in welchen hin und wieder einzelne Zugharits (Jubeltriller) der hinter den Fenſtern ſtehenden Frauen einſtimmten. Gleich darauf folgte ein Zug von leeren, zum Theil roth und gelb (mit Hhenna) angeſtrichenen Kamelen, mit prachtigem Zeug und Satteln, deren abweſende Reuter wenigſtenſt vor der Hand im Geiſte den Zug durch die Stadt mitmachen wollten. Mehrere der Kamele ſind mit Palmenzweigen geputzt, tragen Glöcklein und Fahnen an ſich, andre müſſen Waſſerſchlauche führen und einigen der ſtarkſten hat man die Kiſten mit dem Kenglichen Schatze aufgeladen, aus welchem die Koſten beſtritten werden, die der Regierung bei dem Geleite der Hadjihs durch die Wüſte, zur Laſt fallen. Jetzt kommt auch, ebenfalls

auf schönen Kamelen, die Bagage des Emirs, der die Leitung und Besorgung der Thiere und Menschen der Karawane auf sich genommen hat: des Emir el Hadsch, hinter ihr unter schwarzsammtener Hülle die neue Kaabadecke oder der Kisweh. Darauf eine neue Pause, während welcher sich das Volk der Gassen mit Kamelwursten und Scherbet zu laben vermag. Jetzt aber zieht die Schaar der fanatisch entrückten Derwische vorbei, reitend auf schlechten Kamelen und gehend, mit wilden Verdrehungen der Glieder; einige haben sich Eisenstücke und Messer durch die Arme oder Wangen gestochen, andre sind von Schlangen umwunden. Unter den fanatisch taumelnden und gaukelnden Menschen zeichneten sich einige Knaben aus, die auf dem Kamele stehend den Kopf wie im Kreise herumwirbelten; dem Trosse schloß sich eine Schaar der Kameltreiber, Wasserträger, Gassenkehrer und andres armes Volk an, man höret Einen und den Andern die Worte Allah und Arafaat *) brüllen und dem dumpfen Gebrüll antworten die hohen Jubeltriller der Frauen. — Hierauf folgen abermals geputzte Kamele, unter ihnen jene beiden, ganz vorzüglich geschmückten, welche die Sänfte des Emirs der Hadschis mit roth seidenem Baldachin tragen, dann mehrere Araber auf Rossen, bei ihnen der Wegweiser der Karawane, hinter ihnen noch Kamele und Derwische, zuletzt ein Zug von Hofdienern, Lanciers und Leibgardisten des Vizekönigs. Das Gedränge des Volkes besonders der ärmeren Frauen auf

*) So heißt der heilige Berg bei Medina, welcher nebst dem nachbarlichen Thale Mina, wohin der Abraham bei Mohammedanern die Scene von Ismael statt Isaak's Opferung verlegt, das Ziel der Pilgerschaft ist.

den Gassen wird jetzt immer gröſser, die Spannung des Erwartens, welche man an Allen bemerkt, gilt nicht den halbnackten Klopffechtern, den Derwischen und Hadschis die hinter den Schaaren der Gardisten drein ziehen, sondern jenem Hauptakte der Prozessionen, der nun folgen soll. Und schon hört man, nach einer kurzen Pause einen Lärmen der Trommeln und Pfeifen und ein Jubeljauchzen der Frauen, das noch oben in den Wolken hörbar seyn muſste; einige Regimenter der Nizam oder regulären Truppen, zu Fuſs und zu Pferde ziehen auf mit klingendem Spiele, dann der Polizeidirector und die Diener des Hadschi-Emirs und endlich einmal, nachdem er sich so oft durch Kamele, Baldachin, Bagage und Diener angekündigt, er selber, der Emir auf kostbar geschmücktem, edlem arabischen Rosse, begleitet von 3 hohen Geistlichen, hinter ihm stattliche Mughrebi's zu Pferde, dann 3 Männer in weiſsem, wollenen, goldgestickten Gewande, welchen es obliegt auf dem Arafaaberge gewisse Formeln des Gebetes zu sprechen; abermals dann ein Troſs der Kamele und Kameltreiber, in ihrer Mitte vier Imams, als Repräsentanten der vier orthodoxen Sekten; Derwische mit groſsen Fahnen und wunderlich lautende Musik, die Zünfte der verschiednen Handwerker und Künstler mit ihren Abzeichen. Und jetzt erklingen die Zugharits oder Jubeltriller der Frauen und das Juchazen der Männer aus solcher Nähe und so laut, daſs man sein eignes Wort nicht mehr hört, denn der Hauptgegenstand der ungestümen und unbändigen Verehrung, das Mahmil mit den Abschriften des Korans unter dem prunkenden Reisegezelte naht sich. Kaum läſst sich dieses sehen, da drängt sich Jedes, besonders die Frauen, herzu, um den heiligen Teppichen wo nicht mit der Hand doch mit einem Ende

des Schleiers oder eines Tuches zu berühren; die Zuschauerinnen, welche verschleiert hinter den jetzt weiter geöffneten Fenstern stehen, lassen aus den oberen Etagen zusammengebundene Schawls herunter, damit der unterste Zipfel des Gebindes am Kasten streife und die Stelle, die so glücklich ihnen zur Berührung zu gelangen, wird geküßt. Auch hinter dem Mahmil giebts noch sonderbare Sachen zu sehen; es ist als sey jetzt der Hahn, durch welchen bisher der Wein lief, aus dem Faße herausgezogen und als ob dem nun offenen Spundloche unaufhaltsam die letzte Hefe des fanatischen Tollraubes entströmte. Denn obgleich der Rotte der Derwische, die hinter dem „Heiligthum" drein zieht, das Fressen der lebendigen, giftigen Schlangen und mancher andre Exceß, den sie sonst begiengen, untersagt ist, geberden sie sich doch wild genug, und obgleich die alte Um el Ghutat oder Mutter der Katzen, welche sonst mit einer ganzen Familie von Kätzlein, Kätzen und Katern auf ihrem Kamele hinter dem Mahmil ritt, gestorben ist, so lebt doch der alte Scheikh el Gemel noch, der den Zug nach Mekka, ich weiß nicht zum wie vielsten Mal mit macht; halbnackt auf einem alten, magern Kamel reitend und dabei ohne Aufhören den Kopf im Kreise wirbelnd, eine Bewegung die er auf dem ganzen Zuge, hin und zurück beibehalten soll.

Lassen wir nun die Hadschi's unter ihrem Heerpaukenklange und Arafaat-Brüllen dahin ziehen, wir wissen doch, daß sie heute nicht weiter kommen als auf die etwa eine Stunde abgelegne Ebene von Hhaswah, dann an den Birket el Hadsch, wo sie mehrere Tage warten, bis Alle sich versammlet haben, und wer Lust dazu hatte, der könnte sie auch weiterhin noch einholen, denn sie brau-

chen zu ihrer ganzen Reise bis Mekka volle 37 Tage, weil das ärmere Volk zu Fuße zieht und die Tagreisen deshalb (von 2 Stunden vor Tagesanbruch bis 1 oder 1½ Stunden nach Sonnenaufgang) sehr klein sind. Mögen sie glücklich reisen; unsren Augen und Ohren und allen Sinnen ist es so zu Muthe, als wenn wir bei dem Getöse der Hämmer und Blasebälge lange in das glühend rothe Feuer eines Eisenhammers gesehen hätten und nun mit geblendeten Augen und betäubten Ohren wieder hinausträten ins Freie. Dennoch blieb neben dem Gefühl der Betäubung auch ein andres zurück; jenes der tiefsten Wehmuth. Diese regte nicht zunächst der Anblick mehrerer jener jüngeren Pußenden auf, in deren Mienen ein Ausdruck der tiefsten Trauer lag, sondern der Gedanke, daß dieses arme Volk in der geistigen Wüste, in welcher ihre Seele herumschwärmt, vor Durst und Hunger verschmachtet, während der Quell des lebenskräftigen Wassers und die Bäume, deren Blatter schon zur Gesundheit der Heiden dienen, so nahe an ihrem Wege stehen. Doch Geduld; der innre Weg des Glaubens gieng bei diesem Volke bisher zwischen hohen Mauern hin, welche die Aussicht nach den fruchtbaren Garten mit ihren Quellen verdeckten; die Mauern aber sind morsch geworden; ein Stein nach dem andren stürzt von ihnen herunter, noch wenig Menschenalter vielleicht und Jeder der Wandrer wird ungehemmt einzugehen vermögen, zu der Fülle die den Hunger sattiget und den unabweisbaren Durst stillet. Denn wie tief das Verlangen nach einer freien Aussicht uber das Gebiet des Wirklichen und Wahren, weiter und erhabener als die von der Höhe des Arafaat in den Menschenseelen liege, das beweist uns auch dieses vergebliche Abmuhen

und Ringen, welches hier, im Zuge der Hadschi's, sich kund giebt. Wie der Pfeil den ein Jäger der Wüste von der Sehne hinausschnellt in den Sand, eilen diese Schaaren, allen Gefahren trotzend, hinaus nach ihrem wunderbaren Medinalichte; auch in unsrer Brust ist der Bogen schon längst gespannt, nur noch ein leiser Druck und der Pfeil wird fliegen, gerichtet freilich nach einem ferneren Ziele als der leichte Sand, nach dem Morgenrothe eines andren Glanzes als der ist, der über Medina schwebt.

Aber es ist Zeit, daß ich meinen Brief beende, wir haben noch so Manches mit der Versendung unsrer Sachen über Alexandria zur Heimath, wie mit den letzten Anstalten zur Weiterreise zu thun und dabei Abschiedsbesuche zu machen. — Wie gerne möchte ich Dich zu manchem dieser Abschiedsbesuche mit mir nehmen. Vor allem hinaus zu meinem theuren Gevatter Gebat und seiner lieben Frau, die eine Tochter meines geliebten Zeller in Bengazi ist. Dieses auserwählte Paar, das vor einigen Jahren unsre (auch Deine) Segenswünsche nach Abessinien begleiteten, hat sich dort treu erwiesen bis zum Tode, denn er, mein lieber Gebat lag da fast ohne Unterbrechung als ein Sterbender und doch Lebender, auf einem unbeschreiblich schmerzlichen Krankenlager und nächst Gott war seine zarte junge Gehülfin und Lebensgefährtin, mitten im fremden Lande, seine einzige Hülfe und Pflegerin. Und da nun keine Aussicht zur Wiedergenesung für den theuren Mann übrig war, wenn er länger in dem seiner Natur unverträglichen Klima bliebe; da die dortigen wie die europäischen Freunde auf eine Reise, welcher er nicht länger widerstehen durfte, in ihn drangen ins Vaterland, dessen Luft und Boden ihm schon

einmal die Gesundheit wiedergegeben hatten, zurückzukehren, machte er sich endlich zur Heimreise auf. Betrachte einmal die Landcharte und siehe wie weit der Weg war, den der kranke Mann zu machen hatte; Du wirst finden, daß ich hier, oder wenigstens in Alexandria erst halb so weit von der Heimath entfernt war als er in seinem Abyssinien; er hatte durch das zum Theil wüste, heiße Land eben so weit hieher zu reisen als ich von München. Unterwegens wurde das einzige Kind, das ihnen Gott in der Fremde, als ein Kind der Sorgen und der Schmerzen geschenkt hatte, todtkrank; ein liebes Knäblein. Der Kleine konnte die schaukelnde Bewegung des Kameeles nicht vertragen; die Mutter so schwer ihr das in ihren Umständen wurde, gieng zu Fuße neben dem Kameele, durch die brennend heiße Wüste, trug das kranke, dann das sterbende Kind auf ihren Armen, bis es da zur Leiche wurde. So kamen sie hier an, wo ihnen, etliche Tage vor unsrer Hieherkunft Gott ihr zweites Kind schenkte, bei welchem ich die Freude hatte Taufpathe zu seyn. Du wirst Dich eines solchen Heldenmuthes in so zartem Gefäß wie diese Frau ist wundern. Doch solltest Du auch ihn, Gebat kennen. Ich habe wenig Menschen auf meinem Lebensweg gefunden, mit denen es einem so leicht werden konnte durch die ganze Welt, in Freud und Leid zu gehen. Es ist nicht seine hohe, kräftige, männlich schöne Gestalt, die einem so guten Muth zu mitpilgern giebt, sondern sein ganzes Wesen, welches das Siegel der Treue und des Glaubens trägt, und dessen Wahlspruch ist: sey getreu und unverzagt. Wenn irgend einer gemacht ist dem Morgenländer, dessen Sprachen er geläufig spricht, Achtung, Liebe und Vertrauen einzuflößen, so ist es Gebat. Doch die

Liebe,

Liebe, sehe ich, macht beredter als mir es für heute meine Zeit erlaubt, nur das Eine erwähne ich noch, daß jene Lügen, die man zuweilen sogar öffentlich über das Wohlleben solcher Männer in fremden Ländern ausstreut, rechte Erfindungen der Bosheit sind; ich weiß es genau wie viel Gehalt während ihres ganzen Aufenthaltes in Abyssinien und auf der Hin- und Herreise an Besoldung erhalten und verbraucht haben, und kann Dir in Wahrheit sagen, daß in derselben Zeit jeder deutsche Schullehrer in Deiner Stadt eben so viel und noch mehr zu verwenden hatte. Denn das Leben in Abyssinien ist sehr wohlfeil; die Reisen, wie ein armer Mann sie macht, sind es auch, und Gehalt nahm nie mehr als er brauchte.

Von meinem theuren Freunde Champion, dem K. K. Oesterreichischen Consul habe ich Dir schon öfter in meinen Briefen erzählt. Hat er sich doch hier selbst unter den Mohamedanern, von dem Vicekönige an bis herunter zu den Geringsten, durch seine Redlichkeit und Gefälligkeit allgemeine Liebe und Achtung erworben; wie konnte ihm mein, so gern zur Dankbarkeit geneigtes Herz die Liebe und Verehrung versagen, die er an mir auf unmittelbare Weise verdient hat. Der liebe Mann hat viel Hauskreuz; seine treue, gute Gemahlin liegt krank und mein Freund Dr. Pruner giebt die Hoffnung zu ihrer Wiedergenesung auf. *)

Nun da habe ich eben den Mann genannt mit welchem Du so wie ich, gleich von der ersten Stunde an bekannt seyn wollen wie mit einem alten Hausfreund, meinen lieben Doctor Pruner. Er ist von Geburt ein Bayer; hat in München studirt, ist tüchtig als vielseitig

*) Leben in Palästina erhalte ich die Nachricht von ihrem Tod.

gebildeter Gelehrter, als vorsichtiger, glücklicher Arzt, und als trefflicher Mensch. Ich glaube nicht daß in Europa jetzt ein Mann lebt, der mit solcher Sprachkenntniß und so tief in die Literatur der Arabischen Arzneikunde eingedrungen wäre; in seine Geschicklichkeit als Arzt, die er hier an Mohamedanern und Christen erwiesen, hätte ich (wie mir es die eigne Erfahrung einprägte) ein unbedingtes Zutrauen; an Besonnenheit, Milde und theilnehmender Herzensgüte gleicht er Deinem Hausfreunde und Arzte dem guten Dr. Caspari; sein Wesen erinnert mich an das unsres theuren Julius Werner, unsres nahen Blut- und Geistesverwandten. Dieser treue Freund in der Fremde hat mich mit brüderlicher Liebe hier in Kairo geleitet und belehrt; Lieder und ihm verdanke ich am meisten die Bekanntschaft mit dem hiesigen Volksleben, aus welcher die Mittheilungen meiner Briefe an Dich hervorgiengen, denn so reich mich auch in dieser Hinsicht des Engländer Lane treffliches, neu erschienenes Werk begabte, wäre mir dieses doch nur, mehr oder minder ein todter Buchstabe geblieben, wenn mich nicht jene beiden Freunde mit sich hineingeführt hätten in die eigne, lebendige Anschauung *).

Gleich in den ersten Tagen unsers Hierseins machten wir auch noch eine andre Bekanntschaft, die mir fürs ganze Leben ein Gewinn seyn und bleiben wird, die der Mrs. Holyday und ihrer älteren Verwandtin. Beide wohnten damals mit uns in demselben Hause und das Gefühl von Frieden und innerem, heimathlichem Wohlbehagen, das uns hier so bald anwandelte, war uns, so

*) Wobei ich dann freilich Lanes Schilderungen ganz überaus treu und treffend erfand.

ihnen muß, auch durch die Gabe jener stillen, innigen Seele mitgetheilt oder vermehrt worden. Diese geistvolle Engländerin scheint in ungewöhnlichem Maaße mit jenen Lehrgaben ausgerüstet zu seyn, die sie hier in Kairo zu Nutz und Dienst des Nächsten anwenden will *).

Und was könnte ich Dir noch Alles von unserem brüderlich treuen, liebevollen Hauswirth: von meinem theuren Lieber erzählen. Er war uns hier vor allen andren Menschen ein Anhaltspunkt der Liebe, welche in seinem guten, fruchtbaren Boden so tiefe, feste Wurzel geschlagen hat, daß sie kein Sturm entwurzeln, keine Dürre entblättern kann. Er ist ein Segen für viele Bewohner dieser Stadt, wie er's für uns war.

Auch der edle Clot-Bey, der Begründer so manches großen, guten Werkes in Aegypten hat sich in meinem Herzen ein Denkmal unvergänglicher Dankbarkeit begründet.

Außer den eben genannten Freunden lernte ich hier in Kairo noch einige höchst interessante, auch für die Bewegungen unsrer Zeit höchst bedeutungsvolle Landsleute kennen, denen ich die zuvorkommende Güte nie vergessen werde, mit der sie mich behandelten. Aber mein Brief hat sich schon bis zum andern Tage verzogen; morgen wollen wir schon reisen; eben erwartet mich Dr. Pruner, der mich noch mit dem Zustand der hiesigen, sogenannten Apotheken (Droguisten oder Attarsläden) bekannt machen will, und heute Mittag bin ich zu dem liebenswürdigen und geistvollen Übersetzen Duhamel, dem M.

*) Vor einiger Zeit berichteten die Journale, daß Mehemed Ali zum Unterricht seiner Töchter bestimmt und berufen sey.

Russischen General-Consul eingeladen, wo ich noch einmal den K. K. General-Consul Laurin finden werde, dessen große Güte gegen mich, und vielseitige Kenntnisse ich Dir schon früher gerühmt habe *). — Du gutes Kairo, wenn schon der Araber Jeden mit welchem er Brod und Salz aß, als einen Freund betrachtet, dem Speer und Schwert nicht nur Schonung, sondern Schutz und Gastfreundschaft schuldig sind; wie sollte ich dich ehren und betrachten, da du mir nicht blos Brod und Salz, sondern von allen Seiten ein Uebermaß von Liebe und Freundlichkeit gewährtest.

Meine theure Schwester, Du einzige noch lebende Genossin der Treue unsrer Eltern, die uns beide gemeinsam ernährte und erzog; dein Hadschi nimmt jetzt Abschied zur Reise in die Wüste. Er hat sich mit keinem Sterbehemde versehen wie die türkischen Hadschis wenn sie nach Mekka gehen, sondern mit einem Gewande das heißt Glaube, umgürtet von freudigem Vertrauen. Sey unbesorgt um mich, ich weiß es gewiß Du wirst mich noch in diesem Leben, mit Deinen Augen wiedersehen und mit mir Dem danken der mein Schild und Schirm, wie meines Sehnens Ziel auf meiner Reise war.

---

*) M. vergl. den ersten Band dieser Reise.

II. Die Reise durch die Wüste.

Reise über Bessatin, Suez und Tor nach dem Sinai.

Schon im Vaterlande, noch vor Antritt der Reise hatten mich meines Freundes Karl von Raumer Untersuchungen über den wahrscheinlichen, in der heiligen Schrift angedeuteten Weg der Heere Israels durch die Wüste, deren Inhalt mir der Verfasser noch vor dem Druck seiner Abhandlung[1] mittheilte, zu dem Entschluß geführt, von Kairo aus nach Suez nicht die gewöhnliche etwas nordlichere Karawanenstraße einzuschlagen, sondern über Bessatin zu gehen. Ich wollte gern, so weit dies nur möglich, die Reise von Kairo an mit den großen, erhabenen Erinnerungen, welche die Wüste darbeut, Hand in Hand machen und überdieß hat auch der Weg, am südlichen Abhange des Mokkatam hin ein höheres, naturhistorisches Interesse, als der andre gewöhnlichere.

Der letzte Tag in Kairo war gekommen, meine neuen, jungen Freunde hatten jene kostbaren Gaben, welche alle Früchte eines hochwerthen Fleißes, alle

[1] Die Lehre von den Israeliten am Sinai nach Mannah. Ein Versuch von Karl von Raumer. Leipzig bei Brockhaus 1837.

unsre in Aegypten gesammelten Naturalien in sich faßten, zur Absendung nach Europa bereit gemacht; der gute Doctor Roth war die ganze letzte Nacht thatig gewesen; noch einmal hatten wir uns am gastfreundlichen Tische des theuren Lieder geistig wie leiblich erquickt; jetzt um zwei Uhr des Nachmittags waren auch die Kamele beladen und unser Tagwerk in Kairo geendet. Freund Lieder und Gobat wollten uns bis Bessatin begleiten; auch ich und die beiden Reisegefahrtinnen hatten es vorgezogen, heute, wo man es haben konnte, noch auf Eseln zu reiten und erst morgen den hohen, unbequemen Sitz der Kamelrücken zu besteigen, unsre jungen Freunde versuchten aber diese „Schiffe der Wüste" schon heute. Mit dankbarer Rührung nahm ich Abschied von dem Hause in dem es uns so wohl ergangen war; von unserem Zimmer das nun die theuren, seitdem aus Malta zurückgekehrten Kruses wieder bewohnen, und begrüßte jedes uns lieb gewordne Plätzlein mit dem Gruße des Friedens. Wir ritten schweigend, im Geleite der Freunde noch einmal durch die große Stadt, neben der Citadelle über den Rumele und Ekara Meydanplatz zum Thore des Südens hinaus. Außerhalb der Stadt führt der Weg an mehreren Grabmahlern und Moscheen der Moslimitischen Heiligen vorüber; zur Linken hat man die nahe Aussicht nach dem Mokkatam zur Rechten die nach dem Nilthale und den Pyramiden, gerade vor sich im Süden das majestatische Torrah. In fast drei Stunden erreichten wir das armliche Dörflein Bessatin, über dessen niedre Lehmhutten ein Palmenwald sich erhebt; zur Lagerstatte für die bevorstehende Nacht wählten wir einen Platz welcher südwarts, in einiger Entfernung vom Dorfe bei den Getraidefeldern lag, zwischen denen reihenweise vereinzelte Dattelpalmen standen

Nach einiger Zeit ſahe man die Kamele kommen, welche unſre jungen Leute ſammt dem Reiſegepack und dem Zelte trugen. Die Freunde, die uns aus der Stadt begleitet hatten, verabſchiedeten ſich jetzt, wir blieben mit unſren Erinnerungen und Hoffnungen allein. Die Kamele waren nun abgeladen, unſer ſo wie Herrn v. Krehns Zelt aufgeſchlagen, wir nahmen von der Nachtherberge Beſitz.

In unſrer Nähe ſtunden einige elende, ſchmutzige Hütten, von leichtem Zimmerwerk umſchloſſen und von armen Landleuten bewohnt, deren halbnackte Kinder bald zu unſren Zelten kamen, um ſich da einige kleine Gaben zu erbetteln. Sie erinnerten in ihrem ganzen Anſehen und Benehmen ſehr an die Zigeuner und einige unſrer Reiſegefährten, welche ſchon länger mit dem hieſigen Volke bekannt waren, ſagten uns, daß ſolche Kinder eine ganz beſondre Anziehungskraft gegen alle, einigermaßen werthvolle Gegenſtände hätten, die nicht niet- und nagelfeſt ſind; deshalb wurde den Arabiſchen Knechten gute Aufſicht über die Sachen empfohlen, zugleich aber ein friedliches Benehmen gegen die menſchliche Nachbarſchaft, deren wir nun bei der Reiſe durch die Wüſte oft und lange entbehren ſollten. Einige von uns, die den Anfang der Wüſtenreiſe kaum erwarten konnten, ergiengen ſich noch nach Oſten hin auf der öden, grobſandigen und kieſigen Ebene, auf welcher wir ſchon einzelne Stücke verſteinerten Holzes aus jenen Ablagerungen der Holzſteine fanden, zu denen der Weg des morgenden Tages uns führen ſollte. Auch nach der Rückkehr zu den Zelten ergötzten wir noch lange außen im Freien die Kühle der Luft und den Anblick der vom Monde beleuchteten Wüſte, die wirklich ſchön war, wir gern noch länger geblieben wären, wenn wir gewußt hätten, daß uns drinnen im Zelte auf

dem gerade nicht sonderlich bequemen Lager eine Plage der kleinen, feinen, aber vor Begierde nach Menschenblut brennenden Aegyptischen Flohe erwarte, welche in der Nähe der Hütten des Landvolkes und auf Lagerungsplätzen der Karawanen im sandigen Boden sich verbergen, und, sobald sie warmblütige Wesen wittern, zu diesen sich gesellen. Diese Thierlein sind gerade in der kühleren Jahreszeit, namentlich jetzt im Februar am häufigsten und zudringlichsten, während sie in den heißen Sommermonaten verschwinden; uns ließen sie diese ganze Nacht nur wenig schlafen.

Dafür waren wir auch am andern Morgen, Dienstags den 14ten Februar desto früher wach und zur Weiterreise bereit, nur daß uns dieses Bereitsein nicht viel half. Wir hatten gehofft daß, da wir gestern erst des Nachmittags aus der Stadt fortgekommen und nur etliche Stunden weit gereist waren, unsre Beduinen Alles so würden in Bereitschaft gesetzt haben, daß wir heute mit Aufgang der Sonne aufbrechen könnten, aber wir hatten uns sehr geirrt. Diese guten Leute hatten die Nacht im Dorfe zugebracht, einige von ihnen sogar noch in der Stadt, nur Hassan der Scheikh und einer seiner Knechte waren in der Nähe der Zelte geblieben. Als sich dann endlich einzelne Kamele mit ihren Führern zeigten, da mußten die Thiere noch einmal an den Nil gebracht und getränkt, vor allem aber die Schläuche mit Wasser gefüllt werden, die, wie man uns dies erst heute sagte, gestern noch großentheils leer geblieben waren; endlich mußte man auch noch den Nachtrab aus der Stadt: einen alten Araber mit seinem Knechte und zwei sehr abgemagerten Kamelen erwarten, der zu Hassans Stamm und Freundschaft gehörte. Wir hatten Zeit genug um noch

einmal die nahe Reihe der Pyramiden und die verschiedenen Arten des Getraides und der Hülsenfrüchte zu betrachten, welche die Landleute um Bessatin anbauen, auch zertrümmerte Gemauer, vielleicht von zerstörten Kopten'schen Kirchlein oder Kapellen in der Umgegend des Dorfes konnten wir mit Mühe beschauen, denn es war neun Uhr, als man endlich anfieng die Kamele zu beladen und die Sitze auf ihnen für uns einzurichten. Bequem sind diese Sitze gerade nicht. Denn wer, wie wir, die Reise so einrichten muß, daß ein und dasselbe Kamel ihn und wenigstens einen Theil seiner Geräthschaften trägt, der kann nicht ein Reitkamel oder Dromedar mit bequemem Sattel haben, sondern nur ein gemeines Lastkamel *), dessen Fleischhöcker, damit die Last ihn nicht drücke, von einem Gestell von Längs- und Querhölzern umzäunt ist, auf welchem es sich schlecht und hart genug sitzen würde, wenn man nicht etwa einen Theil des Bettgeräthes, die Matratze oder Decke darüber legte. Und nun mag es einmal einer, der nicht zum Geschlechte des Ibn Aan des letzten Riesenkönigs der Praadamiten gehört, versuchen seine Füße in reitender Stellung über die kamelich vervielfachte Fläche eines solchen Kamelrückens auszuspannen und dann fühlen, wie es einem eben nach einer halben Stunde zu Muthe wird. Damit man aber dies fühlen könne muß man erst, ohne vor- oder rückwärts heruntergefallen zu seyn, oben, auf dem stehenden Kamele fest sitzen, denn dieses langhöckige Thier, auf dessen Rücken man sich nur bequem erheben kann so lange es liegt,

*) Beide, das in Aegypten sogenannte Dromedar und gemeine Kamel, sind übrigens nur ein und zwölfte Art des einhöckrigen (Camelus Dromedarius).

pflegt in so stoßweisen Exaltationen sich vom Boden zu erheben, daß der Reuter jetzt fast steilrecht nach hinten, dann, wenn er sich in dieser Stellung festgesetzt hat, eben so nach vornen geneigt wird. Und nun beginnt, beim harten Auftreten des guten, lastbaren Thieres, die vor- und hinterwärts schaukelnde Bewegung, bei welcher es, so lange man ihrer nicht gewohnt ist, gut seyn mag, wenn man, so wie wir, mit fast nüchternem, wenig gefüllten Magen reist. Bei so bewandten Umständen läßt es sich wohl begreifen, daß der erste Tag einer solchen Wüstenreise nur ein Tag der Einübung und leiblichen Studien der neuen Reitart seyn kann; mir, der ich auf einem kräftigen, jungen Kamelhengst den Zug anführte, wurde der Anfang so schwer, daß ich mehrmalen, so ungern ich auch zur Verzögerung der Reise Veranlassung gab, absteigen und entweder zu Fuße gehen oder ein und das andre Mal von dem gütigen Anerbieten des Herrn Baumgärtner, auf seinem Esel zu reiten, Gebrauch machen mußte. Daher lernte ich bei dem Auslaufe der ersten Stunden mehr nur die Leiden als die Freuden einer Wüstenreise kennen, und damit ich gegen die letzteren, welche nach wenig Tagen das Ueberwiegende wurden, nicht undankbar erscheinen möge, enthalte ich mich hier noch der Beschreibung jener vorherrschenden Stimmung in welcher mich meine unvergeßliche Wanderung durch die Wüste fast beständig versetzte.

Bei allen, etwa unterlaufenden Beschwerden, war indeß auch schon der erste Tag dieser Reise nicht ohne großen Genuß. Der Weg von Bessatin aus verlauft gleich bei seinem Beginn das bewohnte Land und zieht sich in dem weiten Thale, welches zur Linken von dem Vorzuge des Mokkatam, zur Rechten von dem des

Terrab begrenzt wird, allmählig bergansteigend, ostwärts hinauf in die Wüste. Nach etwa drei Viertelstunden, wie ein guter Fußgänger sie zu solchem Wege brauchen würde, kamen wir an das erste große Lager von verkieselten Baumstämmen [1], das wie im Bette eines vertrockneten Rinnsales der Gewässer hingestreckt liegt; zugleich erscheint auch der Boden reich an dem schönsten Aegyptischen Jaspis. Um eilf Uhr trat der Höhenzug zur Rechten dem Wege ganz nahe; er besteht aus den Gebilden des tertiären Kalk- und Sandsteines mit häufigen Lagern von blattrigem und dickfaserigem Gyps; im Thale lag gemeiner, rother Jaspis und Holzstein umhergestreut. Um ein Uhr kamen wir in einen ziemlich engen Paß, zu dessen Bildung der nun auch nahe herangerückte nördliche Bergzug, zu unsrer Linken, mit dem südlichen sich zusammengestellt. Hier zeigte sich uns schon, zum ersten Male, die Wüste in jener freundlichen Gestalt, die ihr die ersten Frühlingsmonate des Jahres verleihen. Denn an den malerisch schönen Bergwänden und in ihren Schluchten blühten manche Arten des stachlichen Tragants (namentlich **Astragalus Sieberi** und **tumidus**); neben ihnen Gesträuche der gelbblumigen Iberis, Fagonien [2] und das glatt am Boden sich hinbreitende Bilsenkraut der Aegyptischen Sandfelder (**Hyoscyamus pusillus** und **aureus**). Um zwei Uhr hatten wir eine Anhöhe erreicht, von der sich in großer Deutlichkeit das tief im Westen gelegene Nilthal mit der Reihe der Pyramiden zeigte. Noch einmal — wohl zum letzten Male im Leben, genoß ich des

[1] M. s. S. 231.

[2] Hier und weiterhin die **Fagonia latifolia glutinosa mollis arabica** u. s.

Anblickes dieser hehren Fernaussicht der Zeiten und des Raumes, bis ein nicht minder bedeutungsvolles Erinnerungszeichen an Thaten der Natur, welche einst an dieser Stätte geschahen, meine Aufmerksamkeit an sich zog. Nicht ferne von jenem Höhenpunkte, der die Aussicht nach dem Nilthale und den Pyramiden darbeut, zeigen sich nämlich von neuem mächtige Massen von versteinerten Bäumen; unter ihnen Stämme von acht bis zehn Fuß Länge der einzelnen Trümmerstücke, großentheils in der Richtung von Nordost gegen Südwest gelagert, dazwischen die rundlichen Gebilde des Feuersteines und des ägyptischen Jaspis. Von da senkt sich der Weg wieder in ein Kesselthal hinab dessen Sandsteinhöhen von so grotesken, pfeilerartigen Zinnen bekränzt sind, daß wir aus der Ferne alte Denkmäler und Mauerwerke zu erblicken glaubten; nur noch auf den Höhen gegen Nord und Nordost erschienen versteinerte Bäume. Aus diesem Thale steigt der Karawanenweg wieder bergan und von der Höhe hatten wir noch einmal die Aussicht nach dem Nilthale, doch waren uns die Pyramiden durch die hinter uns gelegnen (westlichen) Anhöhen bedeckt und das herrliche Thal schon so in die Ferne gerückt, daß uns der Strom nur noch wie ein silberner Faden erschien, der sich durch ein grünes, die Wüste umsäumendes Band hindurchzieht. Jenseits der Höhe lenkten wir in ein weites wellenförmig hügliches Thal hinab, in welchem unsre Kameeltreiber schon ein Viertel vor vier Uhr Halt machten, weil da manche Gesträuche und Kräuter der Wüste den hungernden Kameelen ein Abendfutter darboten. Wir hatten heute freilich (vorherrschend in der Richtung von West nach Ost) nur einen Weg von nicht viel mehr als sechs Stunden gemacht und einem der Reisegefährten, der mit uns

nach Suez gieng und an diese Art zu reisen schon gewohnt war, kam der Tagemarsch gar zu kurz vor; uns Neulingen aber im Kameltreiben war es ganz recht und angenehm, daß das schwere Exercitium ein Ende nahm.

Heute, wo das ganze umliegende Land, so weit das Auge reichte uns zum Schlafkammerlein angewiesen war, hatten wir auch Gelegenheit unser Lager recht bequem zu ordnen, wie es von nun an während der ganzen Wüstenreise dies blieb. Links vom Eingang wurde der Nafaß oder die Palmenstabkiste mit den Vorräthen hingestellt und daneben schlief unser Arabischer Knecht; wer unter dem Obdach des Zeltes wohnen wollte, der ordnete sich da sein Lager; die Meisten aber zogen es vor an der Außenwand des Zeltes unter dem Obdach des klaren, gestirnten Himmels zu schlafen; unsre Reisegefährtin hatte sich einen eigenthümlichen kleinen Anbau an das Zelt erfunden unter welchem sie ruhte. Nicht weit vom Eingang des Zeltes ward von Steinen oder aufgehäuftem Sande ein Feuerheerd errichtet, auf welchem unser Knecht, nach seiner großen Geschicklichkeit das Wasser zum Kochen brachte.

Die kurzen Notizen ins Tagebuch waren niedergeschrieben, die Sonne stund noch ziemlich hoch am Himmel, man hatte Zeit sich in der Nachbarschaft der Wüste zu ergehen. Blueten doch da auch einzelne Strauder und Blumen [1], freilich nicht so eng zusammengedrängt

---

[1] Namentlich das einförmige Pfriemenkraut (Spartium monospermum) mit weißgrünlichen Zweigen und weißlichgelben Blüthen, auch die Zilla myagroides und das Trichodesma africanum, so wie die schon erwähnten Tragant- (Astraga-

und geselschaftlich wie in unsern glücklichen Landen, sondern vereinsamt und öfters weit von einander entfernt, wie die Einsiedler der Thebaischen Wüste, und wenn auch kein Singvogel in diesem niedern Gebüsch wohnte, so fand doch die kleinere Welt des Geflügels, Käfer und Bienenarten da ihre Nahrung und Obdach. Dazu war der Boden hin und wieder mit jaspisartigem Feuerstein getäfelt und am Abendhimmel flammte, freilich nur auf wenig Augenblicke, eine Abendröthe auf, so leicht und zart carminfarbig, wie man sie kaum im wasserreichen Gebiet der Felder und Wälder erblickt.

Der Mond leuchtete hell; die Kamele kamen von ihrer dürftigen Weide zurück um das gewohnte Futter der Bohnen und Lupinen, das man ihnen in einem Sack vor den Mund bindet zu empfangen, und mit gefesseltem Fuße rings um die beiden Zelte sich zu lagern; unsre Beduinen kochten sich ihr Linsen- und Waizengrützgericht und backen sich ihr ungesäuertes Brod in der Asche, auch wir hatten was wir bedurften und begaben uns heute, ermüdet von der ungewohnten Uebung der Kräfte, sehr bald zur Ruhe.

Mittwoch den 15ten Februar waren wir zwar schon mit Tagesanbruch munter, ehe man aber die Kamele beladen und die Sitze etwas bequemer eingerichtet hatte als sie dieß gestern gewesen, dauerte es lange; es war halb acht Uhr geworden, da wir endlich aufsitzen und abreisen konnten. Indeß durften wir die kleine Verspätung nicht bereuen, sie machte uns schon heute den freie-

---

lus) und mehrere Wegerichsarten (Plantago argentea und bellidifolia).

ren Genuß der neuen Eindrücke möglich, an denen von nun an jeder Tag so reich war.

Eine Reise durch die Wüste ist schon für sich allein von allen andern Arten des Reisens weit verschieden. Man sitzt hoch und frei auf dem Rücken des Kamels, dessen Fortbewegung zwar, wie schon erwähnt, eine eigenthümlich schaukelnde, dabei aber so gleichmäßig ist wie der Lauf der Sonne am Himmel, mit welchem jenes Thier auf eine merkwürdige Weise gleichen Schritt hält *) und gleiche Dauer des Tagmarsches. Denn wie die Sonne, ohne Stillstand vom Aufgang zum Niedergang eilet, so schreitet auch das Kamel in den gewöhnlichen Tagereisen der Karawanen rastlos vom Orte des Aufbruches bis zu dem der Lagerung fort; der Reisende, wenn er nicht die Gewandtheit eines Arabers im Auf- und Absteigen hat und den Gesammtzug nicht hemmen will, muß es sich gefallen lassen vom Morgen an bis etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang auf seinem Sitze auszuharren **). Und wie der Taglauf des Kamels an Gleichmäßigkeit und an Dauer der Stunden dem täglichen Gang der Sonne gleichet, so gleicht er ihm auch an Stille; man hört keinen Schritt des vorsichtig auftretenden Thieres, dabei reitet man gewöhnlich, damit das Gepäck des

*) Die scheinbar fortrückende Bewegung der Sonne auf der jährlichen Bahn am Himmel durchmißt eben so wie die des Kamels auf der Erdoberfläche in zwölf Stunden reichlich einen halben Grad.

**) Die Kamele selber, wenn man sie, um auf- und absteigen zu können, während des Marsches zum Niederknieen nöthigt, erheben, als wenn ihnen wunder was zu leid geschähe, ein Erbarmen erregendes Geheul.

einen Reiſenden durch das Zuſammenſtoßen mit dem des andren nicht beſchädigt werde, in langen Reihen, Einer ſo weit vom Andren entfernt, daß man beim Sprechen gerne nur auf das Nothigſte ſich beſchränkt; ſo feiert man und wird man ſtill mit der hier immer feiernden, ſtillen Natur. Dieſe Natur, da in der Wüſte, machet allerdings, wie ich dieß ſchon vorhin (S. 156) andeutete, auf die Seele einen ähnlichen Eindruck, als das Wandeln über einen großen Kirchhof, unter deſſen Denkſteinen viele ſind von beſonders ausgezeichneter Geſtalt oder mit inhaltsreicher Aufſchrift. So ſehr nun auch ein Todtenfeld geeignet ſcheinen mag Empfindungen des Trauerns zu erwecken, ſo giebt es dennoch Seelen, für welche das Wandeln über die ſtillen Graber und das Verweilen neben den gedankenvollen Inſchriften einen größeren Reiz hat, als das Wandeln durch die geräuſchvollen Gaſſen mancher volkreichen, gewerb- und lebensluſtigen Stadt. Wird doch überdieß ſelbſt der Körper — dieſes wundervoll beſaitete Inſtrument, auf welchem die Meiſterin: die Seele, das vieltonige Spiel ihrer Gefühle, Luſt wie Schmerz, Hoffnung wie Furcht, ſich hervorruft — durch das tägliche Leben in der Wüſte ſo eigenthümlich geſtimmt wie ſonſt nirgends. Die leibliche Natur eines Reiſenden, welcher ſich das Ungewöhnliche nicht zu theuer erkaufen will oder kann, iſt wie die Gummiminoſe der Arabiſchen Sandfelder nur auf eine Ernahrung beſchränkt, die dem leichten Thau der Morgenſtunden gleichet; unſre alltägliche Koſt war, außer dem Schiffszwieback oder dem bald ſich verhartenden Arabiſchen Brode, zum milchloſen Thee oder Kaffee des Frühſtuckes, am Abend, als Hauptmahlzeit, der Reis, in Waſſer gekocht, deſſen immer vom Hunger gewürztes Einerlei ſehr ſelten durch den Zuſatz getrock-

neter

neter Kruste, noch feiner durch etwas Ziegen- oder Kameleich zu einem Reinigungsmittel verwandelt wurde, das Waschen, das am Morgen aus den Schläuchen in die ledernen Feldflaschen gefüllt ward, mit oder ohne Vermischung des Tattelu-Kaffe's, war unser Getränk. Labe dann nur das Auge den Schlamm oder die anderen Unreinigkeiten nicht, schmeckten die bittern Salze nicht zu widerwärtig hervor, dann erfrischte der brennende Durst dem Getränke dieselbe Lieblichkeit, wie der Hunger sie der täglichen Kruste gab. Ein Herumwandeln von einem vereinzelt stehenden Wermuthbaum oder Wermuthstrauch zum andern, wenn gewöhnlich wurde ja zum Nachtlager eine Stelle gewählt wo es ein wenig Gras gab, gewährte in der letzten Stunde des Tages dieselbe Unterhaltung, wie etwa sonst das Betrachten eines reichen, grünen Gewächsgartens; der Schlaf auf dem mit weichen Lager war so leicht wie die Decke, die den Leib verhüllte, bei dem ersten Brüllen der Kamele, die nach Beireiung der zusammengebundenen Kniegelenke und nach dem Morgenfutter verlangten, war er entflohen. Inzwischen besang mit uns zugleich den Abglanz der Herrlichkeit des Herrn das wiederkehrende Licht das im Thau sich spiegelte, ein Vogel, der in den Zweigen des nächtlichen Gummibaumes seine Wohnung hatte, oder man vernahm, wenn Alles leer, die Stimme des schnellfüßigen Arabischen Trappen. Und sobald nun beim Aufbruch der Karawane das Kamel unter der gewohnten Last der Reisenden und seines Gepäckes die taktmäßige Bewegung der Schritte begann, da stellten Mehrere von uns, welche gern sangen, unwillkürlich sich getrieben, den Takt, den das scheue Thier schlug mit ihrem Gesange zu begleiten. Diese erquickten sich dann an Liedern, deren Inhalt sich

dem ernsten, großen Texte paßte, welchen die Geschichte unsers Geschlechtes hier dem Anblick der Gegend unterlegt und so ward uns auch die Wüste zu einem Tempel, unter dessen hohes Dach man einsam und allein hineintritt und dessen hehre Stille weder vom Fußtritte noch von der Stimme der Vorübergehenden verscheucht wird. Dieses fast beständige Alleinseyn der Seele mit sich selber, das Ruhen ihres Wesens auf der eigenthümlichen, innren Welt, das durch kein immer wiederkehrendes Vernehmen des Neuen unterbrochen wird, äußert auf empfängliche Naturen einen ganz besondren Einfluß. Man wird da leichter erregbar für alle Eindrücke, für alle innre Bewegungen als jemals sonst, sowohl für die schlimmen als für die guten. Mich wenigstens erinnerte meine damalige ungewöhnliche Reizbarkeit an die Geschichte jenes Anachoreten, welcher, um seiner Neigung zur Zornmuthigkeit alle Gelegenheit zu ihren Ausbrüchen abzuschneiden, sich zurückgezogen hatte in die menschenleere Wüste. Er hatte nichts mit sich hinausgenommen als einen Wasserkrug; keine lebendige Kreatur war da, die seinen Ingrimm hatte aufreizen können. Aber eines Tages fällt ihm der Wasserkrug um, und da er ihn kaum wieder aufgestellt hat fällt er noch einmal; wer konnte so etwas ansehen ohne außer sich zu gerathen? Unser Einsiedler wenigstens konnte es nicht, er ergriff den Krug im höchsten Zorne und zerschlug ihn am Boden, lernte aber zugleich aus der Betrachtung der Scherben, daß unsre guten Vorsätze in der Einsamkeit der Wüste eben so wie im Getümmel der Welt dem Zusammenbrechen ausgesetzt sind, wenn sie nicht durch eine andre, höhere Kraft gestützt und gehalten werden als die unsrige ist. Und ähnliche Erfahrungen machte in der Wüste auch ich. Aber dieselbe

Reizbarkeit, welche die Aufwallungen der schlimmeren Art begünstigte, gab auch, ich darf dieß nicht verschweigen, den Gefühlen der Andacht eine flammende Kraft, wie ich sonst nur selten sie empfunden.

Dies ist die allgemeine Schilderung eines Lebens in der Wüste; eines Lebens das sich in den verschiedensten Gegenden des sandigen Afrikas wie Asiens gleich bleiben wurde. Bei unsrer diesmaligen Reise kam noch ein andres Moment hinzu, welches den Gefühlen der letzteren, besseren Art eine beständige Nahrung gab; das war die Erinnerung der großen Thaten Gottes, welche einst diese Einöde verherrlichten. Wenn nach Josephus Zeugniß und nach andren Spuren alter Ueberlieferungen, welche Raumer (a. a. O.) sorgfältig gesammelt hat, die Heere Israels in der Nacht des Auszuges von Ra-mses, dessen Stätte dann nördlich von Kairo, gegen Heliopolis hin zu suchen wäre, an jener Gegend vorüber kamen, in welcher später das Aegyptische Babylon (bei Kostat) begründet worden, dann nahm der Weg ihrer von Furcht und Angst beschleunigten Flucht seine Richtung nach dem rothen Meere, durch dasselbe Thal in welchem wir jetzt hinzogen *). Wenn jedoch auch über das Einzelne ein Zweifel bleiben könnte, so fällt doch auf das Ganze des Landes ein Licht der alten, heiligen Geschichte, dessen Strahl jeden einzelnen Felsen und Sandhügel verklärt und zu einem Denksteine der großen Errettungen weihet. Wirkte doch selbst die Zeit des Jahres, in der wir uns eben be-

*) Eine Ueberlieferung, welche bis nahe zu unsrer Zeit gekommen, nennt einen Vorsprung der Bergkette von Serabit herüber nach dem Thale von Bedâtin, den Mersawat Musa (Standort des Mose).

fanden, erhebend auf die innre Stimmung ein; es war jene, die wie ein dunkles Gewölk dem Hervorbrechen des Tages der Herrlichkeit vorangehet; die Zeit des Zorngerichtes über Aegypten, auf welche das Paſſah und die Erlöſung aus der Hand des Feindes folgte, für uns Chriſten die Zeit der Paſſion und der Faſten, deren Trauer in der Siegesfeier des Auferſtehungsfeſtes ſich auflöſet.

Gleich in der erſten Nacht da ich hier in der Wüſte, eine kleine Tagreiſe von Beſſatin oſtwärts, vielleicht nahe bei dem erſten Lagerplatz der Heere Iſraels ſchlief, weckte mich oftere der Gedanke an Den, welcher dieſen Heeren in der Saule des Rauches und Feuers vorangieng; ich lag da und ſann tiefer als jemals den großen Wunderwegen des Gottes Jacobs nach; mein Geiſt freuete ſich Sein, meines Heilandes. Sollten wir doch auch bald die rettende Kraft Deſſen erfahren der unſres Herzens Zuverſicht und Troſt, unſers Weges Führer war, denn Angſt und Gefahr waren uns nahe. Doch dieſes ahndeten wir nicht, da wir am 15ten Februar, in den ſchönen, heitren Morgenſtunden von unſrem Lagerplatz aufbrachen und in der von niedrigen Hebenzügen keſſelartig umgränzten Thalebene zuerſt nach Oſt, dann nach Oſt-Südoſt hinzogen. Wir kamen hier an vielen Seitenthälern vorüber, welche den Rinnſalen der Regenfluth glichen und häufig voll grünenden Geſtrauches waren. Daß hier wirkliches Weideland, wenigſtens in dieſer Jahreszeit zu finden ſey, das wurde uns durch die Heerde der Kammer, welcher wir ſchon nach etwa drei Viertelſtunden Weges begegneten und bald hernach durch die kleinen Truppen von Kameln bezeugt, die wir hie und da, die Mutter mit den Jungen, auf der Weide ſahen. Dazwiſchen be-

merkt man auch, bald näher bald ferner wieder größere Heerden von Ziegen, Schafen und selbst einzelne Stier; zum sicheren Anzeichen, daß dieser Gegend ein trinkbares Cisternen- oder wenigstens Pfützenwasser nicht fremd seyn könne. Nach zehn Uhr hatten wir zur Rechten eine Einsenkung neben uns, welche einem ausgetrockneten Teichbette glich; zur Linken eine niedere Hügelkette. Meine leichter beweglichen, jungen Reisegefährten, mit ihnen die Hausfrau, waren abgestiegen und giengen raschen Schrittes neben und vor den Kameelen her, denn der Riesboden war hier fest und reicher als wir dieß jemals gesehen mit dem schönsten Kugeljaspis bestreut, unter welchem sich auch rosenfarbiger so wie bandartig gestreifter, vor allem aber jener merkwürdige fand, in welchem eine kleinere, anders farbige, zuweilen mit Quarzkrystallen überzogene Kugel von der größeren concentrisch und fest umschlossen findet, zum Zeichen daß diese kugliche Gestaltung nicht auf mechanischem Wege, durch das Herumrollen im Wasser erzeugt sey, sondern aus ursprünglicheren Bildungskräften hervorgieng. Neben und zwischen dem Jaspis zeigten sich auch Achate, Kalzedone und Quarzsteine, so wie kleine Karneole. Meine Freunde sammelten hier Vieles, wovon freilich später nur ein Theil mit uns nach München kam.

Um zwölf Uhr des Mittags stund zur Seite des Weges ein merglicher Kalkstein an; bald hernach lag vor uns und neben uns im Süden zur Rechten der Karawanenstraße ein stark zerklüfteter, brauner Berg, welcher an Umriß wie in der Art seines Felsengerüstes dem sogenannten erloschenen Vulkan bei Kairo, dem Djebel Kather glich. Die Felsart ist an beiden jener sehr, dieß die Sandsteine des mosaischen Alpengebirges, der den alten Ae-

gyptern das beste Material zu ihren Mühlsteinen darbot. Er hat öfters einen muschlichen Bruch und seine Festigkeit giebt ihm die Eigenschaft fast so laut als der Porphyrschiefer zu klingen. Bis zu den Ufern des rothen Meeres hin finden sich die zackig geformten Felsen dieses Sandsteines der im Rilthale an vielen Stellen des Landes vorkommt. Unser Beduinenscheikh nannte den Felsenberg, welcher uns so sehr an den Djebel Acher erinnerte, Graibur, auf der Karte zu Labordes trefflichem Werke*) ist er als Graibun bezeichnet. Unser Weg hatte sich von heute Morgen an bis hieher immer allmälig abwärts gesenkt und auch jetzt zog er sich noch ein wenig lehnab, durch eine sandige nur mit Kalksteintrummern bedeckte Ebene. Am Nachmittag ergötzte uns der Anblick einer Luftspiegelung, die sich gegen Norden hin auf der öden Fläche zeigte, und welche in täuschend ähnlicher Gestalt uns kleine Seen oder das Ufer eines Stromes darstellte, reich umsäumt von hochwüchsigen Bäumen und grünen Feldern. Es war vielleicht ein Begrüßungszeichen, welches das schöne Rilthal uns Wanderern nachsendete.

Wir lagerten, etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang (20 Minuten nach fünf Uhr) bei einem Sandhügel am Beginn eines mit mannichfachem Gesträuche der Wüste bewachsenen Thales. Der Weg den wir zurückgelegt hatten, mochte nach Abzug einiger Verzögerungen, die dem Taglauf zufließen, dennoch mehr nicht als eine Strecke von neun Stunden durchmessen haben. Die Gebirge, die wir von hier aus besonders nach Osten und Nordost erblickten, zeigten eine eigenthümlich zackige Gestaltung; einige wie Sandsteinfelsen. Von unsrer Lager

*) Voyage de l'Arabie petrée

flatte nach Oft in Sud soll sich zwischen den Gebirgen ein Thal bis zum rothen Meere fortsetzen, das man von hier aus in einem Tage erreichen könne. Das Thal an dessen Ende wir übernachteten nannten unsre Beduinen Ghendely. Seine Höhe betrug nach Dr. Erdls barometrischen Beobachtungen und Prof. v. Steinheils Berechnungen 385 Pariser Fuß über der Meeresfläche.

Auf den schönen, ersten Reisetag in der Wüste folgte die sorgenvollste Nacht. Während unser Arabischer Knecht Feuer anschürte und die Abendkost zubereitete, hatten unsre jungen Leute, mit den Flinten und Botanisirbüchsen auf dem Rücken eine Wanderung in die Umgegend der Lagerstätte gemacht, der eine gegen Nordwest die Andern gegen Nordost. Sie kehrten alle bei Einbruch der Dämmerung zurück, nur Dr. Roth fehlte noch. Wir warteten einige Zeit mit dem Essen auf ihn, dann wurde sein Antheil an die Kohlen gestellt; jeden Augenblick hofften wir ihn bei uns zu sehen. Da aber nun die Dämmerung zur Nacht geworden war, machten sich die jungen Reisegefährten auf ihn zu suchen; sie giengen auf demselben Weg, den einige von ihnen kurz vorher in Gemeinschaft mit dem Freunde gemacht hatten, zurück. Ein Berg des östlichen Höhenzuges hatte heute noch am Tage unsre Aufmerksamkeit durch seine Farbe und ausgezeichnete Form an sich gezogen. Er lag zwar anscheinend nahe an der Richtung, welche morgen unsre Straße nach Suez nehmen sollte, morgen aber, das ließ sich voraussehen, konnte man schwerlich so viel Zeit gewinnen um ihn zu besteigen. Darum hatte Dr. Roth sich schon heute dorthin auf den Weg gemacht; seine Begleiter sahen noch zuletzt wie er die Richtung dahin nahm. Der Berg war weiter entfernt als man vermuthet hatte, die Abgesendeten kamen spät zurück;

ihn aber, den sie gesucht hatten, brachten sie nicht mit sich. Nun begann erst die Sorge in ihrer rechten Stärke. Zu neuen Aussendungen schien es selbst unsern Beduinen zu dunkel; die einzig tröstliche Hoffnung blieb noch die, daß unser armer Freund nicht sehr entfernt seyn könne und daß er, sey es nun von der Höhe oder aus der Ebene ein Feuersignal wohl sehen, unsre abgefeuerten Flinten wohl hören müsse. Ein hochaufflammendes Feuer, von dürrem Gestrauch wurde deshalb auf dem benachbarten Sandhügel entzündet, die Flinten von Zeit zu Zeit abgeschossen, dazwischen erhuben die Beduinen ihre lauten, rufenden Stimmen. Wäre der Verirrte auch in ziemlichem Abstande von uns an einen freiliegenden Punkt gekommen, er hätte das Feuer sehen und die Flintenschüsse wie die Stimmen hören müssen, so aber verdeckten ihm die Hügel und Thäler, zwischen denen er sich verloren hatte, die Aussicht und hemmten den Schall.

Wer, hier im bewohnten Lande, das nach allen Richtungen von deutlichen Wegen durchschnitten wird; von Wegen, deren jeder wenigstens nach etlichen Stunden zu einem bewohnten Orte führt, kann sich wohl lebhaft genug in unsre damalige Lage denken. Unser armer Freund wurde selbst am hellen Tage im Sande der Wüste nur mit Mühe den wenig besuchten Weg der Karawanen erkannt haben, auf welchem jeder starke Windhauch die Fußspuren der Kamele und der wenigen Fußgänger wieder verschüttet, geschweige bei Nacht. Und hätte er auch einen frischen Weg der Kamele gefunden, wie sollte er mit nüchternem Magen, ohne einen Tropfen Wasser oder einen Bissen Brodes die weite Strecke bis zum nächsten bewohnten Orte zurücklegen? Bis nach Suez waren noch anderthalb Tagreisen; zu dem nächsten jener Kloster,

welche in der Wildniß des Gebirges am rothen Meere liegen, hatte er noch viel weiter. Und wenn auch hier in der Einöde von Räubern und Mördern nichts zu fürchten war, so mußte man um so mehr wegen der wilden Thiere, namentlich wegen der Hyänen in Sorgen seyn, welche die Höhlen und Klüfte dieser Gebirge bewohnen. Denn obgleich unser Freund eine Doppelflinte bei sich trug, deren einer Lauf mit groben Posten geladen war, so mußte dennoch der geringe Vorrath von Pulver und Blei, den er mit sich genommen, bald verbraucht seyn, und wenn der Schlaf den Einsamen, Ermüdeten ergriff, dann war er ohne Widerstand dem Anfall der Hyänen preisgegeben. Nicht zu gedenken der Gefahr, welche ihm der Weg über ein von Klüften und Abgründen durchschnittenes Gebirge für sich allein dem nächtlichen Wanderer drohet. So warf sich in unsren Seelen eine Woge der Sorgen nach der andern auf; wir mußten still halten wie ein Schiffbrüchiger auf dem Felsen den er bei dunkler Nacht erfaßte, obgleich die Wellen einmal ums andre über seinem Haupte zusammenschlagen. In solcher innrer Noth ist es wohl gut, wenn der Pilgrim jenen Stecken und Stab [*] kennt und bei sich hat, der ihn zu trösten vermag: das Vertrauen auf den Hüter Israels, welcher nicht schläft noch schlummert. Der Glaube an eine Hülfe, welche da waltet, wo Menschenhülfe aufhöret, hatte uns in jener dunklen Nacht als tröstlicher Stern geschienen und war auch fernerhin unsers Fußes Leuchte.

Die arme, von Angst und Sorgen gebeugte Hausfrau ließ mich nicht aus den Augen; sie fürchtete ich möchte mich auch verirren. Nach Mitternacht wurde das

[*] Ps. 23. V. 4.

Geschrei der Beduinen seltner; die ermüdeten Leute schliefen, nur Mohamed unterhielt noch das Feuer und rief von Zeit zu Zeit in die Wüste hinaus oder schoß eine Flinte ab; in den Zwischenzeiten der Stille hörte man das kreischende Geschrei der Eulen, welche um unser Zelt herumflogen. Bald nach Mitternacht war auch der Mond untergegangen, der zum Trost für uns die ersten Stunden der Nacht ein wenig beleuchtet hatte; endlich dämmerte der Morgen und zugleich breitete der Schlaf seinen Alles verhüllenden Mantel über das äußre wie über das innre Auge.

Fast mit der Sonne zugleich erhuben auch wir uns wieder vom Lager. Wie starkend und ermuthigend wirkt doch schon der bloße Anblick des Lichtes auf das Gemüth ein. Wir konnten doch jetzt Alles ruhig überlegen. Daß unser Freund ohne das Feuer zu sehen und das Schießen zu hören an uns vorübergekommen und wieder rückwärts auf die Richtung gegen Kairo hin gerathen seyn könne, das schien uns zwar fast unmöglich, indeß wurde dennoch für gut gefunden, daß unser Dragoman und ein landeskundiger Beduine die rückwärts und seitwärts von unserem Ruheplatz gelegnen Gegenden auf zwei Dromedaren, die an schnellen Lauf gewöhnt sind, durchstreifen und durchforschen sollten; die Herren Erdl, Franz, Kielmeyer und Keller, in Begleitung mehrerer Beduinen übernahmen dagegen die Untersuchung der in Nordost und Nordwest, seitwärts vom Wege nach Suez gelegenen Nebenthäler und Hügel, denn in dieser Richtung hatte sich Dr. Roth aus unsern Augen verloren. Zuletzt brachen auch wir, etwas vor neun Uhr mit unserm alten Scheikh Hassan und einigen Knechten auf, in der Hoffnung, in welcher uns die vermeintlichen Spuren eines mit Europäischen

Schuhen bekleideten Fußes im Sande beſtarkten, daß wir den ſehnlich Vermißten auf der Karawanenſtraße nach Suez, vielleicht hinter einem der nächſten Hügel die Sorgen der Nacht verſchlafend, oder auf uns wartend finden wurden. Nach einiger Zeit kamen jene Reiſegefährten, welche zu Fuße die Gegend durchſtreift hatten, zur Karawane zurück, ſie glaubten öfter, beſonders gegen Nordoſten hin Fußtritte von Europäiſchen Schuhen bemerkt zu haben, dieſe waren aber auf dem feſteren Kies verſchwunden; die Beduinen hatten mit ihren Falkenaugen von jeder Anhöhe aus die Gegend durchſpäht, ihn aber den man ſuchte, hatte Keiner geſehen. Doch blieb noch die zweifache Hoffnung: daß er nach Suez voraus ſey oder daß ihn der Dragoman mit ſich bringen würde, welcher den ganzen Tag zu ſeinen Nachforſchungen anzuwenden bereit war.

Für mich war dies nach außen ein Tag des Schweigens, während das Geſpräch im Innerſten der Seele ſo laut, ſo anhaltend, ſo innig war, wie nur an wenig andern Tagen meines Lebens. Einige Male athmeten ſich die innren Bewegungen in ein Lied von paſſendem Inhalte aus und ich habe auch damals empfunden, welche ſtärkende Kraft in Geſangen dieſer Art, für Seele und Leib liege.

Uns, die wir heute wohl Alle mehr an einen Andern als an uns ſelber dachten, erſchien es mit Recht als ein großes Glück, daß der Tag ſo ungewöhnlich friſch und kühl war. Am Morgen vor Sonnenaufgang war der Thermometerſtand nicht einmal volle zwei Grad R. über dem Gefrierpunkt geweſen; ſelbſt in den Mittags- und Nachmittagsſtunden wehete der Oſtwind ſo kühl, daß ich meinen Mantel erleiden konnte.

Wir sahen in den ersten Stunden dieser Tagreise neben uns in Ostnordost ein höheres Gebirge von augenfällig dunkler Farbe; hinter ihm einige zuckerhutförmige, schroffe Höhen. Gegen und nach Mittag kamen wir jenem Gebirge parallel. Auch gegen Nord und Nordwest zeigten sich Anhöhen. Die breite Ebene steigt gegen Nordost ein wenig an. Man findet in ihr fast gar kein Grun, außer einigen Mimosenbaumen. Der Boden ist noch immer ziemlich fest, weil der feinere Sand mit groberen Gerollen untermischt ist, die meist vom Geschlecht der Kalksteine sind. Gegen zwei Uhr des Nachmittags naherten wir uns der Stelle, wo die hier vereinten Straßen von Kaire nach Suez, sowohl die der Pilgrime als die etwas sudlichere, welche Derb el Ankabe heißt, unsern von Bessatin kommenden Weg durchkreuzen; hier begegneten wir einer Gesellschaft von Englandern, die, auf Dromedaren reitend, von Suez kam. Einige von unsern Reisegefahrten liefen zu jenen hin um zu fragen, ob ihnen unser verirrter Reisegefahrte begegnet sey; sie hatten nichts von ihm gesehen noch gehört und wir konnten ihnen nur Auftrage geben für den Fall, daß sie weiterhin mit ihm zusammentrafen. Etwas vor drei Uhr kamen wir auf eine Anhohe, von welcher aus wir das rothe Meer zu sehen wahnten, was uns jedoch spater wieder ungewiß wurde, dann zog sich der Weg allmalig wieder abwarts. Ein scheinbarer Unfall hemmte, eine Stunde spater den Fortgang unsrer Tagreise; ein altes Kamel, das ubrigens nicht zu unsren Pack- oder Reitkamelen gehorte, sondern einen Beduinen trug, der sich von Bessatin aus unsrer Gesellschaft angeschlossen hatte, war niedergestürzt und konnte sich vor Mattigkeit nicht wieder erheben; wahrscheinlich weil seinem vorgerucktem

Alter die lange Entbehrung des Waſſers zu ſchwer fiel. Unſer Scheikh Haſſan war abgeſtiegen, hatte ſich hilfreich zu dem andern Beduinen geſellt; die ganze Bewegung der Karawane ſtockte. Endlich kam der Scheikh wieder, der Beduine blieb allein bei ſeinem noch immer am Boden liegenden Kamele ſitzen; wir zogen weiter und wendeten uns zuletzt rechts von der Straße abwärts nach einem grünen, ſtreifenartigen Flecken hin, der wie ein Saum das wüſte Land umfaßet. Hier machten wir für dieſe Nacht Halt, in einer Höhe über dem Meeresſpiegel welche der geſtern gemeſſenen und berechneten faſt gleich war, indem ſie 594 Pariſer Fuß betrug. Im Nordweſten hatten wir den niedreren Hebenzug des Oweibe-, in Südoſt das Attakagebirge neben uns.

Die Sonne ſtund noch ziemlich hoch am Himmel, ich wollte die letzte Stunde des Tages dazu benutzen um in Geſellſchaft der Herrn Richmeyer und Bernatz eine der vermeintlich ganz nahen Anhöhen, oſtwärts von unſerem Nachtlager zu beſteigen, von wo aus wir mit Sicherheit hofften das rothe Meer zu ſehen; aber das buglichte Land, welches zwiſchen uns und dem Gipfel der Anhöhe lag, war von ſo vielen tiefen Schluchten durchſchnitten, daß wir nicht weit vorwärts kamen. Wir fanden, am Boden zerſtreut, Geſchiebe von Granitem und andren Urgebirgsarten, das eine der aufgehobenen Geſchiebe glich dem Porphyr. Unten in den Schluchten ſtunden ſchöne Zerichoroſen. Ich war auf dem Rückwege, während meine beiden Begleiter langſam vorausgingen, in eine dieſer Schluchten hinabgeſtiegen und hatte mich weiter darinnen verloren als mein Wille war; die Sonne war indeß untergegangen, das tiefe Thal umher ſo todtenſtumm und ſchweigend, daß ich ſelber eine Anwandlung von der Furcht

und dem Schrecken der Wüſte empfand. Wie mochte es erſt meinem verirrten Freunde zu Muthe ſeyn! — In der Ebene erwarteten mich die beiden jungen Freunde und ich ſahe erſt jetzt wie nöthig mir ihre Begleitung geweſen war, denn mein Auge konnte nirgends die beiden Zelte finden, ich würde ſie in einer ganz andern, falſchen Richtung geſucht haben, wenn Bernaz mich nicht zurecht gewieſen hätte.

Bei den Zelten bemerkten wir eine Bewegung der Beduinen um zwei eben ankommende Kamele. Wir liefen freudig hin, denn mit Recht vermutheten wir, daß der Drageman und der ihn begleitende Beduine, hoffentlich ja mit Dr. Roth zurückgekehrt ſeyen. Allerdings waren es jene beiden, unſer Freund aber nicht bei ihnen; ihr Nachforſchen war vergeblich geweſen.

Es galt jetzt abermals ein Feſthalten an dem „Stecken und Stabe" des Pilgrims. Ein einziger, lieber Sohn konnte mich nicht näher angehen als dieſer Verlorene; wen konnte meine Seele nach ihm fragen, als Den, der auf allen ihren Wegen den Verirrten begegnet und von ihnen Allen weiß. Ein andrer, ganz beſonders kräftiger und muntrer Beduine wurde beauftragt ein Dromedar zuzureiten; noch bei Nacht ſollte er zurückkehren zu der von uns verlaſſenen Gegend und alle Kamelhirten und nomadiſirende Beduinen aufbieten, mit ihm das Land zu durchſuchen. Briefchen wurden zugleich geſchrieben, an den erſehnten Freund, damit man da und dorthin ſie ſtreuen möge auf den Boden. Die gute Hausfrau verweinte ihre Sorgen; mich hatten nach einigen Stunden zwar nicht der erquickende Schlaf, wohl aber Phantaſieen des Traumes beſchlichen, da hörten wir, kurz vor Mitternacht, ein Freudengeſchrei der Beduinen; der Verlorne war gefun-

den; der Beduine, welcher kaum vor einer Stunde nach ihm ausgeritten war, brachte ihn mit sich, auf seinem Dromedar.

Das, was uns am verbergehenden Nachmittag als Unfall erschienen war: das Niederstürzen des Kamels am Wege, das war unser Aller Glück gewesen; der Besitzer des Thieres, der bei diesem sich gelagert hatte, erkannte sogleich den Verbeigehenden, sprang auf und umarmte ihn mit lautem Jubel und führte ihn gegen die Lagerstatte hin, die, weil sie ziemlich fern zur Seite ablag, der zur Ohnmacht Ermüdete schwerlich würde gefunden haben; da sie ein Stück Weges gegangen waren, kam der Andre mit dem Dromedar, dieser stieg sogleich ab und ließ Dr. Roth aufsitzen.

Vor allem mußte man jetzt an leibliche Erquickung des Freundes, durch Nahrung und Schlaf denken. Auch im Schlummer verfolgten ihn noch die Schrecken, die er während der dreißig Stunden seiner Irrsalen erduldet hatte, er rief öfter „o mein Gott, o mein Gott" und verrieth hierdurch, daß auch er auf seinem Wege durch die Einöde sich des Pilgerstabes bedient habe. Da er am andern Tage zum längeren Sprechen wieder aufgelegt war erzählte er uns, daß er in der ersten Nacht und am darauf folgenden Morgen theils die sandige Ebene, dann aber mehrere Thäler des östlichen Gebirges durchwandelt habe. Er hatte oft geschossen und seine Stimme zum Rufen erhoben; das Ohr wähnte zuweilen ganz in der Nähe und wie hinter dem Rücken redende Menschenstimmen zu vernehmen, wenn er aber rief und dem tröstlichen Tone nachgieng, da war wieder Alles still und stumm. Am Vormittag war er durch ein breites Thal gekommen, wahrscheinlich durch dasselbe, das von unserer vorigen Lager-

ſtätte oſtwärts nach dem rothen Meere führt. Hier fand er den Boden vielfach mit grünem Geſtrauch und kreuzblüthigen Pflanzen bewachſen, deren aber keine, wie unſre Brunnenkreſſe oder das Löffelkraut dem durſtenden Munde Erquickung bot, ſondern welche alle von ekelhaftem Geſchmack waren. An vielen Orten erkannte er die Spuren der Gazellen, welche hier noch vor Kurzem geweidet hatten; an den Bergabhangen ſtunden öfters Lager von ſchönem Frauneis (Selenit) zu Tage aus. Endlich war er, kurz vor Mittag bei dem Gebirge Grabun, an dem wir geſtern Mittag vorbeikamen, herausgetreten auf die Ebene; die Gegend wurde ihm jetzt auf einmal bekannt; ein Trupp von Kameltreibern welche Holz geladen hatten begegnete ihm, und dieſe erquickten ihn mit einem Trunk Waſſers und einigen Biſſen Brodes. Dieſe Leute waren, ohne daß wir dieß wußten, in unſrer Nähe, in einem Nebenthale über Nacht geblieben, hatten uns noch aufbrechen ſehen und berichteten, daß wir auf dem Weg nach Suez voraus ſeyen. Etwa um zwei Uhr war er endlich an unſern ſo lang vergeblich geſuchten nun aber verlaßnen Lagerplatz gekommen, hatte da vergeblich herumgeſpürt, ob wir nicht wenigſtens eine Flaſche Waſſer und etwas Brod für ihn im Sande verborgen und den Ort wo beides zu finden durch einige Zeilen angedeutet hätten, leider aber war dieſes von uns verſäumt worden, und der verlaſſene Pilgrim hatte den ganzen Weg unſrer heutigen Tagreiſe ohne weitere Erquickung in etwa 9 Stunden durchlaufen müſſen; zuletzt wie ein Träumender, verloren in ſonderbare Phantaſieen, in denen es ihm vorkam als gehörten die wunden Füße, die ihn kaum noch trugen, nicht ſein eigen, ſondern wären von einem Freunde ihm geliehen.

Hatte

Hatte ich in der vorhergehenden Nacht vor Sorge nicht schlafen können, so ließ mich dagegen in der heutigen die Freude nicht recht dazu kommen. Ich meine fast auf ähnliche Weise muß es einer Mutter zu Muthe seyn, wenn die Stunde, da sie Traurigkeit hatte, vorüber und nun jene gekommen ist, da sie der Angst nimmer gedenkt, um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist.

Am 17ten Februar des Morgens war der Himmel leicht getrübt. Ein Nebelgewölk zog über die enge Schlucht, welche den hohen Attakaberg von den niedren Vorbergen und Hügeln im Norden scheidet, hinab nach Osten; als wollte es uns an jene Wolken- und Feuersäule erinnern, welche einst diese Wege gewandelt. Wie das Alterthum sieben Bauwerke zählte an denen die Hand des Menschen mit wunderbarer Kraft sich kund that, so kennet der Christ sieben Berge der Erde an denen Gottes Macht in Thaten der Wunder sich verherrlichte: der eine ist der Ararat, der andre der Attaka, der dritte der Sinai, der vierte ist der Nebo, der fünfte der Thabor, der sechste der Golgatha, der siebente der Oelberg. Der Ararat wie der Attaka beginnen in wechselnden Chören den Triumphgesang der Errettung aus großen Wassern; denn hier, am Fuße des Attaka war es, wo durch „Sein Hauchen die Wasser sich auftaten und die Fluthen standen auf Haufen; die Tiefe wallete von einander mitten im Meere *."

Wir brachen halb acht Uhr auf; bald kamen wir an eine Stelle, bei der uns die niederen Vorberge nicht mehr die Aussicht nach Südosten bedeckten, und nun lag

* 2. Mos. 15, V. 8.

der hehre Bergrücken frei vor unsren Augen da. Der Attaka ist auch durch seine Form einer der imposantesten Berge der Erde; so scharf abgeschnitten von seinen Verbergen, so gerade und gahansteigend vom Spiegel des angränzenden Meeres, so tief und kräftig gefärbt, im Vergleich mit den bleicheren Nachbarn, daß ihm von seinem Entstehen an das Siegel seiner Bestimmung aufgeprägt scheint: ein Denkstein zu seyn, welchen die Hand der ältesten Geschichte mit einem heiligen Oele der Erinnerungen gesalbt hat. Ich konnte auf dem ganzen Wege meine Blicke nicht von ihm wegwenden; und obgleich nur das Auge nicht das Ohr den Eindruck vernahm, war mir es dennoch als hörte ich die mächtige Stimme eines Zeugen, der von den Thaten redete die er selber gesehen, und welche hinausrief in die Wüste der Völker, so daß Meer und Land ihm zuhöreten: „Herr, wer ist Dir gleich unter den Göttern. Wer ist Dir gleich, der so mächtig, heilig, schrecklich, löblich und wunderthatig sey?" — Ja, „der Herr wird König seyn immer und ewig."

Das innre Ohr war heute mehr als gewöhnlich für solche Stimmen des Zeugnisses geöffnet; es war ein Tag des stillen, tief im Herzen ertönenden Jubels und der Freude. Selbst auf die Wüste, durch die wir zogen, fiel ein Lichtstrahl der nicht aus dem bewölkten Himmel, sondern aus der Seele kam; ein Lichtstrahl der die Einöde verschönerte. Das bedurfte sie aber auch wirklich, denn schön war die Gegend in der That nicht, durch welche wir heute in den Vormittagsstunden kamen. Bei jeder neuen Wendung, welche der Weg um die Kalkhügel und Sandhaufen herum machte, erwartete man eine Aussicht nach dem rothen Meere, wenn wir aber

auch neben der einen Wege des Hügelzuges herum gekommen waren, da stellte sogleich sich wieder eine andere ein, welche den Lauf nach dem Meere nehmme; denn die Karawanenstraße zieht sich meist in den seichten Betten der Winterströme hin, welche zwischen den Sandmassen verlaufen. Nur an einigen wenigen Punkten zeigen sich da niedre Bäume der Arabischen Mimose; eine kleine Karawane, deren Kamele einländische Waaren geladen hatten und bei der sich einige Engländer aus dem vor Kurzem bei Suez angekommenen Dampfschiff befanden unter ihnen ein Kranker, begegnete uns; weiterhin erblickte Wendt vom Sinai, zu Fuß und zu Kamel. Den Mangel jedoch der eben liegend, die uns zunächst umgab, erhaltete reichlich der Anblick des hehren Attaka. Wir konnten jetzt immer besser in den engen Paß hineinschauen, welcher sich wie das Mundstück eines Gebirgshornes mit gähem Abfluß zwischen der Felsenwand des Hochrückens und den niedren Vorbergen herabzieht *). Nur einen guten Fußgänger wird sie wohl zu ersteigen. Wie wir später sahen endet sie unten in der Ebene in einem Abstande vom Meeresufer der gewiß noch mehrere Stunden beträgt.

Noch vor Mittag heiterte sich der Himmel auf; bald nachher sahen wir die dunkle Fluth des rothen Meeres und Suez mit seinen Minarets und Mauerzinnen, zwischen denen das gesandete Auge Bäume zu erblicken wähnte. Unweit der Stadt bemerkt man das Grabmahl eines Santon. Wir hatten das Kastell Adjerud links

*) Im Winter mag auch wegen der hier starken Niederzeit ein bedeutender Strom des Gewässers von Felsenhöhe zu Felsenhöhe herabrauschen.

zur Seite gelaſſen und gelangten nun auf eine allmälig ſich abſenkende Fläche. Einige Pflänzlein der Artemisia judaica und des Heliotropium lineatum, im Ganzen ſo wenige, daß man nach ſtundenlangem Suchen kaum zwei Hände voll zu ſammeln vermocht hätte, waren das einzige graufarbige Grün das man hier weit und breit wahrnahm. Etwa eine Stunde vor Suez kamen wir zu dem hochummauerten Bir Suez, dem Brunnen, deſſen nur wenig ſalziges Waſſer durch Räder, welche Ochſen in Bewegung ſetzen, aus der Tiefe geſchöpft und in eine Rinne ergoſſen wird, die ihren Ausfluß außen vor dem Gebäude, in große, ſteinerne Waſſertröge nimmt. Das Gebäude, das über den Brunnen gebaut iſt, gleicht einem kleinen Kaſtell und ſcheint auch urſprünglich die Beſtimmung gehabt zu haben, das köſtlichſte und unentbehrlichſte Gut, welches der Bewohner dieſer waſſerleeren Einöde beſitzt, gegen fremde Gewalt zu ſchützen. Unſre Kamele, die nun ſeit vier Tagen nicht getrunken hatten, tranken hier in vollen Zügen und ſehr lange, uns ſelber aber wollte das ſalzige Waſſer noch nicht recht ſchmecken, obgleich das gute Nilwaſſer in unſern Schläuchen auch einen Nebengeſchmack angenommen hatte, der es ziemlich widerlich machte.

Von hier aus ſahen wir nun die dunkle Fluth des Meeres in deutlicher Nähe. Auf ſeinen bewegten Wellen ſpielten die Strahlen der Sonne, neben ihm zur Rechten erhub ſich die Felſenwarte des Attaka, in einiger Entfernung von der Küſte lag das große, engliſche Dampfſchiff, das die Fahrt von Oſtindien nach Suez und zurück ſchon öfters gemacht hat; was wir aber aus der Ferne für Bäume hielten, das waren die Maſtbäume der Schiffe, welche jenſeits der Stadt im Hafen liegend über einen

Theil der niedern Gebäude hoch emporragten. Wir lagerten um 4½ Uhr Nachmittags, nach einem kaum neunstündigen Tagmarsche außen vor dem Thore der Stadt, und schlugen nordwärts von dieser unser Zelt nahe beim Meeresstrande auf.

In der That, Suez ist keine Stadt der Erinne; denn so hatte ich mir auch im Traume keine Stadt vorgestellt. Eine Stadt von etwa sechshundert Häusern und Hütten, welche dennoch, obgleich manche davon nicht immer bewohnt sind, mit der hier stehenden Compagnie des Aegyptischen Militärs gegen vierzehnhundert Menschen beherbergen, ohne Spur von Garten, von Aeckern, von jedem grünen Aleeklein; wie konnte dieß Stoff zu einem lieblichen Traumbild gewähren. Unmittelbar vor den Mauern ja noch innerhalb derselben, auf dem weiten, freien Platze der zwischen ihnen und den Häusern sich ausdehnt, beginnt eine so ganz dürre, ausgestorbene Sandwüste, daß man, in der Nähe der Stadt auch nicht einmal eines jener kleinen Stachelgewächse oder Strauchlein bemerkt, dergleichen doch somt immer von Zeit zu Zeit in der Wüste gefunden werden; nur der große Aegyptische Aasgeier und der halbwilde verwilderte Hund schweben und laufen über die Einöde hin, um das Land von den Ueberresten der gefallenen Kameele zu reinigen. Der Grund dieser widerwärtigen Nacktheit des Bodens liegt vor allem darinnen daß Suez gar kein Süßwasser in seiner Nähe hat; denn der sparsame Gehalt der Brunnen, welche noch dazu stundenweit von der Stadt abliegen, reicht kaum für das Bedürfniß der Bewohner und ihrer Hausthiere hin. Dazu ist der Boden ringsumher von Salz durchdrungen und wo sich etwa demohngeachtet ein Pflänzlein der grauen Arabischen Artemisie oder des Chen-

siers aus dem Boden hervordrangen wollte, da wird dieses alsbald von den hungernden Kamelen abgeweidet, welche fast jede Woche zu Hunderten aus Kairo und aus den östlichen Gegenden der Arabischen Halbinsel hier ankommen; Lebensbedurfnisse, aus dem fruchtbaren Nilthale bringend, und Waaren so wie Naturerzeugnisse aus Indien und Yemen zurückführend nach der Aegyptischen Hauptstadt. Wenn jedoch auch die Phantasie des Reisenden hier bei Suez auf keinen grunen Zweig kommen kann, so findet dagegen der Blick des Forschers auf dem Trocknen wie im Gewasser Anhaltspunkte in Menge, auf denen er gerne verweilt. So wie Suez sind die meisten Städte der Arabischen Küste beschaffen, wer nicht Gelegenheit hatte Yembo, Dschidda und so manche andre ihrer Schwestern zu sehen, der kann sich hier an Suez einen deutlichen Begriff von jenen machen. Sie alle sind Nester des Seeadlers, der nur wenig Wasser, das in der Felsenkluft aufgespart ist, zu seiner Erquickung bedarf, und welcher nicht nach dem Grun der Garten und Felder fragt, weil ihm seine Beute uber das Wasser kommt. Ueberdieß zog uns, die wir als alte Gastfreunde die Natur kennen und lieben, ein andrer, uns noch ganz neuer Anblick zu sich hin; das war das lebendige Gewimmel des Indischen Meeres, das sich auch uber das rothe Meer ausbreitet, weil ja dieses nur ein Arm und Ausfluß jenes reichbegabten, südlicheren Oceans ist.

Ich mochte jedem Naturforscher, welcher die Lust des Sehens mit eignen Augen, des Betastens mit eignen Handen kennet und liebt, einen Aufenthalt, wenigstens von etlichen Tagen, am rothen Meere gonnen. Ich habe das Mittelmeer wie das Adriatische an verschiedenen

Punkten ihrer Ruinen gleichen und auch durchsichtig; gegen den Reichthum des reichen Meeres, namentlich an Conchylien, erscheinen mir jene so werthvollen Gegenden wie der Mittagstisch eines wohlhabenden Bürgermannes an einem Wochentage, im Vergleich mit der überreichen Tafel eines Fürsten, der seinem Sohne ein Hochzeitmahl bereitete. Hingeworfen von den Meereswellen an den Strand lagen da zu unsern Füßen die buntfarbigen, schönen Gehäuse der Mollusken, von denen ein einziges schon in unserer Kindheit uns als großes Gut erschienen wäre; dazwischen zeigten sich, als wollten sie daran erinnern, daß auch dieses Meer schon zu unserm Reiche gehörte, die buntfarbigen Fische der heißen Zone und selbst der todte Sand der Küste lädt hier den Sammler zu jenem wohlbestellten Gastmahle ein *).

Wir konnten uns unmöglich entschließen heute noch von dem reichen Meeresstrand hinweg in die arme,

---

*) Ich führe hier nur die Arten an, welche ich viel mir bei meinem kurzen Aufenthalte wirklich kennen lernte, nicht blos als allgemeinbekannt, keine erhalten bei Zeni vorkommen. Im trockenen Sande die Aetyone oder Asperyillum vagina, im Meere selber Tellina rugosa, Cardium roseum, Veidarna gigas und squamata, Strombus acripitrinus, Cypraea moneta; Nevita polita, albicilla; Natica mammillaris; Turritella imbricata und Terebra caerulea, Buccinum acularia; der kleine Murex crassispinosus, Turnatella Ceramia, Triton ranu; Cerithium lacviatum, nodosum und tuberculatum; Conus Virgo. Die Landschnecken waren seit den zwei letzten Tagen ganz verschwunden, und im Sinne suchten wir weiter nichts, von Zeichen, die uns deutlich nur auf einen Platz zu leben belehrten, entdeckten wir Iulus purpureus.

schmutzige Stadt zu treten. Zum Thore hinein, wo eine Art von Soldat nicht Wache stund sondern Wache lag, blickten wir auf die Wüste, die man mit in die Mauern aufgenommen hat, traten dann auf einen Hügel von Schutt und Scherben, der gleich vor dem Thore der Stadt liegt und sahen dort die schöne, reine Sonne hinter dem Attakaberg untergehen; dann erquickten wir uns noch im Mondenschein, auf und niedergehend am Strande, in der frischen Luft. Herr Muhlenhof war statt unsrer hineingegangen und hatte da unsre Empfehlungsbriefe abgegeben, wir erhielten noch am Abend Besuche aus der Stadt und Einladungen hineinzukommen um da zu übernachten, uns aber gefiel der Schlag und das Rauschen der Wellen besser als jenes Gerausch, das mit den Aufopferungen der Gastfreundschaft unvermeidlich verbunden ist; wir ließen uns nicht bewegen das Zelt, das ja schon aufgeschlagen stund, wieder abzubrechen.

Am andren Morgen machten wir uns auf um auch das Innre der Stadt zu besehen. Die Wache, von der ich freilich nicht weiß ob sie mit der gestrigen ein und dieselbe Person war, lag oder kauerte noch in derselben Stellung da wie am vorigen Abend; im ganzen Orient fragt man Keinen nach seinem Passe, am wenigsten einen frankisch gekleideten Fremdling. Ueber das Stucklein Wüste hinuber, das man nach hiesigem Geschmack eben so wie bei uns unter dem Namen Park oder Garten ein Stucklein Waldes, mit in die Stadtmauern aufgenommen hat, schritten wir durch eine Art von innrem Thor in eine der beiden Hauptgassen des Städtleins hinein, wo es einen Bazar gab. Man konnte hier die meisten Bedurfnisse des Lebens befriedigen; es waren Brod und Bohnen, Datteln und Orangen, Scherbet und Kaffy, dabei

die verschiedensten Arten von Stoffen zur Kleidung und zum Schmuck, sogar geschnittene Steine (von keiner sonderlichen Schönheit) zu haben, die uns ein Jude um billigen Preis verkaufte. Das Volk von Suez erschien mir, mit Ausnahme einiger kräftigen Arabischen Gesichter und Gestalten, eben nicht besonders schön; unter den braunen und schwarzen Leuten des Ostens und Südens treiben sich mehrere, gerade auch nicht sehr weiße englische Matrosen herum. So wie man sich dem Hafen nähert, zeigen sich, noch aus der alten Zeit eines bessern Wohlstandes der Stadt, ansehnliche Gebäude und Khans. In einem der ersteren wohnt der Agent der englisch-ostindischen Gesellschaft, dessen Name, wenn ich nicht irre, Manula ist. Wir fanden ihn in einem Seitengebäude seines Hofes mit dem Auspacken und Anordnen der aus Indien angekommenen Waaren beschäftigt. Der freundliche Mann führte uns sogleich hinauf in ein Gastzimmer, das auf Europäische Weise ziemlich meublirt und mit Englischen Kupferstichen verziert war. Hier hatte Napoleon, während seines Aufenthaltes in Suez gewohnt, und mancherlei Pläne in seinem Innern entworfen und bewegt. Der Herr Agent besitzt eine, wenn auch nicht an Menge der Arten, doch an den schönsten Exemplaren reiche Sammlung von Conchylien aus dem Indischen und rothen Meere, die ihm meist durch die Englischen Seefahrer zugeführt werden; dazu ist er der Einzige in der Stadt, welcher Fischerbarken zu seiner Verfügung hat und die Fremden wie Einheimischen mit Fischen versorgen kann. Ich erhielt durch seine Güte einige schätzbare Beiträge zu meinen an den Ufern des rothen Meeres gemachten Sammlungen.

Nachdem wir uns in diesem gastfreyen Hause mit

mehreren Erfriſchungen, auch mit einem Glaſe des edleren ſpaniſchen Weines erquickt hatten, ließ ich mich durch den wohl unterrichteten Herrn Agenten, welcher über den Gegenſtand ſchon ſo viele Meinungen der Einheimiſchen wie der Fremden vernommen hat, ein wenig einführen in die Bekanntſchaft dieſer bedeutungsvollen Umgegend. Wir traten mit einander hinaus vor die ſüdliche Seite der Stadt, an das Meer. Mein Begleiter war nicht unbekannt mit den herrſchenden Anſichten vieler Europäiſchen Gelehrten über den Durchgang der Israëliten durch den Meeresarm, nordwärts von Suez; das hieſige Volk aber, ſo ſagte er, glaube ſeit alter Zeit, daß jener Durchzug ſüdwärts vom Attaka, zwiſchen dieſen und dem Kuaibe geſchehen ſey. Er ſelber, der Agent, iſt ein Chriſt, griechiſcher Gemeinſchaft; längſt aber in dieſem Lande einheimiſch.

Kurz vor Mittag waren wir zu unſrem Zelte zurückgekehrt um hier noch Einiges anzuordnen; es war ſo heiß, daß wir ſelbſt im Schatten des Zeltes nur wenig Abkühlung fanden. Da die Kamele mit dem Gepäck einen vierſtündigen Umweg um die nördlichſte Ausbreitung des Meeresarmes zu machen hatten, während wir von Suez aus in kaum einer halben Stunde über die Bucht hinüber fahren konnten, wurde beſchloſſen, daß nur Einige von uns mit dem Gepäck voraus gehen ſollten, während die Andren den kürzeren Weg zu Waſſer nähmen. Um zwei Uhr erhub ſich ein erfriſchender Wind, bald hernach wurden die Kamele beladen und Herr Franz nebſt Mohamed brachen mit der Karawane auf; wir andern beſtiegen einen der höchſten, benachbarten Hügel um noch einmal die Landſchaft zu überblicken. Auch hier ſtehen ſich, wie am Bosporus und Hellespont zwei Welttheile nachbarlich gegen-

aber; statt des kleineren Europas hat sich hier das große Afrika in Westen neben Asien hingestellt. Wie ganz anders nimmt sich aber dieses nachbarliche Begegnen hier aus denn dort. Europa und Asien stehen sich am Bosporus und Hellespont, geschmückt mit dem Kranze des Lorbeeres im grünenden Gewande gegenüber, wie zwei Kämpfer, welche nicht einen Wettstreit der Fäuste und der ehernen Waffen, sondern den edleren der Lieder beginnen wollen; hier aber, am rothen Meere und an der Meerenge von Suez erscheinen Asien und Afrika wie zwei Ringer, welche das Gewand von sich werfen, weil ihnen der härtere Kampf der Fäuste bevorsteht. Afrika erhebt sich noch einmal im Gebirge des Attaka, mit seiner ganzen Wucht; Asien beut ihm die Stirn mit den Schrecknissen der Wüste, welche in dem Kuhatgebirge ihren Sitz haben. Nirgends aber bemerkt das Auge, weder auf den westlichen noch auf den östlichen Höhen die Spur eines Waldes, oder auch nur einen vereinzelten Baum; nur nach Norden zieht sich, mitten durch die Wüste der beiden Welttheile ein niedrer, ebener Streifen Landes, der durch das vereinzelte Gesträuch grünlich gefärbt erscheint. Wahrscheinlich ist dies das verschüttete Bette jenes alten Kanales, der einst das rothe Meer mit dem Nil verband und dessen Anfang nordöstlich von Phelbes oder Belbays bemerkt wird, von wo er sich zuerst nach Süden dann durch die Salzseen nach Süden zum rothen Meer wendete, dessen Spiegel noch jetzt 15 Fuß höher ist als der des Nils bei Kairo während des niedern Wasserstandes, fast 4 Fuß niedriger aber als die mittlere, jährliche Stromhöhe des Nils *).

*) Herodot hatte den Bau des Kanales jene begonnen. Dann

Wir hatten von Kairo ein Empfehlungsſchreiben an einen griechiſchen Kaufmann in Suez, Herrn Girgis empfangen, der uns weiter nach Tor empfehlen ſollte. In dem ſtattlichen Hauſe jenes wohlhabenden Mannes wurden wir mit Erfriſchungen bewirthet die uns vergeſſen ließen, daß wir hier an einem Orte ſeyen, der keine Gärten hat, und die uns bei der Hitze der Nachmittagsſtunden ſehr wohl thaten. Noch vor Sonnenuntergang nahmen wir Abſchied von den hieſigen Gaſtfreunden und von den bisherigen Reiſebegleitern Herrn Kielmeier und Kellner und beſtiegen in Geſellſchaft unſers alten Haſſans eine Barke, zur Ueberfahrt über den Meeresarm. Bei der Abfahrt hatten wir auch Gelegenheit jene Betriebſamkeit des hieſigen armen Volkes zu bemerken, von welcher Laborde erzählt, und welche ſehr an jene der Italieniſchen Lazaroni erinnert; jeder Einzelne ſuchte ſich eines Stückleins unſers Gepäckes zu bemächtigen, wäre es auch nur ein Steigbügel oder ein Sonnenſchirm geweſen; ihrer viere ſchleppten wenigſtens ſcheinbar an einem Sacke mit Schiffszwieback den ich mit Leichtigkeit allein getragen hätte; wer bei dem Tragen des wenigen Gepäckes nicht aufkommen konnte lief wenigſtens laut ſchreiend daneben her oder half uns ziehend oder nachſtoßend beim Einſteigen in die Barke und jeder der Schreier wollte dann für ſeine Mühe bezahlt ſeyn.

Der Mond, faſt voll, war aufgegangen und miſchte

---

metich II. und Darius ihn fortgeſetzt. die Ptolemäer vollendet. An ſeinem vormaligen Ufer laſſen Erdwälle und die vom Sand bedeckten Schutthaufen den Standort mancher frühern Stadt errathen, unter andrem den von Hermopolis, welches Champollion für das Avaris der Hyksukönige hält.

ein Licht mit dem der Abenddämmerung, als wir in unserm Boote auf der wogenden Grenzlinie der beiden Welttheile schwebten. Der Meeresarm ist hier etwa eine halbe Stunde breit; wenn ein anhaltender Nordwestwind das Gewässer, vorzüglich zur Zeit der Ebbe nach Süden treibt, kann man ihn nordwärts von Suez durchreiten und zu Fuße durchwaten, wenn aber hierauf plötzlich der Wind nach Südost umspringt kann in Kurzem die Wasserhöhe um sechs Fuß steigen. Dies erfuhr Napoleon als er an jener Stelle durchs Meer reiten wollte und durch das plötzliche Steigen des Wassers in Lebensgefahr gerieth. Als man ihn glücklich wieder ans Land gebracht hatte rief er: „das hätte einen interessanten Text für alle Prediger in Europa gegeben, wenn ich hier ertrunken wäre."

Asien war zwar erreicht, als wir beim jenseitigen Ufer ans Land stiegen, nicht aber unsre Lagerstatte für die bevorstehende Nacht. Wir hatten noch wenigstens eine Stunde weit im Sande zu gehen, bis wir zu dem Tamariskengebüsch kamen, bei welchem wir Halt machten, doch schien uns der Mond zu unsrer Wanderung. Doctor Roth hatte die Folgen seines dreißigstündigen Herumirrens in der Wüste schon so weit überwunden, daß er munter neben uns herschritt; die andren Gefährten mit den Kameelen kamen später als wir bei dem Lagerplatz an.

Der 17te Februar war ein Sonntag, für meine Erinnerung einer der feiertäglichsten der ganzen Reise. Wir brachen um sieben Uhr auf, nahe zu unsrer Rechten zeigte sich das leise bewegte Meer und jenseits desselben der Afrika, in der ganzen Breite seines steilen Absalles; zur Linken jenseits der sandigen Fläche der niedere Zug des

Nuhatgebirges. Der Himmel war ſo rein und klar, daß wir am entgegengeſetzten Ufer des Meerbuſens, der hier eine Breite von fünf bis ſechs Stunden hat, jeden Felſenvorſprung, ſo wie den ſchmalen Saum des Ufers unterſcheiden konnten, welcher eben noch für Kamele und Fußgänger gangbar iſt. Ein erfriſchender Wind wehete aus Nordweſten über das Meer hin; zuweilen war es uns als bemerkten wir das fröliche Emporplatſchern der Fiſche aus der klaren Fluth; wir ſangen der ſtillen Wüſte unſre Lieder. Etwas vor neun Uhr ſahen wir Gruppen der Dattelpalmen, ſie ſtehen an den Brunnen Moſis, die wir noch vor zehn Uhr erreichten. Hier tranken unſre Kamele; wir ruheten im Schatten eines dicht verwachſenen Palmengebuſches. Auf einem der höheren Bäume ſang ein Vogel, ſein unſrem Ohre noch neues Lied; er beſang die Lieblichkeiten des Frühlingsmorgens am rothen Meere. In unſrer Seele aber ertönte hier, im Angeſicht des Meeres und des hohen Attaka ſo wie des breiten Thales Ramlieh, das zwiſchen ihm und dem ſüdwärts ſich erhebenden Nuaibagebirge zum Meere verläuft, ein andres Lied. Es war das Lied Moſis, des Knechtes Gottes, welches dieſer und die Kinder Iſraël dem Herrn ſangen, an dem Tage da der Herr Iſraël hindurchgeführt hatte durch die Fluthen und Pharaos Roſſe und Wagen in das Meer geſtürzt. Ja, „der Herr iſt meine Stärke und mein Lobgeſang, und iſt mein Heil. Das iſt mein Gott, ich will Ihn preiſen; Er iſt meines Vaters Gott, ich will Ihn erheben.“ Kann doch das Herz Aller, welche zuverſichtlich Seiner harren und auf Ihn trauen, ſingen: „Du haſt geleitet durch Deine Barmherzigkeit Dein Volk, das Du erlöſet haſt; und haſt ſie geführet durch Deine Stärke zu Deiner heiligen Wohnung.“ Wenn

auch hier, an dieser geheiligten Stätte das äußere Ohr nichts mehr von Mirjams, der Prophetin Paukenball vernimmt und die Herrlichkeit des Herrn nicht mehr dem äußern Auge sichtbar wird, so fühlet doch der innre Mensch ein Nahesein dieser Herrlichkeit und vernimmt Stimmen des Jubels.

Wir durften auch das, was den äußern Sinnen hier dargeboten wurde, nicht unbeachtet lassen. Die Zahl der kleinen, zu Tage gehenden Mundungen der Mosisbrunnen wird von den Reisenden sehr verschieden angegeben, je nachdem dieselben früher oder später nach der Regenzeit hier waren oder in Jahren wo der Regen in reicherer Fülle oder sparsamer gefallen war. Mich erinnerten sie an die Maabrunnen, die, wenn der Schnee der Gebirge schmilzt, aus dem ebenen Boden da oder dort hervorbrechen. Wir zählten, außer den kleinen Nebenöffnungen nur fünf größere; das Wasser der meisten hat einen salzigen Beigeschmack, das des einen aber, aus welchem unsre Kamele sich labten, ist auch für Menschen trinkbar, obgleich es einen Beigeschmack von Schwefelleber und Eisen hat. Die Temperatur dieses Brunnen war wenigstens höher als die meiner Handoberfläche, denn sein Wasser fühlte sich warm an; auf eine fortwährende Entwicklung der Gasarten deuteten die häufig vom Boden aufsteigenden Blasen hin. Am Kesselrande der Brunnen oder in ihrer Nähe wachsen einige Cypergräser *), die Dattelpalmen zeigten sich uns hier zum ersten Male in

*) Wenn ich mich recht erinnere Cyperus junciformis und conglomeratus. Auch eigentliche Binsen, namentlich ein Cyperus blühten hier. Die gesammelten Exemplare sind mir zu Grunde gegangen.

ihrer, von der Menſchenhand unentſtellten Naturgeſtalt, mit Zweigen bis an den Boden bedeckt, von dem Gewirre der fadenartigen Luftwurzeln überzogen und ſo dicht beiſammenſtehend, daß ſie ein undurchdringliches Dickicht bildeten. Faſt alle dieſe kleinen Waldlinge ſchienen männliche Bäume zu ſeyn an denen die Blüthenkolben ſchon anfiengen ſich zu entfalten, denn die Dattelpalme trägt hier ſchon im vierten Jahre ihres Alters Blüthen und (wenn es eine weibliche iſt) die Erſtlinge der Früchte. Nach Süßwaſſer und Landſchnecken ſuchten wir vergebens, obgleich der Boden für ſie ein günſtiger zu ſeyn ſchien, dieſe Familie der belebten Weſen war ſchon ſeit mehrern Tagreiſen aus unſern Augen entſchwunden. Von den Thieren, welche das benachbarte Meer an ſeine Küſte trägt, ſpreche ich nachher.

Ich komme aber noch einmal auf die hiſtoriſche Bedeutung der Moſisbrunnen zurück. Wenn ich jene gewichtigen Gründe erwäge, welche neuerdings K. v. Raumer (in ſeiner kleinen Schrift: der Zug der Kinder Iſraël) wieder zuſammengeſtellt hat, dann kann ich nicht wohl anders, als der noch immer fortbeſtehenden, älteſten Ueberlieferung beipflichten, nach welcher der Durchgang der Heere Iſraëls von der hier gegenüber gelegenen Thalebene Bede geſchahe, welche zwiſchen dem Attaka (Baal Zephon) und dem ſüdwärts von ihm gelegenen Kaaba (Migdol) an das Ufer ausmündet. Es war der Weg einer drangvollen Nacht; der Morgen konnte die aus der Angſt und Noth Geretteten ſchon hier bei den Brunnen Moſis finden.

Mit dem gewöhnlichen Waſſer, welches der Leib genoß, hatten dieſe Brunnen ein andres (lebendiges) in die Seele ergoſſen, welches dieſer eine ungewohnte Freudigkeit

fer gab. Statt des Attaka zeigte sich, als wir auf unserem Wege weiter zogen zu unserer Rechten der Kuaika jenseit des hier schon viel breiteren Meeres; vor uns in Süden spiegelte uns die Fata morgana einen Fluß und Haine von Palmen so täuschend vor, daß selbst der junge Beduine, der neben meinem Kamel herging, und welcher diesen Weg noch nicht oft gemacht hatte, das Bild für Wahrheit hielt. Die Wüste Sur, durch die wir hier wanderten, ist übrigens wasserleer und öde; der Weg zieht sich zwischen den Hügeln des Kreidekalkes hin und ist mit Feuersteinen bestreut; an dem Lagerungsplatze, den wir kurz vor fünf Uhr erreichten, ist der Boden so steinig, daß die Pfähle der Zelte nur mit Mühe in ihm befestigt werden konnten. Wir hatten hier das Meeresufer schon in ziemlich weiter Ferne.

Auch am Montag (den 20sten Februar) hatte es bis sieben Uhr gedauert ehe alles so weit in Ordnung war, daß wir aufbrechen konnten. Der Weg gieng durch eine einförmige Ebene voll Sand, in welchem Kreidetrümmer und Feuersteine umhergestreut lagen; zur Rechten war die Aussicht durch die vortretenden Hügel meist gehemmt, zur Linken zeigten sich die grotesken Formen des Sandsteingebirges. Wir hatten heute mehr Zeit und Gelegenheit uns mit unsren Arabischen Reisegefährten zu beschäftigen; von Sur aus hatten sich einige neue Gefährten mit ihren Kamelen an uns angeschlossen, unter anderm ein Beduine mit einem schwarzen Knaben, den er in Suez gekauft hatte. Ich konnte nicht mit diesem sprechen, die Weise aber, in welcher er sich öfters mir und meinen deutschen Reisegefährten näherte, und, wenigstens durch Blicke zu uns herab, erregte in mir die vielleicht ungegründete Meinung, daß er ein Christ sey, und wie

gern hätten wir ihn mit uns genommen, wenn er unsren Mitteln feil gewesen wäre. Gegen vier Uhr, nach einem ununterbrochenem Ritte von neun Stunden, sahen wir auf einem kleinen Hügel Palmbäume und dabei einige Beduinen mit Kamelen. Es war der Brunnen Howara; das Marah der heiligen Schrift. Unsre Beduinen mochten hier noch nicht halten, sondern zogen etwa drei Viertelstunden weiter in eine ziemlich busch- und grasreiche, von Hügeln umschlossene Fläche, in der sich viele Spuren von Gazellen fanden. Ich und einige meiner jungen Freunde kehrten sogleich zurück zu dem Brunnen Howara, dessen klares, aber sehr bitteres Wasser eine beckenartige Einsenkung des Felsens ausfüllt, an welcher wahrscheinlich die Hand des Menschen mitbilden half. Meine jungen Freunde gelustete es in der kühlen Fluth zu baden; ich besahe mir indeß die nächste Umgebung. Dem Brunnen gegenüber (rechts vom Karawanenwege) ist ein kleines Kesselthal, recht wie zu einer Lagerstatte von der Natur eingezäunt und eingerichtet. Der Boden ist dort an manchen Stellen feucht; es blüheten und wuchsen daselbst Kräuter, aus der Familie der Kreuzblüthigen, mit fetten, den Wohlstand des Standortes verrathenden Blattern *).

Ich hatte mich auf eine Anhöhe des Kesselrandes gestellt und blickte hinüber nach der zum Untergang sich

*) Bei Howara und etwas weiter südwärts: Lepidium Draba; Matthiola tricuspidata; Farsetia aegyptiaca; Diplotaxis pendula. — Auch eine Frankenia von unbestimmter Art wurde hier gesammelt. Die Nitraria tridentata (das Peganum retusum des Forskal), welches in den heißesten, dürresten Monaten des Jahres die Wanderer durch diese Wüste durch seine Beeren erquickt, war noch nicht in Blüthe.

neigenden Sonne. Ich gedachte des Rechtes, das hier bei Marah Moses dem Volke Israels stellte, als er sprach: „Wirst du der Stimme des Herrn, deines Gottes gehorchen, und thun, was recht ist vor Ihm, und zu Ohren fassen Seine Gebote, — so will ich der Krankheiten keine auf dich legen, die ich auf Aegypten gelegt habe, denn ich bin der Herr, dein Arzt." — Ja, Der hier das bittre Wasser heilte, daß es süß ward, wird auch an einer andren, verborgneren Quelle sich erweisen als der Herr, dein Arzt.

Meine jungen Freunde waren bereit zur Rückkehr nach der Lagerstatte; erst in einiger Entfernung vom Brunnen sei es mir ein etliche Dattelkerne in den Sandhügel zu stecken, die, wenn der Boden feucht genug wäre, hier bald herrlich aufgehen würden. Die Abenddämmerung war schon weit vorgerückt als wir die Unsrigen erreichten, aber der Vollmond ergoß ein reichliches Licht über das Thal und sein Gebirge. Die Höhe über der Meeresfläche beträgt hier bei Marah nach Erdis barometrischen Messungen 181 Pariser Fuß.

Dienstags den 21sten. Schon gestern hatten wir den mächtigen Dschebel Pharaun (den Pharaosberg) ganz nahe jenseit unsrer Lagerstatte liegen sehen. Den Weg am Meere hin, vorüber an der heißen Quelle des Hammam Pharaun oder Pharaosbad verwehrte uns jetzt in der Zeit des Vollmondes und bei dem eben herrschenden Winde, der hohe Stand der Fluth, wir nahmen deshalb unsre Richtung nach den östlichen Seitenthälern, die sich um das Vorgebirge herumziehen. Etliche von unsern Beduinen mit den Kamelen, welche die Wasserschläuche trugen, waren schon mit Tagesanbruch voraus nach Garandel gezogen, um dort frisches Wasser einzuneh-

men. Die Luft war in den ersten Morgenstunden erfrischend kühl; die Stimmung unsres Innren, die, wie die singende Lerche zum Aufschwung geneigt war, wurde durch den Anblick der Gegend erhöht, durch welche wir zogen, einer Gegend, welche zwar keineswegs schön, in unsrem gewöhnlichen Sinne, wohl aber anziehend im höchsten Grade war. Am Boden blubeten die Gypsophila Rokejeka und das Erodium glaucophyllum; das Kreidekalk- und Sandsteingebirge an welchem wir vorbeikamen, zeigte oft pfeiler- und mauernahnliche Felsenmassen, die uns aus der Ferne wie Ruinen von Gebäuden vorkamen; in den Schluchten sahe man grune Gebusche, und daß es hier Weideplätze, wenigstens fur Kamele geben musse, das verriethen uns zwei junge Thiere dieser Art, die von dem gesellschaftlichen Triebe ihrer Natur bewegen sich zu den unsrigen gesellten, und, so oft sie auch von den Beduinen zuruckgejagt wurden, immer wieder nachkamen, bis sie endlich am Nachmittag freiwillig zur Heimkehr sich entschlossen. Nach vier Stunden gelangten wir in ein sehr schönes, von Ost gegen West verlaufendes Thal, mit vielen wildwachsenden Palmen und Tamarisken; es war das östliche Ende des Thales Garandel; westwarts von hier, wie sie sagten in einer Entfernung von anderthalb Stunden, hatten unsre Beduinen heute das Wasser geholt. Ich konnte meinem Kamel nicht helfen, so sehr das gute Thier daruber brullte, daß es hinter seinen Gefahrten zurück bleiben sollte; es mußte niederknieen und mich absteigen lassen, denn ich wollte mich wenigstens etliche Minuten lang hier unter Elims Palmen ergehen, bei denen die Heere Israels, von Marah herkommend sich lagerten. Denn daß Garandel das Elim der heiligen Schrift ist, wo damals siebzig Palmen an zwölf Wasserbrunnen stan-

den, wird von den Reisenden und Schriftstellern allgemein angenommen. Wir sahen hier mehrere in den Felsen wohnende Vögel, auch Schwalben. Das Thal, welches sich in südöstlicher Richtung an jenes von Garandel anschließt, heißt Uiaitu. Das Felsengewände zu unsrer Rechten enthielt einzelne Höhlen, an denen sich stellenweise Spuren der Menschenhand zu verrathen schienen. Wadi Uiaitu wird auf seinem weitren Verlauf von einem andern Thale durchsetzt, welches fast von West nach Ost verläuft und Wadi Sal genannt ist. Wir kamen hieher um halb zwei Uhr des Nachmittags. Der sandige Boden ist reichlich mit Tamariskengebüsch bewachsen, zwischen welchem das damals trockne Bette eines Gießbaches verläuft, in dessen Tiefe allenthalben, beim Eingraben sich Wasser fand, so daß unsre Beduinen mit wenig Stunden der Schaufel einen Sickerbrunnen der Wüste eröffneten, aus welchen unsre Kamele tranken. Wir behielten die Richtung des Hauptthales bei, welche nach Süden geht. Nach einiger Zeit verließen uns einige der Beduinen, die sich mit ihren Kameelen von Nevâtim aus an uns angeschlossen hatten; sie hatten Mehl und andre Lebensvorräthe großentheils für das St. Katharinenkloster des Sinai geladen und schlugen den Weg zur Linken ein, welcher die südöstliche Richtung beibehält, während wir, denen Tor mit dem Hammam Musa ein Ziel der Reise war, uns zur Rechten nach dem Wadi Taibe wendeten, welches westwärts dem Meere sich zuwendet.

In dem herrlichen Taibethal ließ uns doch Arabien auch einmal etwas von der Fülle seines Gewächsreiches merken. Ein kleines Nachtlein, das sich wie ein Dammerungsfalter des Oleanders schaudernd vor dem Strahl der Sonne, bald zwischen den Felsenritzen, bald hinter

dem Gebüſch verbarg und zuletzt dem Auge zwiſchen den hohen Binſen eines Sumpfes entſchlüpfte, floß am Grunde des Thales; unſer Weg zog ſich etwas erhöht zu ſeiner Rechten hin. Palmen erhuben da ihre hohen Wipfel, die Arabiſche Tamariske ſchlug zu ihren Füßen das Nomadenzelt ihrer dichten Zweige auf, unter welchem, ſobald ſie unſrer anſichtig wurden, die ſchnellfüßigen Laufhühner der Wüſte ſich verbargen. Mit den Arten des Springhaſens zugleich bewohnten dieſes Thal gewiß noch manche kleine Säugethiere der peträiſchen Wüſte; die Gazelle wenigſtens, dieß verrieth das Gebüſch, weidet hier oft und gerne.

Die Meiſten von uns waren abgeſtiegen, denn der Abend war nahe, und wir hofften, daß unſre Beduinen hier, in dem reichen Thale übernachten wurden; ſie aber erſuchten uns noch weiter mit ihnen zu kommen, bis zu einem ganz nahen Lagerplatz an der Mündung des Thales, am Ufer des Meeres. Wir hatten dieſes „ganz nahe" in unſrem Sinne genommen und hofften, daß dieſe Ruheſtätte beides zugleich, die Durchforſchung des Thales und der Meeresküſte möglich machen ſollte, daher ließen wir ruhig die Kamele vorausgehen und ergötzten uns an dem Anſchauen des erhaben ſchönen Engpaſſes, in welchen die Abendſonne mit gemildertem Licht hereinblickte. Vor uns, und dann bei der letzten Wendung des Thales, zu unſrer Linken, erhub jener bunte, ſtreifenartig gezeichnete Sandſtein ſeine burgartigen Felſenwände, der das Urgebirge der peträiſchen Halbinſel überall als niedrigerer Vorbau begleitet und in die Bergzüge zu beiden Seiten des Meers ſich fortſetzet. Er iſt hier von ganz beſonders dunkler Farbe; nachbarlich ziehen mit und neben ihm die Wände des Kreidekalkgebirges, an denen die knorrichte Carpern-

stande (**Capparis cartilaginea**) ihre fleischigen, mit dornigen Widerhaken versehenen Blätter ausbreitete, und neben ihr noch manches andre Gewächs des Landes zum ersten Male im Leben unserm Auge im Freien begegnete [1].

Wir hatten noch ziemlich lange zu gehen ehe wir die Mündung des Thales und bei ihr die Lagerstatte erreichten, zu welcher unsre Kamele herausgezogen waren. An ein Zurückkehren zu den interessantesten Punkten des Engpasses war nun, in so später Abendstunde nicht mehr zu denken und auch das Meer, durch dessen vergeistigelte Nähe unsre Beduinen uns hinausgelockt hatten aus dem Thale, lag noch so weit von uns ab, daß nur einige unserer jungen Freunde es noch heute erreichten, während wir Andern uns mit dem Sammeln von Jerichorosen und einigen Käfern [2], so wie der achatartigen Gerölle des Bodens begnügten. Allerdings fanden aber hier die Kamele einen freieren, gefahrloseren Weideplatz, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Stätte auf der wir heute, am 21sten Februar, einer erquickenden Nachtruhe genossen, dieselbe, oder nahe dieselbe sey, auf welcher die Heere Israels nach 4. Mos. 33, V. 10 ihre Lager aufschlugen, da sie von Elim ausgezogen waren.

Der Mond, tief in Westen stehend, stammte sein

---

[1] Lotus arabicus, Deverra tortuosa, Ochradenus baccatus, Cleome brachycarpa u. s.

[2] Scarites subterraneus, Pimelia longipes, silbosa, unicolor, alutacea, grossa? und immanis. Auch Vanessa der Distel zwischen Suez und Tor wurden mir hier bekannt.

Reg der Strahlen noch über das Meer aus, da ich am frühen Morgen des 22sten Februars aus dem Zelt heraustrat. Es schien mir fast noch zu frühe unsern Knecht zu wecken, ich wollte, ohne jemand zu stören die Morgendämmerung über das Hochgebirge im Osten heraufsteigen sehen, einer der Beduinen aber erwachte und weckte sogleich seine Gefährten, so wie die Knechte; bald flammten die Feuer und ehe die Sonne noch auf die Zinnen der Felsen trat waren die Zelte schon abgebrochen, die Kamele beladen. Einige der Freunde giengen zu Fuße voraus an das nachbarliche Meer; etwas später folgte die Karawane nach. Es war ein genußreicher Morgen. Das Gebirge das uns zur Linken in Osten sich erhob, ist, so kahl es auch erscheint, ein wahrer Lustgarten der Wüste, den die gestaltende Weisheit mit den wundervollsten Anlagen geziert hat. Es ist von tiefen Engthälern und Klüften durchschnitten, seine Wände steigen nach einer Symmetrie der Wildniß eine neben und über der andren empor, so daß das getäuschte Auge die Mauern von Kastellen und Ruinen von Thürmen zu erblicken wähnt. Die vorherrschenden Felsarten scheinen, außer dem Urgebirge ein rothfarbiger Sandstein mit Porphyr, bunter Sandstein und neben beiden der feuersteinhaltige Kalk; auf dem Boden, über den wir hinritten, lagen häufig die Geschiebe und Trümmer von Porphyr, Granit, Urgrünstein, Sandsteinbreccien, dunkelfarbige Feuersteine und Kalkspath der zuweilen fast durchsichtig war. Unser Weg trat nach einiger Zeit so nahe ans Meer, daß die Kamele durch das Wasser hindurchwaten mußten; der Lauf unsrer Fußgänger wurde hierdurch unterbrochen, doch hatten sie schon auf ihrem kurzen Wege eine schöne Aus-

heute an Conchylien gemacht *). Noch vor Mittag kamen wir an der Mündung des Kasebthales vorüber, welches zum Mokkatebthale führt, durch das sich der gewöhnliche Weg nach dem Sinai hinzieht. Wie gerne hätten wir diese Straße eingeschlagen, durch welche nach der Ansicht der meisten Schriftforscher die Heere Israels zogen und die auch für den Freund des Aegyptischen Alterthumes und der Natur ein so hohes Interesse hat! — Denn hier und weiterhin im Feiranthale findet er die so oft von den Reisenden erwähnten Felsenwände und Monumente, welche mit Inschriften und Aegyptischen Hieroglyphen beschrieben sind; die ersteren in Charakteren, welche noch keiner unter Gelehrten zu lesen und zu deuten vermochte; dabei die Spuren eines uralten Kupferbergbaues **) und die Ruinen einer ansehnlichen Aegyptischen Bergstadt. Ueberdieß sind es auch diese Thäler, in deren Felsenklüften ein schöner Mallow (Turkis) und manche seltne Pflanze gefunden wird. Wir mußten jedoch diesmal den Wunsch, diese Thäler zu sehen, aufgeben, da uns der Besuch der Minengegend bei Tor für einen der Hauptzwecke unsrer Reise wichtiger erschien.

Am Nachmittag sahen wir zu unsrer Linken die Hochebene des Wadi Mokkateb; vor uns im Süden trat ein Vorgebirge heraus ans Ufer. Ein starker Wind aus Westen hatte sich erhoben; das Meer gieng in hohen Wogen, am andern gegenüberstehenden Ufer erkannte

*) Unter andern schöne Exemplare der Pharaos Meeresschnecke (Monodonta Pharaonis).

**) Wahrscheinlich noch in Betrieb, nicht wie unsre Kupferbergwerke in einer Art von Schutthügel, der über dem rothen Sandsteine liegt.

man in voller Deutlichkeit das Cap Doſſa oder Zafraneh; weiter im Südweſten die Höhen der Anachoreten und das hohe Gebirge von Kolzum. Unſre Beduinen wollten uns vom Meere hinweg, landeinwärts führen, wir aber beſtunden darauf hier zwiſchen dem Gebüſch der Tamarisken, unmittelbar am Ufer zu übernachten. Zwar erſchwerte der Sturmwind das Aufſchlagen der Zelte und das Anzünden des Feuers, doch wurden zuletzt die Schwierigkeiten beſeitigt und wir durften nun noch einige Stunden lang (denn es war erſt vier Uhr des Nachmittags) an der herrlichen Küſte uns ergehen.

Wir befanden uns hier in einer Nachbarſchaft, aus der uns von allen Seiten Eindrücke entgegen kamen, welche dieſen Abend zu einem der unvergeßlichſten und ſchönſten der ganzen Wüſten-Reiſe machten. Die Abendſonne ſtund gerade über jenen Höhen, die ich ſo gerne mit meinen Füßen betreten hätte, nun aber doch mit meinen Augen ſehen durfte: über den Höhen in deren Klüften und Höhlen die Altväter der erſten, chriſtlichen Jahrhunderte ihr ſtilles Leben führten. Dort zwiſchen dem Ras Doſſa und den Dſchebel Kolzim liegt, nach beiden Seiten von tiefen Meeresbuchten begränzt, die Felſengrotte von Paulus, dem älteſten der Anachoreten; jenſeit des ungangbar ſteilen Berges, an ſeiner Nordweſtſeite war die Wohnung des Altvaters Antonius und ſeiner Schüler. Anjetzt ſteht an dem einen Orte, über der Grotte Paulus des Anachoreten das Kloſter des heiligen Paulus, über der andern das Kloſter des h. Antonius, beide bewohnt von Koptiſchen Mönchen der ſtrengſten Ordnung, welche mitten in den hohen Ringmauern, die beide Verſammlungsorte der Einſamen umgeben, kleine Hütten oder Zellen bewohnen, deren jede nur einen von ihnen beher-

bergt; zum gemeinsamen Versammlungsort ist die Kirche bestimmt. Jährlich einige Male wird das Kloster mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen: mit Mehl, Bohnen und andren Stoffen der täglichen Nahrung versorgt; einige andre Erquickungen und frische Früchte gewähren die Gärtlein, die der Fleiß der Mönche innerhalb der Ringmauern, mitten in der Wüstnis begründet hat, denn in jeder der beiden Wohnstätten ergießt sich ein reichlicher Quell, dessen Abfluß bei dem des h. Antonius außerhalb der Ringmauern, sich sammlet und hier noch die vorüberziehenden Beduinen sammt ihren Kamelen und Ziegen tränkt. Diese Arabischen Fremdlinge, die sich fast aller Rechte und Besitzungen der älteren Bewohner bemächtigt haben, gleich als meinten sie, daß nur ihnen, den Gläubigen des Islam zu leben, den Ungläubigen aber zu sterben gebühre, hatten auch, bis zur Regierungszeit des Mehemed Ali, der den Christen Schutz gewährte, den armen Mönchen ihr Leben gar sauer gemacht. Diese mußten, in beständiger Gefahr des Lebens, neben dem Gebetbuch öfters auch Flinte und Schwert zur Hand nehmen und den Zudringlichkeiten der Fremde namentlich dadurch begegnen, daß sie alle Thüren zu ihren Klöstern von außen vermauerten; Fremde, welche diese Einsamen heimsuchen wollen, werden, wie am Sinai, durch ein Seil hinaufgezogen, zu einer Fensteröffnung. Der Herzog von Raguza beschreibt in seiner sehr interessanten Reisebeschreibung einen solchen Besuch, den er den Mönchen machte, und schildert uns zugleich ihren traurigen Zustand. Als Pater Sicard hier war, fand er im Kloster des h. Antonius einen Priester, der sich eifrig mit Alchymie beschäftigte und es ist leicht zu begreifen wie ein solcher Zeitvertreib zu Verirrungen nach dem Ge-

heimniß des Seyns und Werdens der Dinge auf geraden wie auf krummen Wegen hinführen müsse. — Wenn man in nächster Richtung über das steile Gebirge hinüber zu klettern vermöchte, wäre der Abstand von einem zum andern Kloster nur gering, so aber gelangt man nur auf weitem Umwege, um den Berg herum, von St. Antonius zu St. Paul, wie denn, nach der frommen Sage, die beiden Anachoreten, deren Namen die Klöster führen, viele Jahre lang nachbarlich gewohnt hatten, ohne daß einer von dem andern etwas erfuhr.

Von dem Flug über das Meer hinüber, in die Ferne grauer Gebirge, wie grauer, ehrwürdiger Zeiten, ruhete jetzt die Betrachtung in der Nähe aus. Ich war mit der Hausfrau gegen Süden am öden Meeresstrand hinabgegangen, einige unsrer jungen Freunde hatten sich andre Punkte zu ihren Forschungen erlesen. Nicht sehr fern von unsrer Lagerstätte lagen die Trümmer einiger gescheiterten Schiffe am Lande. Sie hatten großen und schönen Arabischen Fahrzeugen angehört, wie die Zierrathen und gemahlten Arabesken der Bruchstücke, sowie ihre weite Ausdehnung dieß bezeugten. Das Holz lag frisch und unversehrt am Strande, als sey der Schiffbruch erst vor Kurzem geschehen; die Spuren der Schiffer, wenn ihre Leichname das Land erreichten, hatten die Hyänen vertilgt oder vorüberziehende Beduinen hatten die Gebeine mit Sand verdeckt.

Hier an dieser Küste fanden wir eine Mosaikarbeit des Gewässers, welche zu den schönsten dieser Art gehörte, die ich jemals sahe. Die bunten Gerölle des Strandes, rothe wie grüne, gelbe wie weißliche und braune, sind durch ein kalkiges Cament zu einer festen Masse verbunden, die sich, wenn sie geschliffen wurde,

zu herrlichen Arbeiten benutzen heße. Ich habe auf meiner Rückreise zu Florenz in der Großherzoglichen Mosaikfabrik eine Tafel von derselben Breccie und der kenntnißreiche Director der Anstalt erzählte mir, daß das Material dazu durch einen Ostindienfahrer, wahrscheinlich aus dem rothen Meere gebracht worden sey.

War hier schon der Boden so reich verziert, so stund das, was auf diesem Boden lag und wohnte, wenigstens in gleichem Werthe mit dieser Wohnstatte. Wir hatten noch nirgends sonst in einen solchen Verkehr mit den lebendigen Bewohnern des rothen Meeres treten können als hier; die Arten der Kafer- und Napfschnecke, dazu die Monodonten und Mondschnecken hatten sich haufenweise an den Klippen versammlet, als begehrten sie, durch Aufnahme in unsre Sammlung, in jenen Strahlen sich zu sonnen, durch welche der erkennende Menschengeist einen Antheil seines eignen, unsterblichen Wesens auf das sterbliche und vergangliche Gebilde der Creatur übertragt. Auch eine schöne, große Doris wurde gefunden. Die Fluth fieng an zu steigen, uns ergieng es wie neugierigen Fremden, welche, wahrend der König bei Tafel saß, einige Sale seines Pallastes besahen; wir mußten, da das Meer in seine Behausung der schwarzbigen Klippen zurückkehrte, entweichen. Wir brachten, nach der Abendmahlzeit des gekochten Reißes, noch einige vergnugte Stunden vor unsrem Zelte zu. Der Sturm hatte sich gelegt, nur das aufgeregte Meer brauste noch gewaltig gegen die Klippen.

Donnerstags den 23ten Februar zogen wir von früh halb sieben Uhr, anfangs auf einer Ebene hin, auf welcher man das Meer noch im Gesicht und zuweilen ziemlich nahe hat. Die Aussicht nach dem gegenüberliegenden

Ufer war heute bei weitem nicht so klar und deutlich als gestern vor Sonnenuntergang. — Auf dem grobsandigen Boden zeigten sich bunte Feuersteine, auch Porphyr und stellenweise ein fast opalartiger Holzstein. Vor uns im Süden, bemerkten wir die Jas Jehan Landspitze die hier weit ins Meer vortritt; ostwärts von ihr den Anfang jenes, meist nur etliche hundert Fuß hohen Hügelzuges der Küste, welcher als Dschebel Heman bis in die Nähe von Tor sich hinzieht.

Unser Weg entfernte sich nun vom Meere, denn er zog sich hinüber nach der Ebene el Raa, welche von einigen Schriftforschern für die Wüste Sin der heiligen Schrift gehalten wird und die zur Rechten von den niederen Küstenhöhen des Heman, ostwärts aber, zur Linken von dem Hochgebirge des Serbal begränzt wird. Nach drittehalb Stunden, (um 9 Uhr Vormittags) kamen wir in ein Kesselthal, worinnen vieles Strauchwerk wuchs. Wahrscheinlich war dieß der Ort, wohin uns gestern Abend unsre Beduinen gern noch gefahrt hätten; so angenehm jedoch auch diese Lagerstätte den Kamelen gewesen wäre, so genußlos hätten wir hier, im Vergleich mit dem herrlichen Ruheplatz am Meere, die Abendstunden verseſſen. Doch enthielten die Felsenwände zur Rechten einzelne kleine Höhlen, in welche wir gern hineingeblickt hätten. Der Himmel war indeß trube geworden; der Sturm hatte sich wieder sehr stark erhoben und fiel uns, als wir jetzt auf die Ebene Raa heraustraten, so heftig an, daß unsre beladenen Kamele nicht gut weiter konnten und wir schon um 3 Uhr des Nachmittags Halt machen mußten. Unser Lagerplatz war eine hoch gelegene Fläche, welche nirgends Schutz gegen den Wind bot, dazu war der Boden steinig, so daß die Zeltpfähle nur

mühsam befestigt werden konnten; die Aussicht aber nach dem ganz nahe scheinenden Hochgebirge in Osten, das den äußern Rand des Feiran und Nakie-Thales bildet, war so schön, daß wir uns bald ganz einheimisch fühlten. Einige von uns giengen aus, um bei der Natur des Landes einen kleinen Besuch zu machen, aber der Wind wehte so stark und dabei so kühl, daß wir, ohne die Landcharte es wohl schwerlich errathen haben würden, daß wir heute zwischen den 28ten und 29ten Grad der Breite eingetreten seyen; noch dazu in dieser Jahreszeit. Auch fanden wir im Ganzen wenig Pflanzen und keine unter ihnen, die wir nicht schon früher gesammlet hatten, wir kehrten deshalb zu unserm Zelte um.

Am Fuß des östlichen Gebirges bemerkten wir die schwärzlichen Hüttenzelte einer Beduinenhorde und neben ihnen einige Heerden von Ziegen und Schafen. Ein Lamm und ein Zicklein wurden uns zum Verkauf gebracht; wir ließen das erstere zu einer Mahlzeit für uns Alle bereiten, wovon auch unsre Beduinen ihren Antheil erhielten; es fehlte zu diesem seltnen Mahle nichts als ein gutes, trinkbares Wasser, denn das in unsren Schläuchen schmeckte sehr salzig und widerwärtig. Unser Nachtlager hatte 340 Fuß Höhe über dem Meere.

Freitags den 24ten. Der Sturm hatte sich gelegt, die Sonne schien hell; wir ritten auf der sich allmälig gegen Süden absenkenden Ebene Raa hinab, über ausgetrocknete Betten der Gießbäche, in denen Jerichorosen von ganz besondrer Größe stunden. Neben uns und vor uns in Ost und Südost zeigte sich jetzt das Hochgebirge der Sinaitischen Halbinsel in seiner ganzen Majestät, doch verdeckte uns der verstehende, hohe Serbal die Aussicht nach dem eigentlichen Sinai und seine Nach-

barschaft. Der Anblick dieser Gebirge, der Gedanke, daß wir nun so nahe seyen dem einen Hauptziel unsrer Reise, weckten Empfindungen auf, welche, wenn auch nicht dem immer sich gleichbleibenden Gange der Kamele, so doch dem innren Bewegen der Seele Flügel gaben, auf denen sie, zwar nicht wie der Adler, wohl aber wie die Lerche emporstieg zum Gesange. Rechts neben uns hatten wir noch immer den niedrigeren Zug der aus Kreidekalk und Sandstein bestehenden Rusengebirge, die ich unter dem allgemeinen Namen des Heman bezeichnen will. Am Nachmittag begegneten uns mehrere zu Fuße wandernde Beduinen, auch ein einzelnes Weib, welches einen Korb aus Palmenflechtwerk auf ihrem Haupte trug. Uns war es so etwas Neues und Ungewohntes geworden, Wanderern auf dem Wege zu begegnen, daß wir uns wieder in bewohntem Land zu befinden glaubten; die tiefen Wasserrisse, welche die Regenfluth in den sandigen Boden gegraben hatte, erschienen uns als Hohlwege unsrer Straßen. Wir sahen jetzt in der Ferne ein grünendes Thal voller Palmen. Es war das Wadi (Saib) beim Hammam Musa oder Moseebad, wo sich um das thurmartige Wohngebäude eines griechischen Mönches, der die Aussicht über den Palmengarten hat, mehrere Landhäußer der Bewohner von Tor und Hutten der Araber angebaut haben. Wir kamen hier um 5 Uhr an. Dort sahen wir zum ersten Male die schöne Doompalme der Thebais (Cucifera thebaica) mit ihren gabelartig zertheilten Aesten. Unsre Beduinen hatten sehr gerne hier übernachtet, wo sie Alles fanden, was sie zur Pflege ihrer Kamele bedurften, und wir hätten, wie wir am andern Morgen einsahen, sehr wohlgethan, ihnen zu folgen. Da wir jedoch von dem Oertlein Tor und von all

den

den Naturgegenständen, die wir dort finden würden, zu große Erwartungen hegten und überdieß meinten Tor sey ganz nahe am Wadi, hießen wir die schon zum Theil von ihrer Bürde entledigten Kamele noch einmal beladen und zogen nach Tor hin. Auf dem Wege begegneten wir unserm Drageman, der mit einem Empfehlungsbrief vorausgegangen, in Begleitung des Griechen, an welchen jener Brief des Herrn Gergis in Suez gerichtet war. Wir kamen erst mit Einbruch der Nacht bei Tor an; der Grieche lud uns freundlich ein, bei ihm zu wohnen, wir aber zogen es vor in und bei unserm Zelte zu bleiben, das wir ganz nahe bei den Mauern des Städtleins, neben einer Lage von Schiffsbauholz aufschlugen. Freilich gewährte hier das Schiffsvolk eines vor Anker liegenden Arabischen Fahrzeuges gerade nicht die erwünschteste Nachbarschaft; um so mehr da alle unsre Beduinen nach Suez zurückgekehrt waren. Der Abend außen im Freien war jedoch herrlich. Canopus und Sirius leuchteten hell am Himmel; aus den Zweigen eines auf der Ebene stehenden Sykomorbaumes (Ficus Pseudo-Sycomorus?) tönte ein Gesang, wie uns schien der Cicaden, der dem Klange metallener Cymbeln glich. Das Meer war ruhig, wie die milde Luft. Desto unruhiger fanden wir es aber in und bei dem Zelte; denn der Boden wimmelte von jenen kleinen, blutdürstigen Flöhen, welche hier wie bei Pessaim den Sand bewohnten. Kurz vor uns hatten hier einige Schiffe mit Hadschis gelandet und das arme Volk an unsrer Lagerstatte mehrere Tage verweilt; auch hatte eine Familie von verwilderten Hunden bei dem Bauholz ihre Herberge. Doch die Nacht verging auch und der Tag brach wieder an, so klar und heiter wie er nur diesen Gefilden des Südens sich zu nahen pflegt.

Wir blieben heute, am 25sten in Tor. Dieses sonderbare Oertlein gleicht einer zusammengesetzten Blume aus der 19ten Linneischen Klasse, in welcher eine große Zahl kleiner Blüthlein auf gemeinsamem Fruchtboden eng zusammengedrängt steht und von einem gemeinsamen Kelch umgeben ist; der Blüthe etwa einer unscheinbaren Art von Flohkraut (Pulicaria). Denn die Häuser, in allem gegen vierzig, sind in einen Klumpen zusammengedrängt und diese Gesammtmasse schließt mit ihren äußern Mauern so dicht an einander, daß von außen hinein nur einige gemeinsame Eingänge sind; statt der Gassen finden sich nur einzelne Klüfte zwischen den Hütten. Ursprünglich war Tor aus zwei sogenannten Stadttheilen zusammengesetzt, davon der eine vormals von Arabern bewohnte, in Trümmer verfallen ist, während die sogenannte Christenstadt (Beled el Kaisar) noch fortbesteht. So armselig aber auch die Form und Einrichtung dieser sogenannten Häuser (Hütten) ist, so wunderlich kostbar erscheinen ihre Mauern dem Auge des Naturforschers. Denn wie anderwärts das verarmte Geschlecht der späteren Zeit Trümmer von Statuen und kostbaren Bauwerken der Vorzeit in seine Mauern eingeflickt hat, so sind in Tor die Häuser aus Madreporengebäusen gebaut, davon manches eine Zierde unsrer Sammlungen seyn könnte. Die Bewohner des Hüttenhaufens oder Städtleins sind griechische Christen, deren Voreltern vor mehreren hundert Jahren hieher vor den Bedrückungen der Türken sich flüchteten. Ihr Haupterwerb besteht in dem Verkauf von allerhand Lebensbedürfnissen an das Schiffsvolk der hier anlandenden Fahrzeuge und in dem Handel mit dem Erdöl, das sie an der gegenüber liegenden Aegyptischen Küste, bei Zeute sammlen: ihre tägliche Speise reicht ihnen das

Meer, an Fischen und andren Seethieren, so wie das benachbarte El Wadi an Datteln. Denn dort finden sich mehrere bedeutende Pflanzungen von Dattelpalmen, deren ansehnlichste den Mönchen von St. Katharinenkloster am Sinai angehört, welche dieselbe mitten in der Wüste begründet haben. Einer von ihnen, ein alter, fast achtzigjähriger Mann wohnt als Aufseher da, in einem viereckigen, thurmartigen Gebäude, das keine eigentliche Thüre hat, sondern in welches man auf einer Leiter, durch eine Art von hochgelegenen Fenster hineinsteigt. So oft der Alte hinauf ist in seine kleine Burg zieht er die Leiter hinter sich drein und ist nun da in Sicherheit. Diese Vorsichtsmasregel war wenigstens in frühern Zeiten eine sehr nöthige. Damals war es kein leichtes und angenehmes Geschäft hier in Tor Gartenaufseher zu seyn. Wenn der alte Mann sich das ganze Jahr mit der Reinigung und Pflege seiner Bäume abgemüht hatte, und es kam nun die Zeit wo diese ihre Früchte reiften, da stellten sich auf einmal ganze Schaaren von Beduinen mit Weibern und Kindern ein, kletterten über die Gartenmauer hinüber und an den Bäumen hinauf und beraubten diese so, daß gewöhnlich kaum so viel von dem alljährlichen Ertrag des Gartens übrig blieb als zum Lebensunterhalt des alten Aufsehers nöthig war. Und auch diesen übrigen Rispen so wie das Brod das er sich hie oder aus dem Sinaikloster zugesendet bekam, mußte der gute Alte mit seinen braunen Raben: den Beduinen theilen. Denn diese, wenn sie zu Land oder Schiffe an El Wadi vorbei kamen, sprachen jedesmal bei dem Thurmlein zu und schrieen da nach Brod und andrem Futter, das er ihnen, wenn er nicht in Belagerungsstand bleiben wollte, ihnen durchs Fenster an einem Seile herablassen mußte, was

nicht immer ohne Gefahr blieb, da die Gäste, wenn ihnen die Gabe nicht zureichend dünkte, zuweilen mit Steinen nach ihm warfen. Ganz anders hat sich jedoch die Sache gestaltet seitdem Mehemed Ali, dieß möge dankbar anerkannt werden, alle Christen seines Landes und namentlich auch diese armen Mönche in seinen besondren Schutz gegen die Gewaltthätigkeiten der Mohamedaner genommen hat. Anjetzt dürfen die Raben wenigstens nicht so öffentlich und in Masse auf Plünderung ausgehen, sondern müssen sich mit dem begnügen, was die in der That große Gutmüthigkeit und Freigebigkeit der Mönche ihnen freiwillig zukommen läßet. Dabei bleibt nun jetzt so viel von dem Ertrag des Palmengartens in El Wadi übrig, daß nicht nur das Kloster reichlich mit Datteln versorgt werden kann, sondern daß der Verkauf dieser Früchte, so wie des aus ihnen bereiteten Racki's nach Kairo, wie man sagt, einen jährlichen Ertrag von 4000 Dollars (Speciesthalern) abwirft.

Indeß hatten sich denn auch, mit der Sonne zugleich, die Bewohner des Oertleins wieder von ihrer nächtlichen Bergungsstätte aufgemacht; unser Gönner, Herr Malam Nicoli, welcher der vornehmste Bewohner von Tor zu seyn scheint, kam zu uns heraus und fragte uns ob wir ihm Aufträge zu geben hätten. Wir bestellten uns Fische bei ihm für den heutigen Mittag und begaben uns dann sogleich an die Vertheilung des heutigen Tagwerkes; Einige von uns giengen gegen Süden auf Nachforschungen aus, Andre nach Norden, beide Theile aber hielten sich so nahe als möglich zur Meeresküste.

Es ist, wenigstens in dieser Jahreszeit, nicht leicht, in der Umgegend von Tor Fußwandrungen zu machen. Der Boden, namentlich an der nördlichen Seite der Stadt,

besteht meist aus einem schlammgweichem, von Salz durchdrungenem Thon, der so zäh ist daß der Fuß bei jedem Schritte festgehalten wird und einsinkt, doch giebt es dazwischen auch wieder kiesigen oder sandigen Grund. Südwärts von der Stadt kommt man zu den Ruinen eines alten Sarazenischen Kastells, welches so dicht am Meere ja während der Fluth zu demselben steht, daß es, wie V. Laborde sehr treffend bemerkt, zu einem jener Meerweise dienen kann, aus denen hervorgeht, daß das rothe Meer seit einer Reihe von Jahrhunderten nicht an Höhe abgenommen und vom Lande sich zurückgezogen habe, sondern daß dieser Anschein, welcher wirklich in einigen Gegenden vorkommt, nur von der Zunahme des Sandes durch Wind und Wellen erzeugt wurde. Mehrere Korallenriffe breiten sich, in einiger Entfernung von der Küste, im Meere aus; die Küste selber ist reich an Schaalengehäusen.

Interessanter noch und bedeutender als der südliche, erschien uns der Küstenstrich der sich nordwärts von Tor, nach El Wadi und nach den Abhängen des Sinaigebirgs zieht. Diesen Weg schlug ich in Begleitung der Kaufrau und des Herrn Franz ein, während Hr. Koch sich zu der warmen Quelle des Mosesbades oder Hammam Musa begab. Wir gingen am Landungsplatz der Schiffe hin und betrachteten zuerst die Ruinen des armseligen, Arabischen Stadttheiles, dann den Hafen, welcher von Natur ziemlich tief und wohlgelegen ist. Der Anblick des Gesindels, das in elenden Fahrzeugen hieher gekommen war, konnte nur Ekel einflößen, doch hatte ich nicht an abgelegener Küste und allein unter vielen halbnackte Volk gerathen mögen, das in früherer Zeit durch seine Seeräubereien und Mordlust Europäische wie Fremde

in Schrecken geſetzt hat. An der felſigen Küſte lagen die Bruchſtücke von mehreren Tangarten, welche die Fluth oder zum Theil auch die Menſchenhand dahin gefahrt hatte *), denn ein Pflanzenſammler findet hier mehr Gelegenheit ſich mit dieſer Familie der Seegewächſe zu bereichern als mit Arten der vollkommneren Landgewächſe.

Wir ſuchten jetzt über die breite Landzunge hinweg den Abhang des Heman zu erreichen. Hier aber fanden ſich eben jene Schwierigkeiten des Fortkommens, von denen ich vorhin ſprach. Was wir von ferne für klaren, weißen Meeresſand gehalten hatten, das war ſalzthoniger Schlamm, in welchem ſich hin und wieder kleine Hügel erhuben, auf denen ein niedres Tamariskengeſträuch grünte oder Zygophyllen und die holzigen Stämmchen der Iphiona scabra mit den faſt nadelartigen Blättlein wuchſen. Nur an wenig Punkten blühete die Mericandie und die Aegyptiſche Farſetie, ſo wie der Arabiſche Lotus. Da wo der Boden aus minder feuchtem, feinem Sand beſtund, bemerkten wir häufig Spuren von Thieren, welche darüber gekrochen ſeyn mußten, wir glaubten anfangs dieſe Spuren rührten von großen Schlangen her, überzeugten uns jedoch ſpäter, daß ſie

*) Was wir dabei waren Stücke von Sargassum vulgare, crispum und angustifolium, ſowie von Chondria obtusa und Solenia compressa. Uebrigens finden ſich hier und an der nördlichen Küſte: Sargassum denticulatum, aquifolium, latifolium und turbinatum; Cystoseira Myrica, triquetra, trinodis; Sphaerococcus musciformis; Chondria papillosa; Lingora viridis; Ulva reticulata; Caulerpa clavifera. Mehr die Enumération des plantes recueillies par M. Bove, par M. J. Decaisne.

von Seekrebsen herkommen, welche mit ihrem geäderten Unterleibe sie dem Sande eintragen. Denn viele Thiere gehen bei Nacht schaarenweise aus dem Wasser heraus ans Land, um sich neben der Kost, die ihnen das Meer darreicht, auch an einzelnen Pflanzenblättern, vorzüglich wohl an den fleischig dicken des Canarischen Immergrünes (Aizoon canariense) zu erquicken, welches hier ziemlich häufig wächst.

Endlich hatten wir doch, mit vieler Anstrengung, einen vorspringenden Punkt der Landzunge erreicht, auf welchem wir, in ziemlicher Ausdehnung den hellenreichen Felsenabhang des Yemen überblicken konnten. Abgesehen von dem großen Interesse das dieser Kalkbildung durch seine zahlreichen Versteinerungen für den Naturfreund hat, gewahrt er auch dem Freunde der Sittengeschichte und Urgeschichte mannichfachen Stoff zu Forschungen und Entdeckungen, denn wenn man einige Stunden weit an jenem Abhange hingeht, da findet man zuerst, in geringer Entfernung von El Mahi, jene zahlreichen Höhlen, welche vormals Hunderten von griechischen Mönchen zur Wohnung dienten, bis die beständigen Mißhandlungen der Beduinen die Wehrlosen nöthigte sich in den Schutz der Klostermauern des Sinai zurückzuziehen. Man findet hier viele griechische Inschriften; eine ist vom Jahr 1633. Die Nachkommen der Mörder oder Bedrücker jener Unglücklichen, die jetzigen Beduinen, haben kein gutes Gewissen, wenn sie den Einsiedlerwohnungen des Hemangebirges sich nahen; sie wagen es niemals in oder bei einer solchen Höhle zu übernachten, weil nach ihrer Meinung feindlich abwehrende Geister darinnen hausen.

Nur wenig entfernt der Einsiedlerhöhlen liegt die reiche Palmenpflanzung Ain Suwara, welche wir von

unsrem Standpunkte aus noch deutlich zu erkennen glaubten, noch weiter nordwärts folgt jener Dschebel Mokkateb, welchen man, zum Unterschied von dem früher erwähnten höheren Gebirge dieses Namens, den kleinern nennen konnte. An den Felsenwänden des kleinen Mokkateb finden sich viele jener beachtenswerthen Inschriften, deren Worte noch kein neuerer Sprachforscher zu lesen und zu deuten wußte; diese hier sollen mit der altphönizischen (?) Inschrift in Malta Aehnlichkeit haben. Ganz nahe am kleinen Mokkateb findet sich der 400 Fuß hohe amphitheatralische Dschebel Nakus oder Berg der Glocke, der aus zusammengestürzten Sandsteinfelsen besteht, über deren Klüften Flugsand hingebreitet liegt. Wenn man über den Sand hinaufsteigt, fällt dieser in die Zwischenräume des Felsensturzes hinein und erregt durch sein Hinabrieseln einen Ton, gleich jenem eines fernen Glockengeläutes, das zuletzt in einem Brausen endet. Die Beduinen glauben es sey hier ein Christenkloster verschüttet, von dessen Glocken der Ton herkame.

Näher als das Kalk- und Sandsteingebirge des Hemam, mit seinem Dschebel Mokkateb und Nakus lag uns der Hammam Musa oder das Moseibad im El Wadi. Dieses ist ein ummauerter Quell von klarem Wasser, das eine Temperatur von 27 Grad Reaumur und einen bitterlich salzigen, dabei etwas schwefelichen Geschmack hat. Die hiesigen Christen halten El Wadi mit seinen Palmenpflanzungen für das Elim der heiligen Schrift und auch die Bekenner des Islam bezeugen diesem Quell „an welchem Moses der Prophet sich badete" eine ganz besondre Verehrung. Die Mekkapilgrime pflegen auf ihrer Hin- und Herreise in dem Hammam Musa zu baden, dessen Wasser so vielfache Heilkräfte, namentlich gegen Hautkrankheiten

zuschreiben. Schon dieser Gebrauch mochte uns Europäern die Neigung benehmen den Quell zu kosten, der übrigens auch von den Eingebornen nur zum Waschen der Karten und zum Tränken der Kamele benutzt wird, während die Einwohner der Gegend so wie die Mannschaft der hier ankommenden Schiffe ihr Trinkwasser aus einigen Brunnen schöpfen, welche näher gegen Tor hinliegen. Der Naturforscher findet in dem warmen Wasser des Meerbusens ein kleines Fischchen von seltener Art: den Lebias dispar; zugleich wachsen da Arten der Armleuchtergewächse (Chara fragilis und tomentosa); auf einer das Ufer bedeckenden Cyperngras (Cyperus junciformis) und die Seegerbinse (Juncus maritimus). Zu der Zeit des Regens und des Anschwellens des Gebirgsbaches fließt durch El Wadi ein starker Giessbach, der zuweilen so anschwillt, daß er den Palmengarten schadet.

Als wir gegen Mittag wieder nach Tor und zu unserm Zelt zurückkehrten, hatte sich da ein Handelsgeschäft mit den Bewohnern des Dorfleins eröffnet, das uns sehr zur Unterhaltung diente. Kinder und auch Erwachsene brachten allerhand Schnecken und Seeschwämme zum Verkauf, unter andern die einem verkleinerten Blattschwamm gleichende, weiße Fungia agariciformis, die auf den hiesigen Korallenriffen häufig vorkommt, wo sie, die zackig eingekerbten kleinernen Blätter welche beim Schwamm an der untern Seite stehen nach oben gekehrt, aufliegt. Mit dieser Blattschwammkoralle zugleich brachte man uns Pavonien, Agarien und Antheophyllen, nicht immer in brauchbarem Zustande, aber manche schöne Seefächer und Muschel. Die Liebe, welche Herr Wakam Kiesel uns bewiesen hatte, wurde uns unglaublich wichtig. Das Kind der beiden eine sehr hübsche und sehr [illegible]

vortrefflich *). Einem der schönsten und größesten Exemplare, es war die Perca miniata Forsk., wollte Dr. Erdl die letzte Ehre anthun, die man den alten Aegyptischen Pharaonen erzeigte; er wollte wenigstens seine buntfarbige Haut und schöne Form vor dem schnellen Vergehen bewahren, indem er sie zum Ausstopfen zugerichtet für die Grabeshallen unserer academischen Sammlung zubereitete, aber der Fleiß war verloren, denn in der darauf folgenden Nacht kam unser Nachbar, einer der verwilderten Hunde, die neben uns im Baobelz schliefen, und holte sich die doch am Zelte hängende, so mühsam präparirte Haut, ohne sich durch das Nachscheuchen der erwachten jungen Freunde aufhalten zu lassen. Dafür fiel uns am Nachmittag noch eine Krähe in die Hände, welche, der unsrigen sehr ähnlich, sich dennoch durch ihre Stimme und ihren Flug als Fremdling verrieth und dabei der Flinte des Dr. Erdl zu nahe kam. Ueberhaupt war die Ausbeute dieses Tages für unsre Sammlung ziemlich bedeutend gewesen, und auch ohne dieses beschlossen wir die zweite Woche unsres Lebens in der Wüste in ganz besonders fröhlicher Stimmung; ich glaube nicht daß die Er-

*) Carnus Sanson; Mugil crenilabris und die Sciaena Samara des Forskal (Holocentrus Samara) nach Rüppel. Die hier aufgeführten Cyprinen waren unter anderm Cyprinus Lygris, Columbella mendicaria, Murex inflatus und crassispinosus, Triton anus, rubecula, tripus, laudus u. a. Pyrula lineata; Bolium perdix, Fusus colus, Arca foliata, Avicula margaritifera, Chama gryphoides, Ostrea crista galli, mehrere Cytheraen u. a. Von Würmern einen noch unbestimmten Prosimus, so wie Terebella glabra, Aulis hispida und mehrere Arten von Pomatus.

wohner von Tor jemals somit so viele Lieder des deutschen Volkes vernommen haben, als wir diesen Abend hier am Meere sangen. Und es war gut daß wir so wohlgemuth und etwas später als gewöhnlich zu unserm Nachtlager kamen, denn hier begann alsbald wieder die Plage der vergangenen Nacht; das lästige Jucken und Zucken aller Art Insekten hervorriefen. Es war ein Kabbath von Mirjams, der Aussätzigen Qual, und gerne hätte man, gleich den Aussätzigen die schmerzende Haut in das Meerbad getaucht, wenn dieses nahe gewesen wäre.

Am Sonntag den 26ten Februar waren zwar wir schon vor Tagesgrauen munter und froh darüber, daß die Nacht zu Ende sey, aber unser frühes Aufstehen half uns wenig oder nichts zum zeitigen Fortkommen, denn die Kameele mit ihren Kameltreibern waren noch in El Wadi; bis diese kamen und uns sammt unsern Sachen aufluden wurde es fast acht Uhr. Wir hatten uns indeß bei dem freundlichen Herrn Nicoli verabschiedet und dem Arabischen Schutzvolk zugerufen, welches auch Anstalt zu seiner Abreise machte. Der Weg führte uns zuerst wieder zurück nach El Wadi, von wo wir hergekommen waren, hier sammelten wir noch einige Früchte von der Dattelpalme, erblickten ein schönes Wüsten-Laufhuhn (Pterocles) und zogen dann längs dem Bette des Wasserbaches, der sich in der Regenzeit durch El Wadi ergießt, hinaus gegen das östliche Gebirge, welches die südliche Einfassung des Thales bildet. Unsere Kameele hatten uns gesagt, daß wir heute noch vor dem Gebirge unser Nachtlager aufschlagen würden. Dort war uns willkommen, denn das Gebirge schien so nahe, daß wir es in wenig Stunden zu erreichen hofften.

Es war ein herrlicher Sonntagsmorgen; das Thal Hebron lag vor uns wie die geöffnete Thüre eines Tempels, dessen Giebel und Thürme zur Linken in dem Granitgebirge des Serbal, zur Rechten in dem des Um Schomar emporstiegen; wenn in diesen Tempel auch nicht sichtbare Schaaren der Anbetenden, zur Feier des Sabbaths hineinströmten, so war es doch der Seele als wenn sie hier in dieser hehren Stille das Bewegen jener unsichtbaren Chöre vernahme, welche dort im innren Heiligthume des Felsentempels Zeugen waren jener Stunden, da dem Geschlecht des Menschen das Gesetz gegeben wurde, das auf Christum hindeutet. So öde und still auch diese Ebene war, durfte dennoch hier die Seele der Pilgrime den Sinn jener Worte erfahren: ich will sie in die Wüste führen und freundlich mit ihr reden, denn freundlich wie ernst tönten im Innren des Herzens so wie auf den Lippen die Worte und Weise des Liedes: „Mache dich mein Geist bereit."

Während der Nachmittagsstunden wurde die Hitze sehr groß und drückend; außer einigen Zagonien und Heliotropien (Hel. arbainense) hatte das Auge keinen nahen Gegenstand der es am Boden hätte festhalten können; desto freier und ungestörter konnte es sich dem Anblick des Gebirges hingeben. Der Serbal erscheint hier in seltner Schönheit; die Wände seiner Schluchten und bastionenartigen Vorsprünge sind fast senkrecht abgeschnitten; wie Gallerieen treten an manchen Punkten Felsenabsätze hervor, deren einer uns von Ferne die Gestalt einer Kunststraße vorspiegelte, welche die Menschenhand mühsam ins Gestein gesprengt hat. Es war kaum vier Uhr des Nachmittages als wir die äußre Mündung des Hebronthales erreichten. Mächtige Blöcke und Felsen des

Granitischen Urgebirges lagen hier wie Trümmer einer Zerstörung herumgestreut, durch welche das Bette des Giessbaches und der Weg zu seiner Seite sich hinwand. Braune, vesuvianartige Gesteine wechselten mit den röthlichen des Feldspathes. Hier schlugen unser Zelt in der Mündung des Felsenthales auf, umschirmt, zunächst durch mauernartige Steinblöcke; nach allen Seiten lockten uns die Klüfte des Gebirges unter ihr schattiges Obdach hinein. Leider drangen wir nicht bis zu jenen Felsenwänden des Serbal vor, deren Inschriften mehrere neuere Reisende haben und zum Theil erklären; unser Scheikh wusste uns nicht zu sagen in welcher Gegend sie zu suchen seyen und erinnerte nur daran, daß es zu weiten Wanderungen zu spät sey; in einer der benachbarten Schluchten grünten und blüheten die hielandischen Arten des Schnecken- und Trigonellenklees, nebst der strauchartigen Moricandia (Brassica suffruticosa) in solcher Fülle, daß ich meinem treuen Kamel ganze Bündel davon zum Nachtisch seiner Abendmahlzeit mitbrachte. Nach Sonnenuntergang stieg das Zodiakallicht so beträchtlich am Himmel herauf, wie ich es bis dahin noch nie gesehen hatte. Unser heutiger Weg hatte sich von Tor aus fortwährend in nordöstlicher Richtung immer schnell gezogen; das Nachtlager war 717 Fuß höher als der Spiegel des rothen Meeres, bei dem wir noch heute am Morgen verweilten.

Montags, den 27ten Februar, bald nach Sonnenaufgang zogen wir, meist zu Fuße, neben den Kamelen hergehend in das enge, erhaben schöne Felsenthal hinein; die Wände bestehen vorherrschend aus Sienit, welchen mächtige Gänge von Hornblendenschiefer, Grünstein und basaltischen Felsarten durchsetzen. Nach kaum einer halben Stunde Weges kamen wir zu dem Punkte,

wo das weiter aufwärts im Thale noch fließende Bächlein im Sande verſiegt. Der Anblick eines ſolchen reinen, friſchen, fließenden Waſſers, an deſſen Seite der Weg auf eine bedeutende Strecke ſich hinzog, war unſern Auge zur großen Erquickung; bald geſellte ſich auch zum Anblick des Waſſers jener der grünen Gebüſche von Mannatamarisken *), zwiſchen denen hochſtammige Dattelpalmen hervorragten und die ſtrauchartige Seidenpflanze (Asclepias fruticosa, von den Arabern Argel genannt) ihre lieblichen von Felſenbienen umſummten Blüthen entfaltete. Weiterhin zeigten ſich die Blätter der gezahnelten Sida (Sida denticulata), und das wachholder-blättrige Daffarakraut (Chrysocoma oder Iphiona mucronata). Vor uns und neben uns erhuben ſich die Gebirgswände zu den groteskeſten Formen. Unſer Weg hatte nach einigen Stunden das gute Bächlein verlaſſen **), deſſen Heimath und Urſprung in einem rechts gelegnen Seitenthal iſt, in welchem man zu den verlaſſenen Gemäuern und Dattelnpflanzungen des Kloſters Deir Antus gelangen wurde. Wir zogen durch ein waſſerloſes, etwas breiteres Thal, in welches die brennend heißen Sonnenſtrahlen ungehemmt hereinfielen; vor uns ein hoher, ſehr ſteil aufſteigender Berg (der Fera Soweyd?), der uns in der ohngefahren Richtung des St. Katharinenkloſters (nach Oſten) lag.

*) Die Mannatamariske, aus welcher im Sommer der Sinaitiſche Manna hervortraufelt, von dem ich ſpäter reden werde, wächſt hier ganz beſonders hoch und dickſtämmig. Ich ſahe ſie die Höhe bei einigen über 20 Fuß.

**) In dem Bächlein hatten meine jungen Freunde Arten von Elophorus, Hydrous, Colymbetes, Cyclonus und andre Waſſerkäfer gefunden ſo wie eine Notonecta und Nepa

Wir aber wendeten uns westlich in ein Seitenthal, in welchem, am vertrockneten Bette eines Gießbaches viele Gesträuche von Tamarisken und einsaamigen Binsen (Spartium monospermum) wuchsen. Und gerade jetzt in der Mittagszeit, in welcher die Sonne am heißesten auf die kahlen Felswände anprallte, kam der beschwerlichste Theil der Tagreise; der Weg zog sich so steil den Berg hinan und war so schwierig, daß unsre ganze Reisegesellschaft zu Fuße gehen mußte, und daß eines der beladnen Kamele mit seinem etwas breiten Packe auf dem schmalen Stege zwischen zwei Felsenblöcken uns stecken blieb. Es mußte zum Theil abgeladen werden, was einen Aufenthalt verursachte. Wir hatten hier wieder Kalk. Von den einzelnen Hebepunkten aus, welche der Weg bald auf- bald niedersteigend berührte, war die Aussicht in die kahlen Thäler und auf die busch- und waldlosen Berge sehr eigenthümlich, nicht aber gerade zum Verweilen einladend. Wir hatten diesen Felsensteig gegen vier Stunden lang verfolgt, als wir gegen Abend in die Nachbarschaft einer kleinen, auf der Höhe gelegenen Quelle kamen und bald hernach in das an Weideland reiche Thal Etaf hinabstiegen, wo wir für diese Nacht unsre Pilgerhütte aufschlugen. In der Nähe unsers Lagerplatzes, gegen Nordost, zeigte sich uns ein Beduinendorf mit seinen dunklen Hüttenzelten, nach Nordwest fanden sich die Trümmer einiger kleinen, nur aus übereinandergelegten Steinen gebauten Mauern. Wahrscheinlich hatten hier solche Beduinen-Schutzhäuslein (Mackem) gestanden, in denen dieses Volk, während es mit den Kamel- und Ziegenheerden aus einem Thale ins andre zieht, seine beilen Sachen verwahrt, ohne Gefahr zu laufen, daß einer ihres Volkes die gar leicht, mit einem einzigen Zuge zu

öffnende Thüre aufbreche und die Hütte beraube, was vielleicht eben so sehr der Furcht des einen Beduinen vor der Rache des andren und vor der unvermeidlichen Todesstrafe, als der Ehrlichkeit dieses Volkes zuzuschreiben ist. Der Boden auf welchem wir hier im Thale Slaf giengen und ruheten, duftete lieblich von der Menge der aromatischen Kräuter welche ihn bedeckten, unter andrem wuchs da der kreuzdornige Thymian (Thymus decussatus). Unsre Beduinen waren hier bei ihren Nachbarn und Freunden, unter denen sie sich wohl seyn liessen. Die Höhe unsres Nachtlagers über dem Meere ergab sich aus dem Stand des Baremeters zu 2709 Par. Fuß.

Einer jener wilden Hunde, die in Tor unsre Nachbarn waren, hatte unsre Gesellschaft so lieb gewonnen, daß er uns am Tage immer in einiger Entfernung gefolgt, bei Nacht aber zu dem Zelt gekommen war um Küchenvisitation zu halten. Er stahl uns in der vergangenen Nacht das Fleisch, das wir, zur besondern Erquickung, für den heutigen Tag gekauft hatten und es war nur zu bedauern, daß, auf Mahomeds Gerede hin, der neben dem anscheinend sehr gut verwahrten Korbe schlief, ein Verdacht auf unsre unschuldigen Beduinen fiel. Während dieser Verlust wie gar keiner erschien, hatte ich bei dem Thale Slaf einen andern, ungleich empfindlicheren erlitten; mir war eine Durchzeichnung der grossen Laborde'schen Karte der Sinaitischen Halbinsel (eine Mitgabe meines Freundes v. Raumer), wozu in Kairo noch mehrere Zeichnungen nach englischen Landcharten gekommen waren aus dem Gepäck meines Kameles verloren gegangen, weil ich diese Charte immer auf dem Wege studirt und daher nicht tief genug verwahrt hatte. Den Beduinen der Umgegend wurde eine Belohnung verspre-

chen.

den, wenn sie die Papiere fänden und mir uns Sinai-kloster nachbrachten, ich erhielte sie aber niemals wieder.

Heute, am 28sten Februar reisten wir von 7 Uhr an zuerst weiter im Thale Slaf, dessen Gestein überaus häufig von schwarzen Gängen durchzogen ist, deren Masse aus Hornblendegestein, Grünstein, Basalt so wie Porphyrschiefer besteht, und welche vorherrschend von Nordost nach Südwest streichen. Man kann diese Gänge oft stundenweit mit dem Auge auf das nackte Gebirge hinan und über seine Höhen hinüber verfolgen. Zur Rechten öffneten sich einige Seitenthäler, in deren einem, nach der Aussage unsrer Beduinen, eine reiche Quelle ist. Wir erblickten jetzt in dieser Richtung gegen Süden den hohen Berg, der gestern in Osten vor uns lag; es war der St. Katharinenberg oder einer seiner nördlichen Nachbarn. Unsre Beduinen nannten ihn Madem. Nach zehn Uhr gelangten wir zur Mündung des Barbathales. Von hier begann ein äußerst beschwerliches Aufsteigen auf die Granitklippen des Nabeabergs, welcher die südliche, mit der steile Wand des Barbathales bildet, dessen schmale, mit heruntergestürzten Felsenmassen überschüttete Sohle zur Linken tief unter uns lag. Wir giengen zu Fuß; der Weg windet sich zwischen den herabgerollten Felsenmassen wunderlich hinauf; es sieht aus als sey da schon einmal ein Vorspiel vom jüngsten Gericht gehalten worden; ich hatte in meinem Leben noch keine so schauerliche und zugleich erhaben schöne Wüstenei gesehen. Auf unserm Wege bemerkten wir öfters eine Art von Steinpflaster, so wie eingehauene Stufen und eine Nachhülfe der Menschenhand zur Erweiterung des Passes durch die Felsenstücke, welche wie kleine Berge auf dem Abhange des großen herumliegen. Es ist auch dieses ein Erinnerungs-

zeichen an jenen Fleiß der Mönche, welche in frühern Jahrhunderten zu Tausenden die Sinaitische Halbinsel bewohnten, und welche mitten in der Einöde des Gebirges zahlreiche Klöster und Pflanzungen angelegt hatten. Das Thal Garba war eine der nächsten Communikationsstraßen zum Hauptsitz des Sinaiklosters und ist noch jetzt der gewöhnlichste Weg der Kamele von Tor her.

Auf und neben unserm Felsensteige trafen wir mehrere kleine Quellen, an denen die filzblattrige Salbei (**Salvia tomentosa**) wuchs. Das Wasser erquickte, aber es stillte nicht das fieberhafte Weh von welchem ich schon am gestrigen Nachmittag eine Anwandlung empfunden und das mich heute in ziemlicher Heftigkeit überfallen hatte. Dazu hatte ich, aus Mangel an Eßlust heute außer einem Becher Kaffee nichts genossen. Die ermatteten Kniee konnten den schwerfälligen Leib nur mit Mühe weiter tragen, ich war, nur von der treuen Hausfrau begleitet, weit hinter der andern Reisegesellschaft zurückgeblieben, eine zeitlang nichts fühlend als den armseligen Schmerz und die vergebliche Sorge, daß ich hier in der weiten Ferne erkranken würde. Da siehe, nach einer kleinen Hinabsenkung der Anhöhe und einem abermaligen Hinansteigen auf die breite Hochebene lag schon gegen 3 Uhr des Nachmittags das Bostanthal mit dem Berge Gottes Horeb, und im Schatten seiner sieben Gipfel das Thal mit dem Katharinenkloster vor uns. Die Freunde hatten hier auf uns gewartet; wir ruheten einige Augenblicke stillstehend, an dem hehren Anblick. In den Garten Bostan und Rabah blüheten neben den hohen Cypressen die Bäume, zwischen den Felsenstücken weidete eine Heerde der Ziegen. Das Weh war vergessen, wenn auch die Ermattung noch fortdauerte.

Unser Drageman, Herr Mahlenhof, war vorausgeritten und hatte unsre Ankunft im Kloster gemeldet, wo man uns übrigens schon seit gestern erwartet hatte, weil die Väter des Sinai in Kairo von uns und unserem nahe bevorstehenden Besuch geschrieben hatten. Der Prior, ein freundlicher Greis, war uns entgegengegangen und bewillkommnete uns schon außen vor der Mauer des Gartens, über welche wir ältere Leute, in der Gesellschaft des guten Greises auf einer Leiter hinüberstiegen, während unsre jüngeren Gefährten, auf die hier gewöhnliche Weise, an einem Seile hinaufgezogen wurden zu dem hochgelegnen, fensterartigen Eingange des festungsartigen Gebäudes.

Aufenthalt am Sinai.

Beim Eintritt in den Garten, auf dessen Boden an der innren Seite der Mauer, von dem kleinen Häuschen des Gartenwächters Stufen hinabführen, wandelte mich ein Gefühl an, dergleichen ich niemals sonst in meinem Leben empfunden hatte. Ich möchte dasselbe mit einem Vorschmack jener Wonne vergleichen, welche einst solche Seelen erwartet, die aus des Lebens Angst und Mühe, die aus dem schmerzensvollen Kampfe der letzten, schweren Trübsal auf einmal eintreten dürfen in den seligen Frieden des Paradieses. Der Frühling ergoß so eben über dieses hochgelegene Thal die ganze Fülle seiner Kraft. Die Pfirsichbäume und Mandeln hatten den Boden mit den schon abfallenden Blättern ihrer Blüthen bedeckt und jeder Windhauch schüttelte einen neuen Blüthenregen aus ihren Zweigen herab, während die Aprikosenbäume noch mit dem ungeschwächten Reiz soll umzarteter Blüthen, die Blüthen der Kirschen so eben sich öffneten.

die Birnen aber und Aepfel noch ſchlummernd in der Wiege der großen, weißen Knospen lagen. Dazwiſchen erhuben die Cypreſſen ihre dunkelgrünen Wipfel und im untren Theile des Gartens duftete der kleine Wald der Orangenbäume und ein erfriſchender Hauch ſtieg herauf aus den reichlich mit Waſſer gefullten Ciſternen. Ausruhend ſaßen wir einige Zeit in dieſem kleinen, friedlich ſtillen Paradieſe, dann brachte uns der gute, alte Prior durch den langen, mit eiſernen Thoren und Fallthuren wohlverwahrten, unterirdiſchen Gang, der treppab und treppauf aus dem Garten zuerſt in einen äußren, von den hohen Ringmauern umſchloſſenen Vorhof, dann durch ein mächtig befeſtigtes Thor zu einem der innren Höfe führt, hinein ins Kloſter. Hier fanden wir eine Reihe von reinlichen kleinen Zimmern, Dank den Briefen aus Kairo, die uns angekundigt hatten, ſchon zu unſrer Aufnahme bereit und mit allem verſehen was zur Bequemlichkeit eines aus der Wuſte kommenden Reiſenden dient. Wie wohl thaten dem Korper hier die lang entbehrten Segnungen — ja wahrlich das ſind ſie — der Reinlichkeit.

Ich brauche wohl nicht zu ſagen was hier im Kloſter, da ich jetzt aus dem Zimmer wieder hervortrat, mein erſter Gang, meine erſte Bitte an den alten Prior war. Der durch den Geiſt der Liebe, die in ihm waltet, wahrhaft ehrwürdige Greis führte mich hinab zur Hauptkirche, zu jener Stätte da Moſes, ſo ſpricht die Sage, welche das Andenken weckt an Thaten die in dieſer Gebirgsgegend geſchahen, den Buſch in einem Feuer flammen ſahe, das nicht zerſtört noch verzehrt. Es war ja daſſelbe Feuer, das nachmals in der Geſtalt der ſchirmenden Saule und Wolke wie ein Adler ſeine Jungen

die Heere Israëls führte und über sie seine Fittiche breitete; dasselbe, das über die Verschmachtenden die Ströme des Manna hernieder regnete; dasselbe Feuer der Liebe, das bei Gethsemanes Grotte, sowie auf Golgatha's Felsen als Blut der Versöhnung sich ergoß. Da wir uns der Stätte nahten zog der Greis seine Schuhe aus, und es hatte seines bittend an mich gerichteten Blickes nicht bedurft, denn ich hatte schon von selber der Worte gedacht, die Der im flammenden Busch zu Mose sprach: „ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort darauf du stehest ist ein heiliges Land." Wie kurz oder wie lange ich hier kniend im Halbdunkel der Kapelle verweilte; ich weiß das nicht. Es war ja ein Ausruhen, auch der Seele, die vom Wandern in der Wüste seit Jahren so oft und viel müde und matt geworden; und es giebt Thränen unter dem Monde, die nicht von innerem Leid, sondern von Freuden des Himmels reden.

Das Alte, das Gefühl des Schmerzens und der Mattigkeit des schwerfälligen Leibes war vergangen; siehe es war Alles neu worden; wir stiegen jetzt, gefahren von unserem guten Prior noch hinan zu den Zinnen und Thürmlein des ganz zur Festung eingerichteten Klosters. Da stehen sogar einige kleine Kanonen und Alles was man sieht erinnert an die Bedrängnisse und an die feindlichen Angriffe der Beduinen, denen die armen Mönche bis Mehemed Alis Macht Einhalt that, ohne Aufhören ausgesetzt waren. Stiegen doch diese Raben, wenn die Zeit des Reifens der Früchte kam, selbst noch zu Burkhardts Zeiten in den Garten und raubten Alles, außer dem Oele, so daß die armen Mönche, wenn sie einige Früchte ihres Fleißes genießen wollten, sie von den Räubern wieder erkaufen oder auf der Art von Raube kommen

laſſen mußten. Deshalb war die vorſichtige und wohlbefeſtigte Anlage des unterirdiſchen Ganges, der aus dem Garten in das Kloſter führte, gar nöthig, und als Burkhardt hier war kamen außer den Laienbrüdern, die den Garten bebauten, nur ſelten andre Mönche in dieſen hinaus. Mußten doch auch außer jenen Räubereien die armen Einſamen faſt täglich von ihrem beſcheidnen Theil der Nahrungsmittel etwas an ihre Dranger abgeben; denn alle vorüberziehende Beduinen begehrten mit Ungeſtüm wenigſtens Brod, wenn ihnen auch nicht immer groſſe Schüſſeln mit gekochten Speiſen gereicht wurden. Und die Raben, je weniger die menſchliche Nachgiebigkeit ſie von hinnen ſcheuchte, wurden immer zudringlicher, ſo daß man doch zuweilen einen Schreckſchuß aus den alten Kanonen oder verroſteten Büchſen unter ihre Schaaren loslaſſen mußte.

Heute Abend genoßen wir freilich ein Fürſtenmal. Schon am Nachmittag hatte der Prior uns ein Geſchenk von Granatäpfeln gebracht, die uns ſehr gelabt hatten. Jetzt aber wurde das Fleiſch einer wilden Ziege, die man bereits geſtern für uns geſchoſſen hatte, von Abder-Wacheds (des Knechtes des Herrn v. Krohn) Meiſterhand geſotten und gebraten, mit einer Sauce von gekochten Miſchmiſch*) für uns aufgetragen; dazu ein ſüßer Wein, welchen die Mönche in ihren Garten gebaut und ſelbſt gekeltert hatten. Der gute Prior durfte zwar, nach der Strenge ſeines Ordens kein Fleiſch genießen, aber er ſaß doch bei uns und erfreute uns durch ſeine freundlichen Mienen und Worte. Auch die Ruhe der Nacht, auf breiten Teppichen, that unbeſchreiblich wohl; der

*) Getrockneten Aprikoſen.

erste März war schon mehr als zum vierten Theil vergangen, da wir seine liebe, klare Frühlingssonne begrüßten, welche, als wir zum Zimmer hinaustraten, ganz hell auf den offnen Gang schien. Der Horeb, den ich so oft durch fremde Augen mit innigster Theilnahme betrachtet hatte, der Weg der Felsen der hinan zum Sinai führt, der Wenegada Musa: jener Hügel auf welchem Moses die Schafe hütete, lagen vor mir, von der Morgensonne bestrahlt, ich sahe sie nun selber, mit meinen eignen leiblichen Augen; mir war es als sey ich in einer neuen Welt erwacht.

Der alte Prior saß schon da auf dem Gange, bei dem Ökonomos oder Haushalter des Klosters, einem rüstigen, heitren Manne, in einem der hölzernen, zierlich geschnitzten Lehnstühle und wärmte sich an der Morgensonne. Er begrüßte uns freundlich und nahm mit uns, denn es war heute kein Fasttag, und die lange, strenge Fastenzeit der Griechen hatte noch nicht begonnen, das Frühstück des Milchkaffees. Heute hielten wir Fasttag, den wir zu einer innern wie äußren Vorbereitung auf das Besteigen des Berges benutzten. Mit welch andrer gewaltigen Empfindung ließ man doch hier, im Anblick des Horeb, die Bücher Mosis, als daheim im Zimmer. Und doch ist es nicht die Stärke solcher äußerer Empfindung, welche dem Worte sein wahres Leben giebt, sondern eine andre Kraft, die in dem Worte selber liegt, und welche auch ohne die Sturmesgewalt der Gefühle dieselbe bleibt. Am [illegible] Fastentag [illegible] nur vom Maler Bernau begleitet, hinaus über die Gartenmauer, ich hatte gar so großes Verlangen den eigentlichen Zusammenhang zu sehen, der im Thale des Katharinenklosters durch den Berg verdeckt wird. Da gesellten

sich sogleich einige Beduinenknaben der Dschebalye zu uns und zeigten uns auf unserm Wege durch das Pestanthal verschiedne Merkwurdigkeiten von denen ich spater sprechen werde. Wir giengen bis zum Eingang des Thales Erbain, ohne unsre Absicht zu erreichen, denn auch hier ist der Sinaigipfel noch hinter den niedrigeren Felsenzacken verborgen. Mit einbrechender Dammerung kehrten wir wieder in das Kloster zurück.

Am 2ten März, bald nach Sonnenaufgang, machten wir uns auf zum Besteigen des Sinai. Der ehrwurdige Prior hatte es sich nicht nehmen lassen; er wollte uns selber auf dem Wege geleiten. Der Greis, mit seinem Wanderstabe gieng voran; eine Schaar der Beduinen, welche die Vorrathe des frischen Brodes, der Datteln und eingesalznen Fische, so wie eine Flasche mit Rack trug, folgte uns nach. Nahe beim Kloster, in einer Bergschlucht an der nordostlichen Seite des Horeb, steigt man auf jenen, zum Theil verfallenen Stufen empor, welche schon die fromme Kaiserin Helena oder doch Kaiser Justinian zur Bequemlichkeit der Pilgrime anlegen und einhauen ließen. Zu beiden Seiten erschienen die zum Theil prunklosen, meist aber gewurzhaften Gewachse des Arabischen Felsenlandes; doch das Auge hatte jetzt keine Zeit sie zu sehen. Bei der Quelle des heiligen Sangarius, in der Grotte, am klaren, frischen Wasser ruheten wir aus, denn wir waren vom Kloster aus bisher schon 920 Fuß, mithin zweimal so hoch gestiegen, als die grosseste der Pyramiden zu Ghizeh oder als der Munstertburm in Straßburg emporragt. Diese Quelle, so erzahlt die fromme Sage des Klosters, ward zur Erquickung seiner Bewohner, deren Bedurfniß das Wasser der Cisternen einst in durrer Zeit nur sparlich befriedigte, durch das

Gebet des frommen Abtes Saugarius eröffnet und gefunden; und welche Quelle der Erquickung und des Trostes sollte sich nicht öffnen, auch da, wo Alles dürrer Fels schien, dem Gebet eröffnet haben.

Die Schlucht verengert sich nun, das Aufsteigen auf den oft ganz ausgebrochenen Stufen und Felsblocken wird mühsamer; eine Art von Portal steht noch als Ruine da. Endlich gelangt man zu einer Gebirgsplatte, auf welcher, im Schatten der Cypreße, ein gemauerter Brunnen steht, und hier ist man auf der Höhe des im engeren Sinne[1] sogenannten Horeb, von welchem der Sinai eigentlich nur der südöstliche, höher aufragende Gipfel ist. Dort in der Felsenhöhle war die Stätte dahin Elias der Thisbite zu dem Angesicht Gottes sich rettete, als Ahab und sein abgöttisches Weib Isabel mit blutdurstigem Zorne ihm nach dem Leben strebten. Hier war es, wo das Wort des Herrn ihn heraustreten hieß auf den Berg, und wo an ihm vorüberging der Bote des Sturmes der die Felsen zerriß und die Berge zerbrach; nach diesem der Bote des Erdbebens, dann der des Feuers, zuletzt aber Er selber, der Herr, ihm nahete, in einem stillen sanften Sausen. Siehe da verhüllte der Thisbite, der den Boten des Sturmes, des Erdbebens und des Feuers kühn ins Angesicht gesehen, sein Haupt, und eine Stimme kam zu ihm und sprach: was hast du hier zu thun Elia? und Elias sprach aus, was er selber, in den Stunden

---

[1] In weiteren Sinne wird unter dem Namen Horeb in der heiligen Schrift oft das ganze Gebirgsgewölbe der Umgegend des Sinai verstanden.

[2] 1 Kön. 19.

seines Eifers um den Herrn, an Carmels Quell, in der Kraft jener Boten gethan, die der Herr vor sich hersendet. Die Stimme aber redete in der Weise des sanften, stillen Säuselns; denn neben dem Worte der Drohung, das zu seinen Boten den Elisa und Jehu und Hasaël erwählte, sprach sie von Gnade und Erbarmung über jene sieben Tausende, die ihre Kniee nicht gebeugt hatten vor Baals Götzen.

Wir ruheten ziemlich lange am Brunnen des Elias, unter der hohen Zypresse, und besahen dann das meist verfallene Kirchlein der Eliasgrotte, so wie die Trümmer eines kleinen Klosters, welches auch hieher die Andacht der Mönche erbaut hatte. Die Höhe des Horeb bei dem Eliasbrunnen misset 6126 Fuß über dem Meere; 1400 Fuß über dem Thal des Klosters.

Am Saume der Gebirgsplatte der Horebhöhe steiget, wie schon erwähnt, der eigentliche Sinai an, dessen Gipfel noch 900 Fuß höher raget als die Gegend der Eliasgrotte. Das Ansteigen geschieht abermals auf Stufen, welche etwas besser erhalten sind denn die am Horeb. Ohngefähr an der Mitte des Berges wurden wir von dem Prior heraus auf eine Felsenplatte geführt, von welcher sich die Aussicht in ein breites Thal (Sebaye) öffnet. Bei dieser Stelle erinnerte unser ehrwürdiger Führer an Israëls Kampf gegen Amaleks Heer *); an jenen Sieg, welcher nicht durch die Macht von Bogen und Schwert, sondern durch die Kraft des Gebetes errungen ward, welches Moses, mit emporgehobenen Händen rief. Denn hier an dieser Stätte erbaute sich der

*) 2 Mos. 17. V. 8.

Geist der christlichen Andacht jenen Altar, den Moses nannte „der Herr mein Panier *).“

Die höher gestiegene Sonne beleuchtete jetzt des Horeb und Sinai's majestätischen Gipfel im vollen Glanze; ich erhub mein Auge und mich ergriff ein Mitgefühl mit jener Furcht, welche Israels Volk bis auf unsre Tage davon abhält den Sinai zu besteigen. Denn, wie uns dieß in Jerusalem versichert wurde, kein strenggläubiger Jude wagt noch jetzt „auf den Berg zu steigen, noch sein Ende anzurühren **),“ so tief hat sich dem unter dem Gesetz stehenden Volke das Andenken jener Stunden eingeprägt, da sich, in der Frühe des Morgens „ein Donnern und Blitzen erhub, und eine dicke Wolke auf dem Berge und der Ton einer sehr starken Posaune ***).“ Jene Stunden, da „der ganze Berg rauchte und sehr erbebte, weil der Herr auf ihn herabfuhr mit Feuer.“ Aber, was die Furcht, die aus dem Gesetz kommt, nicht vermag, das darf die Ehrfurcht wagen, welche aus der Gnade geboren ward, die durch Ihn, den Erfüller des Gesetzes kam. Siehe, da stehen wir schon bei der heiligen Klust, bei welcher Moses stund, der Mann „den der Herr mit Namen kannte,“ als er begehrt hatte die Herrlichkeit des Herrn zu sehen, und als Gott an ihm die Verheißung erfüllte, daß Er vor seinem Angesicht hergehen lassen wollte alle Seine Güte †). Hier ist der Ort von welchem Gott sprach: „Siehe es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Felsen stehen; der Ort da der Herr

*) Ebendas. V. 15.

**) 2. Mos. 19, V. 12.

***) Ebendas. V. 16.

†) 2. Mos. 33, V. 19. 20. 21. V. 22.

sich nahete dem sterblichen Menschen, wie ein Mann seinem Freunde nahet, und ihm verkundete in göttlicher Rede jenes Geheimniß Seines Namens, das Moses in seiner Menschenrede durch die Worte aussprach: Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Gnade und Treue.

Der Gipfel des Berges, der ganz nahe bei der Kluft des Moses ist, war jetzt erstiegen; der Gipfel des Berges, welcher der größeren Hälfte der Völker der Erde ein heiliger Ort ist *). Denn er ist heilig dem Volke Israël, welches nur aus ehrfurchtsvoller Ferne ihn betrachtet, heilig den Mohamedanern, welche hier, der alten, christlichen Kapelle gegenüber eine kleine Moschee errichtet haben; heilig den Christen, denen ihr Glaube lehret, daß kein Titel, kein Jota dieser, prophetisch das Fernkünftige andeutenden Worte des Gesetzes, auf Sinai's Höhe gegeben, verloren gehen solle, bis daß sie einst alle in Erfüllung giengen.

Ich habe stark ausgehende Menschen gekannt, auf welche der erstmalige Anblick des Meeres einen solch erschütternden Eindruck machte, daß sie fast ohnmächtig wurden. Ohnmächtig zwar wurde Keiner von uns; mächtig erschüttert aber wurden wir Alle durch die Aussicht vom Berge, deren schon an sich selber große Macht durch das Andenken an das, was einst hier geschehen, noch vielfach erhöht wird. Der Gipfel des Sinai raget mehr denn siebentausend Fuß hoch über das Meer, er beherrschet mithin, wie sich berechnen läßt, eine Aussicht über das niedre, ebene Land und die Wasserfläche, welche,

*) M. v. K. v. Raumers Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan.

wo sie durch vorliegende Berge nicht gehemmt wird, nach allen Richtungen hin gegen 23 Meilen beträgt, mithin einen Kreis, welcher im Durchmesser 46, im Umfange 144 Meilen misset. Wo aber jenseits dieses Kreises ein Berg von gleicher Höhe stehet, da erweitert sich die Aussicht auf das Doppelte und in gleichem Verhältniß der Gesichtskreis. Zwar sind nun die Berge, welche jenseits des Atlantischen wie des Heroopolitanischen Busens des rothen Meeres liegen, wahrscheinlich größtentheils viel niedriger als der Sinai, indeß darf man wohl den zackigen Umriß des furchtbar schönen Wüsten-Panoramas, das sich hier dem Auge darbeut, nahe auf 200 Meilen anschlagen, eine Ausdehnung, welche unter dem reinen, klaren Himmel Arabiens, bei solch heitrem Wetter als wir hier trafen, in unverkürzter Deutlichkeit dastehet.

Nach meiner Ueberzeugung wird wohl jeder Reisende, der den Sinai bestiegen und so wie wir die Aussicht von seinem Gipfel beachtet, in ihr eine so außerordentliche und eigenthümliche anerkennen müssen, daß er derselben keine andre auf Erden zu vergleichen weiß. Im Süden wie in Ost und West bemerkt man an einzelnen Punkten den Gürtel des Meeres, der das Hochland der petraischen Halbinsel umschlingt; jenseit des Meeres, in weiter Ferne mehrere Gebirgshöhen der Arabischen und Aegyptischen Küste. Es ist als stünde man in der Mitte des riesengroßen Horstes eines einsamen Adlers, gegründet auf nackten, öden Felsen, zwischen die Gränzen der Meere. Nirgends, wohin man auch sieht, eine grünende Alpenwiese; nirgends ein Wald, kein rauschender Bach noch Wasserfall, keine Alpenhütte noch Dorfschaft; und wenn nicht gerade der Sturmwind oder die Donner ihre

Stimme reden, da iſt hier eine Stille, wie ich ſie noch nirgends auf Erden alſo hehr und alſo tief empfunden habe. Die Wüſte des Sinai mit ihrer Felſenwarte iſt ein Denkſtein, ein unverandert ſtehen gebliebenes Werkſtück des dritten Tages der Schopfung, da Gott ſprach: „es ſammle ſich das Waſſer unter dem Himmel an beſondre Oerter, daß man das Trockene ſehe;" eine Verſinnlichung jener Zeit der Anfange, da noch kein Gras und Kraut noch fruchtbare Baume, kein webendes und lebendes Thier, noch Gevögel, noch Vieh, noch Menſchen waren, ſondern da ſtatt der Kraft des freien Lebens nur jenes Geſetz waltete, daß der Erdveſte ihre Geſtaltung, dem Gewäſſer ſeine beſtimmten Granzen gab.

Wo kann man wohl in weiterem Umfange und ungehemmter in das Getriebe der kryſtalliniſchen Geſtaltung der Felſen hineinſchauen als hier, wo kein Erzeugniß der ſpäteren Schöpfungstage die des dritten überkleidet und verhüllt; wo das granitiſche Gebirge mit ſeinen rieſenhaften Tafeln und Felſenpyramiden unvermiſcht mit jungeren Bergarten emporſteigt, keine ſeiner zunachſt liegenden gähen, tiefen Schluchten mit Sandſtein oder Kalk ausgefüllt iſt, und wo man die Gange der Wacke und des Baſaltes wie ſchwarze Adern ſtundenweit durch das Geſtell ſeiner Bergwände und Kuppen fortlaufen ſieht.

Und auf dieſe Felſenwarte laſſet nun auch die Geſchichte der vergangenen Tage ihren verklarenden Strahl fallen und erhebt den innren Blick auf einen Standort, da derſelbe, in noch viel andrem Umfange als das äußre Auge ein Reich der Zeiten und Volker überblicket. Hier ward den Menſchen das Geſetz gegeben, das wie eine Erdveſte dem Meere der Leidenſchaften und Begierden zur ſichren Granze dient; das Geſetz das auf Chriſtum

hinweiset, weil in Ihm des Gesetzes Erfüllung ist. Wie dann hier, unter dem Fittiche des einsamen Adlers, der sein Volk hieher in die Stille der Felsenwüste führte, der Lebenskeim der beiden Religionen, der des Gesetzes und jener der Erfüllung ausgeboren ward; so nahm dort im Südosten das stürmische Meer des Islamismus seinen Ausgang; wir stehen hier im Geburtslande der drei Hauptreligionen der Völker.

Um hier nur mit einigen Zügen die Hauptpunkte zu bezeichnen, welche an einem heitren Frühlingstage von Sinai aus ins Auge fallen, so bemerkt man im Nordwest die Meerenge von Suez und als dunkles Pünktlein, Suez selber; nahe dabei den Attakaberg. Weiter nach Westen herab hemmen zwar die Höhen des Mokkateb und Serbalgebirges die freiere Aussicht nach dem Meere, doch glaubten wir das jenseit gelegne Gebirge von Kolzum: die alte Wohnstatte der Aegyptischen Anachoreten und ganz nahe neben dem Gipfel des Katharinenberges, von West in Süd das Gebirge Agarib (in Aegypten) zu bemerken. Weiter von West nach Süd stellt sich, wie eine von der Mittagssonne erleuchtete Wetterwolke, der dunkelfarbige, zackige Katharinenberg vor das Auge hin und lasset hier nichts Andres sehen als seine Felsengiebel, welche noch um ein Bedeutendes höher über das Meer ragen, denn der Sinaigipfel. Wenn man noch weiter vom Katharinenberg zur Linken oder von West nach Süd sich wendet, bemerkt man die südlichen Ausläufer des Om Schomar, des Gebirges in dessen Innerm, wie die Beduinen dieses dem Reisenden Burkhardt versicherten, zuweilen ein Laut, wie von fernem Donner vernommen wird; ganz in Süden erhebt sich der Gipfel des Mahalaberges; ihm zur Rechten wie zur Linken sieht man das

Meer, welches die südliche Spitze der Halbinsel umgränzt. Auf der rechten Seite verliert sich die Aussicht gränzenlos im Spiegel des Gewässers, auf der linken aber erscheinen Berghöhen der Arabischen Küste, am Ras Fartak und an der Insel Tiran; weiterhin von Süd gen Ost hemmen wieder die diesseits Nebeky, auf der Halbinsel gelegnen Höhen die Aussicht nach dem Meere hin. Oefters zeigen sich nach dieser Richtung Streifen von Wüstensand, welche den Anschein einer Wasserfläche tragen, dann folgen wieder Berge, in der Richtung von Jethros Vaterlande, dem alten Midian. Noch weiter von Ost gen Nord werden an einigen Punkten der Meerbusen von Akaba, ganz in Norden die sandigen Höhen der Wüste el Tih erkannt. Während die eben genannten Punkte die äußerste Gränze des Gesichtskreises andeuten, sehen wir näher am Berge, gegen Westen hinab ins Thal Erbain, von West nach Süd in das breite Wadi Sebaye oder Shabiah, dann weiter in Süd und von Süd nach Ost den Menegada Musa: den Huthberg, auf welchem Moses die Schafe seines Schwiegervaters Jethro hüthete; in Ost und von Ost nach Nord die Felsenhöhen des Existemiberges; von Nord nach West die jenseitigen Wände des Bostanthales, von welchem ich, so wie von allen diesen näher gelegenen Punkten, nachher noch reden will.

Uns beschäftigte jetzt, nachdem wir uns länger als eine Stunde an der Aussicht erfreut hatten, diesseits des leiblich Näheren ein leiblich Nahes. Der gute Prior, nachdem er mehrmale uns alle augenfällige Gegenstände des Panoramas genannt und erläutert hatte, saß da im Schatten des kleinen, halbzerstörten Ehrutenkirchleins; neben ihm stunden die Beduinen, mit den an einem Quell des Bergabhanges gefüllten Wasserkrügen und mit allen

andren

andren flüssigen und festen Lebensverrathen; es war Alles zur Mittagstafel bereit. Unser Tisch war eine Platte von weißem Marmor, aus der zerstörten Kapelle der heiligen Helena; als Vorspeisen und Nachspeisen gab es Brod mit trefflichem Ziegenkäse und Brod mit gesalzenen Fischen, zum Getränk Wasser aus dem Quelle an welchem einst Moses und Elias sich erquickten, und Nach aus den Früchten der Palmen. Der gesunde Mensch empfindet schon bei jeder alltäglichen Sättigung seines Hungers etwas von dem Bewegen jenes Lebensstromes, der sich mit magnetischer Kraft durch die ganze Fruchtbarkeit ergießt und Alles erfüllt mit Lust und Wohlgefallen; bei diesem Mahle auf der Felsenwarte des Sinai, hatte sich der magnetische Strom, der das Bedürfniß zu seiner Sättigung hinführt, in das Gewand einer Lust und Wonne gekleidet, welche von mehr als leiblicher Art und Natur ist.

Nach dem Essen besahen wir uns noch etwas genauer die kleinen Gebäude des Vorgebirgs. Die Moschee, aus Werkstücken, wie es scheint, eines schon hier vorhanden gewesenen christlichen Gebäudes errichtet, steht noch ganz wohlerhalten da, denn die Christen haben dieses Obdach eines fremden Glaubens weder zerstören dürfen noch wollen; anders aber sieht es mit der gleich gegenüber liegenden Ebenenkirche aus, welche von der Moschee nur wenige Schritte entfernt und durch einen Felsenabgrund geschieden ist. Daß neben der noch jetzt bestehenden Messekapelle oder an ihrer Stelle in älterer Zeit eine Kirche müsse vorhanden gewesen seyn, welche durch Form und Material von andren, leichteren Erbauern zeugte als später die armen Wände waren, das wird an den trachtvollen Resten der Säume und Säulen aus weißen

Marmor erkannt. Kaiser Justinian und seine Gemahlin Theodora, so wie lange vor ihnen die fromme Kaiserin Helena hatten auch diese Stätte mit Werken der Byzantinischen Baukunst ausgestattet, welche, so fest auch der Grund war auf dem sie stunden, dennoch dem zerstörenden Ungestüm der Araber erlagen. Wollten die Beduinen, in ihrer erst durch Mehemed Ali gebändigten Feindseligkeit, doch nicht einmal die kleine, heidnische Christenkapelle der spätern Zeit neben ihrer Moschee dulden und noch zu Burkhards Zeiten hatten die vom Towara-Stamme öftere Zerstörungen daran verübt, abgesehen von den Nachgrabungen die sie beständig unter den Grundsteinen des Gebäudes anstellten um die, nach ihrer Meinung, hier verborgenen Gesetztafeln des Moses aufzufinden. Gleich unterhalb der kleinen Moschee findet sich eine in den Fels gehauene Cisterne, zum Auffassen des Regenwassers.

Wir verweilten noch einige Stunden auf dem Berggipfel, während unser Maler, Herr Bernay, das Panorama vom Sinai zeichnete, welches er im zweiten Hefte seiner Bilder aus dem heiligen Lande öffentlich mitgetheilt hat. Einige unsrer jungen Freunde faßten den Entschluß und führten ihn aus, an der steilen, unwegsamen Felsenwand des Berges, zwischen der kleinen Moschee und der Kapelle hinunterzusteigen ins Thal; ein Unterfangen das ich nicht vielen Reisenden rathen möchte. Weiter unten in der Schlucht, welche die Gränze zwischen dem Sinai und Horeb bildet, führt ein gangbarer Weg, mit ausgehauenen Stufen hinab zum Thal und Kloster Erbain. Wir Andern kehrten auf dem gewöhnlichen Wege zurück und beim Hinabgehen wurde uns noch an einer seitwärts anstehenden Felsenplatte die vermeintliche Fußspur des Propheten Mohamed gezeigt, welche von den mohameda-

nischen Pilgrimen sehr verehrt wird. Einer Sage nach sollte der Prophet einige Zeit im Kloster, bei den Mönchen verweilt und den Berg bestiegen haben. Bei dem Brunnen des Elias ruheten wir abermals aus und sahen uns nach den Gewächsen um, welche am Abfluß des Quelles und zwischen den Felsenstücken des Sinai und Horeb stunden. Leider war noch nicht die Jahreszeit, in welcher man das Gewächsreich dieser hochgelegenen Gebirgsgegend in ihrer Blüthe findet, und wir bedauerten besonders, daß der goldgelbe Schmuck der Phlomis, deren strauchartige Stauden wir häufig hier sahen, den Felsen noch abgieng [1]. Von den lippenblüthigen, gewürzreichen Pflanzen an denen der Sinai so reich ist, fanden wir außer der **Stachys albius** nur wenige schon in Flor, doch konnte man auch an den blüthenlosen Stengeln und Blättern die Geschlechter der Münze, des Majorans, der Saturei und des Marrubiums unterscheiden. Unter den Gewächsen dieser Familie machte uns der Prior vor allen auf eines aufmerksam, von welchem er behauptete, daß es der Ysop gewesen sey, dessen im 2. Mos. 12, V. 22; 3. Mos. 14, V. 4; 4. Mos. 19, V. 6 u. 18 bedeutungsvolle Erwähnung geschieht. Es war eine Form von **Teucrium Polium** mit haarigen an den Rändern eingekerbten Blättchen und Stielen.

Wir hatten ohngeachtet des Verweilens bei der Eliasgrotte und Quelle zum Hinansteigen vom Kloster auf den Sinaugipfel nicht viel mehr als zwei Stunden gebraucht; hinabwärts waren wir, mit Einschluß des abermaligen Aufenthaltes bei dem Eliasbrunnen in anderthalb Stunden gekommen; es war noch zeitig am Nachmittag, wir blie-

[1] Poyé nennt sie Phlomis aurea auf Arabisch „Dsarrar."

ben da ausruhend unter den blühenden Obstbäumen des herrlichen Gartens.

Der Freitag (3te März) wurde zum Betrachten aller Sehenswürdigkeiten des Klosters angewendet. Das festungsartige Aeußere dieses Gebäudes, als dessen Erbauer eine Inschrift über dem (zugemauerten) äußern Thore den Kaiser Justinian und seine Gemahlin Theodora nennt, habe ich schon vorhin (S. 309) beschrieben. Es stehet auf durchaus unebenem Grunde, so daß man von einem Hofe zum andern bergauf und bergab steigen muß; das Ganze ist ein unsymmetrisches Gebäude von älteren und neueren Theilen; lang fortlaufende Reihen von Zimmern oder Zellen, deren Fenster und Thüren sich, wie unsre, bei der Küche gelegnen Gastzimmer, hinaus auf einen Gang öffnen, dazwischen kleine Kapellen, deren mit der schon erwähnten, größern Kirche, 23 im Kloster sind. Es haben hier alle einzelne Gemeinschaften der orientalischen Christen ihre eigne Kapelle, auch die Lateiner besitzen eine, welche jedoch, da sie seit langer Zeit der Unterstützungen zu ihrer Ausbesserung entbehren mußte, sehr im Verfall ist. Bei einer der Kapellen in dem für den Erzbischof bestimmten Zimmer, zeigt man eine prachtvolle Abschrift der Evangelien, angeblich von der Hand des Kaiser Theodosius; ein Psalterium von der Hand der heiligen Rassiani; die Bibliothek enthält Ausgaben und Abschriften der griechischen Kirchenväter, einzelne, in ziemlicher Zerrüttung befindliche Arabische Manuscripte, ein Buch Hiob mit vielen bunten Bildern. Auch die Höfe und Werkstätten besahen wir, denn jeder Mönch des Klosters, außer dem Prior, muß hier ein Handwerk treiben und hat seine Werkstatte. Auffallend war auch uns, bei diesen Herumwanderungen die zwar nicht sehr große,

aber stattliche Moschee, die sich in der Nähe der großen Kirche, in einem der innersten Hofräume dieses christlichen Klosters findet. Die Mönche mochten, so schien es uns, gerne die Aufmerksamkeit der christlichen Pilgrime von diesem Gebäude ablenken; man erzählt sie hätten sich vormals aus Furcht vor den Türken, welche gedroht hatten das Kloster zu zerstören, zu diesem sonderbaren Aufbau entschlossen. Mußten sie doch später selbst einen Imam und Gebetsausrufer, so wie andre Diener der Moschee im Kloster aufnehmen und ernähren, so wie das Gebäude selbst auf ihre Kosten im baulichen Stande erhalten. Indeß wird dieses den Bewohnern des Klosters durch die Bekenner des Islams auf mancherlei Weise erleichtert und wiedervergolten. Noch jetzt, wiewohl seltner als sonst, kommen Mohamedanische Pilgrime von höherem Stande und bedeutendem Vermögen hieher, welche auf ihrer Wallfahrt nach Mekka diesem Sitz des Friedens zusprechen, den sie bei ihnen übliche und gangbare Sage auch durch das Andenken heiliget an den „umgekehrten" Propheten („umgekehrt," weil seine Weissagungen so wenig sie unverkennbare Wahrheit enthalten, mehr auf dem Vergangenen als auf dem Zukünftigen beruhen). Bei solchen Gelegenheiten fehlt es dann niemals an ansehnlichen Gaben für die Unterhaltung der Moschee und für das Kloster selber. In der christlichen Hauptkirche wurden uns heute die Gebeine der heiligen Katharina gezeigt. Wir küßten sie nicht wie die Mönche dieß thaten, dennoch beschenkte man auch mit einem Theil jener wohlriechenden Wolle, mit welcher die Reliquien umhüllt sind. Die Moschee des Gewölbes über dem Reliquienbehälter verdient besondre Beachtung. Jahrende hat sie in ihrem weißen Werke beschrieben und abgebildet. Sie stellt Mo-

ſes, kniend vor dem feurigen Buſche und auf der andern Seite eben denſelben mit den Geſetzestafeln dar, unter dieſem, als Hauptbild Chriſtum, durch ein Licht verklärt gleich jenem im Buſche, neben ihm Elias und Moſes — mithin die Geſchichte der Verklarung. Denn wie ſchon Burkhardt bemerkt (Reiſen S. 890), das Kloſter, welches nun allgemein das St. Katharinenkloſter heißt, war eigentlich „der Verklärung" geweiht.

Der gute Vater Prior, — meine dankbare Liebe zu ihm kann ihn nicht anders als einen Vater nennen — hatte mir, als ich am zweiten Tage meines Hierſeyns mit ihm im Garten war, freiwillig verſprochen, er wolle mich und meine Begleiter in die Begräbnißſtatte der Mönche fuhren, die mitten in den lieblichen Garten des Kloſters liegt. Dennoch machte er eine ganz ernſte Miene, als ich ihn heute an ſein Verſprechen erinnerte; die Mönche fuhren ungern einen dahin der nicht ganz zu den Ihrigen gehört, vielleicht weil ſie manche ihnen anſtoßige Bemerkungen der neueren Reiſenden vernehmen mußten. Ich wußte ſchon aus Burkhardts Reiſeberichten was hier zu finden war, und wir bekamen auch wirklich nicht viel mehr und der Hauptſache nach nichts Anders zu ſehen, als was Burkhardt ſchon geſehen und beſchrieben hatte.

Es iſt als wäre das ſonderbare Beſtreben, dem Leib ſelber zu einem Kenotaphium zu machen, dauernd wie eines von Stein, von den älteſten Beherrſchern der peträiſchen Halbinſel, von den Aegyptern, ſelbſt noch auf die guten Vater dieſes Kloſters übergegangen. Sie haben in ihrer Einſamkeit und Abgeſchiedenheit ihre Welt Einer nur an dem Andern, und verrathen dann in der Weiſe wie ſie ihre Todten aufbewahren, noch immer, wie gern und feſt unſre Natur ſich an die Welt hange. Wenn

so ein alter Vater gestorben ist (und alt werden die meisten von ihnen), da begrabt man jetzt seine Hülle außerhalb dem Kloster, in einem gegen den Vestan Garten hin gelegnen Raumlein, in den Sand. Nach zwei bis drei Jahren hat das Verwesliche dort seine Quarantäne vollendet und man holt nun die Gebeine wieder in das Kloster heim.

Ein zwergartig kleiner Dattelpalmbaum, denn zur vollkommenen Größe kann dieser Baum in solcher Höhe über dem Meere nicht gelangen, steht bei der Treppe, auf der man hinabsteigt zu den Ruhekammern der Gebeine; hohe Cypressen beschatten den Eingang, eine Arabische Amsel sang so eben ihr Lied, als uns der Prior die Thüre öffnen ließ, über welcher ein Bild des frommen Einsiedlers Onuphrius, noch kaum erkennbar gemahlt ist; jenes Onuphrius der mir schon durch Herders Legenden ein lieber Bekannter war. Es sind mehrere Gewölbe nebeneinander, die man hier zu Beinhäusern benutzt hat. Auf viele mag der Anblick dieser in regelmäßigen Gruppen zusammengehäuften Knochenhaufe, Arme und Schädel einen widerwärtigen Eindruck machen, auf mich that er dies nicht, weil mir jene Stelle im Ezechiel, die von einem Lebenshauche zeuget, der die Todtengebeine mit Fleisch und Adern bekleiden und mit seinem Odem beseelen wird, bei solchem Anblick immer wieder zu Sinne kommt. Auch von jenen Händen, deren vergängliches Schatten- und Zerrbild diese Knochen sind, wird sich manche freudig emporheben, wenn das neue Auge, dessen Keim schon in dem sichtbaren Auge lag, und das jene Schädelhöhlen bewohnte, Ihn schauen wird, auf Den Viele dieser Verarmten und Verunstalteten hoffen. Die Gebeine der Patriarchen des Sinai, die man auch aus

weiter Ferne hieherbringt, ruhen in besonderen, sargartigen Kasten. Auch jene Reste der beiden Indischen hier zu Christo bekehrten Prinzen zeigte man uns, von denen schon Burkhardt erzählt. Diese Morgenländer des Morgenlandes hatten an der Küste des Meeres, zu Tor Schiffbruch erlitten und im Kloster des Sinai mit der äußeren zugleich eine innere Stätte des Ausruhens und Friedens gefunden; sie lebten in einer Höhle des Berges, unzertrennlich beisammen und wollten auch, daß ihre Gebeine nicht geschieden würden. Ein Stücklein Panzer des einen von ihnen wird noch gezeigt und eine Kette von der man uns übrigens eine etwas anders lautende Legende erzählte, als Burkhardt berichtet. Auch von einem weit mehr als hundertjährigen Mönche zeigte man uns, ich weiß nicht mehr weshalb so merkwürdig, die Gebeine.

Von den dürren Resten der Verstorbenen wenden wir uns lieber zu den noch frischen und grünenden Zweiglein des Standes der christlichen Einsamen, welcher früher einmal seinen Stamm und seine Aeste über die ganze Peträische Halbinsel verbreitete. Noch jetzt werden die Dattelanpflanzungen im schönen, fruchtbaren Feirânthal, von den Beduinen als eine Anlage der christlichen Mönche betrachtet; bis gen Dahab, am Atlantischen Meerbusen, redet die Sage von früheren Wohnungen der Christen. An vielen Punkten der Halbinsel, in den Engthälern wie auf den Höhen, werden die Ueberreste vormaliger Christenklöster gesehen, oder wie am kleinen Mokkateb bei Tor die Höhlenwohnungen der Mönche; noch vor wenig hundert Jahren bestund in einer Felsenhöhle des Episteminsberges, welcher dem Horeb gegenüberliegt, selbst ein Nonnenkloster; das Mönchskloster Deir Antus

im Neubambthale war noch in den ersten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts von Ordensgeistlichen bewohnt. Wenn man sagt, daß die Zahl der Christen auf der Halbinsel vormals eine mehr hundertfach größere gewesen sey, kann ist dieses noch eine sehr gemäßigte Angabe. Denn abgesehen von jenen Zeiten wo namentlich Feiran eine Stadt der Christen und ein Bischofsitz war, so belief sich bei der Mohamedanischen Eroberung des Landes schon allein die Zahl der Mönche auf 6 bis 7000. Auch die Tuhebalye-Beduinen, die Nachkommlinge jener Sklavenfamilien, welche Kaiser Justinian vom schwarzen Meere, wo ihre Heimath war, hieher, zum Dienst des Klosters sendete, waren damals noch sämmtlich Christen, und fielen erst allmälig aus Furcht vor den andern Beduinenstämmen vom Christenthume ab*). Statt dieser Tausende leben jetzt, wenn man Suez nicht mitrechnet, etwa dreißig Christen auf der Halbinsel und diese sind eben die Basilianer-Mönche des Sinai, welche großentheils das Katharinenkloster bewohnen. Zu unserer Zeit wurde die Zahl der hiesigen Ordensgeistlichen auf 26 angegeben, davon aber mehrere nach Kairo versetzt waren. Einer von ihnen, ein junger, kräftiger Mann, war ein Russe, der früher als Soldat im Felde gedient hatte; die andern waren Griechen, meist von den Inseln gebürtig. Wir sahen unter ihnen einen mehr als neunzigjährigen Greis und einige sehr rüstige, zwischen siebzig und achtzigjährige Männer, davon zwei den Garten des Klosters bearbeiteten. Die Luft ist hier leicht und gesund; die Kost, bei

*) Noch im vorigen Jahrhundert hat es unter ihnen einzelne heidnischgebliebene Familien. Eine wurde die letzte Ehemin dieses Stammes, eine alte Mutter, im Klostergarten begraben.

fortwährender Mühe und Arbeit, sehr einfach. Schon in der Nacht versammlen sich Alle zweimal zum Gebet, um vier Uhr des Morgens stehen sie auf und ausser jenen Stunden die man in den Kirchen und Kapellen beim Gebet und Gottesdienst zubringt, beschäftigt sich während des Tages fast Jeder mit einer Handarbeit im Haus oder Garten, zum Nutz und Dienste seiner Brüder, denn es werden hier alle Handwerke getrieben, welche für die Bedürfnisse des täglichen Lebens unentbehrlich sind. Zweimal am Tage wird gegessen; die Strenge des Ordens verbietet für immer den Genuß des Fleisches und erlaubt auch nur ausser der Fastenzeit das Essen der gesalznen Fische, des Käses und alles dessen was aus thierischer Milch bereitet wird. Während der langen, vielen Fasten wird die Enthaltung noch weiter getrieben, denn vier Tage in der Woche darf dann die tägliche Mittagskost der in Wasser gekochten Gemüse nicht einmal mit Oel vermischt werden; Jeder bekommt auch nur ein kleines Schüsselchen solchen Gemüses und dazu ein Laiblein Brodes; die einzige, den armen, vielbemühten Vätern wohl zu gönnende Erquickung ist ein kleiner Zusatz von Dattelnbranntwein (Racki) zu dem Wasser. Um acht oder längstens gegen neun Uhr begeben sich Alle zur Ruhe, Jeder in seine eigne kleine Zelle, die etwa acht Fuß lang und sechs Fuß breit ist, eine ziemlich niedrige gewölbte Decke und eine kleine Nische hat, welche die Stelle des Schrankes vertritt, übrigens aber statt aller andern Geräthschaften nur eine Matratze und Decke enthält. Nur die Zellen des Prior und des Ekonomus machen hiervon eine Ausnahme, denn jene wenigstens ist größer als die andern Zellen und der Boden des Liwan (S. 34) ist mit Teppichen belegt, das kerncheude Zim-

mer, welches für den Erzbischof bereit steht, wenn dieser etwa im Kloster einen Besuch machen wollte, enthält auch noch andre, altertümlich prachtige Meubles. Die Kleidung der Mönche besteht in einem groben, dunkelblauen Unterkleid und Beinkleidern und in einem dunkelfarbigen (blaulichtschwarzem) Ueberkleide, welches ein lederner Gurtel um den Leib befestigt. Man schläft auch bei Nacht in den Kleidern um bei dem Ruf zum Gebet sogleich zum Aufstehen bereit zu seyn. Jährlich zweimal werden die Brüder neu gekleidet.

So sehr es hierbei in die Augen fällt, daß die Weise dieses Klosters nicht viel Anlockendes für die grobere Sinnlichkeit haben kann, erscheint der Aufenthalt dennoch vielen der Mönche so werth und angenehm, daß sie nicht, wie manche Andre es thun, nach drei oder vier Jahren wieder in ihr Vaterland zurückkehren, sondern daß sie hier altern und absterben. Ich habe kaum an einem andern Orte so viel vergnügte, zufriedene Gesichter von Greisen beisammen gesehen als in diesem Kloster; es ist als ob die Last des Alters hier gar nicht so schwer drückte, wie in unsren Städten.

Wir besahen die wohl eingerichtete Backerei in welcher die wohlschmeckenden Weisbrode und jene Menge der etwas geringeren (schwarzeren) Brode bereitet werden, welche das Kloster täglich an seine Tischbank-Beduinen und an die vorüberziehenden Familien der fremden Beduinen abliefern muß. Auch die Werkstätte des Schmiedes, Zimmermanns, Tischlers, Böttigers, Schlossers, Schneiders und die ansehnliche Branntweinbrennerei, welche auch zum auswärtigen Verkauf Nahrung bereitet, erschienen uns des Besehens werth.

Einer besondren Erwähnung ist noch die bewunderns

würdige Reinlichkeit werth, welche wir im Sinaikloster fanden. Auf unsrer Reise von Kairo hieher und bei unserem Umgang mit den Beduinen hatten wir viel von plagenden Insekten zu leiden gehabt; hier waren sie allzumal verschwunden. Die Mönche schreiben es dem Gebet des heiligen Sangarius zu, daß ihre Wohnstatte von dieser nicht geringsten der Aegyptischen Plagen befreit werden sey, welche sonst auf dem Kloster so schwer lastete, daß sie die Mönche fast zum Auswandern bewogen hatte. Der alte Prior behauptete sogar, daß man getrost jedem Pilgrime ein Goldstück bieten könne, für jedes der kleinen, plagenden Thierlein, welches er nach einem mehrtägigen ununterbrochenen Aufenthalt im Kloster in seinem Gewand oder Teppich noch lebend finde. Auch an den schönen, großen Katzen, deren sich mehrere im Gebäude fanden, war keine Spur eines vom Blute lebenden Insektes zu bemerken; die Ruhe der Nächte blieb in dieser Hinsicht beständig ungestört. Vielleicht daß schon in den vielen aromatischen Kräutern, welche die Mönche auf den benachbarten Gebirgen sammeln lassen und zur Versendung nach Kairo trocknen, ein Erleichterungsmittel für die Aufrechthaltung der Reinlichkeit liegt.

Am Nachmittag stieg ich noch in Begleitung meiner lieben Hausfrau und einiger andern Reisegefährten über die Gartenmauer hinaus ins Freie; wir ergiengen uns aufwärts im Thale des Klosters, gegen den Horebberg des Moses hin, bis an den Punkt wo man in das breite Sebaye-(Schabiah) Thal hinabsehen kann. Das Engthal in welchem das Kloster liegt, verläuft fast in der Richtung von Nordwest nach Südost; seine südwestliche Gebirgswand bildet den Horeb im engeren Sinne, welcher, wie ich schon erwähnte, nur das niedere Stockwerk des

Sinai ist, die nordöstliche (linke) Felsenwand ist der Pisgemberg, der vom heiligen Epistemius seinen Namen hat, und dem Horeb an Höhe gleich kommt. Der Hutberg des Moses der gerade in Südost das Klosterthal begränzt, erscheint gegen diese beiden Berge nur wie ein Hügel, hat aber noch jetzt viele zur Schafweide taugliche Kräuter, die ihm schon aus der Ferne ein grünliches Ansehen geben. Das Sebawethal, welches Quellwasser und eine kleine, dem Kloster zugehörige Gartenanlage hat, streift von Süd gegen Nord an und hinter dem ersten, niedern Vorzuge, der es im Süden begränzt, liegt das Arrubethal, welches von Ost nach Westen streicht. In das Sebawethal senkt sich das höhere Felsenwerk über der Nordschulter des Horeb: der Sinai im engern Sinne unmittelbar mit seiner hohen Felsenwand herunter; von hier aus kann man ungehindert von den niedreren Vorbergen seinen Gipfel sehen ja bis zu seinem Fuße hingehen und diesen anrühren. Hier war Raum genug für die Heere Israels wenn sie vielleicht da und im angränzenden Thale Erbam ihre Statte aufgeschlagen hatten, am Tage der Gesetzgebung. Man sieht von dieser Seite zwei Schluchten von dem Thale aus Ostnordost gegen Westsüdwest zum Gipfel aufsteigen; die eine dieser Schluchten hat Wasser. Den südwärts dem Sinai gegenübergelegenen Berg nannten unsre Dolchalbe Baalis; wenn man in der Richtung zwischen beiden Bergen fortginge, würde man aus dem Sebawethale in das Erbam-, von da ins Rephaimthal und hernach, nachdem auf solche Weise der ganze Kreis um den Sinai und Horeb umschrieben wäre, wieder zurück ins Kloster kommen. Von den beiden zuletzt genannten Thälern spreche ich noch nachher.

Der Rückweg von der Anhöhe über dem Sebawe-

thale hinab nach dem Kloster war zwar etwas leichter als der Heraufweg, doch erschweren die vielen Steintrümmer und Felsenstücke welche am Boden liegen, das Gehen nicht wenig. Desto besser schmeckte uns am Abend das Fleisch des Steinbockes, den wir von den Beduinen gekauft hatten, mit dem Zusatz der vortrefflichen getrockneten Früchte. Die guten Mönche hatten zur Zubereitung dieser Gerichte unsern Arabischen Knechten ihre ganze Küche eingeräumt, obgleich das Umbringen und Essen der Thiere ihrer Lebensweise so fern stehet, daß es nicht einmal verstattet ist im Kloster selber ein Thier zu schlachten.

Sonnabends, den vierten März machten wir uns in früher Morgenzeit auf um das Wadi- und das Erbainthal zu besuchen. Der freundliche Prior hatte sich abermals selber zum Führer angeboten, mit ihm giengen wie gewöhnlich mehrere Dschebalye-Beduinen, welche die Mundvorräthe für den heutigen Tag trugen. Der Himmel war überaus klar und heiter, wie wir denn überhaupt während unsers ganzen Aufenthaltes am Sinai auch nicht einmal die Bergspitzen von Nebel oder Wolken bedeckt sahen. Sogar der Kräuter entdeckte heute dem feligen Boden aromatische Düfte, weil er oft an jene jungen Kräuter rührte, welche manche Gegenden dieses Hochlandes zu einem Gewürzgarten machen. Noch im Thale des Klosters, nahe vor der Mündung ins Wadiambal, zeigte uns der Prior zur Linken unsers Weges jenes Felsenstück, bei welchem man die Pilgrime an Moses heiligen Eifer erinnert, als derselbe, beim Anblick des abgöttischen Tanzes um das goldne Kalb, die Tafeln des Gesetzes zerschlug. Schon ins Wadiambal selber verlegt die Ueberlieferung die Gegend, in welcher jene Umkehr Israels

Aegyptens Gesetzen, wenn auch nicht mit dem Leibe, mit dem Gemüthe statt fand; von hier aus soll das [illegible] des Siegesstandes in Mose Armen getragen [illegible], als dieser vom Berge herabstieg; ein hohler in der [illegible] deckender Stein, dessen ovalere längliche Hebung [illegible] eben zwei krumme Seitenrinnen hat, wurde vom [illegible] als die vermuthliche Form bezeichnet, in welcher [illegible] Herzoleib um gegossen worden sei; ein seltsamer Hügel [illegible] man vom Meienthal und Bellenthal heraustretend [illegible] sah liegen soll heißt der Tabelet-Berg oder Tabor, weil man glaubt, daß hier Saul und der [illegible] Israeliten versammelt, während Mose und Josua auf [illegible] Berg Horeb liegen (vgl. 2 Mos. 24, V. 13).

Aus dem Garten Eden, in welchem das Gewässer [illegible] theilen, zerfließen Meeres geben wird, welche [illegible] der Lauf der Hahnenen Flamme an, als wir in die [illegible] Nähe vorübergegangen, etwas weiteres sahen wir [illegible] Heerden von Ziegen, welche von Strauch und Wald [illegible] der Eidechsen-Schlangen gereizt wurden. Wir [illegible] da auf einem Felsenhof zur nahmen ein Frühmahl [illegible] das der freundliche Peter uns bereitet; auch die [illegible] [illegible], welche eine alte Mutter zum Empfang der Gäste [illegible] deckten, schmeckten ihren Theil. Hier öffnet sich gegen [illegible] das ferner Felsenthal, in welchem das Kloster [illegible] liegt, zugleich sah man gegen Westen die Aussicht [illegible] einem andern, herrlichen Thale, das gegen den Ma-

---

[illegible] Dem Burkhardt mußten seine Führer, welche ihm an Zahlen fremd, einen andern Sinn geben haben. Er mag sich nun, [illegible] [illegible] [illegible]

tharinenberg hinfuhrt und durch schwer zugangliche Thalkluft der Gebirgswuste mit dem Wadi Hebron in Verbindung steht. Ein blaulicher Morgenduft schwebte noch über diesem Thale und warf einen Schein auf dasselbe, als wenn sein Boden allenthalben mit einem Grun der Auen und der Gebusche bedeckt sey; an der Ecke des Berges, an welchem zur Rechten dieses Thal, zur Linken aber jenes von Erbain oder das Lebtida sich öffnen, liegt ein zweiter schoner Garten, Rahab genannt, zwischen dessen uppig blühenden Obstbaumen hohe Cypressen sich erheben. Der Weg nach Erbain windet sich durch mächtige Felsenstucke hindurch; zur Rechten liegt das Bette eines Winterstromes, in welchem auch ausser der Zeit des Regens oder des thauenden Gebirgsschnees der Abfluß mehrerer Quellen sich sammelt, welcher zur Anlage und Pflege einiger kleiner Garten benutzt ist. Mitten in der grauen Felsenwuste erscheinen diese grunenden, blühenden Punkte wie bunte Schmetterlinge, welche, aufsaugend die Tropfen des Thaues, auf einem Grabsteine sitzen.

Aber auf alle diese Grabsteine des Felsenthales lasst die Geschichte der Thaten Gottes einen Sonnenstrahl fallen, mit welchem es freilich dem einfältig frommen Sinne der spateren Zeit öfters so ergieng wie unschuldig spielenden Kindern, welche dem Lichtschimmer nachjagen den ein von der Sonne beschienenes, spiegelndes Glas auf die Wand oder den Boden zurückwirft. Sie hatten den Schimmer, der sich mit dem Stucklein Glas zugleich bald da bald dorthin bewegt, für das Sonnenlicht selber, das sie gewahren. Ist doch dieses kindliche Laufen und Rennen nach dem Abglanz des Abglanzes immerhin ein Zeichen, daß die Kindlein noch einen Sinn für das Licht haben;

haben; daß sie dieses sehen und daran sich freuen, die blinden Knaben gehen ihres Weges und sehen weder das Spiegelbild, noch die Sonne die dasselbe erzeugt.

Einen Felsen, der wie eine natürliche Ruhebank gestaltet ist, bezeichnet die fromme Sage als den Sitz des Moses, auf dem er öfters das Volk richtend saß; ein andrer heißt der Meißel des Moses; weiter hinwärts ist der Felsen bei welchem die Mönche an jenen in Rephidim ermüdeten den Moses schlug mit seinem Stabe, und aus welchem Wasser hervorfloß (2. Mos. 17, V. 6). Bei diesen Stellen werden an den Felsen mehrere Felsenlöcher einzelner Einsiedler gezeigt, welche schon mancher Reisende beschrieben und Burkhardt abgebildet hat[1]. Sie tragen, so ruhebedürftig sie aussehen und im Vergleich mit den bekannteren Zufluchtsorten erscheinen, keineswegs das Gepräge eines hohen Alterthumes.

Der Weg führt noch an einer und der andern fleinen Gartenanlage vorüber zu den umfangreichen Pflanzungen des Klosters die Burckh. Gärtnerei oder Erbam. Durch die Felsgärten hindurch kamen wir zu einer noch mit Wasser gefüllten Cisterne, welche die Größe eines kleinen Teiches hat. Das Kloster ist ein stattliches ansehnliches Gebäude, welches jedoch für gewöhnlich nicht mehr von Mönchen bewohnt wird; einige Lehrlinge hüthen des Gartens und seiner Früchte; ein Mönch aus dem Katharinenkloster besucht die Anlage öfters und verweilt auch zuweilen auf mehrere Tage hier um die Arbeiten zu leiten. Ein ganzer Wald von Orangen und Citronen

[1] J. L. Burckhardts Reisen, in der deutschen Uebersetzung herausg. v. Gesenius Bd. II, in der Karte bei Sinaigebirge Nr. 1.

ſtund voll duftender Blüthen; in den Zweigen eines alten Oelbaumes ſang die Sinaitiſche Amſel. Vor allem Andren zog hier der Sinai unſer Auge an; ſo ganz in ſeinem eigenthümlichen Umriſſe und in ſeiner Abſtufung vom Horeb hatten wir ihn noch an keinem andren Punkte geſehen. Der Himmel wölbte ſich ſo klar über ihm, daß es uns war als ſahen wir etwas von dem ſaphirenen Schimmer, der einſtmals dort unter den Füßen des Erſcheinenden erglänzte (2. Moſ. 24, V. 10). Man konnte hier nicht ſtillſtehen oder ſitzen. Wer nicht, wie unſer guter Maler Bernatz, mit dem ſtillen Auffaſſen der Gegend in Bild und Rahmen zu thun hatte, der wollte, wie ein Kind um den Spiegel, herumgehen, um den Gegenſtand, der ſich da abſpiegelte, mit den Händen zu erfaſſen. Ich hatte mich weit hinauf nach Süden im ſeinigen Thale ergangen und im Vorbeieilen mancher ſchöner Frühlingsblume in ihr vom Traume der Engelwelten verklärtes, ſchlummerndes Angeſicht geſchaut; mir war es, im Andenken an das, was einſt hier geſchehen, umgekehrt ſo wie den Siebenſchläfern ergangen: ich war unter eine altvergangene Zeit der Wunder hineingerathen, deren Sprache nur der verſteht, welcher das Wunder des Gedankens kennt und an ſich ſelber erfuhr. Bei der Gelegenheit war ich aber auf dem Rückwege an eine Stelle des Gießbachbettes und zuletzt der Gartenmauern gekommen, über welche ich den Hinüberweg nicht finden konnte, bis ein mitleidiger Sohn der Wüſte, ein Dſchebalye, mir hinüberhalf. Die Hausfrau hatte indeß mit dem Bächlein des Waſſers, das der gute Prior uns zu Ehren aus einer höher im Thale gelegenen Ciſterne ableiten ließ, eine junge Baumſchule von Orangen und Citronen getränkt; jetzt wurden aber wir alle, im Schat-

ten des Klostergebäudes, auf einer steinernen Bank gelabt und genährt durch das Mittagsmahl des Priors und Rates wie der gesalzenen Seefische und das erfrischende Wasser mit dem Perlau von Nacki. Auf dem Rückwege kehrten wir im Bellangarten ein und tranken da, auf Anordnung des Priors, eine Tasse Kaffee. Ein Tschehalpe-Bedune ist der Inspector und Halbherr des Gartens, denn die Hälfte des Ertrages der Bäume gehört sein, dazu bekommt er ja das tägliche Brod aus dem Kloster, und hilft bei der Bearbeitung des Gartens nur wenig, denn dieß ist gewöhnlich ein Tagwerk der heiligen Mönche. Erst eine Stunde vor Sonnenuntergang kamen wir in unsre Klostermauern zurück; verweilten da noch ein wenig im Garten und sahen dann die lieben, bei der Arbeit für unsre naturgeschichtlichen Sammlungen zurückgebliebenen Reisegefährten: Dr. Roth und Erdl an, welche das Amt der Schatzmeister vertraten, die Alles, was die Bergbewohner an Lebendem und Todtem herbeibrachten, alsbald in Empfang nahmen und zum Mitgeben über Land und Meer geschickt machten.

Der heutige Marz war der Sonntag Laetare, ein Tag, den ich noch nie auf Erden so festlich hatte zugehen sehen als hier am Sinai. Der zackige Gipfel des Horebs und der Hathberg des Moses hatten das liebe Morgenlicht angezogen wie ein Gewand; Laute aus der Kirche des uns wie Gesang klangen tönten in unserem Herzen wieder, wir gingen hinab und wohnten dem Gottesdienst der guten Väter bei. Obgleich uns darinnen Vieles neu und unverständlich war, wußten wir doch daß Er, Christus hier geehrt werde der über Alle und von Allen zu ehren ist, und vielen Freuden da, in der kleinen Gemeinde der Betenden unsre Herzen auch. Die andern Morgen

ſtunden des ſchönen Sonntags brachten wir ſtill und ſelig vergnügt, mit dem Buch der Bücher in unſrer Hand im Garten zu; laſen da das Evangelium des heutigen Sonntags und dann von neuem und im Zuſammenhange jene Kapitel in den Büchern Moſis, welche von den Wunderthaten Gottes reden, deren Zeugen einſt dieſer Horeb und Sinai, ſo wie Wüſte und Meer geweſen. Freund Baumgärtner, der ehrliche Schweizer hatte ſich zu uns geſetzt; es waren die letzten Stunden die ich mit ihm in ſolcher Gemeinſchaft des Herzens auf Erden zubrachte *). Das was wir laſen, zuerſt den Inhalt des Evangeliums, der nach Joh. 6 von der Sattigung der fünf Tauſende redet, mit fünf Gerſtenbroden und zween Fiſchen, auf denen die Fülle jenes Segens ruhete, welche nicht bloß fünf tauſend Menſchen, ſondern Alles was da lebet täglich ſattiget mit Wohlgefallen; dann der Inhalt der Kapitel die wir in den Büchern Moſis laſen, führten zur Betrachtung des Glaubens an Wunder. Mein Freund war mit dem ganzen Heere der modernen Zweifel nicht unbekannt geblieben; er hatte in jüngeren Jahren an der Fronte dieſes gewaltig drohenden Heeres vorüber gemuſt. Hier im Kloſter der Verklarung, wo alles Ungeziefer ſtirbt, möge auch jenes nagende Gewürm auf immer geſtorben ſeyn.

Wir ſaßen unter einem Apfelbaume der heute ſeine erſten Blüthen aufthat, oberhalb der Todtenkammer der Mönche auf einem alten Grabesſteine. — „Was ſind alle dieſe Zweifel, mein Freund, was ſind ſie anders als Zweifel an dem Daſeyn eines Schöpfers, Zweifel an

*) Bald nach unſrer Zurückkehr ins Vaterland erhielten wir die Nachricht von ſeinem Tode.

dem Gedanken! Denn was ist das Wunder anders als der Gedanke? Mein einziger Bruder, der mir in der Blüthe seiner Jugend vor vielen Jahren starb, war gezeugt und geboren wie ich, war aufgewachsen Tag nach Tag unter Freud und Leid, es hatte gegen zwanzig Jahre gedauert bis er die Gestalt gewonnen mit der er ins Grab sank, wo sein Leib schon längst verwest ist, und siehe mein Gedanke kann sich in einem Augenblick diesen Bruder mit seiner Gestalt und seinem Wesen, so wie er liebte und lebte, erschaffen und darstellen. Glaubst du, mein Freund, an eine Schöpfung, glaubst du an einen Schöpfer aller Dinge, oder meinest du daß aus Staubkeim der ursprünglichen Materie und aus einem zähen Schleime zuerst sich das Gesindel der niedern Pflanzenarten und Thierformen, dann aus der immer wieder erneuten andren Mischung der Spielkarten, welche der Meister Zufall in seiner Hand hielt, aus dem sich immer künstlicher verwirrenden Gesindel allmälig im Verlauf der vielen Jahrtausende auch die Rose und dieser Apfelbaum gebildet haben? Bis zuletzt selbst der Mensch hervorkroch auf allen Vieren aus dem Meere. Ich meine du mußt und wirst an einen Schöpfer glauben, sobald du an den Gedanken glaubst. Die Welt der wesentlichen Dinge, welche der Gedanke sich schaffet, ist freilich im gewöhnlichen Verlauf des Menschenlebens eine unsichtbare und scheinbar leblose, weil der Gedanke seiner Natur nach ein Aufsteigen des kreatürlichen Wesens in das Reich nicht des Gewordenseyns, sondern des Werdens; in das Reich nicht des Vergänglichen, sondern des Ewigen ist. Der und aber dem Gedanken des Menschen ist aber ein anderer Gedanke, welcher in umgekehrtem Verhältniß zu jenem sonnabwärts steigt aus dem für uns unsichtbaren

Geistigen nach dem Leiblichen, aus der Ewigkeit nach der Zeit; ein Gedanke dessen eigentliches Wesen dieses Hinabsteigen einer erbarmenden Mutterliebe ist, nach den Geschöpfen ihrer Hand. Dieser Gedanke wirket überall wo es ihm gefällt ein leibliches Werden; er wirkt dieses, wie der Gedanke des Menschen, wenn dieser in seiner unsichtbaren Region das Werk des Schaffens übt, auf einmal und in einem Augenblick; denn das Denken des Schöpfers ist zugleich ein wesentliches und leibliches Schaffen. Auch der Mensch, welcher jenes Denken kennet, das zum lebendigen Worte ward; der Mensch, welcher im Glauben beten lernte, hat es selber an sich erfahren, daß es einen Gedanken giebt, der alsbald zur leiblichen, sichtbaren That zu werden vermag; es ist jener Gedanke, der sich in den Stunden des Kampfes mit der Kraft Dessen überkleidet hat, welchen er nicht lassen, Er segne ihn dann."

„Als ich noch zu Hause war, habe ich oft ein Liedlein auf den Gassen vernommen, dessen Melodien ich zuweilen lange in meinen Ohren nachklingen hörte; wie froh bin ich, daß er hier in der Wüste des Sinai schweigt. Es war das Liedlein von jenen Leuten, welche, da sie sich für Weise hielten sind zu Narren geworden; und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich den vergänglichen Menschen, und den Vögeln, und den vierfüßigen und kriechenden Thieren [1]. Ich will dir den Inhalt des Liedleins noch näher erzählen. Es war eine Schaar von Knaben, die hatte unter dem Gerümpel einer Dachkammer alte Pistolen gefunden, welche ungeladen waren, dazu gelahmt und zerbrochen

[1] Röm. 1. V. 22 und 23.

an Schloß und Feder; etliche von ihnen hatten nur hölzerne Stöcklein, die wie eine Flinte aussahen. Die Männlein exerzirten mit ihren niemals zum Schuß befähigten Schießgewehren, machten auch gar oft die Geberde des Schießens; da aber der Pettel den sie in ihren Händen trugen nicht losgieng, machten sie den Schluß, daß allen Pistolen und Flinten in der Welt die Kraft abgehe irgend etwas damit zu treffen, das nicht so nahe steht, daß man es mit der Hand erreichen und mit dem Flintenstecken schlagen kann. Denn, sagten sie, was einst möglich war, das müßte auch jetzt noch möglich seyn; gäbe es wirklich, wie man uns berichtete, eine solche wundervolle actio in distans (Wirkung in die Ferne) in den Schießgewehren, warum zeigte sie sich dann nicht auch an unsern Pistolen und Flinten? — Die Knaben, von denen ich eben sprach, nennen sich eine Schule „der Denker" und führen das Wort Gedanke mit großem Geschrei in ihrem Munde. Aber obwohl sie immerdar lernen, können sie dennoch nicht zur Erkenntniß der Wahrheit kommen; sie wissen nicht einmal, daß der Gedanke jenes Wunder selber ist, das sie läugnen. Ja, sie haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes hernntergezogen in ihr eigenes vergängliches Bild, das abgesehen von der Fertigkeit des Schwatzens, gleich ist an innrer Kraft den vierfüßigen und kriechenden Thieren. Denn weil sie selber niemals in und an sich erfahren die Schöpferkraft, die dem rechten wahren Gedanken innen wohnt, machen sie das Wort der Wahrheit, machen sie die von Gott begeisterten Lehrer der Wunder des Herrn zu solchen Lügnern, dergleichen sie selber sind. Sie können nicht fünftausend Mann mit fünf Broden und zwei Fischlein sättigen, sie können nicht dem Meer und dem Sturmwind gebieten, nicht Kranke heilen

und Todte erwecken, also konnten es Christus der Herr und seine Apostel auch nicht; vor ihnen geht keine Wolken- und Feuersäule vorher, sie werden niemals mit dem Manna gespeist, also widerfuhr dieß den Heeren Israels auch nicht; was die Schrift davon erzählt ist Mythe, das heißt Lüge. Und dennoch, wenn sie die Religion ihrer Väter so von aller eigentlichen Kraft des Gedankens (Wunders) entkleidet und sich statt Gottes einen kraft- und gedankenlosen Götzen, als „ein Bild das ihnen gleich sey“ *) erschaffen haben, reden sie noch von einer Möglichkeit die Göttlichkeit des Christenthumes zu bezeugen. Wo steckt denn diese Göttlichkeit? in der Kraft der Lüge oder in den Taschen der Narrheit?“

„Sieh' dich um, mein Freund, in der Geschichte der Heiden und Völker; kannst du mir eines nennen, daß ohne den Glauben an den Gedanken, ohne Glauben an das Wunder zu bestehen vermochte? Vernimm es aus dem Munde aller wahrhaft denkenden und weisen Heiden; aus Sokrates und Plato's Munde, daß eine Welt der Götter, daß ein Oberes sey, dessen Gedanke die That des Sichtbaren ist; ein Gott im Himmel, welcher schaffet was er will. Wenn es auch unter den hochgebildeten Heiden manche Afterweise gab, welche wie jene Knablein, von denen das Lied der Gassen erzählte, sich losgemacht hatten von der Herrschaft des Gedankens, weil sie, statt zu denken nur wähnten und schwatzten, so waren doch die Tausende der gesund gebliebenen Menschennaturen des festen Glaubens an eine Ordnung der Dinge und Thaten, welche nicht wie das Gras und Kraut aus dem Boden wächset, sondern mit der Kraft des Wunders,

*) 1. Mos. 1. V. 27.

gleich dem Strahl der Sonne durchs Gewölk hereinbricht in die Welt des gewöhnlichen Wachsens und Verwelkens und da überall ein Leben ihrer Art erzeugt. Sind doch die Bekenner des Islams glücklicher zu preisen als die Schule der Denker, von denen ich vorhin sprach, denn jenen ist das Wunder des Gedankens nicht zum Gespött und zu nichte geworden; die Thaten Gottes sind ihnen wirklich geschehene; Moses und Christus erscheinen ihnen als wahrhafte Werkzeuge der Wunderkraft Gottes."

„Doch laß dies jetzo. Ich meines Theiles wollte lieber noch heute ein zusammen gedorrtes Gebein, da unten in der Todtenkammer der Moschee seyn, als leben und nicht glauben, daß ein Gott sey, der sich dem Menschen erbarmend, in sichtbarer That und Gestaltung genaht, und so wie das Werk der Wahrheit, wie die Schrift es uns erzählt, durch Wunder, durch die That Seines Gedankens an ihnen herrlich gemacht hat. Ich glaube, darum rede ich."

Wir hatten bis tief zur Mittagsstunde mit einander gelesen und geredet; es waren Gespräche, des Sinnes nicht ganz unwürdig; da kam unser alter, guter Prior, der schon gestern der Hausfrau versprochen hatte, ihr heute etwas ganz besonders Schönes zu zeigen und führte uns an eine Stelle im obern Theile des Gartens, an welcher eine steinerne Rinne durch die Mauer gebrochen war. Mit bedeutungsvollem Lächeln winkte er uns Platz zu nehmen; er wollte uns, was freilich uns mitten im Lande der laufenden Gewässer Geborenen nichts Neues war, das Schauspiel eines Wasserfalles bereiten. Von Zeit zu Zeit trat er hinter zurück in den Garten und blickte hinauf nach den Felsenwänden des Berges, von wo man das Gefährt der Brunnenjungen heute, welche be-

ſchaftigt waren das Waſſer einer kleinen, hochgelegnen Ciſterne ſeiner Haft zu entlaſſen. Endlich kam ein Bächlein Waſſers, gar klein und ſchwach, dazu trüb und ſchlammig, lief über die Rinne herein und ſtürzte ſich zuerſt in ein gemauertes, kleines Baſſin, von da, durch die ſteinernen Rinnen tiefer hinab bis in die groſsere Ciſterne des unterſten Gartens. Der alte Mönch der die Aufſicht über den Garten hatte, brummte gar unwillig über eine ſolche Verſchwendung des Waſſers; der Prior begütigte ihn mit ſanften Worten, da ja das Waſſer zuletzt doch wieder in der Ciſterne ſich ſammle, und wir freuten uns dankbar über die Freude des lieben Greiſes, die er darinnen fand, und ein in ſeinen Augen ſehr groſses und ſeltnes Vergnügen zu machen.

Nach Tiſche folgte ich der Einladung in die Zelle des ehrwürdigen Priors. Ich wurde da mit Kaffee bewirthet, mit ſüſsem Weine und Orangen, und da der Greis geſehen hatte, daſs ich mit Eifer Naturgegenſtände ſammle, that er ſeine Schaue auf und beſchenkte mich reichlich. Zuerſt mit einem Stein, welchen die Beduinen aus dem Gebirge bringen, und der, wie er ſagte, voll wunderbarer Heilkraft ſey, weshalb die Türkiſchen Mekkapilgrime ihn theuer erkauften; der Stein war aber nichts Andres als unſer faſriger Rotheiſenſtein oder rother Glaskopf, den auch bei uns das Volk unter dem Namen des Blutſteines zum Stillen der blutenden Wunden empfiehlt und anwendet. Darauf kamen Fungien und manche andre Lithophiten ſo wie Conchylien des rothen Meeres, welche in Tor geſammelt und den Vätern des Sinai, zu Geſchenken an curieſe Pilgrime zugeſendet werden. Zuletzt kam das mit Recht für das koſtbarſte gehaltene Geſchenk, eine blecherne Büchſe des Sinaitiſchen Manna's.

das von neueren Reisenden so oft erwähnt und beschrieben ist. Dieses darf ja nicht mit dem gemeinen, sogenannten Manna unsrer Apotheken verwechselt werden, welches aus der in Südeuropa wachsenden Manna-Esche kommt; es ist ein ungleich seltnerer Stoff, der fast ausschließend nur auf der Sinaitischen Halbinsel gefunden wird, wo er in den heißesten Zeiten des Jahres und der einzelnen Tage aus den Zweigen der Mannatamariske herunterträufelt. Wenn man genau nachsieht, was die Ursache dieses Heraustrauselns sey, dann erkennt man, daß der Stich eines kleinen, häßlichen Insekten, einer Art von Schildlaus es bewirke. Die Beduinen sammeln es gewöhnlich in der kühleren Zeit des Morgens, wo es in der Gestalt kleiner, fester Kügelchen an den Zweigen hängt, nehmen aber auch das mit, was am vorigen Tage herab in den Sand getrauselt ist. Um dasselbe von den anklebenden fremden Theilen zu reinigen, pressen sie es durch Leinwand und bewahren es dann in ledernen Schläuchen oder in den ausgehöhlten, getrockneten Schalen der Flaschenkürbise auf. Einen großen Theil von diesem Manna genießen die Einsammler selber, nicht bloß wegen des honigartigen Wohlgeschmackes, sondern weil sie es für der Gesundheit sehr dienlich halten, einen andern Theil verkaufen sie nach Kairo oder an die Mönche des Sinai. Der Preis ist selbst an Ort und Stelle ziemlich hoch, denn man bezahlt für die Okka (wen 4 ½ englischen Pfunden) 60 spanische Thaler, einen im Werth von 2 fl. 30 kr.; mithin für das Loth ohngefähr einen Gulden. Und mit Recht hält man es sehr hoch; denn nach der Versicherung der Mönche wie der Beduinen sammelt man auch in den ergiebigsten Jahren auf der ganzen verwüsteten Halbinsel kaum sechs Zentner in

andern Jahren kaum das Drittel dieſer Maſſe. Sollte dieſes Schildlausmanna die Nahrung der Heere Israels in der Wüſte geweſen ſeyn, ſo wären ſie ſehr zu bedauern geweſen; es enthält durchaus nichts von jenen Stoffen, die dem thieriſchen Körper zu ſeiner täglichen Erhaltung und Ernährung unumgänglich nöthig ſind und in denen ſich Würmer der Verweſung (2. Moſ. 16, V. 20) erzeugen konnten; auch hatten tauſend Millionen Läuſe nicht ſo viel vegetabiliſche und animaliſche Excremente zu wege gebracht, als zur Ernährung eines ſolchen großen Volkes vierzig Jahre lang, nicht bloß hier in der Umgegend des Sinai, ſondern auf dem ganzen weiteren Zug durch die Wüſte nöthig geweſen wäre; ich meine daher dennoch mit K. v. Raumer, mit dem verſtändigen, nüchtern prüfenden Engländer, dem Marinelieutnant Wellſtedt, und mit manchen andern ehrenwerthen Reiſenden und Schriftforſchern, daß das Brod der Engel, das Manna des Himmels, noch etwas Andres geweſen ſey, als das Manna der Läuſe und Käfer. Und dennoch bleibt auch dieſe Naturerſcheinung der Sinaitiſchen Halbinſel eine für den Freund der Schrift ſehr beachtenswerthe Erſcheinung. Wenn die kräftige Hand des Werkmeiſters erſt einmal den Kanal durch den Felſen geſprengt hat, dann nimmt das Waſſer in allen kommenden Jahrhunderten da hindurch ſeinen Lauf; als die Stammform der Geſchlechter und Arten der ſichtbaren Dinge erſt einmal durch Gottes Allmachtswort erſchaffen war, dann pflanzte und ſchuf ſie ſich auf dem gewöhnlichen Wege der Zeugung weiter fort. So hat ſich auch die Anregung zur Mannabereitung, welche zu ihrer Zeit den Lebensodem der Luft und mit ihm alle Lebenskräfte des Landes durchdrang, wenigſtens noch im lebenden Gebüſch der Mannatamariſken fortzu-

gend erhalten. Doch wird auch in Persien eine mit dieſem Manna verwandte Subſtanz durch den Stich eines Inſektes auf einem Strauche erzeugt, der dem Ginſter gleicht, und Gavan heißt; in Turkiſtan wie in Meſopotamien kommt Manna aus einigen Arten von Eichen, unter die man bei Nachtzeit Zucker ausbreitet, auf welche daſſelbe wie Thautropfen herabfällt. Burckhardt berichtet, daß ein ſolches Manna, welches in Erzerum aus dem Baume hervordringe, welcher Gallaviel trägt, von den dortigen Eingebornen genoſſen werde; ein gelehrter jüdiſcher Rabbi, mit welchem Wellſted am rothen Meere zuſammentraf, wollte auf ſeinen Reiſen durch die Wüſte nach Damaskus eine mannaartige Subſtanz auch an ſolchen Stellen auf dem Boden bemerkt haben, wo rings umher kein Baum war.

Die ſpäteren Nachmittagsſtunden dieſes Sonntags brachte ich mit meiner guten Hausfrau noch recht ſeelenvergnügt im Garten des Kloſters zu. Wir ergingen uns da bald im unteren Garten, im Schatten der blühenden Orangen und Zitronen, bald im oberen unter den blühenden Obſtbäumen, die heute faſt alle ihre Knoſpen aufgethan hatten; ſammelten uns zum Andenken an den lieben, ſchönen Sinai abgefallene Früchte der Oelbäume und Zierlein der Sorrocken, ſo wie mancherlei Blumen. Du lieber Sonntag Lätare, am Sinai verlebt, ſo lang ich lebe gedenke ich Dein mit Freuden! —

Auch bei uns zu Lande, wenn man in einem von der Poſtſtraße weit abgelegnen Gebirge verweilend, aus einer entfernten Stadt einen Lohnkutſcher beſtellt hat, wartet man am Tage, auf den er kommen ſollte, mit einigem Bangen ſeiner Erſcheinung; denn man hat Eile, die Zeit iſt abgemeſſen. So warteten auch wir am Montag

den 6ten März mit einiger Besorgniß auf unsre freien Beduinen, welche indeß in ihre Wohnstatte der Wüste und zu den Ihrigen zurückgekehrt waren. Es lag uns viel daran die liebe Osterzeit in Jerusalem zuzubringen; wollten wir aber dies möglich machen, dann durften wir nicht länger in dem Sinai-Paradiesgarten weilen. Um die Zeit des Wartens leichter zu machen gieng ich am Vormittag noch einmal in Begleitung des Herrn Mühlenhof im Klosterthal hinan und zum Sebaweibale, erhub meine Seele noch einmal im Anschauen des Sinaigefels und trug einige ergänzende Bemerkungen für mein Tagebuch zusammen. In der Mittagszeit kehrten wir zurück und eben da wir die Gartenmauer erstiegen, zeigten sich von ferne die ersten Kamele unsrer Beduinen und bald auch die wohlbekannten Gesichter ihrer Führer, vor allem das des guten Hassan, der heute am Seile herangezogen und ins Innre des Klosters gelassen wurde. Er, der Scheikh oder kleine Fürst seines Stammes, hatte einen seiner jungen Prinzen mit sich gebracht, einen Knaben von zwölf oder dreizehn Jahren, der uns auch mit nach Akaba, und, wenn es angienge, bis Hebron begleiten sollte. Die guten Mönche versorgten die schreienden Beduinen, deren größerer Theil unten vor den Mauern des Klosters sich lagerte, reichlich mit Brod, wir gaben ihnen Reis aus unsern Vorräthen.

Jetzt hatten wir keine Sorge mehr um das Weiterkommen; wir konnten den übrigen Theil des Tages noch recht in Ruhe mit der Natur des Sinaitischen Gebirges, so weit sie uns bekannt geworden war, verleben. Freilich hatten wir für das Geschäft des Zusammenraffens aller der Gaben, welche diese reiche Natur ihren Freunden zu Füßen legt, viel zu wenig Zeit und Hände,

denn mit jedem neuen Tage kam durch die herbeitragenden Beduinen und durch die eigne Bemühung meiner jungen Freunde so viel zusammen, daß man kaum im Stande war Alles zum Mitnehmen durch den Weg der Wüste, in die liebe Heimath zurückzuführen. Ich fasse hier in einem kleinen Umriß Das zusammen, was uns selber von der Natur der Gegend anschaulich wurde.

Die Höhe der Lage über dem Meere, die Beschaffenheiten der Gebirge und der nicht ganz unbedeutende Zufluß des Wassers, auch außer der Zeit des Regens und des thauenden Schnees, durch einzelne Quellen, giebt dem Klima der Sinaithäler eine so wohlthätige Beschaffenheit, daß man den Aufenthalt im Kloster mit Recht den in Kairo wohnenden Fremden als den zuträglichsten während der besten Zeit des Jahres empfiehlt. Im Winter sind die Bergspitzen zuweilen wochenlang mit Schnee bedeckt, selbst im Klosterthale fällt dann nicht selten Schnee, der aber freilich alsbald wieder hinwegthaut. Im Sommer, während der heiße Samum die Ebene am Meere mit seinem Glutstrom erfüllt, ist die Luft im Thal des Klosters noch immer sehr gemäßigt; in der letzten Hälfte des Nachmittags breitet der Horeb über dasselbe seinen erfrischenden Schatten und ein kühlender Luftzug streicht dann hindurch. Einzelne Erdstöße werden zuweilen auf den Felsenhöhen bemerkt, während das Kloster selber keine Zerstörungen vom Erdbeben erleidet. Die Pest kommt nie hieher; die Mönche genießen, bei hohem Alter, einer dauerhaften Gesundheit. Die vorherrschende Gebirgsart des Sinais ist jene granitische, welche häufig durch die sich statt des Glimmers einstellende Hornblende zum Syenit wird, abwechselnd mit Porphyr, durchsetzt von Gängen des Grünsteins, Pflanzits und Hornblendegesteines. Die Mönche

halten die Hornblende für ein Erzeugniß jenes (verkohlenden) Feuers, mit welchem der Berg bei der Gesetzgebung brannte. Der Hutberg ist reich an Basalt. Alle Arten unsres Obstes gedeihen, zugleich mit den Südfrüchten ganz vortrefflich, so daß das Obst vom Sinai auch in Kairo im höchsten Werthe steht; das hier einheimische, wilde Pflanzenreich enthält eine Fülle von gewürzhaften Kräutern. Von Bäumen findet man außen im Freien nur die Zypresse, die Seyal-Akazie (A. Seyal) und die Arenamispel (Mespilus Aronia) mit erdbeerartig schmeckenden Früchten, dann in einigen Nebenthälern den Sinaitischen Sykomorusbaum (Ficus Pseudosycomorus) so wie die fast zur Baumhöhe erwachsende Tamariske; die Palme sahen wir nur von zwergartigem Wuchse; der Oelbaum wie der Feigenbaum sind, auch wo sie hin und wieder im Freien stehen, durch die Cultur des Bodens dahin gekommen. Unter den Gesträuchen zeichnet sich der Alexpinische Blasenstrauch (Colutea haleppica) aus, welchen die Araber Sybarai nennen. Die Mönche des Sinai halten diesen Strauch sehr hoch in Ehren; sie glauben, daß der Stab, mit welchem Moses so viele Wunder verrichtete, aus seinem Holze geschnitten war und noch jetzt pflegen sie in ihrem Garten eines ansehnlichen Strauches dieser Art, den sie für einen Abkömmling des Mosaischen halten. Auf dem Hutberge des Moses (Menegada Musa) wächst die stachliche Strauchmelde (Atraphaxis spinosa), an andern Punkten der geflügelte Meertraubel (Ephedra alata) und der schöne, einblumige Geisklee (Cytisus uniflorus). Unter den vielen andern Pflanzenarten, welche wir hier sammelten, war uns die interessanteste und werthvollste ein sehr großes Cucumerium, das so eben in vollen Blüthen stand. Es gleicht ziemlich

dem

dem berühmten Heilschwamm von Malta (Cynomorium coccineum), der auf dem isolirt im Meere stehenden Felsen bei Gozzo, dem Hagiar tal Geraal, wächst und aus welchem vormals die Malteserritter eine Tinktur und ein Pulver bereiteten, welche man in vielfältigen Krankheiten als ein Universalmittel betrachtete und nur an die fürstlichen Häuser von Europa abließ. Aber bei all diesen Aehnlichkeiten zeigt es zugleich so viel Eigenthümliches, namentlich schon in seiner schwarzblauen Farbe, daß man es mit Wahrscheinlichkeit als eigne Art betrachten darf. Das ganze Gewächs bildet einen keulenförmigen, dunkel-carmoisinrothen Strunk, an dessen Außenfläche die kleinen Blüthchen stehen. Die Beduinen verzehren es roh und halten es für sehr gesund *).

*) Die Naturgeschichte des Sinai wie die von Palästina hat ein so hohes eigenthümliches Interesse, daß ich mir das Ausführlichere darüber, zu welchem hier kein Raum wäre, an einen andern Ort vorbehalte. Ein wesentliches Verdienst um die Beschreibung und Bestimmung unserer Sinaitischen Pflanzen und Thiere haben sich meine Freunde und Reisegefährten, die Herren Zuccarini und Andere, Männer erworben, wie dies schon aus ihrem Verkehr daselbst in den Münchner gelehrten Anzeigen hervorgeht. Von Pflanzen blühten übrigens, als wir am Sinai waren, nur sehr wenige. Namentlich, außer den schon genannten die Daetylis memphitica, Cagea reticulata, Rumex vesicarius, Artemisia judaica, Leysnera discoidea, Santolina fragrantissima, Senecio n. sp.? Lindenbergia sinaica, Lamium amplexicaule (auf cultivirtem Boden), Stachys affinis, Sisymbrium Irio, Tamarix mannifera, Anchusa Milleri, Asparagus prostratus, Omphalodes intermedia, Daemia cordata, Reseda canescens und prolixa, Reaumuria vermiculata, Fumaria parviflora, Hype-

Die Thierwelt des Sinai iſt an Arten und Individuen zwar nicht ſehr zahlreich, dafür aber deſto intereſſanter. Sie wird von keinen gröſseren Raubthieren bewohnt; ſtatt des Schakals der tiefer gelegnen Gegenden findet man hier nur den niedlichen kleinen Einödenfuchs (Canis famelicus). Der Bedenſteinbock (Aegocerus Beden), deſſen wohlſchmeckendes Fleiſch wir hier öfters genoſſen, fängt an ſehr ſelten zu werden; von dem Wewer (Hyrax syriacus) kam das für uns beſtimmte Exemplar erſt einen Tag nach unſrer Abreiſe an; dagegen erhielten wir unter andrem mehrere Exemplare einer noch nicht beſchriebenen Art von Siebenſchläfern und eine ziemliche Anzahl Stachel- und Springmäuſe. Von Vögeln ſahen wir einen ſchönen Adler und erbeuteten mehrere Arten von Droſſeln, Steinſchmätzer und Sylvien; von Eidechſen die Sinaitiſche Agame (Agama sinaitica Rupp *).

Im Verhältniß zu der Zeit, welche wir zu der Unterſuchung der Umgegend des Sinai anwenden konnten, hatten wir unerwartet viel erbeutet, auch in dieſer Hinſicht war uns der hieſige Aufenthalt ein reich geſegneter.

Dienſtags den 7ten März packten wir unſre Habſeligkeiten; meine jungen Freunde arbeiteten dabei noch immer rüſtig an der Zubereitung einiger zum Ausſtopfen beſtimmten Thierhäute und am Skelettiren der Schädel. Die guten Väter des Sinai verſorgten uns auf die Reiſe

comm pendulum, Cleome trinervia, Aerva tomentosa, Malva Hombezey, Fagonia inc. sp.: Zygophyllum coccineum, Astragalus Fresenii, Genista monosperma.

*) Der Helix den wir am Sinai fanden (H. Ruppelii) ſchien uns doch keine eigne Art zu bilden, ſondern zum H. desertorum zu gehören; auf dem Sinaigebirge trafen wir in Menge eine noch nicht genau beſtimmte Art von Coccinella.

mit einer Fülle von Brod, Zugemüse, Granatäpfeln und getrockneten Früchten; der alte Prior schnitt noch mit eigner Hand einen Stock von dem Messstabholz und gab mir ihn, zum Andenken an das Kloster an Sr. Majestät unsern König Ludwig von Baiern mit; dem guten König Otto von Griechenland, so sagte der Greis, solle ich sagen, daß die Mönche vom Sinai täglich für sein Wohl beteten und solle ihm hier ein wenig von dem Felsquellen des Klosters mitnehmen. Dieser Felsquellen war eine zusammengequetschte Masse von getrockneten Aepfeln, Datteln, Rosinen und Mandeln, eingenäht in schwarzes Leder. Sie hatte auf unsrer langen Wüstenreise viel durch die Hitze gelitten, so daß ich zweifle, daß sie bei der Ankunft in Athen, wo ich sie an die Hofküche abgab, noch gut genießbar gewesen sey.

Erst anderthalb Stunden nach Mittag waren unsre Kameele zum Aufbruch bereit. Wir hatten von allen uns so lieb gewordnen Zellen, wie von den Bewohnern des Klosters Abschied genommen; der ehrwürdige Prior ging mit uns über die Gartenmauer und begleitete uns noch ein Stück Weges; noch einmal mußten wir aus seiner Hand den Abschiedstrunk des Palmenweines annehmen. Und nun der letzte Gruß auf ewiges Wiedersehen, der uns beiden von Herzen ging. Der gute Greis winkte uns, da wir jetzt unsre Kameele besteigen und weiterreiten, noch lange freundlich grüßend nach, dann schritt er langsam an seinem Stabe zurück.

Die Reise vom Sinai nach dem Berge Hor.

Unser Weg, den wir hier vor zwei Tagen, führte uns zuerst in nordwestlicher Richtung in dem Klosterthal hinab, und nun, in Folge der diese Richtung be-

hielten, derselbe, auf welchem wir von Tor herkamen. Sobald wir aber die Breite des Postanthales erreicht hatten, wendeten wir uns rechts, in das zuerst von Sud-südwest nach Nordnordost, dann aber fast ganz nach Nord verlaufende Scheikhthal; eines der schönsten, weitesten Thaler von allen die wir auf der Halbinsel sahen. Zu unsrer Linken, nach Nordwest, bemerkten wir ausgezeichnete Felsengruppen; nach dieser Gegend hin liegt die Felsenkluft mit dem Ruhesitz des Moses (Mekad Seidna Musa), den die Beduinen sehr verehren. Wir kamen ganz nahe an dem Grabe des in den Augen dieses Volkes für heilig gehaltenen Scheikh Szaleh vorüber, das mit vielen bunten Tüchern und Flimmerwerk verziert ist. An dem Mulid oder Geburtsfest dieses Heiligen, das man in der letzten Hälfte des Juni feiert, versammeln sich hier vor allem die Beduinen des Towarastammes, es kommen aber bei dieser Gelegenheit auch viele andre, mit dem Stamme in Frieden lebende, aus den entfernteren Gegenden der Halbinsel hieher; denn außer den dreitägigen Schmausereien und Tänzen wird zugleich eine Art von Viehmarkt gehalten. Wir lenkten nach etwa 2½ Stunden in ein Seitenthal ein, welches Dr. Erdl in seinem Tagebuch, nach Angabe der Beduinen, als Wadi Saadi verzeichnet hat, mir nannte es der Scheikh Hassan Buszueir (Abu Szueir); hier schlugen wir unser Nachtlager auf.

Die Wüste hatte uns da, bei unsrer Zurückkehr in ihre Mitte, einen ganz besonders freundlichen Empfang bereitet; die Gegend, in welcher wir lagerten, war ganz besonders interessant. In einer Schlucht, die sich zwischen die Hügel hineinzieht, findet sich etwas Wasser; dort hat eine fleißige Hand, wahrscheinlich die der Sinaitischen

Mönche, drei Gärtchen angelegt, welche mit Mauern, bestehend aus kunstlos über einander gehäuften Steinen umgeben sind. In diesen Gärten stunden so eben die Birnbäume in voller Blüthe. Wir freuten uns des Anblickes, der uns so lebendig an den Frühling des theuren Vaterlandes erinnerte; mehr noch aber als die blühenden Birnen, zogen uns die in der Wildniß blühenden und grünenden Gewächse an, unter denen eine noch unbeschriebene Art von Salben, eine vielleicht auch von Geißraute (Galega) war *). Die vorherrschende Gebirgsart der Felsenwände ist hier ein feinkorniger Stein, der mit Porphyr abwechselt und von Gängen des letzteren durchsetzt wird. Unmittelbar bei unserm Zelte fand sich ein mächtiger, aus kugligem Basalt bestehender Gang. An diesen Gängen zeigen sich hin und wieder starke Verwerfungen; die Hauptrichtung ihres Streichens gehet von Süd nach Nord. Die Höhe unsers Lagerungsplatzes über dem Meere war 1005 Par. Fuß.

Es war den Meuten von uns als hätten wir erst jetzt das Leben in der hehren Stille der Wüste recht verstehen und schätzen gelernt. Im Sinaikloster hatte sich nicht nur der Leib zur Ertragung aller weitren Beschwerden der Reise kräftiglich gestärkt, sondern auch die Seele war, wie unter den Fittichen eines alten Adlers von jugendlicher Empfänglichkeit durchdrungen und erwärmt wor-

*) Uebrigens außer manchen schon am Sinai gefundenen vier Arten von Zahn, einige ebenso Arten von Astragalus, Linaria, Lotus, Cynosurus echinatus und mitten unter den auszeichnenden Gewächsen der auch bei uns einheimische Bromus tectorum

den. Ich wenigstens fühlte mich so frisch und freudig, wie in meinen Junglingsjahren und denke namentlich gar gern an die Morgenstunde, in der ich auf dem Felsenhügel beim Zelte die Sonne aufgehen sahe, über dem weiten Felde der großen Thaten meines Gottes.

Wir brachen heute, Mittwochs am 8ten Merz, erst 7½ Uhr des Morgens auf; unsre Beduinen hatten noch auf einen Gefahrten gewartet, welcher zum eigentlichen Führer auf dem Wege nach Akaba bestimmt schien. Uebrigens hatten wir auch sonst manche neue Begleiter und neue Kamele; namentlich fehlte mir mein jugendlich munterer Kamelhengst, welcher freilich auf dem Herwege zum Sinai seinen Uebermuth öfters durch Herausblattern des Gaumensiegels und manche Widerspenstigkeit gegen seinen Führer, nach Art der Kamele, verrathen hatte, und zugleich mit ihm der gar freundliche, dienstwillige Begleiter, der mir mit seinem einen Auge, denn das andre war durch die Blattern ihm geraubt worden, alle Wünsche meines Herzens absahe; statt dessen hatte ich ein geduldigeres aber minder starkes Thier und einen neuen Begleiter, mit dem ich übrigens auch bald bekannt wurde.

Unser Weg zog sich zuerst durch eine enge, steinige Kluft hinan, dann quer durch ein weites Thal nach einem nur von niedern Felsen umgränzten Höhenstriche, von welchem wir an manchen Punkten dem Hochgebirge des Sinai noch einen Abschiedsblick zuzuwerfen vermochten. — Du ernster Gipfel des Berges Gottes Horeb, könnte man dich doch mit hinnehmen ins Herz und da aufstellen, daß du für immer die Lockungen des Leichtsinnes und die Neigung zur Untreue aus Auge und Herz entferntest. Aber wie bald hatten deine Donner und deine Segnungen Israels Heere vergessen, als sie hier

dieses Weges zogen durch die Wüste Pharan nach den Grabstätten der murrenden Unlenkbarkeit! — Noch vor elf Uhr traten wir in das, bei aller seiner Unfruchtbarkeit dennoch erhaben schöne Felsengebirgsthal, in den Wadi Sal ein, welches, freilich mit vielen Krummungen und Zickzackabweichungen, dennoch im Ganzen nach Nordost-nord verlauft. Es ist zuweilen so eng wie die Gassen einer unsrer alten Reichsstädte; in der Zeit der Regenfluthen, welche, wie die Thalwande es bezeugen, zuweilen ziemlich hoch steigen mussen, ist hier an kein Ausweichen und Hindurchkommen zu denken. Nach 2¼ Uhr sahen wir mehrere sehr machtige Gange von einer rothen Eisenthon- oder Thonporphyrmasse gebildet, und an einer Stelle ein schiefriges Gebirge (Grunsteinschiefer?), wir konnten aber nirgends absteigen und nahere Besichtigung anstellen. Nachdem wir 4½ Stunden lang das Thal durchzogen hatten, sahen wir zu unsrer Rechten Berge und Hugel mit kesselformigen Einsenkungen und muldenformigen Thalern; man hatte sie ihrem Umrisse nach aus der Ferne fur ehemalige, nun zum Theil zusammengestürzte Vulkane halten mogen. Nach 5¼ Stunden gelangten wir auf eine Ebene, welche eine weite Aussicht, vor allem gegen Norden, nach dem grauenhaft oden Hebenzug der Sandsteinwuste el Tih gewahrt. Jenseits der Ebene, auf welcher Mimosenbaume wuchsen und deren schmalen Saum wir in etwa 20 Minuten durchschritten, traten wir von neuem in ein ziemlich in der gleichen Richtung mit dem Wadi Sal fortlaufendes, stellenweise sehr verengertes Thal. An den Gebirgswanden zeigte sich öfters ein schaaliger Granit; im weitren Verlaufe des Thales war auf den Hohen dieser immer niedriger werdenden Granitberge Sandstein aufgelagert. Wir lagerten

uns kurz vor Sonnenuntergang an einer gähen Felſenwand, zur rechten Seite des Thales. In den engen Schluchten der Bergwande hörten und ſahen wir die kleinen Heerden der Arabiſchen Trappen und andrer Laufvögel, es gelang uns aber nicht einen von ihnen zu erbeuten. Die Höhe unſrer Lagerſtatte uber dem Meeresſpiegel ergab ſich aus dem Stand unſres Barometers zu 2178 Par. Fuß.

Ich hatte auf der heutigen Tagreiſe durch die wilde, dürre Einöde, öfters an die Lüſternheit der Heere Iſraels nach Aegyptens Fleiſch und Gemüſen (nach 4. Moſ. 11, V. 4, 5) gedacht. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß unſer heutiger Weg durch die Gegend der Luſtgraber gieng. Ja, wie ſelig muß die Seele ſeyn, die mit Wahrheit ſagen kann: Wenn ich nur Dich habe, dann frage ich nichts nach Himmel und Erde.

Donnerstags, den 9ten Marz, ſetzte ſich unſre kleine Karawane früh um 7 Uhr in Bewegung; wir zogen zuerſt durch einen Engpaß, auf dem wir nach einiger Zeit ziemlich ſteil abwärts ſteigen mußten. Nach einer Stunde und zehn Minuten gelangten wir in ein breites, ſandiges Thal, welches unſre Beduinen Marrah benannten, und welches von Süd gegen Norden allmalig anſteigt. Wir ritten hier in einer faſt nördlichen Richtung aufwärts bis etwas nach zehn Uhr. Zur (linken) Seite erblickten wir braune Sandſteinfelſen mit ganz weißen Stellen und Flecken (des Kreidekalkes) untermiſcht; gegen Nord und Nordweſt lag, ſehr genähert, das oft pfeilerartig gebildete Gebirge Tyh vor uns, an deſſen nördlichem Abhange die Tyaha-Beduinen hauſen. Ganze Wolken von Zugvögeln von ſolcher Ausdehnung und Dichtigkeit, wie ich ſie noch niemals geſehen, zogen in der Ferne an uns

vorüber; sie kamen aus dem südlicheren Winteraufenthalt und eilten jetzt nach der Meeresküste, um allmälig ihrer Heimath näher zu rücken [1]. Zwischen zehn und eilf Uhr waren wir auf eine Hochebene (Heydar?) gelangt, auf welcher wir häufig die Lager von Thoneisenstein und selbst Brauneisenstein in einem buntstreifigen Sandstein bemerkten, der unserem Amberger Sandstein glich. Auch hier warf uns an manchen Stellen das Hochgebirge des Sinai noch einen freundlichen Abschiedsblick zu. Es wurde jetzt sehr heiß; einige Granatäpfel vom Sinai erquickten mich und den kleinen Sohn meines alten Scheikh Hassan; denn jener hielt sich, besonders wenn ihn hungerte und dürstete, gern zu meinem Kameele, obgleich ich nichts zu geben hatte als ein Stücklein dürren Proviants und in den ersten Tagen etwa eine Handvoll aus dem Garten des Klosters. Um 12½ Uhr, als die Hitze am empfindlichsten war, erreichten wir ein Thal, welches die Beduinen Wurrish nannten und das einen so wunderlichen Anblick

---

[1] Solche dichtgeschaarte Züge von Vögeln, sind hier in der Wüste wie in den nordöstlicheren Gegenden am Euphrat im Frühling etwas sehr Gewöhnliches. Von der Gegend von Rumah erzählt v. Hammer (in s. Gesch. des Osmanischen Reiches, der zweiten Ausgabe 1. Bd. S. 721) nachdem er Andres erwähnt hat, wodurch die Gegend im Meraclande berühmt ist: „Noch berühmter aber, wiewohl Europäischen Reisenden bisher unbekannt, ist das hier jährlich im Frühlinge unter Regenzeichen sich erneuernde Wunder des Aegyptischen Wachtelzuges. Eine Wolke von Wachteln oder andern kleinen, denselben ähnlichen Vögeln verdunkelt die Gegend rund umher und die Einwohner machen dieselben in Essig ein, als Vorrath- und Handelsartikel (Hohenhammer S. 421; Seetzen IV. Bd. 102).“

gewährte, als ich kaum ſonſt in meinem Leben einen gleichen genoſſen hatte. Denn die Kreidekalk- und mergelichen Sandſteinwande zeigen Naturſpiele, welche ſelbſt noch in der Nähe architektoniſchen Zierrathen oder halberhabenen Hieroglyphen gleichen, und es iſt als fuhlten ſich die Reiſenden hier angetrieben auch allerhand Figuren an den Fels zu mahlen, denn noch ehe wir in das eigentliche Engthal kamen, zu welchem man neben einem burgartigen Felſen, wie durch ein Thor hineinzieht, ſahen wir die Felſenwande haufig mit Kohle bemahlt; die Figuren ſollten meiſt Ziegen und Kamele vorſtellen; dazwiſchen gab es auch einige Arabiſche Namenszuge. Zu dem Thale ſelber getraute ich mich kaum zu reden, ſo ſehr zog es meine Aufmerkſamkeit an. Es dauerte jedoch nur eine halbe Stunde und den Kamelen ſo wie ihren zu Fuße gehenden Begleitern mag dieß nicht unlieb geweſen ſeyn, denn der Weg gieng durch ſehr tiefen, feinen Sand. Von 1 bis 1 ¾ Uhr ritten wir uber den feſteren, felſigen Boden einer kleinen Hochebene, die unſre Beduinen Gadah benannten. Darauf kamen wir in ein ſchönes nach N. O. verlaufendes Thal, welches Quellwaſſer zu haben ſcheint, dem die Beduinen den Namen Hadhra gaben. Burckhardt halt es fur Hazeroth 4 Moſ. 11 [*]). Hier ſtunden viele Baume und Geſtraude; darunter auch, wie mir es aus der Ferne ſchien, einige verwilderte Oelbaume. Nach allen Seiten wurden die Hohlen von Springhaſen und Spuren von Gazellen bemerkt; unſer Knecht Mohamed machte uns auch auf eine bunte Schlange

*) Burkhardt vermuthet, das Hadhra das Hazeroth ſey, wo hin Iſraels Heere kamen, als ſie von der Stätte der Luſtgraber aufgezogen waren (nach 4 Moſ. 11, V. 35).

aufmerksam. So viel aber auch hier verkündet von Thieren der Wüste zu haben gewesen wäre, erlangten wir dennoch keines; denn unser Knecht und ein Beduine unserer Gesellschaft, der zum Trotz der grossen Hitze beständig eine Art von schwarzem Schafpelz trug, und den das Versprechen einer guten Belohnung zu besonderem Eifer antrieb, machten bei ihren Nachforschungen einen solchen Larmen und Geschrei, daß sie wohl einen Elephanten, geschweige einen Springhasen üben von weitem weghindern mußten. Jenseits Hadhra kamen wir auf ein Plateau, oder eine von mehren Hügeln umgränzte Ebene, welche uns die Beduinen Phara nannten, ein andres Thal nannten sie Grabe. Wir mußten hier (um 3 Uhr Nachmittags) auf einem steilen und beschwerlichen Wege durch ein steiniges Defilé hinab nach dem Thale Semgi (Zamghi?). Wir giengen zu Fuße, während dessen war meine Brieftasche aus dem Rocke, der auf dem Kamel lag, herausgefallen. Ich suchte lange vergebens; sie war nur wichtig wegen der vielen in ihr verzeichneten Notizen. Ich kam in meiner Ungeduld auf den Einfall einer der begleitenden Beduinen habe die Brieftasche gefunden und behalte sie nur versteckt, um ein recht ansehnliches Trinkgeld zu erpressen. Ich äußerte meinen schlechten Verdacht dem guten Hassan, der mit unmuthigem Ernst den Gedanken von sich wies und jetzt selber recht eifrig mit suchen half. Endlich entdeckte unsre treue Reisegefährtin das so schmerzlich vermißte Buchlein, welches zwischen den Kleidungsstücken lag. Hassan sahe mich zwar lachend, aber mit einer Miene an in der sich die unmuthig gekränkte Ehre und ein ernster Tadel aussprachen; er hatte beyrecht recht, der gute Alte, nur, dem Christen gegenüber, ich drückte

ihm die Hand mit tiefer Beschämung. Die Kamele und der größere Theil der Begleiter hatten unten, am Fuße des Abhanges gewartet; wir zogen jetzt in dem ansehnlichen Wadi Samghi hinab; unsre Richtung war nordöstlich. Schon um 5 Uhr lagerten wir an einer Stelle des Thales, wo viele Mimosenbäume und stachliche Sträucher standen. Auf den sehr heißen Tag that uns die Kühle des Abends ganz besonders wohl. Die Beduinen bekamen heute eine größere Portion Reis zu ihrem Abendessen als gewöhnlich; die guten Leute, auch wenn sie durch Hassan wußten, wie sehr ich ihnen unrecht gethan, hatten doch Alles wieder vergeben und vergessen; sie boten der Hausfrau, da diese ihnen zusahe, wie sie aus ihrem zu Hause mitgenommenen Mehle in der heißen Asche sich das kuchenartige Brod buken, eben so freundlich als sie früher es gethan, ein Stuckiem des Gebackenen an, und saßen dann laut und fröhlich schwatzend um ihr Feuer her, dessen Flamme durch die vielen hier stehenden dürren Gesträuche eine reichliche Nahrung bekam. Auch unsre jungen Freunde ergriff die Lust eine Illumination der Wüste anzustellen; sie entzündeten in einiger Entfernung von der Lagerstätte die verdorrten Stachelgewächse und beleuchteten durch die Flammen die Breite des Thales von einer Felsenwand zur andren; ein Anblick, welcher selbst die furchtsame Neugier der Kamele anzog. Die Höhe der Thalsohle war 1491 Fuß.

Freitags, den 10ten März erfreute uns schon mit Anbruch des Tages der Gesang der in den Mimosenbäumen wohnenden Vögel. Unter den mehr eintonigen Weisen der Malurusarten unterschied man auch die tonreichere Stimme einer Sylvie. Eine halbe Stunde nach 6 Uhr brachen wir auf und zogen, die Meisten zu Fuße,

in dem Thal hinab, welches an erhabener Schönheit der Bergumrisse mit jedem der gepriesensten Italienischen Thäler wetteifern könnte, dem aber freilich mit dem Wasser zugleich das Grün der Auen und der Waldungen abgehet. Doch fanden wir da unter anderen eine wunderschöne, baumartige Asclepias (die **Pergularia procera**). Die Beduinen bereiten aus den seidenartig feinen Haarkronen der Samen einen Zunder; der milchartige Saft der bei jedem Einschnitt aus dem Gewächs hervordringt und dann zu einer zähen Substanz zusammentrocknet, wird als Purgirmittel benutzt. Wahrscheinlich ist es der Aschervbaum, von welchem Burckhardt *) spricht. Einer unserer Beduinen nannte ihn Lebn-el-hemar, d. h. Eselsmilch, mit welchem Namen sonst die Towara-Beduinen eine andre, kleinere Art von Pergularia (die **P. tomentosa**) bezeichnen. Nach einer halben Stunde verließen wir das Hauptthal gegen Osten und traten in das enge, steinige Beschra oder Bestenathal ein, in welchem wir anfangs aufwärts, dann ziemlich steil abwärts ritten. Hier standen viele Mimosen, an deren langen, scharfen Stacheln, wenn unsre meist sich selber überlassenen Kamele zu nahe unter den Zweigen hingiengen, unsre Kleider und Pferdecken, zuweilen auch die Haut grausam zerrissen wurden. An manchen Stellen lagen Kohlen, welche die Beduinen aus den Baumstämmen gebrannt hatten, und die sie zum Verkauf bis nach Kairo führen. Mehrere unsrer Reisegefährten sammleten an den frischen Stämmen Arabisches Gummi, das die Beduinen als Nahrungsmittel genossen. Wir kamen weiterhin in einen engen Felsenpaß, der sich durch die hohen Felsenwände des Syenits, Porphyrs und Ur-

*) Reisen I. Bd. S. 661. 662.

trapps (Grünſteins) hinzieht und welcher mich durch ſeine Geſtalt an einige der Engpäſſe erinnerte, durch welche man auf dem Weg von Akka nach dem Sel de Tenda hindurchkommt. Wir ſahen hier einige kleine Heerden von Felſenhuhnern (Frankolinen). Ein breiteres Seitenthal; das Bette eines Winterſtromes, das von Süden her in das Bosleyrathal einmundet, nannte unſer Scheich den Wadi Raeb. Jetzt zeigte ſich auf einmal durch den Engpaß die überraſchende, herrliche Ausſicht, zuerſt hinüber nach dem jenſeits dem Atlantiſchen Meerbuſen gelegnen Arabiſchen Gebirge, dann auf das Meer ſelber. Hier, in dem erquicklichen Schatten der Felſenwande und Mimoſenbäume hatte man gern lange verweilen mögen. Wir mußten aber, wie die Kamele es wollten, auf denen wir ſaßen, unverzüglich weiter, ſo gerne ich auch mein Thier allein, ohne ihm Geſellſchaft dabei zu leiſten, hätte nach vornen niederſtürzen laſſen, was indeß, bis auf eine kleine Verletzung der Hand und des Geſichtes, Gott Lob ohne Schaden abgieng. Die Ausſicht war jetzt freier; unmittelbar unter uns erblickten wir, in weiter Ausdehnung das Meer; an der gegenüberliegenden Küſte von Arabien unterſchied man alle Umriſſe der Gebirge, zwiſchen denen ſich Thäler, von Palmenwäldern grünend, weit hineinziehen. Sie ſind die Wohnſtatte und das Eigenthum der Akaba-Beduinen, während auf dem Gebirge und an ſeinen Abhängen, bis gegen Akaba hin der mächtige Stamm der Omram ſich ausbreitet, welcher vormals ein Schrecken aller Bewohner des Landes, bis faſt an die Gränzen des Nilthales war. Die Gegend der Küſte, der wir uns jetzt näherten, heißet Akaba oder El Nebenba. Gern hätten wir die ihrem Saum ſo ganz nahe zu unſren Füßen gelegne reiche Dattelpflanzung betrübt,

an welche ein kleiner Wald von Tamarisken sich anschließt, aber Hagan sagte, dies würde ein sehr bedeutender Umweg sein. Ich war seit meinem Falle vom Kamel abgestiegen und gieng ein Stück Weges zu Fuß, nicht ohne ein bedeutendes, heimathliches Gefühl, denn die rechte Heimath der Wandernden liegt doch in den Erinnerungen an das, was ihnen der Aeltern theuer und heilig war, und die Gegend, durch die ich jetzt wandelte, weckte solche Erinnerungen in Fülle. Denn hier an dieser Kuppe, bei dem südwärts von El Nebeska gelegenen Dabab wohnte Jethro, Mosis Schwiegervater, der weise Priester von Midian, dessen Tochter Moses, der Ärmste sag, bei einem der Brunnen begegnete und deren Hand ihm, dem Heimathlosen bald zum Vaterhaus ward. Gegen Mittag wurde es sehr heiß, ich stieg wieder auf mein Kamel. Wir nahmen unsern Weg immer der Küste entlang nach Norden hin, über mehrere seichte, jetzt trocken liegende Giessbachbetten, denen man die Gewalt der zur Zeit, dafür aber desto mannigfaltigeren Vegetation ansehen konnte. Obgleich sich eben jetzt kein fließendes Wasser in diesen Flußbetten fand, so hatte sich doch so viel Feuchtigkeit in ihnen erhalten, daß zwischen den Steinen überall eine Fülle von Kräutern, namentlich aus der Familie der Korbblüthigen, so wie hin und wieder eine kleine Pflanzung von Dattelbäumen gedeihen konnte. Kaum gegen ein Uhr kamen wir zu einer ziemlich ausgedehnten Pflanzung dieser Art, in deren Nähe sich ein Brunnen mit köstlich schmeckendem Wasser fand. Die Bananengärten, welche den Palmen vom Stamme Bewegt umgeben, waren noch zum Theile als zur äußeren Abwehr von niedern Mauern umgeben, die zum Theil aus der Steine aus großen Stücken der rothen Ziegel-

gelkoralle (Tubipora musica) und andern Lithophytengehäusen zusammengehäuft waren. Aus gleichem Material zeigten sich auch die Hütten erbaut, die wir im Schatten der Tamarisken und Dattelpalmen fanden, die uns Sammler durch die Kostbarkeit ihres Gemäuers an das Mährlein von dem Lebkuchenhäuschen erinnerten. Denn so wie eßlustige kleine Kinder sich durch das Dach von süßen Kuchen, so hätten wir großen Kinder uns gar gerne durch das Obdach der Süßigkeiten des Sammeltriebes hindurchgearbeitet, wenn nur eine Gelegenheit gewesen wäre, das Gesammlete ins liebe Vaterland fortzuschaffen. Diese kostbaren, und doch so schlecht wie für Hunde gebauten Hütten sind den größten Theil des Jahres hindurch unbewohnt, nur zur Zeit der Dattelernte, die nicht in jedem Jahre von gleichem Ertrag ist, finden sich die Eigenthümer der Pflanzung mit ihren Frauen und Kindern in ihnen ein. Wir trafen in der ganzen Umgegend nur einen alten, mit Fischfang beschäftigten Beduinen an, der den Flugsand vom Deckstein des Brunnen hinwegräumen und dann die Kamele tränken half, denen auch dieses schlechte Wasser zur Labung war. Während dieses geschahe, hatten die Hausfrau mit ihrer Freundin so wie die Reisegefährten manche buntfarbige Schnecken und Muscheln gesammlet *), ich aber war mit Ergänzung des gestern nur unvollkommen geführten Tagebuches beschäftigt. Man darf dieses jetzt, Dank Mehemed Ali's Furcht und Schrecken und dem immer weiter, auch in diese

*) Unter andern wurde auch hier im Meere ein Thier gesehen, freilich aber nicht gefangen, das der Beschreibung nach ganz einer Wasserschlange mit plattem Schwanze glich.

dieje Bildung der Völker eindringenden Einfluß der Europäischen Cultur, ungeachtet, auch vor den Augen der Beduinen thun, während noch Burckhardt jede Gelegenheit, etwas unvermerkt aufzuzeichnen, mit vielfacher Lift erhaschen mußte, weil damals selbst die beigemischten Beduinen in der Kunst des Schreibens die verdächtigen Ränke eines Schwarzkünstlers vermutheten, welcher ihnen und der Natur ihres Landes, namentlich durch Entziehen des Regens, Schaden zufügen wollte. Von unserm Frankplatze, bei welchem wir nahe eine Stunde verweilt hatten, hinweg, zogen wir zuerst an einer Wand hin, dann betraten wir einen schmalen Weg der zwischen dem Fuße der Sandsteinfelsen und dem Meere hinlauft. Die Meereswellen schlugen zuweilen bis an den Fuß unserer Kamele; herabgestürzte Felsentrümmer versperren hier den Pfad; das Auge wird aber zugleich durch den Anblick der wundervollen, burgähnlichen Felsengruppen ergötzt, welche zur Linken des Weges der rothe und mergelige weiße Sandstein bilden. Durch die pfeilerartigen Massen ziehen sich flußartige Engthäler, in denen im Winter die Regenströme ihren Lauf nehmen; über diese Spalten hinaus sieht man jenseits des Sandsteines den höheren Rücken des Porphyr- und Granitgebirges. Etwas weiterhin kamen wir über ein breiteres Terrain, das hier aus dem Amphitheater der Berge hervortritt. Jenseits dieses Punktes treten die Höhen weiter vom Meere zurück; zwischen diesen und jenem bildet sich eine kleine steinige Ebene, welche gerade vor uns, in Norden, durch einen wieder nahe ans Meer rückenden Berg, den Abu Burka, begränzt wird. Bis zum Ende dieses Berges wollten unsere Beduinen uns führen, wir aber, weil wir noch eine Tages-Stunde zum Sammlen am Meere zu benutzen wünschten, ver-

mochten sie schon vorher zu halten. Wir lagerten bald nach halb fünf Uhr des Nachmittags in einem jetzt ausgetrocknetem Gießbachbette, ganz nahe am Meere. Hier vergnügten wir uns bis zum Einbruche der Nacht mit dem Auslesen von Conchylien, am Saume des Ufers.

Sonnabends den 7ten März, eine halbe Stunde nach sechs Uhr des Morgens zogen wir weiter, und bemerkten nun erst, welche weite Strecke wir gestern noch bis zu dem Berge wurden gehabt haben. In einem Gesträuche an der Seite unsres Weges, der sich nahe am Meere hinzog, lag das Rückenschild von einer sehr großen Seeschildkröte, welches in seiner längsten Ausdehnung gegen vier Fuß maß. Noch vor zehn Uhr kamen wir an eine Dattelpflanzung, welche unsre Beduinen Magazin benannten. Unter den Dattelpalmen zeigte sich die südlichere Form der Doumpalme; nach der Meerseite hin lagen Hüttenzelte der Fischer. Bei einem von diesen kauften wir um sehr billigen, und dem guten Manne dennoch, allem Anschein nach doch erscheinenden Preis einige frische und an der Luft getrocknete Fische. Sie schienen zur Gattung Acanthurus und Chaetodon zu gehören. Die Buchten und seichten Stellen des Meeres sind hier so überreich an Fischen, daß die hiesigen Beduinen nicht bloß ohne den Beistand eines Fischerkahnes, bloß mit Angel und Netz, so viel als sie zur eignen Nahrung und zum Verkaufe brauchen, herausfangen, sondern daß auch ihre Hunde, mit Zähnen und Klauen so viel sich herausziehen, als sie zu ihrer Sättigung begehren. Und noch mehr als dieses. Denn der Fischer, der dem Hunde keine andre Nahrung reicht als das rohe Fleisch der Fische, das jener sich selber erwerben muß, nimmt anderers dem Thiere seinen wohlverdienten Erwerb aus den

Zahnen, wenn Reisende nur besonders ansehnliche Beute erhalten hat. In der Nähe dieser Palmenpflanzung und Ansiedelungen, gegen den Fuß der Gebirge hin, pflegen sich wilde Thiere zu lagern. Eine davon wollte der liebenswürdige Bekannte Mikaëlsk, der sich bei so heißem Wetter in Morgen Pelz schleppt hatte, mit der Flinte des Herrn Dr. Veth erschießen, das obere Thier aber war schon stärker und schneller als er, und ich hatte nicht ohne genügende Ermüdung bei solcher Wärme und in schlechter Luft lange, weite, und beschwerliche Jagerfahrt durchs Thal und über die Hügel mit machen können. In unsern Tagen gegen sich mit von neuem die Zeltcamarden des Landsknecht aus Ufer heben, diese Gegend ist für den Palmenwuchs wichtiger, während das entgegengesetzte, wilde Ufer beständig grün und fruchtbar erscheint. Die Breite des gebirgsbegrenzten Thales wechselt nach Norden hin ziemlich stark ab. Gedrängter geht sich wieder von der Küste hervor, so daß sie fast weiter ins Auge fallen. Das Thier scheint hier einige sichtliche Breite zu haben als unterwegs von Lima, in der Gegend der Wasserfassen, z. B. von einer halben Stunden. Der Landschaft gewährte auch wenig guten Schatten, das wenige Gesträuch. Obwohl in den heißen Zimmern der Luft gegen war aber eine frische, kühlige Brise, die sich mit im Thal herum erhielt. In unsern Tagen sieht von Tagthal nach dem Meere hinaus, das in der Ferne wie von einer Nebelwand verschlossen schien, die Strahlen der Sonne erhellten nur eine ganze Strecke von Steppen und Tamarisken, das Meer, das bei hellem so schönen Anblick zu Erholungsgängen gewährt war, glänzte in den Abendstunden gewöhnlich von Farben trauer zu haben,

uns war es als müsste da unten am Meere eine Stadt liegen. Wir hatten keine Gelegenheit uns von unsrer Selbsttäuschung los zu machen, denn das Gebirge, welches diese Küstengegend im Norden begränzt, setzt seine gähen Wände und Klippen so unmittelbar ins Meer hinein, daß für keinen Pfad Raum bleibt; die Reisenden müssen durch einen Umweg, der sich in nordwestlicher Richtung landeinwärts zieht, das Cap umgehen. Unsre Beduinen nannten dieses Vorgebirge Ghafare, es ist aber kein andres als jenes, das bei Burkhardt Dschebel Zaharafe heißt. Der Umweg war, abgesehen von der Hitze des Tages und von dem widerwärtigen Getümmel, das jeder unerwartete Umweg erregt, ein höchst beschwerlicher und ermüdender. Er lief in mannichfaden Krümmungen zwischen den großen, am Bergabhange liegenden Felsentrümmern und über dieselben hinan. Desto glänzender war aber auch jetzt der liebliche Eindruck den das grünende Thal machte, in das wir jenseits der Felsenhöhen hinabstiegen. Hier glaubte man wirklich auf einer vaterländischen Wiese zu seyn, nur gab es kein hohes Gras, sondern neben dem niedren Gebüsch der Tamarisken, unter denen das Geschlecht der Springhasen seine kleinen Hütten angelegt hatte, blos niedrige Gewürzkräuter und kreuzblumige Pflanzen. Leider war der Weg durch dieses kleine, im Kessel der Felswände gelegene Thal nur sehr kurz, dann gieng wieder das Steigen, durch einen Felsenpaß an, der wohl einmal vor alter Zeit durch Menschenhände mag gangbar gemacht worden seyn. An einigen Steinen zur Seite dieses Weges glaubten wir Inschriften, wie von halb erloschenen Eingrabungen Nemitischer Zahlen zu bemerken. Auch jenseits der Anhöhen kamen wir wieder in ein Thal, in welchem mehrere Akazienbäume von

den und wo der Boden Kalkgerölle auch von anderem Strandwerk und Pflanzen grünte. Dieses Thal war das Bette eines Bergstromes (Wadi), der zur Zeit des Regens diesen Weg nach dem Meere nimmt. Auch wir lenkten uns jetzt mit der Richtung des Wadi zugleich wieder ostwärts und bald nach vier Uhr sahen wir, zwischen zwei Bergen landwärts, den blauen Meeresspiegel. Unser weiterer Weg nach Akaba hin ware eigentlich von hier aus nordwärts gegangen, da wir aber durch unser gestriges krauses Ankalten verfehlt waren, konnte die gewöhnliche Station im Wadi Taba nicht mehr erreicht werden, unsere Kameele legten deshalb nach dem Meere hin, wo wir zwischen dem westlichen Ende des Tabetel Zaherate und dem Vorgebirge Dschullalah die nächsten es wenigstens unsere Kameele am Ende des letzteren unser Lager aufschlugen. Die Bucht hat hier nur eine Breite von einigen hundert Schritten; am Meere hin ist sie durch die steilen Felsen des Zaherate gegen Süden abgeschlossen und auch am nördlichen Vorgebirge kann der schmale, für Fußgänger und Kameele etwa noch gangbare Saum nur noch eine kurze Strecke hin, dann verschwindet ihn das zwischen die Felsenwände hineintretende Meer. Auch gegen Westen, nach der Landseite hin, ist der Zugang durch einen steilen Schuttwall sehr unwegsam gemacht, nur ein schmales Stück trockenen und ebenen Sandbodens führt jetzt vom Strande nur an diesem hin zu der Felsenwand des Dschullalah. Man sieht es fast als hätten die Kameele absichtlich diesen von der Natur so weit geschützten Lagerort gewählt, denn es waren vom Tamarisken-Strauch und in der Gegend des Tabetel Zaherate kaum die Spuren des Kameeldornes bemerkt, selbst Futter

und gewöhnliches Benehmen gegen die Beduinen von Ter wo nicht eine feindselige doch eine sehr zweifelhafte und zweideutige ist. Es war noch nicht fünf Uhr des Nachmittags, da stund schon unser Zelt aufgerichtet und wir durften unsre gewöhnlichen Abendvergnügungen der Wüste beginnen. Ein Umstand schien anfangs diese etwas stören zu wollen: die Beduinen — wer konnte es den armen Leuten bei so heissem Wetter verdenken — hatten unsern ganzen Wasservorrath ausgetrunken bis auf einem schlammigen, in dem einen Schlauche zurückgebliebenen Rest, der für Menschen fast ungenießbar war, weil der Beigeschmack des Salzigen jenen des widerlich fauligen nicht zu übertäuben vermochte. Man kam jedoch auf den Einfall einen Kaffee daraus zu kochen, und so wurde wenigstens die gelblichgraue Farbe des Getränkes zur schwarzen gesteigert und auch der Naturgeschmack verändert. Hassan fand den Trank vortrefflich, warum hätten wir ihn nicht auch so finden sollen?

An solchem Ort wie dieser vergißt man übrigens bald der kleinen Beschwerden des Wüstenlebens. Ich kann wohl sagen, daß mir dieser Abend einer der lieblichsten und festlichsten während der ganzen Reise vom Sinai nach Hebron gewesen ist. Denn außerdem daß der liebe Sonnabend Abend etwas von den Kräften seiner Sabbathsfülle auf die innre wie auf die äußre Welt fallen ließ, war heute der Vorabend von einem andern Fest meines Herzens; morgen, am 12ten März war ein Gedenktag für dasselbe, der Geburtstag meines ältesten Enkels und der Geburtstag von noch jemand der meiner Seele theuer ist. Das war aber auch ein rechter Festvorabend; statt der Glocken, die um diese Zeit am Samstag Abend in allen Dörflein den morgenden Sonntag verkündeten, läutete

uns denselben das Meer mit seinen Wogen zu, die laut an den Felsen schlugen, und vor unseren Augen hatten diese Wogen schon lange vorher, ehe wir kamen, so reiche Festgeschenke ausgebreitet, daß wir wohl bemerken konnten, daß wir hier in dem Audienzsaal eines reichen, guten Königs standen, wo einem zwar weder Bier noch Wasser gereicht wird — denn das würde sich für den Herrscher Neptunus nicht schicken, wohl aber andere Gaben, die mehr werth sind als der köstlichste Wein und alle Gerichte der Tafel. Hatte ich nur noch in meiner Jugend, da mich die schönen buntfarbigen Conchylien so anlockten, ein sehnlichst gewünscht einmal selber in der Gegend zu sein wo diese blendend weiße Meerprinzessin, welche wegen des schönen Gewandes als Jungfrau des Meeres, als Conus virgo benannt ist, wo die buntfarbigen Porzellanschnecken des Indischen Meeres, wo die edle Perlenmuschel und die zarten Cypraen zu Hause sind; hier fand ich diese alle und noch gar manch mehr Arten als ich nur jemals gewünscht, in solcher Fülle beisammen, daß nicht etwa der Mangel des Materials, sondern nur der Mangel des Tageslichts, beim Einbruche der Nacht, dem Sammeln ein Ziel setzte.

Der gekochte Reis, den wir heute zur Abend- und Mittags-Kost genossen, schmeckte zwar etwas stark nach dem faulig-bitterfalzigen Wasser in welchem er bereitet war; die Vorräthe die uns aus der Hand der guten Väter des Sinai von Kairo und Jerusalem angekommen waren, hatten schon seit geraumer Zeit ihr Ende genommen, aber da die Seele sagte ich bin sehr vergnügt, musste der Leib auch sagen ich bin gesättigt.

Nach Sonnenuntergang erhob sich ein starker Wind, Sturm und Wetter kamen an den Felswänden und

Klippen ein Lied dessen Weise sie dem Donner der Wolken oder dem Brausen der Tiefe beim Erdbeben abgelernt haben mochten; gerade heute, wo wir auf einer mehr denn sonst geschützten Lagerstatte ruheten, sollten wir erfahren daß die Hutte des Pilgrims, auch wenn sie hinter Felsenwanden stehet, eine leicht bewegliche und vergängliche sey. Denn noch ehe der Tag grauete, gegen drei Uhr des Morgens, riß der Sturmwind unser Zelt ab und warf es auf uns, ohne jemand zu beschädigen. Es ist immer gut wenn die irdische Hutte, worin der Pilgrimm wohnt, keine gar zu schwere und große ist; wenn sie dann einmal zusammenbricht, thut der Fall dem Bewohner nicht sehr weh. Wir selber konnten uns unter den Stangen und dicken leinenen Wanden nicht herausarbeiten, aber die Beduinen halfen uns davon los und wir konnten uns nun doch auch einmal den übrigen Theil der Nacht hindurch recht nach Herzenslust von den Lebensodem des Sturmwindes anfachen lassen.

Sobald es Tag war giengen Einige von uns von neuem ans Meer um nachzuschauen was fur Neuigkeiten die Fluth aus ihrer Tiefe mitgebracht habe. Der Sturm hatte sich gelegt; der Saum der Kuste war mit den schönsten Conchylien bedeckt. Erst kurz vor sieben Uhr waren unsre Beduinen zum Aufbruch fertig; Mehrere von uns giengen zu Fuß; ich wollte einen Nebenweg mitten durch die Thalbucht nehmen, welche die Kamele mit ihren Fuhrern in einen weiten Umkreis umzogen, ich gerieth aber so tief in den salzthonigen Schlammboden, der von weitem wie weißer Sand aussahe, daß ich fast stecken blieb. Wir umzogen das Vorgebirge, bei welchem wir vorige Nacht gelagert hatten, kamen durch mehrere Tha-

ler und Engpäße an einer sehr schmalen Meeresbucht herum, die einem kleinen, stillen See glich und von schwarzlichen, basaltischen Klippen umgeben war, dann wieder hinaus ans freie Meeresufer, an welchem sich der mit Felsentrümmern bestreute, schmale Weg hinzog. Eben an der Meeresbucht bei der wir am Anfang des heutigen Tagmarsches vorbeikamen, noch mehr im weitern Verlauf des Küstenweges, der bald über Klippen bald über ebenen Sand ging, lagen ganz besonders viele und frisch erhaltne Pharaoskrämelschnecken; die Hausfrau aber, sonst so schnell und thätig im Sammeln, wollte heute, und wenn es Perlen der Kleopatra gewesen wären, keine aufleben, weil es Sonntag war. An einer recht schlimmen Stelle des Ufers stürzte Herr Dr. Roth vom Kamel, auf dessen Nackengepäck er wie die Beduinen mit untergeschlagnen Beinen saß, weil Abdallah, der das Kamel meiner Frau führte, jenes des Dr. Roth plötzlich durch einen Schlag antrieb und erschreckte. Gott hat ihn bei diesem Falle abermals vor größerem Schaden bewahrt; er klagte aber doch sehr über Schmerz in der Hüftgegend. Wir hatten diesen Vormittag eine unbeschreiblich schöne Aussicht über das ganze Ende des Akabitischen Meerbusens. Namentlich konnten wir den steilen Gebirgszug, südwärts vom Akabah deutlich sehen, den der Arabische Name dieses Meeres benennt, und welcher den Meccapilgrimen als ein so schauderlicher erscheint, daß sie, im Begriff ihn herabzusteigen gewöhnlich ein Gebet, wie in Sterbensnöthen beten. Um zehn Uhr kamen wir an der kleinen Insel Jezirat Pharaun, welche Nabatäer Hisma, unsre Beduinenführer aber Abu Zuma Unka el Wetga benannten, ganz nahe vorbei. Der Zwischenraum zwischen ihr und dem Ufer auf dem wir reiten mußt nur

120 Schritte (300 englische Fuß) und das seichte Lowenreiche Meer sieht sich so an als müßte man es zum Theil durchwaten können. Die Insel besteht aus zwei rundlichen, etwa anderthalb hundert Fuß hohen Hügeln, welche durch eine flache Landzunge mit einander verbunden sind. Ihr ganzer Umfang ist von starken, jetzt freilich an vielen Stellen zerbrochenen Mauern umschlossen; an jeder der vier Ecken stehet ein viereckter Thurm in Sarazenischer (?) Bauart, ähnlich den ältesten Mauerthürmen von Kairo. Um den Gipfel des nördlichen Hügels lauft außer jener allgemeinen, tiefer am Meer gelegnen, noch eine andre, besondre Mauer herum, welche an manchen Stellen unmittelbar vom Rande des Felsenabhanges emporsteigt; diese Mauer erhält durch ihre Thürmchen, Zinnen und Schießscharten ein gar ritterlich ehrenvestes Aussehen. Innerhalb des Kreises dieser innren Mauern der Nordseite sollen sich mehrere viereckige (auch für uns erkennbare) Gebäude finden, welche durch dicke Mauern von einander abgesondert sind. In den untern Räumen dieser Gebäude trafen Reisende, denen das Glück ward die Insel zu besteigen, Säulen von Dorischer Ordnung, so wie Bogen von großer Vollendung; unter dem Mauwerk der spätern Mauern bemerkten sie Trümmer von Marmortafeln und Säulen, welche die Vermuthung rechtfertigen, daß dieses jüngere, noch jetzt als imposante Ruine dastehende Gebäude auf der Stätte und aus den Ueberresten eines älteren, ungleich prachtigeren sich erhoben habe. Eben auf diesem nördlichen Hügel fanden jene Reisende (namentlich Wellsted) auch einige tief in den Felsen gehauene Cisternen. An der Landzunge, welche beide Hügel verbindet, zeigen sich noch sehr deutliche Spuren eines früher hier verbandenen, künstlich

von Dammen gebauten Hafens, dessen vormalige Tiefe freilich jetzt von angeschwemmten Sande erfüllt ist. Die Bewohner der Umgegend schreiben dieses ganze Bauwerk dem großen Sultan Saladin zu; seine erste Anlage gehört jedoch wahrscheinlich ungleich älteren Zeiten an; denn diese Insel war, nach der Aeußerung des sachkundigen Wellsted, der einzige geeignete Punkt zum sichern Ankern der Schiffe im nördlichen Theile des Meerbusens; die Vermuthung ist keine zu kühne gewagte: daß hier die Stätte des alten Ezeongaber gewesen sey, in dessen Hafen des königlichen Königs Salomo Schiffe gebaut waren, und mit Hiram Knechten befahren wurden, jedoch Fahrzeuge aber zertrümmerten [1].

Gegen halb ein Uhr nach Mittag hatten wir das nördliche Ende des Akabitischen Meerbusens erreicht; auf der Umgehung unsers Weges von Nord nach Ost brauchten wir eine ganze Stunde zu, wobei wir zuerst an eine ansehnliche Palmenpflanzung kamen, in welcher viele alte Wohnungen stehen. Von hier an wendete sich unser Weg an dem östlichen Ufer des Meerbusens, der auf unsern früheren Landkarten so häufig falsch (wie in zwei Armen auslaufend) gezeichnet ist, hinab gen Süden, und wir brauchten gerade noch 20 Minuten, bis wir an das Thor des mitten in einem reichen, schönen Palmenwald gelegenen Kastells von Akaba kamen. Schon vor diesem Thore kam uns ein sehr verdächtig aussehendes Gesindel entgegen; als wir hineintraten sahen wir uns alsbald von einem neugierigen Gedränge von ärmlich gekleideten Männern, Frauen und Kindern umringt. Wir ergötzten uns vor allem an einem Trunk Wassers, aus dem Brunnen

[1] 1 Kön. 9, 26. 2, 11. 2 Chron. 8, 17.

des Schloßhofes. Nach einiger Zeit, die sie wahrscheinlich gebraucht hatten um sich ein wenig in Staat zu werfen, erschienen der Commandant der kleinen Festung, der Aga und einige vermuthliche Offiziere. Der Commandant trug uns das Nachtlager mitten im Hofraume, zwischen den hier stehenden Hütten und Baracken der Soldatenfamilien an, da es aber dort überaus unsauber aussahe und roch, und wir mit Recht den nächtlichen, unabwendbaren Ueberfall des Ungeziefers fürchteten, zogen wir es vor unser Zelt außen am Meere, im schönen Walde der Palmen aufzuschlagen. Unser guter Scheikh Hassan und seine Beduinen machten sich, sobald sie die Sachen abgepackt hatten sehr eilig davon; wie es uns schien eben so sehr aus Furcht vor dem Commandanten, der es ihnen untersagt hatte uns weiter zu führen, als vor dem misgunstigen Volke des Howatistammes. Der Aga schickte uns, bald nachdem wir unser Zelt aufgeschlagen hatten, ein Lamm zum Geschenk, wobei es diesmal freilich, wie leicht herauszusehen, auf ein Gegengeschenk abgesehen war, das den Werth der Gabe weit überwog. Bald nachher ließ der Commandant uns sagen, daß er, wenn wir nicht im Hofe übernachten wollten, uns auf heute Nacht Soldaten zu unsrer Bewachung, gegen die in hiesiger Gegend gar bösen Beduinen zusenden wolle; wir ließen ihm wieder sagen wir seyen unsrer genug und wollten uns gern selber bewachen. Wir hatten auch schon die Wachstunden unter uns vertheilt; Freund Vernay, der Maler, den das Loos der ersten Wache traf, schritt schwer bewaffnet mit Flinte und Säbel, und mit grimmig zu Boden blickender Miene umher; da kamen dennoch ungebeten zwölf schlecht bewaffnete, meist nur mit einem Spieß versehene, sogenannte Soldaten, und der gran-

hartige Alte, welcher heute schon mehrmalen den Unterhändler zwischen uns und dem Commandanten gemacht hatte, erklärte uns im Namen von diesem, daß, da wir durch einen Firman vom Pascha empfohlen seyen, der Commandant von Maskat für unsre Sicherheit haften müsse, darum hatten wir die Wache nicht zurückweisen. Die zwey Kanonen zündeten sich jetzt, mit den Pfeifen zugleich, ein Wachtleuer an und machten einen Larmen der fast einen Sterbenden am Einschlafen hätte hindern können, besonders der Eine, der, wie es schien gern hoch weite, mit dem Klange aber nur ein Geschrey, wie durch eine blecherne Trompete hervorbrachte.

Der Mensch scheint in diesem Vaterlande aller wachsam erhaltenden Elemente, deren eines der wohlbekannte Mangel ist, nur sehr wenig Schlummer, um dennoch für das Annehmen der Extreme der belebenden Wärme und des Lichts wieder empfänglich zu seyn. Hier auch nach einer fast ganz schlaflosen Nacht in der Jahreszeit der Palmenblüthe heraustritt unter freyen Himmel, Arabiens Himmel und seinen gewürzreichen Duft einathmet, während im Wipfel der Palme die orientalische Nachtigal (Bull Bull) ihre laute, melodierreiche Stimme erhebt, der wird nicht mehr an die „Mühseligkeit" schlafloser Nacht, sondern nur an den herrlichen Morgen und an die Lust des Wachens beym Licht des Tages denken. Es war gut, daß wir diesen Krabbingemerzen in einem der schönen Palmenwälder am rothen Meere noch recht hergenlos und ruhig genossen; denn bald kam es Mandesch, das die Ruhe stören wollte. Der Commandant und der Aga des Kastells hießen uns, da wir auf seinen Firman uns berufend, warmen sagte die Zeit war zu Weiterreise Karawane bestimmt war, auf schleunige Antwort drangen, herauf

sagen, es seyen keine Kamele vorhanden, und als wir erwiederten, daß wir bei unsrer Ankunft eine mehr als nöthige Zahl dieser Thiere, nahe bei dem Kastell auf der Weide gesehen hätten, antwortete man uns, daß diese Kamele das Eigenthum eines sehr verdächtigen Beduinenstammes seyen; mit diesen könne man uns, wegen der Verantwortlichkeit gegen den Pascha nicht geben lassen, man habe aber bereits einen Boten abgesendet, nordwärts hinauf nach der Araba, nach andern Kameln und sichreren Führer, welche freilich erst binnen etlichen Tagen hier eintreffen konnten. Wir mußten uns, da wir ganz in der Gewalt der Leute waren, in jedem Fall auf einen Verzug von etlichen Tagen gefaßt machen, deshalb beschlossen wir die Zeit so gut zu benutzen als möglich. Mit Dr. Erdl und Herrn Franz ergieng ich mich noch in den Stunden des Vormittages an der östlichen Küste des Meerbusens hinab nach Süden. Nach etwa drei Viertelstunden Weges kamen wir an einer auf dem vorspringenden Felsen gelegenen, wie uns schien jetzt ganz verlassenen Ruine, dem Kaßer el Bedawy vorüber. Am Meere hingehend fanden wir Vieles das für uns sehr werthvoll war, unter anderm auch die in unzählbarer Menge, zwischen dem Seegras des Strandes aufgehäuft liegenden, zarten, durchsichtigen Gehäuse einer kleinen Hyalea *).

*) Sie steht der Hyalea tridentata wenigstens ganz nahe. Außer dieser fanden ich in dieser reichen Muschelernte namentlich Conus Magus, Virgo, fasciatus, stercus muscarum, vulpinus, amaria, mustatellina; Dolium pomum; zwei noch näher zu untersuchende Arten von Cerithium: Triton ruberula, tripus, clavator, lambus, unus und einige noch weiter zu untersuchende Spezies. Kaurika gran-

Zuletzt kam ich noch einsam vorwärts gehend auf eine Felsenbank die ganz aus Breccie gebildet ist. Hier lag ganz am Rande eine Seeschildkröte von mittlerer Größe, wie es schien schlafend, am Strahl der Sonne. Ich nahete mich so leise als möglich, als ich aber zugreifen wollte stürzte sich das Thier ins Meer, und da ich in die für mein Auge unergründbare Tiefe hinunter sahe war ich froh, daß meine Hand zu langsam gewesen, denn

---

fera; eine Phasianella; Trochus magus, virgatus, undosus und eine noch weitere Bestimmung bedürftige Art; Turbo argyrostomus, muricatus und eine noch nicht ac. und erkannte Species; Planaxes sulcata; Monodonta Pharaonis und eine noch zu bestimmende Art; Cypraea arabica, talpa, mus, carneola, erosa; Pterocera lambis; Strombus lineatus, gibberulus, acrilitrinus, floridus, auris Dianae; mehrere Arten von Haliotis, Capulus, Patella, Vissurella und Balanus; Pinna saccata; eine noch nähere zu bestimmende Mactra; Tellina rugosa, scobinata, incarnata und noch eine Art; Lucina edentula; Cytherea pectinata, rugifera, muscaria, arabica und noch zwei Arten, Capsa rugosa; Cardium retusum; Tridacna gigas und squamata; Lima glacialis; Arten von Pecten und Plicatula; Mytilus exustus; Arca foliata; Avicula margaritifera und noch eine Species; Chama gryphoides, Spondylus gaederopus; Ostrea crista galli. — Unter den hier aufgefundenen Zoolithen zeichnet sich eine wahrscheinlich neue Art von Graphipterus aus; an Pflanzen fanden wir, außer den bereits aufgezählten und außer den oben noch bei Ze. gefundenen Tangarten die Avrainvillea ciliata; Lavandula pubescens; Diselera hispidissima, (ist noch näher zu bestimmendes Exemplar) Heliotropium arbainense, Trichodesma nov. spec.; Cleome chrysantha; Cassia obovata; Trigonella micrantha

meine Beute wäre stärker gewesen als ich und hätte mich wahrscheinlich mit sich genommen in ihr Element, das nicht das meinige ist.

Als ich so noch einige Augenblicke sinnend auf der Felsenbank stund und dem Hall der Brandung zuhörte, welche der Nordwind zwischen die Klüfte trieb, da ergriff mich ein Gefühl von ganz besondrer Art und Kraft. Es waren nur wenige Minuten, welche der mächtige Eindruck gebraudhte, um in mir eine Welt der Erinnerungen zu erzeugen, die bis ans Ende des Lebens in unzerstörbarer Frische fortwahren wird. Mir gegenüber und ganz nahe, von dem Glanze der Mittagssonne erhellt, lagen die sonderbaren Ruinen der Felseninsel Jezirat Pharaun, an denen die Herrscher Idumaa's und Israels, so wie die früheren und späteren Machthaber Aegyptens gebaut haben; über die andren Ruinen im Meere, welche nordostwärts von der Insel wie weißes Gebein über die Klippen ragen, flog lautschreiend eine Schaar von Möwen; in Norden grünten die Palmenwälder von Akaba, hinter mir, fast in Osten, zog der steile Felsenpfad der Pilgrime über das Gebirge; in Westen eröffnete das Gebirge der Einöde Tyh — der Wüste der Verirrungen, die Riesenthore seiner Grabstatten. In solchen Gegenden wie diese da, aus denen die Gegenwart hinausgezogen, und nur ein Namenszug der Vergangenheit an den oft mit Mühe bestiegenen Felsen zurückgeblieben ist, hat nicht selten ein Genius der Weissagung seine Wohnstatte, der mit den Kräften des Adlers die Natur des nächtlichen Todtenvogels vereint. Sein Wesen ist nicht für den hellen Glanz der Sonne, sondern für das Licht des Mondes gemacht, aber wie der Zug des Mondes, zur Zeit seines vollen Lichtes die Fluthen des Meeres, so bewegt der Schlag seiner

Adler

Adlerschwingen ganze Völker und Zeiten. So ist dies der mächtige und dennoch nachtliche Geist, mit welchem der Prophet angethan war, dessen Lehre von diesem Lande aussieht „wie ein Rauch eines sehr großen Ofens," und verwüstete die Sonne und die Luft. Fliege du nur deinen Flug, du nächtlicher Adler, noch Heute und Morgen, auch aus dem Rauche deines Ofens ziehet sich eine Wetterwolke zusammen, deren Sturm und Blitz und Donner die Luft reinigen, und die Heuschrecken im Lande des Westens wie des Ostens treffen wird. — Meine Seele athmete in diesem Augenblick eine reine Luft der Berge, von denen die Hülfe kommt, belüftet von dem Dufte der Gewürzgarten Arabiens; das Heimweh nach jener Herrlichkeit, welche einst offenbart werden soll, trug mich im Geiste über das Meer, hatte in diesem Augenblick mein unkräftiges, oberflächliches Sinnen den tiefen Ernst eines Sokrates anzuziehen vermocht ich wäre da, versenkt in Gedanken stehen geblieben, bis zum Aufgang des andern Tages. So aber erhob ich meine Füße und eilte zu den beiden Freunden zurück, die in einiger Entfernung auf mich warteten. Wie ein tief ergreifendes Lied aber, das die Orgel des Domes anstimmte und die Gemeine singt tönte in meinem Innern das nach, was ich, stehend auf der Zeltenzinne am Meere empfunden, und noch jetzt vernimmt mein Gemüth aus jener Stunde die Melodie eines Liedes der Wächter.

Es waren eben die heißesten Stunden des Tages, da wir an der Kante des sogenannten Pedumenthales vorüber auf die Palmenwälder zugingen, aber ein kräftiger Nordwind kühlte die Luft. Wir sahen in's Arabien, sprach ich zu den jungen Freunden und sie stimmten von Herzen in das Lob ein, obwohl sich in den Genuß

bald etwas Störendes mischte, da wir hinter dem Felsen einige Beduinen hervortreten sahen, von so wildem Aussehen als uns noch keine vorgekommen waren. Sie gehörten zum Geschlecht jener Wordrauber, die noch vor wenig Jahrzehnten die Gegend ostwarts von Akaba für den Reisenden unzugänglich machten. Wir durften ruhig seyn, denn nicht die beiden Flinten, welche meine Freunde trugen, auch nicht der Firman des Paschas, sondern ein Firman der höheren Art war es, unter dessen Panier wir sicher reisten.

Bei unsrer Zurückkunft zum Zelt fanden wir einen Handelsverkehr entsponnen, der uns viel Unterhaltung gewährte. Ein alter Beduine, von noch immer kräftiger Gestalt, aus dem Stamme Omran (?) hatte sich, da er auch für die Bewohner des Kastelles dies Geschäft besorgt, erboten uns Fische zu fangen, nicht für Geld sondern für Racky oder Branntwein, zu welchen er als Bekenner des Islams einen gesetzwidrigen Hang hatte. Da wir selber von diesem Getrank nur einen äußerst geringen Vorrath hatten, konnten wir ihm nur Geld und etwa einen Schluck zur Erquickung auf seine nasse Arbeit versprechen, die allerdings, wie er uns dies auseinandersetzte, keine ganz leichte seyn mochte; denn da in dieser ganzen Kustengegend kein einziger Kahn ist, auf welchem der Fischer hinausfahren konnte ins Meer, muß derselbe, öfters bis an die Brust tief in das Wasser des Kustensaumes hinein waten, um die Fische in sein Netz zu bekommen. Diese sind aber auch hier in solchen Schaaren vorhanden, daß ein einziges Boot, von geschickten und mit guten Werkzeugen versehenen Fischern bemannt, den ganzen Markt von Genua mit Nahrungsfülle versorgen konnte. Außer dem alten Fischer waren auch andre Leute mit

schönen Conchylien gekommen, die wir weiblichen Namens in die Mandner Sammlung verhandelten. Wir selber aber hatten am Ufer einen Scharites (Art von Seegel) von ganz besonderer Größe und Schönheit gefunden, denn noch alle jene zugerüsteten Stachela anfaßen. Wie und womit sollten wir das prachtvolle Stück forthringen? Die gute Hausfrau schaffte Rath. Ihr Staatsrecbaut war in einer eignen Schachtel, die der Scharis genau ausfüllte. Einer Pilgerin genügt auch der Strohhut und wozu braucht man in der Wüste und in Jerusalem den carnevalmäßigen Korkhelm? Dieser wurde denn herausgethan, der Scharis aber hinein.

Außer Wachteln und Rebhühnern, der beiden Arabischen Kochkunst, die sich am Fleische des Lammes bewiesen, erhielt heute, von uns Hungernden, das wohlverdiente Lob; das Cisternenwasser aus dem Kastell war vortrefflich und wer einen Kaffeetisch begehrte, der konnte sich an der Küste einige der hier häufigen wohlschmeckenden Austern aufsuchen. Nur das Brod aus Akaba war wegen des scharfen, mürrischen Ziegelgeschmackes und wegen seines Aussehens keine angenehme Kost.

Nach Tische hatte man gerne, auf die zwei vorhergegangenen unruhigen Nächte ein wenig geschlafen. Aber weil wir gestern, um uns bei den Arnauten, aus denen der größte Theil der Besatzung des Schlosses besteht und bei den Beduinen in Respekt zu setzen, viel mit unsern Gewehren geschossen hatten, mußten wir uns gefallen lassen, daß heute auch jene uns ihre Kunst im Flintenfeuer zeigten; die Soldaten schossen ganz nahe bei unserm Zelte nach einem Ziele, und ich meine sie trafen mit ihren alten Gewehren besser, denn wir mit unsern neuen. Bei diesem Lärmen, der durch das laute Geschrei der

Schützen noch sehr vermehrt wurde, dauerte mich am meisten unser lieber Dr. Roth, der noch immer an den Folgen seines gestrigen Falles leidend, darnieder lag. Man mußte sich übrigens bei den Soldaten für die es laute Possenspiel noch bedanken, denn sie hatten, halb europäisch in Tuchjacken und Hosen gekleidet, ihre beste Kleidung angelegt, die freilich fast bei Jedem von andrer Farbe und auch an einem und demselben Krieger, wegen der spateren An- und Zusätze der neuen Lappen von sehr verschiednem Colorit war.

Während der heißeren Stunden des Tages besahen wir das Kastell von außen und innen. Es ist allerdings fest genug um Leute, die weder Sturmleitern noch andre Geräthe der Belagerer haben, auszuschließen, an einigen Stellen der Ostseite aber, hat der Flugsand der Wüste so hohe Hügel in der Nähe der Mauern aufgehäuft, daß ein Achilles wohl ohne der Sturmleiter zu bedurfen, hinübergesprungen wäre; die Bauart der Zinnen und Rundthürme stehet so weit hinter der unsrer alten deutschen Ritterburgen oder der Befestigungswerke von Rhodos zurück, wie gemeines Töpfergeschirr hinter einer steinernen Vase; doch mag sie für Sarazenisch gelten. An einigen der Mauersteine hatten wir gern die Hammer noch mehr probirt; sie schienen uns von bessrem Material denn die andren und von vermuthlich älterer Herkunft; die Herren Vertheidiger der Festung schienen aber jede Prüfung der Art zu misbilligen. Die Besatzung, welche Ibrahim Pascha in das Kastell gelegt hat besteht, so viel wir urtheilen konnten, aus etwa vierzig Mann; meist Arnauten, die zum Theil mit Weib und Kind kleinere Hütten bewohnen, während die Behausung des Commandanten und des Aga mehr die Form der gewöhnlichen

kleinen Hauser hat. Der Commandant ist noch ein jemlich junger, kaum vierzigjähriger Mann, dessen röthlich blondes Haar und weiße Hautfarbe die nördlichere Abkunft bezeugen; auch dem kleinen, wohlbeleibten sogenannten Aga, der den Secretairdienst versieht, merkt man es an, daß er nicht in diesem heißen Lande geboren ist. Die guten Leute scheinen sich wirklich, nicht bloß vorgeblich, wie wir anfangs glaubten, vor den zunächst umwohnenden Beduinen zu fürchten und wagen sich nicht so leicht einer oder etliche allein weit über den Umkreis der kleinen Zeltung hinaus. Wir aber, die wir nun ganz Arabien und den angränzenden Ländern in beiderm Frieden lebten ergangen uns, als der Tag kühler wurde, noch stundenlang am Ufer des Meeres, in welchem einige kunterbunte Arten von Polypen, Schnecken und andern Kindern ruhig wirkten, unter ihnen auch ein schöner rother Mollus, als wußten sie daß wir doch keinen Mangel und keine Gefahr bei uns hatten und sie mit in das tiefe stille Wunder zu nehmen. „Der hehren Sonne Ruh und Pracht," wie es in dem alten Liede der Kinder heißt, hatte jetzt ihren Lauf am Saume des Hochgebirges der Insel vollendet, der Mond, mehr als halb voll, leuchtete mit klarem Lichte durch die Wipfel der Palmen herein, wir begaben uns zu unserm Zelte, saßen und giengen da noch ein Stündlein am kühlen Meeresufer. Indeß hatte sich auch unsre ungebetene Leibgarde wieder mit ihren Spießen und andren Waffen eingestellt. Die Leute waren heute ruhiger und bescheidener als gestern, aber unser Schlaf war so fest und gesund, daß uns ihren Larmen nicht hören, Sonnenaufgang war nicht mehr fern, da wir aus dem Zelt hinaustraten und Arne

Ich weiß nicht ob ich ein Phantasie eines jeden mei

ner im Norden geborenen Leſer zu der lebendigen Vorſtellung des Eindruckes erheben kann, den ein geſundes, frohliches Erwachen in einem Palmenwald von Arabien auf die Seele macht. Der Unterſchied zwiſchen dem heimathlich Bekannten und jener ferngelegnen Natur iſt faſt derſelbe wie zwiſchen dem ehrenwerthen, liebliche Früchte erzeugenden Pflaumen- oder Zwetſchkenbaum von Deutſchland und der Dattelpalme. Die Brandung des Meeres hatte nicht geſchlafen; der Pulsſchlag der Wogen gieng noch in demſelben Takt wie am geſtrigen Abend; die aufgehende Sonne weckte jetzt auch die andern Glieder der Erdveſte wieder zum Sichtbarwerden auf; das Gebirge der Einöde im Weſten und Oſten erhub ſich wie ein halbnackter Beduine aus der Decke der Dämmerung. Mit dem Auge zugleich, das am Anblick der wogenden Tiefe wie der ſtillſtehenden Höhe ſich ergötzte, genoß der menſchlichſte der Sinnen: das Ohr ſeine Freuden. Denn der Bull Bull, die orientaliſche Nachtigall oder eigentlicher und wahrer genannt die Muſikdroſſel des Sudens [1], von welcher mehrere Paare in den Wipfeln der Palme bei unſerm Zelte niſteten, ſang hier dem belebenden Frühling ihr Lied der Liebe; einer Liebe, welche, auch da wo ſie ihrer ſelber noch nicht bewußt iſt, in dem geliebten Vergänglichen Jenen ſucht und liebt, deſſen Weſen eine ewige Liebe iſt. Es iſt derſelbe Zug des Mangels zu der ergänzenden Fülle, welcher im Menſchen als Liebe, im Thiere als Trieb, in der Pflanze des Gewächſes als magnetiſche Annäherung erſcheint; wir konnten heute, wie einen Bach deſſen Quell vom Gebirg als ſilberner Faden herabſtürzt, dann im Thale die Thiere der Wüſte,

[1] Turdus melanocephalus.

zuletzt in dem Stadium durch das er dieses, die Menschen krankt, den ganzen Verlauf des Lebensstromes, vom Anfange bis zum Ziele, das in unsern Herzen lag, verfolgen. Die männlichen Dattelpalmen waren so eben im Aufblühen; ein Beduine hieng die zerbrochenen Kolben der männlichen Blüthen hoch am Wipfel der weiblichen Palmen auf, zu denen er sehr gewandt, wie auf Leitern hinaufstieg. — Der Mensch allein versteht die Sprache des Sehnens und Ringens der äußerlich sichtbaren Natur, mochte er nur auch die des ewigen Sehnens seines eigenen Innern, seines Herzens recht verstehen und eben so bereit sein diesem Sehnen zu seiner Erfüllung zu verhelfen. Bei alle dem was wir hier sahen und hörten stimmte nicht bloß das Herz, sondern auch der Mund freudig in den Ton und die Worte des Gesanges ein, „Erhebe dich o meine Seel."

Es war gut, daß wir das Beste des Tages, was dem ganzen übrigen Verlaufe desselben bis zum Abend seine reichen Kräfte giebt, so ungestört und still genießen hatten, denn es kamen gar bald Anlaufe zu der Thorheit unsres Zeitalters heran, welche es der innern Ruhe beraubte. Wir hatten Nachfrage bei dem Commandanten gehalten nach den auf den heutigen Tag verabredeten Kamelen, es war keine gewöhnliche Ungeduld der Reisenden die uns zum Weitereilen antrieb, sondern das Sehnen der christlichen Pilgrime, das heiligste Anbeten des Jahres an der Stätte zu feiern, wo der Sieg aus dem gewaltigsten Kampfe des Lebens mit dem Tode errungen ward. Die Antwort war eine unerwartete. Man möchte, um das Weiterkommen fordernden so mild, denen wir, hier in der weiten Ferne von der Heimath kaum hatten zu genügen vermocht. Wir hatten unser den erzogen Ka-

meten, die für uns und unsre Gerathschaften, so wie für den Scheikh, der ja beritten seyn muß, bisher gebraucht hatten noch zehn nehmen, auf welchen Bewaffnete zu unsrer Bedeckung durch die ganze Wüste bis nach Petra und von dort nach Hebron uns begleiten sollten. Und dieß um einen Preis der die Erwartungen wie die vorhandenen Mittel überstieg. Wir erwiederten darauf: wir würden lieber nach Kairo zurückkehren als um solchen Preis die Weiterreise antreten, vor der Hand aber solle man uns einen berittenen Boten nach der Hauptstadt ausrüsten, wir wollten dorthin an den Vizekönig schreiben. Ein Zufall wirkte bei dieser Gelegenheit zu unsern Gunsten. In meinen Firman war das Wort Hofrath, Consigliere aulico, welches das K. K. Oesterreichische Consulat nur als Titel beigelegt hatte, gleichlautend, nur mit Arabischen Buchstaben geschrieben aufgenommen worden. Der Aga hatte statt Consigliere Consul gelesen und gemeint ich hieße Herr Aulico; ein Gerücht hatte ohne mein Zuthun unter den hohen Behörden des Kastells sich verbreitet, ich sey ein englischer Consul. Vor den Engländern haben aber selbst die Bewohner dieser Wüste, die unabhängigen sowohl als die unter Aegyptens Herrschaft stehenden eine gar bedeutende Furcht und Achtung, seitdem sich ein wohlbewaffnetes Schiff dieser Nation: der Palinurus vor einigen Jahren durch alle die Gefahren der Klippen und Wogen herangewagt hat bis zur gegenüberliegenden Insel Jezirat Pharaun. Dies wirkte denn doch beim Commandanten wie beim Aga eine Stimmung, die zur Hoffnung eines glücklichen Ausganges unsres Reiseverhabens berechtigte.

Wahrend übrigens die Unterhandlungen noch sehr im Staub und Sand der Wüste lagen, war ich an der Nordseite

des Kastells ein wenig hinaufgegangen auf die Anhöhe, auf welcher Herr Maler Bernau so eben mit der Aufnahme der Gegend beschäftigt war. Man hat hier einen ganz vortrefflichen Ueberblick über die Gebirge auf der Westseite. Diese bestehen aus drei parallelen Ketten, davon die hinterste (westlichste) die höchste, die vorderste (östlichste) die niedrigste ist. Zuerst, am weitesten in Westen, erhebt die dunkelfarbige Hauptgebirgskette, die allem Anscheine nach aus Urgebirge (Sienit und Porphyr?) besteht, ihren Rücken hoch über die andern alle, und vor ihr, nur um wenig niedriger als der mächtige Hochrücken zieht sich eine Kette des hellerfarbigen, geschichteten Sandsteines hin. Vor dieser steht der zweite, mittlere Hebung des Urgebirges (?), der schon bedeutend niedriger ist, als der erste sammt seinen Sandsteinhöhen, und auch vor diesem mittleren Gebirgsstock zeigt sich, etwas niedriger als er eine Ablagerung des lichteren Sandsteingurtels. Darauf folgt, noch weiter ostwärts, der vorderste, niedrigste Rücken des Hauptgebirgsstockes; eben so dunkelfarbig wie der erste und zweite, im Vergleich mit dem weißlichen, niedrigeren Aufgestell seines Sandsteines. Im übrigen Verlaufe des Tages besahen wir etwas genauer den nördlichen Saum der Bucht, an den unser Herweg uns vorübergeführt hatte; die Trümmer Arabischer Hütten, unter denen mancher Baustein von fruherer Hand bearbeitet, liegen mag; den Steinhaufen, den jeder vorüberziehende Mekkapilgrim, durch Daraufwerfen eines neuen Steines vergrößert, indem er hierbei dem Satan flucht, welcher den Abraham am Tage Jemarat verhindert [illegible], und manches Andre, nur schreiben kann [illegible] neuen Tagebuchern. Die jungen Freunde waren für ein Stündchen beschäftigt, vom

Franz, der Mechaniker reparirte unentgeltlich, für manche Bewohner des Kaſtelles Flinten und andre Geräthſchaften. Vor ihm, in ſeiner ganz orientaliſchen Kleidung hatten die dortigen Leute, zu unſerem Vortheil, große Achtung; das Gerücht hatte ſich verbreitet: er ſey ein Buchſenſchäfter im Dienſte des gefürchteten Ibrahim Paſcha. Am Abend ſtellte ſich, wie bisher, unſre zwölfmannige Leibwache ein.

Der Morgen war dennoch (am 15ten März) wieder ſtill und ſchön, obgleich bald nachher der harmoniſche Geſang der Palmendroſſel durch manche Mißtöne verſcheucht wurde. Der Commandant ließ uns ſagen es ſeyen nun die Kamele vom Scheikh der Araba, der uns weiter von hier bis nach Hebron geleiten ſollte, gekommen, auch ſahen wir wirklich unter den Geſichtern der Beduinen, welche der Aga zu unſerm Zelte führte, mehrere die uns noch neu und unbekannt waren, andre aber glaubten wir ſeit unſrer Ankunft öfters in und bei dem Kaſtell bemerkt zu haben. Unter den neuen Ankömmlingen befand ſich ein ſtämmiger, hübſch ausſehender Knabe, ſo bunt aufgeputzt als der Heidenwitz eines unſrer Dorftheater; doch war der Kaſchemirſchawl, den er um ſeinen Kopf gewickelt trug, acht und von hohem Werthe. Es war auch wirklich ein kleiner Prinz: ein Sohn des Emir Salem von Ghaza, des großen Scheikhs der Araba; er war zu uns gekommen um im Namen ſeines Vaters einen Führer unſrer Karawane vorzuſtellen. Wir waren den an uns geſtellten Forderungen um einige Schritte entgegengegangen, der Aga hatte bereits das Geld, denn hier zu Lande muß man [illegible] vorausbezahlen, für unſre ganze Weiterförderung bis [illegible] in Empfang genommen, und wir glaubten es ſey nun Alles in Ordnung,

da brachte er, noch vor Mittag die klingende Munze wieder und sagte uns, das Ohr der Beduinen sey durch diesen Klang bei weitem noch nicht befriedigt; sie schienen Miene zu machen wieder zurückzukehren mit ihren Kamelen, nach ihrer Heimath. Unsre Verlegenheit war groß, mitten auf unserem Wege fanden wir unerwartet einen Strom der Hindernisse, über welchen weder Brücke noch Fahre hinüberführte. Ich laugne es nicht, daß mich, mehr als es gefollt hätte, Zagen und Zergen anwandelte. Ich war wieder hinausgegangen an die Nordseite der kleinen Veste, wo mein guter Maler Bernau saß und ruhig zeichnete. Da sprach mir, indem ich so hinaufblickte nach den Bergen in Osten, die Gegend selber einen kräftigen Trost zu. War doch dies dieselbe Stätte da einst der Herr das Reuen der Kinder Israel zu Herzen nahm und ihnen nach fast vierzigjähriger Hemmung den Ausweg eröffnete, aus der Edomiter eiserner Hast (5. Mos. 2, V. 2). Er ist ja noch derselbe Helfer, der Er zu Israels Zeiten war; ich kehrte wohlgemuth zum Zelte um. Nach einiger Zeit begab sich Herr Mahlenhof, der Dragoman, der sich in dieser ganzen Angelegenheit sehr klug und entschlossen benommen hatte, von neuem hinein in das Kastell, wo die vornehmsten der Beduinen noch versammlet saßen und machte neue Anerbietungen; die Leute hatten uns aber allem Anschein nach gerne noch mehrere Tage in der Spannung erhalten, wenn nicht hülfreich der Umstand eingetreten wäre, daß auf übermorgen das große Bairamfest fiel, bei welchem Alle gern zu Hause bei den Ihrigen seyn wollten. Auch der Aga und der Commandant hatten, so [illegible] uns Herr Mahlenhof, bei den Unterhandlungen Alles gethan, was sie für den vermeintlichen Englischen Consul zu thun vermochten. Das Ge-

schenk das ihnen beiden versprochen war, schien hierbei als guter Antrieb mitgewirkt zu haben. So kamen wir dahin überein, daß wir sechszehn Kamele, jedes für zehn Mariethereſienthaler bis nach Hebron nehmen und bezahlen sollten; der Commandant und der Aga, welche übrigens, wie wir später erfuhren, an jedem Kamel zwei Thaler Proviſion nahmen, erhielten auch etliche zwanzig Thaler; unſre Leibgarde war mit Geringerem zufrieden. Noch vor zwei Uhr des Nachmittags kamen der Commandant und der Aga, mit ihnen die Scheikhs der Beduinen; tranken mit uns Kaffee und holten sich ihren ansehnlichen Haufen der Thaler ab, welche Münze, mit dem Gepräge der Kaiſerin Maria Thereſia, sie ganz besonders lieben.

Es war vier Uhr des Nachmittags als wir endlich zu Kamele saßen, und, ehrenvoll verabschiedet von dem Commandanten und den andern Inwohnern der kleinen Veſte aus den Palmenwäldern von Akaba hinauszogen in die weite, freie Araba. Mein Herz war überaus fröhlich und guter Dinge; das innre Geſpräch war zu einem Loblied geworden, in das der Mund einſtimmte. Ja, es waren auch hier die Worte des alten Liedes wahr geworden: Er reicht uns seine Hand; am Abend wie am Morgen will Er uns wohl verſorgen, seys auch im Feindesland.

Unſer Weg, nahe am Fuße des östlichen Gebirges, deſſen Hauptrucken ich nach der Form der Höhen für Urgebirge halten möchte, zog sich von Akaba aus immer allmählig aufwärts; der Boden iſt Sand, untermischt mit Trümmern von Granit, Porphyr und Grünſtein. Das zwischen den weſtlichen, schon oben (S. 393) beſchriebenen und den östlichen Gebirgszügen hinlaufende Thal der

Araba, erweitert sich in geringer Entfernung von Akaba zu einer augenfälligen Breite von gewiß vier Stunden. Das Thal bildet eine von Ost gegen West stark geneigte Ebene, und während man längs dem Fuße des östlichen Höhenzuges auf den Firsten des Thales hinreitet, befindet man sich am westlichen Rande desselben, längs dem Saume des Tyhgebirges in einer Tiefe, welche im Mittel nur wenig über dem Meeresspiegel erhobt ist. Während der Regenzeit muß ein großer Theil dieser westlichen Thalriese vom Wasser überschwemmt seyn, woher vielleicht die Annahme eines langen Ausläufers des Arabischen Meerbusens nach Norden hin entstanden seyn mag, die auf einigen unsrer älteren Landkarten vorausgesetzt scheint. Wir lagerten kurz vor Sonnenuntergang. Schon heute hatten wir Gelegenheit zu bemerken, daß unter unsern diesmaligen Kamelen einige recht böse und bissige seyen; auch die Beduinen, von denen eine ganze Schaar mehr denn dreißig uns begleiteten, benahmen sich nicht so dienstwillig und freundlich als unsre vorigen Begleiter. Der kleine Sohn des Emir Salem (m. v. S. 391) schickte am Abend zu uns und begehrte Reis. Wir sendeten ihm eine ganze Schaale ungekochten Reis, gewiß drei- oder viermal so viel als wir auf der Reise von Kairo bis Akaba gewöhnlich unserm alten Scheikh Hassan gaben; er sendete uns aber die Gabe wieder mit der Bemerkung sie sey zu wenig und zu gering. Wir nahmen den Reis ruhig wieder, ohne ihm andern zu geben. Zur Rache dafür verübten die Beduinen einen großen Theil der Nacht hindurch einen ganz entsetzlichen Larmen, mit Schreien und Schießen von [illegible] Zelte. Wahrscheinlich wollten sie uns fürchten machen. Als die Leute ruhig wurden, da fingen die Kamele, die ganz nahe bei uns

lagen, ſo laut und ſo viele zugleich an zu brüllen, daß an kein weiteres Schlafen zu denken war. Zum Glück bedarf man auch in dieſem Lande und auf ſolcher Reiſe ungleich weniger Schlaf als daheim, um vollkommen geſtärkt zu ſeyn.

Donnerstags am 16ten März fanden wir uns ſchon um ſechs Uhr des Morgens auf dem Wege. Es war, wie ich nun bemerkte, eine Täuſchung des Auges geweſen, was mich am geſtrigen Nachmittag glauben gemacht hatte, die Berge zu beiden Seiten hörten weiterhin auf und wir würden bald in eine unbegränzte Ebene kommen. Die Thäler, welche das vorherrſchend primitive Gebirge der öſtlichen Seite durchſchneiden, ziehen ſich in der Richtung von Nordnordweſt gegen Südſüdoſt aus der Ebene nach dem Hochrucken hinan; jene der weſtlichen Gebirge dagegen haben die Richtung von Nordnordoſt hinan gen Südſüdweſt, beide laufen mithin vom Thale aus wie divergirende Strahlen auseinander. Auf der Weſtſeite wird je weiter gen Norden deſto mehr der Sandſtein vorherrſchend, der ſich uns am Vormittag öfters in mauer- und pfeilerartigen Formen zeigte, zwiſchen denen das aus ſolcher Ferne leicht getäuſchte Auge hin und wieder Ruinen von Menſchenwerken zu bemerken wähnte. Die Einöde, durch die wir heute kamen, war nicht ohne Pflanzenwuchs, vor allen zeichnete ſich der in voller Blüthe ſtehende Artaſtrauch (Calligonum comosum) aus, deſſen zierliche, weißliche Blüthenbüſchel an ganz blätterloſen, binſenartigen Zweigen ſitzen. Die jungen Zweige werden ſehr gern von den Kamelen gefreſſen; ſie haben einen nicht unangenehmen, ſauerlichen Geſchmack; die alten Zweige ſind holzig; die Wurzeln laufen ſehr tief in den Sandboden hinein und begünſtigen da die

Anlage der Höhlenwohnungen der Springhasen, welche hier sehr häufig sind. Auf dem Boden sahen wir heute öfters den bunten Arabischen Sandkäfer (Anthia variegata). Hin und wieder lagen, am verdorrten Stengel, gleich gelben oder rothbraunen Aepfeln die Früchte der Coloquinte (Cucumis colocynthis).

Wir hatten heute einige Noth mit den Kamelen, die wir auf unserer vorhergehenden Wüstenreise nur als sehr sanfte, harmlose Thiere gekannt hatten. Das auf welchem Dr. Roth ritt fing öfters an, wie bathrainend zu springen; jenes des Herrn Vernay musste die europäische Fußbekleidung als einen straubaren Luxus betrachten, es drehte beständig seinen langen Hals herum und wollte dem Reiter in die Stiefeln beißen; ein Biß, welcher von so starkem Thiere tiefer gegangen sein wurde als in die bloße Kleidung. Das Kamel der Hausfrau war desto gefährlicher, und blieb mit seiner feuchten Last beständig hinter den andern zurück. Am Nachmittag sahen wir gegen Westen neben uns eine bedeutend feuchte Sandebene; die Sonne untergang zauberte uns Seen und Teiche über die Fläche hin; im östlichen Gebirge bemerkten wir mehrere Bäche von rothbrauner Farbung.

Der Scheikh Salem schickte uns einen Boten, der auf einem Dromedar ritt, mit seinem Petschaft entgegen um seine Einwilligung in den abgeschlossenen Vertrag zu bezeugen und uns zu begrüßen. Als der Bote wieder umkehrte war er alsbald aus unsern Augen entschwunden; wir konnten daraus den Unterschied der Geschwindigkeit eines Reit- und eines Lastkamels ersehen. Roth und unsre lahmen Thiere wurden heute von ihren Treibern gar ungemenschlich mit Schlägen traktirt, denn Jeder von ihnen wünschte, am Gestade des großen Meeres

bald bei den Seinigen zu seyn. Um vier Uhr hatten wir das große Dorf der Araba, mit seinen schwarzen Nomadenzelten erreicht. Der Scheikh oder Emir Salem, ein rüstiger Mann von mittlern Jahren, kam uns zu Pferd entgegen; nur der kostbare Kaschemirshawl, der um sein Haupt gewunden war, ließ uns in ihm den mächtigen Beduinenfürsten errathen, welcher alljährlich zu dem Zug der Pilgrime nach Mekka von seinem Stamme tausend Kamele herbeiführt. Wir stiegen ab und der Scheikh führte uns in sein großes Zelt, in welchem wir, im engern Kreise der Vornehmen — denn hinter uns zeigte sich noch ein weiterer Kreis der Gemeinen — auf den Teppich des Bodens uns niederkauerten und mit dem Kreise der Vornehmeren Kaffee, mit dem der Gemeinen aber saure Milch (Lebben) aus einer von Hand zu Hand gehenden hölzernen Schaale tranken. Dazu wurde Tabak geraucht. Einem der kleinen Scheikhs-Prinzen, der nur ein Hemdchen anhatte, einem recht hübschen Kinde schenkte ich — denn ich hatte ja weiter nichts — einen weißen Schiffszwieback aus Kairo, den der Kleine mit Vergnügen annahm, obgleich sein kleiner Mund das harte Gebäck nicht zu beißen vermochte. Gleich nach der Rückkehr zu unserm Zelte sendete uns der Scheikh ein schönes Lamm zum Geschenk und der Araber der es brachte schlachtete auch sogleich das Thier damit wir einen Theil davon zum Abendessen benutzen könnten. Vor Sonnenuntergang bestieg ich noch, ostwärts vom Zeltendorfe einen kleinen Sandhügel um die Gegend zu überblicken. Das Dorf besteht aus mehreren größeren und kleineren Gruppen von Zelten und erstreckt sich ziemlich weit, besonders nach Westen hinaus. Eben kehrten die Heerden von Ziegen und Schafen von der Weide heim, die eine

nach dieser, die andre nach einer andern Gegend des Dorfes. Diese Heerden waren ziemlich groß; die Thiere sahen wohlgenährt aus, denn in den Engthälern des hier angränzenden östlichen Gebirges soll es sehr gute Weideplätze geben; Frauen trugen Wasser, das sie an einer Art von Lache, ostwärts vom Orte geschöpft hatten, in Krügen auf ihrem Haupte nach Hause. Mir war es als weilte ich hier, unter diesem Volk von fester Anhänglichkeit an die Sitte der Väter, bei den Heerden und Hütten Ismaels oder Edoms. Wir waren, wie sich aus den zweitägigen barometrischen Beobachtungen ergab, seit gestern 165 Fuß aufwärts gestiegen, denn so hoch liegt das Dorf der Araba über dem Spiegel des rothen Meeres.

Der Schlaf bei Ismaels Hütten war ein sehr ruhiger und erquicklicher gewesen; früh bei Sonnenaufgang trat ich aus dem Zelte hervor. Hin und wieder zeigten sich schon einzelne Bewohner des Dorfes in ihrem festlichsten Gewande; zwei schöne Rosse, von der edleren Arabischen Abkunft standen angebunden an Pflöcke, die in den Boden eingeschlagen waren, nicht fern von unserm Zelte. Der heutige Tag, der zehnte des zwölften Monates Zul Hedjdjeh ist für die Bekenner des Islam ein sehr festlicher, er heißt schlechthin der große Festtag (el Jôm el kebîr) oder auch das Opferfest (Jôm el Kurbân) und bei den Türken der Kurban Bayram. An diesem Tage, so erzählt die Ueberlieferung der Mohamedaner, stellte Ismael, (den sie bei dieser und andrer Gelegenheit statt des Isaak nennen) von Abraham geopfert werden, da hinderte der Engel die That und Abraham opferte statt des Sohnes den im Thale Mina gefundenen Widder. Wenn der in der Sunna vorgeschriebene Weglein jeden

* Schubert, Reise I. S. 22. 26

den vorhergehenden Nachmittag des neunten Monatstages noch mehr aber den heutigen zehnten mit Andacht feiert, dann begleitet er zugleich im Geiste seine Brüder, die in diesem Jahre auf der gefahr- und verdienstvollen Pilgerfahrt nach Mekka begriffen sind. Vielleicht ist es auch die eigne Erinnerung an das was er selber als geweiheter Pilgrim an diesen Tagen auf den Höhen des Arafaat und im Thale von Mina mit gesehen und gewesen hat, welche ihm die Zeit des Kerban-Bayrams zu einem besonders feierlichen macht; denn wenn am neunten des Nachmittags das feierliche Absingen des Akutbeh auf dem Arafaat, wenn darauf am zehnten im Thale Mina das vorgeschriebene Opfer geschehen ist, dann hat zugleich die Pilgerfahrt des Hadschi mit all ihren Mühen und Gefahren ihre Vollendung erreicht; die Segnungen, welche der Islam den Gläubigen verheißt, sind errungen, der Hadschi legt nach vollendetem Opfer sein armes Pilgergewand ab und schmückt sich freudig mit der besseren Kleidung. Zum Andenken an jenes glückliche Beenden der Sorgen Ismaëls und Abrahams, so wie der Gläubigen, welche in beider Fußtapfen traten, schmückt sich auch der in den Städten und Dörfern zu Hause gebliebene Moslem heute, wenn er es vermag, mit einem ganz neuen oder doch mit seinem besten Kleide. Ein Schaf wird geschlachtet, das Fleisch gekocht und an die Armen vertheilt; das Volk belustigt sich, wie beim kleinen Bayramfeste durch mannichfache öffentliche Spiele.

Auch hier im Dorfe der Araba geschahe dieses; wir sahen, denn auf uns, als theilnehmende Zuschauer war vorzüglich gerechnet, der Hauptbelustigung zu. Diese bestund, nach einigen unbedeutenden Uebungen der Kamele, in einem Wettrennen zu Pferde, das von dem Sohn des

Scheikh Salem, von jenem der uns von Akaba hieher geleitet hatte und einem oder zweien seiner kleinen Vettern gehalten wurde; der Preis war ein schönes Tuch. Unser kleiner Scheikh hatte, um sich vor uns groß zu machen, sein Pferd lange vor dem Anfang des Wettrennens losgebunden, und es durch Reiten müde gemacht; da es aber jetzt galt die Kraft der Rosse und ihrer jungen Reiter zu zeigen — beim Wettlaufe selber — da trug der kleine Vetter den Preis davon, welchen diesem der Scheikh Salem reichte, zugleich aber jenem heftigen Prinzen als Zeichen eines gelinden Tadels, mit Angerührt seinen Ärmel. Außer dem Wettrennen der Pferde sahen wir keine andren Festlichkeiten und obgleich heute mit dem Mondwechsel zugleich der Mohamedanische Sabbath (Freitag) war, konnten wir doch keine Spur von einer gottesdienstlichen Handlung bemerken. Ueberhaupt sahen wir diese Araber fast niemals am Morgen oder zu einer andern Zeit beten, nur beim Essen und beim Schlachten der Thiere hörte man das Bis millah im Namen.

Ich war mit meinem jungen Freund dem Dr. Gerl, welcher die Flinte bei sich trug, hinaus gegangen gegen Süden, nach dem Gebirge zu. Während wir noch, in der Nähe des Zeltendorfes, bei den blühenden Ginsterbüschen verweilten, kam ein Töchterlein des Scheikh, ein Kind von etwa zehn Jahren mit einer ihrer Gespielinnen hinter den Heerden der Ziegen gegangen und reichte uns sehr freundlich ihre Feldflasche voll saurer Milch zum Trinken dar. Das Kind war

*) Diese ganze Stelle von S. 1 Mos. 17, 11 [illegible] Bekennen eines [illegible] Mensch zuerst [illegible] thaten nicht [illegible]

heute auf seine Weise ganz besonders schön geputzt; in dem schwarzen Haare trug es allerhand Zierrathen von Glasperlen und durchlöcherten Silbermünzen, es hatte recht gute schöne Augen und war überhaupt wohlgebildet von Angesicht. Ich schenkte ihm für den Trank den es uns gereicht hatte einen ganz neuen Aegyptischen Piaster (sieben Kreuzer an Werth); es lachte laut vor Vergnügen und schwatzte uns noch vieles vor das wir jedoch meist nicht verstunden.

Die Heerden waren vorübergezogen und wir blieben in der Stille der Einöde allein. Wenn auch hier die Gegenwart in tiefes Schweigen versenkt war, so sprach dafür die Stimme der Vergangenheit zu unserm innren Ohre. Da vor uns lag mit seinen Thälern das Gebirge Seir, welches die Heere Israëls, während ihres vierzigjährigen Verweilens in der Wüste, eine lange Zeit umzogen hatten (5. Mos. 2, V. 3) bis der Herr ihr Reisen zu Herzen nahm und sie nordwärts von Akaba auf den Weg der Wüste der Moabiter, in Osten des Gebirges hinan zu den Ländern des Jordans führte. Hier in diesem Thale der Araba, verweilte jenes Volk der Wahl am längsten, denn wie dieß K. v. Raumer*) so klar entwickelt hat, der erste Auszug der Israëliten aus der Wüste des Sinai gegen die Gränzen des verheißnen Landes hin, so wie er im vierten Buch Mosis vom zehnten bis dreizehnten Kapitel beschrieben ist, nahm allerdings die gerade Richtung durch die Wüste Tyh und umfaßte einen Weg von eilf Tagen; sein Ziel war das an der Gränze Palästinas gelegene Kades. Als aber das störige Volk

*) Im sechsten Abschnitt seiner schon öfter angeführten Schrift: Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan.

durch seinen Undank und Ungehorsam sich den schon eröffneten Eingang ins Land der Ruhe verschlossen hatte, da ward es wieder südwärts durch das Ghor und die Araba über Ben Jaäkan, Masereth (Her), Hergidgad und Jothbatha zum rothen Meere und nach den Wüsten der Petraischen Halbinsel geführt. Nach manchem Jahre des Verbleibens in dem Lande, da kein Saen und Ernten ist, am meisten aber wahrscheinlich in der Araba, welche auch den Heerden Futter gewährte, gelangen die Israeliten abermals zum Nordende des Ghor, bei Kades, wo Miriam stirbt (4. Mos. 20, V. 1). Im vierzigsten Jahre seit dem Auszug aus Aegypten finden wir sie zum letzten Male in Wadi Musa, nahe bei Petra, am Gebirge Hor, da Aaron starb (4. Mos. 20, V. 27—29), von hier gehen sie noch einmal zurück ans rothe Meer, bei Akaba, um von da den siegreichen Lauf, im Osten des Gebirges Seir nach dem verheißenen Erbe der Väter anzutreten. Nach v. Raumer ist es wahrscheinlich, daß in dem Theile der Araba, an deren Ostgränze Scheikh Salems Volk seine Hütten aufschlug, vormals Jothbatha lag (4. Mos. 33, V. 32). So wandelte unser Zug hier in dem Thale zwischen Seir und der Amoriter Gebirge, da einst der Herr das Volk, dem er das Gesetz gab, allein leitete, „und war kein fremder Gott mit ihm.“ Eine Reihe der Jahre hindurch war dieses Thal ein dunkles Thal der Führungen und der Prüfung des Glaubens gewesen, unter diesen Sandhügeln ruheten wohl einst die Gebeine mancher der Kriegsleute, die sich ungläubig geweigert hatten hinanzuziehen zum Kampfe, den nicht sie, sondern Er führen wollte, welcher [illegible] Hülfe, Schild und Schwert ihres Sieges war. Hier wo unter dem blühenden Ginsterbusch die Heerden der umherziehenden Beduinen weiden und in

diesem ganzen Lande von Nord gen Süd war die Wiege und Wohnstatte des jungen Geschlechtes, das den Segen empfieng, den ihre Väter von sich gestoßen hatten.

Die Gegend, namentlich gegen Osten, fanden wir reich an mannichfachen Gewächsen. Dort in den Thälern giebt es auch Quellen, obwohl für den gewöhnlichen Bedarf der Hütten die Bewohner des Dorfes sich des Wassers einer Lache bedienten, das noch von der Regenzeit zurückgeblieben war. Am Nachmittag brachte man uns eine sehr dunkelfarbige, mit feuerrothen Flecken und Wellenstreifen gezeichnete, große Schlange, die, wie uns dies der Bau ihres Gebisses zeigte, zu den giftigsten Arten ihres Geschlechtes gehörte. Sie war todt und bei der großen Hitze schon ins Verderben übergegangen. Nach der Aussage der Beduinen ist diese Schlange, welche sie sehr fürchten, in der Umgegend häufig. Abgesehen von der Oertlichkeit erinnerte uns dieses an die Schlangen, denen die Schaaren des pilgernden Volkes erlagen, da sie auf dem Wege vom Hor nach dem rothen Meere verdrießen geworden waren und wider Gott und wider Mose redeten (4. Mos. 21, V. 5, 6) und an jene Lage, da über den Gräbern das Zeichen der ehernen Schlange erhöht ward, daß, wer gebissen war und diese ansahe, nicht sterben mußte.

Wir hatten die heißesten Stunden des Tages im Schatten des Zeltes zugebracht. Da es anfieng etwas kühler zu werden machten und erhielten unsre beiden Begleiterinnen Besuche bei und von den Frauen des Scheikh. Da sie zu uns kamen verließen wir Männer das Zelt, obgleich sich jene gar nicht vor uns zu scheuen schienen, denn sie waren nicht einmal ordentlich verschleiert. Die Araberinnen betasteten, wie man uns später erzählte,

Alles im Zelte; ein Wegweiser dort Bengel war vermutlich die Richtung der Europäerinnen gewesen, denn sie hatten noch nie in dieser Gegend eine deutsch gekleidete Frau gesehen. Man schenkte ihnen einige Aufmerksamkeiten, worüber sie sehr zufrieden waren. Jede der Frauen bewohnt mit ihren kleinen Kindern ein eigenes Zeltchen, in welchem auch das alte Weib, Beherrscherin der Sitte, Zutritt hat, welche mit Vorliebe unter den am Boden liegenden alten farbenden Mustern herumsitzet, ohne jemals einen zu verletzen.

Der kleine Schelik, der uns in seiner ganzen Unbefangenheit das Übergewicht der Frauen bisher gezeigt hatte, bekannte heute seine Unkenntnis, wie alten Tuch, vier Thaler, die jedoch der kleine Mann nicht annahm; denn, sagte er, heut ist ja der erste Schelik zu spend. Wir deuten das Geld ruhig wieder ein und liessen ihn gehen. Da meldete er sich doch andere Verwandte haben, denn nach einiger Zeit kehrte der Vater zu uns und bat uns sagen, wir sollten dem kleinen Unverstand zu gute halten und ihm geben so viel uns beliebte, da wir es doch noch bei der Hochzeit in seinem Zelte kompensiert. gibt für die Schelik bezahlen wollen. Wir gaben dann dem Knaben, der ob allzu starker Emotion, als Wegweiserdienst für den Vater und für sein langes Ausbleiben, gleich acht Zwanziger, wenn er sehr zufrieden war, mehr aber noch als aber tatsächlich ob an einer verletzten Dr. Nach dem gebräuchlichen Wandlarmenka citierte, auf welcher vor ihm und seine Gefährten den ganzen übrigen Tag rasten hatten. Nach der Zusammenkunft hatte ob der Hammel nicht übergeben.

Zwanzig Schritte von diesen Zelten entfernt sich der Schelik Salem, in seinen Zelte und Schau wir uns ein

begeben hatten, mit einer feierlichen Abschiedsrede, bei welcher die Vornehmsten des Dorfes als Zuhörer um uns herstanden. Zu unsern Führern gab er uns zwei seiner Verwandten, welche beide auch den Titel der Scheikhs führten, einen alten von kraftigem Aussehen und einen jungeren mit. Der Himmel zeigte sich an diesem Morgen auf eine Weise getrübt, welche durch ihre Färbung für unser Auge etwas Neues war, ein mäßiger Wind wehete aus Südsüdwest vom rothen Meere herauf. Die Beduinen, indem sie gegen Süden hindeuteten, hatten uns gerathen diesen Tag noch in ihrem Dorfe zuzubringen, wir aber gedachten heute noch bis in die Nähe der Mündung des Wadi Musa zu kommen, denn wir verstanden uns noch nicht auf die Physiognomie der hiesigen Natur. Wir hatten bisher an der Wüste nur die brennende Hitze der Mittagsstunden und die Kühle der Nächte in etwas scheuen gelernt, heute sollten wir noch andre, größere Schrecknisse derselben kennen lernen.

Hinter uns am Meere dämmte sichs wie ein röthlich graues Gebirge am Horizont auf, die Sonne die noch einmal mit falben Schimmer, wie durch den Rauchdampf einer brennenden Stadt über das Gebirge herein blickte, brach ihre Strahlen auf so sonderbare Weise an dem immer höher steigenden Damme, daß man leicht bemerkte, daß er von andrer, dichterer Art sey als unsre heimathlichen Wolken; es war als wenn der Abglanz eines pfeilerartig zertheilten Sandsteingebirges in trübem Wasser sich gegen uns her bewegte. Das Licht der Sonne erneute noch immer auf einzelne Augenblicke den Kampf mit dem Rauchnebel des Thales, so etwa, als ob wir mitten in einem Brande der Natur an einer Stelle verweilkämen, wo die gesteigerte Glut den Rauchdampf ver-

lebte. Wir genossen einige Male noch eine Aussicht in die nächsten Engthäler des östlichen Gebirges; unter anderm kamen wir an einem vorüber, in welchem Palmen standen, und, — doch mochte ich dieses bei solcher unsicherer Beleuchtung nicht als sicher verbürgen —, jenseit derselben einige Mauerwerke. Noch blieben unsre Kamele in geordnetem Schritt und die Beduinen sammelten ruhig einige am Boden wachsende, scheue Exemplare des Cynomorium, welche sie roh verzehrten. Jetzt aber bemerkte nicht bloß das Auge, sondern auch der übrige Nerver, daß der Nebel, der die Luft trübte, ein andrer als der gewöhnliche sey, der seine Sand, welcher anfangs nur die Kraft der Staubwolken unsers Vaterlandes hatte, die der Sturmwind eines Hochgewitters umherwirbelt, mischte sich immer mehr mit gröberen Gesteintrümmern und abgerissenen Zweigen der harzigen Wüstengewächse und fiel nun so dicht und schwer auf uns, daß die Kamele mit lautem Gebrüll ihre Reihen verließen und ohne Ordnung vorwärts rannten. Gleich in den ersten Augenblicken, in denen der Sandsturm mit seinen gröberen Massen uns erreichte, hatte die Sonne sich verhüllt, wie in einen dürenen Sack; mit einer wahrhaft furchtbaren Schnelle wandte aber jetzt das Dunkel das nahen Ziel und seine Nachbarschaft bedeckte in solcher Nähe, daß die Finsterniß der dichtesten Nebel unsrer Spätherbst- und Winternächte in keinem Vergleich damit steht. Obgleich, zu unserm großen Glücke, der Wind mit seinen Sandmassen uns gerade im Rücken war, hielten wir es dennoch für ein noch größeres Glück, daß unsre Beduinen sich uns und ihre Kamele bei dem Ton des Pfeife eines Führers dreimal erreichten, welcher von Entfernungen Lamarie festestand gegen den Sturm ein wenig geneigt war

Im Anfang ſchien es unmöglich ein Zelt aufzuſpannen, wir verſteckten uns mit niedergebeugten Körper hinter den Uferdamm des Gießbaches und ſeine dichten Geſträuche, ließen die Sandwolken über uns hinſtreichen; ſpäter wurden, mit der Anſtrengung eines Ringers, der mit einem eben ſo ſtarken ringt als er ſelber iſt, die Stangen des Zeltes aufgerichtet, deſſen Seile, außer an den tief eingeſchlagenen Pflocken, zugleich an den Stämmen der Tamarisken befeſtigt wurden. Jetzt ſaßen wir auf dem Gerathe im Innern des Zeltes oder hinter dem Damme des Bachufers, hörten das Niederrieſeln des Sandes auf das Zelt und Geſträuch und gaben uns jener angenehmen Empfindung hin, die den geſicherten Zuſchauer bei jeder ungewöhnlichen, auch in ihrem Kreiſe zerſtörenden Naturerſcheinung anwandelt. Doch war der feinere Sandſtaub, welcher mit dem gröberen zugleich die Luft erfüllte, von ſo durchdringender Kraft, daß er ſich in alle unſre verſchloſſene Behältniſſe für Kleider, Wäſche, für Speiſen und Getränke, ſo wie durch die Kleider, auf die Haut des Körpers hineinzog. Ich hatte mich im Zelte auf einige Augenblicke hingelegt mit verſchloſſenen Augen, um zu ruhen; die ſorgſame Hausfrau, da ſie hereintrat und mein Geſicht in ſo gelblichgrauer Färbung erblickte, erſchrack nicht wenig, denn ſie meinte das Angeſicht eines Todten zu ſehen; der Reis, den wir, da ſich endlich gegen Abend an ein Anzünden des Feuers und an eine Zubereitung des Abendeſſens denken ließ, genoſſen, war ſo verſandet und vom Staube braun gefärbt, daß wir ihn gerne, ohne ihn im Munde zu reinigen, ganz verſchluckten.

Nach Sonnenuntergang legte ſich der Sturm, der Mond, der heute faſt voll war, ſchien durch den gelb-

teten Nebel in das Gebüsch der Tamarisken herein; mit uns zugleich drangen mehrere Käfer, unter ihnen in Menge der Aegyptische Mumienkäfer (Ateuchus sacer) und eine uns noch neue Pimelia aus ihren Schlupfwinkeln hervor und geriethen hierdurch in die Gewalt des Menschen, welche überall, wie ein Haupt der Gorgona, den Augenblick des gegenwärtigen Erscheinens erstarren macht und fest hält. Die Höhe unsers Nachtlagers über dem Meere betrug nach Hr. Erdls barometrischen Messungen 954 Par. Fuß.

Am Morgen des 19ten Marzes erwachten wir bei guter Zeit, aus einem ruhigen, sehr erquicklichen Schlafe. Unsre Beduinen hatten uns schon gestern gesagt, daß heute vielleicht ein Regen kommen würde und daß dieses zu wünschen sey, weil, wenn dieß nicht geschehe, der Sandsturm mit seiner Trübung des Himmels mehrere Tage dauere. Die Hoffnung des Letzteren gieng in Erfüllung, denn der Himmel zeigte sich von Regengewölk getrübt; die Luft war gekühlt und überaus angenehm zum Athmen. Es war heute der Tag des Herrn und noch überdieß Palmsonntag, uns erinnerte also ein Mann der Wüste das schöne Sonntagslied: „Allein Gott in der Höh sey Ehr" und der herrliche Ambrosianische Lobgesang.

Bei der heute freier gewordnen Aussicht erblickten wir zu unsrer Linken eine nahe Hügelkette aus Sandstein, welche diesseits der Mitte des großen Arabathales näher nach der Cisterne desselben verläuft, und hat viele Plätze, die anfangs noch ziemlich breites Terrain bilden, welches auch zu seiner rechten Zeit vortreffliches Laubheugebirge zeitigen hat. Dieses Terrain ist sehr reich an Feuerstein und weißen Kieseln, auch sahen wir

viele Vögel aus der Familie der Frankolinen und Wüstenhühner; es muß hier großentheils ein gutes Weideland geben. Einige Male fieng es an zu regnen, hörte aber immer bald wieder auf. Mein Kamel mußte bei solcher Gelegenheit die Gewohnheit haben das Wetter als stiller Zuschauer abzuwarten, es legte sich, als der Regen kam, freilich auch später bei Sonnenschein, mehrmalen mit mir nieder. Als wir durch eine enge Schlucht hinzogen, kamen etliche fremde Beduinen, mit Lanzen bewaffnet, zu Pferde gegen uns angesprengt, unser sehr phantasiereicher Arabischer Knecht, zugleich aber auch mit ihm etliche der Kamelführer wollten uns einen feindlichen Ueberfall befürchten machen, wir hielten uns deshalb näher zu einander und die Bewaffneten unter uns rückten an ihren Flinten. Die Vorsicht war indeß überflüssig; unser alter Scheikh ritt auf seinem Dromedar den Lanzenmännern entgegen und bald sahen wir, daß beide Theile zu Handschlag und friedlichem Zweigespräch sich vereinten. Die Reiter waren von befreundetem Stamme; sie hatten unsre Begleiter bloß vor einem Regiment Aegyptischer Soldaten warnen wollen, dessen Durchzug man heute, auf seinem Wege von Ghaza nach Kerek hier erwartete, weil solche Bewaffnete, wenn es ihnen an Lastthieren fehlt, gar gerne auch fremde zum Mitgehen einladen. Unsre Beduinen, wahrscheinlich in Folge dieser Warnung, führten uns von hier an eine Zeit lang, in ziemlicher Eile, sehr schlechte Wege. Gegen Mittag erreichten wir eine Anhöhe, von welcher aus wir das wahrhaft hehre, Edomitische Gebirge ganz nahe vor uns erblickten, welches durch seine riesenhaften Pfeilerformen einen überwältigenden Eindruck auf die Sinnen macht. Wer die Gruppen der Aderbacher Sandsteinfelsen oder

jene der Sächsischen Schweiz gesehen hat und diese zehnfach sich vergrößert denkt, der wird sich ein ohngefähres Bild machen können von dem was hier unser Auge labe. Der Hor, auf welchem Aarons Grab ist, schaute majestätisch ernst über das niedrere Gebirge herunter, während sich über seinen südlicheren Nachbarhöhen und Thälern eine Wetterwolke entlud. Selbst unsre Beduinen deuteten mit einem Ausdruck der Ehrfurcht auf die Grabstätte des „Propheten" hin; unsre Augen und Herzen begrüßten freudig diesen neuen Zielpunkt unsrer Wanderschaft. Wir traten jetzt in ein Thal ein, in welchem die Wüste das gelblichgraue Alltagsgewand ganz abgelegt und sich mit dem schönen, grünen Festtagsgewand der Gebüsche und Kräuter bekleidet hatte, als wolle sie mit der Seele der Pilgrime zugleich das Andenken des lieben Palmsonntages feiern. Aus dem Benehmen unsrer Beduinen konnten wir bemerken, daß sie sich hier wieder vollkommen sicher glaubten. Die Kamele wurden ruhig dem Zug ihrer Lust überlassen, der sie bei jedem Schritte bald zu dieser, bald zu einer andren Staude hinführte; das meinige hatte sich sogar ganz bequem dazu auf seine untergeschlagnen Beine gelegt, und mir dadurch das Absteigen erleichtert. Um uns her beleuchtete der helle Sonnenschein die liebliche Wildniß; über den Riesenzinnen und Pfeilerfelsen des Hochgebirges aber, in deren Thäler und Kluftlöcher wir schon ganz nahe hineinblickten, schwebte das dunkelfarbige Gefluge der Wetterwolken. Wir ruheten da einige Augenblicke unter dem blühenden Gesträuch; das Summen der aus- und einfliegenden großen Bienen klang wie der Ton einer fernen Orgel; auch hier in diesem Tempel wandelte uns eine lebendige Empfindung des Gebetes an.

Während wir da ruheten und dann langsam — die jüngeren Freunde allerhand sammlend — weiter zogen, hatte unser jüngerer Scheikh mit einigen andern Beduinen zu Fuße die Höhe eines benachbarten Hügels erklommen, wo er sich, mit dem Gewehre, das einer unsrer jungen Freunde ihm geliehen hatte, an der Jagd ergötzte. Seine Mühe war nicht umsonst gewesen, denn nach einiger Zeit brachte er uns mehrere von ihm geschossene Felsen- und Wüstenhühner *) und einen von ihm lebendig gefangenen Arabischen Hasen.

Auf einer der Anhöhen, über welche der weitre Verlauf unsers Weges führte, sahen wir ein altes, vielleicht vormals zum Wachthaus bestimmtes Gebäude, an welchem meine jungen Freunde, da sie näher zu ihm hingiengen, eingehauene Römische Zahlen entdeckten. Schon um halb zwei Uhr nach Mittag war die Mündung des Wadi Musa erreicht, an welcher unsre Beduinen den kurzen Tagesmarsch endeten und Halt machten. Auf unsre Gegenvorstellungen, durch welche wir sie zu einem weitern Vorwärtsschreiten hinein in das Thal bewegen wollten, antworteten sie, daß im Wadi weit hinaus kein schicklicher Lagerplatz zu finden sey, überdieß sey ein Ungewitter am Ausbrechen, welches bald das Vordringen ins Thal unmöglich machen werde. Und daß beides seine Richtigkeit habe, davon überzeugte uns die eigne Erfahrung zum Theil noch heute, zum Theil aber am andern Morgen. Denn kaum hatten wir unser Zelt in dem steinigen Boden nieder und über dem Bette des Giessbaches aufgeschlagen, der aus dem Wadi Musa hier in die Ebene herausreißt, da entlud sich mit heftigem Donner und Blitz auf den

*) Namentlich zwei Arten von Pterocles

Nachbarbergen ein Gewitter, wie Arabiens Hitze sie erzeugt; das eben noch ganz trocken gewesene Gießbachbette ward zur Höhe und Mächtigkeit eines großen Waldstromes angeschwollt, welcher unser armes Zelt, das meine Weisheit durchaus, wenn die landeskundigeren Beduinen es nicht verhindert hätten, hier im tiefen Sande wollte aufgeschlagen haben, sammt allem Gepäck leicht mit sich fortgerissen hätte. Doch die Gewitter dieses Landes, deren Donner so schnell und laut auf einander folgen als die Worte in dem Munde des schnell redenden Beduinen, sind wenigstens in dieser Zeit eine stets vorübergehende Erscheinung; das Gewölk hatte sich verzogen; die Sonne schien wieder heiß und hell in die Ebene und auf die nahen gelegenen Berge; das Wasser, welches vorher das enge Thal von der einen zu der andern hohen Felsenwand überschwemmte, hatte sich bald wieder so weit verlaufen, daß wir ein Stück Weges in demselben hinauf gehen konnten.

Sobald am andern Morgen, den 29sten März der Tag ergraute, saßen wir auf zur Reise in das Thal und auf das Gebirge. Der umwölkte Himmel und die Nebel auf den hohen schienen mit Regen zu drohen; Wolken wie Nebel wichen jedoch bald der höher steigenden Morgensonne. Man hatte uns zum Theil, zur Erleichterung des Weges, jene Reitkamele (Dromedare) mit Sätteln gegeben, auf denen die vornehmern unter unsern Beduinen gewöhnlich ritten; denn nur einige von diesen begleiteten uns auf dem heutigen Tagmarsche, die andern, sammt den meisten Kamelen und unserm Arabischen Knechte waren bei dem Zelt und Gepäck zurückgeblieben. Das Wasser des gestrigen Gewitterstromes hatte sich ganz verlaufen, erst weiter im Engthal hinauf zeigten sich die

letzten, bis hieher noch glücklich gelangten Tröpflein des Baches, der durch den obern Theil des Wadi ſtrömt und da, wo wir jetzt ſtunden, nach Art der meiſten Bäche des Landes im Sande verſiegt. Allerdings wäre in dieſem Engthale, deſſen Sohle nirgends eben iſt, auf weithin kein Ort zum Aufſchlagen des Zeltes geweſen, abgeſehen von der Gefahr, welche ein plötzlich hereinbrechender Regenſtrom hätte bringen können. Zwiſchen dem Geſträuch und Gehölze, namentlich des Oleanders hindurch, wand ſich unſer Weg nach drei Viertelſtunden zum Fuße eines ſteilen Hügels hinan, über welchen ein Richtſteig führt, der die Krümmungen und plötzlichen jähen Abfälle der Thalſohle vermeidet. Eine Schaar von Bergkraben, deren Geſchrei eine ganz andre Sprache ſpricht als das der unſrigen, denen ſie übrigens an Geſtalt und Farbe gleichen, flog über uns hin *); aus den Felſenklüften vernahm man den Ton der wilden Tauben dieſes Landes. Das alte Gemäuer, welches in der Nähe des ſchneckenartig ſich hinanwindenden Richtſteiges liegt, ſcheint von Römiſcher Bauart und mag, wie das geſtern geſehene, zum Wachthaus gedient haben.

Wir hatten während des Hinanſteigens, zu welchem wir abermals drei Viertelſtunden brauchten, rechts unter uns, in immer größerer Tiefe das Bette des Siebbaches geſehen, deſſen weniges Waſſer nur ſelten an der Oberfläche der Felſenplatten bemerkt wird, meiſt aber unter dieſen ſich verbirgt. Da wir oben waren fanden wir uns mit dem Rinnſal des Waſſers wieder in gleicher Ebene

*) Prof. Andreas Wagner hat das von uns mitgebrachte Exemplar als eine neue Art erkannt und beſchrieben, unter dem Namen Corvus lalomatus.

Ebene und zugleich auf der Sohle einer zweiten, höheren Terrasse des Thales, welche gegen das Erdgeschoß oder das niedrigere, allmälig zur Ebene hinaus sich absenkende Plateau des Thales mit einer senkrechten Felsenwand abbricht, über welche, zur Zeit des Regens, ein mächtiger Wasserfall sich hinabstürzt. Der Weg führte uns von hier an eine halbe Stunde lang auf der Ebene der Terrasse hin, dann aber begann ein neues, ungleich beschwerlicheres Ansteigen, als das vom untern Thale zum ersten höheren Stockwerk war. Außer dem jähen, steinigen Abhang, mit welchem der Berg sich zum Thale senkt, finden sich hier natürliche Stufen von solcher Steilheit und Höhe, daß auch der geübte Fußgänger sich mit Händen und Füßen hinauf arbeiten muß; zugleich mit uns legten aber auch heute unsre Kamele eine Probe von jener Geschicklichkeit im Bergsteigen ab, welche man diesem, scheinbar mehr für das Reisen in der Ebene geeigneten Thiere, kaum zutrauen möchte. Unbelastet, wie sie jetzt waren, klommen sie alle glücklich zur Höhe hinan, bis auf das eine, noch ziemlich junge, welches Dr. Erdl geritten hatte. Dieses schien außer Stande das Steigen solcher Stufen zu begreifen; es mußte durch einen der Beduinen wieder zurückgebracht werden zur Lagerstatte. Das Auge, wenn auch auf Resten der hart angestrengten Füße, wird indeß auf dieser Anhöhe in seltner Weise ergetzt. Wir fanden uns hier nahe bei den Gränzen des Landes, in welchem Hieb und seine Freunde lebten, und die Natur, die wir hier sahen, sprach zu dem Auge, so wie durch dieses zu der empfindenden Seele in einer ähnlichen Sprache, als das Buch Hiob zum Weib des Menschen redet. Gerade dieser Schatten des eng beschränkenden, leidigen Gewölbes, der uns gehemmt, dann wieder

niederfallende Schleier des Nebels erregten bald auf dieſe bald auf eine andre Stelle der Felſenwarten und ihrer Thaler ein Aufmerken, wie dieß in einem andern, höhern Maße die Sprache des von Gott begeiſterten Sehers oder Sängers jetzt auf dieſen, dann auf einen andern Theil der Gnadenerweiſungen Gottes weckt. Auch die Pflanzen- und Thierwelt dieſer Nachbargebirge des Landes Uz tragt viel zu dem eigenthumlichen Colorit der Gegend bei. Während im Thale das edle Roß in ſeiner höchſten Kraft und Schönheit geſehen wird, weidet auf den Höhen und in den Schluchten des Gebirges der kraftige aſiatiſche Steinbock und die ſchlanke Gazelle; mit der Stimme der Gebirgstauben zugleich läßt ſich der laute, melodiſche Geſang der Orientaliſchen Singdroſſeln aus den Zweigen der Edomitiſchen Cypreſſe vernehmen, von welcher wir auf den Höhen des Wadi Muſa und am Hor viele einzelne Stamme, ja ganze Haine ſahen; Bienenarten von fremder Geſtalt wiegen ſich ſummend auf den Gewürzkrautern des Landes.

Wir hatten jetzt, drei Stunden nach unſerm Aufbruch, jene Höhe erreicht, die zu der oberſten Terraſſe des Wadi Muſa führt; zu jenem bedeutungsvollen Theil des Thales, der, von einem Bache friſchen Waſſers durchſtromt, die alte, merkwürdige Edomitiſche Felſenſtadt Petra (Sela und Jakthеel der heiligen Schrift *) umfaßt. Ehe ich jedoch Petra ſahe, wollte ich vorher einen andern Theil dieſer Gebirge befuchen, den ich mir längſt zu einem der Hauptzielpunkte meiner Reiſe geſetzt hatte. Man glaubt auf der Anhöhe vor Petra ſchon ſehr hoch geſtiegen zu ſeyn, und dieß mit Recht, denn ich

*) 2. Kön. 14. V. 7.

halte dafür, daß dieselbe aber der Mündung des Wadi Musa, die nach unsern Messungen 2016 Par. Fuß über dem Meere liegt, wenigstens eben so weit erhaben liege als der Gipfel des Hored über dem Thale des Katharinenklosters; jener Anhöhe aber zur Linken (fast im Norden) erhebt sein ungleich ansehnlicheres Haupt der majestätische Hor; der Fürst und Nazir des Edomitischen Gebirges. Der größere Theil der Reisegesellschaft, jetzt wieder zu Kamel gestiegen, eilte dem wunderreichen Petra zu; ich aber, nur in Begleitung meines jungen Freundes, des Herrn Franz, schlug den Weg nach dem Gipfel des Hor ein. Wir hatten uns zwei Personen aus der Mitte der unsrigen zu Wegweisern ausgewählt, zu den zweien gesellten sich jedoch ungebeten, angeblich unserer Sicherheit wegen, noch zwei andre, unter ihnen der verständige jüngere Scheikh oder Karawanenführer.

Der Hor besteht, wie sein Nachbargebirge, aus einem bunten Sandsteine, in welchem, wie in manchem paterländischen Sandsteine, hellere und dunklere, braunroth und röthlich gefärbte Streifen aus Mannichfaltigkeit wechseln. Die Streifen sind bald breiter bald schmäler, bald gerade bald bogenförmig gekrümmt, sie gehen oftere, besonders im Thal von Petra, den Felswänden das Ansehen von gemalten Tapeten. Aus der farbigen Sandsteinmasse stehen Kuppeln, Kegel und Pyramiden hervor, in deren Innern die bunten Lagen concentrisch, eine um die andere sich fügen. Das Gebirge ist von vielen senkrechten Klüften durchschnitten; in den natürlichen Aushöhlungen, die sich an manchen Stellen finden, besonders an dem Abhange gegen Petra hin, sind von Menschenhand eingehauene Grüfte und Wohnräume, von denen ich nachher reden will. Der Scheitel des Hor

iſt durch eine ſeichte Einbuchtung in zwei Gipfel getheilt, auf deren einem, öſtlicheren Aarons Grabmahl ſteht. Unſre Beduinen führten uns einen einſamen Steig, welcher jenſeits eines Thales, das wie ein Burggraben die Bergveſte umzieht und gegen Petra hinablauft, ſeine nördliche Richtung verließ und ſich nach dem weſtlichen Theile des Berges wendete, dann aber wieder, etwas minder ſteil, nach dem öſtlichen Gipfel hinüberzog. Wir ſahen am Abhange des Berges viele Cypreſſen; eine ſchöne Phlomis fieng eben an ihre großen, goldgelben Blüthen zu entfalten, eine rothe prächtige Anemone ſchmückte an vielen Stellen den Boden; mehrere Ciſtusarten, zum Theil ſchon verblüht, wachſen, mit dem Geſtrauch des Ginſters und einer kleinen Art von Fichte vermiſcht *). Schon ziemlich nahe am Gipfel kamen wir an eine Schlucht, in welcher, noch recht wohl erhalten, Stufen hinauf führen und noch etwas höher hinan fanden wir, in derſelben Schlucht, alte Bauwerke: bogenartige Gewölbe, unter denen eine Art von gemauerter unterirdiſcher Kammer oder Ciſterne offen vor Augen lag. Vor alten Zeiten ſtund am Abhange des Hor ein chriſtliches Kloſter; ſoll-

*) Als eines der beklagenswertheren Begebniſſe unſrer Reiſe betrachte ich es, daß wir gerade aus dieſer reichen Gegend des Wadi Muſa gar keine getrockneten Pflanzen mitgebracht haben. Bei der Eile unſers Aufbruches von der Lagerſtätte hatten wir Alle, als wäre es Verabredung geweſen, vergeſſen uns mit einem Apparat zum Einlegen zu verſehen; die Blumen, welche ich friſch mit nach Petra brachte, und, als ich heimwärts vorausgieng, einem Beduinen zum Hineinlegen in eine Art von Futterſack übergab, waren, zugleich mit einem Stück meiner Kleidung, verloren gegangen

ten diese für ein vereinsamtes Kloster fast zu prachtig erscheinenden Bauwerke von diesem die Ueberreste seyn? Von dort wird in Kurzem der Gipfel, mit dem viereckten Gebaude erreicht, welches die Andacht der Mohamedaner uber Aarons Grabe erbaute. Auf dem letzten Theile unsers Weges, besonders aber auf jenem der zwischen dem grosen, gemauerten Wasserbehaltniß und dem Gipfel lag, so wie am nordostlichen Abhang von diesem fanden wir eine grose Menge von Scherben dicker, irdener, auch steinerner Gefäße, dazwischen auch Stucken von gebranntem Glase, ahnlich jenem, dessen Trummer wir etwas in der Nahe der Aegyptischen Pyramiden gesehen. In welcher Zeit diese Gegenstande hieher kamen, mochte schwer zu bestimmen seyn; das Thal von Petra zeigte uns ahnliche; vielleicht war es die Andacht der spateren Geschlechter, welche hieher diese Gaben brachte. Denn Harons des Propheten Grab, ist selbst den jetzt lebenden Nachkommen Ismaels und Esaus, wie allen Mohamedanern so heilig, daß sie, wenn sie auf ihrem Verüberzuge den Gipfel des Hor mit seinem viereckten Gebaude auch nur von fern erblicken, ein Opferthier schlachten und uber dem Blut desselben einen Steinhaufen errichten; wir sahen solche Opferdenkmale nicht bloß auf der naher am Fuß des Hor gelegnen Hochebene, sondern selbst noch auf der nachsten Tagreise, hinwegwarts vom Wadi Musa ofters an unserm Weg.

Auch unsre Beduinen naherten sich dem Grabe des Propheten und betraten sein Innres mit Zeichen der Ehrfurcht; mich aber erhub und beugte zugleich das machtige Gefuhl dieser unvergeßlichen Stunde in solchem Maaße, daß ich vergaß, daß ich nicht in der stillen Kammer des Abrahams Sohne, dem Fleische nach, beten hier gehuft

im Staube den Gott Jacobs, den Trost der Väter an, obgleich sie den großen Namen nicht kennen; wie sollte dann ich, der ich den Namen kenne, vor welchem sich beugen sollen die Kniee Aller, die auf der Erde und unter der Erde sind, nicht dasselbe thun? Mir war es auch hier, als fühlte ich, vielleicht als Folge der Nüchternheit und Stille des Wüstenlebens und der heutigen, langen Bewegung in der reinen, balsamischen Gebirgsluft, den Geist viel entfesselter vom Leibe, denn gewöhnlich; das Saitenspiel meines Innern ertönte von einem Liede, dessen Inhalt dem des Jubilus Bernhards glich; ich fühlte im Nennen des großen Namens einen Vorschmack der Freuden der Ewigkeit.

Die Beduinen hatten die Einkehr in die geistige Heimath nicht gestört. Sie hatten sich, mit einer an ihnen noch ungewohnten Achtung Dessen, was die „Ungläubigen" thaten, in einen Winkel des Gebäudes, auf die vorspringende Mauer gesetzt. Dennoch weigerten sie sich uns durch angezündetes Gesträuch oder Reisig das eigentliche, untere Grabgewölbe zu beleuchten, zu welchem man auf mehreren Stufen hinabsteigt. Wir versuchten denn dieses zuerst allein und ohne Licht. Da ich aber unten, auf dem ebenen Boden, einige Schritte im Innern vorwärts tappte, fühlte ich mich an meiner Brust „wie durch zwei eiserne, bewegliche Arme" (so beschrieb ich meinem jungen Reisegefährten die Empfindung) gehalten und gehemmt. Wir stiegen wieder hinauf und fanden unsre Beduinen in einem Gespräch begriffen, dessen Gegenstand ein bei ihnen gewöhnlicher war: das sogenannte Trinkgeld für die Mühe, oder der „Backschisch." Ich fühlte mich gedrungen mit den wenigen Worten Arabisch, welche mir zu Gebote stehen, sie daran zu erinnern, daß

nicht das Geld („Klubs") etwas Großes und Gutes sey, sondern Gott sey groß und gut und Den solle man vor Allem im Herzen tragen. Sie hörten mein gebrochenes Arabisch freundlich und aufmerksam an, und nach einiger Zeit ließ sich der junge Scheikh willig finden, einige Bündel dürrer Zweige anzuzünden und mit ihnen die unterirdische Gruft uns zu beleuchten. Jetzt sahe ich die „eisernen, beweglichen Arme," die mich bei meinen Herumtappen im Finstern an der Brust gehalten und gehemmt hatten. Es waren zwei metallene, wie mir schien eiserne Ringeisenstangen, welche halb eisen Kunden, und welche mit ihren inneren Seiten nach vorn, gegen den Kommenden gerichtet waren. An den Wänden umher sahen wir viele, hebräisch und arabisch geschriebene Namen und Denksprüche; das geräumige Gemäuer aber, welches über und um den vermuthlichen Eingang zur alten Gruft gelegt ist, reicht, mit der Zeit seines Entstehens gewiß nicht in ein früheres Jahrtausend hinein, sondern mag vielleicht nicht viel älter oder von gleichem Alter mit dem oberen Mohamedanischen Ueberbau des Grabmahles seyn. Noch junger ist der (türkische) Sarkophag, welcher im oberen Gebäude, dem Eingange gleich entgegenstehend gefunden wird; er gleicht jenen, dergleichen ich später in Hebron wie in Rahels Grab, besonders aber in den Grabmahlern der Mohamedanischen Heiligen öfters sahe.

Während mein junger Reisegefährte Franz diesen vom Tageslichte hell beleuchteten Sarkophag sammt seinen hebräischen und arabischen Inschriften, davon jene Namen jüdischer Pilgrime sind, so genau als möglich abzeichnete, trat ich zur Thüre hinaus und genoß der hohen Aussicht, die sich dem Auge hier darbeut. Das höchste Interesse für mich hatte schon durch seine Gestalt

noch mehr aber durch seine uralte Geschichte, das Gebirgsland, welches ostwärts und nordöstlich, jenseits des Thales von Petra sich erhebt. Die zerrissenen Reste des Nebels, welcher heute am Morgen als Regengewölk auf dem Gipfel des Gebirges lag, zogen wie weidende Lämmer über die Bergabhänge hin; ein großer Theil dieser östlichen Höhen scheint, wenn auch spärlich, von grünem Weideland bekleidet; seine Schluchten sind mit dem Wald der Cypressen und anderen Bäumen, so wie mit Gestrauch bedeckt. Der Form nach sind jene östlicheren Höhen nicht mehr Sand- sondern Kalkstein. Jenseits dieser Höhen, in Südost von Petra lag einst Bus (wahrscheinlich das jetzige Besta), von welchem Elihu, dort bei Dhana lag Suah (später Szyah), von welchem Bildad kam, um Hiob zu trösten; er selber aber, der Dulder, dessen nach Ihm fragenden und thränenden Auge der Allmächtige selber begegnete, wohnte weiter gen Norden hin, in dem jetzigen Gebalene. Hier aber, näher am Fuße des Berges, wo das frische Wasser der Bäche ein ganzes, durstendes Volk zu tränken und das Grün des Weidelandes auch für Heerden des Viehes zu erzeugen vermochte, beweinete Israël die Zeit der vierzig Trauertage hindurch, den ersten der Hohenpriester; den Bruder jenes Mannes Gottes, „welcher in Seinem ganzen Hause treu war."

Die Aussicht vom Hor hinüber nach Hiobs Lande, herab in das Thal des Moses und auf Petras Gräberstadt, so wie in die Spalten und Schluchten des Hor selber; dann nach Westen hin der ungehemmte Hinausblick über die weite Thalebene der Araba, waren von einer Art, daß ich gern Tage lang hatte hier verweilen mögen. Dazu war es da auf der Höhe so lieblich kühl, daß ich freiwillig den Schatten des Gebäudes verlassen

und mich hinausgelenkt hatte, an die mild wärmenden Strahlen der Sonne, zu einer Art von Seitenanbau des Grabmahles. Wie viele dieser Werksteine, zum Theil aus weißem Marmor, aus denen die Hände der Mohamedaner das jetzige Gebäude aufgeführt haben, mögen noch, wie dies einige Spuren auch im Innern bemerken lassen, Inschriften enthalten, die uns Kunde über die ältere Geschichte des Hor geben könnten. Doch uns selber blieb, auch nur zur äußerlichen Beangenscheinigung der jüngeren Zusammenfügung alter Trümmer, heute wenig Zeit; der Stand der Sonne so wie unsre Bedienten erinnerten uns daran, daß der Mittag nicht mehr fern und daß es mithin Zeit sey, die vorangegangene Reisegesellschaft in Petra aufzusuchen.

Der Hinabweg vom Hor gegen Petra hin war steiler als der Heraufweg, brachte uns aber in kurzer Zeit zu den äußersten Ausbreitungen der merkwürdigen Felsen- und Höhlenstadt. In der That ein wunderlicher Bau; einzig vielleicht, in seiner Art und Größe unter allen jetzt bekannten Menschenwerken. Wohin man sieht, überall, wenigstens in dem was zuvörderst ins Auge fällt, etwas Anders und Neues; eine Mannichfaltigkeit der Formen, wie sie etwa bei einem Römischen Volksfeste an den Trachten der Menschenhaufen bemerkt wird, unter denen man den reich gekleideten Engländer oder Franzosen neben dem Italienischen Fischer oder Lazaroni, den Soldaten oder Bürger neben den Geistlichen der verschiedenartigst gekleideten Orden bemerkt. Das Thal von Petra ist ein riesenhafter Saal, den die Natur mit aller Fülle, der ihr selber eigenthümlichen Architektonik aufgeführt, seine Wände in orientalischem Geschmacke aufs üppigste ausgemahlt hat (nach S. 119) und in welchem

sich alle Geschlechter und Jahrhunderte der älteren Baukunst versammelt haben, um da ihre Studien zu machen. Die jüngsten und spätesten Meister, welche in diesem Studiensaale hausten und Werke hinterließen, waren die Römer, von denen noch lateinische Inschriften der Gebäude reden; die ältesten stammten von jenem Geschlechte her, welches „in Felsenklüften wohnte und hohe Gebirge inne hatte." „Dessen Streben es war sein Nest so hoch zu machen als die Adler" *), bis dennoch seine trotzige Brut aus dem unersteigbar scheinenden Felsenhorste herunterstürzt ward, durch die Hand des Herrn. Die Römer, für welche Petra ein wichtiger Zwischenpunkt des Handels und Verkehres mit den Völkern des Ostens und Südostens war, bauten in dieser Bauschule der Felsen noch in den kunstreichen Zeiten des Kaiser Hadrian und Antonius des Frommen; und vielleicht aus noch jüngerer Zeit mag das Grabmahl seyn, das sich, nicht fern vom Römischen Amphitheater, links von dem Eingang in das Engthal des Mosesbaches, gen Eldschi hinan, durch seine, für uns wenigstens unleserliche griechische Inschrift auszeichnet. Jene Adler aber, die dort oben, in einer Höhe von mehreren hundert Fuß über der Thalsohle die Horste der Felsenhöhlen anlegten, die kannten zu der nordischen Nachtigall, welche des Orpheus und Linus, damals neue, Sybillinische Lieder sang, sagen, wir sind älter als du. Die Kraft des Gedankens der ein ganzes Felsengebirge in Denkmale der Menschennamen gestalten wollte, die einst genannt und hochgepriesen, aus eigner Macht sich mit der Unvergänglichkeit des ewigen Wortes zu überkleiden wähnten, ist hier dieselbe, wie

*) Jerem. 49 V. 16; so wie Obadia V. 3 und 4.

n den gleichzeitigen der Tempelfelsen von Elephantine, oder wenigstens der Bauwerke des Aegyptischen Theben. Und dennoch, bei all dieser Kraft, welche die „Zeit der Riesen" ihnen gab, haben die alten Baumeister von Petra, wenn man sie mit denen von Theben und Elephantine vergleicht, sich einer ähnlichen Freiheit gebraucht, wie die Bewohner einer, vom Herrschersitz weit abgelegenen Landgemeinde, bei der Anlage ihres Kirchhofes. Da spricht sich auch in der Form der Denksteine und im Inhalt der Inschriften nicht der mathematisch, nach einem festen Gesetz gestaltende, ruhige Verstand, noch weniger ein durch äußres Ansehen festgestellter Typus, sondern das in den mannichfachsten Formen sich darstellende, lebendig bewegte Gefühl aus. Denn das Fühlen geht bei solchem Werk dem mathematischen Erkennen voraus.

Ich habe schon öfter, wenn ich den Eindruck beschrieb, den der Anblick des Römischen Amphitheaters, mitten unter den Felsenwerken von Petra (es ist übrigens selber großentheils aus dem Felsen gehauen) auf mich machte, an jenes, aus Brettern gebaute Theater erinnert, das die jetzt lebenden Bewohner von Verona auf der Arena des dortigen alten, Römischen Amphitheaters errichtet haben. Dem Reisenden, welcher von einem der oberen Umgange dieses antiken Bauwerkes herabschauet, erscheint allerdings, jenes moderne, zur Belustigung des Volkes so gut ausreichende, sehr kleinlich. So ergeht es auch dem Wandrer, der von der Anhöhe über den Römischen Schauplatz hinab- und hinüberschaut, auf das Werk vom Römischem Samen: auf die Reihen der Felsengebäude an der Wand des Gebirges. Hatten denn die alten Titanen dieser Felsenwerke Flügel, wie die Adler, mit denen sie sich da hinauf erhoben, an dem senkrecht

ſteilen Abfall? wer könnte ihnen jetzt, ſelbſt mit Füßen der Gemſe, nachklimmen? Wie ſich der Gedanke an eine Ewigkeit verhalt, die mit ihren Kraften zwar ſchon in das jetzige Leben, gleich dem Morgenlicht durch die Spalten einer dunklen Felſenkluft, hineinbricht, dennoch aber erſt jenſeits des Grabes ihren Anfang nimmt, zu dem Gedanken der das Gewebe der Spinne, die geſtern und heute ſpann, umfaſſet; ſo verhalt ſich das alte Edomitiſche Petra, zu dem Spielhaus der Romer. Denn der gröſeſte Theil der früheſten Denkmaler, unter deren das junge Römerreich ſich anſiedelte, gehört, als Namenszug der Hinübergegangnen und als Zeichen der Hoffnung, daß der Seele auch nach dem Tode ein Fortwirken möglich ſey, nicht dem Bedurfniſſe oder der Beluſtigung des ſchnell hinſchwindenden, leiblichen Lebens, ſondern dem Reich des geiſtigen Seyns an.

Eines der gröſeſten Kunſtſtucke der Genien, oder Dſchenni, iſt doch gewiß das, daß ſie ihre Bauwerke nicht wie wir ſtaubgebornen Menſchen von unten, vom Boden beginnen, und ſo allmalig zur Mitte und zur Vollendung des Daches fortgehen, ſondern daß ſie von oben, vom Giebel anfangen und dann die Mitte, zuletzt das Unterſte ausbauen, auf welchem das ganze Gebau fußet. Im Grunde iſt dies derſelbe Weg, auf welchem die mütterlich bildende Weisheit alle Lebendige bereitet, denn am Kuchlein im bebrüteten Ei ſind es auch, nicht etwa zuerſt die tragenden Fuße oder die Flugel, welche den Anfang des Geſtaltens machen, ſondern dieſes beginnt bei Dem das getragen wird: bei dem Gehirn, bei den Augen, dem Herzen und bei allen andren Oberſten und Innerſten, und erſt nachher entfalten ſich die Knospen der außeren und unteren Theile. Wollten wir jedoch, bei

aus zu Lande, einem Architekten es aufgeben, er solle zuerst den Giebel des Daches, dann die oberste Etage, und bei gelegner Zeit auch die mittlere, dann die unterste und zuletzt die Grundlage des Ganzen vollenden, so wurde ihm die Lösung der Aufgabe einige Schwierigkeit machen. In Petra aber, der alten Felsenstadt, welche die Beduinen als ein Werk der Aegyptischen Pharaonen preisen (und allerdings gehört diese Stadt der Zeit des älteren Pharaonenreiches an), kann man dem Kunststück der Gebirgsgenien noch jetzt so genau zusehen, als wäre man bei seiner Ausübung dabei gewesen. Da bemerkt man mehrere angefangene Gebäude, von denen bloß Giebel und Dach, andre an denen schon die obersten Kapitäler der Säulen, die den Giebel tragen, vollendet herausstehen an den lichten Tag; die Schafte aber, auf denen die Kapitäler ruhen und noch weniger der Aufboden, auf dem die Säulen gründen sollen, sind noch gar nicht angefangen: es ist da ein in der Luft schwebendes Dach, das nur vorerst nicht durch die leiblichen Massen, sondern von dem nach oben wurzelnden Gedanken gehalten wird. — Denn weil die Gebäude von Petra unmittelbar aus der Felsenmasse selber ausgehauen wurden, begann die Arbeit von oben, und endete nach unten.

Man frage nicht, in welchem Style diese sonderbaren Werke geformt sind. Zwischen den abenteuerlichen Plänen und Träumen unsrer frühesten Jugend und den Thaten wie Gewahrungen, welche in die Zeit des gereiften Mannesalters fallen, ist allerdings Verwandtschaft und innre Beziehung, aber die Seitenauswüchse der Blätter, welche damals dem jungen Stamm die erste Nahrung gaben, sind hinweggefallen und die geradlinigtere,

entſchiednere Form iſt hervorgetreten. In den Säulenordnungen der Gebäude von Petra glaubt man bald Annäherungen an die Doriſche, bald an die Joniſche, andre Male an die Korinthiſche Form zu erblicken, doch gewiß iſt, daß die Letztere auch hier, als eine ſehr alt Orientaliſche, nicht als eine erſt aus dem Abendlande eingewanderte erſcheint. Zuweilen iſt der obere (früher entſtandene) Theil des Werkes von ganz andrem Style, denn der untere, weil entweder eine um Jahrhunderte ſpätere Zeit, den aus der Hand gefallenen Faden in ihrer Weiſe weiter geſponnen, oder auch, weil der freie, seinen eigenen Einfallen überlaſſene Geiſt der Erbauer, während der Arbeit ſelber auf andre, neue Vorbilder ſeines Nachbildens gerathen war. Wie auf unſren Kirchhöfen ſelbſt unter den kunſtreichſten Ehrendenkmalen nur eine kunſtloſe, einfache Behauſung für den Sarg und ſeine Gebeine gefunden wird, ſo bemerkt man auch innerhalb der vielverſprechenden, tempelartigen Portale der Ehrenmäler von Petra öfters nur einfache, roh in das Felſengeſtein gehauene Kammern, zur Aufnahme, einſt der Todten, ſpäter auch zur Wohnung eines ohnmächtigeren, noch lebenden Geſchlechtes.

Wir Alle, auch meine früher als ich hier angekommene Reiſegefährten, blieben im Ganzen nur ſieben oder acht Stunden bei den Ruinen von Petra. Dennoch haben die beiden, im Aufzeichnen geübten Begleiter, Herr Maler Bernau und Doctor Erdl einige der bedeutungsvollſten Punkte der alten Gräber- und jüngeren Kramerſtadt aufgenommen. Wir Andren haben uns, der Eine dahin, der Andre dorthin zerſtreut, und da zuletzt, eine durch gemeinſame Abſicht ſo nahe verbundne Geſellſchaft, in allen ihren Gliedern für einen Mann ſteht, beſchreibe

ich zuerst den Gesammtüberblick den wir uns erwarben, ehe ich zu der Spezialgeschichte dieses meines Reisetages übergehe.

Nicht fern von den Ueberresten des Römischen Amphitheaters nimmt ein Engthal der Sandsteinfelsen seinen Anfang, welches, von dem jenseits, im Osten gelegnen, von Mauern geschützten, mit Aeckern, Obstgarten und Weinpflanzungen umgebenen Eldjahi her den eigentlichen Eingang nach Petra bildet. Dr. Roth drang zuerst und am tiefsten in dieses Engthal ein, das einer Felsenkluft gleichet, durch welche der Bach fließt. Er sah da Dasselbe, was Laborde und andre, frühere wie spätere Reisende gesehen: den wunderschönen Tempel, der aus einem Stücke der heller farbigen, röthlichen Sandsteinfelsen gehauen, eines der prachtvollsten Gebäude des Thales ist; weiterhin findet sich der sonderbare Bogen, der sich von dem Dache der einen Thalwand zu dem andren herüberspannt. Die reich bewachsene Kluft ist oftens so eng, daß mitten am Tage nur ein dämmerndes Licht sie erhellet. Der Tempel, welcher, wenn auch ein später bauendes Volk an der Façade manches veränderte, dennoch ursprünglich nur zum Ehrenmal der Todten bestimmt war, wird von den umwohnenden Beduinen das Khasneh oder Schatzhaus des Pharao genannt; Laborde giebt von ihm in seinem Werke eine getreue Darstellung. Diesseits des architektonisch reichen, an seinen Wänden öfters von Grabhöhlen durchbrochenen Engthales, in dem eigentlichen Innenraum oder Ebenthale Arabe vest des Petrathales finden sich die meist in pyramidale Giebel endigenden, von Säulen der verschiedensten Ordnungen getragnen Portale von ähnlichen Gebäuden, deren innre Ausführung wie die Erwartung des Verborgenen,

welches das Grab verhüllt, nur von der Seele der Erbauer hinzugedacht, nicht leiblich verwirklicht ward. Denn wer mit der Erwartung, etwa eines Tempelgewölbes durch die Thüren des Portales hineintritt, der sieht sich getäuscht; er findet da meist nur enge enge Kammern. Der Mensch, wenn er am Tage auch noch so weit herumgezogen und gewirkt hat, nimmt, wenn der Schlaf ihn befällt, gern mit der engen Ruhestätte am Boden vorlieb. — Unten im Thale, in welches der Bach, bald zwischen dem Felsenschutt verschwindend sich ergießt, haben die Beduinen der Umgegend Pflanzungen, selbst von Ackerfeldern angelegt; dazwischen zieht sich eine alte, auf Römische Weise gepflasterte Straße hin; Ruinen von Tempeln, Brücken, selbst die eines Triumphbogens bezeugen es, daß der untre Theil des Thales schon in ziemlich alter Zeit mehr für die Wohnungen der Lebenden, als zu Verwahrungsstätten der Todten bestimmt war; die obersten Schwalbennester aber, in den Bergwanden sind die Häuserburgen der anfänglichsten Bürger von Sela, während des Lebens, so wie nach dem Tode gewesen. Auf einem der Hügel des untern Thales liegen die Ruinen einer Art von Akropolis aus spatrer Zeit.

Soll ich auch noch etwas von meinen eignen, innren Erfahrungen an diesem Tage sagen? Mir, da ich vom Gipfel des Hor, aus dem Kreise der Gedanken und lebenskraftigen Gefuhle, die dort mich bewegt hatten, heruntertrat in dieses Thal einer wahrhaftig bewundernswürdigen Menschen-Herrlichkeit, ergieng es dennoch wie Einem, der den theuren Freund, von welchem er heute auf lange Zeit Abschied nahm, hinausbegleitet hat, der Abendsonne entgegen, ins Freie; und der nun bei seiner Zurückkehr in die Stadt hineintritt aus der Tageshelle in einen

einen verdunkelten, nur von Kerzenlicht beleuchteten Konzertsaale. Das Auge war geblendet und sahe weder schärfer als sonst; das Lied aber, welches die Tonkünstler spielten, hatte eine erhebend schöne Melodie und der Text, ich werde ihn nie vergessen, war von jenem Dichter, welcher zugleich der Freund der Prediger und der weiseste der Könige gewesen, er lautete und wiederholte die Worte oft: es ist Alles eitel; Alles Thun der sterblichen Menschen ist eitel; nur Eines bleibet, der Geist, der zu Gott gehet, von welchem er kam.

Wir beten, mein Begleiter Franz und ich, haben, da wir von Aarons Grabe auf dem Hor herunter kamen in die Mitte der wunderlichen Edomitischen Felsenstadt, zuerst mit die Kamele weiden auf dem grünenden Thalboden. Nach einiger Zeit entdeckten wir den fleißigen Maler Bernatz, der vor einem der höher gelegenen Gebäude zeichnend saß und hörten den Ton der freigenommenen Hammer. Der übrige Theil der Gesellschaft, zu dem auch die treue Kamelstute gehörte, hatte sich in eine der geräumigen, unweit mit Gräben, die aus dem Felsengange gehauen waren, versehene Felsenwohnungen begeben. Unsre Beduinen saßen hier bei dem angezündeten Feuer und wollten sich ihr schwarzes Lieblingsgetränk bereiten, zu welchem wir ihnen gerne, nach ihrem Begehren, den nöthigen Kaffe gegeben hätten, wenn wir damit versehen gewesen wären. Wir waren aber heute am Morgen so eilig fortgezogen, daß wir es ganz vergessen hatten an das Bedürfniß der Küche zu denken.

Nach kurzem Ausruhen gingen auch wir hinab in den Hauptweg der alten Stadt, wendeten uns dann nach dem Römischen Amphitheater, und von diesem zum Ufer des Baches hin, der aus dem vorhin beschriebenen Eng-

thal hervorbricht. Nach ſo vielen neuen Genüſſen der Sinne zog mich bald ein alter, langſt entbehrter an. Ich ſaß am Bächlein nieder; wie lange hatte ich kein ſolches geſehen und kein ſo friſches Waſſer getrunken! Das Ufer duftete von dem wohlbekannten Geruche einer Art von Waſſermünze, welche der unſrigen (der Mentha aquatica) ſehr ähnlich war; die darüber ſchattenden Bäume erinnerten mich an unſre Erlen; jenſeits des Ufers wuchs eine Hyazinthenart, welche aufs vollkommenſte der Schopfhyazinthe (Hyacinthus comosus) glich, die ich in meiner Jugend ſo oft in der Nähe von Zirndorf, bei dem lieben Nürnberg geſucht und gefunden hatte; ich glaubte daheim zu ſeyn, an einem Bache des Vaterlandes. Zugleich regte ſich der vaterländiſche wie ausländiſche Hunger. Ein zuſammengerolltes Stück Arabiſchen Kuchenbrodes, das ich vor faſt acht Tagen zu mir geſteckt, und das dem Munde nicht mehr genießbar geſchienen hatte, legte ich, beſchwert mit einem Steine (damit das muntre Bächlein mir es nicht entriſſe) ins Waſſer. Ich trank in vollen Zügen aus der hohlen Hand und aß dazu das mäßig erweichte Brod. Mir konnte das Mahl an der Tafel eines reichen Fürſten nicht beſſer ſchmecken als dieſes Mahl der Wüſte; kein Wein der Erde das Herz mehr erfreuen als dieſes Bachwaſſer.

Ja, du mein Hirte, leiblich wie geiſtig führeſt du mich auf grüner Aue, zum friſchen Waſſer. Du laſſeſt kein Gutes mir mangeln, du tränkeſt mich, auch in der dürren Wüſte, mit Strömen der Freude. Darum ſollſt Du ſeyn und bleiben meine Zuflucht für und für, mein Gott, auf den ich hoffe; Dein Stecken und Stab ſollen mein Troſt und mein Führer ſeyn, bis zum dunklen Thal des Todes.

Noch war es nicht ganz entschieden ob wir zur Lagerstatte zurückkehren oder heute Nacht in unsern Felsenkammern bleiben sollten. Dem drückenden Mangel an Lebensmitteln hofften wir durch Ankauf von Brod und vielleicht auch eines Lammes von den umwohnenden Beduinen abzuhelfen. Einige dieser Leute hatten sich schon im Thale sehen lassen, waren aber, bis auf einen, der mit unsern Führern wohl bekannt schien, wieder verschwunden. Da wir jedoch jetzt zu den Unsrigen zurückkehrten, hörten wir schon von ferne das laute Geschrei zankender Männer. Eine Schaar jener fremden Beduinen, unter ihnen etliche von so wildem, rohen Aussehen, wie mir auf dieser ganzen Reise noch keine vorgekommen, hatte sich um die unsrigen versammelt und schalt diese als wären sie Räuber und Feinde, die in ein fremdes Gebiet eindrangen. Auch mochte wirklich das Vernehmen der beiden Stämme bei dem damals ausgebrochnen Kriege zwischen Ibrahim Pascha, dessen Verbündete die unsrigen waren, und den Beduinen von Kerek nicht das beste seyn. Im günstigsten Falle hätte die Sicherheit der nächsten Nacht, hier in Petra, durch eine Abgabe von mehreren hundert Piastern, an den Scheikh von Elwadi erkauft werden müssen; unsre Beduinen schienen jedoch auch für die Sicherheit ihrer Kamele besorgt, sie trieben diese eilig zusammen, und wir machten uns zum Aufbruch fertig.

Auf dem Rückweg, der für mich und meinen Begleiter ein andrer war als jener Weg, der uns vom Ger hieher geführt hatte, traten wir noch ins Innre mehrerer Grabeskammern; sahen die zusammengesetzte, hohe Säule am Ende des Thales und mehrere andre Bauwerke; außer dem schönen, kuglichen Sandstein und der schon erwähnten neuen Kalkart, hatten meine jungen Freunde

eine noch unbekannte Art der Saßwasser-Conchylien, vom Geschlecht der Carocolla erbeutet.

Das herrliche Wadi Musa war zuletzt nur noch von der späten Abenddämmerung und dann von dem Lichte des Vollmondes beleuchtet, als wir aus seiner Mündung heraustraten in die Ebene, in der unser Zelt lag. Wie die Biene, die an vielen Blumen eines grünenden Feldes sich satt gesogen, kehrte unsre Seele, reich beladen von den Vorräthen ihrer heutigen Gefühle zurück zu ihrer stillen Einkehr in den geistigen Bienenkorb. Ein lang ersehnter Hauptzielpunkt der Reise vom Sinai bis Hebron war leichter und glücklicher erreicht worden, als ich mir dies gedacht hatte: der Hor, mit dem einsamen Grabe auf seinem Gipfel, welches noch jetzt in hellem Lichte über das Feld der Geschichte hinstrahlet, und mit der Schaar der Grabeshöhlen zu seinen Füßen, welche in eine Tiefe der vergangenen Zeiten eindringen, die von keinem Lichte der fahren Kunde erhellt wird.

Reise durch das Ghor nach Palästina.

So groß die Anstrengungen des gestrigen Tages gewesen waren, brachen wir dennoch Dienstags den 21sten März schon kurz nach 6 Uhr des Morgens auf. Es war dies gegen unsre Erwartung und selbst gegen unsren Willen, denn in der Meinung, daß wir heute etwas länger ruhen wollten als gewöhnlich, hatten wir gestern durch den Beduinen in Petra, der mit den unsrigen bekannt schien (nach S. 435) und der uns bis fast an unser Zelt das Geleite gab, Milch, Eier und frische Arabische Brode aus Eldschi bestellt, die uns noch vor dem Tabah (vor etwa 9 Uhr des Morgens) gebracht werden sollten. Unsre Beduinen ließen uns ruhig diese Bestellungen machen,

heute aber dämmerte kaum der Morgen da weckten sie schon die Arabischen Knechte und uns; da wir hinaustraten fanden wir die Kamele schon bereit zum Aufpacken, wir hatten kaum Zeit das Frühstück zu bereiten und einzunehmen, zu welchem uns der jüngere Scheikh einen Becher sehr wohlschmeckender Kamelmilch schenkte, denn unter unsern Thieren war eine Mutter mit ihrem Füllen, welche den übrigen das Ehrengeleite gab, indem man der ersteren nur ein leichtes Gepäck auflegte. Auch das eine von unsern Kamelen, jenes welches den Reisesack trug, hatte es heute auffallend leichter als früher, denn dieser Vorrath hatte sich geleert, während unsrer Abwesenheit, so stark vermindert, daß wir den alten Bekannten bei unsrer Ankehr am Abend kaum wieder erkannten. Wahrscheinlich hatten es die bei der Geräthschaft zurückgebliebenen Beduinen für rathsam gehalten die Last aus dem großen in viele kleine Säcke, und von einem auf viele Kamele zu vertheilen, denn so ehrlich sie in Beziehung auf Geld und andre Dinge der Art sind, so halten sie doch das stillschweigende Entlehnen von Lebensmitteln für kein Unrecht, um so weniger da es im jetzigen Falle wahrscheinlich mit Wissen unsres Wirthes geschehen war.

Da wir zu Kamel saßen trat der ältere Scheikh zu uns und sagte uns, daß wir uns heute, besonders am Vormittag auf einen möglichen Angriff von feindlichen Beduinen gefaßt machen müßten; wir sollten uns beim Reiten nahe zusammenhalten. Er selbst mit seiner Lanze in der Hand ritt an der Spitze des Zuges; ein andrer Beduine, auf einem flüchtigen Dromedar, ritt in einiger Entfernung vor uns her, hielt von Zeit zu Zeit an und kletterte auf die Spitze eines Felsen oder sonstigen einen Rundblick, um mit seinen weitsichtigen Augen nachzu-

sehen ob Alles sicher sey. Dabei brauchte er die Vorsicht nicht aufrecht zu stehen, sondern, damit er nicht selber gesehen würde, auf allen Vieren zu kriechen und sich auf den Bauch zu legen. Wir zogen leise — denn keiner der Beduinen ließ heute seine laute, kräftige Stimme vernehmen — und in ziemlicher Eile vorwärts, anfangs noch in dem Nebenthal das die Vorberge und Hügel der Ebene bilden, in welche der Wadi Musa mündet und im trocknen Bette der Gießbäche, welche in der Regenzeit nach dieser Richtung sich ergießen. Die Wände der Felsen bestunden aus buntem, merglichen Sandstein und Kreidekalk, in welchem sich öfters kleine Höhlen und mannichfaltige, gleichsam architektonische Naturspiele zeigten. Gebüsche des Tamarisken- und des Artasstrauches zierten den Boden; an den Felsen zeigte sich das Geträuch der Kappern, hin und wieder jenes das der Steinen. Das augenfälligste Gewächs das wir heute sahen, war jedoch eine wunderschöne Orobanche (Heliospora) mit großen, gelb und blaufarbigen Blüthen. War es doch als sollten die feindseligen Bewegungen, mit denen wir, Gott Lob, von außenher verschont blieben, auf einmal in unsrer kleinen Karawane selber ausbrechen. Dr. Roth hielt, wieder auf dem Kamele sitzend, einige der hier abgepflückten Exemplare der Orobanche in der Hand, um sie genau zu betrachten, da schlug sie ihm der Beduine, welcher das Kamel führte, mit der Lanze aus der Hand. Darüber wurden wir sehr aufgebracht, obgleich die That des Arabers wahrscheinlich aus guter Absicht gekommen war, weil er meinte unser Freund wolle diese in seinen Augen schädliche Pflanze essen. Auch zwischen Herrn Wahlenhof und einem der Beduinen brach ein Streit aus, wobei sich jener beinahe statt der lauteren Sprache der Worte der

leisten der Kaufe bedient hatte, wäre der ältere Scheikh
der uns durch einen einzigen Wink der Lanze zum Recht
verhalf, nicht als Schiedsrichter dazu gekommen. Der
Streit war dadurch veranlaßt, daß Herr Franz seit meh-
rern Tagen aus freier Wahl meist zu Fuß gegangen war;
indeß hatte ein schöner junger Kamel in Beni genommen,
das er dem rothmähnigen Reiter nicht wieder einräumen
wollte. — Während wir der Richtung der Wasserbetten
folgten und hierbei von einem Seitenthal ins andre kamen,
hatten wir manche Krümmung gemacht, im ganzen jedoch
vorherrschend die Richtung von Nordwest in Nord beibe-
halten. Dieser Richtung folgten wir auch da wir um
4 Uhr auf die freie Ebene der Araba herauskamen, wel-
che von hier an nördlich bis zum todten Meer den Namen
des Ghor führt. Die Aussicht war dort eine überaus
weite und reiche. Vor uns die einige Meilen breite
Fläche des Ghor, zu Füßen von dem Sandsteinzuge der
Tyh begrenzt; hinter uns das Gebirge Seir, über wel-
ches der majestätische Hor sein Haupt erhebt. Die Sen-
kung des Ghor, von Süd gegen Nord war hier sehr augen-
fällig; wir ritten den ganzen Tag hindurch allmälig ab-
wärts; an der Seite unsers Weges zeigten sich einige
jene Steinhaufen, womit die vorüberziehenden Araber die
Stätte bezeichnen, an der sie, wenn sie Jerusalem zum
Mahl von ferne erblicken, dem Propheten zu Ehren ein
Viereck schichteten. Der grünende Saum der Bäume
und Gebüsche, der an der niedren Westseite des Ghor
sich hinzieht und den wir, seit unserm Herabsteigen in die
Ebene immer vor uns sahen, war schon um drei Uhr
erreicht. Unsre Beduinen, welche ihre Thiere heute zu
ungewöhnlicher Eile angetrieben hatten, beschlossen hier
zu halten; wir hatten dagegen nichts einzuwenden, denn

die Hitze war überaus groß und drükend und die hochstämmigen Tamarisken versprachen uns erquicklichen Schatten.

Die Gegend, in welcher w. übernachteten erschien uns im hohen Grade beachtungswerth und wird jedem Reisenden so erscheinen. Sie ist, durch ihre tiefe Lage, ein Sammel- und Vereinigungsort der in der Zeit des Regens hier aus Ost und West zusammenströmenden Gewässer, und gleichet ganz dem Kessel eines kleinen ausgetrockneten Landsees, durch welches das breite Bette eines Flußes sich hinzieht. Mit einigen Stichen der Schaufel in den Sand hatten unsre Beduinen Wasser gefunden, das sie zum Tränken ihrer Kamele und zum übrigen Bedarf des heutigen Abends benutzten. Auch wir fanden es trinkbar; es hatte nur einen sehr schwachen, salzigen Beigeschmack. Nach den Berechnungen, welche Herr Prof. v. Steinheil, mit gröseßer Vorsicht auf Dr. Erdls barometrische Messungen gründete, lag der tiefere Punkt des kleinen Thalkessels, an dessen Saume wir übernachteten 91 Fuß *unter* dem Spiegel des rothen Meeres, eine Thatsache die uns als eine kaum glaubliche erschienen seyn würde, wenn nicht die spätern barometrischen Messungen in der obern Jordansaue ähnliche unerwartete Resultate ergeben hätten. Von dem Punkte unsers vorigen Nachtlagers, an der Mündung des Wadi Musa, dessen Meereshöhe zu 2016 Fuß berechnet war, hatten wir uns mithin heute, im allmahligen Absteigen durch die Thäler und dann auf der Fläche des Ghor um 2137 Par. Fuß gesenkt. Der Maler Bernatz benutzte die letzten Stunden des Tages um von hier aus eine Ansicht des Edomitischen Gebirges mit dem Her aufzunehmen, auch wir Andern nahmen, wenn auch nicht auf das

Papier, doch in die Seele manche Eindrücke dieses Thales der Tamarisken auf, die sich in der Erinnerung zum lieblich reichen Bild gestalteten.

Mittwochs den 22ten März giengen die Meisten von uns zu Fuße der kleinen Karawane voraus, die sich, mit ihren Kameelen halb sieben Uhr in Bewegung setzte. Wer hatte aber auch hier an solchem Orte und zu solcher Zeit nicht lieber zu Fuße gehen als reiten mögen! Glich doch der freilich sehr schmale, nach beiden Seiten von der Wüste umsäumte Landstrich, durch den wir anfangs hinzogen, einer vaterländischen Anpflanzungsaue, so grün war er. Freilich erinnerte uns die ausländische Form der hier blühenden Gräser: der Arundinen, Pennisceten, Eleusinen, und Dantbonien bald daran, daß wir im außereuropäischen Lande seyen; die Bäume die uns von ferne wie Edelreben oder Akazien erschienen waren, zeigten sich in der Nähe als Arten der Cassien und südlichen Akazien; die vermeintliche Straße, die durch das Grün zog, war das trockne Bette eines Winterstromes, dennoch aber wehete uns schon hier die Luft einer Heimath an, denn wir näherten uns der Gränze des Landes unserer Wünsche; des Landes in dem schon unsre Brüder im Geiste gewohnt und sogar gewandelt hatte. Hatte ja doch auch heute schon die Woche der stillen Woche begonnen, deren Ende wir noch in Jerusalem, oder wenn dies nicht möglich seyn sollte, doch in Bethlehem zu feiern hofften.

Wir zogen anfangs noch in fast nordwestlicher Richtung und kamen so um acht Uhr zu dem Brunnen Suaby (Wadi), an welchem Palmenbäume stehen und der ein trinkbares, wenngleich etwas salzigtes schmeckendes Wasser enthält. Von hier an, wo wir kurz eine halbe Stunde verweilt hatten, zog sich der Weg nicht in westlicher Rich-

tung über einen kleinen Hügel nach einer sandigen Ebene hinan, auf welcher ein großer, runder Stein lag. Jeder unsrer Beduinen strengte sich im Vorbeigehen an um den Stein ein wenig hinanwärts, nach der Richtung unsers Weges zu wälzen; auch unsre Knechte und zum Scherz einige der jungen Freunde halfen mit. Nach eingezogener Erkundigung erfuhren wir, daß es, nach der Meinung der Beduinen, mit diesem Stein eine gar seltsame Bewandtniß habe. Derselbe rückt, so wähnen sie, von selber alle Jahre ein wenig weiter nach Süden hinab, und werde so zuletzt zum Meer bei Akaba kommen. Wenn aber dieß geschähe, dann sey der Tag des Gerichts, der Tag des Endes vorhanden. In früheren Zeiten habe dieses Fortrücken alljährlich nur etwa eine Armslange (Elle) betragen; seit mehreren Jahren aber bemerke man an dem Steine, daß jetzt Alles zum Ende eile; denn er fange an ins Laufen zu kommen. Einer unsrer ältern Kameltreiber wollte ihn noch selber vor etlichen Jahren fern von da, auf dem Abhange einer vor uns stehenden kleinen Anhöhe haben liegen sehen. — Seltsame Erwartung von großen, nahe bevorstehenden Veränderungen, die sich zu unsrer Zeit im Kopf und Herzen der Bekenner der verschiedensten Religionen: des Islam, des Mosaischen Gesetzes und des Christenthumes regt!

Gegen Mittag kamen wir in ein reich mit Gebüsch und Mimosenbäumen *) bewachsenes Thal, dessen Gestalt ich wegen seiner vielen, engeren Nebenthäler und Schluchten mit dem innern Baue einer vielfachigen Krucht vergleichen möchte. In dem Thale sind Quellen, die eine

*) An diesen Bäumen fand sich bei von Jacquem benannte, bisher noch unbeschriebene Loranthus-Arten.

mit sehr hellem Wasser; unsere Gefährten tranken aber das Wasser gar gierig und warfen vor seinem Genusse. Die Namen dieser Gegend Warisha oder Werisha, oder kamen wir nicht in Verbindung mit diesem Namen an das Thal der heiligen Schrift zu denken. Am Nachmittag ging es unter Blitz ziemlich hoch, verwebt allmälig bergan und dann wieder eben so beträchtlich bergab, bis wir endlich vom Abhange, an dem wir hinab fuhren, ziemlich tief unter uns ein grünendes, mit Strauchwerk bewachsenes Thal sahen. Noch auf der Anhöhe sangen zuerst die Gefährten, dann aber auch unter, von ihren Führern verlassen, Kameele an weit zu laufen und zu rennen, so daß wir Mühe hatten uns auf dem Rücken der Thiere zu erhalten. Jene thaten es, weil sie das gute Futter für sich allein und jeder vor dem Andern von dem besten Gegenstand Besitz nehmen wollte, diese aber, weil sie eben dieses Futter aus der Ferne witterten. Wir lagerten im Thale am Rande eines jetzt trocken liegenden Gießbaches, an der Nähe Wand eines fast saharaartig öden; nach Norden lag vor uns, jenseits des Thales ein hoher, kahler Berg. Ueber ihn und die Straße unsere Lagerstatt erhielten und die Gefährten, da wir nach dem Namen fragten, sehr verschiedene Auskunft; einige nannten beide ganz richtig Madara, ein Andrer nannte das Thal Ägyn und den Berg Jäsyha oder Jäswa. Nach unsern barometrischen Messungen und den später darauf gegründeten Berechnungen lag auch das Ende des Gießbaches, an dessen Spitze wir unser Zelt schlugen, noch 5 Fuß unter dem Meeresspiegel.

Der heutige Nachmittag und Abend hatten uns in eine, für den Freund und Forscher der heiligen Schrift sehr lehrreiche Gegend geführt. Unter Madara und seine

Umgegend sollten eigentlich den uralten Namen des Menschenherzens: „Trotzig und Verzagt" führen. Hier in der Nähe war Kades. Saras Magd, Ismaels Mutter, die Hagar, da sie trotzig den Händen und den gerechten Demüthigungen ihrer Herrin entflohen war, irrte zwischen Kades und Sur, wo der Engel des Herrn sie fand und zur Rückkehr bewog (1. Mos. C. 16). Hier war die Stätte des Verzagens, bei welcher die Heere Israels eine Nacht hindurch weinten, als die Kundschafter zurückgekehrt waren, welche dem Lande ein böses Geschrei machten (4. Mos. C. 13, V. 33; C. 4, V. 14). Aber über dieses Gebirge da gieng auch der Anlauf, den der Trotz nahm, welcher mit dem Verzagen wechselte, als Israels Volk in eigner Kraft, bei der das Mitwirken des Herrn nicht war, hinaufzog um auch gegen den Willen des Herrn das verheißene Land zu erobern (4. Mos. C. 14, V. 40—45). Hier bei Kades, dessen Gebirge Madara allerdings, wie sein Name in dem Munde eines unsrer Beduinen klang, ein Asyrh oder Versammler heißen könnte, weil diese Gegend mehrmalen ein Sammelpunkt der Heere Israels war, starb auch, da die Zeit der vierzigjährigen Reisen ihrem Ende nahe war, Mirjam die Prophetin, die Schwester Mosis (4. Mos. 20, V. 1); hier in der Nähe war der Wunderquell jenes Haderwassers, bei welchem Israel sich durch den Trotz, Mosis und Aaron sich durch die Verzagtheit des Unglaubens an dem Herrn versündigten.

Der Mond stieg über die Felsenwand in Südost heran und beleuchtete das tiefe Thal; die kleinen weißen Gegel des Gesteines erschienen uns wie Todtenmale der Gräber, welche neben Mirjams Gebein hier so Viele aus dem Volke fanden. Die Beduinen saßen am Feuer und erzählten sich lebhaft, vielleicht von einem Raubzuge der

Bergen, der einst da, in diesem Thal gehalten werden. Obgleich wir mit diesen Personen von jenen wenigen Tagen herein waren, hatten wir doch mit ihnen niemals so vertraulich zu werden vermocht, als wir es mit denen vom Forwardsamm, namentlich mit unserm alten Hansen gleich in den ersten Tagen geworden. Es war zwischen uns nur davon ein Zaun, vielleicht der Verurtheile gewesen, aber welchen, wenn auch die Hände, doch niemals die Herzen sich recht eng einander zu nahen vermochten. Während wir mit unsern Forward-Bekannten jetzt hatte bald die Conversation stockt bei Strohhalm der Blicke ange- klebt; es gewährte uns aber niemals die geringste Verlegenheit in ihrer Gesellschaft zu schweigen, noch jene, sich ohne ein bestimmtes Gespräch, nahe zu sein. Doch was uns die Gegenwart versagte, das gab uns hier im weiten Raume, die Erinnerung an die Vergangenheit; und wenn auch die schönen Tage einen fremd gegen uns waren, so erwachten sie doch die unsichtbaren an die- sem Abend unsern Herzen recht sichtbar nahe und freund- lich.

III. Die erſten zwölf Tage in Paläſtina.

Reiſe durch die Wüſte von Süd-Judäa nach Hebron.

Der 23ſte März, es war der grüne Donnerſtag, der mich heute vor 41 Jahren, vor dem Altar des Herrn, über die Gränzen des geiſtigen Landes der Verheißung, zu der Gemeinſchaft des himmliſchen Jeruſalems eingeführt hatte, iſt mir ein ganz beſondrer Gedenktag dieſer Reiſe geworden. Nach unſrer früheren Berechnung hatten wir heute in Jeruſalem eintreffen und den ſchönen Tag in der Kirche des heiligen Grabes feiern wollen, und dieſes wäre auch möglich geweſen, wenn uns nicht in der Nachbarſchaft jener Stätte, da einſt die Kinder Edoms die Heere Iſraëls am Weiterziehen hinderten, die Verbündeten Edoms, die Männer von Akaba aufgehalten, und wenn unſre jetzigen Beduinen das Werk der Förderung unſers Weges nicht ſo ſäumſelig betrieben hätten. Aber wenn auch nicht in die Thore von Jeruſalem, führte uns doch dieſer Tag in die ſichren Gränzen des alten Landes der Verheißung ein.

Doch, wie dieß uns Pilgrimen und Bürgern der Erde ſo oft begegnet, dem Aufſchwunge zum neuen, höheren Moment des Lebens mußte ein harter Kampf, ein Vorſchmack wie von der Ermattung des Todes voran-

gehen. Unsere Kräfte waren erst kurz vor diesem Ufer zum Aufbruch fertig, da die Sonne schon sehr heiß schien. Wir zogen Anfangs über das ziemlich breite Thal hinüber, bis wir nach etwa drei Viertelstunden an das hohe Gebirge (Makaras) in Nordwesten kamen. Dieses besteht ganz aus Kalk, dessen Schichten sehr steil gegen Süden einfallen; unten in der Schlucht, durch welche der Pergweg anstieg, zeigten sich einzelne Mimosenbäume mit denen die Natur von Arabien gleichsam Abschied von uns nahm, denn es waren die letzten, welche wir auf unserm Wege sahen. Wir waren abgestiegen von den Kamelen, wir drei, die Hanofran mit ihrer Trommel und ich folgten dem Dromedarreiter, welches als Pferden der beiden Kamele, auf denen abwechselnd, einen Tag um den andern unsere beiden Reisegefährtinnen ritten, bei der Karawane war. Die Araberin führte uns einen Nebenweg, der allerdings viel gerader nach der Höhe hinaufging, als der andre, welchen die Kamele und unsere Reisegefährten einschlugen, darum aber auch heute beschwerlicher war. Es lag so viel empor und der Reiter der hellen, heißen Sonnenstrahlen von seinem weißen Gesteine war so heftig, daß mir es zuerst vorkam als wollte mir, wie in einem Blutbesen, der Athem versiegen und das Auge erblinden. Wir fanden übrigens an diesem steilen Abhange deutliche Ueberreste von eingehauenen Stufen. In einer Bergschlucht, in der wir, nahe beim Gipfel, ausruhten, zeigte sich ein altes, festes Gemäuer, wie von einer ehemaligen, nun aber ganz veränderten Einrichtung der Cisterne, für das vom Gebirge kommende Regenwasser. Wir waren bis zu diesem Ruhepunkte, wie dies die barometrischen Messungen ergaben, schon mehr denn dreimal so hoch als der Straßburger Münster, über

die höchste der Aegyptischen Pyramiden ragt, nämlich 902 Par. Fuß gestiegen; die Abkühlung im nothdürftigen Schatten eines kleinen Felsenvorsprunges brachte nur wenig Stärkung. Jetzt kamen auch unsre Reisegefährten neben den Kamelen einhergehend nach; wir zogen mit ihnen den etwas minder beschwerlichen Weg der Kamele bis zum Sattel des Gebirges, dessen Höhe nach unsern Messungen 1434 Fuß über der Meeresfläche beträgt. Wir hatten diese Höhe vom Thale an, die Zeit des Ausruhens mit eingerechnet, in anderthalb Stunden erstiegen; ich möchte aber die Beschwerden dieser anderthalb Stunden, wenigstens auf dem Nichtwege des Pelusiumweges, und bei solcher Hitze nicht noch einmal in meinem Leben durchmachen; es waren für mich die leiblich mühsamsten Schritte der Reise gewesen. In der Nähe des Berggipfels sahen wir alte Gemäuer, welche uns an die Bauart der Römischen Wachthürme zu erinnern schienen und auch an andern Punkten bemerkten wir Ruinen. Von der Höhe, deren Ersteigen, mir wenigstens, so schwer geworden war, gieng es wieder, doch nur auf kurze Zeit, steil bergunter; hier fand sich, in der Bergschlucht, zur Rechten des Weges, in einer Felsenkluft eine kleine, von der Natur gebildete Cisterne, mit etwas, von der Regenzeit her verhaltenem Wasser, welches einige unsrer Beduinen, die uns zum mit Hinabsteigen in die Schlucht ermuntert hatten, begierig tranken. Diese Kinder der Wüste können an keinem Wasser vorbeigehen, ohne es zu kosten; das Wort Wasser ist bei ihnen fast gleichbedeutend mit jenem für Glück und Segen; auch wir labten uns mit ihnen. Aus der Schlucht hinaus traten wir in eine Ebene, über die wir anfangs in westlicher Richtung hinzogen. O wie schön duftete uns diese Gegend nach

nach den überhandnehmenden Feindseligkeiten der Fellahs hier gäbe, über den man noch Herr bin. Ich war noch einmal in der Erinnerung begriffen und gelangte zu erster Eintritt in das Land der Verheißung! Der Boden war hier ein wahrer Blumengarten. Denn da blühten mit mehreren Arten der Lilien, die buntfarbigen Anemonen und zarten Hyazinthen; ein erfrischender Windhauch kam uns, als wir uns jetzt wieder nach Norden wendeten, aus den grünenden Hügeln entgegen. Wir zogen in einer Einbuchtung dieser Hügel hin und erreichten hier Wasser, gegen zwölf Uhr eine Oase, von welcher auch wir links neben uns ein ausgedehntes Terrain erblickten, das die Araberlinge des Landes, die Araber benachbarten. Unsere Führer nannten diesen Ort Murrar und den Namen heißt es Malla el Murrar, es ist reich an Brunnenwasser und trefflichem Weideland. Zur Rechten, im Thale, erblickten wir mehrere große Heerden von Schafen und Ziegen. Die beiden Scheikhs verließen uns hier mit mehreren ihrer Gefährten, sie ritten in das Dorf hinein; wie die Andern sagten um mit den Einwohnern desselben wegen des freundlichen Empfanges und der Erlaubniß auf ihrem Lande zu unterhandeln. Unser Knecht war soeben zu den Heerden hinabgegangen um bei den Hirtinnen etwas saure Milch für uns zu kaufen. In welchen Farben schilderte er sich, das hatten wir schon mehrmalen bemerkt, so ungestüm und gebieterisch zu benehmen als wenn er der Aegypter selber ein Pascha wäre, der dies ganze Land mit Furcht und Schrecken in Zaum halten und beherrschen müsse. Die Folge davon war, daß die Hirtinnen ihm keine Milch abfolgen, während der Knecht des Herrn v. Minutoli so viel bekam als er wollte. Nur einen von hier an war noch kurze Zeit über das Gebirge

der Tulpen und Anemonen, kamen an üppig grünenden Wiesen vorüber, die, wie ehemalige Felder, durch Granitsteine und niedrige Grenzmauern abgetheilt waren und mußten es uns, so sehnlich wir weiter verlangten, gefallen lassen, daß unsre Dromedare schon bald nach zwei Uhr in einem grünenden, von niedern Hügeln umsäumten Thale das Nachtlager aufschlugen, weil, wie sie sagten, es nöthig sey auf die beiden Scheikhs zu warten. Die Hoffnung, noch vor dem Osterfeste in Jerusalem einzutreffen, fieng nun ohnehin an zu schwinden, wir gaben uns ruhig dem Genusse hin, den uns an jener Lagerstelle die Natur so reichlich darbot.

Durften wir doch da den Nachmittag des grünen Donnerstags mitten in einem Grün der Wiesen und Auen hinbringen, dergleichen wir seit unsrer Abreise aus dem Nilthale nirgends sahen; und selbst das Nilthal hat, weil es allenthalben zum angebauten Feld und Acker geworden, nur an wenig Punkten ein solches mannichfaches Gewebe der Wiesenblumen sehen als wir hier fanden. Der Boden unsers Zeltes, der bisher nur dürrer Sand gewesen, war heute ein hohes, weiches Gras, mit gewürzhaft duftenden Kräutern untermischt; es that mir leid, daß fast mit jedem Tritte in und außer dem Zelte eine Blume oder der junge, noch blüthenlose Stengel eines Gewächses zertreten wurde, welches zu Hause, im Vaterlande, als eine Zierde der wissenschaftlichen Pflanzensammlungen oder der fürstlichen Lustgarten gelten würde. Denn es gab allein von wildwachsenden Tulpen in dieser Gegend drei Arten*); zwei Arten der Irideen, darunter ein Gladiolus von noch unbeschriebener Art, ein Fritillarien

*) Tulipa Clusiana, Gesneriana und maleolens.

und eine Menge anderer Gewächse dieser wärmeren Vermath[1], welche wenigstens Farbenverschiedenheiten der unwesen bildeten: wie der Wunderklee mit rothen Blumen, meist aber zu Arten gehörten, welche unsern Landschaften fremd sind. Dasselbe galt auch von den Vögeln, unter denen ein Steinschmätzer durch besonders lebhaften Gesang sich auszeichnete, nur von den Faltern, auch wenn sie im Ganzen den Typus unserer Gegenden, Tagfalter, Dämmerungs und Nachtschmetterlinge trugen; hatte doch selbst der Waldeidechse (Melix decorticata) hier die Allgemeingewalt der Färbung abgelegt und sich mit einem bunten Kleid der Zeichnung angethan, in welchem sie kaum als dieselbe Art zu erkennen war.

Ganz nahe bei unserm Zelte gegen die hohen Mauern eines kanellarischen Sykomors unsre Aufmerksamkeit an. Das, was noch von dem Gebäude stehe, scheint das untere Geschoß eines hohen Prachtbaues gewesen zu sein; überhaupt war das Ganze nur von geringem Umfange und unverkennbar wahrscheinlich nur zum Wachthalten an einer der Straßen der hier verschiedenen Kamelidenheerstraße bestimmt gewesen. Die Höhe unseres Lagerplatzes betrug nach Erdin Meinungen und Fremdels späteren Berechnungen 1525 Par. Fuß. Unsre Gedanken nannten das Thal Arabe. Die Richtung unsers heutigen Weges war im Ganzen Nordnordwest gewesen.

Die beiden Scheiks mit ihren Begleitern kamen mit

[1] Namentlich der Pterocles exiguus, Crossocephalus flavus, Cinnyris sanguinea, Statice argyrea, Anemone coronaria, Ranunculus bullatus und asiaticus, Bunias hybrida, ein Linum mit rothen Blüthe von noch näher zu bestimmender Art u. s.

gegen Abend zurück. Auch wir erhielten etwas von dem frischen, Arabischen Brode, das sie von ihren Gastfreunden mitgebracht hatten. Die Lerche sang noch ihr Abendlied, auf dessen Tone ein andrer Vogel, aus der Kluft der Felsen antwortete; unser Herz war sehr bewegt; wir athmeten hier schon die Luft eines Landes, dessen Hauch für uns ein Geruch des Lebens, zum Leben war. Dennoch dachten wir zugleich mit wehmuthigem Sehnen an das, was uns dieser Tag der Einsetzung des Abendmahls in andern Jahren in der Gemeinde der brüderlichen Brüder gewährt hatte. Vom Gipfel des kleinen Sandhügels sahe man weithin noch nichts als die grünende Einöde; die Seele jedoch, wie auf Taubenflügeln, erhub sich über das im Norden hinziehende Gebirge und schaute da schon mit dem innren Auge das, was nun in wenigen Tagen auch das äußre Auge sehen sollte.

Der stille Freitag, am 21sten März, erhub sich in einem solchen Morgenglanze über das blühende Thal, daß er sich uns auch äußerlich als ein Tag der hehren Feier ankündigte. Wir brachen fast mit Sonnenaufgang (gegen 6 Uhr) auf. Unter dem Gesange der Lieder, womit die vaterländische Kirche diesen hochheiligen Tag begrüßet, ritten wir zuerst noch durch das blumenreiche Aceldethal, dann jenseits einiger niedriger Hügel durch das Thal Ghorfalgula. Der Gesang der Vögel, aus Gesträuch und Felsen, mischte sich mit den Tönen unsres Gesanges; eine sehr große Heerde von Störchen schwebte mit stillem Fluge an uns vorüber, der nördlichen Heimath zu. Wir befanden uns hier schon in einer Gegend, auf deren Boden die Erzväter Israels öfter ihre Heerden weideten, im Nachbargebiet von Berfaba, da der Brunnen war, des „Lebendigen und Sehenden." Gegen zehn Uhr sahen wir in einer

weiten Ebene, die gegen Norden hin von einem Gebirge begränzt wird, in einiger Entfernung von uns zur Rechten ein altes, kemyelartig von Saulen getragenes Gebäude und noch mehrere andre Ruinen, wie es schien von gutem klassischen Styl der Bauart. Bald hernach kamen wir an einem gemauerten Brunnen vorüber, den unsre Führer Bir Melech nannten. Hier schöpften einige Männer in den Schöpfeimern, die mit ihren Seilen an der langen, schlagbaumartig nach unten befestigten Stange hingen, Wasser, das sie in die bereitstehenden Tränkrinnen leerten. Heerden von Kameelen, eine von der andern gesondert, bei jeder ein Hirte, standen in der Nähe und warteten geduldig bis die Reihe des Tränkens sie traf. Wenn der lange Trog gefüllt war, gab der Hirt, dessen Heerde jetzt die nächste war, mit Stab und Stimme ein Zeichen und der Wächter, mit langenden Sprungen, welche jedes der andern Schafe kaum nachahmte, begann den Lauf nach dem Wasser. Wenn die ganze Schaar getränkt war, trat sie ab, und eine andre kam an ihre Stelle. Uns erinnerten diese tränkenden Kameele, so wie ihre Behändigkeit gegen die Stimme ihres Hirten an viele, mir liebliche Stellen der heiligen Schrift; wir glaubten hier ein Nachbild aus dem Leben der Erzväter zu sehen. Wir ritten von Bir Melech etwas schnaller über die Ebene über das Hochland, von

---

* Hier [illegible] Stelle [illegible] [illegible] [illegible]

unſern Beduinen Wadi Malah oder Malahh *) benannt und kamen, etwa um zwölf Uhr, nahe an einen anſehnlichen Beduinendorfe vorüber, in deſſen Nähe eine hier gelagerte, groſſe Heerde von Storchen ihre Mittagsraſt hielt, und durch dieſe Wahl des Ortes uns vermuthen ließ, daß hier kein Mangel an waſſerreichem Boden ſey. Auch einzelne, grünende Stellen zeigten ſich auf der weiten Fläche. So grün aber auch Aeuſſere und das jetzt vor uns liegende Wadi Malah erſchienen, ſo wurden wir doch erſt recht innen, daß wir nun ganz im gelobten Lande ſeyen, als wir jenſeit des terraſſenförmig anſteigenden Kalkgebirges, welches unſre Beduinen mit dem allgemeinen Namen Dſchebel Chalil (Gebirge Hebron) benannten, auf eine fruchtbare Höhe kamen, auf der wir, zum erſten Male nach ſo langer Zeit, denn es waren heute vierzig Tage ſeit wir in die Wüſte eintraten, wieder Getraide ſahen. Gott Lob! rief ich, die Wüſte, da kein Saen noch Ernten iſt, iſt nun aus; das Land, dem Glauben verheißen, iſt erreicht.

Zu dem einen, lang entbehrten Anblick geſellte ſich noch ein andrer, der mir wie ein ganz neuer vorkam: ich ſahe wieder Menſchen, nicht in den Schaffellen und Umſchlagetüchern der Wüſtenbewohner, ſondern in gewöhnlicher Orientaliſcher Kleidung. Ein Mann der mir ganz beſonders ſtark und groß vorkam, begegnete uns und grüßte uns mit dem Gruß des Friedens. Wir zogen,

*) Wahrſcheinlich ſtand hier in der Nähe, gegen den Gebirgspaß hin, welchen wir bald nachher betraten, Malatha oder Melatha, die Südſtadt Judas (Jos. 15, V. 261, welche nach dem Exil von Söhnen Judas bewohnt ward (Nehem. 11, V. 25, 26). W. v. R. v. Raumer a. a. O. S. 212.

möglich vergönnt, von der letzten Anhöhe, die wir heute noch zu besteigen hatten, hinab nach einem Thale, in welches die tiefer stehende Sonne durch das Gewölk mild herniederblickte. Ich weiß nicht, war es die höhere Lage der Gegend, durch die wir eilten, oder war es der mit Weinrank und Saatfeldern reich bewachsene Boden, was der hiesigen Luft ihre eigenthümliche, wohlthuende Kühle gab; mir war es als athmete ich hier noch vielmehr als im Reiche, statt der drückend heißen oder austrocknenden Luft der Wüste wieder die des vaterländischen Gebirges oder seiner Nebenthäler; die Brust erweiterte sich; sie trank in vollen Zügen den balsamischen Lebenshauch.

Das Gebirge Ghahi, durch dessen Felsenpasse und Engthäler von Wadi Melech aus unser Weg gegangen war, erinnert durch seine allgemeinen Umrisse ganz an den vaterländischen Jurakalk, auf der Sohle des einen Thales zeigte sich ein Quell, der sich als ein schwaches Rinnsal ergoß. Als wir hier am steilen Abhang hinritten, glitt das Kamel des Hr. Ertl, durch Unachtsamkeit des Führers, der es führen sollte, aus, und hätte, wenn nicht ein Felsenstück den Fall noch gehemmt, seinen Reiter in große Gefahr bringen können, so aber zwang derselbe unversehrt herunter und auch das Reisebarometer, welches er aus Vorsorge immer auf seinem Rücken trug und keinen Augenblick am Tage von sich legte — das einzige unter unsren vieren, auf die Reise mitgenommenen, welches noch ganz geblieben war, fand sich zu unserer Freude, durch den Sturz nicht beschädigt. Aus diesem Thale zog sich unser Weg eine Anhöhe hinan, die kein Ende nehmen wollte, bis zu der freien Fläche, auf der wir, wie ich vorhin erzählte, die ersten Getraide-

felder sahen. Die Meisten von uns giengen hier zu Fuß und wir fanden an etlichen Stellen deutliche Oelemitfelsen, wie sie auf unserem vaterländischen Jurakalk vorkommen.

So sehr jedoch auch die Formation des Gebirges an vaterländische Naturverhältnisse uns erinnerte, und namentlich die Getraidefelder den Eindruck des Altbekannten machten, so bemerkten wir dennoch an der heutigen lebenden Natur das Gewand des fernen Morgenlandes. So fanden unsre Beduinen und wir selber schon beim Hinansteigen aufs Gebirge einige lebende Chamäleons von schöner Farbung; eben auf der Höhe, in den Feldern und an ihren Rändern bemerkten wir nach allen Richtungen die Baue der merkwürdigen Blindmaus (Spalax typhlus) über deren kleinen Augapfel das behaarte Fell eine so dicke Lage bildet, daß selbst kein dämmernder Schein des Tageslichtes hineinfallen kann. Einer der Landleute der Gegend, der sich weiterhin zu uns gesellte und einige Zeit neben meinem Kamele hergieng, hatte das Thier gesehen und beschrieb es wegen seiner langen (Schneide-) Zähne zwar mit fabelhafter Uebertreibung, als sehr gefährlich, übrigens aber deutlich genug. Und so waren auch aus der Pflanzenwelt zwar die Gestalten der Wüstengewächse verschwunden, man sahe da nicht mehr die stachlichten Mimosen und die andern Strauchschatten der dürftigen Strauch, wenn jedoch auch die Hauptform der Gattungen an unsre vaterländischen erinnerte, so war doch, bei genauerer Betrachtung, die Art eine andre und neue. Denn die Iris, eben so wie die Orchis und das Arum welche hier wuchsen, gehörten zu ganz unbekannten Spezien; die Salbei war die Sibthorpische, die Re-

sehr die mittelmeerende [illegible]. Zugleich sahen wir auch in großer Menge, in der Nähe der Felder um Shewadeh, das wenigstens nur als eine Nebenart der Alraunpflanze (**Atropa Mandragora**) betrachtet werden kann, welche zu den seltensten, einzig von den Sammlern gesuchten Zierden unserer vaterländischen Kalkgebirge gehört. Sie trug schon ausgewachsene aber noch unreife Früchte; die Bewohner des Landes genießen diese und schreiben ihnen wohlthätig anregende Kräfte zu.

Von der Höhe her hatten wir schon seit längerer Zeit in der Thalschlucht, nach welcher unser Weg sich hinlenkte ein starkes, thurmartiges Gebäude erblickt; als wir näher kamen zeigten sich uns in dem Seitenthale zu unserer Linken große, ansehnliche, wohlerhaltene Ruinen von Gebäuden und Mauern. Der Thurm war uns zur Rechten geblieben. Unsere Beduinen nannten diese Ruinen mit einem ihnen von Jugend an geläufigen Namen Arad, einer der Bewohner von Samua jedoch Araad. Sollte hier nicht die Stätte jenes Arad der heiligen Schrift zu suchen sein, welches in der Mosaischen Zeit der Sitz eines Kanaanitischen Königs war, der gegen 4 Mos. 21, 1 zu Felde gegen Israel kämpfte, dann aber von diesem geschlagen wurde? Denn dieses Arad lag schon bei sieben Stunden südwärts von Hebron, nahe der Wüste Juda oder Kades Barnea, nicht weit von Malatha, das, wie wir sahen,

---

(1) Außer den noch unbestimmten Arten der oben genannten Mosaikpflanzen auf der Salvia Sibthorpii, Reseda micrantha [illegible] Bromus rubens, Carrichtera Vella, Teucrium Polium, Lolium stellatum und [illegible] Vicia [illegible] Bryonia [illegible] unbestimmter Art.

wahrscheinlich am südlichen Saume des Chalilgebirges und, über das wir heute kamen.

Nur noch eine halbe Stunde jenseit der Ruinen von Araad kamen wir in die Nähe des ziemlich hoch auf einem Felsenhügel gelegnen, ansehnlichen Esmua oder Samua. Wir zogen nicht hinauf in den Ort; sondern schlugen unser Zelte unten im Thale, auf einem steinigen, brach liegendem Felde auf. Wir erhielten bald mehrere Besuche aus dem Städtlein, von Mannern, die uns Eier brachten und saure Milch, auch frisches, sehr wohlschmeckendes Kuchenbrod und Butter, wofür sie nur eine geringe Bezahlung annahmen. Sie schienen mit mehreren unsrer Beduinen wohl bekannt und nachdem sie einige neugierige Blicke in das Zelt hineingeworfen, kauerten sie sich, Tabak rauchend, zu unsern Leuten hin an das Feuer. Einer von ihnen zeigte uns, am Fuße der benachbarten Felsen mehrere schon gemauerte Brunnen, die ein sehr wohlschmeckendes Wasser enthielten. Nach seiner Versicherung sollten, außer den Cisternen, in der nahen Umgegend von Samua sieben solcher Brunnen seyn. Und daß der Umgegend dieses Ortes die beiden Hauptquellen der Naturfülle: die wohlthätige Wärme und das nahrende Wasser in reichlichem Maaße zuströmen müssen, das bewiesen uns die trefflichen Gartenanlagen voll Oliven, Feigen und Pistazienbäumen. Diese Garten, so wie die steinernen, wohlgebauten Häußer, thaten unserm Auge besonders wohl. Die Höhe der heutigen Lagerstatte über dem Meeresspiegel wurde, aus den barometrischen Messungen, zu 2225 Fuß berechnet.

Es war ein unvergleichlich schöner Frühlingsabend. Ich stieg einsam an einem der Stadt gegenüber, nahe bei unserm Zelt gelegnem Hügel hinan. Von da war der

Rundblick auf die Felsarten der Stadt und nach einer andern Seite hin auf einen, oben mit einer tempelartigen Ruine gekrönten Rebenhügel, so wie in das enge Thal gegen Kraad hinauf, sehr anziehend. Neben mir zogen Heerden und Hirten still vorüber, nach ihren Ruheplätzen in der Stadt. In den Gefilden dieses Landes hatten auch die Erzväter ihre Heerden geweidet; Abraham einst gepredigt von dem Namen des Herrn. Ich setzte mich jenseits einem längst unbrauchbar gewordenen, in den Felsen gehauenen Behältnisse für das Regenwasser, bei einer Höhle nieder, welche den Anschein eines alten Felsengrabes hatte; mein Ohr aber feierte bei einem anderen Ruheort der Felsen, da Der den kurzen Schlummer des Todes schlief, welcher der Geber und Quell des Lebens selber ist.

Bald nach Anbruch des Tages weckte uns, mit frohlichem Tone, der Gesang der Vögel. In Begleitung eines der Beduinen ritt Herr Rudelhof voraus nach Hebron, um uns eine Wohnung bei jenen „Franken" aufzufinden, welche, nach der Versicherung unserer Diener in bedeutender Anzahl zu Chalil «Hebron» wohnen sollten. Wir andern, weil noch der Nebel mit den «Hemidern» Feuchtigkeiten beschlagen und beschwert wurde, traten die heutige Tagreise etwas später, erst eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang «hat um halb sieben Uhr» an. Unser Weg führte den Hügel hinan. Wir hatten das Städtlein rechts, zu unserer Linken Gemäuer von zerstörten, vormaligen Gebäuden; an dem jenseitigen unwirthlichen Abhang des Hügels zeigten sich in grosser Menge die Felsengräber der alten Bewohner dieser Trümmer. Ein tiefes Thal wurde nun jenseits nach durchschnitten, jenseits welchem wir eine Anhöhe bestiegen auf der sich uns eine

weite Aussicht über das herrliche Land eroffnete. Sind nicht dort in Sudost jene Felsen der Gemsen, jene Wuste Engeddi, in welcher David vor Saul sich verbarg (1. Sam. 24, V. 1 – 3); ist nicht einer dieser Berge der von Maon, wo der zum Herrscher Israels Geweihte schon vom Netz des Feindes umgeben, dennoch durch die Hand des Herrn errettet ward? (Ebend. C. 23, V. 27, 28). Und dort mehr gegen Nordost lag jenes Carmel, da Nabal der Reiche wohnte, dessen Heerden David und seine Manner lange beschirmt hatten (C. 25, V. 2 u. f.).

Vom nordlichen Abhang der Anhöhe hinab kamen wir in ein Engthal, dessen Laufe, der in nordlicher Richtung gehet, wir eine Zeit lang folgten. Dieses Thal, durch seine Gestalt wie durch sein vieles grunendes Strauchwerk und die (freilich sparsameren) Waldungen der Hohen, weckte viele Erinnerungen an das theure Vaterland auf. Ich wahnte mich in ein Thal der Gegend von Muggendorf versetzt, nur war hier, schon am Osterheiligenabend, die Pflanzenwelt so grunend und blubend, wie sie dort erst in der Pfingstzeit es ist und statt der Deutschen Baume und Gestrauche blueheten neben uns der Erdbeerbaum (Arbutus Unedo) und einige Arten der Pistazien; auf den Hohen erhuben sich vereinzelt stehend die Orientalische Seeföhre und die Pinie. Auch diese Hohen da zu unsrer Rechten erinnerten an jene Tage der Angst und Noth, in welche David den Gesalbten die Feindschaft eines machtigen Koniges versetzte, zugleich aber auch an jene Stunden des Trostes, welche die Freundschaft ihm gewahrte, als Jonathan, vor dem Angesicht des Herrn mit ihm einen Bund schloß; denn hier, im Osten der Hohen, war die Wuste Siph (1. Sam. C. 23, V. 15 u. f.).

Es war jetzt eben die Blüthenzeit der schön gebildeten Olivenbäume, von denen meine jungen Freunde schon heute in diesem Thale des Jarakaites eine reichliche Menge sammleten. Auch für den Freund der älteren Baukunst und der Kunde des Landes gaben ein rundliches Bauwerk, das im Thale, zur Rechten unsres Weges lag, noch mehr aber die ansehnend viel älteren Ruinen von mehreren ansehnlichen Gebäuden, die wir auf dem letzten, hochansteigenden Berge vor Hebron, etwa eine Stunde vor diesem, zu unsrer Rechten sahen, mannichfachen Stoff zur Betrachtung und geistigen Beschäftigung. Vermuthlich lag hier das alte Juta, die Leviten-Stadt (Jos. 15, V. 55 und 21, V. 16), welches von Einigen namentlich von Eusebius und Hieronymus für Herzacharia, die eigentliche Wohnung der Eltern Johannes des Täufers und für den Geburtsort des Letzteren gehalten wird.

Noch war es mehr Mittag zeit ein Uhr als wir von eben dieser Anhöhe herab das herrliche Thal vor uns sahen, in welchem Hebron liegt. Das Erste was uns, so wie wir weiter nach dem Thale hinabzogen, ins Auge fiel, war die zur Rechten, am Fuße des östlichen Bergabhanges gelegne Moschee, welche in ihrem Innren, zu welchem den Christen wie den Juden der Zutritt neidisch verlagt ist, die zweifache Höhle verbirgt, in welcher Abraham neben Sarah, Isaak und Rebekka, Jacob und Lea begraben sind. Dieses große Gebäude beherrscht durch seine hellere Farbung, so wie durch die Höhe der Mauern und der beiden (an Größe ungleichen) Thurme die übrige Stadt und ihre dunklen alterthumlichen Mauern, Kuppeln und Thurmlein so ganz, daß das Auge des Pilgrims zum Beleben des Andern noch gar keine Zeit finden kann.

Und wie ſollte daſſelbe nicht vor Allem unſrem Auge ein Punkt des erquicklichen Ausruhens, unſrem Herzen ein Ort der feiernden Betrachtung geweſen ſeyn, da Hebron eines der längſt erſehnten Ziele dieſer Reiſe war, wie neben und bei ihm Mamre, in deſſen Haine der Vater der Gläubigen Ihn, den Herrn, deſſen Wort der Verheißung er ſo zuverſichtlich vertraut und geglaubt hatte, von Angeſicht ſahe. Auch für die Beſchreibung dieſer Reiſe ſoll deshalb Hebron der Ort eines kurzen Verweilens und Stillſtandes ſeyn.

Hebron.

Während ſo manche mächtige Stadt jener Länder, durch welche der Weg unſrer Reiſe uns geführt hatte, in Trümmer geſunken, ja bis auf jede Spur von der Erde vertilgt und verſchwunden iſt, hat ſich Hebron, eine der älteſten Städte, welche die Geſchichte der Völker uns nennt, bis auf unſre Tage als nicht unanſehnlicher Ort erhalten. Hebron war (nach 4. Moſ. 13, V. 23) ſieben Jahre vor Zoan (Thanis) in Aegypten, nach Joſephus vor Memphis erbaut; welche Neide und ſtolze Herrſcherſitze der Erde ſind ſeit jener Zeit in den Staub geſunken, aus denen andre, jüngere ſich erhoben und wieder verſanken, aus ihnen noch ſpätere, die gleich ihren Vorgängern zerſtäubten und vergiengen. Eine jüdiſche Ueberlieferung, die wir ſelbſt noch im Vaterlande von einem gelehrten Rabbiner wiederholen hörten, will ſogar in Hebron eine Denkſtätte der Geſchichte erblicken, welche in die Zeiten hinüberweiſet, welche vor der großen Noachiſchen Fluth waren. Denn, wie die jetzt lebenden Chriſten in Jeruſalem von Golgathas Felſen etwas Aehnliches erzählen, ſo glauben die Juden, daß zu Hebron des erſten

der Menschen, Adams, Grab sey [1]). Deshalb, nicht nach dem Vater der Riesen, Arba (Jos. 14, V. 15), habe Hebron in alterer Zeit die Stadt der Viere (Kiriath-Arba) geheißen, weil hier mit den drei Erzvätern Israels auch der Vater der Väter bestattet gewesen sey. Daher liegt uns jedoch die Ableitung des Arabischen Namens, womit die jetzt hier lebenden Mohamedaner die uralte Stadt benennen. Dieser, im ganzen Morgenlande für Hebron gebräuchliche Name ist Chalil (der Geliebte) und derselbe ward von Ihm, dem Geliebten, dem Freunde Gottes, von Abraham entnommen.

Von dem ersten Eindrucke, welchen Hebron schon von fern gesehen auf das Auge macht, sprach ich schon vorhin Einiges. Die Umgegend der Stadt gleicht einem großen, reichen Weingarten; die Abhänge der Hügel wie die Fläche des Thales grünen und blühen mit allen Kräutern der Wiesen und Gärten; dazwischen, vorzüglich auf der anderen, gegen Jerusalem hin gelegnen Seite, zeigen sich reiche Weinpflanzungen, deren Trauben der Mohamedanische Bewohner frisch oder getrocknet meist nach Jerusalem verkauft, deren Wein aber der hier wohnende Israelit genießt.

Jetzt lag die Stadt mit ihren hohen, alten Gebäuden unmittelbar vor uns; neben den tief und fest gemauerten Teichen, von denen der eine, weiter abgelegene, Davids

[1]) Uebrigens ist dieselbe Sage auch eine altabyssinische. M. v. d. Ueberlegung für Bufata von Jema 14, V. 15, und Hieronymus zu Matth. 27. Wer sehen wurde auch und wird noch jetzt bei allen damascenischen Christen für rothen Erde Adam angesehen von selbst. M. v. M. v. Raumer a. a. O. S. 108.

Namen führt, kamen wir zu dem engen, finstren Thore, in welchem noch immer, wie zu Davids Zeiten ein mordsüchtiger Joab unvermerkt sein Schwert ziehen könnte gegen einen Helden der größer war denn er (2. Sam. 3, V. 27). Eben vor dem Thore begegnete uns Herr Mühlenhof und mit ihm ein Orientalisch in rothes Gewand gekleideter Mann. Es war so, wie wir schon vermuthet hatten: die Franken in Hebron, von denen unsre Beduinen uns so Vieles gesagt und deren Wohnungen sie uns zur Herberge empfohlen hatten, waren die hier wohnenden, zum Theil sehr wohlhabenden Israëliten. Diese selber feierten heute ihren Sabbath; sie hatten uns deshalb einen in Hebron wohnenden Christen, der sich zur Griechischen Kirche hält, den nämlichen der uns jetzt mit Herrn Mühlenhoff entgegen kam, zugesendet, damit dieser für uns jene Geschäfte, beim Abladen der Kamele und Einraumen der für uns bestimmten Zimmer besorgte, von welcher die Feier des Sabbaths sie abhielt. Unsre Wohnung war uns bei dem Ober-Rabbiner, einem gebornen Spanier, angewiesen; sie stund schon für uns bereit.

Gleich in der ersten der engen, dunklen Gassen der Stadt lag der Haupteingang zu dem vielwinklichen Gebäude und Gewirre der Häuser, welche zusammen das Stadtviertel bilden, in welchem die meisten Israëliten von Hebron beisammenwohnen. Es dauerte auch späterhin einige Zeit, bis ich mich in diesem Labyrinth der kleinen, gassenartigen Höfe, der Nebeneingange und der auf- und niedersteigenden Treppen zu meinem Zimmer finden lernte. Doch herrschte hier eine im Orient seltene, große Reinlichkeit, zu welcher diesmal die Osterfeier unsrer Israëlitischen Gastfreunde auch das Ihrige beigetragen hatte.

Eben

Schon vor dem Hauptzugang zum Judenquartier empfing uns unser Wirth, der Ober-Rabbiner, ein schöner, ansehnlicher Mann in reicher Kleidung. Vor den Thüren der einzelnen, kleinen Wohnungen saßen und standen Frauen, Mädchen und Kinder in ihrem Festtagsschmucke, um die neuankommenden Fremden zu sehen. An der Thüre der stattlicheren und größeren Rabbinerwohnung zeigte sich mit ihrem reichen, goldenen Halsschmuck die jugendliche, wohlgebildete Frau unsers Wirthes. Da diese uns Deutsch reden hörte, fragte sie freudig: Ihr sprecht ja polnisch; seyd ihr aus Polen? Statt Polnisch und Polen, was die gute Frau hatte benennen wollen, verstund ich Bayerisch und Bayern, und antwortete eben so freudig als jene gefragt hatte: „Ja.“ Jetzt versammelte sich alsbald ein Haufen der Deutsch redenden Jünglinge und Kinder, besonders um meine jungen Freunde her, und die Frauen und Mädchen hörten in einiger Entfernung den Deutschen Fragen und Antworten zu. Wir erfuhren gleich bei diesem ersten Gespräch, daß damals (1837 im März) über sechszig Jüdische Familien die man gewiß zu sechshundert Seelen anschlagen darf, in Hebron wohnten und lebten; ein ansehnlicher Theil von ihnen stammt aus Polen her, Andere aus Rußland, Spanien und anderen Europäischen Ländern. Mehrere von ihnen besitzen außer dem eignen Hause auch Oel- und Weingärten, so wie andre Grundstücke.

Ich vermag es nicht zu beschreiben, wie es mir an diesem Tage des stillen Sabbathes zu Muthe war, als ich sammt meiner treuen Lebens- und Reisegenossin in das kleine, freundliche Zimmer eingeführt wurde, das man uns zur Wohnung eingeräumt hatte. Da war ja Wasser zum Waschen, ein Teller voll lieblich duftender,

goldgelber Orangen, ein sehr wohlschmeckendes Festtagsbrod und eine Flasche köstlichen Weines. Die Bewirthung, in dem reichsten, ansehnlichsten Hotel von London oder Paris hatte mir andre Male nicht ausgesuchter und kostbarer erscheinen können, als jetzt, am Ende der vierzigtägigen Wüstenreise die Bewirthung in dem Zimmer des wackren Ober-Rabbiners zu Hebron.

Unmittelbar vor unserm Zimmer führten einige Stufen auf eine kleine Terrasse, mit der freien Aussicht nach dem unter und bei dem Hause gelegenen Baumgarten und nach dem der Stadt gegenüber gelegnen Berge, welchen einst ein Theil von Mamres geheiligtem Hain umschattete. So wohl mir die lang entbehrte Ruhe auf den zu ihr einladenden Polstern that, und so sehr auch der heutige, stille Sabbath zur Ruhe ermahnte, konnte ich doch dem Drange nicht widerstehen in Begleitung meiner jungen Freunde und eines im Orte einheimischen Führers noch heute einen Theil von Hebron zu besehen. Wir hatten nicht Ursache, die unbedeutende Anstrengung zu bereuen, denn durch diese kleine Aufopferung der äußern Ruhe war die Kraft des Ausruhens an dem großen Sabbathsgedanken, der sich dem Pilger zu Hebron darbeut, nur noch gewachsen und gestärkt worden. Hier in dem Felsen, den uns das Gebäude verdeckte, ruheten Abrahams Gebeine; dort bei jenem alten Gemäuer stund Davids Königshaus *); dort jenseits der Stadtmauer die alterthümliche prächtige Cisterne ist noch ein Werk dieses Königes, dem die höchste der Verheißungen und die klare Voraussicht ihrer Erfüllung beschieden war.

*) Dieses jedoch nicht nach der Tradition der hiesigen Israeliten, von welcher ich nachher reden will.

Der Abend war etwas trübe, eben hierdurch aber auch lieblich gekühlt; ein frischer Wind vom Thale her auf erging sich in den Zweigen der alten Pistazienbäume und entlockte dem zerrissenen Gemäuer, das neben Absers Grabmahle emporsteiget, Laute, wie Töne einer fernen Harfe. Auch in meinem Innern tönte ein Lied ähnlich an Inhalt und Worten dem alten Liede des stillen Sabbathes von Paul Gerhard: „Als Gottes Lamm und Leue entschlafen und verschieden.“ — Als ich nach Hause kam fand ich die Familie des Ober-Rabbiners nebst einigen andern zu ihr gehörigen Personen in unserm Zimmer, bei meiner Hausfrau sitzend. Die Unterhaltung war Deutsch gewesen, wobei die Frau des Ober-Rabbiners für ihren Mann die Stelle eines Dolmetschers vertreten hatte. Er selber, unser Gastfreund, sprach übrigens auch etwas Italienisch. Ich lernte in ihm einen gelehrten und frommen Israeliten kennen, der schon vor mehreren Jahren hieher, in das Land der Verheißung gezogen ist, weil er des Trostes Israels als eines noch künftigen, aber nahe künftigen wartet. Dergleichen fromme Israeliten, welche in der Hoffnung auf die Verheißung, welche geschehen ist von Gott zu ihren Vätern, Alles verlassen und in das alte Land der Väter zogen, lernte ich in Palästina, vor allem in Jerusalem, viele kennen. Man kann von diesen mit wahrhaft ehrenwerthen Israeliten sagen, was der heilige Apostel Paulus von seinen Glaubensgenossen sagt, daß sie mit ernstem Gottesdienst, mit Gebet und Flehen Tag und Nacht emsiglich der Erfüllung des Wortes, das auch ihnen gegeben ist, entgegenharren.

Im Verlaufe des lieblich schönen Tages ist es bekannt, daß die Länder des Orients schon das tiefe Dunkel der Nacht umhüllet, wenn es in den westlicheren noch

heller Tag iſt, oder daß in jenen ſchon der Morgen dämmert, wenn es im fernen Abendlande noch mitternachtlich finſter iſt. Wohl denen, die an der Pforte des Abends wohnen, wenn ihnen das Licht, das vom Lande des Aufganges kam, noch helle leuchtet; Die aber, denen es ſchon untergieng, möge bald der friſche Lebenshauch des Morgens, welcher, dies verkundet allenthalben der Geſang des fruhen Vogels und ein im Oſten anbrechendes Roth, ganz nahe iſt, zum neuen Leben erwecken und ſtarken. Du neuer Tag der Geſchichte der Völker des Weſtens, wer möchte deine nahe Zukunft verkennen!

So war mir denn, am 26ſten März, der heilige Oſterſonntag, zwar nicht, wie ich fruher gehofft hatte, in Jeruſalem, doch aber in Hebron angebrochen; in Hebron deſſen Geſchichte zu der von Jeruſalem ſich eben ſo verhält, wie die aufkeimende Hulſenfrucht, in welcher das ganze kunftige Gewachs ſeinem Hauptumriſſe nach ſchon vorgebildet liegt, zu dem nachmaligen Blatter und Bluthen tragenden Stamme. Ich begrußte den lieben Tag aus tiefſtem Herzensgrunde, mit dem alten, ſchonen Liede: Chriſt iſt erſtanden, und mit manchem andren ſchonen Oſterliede; dann erquickten wir uns, freilich fern von einer Gemeinde, die ſich heute des auferſtandnen Herrn freut, an dem Leſen der großen Geſchichte dieſes Tages, in den vier Evangeliſten. Die Stimmung der Seele war die, welche das alte, gute Oſterlied von Paul Gerhard ausſpricht, das mit den Worten anhebt: „Auf, auf mein Herz mit Freuden, nimm wahr was heut geſchieht.“

Auch der äußere Menſch ſollte, denn er bedurfte dieß ſehr, des Tages genießen, der die Reinigung und Wiedererneuerung des innren feiert; ein Turkiſches Bad nahm den Staub der Wuſte von ihm hinweg. Die Luft

in den ersten Morgenstunden erschien unserem, in der Tiefe der dürren Wüste verwöhntem Gefühle, hier in Hebron fast kalt; sie war jedoch auch nach der Angabe des Thermometers im Freien noch nicht vier Grad Reaumur. Hebron liegt aber auch, nach unsern barometrischen Messungen fast noch 200 Fuß höher über dem Meere als Jerusalem, fast noch einmal so hoch als München, nämlich gegen 2700 oder nach Russegger 2812 Par. Fuß. Nach einigen Stunden gab die höher steigende Sonne dem Thale seine milde, gemäßigte Frühlingswärme wieder, die uns hinausleckte ins Freie. Der erste Gang, den wir heute gemeinsam machten, war abermals nach der vormaligen Christenkirche und nunmehrigen Moschee geleitet, welche die zweifache Höhle Machpelah umfasset, die Abraham von Ephron dem Hethiter zum Erbbegräbniß erkaufte 1. Mos. C. 23. Da hier das Denkzeichen, welches die Heidenchristen von vier Jahrtausenden mit Ehrfurcht betrachteten, nicht an einem leicht zerstörbaren Menschengebäude, sondern an einem mächtig festen Werk der Natur hafftete, fast sich kaum ein gegründeter Zweifel gegen die Annahme erheben, daß hier wirklich das Grab Evens gewesen sey, den selbst die heidnischen Bewohner des Landes als einen „Freund Gottes" erkannten 1. Mos. 23, V. 6. Die Moschee liegt am südöstlichen Ende der Stadt; der eigentliche Gebäude ist, wie manche unserer alten Klosterkirchen, von hohen Ringmauern umgeben, zu deren Innenraum nur seit genauerer Begehung führt. Schon gestern hatten wir die Türkischen Wächter Eingangs zu den Vorhallen und zu dem engen Vorraum, der zwischen den Ringmauern und dem Tempelgebäude herumläuft, gefragt, ob es nicht erlaubt sey, wenigstens in diese Außenräume hineinzutreten, da hatten zwei Per-

ſter für die Vergünſtigung begehrt, einmal da unten um die Moſchée herumzugehen. Heute ſchien es, als ob ſie mit einer geringeren Summe ſich wollten abfinden laſſen, da wir aber von unſern Führern erfahren hatten, daß es außer- und oberhalb der Mauern Punkte gabe, von wo aus der äußre Umriß des Gebäudes viel beſſer kenne in Augenſchein genommen werden, als von dem dunkeln Hofraume, begnügten wir uns damit unſre Reiſegefährtinnen, welche geſtern noch nicht mit uns waren, durch die vergitterte Oeffnung, bei welcher es auch den Juden erlaubt iſt dazuſtehen und zu beten, hineinſchauen zu laſſen nach den Vorhallen. Wir giengen zuerſt, indem wir die Moſchee zur Linken ließen, hinan zu der Höhe des Hügels, an deſſen Fuß jene liegt. Er gehört zu jenem Bergrand, der das Thal von Hebron an ſeiner Oſtſeite umgürtet. Wir fanden hier, in dem von vielen natürlichen Höhlen durchzognen Kalkſtein viele Felſengräber der vormaligen Iſraelitiſchen (?) Bewohner der Stadt. Bei mehreren dieſer Gräber iſt der innre, natürliche Umriß der Höhle, die zur Todtenbehauſung benutzt wurde faſt unverändert und deutlich erkennbar geblieben.

Wir hatten ſchon hier einen Punkt zu erreichen gehofft, wo die Ausſicht nach Oſten, vielleicht ſelbſt nach dem nur wenige Meilen entfernten todten Meere ſich freier und weiter öffnen würde; es ſtellten ſich aber andre, bedeutendere Höhen zwiſchen uns und jene große Tiefe des Waſſers, ſo daß wir bald, durch die Felder des ſchon hochgeſchoßten Getraides zurückkehrten. Da von der öſtlichen Höhe aus kann man übrigens freier als von irgend einem andern Punkte die ganze Stadt, mit ihren vereinzelteren Häuſergruppen oder kleinen Vorhof-

ten überblicken, die sich nordwärts von ihr, so wie am Abhang und in den Schluchten des westlichen Bergabhanges finden. Das ganze Thal steigt von Süden gegen Nordwest an. Wenn man auch nicht wüßte, daß Hebron sein augenfälligstes Gebäude, die oft erwähnte Moschee durch die Hände christlicher Baumeister empfieng, und daß diese Stadt im Mittelalter, zur Zeit des Fränkischen Königthumes ein Bischofsitz war, so würde man an vielen Gebäuden einen gewissen, abendländischen Charakter nicht zu verkennen vermögen. Ehe wir jedoch ins Einzelne der Betrachtung eingiengen, begaben wir uns zuerst von neuem, von Süden her zu der alten Kirche, die vormals, wie das hiesige Bisthum, den Namen des heiligen Abraham trug und auch jetzt noch, als Moschee, in ihrem Arabischen Beinamen, den ehrwürdigen Vater der Gläubigen nennt.

Hier am Abhang des Berges an dem das Gebäude steht, fanden wir, wie schon erwähnt, Gelegenheit sein Aeußeres besser zu betrachten als dies im engen Vorhofe möglich gewesen wäre. Wir traten sogar auf die breite Umgangsmauer selber, die sich in Süden und Norden unmittelbar an den Felsen anlehnt, dessen Steinmasse von den alten christlichen Erbauern nach diesen Seiten hin so tief ausgehauen und so weit abgetragen wurde, bis es zur Anlage der Umfassungsmauern um die Höhe her und über dieselbe hinlänglichen Raum gab. Die Moschee oder vormalige Kirche ist von keiner besondern Größe; sie bildet ein langgedehntes Viereck dessen Länge kaum über 110 Fuß, die Breite zwischen achtzig und neunzig Fuß betragen mag. Das, was ihr von fern ansehen gibt, ist besonders [illegible] gut ist die hohe, [illegible] Umfassungsmauer. An vielen Orten von dieser schon seit vormals ein Theil [illegible]

dieſen vier Eckthurmen iſt der eine ganz, der andre halb zerſtört; von den beiden übrigen aber, welche an zwei diagonal gegenüber liegenden Ecken ſtehen, und welche nun zu Minares benutzt ſind, ſcheint ebenfalls nur der eine, bis hinan zu den alten Zinnen unverſehrt zu ſeyn, während der andre, der neben dem ganz zerſtörten Thurme ſteht, wenigſtens des Obertheiles ermangelt und hierdurch niedriger iſt. Dieſe Thurme konnten eben ſo gut zur Vertheidigung des feſten Gebaudes als zu Tragern des Kreuzes an ihrer Spitze gedient haben. Die Moſchee ſelber macht noch immer in ihrem Hauptumriſſe den Eindruck einer alten, chriſtlichen Kirche; ſteht ſie doch noch auf der Grundlage jenes Chriſtentempels, den ſchon die fromme, vielthatige Kaiſerin Helene uber der Hohle erbauen ließ, und den die chriſtlichen Konige von Jeruſalem zu einer biſchoflichen Kirche weiheten. Freilich haben aber jene rohen Hande, die das alte, chriſtliche Prachtgewand der außren Form, ſo weit es an die Gottesverehrung der Nazarener erinnerte, zerriſſen und verſtummelten, daſſelbe hin und wieder ſehr ungeſchickt mit neuen unpaſſenden Lappen geflickt. Der Haupteingang ſcheint, wie in allen alten chriſtlichen Kirchen in Weſten, der Hochaltar in Oſten geweſen zu ſeyn.

Was das Innre des Gebaudes betrifft, dem die Andacht der Chriſten und Iſraeliten bis jetzt ſich noch vergeblich zu nahen bemuht, ſo kann ich bei dem was ich von ihm erwahne nur die Berichte fremder Augenzeugen geben, deren letzter und jungſter für mich unſer Arabiſcher Knecht Mohamed war, der mehrmalen in die Moſchee hineingieng, und auf mein Ermahnen Alles ſo genau als moglich betrachtete. Der alteſte Beſchreiber jenes Innren iſt der Judiſche Geſchichtſchreiber Joſephus.

der die Grabstätte der Erzväter besuchte und sahe. Zwar stund zu seiner Zeit noch kein Tempelgewölbe über der zweifachen Höhle, sie selber aber hatte die Verehrung, schon der jüdischen Herrscher mit Marmor ausgetäfelt und bekleidet. So sahe dieselbe noch der Kirchenvater Hieronymus, und auch die Kaiserin Helena, da sie das Scepter, in welchem Orpheisch bauende und gestaltende Kraft lag, auf diese ehrwürdige Stätte wendete, fand das Innre, so wie jene beiden es sahen, noch unverletzt. Selbst die Bekenner des Islams, da sie sich gewaltsam in das Amt der Erhalter und Wächter der heiligen Stätten des gelobten Landes eindrangten, haben am Grabe, auch ihres Erzvaters nichts zerstört. Die eigentliche Höhle, deren Eingang, nach der Beschreibung unsers Arabers gegen Südwest zu liegen scheint, ist zwar sehr vergittert und verwahrt, eben darüber aber sahe der Engländer Maundrell, der unter Ibrahim Paschas Schutz und Schirm zuerst wieder unter allen abendländischen Christen das Kirchenhaus betrat, eben so gut als unter Knecht Mohamed jene „battenartigen" Monotaphien in Turkischem Geschmack, deren jedes einem der Erzväter gewidmet ist. Hat doch die überflüssige Sorgfalt der Moslemen hier selbst des Bruders des Erzvaters Jacobs, des Esaus gedacht, denn auch für diesen findet sich Jakobs oder Jesus, wie unser Mohamed meinet ist, ein wenig seitwärts von den andern, ein Monotaphium errichtet [1].

Nur bei einem einzigen Punkte, den wir bei unserm Herumgehen um die Moschee, und bei dem Besteigen

[1] M. s. R. v. Raumers Palästina. 2te Aufl. S. 199 in der Anmerkung.

selbst der Ringmauer berührten, erinnerte uns ein alter Türke, der hier im Freien sitzend seine Pfeife rauchte, daß es den Christen nicht erlaubt sey sich so weit zu nähern, er schwieg übrigens ganz ruhig, als wir dennoch mehrmalen zu den Stellen zurückkehrten, von welchen man von oben in einen großen Theil der Vorhallen hineinblicken kann. Das Aegyptische Regiment, vor Allem der in Hebron sehr gefürchtete Ibrahim Pascha, haben die Unduldsamkeit der Türken schon so weit zum Schweigen gebracht, daß vielleicht nach wenig Jahren das Betrachten mancher der ehrwürdigsten zur Moschee entstellten Gebäude des jüdischen und christlichen Alterthumes nicht bloß als seltene, ausnahmsweise Vergünstigung, sondern als allgemeines Recht den abendländischen Reisenden gegeben seyn wird.

Unsern der Moschee (nordwärts von hier) führte uns ein junger Türke, der sich freiwillig zu unserm Begleiter angeboten hatte, in ein altes, unterirdisches Gewölbe, welches offenbar in älterer Zeit, als sein starkes Gemäuer noch fest geschlossen war, zur Cisterne gedient hat. Noch jetzt füllt es sich, zur Zeit des Regens, bis oben an mit Wasser. Wahrscheinlich ist ein Nachhall jener Kunde, welche die Späher des Landes schon dem Moses von Hebron brachten; jener Kunde, daß hier ein Geschlecht der Rieen (Enakim) lebte (4. Mos. 13, V. 23), welches nachmals Caleb, der Held, bezwang und vertilgte (Jos. 11, V. 21), auch noch bis auf die jetzt hier wohnenden Türken gekommen, nur legen sie jenem Nachklang einen falschen Text unter. Sie erzählen nämlich, daß jene Cisterne, in welcher eines unserer kleinen Vorgemächer, bis an sein oberes Stock Plan hatte, das Bad der Sarah gewesen sey. Diese, schon wie es weit, von Ange-

sieht, sey eine Riesin von Gestalt gewesen; denn wenn sie, wie sie täglich pflegte, in der Cisterne sitzend sich wusch, reichte ihr das Wasser derselben, auch wenn der Raum des Gemaches ganz davon gefüllt war, nur bis an den Hals.

In der Stadt, obgleich der grössere Theil ihrer Bewohner, als Mohamedaner, nichts von unserm Osterfeste wußte, war mir es, als feierte sie mit uns das große, schöne Fest der Auferstehung. Mich täuschte hierbei jene Stille, jene schweigende, nicht sehr augenfällige Art der Geschäftigkeit, die im Allgemeinen den Orient von dem Occident unterscheidet. Ich wurde jedoch dieser Täuschung ganz enthoben, als wir durch die Gasse kamen, in welcher die Glasfabriken von Hebron sich befinden, welche nicht blos für Palästina eine ungemeine Menge der Flaschen und anderer Glaswaaren zum Gebrauch des gemeinen Lebens, sondern auch vor allen Dingen jene bunten Armringe und andre weibliche Schmucksachen fertigen, welche an die christlichen Pilgrime von Jerusalem verkauft, und von diesen in alle Gegenden des westlichen Asiens, auf die Inseln des griechischen Archipelagus und in viele Länder von Europa mitgenommen werden. Diese Glasfabriken empfangen das viele Holz, dessen sie sich bedienen, noch immer aus den Resten der großen Waldungen, von denen Mamres, jetzt fast ausgerotteter Hain ein Theil war. Freilich darf man sich jene Waldungen nicht so dicht und schattig vorstellen wie die unsrigen; die Eichenarten ragen nur in einzelnen Stämmen über das Gebüsch der Terebinthen, das aus den Wurzeln der alten abgehauenen Stämme ausschlug, und der Cedernbäume [illegible], so aber dieses Gehölz, namentlich gegen Ost und Norden bis zum todten

Meere und in die Nähe von Thekoa sich erstreckt, und bei aller rohen Bewirthschaftung dennoch überaus leicht wieder nachwächst, reicht es für den Bedarf der hiesigen Fabriken aus. Und hierdurch bleibt fortwährend die Stätte von Mamres geheiligten Hain eine Ernährerin der Quellen, die unter der grünenden Decke sich erzeugen, und des Wohlstandes von Hebron. Denn schon der Verkehr mit den Glaswaaren ist bedeutend; während unsers hiesigen Aufenthaltes sahen wir täglich ganze Züge von Kameelen beladen, welche namentlich die vorhin erwähnten bunten Schmucksachen hinwegführten. Das Osterfest der Orientalischen Christen fiel zwar in diesem Jahre um fünf Wochen später als das unsrige, aber schon jetzt stellten sich in Jerusalem die Käufer solcher farbigen Waaren: die Schaaren der Armenischen und Griechischen Pilgrime ein und veranlaßten hierdurch eine lebhaftere Thätigkeit und häufigeren Sendungen. Wir traten ein wenig hinein in die geräumigen, meist steinernen Fabrikgebäude, sahen da die Menge der Arbeiter und anderwärts die mit dem Sortiren und Einpacken der leicht zerbrechlichen Fabrikate beschäftigten Leute und bedauerten sie, daß dieser große Tag des Herrn nicht auch für sie ein Tag der festlichen Freude und Stille war. Ich entfloh dem Geräusche, das übrigens nur auf diese Gebäude beschränkt schien, und suchte die sabbathliche Stille außen vor der Stadt, bei dem Türkischen Gottesacker, im Schatten der uralten Pistazien auf.

Obgleich die Kochkunst unsers Arabischen Knechtes auf keiner sonderlichen Höhe stand, ward uns dennoch am Mittag das von ihm zubereitete Lammfleisch mit dem wohlschmeckenden Wein und gutem Brode von Hebron zu einem unvergleichbar köstlichem Festtagsessen. Schon Hasel-

auch machte die Bemerkung, daß die Rebe von Palästina zu derselben Unterart des Weinstockes gehöre, die am Rhein gepflegt wird und hier die edelsten Weine des Landes erzeugt. Selbst der Geschmack schien uns diese Verwandtschaft zu bezeugen, denn der Wein, den wir in Hebron so wie später in Bethlehem und Jerusalem tranken, gleicht hierinnen sehr unsern feurigsten, lieblichsten Rheinweinen, während des ersten Jahres ihres Alters, nur ist er reicher an Zucker und natürlichem Gewürz.

Bald nach unsrer Mahlzeit machten wir uns von neuem auf, um Abners und Jeboseths Grab zu sehen. Wir gingen zuerst wieder hinabwärts nach der Gegend der Mesdjee und betrachteten die Gemäuer einiger der großesten vormaligen Gebäude. Das, welches nach der Aussage unsers Griechischen Christen einst unsre Jüdischen Begleiter, die Burg Davids gewesen seyn sollte, mag wohl nur der Zeit der christlichen Herrschaft des Landes angehören und war vermuthlich die Wohnung des Bischofes von St. Abraham und seiner Geistlichkeit. Doch zu welchem ungleich älteren Gebrauch mögen so manche dieser mächtigen Werkstücke, namentlich der unteren Gemäuer, hier und an andern Stellen gedient haben! Jenes kleinere Gebäude, welches, offenbar von Türkischer Bauart, über der vermuthlichen Gruft steht, welche einst die Gebeine des Feldhauptmann Abner und Jeboseths Bauer verwahrte, liegt in dem kleinen Hofe eines Türken, der gegen ein geringes Trinkgeld sich willig finden läßt uns hinein zu führen. Auch hier sind, unten im Gewölbe der Gruft jene etwa noch vorhandnen Reste des vormaligen Ehrenmahles von den Türken mit einem jener weiß angestrichenen, backsteinartigen Sarkophagen überbaut und verkleidet worden, dergleichen man in Rahels Grabe wie

in den Gräbern der Mohamedanischen Heiligen übt. Durch die Sitte dieses Zudeckens und Ueberbauens haben mich die Bekenner des Islams öfters an eine Gewohnheit mancher bienenartigen Insekten erinnert, welche fremde Körper, die in ihren Bau hinein gerathen, wenn ihnen dieselben zu groß und zu übermächtig zum Hinausschaffen sind, ganz mit Wachs überweben und verbauen.

Ungleich lohnender als der Besuch von Abners Grabe war der Weg, den wir am schönen Nachmittag, welcher die Frische eines vaterländischen Frühlingstages hatte, hinan auf die im Westen der Stadt emporsteigende Anhöhe zu Jesses (Isais) Grabe machten. Wir giengen zuerst über den Türkischen Gottesacker nach jenen uralten, dickstämmigen Bäumen der Pistazien hin, deren Alter weit über jenes der türkischen Herrschaft hinausreicht. An ihren Zweigen hiengen in großer Menge die eben in höchster Entfaltung stehenden Rauchen der männlichen Blüthen, dazwischen zeigten sich die zarten, perlig gestalteten Fruchtblüthen. Die Nüsse dieses Baumes gehörten schon in den Zeiten der Erzväter zu den geachtetsten Früchten des Landes, denn jene Botnim, welche Jacob (nach 1. Mos. 43, V. 11) dem Joseph, dem gefürchteten Herrscher Aegyptens, nebst andern Erzeugnissen von Palästina zum Geschenk sendet, waren nicht Datteln, wie unsre gewöhnliche Uebersetzung dies aussagt, sondern Pistazien von jener edlen, achten Art (Pistacia vera), welche wir hier zum ersten Mal in ihrer blühenden Schönheit sahen. Nahe bei einen hochstämmigen Pistazien zeigte unser Israelitischer Führer ein Feld der Martyrer, welche in Treue gegen Jehovahs Gesetz hier dem Schwert der Heiden unterlagen.

Wir nahmen jetzt unsren Weg mehr zur Linken ge-

gen Süden nach einem Brunnen, der den Namen des Vater Abraham führt, so wie zwei andre, im östlichen Thale gelegne, der eine nach Osten der andre nach Süden benannt sind. Viele steinerne Stufen führen zu dem klaren, trüben Wasser des kunstlich gemauerten Abrahamsbrunnen hinab. Da scheuten sich eben Frauen und Jungfrauen die großen irdenen Krüge voll, die sie auf dem Haupte zur Stadt trugen; einzelne Männer füllten große Schläuche, womit sie ihre Ziegen beluden. Diese reiche Quelle lockt, wie unser Führer uns erzählte, zu keiner Jahreszeit Mangel an Zuspruch; so vereinigt sie Fremde und Einheimische mit dem reinen, weichen, schmackhaften Quellwasser.

Jesus angebliches Grab, zu welchem zuerst ein sehr beschwerlicher Weg, über die zwischen die Mauersteinen herausgewitterten Steine hinführte, liegt innerhalb dem Gemäuer eines jener alten, zur Ruine gewordenen Kuppelhäuser, dergleichen viele auf der Höhe des Berges stehen. Sie scheinen alle beträchtlich einer älteren, zum Theile wohl viel älteren Zeit anzugehören als die der Muhamedanischen Herrschaft des Landes ist. Nahe bei jenem Grabgewölbe sind mehrere Gräber zusammengehauen gewesen, von denen das eine wohl einmal die Bestimmung einer christlichen Kirche gehabt haben kann. Vielleicht mag dasselbe auch von jenem Gebäude gelten, in welchem das Grabmal gezeigt wird. Vom einst prunkenden aber schadhaft gewordenen Gewölbe hängen sich mehre Lampen mit einer Kette, nach welcher jener Frauenverehrer zu zweifeln schien, an den Wänden herab, welche in der Form kleiner Kuppeln mit noch weiter führten.

Bei den Namen des Berges und Dorfes

der sind Garten von niedern Mauern umgeben, aus lunstlos über einander gehäuften Steinen gebaut. Der vorzüglichste Reichthum dieser Garten sind der Oelbaum und der Pistazienbaum, daneben aber sieht man häufig unsern Wallnußbaum (Juglans regia), welcher durch ganz Palastina wildwachsend und einheimisch gefunden wird; neben den alten Stammen der Feigenbaume gedeihen einige unserer Obstarten, vor allem der Aprikosenbaum; an den freieren Abhangen breitet sich, fast ohne alle Menschenpflege der Weinstock aus.

Die reiche Anhöhe, an der wir diesen Nachmittag zubrachten, hatte uns mit den schönsten Frühlingsblumen des Landes versehen. Mit buntfarbigen, duftenden Strausen in den Handen, wie sie schwerlich der ansehnlichste Gewachsgarten unsers Vaterlandes am 26sten Marz zu geben vermöchte, giengen wir unserer Wohnung zu *). Ich stund noch lange auf der kleinen Terrasse bei unserem Zimmer und schaute hinaus in die von der Abendsonne beleuchtete, schone Gegend. Ein Gewölk stieg in Westen auf, zog aber bald wie Absalems, des in Hebron Geborenen, Aufstand gegen den König und Vater, an den Herrscherstrahlen der Sonne vorüber. Unten im Garten hatte auch die Familie unsers Hauswirthes sich heute ein ganz

*) Namentlich mehrere wahrscheinlich neue Arten von Iris, Gladiolus, Orchis, Arum, Aristolochia, Salvia, Scrofularia, Anchusa, Rubia und Silene; von den schon bekannten Euex spinosa; Crassocephalum flavum, Gnaphalium sanguineum, Linaria haleppensis, Ajuga tridactylites, Lamium tomentosum, Cynoglossum cheirifolium, Anemone coronaria, Ranunculus bullatus, Malcolmia littorea, Picaria Lentiscus und Terebinthus, Trifolium clypeatum

ganz neues Festtagsvergnügen gemacht. Sie hatte sich unter Zelt, das wir nicht weiter als Hebron mit uns nehmen wollten, um billigen Preis verschafft, daselbe im Garten, unter den Bäumen aufgeschlagen und diese Wohnung so angenehm gefunden, daß sie sich erst war am Abend von ihr trennte. Das Erdbeben vom ersten Januar dieses Jahres 1837, welches mit verheerender Macht durch so viele Gegenden von Palästina sich verbreitete, hatte auch in Hebron die Häuser erschüttert und den Wunsch erregt ein Zelt zu haben, unter dessen Obdach man, bei solcher Gefahr im Freien weilen könne. Armes, so oft geschrecktes und geängstetes Volk! wann wirst du ohne Furcht und in stillem Frieden das Land deiner Väter bewohnen. Möchte doch bald einem Erdbeben, welches die Ankunft deines Herrn verkündete, das Feuer folgen, das Alle Herzen entzündet und von dem die Liebe weltlicher es brennete (Luc. 12, V. 49), und nach dem Feuer sich jenes stille, sanfte Sausen [illegible] anwehen, das die Seele mit den Kräften eines ewigen Friedens erfüllt.

Auch der zweite Ostertag, am 27sten März, ward noch dem sabbathlichen Andenken in Hebron geheiligt. Wir feierten den Vormittag still in unserer Wohnung; am Nachmittag, der abermals lieblich kühl war, gingen Einige von uns wieder hinaus auf die Berge, welche eine Maures geeigneter Sinn bebauete. Wir hielten heute den Weg, der zu Isais Grabe führt weit zur Linken, gingen zuerst, neben jenem der Turken hinaus zum Gottesacker der Juden, bei denen Gräbern ein strauchartiges Kohlengewächs seine goldgelben, schmetterlingsförmigen Blumen entfaltete, die an Geruch, nicht aber an den

---

[1] 1 Mos. 49, V. 12.

[2] Schubert, Reise in Morgenl. II. S. 31

Eigenschaften der südeuropäischen Anagyris glich, denn sie hatte nichts von dem unangenehmen Geruch an sich, der an der gemeinen Anagyris bemerkt wird. Von den Grabstätten der Juden stiegen wir, in mehr nördlicher Richtung hinan nach dem Gipfel des nicht sehr steilen Berges. Die Felsart, woraus dieser besteht, gleicht unserm Jurakalk; stellenweise zeigt sich Dolomit; Versteinerungen sahen wir heute nicht. Zwischen den vielen Felsentrümmern, die auf dem Boden umhergestreut liegen, ist dieser so fruchtbar, und die auf ihm wuchernden Gesträuche und Kräuter sind von solcher Art, daß sich der vormalige Waldboden nicht verkennen lässet. Hin und wieder bezeugten dasselbe auch unmittelbar jene alten, in den Felsen versteckten Wurzeln, aus denen die neu ausschlagende Brut der Eichen und Terebinthen zum grünen Strauchwerk sich erhub.

Die Sonne neigte sich zum Untergang; es war unmöglich die äußerste Anhöhe des Berges zu erreichen, die sich, auch wenn wir sie schon erstiegen glaubten, in immer angelegnere Ferne zurückzog. Aber schon da, wo wir standen, hatten wir nach Süden hin die Aussicht in ein fruchtbares Nebenthal, in welchem, neben den Oelbäumen Saatfelder grünten und ein kleines Dörflein stand; gegen Osten in das Hauptthal von Hebron und die jenseit, nach dem todten Meere hin gelegnen Höhen, so wie über das bergige, von Thälern durchschnittne Land in Nord und Nordosten, durch welches der Weg nach Bethlehem und Jerusalem sich hinziehet. Mehr aber denn die Aussicht in die Ferne des Raumes fühlte sich hier die Seele durch eine Aussicht in die Ferne der Zeiten bewegt und angezogen, welche mit der andren Hand in Hand gieng. War doch hier, in dieser schönen Landschaft die Stätte

jener gesegneten Hütte, zu der sich der Herr selber, im Gefolge der beiden Engel, als Gast nahete; hier hat der Vater der Gläubigen die große Verheißung empfangen und mit Gott geredet, wie ein Mann mit seinem Freunde redet; hier ist der Glaube eines sterblichen Menschen zu einem festen Boden geworden, auf den die Kräfte des Himmlischen und Ewigen in sichtbarlicher Gestalt sich niederließen. Was die Kräfte in der menschlichen Natur wirkten und erzeugten, das ist nicht wie das Sterbliche dem Verfalle unterworfen, und, ob selbst Sara lachen möchte hinter der Thür der Hütte, die Verheißung, dem Glauben gegeben, wird feste bleiben, auch wenn dieser, scheinbar schon ganz erstorbenen Leibes Hülfe; alle Lande sollen noch voll werden der Ehre Dessen, der dem Abraham als ein Segen aller Geschlechter der Erde verkündet war. Zu den Zeiten des Kaisers Constantin hatten, wie Eusebius[1] erzählt, die Heiden, hier, bei dem Haine Mamre einen Altar, auf welchem sie, auch ohne seinen Namen zu kennen, dem Gottesdienst erzigten, welcher daselbst dem Abraham erschien; wie hat sich doch in so sonderbaren Formen bei allen Völkern und Heiden der Zug des Sehnens nach Dem bewegt, der vormals bei dieser Stätte in sichtbarlicher Gestalt dem Glauben der Menschenseele entgegen trat.

Ein Funke, der vom Herde kam, hatte jetzt sein Abendgebet, zur Sonne gekehrt, mit dem Angesicht gegen Mekka gerichtet, vollendet; er schritt schnellen Ganges an uns vorüber; wir grüßten uns freundlich. Wie gern hätte ich mit ihm, der ja auch den Vater der Gläubigen als Vater erkannte, reden mögen, was mir eben das

[1] Vit. Constant. [illegible] c. Numer. a. a. O. S. 108.

Herz eingab. Mir fielen einige Verse ein, aus dem schönen Liede: „Ich will dich lieben meine Stärke," namentlich jener: „Ach daß ich dich so gar erkennet, du hochgelobte Schönheit du" — und vor Allem die Worte: „Ich lief verirrt und war verblendet, ich suchte Dich und fand Dich nicht; ich hatte mich von Dir gewendet und liebte das geschaffne Licht." — Ja, auch diese Kinder Abrahams, dem Fleische nach suchen Ihn, den Aufgang aus der Höhe, und auch ihnen wird es, wie uns Andren, die wir ja auch von Ihm verirrt waren, noch geschehen; daß sie ewig Ihn ersehen.

Nur noch ein Abend und eine kurze Nacht, und die letzte Tagreise sollte beginnen, deren naher Endpunkt Jerusalem war. Die Unruhe, welche durch die Ruhe dieser letzten Nacht vor Jerusalem gieng, möchte ich wohl eine selige nennen; es war mir wie Einem der im Felde der blühenden Lilien einschlief und den von Zeit zu Zeit der Duft der Blumen aus lieblichen Träumen weckt und in noch lieblichere hinüberführt; oder wie einem armen Sänger, der mitten im Liede des Heimwehes, das seine Hand spielte, entschlafen, sein müdes Haupt auf die Harfe legte, und den bei jeder Bewegung das leise tönende Schwirren der Saiten zu neuen Gedanken an das Lied vom Heimweh weckt. Du Morgen, an welchem einst die letzte Tagreise vor dem Eingang in den Thoren des Friedens beginnen wird, mögest du mich einfältiger, treuer, lauterer finden, als jener, an welchem ich am letzten Tage vor dem Eingang in die Thore des irdischen Jerusalems von meinem Lager aufstund; und dennoch sey mir auch der damalige Morgen einer Pilgerreise gesegnet, die so vielfach von Zerstreuungen und geistigen Trübungen heimgesucht war.

Wenn im Tempel des alten Jerusalems das Morgenopfer dargebracht werden sollte, da rief der Priester dem Wächter auf der Zinne zu: fängt es an Licht zu werden bis nach Hebron zu? Als ich auf der Terrasse bei unserm Zimmer hinaustrat an die erquickende Morgenluft, da rief die Wachtel in den nachbarlichen Feldern der jungen, grünen Saat ihr lautes „wachet auf, wachet auf.“ Aber das Sehnen nach dem Anblick der „hochgebauten Stadt,“ die vormals ein irdisches Vorbild der himmlischen Stadt war, und dereinst dies wieder sein wird, wachte schon lange; es wachte heute mit besondrer Kraft. Die alten Weisheiten Hebrons, welche am Saume von Mamres Haine so lebendig in der Seele erwacht waren, sind zu den Weisheiten Jerusalems Dasselbe, was der schöne Herbstabend, an welchem der Saemann, in Hoffnung und zuversichtlichem Glauben an die Zukunft eines nahenden Frühlinges, das Saatkorn in den Boden streuete, zu dem Morgen des Frühlingstages sind, an welchem die Saat in hoher, grünender Fülle vor dem Auge dasteht, und zum Morgen des Sommertages, da man ihre reifen Garben zur Scheuer führt. Wie leicht hat es doch der Arm, der der Mutter geblichene Knochen glaube eines frat gebornen Weiblichtes, dem die Schwestern der Jungen, welche es erfahren hat die Wahrheit des Glaubens wahr sey, den Weg so ebneten und bahnten. Zwischen dem geistigen Hebron eines Abraham und dann als er auf Morija es erfahren hat der Herr sieht sehet, und zwischen der Verherrlichung des Morgenlandes und des Tabor des Jerusalem, da Jesus seinen Weissagern es erfüllet hat der Herr sieht Sehens-

auch der alles Sehnen stillende, alles Hoffen erfüllende sey, welche Jahrhunderte der Noth, der Verirrungen, der Kämpfe lagen da innen; und der Pilgrim des heutigen Tages hat zwischen dem Morgen der in Hebron anbricht und dem Abend, der über Jerusalem anbricht nur die kurze Frist der Ruhe von wenigen Stunden.

Wir mußten heute, unsrer innren Eile kam es wenigstens so vor, ganz besonders lange warten, bis Alles zur Abreise bereit war. Noch einmal sollten, vor allem unser Gepäck, die Schiffe der Wüste, die Kamele weiter führen. Ich war in Begleitung meines lieben Reisegefährten Krohn, geführt von dem schon erwähnten Griechischen Christen und von einem, der Gegend besser kundigen Israëliten, der ein Verwandter unsres Hauswirthes ist, zu Fuß vorangegangen; erst draußen vor der Stadt begegneten uns jene Pferde, die außer den Kamelen für die heutige Tagreise bestellt waren. Wir nahmen zwei von diesen und folgten dann unsern Führern, die uns heute noch die Stätten zeigen wollten, an denen, der hier noch fortbestehenden Sage nach, Abraham wohnte, Nathan der Prophet begraben ward und David seinen Königspallast hatte. Unser Weg, östlicher als die gewöhnliche Heerstraße nach Jerusalem, gieng zuerst zwischen den üppig grünenden, schon dem Aufblühen nahen Weingärten hin, welche aufwärts im Thale, und im Norden der Stadt sich weithin ausbreiten. Wir wendeten uns dann rechts (nordostwärts) von der Straße ab, durch dicht grünende Saatfelder, deren Getraide eben blühete, und kamen, etwa nach einer Stunde an ein, aus riesenhaften Werkstücken zusammengefügtes Gemäuer, welches einen großen, viereckten Raum, wie einen Hof umschließt, innerhalb welchem, nach der einen Ecke hin,

eine schön gemauerte Cisterne sich zeigt. Hier konnte wohl die Wohnung des reichen Besitzers der Heerden seyn, von denen ein grosser Theil in dem geräumigen Hofraum bei Nacht Schutz fand. Wir trafen daselbst einen Hirtenknaben, der in dem alten, noch zum Theil gepflasterten und trefflich mit hohem Grase bewachsenen Hofraum seine Ruhe weidete. Die Umgegend, rings um dieses Gebäude her, gehört zu den fruchtbarsten die wir in Palästina sahen; die Hügel sind mit Strauchwerk und Bäumen bewachsen und auch die üppig gedeihenden Kräuter der Ebene machen hier den vormaligen Waldboden kund.

Von dieser Stätte, welche die Ueberlieferung der Israeliten Abrahams Wohnung, bei Mamres Haine nennet, nahmen wir die Richtung wieder fast nordwärts, dann den Abhang des Hügels hinab in ein Thal, welches voller Weingärten ist. Auf der jenseitigen Anhöhe liegt ein Arabisches Dörflein (Kabr Yunas), und in ihm ein ansehnlicheres, fast burgartiges Gebäude, welches unsre Führer das Grab Nathans, des Propheten nannten. Der Landmann, welcher in oder bei dem Gebäude wohnt, öffnete uns das Grabgewölbe; auch hier fand sich ein Türkischer Sarkophag, ähnlich den früher erwähnten; denn den Mohamedanern ist auch das Grab des Propheten Nathan ein geheiligter Ort. Bei dem Dorfe sind mehrere alte Gemäuer.

Westwärts von Nathans Grabe und dem eben erwähnten Dorfe gelangt man sehr bald wieder zu der Strasse, die in gerader Richtung von Hebron nach Jerusalem führt; wir hatten zu unserm ganzen Abwege nicht viel über eine Stunde gebraucht. Jener Punkt, an welchem man die Hauptstrasse berührt, gewährt nicht blos wegen des gemauerten Brunnens viel reizloser diesen

den, lebendigen Wassers, sondern auch noch aus andern Gründen einen interessanten Ort des Ausruhens. Es stehen in der Nähe des Brunnens, bei welchem wir uns mit unsren, gerade von Hebron hieher gegangenen Reisegefährten wieder zusammenfanden, Ruinen von Gebäuden, welche noch in ihrem jetzigen Verfall von alterthümlicher Pracht zeugen. Höchst wahrscheinlich lag hier Beth-Zur oder Bethsur, welches unter Josua dem Stamme Juda zugetheilt ward (Jos. 15, V. 58), welches von Rehabram (nach 2. Chron. 11, V. 7) und nachmals von den Makkabäern und Bacchides befestigt wurde. Hier an diesem Brunnen taufte, nach der älteren und wahrscheinlicheren Angabe, Philippus den Kämmerer der Königin Candace. Auf geradem Wege von Hebron hieher braucht man nicht viel über eine halbe Stunde. — Die Eingebornen, wenigstens unsre Israëlitischen Freunde, nennen wenigens diese Stätte der Trümmer nicht Bethsoron, sondern Luar oder Iluel und sagen daß hier, nicht in Hebron selber, Davids gewöhnlicher Aufenthalt, während der sieben ersten Jahre seines Königreiches über Juda gewesen sey. Nahe bei den noch jetzt Herrschergewalt über das Auge übenden Ruinen, finden sich mehrere Felsengräber, weiter westwärts von dort soll die uralte Terebinthe seyn, die wir nicht besuchten.

Von hier an giengen Mehrere von uns, unter denen auch ich war, den Weg zur Stadt der Städte, wie es den Pilgrimen geziemt, zu Fuß. Der Westwind, der bald über die Saatfelder, bald über den Felsengrund der Gewürzkräuter kam, hatte Eile, damit aus dem Abend der Morgen werde; das Sehnen unsrer Seele aber strebte vorwärts, damit aus dem Morgen der Abend werde. Wollte ich jetzt, ohne mein Tagebuch zu fragen, hier der

Stimmung an das folgen, was damals meine Seele bewegte, so würde ich vielleicht, ohne mir es bewußt zu sein daß ich irrte, erzählen, ich sey an vielen Kirchlein und andern Denksteinen der christlichen Andacht vorüber gekommen, da, wo über die wallende Narde der Wind wehete und auf die Marmorstaude der weißlichen Felsen die Mittagssonne schien. Und dennoch waren all' die Kirchlein und Denksteine der „veralteten" Christenandacht, dies sagt mir mein Tagebuch, nur innerliche gewesen, denn auf dem ganzen Wege von Jhucks Trümmern bis zu Salomons Teichen sahen wir keine andren Spuren der bauenden Menschenhand, als nur einen alten, verfallenen, von Gebüsch umwachsenen Brunnen. In seiner Nähe begegnete uns ein reich und halbfränkisch gekleideter Griechc, mit mehreren Gefährten, der neugierig und theilnehmend uns einsame, zu Fuße wandernde Frauen fragte woher wir kämen und wohin wir wollten? Denn, in der That, das, was wir heute thaten, das wäre vor wenig Jahren noch ein kühnes Wagstück gewesen. Ich war schnell vorangegangen; zuletzt blieben nur noch Herr Franz und Dr. Erdl an meiner Seite, die Andern waren zum Schutz der beiden Begleiterinnen und des Gepäckes bei der kleinen Karawane. Wir drei aber, als hätte es große Eile, waren bald im Thale, während jene noch über den Hügel zogen, oder auf der Höhe, wenn jene im Thale weilten und zuletzt verloren wir, ohne es zu bemerken, die Gefährten ganz aus dem Auge.

Die Stunde des Nachmittags war eben vorüber, da kamen wir von einem wenig gangbaren Wege, auf den wir uns verirrt hatten, den Felsen, mit Felsenstücken bestreuten Abhang herab, zur Wendung des Kidronthales, in welchem „Salomons Teiche und verborgene Gärten"

liegen. Ich werde von dieſen ſpäter erzählen; heute galt es nur das Vorwärtskommen zum Ziele. Neben Salomons Teichen geht der genauere Richtweg gen Jeruſalem etwas weſtlicher über die Berge hinan; dieſem folgten unſre Reiſegefährten mit den Kameien und Pferden; wir drei, nachdem wir uns an dem friſchen Waſſer erquickt hatten, deſſen Brunnen nach dem Namen des weiſeſten der Könige genannt iſt, blieben an dem Wege, welcher der alten Waſſerleitung folgt, die am höhern Abhange des Berges nach Jeruſalem ſich wendet. Es iſt dieſes zugleich, bis zur Anhöhe hin, die man in dieſer Richtung ebenen Fußes erreicht, der Weg nach Bethlehem. Nur wenig weiter, nordwärts im Thale, ſiehe da lagen uns zur Rechten, im Thale, Salomos verſchloſſene Garten. Es war dieß das dritte Mal im Jahre, daß uns der Frühling mit ſeinen blühenden Fruchtbäumen, von denſelben Arten wie ſie in den Garten der lieben Heimath ſtehen, begegnete. Das erſte Mal trafen wir ihn, ſchon im Januar, in Aegypten; das zweite Mal, im Februar, ſchon in einer herrlicheren Geſtalt, in den Gärten des Katharinenkloſters am Sinai, und heute, am 28ſten März, girrte uns die Turteltaube der Felſen bei den blühenden Aprikoſen- und Kirſchenbäumen der Salomoniſchen Garten an. Die Turteltaube dieſer heiligen Stätte, ſie ſchien hier anders zu ſprechen denn vormals, als ſie in Südfrankreich zu mir redete; anders als im Nilthale und in den Felſen Arabiens: ſie redete deutlicher die Sprache des Freundes, welcher unter den Roſen weidet: ſiehe der Winter iſt vergangen; der Regen iſt weg und dahin. Die Blumen ſind hervorgebrochen aus dem Laube, der Lenz iſt herbeigekommen, und ich, die Turteltaube, laſſe meine Stimme hören im Thale; die Weinſtöcke haben Augen gewonnen

und geben ihren Gruß. So stehe nun auf, o Seele, komm' und schaue und genieße die seligen Freuden dieses Landes.

Zu unserer Rechten öffnete sich jetzt eine ganz besondre Aussicht. Es war die auf den seltsam, wie ein Altar von welchem die Rauchsäule des Opfers aufsteigen soll, gestalteten Frankenberg * mit seinen Nachbarhöhen. Westerbin zeigten sich, am jenseitigen Abhange mehrere Thürme gleich jenen Wacht- und Schutzthürmen, welche die alte, deutsche Ritterzeit erbaute. Wir hatten jetzt den äußeren (westlichen) Rand des Hebengaues erreicht, der das Thal der Salomonischen Gärten umschlingt, da lag vor uns in Norden, jenseit des tiefen, gäh abfallenden Thales, auf der Höhe des Felsenberges, Bethlehems Stadt; neben uns, zur Rechten (gegen Osten), das grünende, von Bäumen beschattete Feld der Hirten: das Feld des Gesanges der Engel. — Wer sollte da nicht fröhlich gewesen seyn! Hatten ja die Engel hier an dieser Stätte ihr Lied vom Frieden und von dem Wohlgefallen über und an den Menschen auch für uns mit gesungen: sie hatten uns dieß an so manchem, lieben Weihnachtsabend in der winterlich kalten Heimath gethan, heute aber waren die Himmelskräfte des Weihnachtsfestes mit der Fülle des herrlichsten Frühlingstages überkleidet; jeder Luftzug der aus den Weinbergen und blühenden Gärten des Hügels herüberkam wiederholte die Worte des Preises, des Friedens und des Wohlgefallens womit seit jener seligen Nacht jedes vorübergehende Menschenalter und Geschlecht der Pilgrime das andre begrüßt.

---

* Von ihm, so wie von dieser ganzen Gegend, reden wir später noch einmal.

Wir neuen Ankömmlinge in dieser Gegend hatten beim Hinabsteigen von dem Hügel nicht den gewöhnlicheren und bequemeren Weg gewählt, den wir bei unserm, zweiten, längeren Besuch in Bethlehem kennen lernten; auch das Hinanklimmen an den steilen Berg, auf welchem die Stadt wie eine Burg des Friedens fest gegründet steht, gieng nicht ohne große Beschwerde ab, doch nun war sie ja erreicht, die Stadt Davids, die liebliche, die bedeutungsvollste unter allen Wiegenstätten der Erde. Das große, in seiner Bauart einem Kastell gleichende, lateinische Kloster, das an dem einen Ende der Stadt stehet, machte sich uns von selber kenntlich; vor seinem verschlossenen Thore empfieng uns der Arabische Thürhüter und ließ uns durch das Pförtlein hinein, das in dem einen Thorflügel angebracht ist; so klein, daß man nur gebückt hinein gehen kann. Die armen Väter des Klosters müssen noch immer, wenigstens gegen die Zudringlichkeiten wenn auch nicht Gewaltthaten der Araber auf beständiger Hut seyn, obwohl die Sicherheit des Landes, wie wir ja dieses selber auf unserm heutigen Wege erfuhren, den wir unbewaffnet und ohne Führer machten, jetzt eine ungleich größere ist, als sie noch vor wenig Jahren war.

Wir wurden in ein freundliches Zimmer geführet, dessen Fenster nach den kleinen Garten hinausgehen; bald trat der Prior des Klosters, ein geborner Spanier zu uns herein, der uns freundlich bewillkommnete. Der Leib war zwar wohl des Ausruhens und der Erquickung bedürftig, denn wir hatten seiner Pflege heute nur wenig gedacht, aber das Verlangen nach einem Ausruhen von geistiger Art lag uns noch näher an; wir wollten gerne, wenn auch heute nur wie Vorübergehende, Bethlehem

heilige Grotte begrüßen. Der Prior erfüllte gern unsren Wunsch; durch die langen Kreuzgänge des alten Klostergebäudes hindurch, dann durch die untere, innen mit Terroben ausgekleidete Basilika führte er uns hinab zu dem Raum der Felsen, da, nach dem unbestrittenen Zeugnisse schon der ersten christlichen Jahrhunderte, Christus geboren ward. Es ist eine große, natürliche Höhle des Gebirges, die ihren eigentlichen Eingang vom Tage her, ein, außerhalb des Gebäudes hat, zu welcher aber, innerhalb der darüber gebauten Kirche von oben herab eine Treppe führt. Auf dieser waren wir tief hinuntergestiegen in den von Lampenlicht beleuchteten, unteren Raum der Höhle, dessen Wände und Boden die Andacht der christlichen Jahrhunderte mit Marmortafeln ausgelegt hat. Und siehe, hier in diesem verborgenen, engen Raume war die Stätte, da Er, den Erde und Himmel nicht umfassen, in Kindesgestalt erschien; hier hat uns zuerst befunden, der Ausgang aus der Höhe. Der gute Prior trat so still auf und herab so leise, als fürchte er einen theuren Schläfer zu stören; und in der That, das Gefühl, welches den Pilgrim bei dem ersten Eintreten in die Grotte von Bethlehem ergreift, war von solcher Art, daß auch die Beschreibung desselben nur leise andeutend auftreten vermag. Es war als hallten, in dem von Ehrfurcht durchdrungenen Herzen jene Worte eines heiligen Buches nach, das von dem Geheimniß des Einswerdens der Seele mit Dem redet, der ihres Wesens und Lebens Anfang und Ende ist: „Ich beschwöre euch, ihr Töchter Jerusalems, bei dem zarten, frohe Neigung Liebe des Feldes, daß ihr Ihn, den meine Seele liebet, nicht aufreget noch weket, bis daß es Ihm selber gefällt."

War doch dies neue Wahr am geheiligten Herzen der

liebenden Mutter die einzige, welche Dem auf Erden vergönnt war, der die Angst und Unruhen des frühe gejagten Rehes für sich erwählte, nur damit wir Frieden hätten und Ruhe.

Die kindliche Andacht eines erst heute hier gewesenen Pilgrimes hatte einen duftenden Myrthenzweig neben die heilige Krippe gestellt. Es hätte nicht dieser äußren Erinnerung an den draussen auf den Bergen und in den Thalern wiedergekehrten Frühling bedurft; Bethlehems Geschichte und innerliche Erinnerungen schließen dem Geiste das Land eines ewigen, unvergänglichen Frühlinges auf. Wie verständlich wird der Seele hier bei dieser Stätte jener Zug der Liebe der den Kirchenvater Hieronymus an die Grotte zu Bethlehem band. Dort in einer Nebenkammer der Höhle verweilte der Greis und wollte hinfort nicht mehr unter anderm Obdach wohnen; in einem andren Raume des Felsens haben die geheiligten Frauen Paula und Eustochia ein Leben des seeligen Friedens genossen und geendet. Und wem sollte es hier nicht wohl seyn und werden im Anblick des unvergänglichen Morgenrothes eines Tages der Ewigkeit; wem sollte das alternde Herz nicht wieder jung werden und neu aufleben, wenn er im Geiste das Kind anblickte das unter allen Menschenkindern dem Geiste als das schönste und liebenswertheste erscheint.

Zuweilen geschieht es uns selbst im Traume, daß wir, auch wenn uns im wachen Zustande die Gabe der Dichtkunst versagt ist, ein Lied singen oder lesen, als sey es uns von einem fremden Meister gegeben; hier bei der Krippe von Bethlehem wurde dem in Liebe bewegten Gemüthe in noch viel andrem, höheren Maaße als dies im Traume geschieht ein neues Lied gleich wie auf Zunge

und Lieben gegeben; ein Lied das noch lieblicher tönte und zugleich in lebenskräftigeren Worten sprach als der Hymnos der Posaunen, auf Sinais Höhen, oder der Gesang der Klage um Aaron und über Hiobs Jammer, auf dem Gipfel des Hor. Die Kräfte dieses neuen Liedes sind vor Allem es gewesen, welche die Schritte von Bethlehem nach Jerusalem wie zu einem Fluge machten. Es war schon nahe an fünf Uhr des Nachmittags als wir vom Kloster der heiligen Grotte schieden; der Prior entließ uns ungern, weil in Jerusalem, wohin man zwei Stunden Weges rechnet, die Thore mit Sonnenuntergang verschlossen werden und ein späterer Einlaß auch der Fußgänger, überaus schwierig, ja fast unmöglich ist. Uns aber, die wir ja später noch einmal nach Bethlehem zurückkehrten und dann länger da verweilten ließ das Sehnen nach der „hochgebauten Stadt," nach welcher der größere Theil unsrer Reisegefährten schon voraus gezogen war, keine Ruhe mehr.

Nicht fern von der Stadt fanden wir unsern Arabischen Knecht, den die sorgsame Hausfrau uns zum Führer und Begleiter zugesendet hatte. In einiger Entfernung von uns, gegen Westen, zeigte sich, schon durch die Beschreibung seiner Lage erkennbar, Rahels Grabmal, welches bis auf diesen Tag am Wege gen Ephrata-Bethlehem zu sehen ist. Ich hatte noch niemals jene Worte des gottbegeisterten Dichters, welche von einem Fröhlichwerden der Gebeine reden (Ps. 51, V. 10) so an mir selber erfahren und verstanden als heute; die Last der Ermüdung und des Alters waren hinweggenommen; uns dünkte es wir seyen so eben aus Bethlehem ausgegangen, da fanden wir uns schon auf der Anhöhe in der Mitte des Weges, bei dem Grabfelsen und in der Nähe jenes Brunnens,

bei welchem den Weisen des Morgenlandes von neuem der Stern erschien, der sie zur Stätte geleitete da Jacobs Stern, das Licht der Heiden aus dem Schweigen der Nacht hervorgebrochen war.

Und siehe, da lag vor uns, vom hellen Glanze der Abendsonne beleuchtet, Zions Burg mit ihren Zinnen, Morijas Tempel und Jerusalems Stadt. Als hier auf diesen Höhen, der Vater der Gläubigen, Abraham, auf dem Wege von Süden kommend sein Auge aufhub und Morijas Felsen von ferne sahe; als er von hier an mit Isaak, dem Sohne der Verheißung allein gieng und auf die Frage des Knaben, wo ist aber das Lamm zum Brandopfer? antwortete: Gott wird Ihm ersehen ein Lamm zum Brandopfer *), da regte sich in ihm ein Geist der Voraussicht nicht nur des nahen sondern eines fernzukünftigen Tages jener Herrlichkeit des Herrn, welche die auserwählte Stätte des Opfers erleuchten sollte. Als fast zweitausend Jahre nachher, Der, welcher in einem höheren Sinne denn Isaak als Lamm zum Brandopfer ersehen war, von jenen nachbarlichen, in Nordosten gelegnen Höhen, die Stadt von ferne sahe, da überblickte er, mit göttlich klarem Erkennen die ganze Hinausführung des Rathschlusses einer ewigen Erbarmung, über das Geschlecht des Menschen, von Abrahams schwerem Glaubensgange an, nach Morija, bis zu dem noch schwererem der Leiden des Menschensohnes auf Golgatha, und seinem Triumph auf des Oelbergs Höhe, ja bis zu dem letzten der Kämpfe und Siege. Der Pilgrim, welcher abermals nach fast zwei Jahrtausenden, seit Golgathas und des Oel-

*) 1. Mos. 22. V. 4 — 8.

Delberges großen Geschichten, Jerusalem von ferne erblickt, stehet, gleich jenen Lichtern, welche in der Thräne eines Menschenauges zittern, in nahem Beisammensein alles vergangene und künftige Bewegen einer Welt des Göttlichen und Geistigen, die einst sichtbarlich dort über den heiligen Bergen wohnte und waltete, und noch jetzt ihr Aufsehen auf Zions Stätte gerichtet hat. „Ja, der Herr ist König ewiglich, dein Gott o Zion für und für."

Das Heer der Kreuzfahrer, welches Gottfried von Bouillon gen Jerusalem zum Kampf und Siege führte, da es von der Höhe des nördlichen Blachfeldes die heilige Stadt erblickte, hatte auf einmal aller bisher erduldeten Mühen und Beschwerden vergessen; ein Gesang der Hymnen ergriff, wie ein Sturmwind im Walde der Eichen, seine ganzen Schaaren, das Auge, selbst der rohesten Krieger, füllte sich mit Thränen der Freude; anbetend naheten sie sich dem hehren Ziele ihrer fortgewallten Fahrt. Wer möchte nicht gern, in der vollsten Kraft das mit und nachempfinden was jene empfanden? Und doch wird wohl Jedem der nicht allein unter den Fremdlingen zu Jerusalem ein Fremder ist, dessen Herz nicht vernahm was in seinen Mauern geschehen ist, nach seinem Maaße von einem Schauer der Ehrfurcht ergriffen werden, wenn sich die Königin der Städte, die noch jetzt, in ihrer Wittwentracht, ein hehrer Anblick ist, zuerst seinem Auge zeiget. Ich fühlte und bemerkte nichts mehr als den Zug des Sehnens in meinem Innern und das neue sichtbarliche Ziel nach welchem der Zug hinging; ob ich, im Anschauen verloren, still stunde oder mit so eiligen Schritten fortginge, das hätte ich nicht bemerkt, wären wir nicht auf einmal, in unerwartet kurzer Zeit hinabgekom-

men zum untren Teich, im Thale Gihon, welches weiter gen Süden in Ben Hinnoms Thale endigt. Da wir gegen das Thor hinangiengen, gesellten sich zu uns die Schaaren der Pilgrime, welche den schönen Frühlingsnachmittag außerhalb der Stadt, in den grünenden Thälern und Auen zugebracht hatten; die weiß gekleideten Frauen und Kinder, im Schutze der Väter und Brüder; mit ihnen zogen wir ein in das Thor und die Gassen der Stadt. Jener fromme Israelit eines früheren Jahrhunderts, da er in das Gewand der tiefsten Trauer gehüllt zu Jerusalems Thore eingieng, wandelte, gebeugt von Schmerz, singend unter Thränen ein Lied des Jammers und der Klage über Zions Trümmer hin. Dieser Schmerz über Jerusalems Fall und Zerstörung, so gerecht er scheinen möge, ist nicht das einzige, nicht das vorherrschende Gefühl das den Christen beim Anblick der tief erniedrigten Königsstadt ergreift, denn dieser weiß es, daß, als Jerusalem, das irdische zerbrochen ward, der Bau eines himmlischen schon begründet war, welcher nicht zerbrochen werden kann, und dessen Thore niemals geschlossen sind für den Pilger, der in sie einzugehen begehrt.

Wir giengen sogleich zur gewöhnlichen Herberge aller Fremdlinge die aus den Abendländern kommen: zu dem Kloster St. Salvator. Ich hatte durch die Vermittlung eines vielvermögenden Freundes einen sehr gütig mich empfehlenden Brief an die Väter des heiligen Landes, vom Cardinal Franzoni in Rom erhalten; aber auch ohne diese Empfehlung würde uns im lateinischen Kloster die freundlichste Aufnahme geworden seyn, denn es ist die Weise der in ihm wohnenden, guten Väter, alle Pilgrime, die seinem Dache sich nahen, nach Kräften zu bewirthen und zu verpflegen. Wir neuen Ankömmlinge wurden

zuerst zu einem Besuch bei dem damaligen Guardian des heiligen Grabes, dem veneradissime Padre Saverio da Malta ins Kloster eingeladen. Er und der Padre Secretario empfiengen uns sehr freundlich; es wurde mir, nebst einigen meiner Freunde eine Wohnung im Kloster angeboten, wir zogen es jedoch vor in dem nachbarlich angränzenden Pilgerhause mit der Gesellschaft unsrer übrigen Reisegefährten beisammen zu bleiben.

Es war Abend geworden, als wir unter das Obdach eingiengen, das nun auf mehrere Wochen uns in der heiligen Stadt beherbergen sollte. Drei Zimmer die zum Theil erst heute wieder leer geworden, unter ihnen ein sehr großes, hatte man uns eingeräumt; es herrschte in dem abgelegenen Hofe, nach welchem diese Zimmer die Aussicht hatten, eine Ruhe und Stille, wie in den Vorhöfen eines Tempels; auch in uns war ein heiliges, stilles Erwarten, wie es die Seele am Vorabend eines hohen Festes empfindet.

Die erste Woche in Jerusalem.

Der Morgen graunte kaum, da hatte ich schon den Weg zu dem platten Dache gefunden, das über der Reihe unsrer Zimmer war. Der Mond, fast im letzten Viertel, schien noch klar und hell am Himmel, über dem Oelberg fuhren die ersten Strahlen des Tageslichtes auf. Es war, wie ich dieß schon bei andrer Gelegenheit erwähnte, immer zu einem meiner Lieblingsvergnügungen auf Reisen gehört, in fremden Land und in fremder Stadt den Morgen erwachen zu sehen. Er erwacht ja überall, wie aus Gedanken des Traumes von dem was gestern und ehegestern war und trägt das Gewirre der Gedanken, die in ihm sind, an seiner Stirne; wo aber konnte der Morgen-

traum, der des Vergangenen gedenket, großartiger und Theilnahme erregender seyn als in dem Gewölk des Sonnenaufganges das über dem Oelberg, über Gethsemanes Thale, über Moria und Golgathas Tempel schwebt.

Noch war mir das Ganze, das mein Auge von dem hochgelegnen Dach überblickte, in vielen seiner Theile fremd und neu; doch wer könnte dort in Osten den Oelberg, mit der Kirche der Auffahrt verkennen; wer sollte nicht errathen, daß die Thalschlucht da in Südosten der Weg des Kidron nach dem todten Meere sey, und daß einige der jenseits herüberblickenden Hoben schon zu Pisgas Bergzug gehören. Die Hoben gegen Suden hatten wir auf unsrer Reise vom Hebron hieher selbst durchwandelt; in Norden schließt sich das hohe Blachfeld an, über welches zur Linken der Weg nach Ramla und Jerven (Jaffa), zur Rechten aber nach Nazareth und nach Damaskus führet. Aus den allmälig heller werdenden Häußern der Stadt erhebt sich am östlichen Ende die Moschee des Omar, an der Stätte, da einst Salomo's Tempel stund; naher heran aber, mit ihren beiden Kuppeln, gegen Omars Moschee gar klein erscheinend, die Kirche des heiligen Grabes. Neben den Gedanken der Kämpfe, welche hier über diesen Hügeln gekämpft wurden, erwachten, mit dem Morgenlicht des neuen Tages zugleich jene Gedanken des Friedens, welche von Ewigkeit über Jerusalem gedacht waren und ohne Aufhören über ihm bleiben werden *).

Wer könnte aber, wenn in ihm Kraft zum Geben

*) Schon der Name Jerusalem sollte diese Stadt als Wohnstatte des Friedens bezeichnen.

ja nur zum Kriechen ist, die Stadt der Städte so nahe zu jenen Füßen sehen, ohne sich von ihr hinabgezogen zu fühlen zur unmittelbaren Betrachtung und Berührung. Wir warteten keinen Führer aus dem Kloster ab, sondern machten uns allein auf den Weg, begleitet von Herrn Mühlenhof, der schon mehrere Male in Jerusalem war.

Jener Jäger, der den Lieblingsjünger des Herrn, Johannes den Evangelisten besuchte, fand den heiligen Greis, den er sich nicht anders als in beständigem Gebet oder lehrend und schreibend gedacht hatte, kindlich wie lend mit einem zahmen Adler, und wurde an diesem Anblick ein Aergerniß genommen haben, wenn der Junger ihn nicht liebreich belehrt hätte über die Nothwendigkeit des Wechsels zwischen Ausruhen und Thatigsein, welcher der Geist des Menschen unterliegt, so lange er die irdische Hülle bewohnt. Wer möchte sich nicht gern Jerusalem, die heilige Stadt, als eine solche denken, an deren Aeußeren schon Zuge jenes stillen Ernstes und jener Andacht sichtbar waren, von denen der Pilgrim, der hinaustritt in ihre Gassen, sich durchdrungen fühlt. Solchen Zügen begegnet man auch wirklich fast auf jedem Schritte; man darf sich jedoch nicht ärgern an der bunten Decke der Gegenwart, welche die ernsten Züge der großen Vergangenheit verhüllet. Und doch wäre dieses mir und einem meiner jüngeren Freunde, der neben mir ging, fast geschehen. Das Alltagsgewühl der Gassen so wie der von Kaufern und Verkaufern erfüllten Bazars machte auf uns einen ähnlichen Eindruck, als etwa auf Kinder, denen heute der Vater nach, das alltägliche, überhaupt Gewöhnliche eines von Gaben erfüllten Kabinets [illegible]. Die Stadt war schon sehr gefüllt von den

Schaaren der orientalischen Christen, welche die ihnen noch bevorstehende Feier der Passionswoche und des Osterfestes hieher gezogen hatte. Ihnen, von denen Manche vielleicht erst gestern oder heute angekommen waren, konnte man die Aeußerungen der Freude über das glückliche Erreichtseyn des ersehnten Zieles nicht verargen, wenn auch diese Aeußerungen von andrer Form waren als bei uns; eben so wenig den Kaufern und Verkäufern der vielerlei Waaren, die laute und geräuschvolle Art mit der sie ihr Gewerbe trieben.

Da stunden wir denn auf dem Vorplatz vor der heiligen Grabeskirche. Auch ihn fanden wir erfüllt, wie dies vormals die Hallen des Tempels auf Morija waren, von den Schaaren der Käufer und Verkäufer jener mannichfachen Erinnrungszeichen an Jerusalem, welche die Pilgrime gewöhnlich von hier mit sich nehmen in die Heimath. Wir hatten gehofft die Thüre der Kirche offen zu finden: unsre Erwartung sah sich getäuscht. Noch immer sind die Schlüssel zu dieser dem Christenglauben ehrwürdigsten Kirche in den Händen der Türken, welche selbst in der österlichen Zeit nur zu gewissen Stunden ihre Thüren aufthun, oder, gegen reichliche Belohnung, auch zu andrer Zeit den Fremden sie öffnen. Wir hatten versäumt vom Kloster aus um das Aufthun der Kirche nachsuchen zu lassen; Keiner von uns wußte wo die Thürhüter zu finden seyen; so mußten wir uns begnügen das ehrwürdige Gebäude vorerst nur noch von außen zu betrachten.

Während wir da, auf einem jenseits des Vorplatzes gelegnen Gemäuer stunden und anschauten, wendete sich das Gespräch zwischen mir und dem Freunde, der dort mit mir war, auf die älteren so wie neueren Begebenheit-

seiten über die Aechtheit des heiligen Grabes. Auch hier, in der Beschreibung meiner Reise scheint es mir nöthig, mich mit meinen Lesern über die historische Bedeutung der heiligen Grabeskirche zu verständigen.

Ein Umstand auf den sich der Zweifel hauptsächlich gründete, daß die Stätte von Golgatha und dem heiligen Grabe da zu suchen seyen, wo die Andacht der späteren Christen sie verehrte, war der, daß ja dann beide innerhalb der Stadtmauern müßten gelegen seyn, was im offenbaren Widerspruch mit der Schrift so wie mit den Einrichtungen und Sitten der jüdischen Hauptstadt stunde. Dieser Anstoß des Zweifels ist durch die neueren Untersuchungen über die Lage und den Umkreis der alten Stadtmauern zu Christi Zeit gehoben worden, denn aus ihnen hat sich ergeben, daß die damalige Mauer von der Burg Davids nicht wie die jetzige nach Westen sich verlängerte, sondern von der östlichen Ecke der Burg sich zuerst gegen Nordosten wendete, dann nordwärts und zuletzt in N. N. W. zu der Gegend des jetzigen Damasthores verlief *). Bei dieser früheren Begränzung der Stadt lag jene ganze westliche Ecke derselben, die jedem Auge als ein unübersehbarer Anfau erscheint, an welcher zuerst das Lateinische so wie der größere Theil des Griechischen Klosters und die Kirche des heiligen Grabes stehen, außerhalb der älteren Mauern, von denen sich noch unverkennbare Ueberreste bei dem Gerichtsthor (Porta judiciaria) finden. Allerdings wurde auch diese Gegend der jetzigen Stadt, an welcher schon

*) Der Plan, welchen Herr Schultz [illegible] welcher den dritten Band dieser Reise begleiten soll, wird auch hierin anschaulich machen.

zu Christi Zeiten die vereinzelten, von Gärten umgebenen Häuser der Neustadt (Bezetha) stunden, späterhin, unter der Regierung des Kaiser Claudius durch Agrippas des Ersten Vorsorge von einer neuen (der dritten) Mauer umfasset; diese Veränderung des alten Umrisses der Stadt fällt jedoch erst nahe gegen zehn Jahre nach Christi Kreuzigung *).

Außer diesen bloß negativen, die Zweifel abwehrenden Gründen finden sich auch noch andre, positive für die Rechtsprechung der Oertlichkeiten des heiligen Grabes und der Schädelstätte. Auch nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus hatte die Liebe, welche für die Fußtapfen des Geliebten so aufmerksame, scharfe Augen besitzt, Golgathas Stätte, mitten unter den Trümmern wiedererkannt und aufgefunden; das gesegnete Häuflein der Jünger, wie mit Flügeln der Taube, „welche den Weg zur Heimath kennet," besuchte vielfältig die geheiligte Stätte, und feierte hier das Andenken des größesten der Siege. Kaiser Hadrian der Hochgebildete (denn die hohe Bildung schützet nicht vor dem Widerwillen gegen die Einfalt des Christenglaubens) hatte, um den Wallfahrten der Nazarener nach Golgathas nun zur Aelia Capitolina gehörigen Felsen ein Ende zu machen, sechs Jahrzehende nach der Zerstörung Jerusalems an die Stelle, da Christus gekreuzigt ward, einen Tempel der Venus erbauen lassen; über dem Felsen, in welchem das heilige Grab gewesen, stund ein Bild des Jupiter **). Die Un-

*) R. v. Raumer a. a. O. S. 356 und 357, besonders die Note 237 der 2ten Ausg.

**) Nach Hieronymus (ep. ad Paulin. Ed. Vallars. I, 321) Rufini hist. eccles. I. 7. — R. v. Raumer a. a. O. S. 297.

tauberkeiten des Venusdienstes hatten allerdings die armen Tauben der Muse, welche in der reinen Luft der Höhen wohnen, verscheucht; dennoch hatte auch diesmal, wie dieß so oft geschieht, der Haß für die Liebe den Weg bereitet. Da nach dem Verlauf von fast zwei Jahrhunderten (im Jahre 326 n. Ch. Geb.) die Kaiserliche Pilgerin Helena, damals in Jerusalem weilend [1], in Vollmacht und nach dem Wunsche ihres Sohnes, des Kaiser Constantin jene heiligen Stätten wiederaufsuchte, um sie zu Christentempeln zu weihen, da gaben gerade die Ueberreste der heidnischen Götzentempel den Forschungen einen sichren Anhalt. Als am Fuße des Felsens Golgatha unter dem hinweggeräumten Schutte die Grotte des heiligen Grabes, so wie die Sage der früheren Menschenalter sie beschrieben, wieder aufgefunden, als sie unter dem Triumphgesang der Christen wieder gereinigt und zur Stätte der Andacht geweiht war, da erhub sich die christliche Baukunst zu ihren ersten, jugendlich schönen Werken. Das damalige Dach über dem Grabesfelsen wurde von hohen Säulen getragen; das geheiligte Grab umgab ein Vorhof der mit glänzendem Gestein gepflastert und an drei Seiten von Säulenhallen umgeben war. Die Basilika, der Tempel darinnen die betende Gemeinde sich versammelte, stund einwärts von dem heiligen Grabe da wo Golgathas Stätte ist. Das Auge der damals lebenden Christen hatte noch keinen solchen Tempel, seinem Herrn zu Ehren gesehen, darum wird uns von den Zeitgenossen, mit überfließendem Lobe die Größe und Höhe, die buntfarbige Mosaik der äußeren Mauern, das bleierne Dach, die marmorne Auskleidung der inneren

[1] Theodoret I. 18; Baronii ad h. a. num. 91.

Wände, das prachtvolle Schnitzwerk der Decke und die reiche Vergoldung gerühmt, von welcher vor Allem das Inwendige der Baſilika ſtrahlte. Der Eingang war im Oſten. Ehe jedoch die Schaar der zum Tempel Wallenden zu dem Halbkreis kam, den zwölf hohe Säulen vor dieſem bildeten, und zu den drei kunſtreichen Thoren, die ins Innre führten, führte ihn zuerſt ſein Weg durch prachtvolle Propyläen und den großen, von Hallen umgränzten Vorhof. So hatte ſich die Kunſt bemüht, auch den Eindruck der Andacht auf die äußern Sinnen mit jedem Schritte zu ſteigern, der zum Ziele der Wallfahrt: dem jenſeits der Baſilika gelegnen heiligen Grabe führte. Auch an der nördlichen wie an der ſüdlichen Seite der Baſilika fand ſich ein Anbau der reich vergoldeten Hallen und über der Stätte der Kreuzesfindung erhob ſich eine beſondre Kapelle. So ſtund der Bau bis Chosroes der Perſerkönig, durch den Neid der Juden hiezu bewogen, im Jahr 614 ihn verheerte und ſeiner goldnen Zierrathen beraubte. Doch hatte ſchon im Jahr 628 Kaiſer Heraclius das Ganze wieder hergeſtellt, und Omar der Kalife, dem ſich im Jahr 639 die feſte Stadt, nach zweijährigen tapfren Widerſtand ihres Patriarchen Sophronius ergab, bezeugte den heiligen Stätten des Chriſtenglaubens ſolche Ehrfurcht, daß er nur auf den Stufen des Einganges der Kirchen knieend ſeine Andacht verrichtete, damit, ſeinem Beiſpiele folgend, auch keiner ſeiner Krieger in die Tempel hineingehen und die Andacht der Chriſten ſtören möchte. Dreihundert und ſiebenzig Jahre lang freueten ſich die Chriſten an dem ungeſtörten Beſitz ihres Tempels zu Jeruſalem, bis Hakem, der Aegyptiſche Kalif im Jahr 1010 ihn abermals verwüſtete. Aber auch dieſer Aegyptiſche Herrſcher bereuete ſpäter ſeine Härte gegen

die Christen; er, so wie sein Sohn Daher gaben Erlaubniß zum Wiederaufbau der zerstörten Kirche Jerusalems und schon im Jahre 1048 unter dem Patriarchen Nicephorus erhub sie sich wieder aus ihren Trümmern. Die noch immer vereinzelt stehenden Kapellen des Grabes, der Kreuzigungsstatte und der Kreuzesauffindung brachten um ein halbes Jahrhundert später die ersten christlichen Könige von Jerusalem unter ein gemeinsames Dach und verbanden sie zu jenem nicht ganz regelmäßigen Ganzen, das noch jetzt in seinem Hauptumriß unverändert dastehet, obgleich der große Brand, der im Jahre 1807 die Kuppel über dem heiligen Grabe zerstörte und der spätere Wiederaufbau derselben im Einzelnen einige Veränderungen herbeigeführt hat. Man darf sogar behaupten, daß die eigentliche, innre Kapelle des heiligen Grabes noch in dem ursprünglichen Felsengestein sich finde, obgleich der Fels, damit man ihn in die Kirche aufnehmen konnte, nach allen Seiten so weit als nöthig behauen und abgetragen, so wie von außen und innen mit Marmorplatten ausgelegt ist. Auch Golgathas Fels, mit der Stelle der Kreuze, steht noch, wiewohl von Marmor überkleidet, im östlichen Theile des großen Tempels.

So hat seit der Zerstörung Jerusalems ein Jahrhundert dem andren die Anerkennung der Stätte, wenigstens des heiligen Grabes und Golgathas aus Hand in Hand gegeben, und aber jene christlichen Menschenalter hinaber, welche nicht wie Pilgrime sondern nur wie eilig Fliehende an der geheiligten Einode der Trümmer vorüberzogen, und deren Aussage nichts eine andre sehre gewesen wäre, hatte die Feindschaft der Heiden, durch Hadrians Gewaltmittel, einen hohen Bezeugter hinzu muthen.

Die Stunden in Jerusalem vergehen schnell. Wir waren in unser Pilgerhaus beim Lateinischen Kloster zurückgekehrt und hatten da Einiges, das zum heutigen Tagwerk paßte, gelesen; ehe wir es erwarteten, kam der freundliche Padre Secretario, um uns ins Innre der heiligen Grabeskirche zu geleiten. Die Thoren waren jetzt geöffnet; mit uns zugleich drängten sich die Pilgrime der verschiedensten Völker des Morgenlandes, Kopten, Georgianer und Maroniten, Armenier und Griechen hinein zu den Felsen, welche Zeugen einer ersten so wie einer zweiten, höheren Schöpfung gewesen. Da ich aus diesen Schaaren die Aeußerungen der Andacht, bei Vielen, auch den starksten Männern des Gebirges von Thränen begleitet, in den verschiedensten Sprachen vernahm, war es mir als sähe ich, wenn auch nur im schwachen Vorbilde und noch mitten im Elende der Gegenwart, die Herrlichkeit jener Zeit, da sie zu Zion predigen werden den Namen des Herrn und Sein Lob zu Jerusalem; wenn (hier) die Völker zusammenkommen, und die Königreiche, dem Herrn zu dienen (Ps. 102 V. 22, 23). Ja, ich freue mich des, das mir geredet ist, daß wir werden ins Haus des Herrn gehen; und daß unsre Füsse werden stehen in deinen Thoren, Jerusalem (Ps. 122 V. 1, 2). Siehe diese meine Freude ist heute erfüllt.

Vielleicht hat es Jeder von uns, der Leser wie der Schreiber, einmal in seinem Leben erfahren, daß es Freuden wie Schmerzen im Leben giebt, die, wenn sie da sind, unsre ganze Seele erfassen und so tief in dieselbe hineinreden, daß alle Kräfte des innren Menschen zu einem Aufmerken und Vernehmen der Rede geworden scheinen, und daß dennoch, wenn die Augenblicke des Zweigespräches vorüber sind, und die Seele befragt wird

was hast du vernommen? sie antworten muß: ich weiß es nicht. Bei Einigen, denen dies begegnet, wie vielleicht bei dem Pilgrim, der dieses schreibt, mag der Grund des Gesundenwerdens der Gnade, aber das was die Seele erfuhr, in der großen Verschiedenheit des alltäglichen, kalten, todten Weltes von jenen Augenblicken liegen, da auch die ärmste Seele beseligt wird von dem Aufgang aus der Höhe; bei Andren verbergen sich solche Begegnisse aus der oberen, heiligen Welt, tief ins Innre, damit der Neid und die Würmer des täglichen Treibens der Welt sie nicht verderben, und sie behalten Herzen mögen in ihrer ganzen Kraft für die selige Erinnerung der Ewigkeit. Ihr Augenblicke, da ich zum ersten Male kniete und anbetete an der Stätte, da der Leib Deines, welcher aller Verleiblichung Anfang ist, auf kurze Stunden ruhete; dann da, wo auf Golgathas Felsen das große Werk der Errettung vollbracht ward, wie wenig wurde von Dem, was ich in euch empfand, für das Leben das jenseits ist, zurückbleiben, wenn es hier nur die eigne Kraft, die eigne, lautere, unverfälschte Stimmung hatte. Und dennoch, der Fels, auf dem das Kreuz stund, so wie Jener in welchem Er, welcher Macht hatte Sein Leben zu lassen und dasselbe wieder zu nehmen, erwachte, ist heiliger und fühlter als die Welle des Blutes, die im warmen Herzen sich bewegt; ich lege die Hand jetzt auf diesen Felsen und dann aufs Herz. Hatte ich den Zeugen der Ueberzeugung nicht, daß das, was das Evangelium sagt, ein wahrhaft Geschehenes ist, was sollte der arme Schlag des schwachen Herzens, mit seinen Bewegungen?

Indem wir da, tief andächtig im Geiste, weilen, beginnen die Gebräuche des täglichen Umganges der Pilger

riten, durch die geheiligten Stätten des weiten Tempelgebäudes; auch wir schließen uns den Pilgrimen aus der Heimath des Abendlandes an und treten hinein in die Kapelle der Lateiner, in und bei welcher der Zug sich versammlet. Das Lied der anbetenden Dankbarkeit und Beugung hebt bei der Saule an, die einst in Pilatus Hause stehend, von der Andacht vieler Jahrhunderte als dieselbe betrachtet wird, an welcher Christus, den Händen der Heiden übergeben, gegeißelt ward:

Erwache Mensch, und nimm es dir zu Herzen,
Du darfst jetzt mit Ihm gehn den Weg der Schmerzen;
Mit Ihm, der deiner Seele Schuld getragen,
Als hier der Heiden Hände Ihn geschlagen.

Von der Stätte der Geißelung gehet der Zug der singenden Priester und Pilgrime weiter, zuerst durch einen langen, am Umfang des eigentlichen Kirchengebäudes gelegnen Gang zu der Statte, welche seit anderthalb Jahrtausenden von der Andacht der Christen als jene verehrt wird, an der Christus der Herr gebunden stand, während die Heiden, in deren Hände er übergeben worden, die Vorbereitung zu seiner Kreuzigung trafen. Dann, mit Gesängen, in denen Töne der innigsten Klage mit jenen des Triumphes des Christenglaubens sich vereinen, wird jene zerbrochne Saule begrußt, die vormals im Richthause stund und bei der man den Herrn mit Dornen krönte; hierauf die Stätte, an welcher die Kriegsknechte seine Kleider theilten und über sein Gewand das Loos warfen. „Ja," (so singt das Lied) „Der, welcher die Sterne des Himmels, mit Seinem Gewande, welches Licht ist, bekleidet; Er, der das Geflügel unter dem Himmel wie die Blumen des Feldes mit dem Kleide des bunten Gefieders und der

Farben prangt, lässt sich hier von Menschenhänden das von ihnen gewebene Gewandes berauben, damit Er den Menschen das Kleid eines ewigen Lenzes verleihen könne.“ Von hier begiebt sich die Schaar der Anbetenden hinab in die Tiefe der Felsen zur Kapelle der Kreuzesfindung; es leate wenigstens der Sinn der Andacht von fünfzehn verübergegangenen Jahrhunderten in diese Stätte ein Andenken an jenen Stamm, der aus tiefen Wurzeln der Liebe entsprungen hinanragt mit seinem Wipfel, zu den Höhen des Aufgangs eines ewigen Erbarmens. Das herrliche, alte Lied: vexilla regis prodeunt, mit welchem die Pforte des Glaubens, unter dem Panier ihres Königs hinansteiget auf Golgathas Felsen, so wie das pange lingua, mit welchem sie das Hinausführen des Kampfes der Zeitlichkeit zum Siege der Ewigkeit, beim Hinabsteigen zu der Steinplatte, auf der man den Leib des Herrn, des Königs der Höhen wie der Tiefen salbete, benagt, wachen noch niemals mit solch erhebender Gewalt zur Seele; noch nie ertönten die Gesänge des Auferstehungsmorgens so erhebend als dort, am Felsen des Grabes und an der Stätte da der Auferstandene der Maria Magdalena erschien. Bei dem Singen der Strophen antwortet ein Chor wechselnder, tiefer Männerstimmen, zugleich mit den Tönen der Orgel, dem Chor der Sänger und Pilgrime, welche in der Kapelle, an der Stätte welcher Christus der unter den Weibern Erkohrenen, seiner Mutter, als Sieger aus des Grabes Nacht sich zeigte, wie ein Frühlingsregen, der das dürstende Land neut und im Wald wie Feld Tausende der verschiedenen Knospen wie der schweigenden Stimmen weckt, ergeht sich die Fülle dieser Töne über Berg und Tal, und

weckte hier Gedanken und Empfindungen, in denen ein Saame des Werdens und Bleibens seyn möge.

Wir kommen in dieser Reisebeschreibung noch einmal zu der Betrachtung der heiligen Grabeskirche und ihren mitten unter dem Geräusch des menschlich Gebrechlichen, „herrlichen Gottesdiensten" zurück; heute fand uns der Abend wieder im Hause der Pilger. Wir saßen da schweigend, und Einige von uns im Stillen über die Erfahrung verwundert, daß das Herz, wie ein armer, lahmer Fußgänger, den ein reicher Reisender ein Stück Weges mit auf seinen Wagen nahm und ihn schnell über die Auen dahinführte, dann aber wieder aussteigen ließ, so bald wieder, statt im Fluge zu eilen, an seinen alten Krucken dahin hinkt. Führe Du Reisebegleiter unter den Reichen den Lahmen nicht nur auf ein Stück Weges über Deine Auen, sondern gieb ihm, Du, Israels Arzt, die Kraft des Laufens, wenn Du ihn ziehest.

Der dreißigste März, es war ein Donnerstag, sollte uns, im unmittelbarem Geleite des an Erkenntniß wie an Liebe reich begabten Padre Secretario mit den andren heiligen Stätten bekannt machen, welche in und um die Stadt, seit anderthalb Jahrtausenden Denksteine und Gefäße waren, auf die der kindliche Glaube der Christen seine magischen Kräfte übertrug. — Es liegt eine ganz eigene, geistig erweckende Kraft in der Reihenfolge der einzelnen christlichen Feste des Kirchenjahres; der Palmsonntag lasset in der Seele das Hosianna des Einzuges in Jerusalem erwachen; der grüne Donnerstag führt sie zur stillen, hochgeeigneten Einkehr beim Tische des Herrn; der Charfreitag wie der Charsamstag ziehen den Blick des Geistes jetzt hinan zum Kreuze und senken ihn dann hinab zur Stille des geheiligten Grabes, bis das innre Ohr

am

am Osterabend und Morgen den Posaunenton des Triumphgesanges der Auferstehung vernimmt. Es begleitet hierauf die feiernde Betrachtung Maria, die Magdalenerin, zu den Entzückungen des ersten Anblickes des Erstandenen und freuet sich am Abend des Ostertages, so wie acht Tage hernach und am See von Tiberias wie auf dem Berge in Galiläa der Freude des Wiedersehens mit den verwaisten Jüngern. Sie folget am Himmelfahrtstage dem Herrn auf den Gipfel des Oelberges und hebet Ihm freudig nach auf der Heimkehr zur Herrlichkeit des Vaters, aus welcher Er gekommen; vernimmt die Verheißung der Engel, daß Er, welcher obenan zur Rechten Gottes, so, wie wir Ihn sahen auffahren, einst wiederkehren werde; empfängt am heiligen Pfingstfeste mit den Aposteln zugleich einen Vorschmack jener Seligkeiten, da nicht mehr der Geist des Wunden, sondern ein neuer Geist aus dem Tempel der Seele wie des Leibes erwallet mit seinen Flammenzungen. Über auch zu andern Zeiten führet die Erinnerung, welche die einzelnen Festtage mit sich bringen, das Gedächtnisauge weit hinaus vor die Thore Jerusalems, zu der Stätte, da der erste der Martyrgaben des neuen Bundes, Stephanus gesteinigt ward, und herum zu jener Felsenhöhle, da Jakobus; zu der Quelle Siloahs, da der Blinde mit dem leiblichen Auge zugleich Ihn, des Lichtes geistigen Quell erkennen lernte; nach Bethanien, zu dem Hause da Martha wohnte und Martha, zu dem Grabe da Lazarus schlief. Wieder an andern Gedenktagen des Jahres nahet sich die Betrachtung der großen Geschichten, so in Jerusalem geschahen jener Stadt, da Joachim empfangen ward; dem Meere, auf welchem ein Mann des Engels Petrum hinwegführte, über jene Hügel, in welchem Maria

Magdalena die Füße des Herrn mit ihren Thränen benetzte. Aber alle diese hehren Stimmen der Erinnerungen, mit denen die einzelnen christlichen Jahrestelle zum Herzen sprechen, sind in und nahe bei Jerusalem zu einem Gesammtchore vereint, das wie ein voller, kräftiger Strom die Seele bewegt. Wenn das innre Auge das große Farbenbild der sonst zerstreuten, hier wie zu der Kernerose eines Tempelchores vereinten Strahlen, in ganzer Stärke zu erfassen vermochte, dann könnte ihm der Eindruck den Jerusalem macht der Vorschmack eines Momentes der Ewigkeit seyn, dessen Weben von keinem Wechsel der Jahre und der Tage berührt wird, weil in ihm die eine, ungetheilte Kraft jenes Sieges sich kund giebt, welcher in vielfachen Thaten und Kämpfen der Zeit errungen ward.

Das was unser Führer heute zuerst uns zeigte ist für eine lange Reihe der christlichen Jahrhunderte ein Gegenstand der andächtigsten, innigsten Beachtung gewesen; es war der sogenannte Schmerzensweg, die via dolorosa. An wie viel tausend Wohnstätten der Christen, in allen Ländern der Erde, finden sich Nachbildungen dieses Schmerzensweges der heiligen Stadt, mit allen seinen einzelnen Stationen; Nachbildungen in denen selbst alle Raumverhältnisse genau nach Schritten abgemessen und in Uebereinstimmung mit dem Urbild gebracht sind. Der kindliche Glaube beschaut in dem Wege, welcher von Gethsemane heraus durch das Thor der Propheten, vorüber an den Resten der Antoniaburg und an Pilatus Wohnhaus, zuerst hinabwärts, dann ungleich steiler aufwärts nach Golgatha hingehet, die Bahn der Erniedrigungen und Leiden, welche einst der Sieger betrat über den Tod und seine Schrecken. Allerdings vermag die Seele auch mit dem

unsern Augen, ohne des leiblichen Todes zu sterben den Heiden auf der Bahn seiner Schmerzen zu begegnen. Aber, wer wollte es wohl leugnen, auf einem Jahrhunderte übend, wo der vielen Menschenalter das Recht seiner Existenz einen großen Sieg errang, existiren haben, daß bei der geistlichen Betrachtung einer solchen Denkmale die Erinnerung an Das was hier geschehen zu einer ganz andern, lebendigeren, kräftigeren wurde als sie in der Ferne, beim bloßen Vernehmen der Geschichte jener Schlacht gewesen war? Mag es denn auch und sie hier eingeborne Fabelsage Schade, wenn sie die einzelnen Züge des großen Todes beschreibt, gewissen auf ähnliche Weise erklärt wie ein Landmann, welcher Hirte in der Nähe des Schlachtfeldes lebt, wenn derselbe auch mit den Resten einer sachkundigen Neugierde, auch weniger mit der Sicherheit einen Augenzeugen auf erzählt was da auf dem jetzt nur veränderten Plane geschehen sein; immerhin wird auch sie Erzählung zur wichtigen Thatsache hinzugehören, denn sie ist doch ein Zeugniß Deren, was sie ihr Leben hier wirklich schon mit erlebten. Es ist nun, wie Thatsachen und Ereignisse Zeiten das Gepräge Jahrhunderte tragen, das an den Denkmalen dieser großen Ereignisse sich erkennt und deutlich erweist.

Wenn man vom Lateranischen Platze das Hauptgebäude, betritt man zuerst einen [illegible] Schmerzensweges, welches, da hier der alte Weg mit Pflaster verlegt wurde, heute nicht mehr Gemeinschaft hat. Es war am Portale des Palastes der Thurm des Pontius Pilatus stehet, vor die alte Eingangsthür, hier soll er zum [illegible] am Fuße der Treppe [illegible]

Unten im Thale, an dem tiefsten Punkte der Stadt, wo nun das mühsame Aufwärtssteigen begann, ward Simon von Cyrene gewürdigt dem Herrn das Kreuz zu tragen, weiterhin zeigt die fromme Sage die Stelle da die ehrbare der Frauen den Mann der Schmerzen sahe, den sie, verkündigt von den Engeln gebahr, und wo sie nach Simeons Worten das Schwert fühlte durch ihre Seele dringen. Dort wo sich der jenseitige Hügel etwas steiler zum Thal herunter senkt erlag Christus zum ersten Male unter der Last des Kreuzes, etwas weiter hinaus, vor dem Hause des Stadtcommandanten, das an der vermuthlichen Stätte von Pilatus Palast steht, war jener Bogen auf dem der Herr stand da Pilatus mit den Worten: sehet welch ein Mensch, dem Volk ihn zeigte; auf der linken Seite der jetzigen Straße, dem Pilatushaus gegenüber finden sich die Trümmer eines Gebäudes, in welcher die Ruinen der höheren christlichen Jahrhunderte die Stelle verehrte, da Christus von den Kriegsknechten verhöhnt und mit Dornen gekrönt wurde. Weiterhin, bei dem Hause das jetzt zu einer Kaserne des türkischen Militärs dienet, zeigt man die heilige Treppe auf der Christus hinaufstieg nach des Pilatus Hand.

In der Nähe des Thores der Citadelle, das gegen Bethlehem hinausführt, und welches an die Stelle des Schaafthores getreten ist, mischen sich die Erinnerungen auch an andere Thaten des Herrn mit denen an seinen letzten Kampf. Noch ehe man zum Thore kommt sieht man zur Linken die Ruinen jenes Hauses, welches der heiligen Anna, der Mutter Mariä, gehaust war; weiterhin, zur Rechten, gleich innerhalb des Thores, den Teich Bethesda, mit drei noch jetzt wohlerhaltenen Hallen. Den ehemaligen Grund dieses steingemauerten Wasserbe-

[illegible] [illegible] [illegible] [

schließbarer Gang führte uns hinein in das nur dämmernd beleuchtete Geheimniß der Felsen, bei deren Geschichte selbst das tiefsinnigste Erkennen des Menschengeistes, ja der Verstand der Engel anbetend staunt. Hier hat sich Der, welcher des Lebens Anfang und Vollendung ist, Er der in Bethlehems Grotte mit dem Geschlecht des Menschen, zu dem Er als Bruder und Helfer sich gesellte, die Schwäche der Kindheit, dann alle Noth und Gebrechlichkeit des vergänglichen Lebens trug, hinabgesenkt bis zu der Angst und den Schrecken des Todes; hier war es wo der Herr, blutigen Schweiß schwitzend, die Last des Fluches empfand, welcher auf der alten Schuld des Menschen liegt *). Wenn an dieser Stätte des Schauders der Glaube des Christen sich beugt und hinabschaut in den finstern Abgrund, in welchen damals der Sieger über des Todes Gewalt und Schrecken sich verschlie, da wird ihm dennoch die Neigung der Trauer bald zu einer Erhebung der Freude; der Abgrund, in welchem die Furcht und Bangen wohnten ist leer; statt jener Feinde steht ein freundlicher Engel da, welcher der Seele zuruft: Weine nicht; siehe es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda; die Wurzel Davids." Ja, „Tod wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg?" **

Nahe bei Gethsemanes heiligem Felsendunkel ist der Oelgarten, in welchem die Jünger, die der Herr zu Zeugen seines Todeskampfes gewählt hatte, verweilten und schliefen, während Er, der Held die Kelter allein trat [illegible] und mitten unter den Schmerzen der Wunden und der

*) 1. Mos. 3, V. 17.

**) Jesai. 53, V. 3–5.

Lauf der Arbeiten machte [illegible]. Einige uralte Stämme von Oelbäumen, deren selbst die Türken mit frommer Scheu verschonen und die sie auch von Andern nicht verletzen lassen, stehen hier, welche ihrem Aussehen nach, bei dem hohen Alter das dieser Baum erreicht, wohl zu einem Geschlecht der Mitlebenden vieler, langst vergangener Jahrhunderte gehören können. Ihr Inneres ist ganz hohl; damit der Wind sie nicht umwerfen möge, hat man dasselbe hoch hinan mit Steinen angefüllt und auch äußerlich, zum Schutz und zur Befestigung, Mauern von Steinen herumgelegt. — Jene Stelle in Gethsemane wurden da Christus von Judas verrathen ward, haben die Türken als eine verfluchte mit Steinhaufen umgeben.

Hinan zum mittleren Gipfel des Oelberges, auf welchem die Himmelfahrtskirche steht, war es als wurde der Leib durch Kräfte einer neuen, innern Welt getragen. Ja, wer sollte hier nicht sehr freudig sein, wenn er unter den blühenden Blumen des Frühlings, bei den grünenden Zweigen des Weinstocks zugleich ihren Duft geben, hinan steigt nach jener Höhe, da die Erde mit dem Verklärten das sie in ihrer Tiefe birgt, dem Himmel entgegenkam; wenn hier, der Himmel, mit all seinen Kräften der Ewigkeit, zur Erde sich herabneigt. Gewiß, hier ist noch in höherem Sinne denn zu Bethl. der Stätte heilig und eine Pforte des Himmels [illegible]. Und dennoch lärmten wir uns wohl.

Jener nördlichere Gipfel des Oelberges erhebt sich der höchste unter den dreien, auf welchem die Prophezeiung an den Ort rinnern soll, da der Engel [illegible], welcher die

der Herr gen Himmel gefahren war, zu den Jüngern sprachen: Ihr Männer aus Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen in den Himmel, wird kommen wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren[1]. Als den Punkt auf welchem der Herr stund als er aufgenommen ward, bezeichnet die christliche Ueberlieferung schon der ersten Jahrhunderte jene Stelle der mittleren Kuppe, an welcher der nächste Weg von Jerusalem gen Bethanien vorüberführt, und auf welcher die Auffahrtskirche stehet. Diese Stelle ist von der nördlichen bei der die Engel stunden einige hundert Schritte weit entfernt; ein Eindruck im Felsenstein der mit der Gestalt eines Menschenfußes verglichen wird, ist noch jetzt hier Gegenstand der Verehrung der Pilgrime. Der dritte südlichste Theil heißt Berg des Aergernisses, weil hier Salomon im hohen Alter seinen fremden Frauen den Dienst des Moloch gestattete.

Die Auffahrtskapelle, schon von der Kaiserin Helena begründet, gehört jetzt den Armeniern, die uns freundlich und gern den Eintritt gestatteten. Auch der Islamismus, der wie die flüchtige, scheue, Schwalbe, so unzähmbar er auch ist, dennoch gern sein Nest unter und bei den Hallen der christlichen Andacht erbauet, hat nahe bei der Auffahrtskirche eine Moschee angelegt, und wahrlich, hier wie einst auf dem Thabor möchte die Seele des Pilgrims sagen: „da ist gut seyn; laß uns Hütten bauen." Was in Mamres Haine verheißen, auf Moria vorgebildet, auf dem Thabor vorausgeschaut, auf Golgatha durchgekämpft wurde dem ist hier, auf des Oelbergs Höhe das Siegel der Verherrlichung aufgeprägt und die Palme des

[1] Apostelgesch. 1, V. 11.

Ziegeldächer gedeckt werden. Und welche andere Aussicht auf Erden ist wohl der vom Gipfel des Calvariengebirges zu vergleichen, die wir nicht Hier heute, sondern auch später noch öfters geniessen. Unter sich in Weiten sieht man die Stadt, welche einst genannt war eine Gebieterin des Herrn auf Erden; die Mauer um den Tempel auf Moria kommt, von diesem höheren Standpunkte aus, den Ueberblick nicht, man sieht mit ihren Zinnen hallen die wahrhaft schöne Moschee des Omar und die vormalige Kirche von Maria Verkündigung, sammt dem ganzen sie umringenden Terrain; das Kamarieh, welches man jetzt in unsern Tagen ungefähr bedienen darf, mindet seinen der Sonnenstrahlen, metallisch glänzenden Ziegel der Kuppel deutlich. Aber auch die Gegend und Lage der weiten Umgebung und ein beherrschender, herrlicher Rückblick zu dem Berg von Jerusalem. Wegen Osten hin senkt sich der Blick von einer Höhe zur andern, bis zu dem Meere des toten Wassers hinab und bildet des Flusses Jordan, dessen Lauf man sieht, erfreut sich der Betrachtung des Nebo und Pisga, von denen Moses, der in seinem ganzen Leben erfahren ward das Land der Verheissung überblickte, das sein Fuss nicht betreten durfte. Das Thal des Jordans (das untere) kommt in Sichten des Salzmeeres aus dem Verlust der verschiedenen Höhen hervor; es ist alles so, man aus der höheren Lage des Calvarienberges nach jenem Thalkessel hin in eine ungleich tiefe

tere atmosphärische Schicht blickte, die dem Flußthale wie dem todten Meere eine ganz besondre Farbung ertheilt *). Auch das Kidronthal kann man als tiefe Spalte verfolgen bis an jenes Meer der Senkungen. Wendet man sich von Ost nach Norden da zeigen sich dem Auge die Höhen des Gebirges Ephraim; unter ihnen, besonders deutlich, der Ebal und Garizim bei Sichem und manche andre Gegenden, die wir auf unsrer nachmaligen Reise berührten. Denn wie oft habe ich es beklagt, daß ich nicht wußte, da ich des Landes etwas besser kundig war noch einmal zum Oelberg zurückkehrte, um das Panorama seiner Aussicht besser deuten zu können; wie sehr beklagt es noch jetzt mein Reisegefährte, der Maler Bernatz, daß er es versäumt hat dieses Panorama zu zeichnen; eine Arbeit die sich jeder geschickte Zeichner der an diese Stelle kommt zu einer Hauptaufgabe machen sollte, da sie für die bessre Kenntniß des Landes von großer Wichtigkeit seyn konnte.

Während meine Begleiter noch bei der Auffahrtskapelle und bei dem neuen Bau der Armenier verweilten, war ich ein wenig am östlichen Abhange des Berges hinunter gegangen bis dahin, wo man jenseit des schmalen Höhensattels der zwischen den beiden Thalschluchten verläuft, nach Bethanien hinabschauen kann. Der kurze Weg hatte aber die Stätte von Bethphage am Oelberg gestreift, wo die Zurüstungen zum Einzuge des Sanftmüthigsten und Demüthigsten der Herrscher begannen. Auch in meiner Seele ertönte das Hosianna der Jünger; ich

*) Von der auffallend tiefen Lage des todten Meeres, unter dem Niveau des Mittelmeeres, werden wir später zum Theil Kunde erhalten.

genoß da eine Nachfeier des Palmsonntags, die zwar der Zeit nach verspätet, ihrer Kraft nach aber durch keinen Unterschied der Tage geschwächt war.

Von dem mittleren Gipfel des Oelberges, an welchem der eine, nähere Weg von Jerusalem nach Bethanien vorüberführt, giengen wir, auf eben diesem Wege hinab nach dem Kidron. Seitwärts, am Rande eines Feldes voll junger, grünender Saat, zeigte uns unser Führer eine Einsenkung im Felsen, „an welcher die Apostel das Glaubensbekenntniß verfaßten;“ in der Nähe eines andern, von jungen Oelbäumen und Granatengebüsch umgebenen Feldes die Stätte, „da der Herr den jungen Sohn Gottes lehrte;“ noch weiter abwärts am Berge selbst zur Rechten des Weges ein in Trümmer verfallenes Kirchlein, das die Kaiserin Helena an jenem Punkte begründete, „wo Christus beim Anblick jener Stadt weinete,“ welche auf die Lockstimme der mutterlich erbarmenden Liebe nicht hören noch achten wollte.

Wir waren jetzt hinabgekommen zu dem Thale Josaphat, durch welches das Bette des Kidron seinen Lauf nimmt; zu jenen Grabmälern, welche gleich denen in Petra ganz aus der Masse des nackterhobenen Felsens ausgehauen sind. Dieses Thal der Gräber und der Schatten, dem sich während der Arabischen hinter dem Oelberg, während der Nachmittagsstunden hinter dem Moria die Sonne verbirgt, hat auf mich unter allen Punkten der nächsten Umgegend der Stadt den ernstesten Eindruck gemacht; daselbst weilte ich später oft und lange, wenn die Sonne über die Höhen im Westen herüber war, und sahlte mich jedesmal in meinem Innersten von „Gedanken an das Ende“ durchdrungen. Hier und von Jahrhunderten die meisten Begräbnisse der israelitischen Bevölker

von Jerusalem; ihnen gegenüber unmittelbar an der Stadtmauer hin, welche die Ostseite des Moria umgiebt, Grabstätten der Türken. Von den Denkmalern aus Felsen, welche uns auch durch ihre Form an mehrere von jenen erinnerten, die wir in Petra sahen, wird das eine das in thurmhenartiger, runder Spitze endigt, gewöhnlich für Absalems, ein andres dessen gemauerter Obertheil von viereckig pyramidalem Umriß ist für Josaphats Grab, ein drittes für das des Zacharias gehalten und in der Nähe von diesem wird eine Grotte gezeigt, in welcher Jacobus und mit ihm noch etliche Jünger bei der Gefangennehmung des Herrn sich verbargen. Bei dem gewöhnlich sogenannten Grabmale des Absalom sieht man ganze Haufen von Steinen, welche die Türken dahin warfen mit Aussprechen eines Fluchs gegen Absalom und gegen Jeden der seinen Eltern ungehorsam ist *).

Auf diese westlichen Abhänge des Oelbergs und auf Josaphats Thal lasset die Weissagung der Propheten ein Licht fallen, das seit langer Zeit die Aufmerksamkeit des in alle Länder zerstreuten Volkes, mitten im nächtlichen Dunkel seines Weges auf sich lenkte, und Tausende der gläubigen Israeliten noch in ihren alten Tagen nach Jerusalem zog, damit ihre Gebeine dort im heiligen Thale zu den Gebeinen der Väter gesammlet würden. So verkündet einer der Propheten, der den Zeiten der ersten Erfüllung, da der Heiden Trost kam, schon nahe rückt, daß der Herr, wenn er kommen wird mit allen Heiligen

*) Uebrigens wird, wie auch bei Palmerston und vielen andern gesagt ist, gerade umgekehrt das Grabmahl mit einfachem Kreuz für das des Josaphat gehalten, andere Unterschieden nicht zu gedenken. S. v. Raumer S. 161.

ein Richter und Retter, Adam werde am dem Ölberge
und ein heiliger Seher des siebenten Jahrhunderts weis-
saget von einem Tage der großen Entscheidung im Thale
Josaphat [illegible]. Und so glaubt das merkwürdige Volk dem
die Weissagung zunächst gilt, daß der Schauplatz des
großen Gerichts der Berge und Wolken hier im Osten
des Meers im Thale des Kidron sein werde. Aber
nicht allein die Israeliten, sondern auch die Mohame-
ner nur selbst ein großer Theil der Orientalischen Chri-
sten hegen von dieser Stätte eine gleiche Erwartung. Es
Bekenner des Islam versichert sich, am Morgen jenes
bei der Moschee Akka, welche unterhalb von der des Omar
liegt einen Stein, auf den der Prophet dann werde an
jenem großen Tage, wenn er mit Jesus dem Propheten
zugleich zu Gericht ritte. So liegt auch in Jerusalems
Zeit bei jeder Gelegenheit eine Deutung des irdischen
Lebens Wortes. Was den Juden verhängnißvoll nach dem
Abend, wie auch nach dem Morgen gerichtet war, jedoch
über ein Drittheil der [illegible] Stämme hin aus dem
Quell hervorkommt und [illegible] zu sein und dem
zu betrachten hier, nicht am Tage, der ohne Anderes
deutet, von der Richtung des [illegible] Gerichts.
so erweisen viele Stellen des Propheten, wenn er das Thal
Josaphat so heilig handelt, daß den Stätten des Tem-
pelberges an die Pforte des Engel bei der Auferstehung
werden [illegible], indem sie zu dem nahe ab ein Gericht
denken. Und lassen wir immer das Schwanken des heidnischen
Glaubens, der den Propheten des Alterthums unter

sichtlich festhält, hinausschauen auf den Weg da die Mutter ihm entschwand; hoffend daß auf demselben Wege sie auch einmal zurückkehren werde.

Ganz nahe bei Absaloms und Josaphats Grabmale führt eine steinerne Brücke über das hier tief in den Felsen gegrabene Bette des Kidron. Von ihr sollte Christus durch seine Dränger — die Kriegsknechte und Juden, in der Nacht seiner Gefangennehmung hinabgestoßen worden seyn. Von hier führt der steinige Weg sehr steil hinan nach der südöstlichen Ecke der Stadt, dann minder beschwerlich und zum Theil eben, an der Südseite der Mauer herum nach dem Zionsthor, zur vermutheten Stätte von dem Haus des Hohenpriester Hannas. Wir behielten für den heutigen Vormittag die Richtung nach Westen bei und vorläufig zeigte unser Führer uns in der Ferne, am jenseitigen Abhange des Gihonthales die Grabstätte der Pilger, welche für den Töpferacker oder Blutacker der heiligen Schrift gehalten wird *), so wie nahe am Zionsthor, zu unsrer Linken, auf der Höhe des Zionsberges, welche jetzt außerhalb der Stadtmauern liegt, die Stätte da Kaiphas Palast, und jenseits derselben jene wo das Haus stund, in welcher Christus der Herr das letzte Osterlamm mit seinen Jüngern genoß und das Abendmahl einsetzte. Wir hatten jetzt die südwestliche Ecke der Stadt erreicht, von wo der Weg bergab gehet bis er sich zuletzt wieder nach dem Bethlehemsthore hinanziehet. Es war eben Mittag als wir in unser stilles Pilgerhaus zurückkamen; mit welchem Gefühle als den Gast und Fremdling in einer Stadt anwandelt, in welcher theure, vorhin noch nicht gesehene Freunde wohnen, wenn er

*) Matth. 27. V. 8. Apostelgesch. 1. V. 19.

nun endlich die geistig längst Bekannten, leiblich aber Unbekannten mit eignen Augen gesehen und mit der eignen Hand begrüßt hat.

In einer der früheren Nachmittagsstunden machte ich einen Besuch im griechischen Kloster, zu welches ich durch Empfehlungen des griechischen Patriarchen in Kairo empfohlen war. Auch hier fand ich die freundlichste Aufnahme und genoß von dem platten Dache der griechischen Kirche, welche mit der des heiligen Grabes (wie ich dieß später beschreiben werde) verein ist, eine herrliche Aussicht über die Stadt und ihre Umgegend. Es war noch zeitig am Tage; es zog mich hin nach der Seite der Stadt, zu dem kleinen, meist aus Schutthaufen gebildeten Hügel, der jenseits der Straße von Pilatus Palast neben dem sogenannten Hause der heiligen Anna, in der Nähe der Stadtmauer beim Stephansthore sich findet. Diesen hatte ich mir heute als einen Punkt der nächsten, deutlichsten Aussicht nach der Höhe des Moria und zugleich nach dem Oelberg bemerkt. Hier konnte ich die Sonne ruhig untergehen und den Abend dämmern sehen, ohne fürchten zu müssen, daß man mich beim Schlusse der Thore aus der Stadt ausschlösse. Denn dieser Ort, den ich von nun an öfter am Abend besuchte, und auf welchem ich gewöhnlich auch bei der Heimkehr aus dem Thale Josaphat und vom Oelberg noch einige Augenblicke verweilte, gewährt, obgleich er innerhalb des Thores liegt, durch seine Höhe und Stellung an der Mauer alle die Vortheile der Aussicht, welche ein außerhalb der Stadt gelegener Punkt darbieten kann. Zugleich ist es hier so still und einsam, daß die Betrachtung durch Nichts gestört wird; denn nur selten hört am Saume des Schuttes Jemand von einer Leute mit seiner Heerde sich setzen, welcher

mitten unter den Trümmern ein armseliges Hüttlein bewohnt. Eine einsame, schlanke Palme beschattet an der Südseite des Hügels die alte Stadtmauer; das genügsame Gewächs der amerikanischen Felsenwüsten, so wie unsrer südeuropäischen Lavafelder: die Opuntienfeige mit ihren stachlichen, dickfleischigen Blätterstämmen hat hin und wieder über den Schutt und Staub sich ausgebreitet. Nur einige Schritte gegen Nordwest senkt sich der Hügel gegen das nun auch in Trümmer liegende Gebäude hinab das zuletzt noch Moschee, in früheren Jahrhunderten aber eine Kirche war, welche die christliche Andacht über der Stätte errichtete, wo nach der Sage die Eltern der erwählten Jungfrau ein Haus bewohnten *). Vor zwanzig Jahren fand Otto von Richter in der anfänglichen Kirche und nachmaligen Moschee einen Pferdestall; also wie es sahen war das alte Gemäuer von allem Leben verlassen, ein Ort der Todtenstille. Unten am Boden führen Stufen nach einer Grotte hinab, die vormals auch den Uebungen der Andacht geweiht war. Denn wie die Feier der alten Mysterien, welche meist, mit mehr oder minderer Deutlichkeit auf die Zukunft Dessen hinwiesen, der den ersten Vätern verheißen war, so hatte auch die Gottesverehrung der frühesten, christlichen Jahrhunderte, vorzüglich

*) Schon nach Willermi Tyrii historia belli sacri [illegible] Dieß führt bereits Quaresmius, der in den ersten Jahrzehnten des 17ten Jahrhunderts als Custodian des heiligen Grabes in Jerusalem lebte, die Verehrungen der Stätte über den Geburtsort der Maria an (Elucidatio terrae sanctae historica: Antwerp. folio. Vol. II. fol.) und auch Zuallardo hat dasselbe. M. s. Raumer's Palästina S. 291.

zugleich die abgelegene Tiefe und Stille der Grotten zu ihrer Bergungsstatte gewählt.

Dort bei dem verfallenden Gemäuer, auf dem Grabhügel des Getrümmers, in welchem der alteste Schutt der Zerstörung unter dem einen wateren, dieser unter dem einen noch jüngeren begraben liegt, stund ich und überblickte die Stadt, welche mehr als jede andre der Erde ein großer Gottesacker, eine Stadt der Graber genannt werden kann, unter denen einer ist das auch die andern alle vermag zu kammern den Friedens zu machen. Wie viel des Staubes auf den hier mein Fuß tritt ist wohl gewöhnlicher Staub, wie viel davon ist Asche des Menschengebeines! Als dort auf Morias Höhe der Vater der Glaubigen, im festen Vertrauen, daß Der, welcher die That ihm selber befahl, auch aus den Todten wieder erwecken könne [1], den Sohn der Verheißung darbrachte, da waren von nun an Zions Höhen zu einem Warten geweiht den die Hand des Gärtners mit Balsambäumen und Gewürzkräutern, von deren Kraft denn jene auf Gileads Auen, berühmte; der Berg Zion war dadurch hinfort zu einem schönen Zweige geworden, dessen das ganze Land sich freuete [2]; denn auf Zion stads an der Glanz Gottes; hier war die Stätte von welcher des Herrn Wort ausgieng, denn es war erwählet zu einer Wohnung des Herrn und Seiner Verheißung, zu einem Quell aus dem das Heil aller Völker kam. Aber obgleich der Grundstein der Verheißung Zions von einer Hand gelegt war, deren Werke nie vergehen noch veralten [3], mußte doch also

[1] Gen. 22. V. 12.
[2] Ps. 48. V. 3.
[3] Hebr. 9. V. 11. Vergl. 1 Joh. 2. V. 8.

Das was durch Kraft des Menschen auf und an dem Grundstein erbauet war, Verwandlungen erleiden wie ein Gewand; dort jene Moschee Sackhara, welche der Chalife Omar im Jahr 637 an der Stätte des Salomonischen Tempels erbauete steht nun schon 12 Jahrhunderte lang unzerstört da, während die Dauer des ersten Tempels der von Davids und Asaphs Gesangen wiederhallete, noch lange nicht an die Hälfte dieser Jahre reichte, und auch der zweite, zuletzt von Herodes so prachtvoll geschmückte Bau in welchem Der erschien, welcher größer war denn der Tempel*), noch nicht halb so alt ward als das buntstreifige Werk des Islams schon jetzt ist. Denn der farbige Schimmer wird auch von jenen Augen denen das klare Sonnenlicht wehe thut, leicht ertragen; der reine Glanz Gottes aber der von Zion ausgieng (Ps. 50, V. 2) reizte die im Dunkel geborene Natur zur heftigen Abwehr; der balsamische Duft der einsamen Lilie erschien den Meisten als ein Geruch des Todes zum Tode. Darum ist keines der größesten Völker der Erde das seine Hand nicht gelegt hätte an Jerusalem und seinen Muth nicht gekühlet an Zion; seitdem Israël den Fels seines Heiles verlassen hatte war es ein Ziel der Geschosse aller Feinde, ein Feld das zertreten ward von Allen, welche der Weg der Kampfe daran vorüberführte. Wenn die Trümmer, welche hier, die einen über die andern hingestreut liegen aufstehen und zeugen könnten, wie viele verschiedene Hände ihrer Erbauer und Bewohner so wie ihrer Zerstörer würden sie nennen! Und dennoch besteht der Grundstein, den der Herr selber auf Zion legte annoch unver-

*) Matth. 12, V. 6.

ruft und fest, und würde dies bleiben auch wenn die Grundvesten der Erde vergingen.

Das vergoldete, buntfarbige Dach der Moschee des Omar schimmerte im Strahl der Abendsonne; höher jedoch denn die farbigen Ziegel erglänzte der nahe Telberg. Jetzt aber neigte sich die Sonne zum Untergang am Hügel der Gräber der Richter; es war Zeit an den Heimweg zu denken, denn von hier bis zum Lateinischen Kloster betrug die Entfernung fast 20 Minuten, und ich war in der Stadt noch Neuling. Ich kam noch während der Dämmerung in unser Pilgerhaus zurück, wo man meiner nicht ohne einige Besorgnis gewartet hatte.

Wenn uns in den Zeiten der Kindheit der liebe, heilige Christabend irgend eine besonders erfreuende Gabe brachte, fiel uns wohl in der Nacht, wenn die Lichter lange verleicht waren, der Gedanke ein, daß wir die schöne Gabe noch von dieser oder jener Seite nicht recht betrachtet hatten, und wir konnten kaum den Morgen mit seinem klaren Scheine erwarten, um das neue Weihnachtsgut mehr und besser zu beschauen. So ergieng es mir in Jerusalem, daß mit jedem neuen Blicke den ich darauf richtete, den Wunsch noch mehr zu sehen, immer tiefer anregte. Ich hatte am Achten März kaum den Morgen erwarten können; denn heute war es unser Vorsatz ganz allein, Schritt vor Schritt theils das schon Gesehene noch einmal zu betrachten, theils aber Neues zu beschauen. In Begleitung zweier der jungen Freunde des Dr. Veth und des Herrn Franzi machte ich mich früh, bald nach Sonnenaufgang auf um die Stadt von außen zu ganzen Umfange ihrer Mauern zu umgehen. Wir betraten zuerst noch innerhalb des Thores von neuem, zunächst der westlichen Mauer, zur Rechten des Weges, die kleine, mit

verſchüttete Ciſterne, welche den jenigen Pilgrimen als Teich der Bathſeba gezeigt wird. Ihrer Bauart und der Maſſe ihrer Mauerſtücke nach ſcheint ſie allerdings zu den Werken (wenn auch nicht zu den anſehnlicheren) des alten jüdiſchen Jeruſalems gehört zu haben; ganz in ihrer Nähe jedoch zieht ein andres Bauwerk die Aufmerkſamkeit mächtiger an ſich, an welchem der Adel einer ehrwürdig alten Abkunft unverkennbar deutlicher erkannt wird. Dies iſt die Davidsburg oder das Pisanerkaſtell, vor allem aber ihr mächtig ſtarker Thurm. Es liegt in ihr, die einſtmals, zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs II., auch ein Beſitzthum des deutſchen Ritterordens war, zuletzt der Kern der Aegyptiſchen Beſatzung; denn durch ihre Lage wie durch ihre Feſtigkeit beherrſcht dieſe Akropolis die ganze übrige Stadt. Mag es ſeyn, daß an den oberſten Theil ſelbſt des Thurmes, und noch mehr an die Mauern und Burggraben der übrigen Citadelle die Zerſtörer und Wiedererbauer ſehr verſchiedner Zeiten ihre Hand angelegt haben; gewiß ſcheint es, daß die rieſenhaften Werkſtücke der unteren Mauer, namentlich des Davidsthurmes, ſeitdem ſie die erſten Erbauer aufeinander fügten, unangetaſtet in der alten Lage blieben, und daß dieſe daher wohl als noch fortwährende Zeugniſſe der Kraft des Jüdiſchen Herrſcherreiches, zu Davids und Salomons Zeiten gelten können. Titus befahl nach Joſephus Ausſage, bei der Zerſtörung Jeruſalems, das man zum Andenken an die faſt unüberwindliche Feſtigkeit der Stadt drei Thurme der alten Mauern: den Hippikus, Phaſaelus und Mariamne ſtehen laſſe. Der Lage nach entſpricht vollkommen der Thurm Davids dem Hippikus; und noch jetzt paſſet Joſephus Beſchreibung, nach welcher die unteren Werkſtücke bei einer zwanzig Ellen großen

Länge, eben so großen Breite und einer fünf Ellen betragenden Höhe so fest und dicht zusammengefügt waren, als seyen sie aus einem Stücke gehauen, auf den unteren Theil dieses Thurmes.

Gleich neben der Nordseite des Kanelles öffnet sich das Bethlehemsthor, welches nach v. Raumers Vermuthung dem Thalthore des alten Jerusalems entspricht[1]. Fast unmittelbar vor dem Thore und noch mehr vor der Mauer der Burg beginnt die Senkung des Abhanges gegen das Thal Gihon, so daß man wohl den Grund begreift, aus welchem Graf Raimund, dem bei der ersten Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer diese Gegend zur Stätte des Angriffes bestimmt war, von hier sich hinweg zog an die südwärts gelegene, ebnere Höhe des Berges Zion[2].

Wir hatten beschlossen den Umgang um die Stadt zuerst nach Norden, von da gegen Osten zu machen, und von dort, vorüber an der Südseite, zum Punkte des Ausganges zurückzukehren. Von dem Bethlehems Thore aus bildet die Mauer eine gerade gegen Westen vorspringende, scharfe Ecke, als hätte hier die Macht der Mohamedanischen Gewalthaber sich wie eine durchbrechende Waffe gegen die Abendländer wenden wollen. Die jetzige Mauer der Stadt, ein Bauwerk des Türkischen Sultans Suleiman, im Jahre 1531 vollendet, hat eine ziemlich gleichmäßige Höhe von etwa 36 Par. Fuß, über welche in fast regelmäßigen Abständen die viereckten Thürme, zum Theil bis zur dreifachen Höhe hervorragen; die Dicke der Mauer mißt gemeiniglich drei bis vier Fuß, wir benützen wohl

[1] Palästina, 2te Auflage S. 291.

[2] Ib. Barons Geschichte der Kreuzzüge I. S. 250.

ihre obere Breite nur in der Gegend des Stephansthores und bei den Ruinen der St. Johannskirche.

Von der westlichen Spitze des Mauerumfanges wendeten wir uns zuerst zu dem nur wenig entfernten, oberen Teiche des Gihon, der sich jetzt eben so, wie der untere ganz ohne Wasser fand, denn der Regen war in diesem Frühling sparsamer denn sonst gefallen. Jener obere Teich liegt auf dem hier allmählich, in der Richtung des Weges nach Ramla und Jaffa ansteigenden Berges Gihon, der sich mit seinem östlichen Ende innerhalb der Mauern herein in die Stadt fortsetzt, wo auf seiner äussersten Höhe noch das Lateinische Kloster, an seinem Abhange die heilige Grabeskirche erbaut ist. Von dem Gihons Teiche kehrten wir zurück zu der Nähe der Mauern, welche einer Belagerung durch die jetzigen Geschütze des Krieges gar bald erliegen würden, und zu dem Wege, welcher nahe an den meist ausgefüllten, tief unkenntlichen Graben herumführt. Jerusalems Macht die vormals in so trotzender Gestalt dem angreifenden Feind ins Auge sahe, ist seit einer Reihe von Jahrhunderten, unter der Türkischen Herrschaft in einen tiefen Schlaf gesunken; die Schläferin würde nicht im Stande seyn auch nur die feindliche Fliege von ihrer Stirn hinweg zu treiben, noch ungleich weniger den angreifenden Löwen. Von Nordwest gegen Nord legt sich an die Mauern der Stadt eine nur gegen das Damaskusthor ein wenig eingetiefte Hochebene an, die weiter in Norden von Hügeln begränzt und von Oelbaumpflanzungen so wie von grünenden Aeckern bedeckt ist. Hier breitete sich weithin der Umfang jenes Theiles der alten, durch Titus zerstörten Stadt aus, welchen Agrippa I. mit Mauern umfaßte: wo man nördlich von den jetzigen Mauern sich hinwendet,

da trat man, bis zu einem Abstand von etwa 1200 Schritten auf den Boden der damaligen Vorstadt Bezetha. Die Heere der Kreuzfahrer fanden indeß den äußeren Umriß Jerusalems eben dem jetzigen ziemlich ähnlich. Dort am nordwestlichen und nördlichen Rande, von wo allein der damaligen Belagerungskunst der Angriff möglich war, fanden sich die Schaaren der Streiter aufgestellt. Namentlich hatte sich die Gegend der Mauer, nahe bei der jetzigen Nordwestecke der Stadt der Heldenfurst, Gottfried von Bouillon anfangs zum Punkt des Angriffes erlesen, später aber die nordöstliche Ecke die gegen das Kidronthal hinliegt. Hier wurde auch am 15. Juli des Jahres 1099 die Stadt erstürmt, an der Nordseite selber aber die Mauer zuerst gebrochen. Der christliche Pilgrim, wie jeder Mensch, welcher liebet und weiß daß der Geist die Thaten des Lebens thut, nicht das Fleisch, kann nicht an dieser Stätte vorbei gehen, ohne im Andenken an jenen Tag freudig bewegt zu werden. Hinter den festen Verschanzungen der Stadt fanden sich sechszig Tausend, welche zum Hinaus Widerstand bereit waren, sie hatten Lebensmittel, vor Allem Wasser in Fülle, und somit Alles was zur Abwehr des Angriffes der Feinde nöthig erschien, stund ihnen zu Gebote. Diesen gegenüber stellte sich außer den Mauern das Heer der Wallfahrer auf, dessen Zahl im Ganzen vierzig Tausend nicht überstieg, wovon aber mehr denn die Hälfte des Kampfes nicht fähig war. Denn diese Hälfte bestund aus Frauen, abgelebten Greisen, Kranken und kranken Bettlern; Viele waren nur hieher gekommen um bei dem Grabe des Erlösers das ewige Grab zu finden. Aber auch unter der andern Hälfte, die am Angriff bei der neuen Stadt thätigen Antheil nahm, fanden sich nur zwölf

bis dreizehnhundert eigentliche Krieger, die andern Alle waren unvollkommen bewaffnete Burger und Geistliche, welche vormals noch nie das Geschäft des Krieges geübt hatten. War doch dieses Häuflein nicht einmal fähig die Stadt eigentlich zu umlagern, sondern nur die Nordseite und die Gegend nach Westen so wie die Höhe des Zion verwahrt zu halten und den Oelberg einigermaßen zu bewachen, während der grösere Theil der Mauern und mehrere Thore dem Feinde frei blieben. Dazu litt die arme Schaar der Kämpfer des Kreuzes an allen Lebensbedürfnissen Mangel, vornämlich an Wasser, welches in dieser heissesten Zeit des Jahres am dringendsten begehrt wurde. Ohnehin ist der Schatz des Wassers den Jerusalem besitzt, wie wir nachher sehen werden, ein geheimnißvoller und verborgener, und seine Fülle ergiesst sich nur innerhalb der Mauern, während die Umgegend eine meist wasserleere Einöde ist; damals hatten aber die Saracenen auch die wenigen Brunnen und Cisternen in der Nähe der Stadt verstopft und verschüttet und wenn von Zeit zu Zeit die Quelle Siloah das nöthige Wasser gegeben hätte, oder wenn sich in Osten der Stadt, am Brunnen des Elisa und bei Bethanien eine Erquickung dieser Art zeigte, da lauerten die Feinde im Hinterhalt, so daß jeder Tropfen des Getränkes mit Blut erkauft werden mußte. So starben die Lastthiere des Heeres grossentheils am Durste dahin und selbst von den Wallfahrtern erlagen Viele diesem Elend; Manche, eines solchen Lebens satt, nachdem sie im Jordan gebadet und bei Jericho Palmenzweige genommen, verliessen das Heer der Kämpfer und kehrten über Joppe heim, zu den Bequemlichkeiten des Vaterlandes.

Dennoch war, mit der freilich von Tag zu Tage sich

verkleinernden Zahl der Treuen auch der Glaube vor den Mauern Jerusalems stehen geblieben, welcher da noch hoffte, wo Nichts zu hoffen schien. Und obgleich die Feinde auf ihren Mauern trotzig des Haufens der Wahnsinnigen spotteten, die fast ohne Wurfmaschinen und Belagerungszeug, ja wie der erste, ihnen wie Tollwuth erscheinende Ansturm[1], bei welchem die äußere Mauer an einem Punkte niedergestürzt war, gezeigt hatte, selbst ohne Sturmleitern eine solche Stadt bedrohten, blieb die Stimmung der Belagerer dennoch, jenem Spott gegenüber, eine Stimmung des Ernstes, welcher weiß was er will und was er thut.

Noch am achten Juli, als die Schaar der Christen in frommer Bewegung einen Umgang um die Stadt, im Gewand der Büßenden hielt, verhöhnten vor ihren Augen die Feinde auf den Mauern das sichtbare Abbild alles Dessen was Jenen heilig war; selbst am dreizehnten, am Tage welcher dem vorangieng, der zum Sturm bestimmt war, schien es, wenn die Christen nicht Flügel erhielten, unmöglich, daß einer von ihnen über die hohen Mauern käme. Und auch dann, als in der Nacht den Kreuzherren und Rittern, in Gemeinschaft mit den andern Streitern es gelungen war, die einzelnen Theile der Belagerungswerkzeuge wahrlich aus der Ferne herbeizuschleppen und zusammenzufügen; auch dann als am 14ten Juli ein ernstlicherer Angriff bei der Nordwestecke der Stadt begonnen konnte, schien das Gelingen des Zieles noch gar weit hinausgerückt. Denn wie ein Steinwurf nach dem Mergpiel, der von fern ein Herabstürzen der Lawinen

[1] Am 13ten Juni, vom Tage nach der Ankunft des Heeres vor den Mauern Jerusalems.

erregt, wurde jeder durch Wollsäcke und schräge Balken unwirksam gemachte Stoß der Wurfmaschinen auf die Mauern von diesen aus durch eine Fluth von brennenden Stoffen, welche das Belagerungszeug entzündeten, so wie durch geschleuderte Steinmassen und Geschosse beantwortet, die zehnfaltig, statt der Wunden welche einzelne der Belagerten empfingen, den Tod zurückgaben. So gieng die Sonne über dem Kampfe unter, ohne daß in andern Augen, als in denen des Glaubens ein Sieg möglich erschien. Ja selbst am 15ten, am Tage des Sieges, als Tankreds Schaaren schon die Mauern der Nordseite (beim damaligen Stephansthore) durchbrochen hatten, ihnen in den Stunden des Vormittages die Hülfe, die nicht aus der Kraft des Fleisches kommen konnte, noch so fern, daß die Fürsten, wenigstens für heute, den Rückzug der beschädigten Maschinen von den Mauern beschlossen. Denn das Volk der Belagerten hat sich an diesem Tage wie mit Kräften der Hölle bewaffnet; Ströme von brennenden Flüssigkeiten ergossen sich auf die Stürmenden und ihre Werkzeuge; flammende Balken, entzündet von einem Feuer, das nur von Weneßia gelöscht werden konnte, stürzten wie ein brennender Wald über die Mauern herunter, und wenn auch die sogenannten Hexen, welche von den Mauern herab dem Zuge der Christen fluchten durch einen wohlberechneten Steinwurf, der einige von ihnen zerschmetterte, dem Heere der Wallfahrer zum Spott wurden, so waren diese dennoch auch ihrerseits es dem Feinde, als sie entmuthigt und trauernd in die armseligen Gezelte zurücktraten. Da ward, in der Stunde, in welcher man den Herrn ans Kreuz erhöhete, Gottfried, der Held, als er seine Augen aufhub nach dem Oelberge, wie durch eine Erscheinung aus der andern Welt, die

der Glaube zuweilen „schauer" von neuem zum Kampf ermuthigt, und siehe eine Macht Gottes war mit ihm und den Seinen: ein heftiger Nordwind entzündete plötzlich die wohlverwahrten Holzlücke der Mauern, welche endlich einmal von den Bränden der Belagerer getroffen waren, und vertrieb durch den heftigen Rauch die Feinde von den Mauern; die schrägen Balken, die bis dahin ein Schutz der Stadt gewesen, wurden jetzt ein Befestigungspunkt der Fallbrücken, welche die Christen von ihren hölzernen Thürmen herabließen; nur noch kurze Frist der heftigen Mühen und das Ziel war errungen; die Stadt, in welcher einst das Blut floß, durch welches der schwerste der Kämpfe entschieden, der höchste der Siege gewonnen ward, fand sich wieder in den Händen Derer, denen dieses Blut heilig war.

Der Lohn des leiblichen, noch mehr aber des geistigen Ausruhens, nach solchem Kampfe, war überschwenglich groß; in der Stadt fand sich Alles, dessen die Seele, Alles auch dessen der arme, von Sehnsucht und unablässiger Mühe ermattete Leib bedurfte und begehrte. Jerusalem ward von Neuem die Stadt eines Königes, dem es ein Ernst war in allen Geboten und Gesetzen des Herrn zu wandeln, unsträflich. Aber nur wenig Monate und dieser Wenig ward hinweggenommen; nur wenig Menschenalter und der, wie es schien so fest auf Glauben gegründete Herrscherthron ward umgestoßen.

Wie kam es, daß dieses Reich eines neuen, ewigen Jerusalems so bald endete?

Die Natur antwortet uns hierauf, in einem ihrer unverbrüchlichen Gesetze. Der Löwe kann sich nicht vermählen mit dem Wolfe; nur ob auch das edle, geflügelte schnelle Streitroß mit dem unedleren langsamen Lastthier

sich vermischte, so werden doch die Kinder solcher ungleicher Ehe selber keine Kinder haben; ein Geschlecht solcher chimärenartiger Formen pflanzet sich nicht fort. Die Thaten und die Herrschaft der Franken in Jerusalem waren zum Theil aus einem fast eben so ungleichen Elternpaar hervorgegangen als Löwe und Wolf es sind; der Vater war allerdings bei Vielen der Glaube von göttlicher Abkunft, die Mutter aber war zum grosen Theil jene arme, unlautere, fleischliche Selbstsucht, die von ungöttlicher Herkunft ist und deren Werken der Christenglaube der späteren Jahrhunderte, der zur Selbsterkenntniß kam, sich schämet *). Wäre dort die Omarsmoschee, so lange sie im christlichen Königreich Jerusalem Kathedrale des Patriarchen war, wäre die Kirche des heiligen Grabes von jener Zeit an bis auf unsre Tage ein Buch gewesen, darinnen Alles verzeichnet stunde, was hier von Christen geschehen, nicht nur in der unsichtbaren, verborgenen That des Herzens, sondern selbst in der sichtbaren der fleischlichen Werkzeuge, sie würden von Vielen, welche das Buch lasen, nicht mehr Tempel einer göttlichen Weisheit genannt werden können. Mancher Leser der Schrift der Wände würde die gröszere Zahl der Schaaren, welche hieher kamen, um, wie sie sagten anzubeten den Rathschluß einer ewigen Weisheit, der da will daß allen Menschen geholfen werde, fragen, mit den Worten des Apostels Jacobus **): „Wer ist weise und klug unter euch? Der erzeige mit seinem guten Wandel seine Werke, in

*) Man werfe nur einen einzigen Blick in den Spiegel den uns die Geschichte der Kreuzzüge, wie sie damals Lebende uns beschrieben, verhält.

**) Jacob. 3. V. 13 — 18.

der Sanftmuth und Weisheit. Habt ihr aber bitteren Neid und Zank in eurem Herzen; so rühmet euch nicht und lüget wider die Wahrheit. Denn das ist nicht die Weisheit die von oben herab kommt; sondern irdisch, menschlich und teuflisch. Denn wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding *). Die Weisheit aber von oben her ist aufs erste keusch, darnach friedsam, gelinde, lässet sich sagen, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch, ohne Heuchelei. Die Frucht aber der Gerechtigkeit wird gesäet im Frieden denen, die den Frieden halten." Paulus der Apostel, wenn er eben die selbe Frucht beschreibt **), nennet sie als „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit." Diese Früchte wuchs freilich nur sehr spärlich auf Golgathas Höhen als Christen mit weltlicher Macht ihn beherrschten. Aber dennoch bleibt es dabei, der Duft von Jesus Tode war nicht Allen die ihn einathmeten ein Geruch des Todes zum Tode, sondern Manchen, und nicht Wenigen, ein Geruch des Lebens zum Leben.

Wir wenden uns von neuem, von der Betrachtung des vormaligen zu der des jetzigen Jerusalems.

Nur nach Osten hin bildet der Umfang der Stadt, dem hier der Vergabhang gegen das Kidronthal die natürliche Begränzung giebt, eine fast gerade Linie; von Westen nach Norden und von da gegen Osten zieht sich die Mauer in einer bogigen Richtung herum. Diese Seite

*) Jakob. 3, 14 ff.

**) Galat. 5, 22 ff.

ist die längste von allen, denn nach Maundrells Messung, welche wir in dem Verhältniß der einzelnen Strecken richtig fanden, wiewohl wir meist eine geringere Zahl der Schritte herausbrachten *), beträgt der äußere Weg von der Nordwest- zur Nordostecke 1435 Schritte oder Umfang der ganzen Stadt 4630). Dennoch hat auch diese lange Seite nur ein offnes Thor: das Bab es Schâm oder Damaskusthor, weil das weiter nach Nordosten gelegne Herodesthor, das von den Kreuzfahrern des Mittelalters das St. Stephansthor genannt war, seit den letzten Unruhen in Syrien verschlossen ist. Jenseit des Damaskusthores führt ein Seitenweg zu jener Grotte, in welcher Jeremias, so erzählt die Ueberlieferung, seine Klagelieder schrieb. Ein Türke hat bei jener Felsenkluft seinen Garten angelegt, dessen Zugang wir heute verschlossen fanden, weshalb wir erst später das Innre betraten. An einem der benachbarten Felsen trafen wir unsern Reisegefährten, den Maler Bernay, mit dem Aufnehmen seiner nördlichen Ansicht von Jerusalem beschäftigt.

Vor den andern allen erscheint die Ostseite der Stadt als die interessanteste und bedeutungsvollste. Hier hat die Natur selber der bauenden Menschenhand ihre Gränze gesteckt, darum ist dort der Umriß der jetzigen, neuen Stadt noch der nämliche denn jener der ältesten, zur Zeit der Zerstörung durch Nebucadnezar, und der alten, zur Zeit des Titus war. Das alte Jerusalem hatte an seiner Ostseite, deren Länge gegen tausend Schritte mißet, vier

*) Die Messung hat an manchen Stellen große Schwierigkeit, da man in sehr ungleicher Ferne von der Mauer bleiben muß

Thore: das Fischthor nahe an der Nordostecke der Mauern, dann das Schafthor, welches dem jetzigen Stephansthor entsprechen zu haben scheint, hierauf, jenseits der beiden Mauerthürme Mea und Hananeel das Neue oder Kerkenthor, am Morija, dessen vermuthliche Gegend bei dem jetzt zugemauerten, goldenen Thore gesucht werden muß, endlich am westlichen nach der Südostecke hin das Wasserthor [1]. Dagegen besitzt die heutige Stadt auch an dieser Seite nur ein einziges offenes: das sogenannte Stephansthor.

So wie man um die Nordostecke herum kommt hat man die nahe, freie Aussicht nach dem herrlichen Kidronthale und dem grauenden Abhange des Oelberges. Noch vor dem Stephansthore kommt man an einer brunnenartigen, jetzt wasserleeren Cisterne vorüber. Jenseits des Thores ist die Stadtmauer so nahe an den jähen Abhang vorgerückt, daß nur ein schmaler, unebener Saum, neben dem Tempelberg hin, für die Türkischen Grabstätten übrig bleibt. Hier ist das goldne Thor, das die Türken zumauern ließen, weil einer ihrer vermeintlichen Seher der Zukunft weissagete, daß einst, an einem Freitage, ein Held und König der Christen durch dieses Thor seinen Einzug halten werde. Da herein nahm vermuthlich am Palmsonntage, die Prozession der Christen, an ihrer Spitze der Patriarch ihren Weg und nicht ohne Grund der Wahrscheinlichkeit lautet die christliche Ueberlieferung das goldne Thor jenem entsprechen, durch welches auch Christus der Herr unter dem Hosiannarufen der Seinigen hinanzog zum Tempel. Er selber, mit dem festen, unverwandtem Hinblicke auf eine andre Erhebung

[1] Robins. I. 98. v. Raumer a. a. O. S. 251 f.

und auf eine andre Krone denn die war, welche das freudige Jauchzen seiner Jünger meinte; den Weisen und Mächtigsten im Volke der Allerverachtetste, und dennoch, das durfte und sollte die Schaar der Kleinen und Armen ohne Scheu bekennen, ein König, welcher dazu geboren und in die Welt gekommen war, daß er die Wahrheit zeugte.

Schon in der Nähe des goldnen Thores, noch mehr aber an der Südseite der Stadt, bemerkt man an dem untern Theile der Mauer riesenhafte Werkstücke, welche ohnfehlbar von ungleich früheren Bauleuten gebrochen und behauen wurden, als die der jetzt bestehenden Mauern waren. Die ganze Länge der Südseite der Stadt, von der südöstlichen, bis zu der, jenseit des Zionsthores gelegnen südwestlichen Ecke, beträgt über 1200 (nach Maundrell 1299) Schritte und auch an dieser ganzen Seite findet sich jetzt nur ein offenes, das schon erwähnte Zionsthor, weil die Pforte, am sogenannten Mistthore, seit den letzten Unruhen verschlossen ist. Hier nach Süden hat, eben so wie nach Norden der Umriß und die Ausdehnung der Stadt, wenn man ihren jetzigen Zustand mit dem älteren, zur Zeit der Zerstörung durch Titus vergleicht, sehr bedeutende Veränderungen erlitten. Von der heutigen Südgränze Jerusalems zog sich vormals an den Abhängen des Zion wie des Moriahberges ein unterer Theil der Stadt hinab, bis zur Gegend der Quelle Siloah; Titus ließ nach Eroberung des Tempels die Häuser dieses unteren Stadttheiles abbrennen, ohne deshalb von hier in die obere Stadt eindringen zu können, weil der Berg Zion noch von einer besondren Mauer fest umschlossen war *).

Die

*) M. v. Raumer S. 351.

Die Aussicht, an einigen Punkten der nächsten Umgegend der nördlichen Mauer ist eine der schönsten, welche man bei Jerusalem haben kann. Nahe vor sich erblickt man die Kuppel der grossen Moschee, noch näher an der Stadtmauer erhebt sich das schöne Gebäude des vormaligen Ehrenthorthores, welches der Darstellung Mariae im Tempel gewidmet, jetzt aber zur Aksa-Moschee geworden ist. Im Nordosten erhebt sich der Scopus, in Osten sieht man, unten, am jenseitigen Abhang des Josaphatthales das Dorf Silwan; im Süden das tiefe Kidronthal und die ferneren Höhen an Seiten des Weg nach Es. Jusa verborgen; im Westen das Hinnomthal mit der Menge seiner Grabeshöhlen *).

Das Hinnomthal, welches selbst unterhalb der alten Stadt den Namen Gehenna von dem Sinn abgenommen, ist auch jetzt, wenigstens innerhalb der Mauern noch erkennbar; als eine Schlucht, in welcher der Weg von der Gegend des Mistthores hinab zum Siloahs reinen Quell verläuft. Jenseits dieser Schlucht, bei der sich so manche Erinnerungen des Neuen und Alten aus der Geschichte Jerusalems vereinigen, da wo jetzt Terrassengrund auf dem Namen der zerstreuenden Warmerstelle wachsen, erhob sich, westwärts an Stadt mit dem Prunkbau zu Alexandria des Herodes Pallast. Mauern und Thürme umgaben das prunkende Gebäude, aus dessen einem Flügel man Alles sehen konnte was in dem grossen aber gemeinen Tempel auf Morija vorging, bis die Ju-

*) Einen Theil der Mauer, den man an der Südseite der Stadt erblickt, hatte Sultan Soliman unter den von ihm erbauten Mauerthürmen.

den diese Aussicht durch eine hohe Mauer verbauten. In dem Pallaste selber fanden sich Säle, vom Golde glänzend, in denen für hundert Gäste Raum und königliche Bewirthung gegeben war. Und siehe, da auf derselben Höhe des Zion, außerhalb der dreißig Fuß hohen Mauern des Königspallastes, stund ein andres Haus mit einem gepflasterten Saale, in welchem zwar nicht hundert Gäste nach königlicher Weise, wohl aber zwölf, unter denen nur einer des Mahles unwürdig, von dem „Fürsten der Könige auf Erden" mit einem Brod und einem Weine bewirthet wurden, gegen welche Indiens und Yemens Gerichte nur Staub und Asche sind. Es war dort keine Mauer vorgebaut, wie vor dem Tempel auf Moria; Herodes hatte sehen dürfen was geschahe, aber das Auge des Idumäers hatte nicht verstanden was da vorging und versiehet dieses bis auf den heutigen Tag noch nicht, denn die Decke hangt nicht vor dem erkundigen Geheimniß, sondern vor dem Auge des Schauenden. Der Pallast des Herodes mit den Gebäuden des Agrippa, sammt allen Cisternen und Gärten die sie umgaben, sind bis auf jede Spur verschwunden; ihrer gedenket nur ein langst verstummter Augenzeuge: der Jüdische Geschichtsforscher Josephus, und keiner der vorüberziehenden Pilgrime fragt nach der Stätte wo die Hunderte der Gäste des Herodes mit ihrem Könige zu Tische lagen. Nach der Stätte aber des Hauses, da Christus mit seinen Jüngern das letzte Osterlamm aß und das Abendmahl feierte, fragt die Liebe auch des mit geborenen Geschlechtes noch mit sehnendem Verlangen, und Der, welcher die Liebe und das kindliche Vertrauen der Einfalt nicht verachtet, wird dafür gesorgt haben, daß in vielen Menschenherzen, welche dort im Hause des Abendmahls auf

Jesu Sein gedachten, eine Thore sich anthat, durch welche Er selber einging um mit dem beseligten Herzen das Abendmahl zu halten.

Wir wenderen uns nun, von der südwestlichen Ecke der Stadt wieder zur Westseite, nach unserem heutigen Lagerplatze. Diese westliche Seite der Stadt hat die geringste Ausdehnung, obgleich man um sie zu umgehen, wegen der Unebenheiten des Bodens, der von der Schneekuppe abwärts fällt, von da bis zum Thore gegen 1½ Stunden Wanderns zählt, von hier bis zur vorspringenden Nordwestecke fast zwei Stunden Wanderns zum Abschritte zu machen hat. Auf dem Hinabweg nach dem Thore haben wir an der Seite des Wegs viele runde bunten Kalkmergelsteine, durch welche die Umgegend von Jerusalem sich auszeichnet. Er gleicht jenem bedeckten Warmor, den die Alten nach Abdera nannten. Und so kamen wir denn abermals mit sehr beschwerten Taschen, aber mit leichten, sehr fröhlichen Herzen in unser Nachtquartier.

Der guten Natur des griechischen Klosters, an der wir uns heute aufs wohlthuendste zu erquicken gedachten, hatten wir, ich weiß nicht warum? gar zu dringend bedurft, um zwei Kameele, einen guten Krug voll trefflichen Weines, einen fetten Hammel und sehr viele Eyer. Ich machte am Nachmittag bei einem Besuch und Trunk dem Wirthe ein entsprechendes Gegengeschenk an Geld, weil eine andere Art der Vergütung nicht zu finden war. Wir traten uns abermals an der altertümlichen Pracht des Klostergartens und an der Schönheit der Aussicht, wie an all jenen Tagen, welche unsere Wege rund um Jerusalem

Kirche des heiligen Grabes und durch seine unmittelbare Verbindung mit dem Dache dieses Gebäudes hat.

Die Kirche wurde heute früher als gewöhnlich geöffnet; wir hatten Zeit das Innere, in der sonderbaren Zusammenfügung seiner Theile, ganz ruhig zu betrachten. Für viele meiner Leser hat mir mein Reisegefährte und Freund, der Maler Bernay, durch die Herausgabe seiner Zeichnungen die Mühe eines genaueren Beschreibens erspart *), nicht aber für alle. Ich gebe demnach hier wenigstens die Hauptumrisse.

Wenn dieses Gebäude der bedeutungsvollsten Kirche der Christen, den tiefen Eindruck, den sein Anblick auf so viele Seelen machet, nur der andren Symmetrie und architektonischen Schönheit seines Innren verdanken müßte, dann wäre es übel mit ihm bestellt; die Besuchenden würden sehr wenig befriedigt seine Hallen verlassen. Es sind, wie wir schon eben sahen, drei verschiedene, und nicht in gerader Linie liegende, älteste Christenkirchen, welche seit den Zeiten des Fränkischen Königthumes zu einem Ganzen verschmolzen wurden: die Kirche des heiligen Grabes, die hiervon südöstlich stehende Kirche der Kreuzigungsstätte und die in Ost gegen Süd gelegene meist unterirdische Kirche der Kreuzerhöhung. Aber mit der Aufnahme dieser drei Kirchen unter ein gemeinsames Dach war die Aufgabe der frateren christlichen Baukunst noch nicht vollkommen gelöst; sie mußten auch die im Norden gelegne Kapelle, welche die Stätte bezeichnete, da der auferstandne Herr am ersten der Maria Magda-

*) H. Bernay weilte drei Tage und Nächte in der Grabeskirche und nahm alle Theile derselben, mit dem Maßstabe messend und mit architektonischer Genauigkeit auf.

lena erbauen, dem übrigen Tempel anfügen und einem Chor der Armenier seinen Raum im Innern der Mauern anweisen. So erinnert dann das Ganze an ein Gebäude von verschiedenartigen Krystallen, daran jüngere auf ältere, jeder nach eignem Gesetz der Gestaltung, sich angefügt haben.

Wenn man zu einer der beiden Thüren des Eingangs, der nach Süden liegt, (es ist der einzige den die Kirche hat) hereintritt, sieht man, jenseits der viereckten Säule, gerade vor sich die Marmorplatte, welche den Pilger an die Salbung des Herrn, nach der Abnahme vom Kreuze erinnern soll. Zur Rechten (im Osten) von hier steigt man auf 18 Stufen hinan zu der Kapelle der Kreuzigung auf Golgathas Felsen; in den Fels selber unter der Kreuzigungsstätte, ist von ebener Erde aus die Kapelle des Evangelisten Johannes eingehauen. Eine Spalte im Felsen, die man auch oben, neben dem Orte bemerkt, da Christi Kreuz stand, geht hinab in die Tiefe der unteren Grotte fort und wird als ein Zeugniß des Erdbebens betrachtet, das bei Christi Tod das Land erschütterte. Vor der Kapelle des St. Johannes war sonst ein Altar, in welchem die heiligen Särge der beiden ersten christlichen Könige von Jerusalem, des Gottfried von Bouillon und Balduins I. ruhten. Als die wilden Horden der Chariömier im Jahre 1244 an der Kirche des heiligen Grabes ihre zerstörenden Gräuel übten, da öffneten sie auch die Gräber der christlichen Könige von Jerusalem und andrer vornehmer Pilger und verbrannten die noch übrigen Gebeine. Hier damals hatten beinah drei Jahrhunderte lang Gräber jener Weltenkönige zu sein,

(1) S. Wilken a. a. O. VI. S. 511.

nun aber sind, seit dem neuen Kirchenbau der griechischen Christen auch die Inschriften der Gräber dem äußeren Auge verschwunden, nicht aber dem inneren, welches dieselben mit unvertilgbaren Zügen dem Heldenbuche der Geschichte eingeschrieben findet.

Die Kapelle der Kreuzigungshöhe ist 45 Pariser Fuß lang und 30 Fuß breit; ihre beiden, mächtigen Gewölbe mögen wohl zu den frühesten Werken der christlichen Baukunst gehören. Noch unvergleichbarer jedoch als an der Golgathaskirche ist die uralte Architektur an dem Mauerwerk der Kapelle der heiligen Helena. Auch diese liegt eigentlich außerhalb des Kirchengebäudes der Grabeskirche und nicht einmal genau in der Linie der Längenausdehnung jenes Schiffes, sondern um einige Grade von Ost nach Süden gerückt. Wie die Kapelle der Kreuzigung aber, so liegt die der heiligen Helena unter dem ebenen Boden der Kirche. Die gerade Linie der Entfernung von der Treppe zu Golgatha, bis zu dem Eingang zur Helenenkapelle mißt gegen 100 Fuß; man steigt auf 21 Stufen zu dieser hinab; sie bildet ein ziemlich vollkommenes Quadrat von 35 Fuß Durchmesser; an der südöstlichen Ecke steigt man auf 11 Stufen zu dem brunnenartigen Raum hinab, der als Ort der Kreuzfindung verehrt wird.

Die Hauptkirche selber umfaßt das Gewölbe, welches über dem heiligen Grabe sich erhebt, und das Chor der Griechen. Der vom Brande vom Jahr 1807 hat das erstere einige, obwohl unbedeutende Veränderungen erlitten, indem z. B. statt der vormaligen runden, nun acht Säulen die hohe Kuppel tragen, durch deren Mitte von oben das Licht hereinfällt. Auch im Mittelschiffe erhebt sich eine hochgewölbte Kuppel über dem untern im

Westen angedeuteten Punkte, der als die Mitte des Chores bezeichnet wird, und von dort laufen Mauern nach Osten, welche schon von Ferne der das Dach der heiligen Grabeskirche kenntlich machen. Beide Mauern sind übrigens weiter an Dicke als an Höhe sich gleich; denn die innere Dicke der Grabeskirche, ohne den Anbau der Hallen ist 7m, jene der andern 15 Fuß groß. Innerhalb erhielt auch das Hauptschiff der Kirche, dessen ganze innere Länge von West nach Ost, von der äußersten Wand der Hallen am Umfang der Grabeskirche, bis an die Linie des Einganges in Jakobskirche 210 Pariser Fuß mißt, eine ungleiche Breite von 7m bis 105 Fuß; wenn man vorab den nicht zum eigentlichen Hauptschiff gehörigen Raum, vermittelt der Mauerpfeiler, vom Eingang der Kirche in Süden, bis zu der Linie des Chores, gänzlichen Chor in Norden mit in Anschlag bringt, dann erstreckt allerdings, wie Otte v. Richter sich ausdrückt, das Innere des Gebäudes eine ziemlich sehr unregelmäßige Art von Viereck, deren längste (Ost-) Seite 140 Fuß lang ist.

Das Licht, welches eben durch die Oeffnung der Mauer der größeren Gewölbe hereinfällt, beleuchtet innerhalb das ganze untere Viereck des Gebäudes, beim Chor, das wie ein Kreuzbau im Innern von Norden, in der größeren Mitte beginnt. Der äußere Umfang mag anfangs auf einen viele unbedeutenden Raum der Luft, im Innern enthaltenen Mauern schließen lassen, denn der Durchmesser des auch Innen etwas rundlich gestalteten Chores mißt gegen 30 Fuß. Dieser Raum mit seinen gewölbten Hallen ist unverhältnismäßig hohe Mauerwerke umgeben, so daß sie innerhalb [illegible] Gewölbe nur im Umfang von 7 Fuß

Länge und 6 Fuß Breite; für die Engelskapelle ein Quadrat von zehn Fuß Durchmesser übrig bleibt. Dagegen misset die Dicke der südlichen Wand der hiesigen Grabeskapelle vierzehn, die der nördlichen gegen ein Fuß. Schon aus diesen Verhältnissen wird es leicht zu errathen, daß die scheinbaren Mauern nicht von gewöhnlicher Art, sondern daß sie (nach S. 507) Ueberreste des alten Felsen sind, von welchem die Grabeshöhle umschlossen war. Vorzüglich gilt dies von der eigentlichen Grabeskapelle, die ein zugehauenes, von außen und innen mit Marmorplatten ausgekleidetes Stück Kreidefels ist, während die vordere Kapelle nur zum Theil Felsen, zum Theil aber ein alter Anbau aus Bruchsteinen ist, den die neuere Zeit eben so wie die innere mit Marmor belegt hat. Mit einem besondren patriotischen Wohlgefallen bemerkt der deutsche Pilgrim an dem Zeichen des Wappens, daß der neue Aufbau des heiligen Grabes seit dem Brande von 1807 großentheils auf Kosten eines Werk des Oesterreichischen Kaiserhauses ist; auch von den goldnen Lampen, welche bei Tag und Nacht das heilige Geheimniß des Grabes beleuchten, sind die meisten eine Gabe unsres edlen Kaiserhauses.

Bisher hatten die drei mächtigsten Kirchengemeinschaften der jetzigen Christenheit des Orients, die der Lateiner, der Griechen und Armenier sich in die drei Kirchlein getheilt, welche unter die gleichsam politische Gewalt des gemeinsamen Dachs der heiligen Grabeskirche zusammengefaßt sind. Die Armenier besorgen die Thüre der Helenenkapelle, die Griechen die der Auferstehungskirche, die Lateiner hatten den Anbau und die Erhaltung der heiligen Grabeskapelle übernommen. In neuester Zeit sind unsre armen Landsleute, die Lateiner, [illegible]

unter Gefahr, die Ruhe der letzten Stunden der von ihren Verfolgern wiedererlangten Kirche zu verletzen.

Von den oben genannten drei verschiedenen Grabkapellen verschaffen die westlichen Thore und seiner nächsten Umgebung hat jede ungefähr eine Anzahl der beständigen Priester in der Kirche des heiligen Grabes aufgestellt, welche da bei Tag und bei Nacht den Gottesdienst halten. Die Griechen haben an der Südseite der Kirche einen Anbau, in welchem dreißig ihrer Geistlichen beisammen wohnen, die Kapellen zu Ehren, wo jede Nation ihren Aufenthalt haben, sowohl Armenische Geistliche haben ein Klösterlein in einer Ecke von Chor am Thore der Südseite und auch von den armen Nonnen wohnen zwei Nonnenklöster ihrer Gemeinschaft an der Pforte des heiligen Grabes, bei dem Grabe des Nikodemus. Alle diese Bewohner der Stätte, um durch Mauern von Mitgenossen zusammengehaltenen Wohnhallen und, so lange die Pforten offen, gewissermaßen in einer Umfangenheit der Kirche. Jene kleinen Klosterhallen haben nur nach innen, zur Kirche, einen Ausgang auf Einzelne, nicht nach außen, nach der Stadt hin; so daß diese offen dann in den meisten Monaten des Jahres täglich nur einmal die Türkischen Thürhüter den Zugang, und zwar nur auf kurze Zeit; die armen Pilgrimen im dürftigen Gewande weisen von diesen Wasserpforten aus, die in der Stadt sind, täglich zu bestimmten Stunden durch eine kleine Oeffnung, welche an den Thoren angebracht ist, mit Brode und Trank versorgt.

Von den Thoren der heiligen Grabeskirche kommen wir nun zu den einzelnen Denkmalen und Heiligthümern, welche innerhalb derselben gegründet und mit mehr oder weniger Pracht, die einen die Erinnerungen, welche

alterlichen Gebäudes ist; zu den Bewahrern des alten Bundes, den Gott mit Israel schloß. Es mag als ein nicht unbedeutendes Anzeichen einer großen, gottigen Bewegung in diesem merkwürdigen Volke erscheinen, daß so zahlreiche Schaaren desselben in unsern Tagen nach Palästina ziehen. Diese Auswanderungen geschehen nicht mit großem Aufsehen und äußerem Gepränge, sondern ganz in der Stille deßhalb mit glücklicherem Erfolg; die Auswanderer, welche als Fremdlinge kommen, werden, namentlich unter der sie vielfach begünstigenden Aegyptischen Herrschaft, leichter denn alle sonstige Ankömmlinge einheimisch, weil sie in Alles sich fügen, auch mit dem ärmsten Hüttlein und geringsten Stück Landes zufrieden sind und einen Fond der vertrauenden Liebe zu der neuen Heimath mitbringen, welcher ihren Unternehmungen ein glückliches Gedeihen giebt. Die in Jerusalem Wohnenden sind freilich meist sehr arm, und da weder Handel noch Gewerbe sie nähret, großentheils nur auf die Unterstützungen angewiesen, die sie von ihren Glaubensgenossen in Europa zugesendet bekommen. Richardson und Scholz*) geben die Zahl der in Jerusalem wohnenden Juden auf 10000 an, uns versicherten jedoch mehrere zuverlässige hiesige Israeliten, daß sie nur gegen 6000 betrage. Zwar hat nun die letzte Pest wieder eine große Zahl der auch im engsten, niedrigsten Raum der Stadt zusammengedrangten Israeliten hinweggerafft, dennoch glaube ich nicht zu viel zu sagen, wenn ich die Juden als das reichliche Drittel der Gesammtzahl der hiesigen Bewohner angebe**). Freilich hat diese große Menschenmasse nur den kleinsten

*) Nach Raumer a. a. O. S. 314.

**) In dem Palmsonntag neben acht tausend Israeliten

Heil kaum ½ der Stadt inne und erregt unter allen das wenigste Aufsehen, während die Mohamedaner, deren Zahl mit dem Regierenden Militär sich auf 9000 belaufen mag, den größten Theil der Gassen einnehmen und am meisten auf Straße sind. Das fremde Handeln sitzen an Verkäufen je von anderen beiden Religionen werden die Juden, denn das Land überliegt, unter der einheimischen Zahl schwerlich 3500; doch gehören ihnen Gemeinschaften, vor allen den Armeniern sehr große weit ausgedehnte Räume der Stadt an. So mag die ganze Summe der Einwohner etwa das Mittel über 17000, mit vielem über 18000 betragen; eine Zahl, welche für eine Stadt, deren Umfang noch jetzt über fünf Viertelstunden Weges mißt, nicht groß genannt werden kann.

Wir hatten Ihnen in Händen einen Brief Schemuels, an einen jetzt in Jerusalem wohnenden Israeliten, den Rabbiner Hermann aus Würzburg. Der gefällige Mann hatte uns mit mehreren seiner Glaubensgenossen, welche unter deutsche Landsleute zählen, eben in unserem Palast-Hause beladen; wir besuchten ihn heute, weil es noch früh am Nachmittag war, einen Gegenbesuch zu machen. Um zu der Judengasse zu kommen biegt man von der Mitte der Grabeskirche abwärts nach dem großen, aus mehreren Reihen der Läden und Kaufhäuser gebildeten Markt-Platz oder Bazar. In den kleinen, vielfach gewundenen und gekrümmten durch einander verlaufenden Gassen, in welche man hinauf und hinabsteigt vom Bazar eintritt, möchte es schwer sein, ohne einen Führer sich zurecht zu finden. Überhaupt ist mehrere Tage und Stunden von einer gewissen Stelle aus Umschau zu halten, bis, mit all seinen vielen Bewohnern, einer fremden Stadt gleich, Jerusalem an allen Ecken

seines Flächeninhaltes, selbst nach Ausnahme des großen Platzes der Moschee, eben so bevölkert, wie hier im Judenquartier, dann könnte es weit über hunderttausend Einwohner beherbergen.

In der Familie wenigstens unsers israelitischen Landsmannes wurde es uns recht wohl; mit der äußren Reinlichkeit herrschte hier innre Lauterkeit und anspruchslose Zufriedenheit; ich lernte an Herrn Bergmann und den Seinigen solche Menschen kennen, denen das Bürgerrecht im Lande der Väter schon in ihrem Innren verliehen ist. Wir konnten heute nur kurze Zeit bleiben, da wir die fromme Sitte und Stille des mit Sonnenuntergang beginnenden Sabbathes im Hause des gewissenhaften, ernsten Rabbiners durch unsren Besuch nicht stören wollten. Dagegen wiederholten wir später unsern Besuch öfter und ich lernte hier, so wie durch die Gegenbesuche in unserm Pilgerhause mehrere der ausgezeichnetsten und gelehrtesten deutschen Rabbiner von Jerusalem kennen. Ich fasse das, was diese Bekanntschaft mir zu bemerken gab, schon hier kurz zusammen.

Im Allgemeinen darf man den deutschen, nach Palästina ausgewanderten Israeliten das Zeugniß geben, daß der Zug der sie dahin führte ein sehr achtenswerther, Theilnahme erregender war. Es sind die Hoffnungen Israels, der noch immer fortbelebende Glaube an das ihren Vätern gegebene Wort der Verheißung, was ihnen den Muth verlieh alle Vortheile und Bequemlichkeiten des Vaterlandes zu verlassen und sich freiwillig in ein Loos der harten Entbehrungen und mannichfaltigen Gefahren zu begeben. Unter ihnen fand ich nicht blos eine große Zahl vorzüglich gelehrter, sondern auch frommer Männer, welche durch eifrigen Bücherfleiß und Anhal-

tendes Gebet bei Tag und Nacht zu dem Throne Israels zu gelangen hoffen und dieses Trostes als eines nahen warten. Auch der Freund jener tieferen Erkenntniß, welche durch mündliche Ueberlieferung bis zu den jetzt lebenden Israeliten gekommen sind, namentlich der kabbalistischen Studien, würde unter den gelehrten Rabbinern von Palästina Manche treffen, deren Belehrung ihm von hohem Werthe sein könnte. Was jedoch höher zu schätzen scheint denn Alles: man findet unter den Israeliten von Palästina je Manche, welche mit Ernst in den Propheten und anderen Schriften des alten Bundes forschen und diese von Herzen lieb haben.

Der treffliche Beurtheiler von Lord Lindsays Reisebriefen in einer englischen Zeitschrift*) macht die Bemerkung: „Daß vor allen andern Ländern unser deutsches Vaterland der Ein- und Ausgangspunkt jenes modernen, liberalen Judaismus sei, an welchem der eigentliche, gottlich prophetische Charakter des altgläubigen Judenthums sich ganz verwischt hat. Mit dem Glauben an einen gottlichen Ursprung der Verheißungen und Zeugnisse des alten Bundes, fällt dann auch die Hoffnung auf eine gottliche Wiederbelebung des einstigen Stammes hinweg; an ihre Stelle ist das Streben nach einer politischen Regeneration, auf dem natürlichen Wege der ruhigen, unmerklichen Weiterbewegungen getreten. Während deshalb der altgläubige Israelit noch immer fortfährt zu Gott zu beten, daß der Stern Jacobs aufs

*) Letters on Egypt, Edom and the Holy Land, by Lord Lindsay. Lond. 1838. In einer freisinnigen Weise in dem Quarterly Review No. LXXI. December 1838. p. [illegible] 102.

seinem Volke aufgehen, daß der Trost Israels erscheinen möge; während sein großes Festgebet mit den Worten schließet: „Jahr das da kommt, o führe uns nach Jerusalem," entfernte dagegen der neuere Liberalismus aus seiner Liturgie die Bitte um die Zukunft des Messias und um die Wiedererlangung Dessen das den Vätern versprochen und bisher ein Ziel des fortwährenden Sehnens des in alle Länder der Erde zerstreuten Volkes war [*]." Aber so richtig auch das Negative erscheinen mag, was in jener Bemerkung über den modernen, deutschen Judaismus liegt, der jene göttlichen Wahrheiten verkennt und verläugnet die selbst dem Talmud noch als feste Basis unterlagen, so darf dennoch auf der andren Seite nicht übersehen werden, daß, wie der Verfasser zugleich bemerkt, der geistige „Aussatz" der falschen Freiheit und des Unglaubens nicht das ganze, sondern nur einen Theil des Israelitischen Volkes ergriffen habe [**]. Namentlich in Deutschland, wo diese Art der Gegensätze auch nach andern Seiten hin in ihrer größten Schärfe sich hervorzurufen und zu bestärken pflegt, ist zugleich der alte Glaube der Väter und das Aufmerken auf das Wort der Verheißungen in einer Stärke und Lebendigkeit wieder erwacht wie kaum anderswo. Die meisten jener Israeliten, die in unsern Tagen im Glauben und voller Hoffnung daß der Herr sich Zions einst wieder erbarmen werde, nach Palästina zogen, kamen aus dem Lande in dem nach der Aeußerung unsers edlen Engländers, der moderne Judaismus entsprang, welcher solcher Hoffnung spottet,

[*] A. a. O. S. 180.

[**] Ebendas. S. 181.

und aus jenem „in welches die Ansteckung zunächst sich verbreitete“: aus Deutschland und aus Polen.

Merkwürdiges Erwarten eines neuen, großen Tages der Geschichte, welches auf einmal so viele Völker: Perianen und Türken, Israeliten und Christen zu Süden wie im Norden bewegt!

Sonnabends am 10ten April habe ich, wie ich dies öfters that, den Morgen, stehend auf dem platten Dache des Hauses, über Jerusalem erwachen. Ein Morgenroth, so purpurglänzend wie man es nur selten in der Heimath sieht, zog über den Oelberg, und gieng heraus aus der Wüste des Kidronthales, „wie ein gerader Rauch, wie ein Gerauch von Myrrhen und Weihrauch“. Die Luft war mit dem Geruch der blühenden Orangen und Gewürzkräuter aus den benachbarten Garten erfüllt; ein erfrischender Wind bewegte die Wipfel der Zypressen. Auch die Seele fühlte sich bewegt und doch noch lange nicht so wie sie es hier, am lang ersehnten Ziele der Pilgerreise hatte sein sollen. Ja, „stehe auf Nordwind und komme Südwind und wehe durch meinen Garten, daß sein Balsam sich ergieße.“

Unser ausserordentlich guttiger Führer der Pater Bonar kam um 8 Uhr, um uns von neuem zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt zu geleiten. Der Himmel hatte sich mit Regenwolken bezogen, es wehte so kalt und kühl wehte, daß sich, so erwünscht frei dem Lande gewesen wäre, kein erfreulicher Ertrag von ihnen erwarten ließ, wir beschlossen daher dennoch unsre Wanderung nach dem Berge Sion anzutreten.

In die Grabkirche kommen wir nun im Vorübergehen

einen Blick werfen. Leider war der hohe Offizier an den ich von Kairo aus empfohlen war, verreist und kehrte während unsers ganzen hiesigen Aufenthaltes nicht nach Jerusalem zurück, wodurch uns manche Vergunstigung entgieng, auf die wir gehofft hatten. Uebrigens hatte uns auch weniger das über der Erde stehende Gebäude der Davidsburg interessirt, als jener unterirdische der Grüfte und Gänge, von welchem wir verschiedene Berichte vernahmen. Desto ungehemmter jedoch durften wir uns in dem mächtig großen Klostergebäude der Armenier umsehen. Zu diesem gehört nicht ein Gebäude allein, sondern eine große Menge, der von der hohen, gemeinsamen Ringmauer umfaßten Häuser und Höfe, und der Raum den die Ringmauer umfaßt ist so groß daß die ganze vormalige Reichsstadt Neresheim darinnen bestehen könnte. Einige der Höfe, mit den vielen kleineren und größeren Pilgerhütten, welche auf ihnen stunden, glichen schon jetzt durch die Schaaren der Wallfahrer, die zum Fest gekommen waren, einem kleinen Heerlager; in der eigentlichen Zeit des Festes soll sich die Zahl der Gäste in diesem Kloster so vermehren, daß der Umfang desselben, so groß er auch ist, sie nicht alle beherbergen kann. Denn zur Osterfeier des Jahres 1834 waren nach der Versicherung unsers Führers, aus allen Gegenden des Morgenlandes zwischen acht und neuntausend Armenische Pilgrime gekommen. Deshalb haben auch die Väter dieses reichesten Klosters des Morgenlandes [1] darauf bedacht genommen durch den Ankauf von ganzen Plätzen und neuen Anbau von Häusern und Höfen ihren Gästen noch mehr

[1] M. v. Schulz Reise. S. 215.

mehr Bequemlichkeit zu gewähren. Uebrigens hatten diejenigen bisher im Armenischen Kloster es besser als in jedem andren Kloster der übrigen christlichen Gemeinschaften; denn viele Pilgerfamilien bewohnten ein besondres kleines Haus, oder nahmen wenigstens eine der bequemen Wohnstätten (Kammern) ein, deren in den verschiedenen Gebäuden zusammen über tausend sein sollen. Und dabei gleichen die Vorhöfe des Klosters einem kleinen Markt, wo jene Familien, welche selber für ihre Verpflegung sorgen wollen, Lebensmittel in Menge zum Verkauf finden; für die Uebrigen sorgen die wohlbestellten Küchen des Klosters, in denen man auch auf das Bedürfniß der Armen hinreichend Rücksicht nimmt. Nirgends hat es wohl eine christliche Pilgerherberge und Pilgerheimath von solcher Größe und solchem Wohlstand zu sehen. Bei einer der Kapellen des Klosters wird die Stätte, da Christus vor Hannas den Hohenpriester geführt war, in einer andern Kirche die der Enthauptung des Apostels Jacobus verehrt.

In der großen Kirche verweilten wir mit besondrer Aufmerksamkeit. Ihre innren Restaurationen und Ausschmückungen waren erst vor Kurzem vollendet, namentlich die Malereien, die ein Armenischer Künstler gefertigt hat. Ich hatte Manchen meiner Europäischen Landsleute an meine Seite gewünscht, welcher sich die Anfänge und die Entwicklung der Kunst etwa so wie die eines Handwerkes oder wie die Fertigkeit im Glasrobeschießen denkt. Hier in dem reichen Kloster der Armenier sind dem Kindheitszustande der Kunst dieselben ärmren Hülfsmittel geboten wie einst in den ersten Jahrhunderten der christlichen Herrscherreihe, ja wie in den rohesten Zeiten der Islamiten und Kreuzherrenschen Kreuzfahrten. Und dennoch

wird man in all' diesen überreich mit Gold belegten, in die theuersten Farben gekleideten Bildern des Armenischen Künstlers vergeblich auch nur nach einem einzigen, entferntesten Zuge jenes geistigen Lebens suchen, welche die christliche Kunst der frühesten Jahrhunderte, lange vor Cimabue, so oft ihren Werken aufgeprägt hat. Wenn jener gute Mann, der die Armenische Kirche neu bemahlt hat, ja wenn eine ganze Schule von seines Gleichen Jahrhunderte lang auf solchem Grunde fortbauete und dabei die Fertigkeit im Zeichnen und Farbengeben bis aufs Höchste brächte, würden dennoch ihre Arbeiten als etwas kraft- und wesenloses erscheinen, so lange nicht jene Kraft der Begeisterung und des innren Lebens zurückkehrte, welche auch zu solchem Werke die Meister der alten Zeiten regte und bewegte.

Wir traten jetzt hinaus ins Freie, vor das Zionsthor, auf die Höhe des Berges Zion, auf welcher das Haus eine Stätte hatte, in welchem der Herr das Abendmahl stiftete. Die Sonne brach durch das Gewölk hindurch, aus dem sich kurz vorher ein leichter Regen ergossen hatte; das Grün der Felder und der Bäume glänzte erfrischter und kräftiger. Man zeigt auf dem Zion das „Haus des Kaiphas" das an jenen großen Augenblick erinnert, in welchem Christus, Er, der künftige Richter aller Geschlechter der Erde, vor dem Gericht der Sünder stund, und mitten in Schmach und Banden sich bekannte als den Sohn Gottes, sitzend einst, zu der Rechten der Kraft. Die Armenier haben die Stätte des Hohenpriesterhauses mit einer „Kirche des Erlösers" überbaut, während die Türken an die Stätte jenes Hauses, da Er, der wahre Hohepriester nach der Ordnung Melchisedeks sein hohepriesterliches Gebet sprach, eine Moschee ge-

hätte haben. Der Eintritt in den Saal des Abendmahls ist gegen eine kleine Abgabe an den Custoden Eberhard[1] einem Fremden gestattet; dagegen ist der Zutritt namentlich zu den unterirdischen Gewölben, welche die Gräber Davids und mehrerer der alten Könige Judas enthalten, selbst den Mohammedanern streng untersagt. Der Christ verweilt mit Recht gern in den oberen Räumen, die von einem Lichte der heiligsten Tage Jerusalems beleuchtet sind; denn in demselben Hause, in welchem durch das Gebet und das Abendmahl die arme Natur des Menschen des Göttlichen theilhaftig geworden, waren die Apostel am Tage der Pfingsten einmüthig bei einander, als jenes Brausen vom Himmel geschahe, gleich eines gewaltigen Windes, und das ganze Haus erfüllete, als ausgegossen ward auf sie der Geist des Herrn. Schon damals waren außer den elf Jüngern auch die heiligen Frauen „und Maria die Mutter Jesu, und seine Brüder“, hier versammelt gewesen in Gebet und Flehen, bei der Stunde der großen Vollendung der Verheißungen. Die Ueberlieferung der christlichen Jahrhunderte hat jedoch dieselbe Stätte noch einmal zu einem Orte des einmüthigen Zusammenseins in der Stunde eines andern Vollendung werden; denn hier soll sie, die Erlebnisse der Frauen bestätigen, in der Nähe des Hauses nach Jesu Tod und Auferstehen ihre Wohnung gewesen sein. Klopfend an seinem Weinstock mag die Sage von dieser Wohnung des Erlösers in der Nähe der Stadtmauer, von wo auch der Weg gen Emmaus in seinem Anfange abgeleitet wird, vor Augen gehabt haben; als gedachte sie gern der Nähe jener Stätte, obgleich kein Zeugniß der Liebe

[1] Fredegarius 1. 2. 14.

die Töne des Liedes nachzuhallen vermag, das dort auf Zion in der Seele des Pilgers erwacht.

Als nach den Zeiten der Kreuzzüge auch das letzte, mit vielem Blut erkaufte Flecklein des heiligen Landes den Christen wieder entrissen war; als der Weg des Pilgers nach Jerusalem und dem Jordan, so wie der Aufenthalt in der einst werthen Stadt den meisten Christen wie ein sichrer Gang zum Tode erschien; da wohnte hier auf dem Zion, mitten unter den Trümmern, ein wehrloses Häuflein der Jünger des heiligen Franziskus, das in seinem armen Hause die Pilgrime, die den Zug noch wagten, aufnahm und ihrer pflegte. Schon einmal hatte man diese Herbergsvater der lateinischen Pilger von ihrem Obdach vertrieben, da bewohnten sie lange Zeit die Felsengrotten, die am Abhange des Felsens, dem Blutacker (Hackeldema) gegenüber liegen. Im Jahr 1561 nahmen ihnen die Turken das Kloster und die uralte Christenkirche des Cenaculums gänzlich, und die armen Väter haben seitdem an dem Zion kein andres Recht mehr als da ihre Todten, auf dem alten Kirchhof der Lateiner zu bestatten. Nicht weit davon haben die Armenier ihren Gottesacker, gegen die Stätte vom Haus der Maria hin.

Von der Anhöhe des Zion steigen wir über die Felder, aus deren Erdreich sehr häufig die Trümmer der vormaligen Stadt hervorblicken, hinab nach der Gegend in welcher die Wasserleitung aus Salomons Brunnen, jenseits Bethlehem ihren Verlauf (durch irdene Röhren) hin nach dem Moria nimmt, dem Sammelpunkte vieler unterirdischer Zuströmungen. Auf unsrem Wege, in der Ebene der Wasserleitung gegen die Mauern der Stadt, kamen wir an jener Felsengrotte vorüber, welche von der

Ueberlieferung als die Stätte bezeichnet wird, da Petrus die Untreue seines sonst so feurigen Herzens bitterlich beweinte.

Eine Regenwolke die über Sions Berg herabzog fieng an sich zu ergießen, und ware dieses keine Nothigung zur Heimkehr gewesen, wohl aber war sie es unserm besorgten Führer, der uns versicherte, daß Fremden, die des hiesigen Klimas noch ungewohnt seyen, ein so plötzliches Naßwerden durch Regen öfters Erkrankungen brächte. Wir eilten nach dem Prätorium und fanden am Eingang zum großen Garten der Armenier ein Obdach. Doch nach wenig Minuten war der Regen vergangen und die Sonne schien wieder klar und hell. Unter den Thorhallen des Klosters sahen wir noch die buntfarbigen Schaaren der Armenier und ihrer verschleierten Frauen, welche da die kleinen Kaufläden der Stadt: Kruzifixe und Paternoster, auch Kleidungsstücke und Spezereien kauften und verkauften. Eine Familie mit vielen Kindern, welche eben erst eingewandert zu seyn schien in die Stadt, erquickte sich an der Ruhe und dem Genuß des frischen Brodes und Wassers, wir aber am Anblick so vieler still vergnügter Gesichter.

Der Sonnabend Nachmittag ist für mich von jeher der Anfang des Sabbathes; eine Zeit des Ausruhens und der Stille; er war mir dieß in Jerusalem in ganz besonderem Maße. Zuerst ein Stillleben auf meinem Lieblingsplätzlein, jenseit des Bogens des Ecce homo und der Trümmer der Antonia, auf dem Hügel des Schuttes unterhalb dem Tierbarmherzen. Mehrere der Begleiter hatten diese Aussicht auf den nahen Moria und über die Dächer der Stadt bis noch nicht gekannt, ihnen zeigte ich sie heute. In dem ruhigen Jerusalem [illegible]

keine Glocken den morgenden Sonntag ein, der Wechsel der einzelnen Stunden und Wochen hat hier keine Stimme; man darf den Ausrufer der Zeiten des Gebetes dort am Minaret neben der Moschee des Morija nicht fragen: wann werden wohl die Tage enden, während denen das innre Ober des Tempels, der freilich nur im Abbild uns sichtbar ist, dahingegeben ward den Heiden, daß sie ihn zertreten zwei und vierzig Monden lang?

Zum Thore des Ostens hinaus giengen wir jetzt hinab gegen den Garten Gethsemane; die Begleiter verweilten im Thal und Bette des Kidron, die Hausfrau und mich verlangte es den Vorabend des Sabbathes auf dem Oelberg zu feiern. Selbst die Wüste und der öde Fels waren durch den heutigen Regen getränkt mit Strömen der Luft und des Wohlgefallens, noch mehr aber der grünende Teppich des Oelberges. Mich wandelte, als ich da hinanstieg gegen den Gipfel ein ähnliches Gefühl an, wie etwa sonst an einem Himmelfahrtsabend des lieben, christlichen Vaterlandes, wenn die Kräfte des angehenden Sommers den grünenden Hügel anrühren, daß aus Wald und Gebüsch ein Regen des Blüthenstaubes sich ergießet und das Feld der blühenden Aehren seinen Duft giebt. Wenn ich in der theuren Heimath zuweilen an einem solchen Vorabend des Himmelfahrtstages, den Austritten eines eben vorübergezogenen Gewitters nachsann, und die Donner im Wald und Gebirge schwiegen; aus dem Thale stieg wie von einem Altar, dessen Opfer eben vollendet ward, ein leichter Hauch des Wasserdampfes auf, wenn dann in meinem Innren, zugleich mit den Blumen des Feldes, die arme Lilie des Thales sich aufthat, die ein Gärtner vor langer Zeit dahin pflanzte und seitdem treulich pflegte, da sehnte ich mich oft nach deinem An-

blick du Oelberg, nach deinem Anblick mit eignen, leiblichen Augen, nach deiner Berührung mit eigner, leiblicher Hand, und nun darf ich dich sehen und anrühren.

Wir traten heute nicht in das Innere der Auffahrtskirche, welches verschlossen schien, sondern nur auf die Felsenaltane der freien Höhe mit ihrer Aussicht nach dem Pisga und Jordan, in Josaphatsthal wie über die Stadt „des großen Königes;" denn diesen Tempel darf keine Menschenhand verschließen. Vorüber an den Gräbern der Prophéten, am dritten südlichsten Höhenpunkt des Oelberges, den Salomo „aus Liebe zu den fremden Frauen" zu einem Berg des Aergernisses für sein ganzes Volk und für alle künftige Zeiten entweihte, nachdem wir da die gefallenen Säulen und Cisternenartigen Grüfte betrachtet, stiegen wir hinab nach dem Thale Josaphat. Dem Thale des Todes und der Stille, in welchem es, so schien es wenigstens mir, der Seele des Pilgrims und Fremdlings auf Erden zu jeder Zeit leichter werden muß, denn anderwärts, den reinen Grundton ihres Innern wieder zu finden, und dem verstimmten Instrument des Herzens den verlorenen Wohllaut wieder zu geben. Wir und unsre Begleiter fanden uns da mit dem eifrig zeichnenden Maler Bernatz zusammen. Die Schatten aber des Moria breiteten ihre Flügel immer weiter über den Abhang des Oelbergs hinüber, es war Zeit an den Eingang ins Thor zu denken, damit uns dieses nicht für die ganze nächste Nacht verschlossen wurde.

Mehr als bei jedem andern früheren Tage (doch der kräften auch es noch einige welche diesem wenigstens gleichen) möchte ich vor der Verödung des ersten Sonntages in Jerusalem meine Leser fragen, wer wohl von ihnen allen in Jerusalem, weit in Verbannung war? Ich

meine nicht gerade mit dem äußren, leiblichen, sondern mit dem innren Menschen. Denn an solche Orte, welche uns, wenn wir sie nun leiblich betreten, noch mitten in der Zeit einen rechten Vorschmack gewähren sollen von dem Seyn im Heim der Ewigkeit, muß schon der Geist vorausgegangen seyn und Wohnung da gemacht haben. Auch ich war im Geiste schon oft in Bethanien gewesen, bei den Seelen, die der Herr lieb hatte, darum bewegte mich der leibliche Anblick mit so unbeschreiblicher Gewalt; mir kamen, schon beim Hineintreten in das Thal, wie eine Schaar guter Engel, jene Stunden entgegen, die ich im Geiste hier verlebt hatte.

Wir hatten uns am Morgen mit einer Gemeinde der Christen zur Freude an dem Herrn und an Seinem Namen versammlet; dann in der Grabeskirche bei Gethsemane an der Andacht der Mitpilger erbaut. Die Ueberlieferung der ersten Jahrhunderte, und wem sollte sie, der das Bewegen einer Mutterliebe versteht, die über alle Liebe der andern Mutter der Erde war, nicht ehrwürdig seyn, erzählt, daß sich „Maria, die Mutter Jesu" die Nähe der Stätte, da Christus, bei Gethsemanes Felsen den Kampf mit dem Tode kampfte, zur Ruhe des Grabes erlesen habe. Die Kirche die hier steht, großentheils unterirdisch, erinnert an den letzten Schlummer der Auserwählten der Frauen, wie des treuen Pflegvaters Joseph, und Joachims und Annas. Aus dieser Grabeskirche, in welcher selbst die Turken ihre eigenen Gebetsstätten haben, wendeten wir uns zum Wege, neben dem Kidronthale hin, nach Bethanien, in welchem Lazarus wohnte mit Maria und Martha, seinen Schwestern. Der Weg, es ist derselbe, der, wie ich später erfuhr, zu der Gegend von Jericho führt, durchschneidet jene Thalschlucht

die vom Kidron am südlichen Abhange des Oelberges hinaufsteigt nach der vormaligen Stätte von Bethphage. Hier stehen Häuser, von Bäumen umgeben; wir hielten jene schon für Bethanien, von einigen uns begegnenden Pilgrimen aber belehrt, setzten wir, nach kurzer Ruhe, unsre Füße weiter. Nur noch eine kleine Anhöhe war zu ersteigen, da sahen wir links vom Wege das Dörflein, das selbst noch in seiner jetzigen Gestalt als einer der lieblichsten Orte des Landes erscheint. Es liegt seitwärts von der Heerstraße, im Schutze der Berge, umgeben von hohen Bäumen, die gegen Westen hin einen Wald der Gärten bilden. In ihrem dichten Schatten grauen der Fels und die Haufen der Trümmer. Da, wo wir nahe bei der Straße, welche nach Jericho führt, im Schatten eines Baumes standen und hineinblickten in das Dorf der Garten, weilte vielleicht der Herr, als Martha ihm entgegen eilte und dem zu spat gekommnen Helfer die Worte eines Glaubens zurief, welcher in der Prufung treu geblieben war *). Freilich gleichet das zertrümmerte Gemauer, das wie man glaubt zu Lazarus Hause gehörte, selber schon einem Todtenmahle, und noch mehr soll die tiefe Felsenkammer **), in die man nahe bei der kleinen Moschee den Pilgrim, als zu „Lazarus Grabe" hinabführt, diesen mit Gedanken an den Tod erfullen, aber dieser Gedanke hat hier eine andre Gestalt gewonnen als seine gewöhnliche ist. Denn in Bethanien war es ja, wo der Erloser aus des Todes Nacht und Banden als

*) Joh. 11, V. 22 und 27.

**) Man vergl. zweyd. 17. Bericht. Bey [illegible] zu einer Zeit ein [illegible] Kammer [illegible] [illegible] [illegible]

Sieger auf dem Staube des Grabes stund, und sich kund gab als die Auferstehung und das Leben *), auch ist nur ein kurzer Weg aus dem Thale hinan zu dem Hügel des Triumphes und der Auferstehung.

Diesem armen Dörflein muß noch jetzt ein Reiz innewohnen der es zu einem Lieblingsort der fremden Pilgrime macht. An keinem andren Orte der Umgegend von Jerusalem sahen wir so viele Wallfahrter aus den verschiedensten Gegenden des Morgenlandes einträchtiglich versammlet als hier. Im Schatten der Bäume und Felsen saßen Eltern und Kinder, Freunde bei Freunden, oder auch Unbekannte bei Unbekannten und genoßen die leiblichen Erquickungen, die ihnen das kleine Arabische Dorf zu ihrem Mittagsmahle bieten konnte. Wir giengen den Fußweg nach dem Oelberg hinauf. Der krank aussehende Jüngling, welcher neben dem vom Alter gebeugten Greise, abgesendert von den andern Pilgrimen, im Schatten eines Wallnußbaumes ruhete, sollte er uns vielleicht an jenes Kranksein vor Liebe erinnern, von welchem ein heiliges Buch redet? In der That, hier an diesem Orte, wo das Andenken an das Geschehene Ihn, den Freund der Freunde, in einer so nahe erfaßbaren Gemeinschaft mit den Menschen erblickt, die Er lieb hatte **), wäre die Anwandlung eines solchen Krankseyns leicht möglich. Ja, „wer ist dein Freund, o Menschenseele; wer ist dein Freund vor andern Freunden, daß du ihn so ersehnen?" Der Name meines Freundes ist eine ausgeschüttete Salbe, die das Sterbende belebt; Seine Liebe ist besser denn des Lebens Lust, mächtiger

*) Joh. 11, V. 25.

**) Joh. 11, V. 5 und 3.

denn des Todes Schmerz; Er ist der Freude Quell, des Lebens Baum, ein Fels daran das Sehnen auf immer ruht, denn alle in Ihm ist Alles, „was man je begehrt. Ein solcher ist mein Freund; mein Freund ist ein solcher, ihr Töchter Jerusalems!“

Der Anblick einer alten, verfallenen Ritterburg, in deren Mauern einst große, gute Helden bei den Ihrigen ausruheten von des Kampfes Mühe, und Kräfte sammelten zu neuen Kämpfen, hat für den Wanderer, der unten im Thale, am Bache vorbeigeht und hinaufschaut nach den Trümmern, etwas Rührendes; wie sollte es nicht viel mehr der Anblick von Bethanien allen Pilgern sein für den Pilger haben, der aus dem Thale hinaufsteigt gegen den Oelberg. Die Stunden des Ausruhens in Lazarus und Marthas und Marias Hause, dort unten am Fuße des Hügels, sind lange vorübergezogen, die Liebe aber, die sich da zu dem Geschlecht der sterblichen Menschen gesellte, weinet noch immer über dem Thale wie über den Hügeln; denn sie gründet tiefer als die Tiefe, spannet höher als die Höhe und ist beständiger denn Thal und Hügel.

Wenn man von Bethanien hinaufsteigt, den nächsten, geradesten Weg nach Jerusalem, der über die Mitte des Oelberges führt, kommt man über einen schmalen Bergrücken, der den Hügel von Bethanien mit dem Oelberg verbindet. Zu seiner Rechten wie zur Linken senkt sich der Abhang nach den Nachbarthälern hinab. Hier an diesem Bergsattel lag Bethphage; aus seinem von der ursprünglichen Stätte ganz verschwundenen, oder mit Gras bewachsenen Trümmern ist vielleicht ein Theil der steinernen Hütten der Araber erbaut, die sich, wie Schwalbennester an Felsen eines Fensters, unterhalb des Sat-

fahrtskirche angesetzt haben. Es war fast Mittag da wir auf der Höhe aller Höhen ausruheten. Ein andres Ausruhen ist freilich das auf dem Oelberg, an einem Frühlingstage, im Anblick von Josaphatsthal und von Jerusalem, als jedes, noch so leiblich erquickende auf einer blumenreichen Alpenwiese, von der man hinabschaut nach dem See und den grunenden Auen; dennoch wird noch ein seligeres Ausruhen seyn, das den Pilgrim und Fremdling der Erde, wenn er den rechten Weg dahin fand, auf einer Höhe des muhsamen Aufsteigens erwartet, von welcher jenes Jerusalem geschauet wird, das nicht irdisch sondern himmlisch ist.

Auch im Pilgerhauße, bei unsern Freunden, ruhte es sich gut. Am Nachmittag machten wir uns, mit den Reisegefahrten vereint, auf den Weg nach der sudwarts gelegnen Umgegend der Stadt. Wir hatten zuerst bei dem sogenannten Teiche des Ezechias verweilt. Dieser ist eine Cisterne, welche in ihrem festgemauerten Behaltniß andres nichts denn Regenwasser aufnimmt und nach unten keinen Abfluß, von oben her keinen andren Zufluß hat als den vom Regen. Das Wasser war mit grunlichen Conserven bedeckt; an seinem niedern Stande konnte man erkennen, daß in diesem Jahre der Fruhlingsregen sparsamer geflossen war denn sonst. Neben dem Teiche zeigen sich die Lauben und Hallen eines Turkischen Kafferhaußes.

Wir sollten heute ein lebendigeres, frischeres Wasser sehen als das der Cisternen; unser Weg gieng nach dem in vielfachem Sinne wunderbar zu nennenden Quell Siloahs, im Suden der Stadt. Hinaus zum Stephansthore, dann an Gethsemane vorüber nahmen wir unsre Richtung uber die Grabstatten der Juden nahe bei

jenem Felsen, da nach der Sage Judas Iskarioth sich erhieng, nach dem armseligen Dorfe Siloah. Seine Hütten und überhauten Höhlenkammern sind von Arabern bewohnt; der schmale Weg neben den Wohnungen beugt sich bald aufwärts am steilen Abhange, bald wieder abwärts. Jenseit des Dorfes und südwärts von ihm, im Kidronthale ist die vermuthliche Stätte, an welcher dem Moloch ein Altar gebaut war, bei dem Israels weit verirrte, abtrünnige Väter ihre Kinder durchs Feuer gehen liessen; noch mehr südwärts findet sich der mehr denn hundert Fuß tiefe Brunnen des Nehemia, der in der Zeit des Herbstregens überschwillt; in seiner Nähe sind gemauerte, teichartige Wasserbehältnisse, die jetzt ohne Wasser waren. Hier ist der Punkt wo das Thal des Kidron und des Gihon sich vereinen. Wir wendeten uns wieder aufwärts gen Norden; zu unsrer Linken, am Felsenabhange Ben Hinnom, nahe bei dem Todtenacker der Pilgrime blieben uns die Grabeshöhlen mit Spuren alter Malereien an ihren Wänden. Noch weiter aufwärts an der Westseite des Kidron erlitt Jesajas der Prophet, auf Befehl des Tyrannen den Martertod, und nahe dabei waren des Königes Gärten.

Ein klares Bächlein, hier in der wasserarmen Umgegend von Jerusalem ein seltner, dem Auge wohlthuender Anblick, fließt nahe bei dem vermuthlichen Grabmahle des von Gott begeisterten Sehers vorüber. Hier waren Arabische Frauen mit Waschen beschäftigt, weiterhin aber genossen, im grünen Grase gelagert, christliche Pilgrime die Ruhe des Sonntages. Das Bächlein kommt aus dem Teiche und Quell Siloah, in jener Bergschlucht, die sich zwischen dem südwestlichsten Abhange des Moria und dem südöstlichsten des Zionberges hineinzieht. Wenn

man dort auf den steinernen Stufen hinabsteigt und hier wie weiter nordwärts in der engen Felsenkluft das klare Wasser dem Fels entquellen sieht, da ahnet man an dem einen, letzten Ende eines unterirdischen Baues von Jerusalem, welcher bisher den Forschungen der neueren Zeit noch unzugänglicher war als die unterirdischen Räume und verschütteten Gänge der Aegyptischen Pyramiden, obgleich er an Bedeutung den Katakomben des alten Romes nichts nachgiebt. An der südöstlichsten Ecke der Stadt, auf der für Christen so schwer erreichbaren, hochummauerten Fläche des Morija oder des jetzigen Berges der Omar-Moschee, nicht fern von jenem Felsenriffe, auf welchem einst nach der Sage des Islams Mohamed sitzen wird, wenn er mit Christus die im Thale Josaphat versammelten Todten richtet, zeigt sich der Eingang zu mächtig weiten Gewölben und Gängen der Tiefe, von denen auch anderwärts unter den Trümmern der alten Stadt Spuren gefunden werden. Auch wir hörten, wie Maundrell (*), von jenen Gewölben unter dem Tempelberge, welche von Tausenden der Säulen getragen wurden; von den Wasserbehältnissen die mit ihnen in Verbindung stehen, vor allem aber von dem zwischen der Omar- und Aksamoschee gelegenen Brunnen, in welchem lebendiges Wasser quillt. Von dem unterirdischen Jerusalem, dessen Centralpunkt zwar unter dem Tempelberg war, das aber seine Gänge nach allen Richtungen hin unter der Stadt, ja bis vor die Mauern fortsetzte, erzählen die Schriftsteller des Alterthumes (**). Jene Bauwerke der Tiefe

(*) M. s. seinen Summer-Ramble in Syria II. 181.

(**) Strabo XVI. 2. 40. Tacit. Histor. V. 12. Dio Cass. LXVI. 4. Joseph. VI. 8. 5. VII. 2. 1. v. Raumer s. d. C. S. 111.

waren auch den späteren Jahrhunderten nicht ganz unbekannt, obgleich ihnen ein großer Theil derselben unter dem Schutt und den Trümmern verschlossen blieb [*]; erst die kleinliche Eifersucht der Türken hat es der wissenschaftlichen Forschung unmöglich gemacht in jenes Geheimniß der Tiefe einzudringen. Da bei der Belagerung der Stadt durch Titus der nahe Untergang derselben als unvermeidlich vor Augen lag, hatten ganze Schaaren der Belagerten in den unterirdischen Gängen und Gewölben der Stadt sich und ihre Schätze verborgen; unter den Verstecken war auch Simon von Gerasa, einer der Führer der Rotten; dieser war bis unter den Tempelberg gekommen, wo die Qual des Hungers ihn wieder heraustrieb ans Tageslicht, in die Hände der Feinde [**]. In der frühern Zeit jener Belagerung waren die Juden öfters durch solche unterirdische Gänge hervorgebrochen aus der Stadt und hatten die Römer, wenn diese Wasser holen wollten, bei Siloah überfallen, bis Titus die Ausgänge verstopfen ließ. Ein großer Theil der unterirdischen Gewölbe war zu Behältnissen des Wassers bestimmt, deren Quellen Hyskia bei dem obern Teich des Gihon und an der Nordseite der Stadt [***] in der Tiefe abgefangen und vor allem unter den Tempelberg geleitet hatte, unter welchem, in einem Umfange von zwei Stadien ein Wasserbehältniß am andern sich fand [***]. Im Tempel drang, aus Oeffnungen, welche den ersteigenden Persern bekannt

*) Hieron. hierauf (vom Jahr 1113 bis 1187); Quaresmius (bei dat. T. II. 783—793, 713—718. v. Raumer a. a. O.

**) Joseph. a. a. O.

***) Aristeas de legis divinae translatione p. 112. v. Raumer a. a. O.

und durch sie wieder verschließbar waren, das Wasser, so oft diese wollten, in Menge hervor*). Könnte man Siloahs zuweilen reichlicher, dann wieder sparsamer fließendem Quell nachgehen bis zu den Räumen der Tiefe aus denen er hervorkömmt, dann würde man wahrscheinlich durch ihn noch jetzt zu den uralten Wasserbehältnissen unter dem Morija und von da hinan in die Felsengründe des Gihon geführt werden. Es sind dieselben Mittel gewesen, durch welche die Artesischen Brunnengraber noch jetzt ein dürres Land mit Wasser versorgen, die von den Herrschern des alten Jerusalems, namentlich von dem wahrhaft weisen Könige Hiskias angewendet wurden, als sie die Stadt innerhalb der Mauer, nach Tacitus Ausdruck, zu einem beständigen Quell des Wassers umschufen, während die Landschaft rings umher, mit Ausnahme des Abflusses am Siloah, ohne Quell und Brunnen, ein, ohne Hulfe der Stadt unbewohnter Boden ist.

So lebt die Macht und Herrlichkeit des alten Jerusalems, auch leiblich, eben so wie geistig, noch in der verborgenen Tiefe fort; dieser entquillt noch immer, auf geheimnißvollem Wege, ein lebendiges Wasser, welches die Durstenden tränkt. Und mag die Wurzel des vom Wetter zertrümmerten Baumes immerhin von Haufen des Schuttes bedeckt und begraben seyn, wenn sie nur lebt wird sie wohl dereinst mit neuen Sprossen aus dem Grabeshügel der Trümmer hervorbrechen und dastehen vor den Augen der Volker „auserwählt wie die Sonne, schrecklich wie die Heerschaaren.“ Davids Grab wie Salomons, und das Geheimniß jener Gruft, das nach einer alten

*) Ebendas.

alten Sage fortwährend noch die heiligsten Heiligthümer des ersten Tempels verwahrt, werden wenigstens im geistigen Sinne sich aufthun; der Quell des Erkennens Dessen der war und ist und seyn wird, soll dann ein offener Born seyn, aus welchem alle Heiden und Völker Kräfte des Lebens schöpfen immerdar.

Wie schön war doch noch der Sonntag Abend im Thale Ben Hinnom, das wie ein Feld des Auferstehens freudig grünte und blühete. Schaaren der Pilgrime, mit ihnen die weißgekleideten, verschleierten Frauen und Jungfrauen zogen mit uns hinab zum Thore. Diese waren die andren, sichtbaren Begleiter. Die innren aber und unsichtbaren, welche die Seele heute mit sich hineinnahm in das Schweigen und Ausruhen der Abendstunden, das waren Bewegungen und Gefühle wie sie, in solcher Art und Gestalt nur ein Frühlingssonntag in Bethanien und Ben Hinnoms Thale wecken kann.

Der Morgen am Montag, den dritten April, hauchte kühl über die Berge her; selbst nach Sonnenaufgang zeigte das Thermometer nur 6 Grad Reaumur. Bald aber wachte über Zion der Frühling mit seiner belebenden Wärme wieder auf; wir begaben uns hinaus zum Damaskusthore, nach der nördlichen Umgegend der Stadt. Ein kleiner Flug von Raubgeiern (wir sahen diese „Adler" öfters über Jerusalem und seine Nachbarhügel versammelt) schwebte über die Trümmerhaufen nach Süden hin; diese Befreundete des Todes und der Verwesung finden da fortwährend eine Fülle des Todten und Erstorbenen. Und nicht jener Vogel der Leichname allein, sondern Alles was das Auge auf der Nordseite außerhalb den Stadtmauern sieht erinnert an Zerstörung. Zwischen den Pflanzungen der Feigen-, Maulbeer- und Oelbäume, die

nach dieser Seite hin häufig sind, bemerkt man ganze Haufen von aschfarbigem Schutte, wie von einer alten Brandstätte; d.. Mauern der Olivengärten bestehen zum Theil aus Trümmern behauener Steine und da wo der Regenbach oder eine grabende Menschenhand den Grund entblößte sieht man auch größere Werkstücke, die jedoch nur selten in ihrer ursprünglichen Lage eines auf dem andern geblieben, sondern von den vielmals wechselnden Zerstörern und Wiedererbauern der Stadt wenigstens auseinander gerissen, wenn auch nicht hinweggeschleppt sind. Denn so viel auch Byzantiner und Sarazenen, Franken und Türken an dem späteren, noch jetzt vorhandenen Jerusalem bauten, so viele Steine Omar zu seiner Moschee, Suleiman zu Mauern und Thurmen verbraucht hatten, so fanden doch beide den größten Theil dieses Baumaterials schon im innren Kreise der Stadt. Dagegen blieb von der 25 Ellen hohen und 10 Ellen dicken Mauern, von den 90 Thurmen, worunter der bedeutendste der 70 Fuß hohe Pierbinus war, womit Agrippa I. die hier im Norden der jetzigen Stadt weithin sich erstreckende Neustadt Bezetha an ihrem Umfange schützte, noch eine solche Menge der Steine unter dem Graus der Verwüstung liegen, daß, wenn man sie ausgrübe der Stoff noch zu manchem Mauerbau gefunden wurde. Wie Graber einer Zigeunerhorde, wo der Staub das verscharrte Gebein nur leicht bedeckte und von hungernden Thieren oft durchwühlt wurde, erscheinen diese unregelmäßigen, nun zu Oelgärten gewordenen Schutthügel von Bezetha.

Wir waren heute ohne Führer aus dem Kloster gegangen; ein junger Türke den wir auf dem Felde fanden und darum ansprachen, ließ sich willig finden uns nach den Gräbern der Könige und der Richter zu geleiten,

wozu jedoch noch ein Andrer gewonnen werden mußte, dem als Eigenthümer des Grundstückes das Recht des Herumführens zustehet. Von dem Thurme Pierbonis, welcher eine Aussicht über die Gebirge und Ebenen bis an den Saum des Mittelmeeres und an die Gränzen „Arabiens" gewährte, konnten wir keine fehre Spur entdecken. Wir hatten seine Stätte wahrscheinlich weiter westwärts von den Gräbern bei Nonge suchen sollen. Diese (die vermuthlichen „Neugshohlen" des Josephus) finden sich eine Viertelstunde Weges nordwärts vom Damaskusthore, ganz nahe an der Straße die nach Nur und Sichem (Nablus) führt. Man tritt zuerst in einen Vorhof der ausgehauenen Felsen, der durch eine Thür verschlossen werden kann. An der südlichen Felsenwand des Vorhofes zeigt sich eine prachtvolle Halle, mit Dorischem Kreuzgewölbe, verziert mit den halberhabenen Bildwerken der Rosen und Weinranken. Im Osten der Halle ist der Eingang zum Innern der Grabeskammern. Das Hineindringen in dieses Innre ist, wenigstens in dem Zustand in welchem wir das Bauwerk fanden, mit großer Beschwerde verbunden; wir mußten auf Händen und Füßen, auf dem Bauche liegend hineinkriechen in den ersten Saal. Unsre Fackeln hatten uns die mitgebrachten Führer angezündet; sie selber bemühten sich nicht mit dem Hineinkriechen, sondern blieben, Tabak kauend, im Vorraume sitzen. Von dem ersten, zwanzig Fuß im Gevierte messenden Saale führt eine Thüre auf bequemere Weise in eine andre Kammer, welche an ihrer Nord- und Südseite auf jeder an drei Grabeshallen gränzt. So kommt man noch in mehrere Kammern von deren oberen Reihen man an einigen Punkten hinabsteigen kann in die tiefer gelegnen. Manche Zugänge zu den untersten Theilen mögen

durch die Trümmer, vielleicht auch durch Mauerwerk verborgen seyn, doch hat das Auge schon hinlängliche Beschäftigung an dem, was offen vor ihm daliegt. Die kunstreichen, halberhabenen Arbeiten der Wände, die sonderbaren zum Theil gestürzten und zerbrochnen, inwendig hohlen Säulen; die aus dem Felsenstein selber gehauenen, einen halben Fuß dicke Thüren, die ehedem, mit der Decke und dem Boden der Kammern durch eigenthümliche Angeln zusammengefügt waren und an diesen sich herum drehen ließen, welche aber jetzt aus dieser Verbindung gerissen am Boden liegen, sind sämmtlich Gegenstände, der Beachtung werth. Von etlichen steinernen Särgen werden in einer der tieferen Kammern noch die Deckstücke gesehen, an denen sich eine vormalige Größe derselben erkennen lasset, die das Hineinschaffen durch die engen Thüren unmöglich machte; sie mußten innerhalb der Grabeskammern aus dem Felsen selber gehauen worden seyn. Diese Grabeskammern mit allen den Werken von Stein die in ihnen enthalten sind, erinnern mich an Nichts ihnen Aehnliches das ich früher oder später auf meinen Reisen gesehen; es scheint sich in ihnen der Charakter einer andern Baukunst zu offenbaren als jene der Aegypter, der Griechen und Römer war. Doch vergleicht sie Richardson mit den alten Grabeskammern auf Malta und bei Syrakus. Auch die sogenannten Gräber der Richter (des Sanhedriums), zu denen wir nordwärts von jenen der Könige, jenseits einer kleinen Moschee kamen, tragen eine eigenthümliche (altjüdische) Form, die ihren die Hand ihrer unbekannten Erbauer aufrägte; auch sie erinnern weder an Aegypten noch an Griechenland, eher aber an Petra. Die Eingänge zu diesen Grabeshöhlen, welche jetzt den Hirten zum Bergungsort dienen, sind am Abhange eines Hü-

gels, in den Felsen gehauen, und lassen einen bequemen Zutritt zu.

Wir traten wieder hinaus auf die Straße von Damaskus, welche in ziemlich gerader Richtung nach Norden verläuft. Hier entließen wir unsre Führer, von denen jetzt keine weitren Aufschlüsse über die Gegend zu erwarten waren, und giengen hinaus nach der Stätte des alten Gibea Sauls oder Benjamins, welche fast anderthalb Stunden weit von der Stadt abliegt. Stünde sein Name nicht mit Schrecken erregenden Zeichen im Buch der Weisheit geschrieben, dann würde keine Kunde dieses Orts bis zur jetzigen Zeit gekommen sein, denn außer einer gestürzten Säule, zur Linken der Straße und außer einigen von Menschenhand behauenen Stufen, an dem allmälig aufsteigenden Felsenhügel, findet sich keine Spur der Stadt. Nordwärts von der Gegend des alten Gibea zeigen sich zwei kegelförmig steil aufragende Felsenhügel, welche schon von ferne durch ihre ausgezeichnete Form dem Auge auffallen. Sie liegen nahe und fast ostwärts von dem Dorfe Schafat. Zwischen beiden Hügeln führet ein schmales, mit grün bewachsenes Thal hin; der eine der vorgenannten Hügel liegt im Süden, der andre im Norden des Thales. Wir bestiegen den südlichen (gegen Gibea und Jerusalem) gelegenen. Auf seiner Höhe fanden wir eine tiefe, gemauerte Cisterne und mehrere Ueberreste alter Befestigungswerke, auch am östlichen Abhange, an welchem eine durch Menschenhand gebrochene Felsenplatte hervortritt, stehen alte feste Mauer. Die Nachbarschaft beider beiden Hügel, die von Süden gesehen wie die Spitzen zweier Thürme eines aufgethanen Thores, etwa wie die Felsen zweier [illegible] [illegible] ist sein bekannter

voll. Hier im Süden erscheint Gibeas Stätte wie ein verödetes Feld, über welches der Eroberer seinen Pflug gezogen hat; dort im Nordwest blicket von der waldbewachsenen Höhe Rama Samuelis mit majestätischem Ernst hernieder; im Norden öffnet sich das Felsenthal von Michmas; im Kreise der hohen Bäume, einladend zu ihrem Schatten, liegt im Westen zum Süd das freundliche Schafat.

Während wir auf dem Hügel standen kam ein großer, für diese Gegend ungewöhnlich schöner Hirtenhund von der Heerde aus dem grünenden Zwischenthal und nahete sich der Cisterne, in der man in großer Tiefe Wasser bemerken konnte. Das arme Thier lief ängstlich an dem Mauerrand des Wasserbehältnisses hin und roch hinab zum Wasser, es sahe uns, wie Hülfe flehend an; wir aber hatten selber kein Mittel gewußt etwas zu schöpfen. Wahrscheinlich haben die Hirten der Nachbarschaft irgendwo am Felsen einen Schöpfeimer mit seinem Seile verborgen, dessen sie sich nach Bedürfniß bedienen; die nächste Umgegend aber, dies bewies das hier wohlbekannte, durstende Thier ist ohne Bach und Quell.

Bei der Lage der beiden zuckerhutförmigen Felsenhügel hier zwischen Gibea und Michmas war es uns nicht ganz zu verdenken, wenn wir an die zween steilen Felsen Bezez und Senne dachten, welche Jonathans Heldenthat im Buch der Geschichte Israels verherrlichte [1]. Die Philister diesseits dem Engthale von Michmas (von welchem wir später reden werden) hatten sich auf dem nördlichen Blachfeld gelagert, das durch das feichte Thal zwischen den beiden Hügeln von Gibeas Fläche abgegränzt ist und die

[1] 1 Sam 14 V 4

Warte ihres Lagers stand auf dem nördlichen Felsenhügel. Darum konnten die Wächter zu Gibea Benjamin es sehen, daß der Haufe der Feinde zerrann und zerschmolzen ward [1].

Einige der wilden Freunde schlugen ihren Weg ostwärts, nach der Gegend ein, von welcher der Winterstrom des Kidron seinen Lauf nimmt, ich, von Herrn Mahlenhof begleitet, nachdem ich noch vergeblich mich bemüht hatte einige deutliche Spuren von Gibea Benjamin aufzufinden (denn die Trümmer von behauenen Steinen in einem benachbarten Felde konnten nicht als solche deutliche Spuren gelten) schlug den geraden Weg nach der Stadt ein. Auch von Anathoth dem Geburtsort des Jeremias, der nach Hieronymus etwa eine Stunde Weges von Jerusalem in Norden lag [2], deutet kaum ein zurückgebliebenes Gemäuer die Stelle an.

Bei Gelegenheit eines Besuches, den wir am Nachmittag unseren Landsleuten, den Deutschen Juden machten, versuchte ich es zum ersten Male etwas weiter gegen Norden, an den Platz der Omar- und Aksamoschee vorzudringen und auch ostwärts von der Citadelle unter den zum Theil mit Garten bepflanzten Trümmerhaufen die Stätte der beiden mächtigen Thürme der unteren Mauer: Phasaëlus und Mariamne aufzusuchen. Der Weg der letzteren Forschungen hat keine Schwierigkeit, wenn er auch heute mich nur zu wenig schönen Wahrnehmungen führte. Auch zu jenen Trümmerhaufen und alten Gemäuern, welche in den Höfen und Gärten der Türken

[1] Genesis X. 10.

[2] s. Raumer Palästina S. 168.

Häuser liegen, öffnet ein freundliches Wort oder ein kleines Trinkgeld den Zugang. Ungleich mehr jedoch ist die Annäherung an den Platz der Omarmoschee erschwert. Ich war heute ganz allein, denn so glaubte ich würde ich weniger gehindert seyn, bis in den bedeckten Gang vorzudringen, der auf Sievers Karte von Jerusalem als Xystus bezeichnet, auf Catherwoods Grundriß jedoch als bedeckter Bazar (unter q) benannt ist. Hier hatte ich das wahrhaft prachtvolle Gebäude der Omarmoschee unmittelbar und ganz nahe vor Augen. Einige Aegyptier, Soldaten, die mir dort begegneten, ließen mich ruhig meines Weges gehen, schon war ich, nach meinem Bedünken bis jenseits der Hälfte des Ganges gekommen, da traf ich auf einige Turken, unter denen ein ältlicher, der seiner Kleidung nach von vornehmeren Stande war, mir zuwinkte, ich solle umkehren. Ich blieb stehen bis jene zu mir kamen, da bedeutete er mich nochmals, mit großer Freundlichkeit, daß es Christen nicht erlaubt sey diesen Weg zu gehen. So kehrte ich denn für heute um, betrachtete jedoch, denn dieß wehrte mir niemand, lange stillstehend, vom Eingang der bedeckten Hallen aus und durch sie hindurch die Stätte da einst Jehovas Herrlichkeit thronte.

Dienstags den vierten April führte mir der freundliche Vater Vicar abermals zu mehreren, bisher noch nicht gesehenen Merkwürdigkeiten der Stadt. Zuerst zu dem alten Gemäuer eines schmutzigen, von Arabern bewohnten Hauses, in welchem den Pilgrimen das Gefängniß gezeigt wird, da Petrus zwischen zwei Kriegsknechten an Ketten gebunden lag, und aus welchem der Engel des Herrn, die Ketten lösend und die eiserne Thür

eifrend ihn hinausführte [1]. In dem Kloster der Kopten, das wir von hier aus besuchten, sieht es etwas ärmlich aus. Nicht ohne besondre Theilnahme betrachtet der Pilgrim aus den christlichen Ländern des Westens die Ueberreste des nahe an der Ostseite der heiligen Grabeskirche gelegenen, alten, ehrwürdigen Hauses der Johanniterritter. Unter den dickstämmigen Feigenbäumen erhebt sich das zerrissene Gemäuer des vormaligen Glockenthurmes, dessen längst verstummte Glocken, an denen keine Hand des Feindes sich vergriff, seit Jahrhunderten unter den Trümmern und Schutt vergraben liegen. Das Armenhaus der Lateiner macht durch seine Reinlichkeit, durch die verständige Anordnung seiner Pflegeanstalten und den Fleiß seiner jüngeren Bewohner einen freundlichen Eindruck. Von noch andrer Art mag freilich jener gewesen seyn, den ein Pilgrim der früheren Jahrhunderte empfand, wenn er die Pilgerherberge und das Hospital betrat, welche die Kaiserin Helena zur Aufnahme und Pflege der nach Jerusalem kommenden christlichen Fremdlinge erbauen, und mit dem Nöthigen ausstatten ließ. Die gewesene Pilgerherberge liegt innerhalb, das Hospital nordwestlich außerhalb dem jetzigen Bazar der Stadt, und das letztere ist seit mehreren Jahrhunderten zu einem Versorgungshause der armen Türken geworden, die, gleich den Christen, ein Zug der Verehrung zu der heiligen Stätte hieher führt, an welcher der Tempel steht, „da Dem, welcher in seinen Hallen betet, eine Gewährung Dessen zugesagt ist, das er bittet [2].“ Wir sahen in

[1] Irrthümlich S. 12 [illegible]

[2] Dieses merkwürdige Anerbieten der Bekenner des Islams [illegible]

den unteren Räumen mehrere große, metallene Keſſel, davon der eine von uns gemeſſene gegen funf Fuß im Durchmeſſer hatte; dieſe und andre Gerathſchaften ſollen noch ein Vermächtniß der mütterlichen Vorſorge der frommen Kaiſerin fur die Armen und Hungernden ſeyn. Die Turken, welche da am Boden ſaßen, und auf die Mahlzeit, die man eben bereitete, warteten, ſchienen beides zu ſeyn, und die jetzigen Miethleute des Haußes bewahren ja vielleicht nur, mit ehrenwerther Sorgfalt, das anvertraute Gut den rechtmäßigen, jetzt aber in einem Unterſuchungsprozeß der Schulden begriffenen Erben auf. Wir kletterten nach allen Richtungen auf dem alten Gemäuer des großentheils leer ſtehenden, mächtig großen Gebäudes herum, und erfreuten uns namentlich an dem Anblick von Tauben, mit roſenrothem Gefieder des Halſes und der Bruſt, welche in den Löchern der Mauern niſten.

Von dem Gebäude des Spitales brachte unſer Führer durch eine Seitengaſſe uns herüber nach der via dolorosa. Ich bewunderte öfters die Weisheit, mit welcher der wohlunterrichtete Mann uns Fremdlinge auf einzelne Sehenswürdigkeiten hinwies. Dort, ſo ſprach er, bei

---

Salomoniſchen Tempels, nach 1. Kön. 8, V. 30 — 50 zugenommen ſcheint, iſt auch der Grund, aus welchem die Türken ſo eiferſüchtig darüber wachen, daß kein Chriſt oder Jude die Moſchee des Omar betrete. Sie glauben, daß, wie jedes andre Gebet, ſo auch das des Juden oder Chriſten, hier im Sakhara-Tempel Erhörung finden werde, und fürchten dann die Feinde des Islams möchten darum bitten, daß ihnen Jeruſalem mit ſeinem Tempel wieder eingeraumt werde.

dem bunt bemahlten Hauße, haben unsre Väter an das Haus des reichen Praßers und des armen Lazarus gedacht; hier, sagen Einige, soll der Pallaß des Herodes gestanden seyn. An der angeblichen Stätte des letzteren vorbei giengen wir hinan zu jenem Hauße, bei welchem man den Pilgrim, als sey er hier unter dem vormaligen Obdache Simon des Pharisäers, der den Herrn bat, daß er mit ihm aße, an die rührend schöne Geschichte der Sünderin, Maria Magdalena erinnert, welche Seine Füße mit ihren Thränen netzte, mit ihrem Haare trocknete, dann salbete mit Salben und von Ihm, dem Herzenskundiger Vergebung empfieng, so wie die Fülle des seligen Friedens [1]. Das Haus, mit der längst verfallenen Magdalenenkapelle ist jetzt im Besitz eines arbeitsamen Turken, der die Andacht der Christen in seinem Hauße gerne zuläßt und duldet.

Wir naherten uns hierauf bei dem Besuch einer alten christlichen St. Johanniskirche, in deren oberen Stockwerk Korn aufgehäuft lag, den Mauern der Stadt, deren Zinnen wir weiterhin auch betraten. Die Aussicht über die Stadt und ihre Umgegend ist an einem der nachbarlichen Punkte sehr beachtenswerth. Von hier, an der Mauer hin, zum Damaskusthore hinaus, besuchten wir die „Grotte des Jeremias," eine Felsenhalle von 70 Fuß Länge und Breite, bei einer Höhe von 40 Fuß. Das Felsendach wird durch einige mächtige Saulen getragen; vor der Grotte hat sich der jetzige Turkische Besitzer in dem verschlossenen Garten wie es scheint eine Familiengrabstatte angelegt. Das ganze Ansehen, obwohl der sogenannten Jeremiasgrotte als manchen andern benach-

[1] Luc. 7, 37 ff.

harter Eintiefung in die Felsenwände lässet auf eine künstliche Entstehung durch die Menschenhand schließen. Hier und noch mehr am Gihon und in seinem Thale scheinen die meisten jener Steinbrüche gewesen zu seyn, aus denen die Bauleute des ältesten Jerusalems ihre so oft aus einander gerissenen und neu zusammengefügten Bausteine entnahmen.

Auf dem Hügel, jenseits der Jeremiasgrotte, wird die Stadt von der Nordseite in ihrer ganzen Ausdehnung überblickt. Nicht fern von hier, so erzählt die Sage, war der Ort wo der Hohepriester Jaddus in hohenpriesterlichen Gewand, hinter ihm der Zug der andren Priester in weißen Kleidern Alexander dem Großen, der gekommen war die Stadt zu züchtigen, entgegentraten. Und siehe der große König, welcher, ohne dieß zu wissen, auch durch sein Tagwerk, dem König der Könige den Weg bahnen sollte *), ward bei dem Anblick tief erschüttert. Denn zu Dium in Macedonien war der Hohepriester, so wie ihn jetzt das wache Auge sahe, dem Alexander im Traumgesicht erschienen, hatte ihn zum Beginn des Heldenlaufes nach Asien ermahnt und den Sieg verheißen. Und der „Welteroberer," der vor keiner Macht der Welt sich gebeugt, neigte sich hier voll Ehrfurcht vor einer Gewalt, die im Verborgenen die Geschichten der Völker und ihrer Reiche lenkt und führet **). So waltete ein Schrecken von Gott über deinen Mauern Jerusalem, der nicht Sanheribs Macht allein, sondern die aller deiner

*) M. c. Raumer Pal. S. 171 Note 18.

**) Ueber diese von Josephus in seinen jüdischen Alterthümern erzählte Begebenheit vergleiche man die Bemerkungen von Raumer a. a. O. S. 369 u. f.

Feinde hinwegsäuberte, so lange noch in der Treue wohnten und Glauben, nach Jehovahs Bunde. Du, vor allen Städten der Erde, solltest den Völkern es bezeugen was ein Volk sey und vermöge, dem der Herr sein Gott ist und was aus demselben werde, wenn es seinen Fels verlassen und wenn Jehovahs Schutz und Aufsehen von ihm gewichen.

Auf dem Rückwege erzählte mir unser Führer noch Einiges von den Begebenheiten des letzten Aufstandes der Araber gegen Ibrahim Pascha. Der damalige Gouverneur war ein Sohn des Anführers der feindlichen Banden, auf sein Anstiften wurden diese bei Nacht durch das Stephansthor eingelassen, später gab man vor sie seyen durch alte, unterirdische Gänge hineingekommen. Das damalige Benehmen des Landvolkes der Umgegend, so wie der mohamedanischen Bewohner der Stadt gegen die wenigen fränkischen Christen gab einen Beweis von der Achtung und Liebe, welche diese, weder durch Gaben noch durch Ansehen, sondern bloß durch die stille Gewalt ihres Benehmens bei den jetzigen Bewohnern Palästinas sich erworben haben.

Die späteren Stunden des Tages brachte ich an der Ostseite der Stadt zu, anfangs allein, dann innerhalb dem Stephansthore, an meinem Lieblingsplatze (nach S. 527) in der Gesellschaft des hier zeichnenden Malers Bernay. Mein Auge ruhete bald am Oelberge, bald auf Moria und auf der Gihonshöhe mit ihrem Tempel. Die erste Woche in Jerusalem gieng eben jetzt zu Ende; mir war es als hätte ich schon seit Jahren hier gewohnt und die Sonne aufgehen sehen über dem Oelberge, untergehen über dem Gihon. Ich war an der kleinen, steinernen Treppe hinaufgezogen zu einem der niedreren Thürme der

Mauer, aus deren Lücke ich hinabschauen konnte nach dem im abendlichen Schatten ruhenden Gethsemane. Ein Gefühl des Friedens durchdrang meine Seele, es war als wollte der Gedanke in mir laut werden: „hier sey deine Heimath.“ Da tönten mir lauter als jener Gedanke die Worte eines Liedes des seligen Tersteegen in mein innres Ohr:

„Noch weiter“ heißt des Ehrsüchtigen Leumaswerk
Kein Pilger bleibt am fremden Ort.
Was kann die Sichtbarkeit dir geben
Dein Heim ist Gott und ewig Leben. —
Zu dem das sein ist sehnt der Geist sich hin;
Ach daß ich nicht schon fertig bin.

Ja, deine einst sichtbare Herrlichkeit, du hehrer Morija ist vergangen bis auf einen Schatten, dem der Pilger sich nicht einmal nahen darf; vorlängst schon hat man in deinem Heiligthum die Stimme vernommen: „Lasset uns von hinnen ziehen.“ Und du Zion stehest verwaiset, denn das Scepter des äußren Königthumes ist von Juda dahingenommen und entwendet; deine Königshäuser sind zu Schutthaufen geworden. Und wenn auch das Vergängliche nicht vergangen, das Sterbliche nicht gestorben wäre, so bliebe deine Herrlichkeit dennoch nur ein Vorbild und Schatten des Urbildes das nie veraltet. Darum, so erquicklich auch der Schatten, ist es doch das Licht was allein das Auge vergnügt; nicht Sein Zelt, Ihn selber sucht die Seele und es bleibt bei den weitren Worten jenes Liedes:

— — — du Schönheit alt und neu
Dich lieb ich, mach zum Tod mich treu:
Ich überlaß mich Deinem Leiten
Bis in die freyen Ewigkeiten.

Die Sonne war ſchon untergegangen, da wir uns aufmachten von unſrem Orte, und, den Schmerzensweg (die via dolorosa) hinan, durch die ſtillen, menſchenleeren Gaſſen heimzogen in unſer Pilgerhaus. Morgen, ſobald man das Thor öffnete, wollten wir eine Wanderung antreten nach Bethlehem; darum begaben wir uns zeitig zur Ruhe, in deren äußere Erquickungen auch eine innre Ruhe ihre belebenden Kräfte ergoß.

Bayerische Staatsbibliothek München

Berichtigung.

Der bei weitem größeste Theil der armen Steinart die nach S. 301 am Eingang des Thales Hebron im Sicut vorkommt ist Pistazit.

Reise

in das

Morgenland

in den Jahren 1836 und 1837.

Dritter und letzter Band.

Erlangen,
gedruckt bei C. P. Kunstmann.

Reise

in das

Morgenland

in den Jahren 1836 und 1837

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Schubert
Reise ins Morgenland

Dritter und letzter Band. 3

Mit einer Karte und dem Grundriße von Jerusalem.

Erlangen, 1839

bei J. J. Palm und Ernst Enke.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Dieser letzte Band meiner Reisebeschreibung, welcher heute vollendet vor mir liegt, führt den theilnehmenden Leser weiter durch das alte Heimathland des Glaubens, dann zu jenem des wissenschaftlichen Beschauens, endlich aber zurück zu dem Ort des leiblichen Daheimseyns. Indem ich am Schlusse der ganzen Arbeit noch einmal die Bahn betrachte, durch welche mein Reisebericht führt, erkenne ich freilich, lebendiger denn vielleicht irgend ein Andrer, die Mangelhaftigkeit dieses Führers. Denn obgleich es die Quellen vom Hermon und Libanon, von Judaas und Ephraims Gebirgen, dem vorüberrinnenden Bächlein meiner Beschreibungen an Nahrung nicht fehlen ließen, blieb dieses dennoch ein Siechbach, welcher nur

zu oft dem Gesetz des Falles unterliegend von der Höhe herab in die dürre Ebene der Alltäglichkeit sich ergoß und hier im Sande sich verlor. Wenn aber auch nicht selten ein Gebüsch der Tamarisken, das am Rande des vertrockneten Gießbaches grünet, die Erwartung des Lesers täuschen sollte, der sich da einem erfrischenden Quell im Haine der Cypressen zu nahen hoffte, möge dennoch der Getäuschte dem alten Reisebeschreiber nicht zu sehr zurnen. Es sind nicht allein die Quellen des Gebirges, die man nach Willkühr aufsuchen und wieder verlassen kann, welche dem dürren Lande sein lebendiges Wasser geben, sondern die Segnungen von diesem kommen am meisten und zunächst aus dem oberen Gewölk, über dessen Erguß und Lauf unser Wille keine Gewalt hat. Und selbst jene Weise der Darstellung, welche dem armseligen Gebüsch der Tamariske aus der Ferne die anscheinende Gestalt der edlen Cypresse verleihet, kam nicht aus der Willkühr des Beschreibers. Die Erinnrung an das vorhin Empfundene und Erlebte ist ein Abendroth, welches selbst die unscheinbaren Nebel der Höhe mit seinem lieblichen Purpur bekleidet, und zugleich auf das Angesicht Dessen der es betrachtet und beschreibt, einen veredlenden Schein wirft, der jenem von Natur nicht zukommt.

Es war anfänglich meine Absicht als Anhang zu diesem letzten Bande meiner Reise ein Verzeichniß von Arabischen Namen der Naturkörper, namentlich der Pflanzen und Thiere zu geben. Dieses war der Grund aus

welchem ich die Arabiſchen Benennungen, auch wo ſie mir bekannt geworden, im Buche ſelber nur ſelten beifügte. Abgeſehen jedoch davon daß der Inhalt des dritten Bandes ſelber unter der Hand zu einer größeren Ausdehnung angewachſen war als ich erwartet hatte, und daß ein ſolches Namensverzeichniß nur für den geringſten Theil der Leſer, für welche ich zunächſt dieſes Buch ſchrieb, von Intereſſe ſeyn wurde, hielt ich es nach reiflicherer Ueberlegung auch aus andren Gründen für beſſer jenen weitläuftigen und dennoch lückenhaften Anhang für eine paſſendere Gelegenheit zurück zu behalten.

Eine Zuſammenſtellung unſrer auf der Reiſe von Kairo bis nach Beirut gemachten barometriſchen Beobachtungen ſammt den hierauf gegründeten Berechnungen der Höhen verſpricht mein verehrter College, Dr. C. A. von Steinheil, welcher dem Geſchäft jener Berechnungen freundlich ſich unterzog, in den Denkſchriften der Münchner Academie der Wiſſenſchaften zu geben. Freilich geht jenen Angaben leider die Sicherheit ab, die ſie nur durch correſpondirende Beobachtungen erhalten konnten, und von den vier aus München wie aus Wien mitgenommenen Barometern war das einzige, durch Dr. Erdls unermüdete Wachſamkeit noch für den letzten wichtigſten Theil der Reiſe gerettete, vielleicht nicht einmal das beſte; dennoch können unſre Beobachtungen einen vorläufigen Anhalt für die Höhenkenntniß von Paläſtina geben.

Die hier beigefügte Landcharte, zu welcher mein treuer Reisegefährte Dr. Erdl den Plan von Jerusalem, großentheils nach Catherwood zeichnete, gewährt nur eine allgemeine Uebersicht über die Richtung unsres Weges; von dem Haupt- und Mittelpunkt der ganzen Reise, von der Landschaft Palästina's, wird die hoffentlich bald erscheinende Karte meines Freundes K. von Raumer ein möglichst vollständiges und getreues Bild geben.

Die Auswahl aus den Zeichnungen meines Reisebegleiters, des Herrn Maler Bernatz liegt nun vollendet, in vier Heften, vor. Wenn diese Abbildungen auch keineswegs auf glänzenden Effekt berechnet sind, so kann ich dagegen deste mehr die gewissenhafte Treue rühmen, mit welcher dieselben an Ort und Stelle entworfen sind. Die von mehreren Seiten gerügte Ungleichheit der Abdrücke war nicht die Schuld des in weiter Entfernung vom Druckorte wohnenden Künstlers.

Sehr zu beklagen habe ich, daß mir die vorläufigen Berichte der Herren Robinson und Eli Smith über ihre Reise in Arabien und Palästina (in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes) erst nach dem Abdruck des zweiten Bandes meiner Reise zu Gesichte kamen. Ich würde mich sonst ausführlich über die Gründe erklärt haben aus denen ich noch jetzt, übereinstimmend zwar im Ganzen mit den Wahrnehmungen jener trefflichen Beob-

achter, zugleich aber auch in Berücksichtigung von Sievers, Catherwoods u. A. Annahmen über den Lauf der alten Mauern von Jerusalem, es für mehr als wahrscheinlich halte, daß die Stätte, auf welcher die h. Grabeskirche erbaut ist, zur Zeit von Christi Kreuzigung außerhalb der Stadtmauern gelegen sey, und daß sie die wirklichen Orte von Golgatha und vom heiligen Grabe umfasse. Uebrigens freue ich mich von Herzen auf das Erscheinen einer Reisebeschreibung, welche so reichhaltig zu seyn verspricht an Aufschlüssen über die Geographie und Naturbeschaffenheit von Palästina denn vielleicht kaum eine andre der neueren Zeit.

Ich bin befragt worden wie hoch sich wohl die Kosten einer solchen Reise, wie die unsrige war, belaufen mochten? Hierauf kann ich antworten, daß wenn eine kleine Gesellschaft, etwa der unsrigen an Zahl der Personen gleich, denselben Weg einschlagen wollte den wir zurücklegten, die Ausgaben für eine Person beiläufig 900 Thaler Preußisch oder nahe 1600 Gulden rheinisch betragen mochten; daß man aber bei der jetzigen Einrichtung der Dampfschiffahrt gar wohl mit etwa 800 Gulden die Reise von Triest nach dem gelobten Lande, dann durch ganz Syrien und von dort zurück nach Triest machen konnte. In der That, gering und unbedeutend waren die äußren Opfer, Entbehrungen und Mühen welche diese Reise erfoderte, gegen den Genuß und Gewinn welchen sie uns brachte; denn wir wur-

den im ganzen Verlauf derſelben wie auf Adlersflügeln geführt und bewahrt; ſelbſt die Wüſte gewährte uns Freuden welche im Geräuſch der Städte kaum gefunden werden.

Pähl im Ammergrunde am 28ſten Auguſt 1839.

Der Verfaſſer.

Inhalt des dritten Bandes.

I. Wanderungen durch Palästina und Syrien S. 1 bis 384.

Das Auferuhen S. 1, 2, Pilgerheimweh 3, 4.

Bethlehem, Thekoa und St. Johann S. 5 — 36. Reiseplan 5, Anfang des Regens nach Bethlehem 6, Brunnen der Magier, Kloster des Elias 7, accararabische Frage 8; Rahels Grab 9; eine geistige Weinlese 9, 10; Armuth der jetzigen Bethlehemiten 11; ihre Geschäftigkeit und künstlichen Handarbeiten 12 — 15. Freundlicher Wiederempfang im Kloster 16; die Grotte der heiligen Geburt, nebst historischen Erörterungen über dieselbe 17, 18; die Kirche Mariae de praesepio 19, die Krippe 20; Grotte des St. Hieronymus so wie der St. Paula und Eustochium 20, 21; Karelle der unschuldigen Kindlein 21; Grotte der Vergung 22. Wanderung nach Thekoa; Wadi Ebreteun 23; Verirren zwischen den Trümmern von Thekoa 24; das wahre Wort der Weissagungen 25; Trümmer der Christenkirche 25, 26; Aussicht über die Umgegend 27, 28; Abendbrod bei den Hirten 28, 29 Das Labyrinth 30; ein Ort der Lobgesänge 31, 32; der Krautenberg 33; Feld der Hirten 34, Abschied von Bethlehem 35. Zweiter Besuch in „Salomons Garten" 36; Salome's Teiche 37; der Quell 38; St. Georg 39. Rastbrunnen und seine Wasserträgerinnen 40, 41. Das Thal von St. Philipp 42 — 44. Beschwerlicher Gebirgsweg 45; Aussicht vom Berge 46 — 48; Ankunft

in St. Johann 49; das Terebinthenthal 50; freundliche Wohnstätte 51. St. Johann in der Wüste 52, 53. Der Klostergarten 54; Kloster des h. Kreuzes 55; Heimkunft nach Jerusalem 56.

Neuer Aufenthalt in Jerusalem S. 56 — 67. Soldatenroheit 57. Besuch bei der Sakharamoschee 58; Beschreibung ihres Aeußren 59, 60; Aussage eines Augenzeugen über ihr Inneres 61, 62; Nachtwache in der h. Grabeskirche 63 — 67.

Reise nach dem todten Meere und Santa Saba S. 67 — 103. Vereitigtes Verirren 68, 69; Ruinen in Süden von Bethanien 70; Brunnen der Apostel 71; wüste Gegend zwischen Jerusalem und Jericho 72; das Mordthal; der Berg der Versuchung 73; Thalkluft des Elisabaches 74; Ruinen und Stätte von Jericho 75; Nachtlager beim Dorfe Richa 76, 77; historische Erinnerungen 78; an Gilgal 79; Obdach des Feigenbaumes 80. Morgengedanken 81; der Jordan 81 — 84. Der Weg nach dem todten Meere 85; sein Wasser 86; — ne tiefe Lage 87, 88; Beschaffenheit der Ufer 89, 90; Erinnerungen an die Geschichte der Umgegend 91, 92; ökonomische Verlegenheit 92; ein Englisches Fahrzeug 93. Brandstätte der Natur 94. Mohamedanische Sagen 95. Die Wüste der Einsiedler 96; gefahrvoller Felsenpaß 97; die Klosterveste von St. Saba 98; Grotte des heiligen Saba 99; andre Sehenswürdigkeiten des Klosters 100; Abendliche Stille 101; nächtliches Geläute 102; Rückkehr nach Jerusalem 102, 103.

Naturgeschichtliche Bemerkungen S. 103 — 122. Eigenthümlichkeiten der Lage und des Klima's von Jerusalem 103 — 107; herrschende Gebirgsarten 108 — 110; natürliche Fruchtbarkeit von Palästina 111; Flora 112 — 116; Fauna 117 — 120; Großes im Kleinen 121, Abschied 122.

Reise nach Sichem und Nazareth S. 122 — 221. Abreise von Jerusalem und Rückblicke 122, 123. Verlegenheit des Forschers der Oertlichkeiten 124; Thal Ajalon und Beeroth 125; Ruinen daselbst 126; Gebirge Ephraims 127; Jabrut 128; Nachbarschaft von Bethel 129; Nachtlager in Sindschil. Aussicht nach Silo. Erinnerungen an das Land der Armuth 130 — 132. Nacht

lager im Freien 133. Verlust durch Diebstahl und ungerechter Verdacht 133, 134. Das Thal von Lidna 134, Sawia 135; Thal von Howara 136. Anblick des Garizim 136; Thal von Sichem oder Nablus; Jacobsbrunnen 137; Josephs Grab 138. Die Feindseligkeiten der Mohamedaner am Mohammedfeste 139, 140. Tag des Aschura 141. Jetziger Zustand von Sichem 142; das Griechische Pilgerhaus 143, 144. Der Abhang und die Höhe des Garizim 145; Gartenanlagen 146; Eleasars Grab 147. Der alte Stadtthurm mit seiner Aussicht und seinen Erinnerungen 148—149. Justinus Martyr der Sichemit 150, 151. Nochmaliger Besuch bei dem Brunnen der Samaritanin und der Josephs Grabe 152—154; westlicher Nachtlager 154; Route aus Sichem 155; Samaria 156; Gerodes und St Johannes der Täufer 157; Ruinen der Johanniskirche 158. Ruinen der alten Kathedrale und Palaste 159, 160. Gebirge des Todes 160. Stätte von Bethulia 161. Nachtlager bei Dschenin 162. Das Gebirge Gilboa 163; Ausblick auf die Stätte von Jezreel, Endor u. s. 164; Fernsicht des Thabor und des Hermon 165. Fruchtbarkeit der Ebene von Jezreel 166; der Ruinen und die Berge von Nazareth 167. Ankunft im Kloster während eines heftigen Sturmes 168; Betrachtung der Umgegend von Nazareth und der Stadt selber 169, 170; Kirche der Verkündigung, Brunnen der Maria, Haus des Joseph u. s. 171. Der Weg nach dem Thabor 172; ausgedehnter Umblick des Berges 173; Natur 174; die reiche schöne Natur des Gipfels und die Aussicht von demselben 175, 176. Zertrümmerte Bergveste mit dem schlafenden Einsiedler 177, 178; Erinnerungen welche der Anblick des Thaborgipfels und die Aussicht hinab auf das Schlachtfeld von Hattin weckt 179. Kurzer Ueberblick über die Geschichte der Verklärung; innere Grund ihres Entstehens 180, 181; der tiefe Hintergrund ihres ersten Hervortretens 182, 183; mannichfache Entartungen auch des höheren Anfanges 184—186; wirkende Kraft und Tauerkeit 187—189; unverkennbare Beziehungen eines christlichen Heldenmuthes und selbstgeschaffenen Sinnes 190—195, das Leben aus dem Tode 196—198. Irrthümliches Nachsinnen 199. Die Ruinen auf dem

Thabor 200; Heimweg nach Nazareth 201, 202. Der Weg nach dem Carmel; St. Giacomo 203; das Dorf Geida und der Tell Scheikh Berait 204; das grasreiche Kisenthal und der Umriß des Carmel 205; die Elias-schlacht und die Statte des Opferaltars 206, 207; Kaipha 208; der Bazar 209. Das neue Klostergebäude am Carmel 210; seine schöne, vortheilhafte Lage zur Aufnahme von neuen Ankömmlingen aus Europa 211; die Flora der Umgegend 212; Aussicht 213; Europäisch-stattliche Einrichtung im Innern des Klosters 214. Die neue Kirche und ihre Kunstwerke 215. Akre oder Akko 216, 217; Atlit und andre Orte der Nachbarschaft 218, 219; der Padre Matteo; Heimkehr nach Nazareth 220; Abschied von da 221.

Reise von Nazareth nach Damaskus S. 221 — 276. Weg nach Cana in Galiläa 221, 222; die Ebene von Hittin und die Geschichte des 4ten Juni 1187 223 — 230. Der Nordrand des Tiberiassees, angebliche Statte der Speisung 231. Tiberias in seinem vom Erdbeben schadhaften Zustand 232, 233; die hiesigen Israeliten 234, 235; die Trümmer aus Römischer Zeit 236; der See und seine günstige Lage 237, 238; die warmen Heilquellen 239; bedeutungsvolle Umgegend des Sees 240. Allgemeines Verirren 241, 242; Nachtlager am See 243; eine Nachfeier des Auferstehungsfestes 244, 245; der rauchende Bach 247; ein ungestümer Bettler 248, 249. Magdala 250; Nachbargegend des alten Capernaum 251, 252. Der Josephsbrunnen 253; Aussicht auf Sarbet 254; Dschebel Szafad 255; die Jacobsbrücke 256 — 260; nächtliche Ruhe und Unruhe 260, 261. Fortsetzung der Reise uber den hohen, östlichen Jordansrand 261; Eichen von Bajan 262; eine Landschaft von Ituräa 263; Newaran und Tell el Khanzyr 264; die Gegend der Phialaquelle und von Kamerya 265, 266; Sturmwind und nothdrungene Frugalität 267, 268; kaltes Nachtlager auf der Heide 268, 269. Der Geburtstagsmorgen 269, 270; Saja 271; die öde Hochebene 272; Nachtlager bei dem Khan el Scheikh 273. Das Dorf Kokab 274; Wettrennen der Mucker 275; Ankunft im Lateinischen Kloster von Damaskus 275, 276.

Damaskus 276 — 305. Beſchreibung des erſten Eindruckes in der Bilderſprache des Orients 276 — 279; die Myſtik des Orients 279, 280. Lebliches Freudegefühl 280, 281. Frühere Unduldſamkeit der Bewohner von Damaskus gegen die Franken 281; jetzige Duldſamkeit 282. Klima und Cultur des Bodens der Umgegend 283 — 286. Der Kaſſunberg und ſeine Saaen 286, 287; Saladins Grab; die Moſchee der Ommiaden 287; chriſtliche Erinnerungen 288. Damaskus das Madrid, wie Kairo das Paris des Morgenlandes 289; das Alter von Damaskus und die Zeit ſeiner Verwandtſchaft mit den Städten des abgelegneren Oſtens 290; Straße und Bazar 291; das Gemüth der Bewohner 292; Veranlaſſung zur gehäſſigen Verſtimmung der heftigen Mohamedaniſchen Bewohner gegen die Chriſten 293; kriegriſche Gewerbthätigkeit der Damascener 294, 295; Vorzüge für kunſtige Bewunderer 296. Nähere Betrachtung der hochberühmten Moſchee der Ommiaden die zuerſt ein Tempel der Juno war 297, 298; andre Bauwerke und Erinnerungszeichen des heidniſchen wie des chriſtlichen Alterthumes 299, 300. Die Charfreitagsfeier der orientaliſchen Chriſten 300, 301. Kaffeehäuſer von Damaskus 301. Ein verborgner Edelſtein 302, 303; allerhand Bekanntſchaften 303; Salbeich und Mr. Farren 304.

Reiſe von Damaskus nach Beirut S. 305 — 350. Verſtimmung der Seele durch kleinen Anlaß 305, 306. Der Antihbanen 307; glücklich vorübergegangene Gefahr 307; Lieblichkeiten der Gegend; Thal des Barrada 308; das Dorf Sbaſſeme; Nebi Abel mit Abels vermeintlichem Grabe 309, 310; El Suk mit den Ruinen ſeiner Nachbarſchaft 311. Das Nachtlager auf dem Nakeib 312. Jebdeni. Bica über den Antilibanen 313; Nachtlager in einem Kirchlein von Jaraun 314, 315. Das Thal der Thaler 316. Marco Polo's Paradies der Aſſaſſinen 317; Steinbruch von Baalbeck mit ſeinen rieſenhaften Bauſteinen 318. Der Biſchof von Baalbeck und ſeine Wohnung 319, 320. Betrachtung des jetzigen Baalbeck und ſeiner natürlichen Lage, mit Rückblicken auf ſeine Geſchichte 321 — 325. Kurze Beſchreibung der Ruinen des Sonnentempels und des Pantheons 326 — 331. Fort

Lindsays Briefe und Vergleich von Baalbeck mit Palmyra 331, 332. Sterbegedanken des Heidenthumes 333; der Festvorabend unter den Ruinen 334. Theilung der Reisegesellschaft für mehrere Tage 335; Rückblicke auf die alten Herrlichkeiten von Baalbeck 336, 337. Der Weg durch das Bekaa; Meaconen einer wandernden Turkomannenhorde 338. Quellen des Leontes; Dschebel Sann; vornehmer Reuter 339. Gastmahl der Bewohner von Gerak im Freien 340; Noahs Grab 340, 341. Ankunft in Sachle; freundlicher Empfang im dortigen Maronitenkloster 341. Der Nachmittag des Himmelfahrtsfestes unter blühenden Rosengebüschen; langentbehrtes Geläute der Vesperglocken 342. Herzliche Theilnahme der christlichen Bewohnerinnen von Sachle an den beiden fränkischen Pilgerinnen 343; Fleiß und christlicher Eifer der Einwohner von Sachle 344. Fröhliche Abendtafel im Kloster 345; Feuersgefahr 346; Abschied von Sachle und vom Anblick des Quellgebietes des Jordans 347; der Dschebel Aschan und die Aussicht von seinem Gipfel auf das Meer 347. Nachtlager auf dem Dache des Khan Hussein, Umgegend des Khans 348, 349. Unaussetzlicher Durst eines Derwisches 349. Ankunft der einen Abtheilung der Reisegesellschaft in Beirut 350.

Reise zu den Cedern des Libanon, beschrieben von Dr. Johannes Roth S. 351 — 375. Schwierigkeiten der Reise, gleich nach den ersten Stunden durch das Erkranken des Maulthiertreibers erhöht, der die Reuenden geleiten sollte 351; Umweg, durch die Schneemassen geboten 352, Wildheit und erhabene Naturschönheit der Gegend 352, 353; seltsamer Holztransport 353. Die Schneemassen in der Nachbarschaft des Dschebel Makmel 354; erhebende Aussicht auf die Ferne, niederschlagende auf die Nähe 355; Rückerinnerung an eine Bergfahrt am Sinai (eine Episode) 356. Gefahrvolles Hinabsteigen 357; Nachtlager auf der kalten Höhe 358. Ein freundlicher Geleitsmann aus dem Dorfe Hasran 359. Das Thal und der Hain der Cedern 360, 361. Das Heiligthum des Waldes 362; Flora der Gegend 363; gastfreundlicher Empfang in Beschierri, beim dortigen Scheik 363; Dr. Gaetano Gaetani; traumliche Nachtruhe unter dem gastfreien Dache

Obdach des Scheikh 365; die Gegend und ihre Bewohner 365. Ankunft in Eden; seine Lage 366. Liebevolle Aufnahme und Bewirthung im Hause des Scheich Petrus von Eden 367—370; Nachtlager in Sibbahl beim Scheich Tobia 371; Weg hinab nach der Küstenebene von Tripolis 372, 373; Nachtlager bei Batrun. Ankunft in Beirut 374.

Beirut 375—390. Vergleich des Lebens der Reise durch die Wüste und durch Palästina mit dem in einem Europäisch eingerichteten Gasthofe 375, 376. Freundliche Begrüßung aus der Ferne; Gefälligkeiten des Griechischen Consuls Thorne 377; Lage und natürlicher Reichthum von Beirut 377—379, die Bewohner und ihre Beschäftigung 380, 381. Ein St. Simeonl 381. Erfreuliche Bekanntschaften und artige Genüsse in Beirut 381, 382. Das Griechische Marienfest 383; unerwartetes Wiedersehen 384; Wahl der Schiffsgelegenheit 385. Die Feier des Pfingstfestes im fernen Lande 386, 387; Reise des alten Perthes 388. Eine mannichfach gearbeitete Schiffsgesellschaft 389; Sehnsucht nach der Heimat 390.

II. Reise nach Griechenland S. 391—514.

Die Seefahrt nach Patmos S. 391—443. Die Qualen der Unsicherheit 391; die Einrichtung des Schiffes 392, 393; dankbarer Abschied 394; die erste Nacht im Schiffe 394, 395; letzte Ansicht des heiligen Landes 395. Unterhaltungen auf dem Meere 396; Annäherung an Cypern 397; seine Gebirge und sein natürlicher Reichthum 398, 399; Landen und Einkäufe bei Limasol 400. Das wechselnde Glück der Seefahrt 401, 402, eine Schule der Geduld 403; Windstöße und Windstille 404, Mangel und Sturm 405; vergebliche Versuche in den Hafen von Candia zu Rhodus einzulaufen 406. Die denkwürdigen Nachtlage in Cacamo 407; die Nekropolis des Ortes 408; Gespräche mit griechischen Matrosen und Pilgrimen 409, der Sabbathvorabend bei den Arabern 410; Lebensrettung des Syrischen Juden 410. Sonntagsstille und Sabbathsfrieden in der grünenden Einöde der Inseln 411—414. Abfahrt von Cacamo und neuer Kampf mit den Elementen 415, 416. Anblick der Insel Rhodus und der Ruinen von Patara 416, 417.

eine Geburtstagsfeier auf dem Meere 417, 418; eine fremde Weininspection 419; Annäherung an Rhodos und Symi bei täglich mehr sich steigerndem Manael im Schiffe 419, 420; ein kärgliches Sonntagsmahl 421. Ein günstiger Wind der sich zum Sturm verstärkt 421, 422; ein Gewitter auf dem Meere 422. Ein Nachtgespräch der Seele 423; Annäherung an Patmos 424; Zeitvertreib mit Sagen des Volkes 425; Einlaufen in den Hafen der Insel und Lob der billigen Quarantäne 425; Erquickung nach langer Noth und Hinaufsteigen nach der Stadt 426; die Grotte des Apostel Johannes 427; das Kloster des h. Kristodulos 428; das gastfreie Haus des Kapitäns 429. Naturgeschichtliche Bemerkungen über die Insel 430—432. Aerztliche Thätigkeit des Dr. Roth in Patmos 433. Christliche Erinnerungszeichen 433, 434. Edle Natur und Sitte der Bewohner der Insel 434—436. Verhältnis zur jetzigen Türkischen Oberherrschaft 436. Ueberzahl der Frauen 437. Die frühere Nebenbestimmung des Klosters zum Zufluchtsort der Bewohner und ihrer Güter 437, 438. Der Lug ins Land 438. Wanderungen und Abschiedsbesuche am vorletzten Tage des Aufenthaltes 438, 439. Stille Feier eines Festvorabends in der Grotte der Apokalypse 440; der ländliche Feiertag 441. Der nordwestliche Hafen 442; Abschiedsgesang und Abschiedsgedanken 443.

. Fahrt von Patmos nach Syra und Athen S. 443—514. Lebewohl 443; neue Ungunst der Elemente 444; Anblick von Amorgos und Mykonos, gefährliche Nachbarschaft der Felsen-Stiere 445; das Kreuz des Kreuzens 446; Anblick von Stenosia und Naxos 447; Paros und Delos 448, 449; Tenos 450. Ankunft im Hafen von Syra 451; die fremden Segel- und Dampfschiffe 452. Besuch von Landsleuten 453. Ein gefährlicher Anstoß 453, 454. Auszug aus dem Schiff in die Landquarantäne 454. Beschreibung der neuen Wohnstätte 455; unser Leben in der Quarantäne 456—458. Eine Illumination 459; Hineinziehen in die Stadt und gastfreundliche Aufnahme in derselben 460. — Die Volksschulen in Syra und der in ihnen herrschende Geist 460—463. Hildner, Sandersky, Robertson 464. Abreise von Syra

in einem kleinen, Griechischen Segelboot 465; Ausfahrt aus dem Hafen 466; der förderliche zugleich aber unbequeme Seitenwind 466; Anblick von Seriphos, Serpho-Pulo und Thermia 467; Ceos 468; Euböa und das Vorgebirge Sunium 469; Aegina; Fernanblick der Akropolis von Athen, Einlaufen im Piräus 469, 470; ein neuer Gastfreund 471. Annäherung an Athen; Vergleich desselben mit Jerusalem 472, 473, so wie der vormaligen Bewohner beider Städte 474. Athens Auferstehen aus der Asche 475. Zustand der Stadt und ihrer Bewohner vor der Griechischen Revolution nach dem Bericht eines zuverlässigen Augenzeugen 475 — 477. Erster Eindruck des jetzigen Athens 477. Freundliche Bewillkommnung im Hause des Collegienrathes Brandis 478. Spaziergang am ersten Abend 479; Stätte des Areopags; Gefängniß des Sokrates 480. Konig Otto von Griechenland 481 — 483; die junge Königin 483. Ignaz von Rudhart 484 — 488. Die Akropolis 489; Trümmer der Propyläen 490; Thurm des Odysseus; Tempel der Nike apteros 491; der Parthenon 492; Aussicht von seinem Gemäuer 493; das Erechteion 493; Stätte des Theaters; Ausgrabungen bei und innerhalb der Akropolis 494; Stätte des alten Odeions so wie des Musicions; Denkmal des Philopappus 495; Rednerbühne der Pnyx 496; der Pantheon oder Olympicion 496; Tempel des Theseus, Thurm der Winde, alte Mauern des Hafens 497; das Stadium des Herodes Attikus mit dem Begräbnißplatz der Fremden 498. Deutsche Einwanderer und Soldaten 498, 499. Das eigentliche Volk von Athen 499. Ein alter Schulfreund 500. Feier des achten Juli; der naturhistorische Verein von Athen 501. Reichthum der Umgegend an fossilen Thierüberresten; die Anlage des botanischen Gartens 502. Leibmedikus Roser 503; genußreiche neue und alte Bekanntschaften 504, 505; philologischer Verein 505. Besuch bei der Stätte der alten Akademie 506; Wanderung auf den Penteliken 507; am Ilissus 508. Abschied von Athen 508, 509. Abreise mit dem Postschiffe, zurück nach Syra 509, 510. Bekehrungseifer des Mönches vom Sinai 511, 512. Eine Landpartbie 513; Abschied von Syra 513, 514

III. **Die Heimreise** S. 515 — 576.

Fahrt nach Livorno 515—552. Vergleich des Dampfschiffes mit dem Segelschiff 515, 516; das Dampfschiff Minos 517. Ansicht von Melos 518, 519; die Küstengegenden von Lakonien 520; Cerigo 521; Vorgebirge Tänarum 522, 523; Stätte von Kanopolis 524; geistiger und leiblicher Fernblick auf die Stätte von Olympia 525; Malta 526; die hiesige Quarantäne 527; Besuche von Freunden, mißliche Aussicht auf die Weiterreise 528; Bedenklichkeiten aller Art und vergebliche Streitigkeiten mit dem Kapitän des Minos 529; nothgedrungener Entschluß mit dem schadhaften Dampfschiff Sesostris weiter zu gehen 530; unangenehme Verzögerung der Abfahrt 530, 531; nächtliche gefährliche Ueberfahrt nach dem Sesostris 531; Ankunft auf diesem 531, 532; Annäherung an Sizilien 532, 533; die Ostküste der Insel 533; abendliche Beleuchtung der Gebirge 534; der Aetna 535—537; Taormina 537; Reggio und Messina 538, 539; Scylla und Charibdis 540, 541. Die Liparischen Inseln und der Stromboli 542—544; Fernansicht von der Küste von Kalabrien; Vorgebirge Palinuro und Position 545; Gegenden von Pästum und Salern; die Bucht von Neapel 546; Kurzes Verweilen bei Civita vecchia 547. Erste Vorüberfahrt an Elba 548; ein heftiger Seesturm 548, 549; zweite Annäherung an Elba 549, vergeblicher Versuch im Hafen von Porto longone zu ankern 549; Ausruhen in Porto ero 550, 551; Ankunft auf der Rhede von Livorno 552.

Die Quarantäne in Livorno S. 553—565. Zustand des Quarantäne-Gefangenen 553; freundlicher und unfreundlicher Empfang 553, 554; Beschreibung des fünfwöchentlichen Aufenthaltsortes 555; die Mitgefangenen 556; Benutzung des leeren Raumes 557; Tagesordnung 558; Tageslast und nächtliche Sorgen 559; Beschäftigung und Unterhaltung 560; unterhaltende Nachbarschaft 561; Erweisungen gastfreundlicher Liebe 562; Cholera-Scherz und Ernst 563; Sonnenschein und Sturm 564; günstigere Aussicht 565.

Reise über Florenz nach München S. 565—576. Zuspruch in der Stadt 565; Pisa und die beiden Savi 566. Florenz die blühende Jungfrau unter den Städten Italiens 567; Tagesordnung und tägliche Genüsse 568. Ein innres wie äußres Werk der Baukunst 568, 569. Wiedersehen von St. Croce und andern Denkwürdigkeiten der Stadt 569—571; Fülle der Kunst und Natur 571, 572. Ein andres Wiedersehen 573. Das gemiethete Haus des Herrschers 573, 574. Eine unerwartete Reisegesellschaft 574, 575. Bologna und Mantua 575; fröhliches Annahern an den heimathlichen Wohnsitz und Ankunft in München 576.

bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I. Wanderungen durch Palästina und Syrien.

Ich kenne ein Kranksein, nicht des Leibes, sondern der Seele, das mir immer, vor allen Arten des Krankseins wunderlich und geheimnisvoll erschien: sein Name ist *Heimweh*. Dieses bitterstüße Wehe hat mich befallen da ich noch Kind war; es hat mich öfters, mitten im raschen Laufe der Jünglingsjahre ereilt, hat mich besucht bei der Arbeit der männlichen Tage und nicht verlassen in der Zeit des heranrückenden Alters. Soll ich mit wenig Worten sagen was ich vom Heimweh weiß, dann nenne ich es ein sehnliches Verlangen nach Frieden, nach dem Stillseyn und Ausruhen aller Kräfte des Leibes und der Seele von dem Drang der Wünsche, von dem Treiben des Begehrens.

Hat doch schon jedes alltägliche, leibliche Ausruhen, nach vorangegangener Mühe und Arbeit eine Süßigkeit, welche, noch ehe man ihrer genoß das Sehnen weckt, und auf die, wenn sie vorüber ist, das Verlangen oft und gern zurücke blickt. Wenn wir darauf merken, bei welchen Stunden einer gewöhnlichen Wanderung über Berg und Thal die Erinnerung am liebsten verweile, zu

welchen ſie mit der höchſten Luſt zurückkehre, finden wir dann nicht: es ſind die Stunden der Ruhe, in denen der Leib, durchdrungen von den Kräften der Ruhe ſeine Füße aufhub zum Gang durch die grünenden Auen, und noch mehr die des mittäglichen Ausruhens im Schatten der Bäume, in deren Zweigen die Cicade ſang, vor allem aber am meiſten, mehr denn die Stunden der Ruhe oder die des mittäglichen Ausruhens ſind es jene des Abends, nach denen die Erinnerung gern ſich hinwendet. Jene Stunden der ſtillen Raſt, da ſich der ermüdete Leib am Bache des Thales, bei der Wohnung der Hirten erquickte, während die Sonne hinter der Felſenwand der Alpen hinabgieng und mit dem Ton der Vesperglocke zugleich das Lied der Steindroſſel ertönte. Wie das Eiſen, das man, eben noch glühend ins friſche Waſſer tauchte, hier zum feſten Stahle ward, ſo ſind auch die Erinnerungen aus den heißen Stunden des Tages während denen die innre Freudigkeit verſtummt war, erſt durch jene Weihe, welche die Stille des Abends über ſie ergoß zu einem feſtſtehenden Gut und Genuß der Seele geworden.

Und dennoch, was iſt alles leibliche Ausruhen; was iſt ſelbſt die friedliche Stille auf der Höhe und im Thale der Alpen, die Ruhe der Liebe im Haus der Eltern, nach welcher das Heimweh des Schweizers ſich ſehnt und abhärmet? Sind ſie doch alle bloß ein Schattenbild von jener Sabbathsruhe des Geiſtes, welche dem ritterlichen Kampfe des Lebens verheißen iſt, und welche Der kennet der ſie erfuhr.

Auch das Ausruhen in Paläſtina und bei Zions Burg, nach den Mühen der Wüſtenreiſe, war zuletzt nur ein Schattenbild des lebenskräftigen Urbildes, aber dennoch

ein solches, dem in besondrer Stärke ein Vorschmack innen wohnte, von den Süßigkeiten einer Ruhe, welche künftig seyn wird. Denn als der Wandrer dort verweilte bei der „Stadt des großen Königes," im Thale der Oelbäume, war es da nicht öfters als ob Salems Thor sich aufthäte und aus ihm hervorträte jener König des Friedens, Melchisedek, ein Priester Gottes des Höchsten, der auch über ihn, den Pilger im Thale, die Hände segnend aufhub? War es nicht, mitten in der Unruhe der Zeit, ein stiller Frieden der Ewigkeit, der sich zuweilen dort, am Fuße des Oelberges, in das Herz ergoß, wenn Leib und Seele sich freueten in dem lebendigen Gott und der Geist anbetete vor Seinem Haben? Und ob mich auch nun, im Obdache des heimlichen Vaterlandes nicht selten besonder das Gefühl des innren Friedens, so ergreift mich dennoch ein Sehnen des Heimwehes, wenn ich deiner gedenke, du hehres Land, das ich nur wie mit der fliehenden Eil eines Zugvogels durchwandelte; deiner du Jordan und Thabor, deiner du hochgebautes Jerusalem. Selbst der Traum der Nächte führt mich, dem hohen Nebo, Moses Grabe gegenüber, an die Ufer des todten Meeres, aber dieses erscheint dann nicht mehr als ein todtes, seine Fluth ist wie von einem Odem des Lebens mächtig bewegt, sein Wasser von Schaaren der buntfarbigsten Fische durchwebt.

Es war nicht das Weben des Abendwindes, im Wipfel der Palme am Merdja, nicht der Duft und die Farbenpracht des Landes der Lilien, im paradiesisch schönen Gefilde Esdralon, nicht der Wald der blühenden Granatbäume bei Nazareth oder das Rauschen der silberklaren Bäche vom Felsen herunter, in der Heimath der Turteltauben bei Magdala am Tiberiassee; nicht die hehre

Aussicht vom Carmel oder vom Libanon, was in meine Seele den Keim zu jenem tiefen Heimweh, zu dem Sehnen nach dem Wiedersehen des Landes der Verheißungen legte. Mit dem Hauche des Windes der am Abend über Josaphats Thal und des Oelberges Abhang sich aufmachte, wehete meiner Seele noch ein andrer, höherer Odem des Lebens an, als jener, der im irdischen Luftkreise liegt; der Thau vom Hermon, wenn er, über Nains Statte, da der Herr den Sohn der Wittwe aus des Todes Schlaf erweckte, herbsank auf Jesreels Lilienthal oder in das Myrtengebüsch bei Nazareth, war von andren Kräften der Erfrischung durchdrungen, als das gewöhnliche, leibliche Wasser sie einschließet; das Rauschen der Wellen des Sees und die Stimme der Waldtauben bei Tiberias und Magdala sprachen nicht nur, wie andre Naturtöne dieser Art von den Lieblichkeiten dieses Landes, sondern zugleich vor den Entzückungen des Petrus und Johannes, als nach der vergeblichen Arbeit der Nacht der Herr, der Sieger aus des Grabes Nacht, hier am Ufer des Sees ihnen erschien; oder von den Freuden des Wiedersehens der Magdalenerin, da sie klagend den heiligen Leichnam, der nicht mehr im Grabe war, aufsuchte. Darum du Heimweh nach dem Lande, in welchem meiner Seele Loblieder geboren wurden und Gedanken des innren Lebens, wie der Thau aus der Morgenröthe, will ich deine Schmerzen wie ein Kleinod in meinem Herzen tragen und bewahren, denn aus ihnen soll mir geboren werden und immer besser sich entfalten ein Heimweh der andren, höheren Art, das die Seele hinanziehet, wie auf Taubenflügeln, zu einer Statte, aus welcher ferner kein Hinwegscheiden seyn wird.

Bethlehem, Thekoa und St. Johann.

Wir verlassen jetzt mit der Beschreibung unsrer Reise Jerusalem, zu welchem wir später noch zweimal zurückkehren. Die erste Auswanderung aus der werthen Stadt führte uns gen Süden, nach Bethlehem und Thekoa, dann durch manches Thal und über steiles Gebirge, vorüber an den Garten und Teichen Salomons nach Baitdschalla, an jene Stätte da der Engel des Herrn Sanheribs Heer schlug; von hier durch den fruchtbaren Grund von St. Philipp und dann nach jenen Gegenden des Gebirges Juda, in denen die Trümmer des hochgebauten Modin der Makkabäer herabschauen auf das Thal der Terebinthen, das in Israels Geschichte durch Davids Sieg über den Goliath verherrlicht ward, und in dessen Nähe die Andacht der späteren, christlichen Jahrhunderte die Orte verehrt, da St. Johann der Täufer geboren ward und in der Wüste sich enthielt, bis daß er hervortreten sollte zu dem Volk (Luc. 1, V. 80).

Dem Wanderern durch diese Gegenden ergehet es wie einem Liebenden, welcher ausgehet den Freund zu finden, der über den Weg der Felsen vorangieng. Der Freund hat zum Zeichen, daß sein Fuß hier wandelte, bald hier bald da dem Gestein die Zeichen seines Namens eingeschrieben; dort wo er weidete, wo er ruhete am Mittage; ein jedes dieser Zeichen weckt das Sehnen der Liebe, das Sehnen Ihn zu finden, bis die Seele des Wanderers es innen wird, daß der Geliebte nahe sey; denn das was sie vernimmt in ihrem Innern das ist die Stimme ihres Freundes.

Der fünfte April war zur Reise nach Bethlehem bestimmt. wir mußten für diesmal zwei unsrer Ly-

Reisegefährten in Jerusalem zurücklassen, denn Dr. Roth war von einem fieberhaften Kranksein befallen und Freund Erdl mit dem Arabischen Knechte blieben als Pfleger bei ihm.

Es war ein herrlicher Morgen, da wir drei, der Maler Perugi und ich mit der Hausfrau, bald nach Sonnenaufgang uns zu Fuße aufmachten, während die andren Gefährten noch der Lastthiere warteten. Auf Ben Hinnems Thale und Gihons Teiche ruhete der Schatten; als wir, zur Rechten vom Berge des bösen Rathes, die Höhe betraten, umleuchtete uns der Schein der Morgensonne. Der Himmel war so klar und durchsichtig, daß es dem innren Auge schien als könne es da hindurch und hinaublicken nach der Urstatte jener leiblichen Verherrlichung, die sich vormals in Jerusalem und Bethlehem zur Natur des Menschen herabließ, und welche, wenn auch für längere Zeit aufgehoben und abgeschieden von der Statte ihres irdischen Erscheinens, dennoch zu dieser einst wiederkehren wird.

Wir hatten den Weg von Jerusalem nach Bethlehem schon einmal gemacht; damals aber, im Anblick der Stadt, welche der Reise Ziel war, ergieng es uns wie Jenen, denen die Sonne ins Angesicht leuchtet, und die vom Glanze der Herrscherin geblendet, das was zur Rechten und Linken liegt nicht bemerken. Heute sahe das ungeblendete Auge auch das minder Glanzende und Nahe. Die Höhe, über die man von Jerusalem nach Bethlehem hingehet, hat zu ihrer Linken das Thal Rephaim, oder der Riesen, in dessen grunende Tiefe man am ungehemmtesten erst in der Nähe von Bethlehem hinabschaut; zur Rechten senkt sie sich nach dem Laufe des Hebrongus an dessen Abhange Baitsahala liegt, die Grabstatte von Jan

herabs Heere. Nahe am Wege, zu unsrer Linken, sahen wir mehrere alte Gemäuer, unter ihnen vielleicht die Karelle Habakuks, ein Bauwerk aus der christlichen Herrscherzeit des Landes. Da wir zum Brunnen der drei Könige kamen, begegneten uns einige Bethlehemitische Christen. Sie schienen nicht vorauszusetzen daß uns die heilige Sage von diesem Orte bekannt sey und was uns in der Wortsprache der Leute vielleicht noch unverständlich hatte bleiben können, das ware schon durch die Zeichensprache erläutert werden, denn mit den Händen zeigten sie gegen den Himmel, wo der Stern, der den Weisen hier von neuem erschien, über der Stätte von Bethlehem glanzte.

Ohngefähr in der Mitte des nur zweistündigen Abstandes zwischen den beiden irdischen Hauptstädten der Geburt und des Todes stehet, auf dem Rucken des Bergsattels, das sogenannte Kloster des Elias, von griechischen Monchen bewohnt. Ueber hatte die Sage, die sich um Kloster erhalt, jene Stätte (die freilich jenseits Bersaba lag) versetzt, bei welcher sich der gewaltige Thisbite, vor Jesabel fliehend, unter den Gesträuch setzte und bat daß seine Seele stirbe, denn, so sprach er: „Es ist genug, so nimm nun Herr meine Seele; ich bin nicht besser als meine Väter." Jene Statte wo den Schlafenden unter dem Gesträuch der Engel des Herrn mit einem Brod und Wasserflasche, dessen Kräfte zum Lauf über einen großen Weg anreichten [1]. In der Nahe von hier überblickt man gen Norden die Stadt und Umgegend von Jerusalem, gegen Suden hin Bethlehem. Hatten wir damals gewußt oder bedacht, daß auch nur noch der ge-

[1] 1 Kön. 19, 3–8.

feste Zweifel darüber herrschen könne ob Bethlehem von Jerusalem südöstlich oder südwestlich liege *), dann wäre es uns an dieser Stelle leicht gewesen die Frage zu entscheiden. Ich läugne es nicht, daß ich, wenn ich meiner Erinnerung folgen wollte, mich für die erstere Meinung erklären müßte. Denn obgleich von Jerusalem aus der Weg anfangs südwestwärts über Ben Hinnoms Thal zur Höhe führt, lenkt er sich dennoch auf dieser selber nach Süden und zuletzt, wenigstens von der Gegend von Rahels Grabe an, sehr entschieden gegen Südost, so daß mir Bethlehems Stellung gegen Jerusalem Süd in Ost erscheinen würde **). Wo könnte es aber auch der Seele leichter geschehen, daß sie über dem Anblick des Himmels selber, der sich über den Hügeln wölbt, der Himmelsgegenden vergäße, als hier bei Bethlehem. Wird doch da auch das trägeste Herz so wanderlustig, daß es den Stab der Erinnerungen, der an dieser Stätte reicher und herrlicher aufgrünt als Aarons Stab, munter ergreift und ausziehet aus dem armen Heute, das vor Augen liegt, in die reiche Vergangenheit.

Wir traten jetzt zu jenem Gebäude, das die Türken über der vermuthlichen Stätte von Rahels Grab erbaut haben. Die Lage ist dieselbe wie sie das erste Buch Mosis (C. 35 V. 16 – 20) beschreibt: am Wege nach Ephrat das ist Bethlehem, einen Feldweges, von dem alten Gemäuer der vormaligen Stadt, und man darf mit Wahr-

*) S. v. Raumers Palästina 2te Aufl. S. 307 Note 244.

**) Auf wie viele noch ungleich bedeutendere Dinge versäumt oftmals der Reisende in Palästina zu achten, weil er der Meinung ist, daß durch so viele Reisende in diesem Lande die Sache schon lange aufgehellt und bekannt sey

scheinlichkeit noch jetzt die Worte nachsprechen: „dasselbe ist das Grabmahl Rahels, bis auf diesen Tag." Es scheint ja doch auch in andrer Hinsicht der Gedanke an das Weib der ersten, innigsten Liebe des Erzvaters wie ein Vers, welcher in dem Liede das von Bethlehems großen Geschicken singt nicht fehlen darf. Wenn auch nicht eine Mutter Juda's, des Verherrlichten[1], ward doch Rahel als eine Mutter der Schmerzen einer Aehnlichkeit gewürdigt mit der erhabensten der Mutter. Die Söhne die sie gebahr waren beide Söhne der Schmerzen und der tausendfältigen Sorgen, und dennoch ward Joseph, der als todt Beweinte; da ihn Gott aus des Gefängnisses Nacht erhoben hatte, ein Retter und Heiland seiner Brüder und noch bei andrer Gelegenheit redet der Herr von einem Weinen Rahels um ihre Kinder, da sie sich nicht wollte trösten lassen[2]; von einem Wehe der irdischen, menschlichen Mutterliebe, bei der Ausgießung der ersten Zeugen die um Seines Namens willen erwürgt wurden, in das selige Leben der Ewigkeit.

Auf Bethlehems Feldern wird die Seele gerne zu einer Aehrenleserin, welche die hin und wieder verstreuten Halme der Erinnerungen auffammlet und in Bündlein bindet, die von der Erndte, welche die Jahrhunderte der Geschichte hier gehalten, zurückblieben. War es nicht da, auf einem der nachbarlichen Felder, wo Ruth die Moabitin, welche aus fremden Lande gekommen war zu dem Gott Israels, daß sie unter seinen Flügeln Zuflucht nahme, Aehren auflas, hinter den Dirnen und

---

[1] 1. Mos. 49, V. 8.

[2] Matth. 2, V. 18. Jerem. 31, V. 15.

Schnittern des Boas, des gesegneten Mannes *), und haben vielleicht auch einmal hier in der Nähe von Mutter Rahels Grabe die Gebeine der Treuen geruhet, welche, da Arpa schon umgekehrt war, nicht von Naemi der armen Wittwe und Schwiegermutter lassen wollte, sondern hingehen wo sie hinging, bleiben wo sie blieb. Denn, so sprach sie: „dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott; wo du stirbst da sterbe ich auch; da will ich auch begraben werden." Ja, wie Boas dieß aussprach: der Herr vergalt ihr, der Treuen, ihre That, ihr Lohn war vollkommen von Ihm, dem Gott Israels; denn sie war erwählet zu werden eine der Mutter des Königlichen Geschlechtes aus dem Christus der Herr kam, sie gebar Boas den Obed, den Vater Jesses, Davids, des gesalbten Königes Großvater.

Nahe bei Rahels Grabe findet sich der Acker mit den kleinen, runden, erbsenartigen Steinen (dem Bethlehemitischen Erbsensteine der in den meisten Sammlungen der Pilgrime sich findet); man blickt von hier über die Hochebene, auf welcher Sanheribs Heer der Macht des Engels erlag. Wir naheten uns jetzt der Stadt, genannt Ephrata, die Statte der Fülle; Bethlehem, das Haus des Brodes. Die Namen, welche der Mensch giebt, erfassen öfters, ohne daß der Namengeber dieß weiß, die äußre und innre Geschichte des Gegenstandes bei seiner Wurzel. Die Fülle der äußren Fruchtbarkeit so leicht sie auch noch jetzt ihre Wohnung fände, im grunenden Nachbarthale Rephaim und am quellenreichen Abhange von Baitschalla, ist freilich gewaltsam versehendt worden; das Brod von leiblicher Art ist dem verödeten Lande nur

*) Buch Ruth S. 2

warsam zugemessen, aber welche Statte auf Erden verdient mehr eine Statte der Fülle zu heißen als Bethlehem Ephrata, die da klein war unter den Tausenden in Juda, und aus welcher Der kam, der in Israël Herr war, welches Ausgang vom Anfang und von Ewigkeit her gewesen [1]. In der That, die Erntengel der Geschichte haben uns hier auf dem Gefilde von Bethlehem eine reichere Nachlese der Aehren des Andenkens und der Erquickungen zurückgelassen als die Knaben und Dirnen des Boas, auf Befehl ihres Herrn, für Ruth, die Moabiterin liegen liessen; sie haben „von ihren Bündlein herausgezogen und es hingelegt," daß wir es aufnahmen.

Wir gingen heute nicht auf jenem Steige, der weiter ostwärts, an den Trümmern einer alten Christenkapelle, wie man sagt aus den Zeiten der Kaiserin Helena herüber, unmittelbar nach dem Kloster führt (diesen Weg machten wir zu andrer Zeit), sondern durch die Gassen und über die Schutthaufen der sogenannten, westwärts von dem Kloster gelegnen Stadt. Ist denn über Ephratas Hügeln von all den Gesängen die hier ertönten nichts mehr übrig geblieben als die Stimme des Klagens, Weinens und Heulens; da Jakob seine Rahel beweinte, oder Bethlehems Mütter ihre zarten, hingemordeten Kinder? In der That, das Elend und die Armuth die hier unter den Trümmern hausen und aus den Lehmhütten herausblicken scheinen zu sagen: es ist aus mit uns. Und dennoch sind die Leute fröhlich; Kindlein spielen so munter wie bei uns im Grünen, dort auf den Haufen des Schuttes und wie man sagt haben es die Bewohner von Bethlehem jetzt besser als sie es vor wenig Jahrzehenden

[1] Mich. 5, V. 1. Matth. 2, V. 6.

hatten. Denn die Furcht vor Ibrahim Pascha's Macht hält nicht nur im Allgemeinen die Feindseligkeit der Mohamedaner in Zaum, sondern hat es auch diesen erschwert in dem Städtlein selber zu wohnen, welches deshalb jetzt mit all seinen armseligen Häußern in ausschließenderem Besitz der 70 oder 80 Christenfamilien ist, welche da für beständig ihren Aufenthalt haben. Diese gehören der gröseren Zahl nach zu den Gemeinschaften der Lateinischen und Griechischen Christen; einige von ihnen auch zu der der Armenischen.

Weil ich einmal hier von den jetzigen Bewohnern der lieben Geburtsstadt rede darf ich auch einen Hauptzug aus ihrem Leben nicht unerwähnt lassen: das ist die tägliche Beschäftigung, die Arbeit der Hände von welcher sie sich nähren. Allerdings besitzt die Umgegend von Bethlehem auch noch ihre Felder und einzelnen Baumpflanzungen, in denen namentlich der Oelbaum gut gedeiht; am Abhange der Hügel zeigen sich Weingärten, deren Trauben von köstlicher Art sind; im fruchtbaren Thale Rephaim, wie in andern benachbarten Thälern findet sich Wiesengrund, der die Viehzucht begünstigt. Dennoch hat die Unsicherheit des Besitzes der das unglückselige Land so viele Jahrhunderte lang unterlag, alle Freudigkeit zum sorgfältigeren Anbau verscheucht; die Kraft der Bewohner wendete sich allmälig fast ganz auf einen andren Zweig des Unterhaltes, dessen Früchte zwar auch durch die Last der auf ihnen ruhenden Abgaben sehr geschmälert sind, die aber dennoch der Raubsucht der Araber und Turken weniger bloßgestellt, so viel austragen als zur täglichen Nahrung und Nothdurft der genügsamen Bethlehemiten nöthig ist. Wie sich in unsren christlichen Ländern die Annäherung des Weihnachtsfestes durch die Fülle der

buntfarbigen, mannichfaltigen Spielsachen und andrer Waaren ankündigt, die man zu Festgaben für Kleine und Große benutzt, so ist hier in Bethlehem, wo das liebe, selige Weihnachtsfest das ganze Jahr hindurch und für alle Zeiten seinen festen Sitz hat, ein beständiger, unaufhörlicher Christmarkt; die ganze Thätigkeit der Bewohner ist darauf gerichtet Weihnachtsgaben, zum Theil der zierlichsten, anmuthigsten Art zu bereiten und, wenn sie nicht am Orte selbst verkauft werden, sie nach Jerusalem zu Markte zu bringen. Man ist kaum ins Kloster eingetreten oder hat sich auf dem Vorplatz vor seinem Thore setzen lassen, da kommt auch schon die Schaar der großen und kleinen Künstler und bietet dem Fremden ihre allerliebsten Sachelchen zum Kaufe an. Hier kann man sich dann mit Erinnerungszeichen der verschiedensten Art versorgen; wechselnd von der Größe des orientalischen Essstisches oder Sufrahs, der aus dem gegen 15 Zoll hohen, mit Perlmutter ausgelegtem, schemelartigen Untersatze oder Kursi, und der runden Tischplatte oder Sinnich besteht, bis zu den kleinen, niedlichen Perlen der Sebhahs oder Rosenkranze. Unter den Dosen, Kasten, Schaalen und Platten sieht man viele deren halb erhabene Arbeiten wirkliches Talent und Kunstfertigkeit verrathen; namentlich gilt dies von jenen die für das Lateinische Kloster in Bethlehem und Jerusalem von Lateinischen Christen gefertigt werden, während der Geschmack der Armenischen Pilgrime mehr auf Buntfarbigkeit als auf Feinheit der Arbeiten achtet. Die Hauptgegenstände welche auf diesen Sachen abgebildet sind, beziehen sich auf Bethlehems große Geschichte, man sieht da die Geburt des Herrn, den Besuch der himmlischen Heerschaaren bei dem Felde der Hirten, die Anbetung der Könige, die

Flucht nach Aegypten, die Scene der Verkündigung, der Opferung im Tempel, oder auch Züge aus der Advents- und Leidenszeit, so wie die Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn dargestellt, andre Male nur einzelne Portraits, des Pflegevater Joseph, des h. Hieronymus u. s. abgebildet. Neben und außer diesen kunstlicheren Arbeiten giebt es der Kreuze, der Medaillons, der Rosenkränze so viele, daß jeder nach seinem Geschmack und Vermögen sich auswählen kann. Das Hauptmaterial das die Arbeiter für diesen merkwürdigsten Weihnachts- und Christmarkt der Erde zu ihren Kunstsachen benutzen sind die Schaalen der Orientalischen Perlenmuschel oder die Perlenmutter; außer diesem, zum Auslegen der Vertiefungen, so daß schwarze und weiße Streifen abwechsten, oder auch zu eignen kleinen Werken die schwarze Coralle, die sie von mehreren Arten der Horncorallen, selbst von der theuren, ächten Antipathes Gorgonie entnehmen; für wohlfeilere Sachen benutzt man statt der Perlmutter Frauencis, statt der schwarzen Coralle Asphalt aus dem todten Meere oder auch schwarz gebeiztes Feigenbaumholz. Die buntfarbigen Kugeln der Rosenkränze sind meist aus den Früchten der Dumpalme oder auch aus den Kernen der kleinen, braunen Dattel gemacht; nur selten sieht man solche die aus thierischer Zahnsubstanz (Elfenbein oder Manatizähnen) gefertigt sind; zu den Kruzifixen bedient man sich öfters auch eines gepreßten, thierischen Leders, von großer Zähigkeit und Dicke, dessen Abkunft jedoch nicht mehr zu erkennen war und (angeblich) selbst des Rhinozeroshornes. Auch die harten Saamen einiger mir in ihrer künstlichen Form und Färbung unbekannten Hülsengewächse Arabiens, und außer dem Oelbaumholze verschiedne sehr

feste Holzarten werden verarbeitet *). Die meisten der genannten Kunstsachen bekommen für die christlichen Pilgrime noch dadurch einen erhöhten Werth, daß sie mit den heiligen Stätten von Jerusalem und Bethlehem auf einige Zeit in Berührung gebracht und hierdurch geweiht werden. Darum kaufen die meisten Wallfahrer und mittelbar selbst manche Mohamedaner ihre Vorräthe aus jener Niederlage die sich in dem Lateinischen Kloster zu Jerusalem findet, und dieß fast eben so wohlfeil als aus der Hand der Arbeiter selber, denn die Väter der Klöster thun Alles was in ihren Kräften steht um den armen, zu ihren Gemeinden gehörigen Arbeitern den Lebensunterhalt zu erleichtern. Auch von der Bereitung und dem Verkauf der Wachskerzen zum Gebrauch bei den Prozessionen gilt dasselbe. So kann man im Ganzen sagen, daß der äußere Zustand der arbeitenden Klasse in dieser ganzen Gegend (denn auch in Jerusalem nähren sich viele christliche Familien von solchen Gewerbe) ein sehr erträglicher sey und daß sich das hiesige Volk bei allen Abgaben die auf ihm lasten ungleich besser befinde als das in Aegypten, ja, daß namentlich die christlichen und israelitischen Einwohner in Palästina unter der jetzigen Herrschaft eines Schutzes und einer Sicherheit sich erfreuen dergleichen sie seit Jahrhunderten nicht genossen.

Unter den Bewohnern von Bethlehem wurde es uns auch diesmal, und zwar noch vielmehr als bei unserm

*) Wegen der Nähe des Orientalischen Völkerstichs war fast alles rohe Material wenigstens vorbereitend schon bearbeitet, so daß das naturhistorische Erkennen des Stoffes sehr erschwert war. Vieles neue Material wurde bei Gelegenheit des Aufkaufs der Wallfahrtsgrime erwartet.

ersten Besuche, ganz besonders heimathlich zu Muthe. Am meisten zwar unter dem freundlichen, bequemen Obdache des Klosters, übrigens aber auch unter dem Volke, das man mit ganz eignem Gefühl betrachtete, weil man sich hier unter lauter Christen sahe. Bei unsern Wanderungen durch das Städtlein und in seiner Nähe begegneten uns öfters wahrhaft schöne Menschengestalten, mit edlen Gesichtszügen, von denen die Wohlhabenderen selbst durch ihre Kleidung, wahrscheinlich noch von derselben Form und Färbung als an jenen, welche die Bewohner des Landes in der bedeutungsvollsten, schönsten Zeit des Jüdischen Reiches trugen, doppelt interessant wurden. Man rühmt die keusche Zurückgezogenheit und strenge Sittlichkeit namentlich der Frauen und Jungfrauen von Bethlehem.

Die Väter des Lateinischen Klosters empfiengen uns wie alte, liebe Bekannte und räumten uns und den Mitpilgerinnen, denn auch unsre Freundin mit H. v. Krohn war indeß angekommen, das schönste Zimmer mit der herrlichen Aussicht in das Thal Rephaim ein, bei dessen Einrichtung für die Bequemlichkeiten des Tages wie der Ruhe der Nacht der gute, freundliche Prior, ein geborner Spanier, selber mit Hand anlegte. Uns Männern war zugleich auch der Zutritt ins Innre des Klosters gestattet, so wie in das Gärtlein, in welchem sich, auf den dichtbelaubten Zweigen der Bäume das abentheuerliche Chamäleon sonnte.

Unser erster Gang, nach der Begrüßung der guten Väter und der kurzen vorläufigen Einrichtung in der neuen Pilgerheimath war auch diesmal der nach der heiligen Grotte, denn außer mir und Herrn Franz hatte niemand aus der heutigen Reisegesellschaft sie gesehen. Ehe ich

aber

aber den Leser mit uns nehme zu der Betrachtung des uralten, ehrwürdigen Christentempels und seines unterirdischen Heiligthumes muß ich einige Worte sagen über den natürlichen Grund jenes Gefühles, das den christlichen Wandrer so mächtig ergreift, wenn er unten in der Grotte die einfache Inschrift liest: **Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.** Ja, hier in diesem verborgenen Räumlein ist wahrhaftig Jesus Christus der Herr von der Jungfrau Maria geboren.

Jene Frage, welche vielleicht der Bewohner unsrer Länder hierbei zuerst thun möchte: wie kam die Krippe die auf einen gewöhnlichen Aufenthalt der Thiere, nicht der Menschen schließen lasset, in eine Felsenhöhle und nicht vielmehr in das Gebäude eines, bei uns gewöhnlichen Stalles? wird jeder aufmerksame Reisende, der das diesseits dem Jordan gelegene Palästina besuchte, leicht beantworten können. In diesem Lande der vielen und großen Höhlen, dieß sahen wir namentlich in dem alten Galiläa, sind nicht bloß die Wohnungen der Menschen, die an die Felsen sich anlehnen, und welche ja selber in ihrem fensterlosen Zustand*) einer Höhle gleichen, öfters mit einer nachbarlichen Grotte verbunden, in deren natürliches, durch die Hand des Menschen nur erweitertes Gewölbe ein Theil der Zimmer sich fortsetzet; sondern noch öfter sind die Höhlen zu Viehställen benutzt. Die Grotte zu Bethlehem mit ihren großen Seitenkammern, bot zu dieser Art der Benutzung ganz besondre Bequemlichkeiten dar, da der eigentliche, natürliche Eingang, wie man dieß jetzt noch sehen kann, ebenen Fußes von der Fläche des Hügels her in ihre hohen, weiten

*) Das Tageslicht fällt meist nur durch die Thüre herein.

Räume führte. Darum konnte schon Justinus der Martyrer im zweiten Jahrhundert sich, für jeden Landeskundigen verständlich in seinem Gespräch mit Tryphon darauf beziehen, daß Christus in einer Höhle geboren sey.

Wir haben aber ein noch ein älteres Zeugniß für die hohe historische Bedeutung, welche die Grotte zu Bethlehem für die ersten Christen hatte. Dieses Zeugniß mußte abermals jener wegen vieler seiner Thaten und Eigenschaften ruhmwürdige Kaiser geben, welcher zwar niemals zu den eigentlichen blutigen Verfolgern der Christen, wohl aber, wegen seiner Vorliebe für den alten, weltlichen Glanz des Heidenthumes, zu den Feinden ihres Glaubens gehörte. Als Hadrian, bald nach dem Antritt seiner Regierung, noch ehe er durch die Apologieen des Quadratus und Aristides mit dem Christenthum etwas naher bekannt geworden, nach Palastina kam, fand er nicht bloß auf dem Berge Zion eine kleine Kirche und Wohnungen der Christen, sondern bei diesen selber eine kindliche Verehrung der heiligen Stätten, die ihn bewog dem „abergläubigen Volke" andre Zeichen abgöttischer Verehrung dahin zu stellen, die dem ihm verächtlichen Kinderglauben offenbar widersprachen. So wie jener Kaiser über Golgatha und der Statte des heiligen Grabes dem Jupiter und der Venus Tempel erbauete, so entweihete er den Ort der Geburt, indem er über ihm einen Hain des Adonis errichtete, dessen Geheimnisse, mit Klagegesangen des Todes, in der heiligen Grotte selber gefeiert wurden. So war das Lied der Freude, das vorhin der Christenglaube hier sang, zu einem Liede des Jammers und der Graber geworden; doch nur auf kurze Zeit, da erwachte die Freudigkeit des Glaubens von neuem aus des Grabes Nacht. Und gerade die Feindseligkeit jenes großen

Kaisers mußte abermals, wenn es eines solchen bedurft hatte, zu einem Fingerzeig werden, der die Ehrfurcht der späteren Christen mit Sicherheit zu der theuren Zufluchtsstatte der Felsen hinleitete, welche die Kaiserin Helena wieder zu einem Tempel des Herrn weihete. So ist der hochgebaute Horst, der die Geburtsstatte so manches weitfliegenden Adlers war, mit dem hohen Baume zugleich, der ihn trug, vom Blitze getroffen und seine Spur vertilgt worden, die Felsenkluft aber, da die stille reine Taube die Freuden der Mutter genoß, blieb fest gegründet auf ihren Bergen.

Wenn auch die Kirche **Mariae de praesepio**, welche auf dem Felsen, der das Dach der Höhle bildet, erbaut ist, in jener Form in der wir sie jetzt erblicken nicht aus den Zeiten der Kaiserin Helena herstammt, sondern erst ein Werk der frommen Fürstinnen Placidia und Eudocia, der Gemahlin und Schwester Theodosius **II.** des Kaisers seyn sollte, erscheint sie dennoch in ihrem vierzehnhundert jährigen Bestehen als eines der ältesten, wo nicht das älteste christliche Tempelgebaude des Orients. Denn die Kreuzfahrer, welche die Kirchen des heiligen Grabes und Golgathas in den jetzigen, gemeinsamen Ueberbau vereinten, haben an dem Bauplane jenes alten Tempels nichts Wesentliches verandert und auch die allverheerende Wuth der Chariomier im Jahre 1244 traf mehr die Stadt und die innren Kostbarkeiten der Kirche als das Gebaude derselben. Die Form von dieser ist die alte griechische des Kreuzes, in dessen oberen Ende durch eine Scheidewand abgesondert der Chor und der Altar der drei Weisen sich finden. Acht und vierzig Marmorsaulen, in vier Reihen sie zu zwölf angeordnet tragen das Schiff der Kirche, welches die Griechen und Armenier innen haben. Die

heilige Grotte liegt etwa zwölf Fuß tief unter der Ebene des Fußbodens der Kirche; ihr Felsendach iſt von oben her von zwei Oeffnungen durchbrochen, welche zur Rechten und Linken des Altares auf 15 Stufen zu ihr hinabführen. Zwar die Wände des Felſens aus welchem Er, der Aufgang aus der Höhe hervorgieng wie ein Held aus ſeiner Kammer, ſind groſſentheils mit Platten von Marmor und anderen geſchliffenen Steinen bedeckt, von deren glatter Oberfläche das Licht der 32 Lampen einen eigenthümlichen Schein, gleich jenem des Vollmondes in einer Frühlingsnacht zurückwirft, aber an einer und der andern Stelle, namentlich, wenn ich mich recht erinnere, hinter dem Bilde des Jakob Palma bei der Krippe, das die Anbetung der Hirten vorſtellt, iſt das Geſtein unverhüllt zu ſehen. Die Hauptkammer der Grotte, welche die Stätte der Geburt, um deſſen ſilbernen Stern die erwähnte Umſchrift ſtehet, jene der Krippe und die der Anbetung der Könige in ſich faſſet, iſt gegen 15 Schritte lang und etwa 5 breit, ihre Höhe beträgt zwei Mannslängen. Es freute mich ſehr auch hier, namentlich an den Lampen der Krippe die Erinnerungszeichen an unſer frommes, Oeſterreichiſches Kaiſerhaus zu erblicken.

Wie eine Heerde von Lämmern, welche wiederkäuend auf grüner Weide neben einander ruhen, ſind neben der Hauptkammer der Höhle die Nebenkammern mit ihren ſchönen Erinnerungszeichen gelagert. Wer ſollte ſich in der einen derſelben, welche der Kirchenvater Hieronymus in ſeinen letzten Lebenstagen bewohnte, und in welcher er das alte Teſtament überſetzte, nicht gern des lieblichen kindlichen Geſpräches erinnern, das der Greis hier im Geiſte mit dem Kinde Jeſus hielt; nahe hierbei, eine andre Kammer des Felſens, wählte ſich der heilige Eu-

sebius von Cremona zu seinem Grabe; ein drittes Kammerlein nahm die Gebeine des fröhlich entschlafenen, heiligen Hieronymus auf und in ihrer Nähe sind auch die beiden Blumen aus Saron, die heilige Paula und ihre Tochter Eustochium, die mir schon als Jüngling durch Herders Legenden unmittelbar befreundet waren, zum neuen Aufblühen, am Tage der großen Wiederbringung beigesetzt worden. Ein altes Bild stellt diese letzten, des Stammes würdigen Blüthen, aus dem Geschlechte der Scipionen und Gracchen im Sarge liegend dar. Es war still in all diesen heiligen Kammern; nur ein armer Griechischer Pilgrim kniete betend vor der Stätte der Geburt; wie ein erfrischender Thau, den die scheidende Nacht, vor der Morgenröthe hergehend, über Gras und Kräuter ergießt, ergriffen uns da die Vorgefühle eines Friedens der seligen Ewigkeit; das Heimweh schwieg.

Aus der heiligen Grotte führte uns der gute Priester über einige Stufen hinan zu der Hohlenkammer und Kapelle der unschuldigen Kindlein, deren zarten Hüllen die fromme Sage hier ihre Ruhestätte anweiset. Selige Kinder, deren von der Welt ungekannte Namen so früh ins Buch des Lebens zu denen jener Erstlinge geschrieben wurden, welche um des großen Namens willen die segensreichen Geburtsschmerzen des leiblichen Todes erduldeten! Ueber der Kapelle der „unschuldigen Kindlein" ist, angränzend an die Hauptkirche, die kleine Kirche der h. Katharina erbaut, in welcher die Andacht der Lateinischen Christen, seitdem die Griechen und Armenier die Hauptkirche einnahmen, ihre Zufluchtsstätte fand.

Es war fast Mittag geworden, als wir aus der Tiefe, in welcher das Andenken des Heiligen das die Erde kaum so lebenskräftig wurzelt, heraustraten auf die freie

sonnige Höhe des Hügels, von dessen Ebene der ursprüngliche, später vor den Einfällen der Feinde verschließbar gemachte Eingang zur Stallgrotte war. In südöstlicher Richtung wird noch eine andre Grotte gezeigt, als Verguugsort der erwählten Mutter, vor der Flucht nach Aegypten. Ein kleiner Altar steht in derselben; der weiche, zarte Ansatz des Kalksteines, in den Klüften der Höle, den die Mineralogie Bergmilch benennet, so wie der bröckliche Kalksinter der Felsenwande wird von den Pilgrimen gesammelt und mitgenommen ins Vaterland; der Glaube legt ihm eine heilsame, die Milch der stillenden Mutter vermehrende und gesund machende Eigenschaft bei. Wir giengen weiter hinabwärts zwischen den Oelbaumpflanzungen nach dem grunenden Thale der Hirten, an welchem mich und einen meiner Begleiter erst am darauf folgenden Abend der Weg vorüberführte. Es ist eine Flache der Oel- und Feigenbäume, von Felsen umschlossen; die eigentliche Stätte des alten Kirchleins wird durch eine kunstlose, aus Steinhaufen gebildete Mauer abgegränzt. Fur jetzt war es Zeit nach dem Kloster zurückzukehren um die Hausordnung der guten Vater nicht zu stören.

Bald nach dem Mittagessen machte ich mich, in Begleitung meines lieben Reisegefahrten, des Herrn Franz, auf um die Ruinen von Thekoa und die nachbarliche Höhle Odolla zu besuchen; unser Fuhrer war der Metzger des Klosters, ein kräftiger Mann, der ausser seinem volksthümlichen Arabischen einige Worte Italienisch sprach. Am Brunnen Davids, der in dieser Jahreszeit noch ziemlich reich an Wasser war, fullten Bethlehemitinnen ihre Kruge und wuschen ihre Wasche. Unser Weg wendete sich aber bald an dem Abhange des Hugels hinab nach

einem grasreichen Thale, das der Führer Wadi Ghreteum nannte, und welches von Bethlehem aus nach Südsüdost verläuft. Fünf Viertelstunden lang giengen wir durch diesen schönen, stillen Grund hin, in welchem wir niemand sahen als einige Hirten, die in den benachbarten Bergschluchten ihre Heerden weideten. Die Stimme dieser Hirten war aber verstummt, man hörte von ihnen weder Gesang noch das Spiel der Flöten oder der Zauten; nichts von jenem liebluhen Lobgetöne, welches einst in diesem Thale wehte, als hier David der Hirt sein Lied vom guten Hirten [1] sang. Wie die Wolke, die dort über das Gebirge fliegt, so ist die Frühlingszeit jener heiligen Dichtkunst, die durch David und Salomon ihre Segnungen auch über diese Auen ergoß, sammt allen sichtbaren Herrlichkeiten ihres Königthumes vorübergezogen; wohl uns daß die Schaaren der Loblieder sich in die feste Burg des geschriebenen Wortes gerettet haben und daß aus dem sichtbaren Königthum ein unsichtbares geboren wurde, dessen Herrlichkeit höher als die Wolken, unvergänglicher als das Gebirge ist.

Aus dem Wadi Ghreteum giengen wir am Bett eines Winterstromes hin, durch ein andres Engthal das unser Führer Sebir nannte. Der Weg durch dieses Thal dauerte bei mäßigem Schritte, drei Viertelstunden; es endete am Abhange eines Berges der uns mit dem, für den ganzen Höhenzug gemeinsamen Namen als Djebbel Ghalil oder Gebirge Hebrons benannt wurde. Zwanzig Minuten lang stiegen wir hier, ziemlich steil aufwärts; zwischen den vereinzelten Felsenmassen und Trümmern breitet sich der zur Schafweide günstige, grünende Boden aus; die

[1] Psalm 23

Höhe des Berges iſt noch heute, in der Mitte ihrer Ruinen, ein Luſtort des Landes. Mit jedem Schritte kamen wir jetzt an immer mehrere und bedeutungsvollere Trümmer der vormals anſehnlichen Stadt. Ich hatte mich von meinen beiden Gefährten, ohne dieß ſelber zu bemerken getrennt und war zwiſchen dem geſtürzten Gemäuer und zerriſſenen Bögen nach Oſten hingegangen, um eine freiere Ausſicht über das Ganze zu ſuchen. Da ſahe ich mich auf einmal von Beduinen begleitet, deren Zahl, ſo wie ich weiter gieng noch immer zunahm. Auf ihren ſchwarzbraunen Geſichtern ſprach ſich Verwunderung und vielleicht noch ein anderer Affekt aus, da ſie einen Franken hier ganz allein wandeln ſahen; mich Fremdling wandelte unter ihnen ein Gefühl der Unheimlichkeit an, ich eilte über Steck und Stein zurück nach der Gegend wo ich meine Gefährten zu finden hoffte, nicht ohne Beſorgniß bei dem beſchwerlichen Gange durch die Ruinen in eines jener unterirdiſchen Behältniſſe zu fallen, die entweder Keller und Ciſternen, oder auch nur vormalige Zimmer des Erdgeſchoſſes geweſen waren, welche durch die Erhöhung des Bodens unter die Ebene deſſelben hinab geriethen. Da wo ich meine Gefährten verlaſſen hatte, fand ich ſie nicht mehr; ein Beduine, der mir entgegenkam, ſchien meine Mienen der Verlegenheit zu verſtehen, er rief mir ſein tröſtliches „tal henne“ (komm hieher) zu und führte mich an den Ort wo ich unſern Metzger im Geſpräch mit dem Scheikh des Dorfes und bei ihnen Herrn Franz fand. Der Scheikh war ein alter Bekannter unſers Führers und dieſer verſicherte uns nachher, daß dieſe Beduinen von beſſerer Art als die meiſten ihrer hieſigen Glaubensgenoſſen, und Freunde des Kloſters wie aller Chriſten waren. Ihre neugierige Schaar, da ſie

an uns so gar wenig Besondres fand, hatte sich wieder zerstreut, bis auf Wenige, die uns begleiteten; wir hatten Zeit und Ruhe um das merkwürdige Bild der Stätte in unsre Seele aufzufassen.

Ich hatte dieses Bild schon im Geiste gesehen, denn es ist mit großer Treue, Zug vor Zug dargestellt in dem Buche des Propheten Jeremia (C. 6, V. 1 — 31: „Flüchtet ihr Kinder Benjamin aus Jerusalem und blaset die Trommeten zu Thekoa und werfet auf ein Panier zu Beth-Cherem;" denn es gehet daher ein Unglück von Mitternacht und ein großer Jammer. Die Tochter Zion ist wie eine schöne und lustige Aue. Es werden Hirten über sie kommen mit ihren Heerden, die werden Gezelte rings um sie her aufschlagen, und abweiden ein Jeglicher seinen Ort." Ja, hier, wo wir jetzt stehen, war die Warte von Tekoah, in deren Schutz und Schirm einst ein Volk der Christen wohnte; dort gegen uns, auf dem sonderbar gestalteten Frankenberg, lag Beth-Cherem; das Land, nach vielen Seiten hin ist noch jetzt „eine schöne und lustige Aue" und hier neben uns sind die Hirten mit ihren Heerden, welche überall bei den Wegen und Mauern der gestürzten Stadt ihre schwarzen Hüttenzelte aufgeschlagen und das vormalige Feld zum Weideland gemacht haben.

Eine Stelle unter den Ruinen zog meine Aufmerksamkeit ganz besonders an; es war jene, auf welcher vormals die christliche Kirche von Thekoa stund. Daß hier ein an Umfang und Größe nicht unansehnlicher Christentempel gewesen, bezeugen nicht nur die Trümmer der Säulen und Mauern, sondern es bezeugt dieß ein Taufstein, der noch vollkommen wohlerhalten daselbst. An seinen vier breiteren Seitenflächen finden sich die wohlbekannten

Erinnerungszeichen an den Orden der Templer, an welchen die Königin Meliſende, Fulcos Gemahlin, Thekoa gegen Bethanien vertauſchte, denn an zwei einander gegenüberſtehenden Seiten findet ſich ein Kreuz, an einer dritten das Quadrat, das den Rhombus einſchließt, an der vierten der Kreis der ein Quadrat umfaſſet. Mich wandelte bei dem Anblick all dieſer Spuren einer nahe befreundeten Vergangenheit ein ähnliches Gefuhl an, als jenes des Sohnes oder Enkels ſeyn mag, der nach Jahren der Wandrung hineintrit in das Haus der Eltern, das während der Zeit in die Hände fremder Gläubiger gerieth, und der hier den Stuhl des Vaters beſetzt, ja ſein wohlbekanntes Gewand getragen ſieht von den neuen Bewohnern, deren Angeſicht er niemals vorher geſehen. Sieben Jahrhunderte ſind es jetzt, da kam auch ein Unglück von Mitternacht und ein groſser Jammer uber die Prophetenſtadt Thekoa, als (im Jahr 1138) ein Heer der ſtreifenden Turken ſie zerſtört und das wehrloſe Volk erſchlagen hatte. Als damals der edle Meiſter der Templer, Radulph von Craon, zur Hülfe des geängſteten Landes heranruckend die Feinde zwar verſcheucht, bald aber durch die Schuld ſeiner Streiter, die aus Beutegier ſich zerſtreut hatten, geſchlagen worden war, wie mußte da zu dem Schmerz, den der Tod des Freundes Montfaucon ihm erweckte, noch ein andrer, gröſsrer kommen, wenn er die Trummer der Stadt und zwiſchen ihnen die Leichname der erwurgten Chriſten ſahe.

Ich konnte jetzt, in Begleitung meiner Gefahrten, etwas ruhiger und unbefangener die Umgegend betrachten welche noch fortwährend als ein von der Natur reiches Land erſcheinet. Denn gegen Weſten hin ergebet ſich der Blick uber lauter grunende, fruchtbare Berge; gegen

Süden zeigt sich ein höherer, an seinen Abhängen dicht von Gesträuch bewachsner Berg, auf dessen Gipfel Bäume stehen, die ein vereinzelter Rest jener alten Waldungen sind, welche vormals die Umgegend von Hebron bedeckten. Diese ansehnlichere Höhe wird in Südost durch ein tiefes, für den Freund der Pflanzenkunde sehr anlockend aussehendes Thal von andren, niedrigeren Bergen abgeschieden, welche von einem nicht minder fruchtbaren Aussehen sind. Gegen Ostsüdost und Osten senkt sich der Höhenzug allmälig niedriger werdend zur Ebene herab, ist aber auch hier, wenigstens auf eine Stunde weit hin, noch grünend, bis sich in derselben Richtung, jenseits des grünen Grundes das traurig öde, gelbe Sandsteingebirge zeigt, das sich von da bis zum todten Meere hinziehet. Etwa dort, am südlichen, buschreichen Gebirge lag Habedum, der Ort den ein späteres Volk der Bewohner auf der Stätte des Wohnortes des Prophets Joel erbaut hatte; hier in Thekoa wohnte Habakuk, so, wie seinen eignen Worten nach Amos der Prophet, welchen, da er noch unter den Hirten war und gleich ihnen von der Feige der Sykomoren sich nährte, der Herr hinwegnahm von der Heerde und zu ihm sprach: gehe hin und weissage wider mein Volk Israël *). Und wie die leibliche Aussicht hier von der Warte des Hügels gegen Osten von den Strafgerichten, gegen Westen aber von den reichen Segnungen zeuget, die der Herr über das Land ergehen liess, so war das Gesicht des Künftigen, das der Gott Israels dem armen Seher eröffnete. Denn durch die Wetterwolken der Drohungen, deren Stimme furchtbar, gleich dem Brüllen des Löwen war, vor dem die

*) Amos 7, V. 14. 15.

Triften der Hirten trauren *) bricht ein Morgenſtrahl der Tröſtungen, welche einſt nach dem Hunger, das Wort des Herrn zu hören, folgen werden **). Denn auch dieſer Hunger wird geſtillt werden und der Herr wird die zerfallene Hütte Davids wieder aufrichten und ihre Lücken vermauern. Dann wird das Ackern an die Ernte und das Keltern an die Ausſaat reichen, und die Berge werden mit ſüßem Weine triefen und alle Hügel werden fruchtbar ſeyn ***). Ja, der Glaube der Kinder wird, wie vormals, das Erbe das ihm verheißen war einnehmen und nicht mehr aus ihm ausgerottet werden; ſo ſpricht durch den Mund des Hirten von Thekoa, Jöraël, dein Gott.

Während wir noch der Ausſicht von der Warte des Felſen genoſſen, und einige alte Höhlengräber betrachteten, hatte unſer Bethlehemitiſcher Führer, welcher wußte daß wir ohne Mundvorräthe aus Bethlehem gegangen waren, bei der Frau oder einer Verwandtin des Scheikhs Brod beſtellt, das wir dieſe noch vor unſren Augen auf eine ungleich reinlichere Weiſe denn bei den Beduinen der Arabiſchen Wüſte nicht in heißer Aſche oder auf den von der Aſche nur wenig gereinigten Steinen, ſondern auf einer heißgemachten eiſernen Platte backen ſahen. Zu dieſem noch warmen, kuchenartigen Brode brachte unſre Wirthin in reinlicher Schüſſel ſauren Rahm, über welchen geſchmolzene Rahmbutter ausgegoſſen war. Ich habe auf dieſer ganzen Reiſe kein ſo köſtlich ſchmeckendes Arabiſches Kuchenbrod keine ſo vortreffliche Milch genoſſen

*) Cap. 1. V. 2.
**) C. 8. V. 11.
***) C. 9. V. 11. 13.

als hier unter den Hirten von Thekoa; mit uns und unſrem Metzger zugleich labten ſich daran zwei Beduinen, die uns durch die Trümmer begleitet hatten, und welche zu den Aermeren des Volkes zu gehören ſchienen, denen jetzt nicht mehr, wie zu Amos Zeiten, der längſt verſchwundene Wald der Sykomoren ſeine Früchte reicht. Da wir nun weiter gehen wollten hatte unſer Bethlehemit Mahe der Araberin die uns ſo reichlich labte das Geld aufzudringen, welches wir zur billigen Vergeltung ihr zugedacht hatten. Doch betrachtete ſie, als ſie endlich das Geld genommen, die glänzenden, neuen Silbermünzen mit Vergnügen, und wie alte Freunde nahmen wir Abſchied von den Huttenzelten und ihren guten Bewohnern.

Nach unſrem anfänglichen Plane, den wir dem Führer mitgetheilt hatten, wollten wir eigentlich an dieſem Nachmittag drei intereſſante Punkte der Nachbarſchaft: die Ruinen von Thekoa, die Höhle von Elmaama und den Frankenberg beſuchen; von Thekoa brachte uns jetzt der Bethlehemit, in deſſen Hand unſer Schickſal lag, zu der Höhle, welche die Vater des Kloſters mit dem bei den Franken üblichen Namen: das Labyrinth benannten. Der Weg nach dem tiefen Thale der Höhle zog ſich, vorherrſchend in nordöſtlicher Richtung bergabwärts; voruber an reich grunenden Saatfeldern, an deren Aehren ſich die erſten Blumen zeigten. Die Gegend von Elmaama oder wie ſie bei Einigen heißt Odolla iſt eine Felſenwuſte von ſolcher erhabener Schonheit, als ich wenige geſehen. Das Bett eines Winterſtromes, damals ohne Waſſer, ziehet ſich durch das tiefe Engthal, das, mit ſeinen gähen Wanden, einer Spalte gleichet, an welcher das Gebirge, bei ſeiner feſten Geſtaltung aus-

einanderriß. Gebüsche und Kräuter der mannichfachsten Arten, viele von ihnen eben jetzt in voller Blüthe, bekleideten den Abhang und bedeckten die Klüfte zwischen den einzelnen Felsenstücken; zu unsrer Linken zeigte sich, beim Hinabsteigen in das Engthal ein noch jetzt ansehnlicher Thurm, gleich jenen aus den Zeiten unsrer Ritter, bei ihm die Trümmer noch andrer Befestigungen; wir wenden uns aber vorerst zur Rechten, nach der Grotte. Wandelnd zwischen den Felsenwänden der beiden Seiten ergriff mich die Lust hier das Echo zu wecken, aber die Stille dieses Thales hatte für mein Gefühl etwas Heiliges, ich wagte nicht sie zu stören. Sie ist anietzt nicht mehr eine Wohnung der Menschen, sondern der scheuen Tauben und kleineren Vögel, die in den Felsenklüften und Dornen nisten, während über ihnen eine Menge der Raubvögel, von keinem Jäger bedrohet, schwebt. Ich hatte noch niemals so viele wehrlose Vögelein zugleich mit so vielen Raubvögeln beisammen gesehen.

Der Weg nach dem Eingang der eigentlichen oberen Höhle (denn unter ihr, etwas tiefer am Abhange des Felsen ist eine andre, kleinere, aus welcher, wenigstens in dieser Jahreszeit, Wasser hervorquillt) ist keineswegs bequem, obgleich für Jeden, der nicht an Schwindel leidet, vollkommen gefahrlos. Man muß, am gahen Abhange hin, öfters von einem Felsenstück zum andern steigen und namentlich an einer Stelle bemerkt man auf dem Rückwege, daß zu dem großen, abwärts gehenden Sprunge, der noch dazu über eine tiefe Kluft hinübergehet, Ueberlegung und Augenmaß gehöre. Am Eingang der Grotte zündeten wir unsre Lichter an und traten dann in die vordere, weite Kammer hinein, die von bedeutendem Umfange und hoher Wölbung ist. Ein Gang führt weiter-

hin zu mehreren andern Weitungen, deren einige wieder mit Nebenkammern zusammenhängen; wir erreichten bei weitem nicht das Ende dieses Labyrinthes und wenn auch die Versicherung unsers Führers, daß die Erstreckung desselben drei Viertelstunden weit hingehe um Vieles übertrieben seyn sollte, so bleibt doch, davon überzeugte uns der Augenschein, so viel gewiß, daß in jener Zeit der Noth, welche, wie wir vorhin sahen, im Jahre 1138 über das Land kam, ganze Schaaren der Bewohner mit ihren Frauen, Kindern und selbst mit ihrem Vieh in dieser großen Höhle einen Bergungsort finden konnten *).

Aber diese Grotte von Thekoa, sie möge nun, wie Einige wollen, die von Adullam oder wie Andre sagen die von Engeddi der heiligen Schrift seyn, erinnert noch an die Zeit einer andern Noth und der Errettung aus derselben, welche, so lange das Aufsteben von oben mit dem Odem zugleich, der Natur des Menschen die Sprache erhält, im Liede leben wird. Hier sang David, der wie eine Taube vom Raubvogel gejagt, in dieser Höhle sich verbarg, sein Lied „in Gefahr," so wie jenes „um Hülfe" **). Hier war es wohin er sich rettete aus den Netzen womit Saul seinen Gang umstellte, hieher kamen zu ihm sein Vater und seine Brüder und viele Männer welche betrübtes Herzens waren ***). Er aber, ihr Haupt, der Betrübteste von ihnen Allen, erhub dennoch, mitten im Gewirrsal der tiefen Noth, das zu Gott dem

*) M. v. Will. Tyr. Lib. XV. c. 6, in der Hanauer Ausgabe der Gesta Dei per Francos Vol. I. p. 875; Wilken a. a. O. II S. 682.

**) Ps. 57 und 142.

***) 1. Sam. 22, V. 1. 2.

Höchſten rufet, zu Gott der des Jammers ein Ende machet, ſeine Stimme zum Lobgeſang der Freude, die ſich mit kindlich feſtem Vertrauen, Gottes, ihres Helfers freut. „Mein Herz iſt bereit, Gott mein Herz iſt bereit, daß ich ſinge und lobe. Wachet auf, Pſalter und Harfe! frühe will ich aufwachen. Herr ich will dir danken unter den Völkern, ich will dir lobſingen unter den Leuten. Denn deine Güte iſt ſo weit der Himmel iſt, und deine Wahrheit ſo weit die Wolken gehen. Erhebe dich, Gott, über den Himmel, und deine Ehre über alle Welt *).“ Ja, das Gebet: „führe meine Seele aus dem Kerker, daß ich danke deinem Namen,“ **) ward erhört, und Adullam iſt, wie ſein Name bedeutet, ein Denkzeichen jener richterlichen Aufſicht geworden, die des unſchuldig Leidenden ſich erbarmt.

Da wir, beim Hinweggehen aus der Höhle, über den kritiſchen Steig der Felſenſtücke hinüber waren, wendete ſich mein junger Freund, Herr Franz, geführt von dem Metzger, zu dem Quell, der, wie ich vorhin erwähnte, unter der großen Höhle aus der Felſenkluft hervordringt, um an ſeinem Waſſer ſich zu laben. Ein Steig der Hirten und Schaafe führt zu ihm hin. Ich ſaß indeß auf einem Felſenſtücke, mein Auge weidend an der Majeſtät des ſtillen Thales. Als meine Gefährten zurückkamen, ſtiegen wir noch hinan zu dem Thurm der ziemlich wohlerhalten daſtehet und zu den Trümmern des andern Mauerwerkes. Obgleich das Onomaſtikon des Euſebius die Lage von Adullam weiter weſtwärts ſuchen läſſet,

*) Pſ. 57, V. 8—12.

**) Pſ. 142, V. 8.

laſſet, ſo könnten dennoch die, welche mit Wilhelm von Tyrus die Grotte des Labyrinthes für Odollam halten, in dieſen Ueberreſten anſehnlicher Befeſtigungswerke eine Rechtfertigung ihrer Vermuthung finden, daß hier jene Stadt des Thales (denn als ſolche erſcheint Adullam im Buche Joſua 15, V. 35) lag, welche Rehabeam zur Veſte machte, die, wenn anders das, was wir für ſolche hielten, wirklich Trummer einer kleinen Chriſtenkirche waren, noch in den Zeiten der Kreuzzuge in dieſer Beſtimmung ſich erhielt.

Unſer Fuhrer erklarte uns jetzt unverholen, daß, wenn wir, wie billig, bei Tageslicht ihn ſehen wollten, zum Beſteigen des Frankenberges es zu ſpat ſey, und die ſchon tief am Horizonte ſtehende Sonne bezeugte es uns, daß der Mann Recht habe. Es that mir allerdings leid daß ich die ſonderbare Felſenwarte nicht ſelbſt beſteigen konnte, die ſchon bei der erſten Annaherung an Bethlehem mein Aufmerken an ſich gezogen hatte, da man es ihrer keglichen Tafelform anſieht, daß der denkende Geiſt, daß die bauende Menſchenhand dem Werk der Natur ihren Gedanken aufpragte. Wir waren indeß heute ſchon auf unſerm Hinwege nach Thekoa, noch mehr aber auf dem Ruckwege nach Bethlehem ſo nahe an dieſem alten Bethcharem oder Herodium, auf welchem Herodes ſein Kaſtell als Siegeszeichen uber die Juden, und ſein Grabmahl ſich erbauete *), vorubergekommen, daß wir den terraſſenartigen Bau, welcher, wie jene des Steines bei Wurzburg der Anlage von Weinbergen **) beſonders

*) v. Raumer a. a. O. S. 219, 220.

**) Beth-Charem oder Bethhaccerem heißt Stätte des Weinberges.

günſtig ſeyn mußte, ſo wie die untren und oberen Mauern dieſe mit ihren vier Thürmen, deutlich in jener Geſtalt erkennen konnten, in welcher Pokocke ſie beſchreibt. Wenn auch jene Weinbergsveſte nicht dadurch, daß ſie des Herodes Ehrengedachtniß und ſein Grabmahl war, für den chriſtlichen Pilgrim etwas Anziehendes hat, gewinnt ſie es doch dadurch, daß die Kampfer für das Kreuz: die Franken, wie man ſagt noch vierzig Jahre nach dem Verluſt von Jeruſalem dieſen Ort behaupteten.

Wir kamen in der Zeit der Dämmerung an dem Feld der Hirten vorüber und erſt gegen ſieben Uhr am Abend erreichten wir Bethlehem, mit ſeiner vom Lichte der ewigen Lampen erleuchteten Grotte. Ja, die Verſe eines alten ſchönen Weihnachtsliedes waren heute hier in Bethlehem, wenigſtens im Geiſte, unſer Abendlied:

Den aller Weltkreis nie beſchloß,
Der lag hier in Mariens Schooß;
Er war ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding erhält allein.

Der Sohn des Vaters, Gott von Art,
Ein Gaſt in unſrer Welt hier ward;
Er führt uns aus dem Jammerthal
Und macht uns Erben in ſeinem Saal.

Das hat er Alles uns gethan,
Seine große Lieb zu zeigen an,
Des freu ſich alle Chriſtenheit
Und dank ihm des in Ewigkeit.

Es ſchlief ſich ſanft, wie im Hauſe der Mutter in dem lieblichen Bethlehem; die Ausſicht vom platten Dache des Kloſters, Donnerstags den 6ten April vor Sonnenaufgang, weckte alle Erinnerungen an das geſtern Ge-

sehne zugleich mit dem Sehnen auf, noch weiter in diesem herrlichsten der Länder über Berg und Thal zu ziehen. Man überblickt daselbst die Berge und einen Theil der Thäler bis an den Hohenzug von Hebron hin, die Hügel von Thekoa und der Frankenberg zeigen sich in großer Deutlichkeit; nach Osten sieht man den Spiegel des todten Meeres und die Gegend der Jordansmündung, jenseits des Gewässers aber einen Theil des Gebirges Piśga; fast unmittelbar an dem Fuß des Berges, darauf das Kloster stehet, zieht sich das Thal Rephaim hin.

Wir wohnten dem Gottesdienst in der Kapelle der heiligen Grotte bei; die Lateinischen Christen haben hierzu nur noch den Raum bei der Krippe und um die Stätte der Anbetung der Könige. Wir bemerkten auch hier wie bei mehreren andern Gelegenheiten, daß namentlich der Gottesdienst der Spanier sich durch eine ganz besondre äußre Würde auszeichne. Mit dankbarer Liebe nahmen wir dann Abschied von dem freundlichen Prior und von Bethlehem, dessen Eindruck ein so tiefer war, daß uns seitdem oft, sowie David nach dem Wasser am Thore von Bethlehem, ein Sehnen angewandelt hat, auch nur nach seinem Anblick.

Wir Fußgänger, zu denen auch die Hausfrau gehörte, giengen voran, ohne den Führer, der auf die reitenden Gefährten und mit diesen zugleich auf die Thiere wartete, die nicht gleich bei der Hand waren. Der Morgen war von erquickender Kühle, wir stiegen rasch den Berg von der Stadt hinab und auf der andern Seite wieder hinan. Hier aber verirrten wir uns so bald zwischen den Mauern der Wein- und Olivengarten, bei welchen sich Wege, einer so undeutlich als der andre und nach den verschiedensten Richtungen durchkreuzen, daß

wir wieder ein Stück Weges umkehren und auf die Gefährten, mit dem Führer und den beiden Eseltreibern warten mußten. Unser Weg war diesmal nicht jener höher gelegene, durch seine Aussicht interessantere, der an der Wasserleitung hinführet und welchen einige von uns auf der Herreise von Hebron gemacht hatten, sondern wir lenkten uns hinab in das fruchtbare Thal selber, in welchem einst Salomons blumenreiche Gärten lagen. Die Bäume waren nun meist verblüht, nur an den Aepfeln zeigten sich noch die Spatlinge der Blüthen. Man sieht bei diesen Gärten, die sich neben einem Dörflein weit im Thalgrunde hinanziehen, die Substruktionen und dicken Mauern vieler alter Gebäude, unter ihnen noch mehrere wohl erhaltne Gewölbe. Ein wasserreicher Quell, der alsbald zum Bächlein wird, dringt am Fuße des westlichen Bergabhanges hervor und wird zum Bewässern des Thales benutzt. Die Knaben der Hirten tränkten dort am Bache, im Schatten der Maulbeer- und Wallnußbäume ihre Heerden; Frauen wuschen am Quell. Während unser Freund Bernatz einen kleinen Theil des Gartenthales zeichnete, saßen wir beide, die Hausfrau und ich auf dem mit Rasen bewachsenen Dache eines alten, fest gemauerten Gewölbes. Wir blickten hinüber über das grünende Thal und gedachten jenes Salomonischen Liedes das die Schmerzen wie die Wonne einer höheren Liebe besingt als die vergängliche des Fleisches ist. Ja auch uns Pilgrime hat ein dämmernder Strahl jener Liebe hinausgezogen „auf den Fußpfad der Lämmer;" wir sind hinabgegangen in den Nußgarten, zu schauen das Grün am Bache, zu schauen ob der Weinstock blühete, ob die Granatäpfel Blumen hätten." Wo sind aber hier die Myrrhenberge und wo der Weihrauchhügel; wo sind die

Würzbeete bei denen der Freund weidete und Rosen brach? Will hier der Schatten nimmer weichen und der Morgen mit seinem frischen Hauch erwachen, ist die Stimme des Friedens, sind die Reigen von Mahanaim auf immer aus diesem Land entschwunden? „Ja, kehre wieder, kehre wieder o Sulamith *), kehre wieder, kehre wieder, daß wir dich schauen — Reigen zu Mahanaim."

Die Hirtinnen des Thales hatten für uns und unsre Führer Milch gebracht; wir ruheten noch einige Augenblicke am Quell und stiegen dann hinan am Abhange des Berges auf den Weg der nach Salomo's Teichen und verschlossenen Brunnen führt. Der gewöhnliche Weg von Hebron nach Jerusalem geht bei ihnen vorbei, auch ich und meine beiden Reisegefährten, auf dem Wege von Hebron nach Bethlehem hatten im Vorübergehen einen Blick in das Thal der Teiche geworfen. Heute sahen wir diese sonderbaren Bauwerke genauer, deren Anlage und Gestaltung allerdings des Salomonischen Zeitalters würdig erscheint. Es sind ihrer drei, die im Engthal hinaufwärts, einer immer ein wenig höher als der andre liegen. Ihre Wände wie der Boden sind massives Mauerwerk; das Innre setzt terrassenweise ab; man kann auf Stufen zu den tieferen Absätzen hinuntersteigen. Herr Mühlenhof maß die Länge und Breite der einzelnen Teiche nach Schritten, die er vielleicht zu klein nahm, denn er fand die Länge des untersten, großen 229, die des zweiten 177, die des dritten 119 Schritte, während

*) Das Wort Sulamith bedeutet die Friedensreiche, wie unser deutscher Name Friederike, es steht mithin dem männlichen Namen Salomo (Friedrich) gegenüber.

Fisk dieselben Dimensionen nur 205, 153 und 134 Schritte maß; Richardson giebt die Länge des untersten zu 660, die des mittlern zu 600, des obersten zu 130, die Breite bei allen im Mittel zu 270 englischen Fußen an *). Außer jenem Gewässer das in der Zeit der Regen ihn überfallen mag, giebt zu allen Zeiten des Jahres der Quellbrunnen der oberhalb des dritten Teiches liegt zuerst diesem sein Wasser, aus ihm empfängt es der zweite, dann von diesem der unterste. Der Quell, mit seinem klaren, reichlich strömenden Wasser ist aufs Sorgfältigste gefaßt und ummauert; man steigt zu ihm auf Stufen hinab; von oben konnte und kann noch jetzt der Zugang zum Brunnen bedeckt und verschlossen werden, so daß diesen allerdings, mitten in der geheimnißvollen Abgelegenheit seines blumenreichen Thales und seiner künstlichen Kammer die Sage des Landes, in deren Munde das Lied der Lieder noch fortlönet, mit jener verschlossenen Quelle, jenem versiegelten Brunnen vergleichen konnte, in dessen Wasser das Leben der Liebe die von oben kam, im Verborgenen seinen Anfang nimmt und seine erste Nahrung empfängt **). Wie werthvoll und wichtig diesem Lande das Wasser, namentlich das Wasser dieses Quelles sey, der zum Theil durch seine schon früher erwähnte Wasserleitung Jerusalem versorgt, bezeugt die kleine Veste, die zum Schutz des Brunnens ganz in seiner Nähe angelegt ist. So wie sie jetzt dasteht, erscheint sie übrigens als

*) K. v. Raumers Palästina 2te Aufl. S. 312. Die Breite ist selbst an jedem einzelnen Teiche verschieden, nach einem Ende schmaler als am andern. Bei den obersten ist sie im Mittel am größesten, bei dem untersten am kleinsten.

**) Hebel a. a. O.

ein Bauwerk der ſpäteren, Sarazeniſchen oder ſelbſt Turkiſchen Abkunft.

Wir wendeten uns jetzt zur Rechten (nordweſtlich?), über die Anhöhe hinan, zogen dann am Rande eines Thales hin, deſſen Grund reichlich grünte, und kamen weiterhin an einem griechiſchen, dem heiligen Georg gewidmeten Kloſter und ſeinem Dorfe vorüber. Hier fanden wir viele Weingärten, an deren Reben ſich die jugendlichen Blätter zeigten; neben ihnen, in andern Gärten, blühete der Storaxbaum (Styrax officinale), hier im Freien für uns ein neuer Anblick. Sein Rauchwerk, Mesah genannt, wird von den Bewohnern des Landes, vor allen von den Mohamedanern ſehr hoch gehalten. Dann jenſeits dem Rücken des Kalkgebirges quer durch ein andres Thal und von dieſem über einen noch höheren Berg zogen wir hinunter nach dem am ſteilen Abhang gelegenen Dorfe Bairſchallah, dem Bezek der heiligen Schrift das ſchon ſeit längerer Zeit nur von Chriſten bewohnt iſt. Eine Sage des Volkes behauptet, daß hier kein Mohamedaner länger denn ein oder zwei Jahre leben könne [1], weshalb die Turken dieſen Wohnplatz meiden. Hier in der Nähe, vom Abhange des Hügels bis zur Stätte von Rahels Grabe und der Höhe bei dem Kloſter des Elias, fand einſt der anbrechende Morgen das Blachfeld mit den Leichnamen von 185000 Streitern bedeckt, die geſtern noch in übermuthiger Sicherheit ſich zur Nachtruhe niedergelegt hatten. Sie hatte nicht das Schwert oder der Bogen gefällt; das gefangene Häuflein, das in der Stadt bei Hiskia war, hatte ihnen kein Leides gethan, ſondern

[1] S. v. R. v. Raumer a. a. O. S. 12. Unſer Bethlehemiter (der Andrer verwechſelte dasſelbe

die Macht Gottes war über sie gekommen; der Engel des Herrn hatte sie geschlagen. „Also brach Sanherib, der König von Assyrien (der gegen den Gott Israels getobet hatte) auf, und zog weg, und kehrte um, und blieb zu Ninive *)."

Baitschallah liegt unter Gärten und Bäumen und hat zu seinen Füßen einen wasserreichen gemauerten Brunnen, zu dem ein sehr steiler, abschüssiger Weg über die glatten Felsen hinabführt. Wir sahen hier mit bedauernder Theilnahme (was man übrigens in diesem Lande fast allgemein findet) wie die Frauen und Mägdlein die schweren Schläuche mit Wasser vom Quelle gefüllt hinaufschleppten auf dem steilen Wege zum Dorfe. Mägdlein, vielleicht von kaum acht Jahren, wurden von ihren Müttern schon zu dem künftigen, schweren Tagwerk abgerichtet, sie schleppten, ihren Kräften angemessen, kleinere Schläuche und Gefäße. Uns war freilich dieser Anblick nichts ganz neues, denn auch in unsren Kalkgebirgen, deren Höhen gewöhnlich ohne Quellen sind, während diese im Thal desto reichlicher strömen, namentlich in den Gebirgen um Muggendorf und Bamberg sieht man die Frauen von frühester Jugend an dasselbe Geschäft treiben. Um nur einige der vielbesuchteren Orte zu nennen, so tragen die Bewohnerinnen von Engelhardsberge bei der Riesenburg das Wasser zu dem täglichen Bedarf des Hauses einen eben so steilen Berg hinan als die zu Baitschallah, der Berg aber den die Frauen und Mägdlein von Gößweinstein mit ihren schweren Wasserbutten und Schaffleln, die viel unbequemer sind als die ledernen Schläuche, zu besteigen haben, wenn sie, besonders in der (heißen) Jahreszeit

*) 2. Kön. 19, V. 35. 36.

wo der ganze Ort voller Wallfahrter ist, täglich mehrere Male im Thale Wasser holen müssen, ist noch viel höher. Und dennoch sieht man den Leuten dort keine Noth an, sie sind kräftiger und schöner als großentheils die Bewohnerinnen der Städte, denen das Wasser im Hof und selbst in der Küche zuströmt; sie sind frohe, gesunde Mütter zahlreicher, gesunder Kinder. Auch die Brecherinnen von Walhalla erschienen uns ganz besonders schön und kräftig, sie erinnerten uns durch ihre Munterkeit und fröhliches Bezeugen an die Wahrheit jenes alten, lateinischen Verslein's, das zu Nürnberg, im großen Rathhaussaale, in einem gemauerten Fensterbogen unter dem Bilde einer großen, mit bleiernen Gewichten beschwerten Schlaguhr steht: „ubi onus ibi sonus" (Schwerer Drang, weckt lauten Klang). Ja, und dieser Klang wird zum Lobgesang, wenn der Schmerz und die Mühe des irdischen Lebens ihr Werk an der Menschenseele vollbracht und in dieser ein lebendiges Aufathmen und Sehnen nach der Sabbathsruhe der Ewigkeit geweckt haben. Denn dann bedarf es nicht mehr eines Zuges der Last, der nach unten gehet, sondern der fröhliche, selige Zug der Liebe, der nach oben gehet, ist es allein der das Lied des Preisens weckt, welches nie verstummet.

Unten am Brunnen, im Schatten der hohen, alten Bäume ruheten die Gefahrten, ich aber gieng indeß allein voraus nach dem Engthale das sich gegen St. Philipp hinzieht. Der Anfang des Weges am nemigen Bette des Gießbaches, dann zwischen den Mauern der arm grünen den Weingarten hin, war sehr beschwerlich, er lag voller Steine die von den Mauern, welche selber nichts anders und als Steinhaufen, heruntergestürzt waren und an deren

hinwegraumen hier zu Lande niemand denkt. Doch bald trat ich auf den freien Wiesengrund des schönen Thales hinaus, wo mich, mit dem frischen Windhauche zugleich, der die heißen Stunden des Tages (es war zwischen 11 und 12 Uhr) kühlte, zugleich ein wonnigliches Gefühl des Daheimseyns anwandelte. Ich habe schon bei andrer Gelegenheit von der großen Aehnlichkeit der Gegenden des gelobten Landes mit manchen unsrer vaterländischen Gegenden gesprochen *) und wiederhole es hier nochmals daß, wer die Engthäler, welche den Lauf der Wiesend durch das Jurakalkgebirge begleiten, namentlich die Nachbarschaft von Muggendorf gesehen hat, sich eine gute, treue Vorstellung machen könne von den Felsenthälern und von der zackigen, höhenreichen Form des Gebirges Juda, im Südwesten von Jerusalem. Ich glaubte mich hier in ein Felsenthal etwa bei Rabenstein versetzt, und hatten mich nicht die langen Stacheln der Stachelschweine, deren ich viele an meinem Wege fand, hatten mich nicht die Tulpen und buntfarbigen Anemonen mit manchen andern fremden Blumen und Sträuchern daran erinnert, daß ich in Palästina sey, hatte mich nicht die türkische Kleidung des Mannes, der mir mit einem beladenen Esel begegnete aus meinem Traume geweckt, ich würde diesen deutsch begrüßt und angeredet haben.

Nach etwa anderthalb Stunden Gehens kam ich mit einigen der Gefährten, die mich indeß eingeholt hatten, zu St. Philipp und zu seinem reich, wie ein kleiner Bach, aus dem Felsen hervorbrechenden Wasserquell. Die Sage des Landes macht diesen Felsenbrunnen zu einem lebendigen Erinnerungszeichen an eines der herrlichsten

*) S. o. den 2ten Band dieser Reise S. 466.

Ereignisse aus den ersten Tagen der Apostel, an ein Ereignis dessen gotteskräftige Folgen noch jetzt wie ein Strom lebendigen Wassers über ein Land des fernen Südens sich ergießen. Ohne über die Oertlichkeit zu grübeln hatte ich mich schon im Hergehen durch das schöne stille Thal an der Betrachtung der Geschichte jenes Kämmerers und Gewaltigen der Königin Candace in Mohrenland unmittelbar erquickt; jenes Gewaltigen den mitten auf seinem Wege die Kraft des Heiligen Gottes überwältigte, die in Philippo, dem Apostel ihm begegnete [1]. Es war nicht nur jener Zug eines ewigen Erbarmens, dessen Walten, wenn es in Sturmwindseile an der sichtbaren Natur vorüber gehet, selbst den mütterlichen Vogel anreget, daß er den nach Nahrung verlangenden Jungen ihr Futter bringt; er selber war es, der Geist, nicht sein Bote, der leibliche Lebenshauch, der den Apostel hinführte zu dem Wagen auf welchem der Kämmerer, der den Gott Israels kannte, las, laut lesend die Worte der Weissagung im Jesajas, welche von Dem reden der wie ein Lamm, das seinen Mund nicht aufthut, zur Schlachtbank geführt ward, dem aber als er sein Leben in den Tod gegeben hatte und den Uebelthätern gleich gerechnet war, eine große Menge zur Beute, die Starken zum Raube gegeben sind [2]. Und das Verlangen, zu wissen von wem der Prophet solches rede, das der Geist in dem Herzen des Kämmerers geweckt hatte, ward gestillt, da Philippus seinen Mund aufthat und ihm das Evangelium von Jesu verkündete. „Siehe, da ist Wasser," rief der Mann, „was hinderts daß ich mich taufen lasse?" und da er

[1] Apostelgesch. 8, V. 26—39.

[2] Jesaj. 53, V. 7—12.

ausgesprochen was mit seliger Gewalt sein ganzes Herz bewegte: „Ich glaube daß Jesus Christus Gottes Sohn sey," taufte ihn der Apostel, und der Kammerer, auch da nun Philippus von seinen Augen hinweggenommen war, zog seine Straße frohlich, in das Land der Heimath, welches zuerst durch ihn eine Heimath des Christenglaubens ward.

St. Philippo hat eine unbeschreiblich schöne Lage zwischen Baumgärten und reichen Weinpflanzungen. Ein Bach, der durch das Thal gehet, macht dieses noch jetzt zu einem Zeugniß der natürlichen Fruchtbarkeit des gelobten Landes. Wir stehen hier an einer der Hauptquellen des Traubenbaches oder des Sorek, der durch Eskol, das Traubenthal fleußt *). Noch jetzt mögen die Trauben dieses Landes, dies zeigte der urwüchsige Wuchs, von ungemeiner Größe seyn und den Wandrer, der zur Zeit ihrer Reife dieses Weges kommt, an das Ziel des Weges der Kundschafter des Moses **), so wie an Simsons, des Starken Fall im Hauße der Delila erinnern ***).

Wie ist doch jetzt das Benehmen der Bewohner des Landes gegen die gefürchteten Franken ein ganz andres als es zu Cotovicus Zeiten und selbst noch vor wenig Jahren war. Jener berühmte Reisende ward hier in der Nähe von St. Philipp von den Frauen und Knaben der Araber nicht bloß aufs heftigste beschimpft, sondern ware fast von ihnen gesteinigt worden †), uns ließen sie ruhig

*) M. s. die Karten von Berghaus und Kramm

**) 4. Mos. 13. V. 23—27.

***) Richt. 16. V. 4.

†) Cotovicus Itinerarium hierosol. et syriac. p. 246

da herumgehen, aus dem Quell trinken und den Maler Bernatz ungehindert eine Zeichnung der Gegend aufnehmen; unterhielten ſich freundlich mit unſerm chriſtlichen Führer aus Bethlehem und den Eſeltreibern aus Jeruſalem.

Unſre kleine Reiſegeſellſchaft war jetzt wieder beiſammen; wir ſchickten uns an zur Weiterreiſe nach dem Ziele der heutigen Tagreiſe: nach St. Johann. Wir zogen über den nicht unanſehnlichen Bach hinüber nach der andren Seite des hier breiteren Thales. Dort erwartete uns noch ein ſaures Stück Arbeit. Der Berg, über welchen der Weg hinüberführt, iſt ſo hoch und zugleich ſo ſteil, ſein verödeter Abhang iſt ſo oft durch niedre Felſenwände ummauert, daß wir nicht ſelten mit Händen und Füßen hinanklimmen mußten. Mehr noch als die Geſchicklichkeit der Menſchen war hier die der muntren Laſttiere zu bewundern, die ſich, mit den Vorderfüßen emporbaumend, von einem Felſenvorſprung zum andren hinaufarbeiteten. Vor allen war bei dieſer Arbeit des Bergkletterns unſre Freundin Eliſabeth zu beklagen, die ſchon ſeit einiger Zeit an einer ſchmerzhaften Verletzung des Fußes litt, dennoch aber den Weind von Bethlehem und St. Johann nicht hatte aufgeben wollen. Dazu regte ſich auch bei uns Allen der Hunger, denn wir hatten ſeit dem Genuß der Milch bei den Hirtinnen in Salomos Gartenthale nur etwas Waſſer zu uns genommen.

Herr Franz und ich waren, weil wir das Kloſter für näher hielten als es wirklich war, vorausgegangen, um dort die Herberge und Bewirthung zu beſtellen. Endlich war die Anhöhe und mit ihr eine Ausſicht über Thal und Berge erreicht, welche ſchon für ſich allein der ſauren Mühe des Heraufziehens werth geweſen wäre. Es er

gieng dem Auge da oben, bei der reichen Aussicht, wie einem leidenschaftlichen Freunde der Blumen, dem ein reicher Gartenbesitzer und Gönner Erlaubniß giebt sich ein oder zwei der blühenden Zierden seiner Beete zum Andenken mitzunehmen: es wußte nicht auf welchen Punkt des erhaben schönen Gesichtsfeldes es seine Aufmerksamkeit hinrichten sollte, um sein Bild, das ja nur einmal im Leben ihm dargeboten wurde, für immer in die Erinnerung aufzufassen. Die Gegend, die wir da vor uns sahen erinnert an die Geschichte dreier Helden, welche größer waren als die drei ersten Helden Davids, die sich hindurchrissen durch das Heer der Philister und Wasser schöpften aus dem Brunnen am Thore zu Bethlehem; denn jene drei haben ein andres, höheres Wasser des Lebens aus der Hand der Feinde gerissen und errettet, und ihrem ganzen Volke zu seiner geistigen Erquickung und Heilung es dargebracht als das Wasser des Brunnens von Bethlehem war. Dort oben auf der Höhe des Gebirges, zeigt sich in deutlicher Nähe, gleich den Trümmern eines alten Domes die Heldenburg der Makkabäer: Modin, die Bergstadt; der Wohnsitz und gemeinsame Begräbnißort der Makkabäer *). Wenn man, wie doch öfter geschieht, die Eindrücke durchs Auge mit jenen vergleichen darf, welche durchs Ohr der Seele nahen, so möchte ich den, welchen der Anblick der alten Bergfeste Modin auf mich machte mit jenem der tiefen Töne einer großen Glocke vergleichen, welche Gedanken des Ernstes weckt. Wem sollte nicht dieser alte Felsenhorst das Andenken der vorbildlichen Kämpfer mit dem Widersacher

*) 1. Makkab. 2. V. 1; 13. V. 25—30; Kramer a. a. O. S. 211

alles Glaubens an das was göttlich ist; das Andenken an die Priesterhelden Mattathias und Judas und Simon und selbst an das unglückselige Haus der Hasmonäer erwecken. Dennoch, so bedeutungsvoll das Erinnerungszeichen ist, das die alte Bergfeste darstellt, so war dennoch der Held, von welchem die Kunde dort am Fuße des Berges, im Thale der Terebinthen Zeugniß giebt, noch ein höherer Verkämpfer seines Volkes und der zukünftigen Geschlechter. Dort, im Eichengrunde schlug David der Knabe, der ohne Schwert, Spieß und Schild nur im Namen des Herrn Zebaoth, des Gottes des Zeuges Israel den übermächtigen Feinde entgegentrat, den Riesen Goliath und ward hierdurch ein Verkämpfer und Durchbrecher zum Siege für die Heere seines Volkes, welche, da der Riese von der Hand eines Knaben gefallen, in Kraft des Glaubens an den Gott des Zeuges Israels sich aufmachten und riefen und jagten den Philistern, die der Schreck getroffen, nach, bis an die Thore Ekron, daß die Feinde fielen erschlagen auf dem Wege Saarim bis gen Gath und gen Ekron. Aber nicht nur mit dem Riesen, auch mit andern, furchtbareren Mächten hatte der Held des Terebinthenthales gekämpft, und so tief auch die Wunden waren die er im Streit empfangen dennoch zuletzt, durch kindlich treues Festhalten, selbst beim Fallen, an der Hand Dessen der vom Tode errettet, den Sieg des Glaubens errungen, der seine Zuversicht setzet auf den Herrn, Herrn. Und so war derselbe auch hierdurch der Verkämpfer geworden der Schaaren, die niemand zählen kann, die durch Glauben hindurchgedrungen sind zum Siege, der weiter reichet als zu den Thoren Ekron, ja ein Vorbild Dessen, der den Kampf der Kämpfe hinausgeführt hat zum Ende. Der heute aber der

Helden, an den die Kunde des Landes, welche hier unten am Fuß des Berges im grünenden Thale wohnt, erinnert, war der größeste unter den Dreien, denn von ihm bezeuget der Mund der Wahrheit selber, daß „unter Allen die von Weibern geboren sind nicht aufgekommen sey der größer wäre denn er“ *) (bis zu den Zeiten des Reiches das höher stund denn alle Reiche der Menschenkraft). Dieser war der Vorgänger, nicht eines Fürstenstammes Judaas, nicht der Heere Israëls gegen das Volk von Philistaa, sondern ein Vorgänger Dessen, der ein Furst ist der Könige und Herren auf Erden; der größer ist denn Israël; Er selber Israëls Trost und Hoffnung und Ende.

Außer dem Thale der (grünenden) Einöde, in welcher Johannes der Vorläufer war, bis daß er sollte hervortreten vor das Volk Israël **), das zunächst hier unten zu unsren Füßen liegt; außer dem Terebinthenhaine dessen That die Sängerinnen Israëls priesen, mit Gesang und Reigen, mit Pauken und Triangeln ***); außer der Geburtsstätte und Grabstätte der Makkabäerhelden dort auf der Höhe, sieht man dort vom Gebirge das Rama des Samuel und die Stätte von Emmaus; Galonia, an der Straße von Jaffa nach Jerusalem (das Ende des Thales der Terebinthen) und, wenn mein Auge nicht irrte, die Höhen des Oelberges. Uns zog jetzt vor allen das prachtvoll, gleich einem Fürstenschlosse im Haine der Zypressen vor uns liegende Kloster St. Johanns, des Täufers an; zu ihm lenkten wir für heute unsre Schritte

*) Matth. 11. V. 11.

**) Luc. 1. V. 80.

***) 1. Samuel. 18. V. 6.

Schritte hin. Leichtfüßige Gazellen, von Gestalt und Farbe unsrer Rehe, eilten über das Gebirge hinüber; der Leib war langsamer, der Geist schneller denn sie, denn er war vorangeflogen auf der Bahn des großen Vorgängers bis dort hinüber zur Siegerpalme des Oelberges.

Unten im Dörflein kamen wir zuerst bei einem reichlich fließenden Quell, dem Brunnen der Maria vorüber, an denen Frauen des Ortes Wasser schöpften und wuschen. Wir langten etwas vor vier Uhr im Kloster an, dessen Väter eben hinabgegangen waren zur Kirche, um hier das Lied der Vesper zu singen. Die Töne der Orgel (es ist eine der vorzüglichsten, wo nicht die beste der christlichen Kirchen des Landes) zogen auch uns hinab zu dem Tempel, in dem eine kindliche Andacht die Geburtsstätte des großen Vorgängers verehrt. Der volltönende, harmonische Gesang der Väter (sie sind großenteils Spanier) redete die Sprache eines festen Hoffens, das nie zu Schanden wird; wenigstens deutete sich seinen Inhalt so die Seele, die sich hier begrüßt fühlte, mit dem Gruße des ewigen Friedens.

Der Gottesdienst war geendet; wir hatten uns wieder hinauf begeben in das Zimmer der Gäste; der Prior des Klosters, ein noch jugendlicher Spanier, aus einem edlen Geschlecht seines Landes trat zu uns hinein und begrüßte uns freundlich. Auch die andern Gefährten der Reise waren nun angelangt, man hatte sie, weil Frauen unter ihnen waren, und weil im Kloster strenge Clausur herrscht, um das Gebäude herum geführt, dann zu einer Hinterthür hinein gelassen, dort aber, im Hofe, für sie eine freundliche Wohnung, in einer Art von Gartenhäuschen bereitet; bald war da in Fülle alles herbeigebracht, dessen das leibliche Bedürfniß der ermatteten Pilgrime zu

seiner Sättigung bedurfte. Der Prior und sein Vicar hatten uns aber noch einen andren Genuß zugedacht. Sie führten uns hinaus an den Abhang des Berges, der jenseits des Dorfes sich hinabzieht, nach dem Thale der Terebinthen, oder, wie man es wegen der vielen anjetzt hier wachsenden, immergrünenden Eichen auch nennen könnte, nach dem Eichengrund. Hier waren die Männer Israëls, unter Saul gelagert, als sie sich rüsteten zum Streit wider die Philister; hier war es wo Isais Sohn seinen Brudern das Epha Sangen und die zehn Brode, für den Hauptmann aber zehn Käse ins Lager brachte. Und ob auch Eliab, der gröſseste Bruder ergrimmete über die vermeintliche Vermessenheit und Herzensbosheit des jungen, bräunlichen Hirten *) so war doch dieser nicht gekommen den Streit zu sehen, sondern ihn zu enden. Wir empfiengen hier „glatte Steine aus dem Bache" zur Erinnerung an die Kraft einer Hirtenschleuder, die siegreicher wirkte denn Spieß und Schild und Schwert. Man sieht vom Abhange aus deutlich und nahe Calonia, von dessen sattelförmiger Höhe das Thal herabläuft, und an einigen Stellen auch Emmaus, da der Geber alles Guten von den Jungern am Brodbrechen erkannt ward, so wie die Herrscherin des Gebirges, die Veste von Modin. Auf dem Rückweg erzählten uns die Väter wie sie noch vor wenig Jahren, ehe Ibrahim Pascha über diese „kleinen Fuchse die den Weinberg verheerten" ein heilsames Schrecken brachte, so in Furcht vor den Mohamedanischen Bewohnern des Ortes und seiner Umgegend leben mußten, daß zuweilen aller Verkehr mit der versorgenden Mutterstatte, mit Jerusalem unterbrochen war. Man konnte

*) 1. Sam 17. V. 28.

ſelber nicht aus dem Kloſter hinaus treten und Pilgrime durch die Nachbarſchaft geleiten, ohne Beſchimpfung und zuweilen ſelbſt Verletzungen durch Steinwurfe zu erfahren. Anjetzt wohnen die Tauben ungeſtört zwiſchen den Sperbern, denn ein Geieradler ſchwebt uber beiden, der die Sperber ſchreckt.

Wem ſollte es, „er ſey Ritter oder Knecht" unter dem Obdache des Kloſters von St. Johann nicht wohl werden; wer ſollte hier unter dem balſamiſch duftenden Garten, wenn er uber die blubenden Beete der Terraſſen hinaufſteigt, bis zur Hohe, mit der Ausſicht uber Berg und Thal nicht zu ſeinem Herzen ſagen: hier iſt gut wohnen. Uns Mannern hatte man im Kloſter ſelber die Herberge angewieſen; mir war eine Zelle zugefallen, deren Fenſter die Weinreben umſchatteten und welche bei Tag und noch mehr bei Nacht den Duft der blubenden Orangen und Zitronen durchdrang; die Frauen bewohnten das gaſtliche Hauschen im Vorhof der Mauern, wo wir uns auch jetzt zum Abendbrod verſammelten.

Nur noch war es ſchon heute, Freitags am 7ten April, da ich beim Strahl der Morgenſonne, der durch die Rebengelande hereindrang, erwachte, ein Feſt Johannes des Taufers. Denn ich hatte mich mit den Gedanken die ſein Feſt in der Seele des Chriſten weckt zur Ruhe gelegt und wachte mit dieſen Gedanken wieder auf. Grunete und blubete ja auch, da draußen im Garten in welchem ich hinaustrat Alles ſo wie bei uns in der ſommerlichen Zeit des Johannisfeſtes; ſtatt der grunenden Birken freilich die Karnefianiſche Mimoſe; ſtatt der deutſchen Jaſmins der Sterarbaum und die Limone. Einer der jungeren Bruder des Kloſters, ein Spanier, der den Schmerz ſeines Landes tief empfunden, fuhrte, nach der

Morgenandacht, mich und meinen Freund Bernatz hinaus in die Wüste von St. Johann, zu der Grotte, in der sich, wie die fromme Sage berichtet, der große Täufer enthielt, bis daß der Gedanke seines hohen Berufes zur That geworden. Der Weg zu jener alten Ruhestätte der christlichen Andacht, auf den vormals der Orden der Johanniterritter, wie auf alle Erinnerungszeichen dieser Gegend, seine besondre Pflege gewendet, geht an der Seite des Thales hin, das von Calonia durch den Eichgrund nach dem Eskol- oder Sorekthale verläuft. Unser Führer zeigte uns eine Felsenplatte, „auf welcher der Täufer stund, da er zuerst an sein Volk das Wort nahm." Die Wohnung in welcher er das Alleinseyn mit dem Gedanken seines Tagwerkes und mit Dem, der den Gedanken in ihn legte, gesucht und gefunden ist eine Felsenhöhle, an deren Fuß ein Quell sein klares Wasser hervorströmt. Wir fanden das Hinansteigen von einem Felsensprung zum andern nicht mehr so beschwerlich, als Cotovicus es beschreibt; vielleicht daß wir des Kletterns über so geringe Höhen gewohnter waren denn er, oder daß die Mönche, deren Pflicht es ist zu gewissen Zeiten hier Gottesdienst zu halten, den Eingang erleichterten. Auch unser Führer sprach hier die Gebete, die seit alter Zeit dem Orte gewidmet sind und wir nahmen von Herzen an seiner Andacht Theil. Oben auf dem Felsen stehen die Ruinen eines Klosters, das in den Zeiten der christlichen Herrschaft des Landes ziemlich bevölkert war. In der Nähe der Grotte breiten sich, am Abhange des Berges, Weingärten und Baumpflanzungen aus; unter den Bäumen wird allerdings auch hin und wieder der Johannisbrodbaum (die Ceratonia siliqua) gesehen, deren Früchte, nebst dem wilden Honig die gewöhnliche Nahrung des einsam Weh-

neuden waren *). Der Grotte gegenüber liegt ein Arabisches Dorf, vielleicht an der Stätte von Socho, zwischen welchem und Aseka das Heer der Philister sich gelagert hatte, da Saul mit Israëls Streitern ihm entgegenzog. Auf dem Rückwege weilten wir noch bei den Ruinen jener christlichen Kirche, die „an der Stätte des Hauses des Zacharias erbaut war, vor welchem Elisabeth und die Erwählte der Jungfrauen sich begrüßten." Ein Wandersmann, welchen schon der Anblick von Albertinis bildlicher Darstellung dieser Begrüßung innig bewegte, wie sollte der nicht bei dem Verweilen an dieser Stätte ein Tropflein jener seligen Freude empfinden, die einst in einem verborgenen Thale des Gebirges Juda zwei Menschenseelen erfüllte, denen schon mitten in der Zeit des Dunkels der helle Tag der Ewigkeit anbrach. Auch unser Führer las uns hier laut jene Stelle des Evangelisten Lucas, an welche diese Stätte erinnern soll: die Worte, welche Elisabeth, des Geistes voll, der gebenedeiten Jungfrau entgegen rief und den Lobgesang Marias.

Nach unserer Rückkehr ins Kloster ergieng ich mich noch einmal, in Gesellschaft der zurückgebliebenen Freunde in der schönen Kirche, deren Altarbild das Werk eines großen spanischen Meisters (des Murillo?) ist, dann im Garten des Klosters. Er ist der größte und schönste den ich in der ganzen Umgegend von Jerusalem sahe; großentheils neu angelegt, am Abhange eines terrassenartig ausgearbeiteten Felsens, von dessen Wänden die Sonnenstrahlen verdoppelte Kraft empfangen, auch für

*) Nach einer bekannten Deutung des Wortes das gewöhnlich durch Pensbrecken übersetzt ist.

eine hinreichende Bewässerung des Bodens ist gesorgt. In Folge der vortheilhaften Lage des Gartens fanden wir hier den Pflanzenwuchs ungleich mehr vorgeeilt als in Bethlehem und Jerusalem; die Mandeln stunden schon in bedeutender Größe an ihren Bäumen; auch die Aprikosen, Kirschen und andre Obstbäume hatten Früchte angesetzt. Einer der Väter des Klosters ist ein Freund und man darf sagen ein Meister der Gartenkunst, denn als solcher zeigt er sich durch die großentheils neue Anlage des Gartens, dessen Grund er dem vorhin verödeten Felsen abgewonnen hat und die noch fortwährend unter seiner Leitung sich erweitert. Wir sahen hier mehrere Gewächse der heißen Zone im Schutz der Felsenwände gedeihen, die wir im Gebirge Juda kaum erwartet hätten. Wie gerne wäre ich der Einladung der freundlichen Väter des Klosters gefolgt und einige Wochen bei ihnen geblieben in der stillen, reinlichen, grün umrankten Zelle und in dem schönen Garten, wir hatten aber in Palästina noch so vieles Andre zu sehen und meine Zeit war mir gemessen.

Nach Tische besuchte uns noch einmal der gute Prior und erzählte uns Manches aus der neuesten Geschichte des Klosters. Die armen Väter hatten, besonders in den Zeiten des letzten Aufstandes und während der Theurung die vor einigen Jahren das Land traf, viel von Noth und Sorgen gelitten. Ich lernte auch bei dieser Gelegenheit in jenem edlen Spanier ein kindlich gläubiges, liebevolles, gottvertrauendes Gemüth kennen; mit dankbarer Bewegung nahmen wir gegen drei Uhr des Nachmittags von unsren guten „Johannitern" Abschied und zogen fröhlich unsre Straße über den Berg hinan, gegen Jerusalem.

Die Steinhaufen dort auf der Höhe, neben den meist sehr schlecht angebauten Saatfeldern, möchte man gern

um ihre Geschichte befragen, denn viele von ihnen schei-
nen vormals zu Menschenwohnungen gehört zu haben.
Wir unterließen, so weit uns dieß möglich war, das
Fragen und Forschen nicht; das aber was wir zur Ant-
wort erhielten betraf eine Geschichte, welche älter ist, als
die Geschichte der Kananiter und der zwölf Stamme des
Volkes, welches dieses Land der Verheißung zum Erbe
besaß. Denn der Ammonit des Kalkgebirges den wir unter
den Steinen fanden erinnerte an jene alten Tage, welche
statt einer Antwort den forschenden Geist des Menschen
selber fragen: „wo warest du, da ich die Erde grundete,
sage mirs, bist du so klug. — Da mich die Morgen-
sterne mit einander lobeten und mir zujauchzeten die Chöre
der Engel *)." Uns war übrigens, wie ich dieß noch
später erwähnen werde, dieser Fund, den Freund Ver-
naz machte, von Wichtigkeit; denn die Versteinerungen
in der Umgegend von Jerusalem gehören zu den großesten
Seltenheiten, und diese hier versprach einen weitren An-
haltspunkt zu gewähren für das Erkennen der Gebirgs-
art der sie angehörte.

Nach einer kleinen Stunde Weges kamen wir zu
dem Kloster des heiligen Kreuzes, das die Andacht der
Georgianer an jener Stätte begründete, an welcher, nach
einer Sage der christlichen Bewohner des Landes der Stamm
des Oelbaumes gewachsen war, aus dem man Golgathas
heiliges Kreuz bereitete. Wie die meisten Klöster des Landes
gleicht auch dieses einer kleinen Veste. Es soll eine ansehnliche
Menge Georgischer Handschriften enthalten; wir sahen
kein Inures nicht. Man hat von diesem Hügel eine Aus-
sicht auf die Stadt Jerusalem, an welcher sich die Burg

*) Hiob 38. V. 4 u. f.

Zion, das Coenaculum, das Kloster von St. Salvator und andre Gebäude der Westseite vorzüglich herausheben zugleich aber, weil der Standpunkt zu niedrig ist, den Anblick der übrigen Stadt verhindern, von der man fast nur die Minarets, und, so wie man etwas seitwärts tritt, die hohe Kuppel der Omarmoschee hervorragen sieht. Als wir an den Türkischen Grabstätten am Abhange von Gihons Thal vorübergiengen, erinnerten uns die Schaaren der weißgekleideten, verschleierten Mohamedanerinnen, die auf den Leichensteinen saßen, daran daß heute Freitag sey; der Tag des Sabbathes der Bekenner des Islams, der Tag ihrer wöchentlichen Feier der Gräber. Wir kamen schon gegen fünf Uhr wieder in unsrer stillen, freundlichen Wohnung der Casa nuova oder des Pilgerhauses an, begrüßten die Väter des Klosters und ich brachte noch einen Theil des Abends auf dem platten Dache des eigentlichen Klostergebäudes im Genuße der Aussicht zu, die mir, so oft ich sie auch sahe, immer wieder neu und innig werth erschien. Unser theurer Freund, Dr. Roth war von seinem Fieberanfall wieder genesen.

Neuer Aufenthalt in Jerusalem.

Der Schritt der Zeit, dort in den Mauern Jerusalems, ist ein so leiser, daß man ihr Vorüberwandeln kaum bemerkt, und doch lässet jede Stunde Erinnerungen zurück, aus denen die Seele für so manches künftige Jahr Freude und Erquickung entnehmen könnte. Ich las heute, Sonnabends den achten April, viel und lange in dem Buch der Bücher, das uns in den großen Geschichten Bethlehems und Jerusalems und ihrer einst sichtbaren Herrlichkeit, zugleich die Geschichte eines unsichtbaren Reiches erzählt,

dessen Thron ein ewiger, dessen Scepter ein unwandelbares ist. Wie lebendig wurden mir hier, an der Stätte des sichtbaren Erscheinens, manche Züge der heiligsten Geschichte; welcher tiefe, sabbathliche Frieden ergriff mich bei dem Lesen der Evangelien des Auferstehungsmorgens und der Erzählungen von den ersten Tagen und Thaten der Apostel. Am Nachmittag besuchte ich in Gesellschaft meiner Hausfrau das Thal Josaphat und den Fuß des Oelberges. Sie sammelte Erde aus Gethsemanes Garten und manche andre Erinnerungszeichen an diese weihe Stätte, zum Geschenk für Freunde in der Heimath; später haben wir noch auf unserm Lieblingsorte innerhalb dem Stephansthore, dem Moria gegenüber, die Sonne untergehen über Jerusalem. Auf dem Heimwege nach dem Kloster begegnete uns etwas, das uns während unsres Aufenthaltes in Jerusalem noch niemals geschehen war: einige fanatische Soldaten schimpften auf meine ganz Europäisch gekleidete, unverschleierte Frau und warfen selbst mit Steinen nach ihr, ohne jedoch eines von uns zu treffen. Es war heute zum ersten Male daß eine unsrer Begleiterinnen nur in Gesellschaft eines fränkisch gekleideten Mannes ausgieng, bisher war immer der Türkisch gekleidete Dragoman oder der Janitschar des Klosters dabei gewesen, wenn sie durch die Stadt zu gehen hatten und von heute an ließen wir es auch, wenigstens wenn der Weg neben einer Caserne vorbei gieng, an dieser Vorsichtsmaßregel nicht mehr fehlen. Wir Männer durften übrigens allenthalben in unsrer heimathlichen Kleidung uns sehen lassen und herumtreiben ohne daß jemand aus dem Volk ein Aergerniß daran genommen hätte.

Für den Sonntag hatte ich mir noch einen ganz besonderen Genuß aufgespart: ich wollte heute wenigstens

den freien Platz betreten, der vormals die Statte des geheiligtsten der Tempel war und auf welchem jetzt die große Moschee Sakhara steht, und dann die nächste Nacht in der Kirche des heiligen Grabes zubringen. Wir genossen zuerst der Segnungen des christlichen Sabbathes, dann gieng ich ganz allein mit Herrn Mühlenhof, der seine schönste Türkische Kleidung angelegt hatte, während ich mit meinem Fränkischen Sonntagsrocke bekleidet war, hinab nach dem Hauße des Gouverneurs: dem vormaligen Richthaus des Pilatus. Dieses granzt unmittelbar an den großen Vorplatz des Tempels; von seinen Fenstern wie von seinem Dache aus hat man eine ungehemmte, nahe Aussicht auf die Moschee und alle ihre Nebengebäude. Ich habe schon bei andrer Gelegenheit erwähnt, daß ich durch einen bedeutenden Mann in Kairo, der dem Ibrahim Pascha nahe stund, auch für Jerusalem eine sehr gewichtige Empfehlung hatte, die jedoch für mich, da Der abwesend war, an den sie lautete, bisher ohne Nutzen blieb. Heute verschaffte sie mir jedoch einen kleinen Vortheil, als wir, hindurchgehend durch den Hof des Commandantenhaußes die Adresse des Empfehlungsbriefes einem Offizier zeigten, wobei Herr Mühlenhof Manches vornehm Klingende von der guten Aufnahme erzählte die ich in Kairo erfahren und noch Andres hinzufugte das mich etwa in den Augen jenes Herrn wichtig machen sollte. Hierauf hatte der Offizier gegen meinen Wunsch: nur auf den Vorhof der Sakhara hinauszutreten, nichts einzuwenden und die wachthabenden Männer die bei dem gemauerten Durchgang, der zur Moschee führt, die Aufsicht führten, auch nicht, um so mehr da dem einen, der auf der steinernen Bank saß und ein Unteroffizier zu seyn schien, eine Belohnung versprochen ward.

Dennoch begleitete mich keiner der Leute, sondern man ließ mich auf meine eigne Gefahr die kleine Wandrung antreten.

Es liegt ja schon bei gewöhnlichen Dingen ein besondrer Reiz für die Seele in dem Verbotenen; das Beschauen Dessen, das man uns geheim hielt, erfreut mehr als die Betrachtung des vielleicht ungleich Bedeutungsvolleren, welches offen am Tage liegt. In diesem jetzigen Falle war der Reiz der Anschauung mit eignen Augen noch ein andrer, schon durch die Natur des Gegenstandes erhöhter. Die hohen Cypressen, da vor mir, warfen ihren Schatten auf Mauer, deren Form, auch noch in ihrem jetzigen Verfall zu verrathen schien, daß sie einst Wohnungen der christlichen Ritter des Tempels waren. Ich selber stund im Schatten einer der nächsten Cypressen. Es war heute still und menschenleer auf dem schönen, meist mit grünendem Rasen bedeckten Platze, denn der Sonntag der Christen ist nicht der des Islams und es war jetzt nicht die Stunde des Gebetes. Außer den Cypressen stehet hin und wieder ein alter Oelbaum, oder ein schlanker Lotusbaum (Rhamnus Nabeca) und das niedre Gewächs der Granaten. Ich wollte die Gränzen meines gegebenen Versprechens, nur eben auf den Vorhof hinauszugehen, nicht überschreiten, ich wagte es nicht mich den Stufen zu nahern, die nach der Platteform hinanführen, auf der die große Moschee stehet, sondern hielt mich immer an der Nordwest- und Westseite des äußren Umfanges in der Nähe der Mauer. Wie muß doch hier der christliche Pilgrim als ein Fremdling im Feindesland herumschleichen, der seinen Mund nicht aufthun darf, in der Nähe jenes Ortes, der einst im engeren Sinne denn

alle andre Orte der Erde, auch ſeines Vaters war *). Doch die Sonne ſchien mit hellem Glanze über das Dach der Sakhara, deren vergoldeter Halbmond vor ihrem Leuchten faſt verſchwand, ihr Licht iſt noch daſſelbe, das es einſt geweſen, als die Herrlichkeit des Herrn das Haus erfullte, welches Salomo hier an dieſem Orte Jehovahs Namen erbauete **); es iſt noch daſſelbe das die Schaaren der Greiſe beleuchtete, welche bei der Gründung des zweiten Tempels, mitten unter dem Jubel des jungeren Geſchlechts weineten, weil ſie der Herrlichkeit des erſten Tempels gedachten, die nun dahin war ***). Ja, es iſt noch dieſelbe Sonne, welche heute glänzt und die einſt über dem prachtvollen Gebau jenes letzten Tempels ſtund, in welchem Der in ſichtbarlicher Geſtalt erſchien, welcher die Erfullung aller Gebete des innerſten Heiligthumes war; das Urbild und Ende der Opfer, die am Altare bluteten, das Ziel der Verheiſſungen die auch den Volkern des Vorhofes galten. Wenn die Mohamedaner noch jetzt bei Todesſtrafe es Jedem verbieten, der nicht ihres Glaubens iſt, in das Innre der Sakhara-Moſchee zu treten, weil ſie meinen, daß jedes glaubige Gebet an dieſem Ort Erhörung finde, dann ſchwebt ihnen, wie ich ſchon oben (II. S. 585) erwahnte, der Inhalt jener Worte vor der Seele, die Salomo ſprach, der König, bei der Einweihung des erſten Tempels. Die Worte des Flehens daß der Herr den der Himmel und aller Himmel Himmel nicht umfaſſen †) dennoch möge ſeine Augen offen laſſen über dieß Haus Tag und Nacht und das Gebet hören,

*) Luc. 2. V. 49. **) 1. Kön. 8. V. 11. ***) Esra 3. V. 12.
†) 1. Kön. 8. V. 27.

daß hier der Einheimische, und selbst der Fremdling, der nicht des Volkes Israëls ist, der aber kommt aus fernem Lande, um Jehovahs Namens willen, darbringt, und daß Er ihm möge Alles darum der Fremde ihn anruft *). Ja, wie gut ists daß Der, welcher nicht wohnt in Tempeln, die von Menschenhanden gemacht sind, erhöret das Gebet auch des Fremdlinges und Gastes in fernem Lande „auf daß alle Völker auf Erden Seinen Namen erkennen, und Ihn fürchten."

Nach dem, was ich vorhin sagte, darf man von mir keine genauere Beschreibung des jetzigen „Schattenspieles an der Wand" erwarten, das an der Stelle des alten Tempels von Jerusalem da. Auge umgaukelt. Ich kann nur für mich selber mit etwas lebendigerem Verständniß das wiederholen, was Andre von dem verbotenen Orte erzählen, die ihn wie Richardson, genauer betrachten durften **), und auf jene ausführlichere, genaue Beschreibung mich berufen, welche v. Raumer, in seinem Palästina, nach den besten Quellen über diese Heiligthümer der Mohamedaner gab. Die Ebene des jetzigen Tempelberges, Haram Scheriff genannt, nimmt einen länglich viereckten Raum ein, der in Süd und Ost von der Stadtmauer, in Nord und West von Hallern umgeben ist. Seine Länge misset 1489, die Breite 993 englische Fuß. Die Platform, auf der die Moschee von Omar erbaut steht, liegt (fast) in der Mitte des Platzes, um 11 Fuß über diesem erhöht; sie heißt Sora Sakhara und ist mit blau-

*) Ebend. V. 41. 43.

**) Richardson erhielt durch Omar Effendi, den er von einem Augenübel heilte, zum Dank die Erlaubniß die Moschee viermal zu besuchen. M. v. Raumer a. a. O. S. 289.

lich weißem Marmor gepflaſtert. Die Moſchee iſt ein Achteck; jede der Seiten 60 Fuß breit; vier Thüren, abwechſelnd an jeder zweiten Seite eine, führen ins Innre; die Höhe bis zum Gipfel der Kuppel, welche 40 Fuß Durchmeſſer hat, beträgt 90 Fuß; 52 Fenſter geben dem Innren, deſſen Wände weiß übertüncht ſind, ſein Licht. Hier ſieht man an jeder der acht Wände drei Säulen; 16 tragen die Kuppel; zwiſchen ihnen umſchließet ein eiſernes Gitter den Ort des Gebetes, in deſſen Mitte, von hölzernem Gatterwerk umfaſſet, jener fliegende Stein iſt, auf dem die Propheten beteten, der aber, als dieſe entflohen ihnen nacheilen wollte. Da kam Gabriel und hielt ihn, bis Mohamed kam und ihn befeſtigte, worauf der Name Sakhara, befeſtiget, deutet. Im Süden der durch Omar erbauten großen Moſchee ſtehet das, wie mir ſchien, wahrhaft architektoniſch ſchöne Gebäude der Akſa, eine vormalige Chriſtenkirche, die der Darſtellung des Herrn im Tempel geweiht war. Man ſieht und zeigt noch ſonſt viele Mohamedaniſche Denkwürdigkeiten in dem grünenden Zypreſſengarten des Haram Scheriff, von denen ich ſchon bei andrer Gelegenheit ſprach. An der Weſtſeite des Platzes erhebt ſich um dieſen eine Mauer, noch jetzt bis zu einer Höhe von 60 Fuß. Hier iſt die Stätte dahin die Israëliten an jedem Freitag gehen, um hier über Jeruſalems Jammer und über die Zerſtörung des Tempels zu weinen. Sie halten dieſes Gemäuer, deſſen unterer Theil allerdings einer kräftigeren Zeit der Baukunſt des Landes anzugehören ſcheint, für Ueberreſte des erſten, Salomoniſchen Tempels, denn von dem zweiten glauben auch ſie, daß bei ſeiner Zerſtörung, wenigſtens von dem eigentlichen Gebäude, kein Stein auf dem andern geblieben

sey *). Jenseit des äußren Raumes der an diese hohe Mauer granzt erhebt sich die eigentliche Stadtmauer.

Ich habe niemals mit dem Muth ein Handwerk getrieben, sondern, wenn ich einen Vergleich aus dem Geschäfte der Jagd entlehnen darf: es neigt sich meine Natur mehr zu einer Verwandtschaft mit dem Hasen als mit dem Jager hin. Deshalb hemmte ich meine Schritte plötzlich als ich etwas weiter nach Südwesten gegangen war und hier bemerkte daß etliche Türken auf mich zukamen; ich machte daß ich zurückkam zum Thorwege, der zum „sichren" Haus des Gouverneurs führt und gab mit Freuden, für die genußreichen Augenblicke, die ich vor den Hauptern der alten Tempelritter im Vorhof ihres Tempels hatte zubringen dursen, den versprochenen Lohn. Was ist ein Jahrtausend gegen die Ewigkeit; und dennoch kann auch eine halbe Stunde, ja eine Minute der Erdenzeit der Kraste der Ewigkeit voll seyn.

Ich erinnere mich aus meinen Junglingsjahren noch mit besondrer Bewegung einer Nacht, die ich aus freier Wahl wachend auf dem Schlachtfeld bei Lutzen zubrachte. Damals war mein Herz noch mehr ein Fremdling in Israël denn es jetzt ist; ich erkannte den Helden und Sieger nur wenig, dessen Triumphzeichen nicht die am Boden liegende Schaar der Todten, sondern der Tod, welchen er überwand, selber war. Heute war mir das Wachen einer einsamen, stillen Nacht bei einer andern Statte des Kampfes beschieden als die auf Marathons Feldern, herrlicher denn alle Schlachtfelder der Erde, weil hier der Held

*) Plinius Zeit. aus dem Englischen übersetzt von Heller. Erlangen 1835. S. 922

allein stund gegen alle Mächte der sichtbaren und unsichtbaren Feindeswelt und ihnen obsiegte.

Wir begaben uns um drei Uhr des Nachmittags, mit mir Herr Krohn und Franz sammt den beiden Reisegefährtinnen zur Kirche des heiligen Grabes. Die Lieder der täglichen Prozession, die wir auch heute mit inniger Theilnahme begleiteten, waren verstummt; die Schaaren der Armenischen und Griechischen Pilgrime hatten sich aus der Kirche entfernt; die Thüren wurden verschlossen. Das Abendroth, das zu den Fenstern der hohen Kuppel hereindämmerte, war jetzt auch verblichen, bald gaben nur die Lampen, die am Umkreis der Saulengange und an den heiligen Stätten leuchten, einen schwachen Schein, wie ihn die glimmenden Kohlen eines verlöschenden Hirtenfeuers auf die Flur werfen. Die guten Väter des Lateinischen Klosters, welche der Hut des Tempels warten, hatten uns Männern eine Wohnstatte in ihren Zellen, den beiden Frauen aber eine bei der Orgel angewiesen, wo das gewöhnliche Nachtlager der weiblichen Pilgrime zu seyn pflegt. Man hatte uns Alles reichlich dargereicht, was zur Nahrung und Erquickung des Leibes dienet, namentlich hatten wir männlichen Pilgrime im Refectorium die Abendmahlzeit mit den Vätern genossen; den Frauen war bei ihrer Orgel ein Tisch bereitet worden. Da man uns aber dann auch Betten, zur Ruhe auf einige Stunden anwieß, begaben wir uns zwar, um die Ordnung des Hauses nicht zu stören, an unsern Ort; bald aber hatte ich mich, leisen Schrittes, wieder herunter begeben zur Kirche. Ich saß auf einer der steinernen Bänke, auf Golgathas Felsen. So still, so dunkel mag es um die Seele seyn, wenn das Auge, vom herannahenden Tode halb gebrochen, auch die Mittagshelle des Tages nur

noch

noch wie Dämmerung schimmern siehet und das Ohr die Stimmen des Rufens und des Weinens nur wie aus weiter Ferne hört. Die Pforte zur Rückkehr ist geschlossen, eine Tiefe hat vor den Füßen sich aufgethan, deren Grund und Ende das umnachtete Auge nicht siehet; die Seele ergreift Entsetzen bei dem Gedanken an das Hinabfallen. Dann aber wie die brennenden Lampen, dort an der Stätte des Kreuzes, scheinet, statt des äußren Tages, ein andres Licht in die Nacht des Todes herein: „Herze nicht, siehe es ist ein fester Fels, der dich trägt, auf dem du ruhest; der Fels heißt Gnade."

Das Licht der Lampen warf nur einen spärlichen Schein durch die gewölbten Hallen und auf die alten Bilder der Wände, es war aber an dieser Stätte ein Licht, das hell genug ein andres Bild beleuchtete, welches kein äußeres war. Hier, in der einsamen Stille einer solchen Nacht sammelten sich um meine Seele die Gestalten aller der vergangenen Tage meines Lebens; es waren darunter kaum einige, die mich grüßten mit dem Gruß des Friedens, viele die mich anblickten als Verklager und als Feinde. Und die Seele stund von ferne, wagte auch nicht ihre Augen aufzuheben zu dem Lichte, welches das Bild beleuchtete; da wachte in ihr, als ein Lebenshauch des Morgens, der die Schrecken der Nacht zerstreuet, ein Wort auf, welches heller siehet denn Golgathas Fels, klarer leuchtet denn die Helle des Mittages, das Wort: denn aus Gnaden seyd ihr gerecht, aus Gnaden seyd ihr selig geworden [1]. Und der Schrecken des Todes war vergangen und dahin, und ward nicht mehr gesehen.

---

[1] Röm. 3, V. 24; Ephes. 2, V. 8.

Es war kurz nach Mitternacht, da ward dem Schweigen dieses hehren Tempels eine Stimme gegeben; die schönen Gottesdienste, welche die Andacht der frommen Väter seit den frühesten Jahrhunderten des christlichen Jerusalems hier begründete, wachten auf. Zuerst erhuben gleich Wächtern auf der Zinne, die auch in der Stille der Nacht hier zu Zion Ihn loben *), die Väter des Lateinischen Klosters ihre Stimme; sie sangen Hymnen und sprachen Gebete, vor der Statte des heiligen Grabes. „Ja, es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda."

Hierauf, nach kurzer Stille nahm die Andacht der Griechischen Christen das Wort, welche auch Hymnen sangen und beteten; dann jauchzete, in fremdartigerem Tone, der Klang der Zymbeln und Tambourins der Armenier, begleitet von der Stimme der Singenden auf; zuletzt wie eine Einsame und Verlassene, trat, in den Schleier ihrer Landesformen gehüllt, auch die Anbetung der armen Kopten aus dem Dunkel hervor; Jenem, der die Stimme der Betenden höret, nicht minder angenehm als die den menschlichen Sinnen gefälligeren Gottesdienste der Andern, wenn sie nur im Glauben geschahe.

Nach etwa anderthalb oder zwei Stunden wurde wieder Alles still; man hätte den Schlag des eignen Herzens hören können. Nur ein einziger Griechischer oder Armenischer Pilgrim, der mit uns zugleich die Nacht in der Kirche des Grabes verwachte, war, während der Gesänge der Armenier hinaufgekommen in die Kapelle von Golgatha und hatte da kurze Zeit gebetet; ein Mal war ein Griechischer Priester herausgetreten aus der

*) Ps. 65. V. 2.

Sakristei und hatte die Lampen geschmückt, sonst herrschte hier die Stille wie an der Bahre eines gestern Gestorbenen.

Doch nur auf wenig Stunden schwieg die Stimme des Gebetes und der Lobgesänge. Zu den Fenstern der Kuppel über dem Grabe trat der erste Schein der Morgendämmerung, wie der Schimmer eines Rauches, der vom Rauchfaß des Priesters aufsteiget, herein, da begannen die Väter des lateinischen Klosters in der Kapelle der Maria, die des Griechischen in ihrer Kirche die Gebete, und feierten dann bei der Stätte des Grabes und der Auferstehung ihre Gottesdienste. Ich hatte mich zu ihnen gesellt und fand da auch die beiden Begleiterinnen, welche, wie ich die Nacht durchwacht und den größten Theil derselben in der Kapelle des heiligen Grabes zugebracht hatten; auch die andern Freunde waren hier. Gegen neun Uhr öffneten die Turken die große Pforte und wir kehrten zurück zu unsrer Pilgerwohnung.

Reise nach dem todten Meere und Santa Saba.

Wir hatten wieder einige Tage still, und auf unsre Weise vergnügt in Jerusalem gelebt, da rüsteten wir uns Mittwochs, den zwölften April zu einer Reise nach der Stätte von Jericho, nach dem Jordan und nach den Gegenden am todten Meere. Mich hatte heute das sehnliche Verlangen nach dieser Wanderung, auf die ich mich ganz vorzüglich freute, ungewöhnlich frühe geweckt; ich war schon lange vor Anbruch des Morgens auf dem Gange und auf dem Dache des Hauses. Endlich kam die Sonne herauf und sie schien heute, wie es mir schien, ungewöhnlich heiß auf den Gang und in die Fenster des Zimmers herein. Meine Ungeduld trieb mich hinaus ins

Freie, ich wollte, da selbst Freund Pernaz noch Vorbereitungen zur Reise zu treffen hatte, allein vorausgehen, da mich ja, wie ich hoffte, die Maulthiere mit ihren Reitern und Führern bald einholen würden. Ein sonderbarer Irrthum, zu welchem ich mich, selbst gegen mein früheres, besseres Wissen hatte verführen lassen, führte mich statt zum Stephansthore zum Bethlehemsthore hinaus. Der Pater Vicar hatte mir nämlich bei mehreren Gelegenheiten, wenn er mir die Aussicht vom Oelberg oder von einer andren erhobnen Stelle in und bei der Stadt erläuterte, gesagt, indem er dabei auf die Thalkluft des Kidronbettes hindeutete: hier wird Ihr Weg nach Jericho und dem Jordan hingehen. Und er hatte Recht, sobald wir, wie dieß außer der eigentlichen Zeit der Jordanswallfahrten viele Europäische Reisende pflegen, zuerst unsre Richtung nach St. Saba und von hier nach dem todten Meere und nach Jericho nahmen, während freilich der gewöhnlichste und nächste Weg nach dem letzteren Ort noch fortwährend, wie in alter Zeit an Bethanien vorüber, dann zum Berge Quarantania führt. So zog ich denn unbesorgt den Weg in dem Thale Ben Hinnoms hinab, indem ich mich bei der ungewöhnlichen Wärme des Morgens und bei der Ermüdung die mir die halb durchwachte Nacht zurückgelassen des Gedankens nicht erwehren konnte, daß ich heute diesen steilen, steinigen Weg nicht aufwärts statt abwärts steigen mochte. Bei dem Brunnen des Nehemia ruheten einige Turken, Tabak rauchend und durch gesellschaftliches Schweigen sich unterhaltend, ich grüßte sie und fragte sie ob dieß der Weg nach Jericho sey, sie sahen mich an und beantworteten dann meine Frage durch Schweigen, denn ich hatte nicht daran gedacht, daß Jericho, auch wenn seine Lage

ihnen bekannt war, bei ihnen Richa oder Ersha heiße. Ich wartete einige Zeit unter dem Schatten eines Oelbaumes, kehrte dann ein Stück Weges zurück und schaute, so weit die Krümmungen des Thales es erlaubten, hinauf nach der Gegend von der die Gefährten herkommen sollten, da ich mich jedoch noch immer nicht entschließen konnte daran zu zweifeln, daß ich auf rechtem Wege sey, gieng ich immer von neuem vorwärts in dem herrlichen Thale, auf dessen grünenden Wiesengrund im Schatten der Bäume ganze Heerden der Pferde und Maulthiere weideten. Endlich da ich lange genug bald stehend, bald vorwärts und zurückgehend gewartet hatte, fragte ich, am Eingang des südwestlichen Seitenthales einen alten Eselreiber und dieser, der vielleicht öfters Franken dorthin gefahren hatte, verkündigte mir zu meinem Schrecken daß der Weg nach Jericho nicht hieher, sondern von da, wo ich stund weit nordwärts, am Oelberg vorübergienge. Ich mußte nun die Last und Hitze des beschwerlichen, steilen Rückweges auf mich nehmen, und da ich beim Kloster, so eifrig der Hausmeister sich darum bemühete, lange Zeit kein Pferd bekommen konnte um den schon seit zwei Stunden abgereisten Freunden nachzueilen, mußte mir abermals, wie dies öfter geschehen, die Ungeduld eine Lehrerin der Geduld werden. Endlich war denn alles zum Nachzuge bereit, ein Turke, als Führer, war bei meinem Pferde, ich hatte mich darauf gefaßt gemacht meine Reisegesellschaft erst am Abend einzuholen, diese aber war mir treuer geblieben als ich's je gewesen, unser Arabischer Knecht begegnete mir schon, von der langsamen Karawane abgesendet, am Fuße des Oelberges, wo selber die treue Reisegesellschaft, vor Durst matt, und ich, mit der Freundin, mit Herrn Bernays und Rothenhof, im Thale

das sich vom Oelberge, bei der Stätte von Bethphage herabsenkt; die andren Freunde warteten unsrer auf dem Hügel, vor Bethanien.

Das Erste was die Aufmerksamkeit des Reisenden auf diesem Wege von Jerusalem nach Jericho an sich zieht sind die augenfälligen Ruinen, welche von Bethanien südwärts, zur Rechten des Weges auf der felsigen Anhöhe liegen. Sie mögen wohl zum großen Theil von Werken einer späteren Zeit herrühren, die sich aber dort auf der Stätte, vielleicht des alten Bahurim anbaute. Denn hier in der Nähe war es, wo Simei, der Sohn Gera hervortrat und David, dem Gesalbten des Herrn fluchte, dann, hingehend an des Berges Seite, mit Steinen nach dem König warf*). Unter den Trümmern von Bethanien, die man an jener Stelle des Weges zugleich mit jenen überblickt, mögen die ansehnlichsten von jenem Nonnenkloster herrühren, das die Königin Melisende, Fulcos Gemahlin in Bethanien erbauen ließ, deren Schwester dort Aebtissin ward.

Es war nach neun Uhr da wir endlich weiter ziehen konnten. Wäre der Tag nicht so sehr heiß gewesen, wie viel lieber hätte ich neben unsren Muckern (Maulthiertreibern) zu Fuße her laufen mögen als reiten auf diesen breiten Sätteln, die viel eher einem breiten Tische als einem Sattel gleichen und auf denen nur der Orientale, mit untergeschlagenen Beinen, bequem sitzen kann. Dabei haben die Thiere weder Zaum noch Gebiß mit denen der Reiter sie regieren könnte, so daß ein geborener Fußgänger, wie ich es bin mit einem Gefühl des Unbehagens ja des geheimen Grauens sich in der Gewalt und Macht

*) 1. Sam. 16. V. 5 — 13.

eines Thieres sieht, das ohne Rücksicht auf alles menschliche Bedenken mit ihm auf schmalen Felsenrändern, an Abstürzen hingehet, welche dem Auge nicht wohlgefallen.

Jenseits des Hügels auf dem die vermuthliche Stätte von Bahurim war, unten im Thale kommt man zu einem kleinen Brunnen, der schwerlich auch für die heißere Jahreszeit Wasser enthalten mag. Man sieht da an den Seiten des Weges noch einzelne Getraidefelder, deren Aehren aber sehr dünn stehen und von der Hitze wie versengt aussehen. Ein neuer Höhendamm ist zu übersteigen, dann gelangt man zu einem andren Quell, der ein klares frisches Wasser in reichlicher Menge ausströmt, und das frische Grün des Thales tränkt. Das Gemäuer des Brunnenhauses scheint von neuerer (Türkischer oder Sarazenischer?) Bauart, wie wir dergleichen in Kleinasien gesehen hatten. Unsre Mucker (Maulthiertreiber) tränkten da ihre Thiere, auch wir stiegen ab und erquickten uns an dem frischen Quell so wie an dem Weine, von welchem uns die guten Väter des Griechischen Klosters erst gestern einen ziemlichen Vorrath für die Reise zugesendet hatten. Es war erst jetzt Zeit mit der Reisegesellschaft in Gespräch zu kommen, denn die Maulthiere, die niemand lenkt noch leitet, gehen, wie es ihnen einkommt, bald nahe, bald fern von einander. Wir hatten einen neuen Gefährten bekommen: einen französischen Missionar, der gewöhnlich in Damaskus und am Libanon unter den Maroniten lebt; einen lebhaften, eifrigen Mann, der uns manche interessante Mittheilung über Damascus und seine Bewohner machte. Der Weg gehet von dem erwähnten Brunnen aus noch eine Stunde weit im Thale hin, das an einzelnen Stellen üppig grünt, dessen Abhänge aber meist dürr und öde sind. Jene Halme der Getraidearten

welche da, zum Theil ohne menschliche Kunst und Hülfe aufgegangen waren, namentlich die Gerste, näherten sich schon der Reife, oder hatten diese, an vorzüglich dürren Orten, schon erreicht; es war jedoch eine Reife von unerfreulicher Art, denn die Körner der Aehren waren überaus klein und ihrer nur wenige in den Aehren.

Ich habe kaum eine grauenhaftere, meiner Natur widerwärtigere Gegend gesehen und durchreist als die war, durch welche wir zwischen dem Ende jenes Thales und der Anhöhe vor der Ebene von Jericho kamen. Die Wüste des Peträischen Arabiens und Aegyptens gleichet, mit ihren Sandmassen und vereinzelten Felsen einem Todtenacker, voller, zum Theil bedeutungsvoller Leichensteine, über den der Wandrer ohne Grauen hingehet; die Landschaft aber, die in der Mitte zwischen Jerusalem und Jericho liegt, gleicht einem Sterbebette, auf welchem der letzte Funke des Lebens mit dem Tode ringt und immer am Auslöschen ist, ohne doch zum Abscheiden kommen zu können; was das Röchlen eines Sterbenden, der noch hart mit dem Ersticken kämpft für das Ohr, das ist die Gestalt und Farbe der armseligen Gewächse und hungernden Thierlein, die dort hinschmachten, für das Auge. Dazu fühlt sich hier die Brust, in der Mittagshitze, wie durch die heißen Dünste eines Ziegelofens beengt und beschwert. Kurz nach Mittag, mithin, wenn wir den Aufenthalt beim Brunnen abrechnen, etwa nach zwei und einer halben Stunde Weges von Bethanien aus, stiegen wir steil am Abhang des Kreidekalkgebirges hinan, auf dem sich, dicht am Hohlwege ein runder Feuerstein von ungemeiner Größe (Tischeshöhe) zeigte. Gegen zwei Uhr kamen wir an mächtigen, offenbar von Menschenhand zusammengetragenen Steinhaufen, dann an den Resten einer

Wasserleitung und an andern Ruinen vorüber. In dem ewigen, wasserlosen Zustande des Landes möchte die Frage schwer zu beantworten seyn, woher jene Wasserleitung ihr Wasser genommen und wohin sie es geführt habe. Von hier an führte uns der Weg, dessen Richtung im Ganzen östlich blieb, hinab in ein enges Thal, das den Namen des Wadithales führt. Es ist dasselbe, in welchem in älterer wie in neuerer Zeit öfters Reisende und Pilgrime von Räubern überfallen und ausgeplündert, ja selbst erschlagen wurden, dasselbe in dem neuerdings auch Hemmker angefallen ward. Die christliche Sage des Landes versetzt hieher die Scene jenes bedeutungsvollen Bildes, das der Meister aller Meister in Israel in der Geschichte des Mannes, der unter die Mörder gefallen war, und des barmherzigen Samariters entwarf. Einige verkrüppelte Palmenstämme und dornige Gesträuche des Zizyphus standen dennoch in jenem von Mangel ergrauten Thale. Das Gebirge, über dessen freieren Rücken man von dort aus hinaufgeht, hat durch die geistige Baukunst der christlichen Andacht, welche dieses ganze Land in einen Tempel hehrer Erinnerungen umzuschaffen strebte, noch eine andre Bedeutung erhalten. Diese öden Höhen, denen die Natur eine Zeit der immerwährenden Fasten auferlegte, sollen der Berg der Versuchung seyn, auf welchem der Herr, nach vierzigtägigem Fasten, das über die Natur des Menschen war, einen Kampf mit Mächten bestand die nur der göttlichen Gewalt weichen. Wir sahen später, da wir uns im Thale von Riha befanden, am östlichen Abhange des Berges die Ruinen jener Kapellen und des Klosters die in den frühesten Zeiten der christlichen Herrschaft im Lande da erbaut waren und einige der Orten, in denen damals die „Heiligen" wohnten

Neben uns, zur Linken, hatten wir jetzt die Aussicht in eine grünende, baumreiche Felsenkluft, durch welche ein reißend schneller Gebirgsbach hinabfließt. Es ist nach jenen deutlichen Fingerzeigen die uns die heilige Schrift giebt, der Bach des Elisa, den der Prophet in der Kraft des Glaubens gesund machte, daß hinfort kein Tod noch Unfruchtbarkeit von seinem Wasser kam [1]. Wir sahen dort unten, in dem Engthale, einzelne Palmen unter den andern Bäumen.

Der Abhang des Berges, der von hier an hinunterführt nach der Ebene des vormaligen Jericho, ist so steil, und zieht sich so langwierig hinunter, daß man kaum begreift, wie nach verhältnißmäßig so wenigem Ansteigen die Absenkung so bedeutend seyn könne. Doch belehrten uns später unsre barometrischen Messungen über den Grund. Die Aussicht nach dem Jordan, der im Versteck der hohen Bäume strömt, nach dem todten Meere und nach dem Gebirge des Ostens, ergreift an dieser Stätte den Pilgrim, welcher weiß was da einst war und geschahe, mit großer Gewalt. Uns erfaßte auch leiblich, da wir vom Bergabhang hinunter kamen in die grünende Ebene, die mit reichen Saatfeldern bedeckt war, ein mächtiger dabei heißer Sturmwind aus Südwest, der uns auf einige Augenblicke in Sandwolken einhüllte. Unsre Maulthiertreiber hielten indeß still und ließen ihre Thiere an der Saat sich erquicken, bis die Aussicht wieder frei war. Dann aber, als würde ein Vorhang aufgezogen, sahen wir neben uns, im Thale, neben dem Bache, die Ueberreste jener großen Wasserleitung, die, wahrscheinlich in den Zeiten des Herodes, wie ein Strat-

[1] 2 Kön. 2, V. 19—22.

lung von Pflanzen, der keine Früchte mehr trägt, ein Erzeugniß der Jüdischen Herrschergewalt war, welches Hadrian nur auf kurze Zeit aus seinen Trümmern wieder herstellte. Zwischen den dicht stehenden Stämmen der Nebekbäume (Rhamnus Nabeca) führt der Steig über den Bach hinüber nach der Nähe des Dorfes Richa und des Kastelles, in dem eine kleine, Aegyptische Besatzung liegt. Wir mußten zuerst unsre Empfehlungsbriefe und unsern Firman bei dem Kommandanten dieses kleinen Kastelles geltend machen, denn wir waren an seinen Schutz und seine Vorsorge für ein sichres Geleite, von dort bis an den Jordan, das todte Meer und nach St. Saba gewiesen; wir fanden ihn und einige seiner Krieger, sitzend unter einem Schuppen, der, mit sammt dem kleinen Hofraum, der an ihn gränzte, eher an das Anwesen eines in Bann gerathenen Taglöhners unsers Heimathlandes, als an die Wohnung eines Distriktaufsehers erinnerte. Der Hofraum glich dem Boden einer ausgetrockneten Pfütze und auch die Terrassen, auf denen man Schafwolle und Sämereien zum Trocknen hingebreitet hatte, luden nicht zum Verweilen ein; wir deutsche Pilgrime zogen es deshalb vor, ohngeachtet aller Gegenvorstellungen des Commandanten, der von mancherlei Gefahren sprach, unter dem Obdach eines alten Feigenbaumes (denn wir hatten nun kein Zelt mehr) zu übernachten. Es war erst vier Uhr da wir unsre Matratzen am Boden ausbreiteten; wir hatten noch Zeit uns in der Nachbarschaft umzusehen. Das Dorf Richa, das wohl kaum, auch nach der Richtung der Wasserleitung zu schließen, auf dem Grund und Boden des alten, bedeutenden Jerichos, sondern höchstens auf einem Theile desselben steht, ist ein armseliges, nur von Ara-

bern bewohntes Dorf sey. Wer sollte meinen darf, wenn er bei so guter Zeit die Nachtherberge bey den Bewohnern einer so reich gesegneten Landschaft nehmen will, ein Mangel an den gewöhnlichsten Nahrungsmitteln zu fürchten sey? Wir wenigstens hatten uns dieß in der jetzigen Zeit, wo nirgends von Mangel oder Theuerung die Rede war nicht gedacht, hatten daher in Jerusalem nur wenig Brod mitgenommen und dieses wenige brüderlich, damit es nicht altbacken werde, mit den Muckern getheilt, so daß schon vor Mittag, bei dem Frauen, unser kleiner Vorrath aufgegangen war. Jetzt aber erfuhren wir daß in ganz Riha, so wie in dem Kastell, kein Bissen Brodes zu haben sey. Dennoch hatten wir keine Noth, denn wir bekamen etwas saure Milch und Eier und den Sinnen war hier ein ganz andrer, ungleich höherer Genuß geboten welcher den Mangel, auch wenn er wirklich fühlbar gewesen wäre, vergessen ließ. Wir hatten noch reichlich Zeit uns in der Umgegend zu ergehen und wenigstens das Nächstgelegene zu besehen.

Das Dörflein Riha ist zwar nicht von Mauern, wohl aber von einer andern, fast eben so schwer durchdringlichen Schutzwehr umgeben, welche in einer Strauchvegetation besteht: von dichten Reihen der stachlichen Gewächse, vor allem, wenn ich mich recht erinnere, des Cactus oder der Opuntienfeige. Diese Gewächse, die fast keines tropfbar flüssigen Wassers zu ihrem Gedeihen bedürfen, sondern denen das gas- oder dampfförmige Wasser, das über all in der Luft enthalten ist, zur Ernährung der fleischigen, tropfvollen Blätter genügt, sind in vielen auch der wasserleeren Gegenden von Palästina zu solchem Zwecke benutzt, um oder einige Eingänge, die uns keineswegs bewachen lassen, führen durch das Dickig der nadlichen Blätter

kamme hindurch und trete selber hinein zu dem erquickenden Abweg gegen die Einbrüche der Schakals und der Leoparden. Das Dorf besteht aus einigen wenigen, elenden Hütten, doch mag ich unter den Trümmern mancher bedeutungsvolle Reste der vormaligen Pracht aus den Zeiten des Herodes und Hadrians verbergen. Das sogenannte Kastell, das in geringer Entfernung von Richa liegt, mag allenfalls gegen die Angriffe von Beduinen und Arabischen Bauern hinlänglichen Schutz gewähren; seine Mauern sind von ziemlicher Festigkeit und ein Theil derselben muß aus alter Zeit sein. Es ist von hohen Baumpflanzungen und Gärten umgeben, in denen wir die Granaten schon in voller Blüthe fanden, während sie bei Jerusalem nur erst kleine Knospen angesetzt hatten. Auch die hohen Feigenbäume trugen schon große Früchte, die der Reife nahe waren, und zwischen den häufigen Rebenbäumen, deren süßliche Früchte auch genießbar waren, zeigte sich hin und wieder der Zukumbaum *), aus dessen Früchten das Oel von Jericho oder das Zachanöl bereitet wird, welches man für den geweihten Balsam von Gilead hält. Von jenen Palmenpflanzungen aber, welche vormals eine Zierde dieser Landschaft gewesen, haben wir nur noch einzelne, kümmerliche Reste; von den Balsamstauden fanden wir keine Spur mehr, in reicher Fülle jedoch gedeiht, auch ohne Pflege, hier der Wermuth.

Ganz nahe bei dem Kastell, im Dickicht der Bäume, liegen umgestürzte, hohe Säulen und Säulentrümmer, so wie Fragmente von Architraven, von welchen Gebäuden? das kann der Pilgrim eines heutigen Menschenalters nicht mehr errathen, denn sucht sich vergeblich nach den Spuren

*) Elaeagnus angustifolius

Spuren jenes Amphitheaters und Hippodromes um, welche Herodes hier erbauen lassen, jener Schauplätze der blutigen Kämpfe, in denen selbst nach seinem Tode der Tyrann seine Lust am Menschenblute büßen wollte, da er, sterbend unter eignen Martern Befehl gab, man solle dort die Vornehmsten des Volkes einsperren und nach seinem Hinscheiden sie erwürgen. Auch gegen Norden von dem Kastell und dem Dorfstein sieht man Ruinen, wahrscheinlich die von Phasaëlis, das Herodes erbauen ließ und nach seinem Bruder Phasaëlus benannte, oder auch wohl jener Burgen Thrax und Taurus, die er vergeblich zur Schutzwehr des Landes aufgestellt hatte. Viel mehr als diese Trümmer, welche keine erfreulichen Erinnerungen wecken, zogen unsre Aufmerksamkeit andre Denkzeichen dieser Umgegend an, welche fester und unvergänglicher sind als Jerichos Stadt und Burgen so wie Phasaëlis es gewesen. Von einem freien Platze am Abhange der tieferen Thalbucht, nach welcher der Bach des Elisa hinabfließt, gab es Gelegenheit das Gefilde von Jericho bis zu den grünenden Ufern des Jordan und dem jenseitigen Gebirge, nordwärts bis in das Thal, aus welchem der Fluß herabkommt so wie in Westen den Felsenabhang des Quarantanaberges, mit seinen Höhlen und Trümmern aus der christlichen Herrscherzeit zu überblicken. War nicht hier zu unsrer Seite, vielleicht nahe bei dem jetzigen Kastell die Stätte von Gilgal? das nur 1250 römische Schritte, oder eine halbe Stunde Weges ostwärts von Jericho lag *) dessen Stellung, wie ich schon erwähnte, schwerlich bei Richa selber, sondern westwärts von diesem zu suchen ist. Gilgals Herrlichkeit war eine andre, unver-

*) S. v. Raumers Palästina, 2te Ausgabe S. 196.

glanzlichere als die von Jericho; es war ein Vorbild von Jerusalem selber. Denn dort war der erste Ruheplatz der Stiftshütte, dort feierten Israels Heere das erste Passahfest im Lande der Verheißung und erneuerten den Bund ihrer Väter mit Jehovah. Bei Gilgals Anblick und seinen Denksteinen sollten nicht Israels Geschlechter allein der Wunderwege ihres Gottes gedenken, sondern „alle Völker der Erde die Hand des Herrn erkennen, wie mächtig sie ist," damit das Volk des Glaubens, den Herrn, seinen Gott, fürchten möge allezeit *). Wie Bethel, so war auch Gilgal ein Ort, da die Kräfte der oberen Welt des Geistes jener des Leibes sich nahen, denn hier begegnete nicht nur Josua's Angesicht jenem Fürst der Heere des Herrn, der gekommen war mit Kräften, die nicht von der Natur des Staubes sind, für das Volk zu streiten, sondern hier redete der Geist öfters die Seelen der Menschen an; in Gilgal waren die Prophetenschulen des Elias und seines Jüngers Elisa; Samuel richtete da das Volk; hier wurde das Königthum des Saul, so wie nachmals, als Juda's Geschlechter nach Absaloms Besiegung dem König bieher entgegen kamen, auch das des David erneuert **).

Der Wind hatte sich am Abend um Vieles gemäßigt, er führte uns hier im Dickig der Bäume keinen Staub der Wüste, sondern erfrischende Wohlgerüche zu; wenn auch nicht von Balsambäumen, doch von einigen Gewürzkräutern aus der Familie der Lippenblüthigen und von Jasmin. Wir sollten wenigstens im schwachen Nachhalle die Stätte von Jericho nach der einen Ableitung ihres

*) Josua 4, V. 24. **) 1 Sam 11, V. 15. 2. Sam 19, 15. 40.

Namens als Ruba, eine Duftende kennen lernen, so wie sie uns auch, da jetzt der Mond mit halbgefüllter Scheibe über den Bäumen erglänzte, nach einem andern Sume den ihr Name giebt, als eine Mondstadt (Lunaburg) erschien. Wenn die spätern Herrscher des Landes, die den Halbmond im Banner führen, auf die Stadt, die nach ihm genannt war, eifriger Bedacht genommen hatten, dann konnte sie noch jetzt eine der blühendsten des Landes seyn, denn der Boden ist trefflich und die beiden Hauptelemente, welche das Gedeihen des Pflanzenlebens fordern begegnen sich auf ihm im reichen Maaße: die Fülle des nahrenden Wassers und die anregende Kraft der Wärme. Daß die letztere hier so hoch gesteigert ist kommt von der merkwürdig tiefen Lage der Gegend. Wir sahen das Quecksilber in unserm Barometer, da wir seinen Stand am Abend und am darauf folgenden Morgen beobachteten so hoch gestiegen als wir es noch niemals in unserm Leben gefunden, aus unsren, bald hernach auch durch mehrere andre Beobachter bestätigten Berechnungen geht hervor daß die Jordansebene bei Jericho auf eine unerwartete Weise, 328 Pariser Fuß unter dem Meeresspiegel liege.

Die Nachtruhe unter dem alten Feigenbaume — ich hätte gewünscht er wäre mit seiner Erquickung für unsre Seele der Sykomorus (Maulbeerfeigen-) Baum des Zachäus gewesen — war ungestört; der Wind wehete uns erfrischend ins Gesicht; mit der Lerche und dem kleinen Sänger im Rohre wurden wir wach. Der Commandant hatte uns zu unsrer Bedeckung zwei bewaffnete Turken zu Pferde und einen landeskundigen Führer der zu Fuße war gesendet, unser Frühstück war bald genossen; die Maulesel, welche nicht bei uns sondern bei unserm fran-

französischen Reisegefährten, der ihre Sprache redet, übernachtet hatten, kamen endlich auch mit den Thieren aus ihrem Versteck zum Vorschein; um sechs Uhr fanden wir uns auf dem Wege nach dem Jordan, gegen welchen sich die zum Theil mit Bäumen und grünenden Rasenplätzen bedeckte Ebene, in einzelnen kleinen, wellenförmigen Abstufungen nur wenig merklich hinabsenkt.

Es war ein herrlicher Morgen; unsre Lieder begleitete für das äußere Ohr der Gesang der Vögel, während das innre Ohr des Pilgrimes hier noch andre Töne vernahm, lebenskräftig wie jene der Posaunen, bei Jerichos Mauern. Dies war die Stimme jener heiligen Kunde die von Elias, dem gewaltigen Seher redet; von Elias, welchem, wie einst dem Moses, der Herr selber auf den Höhen des Sinai-Horeb begegnete, und dem es gegeben ward, mit Moses zugleich, Ihm, dem Herrn, noch vor dem Hinausgang des Kampfes zum Siege, auf des Thabors Höhe in Kräften des Himmels sich zu nahen. Denn als der Sturmwind des heiligen Bewegens den Elias, von welchem Elisa, der Sohn Saphat nicht lassen wollte zuerst von Gilgal gen Bethel, dann von dort wieder nach Jericho geführt; als der Prophetен Kinder, die dort waren, dem Elisa entgegentraten und ihm verkündeten, was der Geist ihn selber gelehrt, daß der Herr seinen Meister heute von seinen Häupten nehmen werde, da sprach Elias zu ihm: Lieber, bleibe hier, denn der Herr hat mich gesandt an den Jordan. Er aber (Elisa) sprach: So wahr der Herr lebet und deine Seele, ich lasse dich nicht. Und giengen die Beiden mit einander. Und der Jordan ward, wie er dieß öfter gewesen, ein Zeuge des Herniederfahrens jener Kraft, welche einst schaffend über dem Gewässer gewaltet, welche dem Meer

wie dem Trocknen ihre Gränzen gesetzt hat, und die Elemente der Tiefen, wie der Höhen beweget nach ihrem Wohlgefallen; sein Wasser machte dem Gange, den der Geist führete, Bahn. Da ward der Treue, die ausharret bis zum Ende, ihr Lohn, Elisa empfieng was er gebeten; jene Kraft eines Feuers, das nicht verzehrt noch zerstört sondern nur schaffet und belebt, jenes Feuers das jenen, den Wagen Israels und seine Reiter hinwegführete aus seinen Augen, das ergriff und erfüllte auch ihn mit seinen Kräften *).

Nach etwa anderthalb Stunden kamen wir an den Jordan, bei der Statte des gewöhnlichen Bades der Pilger. Das Ufer des Flusses, dessen Wasser so eben ziemlich hoch stund, doch aber das Bett noch nicht ganz erfüllte, ist so dicht mit Gebüsch und Bäumen bewachsen und von hohem Schilfrohr bedeckt, daß man nur an wenig Punkten unmittelbar zum Wasserspiegel gelangen kann. Zu diesen wenigen Punkten gehört auch der, an welchen wir zuerst kamen und der alljährlich in der österlichen Zeit von vielen Tausenden der christlichen Pilgrime besucht wird. Man steigt über den oberen, höheren Rand des Ufers hinab, zu dem Bette. Da waren wir nun an dem Flusse, welchen zwar nicht wie den Nil der Schein eines historischen Ruhmes, im Munde der weltbeherrschenden Volker beleuchtet, auf dessen Geschichte aber der Strahl einer Verherrlichung fallt, welcher von dem Anfange aller Geschichte, von dem Herrn der Weltenherrscher selber ausgieng. Hier, wenigstens in der Nahe, Jerichо gegenuber, führte Er, welcher wunderbar heißet, sein Volk durch die zertheilten Wasser; dort am Saume der

*) 2. Kön. C. 2

jenseitigen Hügel hub der Geist den Mann, der im Reiche der Sichtbarkeit sein Werkzeug gewesen, zu jenem des Unsichtbaren empor; weiter hinaufwärts am Ufer lag, bei der seichteren Fuhrt des Stromes, Bethabara, bei welchem das menschliche Zeugniß, das Johannes gab, durch ein höheres der göttlichen Art bekräftiget ward; eine der vorragenderen Höhen dort am jenseitigen, südöstlicheren Gebirge ist der Nebo, von welchem der Herr dem Moses, dem Manne Gottes das Land der Verheißung zeigte bis zu seinen Gränzen und begrub ihn im Thale an der Stätte die Niemand erfahren. So empfieng hier, an diesem Jordan, das Volk des Eigenthumes vor den Augen der Völker des Landes, und so empfieng Er, der Eigenthumer selber, vor den Augen der Seinen, die ihn nicht aufnahmen und vor Denen aller künftigen Geschlechter der Erde, ein Zeugniß der Erwählung und Kindschaft, mit welchem der Lauf der Thaten begann; und so endeten hier die beiden großen Zeugen, Moses und Elias ihren Lauf, im Annahen Dessen, von dem sie vormals gezeugt hatten und noch künftig zeugen werden.

Ware es nur die Breite oder die Menge des Wassers, wäre es die krystallene Klarheit die den Fluß seine Schönheit geben müste, dann käme dem Jordan keiner dieser Reize zu; seine ganze Breite, da wo seine Strömung, ungetheilt durch Inseln, im Bette zusammengefaßt ist, mißet schwerlich über hundert Fuß, sie ist mithin fast nur der dreißigste Theil der Breite des Nils bei Ghizeh; seine Tiefe scheint im Mittel kaum zehn Fuß zu übersteigen; sein Wasser ist trub und fast von der reißenden Schnelle unsrer Alpenströme, wenn sie im Frühling der hinwegthauende Schnee anschwellet. Auch das reich bewachsne Ufer bietet den Zinnen Wandes dar, das an die vater-

ländischen Gegenden der Alpenflüsse erinnert. Neben den Fremdlingen des wärmeren Morgenlandes gedeihen da Weiden und Pappeln, so wie die Tamariske, jener von Frankreich ähnlich; unter den Stimmen der andern Sänger, deren Tonweise dem Ohre fremd dünkt, lässet die Nachtigall ihr wohlbekanntes Lied vernehmen. Von den Fremdlingen des Pflanzenreiches, die wir am Jordan fanden, erwähne ich hier vorläufig nur einer Art, das ist jener niedrige Baum oder jener Strauch aus der Familie der Akazien, dessen, an ihrer Oberfläche wie verkohlt aussehende Hülse Chateaubriand für den Sodomsapfel dieses Landes hält: das Lagonychium Stephanianum. An den Schlingpflanzen, aus der Familie der Winden, wie an den hohen, buntfarbigen Heliröen, ergötzt sich selbst das Auge des Nichtkenners des Gewächsreiches.

Wir verweilten länger als anderthalb Stunden am Jordan, genossen der kühlenden Waschung in seinem Wasser und ich gieng, so weit die Zeit es erlaubte, aufwärts am Strome um die Gestalt des gegenüberliegenden Gebirges etwas genauer zu betrachten. Da, dem Pilgerbad unmittelbar gegenüber, findet sich kaum ein gelegener Ort zum Herabzug der Heere eines Volkes; weiter gegen Norden, wo auch die Abhänge der Felsen etwas ferner vom Strome zurücktreten, zeigen sich einige Wadi's der Engthäler, welche allmälig zur Ebene niedersteigen.

Vom Pilgerbad bis ans Ufer des todten Meeres brauchten wir noch anderthalb Stunden. Der Weg zog sich anfangs über eine wellenförmig auf- und niedersteigende Ebene, deren salzthoniger Boden ausser einigen Salicornien sonst von allem Pflanzenwuchs verlassen und verödet ist; nach etwa drei Viertelstunden kamen wir über einen etwas erhöhteren, gleich einem Weideplatz der Wüste

grünenden Strich, von hier zog ſich der Weg abwärts nach dem See, der vielleicht unter allen andern der Erde durch ſeine Lage und Beſchaffenheit einer der merkwürdigſten iſt. Jene vorausgefaßte Meinung, die ich mit mir zu dem todten Meere gebracht, fand ſich beim Anblick deſſelben auf eine ſonderbare Weiſe getäuſcht. Die Ufer des Sees ſind ſo reich an erhabenen Schönheiten der Umriſſe, als die herrlichſten die ich anderswo geſehen; ſie ſind keineswegs in höherem Grade verödet als die Küſtengegenden des rothen Meeres, die wir auf unſrer Reiſe berührten; in einzelnen Strichen, namentlich am öſtlichen Höhenrande, zieht ſich das Grün der Schluchten bis an den Waſſerſpiegel herunter und bildet auch außer der Jordansmündung eine Bekleidung von Geſträuchen. Das Waſſer, das heute ſehr ruhig war, erſcheint ſo klar und rein, daß einige unſrer Maulthiere, die zum erſten Mal in dieſe Gegend kamen, voll Begierde den Mund eintauchten, ſobald ſie es aber gekoſtet mit Widerwillen den Kopf ſchüttelten. Denn es ſchmeckt ſtärker als jedes andre Waſſer das ich bis dahin verſuchte, nach Koch- und Bittерſalz; auch iſt daſſelbe, ſeinen Hauptbeſtandtheilen nach, eine ſo vollkommen geſättigte Auflöſung des Salzes im Waſſer, als ſie, in ſolch hoher Temperatur der Luft und des Bodens, wie die am Meere iſt, ſich bilden kann. Deshalb iſt auch die ſpezifiſche Schwere dieſes Waſſers größer als die des Menſchenleibes, wie dieß, eben ſo wie viele frühere Reiſende, einer der jungen Freunde erprobte, der beim Baden in demſelben ſich ohne alle Anſtrengung der Hände und Füße von ſelber getragen fühlte. Nach dem Waſchen mit dieſem Waſſer empfindet die Haut ein leiſes, nicht unangenehmes Reſſeln; ein längeres Verweilen in ſeiner Fluth ſoll ein Ablöſen der Oberhaut zur

Folge haben. Auch wir, wie andre neuere Reisende, bemerkten nichts von einem asphaltischen oder schwefelichten Dampfe, den die Einbildungskraft mancher früherer Pilgrime und noch fortwährend die der Beduinen dem todten Meere beilegte; die Luft war zwar, namentlich in den Mittagsstunden, welche wir da zubrachten, ganz überaus drückend heiß, dabei aber trocken und rein. Fische oder Schnecken leben freilich nicht in diesem übersalzigen See; die **Melastoma** die wir am Ufer fanden, wie die kleinen, todten Fischlein, deren wir mehrere von den Wellen des Wassers hinausgeworfen am Strande sahen und aufsammelten, werden vom Jordan hereingeführt oder begleiten freiwillig seine Fluth, müssen aber ihre Wanderlust bald mit dem Leben bezahlen, weil sie in der Salzlacke abstehen oder weil diese ihre leichten Körper ans Land hinausstößt. Auf die Art der Mischung und den Grad der Sättigung des Wassers des todten Meeres mag außer der hohen, mittleren Temperatur noch ein andrer Umstand mitwirken: das ist der vermehrte Luftdruck der auf seine Oberfläche einwirkt. Dieses Verhältniß verdient, wegen seines großen Einflusses auf die gesammte Naturbeschaffenheit der Gegend, noch eine besondre Beachtung.

Wir waren nicht wenig erstaunt als wir schon bei Jericho, noch mehr aber am todten Meere das Quecksilber in unserm Barometer, dessen Scala, wie ich dieß im Anhange erwähnen werde, zu solchen Beobachtungen nicht ausreichte, noch weit über die Gränze der Eintheilungslinien hinaufsteigen sahen. Wir waren genöthigt die Höhe nach dem Augenmaß zu schätzen, und obgleich wir diese Schätzung, weil das Resultat derselben ein zu unerwartetes war, so knapp als möglich hielten, ergab sich den-

noch daraus die Tiefe des todten Meeres unter dem Wasserspiegel des Mittelmeeres zu wenigstens 598½, oder in runder Zahl 600 Pariser, d. h. nahe 640 Englischen Fußen. Wir suchten diese Folgerung auf jede erſinnliche Art von uns zu weisen. Zuerſt durch einen zufälligen, ungewöhnlich hohen Barometerſtand gerade am Tage unsrer Messung; allein der gestrige heftige Sturm hätte eher ein Fallen als ein Steigen der Queckſilberſaule bewirken konnen. Dann warfen wir ein Mistrauen auf den Gesundheitszuſtand unsers Barometers ſelber, der ja so vielen Zufallen ausgeſetzt wär; allein dieſes zeigte bei unsrer Ruckkehr nach Jerusalem wieder denſelben mittlern Stand als vor dem Antritt unsrer Reise nach Jericho. Dennoch wurde ich es nach meiner Ruckkehr ins Vaterland nicht gewagt haben von einer ſo ſonderbar ausgefallenen Messung offentliche Erwahnung zu machen, obgleich auch die Hohenmeſſung am Tiberiasſee damit im Einklang erſchien, wenn nicht einige meiner Freunde die Bekanntmachung davon in der allgemeinen Zeitung übernommen hatten. Und kaum war dieſes geſchehen da kamen alsbald offentliche Beſtattigungen uber die abnorm tiefe Lage des Salzſees, zuerſt durch Herrn Beke dann durch mehrere andre Beobachter; Beſtattigungen, welche unsre Angabe, die auch wirklich mit der vorſichtigſten Maßigung hingeſtellt war, noch als die beſcheidenſte erſcheinen ließen.

Der bedeutendſte Einfluß, welchen die tiefe Lage des todten Meeres und der angranzenden Jordansaue auf die Naturbeſchaffenheit des Landes hat, iſt der, welcher die mittlere Temperatur angeht. Wenn man mit d'Aubuiſſon annimmt, daß auf unsrer nordlichen Halbkugel jede Erhebung oder Vertiefung von 190 Metres eine mittlere

Temperatur des Ortes zur Folge hat, welche der eines andern Ortes entspricht, der um einen Grad der Breite nördlicher oder südlicher liegt, dann findet man daß die Ufer des Salzsees und des untren Jordanslaufes eine gleiche mittlere Wärme haben mit dem Landstrich von Kairo, ja mit der Gegend von Akaba am Ailanitischen Meerbusen. Palmen mußten deshalb, nebst allen andren Gewachsen der heißeren temperirten Zone, eben so gut hier bei Jericho gedeihen als an jenen Orten, abgesehen von dem Einfluß den die Stellung der benachbarten Gebirgswände auf den Schutz und die Pflege des Gewächsreiches haben könnte. Und daß dieses wirklich so sey, das beweisen nicht nur die Berichte der Alten über die vormalige Fruchtbarkeit des Gefildes von Jericho an Palmen und Balsamstauden, sondern auch die noch fortwährende Beobachtung, daß um Jericho die Zeit des Blühens und des Reifens der Gewächse viel früher fällt denn selbst an der Mittelmeereskuste von Palästina.

Auf das Wohlbefinden der Bewohner des Landes hat wenigstens die Vermehrung des Luftdruckes keinen nachtheiligen Einfluß. Wirkt doch auf die leibliche Stimmung vieler Menschen der höhere Stand des Barometers mithin der vermehrte Luftdruck, abgesehen von der Heiterkeit oder Umwölkung der Atmosphäre auf eine wohlthuende Weise ein und die Versuche, welche man in einer noch vielfach mehr zusammengedrückten, verdichteteren Luft, als die am Spiegel des todten Meeres ist, gemacht hat *) haben eben so wie die alltägliche Erfahrung

*) Namentlich gehören jene Beobachtungen hieher, welche John Roebuck an sich und seinem Secretär in der verdichteten Luft

der Taucher in der Taucherglocke gezeigt, daß die einzige Unbequemlichkeit, welche der in einer doppelt ſo dichten Luft eingeſchloſſene Menſch empfinde, ein unangenehmes Gefuhl am Trommelfell des Ohres ſey; denn was das vermehrte Gewicht der Luftſäule betrifft die auf der Oberfläche des Körpers und dem Innern der Lunge laſtet, ſo trägt man daran nicht ſchwer, indem der äußere Druck durch einen innern Gegendruck des Lebenshauches (turgor vitalis) im Gleichgewicht gehalten wird.

Am Ufer des Sees ſieht man Feuerſteine von den verſchiedenſten Farben, die aus dem Kreidekalk der benachbarten Gebirge herkommen, Kalkſteine von Bitumen durchdrungen und geſchwärzt, und außer dieſen einzelne Stücken von Aſphalt, welche der See auswirft, nirgends aber eine Spur von ſolchen Steintrümmern oder Gebirgsarten, denen man einen vulkaniſchen Urſprung zuſchreiben könnte. Auch die Umriſſe der Gebirge, an der rechten wie an der linken Seite des Sees erinnern nicht an die Wirkung vulkaniſcher Kräfte; ſie ſind von der Form unſrer heimathlichen Kalkalpen, namentlich jener, die man nahe an den Ufern des Sees von Como und von Lecco ſich erheben ſiehet. An vielen Punkten fällt die Schichtung deutlich ins Auge, die Felſen, namentlich des weſtlichen Ufers, zeigen öfters von einer Höhe von fünf bis ſechshundert Fuß herab ſo gähe Abſtürze, als wären die Felſenwände hier von Menſchenhand eben gehauen oder gewaltſam abgeſchnitten.

Der Freund der Natur wie der älteſten Geſchichte ſiehet vor dieſer Gegend wie vor einer mit mächtiger

---

des Windgewehes vom Vesuvius geworfen auffällt. Edinb. Transact. V. 1. p. 2.

Deutlichkeit und riesenhafter Größe in die Felsen gehauenen Hieroglyphe, die bei all dieser Augenfälligkeit ihm dennoch unleserlich bleibt. Es redet die heilige Schrift wie die Geschichtskunde der Völker von einem Zustand der Dinge, bei welchem das Thal, wo nun der Salzsee bis zu einer Länge von eilf und einer Breite von drei Deutschen Meilen fluthet, ein fruchtbarer Landstrich war, auf welchem eine Menge der Städte und andren Ortschaften lagen. Hier war einst die Stätte von Sodom und Gomorra. Floß vielleicht vormals der Jordan ruhigen Laufes durch diesen See und dann durch das südliche Ghor und die Araba nach dem Ailanitischen Meerbusen? — eine Meinung für die so vieles zu sprechen schien? Allerdings nehmen jetzt umgekehrt die Regenströme von Süden her, aus dem Ghor und aus den in ihn mündenden Wadys ihren Lauf gegen Norden: zum todten Meere; am Südrande von diesem bemerkten neuere Reisende, jenseits der salzthonigen Fläche über die zuweilen das Meer hinüberfluthet, gähe Felsendämme von einer ohngefähren Höhe von 100 bis 150 Fuß, welche jedoch an mehrern Stellen von dem Bette der südlichen Gießbäche durchbrochen sind. Vergleicht man jene Höhe mit der vorhin erwähnten des Wasserspiegels, dann findet man daß dieselbe noch immer zwischen vier- bis fünfhundert Fuß unter das Niveau des Mittelmeeres falle; umgekehrt liegen jene 2 Punkte, deren Lage wir auf unsrer früheren Reise durch das Ghor an der Westseite desselben barometrisch bestimmten, zwar beide, der eine fast 100 Fuß unter dem Spiegel des rothen, zugleich aber auch 500 Fuß über dem des Salzmeeres, so daß von hier immer noch der Lauf des Wassers abwärts nach diesem hinführen konnte. Hat vielleicht da, in diesem merkwür-

digen Thale, das vom Libanon und Antilibanon an einer ungeheuren Kluft der Gebirge gleicht, noch in den Zeiten der Menschengeschichte ein Hinabsinken des vormals höheren Grundes in die Tiefe statt gefunden, zugleich mit jenen furchtbaren Erhebungen, welche die Atmosphäre bewegten? Daß der See, in den doch der Jordan und mehrere Bäche so wie Quellen hineinströmen, keinen Ausfluß hat, darf uns nicht verwundern; die Menge des Wassers, welche die Verdunstung von der gegen vierzig Quadratmeilen großen Oberfläche seines Wasserspiegels hinwegführt, beträgt in diesem Klima mehr denn die des Zuflusses, und es scheinen manche Spuren darauf hinzudeuten, daß der See in einem vormaligen grauenderen, darum auch wasserreicherem Zustande des Landes von weiterer Ausdehnung und größerer Höhe gewesen sey.

So reden diese erhaben schönen Höhen und Felsenthäler des Gebirges Pisga, das sich uns da, wo wir stehen, in seiner ganzen Herrlichkeit entfaltet, von Thaten des richterlichen Ernstes des Gottes Zeidyrums, aber sie zeugen auch von den Segnungen seines Erbarmens und seiner Güte. Dort, jenseit des Sees im Lande der Moabiter war es, wo Moses, der Mann Gottes, seinem Volke und Josua, dem treuen Diener, das: sey getrost und unverzagt *) zurief. Auf einem jener jenseitigen Gefilde ward das Lied vernommen: „Merket auf, ihr Himmel, ich will reden und die Erde höre das Gespräch meines Mundes. Meine Lehre triefe wie der Regen, und meine Rede fließe wie der Thau; wie die Schauer auf das Gras und wie die Tropfen auf das Gras. Denn ich will den Namen des Herrn preisen; Gebt unserm Gott die

*) 5. Mos. 31, V. 6. 7.

Ehre. Er ist ein Fels; Seine Werke sind untadelich, denn alle Seine Wege sind recht. Treu ist Gott und kein Böses an ihm; gerecht und fromm ist er*). — Ja, Niemand ist gleich dem Gott Jeschyruns, der auf dem Himmel einherfährt dir zu helfen und in seiner Hoheit auf dem Duft. Das ist die Wohnung des Gottes des Anfangs und unten walten ewige Arme. Und er wird vor dir her deinen Feind austreiben und sagen: sey vertilget. — Wohl dir du Volk das du durch den Herrn selig wirst, der deiner Hülfe Schild und das Schwert deines Sieges ist" **).

Die Zeit unseres Verweilens am todten Meere konnte leider nur kurz seyn. Unsre beiden Türkischen Begleiter hatten uns auf dem Wege vom Jordan zum todten Meere nach ihren besten Kräften zu vergnügen gesucht, indem sie vor unsren Augen das Waffenspiel des Dscherid-Werfens übten, wo beim Ausparriren wie beim Abschießen des Wurfspießes, beim Angreifen wie bei der verstellten Flucht die Reiter sammt ihren Thieren große Gewandtheit und Kräfte entwickelten. Jetzt verlangten die guten Leute, denn der Mittag war vorüber, etwas zu essen. Sie meinten, auch wir wie andre vorsichtige Reisende seyen mit Lebensmitteln für uns und unsre Begleiter versorgt, und würden nun endlich einmal unsre Vorräthe aufthun. Wir gehörten jedoch nicht unter die vorsichtigen Reisenden, sondern waren auch für uns selber mit keinem Bissen Brodes, mit keinem labenden Trunke versehen. Darum ermahnten die beiden Waffenmanner zum Aufbruch vom sehr heißen, schattenlosen Seeufer, das ihnen wenig Unterhaltung bot, nach dem gast-

*) 5. Mos. 32, V. 1—4. **) 33. V. 26, 27, 29.

lichen Kloster von Santa Saba. Auf unsrem Wege am Strande hin hatten wir einen Anblick, der uns zwar nicht ganz unerwartet, für diese Gegend aber etwas Außerordentliches war. Wir sahen ein ganz neues Fahrzeug auf dem die englische Flagge wehete. Es war niemand dabei den wir hätten befragen können; schon in Jerusalem hatten wir jedoch gehört, daß zwei Engländer mit dem kühnen Gedanken umgiengen eine Fahrt auf dem todten Meere zu versuchen, um seine Tiefen, wie die Gestalt der Ufer mit wissenschaftlicher Genauigkeit zu erforschen. Das Material zum Bau eines Fahrzeuges, so erzählte man uns weiter, sey bereits von der Küste des Mittelmeeres aus zu Lande an Ort und Stelle geführt worden. Hier sahen wir nun, nicht bloß jenes Material sondern ein aus ihm schon fertig gewordnes, höchst zweckmäßig eingerichtetes Schifflein. Wir betrachteten es mit jener innigen Theilnahme, welche die Absicht seiner Erbauer verdiente und freuten uns schon damals auf die künftige Ausbeute an wissenschaftlicher Erkenntniß, die man sich mit Recht von dieser neuen, außerordentlichen Fahrt versprechen durfte. Wie wir erst später erfuhren war der eine jener beiden ehrenwerthen Forscher der Bruder des Herrn Beke, dessen bestättigende Mittheilungen über die Lage des todten Meeres ich schon vorhin dankbar erwähnte. Obgleich wir sehr wahrscheinlich zu gleicher Zeit in Jerusalem weilten und selbst in den verschiedenen Nebengebäuden eines und desselben Pilgerhauses wohnten, hatte ich dennoch nicht das Glück gehabt die persönliche Bekanntschaft der beiden interessanten Reisenden zu machen, die mir damals von so großem Nutzen gewesen ware.

Der Weg nach St. Saba verlaßt nach einer etwa

halbstündigen Strecke das Seeufer und die angränzende Ebene und steigt am Fuße des westlichen Gebirges hinan. Anfangs minder steil und beschwerlich über die einzelnen Vorsprünge und Kuppen des Abhanges, aber schon hier durch eine gräuliche Wüste des Gebirges. Die Felsart ist ein merglicher Kalk (zum Theil auch Gyps) durchdrungen von Schwefel und Erdpech, von diesen beiden sieht man bis zu einer bedeutenden Erhebung und Entfernung vom See größere und kleinere derbe Stücke am Boden herumgestreut liegen oder mit der Gebirgsmasse verwachsen, so daß noch jetzt Nahrung genug da wäre, für ein Feuer, das, von oben entzündet, über die alte Brandstätte sich ergießen möchte. Obgleich manche der kesselartigen Eintiefungen, mit der schwarzen von Asphalt herrührenden Farbung ihrer Felswände, beim flüchtigen Hinblick an vulkanische Krater erinnern, kann man sich doch bald überzeugen, daß diese Kessel mit keiner abgelegenen Tiefe in Verbindung stehen und daß hier an keinen eigentlichen Vulkan zu denken sey. Eher denn solchen Kratern gleichen sie den Heerden eines Erdbrandes der hier die Masse eines ganzen Stockes von Schwefel oder Asphalt verzehrte. Denn was im kleinsten Maßstabe die Nieren und Nester des gediegnen Schwefels oder andrer Fossilien, was in etwas größerem die liegenden und stehenden Stöcke sind, das mag in noch größerem und riesenhafterem Umfange einst da, in diesem Thale des Todes, ein Feuer ernährt haben, „dessen Rauch aufgieng vom Lande, wie ein Rauch vom Ofen."

Da wo der Weg in die engen, mannichfach gewundenen Felsenthäler hineintritt, erblickt man wieder einzelne, grünende Gesträuche von Cistus und einige Gräser vom Geschlecht der Aristida. Ich war vorausgegangen,

bis an eine Stelle wo die Ungewißheit der Richtung des Weges, ob in die Schlucht zur Rechten oder zur Linken, meinen Gang hemmte. Wir stiegen jetzt auf eine Hochebene hinan, die zur Rechten von einem höheren Gebirgszug begranzt wird; auf einem der Gipfel zeigt sich, in ziemlicher Ferne, ein kastellartiges Gebäude: es ist eine Moschee, welche die Turken an einer Statte errichteten, an der nach ihrer Meinung, Mosis Grab war. Freilich ein etwas weiter Fehlgriff, den indeß nicht allein die mohamedanische, sondern auch die jetzt bestehende christliche Kunde des Landes nicht selten bei andern Gelegenheiten thun mag. Denn selbe Sagen von der Geschichte des Landes und der Bedeutung seiner Oertlichkeiten gleichen im Ganzen der Abschrift eines Buches, die mit weitläufigeren Buchstaben und auf andrem Format zuletzt dennoch den Inhalt des Originals, das sie vor Augen hatte, wiedergiebt. Wenn man aber die Citata, die sich auf das Original beziehen, beachten und auf die Abschrift anwenden will, da trifft die Seitenzahl nicht zu. Seite 3 oder 4, die auf der Oertlichkeit des Originals hinüber, jenseit des Jordans und des todten Meeres, an das Gebirge Pisga geht, fallt in der Abschrift der Mohamedanischen Sage schon her auf die Berge des Kidronthales; so auch wenn im Original S. 5 oder 6, bei der Geschichte der Geburt Johannes des Taufers oder der Taufe des Kammerers durch den Apostel Philippus die eigentliche Oertlichkeit auf Gegenden fällt die jenseit oder nahe bei Hebron liegen, so wird in der christlichen Abschriftskunde die Pagina der Localität schon auf die Nähe des sogenannten Terebinthenthales oder jenseits Wadi Ghalla treffen, und dasselbe mag selbst zuweilen in Beziehung auf die wahre oder angebliche Oertlichkeit der heiligen Stat-

ten, in oder um Jerusalem der Fall seyn. Ich meine aber daß jene Freude am Lesen, zunächst ja nur des Inhaltes des Buches, die der Freund desselben empfindet, so oft er eine neue Zeile lebendig betrachtet, durch die verschiedene Zahl der Seite, auf welcher die große Geschichte geschrieben stehet, nicht sehr gestört wird; die Andacht, namentlich des christlichen Pilgrims, bringt das Zelt unter dessen Schatten sie wohnet und sich erquicket, selber, als Eigenthum mit sich, und schlägt dieses auf wo die alte, ehrwürdige Führerin schon so manches Jahrhunderts der Wallfahrten es eben anordnet.

Schon in den weiter abwärts gelegnen Thälern hatten wir an den Felsenwänden öfters natürliche so wie anscheinend künstlich erweiterte Höhlen gesehen; an den Wanden des weiter aufwärts gelegnen Hauptthales, so wie seiner Nebenthäler wurden diese Grotten immer häufiger, sie glichen zuweilen einer ganzen Stadt der Höhlen. In diesen Felsenklüften hat eine große Menge der Tauben ihren Aufenthalt genommen; von menschlichen Bewohnern sieht man keine Spur, denn diese wilde Einöde würde selbst den Heerden der Ziegenhirten keine beständige Weide geben. Eben von diesen Heerden scheinen dennoch hin und wieder einzelne Pfade in die Abhänge der Felsen hineingezeichnet zu seyn, welche allenfalls für Arabische Hirten, die des Kletterns gewohnt sind, nicht aber für andre Leute und noch weniger für Lastthiere gangbar sind. Daran hatte wahrscheinlich der Araber aus Richa, der uns zum Wegweiser dienen sollte, nicht gedacht, denn er führte uns das eine Mal in ein Nebenthal hinein, welches allerdings die nähere Richtung haben mochte, das aber an seinem oberen Ende mit fast senkrecht niedergehenden Felsenwanden umschlossen war. Wir hatten uns mühsam über die Fels-

Kalksteine und Bergtrümmer ihm nachgearbeitet, selbst die gewandten Pferde der Turken hatten sich von den Maulthieren in der Fertigkeit des Kletterns nicht übertreffen lassen, da entschwand den beiden bewaffneten Reitern die Geduld; der Araber entsprang mit Mühe ihren handgreiflichen Zurechtweisungen. Indeß war auch der andre Weg den uns der Mann nach der Zurückkehr ins Hauptthal an den glatten Felsenplatten, neben dem Abgrund hinanführte noch unbequem genug, und seine Gefahren wurden uns erst recht augenfällig, als das Maulthier unsrer Freundin Elisabeth, die wegen ihres kranken Fußes nicht so wie wir andren gehen konnte, sondern auf dem Thiere sitzen geblieben war, nahe am Rande des tiefen Abgrundes ausrutschte und fast hinabgestürzt wäre.

Der letzte, steile und hohe Bergrand war jetzt überstiegen, wir traten auf eine freiere Höhe heraus, auf der sich zuerst ein einzeln stehender starker Thurm, dann tiefer hinab das Klostergebäude von Marsaba oder Santa Saba zeigte. Dieses mit seinen hohen Mauern, Thürmen und Zinnen, steht wie eine mächtige Ritterburg über dem Abgrunde und am Rande des Kidronthales da; ein Theil des Gebäudes ist noch ganz neu; die Griechischen Mönche, denen das Kloster gehört, und denen die ansehnlichen Mittel hiezu nicht fehlen, haben erst vor wenig Jahren die alten, baufälligen Gemäuer hinweggenommen, den Thurm der das Ganze durch seine höhere Lage beherrscht, so wie die Kirche neu aufgebaut, und somit Vieles hinzugefügt das zur bessren Befestigung des Ortes dienen kann. Sie hatten hierzu gute Ursache; denn diese einsame Wohnung der Mönche liegt in der Nachbarschaft jener Arabischen Stämme, die sich bisher den christlichen Pilgrimen am furchtbarsten machten und die wohl bei jedem

ernſtlichen Aufſtande zunächſt auf dieſes reiche Kloſter losgehen würden. Mußte doch ſelbſt der edle Chateaubriand die Unſicherheit dieſer Gegend erfahren, da er in der Nähe von St. Saba von Räubern angefallen ward, und das Kloſter ſelber bewahrt die grauſenhaften Erinnerungszeichen an die Mordluſt der Mohamedaner der früheren Zeiten in den Haufen der Schädel und Gebeine der erſchlagenen Mönche.

Wie zu einer Feſtung führt der Weg durch zikzakartige Windungen an das äußere, beſtändig geſchloſſene Thor und von dieſem durch die leicht zu vertheidigenden Vorwerke zur innren Burg des Kloſters. Wir wurden hier freundlich von einem jungen Mönch empfangen, den wir ſchon in Jeruſalem kennen gelernt hatten und der ſich durch ſeine Kenntniß der neueren Europäiſchen Sprachen namentlich des Italieniſchen auszeichnet. Die guten Väter des Griechiſchen Kloſters in Jeruſalem, welche von unſrer Reiſe nach St. Saba wußten, hatten uns aus beſondrer Rückſicht dieſen unſren alten Bekannten hieher geſendet, damit wir uns gleich unter Freunden finden möchten, und ihrer Vorſorge hatten wir es auch zu danken, daß zu unſrem Empfang ſchon Alles bereit war. Außer dem großen Gaſtzimmer hatte man uns noch mehrere kleine zu Schlafzimmern eingeräumt, obgleich außer uns eine große Schaar von Griechiſchen und Armeniſchen Pilgrimen untergebracht werden mußte.

Nach kurzem Ausruhen, erquickt und erfriſcht durch das Waſſer, welches hier, obgleich nur Ciſternenwaſſer, von ganz beſondrem Wohlgeſchmack iſt, machten wir uns auf zum Beſehen des ſonderbaren, vielgliedrigen Baues dieſes Felſenſitzes der Andacht, der durch ſeine Lage wie durch ſeine innre Beſchaffenheit den Eindruck des ſchauer-

lich Schönen macht. Zuerst hinuber in einen Hofraum, der am entgegengesetzten Felsenabhange liegt, wo man uns die Höhle zeigte, welche urspränglich die Wohnung eines Löwen war, dann (im 4ten Jahrhundert nach Christo) die des heiligen Saba, des ersten christlichen Einsamen dieser Gegend wurde. Langs dem Thale, in den Tausenden der Felsenhohlen wohnten vormals in dieser Thebais des heiligen Landes die Schaaren der Einsiedler deren Zahl sich zuweilen auf zehn bis eilf Tausende belief. Da kam auch über sie, nach manchem harten Gedränge, das Schwert des Feindes, denn die Sarazenen erschlugen einst sechshundert von ihnen. Die morschen Gebeine dieser Erschlagenen sieht man in einem Behältniß, nahe bei der Hohle des heiligen Saba zusammengehäuft, erinnernd an das gemeinsame Loos der Kampfe, die den Glauben des Christen in der einsamen Wildniß nicht minder als im Gedrang der volkreichen Stadte verordnet sind. Wenn schon im gewöhnlichen Verlauf des Lebens der Mensch so ungern und schwer sich von dem Boden trennt der ihm als Wohnsitz seiner Vater und der Jahre seiner Kindheit heimathlich geworden war; wie viel schwerer kommt es der kindlichen Andacht an, eine Statte zu verlassen die ihr durch den Glauben der Vater so wie des eignen Herzens geheiligt ist. Auch die Einsamen kehrten wieder zu ihrem Kidronthale, doch fiengen sie nun an die vereinzelten Enggassen der Felsen und ihre Hohlenzellen (Laura) zu verlassen und sich in die Mauern des Klosters, bei dem die Kirche stund zu versammlen. Die jetzige Zahl der Monche wurde uns zu funfzig angegeben; das Kloster aber mit allen seinen Raumlichkeiten konnte mehrere Hunderte derselben beherbergen. Denn seine vielen Gebäude und Zellenbauschen stehen nicht mehr auf ebenem Grunde

ſondern auf den einzelnen, terraſſenartigen Abſätzen des Bergabhanges über einander; man ſteigt von einem dieſer Stockwerke der Felſen zum andern durch bequeme ſteinerne Stufen auf; an mehreren Punkten ſind kleine Gärtchen angebracht, in denen der Azedarachbaum (Melia Azedarach) ſo eben ſeine ſchönen lilafarbenen Blüthenſträuße aufgethan hatte. In einer der kleinen Kapellen, die höher am Felſenabhange liegt zeigte man uns die bildlichen Darſtellungen der Thaten und hier ſo wie an andern, der Andacht geweihten Stellen die Bewahrungsorte der Gebeine jener Heiligen und berühmten Mönche die in St. Saba wohnten. Unter ihnen that ſich Johannes Damascenus hervor, durch die Thaten und Werke ſeiner beredten Feder; der Zeitgenoſſe Beda's des ehrwürdigen. Wenn man zwiſchen dieſen beiden Männern des achten Jahrhunderts einen Vergleich anſtellen wollte, ſo möchte wohl der ſinnreiche Johannes Damascenus neben unſrem ehrwürdigen Beda ſo da zu ſtehen ſcheinen wie der Azedarachbaum deſſen zierliche Blüthen keine genießbaren, ſondern nur zweideutige Früchte trägt, neben der unſcheinbar blühenden Pinie, deren wohlſchmeckende Nuß und hochflammiges Holz zum Nutzen des Landes und ſeiner Bewohner dient. Außer dem berühmten Damascenus lebten und ſtarben im Kloſter von St. Saba, Euthymius, durch ſeine Wunderthaten berühmt und der Abt Elias. Vielleicht derſelbe, der mitten in ſeiner Wüſte, da Furcht und Schrecken ihre beſtändige Wohnung haben, „kein Ding fürchtete, als nur den Augenblick des Hintretens, am Ende des Lebens, vor Gottes des Richters Angeſicht.“

Unten, in der ſchönen, neuen Kirche, ärgerte ich mich etwas an dem Benehmen unſers Reiſegefährten, des

franzöſiſchen Miſſionars. Er verwarf mit Härte und Bitterkeit mehrere jener frommen Sagen des Kloſters als „Lügen," die uns der Griechiſche Mönch, unſer Freund erzählte. Er hätte wohl aus eigner Erfahrung wiſſen ſollen, wie theuer jedem Sohne des Hauſes die Nachrichten und kleinen Geſchichtchen von ſeinen Ahnen und Eltern ſind; und wenn ſolche Erzählungen auch dem Gaſte und Fremdling im Hauſe etwas fremdartig däuchten ſollten, ſo mußte er doch bedenken daß man auch in ſeiner Familie manche ſolche Dinge erzählt und theilnehmend beachtet, von denen ſogar die Nachbarn des Hauſes nichts erfahren.

Deſto ungeſtörter war gegen Abend der Genuß der Ausſicht, oben vom Thurme und von den Terraſſen des Kloſters. Das Kidronthal hat ſich hier, bei St. Saba mit einem Gewand bekleidet das an des Hades oder Gehenna's oder Hölle Pforten, zugleich aber an Den zu erinnern vermag, welcher die Schlüſſel zu dieſen Pforten in Seinen Händen trägt. Eine Amſel, mit gelbgelben Streifen der ſchwarzen Schwungfedern, die, wenn ſie flog, ſo ausſahen als wären es durchſichtige Stellen, zog unſre Aufmerkſamkeit an ſich, wir ſchonten jedoch gern die Rechte des Hauſes das ſeiner Beſtimmung nach ein Wohnſitz des Friedens und der erbarmenden Liebe ſeyn ſoll. Die guten Väter des Kloſters hatten uns müde und hungernde Pilgrime durch eine reichliche, wohlſchmeckende Abendmahlzeit erquickt, jetzt wurde meiner Hausfrau und mir zum Lager der Ruhe ein Zimmer, oder eine Zelle angewieſen, die einer kahlen Grotte des Felſens glich; der Ausgang führte nach einer beſtgelegenen Terraſſe am Rande der gähnabſtürzenden Felſenwand des Kidronthales. Der Wind ſtrahlte in die Klust hin-

ein und beleuchtete die weislichen Höhen; ich konnte mich erst spät von der Aussicht trennen.

In der Nacht weckte mich ein Geläute der Glocken, das nahe bei unsrer Zelle ertönte. Die Mönche, so wie ein großer Theil der Pilgrime, waren munter und begaben sich hinab in die Kirche, zur nächtlichen Feier des Gottesdienstes. Auch ich war gern mit jenen munter geworden und blieb dieses noch lange nachher, da Alles wieder stumm ward, in der hehren Stille der Nacht. Wie einsame Wandrer die sich in den Stunden, da andre Leute schlafen, auf den vereinsamten Gassen begegnen, begegneten sich da, in der Seele Gedanken des Ernstes an das Seyn des Jenseits; an seine Schrecknisse und Hoffnungen. Der Nachtwind wehete so frisch daß es mich schauerte, ich begab mich wieder aufs Lager der Zelle bis das Morgenlicht über die Höhen, jenseits dem Kidronthale heraufstieg.

Wir Alle waren zeitig zur Abreise fertig. Ich gieng mit meiner Frau zu Fuße voran, um noch einmal diese Wildniß der Felsen zu besehen. Die Gebirgsart der Gegend ist Kreidekalk mit häufigen Lagern und Nestern des Feuersteines. Der blühenden Pflanzen gab es außer der Nissolischen Phlomis (Phlomis Nissolii), dann den Fasseln des Nils (Dolichos niloticus) und dem Solanum coagulans nur wenige; weiterhin, da wir wieder an einzelne, sehr dürftig bestellte Saatfelder kamen, zeigte sich zwischen dem Getraide, als Hauptbewohnern der Aecker, die schöne, freilich für den Landmann nicht sehr erfreuliche goldgelbe Wucherblume (Chrysanthemum coronarium) und eine Art der Strohblume (Xeranthemum) Im Ganzen ist jedoch die Gegend ungleich fruchtbarer

als die Gebirgsgegend, welche wir vorgestern und gestern durchzogen hatten.

Der Weg nach Jerusalem zieht sich allmälig obwohl abwechselnd mit mehreren Senkungen, aufwärts. St. Saba liegt nach unsern Messungen mehr denn 1280 Pariser Fuß über dem Spiegel des todten, mehr denn 680 über dem des Mittelmeeres. Wir waren also gestern von den Stunden des Mittages bis gegen Abend, auf einer Strecke von reichlich vier Stunden Weges nahe gegen 1300 Fuß gestiegen und hatten uns heute, auf einem Wege von drei Stunden, von St. Saba bis zu unserm Klosterhause in Jerusalem noch 1200 Fuß zu erheben. Dennoch wird das Ansteigen erst vom Kidronbette an, beim Brunnen des Nehemia recht merklich. Ueberhaupt erscheint Jerusalem von keiner andern Seite her in solchem Maße als eine hochgebaute Stadt, denn auf dem Wege von St. Saba, wo man diese alte, verarmte Königin der Städte schon aus weiter Ferne auf dem Thron ihrer Berge erblickt. Ich stieg zuletzt allein durch die südliche Schlucht des Threpaenthales, die vom Siloahquell beginnt, hinan zur Stadt und kam durchs Zionsthor etwas eher zur Pilgerherberge als meine Reisegefährten. Es war ein sehr gemischtes Gefühl mit dem ich das mir so theuer gewordne Obdach begrüßte, denn diesem Gruß des Wiedersehens stund jenem des Abschiednehmens — wahrscheinlich für immer — ganz nahe.

Naturgeschichtliche Bemerkungen.

Ehe wir Jerusalem verlassen und den Wanderstab weiter zur Reise durch andre Gegenden von Palästina erheben, sey es mir erlaubt noch einige allgemeine Bemerkungen über die Naturbeschaffenheit der Landschaft

jener merkwürdigsten Stadt der Erde zu machen. Da es meine Absicht ist diesen Gegenstand noch einmal künftig ausführlicher und tiefer eingehend zu behandeln als mir es hier der Plan dieser Reisebeschreibung verstattet, hebe ich aus den Thatsachen, welche bisher gehören nur Einige heraus und stelle sie als den unvollkommenen Schattenriß eines künftigen, vollkommneren Naturgemäldes zusammen.

Abgesehen von der großen Geschichte dieses Landstriches, so hat der Umgegend Jerusalem schon die Natur solche Züge der Auszeichnung und Eigenthümlichkeit aufgeprägt, daß hierinnen kaum ein andrer Punkt der Erde ihr zu vergleichen ist. Man hat zwar nach jener hochgelegnen Stadt von allen Richtungen her im Allgemeinen, wenn man hierbei den Höhengurtel ihrer nächsten Umgränzung unberücksichtigt lasset, aufwärts zu steigen, denn der Höhe von nahe 2500 Fuß über dem Meere, auf welcher Jerusalem liegt, kommt die Höhe nur weniger andrer so nahe am Meere gelegener Städte der östlichen Halbkugel gleich, dennoch ist jenes Aufwärtssteigen am auffallendsten von Osten, vom todten Meere und der Jordansaue her. Bei dem jetzigen Stand der Wissenschaft darf man wohl fragen: wo auf Erden ist ein ähnliches nahes Beisammensein des Hohen mit dem Tiefen bemerkt und erhört worden als hier, wo in einer Linie von sieben Stunden Weges eine Absenkung von wenigstens 600 Fuß unter und eine mehr denn vierfach so große Erhebung über die Meeresfläche gefunden wird. Der Unterschied der Erhöhung beträgt zwischen Jerusalem und der Jordansaue bei Jericho über 3000 Fuß. Wenn man hierbei jener Annahme folget, nach welcher 100 Metres dieses Unterschiedes einen ähnlichen Einfluß auf die mittlere

Temperatur haben, als eine Differenz der geographiſchen Lage um einen Grad der Breite, ſo geht daraus hervor daß die mittlere jährliche Wärme der beiden ſo nahe an einander gränzenden Gegenden ohngefähr eben ſo weit von einander abſtehen müßte als die von Rom und London. Während hiernach das Klima der Jordansaue und des todten Meeres dem der ſüdlichen Araba und des Nildeltas gleich zu ſchätzen wäre, käme das von Jeruſalem etwa nur dem Klima der Inſel Lemnos und der Stätte des alten Troja, oder mit jenem des Thales von Tempe und den mittlern Küſtengegenden von Sardinien gleich. Und wenn es erlaubt wäre aus thermometriſchen Beobachtungen die nur einige Wochen umfaßten, dabei jedoch in den Monat April fielen, deſſen mittlere Temperatur mit der mittlern des Jahres in naher Uebereinſtimmung zu ſtehen pflegt, einen Schluß auf das Klima von Jeruſalem zu machen, ſo würde ich die mittlere Wärme des Jahres in Jeruſalem wenigſtens nicht höher ſtellen als etwa die von Cagliari in Sardinien es iſt; ich würde ſie noch nicht ſo hoch als die von Neapel, höchſtens zwiſchen 16 bis 17 Grad der hundertheiligen Skala (zu 13⅓ Grad R.) anſchlagen. Daher reift die Dattelpalme, obgleich ſie noch zum Baum, auch in ungeſchützter Lage erwächſt, um Jeruſalem niemals ihre Früchte, während die Datteln der Umgegend von Jericho und des todten Meeres ſchon bei den Alten im Rufe der höchſten Vortrefflichkeit ſtunden; die ſtrauchartige Baumwolle und ähnliche Gewächſe der wärmeren Zone ſieht man dort nicht; dagegen gedeiht um Jeruſalem wie Bethlehem ein Wein, welcher an Wohlgeſchmack und Feuer dem von Lemnos und Lampſakos nichts nachgiebt; der Oelbaum, die Feige, die Obſtarten, der Wallnußbaum lohnen da über

all, durch eine Fulle der Früchte, die Mühe des Anbaues.

Die geographiſche Lage von Jeruſalem wird zu 31° 47′ 47″ der N. Breite und 32° 53′ L. von Paris angegeben *). Die Breite entſpricht mithin ohngefähr jener von Marocco; der Unterſchied der Längen macht in der Zeit, zwiſchen Paris und Jeruſalem nur 2 Stunden 1½ Minuten, zwiſchen München und Jeruſalem nur eine Stunde und 43 Minuten aus. Ueber die Verſchiedenheit der Jahreszeiten, namentlich der Temperatur der einzelnen Sommer- und Wintermonate weiß ich leider nur wenig Zuverläſſiges zu ſagen, doch will ich dieſes Wenige nicht unerwähnt laſſen. Im Ganzen ſcheint auch von der Umgegend von Jeruſalem daſſelbe zu gelten, was mit großer Allgemeinheit in allen öſtlich an das Mittelmeer angränzenden Länderſtrichen ſtatt findet: daß die Kühle des Winters weiter in den Frühling, die Wärme des Sommers aber tiefer in den Spätherbſt hineinrückt als in den weſtlichen Gegenden. Die Hitze ſoll im Sommer öfters über 32° R. (40° Cent.) betragen **). Wenn dann, wie dieß gerade in der Mitte des Sommers häufig der Fall iſt, der heiße, trockne Oſt- und Südoſtwind weht, bringt ſelbſt die Nacht nur wenig Abkühlung und der Aufenthalt in der faſt ſchattenloſen Nähe von Jeruſalem fällt dann dem Fremden der aus den Ländern des Schattens und der Waſſerſtröme hieher kam ſo unerträglich,

*) Nach Seetzens Beobachtungen, in der Monatl. Korresp. XVIII. S. 542. Berghaus Geograph. Memoir S. 28.

**) Ich glaube nicht zu weit von der Wahrheit abzugehen, wenn ich die mittlere Temperatur des Sommers auf 23 bis 24 Grad annehme.

daß die Schaaren der Kreuzfahrer, bei der ersten Belagerung der Stadt sich tief in die Erde eingruben, deren durchwarmter Staub nur wenig Eindrung gegen die Hitze brachte. Dennoch wird das hochgelegene Jerusalem auch noch in den Zeiten des Spätfrühlinges manchmal von so kühlenden Nordwinden besucht, daß nach Falmereier selbst im Anfang des Juni die Mönche des griechischen Klosters zuweilen wieder ihre Pelzkleidungen anlegen. Dagegen ist die Hitze in den Herbstmonaten meist noch sehr groß, und auch nachdem der Frühregen, welcher mitten in der Zeit zwischen dem Herbstäquinoctium und dem Winterstelstitium, etwa 7 Wochen vor Weihnachten fällt, das lechzende Land mit seinen reichen Strömen erquickt hat, bringen die Südwestwinde wieder so milde Tage, daß hier die Zeit um Weihnachten öfters zu den lieblichsten Zeiten des ganzen Jahres gehört*). In der Regel fängt es erst gegen die Mitte des Januar an etwas anhaltender kalt zu werden und selbst noch im Februar gefriert es zuweilen, so wie auch der Schnee in Jerusalem eben so als eine zwar schnell vorübergehende, dennoch aber nicht besonders seltne Erscheinung bekannt ist als in Rom. Ohnehin sieht man dann die höher gelegnen Punkte des Landes öfters mehrere Tage lang weiß beschneit. Der Spätregen stellt sich um die oder bald nach der Zeit des Frühlingsäquinoctiums ein. Wie reichlich in Palästina der Thau falle, davon werde ich bei der Beschreibung unsrer weiteren Reise reden. Auch dieser trägt das Seine zur Ernährung des Landes bei; das meiste Wasser aber, dessen der

*) Doch nicht immer. Wenigstens wird es dann auf den Gebirgen Galiläas, die den beschneiten Höhen des Antilibanon näher liegen, öfters sehr empfindlich kalt.

Mensch zu seinem Haushalt bedarf kommt vom Regen. Namentlich hat in Jerusalem jedes Haus eine oder mehrere Cisternen; wir tranken in unsrem Kloster kein andres als Cisternenwasser und fanden dasselbe von ganz besondrem Wohlgeschmack und dabei vollkommen klar und rein.

Was die herrschenden Gebirgsarten der Umgegend von Jerusalem, und, wenn ich von der kleinen Strecke welche ich durchzog urtheilen darf, des gelobten Landes überhaupt betrifft, so glaube ich sagen zu dürfen, daß die Gebirge diesseits des Jordans fast durchgängig Kalk sind, auf dem sich schon jenseits Cana, auf der Hochebene von Hittin und am westlichen Abhange des Tiberiassees der Basalt einfindet, welcher ostwärts vom Jordan in so ungeheuer großen Massen und weiter Ausdehnung auftritt, als ich dieß nie vorher gesehen. Daß jener Kalkstein, der bei Jerusalem, der zwischen da und Jericho, so wie bei Nazareth und am Thabor zunächst ins Auge fallt, der den Gipfel des Oelbergs bedeckt und seine Abhänge bildet zum Kreidekalk gehöre, wird auch der Anfänger in dieser Art der Untersuchungen alsbald erkennen; die Lager und Nester des Feuersteines treten allenthalben aus ihm hervor; das Gebirge behalt den Charakter seiner Formation eben so deutlich wo es in seinen festeren Gebilden unserem Alpenkalksteine und Schmurlkalk als da wo es in seiner lockreren Beschaffenheit dem Kreidemergel gleicht. Aber ausser dem Kreidekalk, an welchem wir freilich schon in unsrem Vaterlande die mannichfachsten Annaherungen an die Formen andrer, sogenannt altrer Gruppen der kohlensauren Kalkgebirge gewohnt sind *) zeigt sich schon um Jerusalem, eben so wie

*) S. meine Geschichte der Natur. 1. Theil S. 409

in andren Gegenden des Landes eine andre Felsart, die ich mit ihren häufigen Dolomitgebilden für keine andre als für unsre sogenannte Juraformation halten konnte. Ich darf mich hierbei auf das Urtheil eines Mannes vom Fache, des wackren Geognosten **Russegger** berufen, welcher nach mir Palästina bereiste. Auch dieser beschreibt *) die Gebirgsart, von welcher ich hier rede, als „ein Gebilde das allen innren und äußren Kennzeichen zu Folge, dem oberen Jura und Oolith so wie dem Juradolomit beizuzählen ist." Unter dem Juralkalk von Jerusalem mit Dolomit unterschied derselbe (einen auch mir auffallend gewesenen) Kalkstein, der sehr eisenschüssig ist und keine Dolomite führt, ja selbst unter diesem wieder einen (meiner Beobachtung entgangenen) zweiten, dunkelgefärbten, dichten, mit Enkriniten, der sich nur in geringer Entwicklung bei Jerusalem zeigt und hier nur an wenigen Stellen, stets aber als tiefestes Gebilde auftritt, während er in Osten der Jordansmündung und des todten Meeres zu hohen Bergen ansteigt. Den dichten, eisenschüssigen Kalkstein der ersteren Art hält Russegger für ein Parallelgebilde des unteren Jura und des unteren Oolithes; den Enkrinitenkalk der als Tiefestes dauchte für den carboniferous Limestone oder Kohlenkalkstein. Da ich, durch einen unglücklichen Zufall, von welchem ich später reden werde, noch in diesem Augenblicke nicht im Besitz unsrer größeren, auf der Reise durchs Peraische Arabien so wie durch Syrien gemachten geognostischen Sammlung, doch nicht ohne Hoffnung bin dieselbe wieder

*) M. s. seinen Bericht in der Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 23 Febr. 1839 (Nr. 54) S. 430.

zu erhalten, verſpare ich die ausführlichen Nachweiſungen über dieſen Gegenſtand an einen andern Ort.

Man durfte, um nur noch eine Bemerkung über die Gebirgsnatur von Palaſtina hinzuzufügen, dieſes Land, vor den meiſten andern Ländern der Erde ein Land des Salzes nennen, das mit ſeinem Ueberfluſſe, der vorzüglich am todten Meere zu Hauße iſt, auch in leiblicher Hinſicht ein Salz der ganzen Erde werden könnte. Auch an warmen Quellen iſt es überaus reich. Dem läſtigen Sande begegneten wir erſt wieder jenſeits dem Libanon, bei Beirut, und, in geringer Menge, an einzelnen Stellen der Hochebene von Damaskus. Paläſtina iſt ſchon von Natur ein Land der Höhlen wie wenig andre Länder der Erde, und ſeit alter Zeit hat der hier wohnende Menſch die Zahl dieſer Grotten noch vermehrt oder ihren natürlichen Umfang erweitert, weil er gern, wie die Taube, in den Felslöchern und Steinkluften wohnte. In dieſen iſt im Sommer gegen die Hitze ſo wie im Winter gegen die kalten Winde und Regen Schutz zu finden. An vielen Orten ſieht man noch jetzt die Häuſer ſo an den Fels gebaut, daß die Höhlen deſſelben theils zu Kammern, theils zu Viehſtällen dienen können. Obgleich das Erdbeben zu den öfter wiederkehrenden Schreckniſſen des Landes gehört, bemerkt man dennoch die Spuren ſeines Vorüberzuges nicht ſo wie in Kleinaſien an den Gebirgen, weil die Gewölbe des Kalkſteines ſeinen Stößen beſſeren Widerſtand leiſten denn der Sandſtein. Während das große Erdbeben vom erſten Januar in und um Nazareth ſo viele Menſchengebäude niederſtürzte, blieben jene Grotten, welche, wie wir ſpäter erwähnen wollen, der Andacht gewidmet ſind, mit allem dem was ſie umfaſſen, unberührt.

Das Kalkgebirge, vor allem das mergliche, zeichnet ſich allenthalben, wo der Segen des Waſſers es benetzt und der Strahl der höher ſtehenden Sonne es belebt, durch eine ganz beſondre Mannichfaltigkeit der Pflanzenformen ſo wie durch ein kraftiges Gedeihen derſelben aus; das Baſaltgebirge iſt eine Mutter der Quellen. Welcher Boden konnte von Natur fruchtbarer und zum Anbau gunſtiger ſeyn als der von Palaſtina, wenn der Menſch nicht ſelber mit der Wiege der Fruchtbarkeit den Säugling vernichtet, wenn er nicht mit der vormaligen grunenden Bedeckung der Höhen und Bergabhange den Kreislauf des Suſswaſſers, das als Dampf und Gewölk vom Meere hinaufſteigt nach der kahlen Höhe und von da als Quell und Bach wieder hinunterſtromt zur Tiefe, zerſtort hatte. Denn das Gewachsreich gleichet in der Geſchichte jenes Kreislaufes den Haargefaßen, welche im lebenden Leibe den Uebergang des Blutes aus den Enden der Schlagadern in die Anfange der Blutadern vermitteln und auf dieſe Weiſe es möglich machen daß der Puls nicht ſtille ſtehe. So ſehr aber auch das eigne Volk des Landes, aus Neid gegen den fremden Eroberer und Herrſcher [1], und ſo ſehr die Feinde deſſelben, deren Zorn ſo oft dieſe Statte der alten Segnungen traf, gegen den innren Wohlſtand deſſelben gewuthet haben, iſt es mir dennoch unbegreiflich, daß nicht bloß Spotter und geflissne Feinde des Landes der großen Verheißungen, wie Voltaire, ſondern ſelbſt manche frühere Reiſende, Palaſtina als eine naturliche Einöde, als einen Boden der weder vormals noch jetzt zum einträglichen Anbau taugte in böſes Gerücht bringen konnten. Wer die unverwüſt-

[1] Plin. hist. nat. XII, 54

liche Fulle des Pflanzenreichthumes am Carmel und am Saum der Wüſte, wer die grunenden Gefilde von Esdrälon und in der Jordansaue, die Laubwaldungen am Thabor, wer die Ufer des Tiberias- und des Meromſees geſehen, denen nichts fehlt als die anbauende Menſchenhand, welche dem uppigen Boden ihre Saamenkorner und Pflanzungen anvertraut, der mag doch ſagen welches andre, von tauſendjährigen Kriegen entvölkerte Land unſrer Halbkugel er gunſtiger zum Wiederanbau gefunden. Freilich war es auch hier, ja hier vor allem der Segen von oben, der die Fulle des Gedeihens gab, aber der Kanal durch den der Strom des Segens ſich ergoß iſt noch jetzt weit geöffnet wie vormals.

Die eigentliche, nahere Betrachtung der Flora von Palaſtina, ſo weit ihm dieſelbe möglich ſeyn wird, verſpart ſich der Beſchreiber dieſer Reiſe an einen andern Ort; hier führt er ſeinen Leſer nur, wie die Richtung des Weges es eben wollte, durch einen einzelnen Gang oder Fußpfad des großen Gartens.

Im Koran der Mohamedaner ſchwört Gott bei der Feige und bei der Olive, das heißt bei Damaskus und bei Jeruſalem. Der Oelbaum war und iſt noch jetzt der Furſt unter den Baumen dieſes Landes, das ſeine natürliche Heimath zu ſeyn ſcheint. Ich habe nirgends ſo alte Oelbäume geſehen als hier; ihre Anpflanzungen konnten und wurden freilich, wenn ſolche fleißige Hande ihrer pflegten, wie die der Provenzalen, ungleich ausgedehnter und einträglicher ſeyn. Das Oel, welches man aus der Frucht gewinnt, iſt vortrefflich. Aber auch der andre Baum, den der Koran neben die Olive ſtellt, wachst in ungemeiner Menge in Palaſtina und ſeine Pflanzungen bedecken, namentlich in der Umgegend von Jaffa, auf den

den Hügeln zwischen Ost und Südsüdost ganz tafelförmige unübersehliche Landstriche. Die Frucht ist von ganz besonders lieblichem Geschmack und aromatischer Süßigkeit, dabei aber meist kleiner als die der Umgegend von Smyrna *). Dagegen wird der Weinstock von Palästina, der freilich nur noch einzelnen Landstrichen desselben angehört, nicht nur an der feurigen Kraft seines Fruchtsaftes, sondern auch, wenigstens im südlicheren Gebirge des Landes an Größe und Menge der Trauben von keinem andern Weinstock der Erde übertroffen. Ich habe am Libanon Wein getrunken, dem mir kein andrer an Kraft und Wohlgeschmack gleich zu kommen schien, welchen ich jemals sonst gekostet. Da die Mohamedaner nur unter der Hand den Wein trinken (obwohl sie, wie früher erwähnt, diesem verbotenen Genuß allmählich mehr Geschmack abgewinnen) benutzen sie die Fülle der Trauben, die ihnen das Land giebt, außer zur unmittelbaren Nahrung und zum Verkauf an Christen und Juden, welche ihn keltern, nur zur Bereitung von Rosinen und vor allem zu der eines unvergleichlich guten Traubensyrupes, Dibse genannt, der meist nach Aegypten verkauft wird. Wie groß der Ertrag sey, zeigt die Größe der Ausfuhr jenes Syrupes aus einzelnen Orten, denn nach Shaw **) soll allein Hebron jährlich gegen 2000 Centner davon versenden. Um Bethlehem wie um Jerusalem fällt die Reife

*) Der allgemeine Name für Feige scheint zwar Tin, doch sagt man zur Bezeichnung der eigentlichen Feige noch das Wort Beschummi hinzu, denn Tin dschimmays bedeutet die Sykomorus-, Tin schuke die Opuntien-, Tin serafondi die Zizyphusfrüchte.

**) Travels p. 293 bei Raumer a. a. O. S. 99.

der Traube und ihre Lese in den September; nur am Libanon giebt man sich die Mühe den Wein für längere Zeit zu pflegen und zu erhalten; gewöhnlich trinkt man das Gewächs des Jahres von einer Lese zur andern.

Der erste Baum, dessen Blüthe vor der Zeit des Spätregens erwacht und in den tiefen Thälern selbst vor Eintritt der kalten Tage des Februar sich öffnet, ist der Loz oder Mandelbaum; die Gegend von Bethlehem und Hebron fanden wir im März mit blühenden Obstbäumen geschmückt unter denen sich die Aprikose, der Apfel und die Birne zeigen; im April vermählt sich der Purpur der Granatblüthe mit dem Weiß der Myrte und zugleich beginnt dann die Zeit der Rosen des Landes und der buntfarbigen Ladanen (Cistus); der Zakkumbaum (Elaeagnus angustifolius) giebt neben dem Storaxbaum, dessen Blüthe unserm sogenannten deutschen Jasmin (Philadelphus coronarius) ähnlich ist, seinen süßen Duft. Mit der segreichen Kraft des Landes ist zwar zugleich das Zeichen des Sieges, die Palme von ihrem Ort hinweggenommen; die Palmengärten von Jericho sind bis auf wenige Spuren verschwunden. Wie trefflich jedoch der herrliche Baum im niederen Lande gedeihen könne, das zeigte uns die Ansicht von Akre und die Nachbarschaft von Kaipha. Nur als ein Pflegling der Menschenhand stehet in Gärten, wie an Begräbnißstätten und andern freien Plätzen der Ortschaften, die hohe Zypresse da; als selbstständiges Erzeugniß des Bodens erscheinen auf den Hügeln und Hochebenen der Azerolbaum (Crataegus Azarolus) der Wallnuß- und Erdbeerbaum, der Lorbeer- und Lorbeer-Tinus, die Arten der Pistazien und Terebinthen, der immergrünen Eichen so wie die baum- und strauchartigen Sorten des Rhamnus, der Cedernwachholder und einige

Arten der Thymelaen, auf den vormals waldigen Höhen aber mehrere Arten der Pinien und Fichten. Der Sykomorus und der Johannisbrodbaum, die Maulbeeren und Opuntienfeigen wachsen meist nur angepflanzt in der Nähe der Ortschaften; Garten voller Orangen und Zitronen fanden wir am meisten bei Nablus (Sichem).

Die Arten des Getraides geben in vielen Gegenden des Landes, vor allem in der Ebene Jesreel und auf den Hochebenen von Galiläa in großer Menge von selber auf, als verwilderte Nachkommen der vormals hier bestandnen Saatfelder, und bezeugen hierdurch noch jetzt welch herrliches Getraideland einst Palästina gewesen. Außer dem Waizen und der Gerste sahen wir unter diesen Wildlingen auch häufig unsern Roggen. Der jetzige, sehr nachlässig betriebene Ackerbau beschäftigt sich mit der Cultur fast derselben Getraidearten die man in Aegypten baut. Man sieht Felder des Sommer-Moorhirses (durah gaydi), des gemeinen (durah sayfeh) und des Herbstmoorhirses (d. dimiri), welche sämmtlich Varietäten des Holcus Sorghum sind; Waizen (kumh) besonders der Spelt, Gerste (Schay-ir) gedeihen fast überall; in der obern Jordansaue und am Meromsee auch Reis (aruz); an der Jacobsbrücke im Jordan sahen wir schönes, hochwüchsiges Papyrusschilf. Von Hülsenfrüchten baut man den Hommos oder die Kichererbse (Cicer arietinum), die Fuhl oder Aegyptische Bohne (Vicia faba), den Bischrungayga (Phaseolus Mungo) und Gilban (Lathyrus sativus) so wie die Ads oder Linsen und die Bisilleh oder Erbsen. Unter den Gemüsen sind die Früchte der Hibiscusarten beliebt: Bamia Towileh ist Hibiscus esculentus, Bamia beledi und Wayka sind Hib. praecox; hie und da ist auch durch die Franken der Anbau der Kartoffeln

(Kolkas franschi) versucht werden, sehr gemein ist in den Garten der Klöster die Charschuf oder Artischoke so wie der Khus oder Salat; in feuchten Gegenden, wie bei Sichem die Bauch- oder Wassermelone, Khiar oder Gurke u. a.

Häufiger als der Kettan oder Lein wird der Bnni oder Hanf gebaut, in günstigen Lagen auch die Baumwollenpflanze oder Qoton, so wie die Färberröthe oder Fuah.

Wenn ich des eigentlichen Volkes der Pflanzen und Blumen von Palästina, welche uns die schönste Zeit des Jahres hier zu Gesicht brachte auch nur mit wenigen, beschreibenden Zügen gedenken wollte, dann könnte mein Bericht zu einem kleinen Buchlein anwachsen, denn wer nur dem verhältnißmäßig doch nur kurzen Laufe des Jordans vom todten Meere am Tiberias- und Meromsee bis zu den obersten Quellen am Antilibanon folgt, der durchwandert in wenig Tagen klimatische Zonen und mit ihnen zugleich verschiedenartige Hauptformen des Gewächsreiches wie sie in andern Gegenden der Erde zu Hunderte der Meilen auseinander liegen. Ein Pflänzlein das die Pilgrime gewöhnlich am Oelberg sich sammeln ist die kleine Blut-Immortelle (Gnaphalium sanguineum), vom Karmel und Libanon nehmen sie gar die große orientalische Immortelle (Gn. orientale) als Andenken ihres Pilgerzuges mit. Auch nach den Früchten der Palästinensischen Maudragora (Mandragora autumnalis) suchen die Orientalischen Christen so wie die Mohamedaner in der Umgegend von Jerusalem, weil sie diesen Früchten besondre Kraft zuschreiben; sie ist aber gerade hier sehr selten, häufig dagegen südwärts von Hebron dann am Thabor und Karmel. Wer die Pracht der Li-

hingewachte, der Tulpen, der Hyazinthen, Narzissen und Anemonen recht im Großen sehen will, der muß im Frühling einige der Gegenden besuchen, durch welche wir kamen; empfangen doch selbst in diesem Lande die wilden Landarten eine Schönheit und Größe, die sie zum Schmuck unsrer Garten machen würde.

Bei der Thierwelt von Palästina werde ich mich noch kürzer verweilen. Nur selten sieht man noch Heerden von Rindvieh; der Stier der Umgegend von Jerusalem ist unansehnlich und klein; Rindfleisch oder Kalbfleisch gehören zu den Kümmerern Genüssen. Dagegen gedeiht der Esel besser und wird häufiger gesehen in dem oberen Jordansthale, auch am Thabor und in der Nähe von Nazareth, vor allem aber ostwärts vom Jordan, auf dem Wege von der Jacobsbrücke nach Damaskus. Den Wasser oder Büffel sieht man in den Gegenden der Meerenge; er kommt hier an Größe und Stärke dem Aegyptischen gleich. Es scheint das Türkische System der Abgaben gewesen zu sein, das vom Großen zu Großes nahm, oder auch die Raubsucht der herrschenden Fremdlinge des Landes, dem sich das kleine leichter verbergen und entziehen ließ als das Große, was der eifrigeren Zucht der Rinder solchen Eintrag thut, denn man darf wohl sagen darf, wenn noch hundertmal so große Heerden, als war da sind, in den wüsten gebliebenen Auen und Gegenden weideten, sie in den verwilderten Saatfeldern mehr niedertraten wurden, als sie verzehren könnten. Wenigstens erblickt man in den Frühlingsmonaten so, in denen die Saat und Gartenarten noch nicht, weil der Segen des Jahres versammt, von selber zum Heu zusammengedorrt waren. Wenn in unsren Tagen im Monat Januar oder Februar Jerusalem

scherthron bestiege, er würde sich statt der zehn gemaste-
ten Rinder und zwanzig Weiderinder, welche Salomo
täglich, neben den andern Schlachtthieren für seinen Hof-
halt brauchte mit Schafen und Ziegen begnügen müssen.
Denn diese sieht man noch in großer Menge und zahl-
reichen Heerden in allen Gegenden des Landes; ihre
Milch und ihr Fleisch dienen zur täglichen Nahrung, ihre
Wolle und Haar zur Bekleidung der Bewohner. Die ge-
wöhnlichere Art der hiesigen Schafe zeigt noch die Anlage
zum Fettschwanz; das Haar der Syrischen, langgehrigen
Ziegen ist von ziemlicher Feinheit, schien uns aber den-
noch dem der Kleinasiatischen Abart, am Sypilus und
Tmolus nachzustehen. Von Hirscharten sah ich nur eine
Kuh des Dambirsches und zwar in derselben Gegend in
welcher Hasselquist Dambirsche bemerkt hatte, nämlich auf
dem Thabor; auf dem Wege von St. Philipp nach St.
Johann glaubte ich auch auf der Höhe des Berges Thiere
vom Geschlecht der Hirsche zu erblicken, es ist mir jedoch
selber wahrscheinlicher, daß es die hiesige braune Gazelle
(Antilope hinnuleus) war, denn von dem Geschlecht der
Antilopen bemerkten wir mehrere Arten in Palästina.
Eine Kamelzucht die der Erwähnung werth wäre, hat
dieses Land, wenigstens westwärts vom Jordan nicht
mehr, wohl aber begegneten wir im Thal der Thaler:
in der Hochebene zwischen dem Libanon und Antilibanon,
bei Baalbeck ansehnlichen Herden dieser Thiere. Unter
den hieländischen Pferden sahen wir manche die von schöner
Form waren, und von edler Arabischer Abkunft schienen,
seiner einheimischen Pferdezucht kann und wird sich aber
das jetzige Palästina schwerlich rühmen. In seiner Art,
dieß kann man wohl sagen, steht hier der Esel auf einer
höheren Stufe der Veredlung als das Roß; seiner, wie

des Maulthieres und Maulesels bedient man sich auch am öftersten zum Reiten, und bei den hiesigen schlechten Gebirgswegen ist diese Art des Fortbewegens auch die zweckmäßigste und sicherste. Der Eber (khanzir) ist häufig auf dem Thabor und kleinen Hermon, so wie an den wald- und buschreichen Abhängen des Karmel. Aus diesen Aufenthaltsorten kommt er oft herunter in die Ebene von Jesreel. Vom Wower oder **Hyrax syriacus** konnten wir in Palästina und Syrien, nach welchem er doch genannt ist, keine Spuren entdecken. Obgleich unsre Mucker, die uns zuerst von Jerusalem aus todte Meer, dann nach Damaskus, aus dessen Nähe sie gebürtig waren, geleiteten, uns den Asied oder Löwen unter den Gefahr drohenden Thieren des Landes nannten, konnte ich diesen guten Leuten dennoch keinen vollen Glauben schenken, denn sie nannten jede Art der Thiere, nach deren Arabischen Namen ich sie fragte, entweder mit dem allgemeinen Namen Hywan, d. h. Thier, oder höchstens Wabeich d. h. wildes Thier. Dagegen ist aus dem Geschlecht der Katzen der gemeine Pamber oder Nimr in den mittleren Gebirgsgegenden von Palästina zu Hause; aus dem der Hunde in den südlicheren Gegenden der kleine Abut Hbos seyn oder **Canis lamelicus**, und eine größere Art des Fuchses, die wir nicht zu sehen bekamen, scheint mit dem Namen Taleb bezeichnet zu werden. Außer diesen ist der Schakal (Dib) ein Feind der Herden. Von Bären sahen wir nur das verstümmelte Fell als Decke oder Lagerstatte des Reiters am Sattel einiger Maulthiere hangen die uns begegneten. Angeblich waren die Thiere am Antilibanon*) erlegt; die Fragmente des Felles erinnerten aber weniger an die

*) Im Gebirge bei Damaskus

von Ehrenberg beschriebene Art als an unsern gemeinen, braunen Bären. Der hiesige Igel, den wir aus Bethlehem bekamen, ist nicht der langöhrige, Aegyptische, sondern gleicht ganz unsrem gemeinen Europäischen. Der hiesige Erneb oder Hase ist der Arabische; das Stachelschwein wohnt häufig in den Felsenklüften von Palästina; gemein ist hier auch die Blindmaus für die wir keinen andern Namen erfuhren als den allgemeinen für Ratte: „Far."

Unter den größeren Raubvögeln sahen wir am öftersten den gemeinen Cathartes oder Aasgeyer (Cathartes Perenopterus), so wie den Hedy oder Weihen; die hiesige wilde Taube (qimri) ist von unsern Arten nicht wesentlich verschieden, eben so wenig die Arten des Neuntödters, der Krähen, die Mandelkrähe u. A. Ob das große Thier, das die hiesigen Araber Temsah nennen, und das westwärts von Sichem in einem Fluß oder kleinen See vorkommen soll, wirklich ein Krokodil sey, hatten wir nicht Gelegenheit zu untersuchen. Die hielandische Schildkröte, die wir bei Bethlehem und Nazareth fanden, ist die bekannte Griechische (Testudo graeca) die schon bei Rom lebt; vom Chamäleon sprach ich schon. Schlangen sind sehr selten, und nach dem Bericht andrer Reisenden gehören sie nur zu den ungiftigen. Ueber die Süßwasserschnecken von Palästina wird mein lieber Reisegefährte und Freund: Dr. Roth öffentliche Mittheilungen machen; bei Beiruth sahen wir die Janthina fragilis, die den gemeinen Purpur lieferte. Unter den hiesigen Insekten ist die Biene (Nahl) die ruhmwürdigste Fürstin, ein Namensverzeichniß der zahlreichen Käfer u. a. die wir in Palästina erbeuteten, möchte wenig Interesse haben.

Von den Ramus oder Mosquites hatten wir in dieser Jahreszeit noch nicht zu leiden. —

Nur so viel einstweilen, von der Naturgeschichte des bedeutungsvollen Bodens. Läge das Element, welches die Beachtung des Weises auf irgend ein Land der Erde hinlenket, nur in der Größe oder Naturbeschaffenheit desselben, dann würde Palästina mit all seinen andren, auch noch so interessanten Eigenthümlichkeiten unter der Menge der andren Länder wie die kleine Lilie des Thales (Convallaria majalis) erscheinen, die im Gebüsch und Schatten des hohen Eichenwaldes sich verbirgt. Aber auch das Auge, das mit seinem Blicke die unermeßbar großen Reiche der Sichtbarkeit umfasset, ist ein kleines unter den andren Gliedern des Leibes; der Menschenleib selber, in dem die ewige Weisheit Schätze von ganz anderer, unvergänglicherer Art verborgen hat, denn die des edlen Erzes sind, erscheint nur als eine vorüberziehende Wolke von Staub gegen die Hochgebirge, in denen „das Silber seine Gänge und das Gold seinen Ort hat." Nicht das Heer der Sterne, so unermeßbar dasselbe für die Sinnen seyn möge, ist das Unendliche, das ewig Eine, sondern der Geist, welcher das sichtbare Weten umfasset und bedenkt; nicht das tägliche Wunder der Erhaltung und des Bestehens, sondern das ewige Wunder des Schaffens und Wiedergebärens aus dem Geiste ist das Anfängliche und Höhere. Und dieses Höhere und Höchste hatte einst in dem kleinen Palästina den Thron seiner Herrschergewalt auf eine offenbarlichere, näher erfaßbare Weise aufgeschlagen, denn in allen Reichen der Erde, ja in allen Reichen der Sichtbarkeit, von einem Stern zum andren; hier hat den heiligen Geist im Menschen, dessen wahres Heim noch ein andres ist als das der Sternen

welten, ein Licht umleuchtet, heller denn die Sonne, ja denn aller Sonnenheere Glanz.

Die liebliche Zeit des Pilgerlaufes in Jerusalem gieng nun zu Ende; die Stunden des Abschiedes waren gekommen. Das Pilgerhaus des Lateinischen Klosters war uns ein Salem, eine Statte des Friedens, des innren wie des äußren Menschen gewesen; noch einmal besuchten wir die Kirche des heiligen Grabes und die guten Väter des Griechischen Klosters, die uns so reiche, uneigennützige Beweise ihrer Freundlichkeit und Liebe gaben; sahen die deutschen Landsleute unter den hiesigen Israëliten, Bergmann, Hirsch und Schwarz, und wandelten noch einmal über dem Kidron hinüber nach dem Abhange des Oelberges. Die letzten Stunden des Abends brachte ich auf dem oft erwähnten Hügel, innerhalb des Stephansthores zu. Der Mond leuchtete hoch über dem Gebirge des Ostens und ließ die Stadt wie unter dem weißen Schleier einer einsamen Wittwe sehen. Doch nicht immer wirst du eine Einsame und Trauernde seyn, du hohe Stadt Jerusalem; auch aus deinem Abend wird wieder der Morgen werden, wenn der Tag der Erfüllungen kommt, der zwar verzeucht, aber nicht ausbleibet.

Reise nach Sichem und Nazareth.

Wir hatten uns, Sonnabends den 15ten April noch lange bei den treuen Vätern des Lateinischen Klosters verweilt; vor allem bei dem trefflichen Padre Secretario Fr. Perpetuo a Solerio dessen Freundlichkeit und Güte gegen uns sich der dankbaren Erinnerung tief eingeprägt hat; es war halb neun Uhr geworden, als wir unsre Thiere bestiegen und die Weiterreise antraten. Unsre Reisegesellschaft hatte sich um einen guten, bisherigen Begleiter ver-

wundert; Herr Krehn war noch zurückgeblieben, auch Herr Mühlenhof besorgte Geschäfte in der Stadt, die ihn um einige Stunden verspäteten.

Jenseit des Thores von Damaskus, auf der Höhe, im Norden der Stadt fanden wir noch einmal still und betrachteten die liebe Stadt. Ja, „wünschet Jerusalem Glück, es müsse wohlgehen Denen die dich lieben.“*) Denn siehe Denen die nach deinem Heile fragen und trachten nach deinem Frieden ist Israels Gott ihres Herzens Trost und ihr Theil; sie werden kommen gen Zion mit Jauchzen; ewige Freude wird dann über ihrem Haupte seyn; Freude und Wonne werden sie ergreifen und Schmerz und Seufzen wird wegmüssen**).

Der Weg war anfangs der schon früher von uns betretene, an den Gräbern der Könige vorüber, dann die Anhöhe hinauf und gegen Schafat hin, das der Weg zur Linken lasset. Wir hatten bis hieher und bis an die Hügelzwillinge, von denen ich früher sprach***), auf unsren langsamen Maulthieren anderthalb Stunden gebraucht. Die Aussicht, vor allen gegen Westen und Nordwesten hin, über die nach vielfachen Richtungen verlaufenden Flachthäler und ihre Nachbarhöhen ward hier entzückend schön; am nächsten und mächtigsten fiel die Moschee auf jenem erhabenen Gebirge zu unsrer Linken ins Auge, das die Kunde der jetzigen Bewohner des Landes für die

*) Psalm 122.

**) Jesaj. XV. V. 10. 51. V. 11.

***) Band II. S. 381. Bei einem früheren Leser in Schubius Werk, fiel mir auf S. 136 in der Beschreibung des nahe bei Jerusalem gelegenen Begräbnißortes der Makkabäer Hasmonäer auch wieder dieser Hügel mit seinen Bauwerken ein.

Stätte von Ramathaim Zophim, des Geburtsortes und des Grabes Samuels des Propheten hält. Ein Ort, am Fuße des Berges, ward uns von einem alten Hirten Henina genannt. Obwohl unsre Seele tief in ihrem Innersten, bei dem Genuß dieser Stunden Etwas von den Kraften jener Verheißung empfand: ihr sollt mit Freuden ausziehen und im Frieden geleitet werden, ergriff mich dennoch, bei dem Anblick dieser Gegend und aller ihrer oft zerstörten und in kümmerlicher Zeit wieder aufgebauten Ortschaften, auf den Höhen und in den Ebenen, ein eigenthümliches Leid. Ich war hier unter Bekannten und dennoch Unbekannten. Wenn ich mich, bei der Betrachtung des vor mir aufgeschlagen da liegenden Buches der Denksteine großer Geschichten selber fragte: verstehest du auch was du siehest; da mußte ich mir traurig antworten: wie kann ich, so mich nicht jemand anleitet? Wie sehr hatte ich die Abwesenheit des trefflichen, landeskundigen Nicolaison zu beklagen, der mir gewiß in und um Jerusalem ein freundlicher Führer geworden wäre. Unsre Mucker waren zwar zum Theil diese Straße schon öfter gezogen, aber, sie selber Fremdlinge im Lande, konnten uns nur die Stationen mit Sicherheit nennen, an denen sie gewöhnlich Halt zu machen pflegten. Darum waren wir, namentlich für den heutigen Tag, mit dem Einholen von Erkundigungen nur an die Hirten oder andre uns begegnende Araber gewiesen.

Nach 2¼ Stunden kamen wir in dem Thale, durch das unser Weg führte und welches nur von mäßig hohen Felsenwänden begränzt ist, an zahlreichen Ruinen vorüber, zur Linken des Weges zeigten sich vier Bogen, zur Rechten Mauern und viele in den Felsen gehauene Stufen. Weiterhin traten wir, in mehr nördlicher Richtung in

ein andres, von höheren Felsen umgürtetes Thal ein, auf dessen grünendem, von etwas Wasser getränktem Grunde Hirten ihre Herden weideten. Auch in diesem Thale sahen wir einige (unbedeutende) Ruinen aus alter Zeit. Es war schon Mittag vorüber, da wir den reichlich fließenden, schön ummauerten Brunnen, am Fuße des Hügels auf welchem Bir, das alte Beeroth liegt, erreichten; wir hatten, von Jerusalem hieher, 3¼ Stunden Zeit gebraucht. Da der Name Bir keine andre Bedeutung hat als Brunnen, kann man aus diesem allein nicht mit Sicherheit urtheilen, ob da die Stätte des alten Michmas oder die von Beeroth war *). Es ist hier eine Gegend der Heldenthaten und der Kämpfe in der wunderbaren Kraft Jehovahs; Gibeon das auf einer der benachbarten Höhen lag war überdieß auf einige Zeit die geheiligte Ruhestatte der Bundeslade, es war der Ort, da Salomon der König, den Herrn nicht um langes Leben, noch um Reichthum, sondern um ein gehorsames Herz, um Weisheit bat **). Die christliche Sage knüpft jedoch an die Stätte dieses Bir noch eine andre Erinnerung. Hier soll der Ort des ersten Nachtlagers gewesen seyn, an welchem die Eltern Jesu den zwölfjährigen Knaben vergeblich unter den Gefreundeten und Bekannten suchten ***). Denn noch jetzt pflegen die Pilgrime, wenn sie nach der österlichen Zeit aus Jerusalem zur Heimath zurückkehren, aus alter Gewohnheit, welche kein frühes Aufbrechen aus der Stadt erlaubt, die erste Tagreise nur bis Bir auszudehnen, wo die ansehnlichen, weitläufigen Gemäuer eines vormaligen Klostergebäudes Wäter

*) v. Raumer Palästina. S. 210.

) 1. Kön. 3, V. 4—11. *) Luc. 2. V. 44

ter zu einem Chan oder Lagerort der Karawanen benutzt wurden. Die Andacht der Christen hatte sich aber auch hier noch eine andre Stätte des höheren, geistigen Ausruhens geschaffen, in einer Kirche, deren ansehnliche Ruinen noch jetzt die Beachtung des Reisenden anziehen. Die Spitzbögen und Giebel erinnern an jene Zeit der christlichen Baukunst, welche die vorgothische oder byzantinische genannt wird; vielleicht, um für dieses Land es näher zu bezeichnen, an die Zeiten der Kreuzzüge. Doch sollte, der bestehenden Sage nach, schon die Kaiserin Helena an dieser Stätte eine Christenkirche begründet haben.

Man hatte uns gesagt, daß wir auf diesem gewöhnlichen Heerwege der Reisenden an jedem Orte Lebensmittel in Fülle finden würden. Die grünenden Hügel und Auen in der Nachbarschaft, mit den Herden des Viehes schienen eben dasselbe zu versprechen. Da wir aber jetzt von den Arabischen Bewohnern des Ortes Brod und Milch begehrten, sagten uns diese daß sie nichts verkaufen dürften, brachten aber dennoch nach einer Zwischenzeit, in welcher bei uns der Hunger das Wort führte, beides herbei, wofür sie, nachdem wir es kaum genossen hatten, ein Gegengeschenk einfoderten, welches in reichlichem Maße dem Werth des Empfangenen gleich kam. Wir gaben dies gern und hätten es auch ohne die Einfoderung gethan; es war hier ein gemeinsamer Durchgangspunkt solcher Schaaren, denen das Geben nicht seliger ist denn das Nehmen, sondern welche umgekehrt lieber nehmen als geben.

Wir blieben und ruheten hinter dem Schatten der alten Gemäuer in Bir bis 2½ Uhr nach Mittag. Herr Mühlenhof, den wir hier erwarten wollten, war nicht

gekommen, wir wußten daß er uns wenigstens im Nachtlager einholen würde. Jenseits Bir, im Norden von diesem, liegen, in geringer Entfernung vom Orte, abermals Ruinen, zur Rechten des Weges. Unsre Mukker konnten uns keinen Namen derselben nennen; daß aber die Gebirge, die wir von der Höhe her in Nordwesten, mit ihren wald- oder buschreichen Rücken sich hinziehen sahen, die Gebirge Ephraims seyen, das brauchte uns kein Führer zu sagen. Noch jetzt tönet über diesen majestätisch schönen Höhen ein Nachhall der Worte des Segens Moses, des Mannes Gottes, die er über Joseph sprach: Sein Land ist gesegnet vom Herrn; mit dem Edlen der Höhe, dem Thau, und mit dem der Tiefe, die unten liegt; und mit dem Edlen des Himmels und mit edlen Schossen der Monde; und mit dem Köstlichsten der Berge des Aufganges und mit dem Edlen der ewigen Hügel und der Erde und was drinnen ist. Die Gnade deß, der in dem Busch wohnte, komme auf das Haupt Joseph, und auf den Scheitel des Nasir unter seinen Brüdern *). Oder die Worte jenes älteren Segens, Jacobs des Erzvaters, welche höher giengen denn die der Voraltern, bis zur Wonne der ewigen Hügel **).

Wir waren, von Bir hinweg, anfangs etwas aufwärts gestiegen; jenseits dem Rücken der Höhe senkte sich der Weg abwärts. Wir hatten zur Linken neben uns ein Thal an dessen gegenüber stehendem Abhange in der Mitte der grünenden Pflanzungen von Feigen, Oliven und andern fruchttragenden Bäumen, das ansehnlich aussehende Dorf Jabrut liegt. Nahe bei diesem öffnet sich, gegen Südwesten, ein Felsenthal, an dessen gähen Wänden eine

*) 5. Mos. 33. V. 13 – 16. **) 1. Mos. 49. V. 26.

Menge der Grabeshöhlen gesehen wird, welche bezeugen daß hier einst die Statte eines ansehnlichen Wohnortes in der selbstständigen Herrscherzeit des Landes gewesen. Auf der nordwestlichen Höhe, über und neben Jabrut liegt Ensimei (so benannten es unsre Führer) dessen alte Gemauer sehr kräftig ins Auge fallen.

Unsre Mucker, welche überhaupt keine Freunde von großen Tagreisen waren, bezeugten Lust in Jabrut zu übernachten; da wir aber am anderen Tag recht zeitig nach Sichem zu kommen wünschten, widersetzten wir uns dieser Absicht und drangen auf weitre Fortsetzung der Reise. Indem uns Jabrut etwa in der Entfernung von 20 Minuten Weges westwärts (zur Linken) blieb zogen wir jetzt in nördlicher dann etwas nordwestlicher Richtung, auf sehr steiniger Straße an dem Bergabhang hinunter, der ein fast unübersehlich großer Garten von Feigenbäumen ist. Die Pflanzungen schienen, nach der Größe der Bäume zu urtheilen, noch ziemlich jung, sie verriethen eine sorgfältigere Anlage und Pflege als die Gärten der Fellahs oder auch der Stadtbewohner in der Umgegend von Jerusalem. Diese Tausende der Feigenbäume, an denen schon ziemlich augenfällige Früchte stunden, müssen in guten Jahren einen Ertrag geben, dessen Fülle eine ganze Provinz unsers Vaterlandes mit den Schüsseln des Nachtisches versorgen könnte. Das tiefe, fruchtbare Thal in das wir jetzt eintraten, zieht sich wieder in nördlicher und selbst etwas nordöstlicher Richtung fort. An seinen Felsenwänden zeigt sich der Dolomitkalk, den wir überhaupt auf der heutigen Tagreise öfters sahen. Jenseit der Feigenbaumpflanzungen tritt die freie, von der Menschenhand unberührte Natur wieder in ihre Rechte; neben den Rosen, deren Erstlinge sich eben aufschlos-

sen

ren *), blühte der wohlriechende Jelängerjelieber und mehrere Arten der ſtrauch- und krautartigen Malven **). Gegen fünf Uhr, 2½ Stunden von Bir aus fanden wir in der Tiefe des engen Felſenthales alte Gemäuer unter denen ſich die von einer Art von Teich oder Ciſterne am meiſten auszeichneten. Nahe dabei entſpringt ein Quell unter dem Vorſprung des Felſendaches. Der Kalkſtein dieſer Gegend iſt ſehr poröß und zerklüftet. Oſtwärts zieht ſich ein andres, noch engeres Felſenthal nach dem Gebirge hinan.

Es war wieder ein feſtlich ſchöner Vorabend des Sabbathes, wie uns dieſes Land ſchon mehrere gegeben hatte. Hier in der Nähe war einſt die Stätte von Bethel, dem Hauße Gottes, da dem Jacob die Verheißung ward deren Segnungen über alle Geſchlechter der Erde ſich ergoßen. Dort war es, wo der Troſt Israëls und ſein Hort dem einſamen Wandrer im Geſichte der Nacht begegnete und zu ihm ſprach: ſiehe Ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinzeuchſt, und will dich wieder herbringen in dieß Land. Denn ich will dich nicht laſſen bis daß ich thue was ich dir geredet habe ***).

Nachdem wir noch eine halbe Stunde lang durch das ſchöne Thal, das ſich hier mehr erweitert, gezogen waren, wendeten wir uns wieder zur Linken (etwas weſtlich) und ſtiegen faſt drei Viertelſtunden lang den Bergabhang hinan gegen Südoſt, das wir zu unſrem Ruhe-

*) Unter ihnen eine mit der immergrünenden Reſe (R. sempervirens) nahe verwandte, wo nicht identiſche Art.

**) Neben vielen andern Arten der kleineren Gewächſe die Bartsia trixago.

***) 1. Moſ. 28, V. 14. 15.

ort für die nächste Nacht erwählt hatten. Wir erreichten die Nähe des Dorfes kurz vor Sonnenuntergang. Der Ort ist von Türken und Arabern bewohnt; man bot uns, da wir kein Zelt hatten, freundlich den Vorplatz vor der Moschee zur Stätte des Nachtlagers an, wir zogen es jedoch vor, außen im Freien, auf einem von niedern Mauern umschlossenen, reichlich grünendem Platze zu schlafen und schlugen hier unser Pilgerlager auf *). In der That ein herrlicheres Schlafgemach als dieses konnte nirgends gefunden werden. Die Abendsonne warf ihre Strahlen auf das jenseit dem Thale in Ost und Nordost gelegne Gebirge, das in rundliche Kuppen ausläuft, und von grünenden Schluchten und Flachthälern durchzogen wird. In einer sattelförmigen Eintiefung der Höhen, fast in Nordost von Sindschil zeigte sich Silun: das Silo der heiligen Schrift, dessen Name eine Friedselige bedeutet. An diesem Ort eines seligen Friedens hatte lange Zeit hindurch, von Josua bis auf Samuel die Stiftshütte ihren geheiligten Wohnsitz, denn hier versammelte sich unter dem Manne, den der Herr an Moses Statt zum Retter und Führer des Volkes erwählt hatte, die ganze Gemeine der Kinder Israel und richteten daselbst die Stiftshütte auf, und das Land war ihnen unterworfen **). Und wem sollte nicht vor allem, bei dem Anblick von Silo die liebliche Geschichte von Samuel dem Knaben einfallen ***); die Geschichte jener Hanna die dort bei dem Heiligthume des Herrn mit tiefbetrübtem

*) Die Höhe dieses Lagerplatzes über dem Meere ist nach unsern barometrischen Messungen der Höhe des Oelberges nahe gleich, sie beträgt 2520 P. F. über dem Meere.

) Jos. 18. V. 1. *) 1. Sam. Cap. 1, 2 u. 3.

Herzen weinte und betete, und welcher der Gott Israels gab ihre Bitte, die sie von ihm gebeten hatte, nämlich einen Sohn der dem Herrn verlobt war von Mutterleibe an. Dahin nach Silo brachte Hanna das Kind, sobald es entwehnet war, damit es vor dem Herrn und in seinem Dienste bleiben möge sein Leben lang, und jedes Jahr wenn die Mutter Hanna hinaufzog mit ihrem Manne Elkana von Ramathaim Zophim nach Silo, um daselbst ihr Opfer zu opfern, brachte sie dem Knaben ein kleines Oberkleid mit und sahe mit freudigem Herzen wie der Knabe gieng und zunahm zu und war angenehm bei Gott und bei den Menschen. Denn Er, der allein heilig ist, hatte auch darinnen das Gebet der tief Betrübten und hoch Betreueten angesehen, daß Er die Füße des Ihm Geheiligten behütete, daß er nicht verführt ward zu den Sünden der Söhne Eli; Er hatte ihn ausgesondert und gewiesen bei seinem Namen damit er ein Seher würde des Verborgenen und Künftigen, ein Mund durch welchen der Herr sprach zu seinem Volk.

Mitten in dem Lande, das mir in meiner Kindheit als ein unerreichbar fernes, fast wie jenseit des Grabes, im Himmel gelegenes Land der Wunder erschienen war, wandelte mich an diesem Abend abermals ein Gefühl auch des leiblichen Daheimseins an. Ich weiß nicht mit welcher Gegend meines lieben Waldenthales diese da, bei Silo, Aehnlichkeit haben mag; mir war es aber als hätte ich ihr Vorbild schon in den frühesten Tagen meines Lebens gesehen. Freilich gab es bei uns zu Hause, man mochte nun in Waldenburg oder in Glauchau, oder in Lößnitz bei Hartenstein sein, ordentliche Betten, darinnen ein Mensch Raum hat, und diese Betten stunden unter einem Obdache, das weder der Thau des Himmels noch

der kühle Nachtwind anrührte, hier aber gab es nur eine schmale Matratze, die für zwei Personen, sie mochten sich vorwärts oder rückwärts legen, doch nur halbgenügenden Raum hatte und der Thau der Nacht fiel ungehemmt auf das Gras worauf die Matratze lag, so wie auf das Gesicht der Schlafenden. Auch hatte die nächste Umgegend unsers heutigen Lagers in ihren Mienen viel Fremdartiges; denn weder in dem guten Waldenburg noch auch in der Altstadt der Töpfer, die zu seinen Füßen liegt, giebt es solche platte Dächer, wie in Sudschul, oder in dem Dorfe unten im Thale das wir ganz nahe vor Augen hatten, auch sieht man dort keine Moscheen noch Minarets, sondern Gott Lob! christliche Kirchen und Thürme. Dennoch dachte ich hier, in der Nähe von Silo und Bethel, so lebendig als wäre ich in dir, deiner, du kleines Vaterland in der Nähe des Muldenthales, und mein Herz sprach über euch, ihr Bewohner des Fürstenschlosses in Waldenburg einen Segensgruß aus, den ich auch hier nicht verschweigen will. Möge es in deiner Mitte, du gesegnetes Fürstenhaus, in einer Zeit da des Herrn Wort theuer geworden ist *), niemals an Einem fehlen der von ganzem Herzen nach dem Herrn frage und nach jener Wahrheit welche ewig bleibet.

Unten im Thale dämmerte schon der Abend; die Höhen von Silo beleuchtete der Mond. Herr Mühlenhof war jetzt auch wieder zu uns gekommen; eine Schaar der männlichen Bewohner des Dorfes, ihre Pfeifen rauchend, hatte sich zu dem Feuer gesellt, an welchem unser Reis kochte, oder saß ehrerbietig auf den niedern Mauern unsers Lagerplatzes und hörte dem lauten Gespräch der

*) 1 Sam. 3, V. 1.

Andren mit unserm Arabischen Knechte und mit den Muckern zu. Wir schliefen zuletzt mitten unter diesem Gespräch, wie bei dem Murmeln eines Baches ein.

Wer in solcher Zeit des Jahres in diesem Lande unter freiem Himmel schläft, der wird am Morgen doppelt gestärkt erwachen; denn der erfrischende Thau, gewürzt von den Düften der blühenden Gesträuche, benetzt sein Haupt und Angesicht. Ein erfrischender Thau noch von andrer höherer Art war hier auf unser Auge gefallen, da es sich am Sonntagsmorgen, den 16ten April dem anbrechenden Tage wieder aufthat, das war die Erinnerung an die Geschichte des Landes das vor uns lag. „Gewiss ist der Herr an diesem Orte," *) das war der Gedanke mit dem ich da, in der Nähe von Bethel erwachte und durch ein merkwürdiges Zusammentreffen, das uns auf dieser Reise mehrmalen begegnete, war es auch der Spruch der Tageslosung, den wir heute, am 16ten April 1837 aufschlugen. Wo viel Licht, da giebt es, so lange wir im Leibe wallen auch starke Schatten; die unsre Ruhe wurde in etwas durch die Entdeckung eines Diebstahles gestört, der im Vaterlande, wo man Alles so leicht wieder haben kann, von sehr geringer Bedeutung gewesen wäre, hier aber in der Fremde nicht so erschien. Das, was dabei am meisten zu bedauern war, lag nicht in dem kleinen Verluste, sondern in der Richtung die unser Verdacht nahm. Wir argwohnten dass einer der Türkischen Bewohner des Dorfes der Dieb gewesen sey, wie sich aber später mit grösserer Wahrscheinlichkeit ergab hatte uns ein alter Mucker, der, ohne zu den unsrigen zu gehören, der Gesellschaft sich anschloss, bestohlen; von heute

*) 1 Mos. 28. V. 16.

an war er niemals mehr unter unsern unmittelbaren Begleitern; wir trafen noch einmal mit ihm in Nazareth zusammen, sahen ihn aber dann nicht mehr. Der Türkische Nasir, oder Vorstand des Dorfes, der von dem Diebstahl gehört hatte, begleitete uns, eines unsrer Thiere führend, eine Strecke Weges über das Dorf hinaus und lehnte mit Ernst den Verdacht von den Leuten seines Dorfes ab. Ich bekenne es aber mit Beschämung, daß ich dennoch seinen Reden nicht glaubte, denn weil der alte Mucker, wenigstens dem Namen nach ein Christ war, traute ich diesem gegen seine Glaubensgenossen ein Besseres zu als den Mohamedanern.

Wir waren um 6 Uhr des Morgens aufgebrochen. Der Weg lenkt sich zuerst in nordöstlicher Richtung über den steilen, steinigen Abhang wieder hinab in das Thal, aus dem wir am gestrigen Abend heraufgestiegen waren, dann an seiner andren (nördlichen) Seite wieder hinan auf den Höhenzug, der es auf der andern Seite begränzt. Von dem Gipfel dieses Vorgrandes zieht sich der Weg über den steilen, steinigen Abhang hinunter in ein schönes, fruchtbares Thal: in das von Libna, oder Lebona. Nahe zu unsrer Rechten lag ein tiefer gemauerter Brunnen, in ziemlicher Entfernung vom Orte; hier schöpften einige der Bewohnerinnen Wasser, das sie, nach der Sitte des Landes in Schläuchen und Krügen nach Hause schleppten. Wir fragten sie scherzend, warum sie nicht lieber ihre Männer, die ja stärker seyen als sie, diese schwere Geschäft verrichten ließen, die zunächst Befragte antwortete: für unsre Männer wäre es unziemlich, für die Frauen geziemt es sich.

Anderthalb Stunden nach unserm Ausritt aus Sichem (um 7½ Uhr) kamen wir an Lebona vorüber, das

uns links, am Bergabhange, zur Seite liegen blieb. Diese alte, kananitische Königs- und nachmalige Israelitische Levitenstadt Libna erinnert den Pilgrim an das letzte Aufflackern des Hochmuthes Sanheribs, welcher mehr noch als Goliath dem Zeuge Israels und seinem Hort, Hohn gesprochen. Dieses Weissenburg oder Weissenberg des gelobten Landes (denn solche Bedeutung hat der Name Libna) war der Ort, an welchem der Assyrische Herrscher das Gerücht vernahm von Tirhaka's des Mohrenkönigs Auszug gegen ihn, und von wo er, mehr fürchtend die Pfeile des Mohrenkönigs, als die Macht Jehovahs, die Botschaft absendete gegen Hiskia, in deren Worten er nicht dem Könige von Juda, sondern dem König der Könige auf Erden den Krieg ankündete [1].

Nach zwei Stunden Weges von Sindschil kamen wir in meist nordlicher Richtung an einem Orte Namens Sawia oder Sawi vorüber; nach 2¼ Stunden sahen wir zu unserer Rechten eine Ruine. Der Weg zieht sich an einem, nicht sehr hohen Abhange hinan, auf dessen Gipfel blühendes Cistusgesträuch stehet und auf der unfruchtbaren Heide das Poterium spinosum. Etwas vor zehn Uhr (3¾ Stunden nach unserem Aufbruch) gelangten wir von neuem in ein schönes, grünendes, sonntäglich stilles Thal. Dieses Hauptthal, fast von Süd gen Nord verlaufend, ist breiter; nach beiden Seiten hin öffnen sich aber Nebenthäler in dasselbe, deren östliche das Auge weit hinan verfolgen kann ans Gebirge. An der Mündung der Seitenthäler, wie im Hauptthale liegen mehrere Ortschaften. Ein Hirtenmägdlein, festlich geschmückt (denn auch die Mohamedaner feierten, wie ich nachher erwäh-

[1] Jesaj. 37, 8 u. f.

nen will, heute einen hohen Festtag), etwa von zehn Jahren, saß am Wege. Es erinnerte mich durch seine ernst und dennoch freundlich hell blickenden Augen an meine liebe Tochter Selma, wie diese als Kind von solchem Alter gewesen; ich fragte das Mägdlein nach dem Namen der Orte, zur Rechten und zur Linken: sie nannte den mittleren der nahe vor uns im Hauptthale lag Howara, den zur Linken, in Westen, an der Mündung des Nebenthales gelegnen Anabne, den zur Rechten, der auch an einem Seitenthale liegt, Betä. Von hier an zogen wir noch über anderthalb Stunden weit durch das herrliche Thal hin. Wer sollte nicht dort, auf dem Wege durch die blühenden Saatfelder, zwischen deren Getraide purpurne Alceen am hohen Stengel sich neigten, an jenen höchsten Gast und Pilgrim der Erde gedacht haben, der schon als Kind mit seinen, dem Herrn geheiligten Eltern, dann als Jüngling und Mann auf diesem Wege oft gewandelt und durch sein Nahesein ihn gesegnet hat; denn dieses war und ist noch jetzt der gewöhnliche Weg von Nazareth nach Jerusalem. Mehrere Züge von Griechischen Pilgrimen begegneten uns, die zum Osterfeste nach Jerusalem walleten; sie störten die sonntägliche Stille des Thales nicht.

Siehe da lag vor uns der vielgipfliche Grisim oder Garizim über dessen grünenden, nur wenig vom Thale ansteigenden Fuß die Straße nach Sichem, dem jetzigen Nablus, hinüberführt und schon am Mittag (um 12¾ Uhr) hielten wir an dem Brunnen still, an welchem der Herr in dem tief von ihm durchschaueten Herzen des Samaritanischen Weibes den Quell des lebendigen Glaubens öffnete. Einige wenige Häuser (vielleicht nur eines zu welchem die andren als Nebengebäude gehören mögen)

neben ganz nahe, nordwärts vom Brunnen, dessen klares Wasser aus großer Tiefe quillt. Es schöpften an diesem Wasser mehrere Frauen der Nachbarschaft; eine arme Familie brachte dort, am frischen Quell, den Festtag zu. Wir sahen uns nach den Ruinen jener alten Bauwerke um, welche auch hier die Meisterin und älteste Pflegerin der christlichen Baukunde, die Kaiserin Helena begründet hatte. Es hat sich von ihnen fast nur jenes Werk der Mühe erhalten, das den Brunnen in seiner Tiefe erfaßte und ummauerte; von der Kirche sind nur einzelne Steine übrig. Der Brunnen liegt nahe am südöstlichen Eingang in jenes hoch von Bergen umgränzte Thal, auf dessen schmalen Grunde Sichem oder das jetzige Nablus sich gebettet hat, und welches von Ostsüdost nach Westnordwest verläuft. Man tritt, mit jedem Schritte weiter, in einen Garten voll hoher Oel- und Feigenbäume ein, mit dessen gemeineren Stämmen an der Südwestseite der Stadt die edleren Bäume der Südfrüchte abwechseln. Der Berg zu unsrer Linken, dessen Fuß, weil aus ihm die Quellen und Brunnen des Thales kommen, in angenehmerem Maße grünt, als der seines gegenüberstehenden Nachbars, ist der Garizim, auf dessen Höhe sechs Stämme Israels auf Gottes Befehl jene Worte der Segnungen aussprechen mußten, welche dem Gehorsam im Gesetz Jehovahs verheißen waren; da zur Rechten, der etwas steilere, wasserärmere, und darum, jenseits der Oelbaumpflanzungen seines Fußes kahler ins Auge fallende Felsenberg, der die andre Seite des Engthales begränzt, ist der Ebal, auf welchem die übrigen sechs Stämme die Worte des Fluches ausstraben, der dem Ungehorsam gedrohet war [1].

[1] 5 Mos. 11, V. 29; 27, V. 12. 13; Jos. 8, V. 33.

Hier, auf einer dieser steilen Felsenwände des Garizim stund Jotham, der Sohn des Helden Gideon, als er den Mördern seiner Brüder das sinnvolle Gleichniß von den Bäumen erzählte, die sich den Dornbusch zu ihrem König erwählt hatten *). Wir ruheten einige Augenblicke am Gemäuer des Brunnen und kosteten von seinem erquicklichen Wasser, das uns eine der Frauen aus ihrem Kruge reichte, dann machten wir uns neu gestärkt zum Weiterzuge auf.

Ich schlug den einsamen Fußweg unter dem Schatten der Bäume auf der linken Seite des Thales, naher dem Garizim ein. Vor mir erhuben sich, in ihrer schlanken Gestalt, die hohen weißen Minares der Stadt, aus dem Walde der Oelbaume, zur Rechten blendete das Auge der Widerschein der Mittagssonne von den Felsenhoben des Ebal, zur Linken zog ein augenfälliges Gebaude, in der Form der Turkischen Grabmäler meine Aufmerksamkeit an. Es stehet an einer Schlucht des Garizim, in einem ummauerten Vorhof und ist von hohen Baumen umgeben. Ich konnte leicht errathen daß dieses Josephs, des Erzvaters Grabmahl sey, dessen Gebeine die Heere Israëls mit sich aus Aegypten brachten, und, dem Eide getreu, den ihre Vater dem Nasir unter seinen Brudern geschworen hatten, hier, auf dem Stuck Feldes begruben, das Jacob, als besondres Erbtheil Joseph und dessen Söhnen hinterließ **). Nach Stephanus Worten ***) sind, außer Josephs Gebeinen auch die seiner andren Bruder mit herübergebracht und beigesezt worden an der Stätte bei Sichem, so daß dieses die Begrabnißstelle

*) Richt. 9, V. 7. **) 1. Mos. 48, V. 22. 50, V. 25. Jos 24, V. 32. ***) Apostelgesch. 7, V. 16.

aller Söhne Jacobs, wie Hebron die der drei Stammvater der zwölf Geschlechter war. Auch die Mohamedaner hegen und bezeugen gegen Josephs Grabmahl eine große Verehrung, und gerade heute konnten wir Zeugen der Feier eines ganz besonders hochgehaltenen Volksfestes seyn, welches, wie in Kairo die Ghasanenn-Moschee, so hier in Nablus das Grabmahl Josephs zu seinem Mittelpunkt hat. Daß es auch hier vor allem ein Fest der Frauen, die an diesem Tage ganz besondre Freiheiten genießen, so wie der Kinder sey, zeigten uns die fröhlichen Schaaren von beiden, welche im Schatten der Bäume bei und vor der Grabmoschee lustwandelten, oder mit Essen und allerlei Spielen sich vergnügten. Die Frauen und größeren Mägdlein waren weiß gekleidet und dicht verschleiert, unter den kleineren Kindern zeigten sich die bunt (meist roth) gekleideten Knablein, die sich munter auf den unter den Bäumen angebrachten Schaukeln ergötzten. Ich hielt diesen lebendigen Garten der weißen Blumen und der kleinen bunten Blumlein, der sich da mitten im feingewurzelten Garten der grünen Bäume bewegte, weil heute Sonntag war, für Kinder und Frauen der etwa in Nablus wohnenden Christen und wollte mich unbefangen ihnen nahern, da belehrte mich ein alter, wie es schien als Wachter dastehender Türke, daß es den Männern nicht erlaubt sey da hinaber zu gehen und erst jetzunel mir wieder ein, welches Fest heute die Bekenner des Islams feierten. Da dasselbe dem Tag unsers Aufenthaltes in Nablus seine eigenthümliche Farbe gab, erwähne ich kurz die Bedeutung des Festes.

Es war heute am 10ten August 1837 der zehnte Tag des ersten Monates, des Moharrem der Mohamedaner, welche zwar die ganzen zehn ersten Tage ihres Jahres

für sehr gesegnete halten, vor allem aber dem zehnten, dem Yom Aschura, die höchsten Kräfte der Segnungen beilegen. An diesem Tage vereinte sich, nach der Sage des Islams, das erste Elternpaar, Adam und Eva, nach der Vertreibung aus dem Paradiese zum gemeinsamen Bund und Tagwerk der Mühen und Schmerzen; an diesem Tage verließ Noah mit den Seinigen die Arche und trat wieder heraus auf die von neuem gesegnete Erde. Wie aber durch solche Erinnerungen der Yom Aschura ein Freudenfest ist, so wird er zugleich durch ein andres Ereigniß, das an ihm sich zutrug, ein Tag der Trauer und des feierlichen Besuches der Gräber, weil am 10ten Tage des Moharrem Hhosseyn der Enkel des Propheten in der Schlacht auf der Ebene Kurbelei erschlagen wurde. Daher ist auch an diesem Tage, den man das hohe neue Jahr der Mohamedaner nennen könnte, die Moschee des Hhosseyn in Kairo, oder an andern Orten die Begräbnißmoschee irgend eines andren dem Volke heiligen Mannes so gedrängt voll; vor allem von Frauen die auf die vergnügte Feier dieses Tages ein ganz besondres Recht haben, ein Recht das an dem Yom Aschura nicht blos ihre Kinder, sondern auch alle Hausgenossen, bis zum geringsten der Taglohner oder Dienstboten mit den Gebieterinnen theilen. Denn im Koran stehet geschrieben, daß Dem, welcher am Tage des Aschura reichlich den Leuten seines Hauses giebt, Gott bescheeren werde für das ganze Jahr eine Fülle des Wohlstandes und des Ueberflusses. Darum sieht man die minder bemittelten Frauen der Mohamedaner schon etliche Tage vor dem Aschura ganze Kübel voll Waizen in Wasser einweichen, den man, wenn er von seiner festen Haut gereinigt ist, kochen läßt und dann mit Honig oder Traubensyrup zum

ſüßen Hhubub-Sterzen (dicken Brei) bereitet, ein Gericht zu welchem die wohlhabenderen Weiber ſtatt des Waizens Reis mit Nüſſen, Mandeln und Roſinen nehmen. Mit dieſem Hochneuenjahrgericht werden dann alle die zum Hauſe geboren, Große wie Kleine, am Yom Aschura nach Möglichkeit vollgeſtopft; denn jemehr heute auf dieſe Weiſe in dem Hauſe eines Glaubigen aufgeht, deſto großer wird der Segen ſeyn, der unter dem freigebigen Obdache einkehrt.

Aber nicht bloß auf die Genoſſen des Hauſes, ſondern viel weiter dehnt ſich bei dieſer Gelegenheit die Pflicht und Luſt des Gebens aus: jenes Viertel vom zehnten Theile des jährlichen Einkommens, das jeder Glaubige geſetzmäßig als Almoſen zu geben hat, wird bei Vielen am Tage des Aschura freiwillig oder nothgedrungen ausgegeben. Denn da die Gaben dieſes Tages nicht bloß für den, der ſie ertheilt, ſondern auch für jenen der ſie empfangt, ganz beſonders heilbringende Kräfte haben, betteln dann die Kinder auch der bemittelten Eltern von Bekannten und Unbekannten das „Zekah el Ashr" oder Hochneujahr-Almoſen, und wenn die Hausfrau eines „Glaubigen" an dieſem Tage von ihrem Eheherrn nach Maßgabe ſeines Vermögens einen ſchönen Schmuck oder Schawl erbettelt, da erhalt ſie ihn leichter denn zu andern Zeiten, nicht bloß deßhalb weil ihr ſelber die Gabe des Aschrs ganz vorzuglich wohl bekommen und geſund ſeyn wird, ſondern weil das Geben heute auch dem Manne beſonders zutraglich und geſund iſt. Und ſo iſt durch die Sitte des Landes dafur geſorgt daß der Yom Aschura wenigſtens für die Frauen, die Kinder, Dienſtboten und für die ſingenden ſo wie mahnſingenden Scharen der Bettler ein rechter Luſt- und Freudetag

ist, wenn auch gerade nicht in demselben Maß für die Männer.

Ich konnte und wollte die Lust der weißen und rothen Gäste dort im Schatten der Bäume nicht stören, ich verspare mir den Besuch von Josephs Grabmahl bis an den Abend und wendete mich einstweilen der Stadt zu.

Das jetzige Sichem, oder wie es dem Kaiser Vespasian zu Ehren genannt wurde, Flavia Neapolis (jetzt Nablus) liegt, allem Anschein nach weiter westwärts im Thale hinangerückt als das alte Israëlitische, das sich näher an der dem Andenken der Erzväter geheiligten Stätte angebaut hatte; es liegt an einer Stelle, an welcher der Thal und der ihm gegenüber stehende Garizim so nahe zusammentreten, daß für die eigentliche, ebenere Sohle des Thales nur gegen 1200 Schritte Raum bleibt. Sie ist von herrlichen Gärten und Baumpflanzungen umgeben, von denen jene, die von der Südseite der Stadt am Fuße des Garizim hinanziehen, meist mit Orangen und Citronen, Granaten und Feigen so wie Aprikosen und andern Fruchtbäumen bepflanzt sind, während sich an der nördlicheren Seite der Stadt, am Abhange des Thal, welcher heftigeren Strahlen der Mittagssonne ausgesetzt ist, vorherrschender Oelbäume finden. Das Thal das zwischen den beiden Bergen wie schon erwähnt in der Richtung von Ostsüdost nach Westnordwest verlauft, ist sehr reich an Quellen, die sich jenseit (westwärts) der Stadt zu einem Bächlein vereinen; besonders strömt vom Fuße des Garizim so viel lebendiges Wasser herunter, daß von ihm ein Graben erfüllt wird, der die Orangengarten wässert. Auch in der Stadt, nahe bei der Hauptstraße findet sich ein schön gemauertes, von einem Dache

überwölbtes Behältniß, in welches sich in reicher Menge das Wasser eines starken Quelles ergießt.

Wir hatten zu unserm Nachtlager das Griechische Convent ausersehen, an dessen Vorstand wir von Jerusalem aus empfohlen waren. Die Stadt ist, der Gestalt des Engthales gemäß, verhältnißmäßig in die Länge gebaut, eine Hauptstraße zieht sich fast von Ost nach West durch sie hindurch, in welcher viele Waarenlager und Kaufmannsladen gesehen werden; die Nebenstraßen, großentheils eng und dunkel, enthalten meist Werkstätten der Handwerker. Der Weg von dem östlichen Thore bis zu dem jenseit der Mitte der Stadt gelegnen Griechischen Kloster dauerte länger als wir vermuthet hatten, denn er war an mehreren Punkten durch die noch immer nicht ganz hinweggeräumten Trümmer versperrt, mit denen das furchtbare Erdbeben vom Anfange des Jahres durch den Einsturz vieler Häuser die Stadt erfüllte. Nahe bei einem der Brunnenbauten redete ein Orientalisch gekleideter Mann uns Deutsch an, und Dialekt wie Aussprache hießen uns in ihm einen Polnisch-Deutschen Juden erkennen. Wir waren erfreut über das Auffinden des Nachbar Landsmannes, von welchem wir uns manche Auskunft versprachen, er ließ sich aber leider später weder in unserer Wohnung, wohin wir ihn bestellt hatten, noch in der Stadt vor uns sehen.

Von dem Griechischen Kloster hatten wir uns freilich eine andre Vorstellung gemacht als die war, welche wir gleich bei unserm Eintritte von ihm bekamen. Wenn uns, bei unsern Vorstellungen auch nicht gerade der erzbischöfliche Pallast von Magnesia, oder die mächtig großen Klostergebäude am Sinai und zu St. Saba, auch nicht die zu Bethlehem und Jerusalem zum Maßstabe dienten,

ſo hatten wir doch eine Behauſung wie die des biſchöflichen Pächters oder des kleinen Griechiſchen Kloſters zu Kaſſabah *) erwartet. Das kleine Gebaude aber, das vom Eingang aus zur Rechten des engen Hofraumes ſtehet, mit ſeiner ſchmutzig ausſehenden Stube erinnerte uns an jene, aus einem einzigen Zimmer beſtehenden Hirten- oder Siechhauſſer, die ſich vor manchen unſrer vaterländiſchen Dörfer zeigen; es war überdieß von Griechiſchen Pilgrimen ganz erfullt; wir wahlten deshalb zu unſrem Aufenthalt den engen Raum, der ſich vor der kleinen Kirche befindet, zu dem man auf einer ſteinernen Treppe hinanſteigt und die Verhallen des Kirchleins ſelber. So klein übrigens der Raum des ſogenannten Kloſtergebaudes iſt, mag er dennoch, auſſer der öſterlichen Zeit vollkommen für ſeine gewöhnlichen Bewohner genugen, denn dieſe beſtehen nur aus zwei Geiſtlichen: einem Meſſe leſenden Prieſter und einem Gehülfen, der zugleich die Stelle des Sakriſtans vertritt.

Unſer Empfehlungsſchreiben von dem Griechiſchen Patriarchat in Jeruſalem, an alle Griechiſche Kloſter von Paläſtina und Syrien gerichtet, war in Arabiſcher Sprache abgefaſt, die der Prieſter zwar zum Verkehr des gemeinen Lebens hinreichend ſprach, aber nicht leſen konnte; man las ihm deshalb den Inhalt des Briefes vor. Neugierig ſammleten ſich um uns, auſſer den Griechiſchen Nachbarn und Bekannten des Hauſſes auch mehrere Pilgrime; ich aber mit etlichen der jungen Freunde machte mich auf um den Nachmittag zum Beſehen des Intereſſanteſten, das etwa Nablus darbeut, zu benutzen.

Wir

*) M. v. den erſten Band S. 335 und 340.

Wir giengen zuerſt zu dem Waſſerbehaltniß, von dem ich vorhin ſprach, in welches eine Rolle des Waſſers, das man vom Fuß des Garizim hieher geleitet hat, ſich ergießt und von da weiter durch mehrere Gegenden der Stadt fließt. Von da ſtiegen wir hinan zu dem Abhange des Garizim, von welchem aus man die Stadt, in ihrer anſehnlichen Längenausdehnung, mit den hohen Minares und dem Gewölb der alten wie neuen Häuſer am beſten überblickt. Hier theilten wir uns, damit die kurze Zeit zu Wahrnehmungen der verſchiednen Art ſo gut als möglich benutzt wurde; Dr. Erdl mit dem Barometer ſtieg in Begleitung des Herrn Franz hinan auf den Garizim um eine beiläufige Meſſung ſeiner Höhe zu begründen; Herr Bernay und ich blieben mit unſrem Griechiſchen Führer in der Nähe des Thales und der Stadt. Jene beiden giengen zwar bis weit über die Weingärten und Oelbaumpflanzungen des Bergabhanges hinauf; ſie genoſſen hier weithin der Ausſicht über die Gebirge Ephraims und Judas, ſahen gegen Weſten das Mittelmeer und ergötzten ſich vermuthlich an dem Anblick des majeſtätiſchen Thal ſo wie der in Norden erhebenden Hebungstypen des Gebirges Gilboa, dennoch aber hatten ſie den eigentlichen Gipfel des Berges nicht erreicht. Die Höhe des Punktes, den ſie beſtiegen hatten wurde nach ihren barometriſchen Meſſungen zu 2398 oder beiläufig 2400 Par. Fuß berechnet, der eigentliche Gipfel mag aber an Höhe dem Oelberg (zu 2500 Fuß) gleichkommen; unſre Herberge im Griechiſchen Kloſter liegt 1751 Fuß über dem Meeresſpiegel.

Während unſre beiden Freunde die Luft des Gebirges athmeten, erquickten wir andren beiden uns auf bequemere Weiſe hier an dem Luſtgarten des Landes. In

den nördlicheren Gärten der Stadt ſtunden die Bäume der Orangen und Citronen eben in voller Blüthe und ſtrömten weithin, von einem friſchen Nordweſtwind durchwehet den balſamiſchen Duft aus; in dem Gebüſch am Wege wie an den Bäumen der Gärten hatte hin und wieder die Granate, in dem purpurnen Gehänge der Blüthe das Gold der Staubfäden entfaltet; an dem alten Gemäuer, das vielleicht noch aus den Zeiten des Römiſchen Herrſcherreiches herſtammt, klommen die Stämme des Epheus empor. Faſt alle Gärten waren heute der Feier des Mohamedaniſchen Hebenneujahrfeſtes beſtimmt; die Beſitzerinnen derſelben, vor Allem aber die Kinder, ſaßen im Schatten der Bäume und genoſſen, mit lauten Aeußerungen der Freude der ſüßen Speiſen und des geſelligen Spieles. Außen vor den Gärten, nahe bei dem nordweſtlichen Ende der Stadt vergnügte ſich ein Theil des ärmeren Volkes bei einem gemauerten Brunnen, dem ſein Waſſer aus einer breiteren Schlucht des Berges zuſtrömt.

So ergießt der hehre Garizim noch immer ſeine leiblichen Segnungen und ihre Freuden, obgleich die Kinder des Landes die Quelle jener geiſtigen Segnungen, deren Schattenbild die leiblichen ſind, ſich und Andren großentheils verſtorft und verderben haben.

Zwiſchen den Gärten hindurch nahmen wir jetzt den Weg zu dem am Weſtende der Stadt gelegenen, angeblichen Grabe des Eleaſar, des Sohnes Aarons. Eine ſpätere Sage des Landes hat die Stätte dieſes hohen prieſterlichen Grabes hieher verlegt, obgleich die älteſte wahrhaftigſte Kunde als den Ort der Beiſetzung Gibea Pinchas bezeichnet *). Da indeß das ſpäter lebende Ge-

*) Joſ. 24, V. 33

schlecht öfters seine Volkssagen an Gegenden des Landes knüpft, welche auf irgend eine andre Weise historisch bedeutend und sehenswerth sind, hatten wir dennoch beschlossen das Denkmal des Nebi oder Propheten zu sehen. Seine Statte wird in einem Turkischen Hause gezeigt, das von einem Garten umgeben ist, in welchem blühende Orangenbäume neben dem Gebüsch der Reben und des Geisblattes ihren Schatten auf zerstreute Marmortrümmer der alten Zeit warfen. Als die Statte des Grabes wurde uns ein Mauerwerk der offenbar neueren Zeit bezeichnet, das in einem gewölbten Gemach des Hauses steht. Ein altes Turkisches Weib, das zur Familie des Hausbesitzers zu gehören schien, hatte von einem Theil jenes Gemaches Besitz genommen; mit einem Schelten, das sich durch ein kleines Geschenk gern besänftigen ließ, öffnete sie uns die Thüre zum Innren.

Während mein junger Freund Bernay zeichnete, wandelte mich die Lust an den alten Thurm an der Mauer des Gartens zu besteigen. Das letzte Erdbeben hatte in seinem Innren solche Verheerungen angerichtet, daß, wie ich später erfuhr, seitdem noch niemand wieder auf seine Höhe hinaufgekommen war. Auch mein Griechischer Begleiter, der mir ein Stück Weges gefolgt war, kehrte da er die Zertrümmerung sahe wieder um; der oberste Theil der Wendeltreppe fand sich eingestürzt; das letzte Ende des Weges, beim Hinaufsteigen auf den Kranz des Thurmes mußte mühsam erklommen werden. Ich konnte aber nun auch dort oben einige Zeit allein bleiben mit meinen Sinnen und Gedanken und mit der Aussicht über das herrliche Thal und seine Bergwände. Wie sonderbar sehen jene vielen, uralten Grabeshöhlen, welche in die Felswände des Thal gehauen sind, den neulich entdeckten

Türkischen Gartenhäusern und Maulbeerbäumen gegenüber! Durch welche Wetterwolken hat sich das Licht, das von oben kam, getrübt und gebrochen, wie es im Laufe der wechselnden Jahrhunderte auf die Wasser von Sichem herabfiel. Hier in der Nähe war Mores Hain, in welchem Abraham, da der Herr ihn hatte gehen heißen aus seinem Lande und von seiner Freundschaft und aus seines Vaters Hause, zuerst als Gast und Pilgrim wohnete; hier war es, wo er dem Namen Jehovahs, dem Herrn der ihm erschienen war, einen Altar errichtete *); hier schlug Jacob, da er aus Mesopotamien zurückkam, sein Lager auf und erkaufte für sich und die Seinen das Feld auf welchem der Altar stund „des starken Gottes Israels" **); hier erneuerte das Volk, das Josua zum letzten Male versammelte, den Bund mit Gott und gelobte dreimal das Festhalten an Jehovah und seinen Dienst: den Gehorsam gegen Gottes Stimme ***). Und dennoch ward dieses Sichem nicht bloß der Ausgangspunkt der politischen, erdbürgerlichen Zerspaltungen der Stämme Israels unter Rehabeam †), sondern der noch tiefer gehenden, geistigen Spaltungen unter dem Priester Manasse ††); der Wohnplatz eines tollen Pöbels, welcher der Weisheit Feind war †††). Auch das Wort vom Heil, da es der Herr selber und dann seine Apostel dem Volk dieses Landes verkundeten, ward zuerst freudig aufgenommen, dann von dem nämlichen Volke (unter Justinians Regierung) blutig verfolgt; hier ist schnell wechselnd, wie die Be-

*) 1. Mos. 12, V. 6 u. f. **) 1. Mos. 33, V. 18 — 20
***) Jos. 24, V. 16, 21, 24. †) 1 Kön 12, V. 1 — 17.
††) Josephi antiquit. XI, 7, 2; VIII, 2, 4. †††) Sir
50, V. 28.

wegung des rinnenden Wassers, bald Jehovah, bald Jupiter, Christus und Mohamed Herrscher der Seelen gewesen. Und jetzt erscheint seit Jahrhunderten der Letztere, der Prophet des Irrthumes im ungestörten Besitz seines geistigen Reiches! — War etwa dort, gegen den Thal hin, wo sich ein dichtes Gebüsch aus der Schlucht hervordrängt jene Eiche (Terebinthe) bei Sichem, unter welcher Jacob die fremden Götter vergrub [illegible] und sind nun die vergrabenen wie der Wurzelausschlag einer längst vermoderten Eiche, aus dem Boden hervorgestiegen auf die Wirtel der Minarés und in die Moscheen? Doch nein, es sind keine fremden Götter, es ist dennoch Abrahams, auch ihres Vaters Gott, der Gott der „grosse Wunder thut," dem diese ohne Seinen eigentlichen Namen zu kennen, Gottesdienst und Verehrung bezeugen. Er aber weiß und kennt ihre Namen, und wie die Ströme von Garizims leiblichen, werden auch die von seinem geistigen Segen einst wieder über das Land und seine Bewohner sich ergießen.

Da ich herunterkam vom Thurme fand ich den Besitzer oder Aufseher des Gartens und des Hauses, der bei unserer Ankunft abwesend gewesen war, wieder zurückgekehrt; der Mann war unwillig, daß ich auf den Thurm gestiegen war, nicht etwa, so schien mir es, aus Theilnahme an meinem Wohlbefinden, das vielleicht dabei hätte gefährdet werden können, sondern aus jenem abergläubischen Mistrauen der Bewohner des Orients gegen uns „Unheilige" Fränken, die überall wo sie in alten Gemäuern oder in Grotten der Gräber kommen die hier verborgenen Schätze an sich ziehen.

[illegible] Mos. B. 4.

An den Trummern der vormaligen Herrlichkeit, die wir im Garten und an einigen benachbarten Orten herumgestreut sahen, ließ sich kaum erkennen zu welchem Ganzen sie vormals gehört hatten; ob diese Saulentrummer einst, da sie noch beisammen waren, die Vorhallen eines Römerpalastes oder eines Tempels getragen hatten. Diese Bausteine, seitdem man sie zuerst gehauen hatte, sind auch gar manchmal von ihrer Statte gerückt und zu andrem Bau zusammengefügt worden; jene Marmorstücken, die vorhin ein Theil des Jupitertempels gewesen, haben spater das Obdach einer Christenkirche getragen. Ich gedachte, da unser Führer auf dem Nachhausewege uns auf die Trummer einer alten, wie es schien ansehnlichen Christenkirche aufmerksam machte, eines solchen geistigen Bausteines der vorhin einem Tempel, der hohen und dennoch geistig menschlichen Weisheit eingefügt gewesen, dann aber, diesem entrissen ein Werkstück wurde, das auf dem Ecksteine ruhend den Tempel der ewigen, geistig göttlichen Weisheit bilden hilft. Ich gedachte an einen meiner Lieblinge in der Geschichte der Kirche Jesu, an Justinus, den Blutzeugen, der in Sichem geboren und in alle Tiefen und Hohen der Weisheit der alten Welt eingefuhrt, nachmals aber, im Jahr 163 nach Christo zu Rom, unter Marcus Antoninus dem Philosophen gemartert und enthauptet ward, weil er jene höchste, einfältige Weisheit, bis zum Tode treu, als Wahrheit bekannte, welche alle Höhen der Menschenweisheit zu Schanden machet. Dieser Sichemite Justinus, hatte bei den Meistern der Stoa, dann bei den Peripatetikern, den Pythagoraern und Platonikern noch immer nicht das gefunden was das Sehnen des Menschengeistes nach einem bleibend Wahren stillt, obwohl die Letzteren ihn, weil sie

zu dem Sehnen eine Hoffnung gesellten, am meisten nach dem Quell, den er suchte, hingeführt hatten. Da wandelt er einst (es war zu Alexandria) nachsinnend über das große Räthsel des Menschenlebens, dessen Geist ein ewiges Fragen ist, am Strand des Meeres, und hier begegnet ihm ein ehrwürdiger Greis von so viel anderem als gewöhnlichem Ansehen, daß sein ganzes Aufmerken auf ihn gezogen wird. Der Jüngling wagt es, den Greis anzureden; er spricht zu ihm von der Seligkeit der einsamen stillen Betrachtung. Der Alte erwiedert daß nicht in der innern Beschauung, sondern in der nach außen gehenden That die Beseligung des Geistes gefunden werde. Darauf redet jener von seinem Sehnen Gott zu finden und zu erkennen und rühmet sich des philosophischen Wissens, als des rechten, nächsten Weges zu diesem Ziele; der Alte aber spricht dagegen von einer Weisheit, welche älter ist denn die des Plato und des Aristoteles, von einem Worte das nicht Menschen, welche nach Ihm forschten, sondern Er selber zum Geist des Menschen gesprochen, und welches saberlich saget, was Er der Herr sey, und was der Mensch durch Ihn und zu Ihm werden solle. Nachdem auf diese Weise der Alte den Jüngling hingewiesen auf die Bücher der Propheten, eines, schon bei dem Geschlecht des damaligen Tages sehr verachteten Volkes, und auf die Lehren und Berichte der Apostel, fügt er hinzu: „vor allem bete, daß Gott selber dir die Thore des Lichtes aufthun möge, denn sie können von Keinem erschauet werden dem es nicht von Gott und seinem Christus gegeben wird." Der Greis entfernte sich und Justinus sahe ihn niemals wieder, aber ein Feuer der Liebe war in ihm entzündet, das ihn hinführte zu den Schriften der Propheten, so wie zu dem

Umgang mit den Freunden Christi, und sein Glaube ward mit Kräften der Ewigkeit gestärkt da er erfuhr und sahe an dem Beispiele der neben ihm wandelnden Bekenner, wie selig es sich in und mit Christo lebt und stirbt. Sey mir gesegnet du Baustein des Tempels, der nie vergeht, Justinus der Blutzeuge. Auch Andre wie du können es von sich mit den Worten jenes alten Liedes sagen: „Ich lief verirrt und war verblendet, ich suchte dich und fand dich nicht; aber wenn dann auch diesen Andren die „Thore desselben Lichtes" aufgethan wurden, das dir sich kund that, wo blieben bei ihnen diese Treue bis zum Tode, dieser Ernst der hindurchdringt zum Leben, welche in dir waren?

Es nahete der Abend, ich und mein Freund Bernaz, nachdem wir auf kurze Zeit bei den Reisegefährten im Kloster zugesprochen und da gesehen hatten, daß der Arabische Knecht zwar Vorräthe für das späte heutige „Mittagsessen" eingekauft aber noch nicht zum Genießen zubereitet hatte, eilten noch einmal hinaus zu Josephs Grabe und zum Brunnen der Samariterin. Schon beim Hinausgehen aus dem östlichen Thore sahen wir die Frauen und Kinder, denen die Sitte des Landes ein zeitiges Nachhausegehen gebietet, auf dem Steige, der am Fuße des Garizim hinführt, zur Stadt ziehen; die Nachbarschaft von Josephs Grabe war jetzt für uns geräumt und zugänglich. Auch diese Ruhestätte der Gebeine jenes Erzvaters, der sich lieber sein Grab in Palästina's unscheinbaren Auen als bei Aegyptens Königstempeln gewählt hatte, ist, wie ich schon vorhin erwähnte, aus wohlmeinender Ehrfurcht von den Mohamedanern überbaut und zu einem Orte der Gottesverehrung erhoben worden. Wie zwischen liebende Arme nimmt der Garizim

die geheiligte Ruheſtätte in eine ſeiner grünenden Schluchten auf; am Saume des Granatengebüſches ſtehet einſam die Königin des Thales, die weiße Lilie *). Sie, die ungeſchmückte Tochter des Landes, iſt ſchöner als Salomos Pracht und Aegyptens Herrlichkeit.

Noch einmal gingen wir am Feldrande hinunter, nach dem Brunnen Jacobs; dem Brunnen der Samariterin. An unſrem Wege zeigte ſich einige Male das vermuthliche, jetzt grün bekleidete Gemäuer des alten Sichems. Denn hier auf Jacobs Acker und in der Nähe von Joſephs Grabe in dem breiteren Thale waren Jacobs Hütten und die Stätte von Joſuas letztem Landtag; da ſind die Felſenhöhen des Garizim von denen das Volk die Verheißungen eines Segens vernahm, welche Berg und Thal, Höhen und Tiefen mit ihren Alles befruchtenden Kräften erfüllen. Andre, höhere Segnungen aber ſprach Der aus, der hier am Brunnen mit der Samaritanerin redete. Ja, gieb uns allwege ſolches Waſſer, damit der Durſt, den das Sehen und Genießen aller Schönheiten und Herrlichkeiten der Erde nicht vergnügen konnte, in Dir und durch Dich geſtillt werde.

Auf dem Heimwege, faſt beim Untergang der Sonne, maßen wir noch die Breite der Thalfläche unmittelbar bei der Stadt, und betrachteten die Oelbaumpflanzungen am Fuße des Thal. Es bleibt demnach dabei, daß, ſchon wegen der Menge ſeiner Quellen und ſeiner Lage gegen die Himmelsgegend, der Abhang des Garizim ungleich fruchtbarer iſt als der des Thal; oben auf der ſchattenloſen Höhe mögen beide ſich gleich ſeyn. Vom Brunnen Jacobs bis zum Thore der Stadt hatten wir, langſam gehend,

*) Wir ſahen ſie noch nicht aufgeblüht.

ohngefähr 20 Minuten Zeit gebraucht. In der Stadt fanden wir Schaaren von Knaben, geführt von ihren Schulmeistern und einigen Derwischen, welche Fahnen trugen, auf denen sich Mohameds und Hhoſſeyns Namenszüge buntgeſtickt zeigten; ſie ſangen da, nach einer wohlklingenden Tonweiſe Lieder, welche dem Feſt entſprachen und empfiengen an den Haußern die Gaben des Aſchura.

Unſre, deshalb bedauernswürdigen Freunde hatten ſchon lange auf uns mit dem abendlich ſpaten Mittageſſen gewartet, welches von Mahomed, nicht dem Propheten, ſondern dem Arabiſchen Knechte ſeit langer als einer Stunde gefertigt war. Wir führten unſre Entſchuldigungen unter den Fahnen Hhoſſeyns und Mohameds, denn wirklich hatte der Geſang der Kinder, den man ja in allen Zungen und Zonen gerne hören mag, unſer Heimkommen ſo ſehr verſpätet. Die Güte der Freunde nahm dieſe Entſchuldigung an und ließ das Wohlwollen, das Alles verſüßt, mit zum halb erkalteten Mahle niederſitzen. Mit dem Aufſuchen des Lagers der Ruhe, nach dem wir heute Alle uns ſehnten, hatte es übrigens keiner ſolchen Eile bedurft und es wäre beſſer und vergnüglicher geweſen wenn wir uns noch beim Schein des Mondes in der Stadt und ihrer Umgegend ergangen hätten. Denn als uns, denen das Lager unter den Vorhallen des Kirchleins als Ehrenplatz zugekommen war, das Schlafen beliebte, da beliebte den Tauſenden der kleinen Inſekten, welche die Geſellſchaft des Menſchen ſuchen, das Wachen, und auch wir waren, gegen unſern Willen genöthigt, den größten Theil der Nacht mit dieſer thieriſchen Geſellſchaft wach zu bleiben.

So ſtehe wir auch, Montags den 17ten April ſchon

munter gewesen waren wurde es dennoch sehr Uhr des Morgens ehe sich alles zum Aufbruch bereit fand. Ich war, mit einigen der Reisegefährten zu Fuß vorausgegangen; der Griechische Führer von gestern hatte uns nebst einem andern Griechen begleitet, um sich, ohne daß man im Kloster es merken sollte, zu der schon erhaltnen Zugabe auf das gestrige Geschenk noch eine Nachzugabe zu erbitten. Da er das Gebetene empfangen hatte stellte er uns seinen Landsmann vor, als einen solchen der im Kloster sehr gut bekannt sey und welcher gestern sehr gern mit ihm zugleich uns wurde begleitet haben, wenn er nicht gerade über Land gewesen wäre. Auch dieser gute Wille mußte denn, wie billig, belohnt werden. Indeß waren unsre Mucker mit der übrigen Reisegesellschaft gekommen und wir zogen, theils reitend, theils zu Fuße gehend im Thale, das in fast nordwestlicher Richtung verläuft, weiter. Hier ist Wasser in solcher Fülle, daß, wenn Menschenhände da waren diese Segnungen zu benutzen und sie in verständiger Art über das Gelände zu leiten, das ganze, umliegende Land gar bald aus einer unnütz grünenden Wildniß der Bäume, Gräser und Sumpfgewächse ein schöner Garten werden mußte. Auch aus den Bergabhängen zur Rechten des Weges, die vom Thal sich fortsetzen, drangen jetzt reichliche Quellen hervor; das Wasser zum Bach geworden, flaucht sich an vielen Stellen des Thales zum Sumpf oder zu kleinen seichten Teichen an. Nach fünf Viertelstunden kamen wir bei Ben Ajaba (unsre Mucker nannten es Betiba) an einer Wasserleitung mit 12 Bögen vorüber, welche noch jetzt Wasser führt. Wir ließen diese zur Linken und wendeten uns dann, in mehr nördlicher Richtung rechts hinan auf das Gebirge über dessen einzelne Höhenabsätze wir fast eine

Stunde lang hinzogen, dann tief hinabstiegen in das Kesselthal von Samaria oder Sebaste. Die vormalige Stadt, so wie das armselige Oertlein Schuti oder Schomrom, das anjetzt ihre Stätte einnimmt, lag auf einem Hügel welcher, namentlich gegen Nordost, Nord und Nordwest sehr steil aus dem Thale aufsteigt, und großentheils mit herrlichem Baumwuchs bekleidet ist. Unten im Thale, vor dem Fuße des Stadthügels kamen wir an einer Wasserleitung vorüber, welche noch jetzt einem Mühlrad sein Aufschlagwasser zuführt; nicht weit von da bemerkt man das Gemäuer eines alten Wasserbehaltnisses oder Teiches. Wir ließen unsre Maulthiere sammt ihren Führern im Schatten der alten Oelbäume, während wir selber unsren Weg hinauf nach dem Hügel und zwar zuerst nach dem, noch jetzt in seinen Trümmern mächtigen Gebäude nahmen, das schon aus der Ferne unsre Aufmerksamkeit angezogen hatte. Es war dieses vormals eine christliche Kirche, welche durch das Material aus dem sie zusammengefügt ist, so wie durch Form und Große als eine der beachtenswerthesten aus der christlichen Herrscherzeit dieses Landes erscheint. Ist sie doch schon an dieser Stelle, und durch ihre Bedeutung, ein höchst merkwürdiges Gebäude. Samaria, seitdem Amri der König von Israël sie begründet *) eine königliche Feste der Stämme Israëls, war dennoch zu seinem höchsten Glanze, zu seiner Würde einer Königin der Städte erst durch Herodes den Großen, dem Augustus sie wieder gab, gelangt. Hier stund jener goldne Palast, hier waren die Tempel von Herodes erbaut, deren Herrlichkeit mit jener der Paläste und Tempel von Rom wetteiferten. Es war ein

*) 1. Kön. 16, V. 23, 24.

Sohn dieses großen Herodes, von Malthace der Samaritanerin: Herodes Antipas, der Vierfürst von Galiläa, welcher den vor seinen Augen geringen, aber „guten Mann" Johannes den Täufer *) zu Machaerus, im Lande jenseit des Jordans hinrichten ließ; er selber jener Herodes der Große, der Mörder der unschuldigen Erstlinge zu Bethlehem, hatte hier in Samaria das Blut der beiden Söhne, seiner aus Argwohn gemordeten Gemahlin Mariamne vergessen **). Und von wem reden nun seit anderthalb Jahrtausenden diese Marmorsäulen und Quader, die vormals das Dach von Herodes goldnem Pallast und seinen abgöttischen Tempeln getragen? Führen sie den Namen des großen Herodes oder seiner beiden hier hingerichteten Söhne? — Von diesen weiß die Kunde des Landes und das seit Jahrhunderten hier lebende Volk kaum mehr die Namen noch weniger die Thaten. Man sagt daß schon die Kaiserin Helena, gesegneten Andenkens, da auf dem Hügel zu Samaria ein Kirchlein dem Namen jenes geringen aber gerechten Mannes errichten ließ, dessen Haupt Herodes der Sohn als Lohn für den teufelhaften Tanz einer fürstlichen Dirne dahingab. Die Johanniterritter haben dann auf den Grund und Boden des alten Kirchleins den ansehnlichen Tempel aus einem noch größeren Trümmergehäufe der Herodianischen Herrlichkeit errichtet, dessen Ruinen noch fortwährend das Vornehmste sind, an welchem die Kunde der Eingebornen wie die Aufmerksamkeit der vorüberziehenden Fremdlinge haftet. Denn von Johannes „dem Propheten" spricht

*) Josephi Antiqu. XVIII. 5. 2.

**) M. s. diese ganze Geschichte kurz aber trefflich dem Josephus nacherzählt in Raumers Pal., 2te Aufl. S. 379 u. f.

der hiesige Araber und Türke mit Verehrung und zeigt in einem, freilich wohl erst in den Zeiten der christlichen Herrscher so mit Gemäuer und getäfeltem Boden ausgestatteten unterirdischen Gemache, den angeblichen Ort, da Johannes, der große Vorgänger, von Herodes Antipas sollte im Gefängniß behalten und enthauptet worden seyn. Es findet auch bei dieser Kunde jene Verwechslung der Seitenzahlen, im Buche der Oertlichkeiten der Geschichte statt, von welcher wir früher (S. 95) sprachen. Eine weisliche Zulassung jener höheren, ewigen Weisheit, die über dem Werke der Ur- wie der Abschriften wachte; damit nicht über dem menschlich eitlem Festhalten an der leblosen Zahl und Gestalt der Seiten der Inhalt derselben übersehen und vergessen würde.

Die Ruinen der alten Kirche, in welche wir über die zerbrochene Ringmauer und dann durch eine Art von Fensteröffnung hineinstiegen, erinnern durch ihre Gestalt an die vaterländischen Christenkirchen des 12ten und 13ten Jahrhunderts. In dem starken Gemäuer bemerkt man allenthalben die eingeflickten Werkstücke, und, die nach Gutdünken behauenen, architektonischen Bestandtheile von früheren Gebäuden, deren Erbauer nicht an eine Ehre dachten die vor Gott, sondern die vor Menschen gilt. Von den Ruinen der Kirche stiegen wir weiter hinan und herum an dem Hügel, namentlich zu jenen noch jetzt im Garten der Feigenbäume aufrecht stehenden Säulen, die auf seinem Gipfel ins Auge fallen. Wir zählten derselben, die am Boden liegenden mitgerechnet, einige zwanzig. Uns schien es als hätten sie zu einem Vorhofe, wer weiß von welchem Gebäude gehört; ihre alte Reihenfolge ist oft unterbrochen, indem bald hier, bald da mehrere zerbrochen und hinweggenommen sind. Höher als die Statte dieser,

eben nicht ausgezeichnet schönen Säulen findet sich eine Plattform, auf der das eigentliche Hauptgebäude mag begründet gewesen seyn. Ansehnlicher, an Zahl und Gestalt, so wie an Ausdehnung ihrer Reihen erscheinen jene Saulen die sich am südlichen Abhange des Hugels zeigen und auch am nordlichen Abhange, tiefer gegen das Thal hin bemerkt man, gleich Schaaren von Müssiggangern, die noch Keiner zu einem nutzlichen Tagwerk dingte, solche dastehende Säulen. Viele aber der schönsten Kapitäler von solchen Säulen und viele der Marmorplatten sind von den jetzigen Herren des Weinberges von Sebomrem: von den Arabern und Turken zum Dienste des taglichen Bedurfnisses benutzt und gedungen, denn sie sind Mauerstucke und Thurschwellen ihrer armseligen Hutten und Ziegenstalle geworden.

Wir stiegen, ohne daß jemand uns hinderlich gewesen ware, allenthalben in den Garten und Feldern zwischen den Ruinen herum und genossen hierbei der erhabenschönen Aussicht uber die grunenden Thaler und Hoben. Die Umgegend von Samaria ist unvergleichbar reicher und fruchtbarer als die von Jerusalem, und wenn der Mensch hier nur im geringsten Maape seine Pflicht gegen die Natur erfullte, dann wurde diese Gegend eine hundertfach grossere Zahl der Bewohner mit den köstlichsten Früchten ihrer Boden ernähren und erquicken. Bei einer der niedren Hutten, die noch zu den reinlichsten des armen Ortes gehörte, setzten wir uns auf ein Marmorstuck das zu einem Troge für das Vieh zugehauen war. An seiner Aussenflache hatte sich ein Theil des kunstreichen halberhabenen Laubwerks erhalten. Es sind keine erhebenden Erinnerungen die sich an den Anblick der Reste des herodianischen Gebäude knupfen; ein Gefühl, wie dasselbe

die Schwüle eines heißen Mittages erregt, beengt die Seele wenn sie an die alte Geschichte dieser Residenz des Ahab und der andren ihm gleichgesinnten Könige Israëls denkt. Aber mitten durch diese Schwüle bricht, wie ein kühlender Sturmwind, die Erinnerung an die Thaten Elisa, des Mannes Gottes herein, welcher mächtiger und fester begründet denn die Säule Baals, dort auf dem Berge, seinem Volk eine Denksäule war des Namens und der Wundermacht Jehovahs. Es ist nun eine Theurung andrer Art über das arme Samaria gekommen als jene war, aus welcher der Herr durch den Mund des Elisa die unerwartet plötzliche Rettung verhieß und Hülfe gewährte *); möchte doch auch an dieser Stätte das Erstorbene, wie jener Leichnam, den die Träger auf die Gebeine Elisas warfen, wieder aufleben und auf seinen Füßen stehen **).

Wir giengen wieder hinunter ins Thal, zu unsrer Reisegesellschaft. Es war heiß geworden und die Oelbäume gewährten nur wenig Schatten. Der Herrscher-vogel des Landes: ein Aasgeier, welcher in träger Ruhe auf den Zweigen einer halberstorbenen Terebinthe saß, zusammen mit dem widrigen Geruche den die Hitze der Mittagsstunden im Boden des Thales weckte, erinnerten an Tod und Verwesung; es war uns wohl da wir wieder auf unsren breitsattlichen Thieren saßen, und von hinnen zogen ***). Wir nahmen unsre Richtung gegen Norden, betrachteten noch einmal den herrlich grünenden Hügel

*) 1. Kön. 7. **) Ebend. C. 13. V. 21.

***) Ich erwähne nur noch, daß die Höhe von Samaria nach unsern barometrischen Messungen 926 Par. Fuß über dem Meere beträgt.

Hügel des alten Samaria und die an seinem nördlichen Abhange stehenden Säulen, dann aber huben wir, in fröhlicher Erwartung Dessen, das kommen sollte, die Augen auf zu den Höhen, die vor uns lagen. Ein ziemlich ansehnliches Dorf, bei welchem wir uns mit saurer Milch statt des Mittagsmahles erquickten, wurde uns Birke genannt, doch findet sich dieser Name auf keiner Karte und bleibt uns deshalb zweifelhaft. Von hier zog sich unser Weg zuerst in einer Schlucht, an dem Bette eines Regenbaches, dann sehr steil nach der Höhe eines ansehnlichen Berges hinauf, auf welchem wir, zu unsrer großen Freude in Westen wieder das Mittelmeer erblickten. Ein frischer Wind wehete uns hier entgegen und machte die ermüdeten Augen wieder hell und klar. Es ist da eine Luftwarte des Landes von der man weithin über Israels Reich, vom Meere bis zu den Gebirgen des Jordans schauen kann. Auch in den Büchern der Heldenthaten wird diese Gegend verherrlicht; denn nicht fern von unserm Wege sahen wir die Trümmerhaufen hoch auf ihrem Felsenhügel liegen, welche die Stätte des alten Bethulia, des späteren Sanmur bezeichnen. Hier lebte Judith, die Heldin und Retterin ihres Volkes, die mit kühner That die Macht der Assyrer von Jerusalem abwandte und zu Schanden machte.

Von der Höhe des Gebirges führte unser Weg tief und steil hinab in ein Felsenthal, das durch seine Gestalt und seinen grünenden Grund an die vaterländischen Thäler erinnerte. Es begegneten uns Schaaren der Griechischen Pilgrime; auch ein alter Turke, mit seinen Frauen, auf schönen Pferden reitend. Bei einem Dorfe das uns Arabah genannt wurde stillte ein Arabisches Bauernweib unsren Durst, mit dem Wasser das sie aus dem

nahe bei den Häußern gelegnen Brunnen schöpfte. Wir zogen weiter im Schatten der Felsenwände durch ein enges, grünendes Thal hin, das sehr reich an seltnen Insekten und Pflanzen war. An seinem Ende lag von Baumpflanzungen umgeben das stattlich aussehende Dschennin (Ginäa) vor uns', in der weiten von Gilboas Bergen begränzten Ebene. Hier endet die Landschaft von Samaria und jene von Galiläa beginnt.

Das Uebernachten im Freien hatte für uns einen solchen Reiz gewonnen, daß wir auch heute uns nicht entschließen konnten in dem Städtlein einzukehren, sondern wir wählten uns nahe bei diesem den Schirm und Schatten eines alten Feigenbaumes zu unsrer Ruhestätte, welche an ein Dickicht der Bäume und Gesträuche angränzte, durch das ein kleines Bächlein seinen Lauf nimmt. Brod und Milch, dazu auch einige Eier empfiengen wir aus dem Orte. Für das Auge bot Dschennin, außer dem Anblick der ansehnlichen Moschee und den Ruinen eines christlichen Klosters nichts dar, das die Aufmerksamkeit hätte an sich ziehen können; statt der Mauern, von denen sich die verfallenen Reste zeigen, ist der Ort von einem Dickig der stachlichen Opuntienfeige umzogen. Wenn aber auch dem Auge hier nicht viel Unterhaltung ward, so empfieng diese doch das Ohr, denn ein Brautzug der in Dchennin statt fand ließ weithin über die nächtlich stille Ebene seine Jubeltriller der Frauen und die gellend laute Musik vernehmen; auch ein sonderbares Geschrei vorüberziehender Vögel hörten wir in dieser Nacht, das uns an die alte Sage vom wilden Heer erinnerte. — Die Höhe unsers Nachtlagers über dem Meeresspiegel ergab sich aus den Messungen zu 515 Par. Fuß.

Dienstags den 18ten April waren wir schon mit Sonnenaufgang zur Weiterreise gerüstet und bald nach sechs Uhr fanden wir uns in der weiten, grünenden Ebene von Jesreel; auf dem Blumengefilde von Esdrelom. Es ist dieß eine Gegend, an welcher das Auge des Fremdlinges und Pilgrims sich nicht satt sehen kann, er mag nun zunächst den Reichthum des Bodens oder die Schönheit der benachbarten Gebirge, oder die an ihren Fuß und in den Thalern zerstreuten Orte betrachten und hierbei ihrer Geschichten gedenken. Dabei war der Morgen so schön, die Luft so balsamisch, in unsren Gliedern ein solches Gefühl von Leichtigkeit, daß es uns, auch wenn wir, wie dieß hier meist geschahe zu Fuße durch die blumigen Felder hingiengen, so zu Muthe war, als würden wir von der sanften, weichen Luft getragen. Am meisten fiel das von der Morgensonne beleuchtete Gebirge Gilboas zu unsrer Rechten ins Auge und in der Erinnerung wachte der Klaggesang Davids um Saul und Jonathan auf. „Die Zierde Israël ist auf deinen Höhen erschlagen, wie sind die Helden gefallen! Saget's nicht an zu Gath, verkündet es nicht auf den Gassen zu Askelon, daß sich nicht freuen die Töchter der Philister, daß nicht frohlocken die Tochter der Unbeschnittnen. Der Bogen Jonathan wich nie zurück, das Schwert Saul ist nie leer wiedergekommen; Saul und Jonathan liebreich und holdselig in ihrem Leben sind auch im Tode nicht geschieden; sie waren leichter denn die Adler und starker denn die Löwen. Ihr Töchter Israel weinet über Saul. — Jonathan ist auf ‹Gilboa's› Höhen erschlagen. Mir ist wehe um dich, mein Bruder Jonathan; gar wonnig warst du mir; deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn

Frauenliebe ist. Wie sind die Helden gefallen und die Streitbaren umgekommen!" *)

Am Fuße der schönen, wellenförmig gerundeten, von grünen Einbuchtungen durchzogenen Gebirge Gilboas liegt Jezrin, das alte Jezreel, der Ort auf dessen Namen ein Gewicht der vielen großen Blutschulden aber auch der Verheißungen ruhet **). Hier in der Nähe bei Ain (am Quell Tubania) lagen Israëls Heere vor der unglücklichen Schlacht mit den Philistern, in welcher Saul und seine Söhne fielen. Auch am Abhange der westlichen Berge, welche dem Gilboa gegenüber die schöne Ebene begranzen, zeigten sich im Glanz der Morgensonne mehrere Ortschaften deren eine unsre Mucker uns Sili, die andre Um el Bachem (Mutter der Kehle) nannten; dort weiter gegen Norden lag auch Thaanach, die Denkstatte von Baraks Siege uber das Heer der Canaiter und über Sissera den Feldhauptmann. Wenn von Gilboas Höhen das Klagelied ertönet über Israels blutigen Jammer und den Tod seiner Helden, dann antwortet ihm gegenüber auf den Hügeln von Thaanach der Triumphgesang des Barak und der Debora, der Mutter in Israel: „Die Könige kamen und stritten, da stritten die Könige Canaan, zu Thaanach am Wasser Megiddo; sie nahmen nicht Silbers Gewinn. — Vom Himmel ward wider sie gestritten; die Sterne in ihren Bahnen stritten wider Sissera. Der Bach Kison wälzte sie, der altberuhmte Bach, der Bach Kison. Tritt meine Seele auf die Starken. Da rasselten der Pferde Füße vor dem Jagen; dem Jagen ihrer machtigen Reiter. — Also müssen umkommen, Herr,

*) 2. Sam. 1. V. 19 — 27 **) 1 Kön. 21: Hosea 2 V. 22

alle deine Feinde! Die Ihn aber lieb haben müssen seyn wie die Sonne aufgehet in ihrer Macht *)."

Ein andrer Anblick that sich weiterhin unsern Augen auf, mächtig und hehr wie ein Zerngesicht der von oben kommenden Begeisterung. Die Berge Gilboas zogen sich allmälig zurück, die Höhen des Hermon traten jenseit des Thales hervor und hinter und neben denselben erhub sich, wer sollte ihn an seiner vor allen Bergen ausgezeichneten Form nicht erkannt haben, — der Thabor. Bei diesem Anblick erwachte in der Seele das Lied Ethans des Esrahiten **). Ich will singen von der Gnade des Herrn ewiglich und seine Wahrheit verkündigen mit meinem Munde für und für. — Herr Gott Zebaoth, wer ist wie du ein mächtiger Gott? und deine Wahrheit ist um dich her. Norden und Süden hast du geschaffen, Thabor und Hermon jauchzen in deinem Namen. Gerechtigkeit und Gericht ist deines Stuhles Festung; Gnade und Wahrheit sind vor deinem Angesicht. Wohl dem Volke, das [Dir] frohlocken kann. Sie werden über deinen Namen täglich fröhlich seyn, denn du bist der Ruhm ihrer Stärke."

Auf dem Gipfel des Hermon stehet eine Moschee, deren ansehnliches Gebäude weithin über das Land sichtbar ist; unten im Thale aber, am Fuße des Hebenzuges des Hermon zeigte sich, minder augenfällig als die Moschee des Berggipfels, aber dennoch eine lieblichere Erscheinung, zur Rechten unsers Weges Zulim, das Zunem der heiligen Schrift. Hier lebte die Sunamitin, die Freundin des Mannes Gottes Elisa, die der Herr fröhlich machte und tief betrübte, und welcher er wiedergab was

*) Richt. 5, V. 19—22 und V. 31. **) Ps. 89.

er ihr genommen, durch seine wunderbare Hand, weil sie nicht abließ vom Hoffen und vom Glauben *).

Der Boden des Gefildes Jesreel oder Esdrälon ist ein Feld des Getraides, dessen Samen keine Menschenhand aussäet, dessen reife Aehren kein Schnitter erntet. Denn wenigstens der größeste Theil des Getraides, in dessen hohen Halmen die Maulthiere bis an den halben Leib verdeckt gehen, säet sich von selber aus den reifen Aehren aus, deren Ueberfülle kein Bewohner des Landes benutzt und genießt. Die Heerden der Schafe und Ziegen so wie der Stiere, treten in diesem verwilderten Saatfelde der Natur mehr nieder als sie abweiden; der Eber vom Thabor und Carmel wühlet ungescheucht und verborgen hinter dem hochwuchsigen Grun den fetten Boden um und zuweilen erschleicht in diesem Versteck des Grünes auch der Leopard, wenn der Hunger ihm vom Gebirg herabführte, ein Thier der Heerde. Unter den hohen Halmen der Gräser zeigen sich die buntfarbigsten Blumen namentlich aus der Familie der Liliengewächse, aus der wir hier einige neue, noch unbeschriebene Arten fanden und sammleten. Bei einem Zeltendorfe der Beduinen, welches etwas seitwärts von unserm Wege lag, erquickten wir uns reichlich an der vortrefflichen, sauren Schafmilch. Langsam schleicht hier ein Wasser durch den sumpfigen Grund, das gegen Nordwesten, dem Kison zuströmt.

Mittag war schon vorüber da wir uns dem Ufer des altberuhmten langsam fließenden Kison naheten, der so wie er an dieser Statte und zu dieser Jahreszeit erscheint bei uns zu Lande kaum den Namen eines Flusses

*) 1. Kön. 4, V. 8—17.

empfangen wurde. Dennoch geht er an manchen Stellen, wo ſein Bett ſich in den fruchtbaren Grund grub, ſo tief und ſchlammig als die Unſtrut. Faſt unmittelbar jenſeits der Furth des hier ſeichteren Flüßleins ſteigt der Weg berganwärts, zuerſt eine reichliche halbe Stunde ziemlich ſteil und beſchwerlich, dann zieht er ſich ohngefähr eben ſo lang (abermals eine reichliche halbe Stunde) neben einer grünenden Schlucht, welche ein wenig Waſſer hat, allmaliger aufwärts nach der Höhe, die jedoch nicht der eigentliche Gipfel des Berges, ſondern nur der höchſte Punkt der Straße iſt. Hier findet ſich ein Brunnen, an welchem unſre Maulthiertreiber ihre Thiere tränkten; Pilgrime die zum Oſterfeſte zogen und von denen uns auf unſrem heutigen Wege ſchon ganze Schaaren begegnet waren, weilten hier, unter ihnen eine Frau, an welcher wir die ſeltſame Sitte des Naſenſchmuckes (Ringe mit edlem Geſtein, die am rechten Naſenflugel befeſtigt waren) bemerkten.

Von der Höhe am Brunnen ſenkt ſich der Bergabhang allmalig gegen Norden hinab. Ich war vorausgegangen; im nahen Anblick von Nazareth, bei einer kleinen, natürlichen Grotte, wartete ich der Freunde. Die Hausfrau hatte in der grünen Bergſchlucht jenſeits des Brunnen eine lebendige Landſchildkrote gefangen, die wir ſpäter wohlbehalten mit ins Vaterlandes brachten und der Hand eines lieben Freundes übergaben; unter den Pflanzen, welche die jungen Freunde am Berge geſammelt hatten, prangten die gelben anſehnlichen Blüthen des Acanthus. Wir kamen auf Sturmwindesflugeln nach dem ſtillen, guten Nazareth; denn ein Orkan aus Südoſt, welcher ganze Wolken von Staub und Sand mit ſich führte, hatte ſich aufgemacht und trieb uns zur Eile an.

welcher er, da wir ihn zum Glück im Rücken hatten, sogar günstig war. Das große Gebäude des lateinischen Klosters, das einer Veste gleicht, war bald erreicht; die Väter desselben waren so eben zum Nachmittags-Gottesdienst in der Kirche versammelt; dennoch fanden wir Männer ohne Schwierigkeit Zutritt unter das feste Obdach des Klosters, während die beiden Frauen, weil hier strenge Clausur ist, noch im Hofe unter dem beweglichen Obdach der Staub- und Sandwolken, das der Sturm bald aufbaute, bald wieder niederriß, verweilen mußten. Endlich kam der Prior; wir überreichten unsre Empfehlungsschreiben aus Jerusalem und fanden die herzlichste Aufnahme. Für uns Männer war freilich bald ein Unterkommen in einem Seitengebäude des Klosters selber gefunden, aber mit der Aufnahme der beiden weiblichen Pilgrime hatte es dießmal große Schwierigkeit. Das Erdbeben vom 1ten Januar hatte das Pilgerhaus, das an der gegenüberstehenden Seite des Hofes zur Aufnahme solcher Gäste bestimmt gewesen war, ganz niedergestürzt, und obgleich an seinem Wiederaufbau rüstig gearbeitet wurde, fand sich doch noch kein einziges bewohnbares Zimmer in ihm. Indeß brachte man die beiden vorläufig unter ein Obdach und bald wurde ihnen in einem andren kleinen Häuslein des Klosterhofes das Zimmer eingeräumt, welches gewöhnlich ein Schreiber oder Rechnungsführer des Klosters bewohnte, der gerade verreist war. Dieses wurde dann während unsers Aufenthaltes in Nazareth unser gemeinsames Speisezimmer am Mittag und Abend, und bei Nacht die Ruhestatte der Reisegefährtinnen. Ein Umstand erschien mir bei der Geschichte dieser kleinen Unbequemlichkeiten und ihrer Veranlassung denkwürdig. Nach einem früheren Plan unsrer Reise, nach welchem wir

zuerſt Paläſtina, dann Aegypten und den Sinai beſuchen wollten, ein Plan der noch in Smyrna uns verſchwebte hatten wir die Adventszeit in Jeruſalem, Weihnachten in Bethlehem, das neue Jahr in Nazareth zubringen wollen. Wäre dieſer Plan durch eine paſſende Schiffsgelegenheit begünſtigt worden und gelungen, dann hätte uns, menſchlich geſprochen, das Erdbeben vom erſten Januar gerade in der Mittagsſtunde in dem Zimmer des damals zuſammengeſtürzten Pilgerhauſes beiſammengefunden, und in demſelben Augenblick wo auch ein Theil des niederbrechenden Portales der Kirche mehrere unter ihm ſtehende Kinder und Erwachſene zerſchmetterte, auch uns unter den Trümmern begraben können.

Der Sturm hatte ſich gelegt, der Himmel war wieder heiter geworden; wir beſchloſſen noch heute unſern Antrittsbeſuch in der Stadt und ihrer Umgegend zu machen. Nazareth liegt in dem muldenförmig anſteigendem (weſtlichen) Ende eines Thales des Kreidekalkes, deſſen rundliche Höhen in vielfache Schluchten getheilt ſind und das gegen Oſten allmalig zur Ebene abfällt. Die Höhe des Thales über dem Meere miſſet da, wo Nazareth liegt, 821, jene der Ebene am weſtlichen Fuße des Thabor 439 Par. Fuß. Dagegen ſteigen die Höhen, welche zunächſt der Stadt in Weſten, Südweſt und Nordweſt das Thal umgürten, bis zu einer Höhe von 1390 bis 1600 Fuß an und gewahren die Ausſicht zugleich nach dem beſchneiten Gipfel des Libanon und Antilibanon und nach dem Spiegel des Mittelmeeres. Ich habe an wenig andern Gegenden die Züge der Freundlichkeit und Milde mit jenen des hohen Ernſtes ſo vereint gefunden als an der von Nazareth; das blumenreiche Thal iſt eine immer jugendliche Mutter, welche nur der Pflege und Ernſt

rung ihres Lieblinges: des Menſchen gedenkt, das Gebirge ein lehrender Vater, der den Blick auf die Höhen wie auf die Tiefen hinleitet. Die Palme, obwohl vereinzelt, gedeihet in Nazareth, beſſer aber noch die Orange, die gewürzhafte Feige, der Oelbaum, die Granate, unter den Früchten des Feldes aber die Baumwolle. Das Thal, gegen Nord und Weſt geſchützt, ſtehet dennoch den Nordoſt- und Oſtwinden offen, und, wenn auch nur ſelten, wird dennoch in einzelnen Jahren und auf einzelne Tage die Kälte des Winters für die nur ſchlecht gegen ſie geſchützten Bewohner empfindlich.

Die Stadt ſelber glich damals, da wir ſie ſahen, einer von tiefem Wehe heimgeſuchten Trauernden, welche nach der alten Sitte des Landes das Haupt mit Aſche beſtreut, auf den Haufen des Schuttes ſaß; denn das große Erdbeben hatte ganze Häuſer darniedergeſtürzt, andre aber ſo zerriſſen und baufällig gemacht, daß ihre leichtgebaute Schönheit dahin war. Wir beſahen zuerſt die Stätte unſers Aufenthaltes: das lateiniſche Kloſter. Ein eignes Nebengebäude deſſelben iſt zu einer Schule eingerichtet, in welcher eine ziemliche Anzahl größerer und kleinerer Schüler von etlichen Vätern des Kloſters im Schreiben und Leſen des Arabiſchen, im Rechnen und nebenbei auch im Italieniſchen oder Spaniſchen unterrichtet werden. Die Kirche (der Verkündigung) die in ihrer jetzigen Form nicht viel über hundert Jahre alt iſt hat einen verhältnißmäßig bedeutenden Umfang und iſt von gefälliger Bauart. Sie iſt nur ein neuer Aufbau jener oft (namentlich im Jahr 1263) von Grund aus zerſtörten und wieder aufgebauten älteren Kirche, deren erſte Grundlage Helena, die Mutter der Erbauung, an der Stelle veranlaßte, an der einſt das Haus der Maria

gestanden. Das eigentliche Heiligthum dieser Kirche ist jenes vormals unterirdische Gemach, in welchem die christliche Andacht die Statte der Erscheinung des Engels und der Verkündigung verehrt; zwei Saulen, davon die eine in der Mitte abgebrochen ist, bezeichnen die Orte wo Maria stund und wo der Engel sie begrüßte. Außer diesem zeigen die Mönche noch ein andres Zimmer oder Felsengemach, welches, während die erkohrene Jungfrau die heilige Elisabeth besuchte, von einer Freundin bewohnt war. Etwas seitwarts von der Stadt findet sich, am Fuße des ansehnlichen Griechischen Klosters, in einer Schlucht des Gebirgerandes, der Brunnen der Maria. Sowohl dieses Kloster als auch seine nächste Umgebung waren voller Griechischer Pilgrime; ganze Familien von diesen hatten im Schatten der Bäume ihr Lager aufgeschlagen, denn Nazareth ist bei den Wallfahrten ein Hauptpunkt des Ausruhens. In der Stadt selber wird in einer Art von kleinen Kapelle die Statte verehrt, da Josephs, des Pflegvaters Haus stund, in welchem Jesus als Kind mit seinen Eltern lebte und ihnen unterthan war. In einer Bergschlucht an der Südwestseite der Stadt wird den Pilgrimen eine natürliche Grotte (Kapelle) gezeigt, in der sich, gleich einem niedren Tische, eine Felsenplatte findet; hier sollte der Herr auch nach seiner Auferstehung mehrmalen mit seinen Jüngern verweilt haben. Gegen Abend kehrten wir ins Kloster zurück, in welchem die guten Väter aufs Trefflichste für unsre Bewirthung gesorgt hatten. Denn außer dem köstlichen Libanonwein trug man uns Fleisch vom wilden Schweine auf, einer Thierart die in dieser Gegend nicht selten ist. Auch nach dem Abendessen ergiengen wir uns noch während der Dämmrung im Garten des Klosters, der zwar minder

schön gelegen als jener von St. Johann, dennoch eine nicht minder sorgfältige Pflege verräth. Die Mönche von Nazareth bauen unter anderm auch Tabak an, aus welchem sie eine Art von Spaniol bereiten, welcher dem besten Spanischen nicht nachstehet.

Mittwochs, den 19ten April machten wir uns auf zum Besuch des Thabor. Der Weg führt, am Marienbrunnen vorüber, den hohen Berg hinan, jenseits welchem ein zweiter Bergkessel sich dem Auge eröffnet, der mit jenem von Nazareth nach der Ebene Esdralon sich hinabsenkt. Wir zogen am Abhange des Berges neben diesem Bergkessel hin, dann senkt sich der Weg hinab nach einem niedrigeren Bergsattel, der die Verbindung zweier, einander gegenüberstehender Höhen bildet. Sein gras- und buschreicher Boden wird von Aegilopseichen beschattet, deren dicht belaubte Zweige sich weithin ausbreiten; in den Gebüschen sangen Vögel, von dem Geschlecht unsrer einheimischen Sänger, ihr Morgenlied. Wir hatten, von Nazareth hieher, anderthalb Stunden Zeit gebraucht.

Eine Wanderung durch eine Gegend wie diese hier, in den Morgenstunden eines Frühlingstages, müßte in jedem, auch dem historisch unwerthesten Welttheile, Herz und Sinnen beleben und erquicken; wenn sich aber zu den aufregenden Eindrücken auf die äußren Sinnen, im Innren der Gedanke gesellt, daß hier durch diesen grünenden Eichengrund der Weg zum Thabor gehet, daß dieses da die Auen und Berge von Galiläa sind, auf denen der Fuß Dessen, durch welchen alle Gegenden und Völker der Erde gesegnet sind, in den Tagen Seines Fleisches am öftersten wandelte, dann wird mit dem Leibe zugleich auch die Seele sich erheben und der Geist sich

freuen an einem Nahesein, deſſen Kräfte zwar überall, hier aber in beſondrer Stärke ihn berühren. Wenn auch nicht die Stätte der längſt zerſtörten Kirche von Nabula, wie die chriſtliche Sage des Landes dieſes beſtimmte, der Ort des Gebirges war, wo der Herr nach ſeiner Auferſtehung fünfhundert Jüngern auf einmal erſchien und ihren Glauben ſtärkte; ſo war doch gewiß eine dieſer nachbarlichen Höhen die Stelle jenes ſeligen Wiederſehens.

Der letzte Theil des Weges zieht ſich über einen ſanften Abhang nach der Ebene des Rieſen hinab, auf welcher ſich der Thabor, abgeſchieden von allen Nachbarbergen wie ein Altar im Felde erhebt. Dieſer Naſiräer unter den Bergen trägt ſchon in ſeiner auffallend ſymmetriſchen (runden) Form ein Gepräge des Außerordentlichen: Fragte man den Pilgrim aus fremden Lande, der noch nie eine Beſchreibung vom Thabor hörte oder las, indem man ihn hinſtellte auf die Ebene vor den den Karmel und Gilboa's Höhen, vor Hermon und Hermonim: welche von allen dieſen Höhen hältſt du für den heiligen Berg? — er würde ohnfehlbar auf dieſe einſam im Felde ſtehende, grünende Felſenwarte hindeuten. Denn wie dem Angeſicht eines Menſchen, welcher zur That der höheren Begeiſterung beſtimmt war, glaubt man dieſem Italvrien es anzuſehen, daß Der, welcher ihm ſeine Geſtalt gab, mit ihm Gedanken einer künftigen Verherrlichung hatte.

Nur wenig über das Thal und das Bette des Rieſen erhebt liegen zwei Ortſchaften, am Fuß des Berges nachbarlich beiſammen, in der einen (nördlicheren)

---

*) 2 Petr. 1. V. 18

von dieſen, Dabury genannt, verweilten wir einige Augenblicke um uns an der gewöhnlichen Gabe des Landes, an geronnener Milch zu erquicken, dann ſetzten wir unſre Füße weiter. Ueber und neben manchen Trümmern älterer wie neuerer Gebäude (Dabury hatte in alter Zeit auch eine Chriſtenkirche) giengen wir anfangs allmäliger aufwärts durch die Felder; das ſtärkere Anſteigen beginnt erſt da, wo ſich auf dem breiteren Fußgeſtell des unteren Drittels (?) des Berges ſein eigentliches rundliches, mit Wald und Gebüſch begränztes Haupt erhebt, deſſen Scheitel eine nur wenig gegen Weſten geſenkte Ebene bildet. Das Anſteigen von Dabury bis zum öſtlichſten (höchſten) Punkt des Scheitels hatte gegen 1½ Stunden gedauert; die Gebirgsart, aus welcher der Thabor beſteht, iſt Kreidekalk.

Oben am waldigen Gipfel war ich vorangegangen und hatte mich, ohne dieß zu bemerken, von dem Wege, den meine Freunde nahmen, entfernt. Doch wer würde auch da, in dem Luſtgefilde des Thabor es innen werden, daß er allein ſey und einer menſchlichen Unterredung begehren. Iſt doch hier jeder Odemzug, der mit dem Duft der balſamiſchen Geſträuche zugleich in die Bruſt dringet, iſt doch ſelbſt der unmerkliche Schlag des Herzens ein Sprechen des Lebens mit ſeinem Quell und Anfang. Wenn dort, wo in das dunkle Grün der Wallnußbäume der ſchlanke Azedarach ſeine lilafarbenen Blüthentrauben verwebt; wo mit dem Roth der eben aufbrechenden Roſe das gelbliche Weiß der Storarblüthe ſich vermiſchet, oder wenn auch dort, wo am Stamme der alternden Piſtazie der Epheu emporklimmt und am Saum des Eichenwaldes die Geſträuche des Alhagbi wie des Ladans grünen, der Anblick der zerſtörten Kloſter und Chriſtentempel ein Zug

werden wollte, hinab zu Gedanken der Trauer, dann wirket alsbald diesem abwärts gehenden der Zug eines „freudigen Geistes" entgegen, der die Seele hoch emporhebt über alles Leid und alle Trauer der Erde. Wie das Gold unter den andren Metallen, so ist der Thabor der schönste unter allen Bergen der Erde; gleich einem Thautropfen auf dem Blatt der Rose, der auf seiner klaren Fläche den blauen Himmel und den Strahl der Sonne abspiegelt, stehet der „heilige Berg" da über der grünenden Ebene von Esdralon und die Erinnerungen die in dem Schatten seiner Eichen erwachen sind herrlicher als der Strahl der Sonne und das Blau des Himmels im Spiegel des Thautropfens. Aber auch ohne diese Erinnerungen würde der bloße natürliche Eindruck, den dort die blühende grünende Nähe wie die weithin sichtbare Ferne auf die Sinnen machet, in jedem Wandrer der den Thabor besteigt einen Nachhall der Worte: „hier ist gut seyn" erregen. An sich selber erscheint die Höhe von 1748 Par. Fuß, bis zu welcher der Berg der Berge nach unsrer barometrischen Messung über den Meeresspiegel emporragt, keine sehr bedeutende. Abgesehen jedoch davon daß die Thalsohle unterhalb Dabury nur 438 Fuß Höhe hat und daß mithin die Linie des senkrechten Aufsteigens von hier an bis zum Scheitel über 1300 Fuß misset, ragt auch dieser Scheitel um mehr denn 200 Fuß über die Berge seiner Nachbarschaft, und die Aussicht von seiner Höhe fusset am Spiegel des Tiberiassees auf einer Tiefe welche um mehr denn 535 Fuß unter das Meeresniveau gesenkt ist. Die senkrechte Linie der Erhebung vom Ufer jenes nachbarlichen Sees bis zum Gipfel des Thabor kommt mithin nahe an 2300 Fuß. Es ist jedoch vor allem die Stellung, in der Mitte zwischen der wunderbaren Tiefe

in Nordosten, den großen Höhen in Norden und an dem Thore der weiten Thalklüfte zwischen dem Carmel und dem Gebirgsstock Gilboas, zwischen Ephraims und Judäas Höhen, was der Aussicht vom Thabor ihre ganz besondre Kraft giebt. Denn auf den scharfen dunklen Farbenton, den der Anblick des Tiberiassees und der mitten innen liegenden Ebene giebt, antwortet wie das Echo von einer fernen Gebirgswand das blendende Weiß des Schnees auf dem Gipfel des Antilibanon; neben das tiefe, dunkle Blau der Berge Ephraims und Judäas stellt sich das bleiche Grün der Berge Gilboas und des nachbarlichen kleinen Hermon hin.

Es war ein Unfall jener Art, dergleichen uns mehrere auf dieser Reise begegneten, daß unser kunstverständiger Freund, der Maler Bernatz, an dem Morgen an dem wir von Nazareth nach dem Thabor giengen, nicht sogleich bei uns war, sondern in der Nachbargegend beschäftiget, erst später uns nachkam, so daß er nur zur Zeichnung des Berges selber, wie derselbe unten vom Thal des Kison erscheinet, nicht zu jener des Panoramas der Aussicht, die man oben hat, Zeit gewinnen konnte. Ich beschreibe deshalb nur in einigen Zügen die Hauptfaden des Gewebes der Höhen und Tiefen das man von dem Berge aus überschaut. Tief in Süden glaubten einige von uns den Spiegel des todten Meeres zu sehen, doch war dieser Anblick, bei der Stellung der Sonne gegen das Auge höchst ungewiß und undeutlich. Deste deutlicher war der des Genezarethsees und eines Theiles des Jordansbeckens, dessen gegenüberstehende Höhenränder wenigstens durch ihre Farben und Schatten sich unterscheiden. Vom Jordan her ziehen sich in fast südwestlicher Richtung drei bis vier Reihen von Bergrücken hinter und neben

neben einander herüber, deren südlichere mit dem Gebirg von Samaria sich verbinden, die nördlicheren aber nach der Ebene Jesreel abfallen. Das Gebirge von Dschelam, im Osten des Tiberiassees und des Jordans erscheinet, besonders in seinem nördlicheren Verlaufe auch vom Thabor aus noch von bedeutender Höhe, namentlich aber blickt man nach Sarbet als auf einen höher gelegnen Punkt hinan und selbst in West und Nordwesten von Nazareth stellt sich das Gebirge als eine hohe Mauer vor die freie Aussicht nach dem Mittelmeere, welche dennoch an einigen Stellen sich öffnet, so daß der Thabor ein Anhaltspunkt für die genauesten trigonometrischen Messungen der verschiedenen Höhen jener Wasserspiegel des Ostens und Westens werden konnte.

An den beschatteten Gemäuern der zerstörten Klöster vorüber, dann über die freie, von hochwüchsigem, verwildertem Getraide hinweg und durch eine Art von verfallenen Thorweg war ich meinen Reisegefährten voran nach den Trümmern jener ansehnlichen Veste gekommen, welche die Sarazenen gegen Anfang des dreizehnten Jahrhunderts als Zeichen ihres nahe vollendeten Sieges über das Reich der Christen auf dem Thabor erbauten. Auf einer Balustrade des alten Burggemäuers lag ein schlafender Mann, in der Kleidung des hiesigen Arabischen Volkes; er selber, der Schlafende, hatte kein Bedenken erregt, desto nöthiger aber schien es mir zu forschen ob nicht wachende Männer derselben Art im Gemäuer verborgen seyen, denn ich hatte nicht einmal einen Stock zur Abwehr bei mir. Mein Bedenken wurde indeß gehoben da ich einen Blick in das neben dem Schlafenden liegende Buch warf, welches mich in ihm den Christen erkennen ließ, denn es war ein altes, christliches Andachtsbuch in

Syrischer Sprache. Der Mann erwachte und schien anfangs über den Anblick eines neben ihm stehenden, fremden Menschen, der in seinem Buche blätterte, etwas betroffen; mit verlangender Miene sahe er nach seinem Schatz und steckte das Buch sogleich, da ich es ihm zurückgab, in seinen Pilgersack, der ihm zum Kopfkissen gedient hatte. Wir wurden indeß bald mit einander bekannt und später erfuhr ich von ihm daß er hieher gekommen sey um vierzig Tage lang in der Einsamkeit des Thaborgipfels zu wohnen und zu beten. Drei Viertheile dieser, von ihm zu frommen Uebungen bestimmten Zeit waren schon vergangen, das letzte Viertel, bis zur Feier des diesjährigen Osterfestes der Orientalischen Christen war noch übrig; die Hirten und Dorfbewohner der Nachbarschaft versorgten den Einsiedler von Zeit zu Zeit mit Brode; sein Pilgersack enthielt einen Vorrath getrockneter Früchte; zum Getränk diente ihm das Wasser einer Cisterne, nahe bei der Stätte der zerstörten Eliaskirche.

Die Reisegefahrten, bei denen auch meine Hausfrau sich befand, waren indeß herbeigekommen, wir genossen nun gemeinsam der Aussicht am Gemäuer der Feste, deren einzelne Punkte, so weit dieß nöthig war, der Syrische Christ und ein Mann aus Daburn, der mit den Freunden gekommen war, uns benannten und erläuterten. Zu unsren Füßen, im Thale das zwischen dem Thabor und Hermon sich hinziehet, liegt jenes Nain, an dessen Thore einst der Herr den Sohn der Wittwe aus den Todten zurückrief; nicht weit hiervon ein andres Oertlein erinnert auf andre Weise an den gewaltsamen Einbruch einer lebenden Gewalt in das Reich der Todten: es ist Endor, wo die Magierin den Geist Samuels des Propheten gewaltsam heraufführte vor Sauls Angesicht. Sieg-

reicher jedoch und göttlich hehrer denn selbst zu Nain brach die Macht des ewigen Lebens in das Reich der Sterblichkeit hier, auf dem Thabergipfel herein, da Er selber, des Lichtes und des Lebens ewiger Anfang sich vor den Augen der drei erwählten Jünger verklärte, also daß sein Angesicht leuchtete wie die Sonne und seine Kleider hell wurden wie der Blitz. Denn hier war es wo Moses und Elias in der Klarheit des Himmels Ihm erschienen und mit Ihm redeten von dem Ausgang, welchen Er sollte erfüllen zu Jerusalem, während mächtiger noch denn Moses und Elias und alle Kräfte der Himmlischen die Stimme des ewigen Vaters selber zeugete aus der Wolke, von Ihm, dem geliebten Sohne, „den wir hören, auf dessen Wort wir merken sollen" *). Als damals Petrus, ergriffen und dahingenommen von der Entzückung des Himmels sprach: Herr, hier ists gut seyn; lasset uns drei Hütten machen, dir eine, Mosi und Elias eine, da wußte er nicht was er redete. Wußten vielleicht, so fragt uns da unten in der nachbarlichen Ebene das Schlachtfeld von Hittin, auch jene Kämpfer für die sichtbare Herrschergewalt des Christenthumes, welche den Wunsch des Jüngers Jahrhunderte hernach erfüllten und hier an dem Orte da es gut seyn ist nicht bloß Hütten sondern Tempel der Andacht errichteten, auch nicht was sie machten? In der That, der Jünger der jetzigen Tage, wenn er hier, auf der Höhe des Thabor mit dem Geist der Geschichte sich unterredet, blickt in ähnliche Dunkel hinein als die waren, welche „die Tage der Erfüllung in Jerusalem" vor den Augen der ersten Jünger verhüll-

*) Matth. 17. V. 1 — 8. Marc. 9. V. 2 — 13. Luc. 9. V. 28 — 36.

ten. Welche Gegend vermag ſchmerzlichere Erinnerungen in der Seele des abendländiſchen Chriſten zu wecken denn dieſe da, über welcher ſich jener begeiſternde Glanz der Morgenröthe, der den Heldendrang der Kreuzzüge weckte, auflöſte in ein armſeliges Nebelgewölk, aus dem ſich Blut ergoß, das, wie es ſchien, keinen ſchlafenden Keim des Lebens in dem benetzten Boden weckte, ſondern vergeblich dahin gegeben war. Und dennoch, wenn auch Jene, die das Sehnen nach der Heimath der ewigen Palmen ergriff und dahinnahm, als ſie da, auf dem Boden des heiligen Landes, von welchem die Liebe bezeugt: hier iſt gut ſeyn, die bleibenden Hutten eines ſichtbaren Herrſcherreiches erbauen wollten, es nicht wußten was ſie thaten, ſo wußte dieß doch Er, welcher des Sehnens Urſprung und Endziel war. Wie das innre Bewegen, das im Herbſt die Schaaren der wandernden Vögel mit unwiderſtehlicher Gewalt ergreift und über Land und Meer dahinführt, wie der Trieb der Säfte, der in den Tagen des Frühlinges die Tauſende der Blüthen aus dem Fruchtbaum herausdrängt ans Licht, an welchem die meiſten, gleich einer vergeblichen Ueberfülle verbluhen und abfallen, ohne Frucht zu tragen, wie jeder Zug des Inſtinktes im niedreren Reiche der Sichtbarkeit ein Walten der Kraft iſt, die das Weſen der Leiblichkeit begründete und beherrſcht, ſo war auch jenes Bewegen, das die Menſchenſeelen zu dem Werk der Kreuzzüge dahinriß, nicht von unten her, ſondern es kam von oben, aus einem Anwehen des Geiſtes, der dem Menſchen im Anfang den lebendigen Odem gab. Auch jene Zeit war nach ihrem Maaße eine ſolche, in welcher, wie der Mund der Wahrheit von einer andern höheren Zeit bezeugte, das Himmelreich Gewalt litt, und die ihm Gewalt thaten die riſſen

es an ſich *). Wird nicht mit den Tauſenden der Blüthen, die wie eine Fülle der Verſchwendung ſich herausdrangen und als ein vergebliches Wirken der Natur dahinſtromen auch jene tiefere innerlichere Kraft des Baumes wach, welche die Knospe weckt aus der die Frucht erwächſet, die dann feſt und daheim am Stamme bleibt? Oder iſt etwa die Aufregung, welche den jungen Schwarm der Bienen zur Begründung des neuen Staates treibt, nur für jene Auswanderer da und wird ſie nicht zugleich für die im Stocke zurückbleibende Menge ein Sporn und Antrieb zur neuen, verſtärkten Thatigkeit?

Wie tief in den Zeiten der beginnenden Kreuzzüge der gröſsere Theil der Abendlandiſchen Chriſtenheit in die rohe Dumpfheit des Sinnengenuſſes und in jene fanatiſche Blindheit verſunken war, welche Belials Thaten und Chriſti Werk mit einander verwechslet oder doch nicht zu unterſcheiden vermag, das beweiſt uns eben jener Abſchaum der damals neben den edleren Schaaren die das Kreuz nicht nur auſserlich ſondern auch innerlich trugen, von Weſten her über den Orient ſich ergoſs. Eben dieſem Unrath, der nur zum Theil den geheiligten Boden beſudelte meiſt aber ſchon auf dem Wege zum Ziel dem eignen, innern Verderben unterlag, wollen wir hier keineswegs das Wort reden ſondern wie ſchon erwähnt, an ihm nur erkennen wie hoch die allgemeine Krankheit geſtiegen war und wie, ohne ein neues Moment der Begeiſterung und Belebung von oben die Christenheit des Weſtens und ihre Herrſcherreiche bald daſſelbe Loos des geiſtigen Verderbens wurde getroffen haben, welchem jene des Morgenlandes und das Reich der Byzantiner unter-

*) Matth. 11, V. 12.

lagen. Denn wenn jenes wilde Heer das im Jahr 1096 unter Wilhelm dem Zimmermann und dem Grafen Enrico von Mainz, bestehend aus zweimalhundert Tausenden zu Fuß und drei Tausenden zu Roß, aus Frankreich und Deutschland auszog, eine Gans und eine Ziege vor sich hertrieb, welche vom Geist Gottes beseelt seyn sollten und deshalb göttlich von ihm verehrt wurden *), so bezeugte es hierdurch nur, was es schon durch seine Greuelthaten gethan, daß es nicht von der Macht jenes Geistes geleitet sey, welcher aus der Kraft des Kreuzes kommt und dieses liebt, sondern von der Macht jenes andern, unsren Geistes, der das Kreuz hasset. Dieser Geist, welcher nicht das Leben, sondern den Tod der Menschenseelen sucht und will, war es auch, der jene fanatisch Rasenden vor Meßburg (Mosony) in Ungarn, als ihre Uebermacht die Mauern der Stadt bereits gebrochen hatte und der Muth der Belagerten entwichen war, plötzlich dem Verderben preis gab, da sie, statt in die eroberte Stadt einzugehen von einem natürlich unerklärlichen Schrecken dahingerissen innen hielten und in verworrener Flucht sich über einander stürzten. Weder die gottbegeisterte Ziege noch die heilige Gans konnten jetzt die Dahingegebenen vor dem Schwert der Rache retten, das an ihnen die Tausende der gräulichen Blutschulden, die sie schon auf ihrem Zug durch Deutschland auf sich geladen, heimsuchte. Auch Gottschalks Heeresgesindel, das etwas früher auf der Ebene von Belgrad unterlag und Petrus des Einsiedlers mit Walthers ohne Habe unbändige Schaaren, welche zu Helenopolis das Verderben ereilte, bewie-

*) Albert. Aquens. l. c. 11. Wilkens Gesch. der Kreuzzüge I S. 96.

sen durch ihre Thaten wie durch ihr Schicksal, daß in dem großesten Theil von ihnen nicht jener bessere Geist wohne und walte, der ein Geist der Zucht und Ordnung ist. Selbst jener abenteuerlich ritterliche Sinn der im Jahre 1101, da schon durch Gottfrieds von Bouillon und Balduins I. Heldenmuth mitten im Lande der Feinde ein Königreich Jerusalem begründet war, Tausende, selbst der edlen Frauen und Jungfrauen aus Deutschland und Frankreich, im Schutze der wackren Kämpfer unter Wilhelm von Nevers und Wilhelm von Poitou zur Wallfahrt nach dem heiligen Lande bewog, war noch nicht der rechte Geist des Christenglaubens und der Ordnung. Das blutige Loos der Schlachtopfer, das jene vorhin so ruhmigen Kämpfer am Halys traf und das noch elendere, welches den noch jugendlichen Frauen und Jungfrauen unter ihnen war Ida von Oesterreich) in der Türkischen Gefangenschaft begegnete, erscheint zum großen Theil als ein wohlverdientes *) und in Wilhelms von Poitou, des Troubadours Liedern, darinnen er klagt, als er dem Untergang entronnen wieder daheim war, seine und der Seinigen damaliges Schicksal besang, sprach sich fast nur jener Leichtsinn des Menschenherzens aus, der selbst durch schweres Leid nur auf kurze Zeit entmuthigt, nicht aber geheilt und gebessert wird **).

Und was Anders als dieser Leichtsinn, gepaart mit dem Hochmuth, der Herrschsucht und dem Geize des natürlichen Menschen war es, was die Thaten auch jener Kreuzfahrer deren Antlitz ein besserer gewesen, befleckte

*) M. v. Falcher Carnotens. histor. hierosol. c. 22; Wilken a. a. O. II. S. 140.

**) Wilken a. a. O. S. 139.

und sie hemmte, mitten auf dem Weg ihrer Siege. Kaum war die furchtbare Noth, welche das große Heer der Kreuzfahrer unter Gottfrieds von Bouillon Leitung auf ihrem Zuge durch Bithynien und Phrygien betroffen und in welcher fast die Hälfte der Streiter erlegen waren, vorüber, da ergab sich die noch gerettete Hälfte vor Antiochien, in der Trunkenheit des Leichtsinnes solchen Schwelgereien und Sinnenlasten, wie sie vormals nur das verdorbene Heidenthum geübt hatte *). Ein wüstes Feuer der Herrsucht und des Neides entzündete sich selbst in Balduins sonst ritterlich edlem Herzen, da er Boëmunds Banner, durch Tankreds kühne Hand auf die Mauern von Tarsus gepflanzt erblickte **), und solche verderbliche Aufwallungen des Hochmuthes und der Herrschsucht der Heerführer lähmten späterhin fast auf jedem Schritte den Fortgang der christlichen Waffen. Ernie drigender jedoch und Unheil brütender als selbst die Herrschsucht zeigte sich bei Tausenden von Gelegenheiten der Geiz der Waffenbrüder, wenn sie, nicht gewarnt durch das Unglück das bei solchem Anlaß schon so oft über ihre Schaaren gekommen war, immer nur zunächst der Beute gedachten und hierbei nicht selten das Schwert, statt gegen den noch unbesiegten Feind, gegen die Brüder selber wendeten. Die stets sich wiederholende Folge eines solchen Beginnens war die, daß der Feind, welcher dem Muth der Christen, so lange ihr Herz noch ungetheilt bei dem Kampfe für das Kreuz war, nicht zu widerstehen vermochte, sein Schwert zurückkehrte gegen die getheilten und hierdurch ohnmächtiger gewordnen Herzen, und die tödtete oder gefangen nahm, welche schon vorhin im

*) Ebend. I. S. 178. **) S. 161.

Geize todt oder schimpflich gefangen lagen. Hatte doch die Raubgier selbst der tapfren Templer dem christlichen Heere soll den Sieg entrissen und alle Früchte einer wie übermenschlichen Anstrengung und des vielen vergossenen Blutes der Kämpfer vernichtet und vergeblich gemacht, als im Jahre 1153 unter Baldwin III. die festen Mauern des so oft belagerten Askalons endlich gebrochen und nun der Eingang in die Stadt den tapfren Belagerern geöffnet war. Denn kaum die reiche Beute der Stadt nur ihm und seinen Rittern zu Theil wurde, hatte Bernhard der Großmeister alle Andre, die außer ihm und seiner Schaar durch die Bresche eindringen wollten, gewaltsam zurückstreben lassen, mußte jedoch, denn der edle Geist der vorhin den Sieg gab, war von ihm gewichen, alsbald der Uebermacht der Askalonites unterliegen *), und diese schlossen von neuem den Riß der Mauer, welche ohne eine Macht von oben, die über die Heiden eine unbegreifliche Furcht und Schrecken ausgoß, nie in die Hände der Christen gekommen wäre.

So hatte, dieß bezeugte später noch vielmehr der Fall von Ptolemais, des festen Bollwerkes der christlichen Streiter im Lande der Verheißung, selbst jene Orden, die wie es anfangs geschienen nicht sich selber und ihr Eigenes, sondern nur die Sache des Reiches Christi suchten, und die um dieser Sache willen in so mancher Schlacht ihr Leben dahingaben, jene geistige Seuche ergriffen der so viele Seelen der Menschen, die unter dem Panier des Kreuzes nach den heiligen Stätten zogen, unterlagen.

*) Die Zahl der tapferen und tapfren Besatzung der Stadt war zweimal starker als das Heer der Christen das ihre festen Mauern bekämpfte. Wilken III 2 S. 21

Die Pullanen, das heißt die unmittelbaren Nachkommen jener Helden, welche das geliebte Land mit ihrem Blute und tauſendfachen Muhen wiedergewonnen hatten, waren nach wenig Jahren ſo in Wolluſt und Dumpfheit der ſinnlichen Genuſſe entartet, daß nicht viel fehlte ſie waren den entarteten, treuloſen Byzantinern und andern Griechen des Orients an innrer Verdorbenheit gleich gekommen. Denn wie ſich gegen den armen, von den Griechen verrathenen Reſt von Conrads und Ludwigs VII. Kreuzesheer bei Attalia (im Jahr 1148) die Turken ungleich menſchlicher und milder benahmen als die Griechiſchen ſogenannten Chriſten (*); ſo erwieſen ſich auch ſpäter die „Ungläubigen“ öfters treuer, edler und brüderlich liebevoller gegen die fremden, ihnen feindſeligen Kreuzfahrer, als das niederträchtig feige, verkaufliche Volk der Pullanen, zu deſſen Beiſtand und Vertheidigung doch die Fremden gekommen waren. Und wohl dem Fränkiſchen Namen und der Ehre ſeiner Ritterſchaft, wenn die Kunde der Geſchichte nur von den Griechen und den Pullanen und nicht auch in Beziehung auf ihn es bekennen mußte, daß bei den Ungläubigen öfters jener Geiſt der Großmuth und Milde, welcher ſelbſt des beſiegten Feindes ſchont und der Hilfloſen ſich erbarmt; jener Geiſt der edlen Zucht und Ordnung, welcher mit Recht als eine der höchſten Gaben des Chriſtenglaubens geprieſen wird, mehr gewaltet hatte als bei den Verehrern des Kreuzes. Wie gewiß großer und hoher erſcheint Saladin als Richard Löwenherz (**), deſſen natürliche Tapferkeit mit Recht unſre Lieder preiſen. Sagt uns doch dieſe

(*) Wilken III. 1. S. 193.

(**) Wilken IV. S. 100 und anderwärts.

Geschichte ganzer Heere, wie die Geschichte der Einzelnen, in alter wie in neuer Zeit, daß der Besuch der heiligen Stätten, der ritterliche Kreuzeifer für das heilige Land das Herz an sich selber weder heilig noch gerecht mache. Denn selbst jener hochsinnige, tugendliche Held, Sigurd der Norwegische Königsohn, dessen christlicher Edelmuth, dessen sich selber vergessende Uneigennützigkeit, Demuth und Milde als hohes Vorbild den andren Kreuzfahrern leuchtete, versank, da er mit dem Lorbeer nicht nur der vielen Siege, sondern mit der Palme und Weihe des Besuches der heiligen Stätten in sein Land zurückkehrte, hier gar bald in den Abgrund der schnöden Wollust und der Laster [1]. Und so loderte sich noch vielmehr bei Andren die heilige Flamme, welche, so gewiß hoch sie gebrannt, dennoch nur durch sichtbar Vergängliches entzündet und genährt war, in qualmenden Rauch und Asche auf.

Wenn aber in ein Land, in welchem während der unerträglichen Schwüle des Sommers ein heerartiges Fieber sein Heerlager aufschlug und Tausende der Bewohner dahin raffte, plötzlich der erfrischende Sturmwind aus Norden hereinbricht, der die Luft reinigt und die Seuche verscheucht, oder wenn aber die wasserlose von der Hitze versengte Ebene endlich ein starker Regenstrom sich ergießt, da vergisset der einheimische Hirt so wie der hier verweilende Fremdling gern des gleichzeitigen Schadens den der Sturm wie der anschwellende Strom an den Bäumen und Feldern gethan, und gedenket mehr nur der Linderung der allgemeinen Noth des Landes, welche ein solches Ereigniß brachte. So vergleichet selbst das Buch der Bücher den Herr aus Gott, aus dem das

[1] Wilken II. 221.

Leben geboren wird, mit dem Sturmwinde, dessen Brausen der aufmerkende Sinn vernimmt auch ohne die Stätte zu kennen, von welcher er kommt und dahin er fahret. Ein Bewegen des Geistes der von oben kommt, gleich jenem des Sturmwindes der manche noch unzeitige Frucht und manches Blatt von den Bäumen reisset, ja ganze Wälder entwurzelt, ist dennoch in der Geschichte der Kreuzzüge sichtbar; das Bewegen einer Kraft, welche allen künftigen Geschlechtern nicht nur im Allgemeinen die Herrschermacht des Geistes im Menschen über die Elemente der vergänglichen Leiblichkeit, sondern die Verknüpfung dieser Macht mit einem Ewigen und Göttlichen bezeuget. Die leibliche Stärke und der persönliche Muth der Helden des Abendlandes waren es nicht, welche in den damaligen Völkern des Ostens jene Furcht und Schrecken aufregten, in deren Geleite oft zehn dieser Helden Hunderte der Feinde in die Flucht schlugen oder erlegten. Die Thaten Wickers des Schwaben, des Löwenwürgers, die riesige Stärke Gottfrieds und Balduins, wie der deutschen Ritter vor Iconium und des grauen Spanischen Ritters vor Tyrus *) und andre solche Züge konnten nur Bewunderung, nicht lang andauernde Furcht in den hinter unbezwingbaren Mauern gedeckten oder durch Tausende der Lanzen und Schilder geschützten Feinden erwecken. Hatten doch auch die Türken solche Stärke unter sich, wie denn namentlich jene Gefangene, welche dem Kreuzesheere bei der Belagerung von Jerusalem dienten, durch die eiserne Kraft mit der sie beim Tragen und Heben der Lasten so viel leisteten, als sonst vier andre

*) Wilken a. a. O. II. 35, 36, 108 und 111; IV. S. 122 und 226.

Mauer, das Staunen der Kreuzfahrer erregten. Auch nicht jene bewundernswürdig kühnen Unternehmungen der Ritter, dergleichen das von Balduin I. war, da er durch das Petraische Arabien bis nach Wadi Musa und bis in die Gegend des Sinai sein siegreiches Panier trug, konnten die innre Ruhe des Reiches der Sarazenen und Türken auf lange Zeit stören. Kühner noch und ungeheurer war selbst der abenteuerliche Zug, welchen Rainald von Chatillon noch in jenen Tagen begann, da die Macht der Christen in Syrien ihrer Auflösung ganz nahe war; jener Zug nach Ailah (Akaba) am rothen Meer, dann auf den fremden, von ihm erbeuteten Schiffen an die Küste von Aegypten und selbst von Arabien, um Mekka und Medina zu zerstören oder zu erobern. Aber diese That, wie die eines Rathwedigen der mit dem Stecken in einen wohlbevölkerten Bienenstock stößt, hatte nur die Wuth der Feinde heftiger gereizt, nicht ihren Muth erschüttert, und auf bemerkenswerthe Weise erfolgte wenig Monate nach dem mißlungenen Versuch einer Eroberung von Mekka und Medina, die von Jerusalem durch das Heer Saladins [1]. Auch solche Zeugnisse von der Gewalt des Geistes über den schon sterbenden Leib, wie das war, welches der zum Tod verwundete Isaacius der ältere vor Cremsum gab [2], konnten den Mitlebenden wie der Nachwelt nicht als etwas Höheres erscheinen denn die ähnliche That des sterbenden Sultans Muley Walid von Marocco. Das aber was von der Schaar der ausgehungerten Schatten eines ehemaligen Heeres in Antiochia, welches mitten in seinen Mauern, in der noch unverletzten Burg so wie außer den Mauern den Feind hatte, herausging, als

---

[1] Vgl. III 2. S. 222. 311. [2] Chron. II 607. 603.

dieselbe gegen das vielfach überlegene, wohlversorgte Heer des Korboga den Ausfall wagte, das war nicht der Sturm einer leiblichen Stärke und Tapferkeit, nicht ritterlicher Muth, der Alles wagt, sondern es war die Macht eines kindlich festen Vertrauens auf Gott, wie sie der Christenglaube dem Herzen giebt *). Denn mehr denn die Entdeckung der „heiligen Lanze" hatte das Wort des frommen Erzbischofes Ademar von Puy jene Begeisterung geweckt die über Alles siegt. Diese Begeisterung eines Glaubens der die Welt überwindet war es, welche, wie wir früher erwähnten, das wohlbefestigte und von einer überlegneren Schaar der streitbaren Männer vertheidigte Jerusalem, so wie so manche andre feste Stadt in die Gewalt der Christen brachte; sie war es, welche das fünfzehnmal größere Heer des Sultan Asdan in Gottfrieds und der Seinigen Hand gab **); welche zuerst Balduins I. stolzen Sinn selber, dann aber durch ihn das übermächtige Heer der Feinde bei Askalon demüthigte, den Sarazenen bei Joppe (im Jahr 1102) den Sieg entriß und drei Jahre hernach bei Rama die siebenmal stärkere Macht der Heiden brach. Und wer möchte die Kraft eines festen, treuen Christenglaubens verkennen, mit welcher der achtzehnjährige, von den Qualen seiner unheilbaren Krankheit ***) fast aufgelöste König Balduin IV., an der Spitze von 370 Geharnischten dem Heere Saladins, das außer den schwerer Bewaffneten 26000 leicht bewaffnete Reiter zählte, bei Ramla (am 25. Nov. 1177) entgegengieng und dieses schlug. Als damals der jugendliche Held, dessen Loos ein Leben der be-

*) Ebend. I. S. 219 u. f. **) II. S. 9 u. f.

***) Es war der Aussatz.

ständigen Schmerzen war, im Angesicht des unübersehbar weit ausgedehnten Lagers der Feinde von seinem Wagen stieg, vor dem heiligen Kreuz sich niederwarf und mit Gebet und Thränen die Hülfe von oben erflehte, da ergriff der Anblick die Streiter für das Kreuz mit solcher Macht, daß sie ein Treuem bis zum Tode beschwuren und diesem Gelübde gewärtig den Sieg errangen [1].

Wie dort den Jüngling, fast erstorbenen Leibes, und durch sein Beispiel die kleine Schaar seiner Streiter der Christenglaube mit der Kraft der Ueberwinder erfüllte, so that dasselbe unter vielen andren Fällen dieser Glaube an dem gottbegeisterten Greise, der Deutschlands höchsten Herrschertthron zierte: an dem fast siebenzigjährigen Friedrich Barbarossa. Dieser Sieger in so vielen Schlachten hatte keinen schwereren Kampf gekämpft, keinen herrlicheren Sieg errungen als den letzten seines Lebens, den Sieg bei Iconium, weil er in ihm, mehr denn in seinem ganzen Leben durch Wort wie durch die That den Namen Dessen verherrlichte für dessen Reich er jetzt kämpfte. Es ist eine andre, höhere Theilnahme als jene gewöhnliche, welche das Anhören oder Lesen der Kunde jenes schweren Heldenkampfes erregt, womit der Christ die Geschichte des Heereszuges Friedrichs durch das Land des Sultans von Iconien betrachtet. Als nach den unausgesetzten Kämpfen mit den mordgierigen Feinden und mit der Lebensgefahr der Gebirgswege von Laodicea bis jenseits Philomelium endlich auch noch mit erneuter Kraft der Mangel an allen Lebensmitteln hereinbrach, so daß viele der Besseren im Heere von Ermattung gelähmt Waffen und Habe den kräftigeren Genossen gaben und

[1] III 2 186.

am Boden liegend den Tod von Feindeshand erwarteten; als zu gleicher Zeit das furchtbar übermächtige Heer des Sultans sich zur Schlacht des nächsten Tages rüstete und aufstellte, da erwieß sich auch an der Schaar der fast zum Tode ermatteten, christlichen Kämpfer die Wahrheit jenes Spruches, daß der Mensch nicht vom Brod allein lebe und Stärkung empfange, sondern von einem jeglichen Worte das durch den Mund Gottes gehet. Es war der Tag der Pfingsten (3. Mai 1190); das Pilgerheer ruhete an einer wüsten Stätte, die nicht einmal Schatten, geschweige andre Linderung des Elendes darbot, da brach ihnen der fromme Bischof von Würzburg das Brod des Lebens. Als dieser mit freudigem Muthe jene Gnade pries, welche an diesem heiligen Tage der Gemeinde des Herrn die Gabe des heiligen Geistes verliehen, da erinnerte er zugleich daran, daß seit jenem Tage der beseligende Glaube am mächtigsten durch die Thaten der Blutzeugen und der Kämpfer, welche treu blieben bis zum Tode, festgegründet und verbreitet worden sey. Dieser Glaube ist es der die Schmerzen des Todes überwindet, zugleich aber auch jene Kraft giebt, in welcher Einer Tausend und Zweie zehn Tausend in die Flucht zu jagen vermögen, „darum (so sprach er) vertrauet auf den Herrn." Da nun auch der ergraute Kaiser Worte sprach, welche der Christenglaube der Menschenzunge leihet, da ergriff ein freudiger Geist alle die Besseren im Heere; wie die frölichen Gäste eines Fürstenmahles stimmten Alle ein Heldenlied in Schwäbischer Weise an. Der Kampf des andren Tages war keine eigentliche Schlacht zu nennen; er war das unwiderstehliche Hindurchbrechen eines tödtenden Blitzes durch die mauerdichten Heerschaaren der Feinde. Aber diese Mauer, wenn sie auch einen Riß bekom-

bekommen, war deshalb nicht niedergestürzt, und da am Abend des hart durchkämpften Tages zu den Beunruhigungen die der beständige Andrang der Turkomanen brachte, auch noch in der sandigen Wüste die fast unerträgliche Pein des Durstes kam, da wurden manche der Pilger so irre an Gott daß sie übergiengen zu den Heiden und den Glauben verläugneten. Nicht so der alte Kaiser und die, welche mit ihm gleiches Sinnes waren. Auch in unsrem Heere, so sprach er, mußte der Waizen gesichtet werden von der Spreu; jene Kinder des Verderbens mußten abfallen von uns, damit nicht durch sie der Segen unsrer Heerfahrt gehindert und vernichtet werde. Und als an einem der folgenden Tage das Heer der Christen zwar in etwas erquickt durch den Genuß eines sumpfigen Wassers, dabei aber noch aller Noth des Hungers dahingegeben war, und als nun der durch Glauben starke Kaiser auch den letzten Antrag des Sultans den Frieden wie den Markt der Lebensmittel um ein Lösegeld von dreihundert Zentnern Silbers zu gewähren, als seiner und der christlichen Ritterschaft des Kreuzes unwürdig zurückgewiesen hatte, da siegte dennoch über den fast allgemeinen Kleinmuth des Heeres der Muth der Helden, das wohlbefestigte Iconium nicht, wie Viele wollten, vorüberzugehen, sondern diese von andren Heeren der Kreuzfahrer vergeblich belagerte Stadt zu erobern. Was anders als der Christenglaube konnte einer Schaar der Halberstorbenen, die ohne alles Belagerungsgeräthe war, diesen Riesengedanken des Heldenmuthes eingeben und sein Gelingen möglich machen! Galt es da nicht, am Freitag, den 18ten Mai, ein Treuseyn bis zum Tode, da schon am Morgen die Herolde das Gebot verkündeten: daß jeder Pilger, der noch Lebensmittel besitze, mit seinem

Mitbruder, welcher deren nicht habe, ſie theilen möge, weil ſie am andern Tage ja alle gleich ſeyn wurden, entweder durch die Beute in Iconium oder durch die Palme der Sieger im Himmel. Ein Treuſeyn bis zum Tode, als der Kaiſer den kleinen Reſt der Ritterſchaaren, welcher nur noch aus Tauſend vollkommen gerüſteten und mit Roſſen verſehenen Männern beſtund, ſo theilte, daß die eine Hälfte, geführt von dem Herzog von Schwaben, Iconium in ſtürmiſcher Eile nehmen, die andren fünfhundert aber, an deren Spitze der alte, kaiſerliche Held ſelber war, den Kampf mit der ungeheuren Uebermacht des Feindesheeres beſtehen ſollte, ohne daß die eine Schaar um die andere ſich kummern, oder auch in der größten Noth ſie zur Hulfe rufen ſolle. Und als nun wirklich nicht allein durch ein unbegreifliches Wunder der Tapferkeit ſondern des chriſtlichen Glaubensmuthes Herzog Friedrich, zugleich mit den fliehenden Türken in die Stadt eingedrungen war, da galt es abermals bei der andern Hälfte der Schaar und bei ihrem Herrſcher ein treues Feſthalten an jener Hoffnung, welche nie zu ſchanden werden läſſet. Im ungleichen Kampfe mit den in unermeßlicher Zahl andringenden Feinden war der Arm der Ritter wie ihres Führers ermattet, ihr Muth faſt gebrochen, nur die Siegespalme der Martyrer ſchien nahe; ſchon hatten die Biſchöfe und Prieſter, der Schlachtbank ſich darbietend, die Stolen über ihre Schultern gelegt. Da rief der Kaiſer, angeweht von neuer Kraft der Begeiſtrung: „Was weilen wir hier und grämen uns; Chriſtus ſiegt, Chriſtus regiert, Chriſtus führet uns. Kommt, meine Heergeſellen die ihr aus dem (irdiſchen) Reiche der Heimath zoget, daß ihr mit eurem Blute das Reich des Himmels erlangtet" und er ſelber voran wie ein Löwe brach

in das Heer der Heiden ein, seine Ritter ihm nach über die Leichname der erschlagenen Feinde, bis in die Thore Iconiums.

Dieses that und vermochte der Glaube der Christen; Schwabenland, dies vermochte einer deiner Heiden in der Kraft jenes Glaubens, von welchem du dich nicht wie Etliche aus der Schaar deiner Pairer, am 14ten Mai 1190 durch die schwere Pein des Durstes nach Wasser sondern durch ein aus Trunkenheit erzeugtes Gelüste nach den Seifenblasen der Weltwirbeln willst abtrunnig machen lassen.

Aber auch der einfältige Glaube eines vereinsamten Pilgrimes dieser spateren Tage konnte bei dem Anblick des Kalykadnus, in der Ebene von Seleucia, oder des Feldes der Disteln und Dornen, im Osten des Thabor zwar nicht abtrunnig werden und fallen, doch fast straucheln oder erschrecken. War es nicht dort, am Kalykadnus, wo der Sieger bei Iconium, der Held, nicht blos der Schlachten sondern des Glaubens, Barbarossa seinen Lauf endete, wenige Tage nach dem durch seine Hand dem Reiche der Christen ein neues, grosses Heil aufgieng? Schon am 10ten Juni 1190 erlosch hier die Flamme des in keinem Kampfe bewegten Feuers, das wie die aufgehende Sonne dem gebeugten Lande einen neuen Tag zu bringen schien, in dem Wasser eines Bergstromes. Und da, am Fusse des Thabor, auf dem Felde bei Hittin, war schon einige Jahre früher die Palme des Sieges, die der Christenglaube unter Strömen des edelsten Heldenblutes im Lande der Verheissung aufgepflanzt hatte, wie durch einen Sturmwind entwurzelt und dahingerafft worden. Was wollte dieser richterliche Ernst, was wollte die allvernichtende Strenge bei einem Werke,

das wenigstens im Glauben begonnen, wenn auch nicht in der Weise jenes Glaubens dessen erste Früchte Demuth und Liebe sind, fortgeführt war?

Man erzählt von einer Schaar von Schiffbrüchigen, welche schon im Anblick des heimathlichen Hafens ein Sturm ergriff, der das Fahrzeug zertrümmerte und den mit Noth Geretteten nur das nackte Leben ließ. Während die andren Alle jammerten und klagten, weil sie den mühsamen Erwerb der ganzen Fahrt und langen Arbeit der Reise verloren hatten, blieb nur Einer unter ihnen, ein Jüngling, ruhig und fröhlich. Der Zweck meiner Fahrt, so sprach er, war es, von einem weisen Manne des fernen Landes ein sichres Heilmittel zu erfahren gegen die lange, schmerzliche Krankheit meiner Mutter; diese Gabe ist mir geworden, und sie ist mir nicht zugleich mit den Waffen, Kleidern und andren Gütern im Meere versunken, denn ich trage die Kunde des Heilmittels für die kranke Mutter in mir. — Auch der scheinbar vergebliche Kampf der abendländischen Christenkirche um die äußere Weihe, die an geheiligter, sichtbarer Stätte empfangen werden sollte, hatte in ihren Gliedern die Kraft einer innren Weihe geweckt, die an unsichtbarer Stätte ruhet. Wie im Wasser des Jordans, das ein Pilgrim aus dem heiligen Land brachte, der neugeborne, künftige Herrscher eines Landes; so ward in dem Feuer, das die Kreuzzüge entzündet, der Geist jener neuen Zeit getauft, welche seitdem über dem Occident aufgieng. Die Begeistrung welche den Heldenlauf nach einer äußren Palme des Sieges zu dem Lande des Aufganges gelenkt, blieb in den Völkern des Abendlandes wach und erhub da ihr Auge nach einem andren, überall nahen, ewigen Osten. Ihre Stimme, eben so mächtig als Gottfrieds und Bal-

dums und Barbaroſſa's Schlachtruf, wird nicht nur in Dantes Geſängen vernommen; das Wehen ihres Panieres wird nicht nur in Cimabue's und Giotto's Meiſterwerken bemerkt: ſondern ihr Bewegen drang bis in die innerſten Tiefen des Reiches des Geiſtes, bis zu dem Quell des Lebens, das aus dem Glauben kommt. Wenn auch ſeit der Schlacht von Hittin die Schluſſel zu jenem Jeruſalem, welches irdiſch und ſichtbar iſt, verloren giengen und die faſt ſichere Hoffnung, ſie wieder zu gewinnen mit Barbaroſſa am Kalykadnus dahin war, ſo behielt doch das chriſtliche Abendland die Schluſſel und das Herrſcherrecht für ein andres höheres Reich, für jenes des geiſtigen Erkennens und Strebens, welches keine rohe, leibliche Uebermacht ſeitdem ihm zu entreiſſen vermochte. Denn das Banner dieſer Macht iſt mit dem Wort vom Leben zugleich ausgegangen aus dem Abendlande nicht nur bis zum Thabor und Hermon und Oelberg, ſondern bis zu den fernſten Enden des Oſtens und Weſtens; die Chriſtenheit des Abendlandes mit jener der Morgenländer verglichen erſcheint noch immer, in all' ihrem ſelbſt verſchuldeten Elend als eine wachende und lebende, gegen eine ſchlafende oder erſtorbene. Der junge Adler, wenn ihm auch die Hirten des Feldes die Beute ſeines erſten Ausfluges entriſſen, hat doch ſeitdem den Gebrauch der Schwingen zum weiten Ausflug über Meer und Länder gelernt.

Eine kindlich fromme Sage, die ſich in der Geſchichte der Kreuzzüge ſtets wiederholt, erzählt von Erſcheinungen einer Schaar von weißen Rittern; himmliſcher Streiter, welche aus der oberen Welt des Sieges und der Kraft dem Heere der chriſtlichen Kämpfer dann zu Hulfe kamen und ſeine ſinkende Kraft von neuem belebten und ſtarkten, wenn die Noth am größeſten war, ja wenn

der Untergang unvermeidlich schien *). In dieser lieblichen Sage spricht sich der Glaube aus an einen Bund der Seelen, welche hinübergiengen zu der Stätte des ewigen Friedens, mit jenen, die noch auf dem mühevollen Pilgerwege nach jener oberen Heimath sind. Es giebt Mächte der oberen Welt, welche für das Reich wirken und streiten, wie Mächte der unteren; es giebt eine Gemeinschaft der Heiligen deren lebende Glieder nicht Alle das vergängliche Leben des Fleisches leben. Der Tod wie das Unterliegen auf einer niedreren Stufe des Seyns, wird zu einem Aufleben und einem Siege in dem höheren Reiche; der sterbende Glaubensheld weckte nicht nur oftes durch sein Sterben in den Seelen seiner Mörder ein neues, höheres Leben, sondern in dem Augenblick wo ihn das Schwert der Feinde aus dem Dienst eines sichtbaren Banners der Streiter für das Reich hinwegriß, trat er in die Reihen der Streiter, die unter dem Schirm eines unsichtbaren Banners ohne Aufhören Triumphe feiern. Welche große Zahl der vollwichtigen Garben aus der Mitte des Unkrautes, zur Zeit der Kreuzzüge in die ewigen Scheuren gesammlet wurden, das soll uns einst der große Tag der Erndte lehren. Der Glaube welcher nicht nur für das eigne Leben, sondern für das Leben Aller ringt, welche Glieder sind an dem einem, lebendigen Haupte, hat auch damals die Keime einer Palme in den mit Blut befruchteten Grund gelegt, deren eigentliche Wurzel, umgekehrt wie die Gewächse der Sichtbarkeit nicht in dem irdischen Boden, sondern in dem Reiche der oberen, himmlischen Kräfte stehet, während die Zweige,

*) Wilken Gesch. der Kreuzzüge I. S. 223. 291; IV, S. 121 u. f.

mit ihren Blättern, die zur Gesundheit der Heiden dienen, hinaus ragen in das Reich des leiblich-sichtbaren Lebens.

Wem sollte nicht gerade hier auf dem Berg der Berge, auf dem Gipfel des Thabor der Gedanke an ein beständiges Nahesein des Himmlischen und Göttlichen bei dem Leben der Mühe und der Grabstätten, sich aufdrängen? Moses und Elias, in ihrer Mitte Er selber welcher eher war denn beide, lassen da noch fortwährend einen Strahl jenes Entzückens auf die Seele, auch des ärmsten Jüngers fallen, das hier an dieser Stätte einst Petrum und Johannem und Jacobum ergriff; die Stimme aus der Wolke: „den sollt ihr hören" bezeugt sich da noch immer durch unsre Bewegungen und Kräfte, welche in das selige Seyn der Ewigkeit hinüberragen.

„Ja, hier ist gut seyn" so rief auch der Mund noch einmal aus, als das Auge von einem Ende des hehren Gesichtskreises: von Judäas bis zu des Libanons, von Gileads bis zu des Carmels Höhen sich ergangen hatte, und des Sehens nimmer satt den Lauf immer von neuem begann und fortführte. Mich wandelte ein Sehnen an, mit dem einsamen Syrischen Christen nicht bloß noch Stunden, sondern Tage und Wochen auf dem Berge zu bleiben.

Von Zeit zu Zeit aus der weiteren Aussicht zurückkehrend, besahen wir uns auch das, was hier näher vor Augen und zu unsern Füßen lag. Diese Mauern, die noch jetzt in bedeutender Stärke eine Schutzwehr des steilen Abhanges bilden, mögen wohl noch zum Theil ein Rest der Befestigungswerke sein, welche Josephus, der Geschichtsschreiber, im Kampfe für sein Volk, hier, am Itabyrion gegen die Macht der Römer anlegte und in

vierzig Tagen vollendete. Ein Werk der geſegneten Hand die in Paläſtina überall „Erbauung" zu ſtiften bemüht war, die Kirche der drei Apoſtel Petrus, Johannes und Jacobus erſtund ſchon in den Zeiten der Kaiſerin Helena auf dem Thaber und damals hatte ſich um dieſen Tempel eine kleine von Chriſten bewohnte Stadt angebaut. Mönche aus dem Griechiſchen Orden der Baſilianer hauſten ſpäter in dem Kloſter des heiligen Elias; Mönche aus Clugny begründeten das Kloſter der Abendländiſchen Chriſten. Die Letzteren hatten ihr Haus der Höhe nur wenige Jahre bewohnt als im Jahr 1113 auf das Gebot des Sultans von Damaskus ein Heer der Sarazenen ins Land kam, das ſeine Gräuel der Verwüſtung auch über den Berg der Verklärung ausſchuttete, deſſen Kloſter es verheerte und die Mönche ermordete. Vier und ſiebenzig Jahre nachher, im Jahr 1187, drei Tage vor der unglücklichen Schlacht von Hittin ward dieſer hehre Thabor mit dem Nachbarlande zugleich zu einem unheildrohenden Vorzeichen für das Reich der Chriſten, denn auch ſeine Friedenswohnungen hatte damals die Mordfackel der Feinde entzündet. Dennoch war die Wetterwolke die ſich im Frühling (Avril) des Jahres 1263 am Thaber aufzog noch ungleich furchtbarer als die, welche der edle Held Saladin über das Land führte. Denn damals ließ Sultan Bibar, dem jede Schonung aus Edelmuth fern war, die ſchöne Kirche auf dem Thaber, gleich jenen zu Nazareth und zu Cabula von Grund aus zerſtören und bald nachher erhub ſich der Wüthrich mit ſeinem Heer vom Fuße dieſes Berges, wo für einige Zeit ſein Lager war, und erfüllte das Land bis zum Ufer des Meeres mit Strömen des unſchuldig vergoſſenen Blutes der Chriſten, wie mit Flammen und Trümmern der Städte und Dörfer. Sei-

dem hat der Glaube der Christen ferner keine Tempel von Menschenhänden gemacht und keine Wohnungen der Andacht auf dem Thabor begründet, nur jährlich einmal versammlet sich ein kleines Häuflein der Lateinischen Christen zu dem Gottesdienste, welchen die Franziskaner aus Bethlehem in einer Felsenhole halten, die sie zur Kapelle geweiht haben; einige hundert Schritte von da begehen, in größerer Schaar, die Griechischen Christen des Landes das Fest der Verklarung.

Wir hatten uns fast fünf Stunden auf dem Gipfel des heiligen Berges verweilt; sie waren uns vergangen wie fünf Minuten. Der Syrische Christ hatte meine Gefährten zu einer Art von natürlicher Cisterne: einer Eintiefung im Felsen geführt, deren Wasserspiegel (denn wir hatten nichts zum Schöpfen) nur durch einen kühnen Sprung zu erreichen war. Durch das Feld des verwilderten Roggen (wenigstens herrscht diese Getraideart hier wie in einigen Stellen der Ebene Esdraelon an Menge über den Bartwaizen vor) und die Gebüsche des blühenden Storax, die Hände erfüllt mit Sträußen der Blut-Zimmerelle und andrer, seltnerer Pflanzen des Landes zogen wir fröhlichen Herzens wieder hinunter nach Daburah, aus dessen von Bienen wie von Raben (die da ihren Stall haben) bewohnten Felsenholen auch noch für uns heute die Segnungen des gelobten Landes, Milch und Honig flossen. Die christliche Sage des Landes will, daß hier bei Daburah die Stätte gewesen sey an welcher der Herr als er mit den drei zu Zeugen erwählten Jüngern vom Berge wieder hinabstieg, das Gedränge des Volkes um die andren hier zurückgebliebenen Jünger versammelt fand, unter ihnen den Vater mit dem mondsüchtigen Sohne.

dessen Leiden der noch schwache Glaube der Apostel nicht zu überwinden vermocht hatte.

Ich machte, mit einem der jungen Freunde (mit Herrn Franz) auch den Heimweg nach Nazareth wieder zu Fuße, und wir kamen früher zum Ziele als die auf Maulthieren reitenden Gefährten. Wen sollten die Stunden eines Frühlingstages, zugebracht auf dem Thabor, nicht verjüngen und anziehen, nach seinem Maße, mit Kräften des Adlers, „der wieder jung wird." Auch nach dem Abendessen ergiengen wir uns noch gemeinsam beim hellen Schein des Mondes, der fast voll war, im blumenreichen Thale von Nazareth, am Brunnen der Maria. Zwar erinnert in diesem Städtlein noch immer die kleine Moschee mit dem Minaret, der neben ihr wie ein dürrer Stab emporraget, an die Herrschaft des Islams, doch ist diese in unsern Tagen eine ungleich mildere und leichtetere geworden als sie in den Zeiten der früheren Reisenden war. Der Christ wandelt jetzt bei Tage wie bei Nacht mit Sicherheit in einer Gegend, deren Bewohner ihrer vorherrschenden Zahl nach Genossen oder Mitbekenner seines Glaubens sind und auch die hiesigen (wenigen) Mohamedaner leben in gutem Einverständniß mit den Christen.

Es sollte in diesem Lande jeder Tag für uns ein neues Fest werden, auch der Donnerstag (29ste April), an welchem wir die Reise nach dem majestätischen Carmel antraten, ward uns ein solches Fest. Wir verließen Nazareth eine halbe Stunde nach sechs Uhr, unser Führer war heute der freundliche Pater Paulo, ein Italiener. Der Weg führte uns an dem Abhange des Bergkessels, der das Thal von Nazareth im Westen umschließet, hinan; nach einer halben Stunde öffnete sich uns die herr-

liche Aussicht in ein andres Thal, in dem wir das, mitten unter seinen Ruinen noch sehr stattlich erscheinende Japhia (Japha) zu unsrer Linken erblickten, bei welchem einzelne Palmen sich erheben. Die hiesigen Christen nennen es St. Giacomo (St. Jacob) weil nach der unter ihnen herrschenden Sage hier der Apostel Jacobus geboren ward. Japhia war noch in den letzten Zeiten des jüdischen Reiches ein so ansehnlicher Ort, daß Josephus der Historiker und Feldherr mit Sorgfalt auf seine Befestigung Bedacht nahm und daß bei der Eroberung der Stadt unter Vespasian 15000 Juden, als Vertheidiger derselben ihren Tod fanden. Näher nach unserm Weg heran zeigte sich ein Dorfstein das unser Führer uns Malbey benannte (wahrscheinlich Magdel). Von dem nordwestlichen Vorgrund dieses Thales, an welchem er sich hinzieht, steigt der Weg auf eine noch bedeutendere Höhe hinan als die zwischen Nazareth und St. Jacob gelegene ist; nach unsern barometrischen Messungen erreicht dieselbe an dem Punkte den der Weg berührt 1500 Fuß über dem Meeresspiegel. Von hier an ritten wir in ein enges Thal hinab, dessen Vergabhänge von Gebüsch und Bäumen bekleidet waren, dessen Grund voll der mannichfaltigsten Gewächse grünte und blühete. Auf dieser zeigten sich vor allem auf den Blüthen des Cardous leucographus die smaragdgrünen Cetonien mit glührothem Halse (Cetonia ignicollis) in Menge. Auch eine große Schlange, wie es schien vom Geschlecht der Schlinger (Eryx), ward gesehen; der gute Pater Giulio, der sie für giftig hielt, wehrte meine jungen Freunde von ihrem Fange ab. Wir traten jetzt abermals in jenes Gebirge ein, das durch seine Felsbildung noch Zeugniß giebt von dem wüsten Vulkanischen Zustande, aus welchem es im

Strahle des Segens, von welchem Alles Gedeihen kommt, von neuem werden konnte. Felder voller Getraide und Hulsengewachse, auch Baumwolle, sie alle nur nachlassig gepflegt, kunden durch den uppigen Wuchs ihrer Pflanzungen den reichen Ertrag an; kleine Bachlein und Wassergraben durchziehen das grunende Gefilde, das verhaltnissmassig mit vielen Ortschaften bebaut ist. In einem Dorfe (Geida?) das statt der Mauern die natürliche Schutzwehr der stachlichen Opuntienfeigen umgiebt, hielten wir an, um uns an dem Frubstuck der sauren Milch zu erquicken. Es sah vor und in den Hausern so staubig und schmutzig aus, dass wir uns nicht entschliessen konnten einen Fuss auf den Boden zu setzen; wir genossen unsren Labetrunk auf dem Sattel sitzend. Deste wehler wurde es uns da wir jenseit der Felder von Geida, das auf einem niedrigen Hugel liegt, wieder hinabkamen in das fruchtbare Gefilde und noch mehr da wir aus diesem hinansliegen auf den grünenden Hohenzug, der von Ost gegen West durch das Land streicht. Gegen den Carmel, mit dessen Richtung die seinige fast einen rechten Winkel bildet, ist dieser Hugelrucken der jungeren Anschwemmungen freilich nur sehr niedrig; gegen die Ebene der Meereskuste aber so bedeutend, dass sich auf seiner Hohe eine unvergleichlich schone Aussicht eroffnet. Das Meer nordwarts von Kaipha erscheint hier so nahe, dass wir wähnten wir würden es schon gegen Mittag erreichen, später fanden wir jedoch dass der Taglauf von Nazareth nach Kaipha auf der Hohe von Tell Scheik Berak noch nicht einmal halb vollendet war, denn wir hatten bis hieher, mit dem kurzen Aufenthalt in Geida nur 3½ Stunden Zeit gebraucht; von der Hohe aber durch die Ebene des Kuen bis nach Kaipha dehnte sich der Weg,

allerdings durch viele Krümmungen, welche der Lauf des Waßers nöthig machte, noch über fünf Stunden aus.

Ein Wald der Eichen, welche freilich nicht so dicht stehen wie in den heimathlichen Wäldern, und die von ungleich niedrigerem Wuchse sind als die Edel- und Steineiche des deutschen Vaterlandes *), gewährt manchem Vogel einen bequemen Wohnsitz. In ganz besonderer Menge sahen wir hier die Mandelkrähe (Coracias garrula) deren blauliches Gefieder, wenn sie in den Zweigen der Bäume ruhete oder über den Hügel flog, im Widerstehen der Sonne einen angenehmeren Eindruck auf's Auge als das Geschrei der Alten und Jungen auf die Ohren machte.

Da lag denn die grasige Ebene des Kison und jenseits derselben der vielgipflichte, von hundertfaltigen größeren wie kleineren Schluchten durchzogene Carmel vor uns. Dieser ist nicht so kahl wie die Gebirge von Judäa, sondern an vielen Stellen von dichtem Gebüsch und Bäumen bedeckt, dabei reich an Quellen. Aber selbst in diesem Gewand des Lieblichen und der Fülle erregt dieser majestätische Berg durch seine Klüfte, Höhlen und Felsenzinnen in dem Wandrer, der ihn zum ersten Male sieht, ein Gefühl in welchen sich Bewunderung und Furcht vermischen. Es ist als hätten sich durch diese unzähligen Spalten Kräfte und Mächte der dunklen Tiefe den Weg heraus ans Tageslicht gebrochen; ein ganzes Heer der Feinde wie der Schrecknisse der Natur vermochte in diesen Felsenklüften sich zu verbergen. In andrer Weise zwar als der Sinai konnte auch gleich diesem der Carmel sich zu

*) Es ist meist Quercus Aegilops (die Valonia Eiche), hin und wieder auch Qu. robur.

einem Aufenthalt ſolcher Einſamen eignen, welche an ſich und Andren das Werk des innren Lebens mit „Furcht und Zittern" ſchaffen. Der merkwürdige Berg ſpricht, ſtatt in Worten, in der Zeichenſprache ſeiner Geſtaltungen den Inhalt des alten Liedes aus „Mitten wir im Leben ſind von dem Tod umfangen."

Unten im Thale des Kiſon weideten mehrere anſehnliche Heerden des Viehes; der Stier iſt hier von ungleich bedeutenderer Größe und Stärke als in Judäa. Der Weg, welchen Anfangs unſere Mucker durch das hohe Gras einſchlugen, zeigte ſich wegen des tiefen Sumpfes zu dem er uns führte, in dieſer Jahreszeit noch ungangbar; weiter hinabwärts ſetzten wir ohne Schwierigkeit über den Kiſon, der hier kaum vierzig Fuß Breite und dabei doch nur eine Tiefe von drei bis vier Fuß hat, ſo daß das Waſſer unſern Maulthieren nur an den halben Leib gieng. Wir nahmen jetzt den Weg ganz nahe am Fuß des Carmel hin. Da, wo ein ſtarker Quell des reinen klaren Waſſers wie ein Bach aus dem Felſen hervordringt, iſt die Stätte, an welcher Elias „der Eiferer um den Namen und die Ehre Jehovahs" die Baalspfaffen ſchlachtete; weiter am Berge hinan, in einer grünenden Schlucht wird die Stätte gezeigt, wo nach der Sage des Landes jener Altar des Herrn ſtund, der zerbrochen war und den Elias heilte; nicht weit davon die Stätte des andern Altares der durch König und Volk dem Baal geweiht war. Ein Nachhall jenes richterlichen Ernſtes, der einſt am Sinai mitten unter die Tanzenden um das goldne Kalb trat, wird, wie ein Donner im Gebirge auch in der Geſchichte des Carmel vernommen. Möchten doch hieher treten und ſchauen alle Die, deren Gott Baal, das große Licht, weder Feuer noch Leben

hat, möchten sie es versuchen und anrufen den Namen Baals von Morgen an bis an den Mittag und um den Altar hinken den man gemacht hat; möchten sie, wenn sie erfahren daß da keine Stimme ist nach Antwort, zu ihrem Gott welcher meditirt (dichtet) *) noch lauter rufen und mit Steinen sich ritzen oder auch als Hellseher weissagen bis zur Zeit des nahen Abendes. Möchte es aber auch dann, wenn sie Baals Kraft recht kennen lernten, ihnen, seinen Priestern, eben so wie allem Volke vergönnt seyn daß sie hinzugerufen wurden zu dem Altar, bei welchem sie erfahren daß Er, der Herr, Gott ist, und bei welchem ihr Herz wieder zurückgewendet wurde zu Ihm. Denn sehe, ob auch in den Zeiten des Ahab Elias noch allein übrig war ein Prophet des Herrn, und der Propheten des Baal waren vierhundert und funfzig, jener der Hierte aber verhundert Mann, dennoch bekannte Er, der Gott Abrahams, Isaaks und Israëls sich zu der Hoffnung und dem Vertrauen dieses einsam Zurückgebliebenen; die Antwort auf die Stimme des Glaubens, die nicht zu menschlichen Wesen, sondern zu Ihm, dem lebendigen Gott gen Himmel schrie, war ein Feuer welches das Brandopfer des Altars wie alle Herzen des Volkes entzündete; ein Feuer das weder Baal, der Gott des Dichtens noch der des Meditirens zu geben vermag.

Da waren wir denn endlich, freilich um mehrere Stunden später als uns die Aussicht vom Tell Schech Beraik es zu verheißen geschienen hatte, in Kaypha, der Ansiedlung am Ufer des Meeres, am westlichen Fuße des Carmel, auf dessen Abhange das Kloster der Carmeliten schon von ferne her schönes Obdach und gastliche

*) 1. Kön. 18. V. 27.

Aufnahme verheißet. Der abendländiſche Fremdling erkennt in dieſem ſchmutzigen, armſeligen, allerdings noch unmauerten Oertlein kaum noch die Spuren jener für die fränkiſchen Chriſten ſo wichtigen Feſte, welche der edle Tankred, in Geſellſchaft des Löwenwürgers Wicker aus Schwaben im Jahr 1100 mit ſo kraftigem Anlauf erobern mußte. Es ward dieſes glückliche Ereigniß den chriſtlichen Kämpfern, gerade in der Zeit, in welcher die Nachricht von Gottfrieds von Bouillon Tode ſie tief gebeugt hatte, zur beſondren Stärkung; in unſren Tagen wäre das Hinwegnehmen dieſes Oertleins von ſo geringer Bedeutung, daß es kaum für den Verluſt eines einzelnen Kriegsſchiffes entſchädigen könnte. Wenn Kaipha derſelbe Ort iſt, den uns Hieronymus in ſeinem Onomaſtikon bei der Erläutrung des Wortes Japhet nennt, dann würde daſſelbe aber ſo wie Jaffa oder Joppe an jene alte Sage erinnern, daß Japhet, der Sohn Noahs hier, in dieſer Gegend der Küſte Wohnungen für die Seinen begründete; wurde doch Joppe, eine der Nachbarinnen von Kaipha, ſelbſt von den heidniſchen Schriftſtellern für älter gehalten als die Zeit der großen allgemeinen Fluth *). Wir laſſen dem freilich anſehnlicheren Jaffa ſo wie dem unanſehnlichen Kaipha ſehr gerne jeden Ruhm der Alterthümlichkeit, den, vielleicht mit Recht, jede wohl gelegne Küſtenſtadt dieſes Landſtriches ſich zueignen könnte, bekennen aber zugleich daß auf uns dieſes Jüdiſche Gaba und Griechiſche Porphyreen, ſo gut auch noch ſein Hafen und ſo viel beſſer gelegen als ſelbſt der von Akko (Ptolemais) er ſeyn möge, nur den Ein-

*) Pomp. Mel. l. II. Plin. h. n. V, 13

Eindruck einer zerriſſenen, von Würmern und Motten zerfreſſenen Ritterfahne machte, dergleichen man als vormaliges Siegeszeichen in mancher unſrer alten, heimathlichen Kirchen aufgepflanzt ſieht.

Da wir uns hier zum erſten Male, ſeit langer Zeit, wieder in einer Kuſtenſtadt ſahen, die mit den Europäiſchen Seeſtadten in fortwahrendem Verkehr ſteht, da wir uberdieß ſchon im Turkiſchen Bazar Engliſchen und Italieniſchen Seeleuten begegneten, welche dort in und auſſer den Kaffeehauſern ſich herumtrieben, hofften wir etwas vorelig in Kaifa alle Mittel zur anſtandig Europaiſchen Befriedigung des Hungers und Durſtes zu finden, die uns weniger um unſert- als um des freundlichen Padre Giulio willen erwunſcht geweſen waren. Der Grieche aber, bei dem wir in der Nahe des Arſenals (?) einkehrten bot uns ſtatt des Weines ein aus verdorbenem Traubenſaft und mancherlei Zuſatz bereitetes Getränk, dabei zur Speiſe ſanlich ſchon von ferne riechende, noch ubler aber in der Nahe ſchmeckende geſalzene Fiſche und eine Art von Kaſe dar, bei welcher es ungewiß erſchien ob ſie zu den uralten, merkwurdigen Verſteinerungen des Carmel gehore, oder ein, ſeit den Zeiten der Menſchen bereitetes Ding ſey.

Der Weg nach dem Kloſter am Carmel, unter deſſen Dache, ſobald wir Kaifa geſehen hatten, wir nach dem Rathe des Padre Giulio die Nachtherberge zu ſuchen beſchloſſen, iſt auf Europaiſche Weiſe zum Aufſteigen erleichtert, und fahrt ziemlich bequem am Abhange des Berges hinan. Zur Linken hat man die ofters von Hohlen durchzogene Felſenwand des Meeres, zur Rechten die herrliche Ausſicht nach der Kiſonsmundung und nach dem

uns heimathlich anſprechenden, darum ſehr lieben, Mittelmeer.

Wer ſollte nicht überraſcht werden, wenn er da, am Abhange des majeſtätiſch-erſchrecklichen Carmels das überaus ſchöne neue Kloſter der gaſtfreien Mönche ſieht, und noch mehr, wenn er in ſein Innres hineintritt. Freilich hat ſchon von ſelber, hier an ſeinem weſtlichen Abhange nach dem Meere hin, der hehre Berg alle Mienen des richterlichen Ernſtes abgelegt; er erſcheint daſelbſt wie ein vormals furchtbares Schwert, deſſen Eiſen durch die Hand des Friedens in nutzbare Hacke und Pflug umgewandelt wurde; aber bei alle dem hätten wir in der vor wenig Jahren noch ſo armen Behauſung der Carmeliter keine ſolche heimathlich bequeme und vornehme Einrichtung erwartet, als wir da wirklich verfanden. Das neue Kloſtergebäude, damals, wo wir es ſahen, noch nicht ganz vollendet, gleicht einem jener reichen, zu ähnlichem Zweck beſtimmten Gebäuden, dergleichen ſonſt in unſerm deutſchen Vaterlande ſo viele waren; es erinnert an irgend eines jener nun verlaſſenen Klöſter, wie Banz, wie Trieſenſtein, wie Pellingen geweſen ſind. Dieſer äußre Wohlſtand iſt nicht durch große Geſchenke aus dem Abendlande, oder durch bedeutende Fonds, die etwa das noch immer nicht ſehr reiche Kloſter beſaße, begründet worden, ſondern vor allem durch die kluge Anwendung, welche der treffliche, haushälteriſche, geiſtvolle Padre Matteo eine Reihe von Jahren hindurch von den auswärtigen Gaben, ſo wie von den Vergünſtigungen machte, die Ibrahim Paſcha den Mönchen gewährte. Ein Saal, wie in einer unſrer gefürſteten Abteien, Zimmer, die auch für anſpruchsreichere Gäſte aus den höheren Ständen nichts zu wünſchen übrig laſſen, dabei eine Ruhe, welche die Fülle

der Naturerzeugnisse die das benachbarte Meer und das fruchtbare Thal alltaglich darbieten, aufs Beste zu benutzen weiß, sind Vorzuge des Klosters auf dem Carmel, worin kein andres Kloster von Syrien ihm gleichkommt, und welche schon manchen reichen Gast aus England und Frankreich hieher gezogen haben. In der That, ich wußte keinen Ort, den ich Reisenden, welche aus den gemäßigteren oder nordlicheren Gegenden von Europa nach Palastina kommen, so vorzugsweise zu ihrem ersten Aufenthaltsorte empfehlen mochte als das Kloster am Carmel. Seine Lage, in mäßiger, freier Hohe, welche der kuhle Luftstrom vom Hochgebirge des Libanon und Antilibanon auch in der heißen Zeit des Sommers, abwechselnd mit dem erfrischenden Seewinde beinaht, das reiche Grun der neuen Anlagen und die Vortrefflichkeit des Wassers macht diese schone Pilgerherberge der Lateinischen Christen so gesund, daß man selten, auch in den Jahreszeiten der bosartigen Fieber, von Unpaßlichkeiten der Bewohner des Carmels hort. Ja die Kranken aus der sumpfreichen Ebene genesen und erholen sich bald wieder, wenn sie auf einige Zeit auf die Hohe des Carmel ziehen, welche außer den andren Vortheilen, wodurch sie zu einem Pflegehaus sich eignet, auch den gewahrt, daß sie ein Gewurzgarten oder eine Apotheke der Natur ist, dergleichen wenig andre gefunden werden. Denn die Flora des Carmels ist eine der reichsten und mannichfaltigsten, welche in diesen Gegenden verkommt, weil sie die Formen des Gebirges mit jenen der Thaler und des Meeresstrandes vereint *) und eben so regt sich in dieser viel-

*) Um hier nur einige Namen von Pflanzen zu geben, die in der Landschaft des Carmel den Durchreisenden, von der

artigen Blumenwelt eine ſolche Menge der ſeltneren, buntfarbigen Inſekten, daß der Sammler hier ein ganzes Jahr hindurch eine reichlich lohnende, anmuthige Beſchäftigung finden würde.

Das Kloſter des Carmel liegt nach unſern barometriſchen Meſſungen nur 582 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres, am nordweſtlichen Abhange des Berges, der ſich von dort an vielleicht noch einmal ſo hoch, bis an 1200 Fuß und darüber erheben mag. Die Ausſicht iſt nur gegen Südoſt und Oſten durch die vorſtehende Höhe beſchränkt; nach Norden und Nordoſten zeigen ſich die ſchneebedeckten Gipfel des Libanon und Antilibanon, nach Weſten hat man das Mittelmeer, in Süden die Ebene

---

Küſte und dem Kiſon an bis zu den Höhen der Kalkgebirge ins Auge fielen erwähnen wir: Aegilops ovata, Agrostis alba, Alopecurus creticus, Aristida pumila, Avena hirsuta, Bromus lanuginosus und rubens; Cynodon dactylon, Festuca rigida und pungens, Polypogon monspeliens, Saccharum aegyptiacum, Serapias lingua, Juniperus Oxycedrus, Statice aristata; Ruphthalmum graveolens, Gnaphalium sanguineum, Carduus leucographus, Centaurea calcitrapoides und pumila; Phlomis herba venti, Teucrium Chamaedrys und orientale, Marrubium acetabulosum, Moluccella laevis, Salvia syriaca, Acanthus spinosus; Convolvulus hirsutus; Physalis somnifera; Onosma syriacum; Ammi copticum, Cachrys Libanotis; Anethum graveolens; Delphinium incanum und peregrinum; Chelidonium Glaucium; Cucumis Prophetarum; Tamarix gallica?, Anabasis spinosissima, Salsola kali, Atriplex halimus; Dianthus monadelphus; Euphorbia aleppica und malacophylla, Ricinus palma Christi; Ononis vaginalis, Hedysarum Alhagbi u. a. m.

der Meeresküste bei Akkut und gegen das Gefilde von Cäsarea hin vor Augen. Am anziehendsten ist der Anblick der Bucht, die sich gegen Akre (Ptolemais) hinzieht und jener der grünenden, fruchtbaren Abhange des Libanon welche weiter in Norden zum Meere sich senken. Akre liegt so nahe vor Augen, daß man seine Mauern, ansehnlicheren Gebäude und die Mastbäume der Schiffe im Hafen unterscheidet und das kleine, in seiner Wirkung treffliche Frauenhoferische Fernrohr, das wir bei uns trugen, ließ uns bei der Betrachtung jener merkwürdigen Stadt noch mehr ins Einzelne gehen.

Der Abend, in solcher Gegend, war auch für das größte Gebäude der Erde zu schön, er wollte im Freien genossen seyn. Unsre kleine Reisegesellschaft trennte sich, zur besseren Durchmusterung der Gegend in mehrere kleine Abtheilungen, deren eine ich selber, in Gesellschaft meiner Hausfrau bildete. Wir besahen uns zuerst das ansehnliche Gebäude, das in der Nähe des Klosters am Bergabhange steht und welches Ibrahim Pascha den Mönchen des Carmel zur besseren Aufnahme und Versorgung der Pilgrime, so wie im Nothfall der Kranken geschenkt hat. Eine kleine, damals noch jugendliche Anlage von Bäumen und Gebüschen, weiterhin Gärten und Weinberge breiten sich über den Berg aus; die scheinbare Leichtigkeit, mit welcher die eine der grünenden sanftabfallenden Schluchten nach dem Meer hinabzuführen versprach, verleitete uns nach ihr den Weg einzuschlagen. Ich hatte gerne wenigstens den langsameren, für den Sammler umgänglicheren Bewohnern der Meeresbucht, den Schnecken und Muscheln einen Besuch gemacht, weil auch schon der Name Porphyrion, womit die Griechen die Stadt Kaypha benannten, zu der Vermuthung berechtigte, daß hier in der

Nähe wenigſtens die gemeinſte Purpur gebende Schnecke, die Janthina fragilis häufig ſeyn muſſe. Wir ſtunden indeß bald von unſrem Vorhaben ab als wir fanden, daß der gewählte Weg weder ſo bequem noch das Meer ſo bald erreichbar ſey, als von oben es geſchienen. Deſto mehr vergnügten wir uns dann oben, in der Nähe des Kloſters, mit dem Fange eines ſeltnen, häufig an den Blumen ſitzenden roth und ſchwarz geſtreiften Käferleins, das zum Geſchlecht der Hoplien gehört.

Die Sonne ſenkte ſich in das ruhige Meer, der Vollmond ſtieg über dem Gebirge auf; wir begaben uns zu unſrer Geſellſchaft in das ſchöne, gemeinſame Gaſtzimmer, wo uns die guten Väter außer dem trefflichen Abendeſſen, dergleichen wir ſeit unſrer Abreiſe aus Aegypten noch keines genoſſen hatten, auch noch durch ihre muntere, lehrreiche Unterhaltung ſehr vergnügten. In dem Zimmer das für mich und meine Hausfrau zur Nachtruhe beſtimmt war, bewunderte ich die lange nicht geſehenen beiden Himmelbetten, die ſchönen Vorhänge, das Sofa und alle Gegenſtände der gewöhnlichen Europäiſchen Bequemlichkeit wie ganz außerordentliche Erſcheinungen. Sie bildeten mit den Umgebungen in denen wir uns nun ſeit etlichen Monaten befunden hatten einen ſo auffallenden Contraſt, daß ſie uns ganz wie neu erſchienen. Eine Augenluſt andrer, höherer Art hätte ich jedoch heute noch genießen können und ſollen, wenn ich, wie ſchäme ich mich das zu bekennen, daran gedacht hatte. Es trat heute eine totale Mondfinſterniß ein, freilich für die Gegend des Carmels etwas ſpäter (der Tageszeit nach) als für unſer deutſches Vaterland. Zwar war ich mit keiner hinlänglich zuverläſſigen Uhr noch mit andren Apparaten zur Benutzung dieſes Ereigniſſes für geographiſche Orts-

bestimmung versehen, und die Ermüdung durch die mannigfaltigen Anstrengungen des verhergehenden Tages war groß, dennoch wurde die Betrachtung einer solchen, auf mich jederzeit mächtig wirkenden Erscheinung, hier am Carmel von ganz besondrem Interesse gewesen seyn.

Das erste was uns an dem herrlichen Morgen, Freitags den 21sten April, ins Auge fiel war das von der aufgehenden Sonne beleuchtete Meer, über dessen Fläche Schiffe, in vollen Segeln dahinzogen. Bei diesem Anblick mischte sich der Zug des Verlangens nach der lieben Heimath mit jenem der uns noch an dem werthen Lande fest hielt. Es giebt indeß eine Heimath die überall nahe und leicht zu finden ist, auf den Höhen des Carmels eben so wie in der Nachbarschaft der Bayerischen Alpen und des Fichtelgebirges; so oft man in diese Heimath eintritt hat man alle die Seelen bei sich deren man gern gedenkt.

Wir hatten schon gestern die Kirche des Klosters und die zu ihr gehörigen Stätten gesehen, welche die christliche Andacht hier verehrt. Das Gebäude ist einfach und schön; die kleine Kapelle in der wir der Morgenandacht beiwohnten ist unter der Ebene der neuen Hauptkirche, in einer vormaligen Felsengrotte; das Marienbild am Altar der oberen Kirche ist sehr kunstreich aus Holz geschnitzt, ungleich höheren Kunstwerth hat aber ein andres, von einem Spanischen Meister aus Holz gearbeitetes Werk, das in der Sakristei aufbewahrt wird. Es stellt dieses den Elias dar, mit einem Flammenschwert in seiner Rechten, das gegen einen Baalspfaffen gerichtet ist, der zu den Füßen des Prophets liegt. Der Ausdruck des edlen Zornes und göttlichen Eifers im schönen Angesicht des Elias bildet einen auffallenden Contrast mit jenem

der gemeinen Wuth und der Verzweiflung im Angeſicht des falſchen Propheten. Außerhalb dem Kloſtergebäude wird noch eine andre Grotte, als die Wohnſtatte des Eliſa gezeigt, in welcher die Sunamitin, gebeugt von mütterlichen Jammer über den Tod des Sohnes den Mann Gottes aufſuchte *).

In Geſellſchaft eines ortskundigen in der Geſchichte des Landes wohl erfahrenen Mönches beſtiegen wir jetzt das platte Dach des Kloſters und genoſſen da noch einmal der hehren Ausſicht. Gegen Norden gewendet ſteigt der Blick von den Alpenhöhen des Libanon herab über die herrlich grünende, Tyriſche Leiter (am Abhange des Gebirges) bis zu dem von Palmen umgebenen Akre (Akko) oder Ptolemais, deſſen Geſchichte den chriſtlichen Fremdling an ſo manche Kämpfe der Seinen um die Palme erinnert, obgleich hierbei aus den Strömen des vergoſſenen Blutes nur geiſtige wie leibliche Seuchen, keine dauernden Siegespalmen aufgiengen. Zwar die Herrſchaft des Heidenthumes, welche hier im Jahr 103 vor Chriſto, als Ptolemäus Lathurus die Stadt dem jüdiſchen Reiche entriß ſich feſtſetzte, wurde ſpäter durch den geiſtigen Sieg des Chriſtenglaubens über die Seelen der Volker verdrangt, doch hatte ſchon im Jahr 638 Omar der Chalif von neuem das Panier des Islams über Ptolemais aufgepflanzt, welche nun wieder im Munde des Volkes ſo wie ſie anfangs geheißen: Akka, d. h. die Gedruckte und Zerbrochene wurde. Ein Name den ſie auch mit Recht fuhren und behalten mag. Denn obgleich im Jahr 1104, am Feſte der Himmelfahrt, nach zwanzigtagiger Belagerung das Heer der Chriſten ſiegreich in die Stadt einzog,

*) 2 Kön. 4. V. 25—27.

te ergab ſich dieſe dennoch ſchon am 9ten Juli 1187, nicht durch Sturm oder Schwert, ſondern nur durch Furcht und Schrecken überwunden in Saladins ſiegreiche Hände. Deſto ſchwerer und langwieriger war der Kampf der Chriſten vor dieſen wohlbefeſtigten und tapfer vertheidigten Thoren, welche dennoch am 12ten Juli 1191 von neuem ihnen ſich aufthun mußten. Schon damals befleckte einer ihrer Helden, Richard Löwenherz den Namen und Ruhm des Chriſtenglaubens durch jene unmenſchliche Grauſamkeit womit er einige Tauſend, ihm auf Vertrag übergebene Gefangene ermorden ließ. Eine That, welche hundert Jahre nachher, als am 20ſten Mai der Sultan Malek al Aſchraf Akka eroberte durch eine faſt dreißigfaltige Zahl der gemordeten Chriſten furchtbar gerochen wurde *). Und möchte dennoch der Chriſt, bei der Geſchichte dieſes Schreckentages, an welchem der letzte Schatten der chriſtlichen Herrſchaft in Paläſtina vollends ſich auflöste, nur die Grauſamkeit der barbariſchen Feinde, welche nicht wußten was ſie thaten, nicht auch die Ruchloſigkeit der eignen Glaubensgenoſſen anzuklagen haben. Denn in der That wenn irgend eine Stadt, durch das innre Verderben ihrer Menſchenſeelen dem Gerichte reif erſchien, ſo war dieß das damalige Ptolemais, in welchem die abendländiſche Chriſtenheit, nachdem jetzt das Werk das ihr in den Kreuzzügen oblag, vollendet war, faſt nur noch den verdorbenen Auswurf ihrer Kräfte zurückgelaſſen hatte: ein Volk unter ſich ſelber uneins und voll Haſſes, ohne Treue und Glauben, in alle Laſter jenes Heidenthumes verſunken, welche es bekämpfte, ja in noch niedrigere und ſchwerere denn dieſe. Akka, die Zerbro-

*) Wilken IV. S. 190; VII. S. 769.

chene, nachdem ſie zur Noth wieder geheilt war, blieb dann in ihrem ungeſtörten Dornröschenſchlummer, bis ſie daraus durch die Einnahme der Turken im Jahr 1517 geweckt wurde. Auch dieſe Herrſchaft ſaß über dreihundert Jahre auf dem Schatten der alten Größe feſt, bis die Aegyptiſchen Heere im Jahr 1832 die Stadt von neuem verheerten und einnahmen.

Deutlicher noch als Akka oder Ptolemais liegen, vom Kloſter des Carmel aus die impoſanten Ruinen von Atlit, dem chriſtlichen Pilgerkaſtell vor Augen. Dieſe Burg war ſchon in den erſten Zeiten der chriſtlichen Herrſchaft in Paläſtina, auf einem zwiſchen Kaipha und Cäſarea gelegnem Vorgebirge, zum Schutz und Dienſt der Pilgrime angelegt worden; die Tempelritter hatten darauf den verfallenen Bau im Jahre 1218 wieder erneut, ihn mit feſten Mauern und Thurmen umgeben und aufs Tapferſte vertheidigt. Atlit nebſt Tortoſa waren auch ſpater, ſelbſt nach dem Verluſt von Ptolemais die beiden letzten Punkte an denen ſich das Panier des Kreuzes gegen die Uebermacht der Feinde noch aufrecht erhielt. Doch nur kurze Zeit dauerte dieſer letzte Todeskampf der Tapferkeit, denn ſchon zehn Wochen nach dem Untergang von Akka (am 30ſten Juli 1291) ward Atlit, etliche Tage nachher auch Tortoſa von dem Häuflein ſeiner Vertheidiger verlaſſen, von Aſchraf's Schaaren eingenommen und zerſtört. Wie ein Heldenleichnam mit zerhauener Rüſtung liegt die edle Burg auf ihrem Meeresfelſen da. Einſame Pilger und Seefahrer, wenn ſie vom Sturm an dieſe grünende Küſte verſchlagen in der Nähe der Ruinen übernachten, vernehmen, wie die Sage des Landes will, das Rauſchen des Windes in dem zerriſſenen Gemäuer wie ein Stöhnen oder wie Töne der Todtenklage.

Und obgleich das Ohr ähnliche Töne bei mancher alten Bergruine hören würde, wenn der Sturm in hiezu günstiger Richtung durch die Spalten der Mauern streicht, so hat dennoch das Lied der Klage gerade an diese Gegend hin ein größeres Heimathsrecht als an die meisten andern Gegenden der Erde; denn der Carmel setzet diesseits wie jenseits seinen Fuß in Ebenen, da schon manches menschlich Hochaufstrebende heruntergesunken ist zur Gleichheit des Bodens aus dem es erwachsen war. Nennt uns doch das Wort eines Sehers der göttlichen Rathschlüsse, eben so wie die Geschichte jenes frommen Königes, in dessen Geist noch einmal, zuletzt, die geistige Herrlichkeit des sichtbaren Königreiches David sich kund that, das Gefilde Megiddo, am Fuße des Carmel so wie Hadad Rimmon als einen vorbildlichen Ort, selbst jener seligen, heilbringenden Klage, die einst in der Stadt der Städte erwachen soll *). Ja der Berg von Magedden oder Megiddo, Harmagedon (der Carmel) soll in der Zeiten fernkünftiger noch einmal ein Ort der Entscheidung werden, bei deren plötzlichem, unvorhergesehenem Hereinbrechen es gut seyn wird, daß Jeder seine Kleider — das was er empfieng und hat, fest halte **). So vermag der Pilgrim die schönen Fruchtgefilde des Carmel nicht zu betrachten, und, so leiblich wohl es ihm hier geworden, sie nicht zu verlassen, ohne einen Stachel der wehmuthig ernsten Erinnerungen in seinem Herzen mit hinwegzutragen, welcher zum Eilen auf dem Wege antreibt.

Der gute, geistvolle Padre Matteo, den Gott noch

*) Zacharias 12, V. 11, verglichen mit 2. Chron. 35, V. 22 — 25.

**) Offenb. 16, V. 15.

lange als eine Zierde seines Klosters erhalten möge, war schon gegen sieben Uhr am Morgen, ganz allein (so groß ist jetzt die Sicherheit des Landes) auf seinem treuen Rößlein, statt des Schirmes der Waffen nur unter dem des breitkrempigen Strohhutes gegen die Sonne, mit einem andren, bessren Schirm aber in seinem Herzen fortgeritten nach Beiruth. Auch wir nahmen, eine halbe Stunde nachher von den freundlichen Vätern des Klosters Abschied. Wir verweilten diesmal nicht in dem schmuzigen Kaipha, sondern genossen nur wieder in Geita, das uns von der Herreise bekannt war, etwas Milch. In dem grünenden Gefilde wie in dem Engthale gegen St. Jacob (Jaybia) hinauf ergözte sich unser Auge, das für Dinge dieser Art vorzüglich empfänglich ist, an dem Anblick der zahllosen Schaaren der jungen Immenvögel (Merops apiaster), welche, wie es schien, seit wenig Tagen das Nest in den Felsenlöchern verlassen hatten und nun laut jubelnd über uns hinflogen, während das grüne und goldgelbe Gefieder dieser Paradiesesvögel des Westens im Strahl der Sonne prachtvoll erglänzte. Bald nach fünf Uhr am Abend (nach etwa 9½ Stunden vom Ausritt am Morgen) kamen wir nach Nazareth zurük, das uns zwar nicht jene Fülle der Europäischen Bequemlichkeiten, wie das Kloster am Carmel, wohl aber eine eine noch erquicklichere und friedlichere der Erinnerungen darbot.

Der 22ste April, ein Sonnabend, war in ausschliessenderem Maße für den Genuß dieser Erinnerungen bestimmt. Ich brachte, in Gesellschaft meiner Hausfrau die Morgenstunden zuerst am Brunnen der Maria dann aber bei den Höhlengräbern, gegenüber dem Hause des Joseph zu, wo die Blüthen der Granatbäume so eben ihren Pur-

purmantel über den goldnen Unterkleid anlegten und das bleichere Roth des Halepinischen Cyclamen die Abhänge der Felsen zierte. War nicht vielleicht hier diese Stätte des Ernstes ein Lieblingsort des Verweilens Dessen, Dem das ernsteste Werk des Menschenlebens oblag?

Die Kirche von Nazareth ist zugleich, außer den Zügen ihrer Geschichte, welche nur vom Leben reden, eine Grabstätte manches trefflichen Helden. Unter ihnen nennen wir nur den edlen Ritter Hugo von Tiberias, der, ein Tod der Heiden, denen er Angesicht gegen Angesicht begegnete, bei Cäsarea Philippi, als er dort ohne Panzer ritt, von einem Pfeil der Sarazenen von hinten getroffen und getödtet ward. Auch ist hier das Grab jener Grillinge unter den heldenmüthigen Schlachtopfern des Jahres 1187, deren verstümmelte Leichname man am 1ten Mai, „an den man sonst Rosen sammler" vom Schlachtfelde in der Nähe des Thabor aufhub und hier in der Marienkirche beisetzte. Am Nachmittag genossen wir noch, auf einer der Höhen des Thalkessels, der an der Nordwestseite Nazareth umgürtet, einer Aussicht, die bis über den Spiegel des Mittelmeeres reichte.

Reise von Nazareth nach Damaskus.

Sonntags den 23den April verließen wir die Friedensstätte die uns auf einige Tage so vielfältig erfreut und erquickt hatte. Der Weg führte uns rechts, am griechischen Kloster vorbei, an dem Gebirge des Kreidekalkes hinan, auf dessen Höhe der schneebedeckte Gipfel des Antilibanon in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen wird. Hinabwärts, auf der Nordseite des Berges bleibt ein schmales, grünendes Wiesenthal dem Weg zur Linken. Nach drei Viertelstunden, seit dem Aufbruche aus Naza-

reth kamen wir an dem, von dem letzten Erdbeben ganz zerstörten Rameh vorüber, bald hernach tief hinab, auf einem beschwerlichen, steinigen Wege, an den Hügel von Cana in Galiläa, an dessen Fuße ein schöner, von Gemauer umfaßter reichlicher Quellbrunnen sein Gewässer ergießt. Frauen und Mädchen waren hier mit dem Waschen von Gewändern beschäftigt; weiter hinan am Hügel, im Dorfe selber, herrschte sonntägliche Stille, denn wenn auch der dort wohnende Mensch nicht freiwillig sich und seinem Lande die Ruhe gönnen wollte, so hatte ihm dieselbe dennoch das Erdbeben aufgedrungen, das auch hier, obwohl nicht so allgemein als in Rameh, ein Prachtfeld der Ruinen aus den Menschenwohnungen gemacht hatte. Dennoch, wie ein Vater, der alle seine Kinder und Enkel überlebte, wohnt noch im Munde des hiesigen Volkes die Erinnerung an jene, wenn auch nicht höchste, doch dem Herzen des hülfebedürftigen Pilgrims in der täglichen Noth des Lebens so nahe tretende That des Herrn, durch welche die Hochzeit zu Cana verherrlicht ward. Die Kunde der dort verweilenden Christen wollte noch, unter den Ruinen, die Stätte des Hauses bezeichnen, in welchem der Herr, durch seine Gegenwart ein Fest der Erdenfreuden mit einer Verahndung der Kräfte der Himmelsfreuden durchstrahlte.

Jenseits Cana wendet sich der Weg nach dem Tiberiassee in ein breites Thal, dessen Bergwände zur Rechten wie zur Linken aus Kreidekalk gebildet sind, während sich in seiner Mitte an vielen Stellen der Basalt, in kleine Säulen gesondert, zeigt. In dem Kalkgebirge sieht man von Zeit zu Zeit natürliche, auch wohl durch Menschenhand erweiterte Grotten. Das grünende Gefilde, das noch jetzt ohne Pflege der Menschenhand, ein Feld

der verwilderten Waizenähren, freilich untermischt mit zahllosen Disteln ist, wird von der christlichen Sage als jenes erkannt und verehrt, auf welchem die Jünger am Sabbath Aehren rauften und ihr Korn zur Stillung des Hungers genossen *). An einigen Stellen des Weges sieht man den herrlichen Thabor, der sich hier ansehnlich als mächtiger Selbstherrscher über die Ebene erhebt. Nahe zur Linken des Weges stehet der seltsam tafelförmig geformte Berg der Seligkeiten, mit seinen beiden aufwärts gebognen Enden, wie der kleine Thron eines Mächtigen da, dessen Fußschemel der Erde Feste ist. In ihm verehrt die christliche Kunde des Landes jene Stätte, da der Herr zu dem vielen Volke, das ihm aus Galiläa, aus den zehn Städten, von Jerusalem und dem Jüdischen Lande, so wie aus den Gegenden jenseit des Jordans nachgefolgt war von den Seligkeiten sprach, welche den geistlich Armen, den hienieden Leid tragenden, den nach Gerechtigkeit dürstenden, den Barmherzigen und Friedfertigen, denen die reines Herzens sind und welche um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden in der Ewigkeit der Ewigkeiten aufbehalten sind **).

Vielleicht daß Viele jener Leidtragenden, welche dort, am Fuße des Berges der Seligkeiten, am 4ten Juli 1187 das Loos traf, daß sie in der Schlacht von Hittin die Hoffnungen ihres scheinbar so wohl begründeten Christenglaubens zu Schanden werden und den Trost ihrer Augen dahin schwinden sahen, jener unvergänglichere, festerstehende Trost erquikt, den die Predigt vom Berge ihren Hörern gab. Wenn man übrigens die Angst und Schreck-

*) Matth. 12, V. 1; Marc. 2, V. 23; Luc. 6, V. 1.

**) Matth. 4, V. 25 bis Cap. 5, V. 1—19.

niſſe recht erkennen will, welche hier, auf der Ebene von Hittin, mächtiger noch und furchtbarer als die Geſchoſſe und Waffen der Feinde auf das Heer der Chriſten eindrangen, dann muß man ſelber dieſe Gegend, in der Zeit des Sommers beſucht haben. Wir, ſchon heute, am 23ſten April fanden die Hitze in der Vormittagsſtunde auf der Ebene dieſſeits Hittin faſt unerträglich. Clarke, der im Juli da vorbeikam, beobachtete ſelbſt im Schatten eine Wärme von 100 Grad Fahrenheit (30° R.), ſo daß der ſonſt ſo unermüdliche Sammler ſich zu jeder kleinen Bewegung verdroſſen und wie gelähmt fühlte. Und hier auf dieſem ſchattenloſen Felde war es wo in der heißeſten Zeit des Jahres (am 4ten und 5ten Juli 1187) das Heer der chriſtlichen Streiter in dem heißen Kampf mit Saladin unterlag.

Und doch war es nicht die Gluth der Sommerſonne, es war nicht die Qual des Durſtes und des Hungers oder die Ueberlegenheit des feindlichen Heeres was bei den Hörnern von Hittin *) die Macht des chriſtlichen Königreiches auf immer zerbrach, ſondern jenen Kampfern kam die Stunde des Unterganges, wie Wilhelm von Tyrus ſchon bei dem erſten, von ihm richtig erkannten Vorzeichen des nahen Unglückes, bei der Niederlage an der Jordansbrücke und der Zerſtörung der dort gelegnen Burg durch Saladin (im Spätjahr 1187) ſagt, „weil der Herr ihr Gott von ihnen gewichen war" **). Hatte doch ſchon damals der gewöhnlichſte, mächtigſte Verderber der Menſchen und Völker: der Geiz das wohlgerüſtete

*) So heißt jetzt bei den Muſelmännern der Berg der Seligkeiten (m. ſ. v. Raumer Paläſtina S. 37).

**) Wilken III. 2. S. 195.

dieß Heer der Pullanen in das Netz der Feinde und des Todes geführt, denn das was die Ordnung des Heeres aufgelöst hatte war abermals nur die Begier nach der Beute gewesen, welche die einzelnen, flüchtigen Schaaren der Turken von sich warfen. Geiz war es und mit ihm der andre mächtige Verderber der Völker, der selbstständige Hochmuth durch welchen der Knecht des Verderbens, der damalige Großmeister der Templer, Otto von St. Amand sich verständigte. Zwar er selber, der Stifter dieses Elendes, wurde an jenem Tage gefangen und starb bald nachher, von Reinem der ihn kannte betrauert in den Banden [illegible]; die Pflicht seiner Ritterschaft mochte die Schuld des Meisters durch den Tod bei der feindlichen Eroberung der Festungswerke büßen, aber dieser Verlust an Heldenblut hatte den sonst so kräftigen, edlen Nerven jenes Ritterordens nur geschwächt, nicht, so schien es, ihn gebessert. Denn gerade mehr selbst ein Templerritter aus edlem Geschlecht (Heßen von St. Albans) voll im Jahre des großen Unglücks 1187 durch seinen Abfall vom Christenthum es aus, daß das ganze Heidenthum des Kreuzes nicht vor der innern Feindschaft gegen das Kreuz schütze; war es nicht abermals das hochmüthige Selbstvertrauen eines sündigen Ordensmeisters der Templer, des Werkzeugs des Teufels, welcher den Untergang seiner Glaubensgenossen beschleunigte und herbeiführte? Denn dieser große Meister in unbesiegbaren Heeren, selbst Ehre für seine prunkenden Räthe und mehr [illegible] an einem Tage hundert und vierzig Ritter und tausend Fußvolks durch seinen unverständigen, thörichten Kampf gegen die Uebermacht der Feinden, im Gefolge Saladins

[illegible]

auf die Schlachtbank geführt. Das Fußvolk, dem der Großmeiſter durch übereiltes Vorneilen den Schutz der Ritter entzogen, war zuerſt dem Schwert und den Keulen der Feinde erlegen, die Ritter ſelber durch ihren Führer in einen engen Raum gerathen an dem ſie weder gegen die Türken anrennen noch ihre Lanzen anlegen konnten. Da geſchahe es daß dieſe Löwen im Kampfe, welche, mit Ausnahme des Großmeiſters, der in Geſellſchaft nur dreier Templer die Flucht ergriff, Alle die Siegespalme der Martyrer dem ſchimpflichen Loos des Entfliehens vorzogen, zuletzt den leichten Waffen der Feinde unterlagen, welche andre Male gleich Binſen vor ihrem Schwert zerſplittert waren. Unter den Gewaltigen, die an jenem unglücklichen Tage fielen, war der edle Großmeiſter der Hospitaliter, Roger du Moulin, vor allem aber der Schrecken aller Heidenſchaaren, der weiße Ritter Jacob von Mailly (aus Tours). Die Kraft dieſes Mannes erſchien den Heiden als eine ſo wunderbare und übermenſchliche, daß ſie zuletzt den noch in ſeinen Todeswunden Kämpfenden nicht mehr zu nahen wagten, ſondern nur aus der Ferne, wie einen belagerten Thurm, durch ſteinerne Geſchoſſe ihn zerſchmetterten, ja daß ſie ſelbſt den blutgemiſchten Staub von ſeinem Leichnam auf ihren Nacken legten, um hierdurch, wie ſie wähnten, Kräfte dieſes Helden an ſich zu ziehen *). Aehnliche Wunder der Tapferkeit hatte der Mitkämpfer des weißen Ritters, Heinrich der Hospitaliter noch im Sterben gethan. Er ſelber, der Anſtifter dieſes Unglücks, Gerhard von Perſord war erhalten worden, damit er nicht bloß wie am erſten Mai hundert und vierzig, ſondern faſt die

*) Wilken a. a. O. S. 270.

ganze edle Ritterschaft des heiligen Landes, zweitausend an der Zahl mit ihren achtzehntausend Lanzenknechten und einem ganzen Heer der Bogenschützen und leichten Reiter in die Hand der Feinde geben sollte. Denn er vor allem war es, welcher den zum Unglück geborenen König Veit (Guido), gegen den Rath aller verständiger und landeskundiger Ritter überredete, die feste, glücklich gewählte Stellung bei Sepphoria zu verlassen und in heißer Jahreszeit hieher zu ziehen auf das wasserlose Steinfeld bei Hittin. Als sich da am vierten Juli in der Nacht das schon von der Hitze des Tages und durch den beständigen Andrang der Feinde, so wie durch das Entbehren aller leiblichen Erquickung gelähmte Heer auf der dürren Höhe eines felsigen und unwegsamen Berges gelagert hatte, da blieben zwar Alle in den Waffen, weil sie in jedem Augenblick den Angriff der Feinde erwarteten, nur Wenige aber waren noch vermögend auch nur vom Boden sich zu erheben. Die Qual dieser Nacht, welche für den größeren Theil der Kämpfer die letzte ihres Lebens war, wurde auch noch dadurch vermehrt, daß die Zelten aus Stroh und zusammengerafftem Gestrauch rings um die eng zusammengedrängte Schaar der Christen Feuer entzündeten deren Rauch und glühend heißer Dampf die Unglücklichen fast erstickte. Auch am Morgen des entscheidenden Schlachttages hatten die ermatteten Streiter nach der Feinde, welche, um die schwachen Reiter auf ihre vom Durst fast gelähmten Rosse noch mehr zu entkräften, dem Kampfe beständig auswichen, nur diese Feuer von angezündetem Stroh neben sich, deren Glanz und Rauch der Wind ihnen ins Gesicht trieb. Da erlag endlich, nachdem das Fußvolk zu seinem eigenen Verderben sich auf die Höhe eines Berges zusammengedrängt hatte, die in ein

ſiegreich geweſene Kraft der chriſtlichen Ritterſchaaren, nur Raimund von Tripolis mit wenig Andern entgieng dem Verderben, die andren Alle, wie edle Hirſche die man matt zum Tode gehetzt, wurden von dem Schlachtmeſſer der Feinde gefällt oder von dieſen gefangen. Zum letzten Male hatten an dieſem Tage die Chriſten unter dem Panier des heiligen Kreuzes gekämpft, das in ſo mancher Schlacht ſie zu Wundern des gläubigen Heldenmuthes begeiſterte. Der Biſchof von Ptolemais, dem der unwürdige Heraklias der damals zum Verderben des Chriſtenglaubens den Patriarchenſtuhl von Jeruſalem beſaß *), ſtatt ſeiner zum Träger des Kreuzholzes ernannt hatte, ſank, von einem feindlichen Pfeil getroffen und übergab ſterbend das Heiligthum dem Biſchof von Lidda, dem jedoch auch im Gedräng der Schlacht es entriſſen und ſeitdem nie wieder aufgefunden wurde. Das bedauernswerthe Heer hatte ſchon längſt jene innre Macht des Glaubens verloren, welche dem Gebet vor jenem heiligen Kreuze ſeine ſiegreiche Kraft gab, darum war der äußre Verluſt nur eine Folge des innren und jener war nicht der größere von beiden.

Dort im Anblick des Tiberiasſees und der Berge von Gilead war damals der Macht der Chriſten im Orient die tiefe Wunde geſchlagen, welche fortan kein Balſam aus Gilead zu heilen vermochte. Er ſelber, der rathloſe König Veit von Jeruſalem, mit ihm der größte Theil der Fürſten und Herren ſeines Reiches waren in die Gefangenſchaft des Feindes gefallen, die Ritterſchaft lag erſchlagen oder theilte das gleiche Loos. Hierbei erwachte dennoch in den gefangenen Templern und Hospitalitern

*) Wilken III. (2) S. 275 und 285.

als man sie, weil sie selber dem Feinde niemals Farben gaben, zum Tode führte, die Flamme des Heldenglaubens, denn sie drängten sich freudig, wie zu einem Siegesmahle, zum Tode, und die fromme Sage des Landes bemerkte selbst noch an den Leichnamen dieser Martyrer wundervolle Zeichen einer göttlichen Beachtung *). Ein Göttliches jedoch von andrer Art als wohl in den meisten der erschlagenen oder gefangenen Christen that sich an jenem Helden kund, der zum Werkzeug des großen Zorngerichtes auserlesen, an der Seine der Feinde stund: an Saladin. Dieser, wie dies selbst die Christen bezeugten, überhub sich nicht, wie dies so oft von ihren Heerführern geschehen, seines Sieges, sondern da er die große Menge der erschlagenen und gefangenen Christen erblickte, gab er, mit betend emporgehobenen Händen Gott die Ehre, dessen Furcht in seinem Herzen war. Denn daß dieses so sey, bezeugte der Held durch seine Freundlichkeit und Milde gegen die meisten der Gefangenen, unter denen nur den Rainald von Chatillon für seinen treulosen Bruch des Waffenstillstandes die wohlverdiente Rache traf. In der That es wiederfuhr wenigstens bei dem Unterliegen unter Saladins Waffen der Christenheit des Morgenlandes das, was jene Menge der Amoriter, Sehah und Zalmuna von Gideon sich erlesen **); der welcher sie darnieder schlug war kein schwacher Knabe, sondern ein redlicher Mann, dem das Schwert wie das Scepter wohl anstunden. Du aber, du

*) Unter diesen war übrigens nicht der Großmeister Gerhard von Petford, dem Saladin, durch hohen Rang und das Leben ehrend, das er ihm selbst durch seine treulose Tapferkeit erwarb.

**) Richt. 8, 21.

Schaar der Jünger Deſſen der das Schwert nicht auszuziehen, ſondern einzuſtecken befahl, der ſelbſt den Thaten des tödtlichſten Haſſes, welche der Feind übte, nur mit Werken der Segnungen entgegentrat und daſſelbe zu thun auch den Seinen befahl*); du wirſt niemals durch eiſerne noch bleierne Waffen das Reich deines Herrn vermehren oder ſeinem Namen Siege erwerben. Sieger aber wirſt du allezeit ſeyn, und das Feld behalten, wenn du, ſtatt der eiſernen oder ſtählernen Kampfgeräthe dich anthuſt mit dem Harniſch des Glaubens und der Liebe, mit dem Leben der Hoffnung zur Seligkeit, umgürtet an den Lenden mit Wahrheit**). Wie konnten ſelbſt dieſe Könige der Pullanen dem Glauben, deſſen Namen ſie führten, Achtung erwerben und wie mußten ſie in den Augen der Heiden im Vergleich mit Männern aus ihrer Mitte, wie der wahrheitliebende Saladin war, erſcheinen, wenn ſie heute in der Stunde der Noth die heiligſten Eide ſchwuren, morgen aber, ſtatt lieber gleich Regulus in die Gefangenſchaft zurückzugehen, von ihren Prieſtern ſich dieſer Eide entbinden ließen, und ſo jedes Wort, das ein Chriſt ſpricht, der Lüge verdächtig machten***).

In mehr als einem Sinne war es uns dort auf der Ebene bei Hittin heiß und beklommen zu Muthe geworden; es that uns wohl, da wir jetzt den Abhang der Ebene erreichten, von welchem das Auge ungehemmt hinabblickt nach dem See von Tiberias und ſeinen grünen-

*) Luc. 23. V. 34; Matth. 5, V. 44; 1. Cor. 4, V. 12.

**) 1. Theſſal. 5, V. 8; Eph. 6, V. 14.

***) Abgeſehen von vielen andren Beiſpielen dieſer Art machte ſelbſt der ſonſt ruhmwürdige König Balduin II. ſich dieſes Lafters ſchuldig. M. v. Wilken II. S. 516.

den Uferbergen. Auf eine unerwartete Weise sieht man hier, mitten in der Ebene von so geringer Erhebung über dem Meere eine Tiefe sich öffnen, die dem Wandrer einen Fernaublick auf den See, wie von einem hohen Gebirge verspiegelt. Jene Reisenden aber, welche dieser Täuschung des Auges vertrauend den unvergleichlichen Tiberiassee als einen See der Hochalpen beschrieben, hatten es außer Acht gelassen daß die Höhe seiner Randberge diesen nicht für sich selber, sondern nur im Vergleich mit der tiefen, außerordentlichen Senkung seines Wasserspiegel zukomme. Denn der von der Ebene etwas ansteigende Rand der Höhen, welche gegen Cana und Nazareth hin den Kessel des Sees umgränzen, liegt nach unsren barometrischen Messungen nur 504 Par. Fuß über, der See selber aber 535 Fuß unter dem Niveau des Meeres, so daß allerdings die Höhe von der man hinabblickt über 1000 Fuß misset.

In jener Mittagsstunde in welcher wir über den grünenden Abhang hinabstiegen nach dem herrlichen See, von welchem, wenn man ihn einmal vor sich hat, es nicht möglich ist das Auge wieder hinwegzuwenden, dachten wir nicht an solche geographische Vergleiche und Erörterungen; der Ostwind, der vom Gebirge jenseits des Sees kam, wehete uns mit erfrischender Kraft an; Gedanken des Friedens und der Sabbathsstille, wie sie heute, am Tage des Herrn, in der Seele erwachen, die in dem Heiligthum Seines Tempels Sein gedachte, kamen uns hier wie Boten aus der Höhe entgegen. Die fromme Sage der hiesigen Christen will, daß hier an diesem grasreichen Abhange die Stätte sey, da Christus der Herr mit wenigen Broden und Fischlein die hungernden Tausende speiste. Sollte diese Stätte, wie dieß v. Raumer aus den Wor-

ten der Schrift selber gezeigt hat, auch nicht hier, sondern am jenseitigen Abhange der Berge zu suchen seyn, gewißlich ist und bleibt dieser See und seine ganze Umgegend, auf jedem Schritte den der Pilger thut, bei jedem Blicke den er auf sie richtet, eine Gedenkstätte der vielen, großen Wunder des Erbarmens. Und wenn auch nicht unmittelbar der Leib, so wurde doch hier in der Kraft der Erinnrungen der Geist, so wie durch ihn der Leib erquickt und gestärkt durch jene innre Speise, die aus dem Worte kommt. Ja, wie es in dem alten Liede: „Wie wohl ist mir o Freund der Seelen," das Einige von uns beim Hinuntersteigen über den balsamisch duftenden Wiesengrund sangen, heißet: „Du bist mein Himmel schon auf Erden, wer sollte nicht vergnüget werden, der in Dir findet Ruh und Lust."

Die Pflanzenwelt ist am oberen Theile des Abhanges im Ganzen noch dieselbe, die sich in der Ebene um Nazareth und am Fuß des Carmel zeigt; tiefer hinab bemerkten wir Formen, die der Umgegend von Jericho und dem unteren Jordan eigenthümlich sind. Auf der Oberfläche des Berges erscheint öfters Basalt von kugliger Absondrung.

Die Meisten von uns waren von den Maulthieren abgestiegen, denn der Abhang ist sehr steil, und das Hinabsteigen bis zum Ufer des Sees dauerte eine ganze Stunde. Da lag denn, unmittelbar vor uns, das vormals so herrliche Tiberias, als ein Gehäufe der Trümmer, gräßlich anzusehen. Das Erdbeben, am ersten Tage des Jahres hatte die Häuser wie die Hütten der Bewohner alle einander gleich gemacht; Hohes wie Niedriges lag, von gelblichem Staube bedeckt, zusammengestürzt. Doch hatte sich noch der größere Theil der Ringmauern mit ihren

Thürmen, sowie die Hauptmauern des Kastelles aufrecht stehend, wenn auch vielfach zerrissen, erhalten. Sie sind das Werk einer kraftiger bauenden Zeit; vielleicht noch der Tage Gottfrieds von Bouillon, der im Jahr 1109 die Mauern von Tiberias errichtete. Ein Zug von Kamelen, der, wie es schien mit Baumaterial beladen zur Stadt geführt wurde, wollte durchaus nicht neben den Ruinen der äußren Häuser vorbei, zum Thore hineingehen. Die Turkischen Bewohner der Stadt hatten seit den Tagen des Schreckens ihre Behausung in Zelten, außen vor der Westseite der Stadt aufgeschlagen, einer unserer Maler versprach uns demnach, mitten unter den Schutthaufen der gewesenen Stadt Lebensmittel und Obdach zu verschaffen, bei den hiesigen Israeliten, welche den ihnen vielfach heiligen Boden von Tiberias nicht verlassen hatten, sondern da über dem Schutte, unter welchem viele der Ihrigen vom Erdbeben begraben lagen, leicht gebaute, bretterne Hütten bewohnten.

Wir hatten auch auf dieser Reise manche vom Erdbeben niedergestürzte Häuser angetroffen und ich war in frühren Jahren, auf einer Reise durch die Schweiz, über die Stätte des wenig Jahre vorher unter dem Bergsturz begrabenen Goldau gekommen. Einen solchen Gräuel der Verwüstung als hier in Tiberias, hatte ich dennoch niemals verübt gesehen. Vielleicht war es Einbildung, vielleicht auch ein wirklicher Anhauch der großen Grabesnatte, den die große Zahl dieser Mittagsstunde aus der Tiefe hervorlockte, ich weiß, da wir über die Reihe der Schutthaufen, welche die Richtung des ehemaligen Bazars bezeichneten hinüberstiegen, allenthalben den Geruch der Leichname und der Verwesung. Denn wohler that es uns, da wir jetzt an einem etwas freieren Platze, an

dem es sich leichter athmete, in den Schatten einer Bretterhutte traten die von einer Israëlitischen Familie bewohnt ward. Zwar hatte es uns hier (nach dem Bericht mancher neuer Reisender) nicht unerwartet kommen sollen, dennoch aber uberraschte es uns freudig, da die Wirthin der Hutte uns Deutsch anredete. Sie, wie die Ihrigen so viel Deren bei dem Untergang der Stadt sich retteten waren aus den Deutschen Provinzen von Polen geburtig. Die gute Frau ließ uns Wein, Brod und Eier kauflich ab, und erzählte uns dabei von dem Unglück, das sie und ihr ganzes Haus betroffen hatte. Sie und die eine ihrer Töchter, welche kaum vierzehn Jahre zählte, waren durch das Erdbeben Wittwen geworden; Mann und Schwiegersohn wurden mit mehreren andern Verwandten und Freunden unter den Trummern der niederstürzenden Häußer zerschmettert und begraben. Dasselbe Loos traf mehrere Hunderte der Einwohner und eine noch größere Zahl wurde zwar nicht getodtet, wohl aber mehr oder minder schwer verletzt. Die beiden Frauen hatten sich als das Erdbeben (bald nach Mittag) kam gerade außerhalb des Hauses befunden.

Während wir uns so mit unsrer geprahlsigen Wirthin unterhielten kamen einige Aschkenasim (so nennen sich hier die Polnischen Juden); Landsleute und Bekannte der Familie in die Hutte herein. Der eine von ihnen erwieß sich im Gebiet der Talmudischen Gelehrsamkeit wohl erfahren; er hatte mehrere Europäische Länder gesehen, schien namentlich in Holland wohl bekannt. Das merkwürdige Volk halt dieses Tabaria oder Tiberias, nebst Jerusalem, Hebron und Safed fur eine der heiligsten Statten der Erde, an welcher große Verheißungen haften. In Tiberias, so erzählte uns der gelehrte Rabbi-

ner sey schon vor Christi Geburt eine Schule bestanden an welcher große Meister lehrten; namentlich der ältere Hillel habe eine Zeit lang hier gelebt *). Nach der Zerstörung von Jerusalem ward zuerst Safuri, dann aber Tiberias für lange Zeit der Sitz des Jüdischen Sanhedrin oder hohen geistlichen Rathes, und ein Sammelplatz solcher Forscher welche den Trost Israels, der schon gekommen war, in den Trostungen einer tiefsinnigen Menschenweisheit suchten. Ein Werk, zum Theil schon der älteren Schule von Tiberias, war die gedankenreiche Mischnah, welche manche Lehren und Ueberlieferungen einer uralten Weisheit mit späteren Erfindungen des Menschenwitzes vermischet. Wenn der Talmud lehret daß aus dem See von Tiberias einst der verheißene Messias aufsteigen werde, da ergehet es ihm wie der Schwalbe, die mit vergeblichem Rennen über der Fläche des Wassers auf und niederschwebt, auf dessen Grund, nach der Erzählung der alten Fabel, ihr Schatz versank. Denn Er, der Verheißene hat einst wirklich den See von Genezareth durch sein Nahesein geweiht und geheiligt; Er ist wahrhaft hier Seinem Volk durch göttliche Wunder offenbar geworden und selbst nach seiner Auferstehung, da, bei Tiberias, ihnen erschienen.

Wir verlangten aus dem engen Bretterhaus, in wel-

*) Dieser hat auch für uns Christen eine hohe Bedeutung, denn er war es, welcher 30 Jahre vor Christo aus den Weissagungen der Propheten es erkannte und es aussagte, daß der verheißene Messias länger nicht mehr als einen Jobelcyklus (50 Jahre) ausbleiben könne. Simeon, dem es vergönnt war noch mit seinen Augen den Heiland zu sehen (Luc. 2, V. 25—32) war ein Schüler jenes großen Hillel.

chen es viele, ſchon von früheren Reiſenden in dieſer Gegend angetroffene Unbequemlichkeiten gab, hinaus an den ſchönen See und an ſeine reinlichen, grunen Ufer. Jenſeit des Thores, vor welchem große, dicke Blatterſtämme der Opuntienfeigen, bedeckt mit gelben Blüthen ſtunden, wendeten wir uns ſudwarts am Ufer hinab, nach der Gegend des ſchönen, neuen, ganz in Europäiſcher Weiſe eingerichteten Badehauſſes, das Ibrahim Paſcha über den dortigen berühmten heißen Quellen hat erbauen laſſen. Es war eigentlich ſchon in Jeruſalem und Nazareth unſer Verſatz und Plan geweſen in jenem bequemen Gebäude zu übernachten, das für viele Gaſte Raum darbietet; in Tiberias aber erfuhren wir daß ein Turkiſcher Paſcha, der die Badekur gebraucht, für ſich und ſein zahlreiches Gefolge den groſſeſten Theil der Zimmer eingenommen habe und beſchloſſen deßhalb unſer Lager, zu welchem die beiden Frauen in Begleitung des Herrn Mühlenhof und der Mucker ſchon vorausgezogen, außen vor der Stadt, im Freien aufzuſchlagen. Wenn man von der Stadt hinweg, nach jenem Bade hingehet, ſieht man an der Seite des Weges viele anſehnliche Ruinen von Tempeln und Palaſten aus der römiſchen Zeit. Von dem einen dieſer Gebäude ſtehen noch die Mauern, deren zum Theil aus älteren Trümmern zuſammengeſetzte Maſſe freilich eine ſpätere, neuere Wiedererrichtung des Werkes andeutet. Weiterhin zeigen ſich noch mehrere, aufrecht ſtehende Saulen von einem vormaligen Portikus. Vielleicht ſind dieſes noch Reſte jener erſten Stadt, welche Herodes Antipas bei den Wohnungen der Fiſcher begründete und die er dem Tiberius zu Ehren mit dem Namen benannte, den ſie bis auf unſre Tage behalten hat.

Wir nahten uns dem Ufer des Sees und einige der

ungen Freunde genossen seiner reinigenden Fluth, während wir Andren am Ufer uns beschäftigten. Die Gebirge zu beiden Seiten empfangen durch ihre vielen tiefen Schluchten und durch die jähen Abhänge eine so malerisch schöne Form, wie kaum an einem andren mir bekannten See. Sie bestehen, ihrer Hauptmasse nach aus Kalkfelsen, wahrscheinlich von mehreren der früher erwähnten Formationen, vorzugsweise aber aus Kreidekalk, an dessen Abhängen wie in den Schluchten der Basalt (mit zeolithhaltigem Mandelstein und Basalttuff) auftritt. Ein tiefblauer Himmel zieht sich über den klaren, dunklen See hin, dessen Fluth mit ihren vielen lebendigen Bewohnern schon seit vielen Jahrhunderten ein ununterbrochenes Fast- und Jubeljahr feiert, denn als wir hier waren wurde die Stille des Sees durch keinen einzigen darüber hinfahrenden Fischerkahn gestört, indem es, für uns bedauernswürdig genug, am Umfang des ganzen Ufers keinen gab. Dennoch ist, namentlich bei Tiberias, die Menge der Fische so groß, daß man sich ihrer mit Leichtigkeit durch Hauen und Netze in den Buchten bemächtigt. Wir kosteten, obgleich wir es bestellt hatten, keine erhalten, weil, wie es schien der Fischer für den ansehnlichen Pascha im Badehaus zu sehr beschäftigt war; Hasselquist bestätigte durch seine eigne Beobachtung eine Bemerkung die schon der alte, sorgfältige Geschichtschreiber Josephus machte[1], daß sich in dem Wasser des Sees und nach Josephus im Quell von Capernaum dieselben Formen der Fische finden wie im Nil und dem See Mareotis. Wir sammelten am Ufer, an dessen feuchteren Stellen das

[1] Jos. de bell. Jud. L. III. c. 18. edit. Haverkamp. T. II p. 258.

Wasser von etwas salzigem Geschmack ist, die Schaalen derselben Süßwasserschnecken die wir schon früher in der Nähe der Jordansmündung und am todten Meere gefunden. Die freilich fast aller ihrer vormaligen Zierden beraubte Pflanzenwelt um Tiberias bezeugt es, daß die Ufer dieses Sees, wenn man sie nur recht benutzen wollte, ein natürliches Treibhaus zu seyn vermöchten, in welchem die Gewächse Aegyptens und selbst Arabiens gedeihen würden. Die Dattelpalme, obwohl sehr vereinzelt, stehet eben so kräftig da wie um Akaba und Alexandria; von dem Balsamstrauch, welchen der viel und glücklich forschende Burkhardt hier antraf, konnten wir weder selber eine Spur finden noch auch von Andren erfragen. Die tiefe Lage jedoch des Thales, noch unter dem Meeresniveau; der Schutz, welchen ihm die hohen Gebirge in Norden und Osten gegen die kältesten Winde gewähren, die Menge des wärmeren Wassers, das sich nördlich von Tiberias in ganzen Bächen in den See ergießt würde gewiß, einzelne Stellen wenigstens des Ufers, für Anpflanzungen der Arabischen Amyris-Arten wie des Myrrhenstrauches geschickt machen. Uebrigens soll der Winter auch in Tiberias zuweilen kalte Stunden und Tage haben; doch gehört die Erscheinung des Schnees unten am Ufer zu den großen Seltenheiten.

Wenn einmal künftig von diesem hohen Paradiese, über dessen stillen, tiefen See ein Geist der himmlischen Gedanken und Erinnrungen schwebt, während in seinem Wasser die erhabne schönste Natur ihr Angesicht spiegelt, noch zwei Unheil drohende Wetterwolken: der Krieg und die Pest werden hinweggezogen seyn, dann wird, bei der großen Erleichterung der Meeresfahrten durch die Dampfschiffe, das Wasser der Heiligen Seen ein Zam-

melplan vieler Leidenden aus dem Abendlande werden, die in der Heimath vergeblich nach Hülfe suchten. Denn es ist nicht allein die eigenthümliche Kraft des Wassers der heiligen heißen Quellen, deren Bestandtheile an jene des Carlsbades erinnern, auch nicht bloß die hohe Temperatur desselben (48° Reaumur) was die Heilung namentlich der Gicht und ähnlicher Krankheiten bewirken wurde, sondern vor allem die anhaltend hohe Temperatur der Tage und Nächte, während einer langen Reihe der Tage und Monate. Und für den Christen der sich der großen Vergangenheit dieser Gegenden erinnerte konnten die Heilquellen am See Gennezareth ein Bethesda seyn, dessen Wasser ein Engel anrührt und mit Kräften der oberen Welt erfüllt.

Herr Franz hatte es übernommen bis zum Bade hinzugehen und dasselbe auch für uns zu betrachten. Er fand im Gefolge des Pascha's einen jungen, Griechischen Arzt, welcher deutsch sprach, weil er seine Studien zum Theil in Deutschland gemacht hatte. Ich bedauerte später sehr diese Bekanntschaft versäumt zu haben. Das Wasser des Quells das er mitbrachte enthält Salz, so wie hydrothionsaures Eisen. An dem Rande der Quellen so wie am Boden der Gefäße setzt sich Schwefel so wie Kalksinter, von Eisenoxyd roth gefärbt ab.

Ich ging, von meinen Gefährten getrennt, noch allein am Fuße des Uferabhanges hinan und genoß da der Aussicht nach dem See und den gegenüberliegenden Gebirgen. Wie lieblich mag es sich einst dort auf jenen grünen Hügeln gewohnt haben, da Sein Ruf ausging über Berg und Thal, in alle umliegende Oerter, da Tausende kamen um Sein Wort zu hören und Seine Thaten zu sehen:

jene Thaten der Erbarmung welche Blinden das Gesicht, Tauben das Gehör, den Lahmen die Kraft der Bewegung, den leiblich wie geistig Todten das Leben wiederbrachten. Dort in Norden am See lag Capernaum, in welchem der Herr so oft und lange verweilte, daß es seine Stadt hieß; nicht weit von da waren die Orte der Geburt und des Wohnens von Petrus und Andreas, von Jacobus und Johannes, wie von Maria der Magdalenerin. Welche andre Gegend der Erde hat auf so kleinen Raum von wenig Stunden solche Früchte, nicht nur für ein Land und ein Volk, sondern für alle Länder und Völker und Zeiten getragen. Wem schon bei dem Anblick von Siena und dem Genuß seiner hehren Aussicht, wem in Assisi und Urbino, oder in Praneste das Herz wärmer schlug, bei den Erinnerungen, welche, wie Schmetterlinge an duftenden Blumen, an der Schönheit des Ortes hafteten, was muß der fühlen bei dem Anblick des schönsten der Seen, an welchem nicht Kräfte der gottbegeisterten Menschen, sondern der Gottheit selber sichtbarlich sich ergiengen.

Der Heimweg führte mich nahe bei den Zelten der Mohamedanischen Bewohner des zerstörten Tiberias vorbei, welche hier den Wiederaufbau ihrer Häuser und Hütten abwarten. Ihre Feuer dampften, die Frauen bereiteten die Abendkost, während die Männer, Tabak rauchend, da saßen. Friede sey mit euren Zelten! und möge euch bald ein festerer Wohnsitz des Friedens, der nie vergeht, noch auf Erden gegeben werden als Häuser es sind, von Menschenhand erbaut. Und ihr dort, in den bretternen Hütten, die ihr treu den Vorschriften der Väter, über den Schutzgrabern der Stadt, wie auf Saphets und Jerusalems Trümmern und in

Hebron

Hebron *) zu Jehovah betet, daß der Trost Israels zu euch komme, möge Er, der Verheißene und Erbetene, der Aufgang aus der Höhe, euch bald besuchen.

An diesem Abend traf den größesten Theil unsrer kleinen Reisegesellschaft das Loos eines allgemeinen, langen Herumirrens. Die Mucker hatten mit uns ausgemacht daß sie nordwärts von der Stadt einen Lagerplatz wählen und daß wir da uns treffen wollten. Wir hatten versäumt uns näher nach diesem Punkte des Wiedervereinens zu erkundigen, da wir es für unmöglich hielten denselben zu verfehlen, und Zwölfe von uns hatten, wie schon erwähnt, ihren Auslauf in südlicher Richtung am See hinab genommen. Aber auch diese Zwölfe hatten sich vereinzelt und von einander zerstreut, denn H. Bernay, der Maler hatte sich einen Ruhepunkt gesucht um da Tiberias sammt seinem See zu zeichnen; Herr Franz hatte die Sendung nach dem Badehaus des Ibrahim Pascha übernommen, Dr. Roth und Dr. Erdl weilten am Ufer des Sees, ich selber, nachdem ich kurze Zeit bei ihnen geblieben, hatte mich weiter hinangezogen nach dem Berghange und nach seinem zeolithhaltigen, basaltischen Gebilden. Die Sonne war schon längst hinter die westlichen Gebirge hinabgegangen, die Höhen des Ostens röthete der Abend, da ich am Thore vorüberkam und den Weg des Suchens nach der Lagerstatte nordwärts von der Stadt antrat. Ich blickte rechts und links vom Wege

*) Die Juden halten darum, daß in jeder dieser vier Städte wöchentlich zweimal ein Gebet zu Jehovah nicht nur zum Heil ihres eignen Volkes, sondern der ganzen Erde dargebracht werden müsse, wenn nicht alsbald die ganze Welt das Verderben ereilen solle.

in jede Schlucht, an den meisten Stellen konnte man den ganzen Abhang des Berges von seiner Höhe an bis zum Ufer des Sees überblicken, und wo dieß nicht möglich war da suchte ich zur Rechten oder zur Linken einen Standpunkt auf, der die freie Aussicht gewährte, und nur unmittelbar an der Stadtmauer hatte ich dieses zu thun versäumt. Der Abend dunkelte schon über das Thal und den See herein, ich war weiter denn eine halbe Stunde Weges gegangen, hatte zuletzt nach oben und nach unten die Schluchten durchkreuzt, da begegnete mir der bei vielfaltigen Gelegenheiten dieser Art hulfreich gewesene, treue Bernatz der mich von seinem Felsensitze aus die Richtung gegen Magdala hin hatte nehmen sehen und mehr um mich, als um den Lagerplatz zu finden mir nachgeeilt war. Diese stille, redliche Seele hat, dieß erfuhr ich öfter, die Gabe empfangen den rechten Weg zu finden. Er führte mich, nachdem wir beide noch einmal, so viel die Dämmerung dieß erlaubte, nach beiden Seiten die Gegend durchforscht hatten, zur Stadt zurück, weil wir dort, wie er ganz richtig bemerkte am leichtesten den Lagerplatz von zehn Maulthieren und vor allen von einigen, jedem Auge auffallend gekleideten, Europaischen Frauen erfahren würden. Er hatte sich nicht geirrt. Ein Turke, der in der Nähe des Stadtthores saß, zeigte uns einen steilen, ganz in der Nähe der Stadtmauern hinabführenden Fußweg; kaum hatten wir den Felsenvorsprung erreicht, der die freie Aussicht nach dem untren Theile des Abhanges und nach dem See hemmte, da sahen wir zwischen dem Gebusch, auf grünenden Rasen unsre Maulthiere und die beiden Mitpilgerinnen. Fur die andren noch in der Irre gehenden Reisegefährten wurde nun sogleich besser gesorgt; einer der trägen Mucker, die schon lange auf ihrem Lager

ruheten, mußte in Begleitung des Herrn Mahlenhof hinansteigen an die Anhöhe, über welche der Weg führt, und auf das Nachforschen nach den Fehlenden ausgehen und noch vor Einbruch der Nacht hatten wir die Freude uns Alle wieder vereint zu sehen.

Diese Lagerstatte da, so schwer sie uns auch zu finden gewesen, war freilich des Aufsuchens werth; sie war eine der schönsten die wir auf der ganzen Reise getroffen. Zwar bot sie keine ebene, sondern eine stark abwärts geneigte Fläche zum Liegen dar, denn die bequemste Stelle des Ortes hatten bereits die Mucker mit ihren Maulthieren eingenommen. Doch diese kleine Erschwerung für das Ausruhen des Rückens wurde schnell und leicht vergessen, wenn das oft sich wieder öffnende Auge, da jetzt der Mond über dem Gebirge aufgegangen war, an dem Anblick des beleuchteten Seespiegels oder an dem Wipfel der Palme, den der Nachtwind bewegte, ausruhete, und wie eine Stimme des Traumes das leise Plätschern des Wassers sich vernehmen ließ. Zuletzt kam, mit dem Thau der Nacht, der das Angesicht erfrischte, auch der erquickende Schlaf.

Ich erwachte (Montags am 21ten April) schon mit Anbruch des Tages. Ein Vogel (der Stimme nach schien er eine Blaudrossel) sang auf den Zinnen des benachbarten Thurmes sein Morgenlied, eine Sylvie mit feineren Tönen stimmte aus den Zweigen des Nebekbaumes in den Gesang ein, das frische Wasser des Sees machte beim Waschen Augen wie Augenlicht munter. Der Himmel zeigte sich etwas getrübt, ohne jedoch mit Regen zu drohen, ein mäßiger Wind aus Südwest bewegte die Fläche des Wassers. Mir war es unmöglich die Vorbereitungen unserer langsamen Mucker zur Weiterreise abzuwarten; während diese ihren Thieren

das Morgenfutter gaben machte ich mich auf, um auf dem einſamen Wege am See hin mit meinen Gedanken allein zu ſeyn.

Es war nicht der laute Morgengeſang des einſamen Vogels auf dem Dache der meine Bruſt wie die Sylvie in den Zweigen des Rebekbaumes zum Mitſingen weckte; hier an dieſem See wird in den Morgenſtunden des Tages der Gedanke des Herzens von ſelber zum Geſang; ein Lied des Auferſtehungsmorgens tönte von meinen Lippen; ich genoß frölich im Geiſte, wie ich es ſelten geweſen, eine Nachfeier des Oſterfeſtes. Hier an dem See bei Tiberias war es, wo ſich (nach Johann. 21) Chriſtus zum dritten Male nach ſeiner Auferſtehung ſeinen Jüngern offenbarte. Nach der vergeblichen Arbeit der Nacht, da ſie jetzt ihre Augen aufhuben, ſiehe da ſtund Er, der Herr, am Ufer; ſie aber wußten nicht daß es Jeſus war, bis Er ſich ihnen kund gab durch die Wunderthat Seiner Hülfe und Seines Erbarmens. Da erkannte ihn zuerſt unter Allen der Jünger, welchen Jeſus lieb hatte, Petrus aber, den Andren voraneilend, gürtete ſein Gewand um ſich und warf ſich ins Meer. Und ſiehe, nicht nur das Größere und Künftige allein, auch das Kleinere und Nähere hatte Er bedacht, deſſen vorſorgende Liebe eine höhere, innigliebere iſt als die der Mutter; die Jünger, da ſie kamen und ſahen fanden ſchon Kohlen gelegt und Fiſche darauf und Brod; denn nicht nur der Geiſt ſondern auch der arme, bedürftige Leib ſollte ſich freuen der Nähe Gottes, ſeines Heilandes. Vielleicht war es dann hier, gerade in dieſer Bucht, wo der Herr, der alle Dinge weiß, Petrum dreimal fragte, ob er ihn lieb habe und ihm befahl zu weiden ſeine Schaafe wie ſeine Lämmer, zugleich aber ihm verkündete das Loos jener

Todesart, womit er einst, in seinen späteren Tagen den Herrn preisen sollte. Die Worte: „folge mir nach" die der Herr damals zu Petrus sprach, werden freilich das Herz jedes Jüngers bewegen der die Geschichte der seligen Morgenstunden am See Tiberias bei St. Johannes liest, der Leisende mag nun daheim oder in der Fremde, in der Kammer des Hauses oder auf dem Felde seyn. Dennoch schien es mir als gäbe das Verweilen hier an dem Orte der Erscheinung selber und der Anblick des hehren Sees den lieben Worten: „folge mir nach" noch eine ganz besondre Kraft. Das träge Herz des alten Pilgrims fühlte sich mächtiger als sonst durch das Wort gezogen; es hatte, wie der Lieblingsjünger, der dem Zuge der Liebe, seinem Herrn zu folgen, nicht widerstehen konnte, Ihm nachgehen mögen, wohin Er auch führte.

Mit der Erinnerung an den Morgen des Wiedersehens beim See Tiberias erwachte an dieser Stätte noch eine andre. Dort, jenseits der Bucht in die der Bach von Hottein sich ergießt, liegt Magdala, aus welcher sie stammete, die Maria, welche erst eine tief im Elend Gebeugte, dann eine reich Begnadigte und Erhobene war[1]. Auch Sie hatte in der Angst ihrer Seele Ihn kennen gelernt, ihren Heiland, als einen Herrn der da hilft und der vom Tode errettet, und mit der dankbaren Liebe war ihr eine Treue ins Herz gegeben, welche nicht mehr von Ihm lassen wollte; welche bei Ihm blieb unter dem Kreuz, in den Schmerzen des Todes und am Dunkel des Grabes. Darum geschahe es ihr, daß Er, da sie mit schmerzlichem Schauen nicht abließ selbst bei den Todten ihn zu suchen, sie zuerst unter Allen bei ihrem Namen

[1] Magdala bedeutet einen hohen Thurm.

rief, und daß sie Ihn sahe mit ihren Augen, Ihn, welcher todt war und siehe Er ist lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit. — Ja auch hier, am See Genezareth, in der einsamen Felsenbucht lautete das deutsche Osterlied: „Preis dem Todesüberwinder" mit seiner Melodie der Triumphgesänge wohl und stimmte das Herz freudig.

Ich war auf meinem Wege am See hin oft stehen geblieben, dann wieder mit eiligem Schritte vorwärts gegangen; an einer jener Stellen bei der ich schnell durch das Gebusch und hohe Gras dringen wollte, wurde mein Fuß bewahrt daß ich nicht in eine Art von Cisterne oder unterirdische Felsenkammer fiel, deren Anblick mich damals in den Stunden der freudigen Aufregung nicht erschreckte, später aber in der lebhaften Erinnerung oft schaudern machte. Denn welcher Mensch würde den Halbzerschmetterten da unten gesucht und gefunden haben.

Schon aus einiger Entfernung fiel mir, da ich jetzt näher kam an die Bucht von Szermedein, bei welcher ein Bach von warmen Wasser in den See fällt, unten am Ufer und am Abhang des Hügels ein rosenfarbiger Schimmer ins Auge; es war ein Wald oder vielmehr Buschwerk von blühendem Oleander. Ich habe an diesem schönen Gewächs, welches Hasselquist für den Baum, gepflanzt an den Wasserbächen hält, von welchem die heilige Schrift redet *), immer ein Wohlgefallen gehabt; eine solche Lust der Augen, wie hier am Tiberiassee hatte mir aber dasselbe noch niemals gewährt. Wenn man aber auch in der günstigsten Zeit des Jahres, wo selbst in unsrer Heimath dieser schöne Fremdling seine rosenfarbigen Blüthen aufthut, alle Oleanderbäume der Gar-

*) Ps. 1, V. 3.

ten und Häuſer einer unſrer groſsesten, blumenliebenden Städte an einem gemeinſamen Orte zuſammenſtellen wollte, ſie würden keinen ſolchen weit ausgebreiteten Teppich bilden als dieſe Gebüſche am Genezarethſee, die wie ein Morgenroth der Tiefe über Thal und Hügel ſich hinwegziehen. Ich hatte beide Hände voller Blüthenſträuſe, die ich wie einen Feſttagsſchmuck mit mir nahm.

Der ſtarke Bach von warmen Waſſer, von welchem ich ſchon vorhin ſprach, kommt, in einem Abſtand von etwa einer halben Stunde von Tiberias, aus einer Felſenhöhle hervor, und iſt da wo er herauskommt in ein Gemäuer gefaſst, welches von alter Bauart zu ſeyn ſcheint. Ich hatte kein Thermometer bei mir; dem Gefühle nach ſchien mir die Wärme des Waſſers mehrere zwanzig Grad Reaumur zu ſeyn; daſſelbe ſchmeckte ziemlich ſtark nach Eiſen mit nur weniger Beimiſchung von Salz. Da wo die Grotte ſich öffnet, aus welcher der Bach mit lautem Rauſchen herausſtürzt, öffnet ſich von Weſten herab ein Thal, deſſen Wände Kalkſtein ſind. Nahe dabei, am Seeufer, ſtehen einige ärmliche Hütten. Ich gieng jetzt durch das dichte Gebüſch, aus welchem Rebekkaume ſich erheben, hinan zum Wege der Maulthiere, auf welchem meine Reiſegefährten kommen mußten. Auf einem Felſenhügel, jenſeit des Thales, der eine weite Ausſicht über den Weg von Tiberias her gewährte, ſetzte ich mich nieder um hier die Freunde zu erwarten. Denn der Tag, obgleich der Himmel bedeckt war, fieng an heiß zu werden durch den Wind aus Süden. Von den Felſen wie aus dem Gebüſch hieß ſich die Stimme der wilden Tauben vernehmen, die in ganzen Schaaren an mir vorüber flogen. Mir war unmäßig wohl und ſtill zu Muthe.

Während ich ſo da ſaß und ruhete, bald den See

und seine Felsenufer betrachtend, bald hinausblickend nach dem Wege, auf welchem die Gefährten kommen sollten, trat ein Mann in armseliger Arabischer Kleidung aus dem Gebüsch heraus und vor mich hin. Sein schwarzbraunes Gesicht wie der Hals waren durch Narben entstellt, welche der struppige dunkle Bart nur unvollkommen verdeckte, er mußte schon im harten Gefecht gewesen seyn. Die Art wie mich der Mann mit seinem dunklen, unruhigen Auge ansahe, erweckte kein Zutrauen; es war mir aber in diesem Augenblick gegeben ihm sehr ruhig entgegen zu blicken. Er maß mich vom Kopf zu Fuß, ich ihn auch; er hatte keine Waffen als sein kurzes, dolchartiges Messer, ich hatte nichts als meine Hände, nicht einmal einen Stock oder geognostischen Hammer. Ich habe selten einen solchen Ausdruck von roher Habsucht in Augen und Mienen eines Menschen gesehen als der war womit der Mann auf meine Taschen deutete und ungestüm Geld (Flusch) verlangte. Ich hatte zwar dergleichen bei mir fand es aber nicht rathsam ihm meinen Beutel sehen zu lassen; deutete deßhalb nur auf den Weg nach Tiberias hin und sagte ihm, daß wenn meine Begleiter kamen er etwas Geld haben solle. Er sah sich unruhig um, da aber der Weg so weit man ihn überblicken konnte, ohne Menschen war, begann er seine ungestümen Forderungen bald von neuem, drang näher heran und schien mich am Leibe packen zu wollen. Da siehe, in demselben Augenblick ward meine Reisegesellschaft freilich noch in weiter Ferne diesseits des Felsenvorsprunges sichtbar; Herr Mühlenhof und Herr Franz in ihrer stattlichen Türkischen Kleidung, Mohamed in seiner rothen Aegyptischen Soldatenjacke, dazu die Doctoren Roth und Erdl mit Herrn Bernatz, die meisten mit Flinten bewaffnet;

ich beugte mich zur Seite und rief „ſiehſt du denn nicht daß ſie kommen?“ Mein Araber ſah ſich von neuem um; ſein Ungeſtum war gebrochen; er zwang die Mienen zu einer Art von Lächeln, redete mich als Effendi an und erzählte mir etwas von welchem ich, was übrigens ſein Ausſehen bezeugte, nur ſo viel verſtund, daß er ſehr arm und hungrig ſey. Ich ſagte ihm von neuem: wenn dieſe kommen ſollſt du einen Piaſter haben. Er ſchien lange ungewiß was er thun, ob warten oder davon laufen ſollte, und ſahe mich dazwiſchen immer fragend an, da ihm aber meine Mienen keine Furcht einzuflößen ſchienen, blieb er in einiger Entfernung vom Wege ſtehen. Die Freunde kamen endlich; durch die Langſamkeit der Mucker beim Aufbrechen waren ſie ſo verſpätet worden; ich ſtieg auf mein Maulthier und da der Araber ſahe, daß Keiner eine feindſelige Bewegung gegen ihn machte, geſellte er ſich, als ſey nichts geſchehen, zu uns. Er erhielt jetzt von mir ſein Almoſen und ich ließ ihn durch den Dragoman fragen, bei welcher Gelegenheit er dieſe Wunden am Geſicht und Hals empfangen habe? Da erzählte der Mann, hier in dieſer Gegend ſey es gefährlich zu reiſen und er ſelber ſey einmal von Räubern angefallen und faſt erſchlagen worden. Ich möchte indeß nicht entſcheiden wer bei jener Gelegenheit der Angreifende oder Angegriffene geweſen. Das Gewiſſen des Mannes ſchien wenigſtens nicht das ſauberſte; denn obgleich er anfangs Luſt bezeugt hatte uns gegen ein Botenlohn zu den Ruinen zu führen, die ſich rechts vom Wege im Walde finden ſollen, entwich er doch plötzlich, da in El Medſchel, wo wir Milch tranken, ein etwas anſehnlicher ausſehender Mann, den wir für den Scheikh des Dorfes hielten, gegen uns hinkam.

El Medschel, das ist der jetzige Name von Magdala, bei welchem noch zu den Zeiten der Kreuzzüge eine ansehnliche Burg stund, ist jetzt ein Dorf, das aus elenden Hutten besteht, aus denen dem Reisenden ein Geruch der Unreinlichkeit entgegenkommt. Wir mochten nicht von unsern Thieren absteigen und den von Unrath entstellten Boden betreten, und auch die saure Milch, die wir im hölzernen Gefäß von einer Araberin bekamen, wurde der Eckel zurückgewiesen haben, wenn nicht der grosse Durst und der Hunger gesagt hätten: behalte sie. Indeß bemerkten wir später, daß wir zufällig gerade bei den elendesten Hütten (es waren die nächsten am Wege) Halt gemacht hatten. Wir verweilten hier so lange bis Herr Bernatz eine Zeichnung des Ortes und seiner Umgegend entworfen hatte, was in etwa einer halben Stunde geschehen war. Die Umgegend wird interessant durch ihren Hintergrund der Felsenwände, welche voller natürlicher wie künstlicher Hölen sind; mehrere alte starke Gemauer bezeichnen den vormaligen Umfang und die Bedeutenheit von Magdala.

Das westliche Ufer der nördlichen Hälfte des Sees vor und jenseits El Medschel ist überaus fruchtbar und mit Gebusch und Bäumen, dazwischen, nach dem Strande hin, mit Saatfeldern bedeckt. Es scheint hier vor andern Gegenden ein Lieblingsaufenthalt der wilden Tauben und Turteltauben; wir sahen sie zu vielen Hunderten und hörten ihre Stimme; sie schienen in dieser Zeit seiner reifenden Früchte vorzüglich gern auf dem Nebek oder Thederbaum, einer Art des Rhamnus zu verweilen. Ein altes Kastell unweit Medschel hat seinen Namen Kalaat Hamam oder Taubenkastell von den vielen in seinen Mauern nistenden Tauben, ja ein ganzes Thal, an das

dieſes Kaſtell gränzt, heißt das Wadi Hamam oder Taubenthal. Die groſse Fruchtbarkeit der Gegend iſt vor allem eine Folge der vielen Bäche und Quellen, die aus dem weſtlichen Hebenrande hervorbrechen. Schon vor, noch mehr aber jenſeits (nordwärts) von Medſchel kamen wir über mehrere kleine und groſsere Bäche, unter denen jener, den man, bald nachdem man das Dorf verlaſſen in der Mitte des Dickichts paſſirt, der anſehnlichſte iſt, ſo daſs er wohl für einen kleinen Fluſs gelten konnte. Dieſer kommt durch das breite, vielfach gekrummte Hattinthal (Wadi Hattin) herab und ſein Waſſer muſs durch Aufnahme mehrerer warmer Quellen eine erhöhte Temperatur haben, denn wir fanden es in den Morgen- und ſelbſt in den Vormittagsſtunden, da wo es aus den baſaltreichen Kluften ſich herabſtürzt, rauchen, wie ein am Boden ausgeſchüttetes, warmes Waſſer. Da wo wir, nahe an ſeiner Mündung, über das Flüſslein kamen, lieſs uns weder ſeine Temperatur noch ſein Geſchmack einen Unterſchied von andern, gewöhnlichen Bächen dieſes warmen Landes bemerken.

Nicht weit jenſeit des Fluſses aus dem Hattinthal ſollten, nach der Verſicherung eines unſrer älteren Mucker Ruinen von Gebäuden ſeyn. Wir konnten ſie nicht auffinden. Die treffliche Karte von Berghaus ſetzt in dieſe Gegend die Stätte des alten Genezareth, von welchem der ganze See einen ſeiner Namen hatte. Oben am Abhange der nördlichen Berge ward ein Dorf oder Flecken ſichtbar, Sendſchel genannt. Zuletzt über eine fruchtbare Ebene an einem verfallenen Gebäude (vormaligem Khan) vorüber, kamen wir bei einem Bächlein an die unanſehnlichen Ruinen von Tel Hum, welche nach der Ausſage unſrer Mucker ſo wie nach der Beſchreibung die man uns

in Nazareth und Tiberias gegeben die Stätte von Capernaum andeuten sollten. Wie unverkennbar haben sich doch jene Worte des Wehes, das der Mund der Wahrheit über Capernaum, über Bethsaida und Chorazim aussprach, bewährt! ihre Stätte kennet niemand mit Sicherheit; ihr Name ist von der Erde verschwunden.

Nahe bei den Ruinen des angeblichen Capernaum, die wir um 11 Uhr Vormittags erreicht hatten, bei dem Quell, hatte sich eine Schaar der Pilger gelagert, die noch zum Osterfest der orientalischen Christen nach Jerusalem ziehen wollte. Wir wendeten uns jetzt wieder etwas links (südwestlich) und zogen dann über den anfangs wellenförmig dann steiler ansteigenden Abhang des nördlichen Bergkessels nach dem Khan Dschob Yusef, oder dem Khan des Josephsbrunnens. An vielen Stellen unsers Weges kamen wir über eine alte, kunstreich gepflasterte Straße, gleich jenen alten Römischen, denen man in Italien so oft begegnet. Es schien uns diese ein sichres Anzeichen davon, daß einst in dem Thale, von dem sie heraufführt auf die Höhe, eine ansehnliche Stadt (Capernaum) gestanden habe.

Schon auf dem Wege nach dem Josephsbrunnen hatten wir eine herrliche Aussicht nach dem Tiberiassee und seinen Ufern. Ich hatte mich auf dem Sattel des Maulthieres, obgleich die Mucker mich darüber verlachten, rückwärts gesetzt, so daß ich unausgesetzt die hehre Gegend betrachten konnte. Selbst das Augenmaß (so wenig ich mich, an mir selber allein, auf seine Richtigkeit verlassen möchte) schien uns hier die Länge des Sees nicht größer als die unsers Starenberger Sees, etwa zu fünf Stunden anzudeuten, die Breite aber ist gleichmäßig größer als die jenes vaterländischen Sees, sie mag wohl

wenigstens oder mehr als ein Drittel der Länge betragen. Unter den Bergen des östlichen Ufers zeichnet sich der eine durch seine auffallender rundliche Form aus; an dem Fuße dieses östlichen Kesselrandes läuft eine Ebene hin, auf welcher gewiß das Reisen zu Fuße wie zu Pferde, so wie der Transport durch Lastthiere weniger Schwierigkeit haben würde als an der westlichen Seite. Und es wird ja die Zeit kommen, wo alle diese Lande voll werden Seiner Ehre, wie der Segnungen Seiner Güte; dann wird Er, der Herr, wieder, wie in den Tagen Seines Fleisches Tausenden das Brod brechen auf diesen noch immer so fruchtbaren, aber vereinsamten Hügeln und Bergen.

Bei dem sogenannten Josephsbrunnen, dessen Stätte wir nach einem etwas mehr als anderthalbstündigem Aufsteigen von der Ebene am See erreichten, stehet noch das freilich sehr in Verfall gerathene Gemäuer eines Saracenischen Herberghauses für Reisende oder Khans. Wenn nicht die Unterscheidung der Saracenischen und Altfränkischen oder Gothischen Bauwerke so vielen Schwierigkeiten unterläge, würde ich keinen Anstand nehmen die erste Anlage des Gebäudes den Zeiten der Kreuzzüge und des christlichen Königreiches von Jerusalem zuzuschreiben. Eine teichahnliche Cisterne, deren Boden sehr mit Binsen bewachsen war, und die nur wenig Wasser enthielt, findet sich außerhalb (nordwärts) von der Caravanserei; in den Ringmauern von dieser selber ein Schöpfbrunnen. Dieser oder wie unser Warenthiner Mucker, der schon so oft diesen Weg gemacht hatte, es wollte, ein andrer, auf der östlichen Anhöhe gelegner, halbverschütteter Brunnen, sollte, nach einer spätern Sage des Landes derselbe gewesen seyn, in welchen die Söhne Jacobs ihren Bruder

Joseph hineinwarfen, bis sie an die Schaar der vorüberziehenden Ismaëliter ihn verkauften. Doch stehet diese (vorzüglich unter den Mohamedanern herrschende) Sage mit den Worten der Schrift im Widerspruch, denn nach diesen war Dothan, an dem Abhange der Gebirge Gilboas gegen den Jordan hin, nordostwärts von Sindschil (unserem letzten Nachtlager vor Nazareth) der Ort an welchem Joseph, von Sichem aus, seinen Brüdern begegnete, von ihnen in den Brunnen gesenkt und dann verkauft wurde *).

Auch von dem Dschob Yusef oder Josephsbrunnen zog sich unser Weg noch hoch bergan. Wir hatten von hier eine herrliche Aussicht, nicht bloß rückwärts nach dem Tiberiassee, sondern ganz nahe zu unsrer Linken, auf das nordwestlich hoch auf den Bergen gelegne Safphet, eine der vier heiligsten Stätten der Erde für die noch auf den Trost Israels hoffenden Juden. Aus der Ferne konnte man jenem vormals so ansehnlichen, von den Tempelrittern so stark befestigten und mannhaft vertheidigten Orte die Zerstörung nicht ansehen, welche das letzte, große Erdbeben auch innerhalb seiner, noch immer stattlich aussehenden Mauern angerichtet hatte. Nach einer Sage des Landes sollte dieses Safphet oder Szaffad die Stadt seyn, die auf einem Berge liegt und deshalb nicht verborgen bleiben kann, welche Christus der Herr, bei diesen Worten seiner Bergpredigt vor Augen und im Sinne hatte **). Wir gedachten, da wir den gähen Felsenabhang jener alten Burg der Kreuzfahrer betrachteten, an die Ströme von Blut der Tempelritter und der andren

*) 1. Mos. 37. V. 14 — 28.

**) Matth. 5. V. 14. m. v. Raumer a. a. O. S. 135.

christlichen Bewohner der damaligen Stadt, welche der Wuthrich Bibar, im Jahr 1266 gegen Völkerrecht und Vertrag dort vergoß.

Die Gegend wird hier unbeschreiblich majestätisch, die Aussicht gewaltig. So hoch man auch auf dem Bergrücken, über welchen die letzte Strecke des Weges führt, schon gestiegen ist, so hat man dennoch neben sich als noch höher hinanragenden Gipfel den Dschebel Szafad (das Gebirge Naphthali), an dessen südlichem Ende Safed liegt; während sich gegen Süden der Tiberiassee und die Jordansaue mit den Gebirgen und Ebenen von Gaulan, Dschedur und Gilead (?) zeigen, erblickt man im Norden den Meromsee und den Antilibanon der seinen grünenden Fuß in das weite Thal von Paneas setzet und den beschneiten Gipfel zu den Wolken gesellt. Mit dem Gefühl der Erhebung und des Wohlgefallens das dieser Anblick weckte mischte sich heute in meinem Innern ein andres der Wehmuth; es war als vernähme ich vom Gebirge des Antilibanon und vom Meromsee, mitten unter den Tönen jenes ewigen Lobgesanges, den hier die Majestät der Werke anstimmt, das Geläute der Todtenglocken. Vielleicht hatte der seit langer Zeit entwölkte Anblick des umschleierten Hermons auf diese Stimmung Einfluß; vielleicht war sie ein Nachhall des Gedankens der mich schon bei dem Jacobsbrunnen beschäftigt hatte: des Gedankens, daß ich nun ganz nahe am Ende der Reise durch das werthe, heilige Land sey. Doch liegt auch in der Gesinnung des Gebietes, das hier der Pilger, gegen Norden hin überschaut, manches Element das zum Ernst stimmen kann. Zwar dort rechts hinan vom Meromsee in die Gegend von Paneas (des alten Cäsarea Philippi) in der heiligen Geschichte noch mit den Ansprüchen Dessen

bezeichnet der durch sein sichtbarliches Wandeln den ganzen Kreis der Erde geheiligt und gesegnet hat; aber nur wenig zur Linken von da, im Norden des Sees ist die Stätte des alten Lais oder Dan, des Ortes da zuerst ein ganzer Stamm des erwählten Volkes von dem Herrn sich abwandte und dem durch doppelten Diebstahl erworbenen Götzen anhieng *) und wo später ganz Israel an Jerobeams Kälberdienst sich versündigte **). Es hatte sich aber auch die Natur der wahrhaft schönen Umgegend mit Geberden der tiefen Trauer und des Elendes angethan; ein großer Theil der Ortschaften, zur Seite unsers Weges, lagen, wie uns dieß ein Mann erzählte, der mit einem beladnen Esel uns begegnete, seit dem letzten großen Erdbeben in Trümmern; Madscharah war ein Schutthaufen geworden; ein andres Dorf, aus welchem einer unsrer Mucker Lebensmittel für uns holen wollte (Birseh?) war nicht mehr vorhanden; die Felder des Getraides warteten dort umsonst der pflegenden, ihre Fülle erntenden Menschenhand.

Unser Weg wendete sich jetzt mehr nach Osten, durch ein Gefilde das mit blauen Lupinen und andern Blumen herrlich geschmückt war; wir stiegen zu Fuß den steilen Abhang hinunter, an welchem wir die nahe Aussicht hatten nach dem Jordansbette, von jenseit des Meromsees an bis dahin wo sich dasselbe südlich in den Krümmungen des Gebirgsthales verliert, das zum Tiberiassee hinläuft. Schon gegen vier Uhr des Nachmittags hatten wir die Stätte, die zum heutigen Nachtlager bestimmt war: die Jacobsbrücke erreicht. Hier war freilich eine der ersten

*) Richt. C. 17 und 18. **) 1. Kön. 12, V. 30.

fragen: woher Brod nehmen in der Einöde? denn wir hatten außer der sauren Milch in Magdala den ganzen Tag nichts genossen, und, vertrauend auf die feste Versicherung unserer Macker daß sie uns auf dem Wege Lebensmittel verschaffen wollten, mit keinen Vorräthen uns versorgt. Jene Frage wurde indeß bald in befriedigender Weise beantwortet, denn wir fanden in der Nähe der Brücke einige Arabische Familien, die, seitdem das Erdbeben ihre Hütten zerstört hatte, hinter Gesträuch waren, wo sie unter Zelten wohnten, durch diese erhielten wir Milch, Eier und Wasser auch etwas Brod.

Der Name, welchen das Volk des Landes schon seit einer Reihe von Jahrhunderten der alten, niemernen Brücke gab, über die wir jetzt hinüberzogen in das östliche Gebiet des Jordans, gründet sich auf die Sage, daß hier der Ort gewesen sey wo Jacob, nach seiner Zurückkehr aus Mesopotamien mit seinen Söhnen über den Fluß gegangen sey. Doch findet diese Sage in den Worten der heiligen Schrift keine deutliche Bestätigung; denn nach diesen war der Ort des ersten Lagers im Gebet, welches nicht abließ, bis es den Segen empfangen [1], die Furth des Jabok, und von hier wendete sich das kleine Heer des Altvaters zwar südlich, wie dieß die Angabe des ersten Aufenthaltsortes im diesseitigen Gebiet, Sukhoth, vermuthen lasset, doch in dieser genannte Punkt, fast parallel mit Jezreel und Dothenun noch sehr weit «über acht geographische Meilen» von der Jacobsbrücke abgelegen. Dieses hinderte indeß die Seele des Pilgrims nicht an jenem Genusse, den hier an dieser Stätte die Betrachtung der Geschichte von Jacobs Heim-

[1] 1. Mos. 32. V. 26.

sehr darbet. Auch für uns war der Jordan in gewisser Hinsicht die Gränze, jenseits welcher wir aus dem Lande, das unserer Reise letztes Ziel gewesen, uns hinaus begaben auf die, freilich noch durch manche Umwege gehende Heimkehr nach dem Vaterland. Auch an uns war auf den Wegen unsrer Wallfahrt viel und Großes geschehen; wir waren wie auf Adlersflügen getragen und vor allem Unglück bewahrt worden; unsre Seele, wenn sie dessen gedachte, was sie auf der Pilgerschaft an Erkenntnissen und lebendigen Erfahrungen empfangen hatte, konnte wohl mit dem Altvater Jacob ausrufen: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue die du an mir gethan hast."

Der Lauf des Jordans, so kurz er im Ganzen ist, hat von seinem Anfange bis zu seinem Ende, etwas hohl Bedeutungsvolles und Außerordentliches. Welchem andern namhaften Fluß der Erde ist wie ihm sein Lauf unter dem Spiegel des Meeres angewiesen; welches rinnende Gewässer zieht seine Bahn durch solche majestätisch schöne Auen als diese da sind am Merom und im Thal von Paneas; welches hat eine herrlichere Stätte des Ursprunges, als die dort ist am Antilibanon, bei welcher schon die pythisch begeisterte Ahndung des Heidenthums ein besondres Nahesein der Kräfte des Geistigen und Göttlichen verspürte. Wir waren sehr begierig die verhältnißmäßige Höhe des Jordans hier an der Jacobsbrücke zu der des Tiberiassees und des unteren Jordanspiegels in dem Gebiet von Jericho zu erfahren, aber der allem Anschein nach schon an sich tiefe Barometerstand der mit der heutigen trüben Witterung, die sich am Abend in einen leichten Regen auflöste, in Beziehung stand machte unsre Messung etwas unsicher. Wir fanden nach

dieser die Höhe unserer Lagerstatte bei der Jacobsbrücke 378, die des Jordans gegen 350 Fuß über dem Meeresspiegel; ein Unterschied von mehr denn 800 Fuß gegen die Lage des Tiberiassees, was für die geringe Entfernung zwischen beiden Punkten ein Gefall des Flusses ergabe, welches das unser Jahr zwischen Mittenwald und Langgries (682 F.) noch übertrafe. Uebrigens ist allerdings der Lauf des Jordans hier ein reißend schneller und sein Gefall bis zum Einfluß in den See mag ein sehr bedeutendes seyn.

Der Fluß ernährt hier, außer andern Wassergewächsen in großer Menge das Papyrusschilf (Cyperus Papyrus), das zu sehr ansehnlicher Höhe erwächst. Weiter hinab am Ufer fanden sich Stämme des Zakkumbaumes (Elaegnus angustifolius) und des Dornbaumes (Rhamnus spina Christi), dazwischen das blühende Gestrauch des Oleanders.

Die Brücke selber, die unserer Betrachtung am nächsten lag, ist gegen sechzig Schritte lang und wird von vier Bogen getragen; sie ist von alter, fester Bauart; die Breite des Flußbettes beträgt nicht viel mehr denn halb so viel als die Länge der Brücke (gegen 80 Fuß); seine Tiefe nur an wenig Stellen über vier Fuß. Von dem einst so bedeutungsvollen, festen Kastell, das die Kreuzfahrer, wie wir früher erwähnten, unter Baldun IV. dieselbe zweifache der Jacobsbrücke begründeten und das die Templer nur kurze Zeit, bis zur Eroberung desselben durch Saladin besetzt hielten, sieht man nur noch einige wenige alte Gemäuer; auch das Haus ist verschwunden, in welchem sonst die Türkischen Zollempfänger wohnten, welche von jedem Pilgrim der über die Brücke kam eine ansehnliche Abgabe erhoben, denn diese

Besteurung der Reisenden hatte zu unsrer Zeit, unter Aegyptischer Herrschaft aufgehört. Desto ansehnlicher sind die Gemauer der großen Karawanserei die an der Ostseite noch jetzt zum Nachtlager der Karawanen dient. Sie enthält unter andrem ein ziemlich großes, aus schwarzem, basaltischen Gestein fest gemauertes viereckiges Behältniß, das, weil es tiefer als der übrige Boden liegt, als eine Art von vormaligem Wasserbehältniß erscheinen könnte. Die Hauptgebirgsart der Gegend durch die wir vom Tiberiassee bis hieher kamen ist Kalk (Kreidekalk?) an vielen Stellen aber, wie namentlich hier am Jordan, zeigt sich Basalt. Der Meromsee bildet, so wie wir ihn heute und am andern Morgen sahen, eine zusammenhangende Wasserfläche und das viele Schilf und Papyrusrohr das in ihm wächst läßt auf keine große Tiefe desselben schließen.

Wir hatten allerdings zwischen den Ringmauern der alten Caravanserei unser Nachtlager aufschlagen können, da indeß der Boden ihres Steinpflasters von sehr unreinlichem Aussehen und das Gebäude ohne Dach war, so daß wir innerhalb demselben eben so sehr dem Thau und Regen ausgesetzt blieben als außerhalb, zogen wir eine grasreiche Wiese in der Nähe des Jordanbettes zur Lagerstatte vor und blieben auch diesem Vorsatz treu da sich am Abend ein leichter Regen ergoß, der sich während der Nacht in einen ungemein starken Thau verwandelte. Wir suchten uns zwar, wenigstens am Gesicht, durch Regenschirme, die wir in schiefer Stellung hinlehnten, gegen diese Unbequemlichkeit zu verwahren und versuchten es auch den Kopf durch übergespannte Tücher zu schirmen, aber die Schwüle der eingeengten Luft wurde dabei so unerträglich, daß wir es vorzogen vom Regen

und Thau benetzt und von den kräftigen Stichen der vielen, großen Mücken geneckt zu werden, als unter solcher Bedeckung bald zu ersticken. Zu den besondren Unterhaltungen dieser Nacht gehörte es auch noch daß die Maulthiere frei neben und über uns herumschritten und daß die vielen Frösche der Nachbarschaft, als hätten sie uns etwas Besondres zu sagen, ganz nahe bei unsren Ohren ihr lautes Quacken erhuben. Der Anbruch des Morgens kam uns unter diesen Umständen und nach solchem nächtlichen Bad in Regen und Thau sehr erwünscht, es war weder an unsern Decken noch an unserm Gewand ein trocknes Aleckchen zu finden, doch hatte sich das Herz jene «vergnügliche» Trockenheit erhalten, die ein Philosoph des griechischen Alterthumes (Heraklitos) als den wünschenswerthesten Gesundheitszustand der Menschenseele beschreibt.

So traten wir denn nun, als bald nach 6 Uhr des Morgens unsre kleine Karawane in Bewegung kam, den Weg, der anfangs sehr steil am Gebirg hinaufging, nach einem Grenzland des alten Canaan an, das nur zum Theil in die Geschichte des gelobten Landes und seiner Bewohner verwebt ist. Die Landschaft durch welche uns die heutige und noch zum Theil die morgende Tagreise führen sollte, gehörte noch zu Christi Zeiten zu Basan, das durch seine Fruchtbarkeit so berühmt und gepriesen war; im engeren Sinne bildete es die Provinz Auranitis in welcher zu den Zeiten Johannis des Täufers, Philippus, der Bruder des Herodes, Tetrarch war.

Die Meisten von uns liegen nicht bloß die erste sehr steile Bergwand, welche hier das Jordansthal begrenzt, zu Fuße hinan, sondern, da wir hierbei den Maulern und ihren Thieren weit voraus kamen, blieben wir auch weiterhin, bis gegen Mittag, meist zu Fuße

Das etwas schwere Ansteigen, zum Theil auf einer Art von Steinpflaster, das neben einem sumpfigen Grunde hinführt, dauert noch nicht drei Viertelstunden und die Mühe des Steigens wird auf jedem Punkte an dem man Halt macht durch die herrliche Aussicht nach dem nahen Meromsee und dem Thale von Paneas reichlich aufgewogen *). Der Weg zieht sich jetzt minder steil bergan-wärts und es wird nun eine Stelle erreicht, welche einen weiten Ueberblick über den See von Tiberias und einen Theil des Jordansthales gewährt. Sey nur noch einmal gesegnet du heiliges Land durch das der Jordan fleußt, du Land der Turteltauben am See Gennezareth; die Stimme des Sehnens und des Hoffens, welche dort der Geist vernahm, verkündigte es daß du mit all denen Lieblichkeiten nur ein Schatten und Vorbild bist von jenem Heim der ewigen Verheißung an welchem der Weg des Pilgrims und Fremdlings der Erde sein Ziel und Ende hat.

Immer höher hinan zog sich der Weg über grünende Bergauen, auf denen bald vereinzelter, bald dichter zu Gruppen kleiner Waldchen zusammengedrängt Valonia-eichen und alte Terebinthen stehen. Die Höhe betrug da wo die ersten Eichen stunden, schon 2027 Fuß über dem Meeresspiegel. In den blühenden Gesträuchen des Azerol-Weisdornes sang eine Nachtigall; mit dem Ohre zugleich wurde das Auge und die Hand des Sammlers erfreut durch das Auffinden des hier in Menge blühenden wun-

*) Unsre barometrische Messung ergab für die Höhe des Berg-rückens des Jordansthales im engeren Sinne 878 Par. Fuß; die Höhe des Zeiyelstrunnens am arabischen Isac hatten wir 639 Fuß gefunden.

derselben geformten Indischen Salbei (Salvia indica). Von dem blumenreichen Hügel herab begegnete uns ein Zug buntfarbig gemischter Leute; Beduinen, Männer wie Frauen, mit kostbaren Kopftüchern, unter ihnen etliche Mohren, Aegyptische Soldaten und Leute in der Landestracht, dabei ein armes, unsern Zigeunern gleichendes Gesindel. Sie schienen von einem Feste oder, wenn es dergleichen hier gäbe, von einem Markte zu kommen. Bald aber nahmen das Schweigen und die hehre Stille wieder Besitz von dem herrlichen Lande, in welcher sie, seitdem der Mensch es verlassen, als Herrscher walten. Wie die Äler der Blumen hier aufblühet und welkt, ohne daß ein Mensch sie bemerkt und ihre heilenden Kräfte benutzt, so steht das Ober der Gebirge, das den Gesichtskreis umgiebt da, ohne daß ein hier verweilendes für diese Schönheit empfängliches Menschenauge seiner sich freut. Sie machen auf das Auge des Vorüberreisenden denselben Eindruck, den auf sein Ohr die Harmonieen eines Konzertes machen würden, zu welchem sich eine Gesellschaft von Tonkünstlern allein im einsamen Felde, wo kein Gedrang des neugierigen Volkes sie stört, versammlete. Wie reich und prachtig steigen dort im Süden die grunenden, waldigen Berge von Dschelan empor, vor uns im Nordosten erhebt sich in seiner ausgezeichnet rundlichen Form der Berg der Ober (Tell el Khauzur); von Norden her leuchtet im Schein der Sonne der blendend weiße Schnee des großen Hermon oder Antilibanon.

Wir hielten noch vor Mittag bei einem Dorf der Turkomannen, Kewaran, das zwischen alten Gemauern, in einem Walde von Wallnuß und Eichenbaumen liegt. Es ist das Kuara, bei welchem die gegen Jerusalem mit dem Heere der Ohrigen verbundeten Damascenischen Truppen

im Jahr 1139 ihrer Bundesgenossen warteten *). Anjetzt gehört ein geübtes Auge dazu, um aus den Trümmern und Steinhaufen zu errathen, daß hier einst eine Stadt stund. Die Bewohner und Bewohnerinnen des Oertleins, das nur aus wenigen Hütten besteht, schienen nach ihrer Art sehr vergnügt und wohlhabend; wir erhielten hier Buttermilch und Brod in Menge; ein alter Turke aus Damaskus, der sich bei der Jacobsbrücke zu uns gesellt hatte, war ungebeten unser Gast und während wir Andren mit Löffeln aßen oder die saure Milch tranken, langte er mit den Händen in die große hölzerne Schüssel, uns hiermit stillschweigend lehrend wie man, wenn sie nicht zu heiß ist, auch ohne Löffel Suppe essen könne.

Jenseit Nowaran nahmen wir uns dem schon erwähnten rundlichen, waldbewachsenen Eberhügel (Tell el Khanzyr) bis auf sehr geringe Entfernung, ließen ihn zur Rechten und fanden uns bald hernach auf einer Hochebene, welche nach unsern barometrischen Messungen mehr denn 2800 Fuß über dem Meeresspiegel, mithin 3300 Fuß über dem Tiberiassee liegt. Der frische Wind, der uns von Norden her entgegenkam, war anfangs noch erquickend und wohlthätig, erst etwas später verstärkte er sich zum kalten Sturm, der unserm Gefühl, im Gegensatz zu der großen Wärme die wir in den letztvergangenen Tagen erduldet hatten, ziemlich empfindlich fiel. Ein gemauertes Wasserbehältniß, an welchem der Weg noch vor Tell Abu Nedy vorüberführt, verdient die Beachtung des Reisenden. Es wird von Seetzen mit Recht für die Quelle Phiala gehalten, aus der nach Josephus und

*) Wilken Gesch. der Kreuzzüge II. S. 647.

Hieronymus der Jordan seinen eigentlichen Ursprung nimmt. Der heutige Name des kleinen Teiches, dem sein Wasser aus mehrern Quellen zuströmt, ist Birket Ram oder Abu Ermeil. Noch jetzt ist dieser vormals heilige Brunnen zu gewissen Zeiten ein Versammlungsort des Volkes aus der ganzen weiteren Umgegend; als ob dem Jordan schon von seinem ersten Ursprung an eine geistige Kraft der Anziehung für Menschen und Völker innewohnte.

Obgleich kaum merklich, erhebt sich der Weg auch jenseits Phiala noch immer bis in die Gegend eines Hügels, an welchem das Grabmahl des Mohamedanischen Heiligen Abu Nedy mit mehreren Hütten sich findet. Jenseit dieses Punktes fängt die Landschaft an sich ein wenig abwärts gegen Norden zu senken. Gegen drei Uhr des Nachmittags lag das stattlich aussehende Kanuetra vor uns, mit seinem ansehnlichen Khan, der einem großen vaterländischen Meierhof glich, und mit seiner Weidee. Da hier eine Hauptstation der Karawanen ist, welche dem Verkehr zwischen Damaskus und Ptolemais dienen oder aus andren südwestlichen Gegenden von Palästina kommen, hatten wir in dem Khan eine sehr geräumige, sogar durch ein Dach geschützte Herberge gefunden; ein Blick aber auf den mit Stroh und thierischen Unrath bedeckten Boden des größeren Innenraumes und in die nicht viel sauberer aussehenden, für die Menschen bestimmten Lagerstellen scheuchte uns bald wieder hinweg ins Freie und wenigstens der eine Muckar, so ungern er es that, mußte uns mit den Thieren die unter Obdach trugen, hinaus vor das Dorf begleiten. Ich hatte die Eichenbäume, welche nordwärts von Kanuetra, in einiger Entfernung von dem Orte gesehen wurden, zu meinem Nachtlager ausersehen, bemerkte aber bald daß die Pro-

testation, welche unser Mucker gegen diesen Vorsatz einlegte, eine wohlgegründete war, denn das Auge hatte sich auf dieser weiten Hochebene getäuscht; je weiter wir kamen deste mehr bemerkten wir daß die Bäume noch sehr fern stunden. So mußten wir uns zuletzt entschließen hinter einem alten Gemäuer Halt zu machen, welches so niedrig war, daß man kaum im Liegen gegen den Wind wurde geschützt gewesen seyn, auch wenn dieser nicht gerade von der offen stehenden Seite hergekommen wäre.

Es war noch so zeitig am Nachmittag (kaum halb vier Uhr) daß wir gute Gelegenheit hatten uns in der Gebirgseinöde, auf der wir uns befanden, recht vollständig umzusehen. Die sehr unansehnlichen Mauerstücke, die sich in der Nähe von Kanneytra zeigen, werden von Burkhardt für die Reste einer alten Stadt (Canatha) gehalten *), sie haben indeß nicht das Ansehen des hohen Alterthumes oder müssen geringen Gebäuden angehört haben. Merkwürdiger als die alten und neuen Menschenwohnungen des Ortes ist die Landschaft, auf welcher er steht. Kanneytra und die an dasselbe gränzende Ebene ist der Rücken des Dschebel Heisch, der sich hier gegen Norden, gegen den Gipfel des Antilibanon hin zu senken scheint. Wahrscheinlich befindet sich das Auge des Beobachters gerade hier am Gelenke einer jener wellenförmig ansteigenden und kaum merklich wieder sich senkenden Höhen, deren lang fortlaufende Reihe den Dschebel Heisch bildet. Wir glaubten uns nahe am Fuße des mit Schnee bedeckten Dschebel Scheich oder großen Hermon und das Auge ließ sich schwer davon überzeugen, daß zwischen unsrer Lagerstatte und jenem glänzend weißen Gebirgs-

*) Burkhardts Reisen, herausgegeb. von Gesenius II. S. 40.

rieten eine Strecke von acht Stunden Weges innen lage. Wenn aber auch nicht am Ende fanden wir uns doch an dem Ausgangspunkte des Antilibanon; denn als solches läßt sich der Dschebel Heish betrachten. Und so groß der Genuß, den diese Stellung und Nachbarschaft uns gewahrte, unter andern Umständen würde gewesen seyn, etwa wenn wir das malerisch schöne Gebirge aus dem Zelter eines Hauses, wie das auf dem Nigikulm oder auch nur aus der Hütte eines Vogelstellers hätten beschauen dürfen; so war dennoch für diesmal mit der Lust eine nicht unbedeutende Last verbunden. Denn der Wind, der mit jedem Augenblick heftiger wurde, wehte so schneidend kalt, obgleich aus Südwesten her, daß wir uns aus dem heißen Sommer des Tiberiassees und des Jordanthales an die Grenze des Winters gerückt fühlten und kaum ich, um an meinem Tagebuch schreiben und den Anblick des Antilibanon ruhig genießen zu können, hinter ein Gebüsch oder den Wurzelausschlag eines alten Eichenstammes mich retten mußte. Wie viel kälter auch diese Landschaft seyn mußte denn jene, durch welche wir bisher gekommen waren, das bezeugte uns die Vegetation, die gegen der von Palästina wie um einen ganzen Monat zurück schien. Dennoch betrugt die Höhe unsrer Lagerstatte über dem Meere nach unsern barometrischen Meßungen nur gegen 2850 Fuß.

Herr Muhleuber mit den beiden andren Muleru und dem Arabischen Knecht, die im Dorfe das Geschäft des Einkaufes besorgt hatten, kamen jetzt mit einem Lammlein und etlichen Broden zurück. Das Thier wurde geschlachtet und die Mahlzeit bereitet, welche freilich, da der Wind die ruhige Verrichtung des Kochens hinderte, noch sehr roh und stark nach Rauche schmeckte, überdieß auch

für ſo viele hungernde Gäſte nur ſparlich ausreichte. Denn außerdem daß der Metzger aus Kanneytra einen Theil des Lammleins als Schlächterlohn in Anſpruch nahm, waren wir mit dem alten Turken, der zu den Muckern als Gaſt ſich geſellte, unſrer dreizehn an dieſer Abendtafel des Blachfeldes, welche deshalb bald nach ihrem Beginnen wieder aufgehoben wurde. Nach den Freuden der Tafel ſchickten wir uns an die Freuden des Lagers zu genießen. Wir hatten nach unſrem Schlafgemach nicht weit zu gehen; Jeder von uns ſaß ſchon am Boden, auf der Stelle wo er zu ſchlafen gedachte. Es gehörte jedoch, da wir jetzt lagen und vergeblich verſucht hatten den Regenſchirm als Schutzwehr gegen den Sturm aufzuſtellen, wenig Scharfſinn zu der Bemerkung die Einer machte: „daß es ſehr kalt ſey," und Mancher der Reiſegefährten ware wohl in dieſem Augenblick lieber in der kalten Herberge bei Munchen geweſen als hier in der Nachbarſchaft der hochberuhmten Jordansquelle Phiala.

Anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang legte ſich der Sturmwind, zugleich aber ſtieg ein Nebel auf, ſo ſchnell wie ein Rauch vom Ofen und ſo dicht wie wir ihn im Vaterland beim Beginnen oder am Ende des Winters, im November und Marz zu ſehen gewohnt ſind. Der Nebel war aber nicht wie ein gewöhnlicher, ſondern er ließ ſo bereitwillig und in ſolcher Menge ſein Waſſer fallen und dieſes war von ſo friſchem Anfühlen, daß wir bald wieder zu den vom Sturmwind niedergeworfnen Regenſchirmen griffen, und dieſe noch mit Tuchern bedeckten um ſie etwas waſſerhaltiger zu machen. So war doch wenigſtens das Geſicht, bei Einigen durch die Schirme bei Andren durch Tucher oder den Mantel

bedeckt und wir hatten es recht gut, denn Keinen von uns quälte, Gott Lob, ein böses Gewissen, keiner litt an leiblichem Schmerz, kein Feind, weder Türken noch Sarazenen verfolgten uns, kein Recensent wußte von uns. Und obgleich der unzulänglich befestigte Regenschirm durch sein Umfallen von Zeit zu Zeit uns weckte, erbeuteten wir dennoch so viel des nächtigen Schlafes, daß wir am Morgen gestärkt und sehr gern das nicht sehr anziehende Lager verließen.

Mittwochs am 26sten April, es war mein Geburtstag, saßen wir bald nach sechs Uhr auf unsern Thieren. Der Boden war vom nächtlichen Nebel oder Regen so durchnäßt, daß die gewöhnliche Lust zum Fußgehen, so groß auch die Kälte war die zur Bewegung antrieb, nicht aufkommen konnte; zum ersten Male, so weit ich mich in meinem Leben zurückerinnern konnte, hatte ich keine Lust mich zu waschen, so viel auch Wasser in der Nähe war. Doch der Nebel war vergangen, die Sonne spiegelte sich aus blauem Himmel in den Thautropfen des Grases und da wir jetzt in die Nähe der vereinzelten Eichen und Terebinthen kamen, da ließ sich von allen Seiten der Frühlingsgesang der Vögel vernehmen. Da wachten auch in meinem Herzen die Loblieder auf, die wie die Lerche zur Höhe, so zu Dem sich emporheben, Der uns, wie es in einem Liede des seligen Gerhard Tersteegen heißet, „Schritt vor Schritt" aus der Unruhe des Lebens „zur stillen Ewigkeit" geleitet. Und, wie August Herman Franke in einem seiner Loblieder singt:

Es danken Dir die Himmelsheer'
O Herrscher aller Thronen,
Und die auf Erden, Luft und Meer,
In Deinem Schatten wohnen.

Die preisen Deine Schöpfermacht,
Die Alles, Alles wohlbedacht
Gibt unserm Gott die Ehre.

Aber ich will es nicht laugnen, denn ein solches Wechselspiel der Gedanken ist ja das beständige Loos unsers wandelbaren Herzens, obgleich ich in einem andern Liede desselben gottbegeisterten Mannes, in dem Liede: „Gott Lob, ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet," die letzten Worte: „Fahr hin was heißet Stund und Zeit, ich bin bald in der Ewigkeit" u. s. w., wie ich meinte mit rechter innrer Wahrheit gesungen hatte, dachte ich einige Minuten darauf keineswegs an die Ewigkeit, sondern an heute übers Jahr. Meinen alten Magen, der so eben sein 57stes Lebensjahr antreten sollte, hungerte nämlich sehr; und obgleich ich ihm vorhielt daß er ja erst gestern Abend Kaninchenbraten gegessen habe, wollte er sich doch nicht darauf besinnen, sondern gab mir nur die Gedanken ein: heute übers Jahr werde ich doch, wills Gott, keinen solchen Hunger leiden müssen wie da vor Damaskus, denn den Tag vorher, am 7ten April ist meine silberne Hochzeit und heute übers Jahr mein Geburtstag, an welchem die gute Hausfrau in München, wo Alles zu haben ist, ihren silbernen Eheherrn gewiß fett füttern wird.

Unser Weg, in vorherrschend nordöstlicher Richtung, zog sich immer wieder lehnan, über massige, wellenförmige Höhen. Nach etwa einer Stunde kamen wir durch die ansehnlichen Ueberreste eines aus Eichen und Pistazienbäumen bestehenden Waldes. Nahe an unserm Wege zeigten sich über dem grünenden, fruchtbaren Boden mehrere Basaltriffe und Säulentrümmer. Man sieht Wiesen von Gebüsch umgränzt, so schön als im lieben Vater-

lande. Gegen Mittag um zwölf kamen wir an eine Basaltniederlage von furchtbar ödem, wüstem Ansehen. Durch sie zieht sich eine alte, vielenhaft angelegte Straße. Nach ein Uhr zog sich der Weg etwas merklicher abwärts, dann über eine Brücke nach dem festungsartig hochummauerten Oertchen Sasa, an welchem ein Bächlein unsre Mucker nannten es auch Sasa vorüberfließt und vor dessen Thoren jenseit des Baches ein Wald von hohen Pappeln, Weiden und Wallnußbäumen sich erhebt. Wir kamen hier vor zwei Uhr des Nachmittags an; so lange hatten unsre Magen sich gedulten müssen; nun aber wurden sie auch reichlich durch Brod und saure Milch, die man aus dem Orte heraus unter den Schatten eines Platanenbaumes uns brachte, getröstet. Das was wir vom Hügel herab für eine Citadelle oder ein Commandantenhaus der vermeintlichen kleinen Festung gehalten hatten, das war der große für die Reisenden wohl eingerichtete Khan; das Oertlein hat überdieß einen ordentlichen Bazar, auf welchem für uns diesmal das Lebhen oder die saure Milch der Hauptartikel der Nachfrage war. Selbst hier hatte das Erdbeben mehrere Häuser niedergeworfen, deren Wiederaufbau freilich nicht viel kosten mochte. Die Höhe von Sasa über dem Meere beträgt nach unsern Messungen 2788 Par. Fuß.

Wir verließen Sasa noch vor drei Uhr. Eine steinerne Brücke führte uns über einen kleinen munter strömenden Fluß hinüber, an dessen linker Seite der Weg von hier an eine Zeit lang bleibt. Die Gegend läßt noch wenig von den Schönheiten bemerken zu deren Thoren sie sich nahet. Zwar den beschneiten Dschebel Schekh, den Kongona des ewigen Schnees hatten wir heute den ganzen Tag vor Augen gehabt; wir bemerkten, namentlich

von Sasa an, wie er uns allmalig zur Seite unsers Weges (westwärts) trat und nach seiner Breite sichtbar wurde; das Auge ergieng sich an seinem von der Sonne beleuchteten Gehange zuerst über die unteren grunenden (von Wald bedeckten) Vorberge, dann uber die kahleren Felsenwande bis hinan zum glanzend weißen Scheitel, die unmittelbare Nachbarschaft unsers Weges bot aber wenig Unterhaltung dar. Sie ist eine steinige, von seichten Thalschluchten durchzogene Hochebene, in der sich der Fluß ein tiefes, an seinem Rande grünendes Bett gebahnt hat; jenseit des Flusses in Osten erheben sich, wie die Grabmahler auf einem Schlachtfelde des Nordens, über dem veredeten Gefilde die Felsenmassen und Trümmerhaufen des Basalts.

Dennoch, so sehr dem unmittelbar vor Augen liegenden die Anmuth mangelt, ist diese Gegend in Hoffnung schon. Denn da wir etwa anderthalb Stunden weit über die allmalig sich senkende Ebene gezogen waren, zeigte sich uns, im Glanze der abendlichen Sonne, wie eine grunende Insel die Umgegend von Damaskus, umschirmt von den Warten ihrer Berge.

Der Wind hatte sich wieder starker erhoben und blies ziemlich kalt, wir wollten anfangs, um auf die vorhergehende, fast schlaflose Nacht etwas langer zu ruhen, schon jenseit Sasa uns ein Feldlager suchen, da aber nirgends ein Schutz gegen den Wind zu finden war, zogen wir vollends auf der Ebene hinab bis zu einem alten, weitlaufigen, am Seybaranyfluß gelegnen Gebaude: dem Khan el Scheikh. Unmittelbar bei den Mauern von diesen stehet ein hochwüchsiger Wald von Pappeln; hinter diesem und jenseit des Flusses, über den eine holzerne Brucke fuhrte, lagerten wir uns, neben und zwischen dicken

dicken Stämmen des Laubholzes auf einem Rasenplatze, zufrieden daß wir uns hier doch einigermaßen vor dem Winde geschützt fanden. Es fehlte dieser Lagerstätte nicht an Stoff zu mannichfacher Unterhaltung. In einem Kanal des Flusses zeigte sich in Menge eine Art von Flußschildkröte (Emys), welche dieser Landschaft so wie dem Gebiet des Euphrat eigenthümlich ist; da sich die Sonne zum Untergang neigte kamen ganze Schaaren des gelbgrünen Mereps gezogen, die im Dickig der Zweige das Nachtlager suchten. Bei all dem Neuen und Schönen aber, das die grünende Herberge darbot, fing ich erst heute an einen Verlust, der mir übrigens schon am vorhergehenden Tage zugewiesen war, recht schmerzlich zu empfinden: jenen der Berghausischen Karte von Syrien, die mir mit der Grimm'schen zugleich geliehen, wahrscheinlich schon bei Nowaran, durch Schuld der Kameltreiber welche den Reisesack öffneten, verloren gegangen war. Die Berghausische Karte war mir durch ihre große Genauigkeit und Ausführlichkeit schon in Palmyra, wo doch noch immer so viele Unbestimmtheit herrscht, ein unschätzbarer Begleiter gewesen; in der Umgegend von Damaskus und bei der ferneren Reise durch die Gegenden des Antilibanon und Libanon hätte sie mir durch die außerordentliche Treue mit welcher sie diese Landschaft darstellt noch viel mehr zu geben vermocht. Doch mußte man in diesen Unfall sich fügen.

Die Höhe unsers Nachtlagers über dem Meere ergab sich aus den barometrischen Messungen zu 2125 Fuß. Schon in der Nacht, noch mehr aber gegen Morgen vor Sonnenaufgang wurde es bei dem heftig fallenden Thau sehr merklich kalt. Selbst an unserm ziemlich geschützten Lagerplatz zeigte das Thermometer bei Sonnenaufgang

nur 3 Grad R. uber dem Gefrierpunkt; weiter nach der freien Fläche hin hatte es gereift und wie kalt diese Nacht gewesen das verrieth uns, als wir in den warmeren Stunden des Tages zu den Garten von Damaskus kamen das Aussehen der Wallnußbaume, deren junge, zarte Blatter und Blathenkatzlein an Stellen die dem Winde offen stunden vom Froste wie gebrubt und geschwarzt waren. Doch die Sonne stieg klar und rein am blauen Himmel empor und weckte am Boden die Warme, in den Zweigen aber den vielstimmigen, lauten Gesang der Vogel auf, aus deren Chor auch das Lied einer Nachtigall hervortonte; wir verließen bald nach sechs Uhr unsre Lagerstatte.

Der Fluß blieb uns wieder rechts, und nach einiger Zeit entfernten wir uns von jenem mehr nach Osten gehenden Laufe und wendeten uns gerade gegen Damaskus hin, dessen weiße Minares, als wir weiterhin kamen, uber den Wald der Bäume, gleich Mastbaumen der Schiffe uber einen grünenden See hervorragten. Nach etwa zwei Stunden erreichten wir die ansehnlich ausgebaute, vormals von Ebionäern bewohnte Ortschaft Kokab, die vermuthliche Geburtsstatte des Barcochaba, jenes falschen Messias der Juden, der im Jahre 133 nach Christo durch sein fanatisches Feuer sein Volk und Vaterland zur offnen Empörung gegen die Römer entflammte und hierdurch das Rachesschwert der Herrscher uber das arme Judäa führte *).

Zwischen unsren Muckern hatte sich ein Wettstreit entsponnen, welcher sehr zu unsrem Vortheil gereichte, da derselbe unsren Lauf so beschleunigte, daß wir den Weg, zu welchen sie, nach ihrer gewohnten Langsamkeit, einen

*) v. Raumers Palästina, 2te Aufl. S. 299.

ganzen Tag würden gebraucht haben, schon in sechs Stunden zurücklegten. Zwei von ihnen waren nämlich, mit einem Theil der Reisegesellschaft, bei welchem die beiden jungen Doctoren waren, vorausgeritten und hatten die Richtung über Pareya genommen, die sie für näher hielten; der vornehmste der Mucker aber der den Weg zur Linken, nahe bei El Aschrafe vorüber, für den besseren und geraderen zum Tarentinischen Rosier erklärt hatte, wollte beweisen daß er recht habe, und da wir Andren uns seiner Führung überließen, trieb er die Thiere so stark an, daß wir diese zum ersten Mal auf unsrer Reise aus dem Schritte herausfallen und in Trab gerathen sahen. Bald nach zehn Uhr kam jene Abtheilung der Gesellschaft, bei welcher ich mich befand, bei den Gärten der Stadt an, durch welche wir länger als anderthalb Stunden ritten. Ein sonderbar neues Schauspiel für die Augen gewährten die Häuser der Vorstadt, die in zuckerhutförmigen Thürmchen enden und wie die Mauern der Gärten von ebenfalls Erde gebaut sind. Wir hatten nur kurze Zeit durch die Stadt zu reiten; schon vor zwölf Uhr waren wir bei den Pforten des Franziskanerklosters. Die andre Abtheilung langte, zum großen Triumph unsers Muckers, etwas später als wir beim Ziele an; sie hatte einen zwei Stunden langen Weg durch die herrlichen Gärten gemacht und war, auf dem Wege durch die lange gerade Gasse, welche man für jene hält, die in der Apostelgeschichte „die richtige" heißt, eine Stunde weit durch die Stadt, bis zu dem fast am andren Ende gelegnen Kloster geritten.

Im Kloster fanden wir jene Strenge der Clausur, welche zwar nicht uns Männer, wohl aber die beiden Begleiterinnen auf den Kreuzgang, vor dem Hof des

Gebäudes beschränkte. Hier gaben wir unsren offnen, allgemeinen Empfehlungsbrief aus Jerusalem ab und alsbald führte man mich und meine Reisegesellschafter hinein in den Speisesaal der Pilger, während man den beiden Pilgerinnen zuerst in dem einen Nachbarhause Zimmer anwieß, dann aber, da sich diese Zimmer bereits von einer Unzahl von Wanzen (als älteren Miethsleuten) bewohnt fanden, sie in das Haus eines verheiratheten Griechischen Geistlichen einführte, in dessen Erdgeschoß sie ein bequemes und reinliches Unterkommen fanden.

Damaskus.

Wenn ich des ersten Eindruckes gedenke, welchen Damaskus auf meine Sinnen machte, dann fühle ich mich noch immer von einer leisen Anwandlung jenes schwärmerischen Entzückens ergriffen, mit welchem die Bekenner des Islams dieses vielsäulige Irem, diese wie Eden prächtige, von dem Propheten dreimal selig gesprochene Hauptstadt Syriens preisen. Die drei Jungfrauen des Himmels, welche Allah zur Beseligung des Paradieses geschaffen: Schönheit, Fülle und Weisheit, giengen einst wandeln auf Erden, daß sie die Stätte fanden, welche vormals des unsterblichen Edens sterbliche Schwester war; sie wandelten lange und suchten, da aber wo der Weisheit es zu seyn beliebte, da mochte die Schönheit nicht wohnen; wo die Fülle am meisten sich daheim fühlte, da mißfiel es der Weisheit. Da sprach die Weisheit zu den beiden Schwestern: laßt uns vereinzelt mit dem Flug der Schwingen durchziehen Meer und Land, nach dreien Tagen begegnen wir uns im Thal von Mina, dann sagt jede von uns wo sie das Eden der Erde gefunden. Und da die Dreie sich begrüßten im Thal von Mina da sagte

die Schönheit: Edens Abglanz iſt Scham *), denn auf keinen andren Ort der Erde fällt ſo herrlich der Strahl der Schönheit von Allahs Angeſicht. Die Fülle ſagte: Edens irdiſche Schweſter iſt Damaſchk **), denn keine andre Stätte duftet ſo mächtig nach Allahs ſchaffender Fülle. Die Weisheit rief: das Paradies Gottes bei den Menſchen iſt Damaskus, denn nirgends wie hier hat Allah ſolche Gedanken und Worte der Weisheit auf Herzen und Lippen der Menſchen ergoſſen. Da beſchloſſen die Schweſtern daß ſie bei Damaskus drei Zelte ihrer Wanderſchaft errichten wollten; die Fülle ſchlug das ihre auf in den Tauſenden der Fruchtgarten und in den Gaſſen der Stadt; die Schönheit ſpannte ihr Zelt hinüber vom tönenden Kindſchaquell bis über die vielſäulige Moſchee der Ommiaden; die Weisheit wählte ſich zur Stätte der Ruhe, zu der ſie oft zurückkehrte, das Grabmahl des Mohjeddin Al Arabi ***). Darum iſt Damaskus ein Becher in welchen die Fülle aller Segnungen ihre Kräfte ergießt, die Schönheit begränzt ihn mit dem Liebreiz der menſchlichen Anmuth, die Weisheit hält ihn und reicht dem Trinker ihn dar mit Gedanken des göttlichen Beſinnens.

In der That es ſcheint ſo als habe dieſe Stadt, eine Fürſtin unter den älteſten Städten der Erde, den Becher der Berauſchung, der auch ſie, wie viele der Andern

*) Der Orientaliſche Name von Damaskus.

**) Damaskus.

***) Dieſer war einer der berühmteſten Myſtiker des Islams, wegen der großen Vielſeitigkeit und Tiefe ſeines Erkennens nennen ihn die Mohammedaner als den zweiten Aristoteles (m. v. Hammer Gesch. der Osmanen, erste Ausg. S. 480.)

trunken machte, mit etwas größerer Mäßigung genossen als jene, denn sie allein stehet noch als eine wohlhabende und kraftiger gesunde Herrin des Hauses da, während Ninive, Babylon, Memphis und tausende der andern Fürstenstädte von der Erde verschwanden oder krank und siech sind; während Jerusalem zu einer verarmten, elenden Wittwe geworden ist, deren Kinder nach Brod gehen. Lebt vielleicht dieses Damaskus noch fortwahrend von dem Erbtheil das der Glaube, dessen Wunsche niemals seine Erfullung fehlt, ihm zugedacht hatte*), bis daß ihm, dem Glauben, obwohl er erstorbenen Leibes geschienen, selber wieder der Erbe des Landes geboren seyn wird?

Es giebt Gegenden der Erde, so wie Zeiten der Geschichte des einzelnen Menschen und ganzer Völker, in denen die Fulle der Lebenskrafte gleich wie über ihre Damme getreten ist, und wo sich mit jeder That das Vermogen zum Thun, mit dem Genuß das Sehnen steigert. Ein solcher Ort ist Damaskus; ein solcher Moment in der Geschichte des Ganzen ist die Einzelgeschichte dieser Stadt. Vier Gewachse der Erde, so sagt der Bewohner von Damaskus, stritten um den Rang unter den Kräutern: der Weinstock, die Rose, die Olive und die Dattel. Der Weinstock sprach: ich bin der Herrscher, denn meiner bewegenden Gewalt an den Herzen der Menschen kommt keine andre Kraft gleich. Die Rose sagte: mir gebührt der Rang, denn wie die meinige rührt keine andre Schönheit der Blumen das Auge des Menschen. Der Oelbaum fragte, welche Milde und Lieblichkeit eurer Früchte kame den meinigen gleich? die Dattel antwortete: ich bin süßer als der Wein, milder als die Olive. Da riefen die vier

*) 1 Mos. 15. V. 2

Streitenden zur hohen Platane: sage uns, du viel tausendjährige, älteste, welchem Gewächs gebührt der Preis. Die Platane sprach: „der Saft des Mohns bewegt mächtiger noch als der des Weines das Herz des Menschen, die Trunkenheit die er macht ist tiefer und wunderlicher als die von der Traube; sein Purpur, wenn er über ganze weite Gefilde sich ergießt, rührt mächtiger die Sinnen als die zarte Röthung der vereinzelten Rose; sein Oel ist lieblich wie das der Olive; die Biene spricht zum Mohn: dein Honig schmeckt nur süßer als der der Dattel." Was der Weinstock unter den Gewächsen, das ist Istambul (Konstantinopel) unter den Städten; was die Rose, das ist Brusa; was die Olive, Adrianopel; Kairo gleicht der Dattel; Damaskus, die Stadt der Feigen, darf mit dem Mohn sich vergleichen, denn wer Damaskus genossen der hat die Freuden von Stambul, von Brusa, von Adrianopel und Kairo, ja mehr denn in allen war empfunden.

Lassen wir den lobpreisenden Inhalt der Lieder, die etwa noch jetzt, wenn die Karawanen der Pilgrime, die nach Mekka ziehen in dem „Paradieseduftenden" Siham sich versammeln, durch seine Massen erfreuen, rücksichtlich seiner innern Wahrheit dahin gestellt seyn; so viel bleibt gewiß: daß auch der christliche Pilgrim des Westens, wenn er der Verbindung der Syrischen Städte sich naht und ihre Gebräuche kennt, von einem ganz besondern, gleich wie ein Geruch der starken Salben anregendem Gefühl sich ergriffen findet. Denn es sind nicht nur die Essenzen aus Rosen oder der Balsam aus Mekka, welche die alte, mächtige Stadtcarawane noch jetzt in Menge in sich führt und in die Länder der Erde verbreitet, was ihren Moscheen, Hallen und Gassen diesen eigenthüm-

lichen Duft, wie aus den Locken eines Gesalbten ertheilet, sondern dieser Duft ist noch ein andrer, geistiger. Damaskus, wie jeder Leser und Freund der Dichter des Orients dies weiß, ist die gesangreiche und vielbesungene; sie war und ist selbst noch jetzt das ersehnte Ziel der Junger, die wie Sadi nach Weisheit suchen; hier war das eine der Thore durch das die Verlangenden in den Tempel der Geheimlehren der Mystick des Orients eingiengen. — Was ist Mystik? Es ist eine Trunkenheit der Liebe, welche, wie Petrus auf dem Thabor, nicht weiß was sie sagt, wohl aber deutlich fühlt und empfindet was sie will und sucht. Das Wallen und Flammen der Liebe ist ein doppeltes: das eine gehet hin, bewegt sich nach Dem, das es schon gesehen hat und kennt; das andre regt sich und bewegt sich, es weiß noch selber nicht wornach. Der größte der Mystiker unter Denen, welche das gesehen und kannten, wornach die Liebe verlangte, war Johannes der Evangelist. Der Geist aber, der das Sehnen das noch im Suchen ist, wenn es auch wie die Nachtigall nur in Tönen statt in Worten spricht, nicht misverstehet, der wird auch dem Mystiker aus Samos wie dem Mystiker hier am Barada und andren „Liebestrunkenen des Orients" nicht ungern zuhören, wenn ihre Lippen von dem ertönen was des innren Lebens Anfang und Endziel ist.

So fühlte denn auch ich, gleich in den ersten Stunden der schönen, heuren Tage die ich in dem glanzenden Damaskus zubrachte, mich hinübergeführt in die Heimath von Sadi's Rosengarten und in die Welt der sinnvollen Bildersprache der Orientalischen Mystik. Als wir gleich nach unsrer Ankunft im Speisezimmer des Klosters von den gastfreien Vätern desselben begrüßt und bewirthet

wurden, da waren alle meine jungen Reisegefährten, in Folge der beiden letzten kalten Nächte nicht wohl auf und ohne Eßlust; nur, wie dies der gute Padre Präsidente mit Vergnügen bemerkte, ich, der Alte (il vecchio) war im vergnüglichen Wohlseyn und ließ das Essen, wie den vortrefflichen Wein mir schmecken. So durfte ich denn auch den gesunden frohen Muth mit mir zu den ersten Ausgängen in die Stadt und ihre nächste Umgegend nehmen.

Wie ganz anders findet der Fremdling aus Westen Damaskus in unsren Tagen, als es die Reisenden der früheren Jahrzehende gefunden. Dimaschk war mit Recht bei den Christen wegen seiner Unduldsamkeit und Härte gegen den fremden Glauben und fremde Sitten verrufen; es durfte früher kein Christ in den Gassen der Stadt anders als zu Fuß, später wenigstens keiner zu Pferde sondern nur auf Eseln reitend sich blicken lassen; seine fränkische Kleidung wurde ihm nicht nur den allgemeinen Spott sondern die rohesten Mishandlungen des Pöbels zugezogen haben. Vor allem dann, wann die fanatischen Schaaren der Mekkapilgrime aus dem tiefsten Innren der Mohamedanischen Länder, zu denen nie ein Christ des Abendlandes sich nahete, hier zusammenkamen und den Zug begannen, oder, aus Mekka zurückkehrend, sein Ende feierten, dann durfte Keiner, in dem sich der Christ erkennen ließ, auf den Gassen erscheinen. Doch diesem allen hat Ibrahim Pascha's Machtspruch ein Ende gemacht. Da die Bewohner von Damaskus bei ihm sich beklagten daß Fremden nur passiren dürfen, sich unterwanden auf Reisen durch die Stadt zu reiten, ein Recht das nur den Gläubigen des Islam gebühre, da antwortete ihnen der Aegyptische Vezirsohn: wenn es euch nicht an

verbrüchliches Recht erscheint daß die Moslemen auf höheren Thieren ſitzen denn die Chriſten, wohlan ſo reitet ihr auf Kamelen durch die Gaſſen und laßt den Chriſten die Pferde. Und ſo wurden von Ibrahim Paſcha auch die erſten Regungen der pöbelhaften Unduldſamkeit der Damascener, als dieſe auf einmal Franken in der eigenthümlichen Kleidung unter ſich ſahen, durch ironiſche Aeußerungen wie durch polizeiliche Strenge kräftig darniedergehalten. Hat doch Mehemed Ali die, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach höchſte Gewalt der Stadt in die Hände eines katholiſchen Chriſten, des edlen Bakary Bey gelegt, der ſich in all ſeinem Thun und Weſen des Namens eines Chriſten würdig bezeugt. Darum ward uns jenes Gefühl des Wohlbehagens, das die ſchöne Syriſche Hauptſtadt für ſich ſelber in jedem Beſuchenden erregen muß, ungleich mehr erleichtert als den früher hieher kommenden Europaern, in denen daſſelbe durch den Fremdenhaß der Bewohner und durch beſtändige Furcht vor dieſen gar ſehr geſtört wurde. Nicht bloß wir Manner ſondern auch die beiden Frauen durften in der Fränkiſchen Kleidung und unverſchleiert durch das Volksgedränge der Gaſſen und der Bazars dahin gehen; man konnte ohne Furcht und ganz allein rings um die Stadt her durch die Felder und über die Hügel wandeln und ſelbſt das Annahen an die Begräbnißſtatten der berühmten Weiſen und der heiligen Scherifs wurde uns nicht verwehrt.

Ich ſpreche zuerſt Einiges von der natürlichen Lage und der Umgegend von Damaskus. Jene Sage daß um das Gebiet von Scham der Winter und der Sommer einen beſtändigen Kreistanz machen, ſo daß der Frühling die tiefere Ebene nach Oſten betrete, wenn der Winter auf der Höhe des Kaſiun ſich niederlaſſe, und der Früh-

lung auf den Bergen seinen Einzug halte, wenn die Bäume der heißen, wasserlosen Ebene winterlich verdorrt sind, mag in gewissem Maße gegründet erscheinen, doch ist Damaskus selber, mit all seinen herrlichen Garten keineswegs die Wohnstatte eines beständigen Frühlinges. Es liegt fast eben so hoch über dem Meer als Jerusalem (2186 P. F.), dabei um 1 ½ nördlicher denn dieses und die Nachbarschaft des Antilibanongebirgs so wie seines ewigen Schnees gewährt zwar dem Auge einen erhebenden Anblick und die Segnungen der frischen Wasser kommen vom Gebirg her, zugleich aber macht von diesen Höhen die Kälte des Winters nicht selten Ueberfälle ins Thal, welche hier in der Pflanzenwelt Verheerung, bei den Bewohnern Schrecken verbreiten. Wir selber, wie bereits erwähnt worden, litten auf der Hochebene von Damaskus noch in den letzten Tagen des Aprils an Kälte, und jenes Heer der Kreuzfahrer das im Winter des Jahres 1129, nach der schmählichen Niederlage der Seinigen, wohlgerüstet, um die Schmach zu rächen, gegen Damaskus zog, ward nicht durch das Schwert der Feinde sondern durch plötzlich, nach einem heftigen Gewitter einfallende Kälte und starken Schnee zurückgetrieben. Dennoch muß, dies bezeugten uns die einzelnen, freilich in geschützter Lage stehenden Dattelpalmen, die dickstämmigen Orangen- und Citronenbäume, der Feigen- und der hohe Nußbaum, so wie die üppigen Vegetationen der Garten die mittlere Temperatur der Gegend eine bedeutend hohe seyn.

Jene Gabe der Natur die dem Bewohner des wärmeren Morgenlandes als eine der höchsten, wünschenswerthesten erscheint: das frische Wasser, ist wohl wenig größeren Städten der Erde in solcher Fülle, Klarheit und solchen Wohlgeschmack mitgetheilt als hier. Zwischen

Hauptstadt. Der Pharpharfluß, dessen alter Name noch in den jetzigen (Barrada) zu erkennen ist, umfasset und durchströmt die große Stadt mit sieben Armen, deren Wasser in eine unzahlbare Menge von Graben und Kanälen sich vertheilt; zu jenen sieben Versorgern kommt der glücklichen Landschaft noch der achte: die Quelle Findschah, die sich als starker Bach, mit lautem Rauschen aus der Felsenkluft eines Lustgartens ergießt und bald nachher mit dem Barrada sich vereint. Ein solches Zusammenwirken der väterlich belebenden Warme und des mütterlich nährenden Wassers, wie hier, begunstigt dann jene Fülle der Zeugungen des Pflanzenreiches, welche den Fremdling, auch wenn derselbe aus den fruchtbarsten Ländern von Europa kam, als etwas noch nie Gesehenes erscheint. Durch Wälder der hohen Eichen und Buchen oder auch der Kastanien ist er wohl auch in seiner Heimath Stunden ja Meilen weit gekommen; Walder aber der edelsten Fruchtbäume, welche, einer am andren, eine Fläche von sechs bis sieben Quadratmeilen bedecken, und hierbei so hoch und dickstämmig sind als die um Damaskus, sind ihm dort niemals begegnet. Wie Aphrodyte dem Meere, so ist die schöne Fürstin der Städte einer Fluth des Gewächsreiches entstiegen, deren Fulle überall aus ihren Locken herabträufelt, wo sie stehet oder ruhet; denn mitten in den Gassen, in allen Höfen und Vorplätzen der Häußer bricht das übermächtige Grün hervor und lässet selbst die Menschengebäude der volkreichen Stadt öfters nur wie Vorhallen oder Umzäunungen der Gärten erscheinen. Der vorherrschendere Baum der Gartenwaldungen, welche die Stadt umgeben, ist der Aprikosenbaum, dessen Früchte hier größer, saftvoller und süßer gedeihen als vielleicht irgendwo anders. Zwar ein großer Theil

dieser Früchte wird von den Damascenern, nach einer sonderbaren Liebhaberei der Orientalen am jugendlich Unreifen, noch grün verzehrt, und schon jetzt am Ende des April sahen wir sie (als einen Festgenuß ihrer Ostertage) dergleichen Fruchtansatze von der Größe einer kleinen Kirsche essen, dennoch erreicht noch eine solche Fülle jener Früchte die volle Zeit der Reife, daß Damaskus mit seinem getrockneten „Mischmisch" und mit dem gallertartig eingedickten, dann kuchenartig fest gewordnen Saft seiner Aprikosen die Länder vom Euphrat bis zum Nil, die Städte vom Bosporus bis an das rothe Meer versorgt *). Dieses Nahrungsmittel begleitet den Hadschi auf seiner muhsamen Wallfahrt nach Mekka, den wohlhabenderen Beduinen auf seinen Wandrungen in die Wüste. Außer den Aprikosen sind alle unsre edelsten Arten der Obstbäume und beerentragenden Gesträuche, alle Arten der Nüsse (vornämlich der Wallnußbaum) so wie die ächte Pistazie, um Damaskus zu Hause, und mit jenen landsmännlichen Gewächsen mischt sich reichlich gedeihend der Granat- und Feigenbaum, die Orangen, der Lotusbaum und die mannichfachsten Arten der Melonen, der Kürbisse, der Gurken, der Solaneen, des Hibisch so wie aller edleren Gemüse und Gartengewächse des wärmeren Abend- wie Morgenlandes. Der Wein von Damaskus vermag an Feuer und Lieblichkeit mit den edleren Weinen von Frankreich und Spanien zu wetteifern, und wurde, bei gleich guter Behandlung den edelsten jener Länder gleich kommen; das Oel der Oliven aus der Landschaft wird als

*) Nach Aleppo allein werden von getrockneten Aprikosen und Aprikosenmasse jährlich gegen 300 bis 400 Centner versendet.

ganz beſonders fein geprieſen; der Bau der Baumwolle, des Flachſes, des Hanfes, der Farberröthe, des Tabakes, des Ricinus (zur Oelbereitung) und der meiſten Getraidearten ſo wie der mannichfachſten Hulſengewächſe, lohnet die Mühe der Menſchenhand durch eine ungemeine Ergiebigkeit des Bodens. Was jedoch die vormals hier einheimiſche, wilde Pflanzenwelt betrifft, ſo verhalt ſich es damit wie in Aegypten; ſie iſt durch die uralte Cultur des Bodens rings um die Stadt her ſehr beſchrankt, ja an vielen Orten faſt vertilgt worden, ſo daß man ihre Nachkommen zum Theil in weiter Ferne von den Mauern, an den Abhängen der Berge, oder in dem Bette des Fluſſes aufſuchen muß.

Doch es iſt nicht die Geſtalt der Aecker und Garten, mit ihren Baumen und Krautern, welche das Aufmerken des Hadſchi an ſich ziehet, der das herrliche Scham zum erſten Male begrußt, um von hier den Zug nach dem Grabe des Propheten zu beginnen; ſondern das Thal von Gutha, in welchem Damaskus liegt, wird für ſein Auge noch von einem andren Reiz der Schönheit beſtrahlt als jener der Garten und Felder iſt. Wem ſollte nicht, wenn er von Süden oder von Oſten her durch die Ebene kommt, der ſonderbar geſtaltete, altarformige Berg, in Norden der Stadt ins Auge fallen; iſt es nicht als wollte er ſchon durch die Zuge ſeines Umriſſes an etwas Bedeutungsvolles erinnern das auf ſeiner Höhe ſich zugetragen? Eine Kunde des Landes, man weiß nicht woher noch aus welchen fernen Zeiten ſie iſt, erzählt von dieſem Berge, daß auf ihm das erſte Opfer dem Tode gefallen ſey, welcher durch Schuld des Menſchen zum Herrſcher geworden erſt auf Golgatha beſiegt ward. Dort hat, ſo berichtet die Sage, von Abels Altar, und weiterhin am

Abhange von Cains die Gabe des Sammelns und der Feldfrüchte geflammt; auf diesem Berge sahe das erste Elternpaar die erste Frucht der Sünde; hier erfuhr der Mensch zuerst daß er sterben müsse, denn auf diesem Berge Kasium erschlug Cain seinen Bruder Abel. Daher komme, so spricht die Sage weiter, der uralte Name Damaskus, der einen Blutbecher oder Teich des Blutes bedeute.

Aber außer Abels Todesstätte, welche die Bekenner des Islams auf dem Kasiunberge suchen, umfaßet Damaskus und seine Umgegend die Grabstätten von vierzig Jüngern des Propheten; jene von einer Menge ihrer gefeierten Mystiker, Rechtsgelehrten und frommen Scheikhs; die der beiden an Geist und Gemüth hochbegabten Herrscher des Mohamedanischen Morgenlandes: Nureddins und Saladins †. Und erinnert nicht, eben so wie der Kasium, vor den Thoren der Stadt, so in ihrem Innern das größte Heiligthum, das sie in der Moschee der Ommiaden, dem Wunder der Baukunst bewahrt, an einen Mord, verübt an ihm, welchen die Kunde des Islams noch näher stehet denn Abel, an Osman, den Sammler des Korans? Denn jene, wie die Mohamedaner glauben, eigenhändig von diesem verfaßte Abschrift des Korans ist zugleich mit den noch jetzt sichtbaren Flecken seines Blutes bezeichnet, da ihn, im Muschhaf lesend, der Stahl des Mörders traf.

Aber sollte nicht auch für den christlichen Pilgrim dieses prachtvolle Damaskus eine Stätte des besondern Aufmerkens und des Wohlgefallens sein? Zwar, den Wahn

*) M. s. die vortreffliche Beschreibung von Damaskus in v. Hammers Gesch. des Osman. Reichs II. S. 181 u. f., woraus viele der hiesigen hier entnommen sind.

der Bekenner des Islams, daß in der großen Moschee der Ommiaden das selbst von ihnen verehrte Haupt Johannes des Täufers sich finde, kann er nicht mit ihnen theilen; ist aber nicht für ihn hier in Damaskus etwas geschehen das zu Abels Ermordung durch Cains Hand der versöhnende Gegensatz und die Lösung des großen Räthsels ist, welches da (nach der Kunde des Volkes) eine Unthat die aus der Wurzel seines Geschlechts hervorgieng, ihm aufgab. Hier ward der Haß eines späteren Cain, welcher vorhin, bei Stephanus, des ersten christlichen Blutzeugen und bei vieler anderer Jünger Tode als solcher sich kund gethan, durch ein Wunder der Erbarmung in eine Liebe umgeschaffen, die sich selber, mit allem was sie hatte zu einem freiwilligen Opfer dahingab, dessen Flamme feuriger war und lebenskräftiger als die von Abels Altar. Hier in Damaskus ward Saulus der Verfolger und Widersprecher in einen Nachfolger und Bekenner des Wortes vom Leben umgewandelt.

Der erste Nachmittag unsers Aufenthaltes in der alten, Syrischen Hauptstadt, war mir, wie dieß schon aus dem bisher Gesagten merklich werden mag, ein Aufgang der Seele wie des Leibes unter den immerblühenden Rosen dieses Landes. Hätte mich und einige der Freunde die mit mir waren, nicht der sogenannte Janitschar des Klosters, ein Türkisch gekleideter, christlicher Bürgersmann der Stadt geleitet, wir hätten uns schwerlich aus dem Gewirr der volkreichen Straßen, wie aus dem lieblich grünenden Labyrinth der Gärten und Baumpflanzungen, am Umkreise der Mauern wieder nach Hause gefunden.

Gleich in den ersten Stunden, noch mehr aber an dem stillen Abend den ich mit dem Padre Präsidente des Spanischen Klosters zubrachte, bauete ich mir da im Geist

eine

eine Hütte des innren Wohlbefindens, zu welcher die Erinnerung gern und öfters zurückkehrt. Ich werde von jenem edlen Syrier, wie von den andren Brüdern des Klosters nachher noch reden. Auch dem Leibe that die Stille und Beguemlichkeit des friedlichen Obdaches wohl und seit vielen Nächten hatten wir Alle keines so erquicklichen Schlafes genossen als hier in den reinlichen Zimmern des christlichen Conventes und Pilgerhauses.

Freitags den 2osten April regten sich zwar bei den Reisegefährten noch immer die Uebel, welche die Erkältung der verletzten Nächte gewirkt hatte; fast Alle hinketen; Dr. Erdl litt dabei an Verstimmung auf der Brust, welcher er durch ein Cantharidenpflaster zu begegnen suchte, aber demohnerachtet wollte keiner der Parienten zu Hause bleiben, da wir uns jetzt aufmachten die Stadt und ihre Bazars zu besehen. Damaskus und Kairo waren so oft und lange unter denselben Herrschern vereint, das Volk der beiden Städte ist sich durch gemeinsame Sprache und Religion verbunden und dennoch machen beide Städte einen überaus verschiedenartigen Eindruck. Man hat, um den ersten Eindruck den beide Städte machen durch einen Vergleich mit etwas näher Liegendem zu verdeutlichen, Kairo das Paris des Morgenlandes genannt, Damaskus möchte ich mit Madrid, nicht dem jetzigen, aufgelösten, sondern dem früheren, noch fest bestehenden vergleichen. Das Leben der Kairiner bewegt sich, wie im flüchtigen Tanze, die Gestalt ihrer Stadt, in den Einzelheiten ihrer Gebäude wie im Ganzen, trägt das, wodurch sie den Sinnen imponirt, unverhüllt und äußerlich an sich, es hat bei den Erbauern der einzelnen Häuser wie der Gassen ein gewisser ungebundener Sinn geherrscht, der öfters wie ein Einfall der Laune erscheint

und große Mannichfaltigkeit begründet. Dagegen schreitet das Leben der fleißigen Damascener ernsten, bedachtigen Schrittes einher, ihre Stadt mit all ihren alten Pallasten, Moscheen und Khanen bewirkt nicht gleich beim ersten, flüchtigen Sehen, wohl aber beim längeren Betrachten ihres Innren, Beachtung und selbst Bewundrung; es hat bei dem Aufführen der einzelnen Häuser wie der Gassen nicht ungebundene Freiheit und Willkühr geherrscht, sondern feststehende Norm und Gesetz, daher erscheint hier mehr Einförmigkeit als in Kairo und die Aegyptische Herrscherstadt hat namentlich keine so lange, gerade, breite Straße aufzuweisen als die lange Gasse von Damaskus ist. Durfte man im Allgemeinen von dem Baustil beider Städte reden, so könnte man sagen daß dieser sich verhalte wie ihr Alter. Kairo ist ein Parvenu unter den Städten; Dasmaskus ist von uraltem Adel und hat sich so unvermischt erhalten, daß es die Ahnenprobe bestehen kann; denn damals als die Aegyptische Hauptstadt in den Zeiten der Chalifen erst begründet und erbaut ward, hatte die Syrische schon dreitausend Jahre bestanden und aus den Trümmern ihrer Verheerungen immer wieder nach dem alten Urbild sich erneut. Darum ist Kairo von (allerdings verhältnißmäßig alter) Sarazenischer Bauart; in Damaskus waltet ein Nachhall jener noch viel älteren ja ältesten Baukunst, welche das frühste Herrscherreich am Euphrat und Tigris geübt. Jene sonderbar zeltförmige, wie die Mütze der Maronitinnen oder wie ein Zuckerhut eben spitzig zulaufende Form der Lehmhütten, welche die armen Fellahs der Gartenvorstädte von Damaskus bewohnen, findet man weithin in den Ländern des Ostens verbreitet; die Gestalt der eigentlichen, inneren Stadt soll jener der Persischen gleichen.

Damaskus steht an Umfang, an Zahl der Häuser wie der Bewohner, Kairo nur wenig nach. Zwar sieht man auch in jenem große Strecken und ganze Viertel, in denen eine Stille und Lebloſigkeit herrscht wie in einer verlaſſenen Stadt, und wo das Gras auf den Gaſſen wächſt, doch rührt dieſer Schein der Unbewohntheit mehr von der ſonderbaren Bauart der Häuſer als von wirklicher Menſchenleere her. Die Häuſer haben nämlich nicht, wie in unſerm neugierigen Europa ihre Fenſter vornen heraus auf die Gaſſen, ſondern hier ſieht man häufig nur die leeren Wände, während die bewohnten Zimmer mit ihren Fenſtern, bedeckten Gängen und ſchönen Terraſſen nach dem geſchloſſnen Hof hin liegen, der bei vielen mit Bäumen und Blumenbeeten geziert iſt und in deſſen Mitte ein Springbrunnen oder laufendes Waſſer plätſchert. Auch ein Theil der Arbeiter, wie viele der Weber, ſcheinen in dieſen ſchattigen Hintergebäuden ihr Werk zu treiben, während andre die vorderen Räume ganzer langer Gaſſen beſetzt halten und namentlich die Bazars von einem großen Gedränge der Menſchen erfüllt ſind, welches übrigens niemals ſo laut noch ſo unruhig erſcheinet, als das der Bazars von Kairo. Die eigentliche, innre Stadt iſt von mächtig hohen, dicken Mauern umgeben, an denen eine Menge Thürme und Zinnen ſich erheben; die Gaſſen haben zu beiden Seiten für die Fußgänger erhöhte Trottoirs, ſind aber dabei zum Theil ſo eng, daß, wenn ein beladnes Kamel hindurch geht, man nur mit Mühe den Stoßen, die ſeine Bürde nach beiden Seiten austheilt, ſich entziehen kann.

Ich bemerkte ſchon einige Male den auffallenden Unterſchied, der ſich zwiſchen den Bewohnern von Damas-

kus und denen von Kairo findet. Auch jene sind gemischt wie diese, denn wenn man mit Ali Bey die Bevölkerung der Syrischen Hauptstadt zu 200000 Seelen schätzt (und sie ist eher grösser denn geringer), dann darf man wohl annehmen, daß wenigstens der achte, auch wohl der siebente Theil (25 bis 28000) hiervon Christen, der vierzigste Theil Juden sind, während die eigentliche, Mohamedanische Hauptmasse der Bewohner theils von altem Syrischen und Arabischen, theils von Turkomanischem und Osmanischem Stamme ist. Unter den Christen bilden zwar die grössere Anzahl jene, welche in den Zeiten des Byzantinischen Reiches zur Griechischen Kirchengemeinschaft gehörten, da aber der meiste Theil von ihnen (über siebentausend), eben so wie die Maroniten und die Reste der Sorianer unirt sind, kann man mit Ali Bey annehmen daß wenigstens vier Fünftheile der hiesigen Christen, ja in neuester Zeit vielleicht fünf Sechstheile Katholiken sind, an deren Spitze der schon erwähnte, edle Bakary-Bey steht.

Eine Schattenseite des hiesigen (Mohamedanischen) Volkscharakters, die, wenigstens vormalige große Unduldsamkeit gegen Christen überhaupt, vor allem aber gegen die Franken habe ich schon berührt. Möchte man doch sagen dürfen daß der veranlassende Grund zu jener fanatischen Härte bloß in der Abgeschiedenheit der Lage von Damaskus von dem unmittelbaren Verkehr mit den Europäern, oder in seinem Verband mit den bornirten Stock-Islamiten der weiter in Osten gelegnen Länder seinen Sitz habe! Leider trugen aber die Christen selber an dem Benehmen ihrer Mitbürger einen großen Theil der Schuld. Denn, um nur die letzte Handlung zu erwähnen, durch welche die schon damals kleinere Zahl der

Christen in Damaskus bei der übermächtigen Menge der Bekenner des Islams sich verhaßt machte: es waren die Christen, welche als Freunde und Verbündete der jedesmal dem Islam feindlichen Mongolen sich zeigten als Hulaku Chan über die Landschaft von Damaskus hereinbrach. Und als sie, die Christen, von dem ihnen freundlich gewogenen Chan einen Freiheitsbrief sich erwirkt hatten da zogen sie nicht nur mit diesem unter Vortragung von Kreuzen und mit dem Gesange der Worte: „Sehet den Sieg des wahren Glaubens" in die Stadt ein (denn dieses wurde keine Flamme des Hasses entzündet haben), sondern sie zwangen die Mohamedaner, die sie auf den Gassen trafen, vor dem Kreuze niederzuknieen und begossen sie dann mit Wein. Auf ähnliche Weise, durch Ausgießung von Wein, an die Eingänge derselben, entweihten sie die Moscheen; während in ihrer eignen (der Marien-) Kirche, ein Prediger, statt das Volk zum demüthigen Dank gegen Gott und zur Liebe zu ermahnen, seine Beredsamkeit zu Schmähungen und Schimpfreden auf den Islam und seine Bekenner benutzte, so daß der noch heftiger entflammte, christliche Pöbel alsbald anfieng die Thürme der Moscheen, die in der Nähe der christlichen Kirchen stunden, niederzuwerfen und in die Moscheen selber eindrang um hier die anbeten den Moslemen zu verspotten *). Diese unzeitig eifernden Spötter hatten vergessen daß der Glaube der Menschenseele, auch der irre gehende eine Majestät sey, welche es dem Christen nicht erlaubt zu verhöhnen und zu verspotten **). Jene Thaten einer fanatischen Wildheit geschahen merkwürdiger Weise

*) Matth. Paris bei Recueil des Hist. des Croisades XII. S. 112 und 113.

**) Ev. Luk. 6, 27.

am 31sten August 1260, mithin nur drei Tage vor jener entscheidenden Schlacht bei Ain Dschaluth, in welcher die Herrschaft der Mongolen über Syrien gebrochen und mit ihr zugleich die nur kurze Zeit bestandene Gewalthaberei des armen Christenhäufleins in Damaskus zu nichte gemacht ward. So mag denn wohl der lang anhaltende (denn der Orientale hält solche Eindrücke fest) fanatische Widerwille der Damascener, wenn er anders entschuldigt zu werden vermöchte, in dem früheren Benehmen der Christen selber eine Art von Veranlassung gehabt haben.

Aber vergessen wir es nicht neben jener, Gott Lob nun kaum noch merklichen Schattenseite auch die schönere Tagseite an dem Charakter des Volkes von Damaskus hervorzuheben. Seines gleichen, an Arbeitsamkeit, handwerksmäßiger und bürgerlicher Tüchtigkeit, Ordnungsliebe und Mäßigkeit glaube ich kaum in einer andern Stadt des Morgenlandes gesehen zu haben. Schon die kräftig schönen Gestalten, die man überall unter dem Volke bemerkt, lassen auf eine wackre Uebung der Kräfte schließen; von dieser unermüdeten Uebung kann man aber unmittelbarer Zeuge seyn, sobald man hinaustritt auf die Gassen der Handwerker und Künstler und in die Bazars der Handelsleute. Ich wüßte keinen Hauptzweig der kunstlichen Handarbeiten der nicht in Damaskus auf eine bewundernswürdige Weise gepflegt wurde. Wer sollte nicht von den berühmten Stahlarbeiten der Damascener, von ihren Webereien in Seide, in Leinen und Baumwolle, ihren Arbeiten in Leder, in Holz und in Elfenbein oder andern festen Stoffen der Art gehört haben oder von ihrer Fertigkeit in Zusammensetzung metallischer Farben, in Bereitung von Balsamen, geistigen Essenzen, aromatischen Oelen, wohlriechenden Wassern, Seife und all der-

gleichen Dingen, oder von dem im Morgenland hochgepriesenen Wohlgeschmack ihrer mannichfachen Gebäckereien so wie der gebratenen, gedämpften und gesottenen Speisen ihrer reinlichen Garküchen. Die Silber- und Goldarbeiten zeugen von eben so viel gutem Geschmack als von Geschicklichkeit; die Stahlarbeiter benutzen zwar häufig zu der kostbarsten Art ihrer Damascenerklingen das Material von ächten verhandenen alten Klingen, denen sie nur eine neue, äußre Appretur geben und man will behaupten die vormalige Kunst der feinen Stahlbereitung werde jetzt vernachlässigt oder sey ganz außer Anwendung gekommen; dennoch vermögen auch noch die besseren jetzigen Stahlarbeiten von Damaskus mit den besseren (wenn auch nicht besten) Europäischen an Härte zu wetteifern und übertreffen sie an Wohlfeilheit wie an Zierlichkeit der Form. Man sagt, daß allein über vierzigtausend Arbeiter mit der Fabrikation der Atlas- und geitreiften oder geblumten, ofter mit Gold durchwirkten Seidenzeuge beschäftigt sind, deren Einkauf und Transport in andre Länder, vor allem nach Aleppo, ganze, große Karawanen in Bewegung setzt. Stehen doch selbst die Sattlerarbeiten aus Damaskus in so hohem Rufe, daß sie, wie ihre Träger, die edlen Rosse der Umgegend selber, von Käufern aus weiter Ferne gesucht werden, und die wohlschmeckenden, nur für unsren Gaumen etwas zu pikanten Gerichte der öffentlichen Küche so wie die mannichfalt Arten des meist süßen Gebackenen versuchten wir selbst. So darf man doch gewiß dem Volk von Damaskus den Ruhm lassen, daß es von dem gewöhnlichen Hang zum Nichtsthun, den man dem Orientalen vorwirft, sich losgemacht habe, ja daß es an Fleiß und Arbeitsamkeit dem Bewohner des mittleren Europas nicht nachstehe. Hier-

bei muß auch der Europaer noch zu seiner Beschämung die Bemerkung machen, daß man in dieser Orientalischen Fabrikstadt weder jenes tiefe Elend und die Bettelarmuth noch die Sittenlosigkeit finde, welche in so vielen Fabrikstädten unsers Welttheils ins Auge fallen; auch der ärmeren Arbeitern sieht man keine Noth und keinen Hunger an. Allerdings mag hiervon die Ursache zum Theil in der großen Fruchtbarkeit des Landes liegen, doch ist dieselbe auch überdieß in dem Verhältniß der Arbeiter zu ihren Mohamedanischen Fabrikherrn zu finden.

Die guten Leute in den Bazars und in den Klassen der Arbeiter mochten wunder denken was für kaufmännische Absichten wir Fränkische Herrschaften und welche Summen wir anzubringen hätten, denn wir besuchten uns alle die schönen Sachen, fragten auch öfters nach dem Preise kauften aber aus mehreren Gründen nur sehr wenig. Während wir aber an dieser Kunst statt der neuen Sachen unsre Neugier befriedigten, waren wir selber Gegenstände der Neugier geworden, für einige kleine Türkische Knablein, die uns, doch ohne uns zu belästigen, auf jedem Schritte folgten. Die jüngere lustigen Generation von Damaskus und den Fränkisch gekleideten Leuten schien im voraus ein gutes Vernehmen anzuknüpfen, kaufte ich bei einem Händler der kleinen Seifen- und Honigkuchen einige dieser Knablein und beschenkte damit unsre kleinen Begleiter, denen die Zweckmäßigkeit dieser Fränkischen Sitte so wohl einleuchtete, daß sie eine ganze Schaar ihrer Altersgenossen herbeiriefen, die sich in gleichen Friedensverkehr mit Europa einzuleben wußten und daß sie auch während der übrigen Tage unsers hiesigen Aufenthaltes uns nur selten, wenn wir in ihrem Stadtviertel uns blicken ließen, das Geleite versagten.

Wir waren durch unsern Kabaish oder Hausherrn mit einem Armenischen Silberarbeiter bekannt geworden der uns durch seine Freundlichkeit wesentliche Dienste leistete. Während die Reisegefährten noch mit dem Verkehr der fremden Waaren und mit Einkäufen beschäftigt waren, wanderte ich mit, in Begleitung des Meister Vartan zu dem gerühmten Bauwerk von Damaskus: zu der vormaligen Christenkirche des h. Johannes oder der Maria; der nachmaligen und noch jetzt fortwährenden Moschee der Ommiaden. Für Saumers Geschichte des Ommiadischen Reiches hat, dem mußte sich schon in weiter Ferne der Name wie der Ruhm dieses „ersten Wunderwerkes der Arabischen Baukunst" zu erwecken, das selbst nach dem Urtheil der Pilger welche Mekka und Medina sahen, an Herrlichkeit die Tempel dieser heiligen Städte, so wie die Moscheen von Kairo übertrifft. Wir durften zwar nicht das Innere des mächtigen Gotteshauses, nicht wie es aus [illegible] Schilderungen [illegible] Zeiten, seine [illegible] Kampfe [illegible] Mohammedanern [illegible] Christenthum [illegible] Zeit der Theilung von St. Johannes [illegible] verehren, doch kannten wir sein Aeußeres vollständig genug betrachten: den Hauptvorhof, vom Marmor [illegible] Pfeilern des Minaret Isaias, die [illegible] Thorgebäude, das große Minaret und die [illegible] Kuppeln. Die Länge des Gebäudes von O. nach West übertrifft so weit die von [illegible] Moschee, daß [illegible] noch [illegible] einiger Entfernung [illegible] verkündeten Ruf zu überfliegen [illegible], das Gebäude war ursprünglich aus

[illegible] Kab. [illegible] Damaskus [illegible] [illegible] [illegible]

drei Hauptschiffen gebildet. Wir hatten aber und benutzten noch eine andre Gelegenheit uns der Moschee zu nahen. Unser Silberarbeiter führte uns in einen, wie es schien von lauter christlichen Genossen seines Handwerkes bewohnten Bazar; hier stiegen wir aus dem Hofe eines Hauses hinan auf das platte Dach desselben, von diesem auf andere, immer höher gelegene bis wir zuletzt auf jene kamen, welche unmittelbar an die eine Seite der großen Moschee angebaut sind, der wir uns auf diese Weise so unmittelbar näherten, daß wir ihr Mauerwerk und die Capitäler der hohen, korinthischen Säulen, so wie das Gesimse mit der Hand anrühren konnten. Hier überzeugten wir uns denn, daß wenigstens ein großer Theil des prachtvollen Gebäudes weder der Zeit der Ommiaden noch jener der Byzantiner (unter Heraklius) entstammt, sondern alt Römischen Ursprunges sey: die vormalige Marien- oder St. Johanniskirche war lange vorher, ehe sie dieses wurde, ein prachtvoller Tempel der Juno. Dieses bezeugen sogar die Reste einer Römischen Inschrift am Gesimse des Tempels selber und mehrere, jetzt abgesondert vom Gebäude stehende Trümmer alter Säulenhallen. Auch von einem alten, vormals hoch ragendem Triumphbogen bemerkt man, von jenem Standpunkt aus den wir einnahmen, die nicht unansehnlichen Ueberbleibsel. Die Blüthenzeit der Römischen Macht und Herrlichkeit in Damaskus fällt in die Zeiten des Kaiser Diocletian, welcher hier auch die wahrscheinlich ungleich ältere Kunst der Stahlbereitung in neuen Aufschwung brachte, durch die Waffenfabriken welche er begründete.

Ein andrer Gegenstand der aufmerksamen Beachtung war für uns an diesem Vormittag ein Chan von prachtvoller Bauart und großem Umfange. Der Maler Bernay

hat sein Inneres eben so wie das Aeußere der Moschee der Ommiaden gezeichnet und wird es bei Gelegenheit mittheilen. Die Ueberreste des alten Tempels, den man für einen Serapistempel hält, das baufällige alte Schloß so wie den gewesenen in seinem Innern modernisirten Pallast der alten Herrscher, dann die vielleicht schon bei Gelegenheit des großen Brandes, den die Mordfackel des Morgenlandes, Timur Chan, in Damaskus entzündete, verwüsteten doch wieder zusammengeflickten Grabmahler Nureddins und Saladins des Helden sahe ich zum Theil erst am Sonntag, als ich, wie ich nachher erwähnen will, in Gesellschaft des Padre Präsidente Besuche in der Stadt machte. Dem Bekenner des Islam zeigt man außer diesem die von Timur, dem Zerstörer im Jahr 1401 neu aufgebauten oder verschönerten, Grabmahler zweier Gemahlinnen des Propheten: der Umm Selma und Umm Habiba, sowie die Grabstätten einer großen Zahl der Jünger und Zeitgenossen Mohameds und einer noch größeren der Heiligen, der Weisen, der Dichter die in Damaskus lebten.

Von christlichen Alterthümern und Erinnerungszeichen aus der heiligen Geschichte hat diese schöne, alte Stadt der Ghatiten nur wenig aufzuweisen. In der Kirche unsres Syrischen Klosters zeigte man uns einen durch seine Geschichte merkwürdigen Gegenstand: es war eine Art von Schild mit 366 Feldern, deren jedes mit einem Tag des Jahres, auch wenn dieses ein Schaltjahr war in Beziehung stand, und ein kleines Stückchen von einer Reliquie, z. B. einen Knochensplitter des Heiligen enthielt, dessen Name der einzelne Tag trägt. Dieses Allerheiligen-Schild hatte das Kloster von dem Leben eines Cardinals gekauft, welcher Mohamedaner geworden war. Am

Nachmittag führte uns unser Kabasch zu der Stätte außerhalb der Stadt wo Saulus von einem Licht vom Himmel umleuchtet ward, dann zu dem angeblichen Hause des Ananias, der Paulus wieder sehend machte und taufte, so wie zu dem Ort der Mauer an welchem man diesen im Korbe herabließ. Bei Gelegenheit dieser Umgange um die Mauern führte uns auch der Kabasch zu den Resten eines kleinen Römischen (?) Tempels, bei welchem er uns ganz andachtig eine lange Legende von Mar Dschirdschis (dem heiligen Georg) und seiner Enthauptung erzahlte. Da man mich beim Nachhausekommen im Kloster befragte was ich Alles gesehen, und ich auch der Erzahlung unsers Kabasch, welcher ganz verlegen dabei stund, erwahnte, bekam dieser einen Verweis, daß er abermals, was ihm schon oft verboten worden sey, ein Mahrlein der Schismatiker vorgebracht habe, das mit der katholischen Ueberlieferung im Widerspruch stehe.

Die Christen des Orients feierten heute, funf Wochen nach uns, den Charfreitag. Obgleich die guten Vater unsers Klosters die Feste der Leidenstage und Auferstehung schon mit den andern Lateinischen Christen begangen hatten, nahmen sie doch auch an der Feier dieser Tage bei ihren Orientalischen Glaubensgenossen Antheil und der ehrwardige Padre Presidente lud mich ein in einer der spateren Nachmittagsstunden mit ihm die Kirche der unirten Griechen zu besuchen. Dieses ansehnliche Gebäude war ganz voller Menschen. Zuerst hielt ein junger Geistlicher von der Kanzel eine Predigt in Arabischer Sprache uber die Leidensgeschichte, welche großen Eindruck zu machen schien, dann sprach der Bischof, auf seinem Stuhle in der Nahe des Hochaltares sitzend, in derselben Sprache Worte des Gebetes und der Ermah-

rung. Einmal hielt dieser mitten in seiner Rede an und sprach mit erhobener Stimme gegen einige Frauen hin, die in der Nähe des Haupteinganges der Kirche standen, indem er es ihnen sehr ernstlich verwies, daß sie nicht der Ordnung dieses Gotteshauses gemäß auf die «vergitterten» Emporkirchen gingen, wo den Frauen ihr Ort angewiesen sey. Die Weiblein «man sagte mir es seyen solche gewesen die nicht zur Gemeinde gehörten» entfernten sich ganz erschrocken und der gute Bischof fuhr in seinem Vortrage fort. Während des Gottesdienstes war mir ein Ehrenplatz neben dem Bruder des Patriarchen, der selber zu erscheinen durch Unpäßlichkeit verhindert war, angewiesen.

Am Sonnabend, den 29ten April erquickte ich mich durch ein kräftiges Türkisches Bad. Das Haus in welchem ich dieses nahm, war das vornehmste und schönste seiner Art das ich im Orient gesehen; die einzelnen Zimmer mit Marmorplatten belegt, für alle Bequemlichkeit der Besuchenden aufs Anständigste gesorgt. Beim Nachhausekommen wendete ich einige Stunden zum Schreiben des Tagebuches an, den Nachmittag brachten wir mit dem wiederholten Besuch des Bazars und einiger Hauptplätze der Stadt, dann aber unmittelbar vor den Mauern neben einem Hauptarme des Barradaflusses in und bei einem Kaffehause zu, das im Schatten der hohen Platanen liegt. Die Kaffeehäuser von Damaskus, großentheils an vorbeifließendem oder emporsprudelndem Wasser gelegen gewähren den Besuchenden einen ganz besonders anmuthigen Aufenthalt. Man kann in und bei der Stadt zu allen Zeiten des Jahres Eis und Gefrorenes haben, welches hier in besonderer Güte bereitet wird.

Am Sonntag, den 30sten April brachte ich den ganz

zen Vormittag in Gesellschaft des Padre Präsidente zu. Von diesem trefflichen Manne könnte ich Vieles erzählen. Er ist ein Spanier aus sehr vornehmen Geschlecht; höher aber als seine Geburt stellt ihn sein christliches Erkenntniß, seine große Gelehrsamkeit, vor allem aber seine Liebe und Demuth. Obgleich der Vornehmste und Aelteste im Kloster unterzieht er sich aller der niedrigsten Geschäfte, namentlich der eigenhändigen Pflege jener Elenden und Kranken, welche nicht selten im Kloster ihre Zuflucht suchen, obgleich diese Pflege dadurch doppelt beschwerlich wird daß in jenem Lande so viele Krankheiten sich durch kritische Uebel der Haut entscheiden. Wenn man ihn fragt warum er dieses Geschäft nicht den andern, jüngeren Brüdern überlasse, sagt er: diese sind alle von gutem Stand und solcher Dinge ungewohnt; mir hat Gott ein Naturell gegeben das keinen Ekel kennt. Die anderen Mönche aber, wenn man sie darum befragt, sagen: er ist ja von Geburt der Vornehmste und vom Hause aus am wenigsten an niedre Dienste gewöhnt, aber er läßt sie uns nun einmal nicht verrichten, sondern, wo es nur möglich ist, bedient er selbst uns. Diese Freude am Dienen erfuhren auch wir an dem merkwürdigen Manne, da er uns unsre Betten machte, Waschwasser zutrug, das Zimmer reinigte, bei Tische uns immer stehend bedienen wollte, während wir saßen. Und daß dies Alles nicht Wirkungen einer bloß äußerlich angenommenen Form der Liebe und Demuth sey, das zeigen die Früchte; denn nur eine wahre, lautere Liebe kann solche Gegenliebe erzeugen als dieser Mann von seinen Klosterbrüdern und von den Gliedern seiner Gemeinde genießt. Ich wohnte einmal beim Gottesdienst einem Vortrag bei, den er über einer Stelle aus den Prophéten Ezechiel (C. 34) hielt, die

von Christo weissaget, und obgleich ich, weil der Vortrag Arabisch war, nur seinem Hauptinhalt folgen konnte, erbauete ich mich dennoch an der innigen Andacht der Zuhörer, wie an der unverkennbaren Salbung des Redners. Ueber die Christen aus andern Gemeinschaften des Abendlandes (er begriff sie unter dem allgemeinen Namen der Engländer) druckte er sich bei andrer Gelegenheit so aus: „Ich glaube was meine Kirche glaubt, aber ich bemühe mich in allen Dingen jenen mich als wahrer Bruder zu zeigen. Ich weiß daß sie auf Christum getauft sind und daß sie festhalten am Glaubensbekenntniß der Apostel. Was sie in Gottes Augen sind, das verstehe ich nicht, Gott aber weiß es."

Noch in einer frühen Vormittagsstunde nahm mich der gute Padre Präsidente mit sich zu jenen Besuchen, welche heute, an ihrem Osterfeste, die vornehmeren Christen von ihren Untergebenen und Freunden zu empfangen pflegten. Man braucht kein tiefer Menschenkenner zu seyn um auch bei einem kurzen Zusammensein mit dem Bakaly-Bey in diesem ausgezeichneten Manne jene Züge von Milde, herzlichem Wohlwollen und Redlichkeit zu erkennen, durch welche sich derselbe schon in Aegypten allgemeines Vertrauen erworben hat. Dabei ist er einer der verständigsten, gewandtesten Geschäftsmänner welche Aegypten in seinem Dienste hat. Der Bischof der unirten Griechen, ein Mann von mittleren Jahren verbindet mit dem Ausdruck von Ernst und Würde eine Vertrauen erweckende Freundlichkeit; der Patriarch der getrennten Griechen ist schon sehr hoch bei Jahren. Man reichte uns nach der Sitte des Landes allenthalben Kaffee und andre Erfrischungen. Auf unserm Wege durch die Stadt

zeigte mir mein Führer einige der schon vorhin genannten alten Gebäude der Stadt.

Am Nachmittag machte ich noch mit Freund Pernau auf den Weg um noch einige Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer Nachbarschaft zu sehen. Zuerst zeigte uns unser Kabasch auf einem von Häußern umgebenen Platze außerhalb der Mauern (in einer der Vorstädte) jene uralte Platane, deren Stamm einen Umfang von 39 Par. Fuß misset. Wir gingen hierauf zwischen den Lehmmauern der herrlichen Garten hinaus nach dem Dorf Salebieh. Dort ist Vieles zu sehen, denn unweit dem Dorfe ist jener Lustort Rabua der im Jahr 1148, als die Heere der christlichen Kreuzfahrer, geführt von Baldwin III., Ludwig VII von Frankreich und dem deutschen Konrad III. hier Tod und Schrecken verbreiteten, für die Bewohner von Damaskus kein Ort der Lust sondern des Wehes war, und dieses in noch höherem Maße geworden wäre wenn nicht die Treue der Orientalischen Christen (Pullanen) den Abendländischen Kämpfern den schon entschiedenen Sieg über die Stadt durch ihren verderblichen Rath wieder entrissen hätte. Nahe hierbei entspringt der klare Findscha-Fluß, der mich sehr an die Quelle von Vaucluse erinnerte; am Abhang des Berges bei Salebieh findet sich das Grabmahl des schon erwähnten Meisters der Orientalischen Mystik, des Mehiyeddin al Arabi, und viele Grabstätten ähnlicher Wesen des Morgenlandes; lieber jedoch und lehrreicher denn dieser Graberbesuch war mir die Bekanntschaft des kenntnißreichen, freundlichen Englischen Generalconsuls Mr. Farren und seiner liebenswürdigen Gemahlin, welche ich hier auf ihrem Landgute besuchte. Die Erinnerung an dieses Zusammentreffen mit zwei Menschenseelen, bei denen man so bald sich daheim

fühlte,

fühlte, war noch eine schöne, werthvolle Zugabe zu den mannichfaltigen Freuden und Genüssen die uns das schöne Damaskus gewährt hatte.

Reise von Damaskus nach Beirut.

Am ersten Mai, an dem Tage welcher in der Heimath zu den jugendlich festlichsten des Landes wie seiner Bewohner gehört, traten wir die Reise in das Thal der Thäler, das in Westen der Antilibanen, in Osten der Libanen begränzet, und nach dem in seiner Mitte liegenden Baalbeck an. Die Stimmung meines Herzens war anfangs keine festliche, keine so freudige und friedliche wie sie zum ersten Mai sich reimte. Denn als wir von den guten Vätern des Klosters, vor allem von meinem guten Padre Präsidente nach der Morgenandacht einen herzlichen, dankbaren Abschied genommen hatten, glaubte ich, nach der Verabredung mit unsren Muckern, alsogleich aufsitzen und fortreiten zu können; da wir aber zum Kloster heraustraten, waren zwar die Maulthiere in der Nähe, von den Muckern aber fehlten jetzt zwei, dann wenigstens noch einer; der Führer von ihnen Allen. Ich ging indeß, nach der Weise meiner alten Ungeduld voraus, kam halben Weges nach Salehiah, wartete und wartete, kehrte indeß, klüger geworden durch das Schicksal meines Vorausgehens auf der Reise nach Jerusalem, wieder nach dem Thor der Stadt und zuletzt sogar nach dem Vorplatz vor dem Kloster zurück, wo ich, zu meinem großen Erstaunen die Maulthiere noch immer unaufgepackt stehen fand, weil jetzt zwar der Hauptmucker bei der Hand war, zugleich aber die Nebenmucker fehlten, deren Geschäft das Aufpacken ist. Zu diesem Ungemach machte der Kataish des Klosters, der schon bei der Hand war

um uns das Geleite zu geben, damit er zu dem letzten und allerletzten Endlohn den er bekommen noch einen aller-allerletzten sich verdienen möge, ein so lustiges Gesicht, daß ich mich über den Menschen fast eben so sehr ärgerte als über die trägen Mucker. Ich lief noch einmal, um wenigstens den unvernünftigen Mauleseln ein gutes Beispiel zu geben unvernünftig voraus, diesmal zwar nicht so weit als das erste Mal, damit ich desto eher zurückkehren könne, und da ich nun endlich alle drei Mucker, beschäftigt bereits mit dem Aufpacken und um halb acht Uhr auch fertig zur Weiterreise fand, zankte ich mich mit ihnen, so gut ich dieses auf Arabisch verstund, bloß bis hinaus an den Türkischen Gottesacker, bei welchem auch der heute zur Unzeit lustig gewesene Kabatsch, nachdem er eben wegen dieser Lustigkeit nur noch eine Kleinigkeit bekommen, uns verließ. Bald aber gab es noch eine andre Veranlassung zum Bruch des Friedens mit dem lieben ersten Mai. Die Mucker hatten bisher immer gesagt, der Umweg über die Cedern des Libanon werde die Ankunft in Beirut nur um zwei Tage verspäten; jetzt auf einmal vermehrten sich, in der Aussage ihres Mundes, die zwei Tage auf Fünfe. So war die Stimmung meiner Seele von der lieblichen Temperatur des ersten Mais in jene des letzten Novembers hinübergerückt, und ich schäme mich noch heute meiner Verstimmung vor meinen Reisegefährten, noch mehr aber vor dem Angesicht eines Andern, der auch das innerste Geheimniß der unzufriednen, undankbaren Menschenherzen siehet. Der freundliche Mr. Farren und seine Gemahlin hatten mich eingeladen mit meiner ganzen Reisegesellschaft bei ihnen ein Frühstück einzunehmen; ich hatte dieses zwar schon gestern nicht zugesagt, heute aber, in dieser Stimmung

des Herzens, hätte ich es ohnehin nicht vermocht in solche gemüthig friedliche, heitre Augen zu blicken, als die des Larrenschen Ehepaares sind. Dazu kam auch noch, daß unsre Mucker, als sie mein eiliges Wesen bemerkten, es geäußert hatten, daß es zwar möglich, aber sehr schwer sey in zwei Tagen nach Baalbeck zu kommen, für dessen kunstliche Wunderwerke ich so gern den ganzen, dritten Tag zur Beschauung gewonnen wollte. Damit deshalb der Grund des Verzuges wenigstens nicht uns zugeschrieben werden möge, zogen wir einen mehr links gelegnen Weg, in einiger Entfernung von des guten Mr. Larrens Landhause, den mein Herz mit inniger Liebe segnete, vorüber.

Findschas **Strom**, aus dem Felsen herausquellend, an dem wir heute nahe vorüberkamen, zeigt noch dieselbe Kraft, wie damals als des deutschen Kaisers, Konrads III. Kraft hier wie ein Alles durchbrechender Bergstrom sich aufmachte und zuerst durch die Schaaren der Franzosischen dann durch die vordersten Reihen der Pullanen-Schaaren vordringend, den Wald der feindlichen Lanzen und Schwerter durchriß, und so dem Panier des Kreuzes Luft machte *). Möchte noch jetzt in seinem Volke ein solcher Heldeneifer für Dasselbe Panier seyn.

Wir erfuhren von neuem die Kraft des Geleites der unsichtbaren Schaaren, da in einer der steil hergabgehenden, halsbrechend steinigen Gassen des oberen Stadttheils von Saleheh das Maulthier des Herrn Franz, welches durch das Geschrei eines jungen Hundes, den mein Maulthier getreten hatte, scheu geworden war, seinen Reiter auf wahrhaft gefahrliche Weise abwarf, so daß dieser

*) Wilkens Gesch. der Kreuzzüge III (1) S. 243.

gelähmt und halb bewußtlos da lag und dennoch nach einiger Zeit unbeschadigt wieder mit uns weiter ziehen konnte.

Auf der Höhe der Berge lösen sich ja alle Wetterwolken zuerst in leichte Nebel, dann in heitres Himmelsblau auf; welche Menschenseele sollte nicht da oben auf dem Berge, vor und jenseits dem Nahna-Passe heiter und froh werden, wo man das ganze Thal von Gutha, die grunende Fluth der Garten und in ihrer Mitte das große Damaskus, mit all seinen Thurmen und Hausern vor Augen hat. Diesen Höhen des Westens zeigt sich ohnfehlbar die Syrische Hauptstadt in ihrer schönsten, anmuthigsten Gestalt, als wollte sie noch jetzt zu der Statte des Thurmes am Libanon aufsbauen der nun nicht mehr, kunftig aber wieder gegen Damaskus siehet.

Der Weg gehet dort steil hinauf an den Felsenwanden, deren Gebirgsart Jurakalk ist; jenseits des Höhensattels senkt er sich wieder in das Thal des Barrada, dessen Ufer von hohen Pappeln, Wallnuß-, Feigen- und andern Bäumen grunen. Dazwischen sieht man Oelbaum- und Weinpflanzungen, Garten voller Orangen und Obstbäume *). Es zeigen sich, hinanwarts am Flusse mehrere Ortschaften und ziemlich wohlgebaute, vereinzelte Hauser ich glaubte mich in eines der schönsten Engthaler versetzt welche am Lago maggiore hinanfahren nach den Alpen. In der That jenem Feldhauptmann der Syrer (Naeman) war es nicht zu verdenken, wenn er das Wasser des Pharphar (Barrada) so hoch stellte. Seine krystallene

*) Zwischen Damaskus und hier fanden sich unter andren die Veronica macrostachya, Onosma orientale, ein noch unbestimmtes Zygophyllum, Hypocrepis unisiliquosa u. s.

Klarheit, das Grün der Ufer, die Schönheit seiner Thäler, geben diesem Flusse, der gleich einer Gazelle des Gebirges raschen Laufes nach der Ebene von Gutha eilt, eine Schönheit, wie sie wenig andre Flüsse haben. Wie fruchtbar und angebaut könnte dieses quellenreiche Thal bis hinan auf die kahlen Berge seyn, wenn der Fleiß des Menschen es in seine erhaltende Pflege nähme, statt durch Ausrotten der Wälder und Gebüsche seinen natürlichen Wohlstand an der Wurzel anzugreifen und zu vernichten.

Die Richtung unsers Weges blieb im Ganzen der des Flusses treu; wir sahen diesen meist in geringer Ferne neben dem Bergabhang strömen; die mannigfaltige Beschwerlichkeit in der sich unsre kleine Karawane fortbewegte gab uns öfters Gelegenheit zu Fuße zu gehen. Nach zwei Uhr hielten wir an dem Dorfe Hasseme oder Seme, wo wir uns mit Milch erquickten. Während unsre Maulthiertreiber hier der nothwendigen Pflege ihrer Thiere warteten giengen wir ein wenig voraus an einen Berarand hin, welcher eine freie Aussicht über das bewässerte Thal und seine Nachbarberge gewährt. Diese Gegend da mußte, so sollte man meinen, in jeder empfänglichen Menschenseele Gedanken eines Liedes der Begeisterung wecken; hat sie doch auch das Volk des Landes zu einer Dichtung aufgeregt, welche dieses Thal mit Erinnerungszeichen an die frühesten Tage der Menschheit bevölkert. Der steile Berg hier im Süden, an dessen nordlichem Fuße Hasseme liegt, ist der Berg Abel. „Kain, so erzählt die alte Volkssage, nachdem er seinen Bruder am Meer auf den Kaimm, bei Damaskus, wo damals das erste Elternpaar wohnte, erschlagen hatte, und den Leichnam des Ermordeten auf seinen Schultern und wußte nicht wo

er mit dem Bruder anfangen sollte, dessen tiefer Schlaf noch immer nicht weichen wollte, ja dessen Leib schon die Verwesung anrührte. Wehklagend irrte er im Thale des Barrada und kam endlich mit seiner grausenhaften Bürde hieher. Da sahe er wie ein Rabe, neben welchem ein andrer, todter Rabe lag, mit seinem Schnabel ein Loch in die Erde scharrte, worein er den Todten begrub, und dieser Anblick gab ihm den Gedanken ein daß ein solcher tiefer Schlaf, wie der seines Bruders, eines andren Lagers bedürfe als des gewöhnlichen; er grub auf dem Berg eine Gruft zur Ruhestatte des Todten." Oben auf der Höhe stehen noch die Reste eines alten Tempels, der nach einer griechischen Inschrift, welche Pococke an ihm entdeckte, in den Zeiten Lysanias des Vierfürsten, mithin im dritten Jahrzehent unsrer christlichen Zeitrechnung erbaut ward *). Denn hier in der Nähe von Senir, wahrscheinlich aber auf der andern (linken) Seite des Flußes lag Abila, von welcher die Provinz Abilene ihren Namen hatte. Das Lied eines unsrer älteren Dichter „ihr Rosen blüht auf Abels Grabe zu einem Hain empor," nach der schönen Melodie eines vaterländischen Tonkünstlers, in welcher ich es in meiner Kindheit oftmals hatte singen hören, lebte hier in der Seele auf, mit all den Erinnrungen an die kindlichen Träume, welche damals Inhalt und Tonweise in mir aufregten. Lag nicht schon in jenen Träumen eine Vorahndung Dessen was ich heute wirklich sahe und erlebte? Zwar kein „Hain der Rosen" wie Abels Schwestern in dem erwähnten Liede dies singen blühte da an dem sagenreichen Hügel, wohl aber war der Bergrand mit den schönen, großen

*) Luc. 3. V. 1.

Blumen eines prachtvollen Glaucium, von noch nie gesehener Art bedeckt; den Schmuck des grünen Felsenabhanges erhöhten die zierlichen Blüthen der schon früher einmal gefundnen Salvia indica.

Eine kleine Stunde weiter hinan im Thal kamen wir an El Suk vorüber. Unsre Mucker wollten diesen Ort zur Nachtherberge wählen; uns schien es noch zu früh zu solcher Wahl; in der Hoffnung daß auch weiter hinan am Barrada, so wie bisher, ein Ort dem andren in geringer Entfernung folgen werde, bestunden wir auf weitre Fortsetzung des Tagmarsches.

Die Gegend durch welche wir jetzt kamen war von unbeschreiblicher Schönheit. Nicht weit oberhalb El Suk traten wir, dem Laufe des Flusses folgend, in ein enges Felsenthal ein, an dessen nördlichen Wänden eine alte Stadt der Graber sich ausbreitet. Die Grufthöhlen sind, wie in Palästina tief in den Felsen gehauen; der Eingang bei vielen mit kunstreichen Portalen geziert, an einigen Stellen der Felsenwände sieht man halb erhabene Arbeiten; hie und da zeigen sich Trümmer von Säulen und altes Gemäuer von Wohnungen oder Tempeln. Der Weg führt über eine ziemlich neu aussehende festgemauerte Bogenbrücke an die andre (nördliche) Seite des Flusses, der in diesem Engthale mehrere Wasserfälle von großer Schönheit bildet, davon der eine von einer Höhe von etwa funfzig Fuß senkrecht herabstürzt. Wie leid that es uns, da wir jetzt auf die zwar grünende, aber baumlose Ebene hinaustraten und nur in einer für heute unerreichbaren Ferne einige Ortschaften erblickten, daß wir nicht in dem herrlichen Felsenthale bei den Ruinen oder in der Nähe des Wasserfalles unter Nachtlager aufgeschlagen hatten, dort hätte uns manche der natürlichen oder künst-

lichen Höhlen, oder auch eine vorspringende Felsenwand Schutz gegen den Wind gewährt, der uns hier auf der hohen, freien Ebene sehr unfreundlich anhauchte. Dazu war der Ort, an dem wir, als der Tag sich neigte, endlich Halt machten, keinesweges ein schöner, denn der Barrada floß weit von uns in der tieferen Gegend des weiten Gefildes; das Schilf an seinem Ufer erregte kein Verlangen uns in seiner feuchten Nähe zu betten; die Ebene weiter gegen Nordwest erschien ziemlich einförmig, da wo wir lagerten war ein ödes Steinfeld, auf welchem nur einzelne Grasarten kümmerlich wuchsen *).

Die Sonne war in einem Damm von Nebel untergegangen der gar bald seine feuchten Schwingen über uns verbreitete und noch vor Mitternacht in einen Regen sich auflöste, welcher, so fein er war, dennoch die Decken und Mäntel gründlich durchnäßte, während wenigstens das Gesicht unter dem Regenschirm einigen Schutz fand. Gegen Morgen zertheilten sich die Wolken und die Sichel des abnehmenden Mondes stieg über das Gebirge auf. Die Höhe unsers Lagerplatzes über dem Meere fand sich nach unsern barometrischen Messungen, hier, im oberen Thale des Barrada zu 3530 Par. Fuß, sie war mithin nur um 100 Fuß geringer als jene des Brockengipfels.

Dienstags den 2ten Mai bedurfte es nicht jenes Antreibens, das gestern nöthig gewesen war, um den schwerfälligen Körper unsrer Karawane in Bewegung zu setzen; es war Jeder von uns mit Vergnügen bereit das kahle Lager zu verlassen. Deshalb fand uns heute schon die aufgehende Sonne auf dem Wege nach dem ansehnlich

*) Aegilops ovata. Bromus lanuginosus. Hordeum bulbosum u. a.

ansehenden, mitten in Garten und Maulbeerbaumpflanzungen gelegnen Zebdeni (Sabbetham), das wir (indem wir ein andres kleines Dorf zur Seite ließen) in anderthalb Stunden nach unserm Ausritt erreichten. Was wir durch unser zeitiges Aufbrechen gewonnen hatten, das giengs dort durch eine unerwartete Hemmung wieder verloren; einem unsrer Maulthiere war auf dem steinigen Wege das Hufeisen entfallen, es mußte neu beschlagen werden, und hiezu war nicht sogleich die kunstfertige Hand eines Schmiedes zu finden. Zebdeni ist großentheils von Christen bewohnt und der Sitz eines Bischofs; der Ort zeichnet sich durch Reinlichkeit und gute Bauart seiner Häuser aus. Da unser gestriges Abendessen nur aus ein wenig Brod und schwarzem Kaffee bestanden hatte, that uns hier ein Trunk Milch sehr wohl.

Jenseit Zebdeni, zuerst an einem Bachlein das sich in den Barrada ergießt und viele kleine Wasserfälle bildet aufwärts, fiengen wir an den Fuß des Antilibanen zu besteigen und nachdem wir ein Stuck Weges in nordlicher Richtung an diesem hingezogen waren, wendeten wir uns, wie uns schien auf einem seltner besuchten Wege gegen Westen, nach dem Hochrucken des Gebirges hinan. An mehreren Punkten unsres Weges genossen wir einer herrlichen Aussicht zurück nach dem fern in Südnordwest gelegenen, uns so wohl bekannt gewordenen schneebedeckten Dschebel Scheikh. Bald nach Mittag hatten wir die Höhe des Passes, welche nach unsren barometrischen Messungen nur 4827 Par. Fuß betrug, erstiegen. Wir fanden das Gebirge an dieser Stelle keineswegs kahl, sondern wie wir aufwärts zur Höhe durch ein grünendes [illegible], von

[illegible] Unter den Pflanzenarten die wir dort fanden erwähnen wir

buschartig niedrigen Valonia-Eichen bewachsnes Thal gekommen waren, so öffnete sich uns auch auf der andern Seite ein solches und zugleich stellte sich uns, doch meist in Wolken gehüllt, in scheinbar großer Nähe der majestätische Libanon vor Augen. Schon beim Aufsteigen nach dem Bergpasse hatten die vorüberziehenden Wolken einzelne Regentropfen auf uns herabfallen lassen, und da wir jetzt jenseits in ein reichlich grünendes Thal kamen, das schon in das Hauptthal Bekaa mündet, da traf uns zuerst ein gewöhnlicher Regen, dann ein mächtiger Regenguß, der uns gar bald den Vorsatz, noch heute nach Baalbeck zu kommen hinweg spülte und uns, nachdem wir noch über einige kleinere, wellenförmige Höhen auf und abgestiegen waren, nöthigte, das Nachtlager schon um 3 Uhr des Nachmittags in Zarain zu nehmen, einem von griechischen Christen bewohnten Oertlein, welches auf einer kleinen, hüglichen Erhöhung des Hauptthales von Baalbeck (im Thal Bekaa) liegt. Unsre Maulthiertreiber zogen hier anfangs, nach Obdach fragend, an mehrere Hütten, zuletzt wieß man uns zum Geistlichen des kleinen Dorfes, der uns den kleinen Innenraum des Kirchleins zum Nachtlager einräumte. Das Gebäude ist, mit Ausnahme der niedren Lehmmauern über welche Balken gelegt sind, auf denen das Dach ruht, ganz aus Holz erbaut und so leicht gedeckt, daß heute der Regen an vielen Stellen hereindrang und kein Raum, den ein liegender Mensch einnimmt, vollkommnen Schutz gegen die Nässe fand. Dazu war es sehr dunkel, denn das Licht fiel nur durch die geöffnete Thüre und durch ein oder etliche kleine Löcher herein,

---

zwei Orchideen vom Geschlecht des Himantoglossum und der Cephalanthera aus

dergleichen sich an unsern Viehställen finden. Die Andacht der guten Leute dieses Dorfleins muß recht kindlich herzlich seyn, wenn sie sich durch eine solche Gestalt der Stätte, die, weil sie Gott, der ein Gott der Ordnung heißt, geweiht ist, doch auch äußerlich reinlich und anständig sein sollte, nicht stören lassen. Selbst der Altar, eine viereckte Vertiefung in der Lehmmauer, darin ein Lämpchen vor einem kleinen, rußigen Bilde brannte, erinnerte mehr an den offnen Wandschrank einer armen Bauerhütte, als an das, was er vorstellen sollte. Dennoch, da wir ja in diesem Raum nichts anders als den Bergungsort suchten und suchten, that uns der Schutz gegen den Regen und das seit langer Zeit nicht mehr genossene Fleisch der jungen Hühner, so wie der zwar trübe, doch angenehm schmeckende Wein sehr wohl, und wenn es uns in dem dunklen, dumpfigen Raum zu eng werden wollte traten wir in regenfreien Augenblicken hinaus ins Freie und betrachteten den hehren, schneebedeckten Libanon, über den die Wolken noch immer eilig dahin flogen. Einzelne Kranke des Dorfes kamen, begehrten und erhielten von meinen jungen Freunden Heilmittel und guten Rath. So verging der Rest des Nachmittags und auch die Ruhe der Nacht, obgleich durch die Unbescheidenheit der kleinen, in den Stroh- und Binsenmatten wohnenden Insekten sehr gestört, that dennoch, auf die vorhergehende, noch schlechtere Nacht, sehr wohl. Die Höhe unsres Nachtlagers in Zaraun ergab sich aus der Beobachtung des Barometerstandes beiläufig zu 3400 (3396) Fuß über dem Meere.

Als wir am Mittwoch den 3ten Mai, am Tage vor dem Himmelfahrtsfest unsrer Abendländischen Christengemeinschaften, früh um 6 Uhr im großen, breiten Thal

Bekaa hinaufritten, da ſchienen uns die vielen, obwohl leichten Gewölke und Nebel welche bald zu unſrer Seite, bald über uns dahinzogen und zum Theil in Regentropfen ſich auflöſten, keinen heitren Tag zu verſprechen. Dazu war auch der Boden an vielen Stellen von der Fluth des geſtrigen Regens überſchwemmt. Doch ſchon nach einer Stunde hatte die Sonne geſiegt, die Nebel des Thales hatten ſich zerſtreut, die Wolken ins Gebirge geflüchtet, wo ſie, eine nach der andern, dem Auge entſchwanden.

Wir hatten nun volle Gelegenheit das majeſtätiſch ſchöne Thal zu betrachten, welches ſchon ſein alter Name Bekaa (Bikath) als „Thal" im ausſchließenderen Sinne als ein Thal der Thäler bezeichnet. Wo anders fande ſich eine ſolche majeſtätiſche Umhegung der Gebirge als da in dieſer grünenden Breite, zwiſchen dem Libanon und Antilibanon. Dieſer, zu unſrer Rechten, trug auf ſeinem Hochrücken, deſſen höchſter Punkt nach Süden auf den Dſchebel Scheich fällt, nur noch eine leichte Decke von Schnee; der Frühling wollte ſich da ſchon von ſeinem Lager erheben und die Decke von ſich werfen; eben am Libanon aber, zu unſrer Linken (im Weſten des großen Thales) ſchlief die Natur, unter der dichteren Schneedecke noch einen feſteren Morgenſchlaf, während unten im Bekaa, die grünende Saat ſchon den Grundriß der Aehren entworfen hatte. Wenn man für jene Erzählung des Marco Polo von der ſileniſchen Weihe der Aſſaſſinen zu ihrem künftigen, blutigen Tagwerk die paſſendſte Stätte ſuchen wollte, dann meine ich wohl, könnte man ſie hier, im Thale von Baalbeck finden. Ein von Mauern umhegter Raum, dort am klaren Bache des Leontes, mitten in der Zeit des Frühlinges oder Sommers, könnte

dem Jünglinge, der in den Jahren darauf strebenden Sinnlichkeit von einem Schlaftrunk berauscht in den Garten der blühenden und Früchte tragenden Bäume versetzt wurde, und dort an den künstlichen Brunnen des Weines und des Honiges, mitten unter dem lieblichen Spiel der Saiten und beim Gesange der schönen Jungfrauen erwachte, allerdings glauben machen er sey in die himmlischen Räume des Paradieses versetzt. Er konnte in seiner Seele, der Berauschte, wenn er abermals im künstlichen Schlafzustand aus dem Paradiesgarten hinausgebracht wurde auf den Boden der Alltäglichkeit, ein Heimweh davontragen, das ihn zu allen Thaten bereitwillig machte, welche ihm, nach der Lehre des Alten vom Berge die Rückkehr und beständige, niemals wieder endende Einkehr in das Paradies zuwarben, dessen Freuden er so eben nur kosten durfte. Und demnach hatte in dieser erhabensten Schwärmerei, welche die Natur auf Erden sich erbaute, hier in dem von den Armen des Libanon umfaßten Thale der Thäler nicht die Sidonische Begeisterung, sondern lange vor ihr und bleibender, dies beweist die Heidnische Werke, die höhere, Pythische Lust und Stimme; ehe das Bewegen des Geistes der Völkergeschichte nach Westen, wie nach Süden und Norden ausgieng, da hat es hier im Thal von Baalbeck, dem erhabenen Mittpunkt der Erde, alle seine Kräfte zu einer geheimen Berathung versammlet. Und ein Werk der Begeisterung, welche bei diesem hohen Rathe den Vorsitz führte, war die erste Grundlage des nachmals sogenannten Sonnentempels von Baalbek.

Es war noch kaum neun Uhr als wir Baalbeck mit seinen erhebt liegenden Ruinen vor uns liegen sahen. Wir kamen auf dem Wege, den unsre Wagen uns so

führt hatten zuerſt zu den Ueberreſten eines rundlichen Gebäudes (Tempels), deſſen vormaliges Dach von acht ſchönen Sienitſäulen getragen wurde, welche bis auf eine mit ihren einfachen Architraven noch aufrecht ſtehen. Zwiſchen zweien von ihnen findet ſich eine Niſche, vielleicht vormals zur Aufnahme des Götzenbildes beſtimmt. Von dieſem Fremdling aus früherer Zeit, der uns zuerſt in der Umgegend von Baalbeck begrüßte, wendeten wir uns zu dem merkwürdigen Steinbruche der in geringer Entfernung von dem Orte liegt. Aus ſeiner Felſenmaſſe iſt der größere Theil der Bauſteine genommen, welche die Mauern und Grundlage der mächtigen Ruinenburg bilden. In ihm liegt noch, aus unbekannter Zeit ein ſchon ganz fertig gehauener Steinblock von rieſenhafter Größe. Dr. Erdl maß ihn und fand ſeine Länge 71 Bayriſche Fuß (20,7 franz. Meter) die Breite gegen achtzehn die Dicke gegen vierzehn Fuß. Welche Kräfte mußten das ſeyn welche ſich dem Geſchäft der Fortbewegung einer ſolchen Steinmaſſe gewachſen halten konnten. Und daß ſie dieß waren, daß ſie wirklich ſolche Gewichte zu bewegen vermochten, das zeigen die nicht viel kleineren Werkſtücke derſelben Steinart, die ſich, wie ich nachher erwähnen werde, in die ſüdweſtliche Mauer der Ruinenburg eingefügt finden. Die Gebirgsart, in welcher dieſer große Steinbruch, ſo wie ein andrer weiter nach Süden ſtehender angelegt ſind, iſt ein dichter Kalkſtein, deſſen Gefüge ſich an vielen Orten dem körnigen nähert. In den Felſenwänden bemerkt man öfters natürliche, ſo wie künſtlich erweiterte Grotten; vormalige Stätten der Beſtattung der Todten, ſo wie nach einer Volksſage der hier lebenden Einſiedler.

Wir kamen noch vor eilf Uhr in das armſelig neben

den Ruinen ſeiner vormaligen Herrlichkeit daſtehende jetzige Baalbeck. Herr Mühlenhof war vorausgeritten und hatte uns Wohnung beſtellt im Hauße des Biſchofes der hieſigen unirten Griechen. Dieſer Mann hat ſich, wie dieß Herr Mühlenhof auf einer ſeiner früheren Reiſen erfahren, in eine ganz beſondre kriegeriſche, feindſelige Stellung gegen Großbritannien geſetzt, und hier in ſeinem einſamen Bekaa, geſchirmt wie er meint von den Gebirgsmauern des Libanon und Antilibanon wagt er es, auf ſeine Weiſe, der Macht jenes geiſtig wie leiblich gewaltigen Reiches die Stirn zu bieten. Er nimmt nie einen Engländer unter ſein Dach auf; Herr Mühlenhof war einſt Zeuge eines Ausbruches ſeiner feindſeligen Erbitterung gegen einen wie es ſchien vornehmen Engländer; eines Ausbruches der ſich mit lautem Aufſchreien und allerhand Scheltworten Luft machte. Was der eigentliche Grund dieſer Verſtimmung ſey konnten wir nicht erfahren, denn daß er deßhalb jenem edlen Volke ſo gram ſey, weil einige engliſche Reiſende an den Ruinen des Sonnentempels kleine Verheerungen durch Hammer und Meiſel angerichtet hatten, das ward uns dadurch unwahrſcheinlich, daß der Mann ſo gar kein Intereſſe an jenen Alterthümern nahm. So feindſelig aber der Biſchof von Baalbeck gegen die Engländer iſt, ſo freundſchaftlich gewogen iſt er dagegen den Franzoſen, und Frankreich hat wenig ſo treue Alliirte als dieſen da, im nachtigen Thale des Libanon. Zum Glück iſt der Mann kein ſonderlicher Geograph; es ſcheint er erkennt in ganz Europa nur zwei Mächte an: eine ſchwarze, das iſt ihm England, und eine weiſe, das iſt ihm Frankreich. Als deßhalb Herr Mühlenhof ihm auf ſeine Fragen verſicherte daß wir keine Engländer ſondern Bayern ſeyen, wo

auch unser Arabischer Firman bestättigte; als er ihm ferner sagte daß selbst jener Firman, den ich aus meiner Heimath bei mir trage (mein Ministerialpaß), nicht in Englischer sondern in Französischer Sprache abgefaßt sey, ließ er uns ohne Weiteres als Weiße, d. h. als Franzosen gelten und sein geistlicher Gehülfe, da er am Nachmittag einige Zeit unsrem (deutschen) Gespräch zugehört hatte, äußerte gegen Herrn Mühlenhof daß ihm dieses Hören der Französischen Sprache, obgleich er sie nicht ganz verstehe, sehr angenehm sey.

Wie groß die Macht und das Vermögen des Bischofs von Baalbeck seyn möge, weiß ich nicht; sein Pallast ließ es, wenigstens in dem Zustand in welchem wir ihn sahen, auch nicht errathen. Die Treppe hinauf zu dem oberen Stockwerk des Hauses, wo das bischöfliche Zimmer war, konnte zwar noch mit Sicherheit bestiegen werden, eben aber mußte man mit einiger Vorsicht von einem Balken zum andern steigen, denn wie an einem noch im Bauen begriffenen Hause fehlte zwischen den Balken das Deckenwerk, welches die untere von der oberen Etage scheidet, so daß man durch einen unvorsichtigen Schritt gar leicht aus dieser in jene hätte versetzt werden können. Das Zimmer des Bischofs glich einer unsrer (geringeren) Bauernstuben, es hatte Glasfenster; er selber der Bischof empfieng uns mit gehaltner Gravität, doch freundlich, und würde ohnfehlbar noch freundlicher gewesen seyn, wenn wir ihm, nach der Sitte des Landes, so wie unsre Mucker es thaten, die Hand hätten küssen wollen. In einem Nebengebäude, das mit der oberen Etage des Hauses in Verbindung steht, wurden uns einige kleine, übrigens reinliche Zimmer angewiesen, welche gewöhnlich dem andren Geistlichen, welcher Gehülfe des Bischofs ist,

zur

zur Wohnung dienen. Die Haushalterin des Bischofs besorgte uns, gegen baare Vorausbezahlung ihrer Forderungen, Lebensmittel, und während unser Arabischer Knecht das Mittagessen unten im Hofe bereitete giengen wir aus um die ganz nahe an dem bischöflichen Hause gelegenen gewaltigen Ueberreste des alten Sonnentempels zu besehen. Ich nannte diese vorhin eine Ruinenburg; denn außerdem daß jene colossalen Trummer der alten Pracht und Herrlichkeit in spaterer Zeit öfters die Stelle einer Festung vertreten mußten um deren Besitz die Belagerer wie die Belagerten mit heftigster Anstrengung und zerstörender Wuth sich stritten, glich auch ursprünglich die Anlage der alten Bauwerke auf einem großentheils aus ungeheurem Mauerwerk gebildeten oder von diesem umgranzten Hügel, der Anlage einer Burg, in welcher nicht nur ein einzelnes, sondern ein ganzes Chor von Tempelgebäuden, ein ganzes Heer von Saulengängen, Hallen und Bollwerken versammelt war. Wir brachten den ganzen übrigen Tag, mit Ausnahme der wenigen Minuten, welche das Mittagessen uns hinwegnahm unter den Tempelruinen, mit ihrer genauen Betrachtung und einige der Gefährten mit ihrer Zeichnung zu, besuchten sie dann von neuem am andern Tage, deshalb verspare ich die Beschreibung des Eindruckes den Baalbecks Sonnentempel auf die Seele macht, auf die Geschichte des Nachmittages dieses Himmelfahrtabends, und verweile mich zuerst bei einem kurzen Abriß der Gestalt des Fußgestelles, d. h. der Umgegend des großen Ehrendenkmales das hier die Baukunst nicht nur der alten (römischen) sondern der alteren (Syrischen), ja der alteren der Volker sich gesetzt hat. Dieses Fußgestelle der nachsten Umgegend, namentlich des jetzigen Baalbeck gleicht freilich, neben den noch

immer fest auf ihren Füßen stehenden Tempelsäulen, einem hölzernen Gestelle, welches, so oft es auch erneut und gewechselt wurde, von Würmern zerfressen, vom Moder aufgelöst ist.

Baalbeck, das alte Baalgad und Baalhamon *) der heiligen Schrift, dessen noch jetzt bestehender, die Stadt des Baal oder Sonnengottes bedeutender Name, nur auf kurze Zeit von dem griechischen, dasselbe bedeutenden Namen Heliopolis verdrängt werden konnte, liegt an jenem Giebelpunkt des mächtigen Libanonthales, welcher die Wetter- und Wasserscheide zwischen dem nördlichen und südlichen Verlaufe von diesem bildet. Einige Stunden im Norden von Baalbeck entspringt der Orontes, der seinen Lauf nordwärts nimmt; wenige Stunden südwärts von hier quillt der Leontes, der nach Süden läuft; der Bach aber der durch Baalbeck fließt nimmt zwar auch seinen Lauf nach Süden, kann aber auf der Ebene nicht den nöthigen Abfall zur regelmäßigen Fortsetzung seines Laufes finden und versiegt deshalb in geringer Entfernung von hier, an dem grünenden Boden. Die Höhe von Baalbeck über dem Meere ergab sich nach unsern barometrischen Messungen zu 3572 Par. Fuß, wir waren deshalb von der Thalgegend bei Zarain, bis zu der vollkommneren Ebene bei Baalbeck aufwärts gestiegen. Die Breite der eigentlichen Thalsohle zwischen dem Libanon und Antilibanon misset, hier in der Gegend von Baalbeck nicht viel über eine deutsche Meile; die Gebirgswände zu beiden Seiten steigen, gegen und mehr denn 8000 Fuß über dem

*) Jos. 11, V. 17; Hohel. 8, V. 11. Es hies auch Beth-Semes, d. h. Haus der Sonne nach Richt. 1, V. 33 und Baalath nach 1 Kön. 9, V. 18.

Meere, gegen 3000 Fuß über der Fläche des Bekaa empor; hier in der Breite von Baalbek iſt allem Anſcheine nach der Libanon, weiter nach Süden, bei dem Dſchebel Scheich der Antilibanon höher als ſein Nachbar. Der ſteilere Abfall iſt an beiden Gebirgszügen nach Weſten, der allmäliger anſteigende gegen Oſten gekehrt, ſo daß vom Thale aus der Antilibanon nackter und wilder erſcheint als der nach unten mit Feldern und auch weiter hinan mit Wald und Gebüſch, an ſeinem Gipfel mit Schnee bedeckte Libanon. Das Thal der Thäler, dieſes alte Coleſyrien iſt an ſeinem Saume wie an den Abhängen der beiden Seiten, ſeltner an jenen tiefen Stellen an welchen ſich, während der Zeit des Regens und des thauenden Schnees die Gewäſſer verſammlen mit vielen Ortſchaften angebaut. Die Bewohner von dieſen benutzen theils mit den hindurchziehenden Nomadenſchaaren der Turkomanen und Beduinen das reiche Weideland des Thales zur Viehzucht; theils nährt ſie der Ertrag der Aecker an Baumwolle und Getraide, ſo wie der Bau der Maulbeerbäume (zur Seidenzucht) und des Weines. Unter den Heerden ſieht man am häufigſten die langhaarige Ziege mit langem Haar von mittlerer Feinheit; das Schaaf mit der mehr oder minder entwickelten Anlage zum Fettſchwanz; eine ſehr bedeutende Menge von Kühen, Eſel und Maulthiere von beſondrer Schönheit, Pferde in verhältnißmäßig geringer Anzahl. Von den Bewohnern von Baalbek bilden ein reichliches Viertheil die Chriſten, deren Zahl ſich auf drei bis vierhundert belaufen mag; die übrigen, etwa ſieben bis achthundert Einwohner ſind Mohamedaner, von dem fruchtbaren, wegen ſeines feindſeligen Benehmens gegen die Fremden ſehr verrufenen Stamme

der Metawelis *). Wir hatten nichts von ihnen zu leiden, auch kein Emir, wenn anders einer im Orte war, gab ſich die Mühe uns (wie manche frühere Reiſende) zu beunruhigen oder ſich um uns zu bekümmern. Das Alterthum rühmte die große Schönheit der Bewohnerinnen von Baalbeck; die Männer haben etwas von dem Fleiße ihrer Nachbarn, der Damascener an ſich genommen, ſie beſchäftigen ſich zum Theil mit dem Weben der Baumwolle und der Seide.

Das ganze jetzige Baalbeck gleichet einem mächtig großen, verödeten Pallaſt, in deſſen von ſeinen alten Beſitzern verlaſſenen Hallen ein armes Geſindel einſiweilen zur Miethe wohnt, bis die rechten Eigenthümer ſie von neuem beziehen. Abgeſehen von dem was dieſes Baal-Bad oder Baal-Hamon in den Zeiten des Iſraëlitiſchen Reiches geweſen, ſo fragt der Reiſende, der ſeine verwüſtete Stätte betritt: wo iſt die mächtige Stadt Baalbeck hingeſchwunden, welche gegen Omar den Khalifen ſo tapfer ſich vertheidigte; welche in den Zeiten der Kreuzzüge, ja ſelbſt noch in jenen der Türkiſchen Oberherrſchaft ſo oft Gegenſtand der Kämpfe, ſo oft belagert und gewonnen, dann wieder verloren ward? Bis zur ſiebenten Woche hatten ihre feſten Mauern und ihre Vertheidiger den furchtbaren Anſtürmen des Zenki (im Jahr 1139) widerſtanden und da die Stadt endlich erobert war, dauerte es noch andre 11 Tage bis ſich die feſte Burg dem Tyrannen durch einen Vertrag übergab, den dieſer grauſam brach, indem er die tapfren Vertheidiger an Kreuze ſchlagen ließ. Wo iſt das mächtige auch durch

*) Sie gehören, wie die Perſer, zur Secte der Verehrer des Ali.

seine Schulen der Morgenländischen Weisheit berühmte Baalbeck, in welchem der große Saladin, dessen Vater Ejub hier Statthalter war, einige Jahre seiner frühesten Jugend in stiller Betrachtung der Geschichten des Vergangenen zubrachte? [1] Oder wenigstens die bürgerlich reiche Stadt, welche Timurs Heeren im Jahr 1401 auf lange Zeit Proviant gewährte. Von welchem bedeutenden Umfang noch damals die Stadt gewesen sey, das bezeugen die Grundlagen der Mauern und der fast ganz verschütteten Wälle und Graben. Zwischen den armseligen Hütten so wie neben den etwas größeren, aber auch nicht viel schöneren Gebäuden, die sich namentlich an der südlicheren Seite des Orts finden, zeigen sich noch an vielen Stellen die Trümmer der vormals mächtigen, prachtvollen Fürstenstadt. Aus einer noch älteren Zeit als die blühendste des Sarazenenreiches hat sich ein schöner runder Tempel mit Korinthischen Säulen erhalten, und der späteren ein schönes Bad, die beiden Moscheen haben durch das kein Erbarmen übte gelitten.

Wir verlassen schon die ganz verödete Stätte der alten Herrlichkeit und Pracht von Heliopolis und steigen über den mit Gras bewachsenen Hügel des Schutts hinan zu der Tempelburg, deren zerrissenes Gemäuer uns da den Zutritt zum Innern gestattet. Hier ist es still und einsam; kein Hirt des Gefildes und kein wandernder Beduine hat es gewagt unter diesen Trümmern seine Hütte

[1] Saladin war im Jahr 1137 zu Tekrit am Tigris geboren. Einige Jahre nachher zieht sein Vater Ejub in Statthalterswürde von Baalbeck in seine Vaterstadt zurück, als Zenki im Jahr 1139 nach Emesa und den Fluren von Damaskus vordrang.

oder sein Zelt aufzuschlagen; wir sahen, so lange wir dort verweilten niemals einen Menschen sich nahen, wir waren ganz allein gelassen mit den Werken eines Geistes, der einst als unumschränkter Herrscher dort gewaltet, wo seine Stätte nun nirgends mehr gefunden wird. Es ist dieser hehre Geist der das jetzt lebende Volk des Thales mit einem Gefühl der Furcht erfüllt, wenn es das vermeintliche Werk der Gemen (Dschennin) oder der unheildrohenden Geister betrachtet, welche Salomo, der Herrscher über die Geisterwelt, hier zu seinem Dienst und zur Erbauung seines Baal Hamon zusammenrief. In der That jener Gedanke, der die Tempelburg von Baalbeck begründete übt noch jetzt eine übermächtige Gewalt über die Geister, er zwingt und bindet diese, daß sie Theil nehmen müssen an seinem Emporflug zur inneren lebendigen Anschauung jenes Schönen, mit welchem die bedeutende Weisheit überall sich bekleidet, wo sie dem sichtbaren Wesen sich nahet.

Ich kann mich nicht überzeugen, daß die Tempelruinen von Baalbeck ganz und gar zu einem Werk der Römischen Baukunst aus den Zeiten Antonins des Frommen gehört haben sollten, sondern bin hierin der Meinung eines vaterländischen Forschers und Schriftstellers über diesen Gegenstand, daß, eben so wie die Korinthische Säulenordnung keine Erfindung erst der Griechen, sondern eine ungleich ältere der Völker von Syrien war, auch der Tempel von Baalbeck schon zum Theil, und vielleicht seinen Umrissen nach als ein Werk dieser älteren, einheimischen Baukunst bestanden hatte, ehe die Römer aus dem Zustand seiner Verheerung ihn von neuem aufrichteten, und ihm das Gepräge ihrer eignen Kunst aufdrückten, die eine Schülerin vieler Zeiten und Völker war

Der Tempel dieſes Heliopolis iſt ein Syriſcher Herrſcher, welchen, da er in Armuth verſunken war, die Herrſcherin Roma mit ihrer Gunſt beehrte und ihn mit dem prachtigſten Gewand ihres Burgerrechtes bekleidete. Sollte Rom in dieſer abgelegnen Ferne eines fremden Welttheiles ein Werk begrundet und ausgefuhrt haben, dem, in gewiſſer Hinſicht, keines in ſeinem eignen, vaterlandiſchen Gebiet zu vergleichen iſt?

Die Ruinen von Baalbek ſind ſo oft und trefflich beſchrieben, dazu auch abgebildet worden, daß ich mich bei ihrer Beſchreibung kurz faſſen darf. Die hohe Plattform oder der kunſtliche, aus rieſenhaften Werkſtucken begrundete und zuſammengefugte Hugel, worauf die Reihe der Tempel ſtehen, hat durch ſeine ſpatere Umgeſtaltung zur Akropolis, die Form eines ungleichſeitigen Vierekes bekommen, deſſen langſter Durchmeſſer uber 1200 Par. Fuß betragt. Zunachſt waren es zwei Tempel welche die Romiſche Baukunſt hier aus altem und neuen Material dargeſtellt hatte oder darſtellen wollte: der eine von ihr wirklich vollendete war ein Tempel der Sonne oder des Baal, der andre, ungleich großere ſollte ein Pantheon, allen Gottheiten von Heliopolis gewidmet ſeyn. Jene ſechs majeſtatiſchen Saulen, welche dem Auge ſchon bei dem erſten Anblick der Tempelburg aus der Ferne auffallen, und bei denen es auch in der Nahe am lichſten verweilt, waren Theile vom Periſtyl des großeren Tempels, deſſen ſudliche Seite ſie, in Geſellſchaft mit vier andren ihrer langſt gefallenen Gefahrten zierten. Nach ihnen hin hatten wir zuerſt unſre Richtung genommen und zwiſchen ihnen daſtehend hat man auch die beſte Anſicht von der nordlichen und weſtlichen Langenſeite des kleineren, vollendeten Tempels, der gerade im Suden des

grösseren sind. Doch wie sehr muß man sich hüten das Wort kleiner nicht mißzudeuten. Dieses Wort kleiner das nur der Vergleich mit dem andern, über 1000 Fuß langen Allgöttertempel an die Hand gab, wird hier von einem Bauwerke gebraucht das zu den großesten seiner Art gehört. Freilich stehen von jenen vierzehn Saulen welche die nördliche Außenseite dieses Sonnentempels zierten nur noch neun, von den vierzehn der südlichen Seite vier, von den achten der Westseite nur noch drei, dennoch gewähren diese einen ziemlich deutlichen Begriff von der ursprunglichen Schönheit des Peristyls. Namentlich erkennt man noch an der gegen feindliches Anstürmen geschützter gewesenen nordlichen Seite die ganze sorgfaltige Ausführung des Fries und Garnies; die Kachmari mit ihren netzförmig sich verwebenden Bildwerken sind hier zum Theil noch so frisch wie sie aus der Hand des Meisters hervorgiengen.

Die Wände des Tempels innerhalb des Peristyls stehen in kunstloser Einfachheit da, nur an den vier Ecken treten die prachtvollen Pilaster hervor und wie schön das Garnies gewesen, das erkennt man am besten, wenn man unterhalb des Burghügels stehend, die Südseite des Tempels betrachtet. Vom Portikus, im Süden des Gebäudes haben sich nur vier Saulen erhalten. Ursprünglich bestund derselbe aus zwei Reihen derselben, welche gerundet waren, mit Ausnahme der beiden äußersten an jeder Seite, deren Südseite gleich jenen der Saulen des Peristyls glatt sind. Ueber die eben erwähnten, noch stehenden Saulen des Portikus haben die Sarazenen einen Gradellenthurm errichtet und zugleich das Tempelthor durch eine plumpe Mauer verbaut; ein niedrer Eingang, der eher einem Loche gleicht, führt durch diese hinein in

das Portal, an welchem der korinthische Baustyl Alles, was ihm an Verzierungen zu Gebote stund, fast überreich und dennoch in wunderlich-schönem Einklange angebracht hat. Der Schlußstein des Portals ist durch die Kraft des Erdbebens aus seiner Anfangung losgerissen worden; er hängt, nur mit seiner oberen Hälfte noch zwischen den Nachbarsteinen festgehalten, drohend über das Haupt des Eintretenden herunter; ihn zierte das halberhabene Bild eines Adlers und zu dessen rechter und linker Seite ein geflügelter Genius. Ranken des Weines, unter dessen Blättern kleine Liebesgötter lauschen, unermüdet mit Kornähren, scheinen, als Verzierung dieses Einganges die Kraft der belebenden Sonne andeuten zu sollen. Wenn auch diesem scheuen Eingang entsprechend das Innere des Tempels mit seinen sechs gerundeten, mit der Wand verbundnen Säulen an jeder Seite, und seinen prachtvollen Bogen noch jetzt als sehr bedeutungsvoll ins Auge fällt, so geht doch diesem Innern jede Spur seiner vormaligen Bauverzierde ab; Baal ist gefallen; sein Altar zwischen den beiden prachtvollen Bogen an der dem Eingang entgegengesetzten Seite ist verschwunden. Doch haftet sich auch von den beiden Reihen der Säulen, welche Theodosius seven ließ, als er den Baalstempel in eine Christenkirche umwandelte, seit länger als einem Jahrhundert keine deutliche Spur mehr, während der wunderliche, sarazenische Anbau, zu dessen oberm Raum eine Treppe hinaufführt, mit seinen groß gegen die korinthische Bauart abstechenden Spitzbogen, dieser dahingerauschten Herrlichkeiten zu spotten scheint.

Der größere, der schon erwähnte Allgötterstempel von Baalbek steht höher als der des Baal, auf einer gewölbten Grundlage. In seinem Vorgemach bei zu

Osten war, giengen Stufen hinan, zur Rechten wie zur Linken des äußeren Portikus prachtvolle Pavillons; darauf ein achteckiger, jenseit desselben ein viereckter Hof (über 300 Fuß lang wie breit) dann abermals Stufen, die, unter dem doppelten Säulengang zum eigentlichen innren Portikus des Tempels führten, welchen mehrere Reihen von Säulen, deren Höhe zwischen 30 bis 60 Fuß maß, trugen, während ein Peristyl seine Außenseite verherrlichte, an dessen Nord- wie an der Südseite sechszehn, an der Westseite acht Säulen von derselben Höhe ihre Stellung angewiesen war. Die Länge des ganzen Tempels von Ost gegen West misst gegen 1000 Fuß.

Aber dieses Werk von so großartigem Umriß und Bauplan scheint zu seiner Zeit ein ähnliches Schicksal gehabt zu haben als der Dom zu Köln und manches andre Meisterstück der Gothischen Baukunst; es ist angefangen und nicht vollendet worden. Um zuerst das zu erwähnen was der Verlauf der Zeit und was Barbarenhände an ihm zerstört und verändert haben, so ist die große Treppe die zum Eingang führte zerstört, vor diesem selber aber eine sehr contrastirende, moderne Mauer gezogen worden. Von den Pavillons, an den Seiten des Portikus sind die der rechten Seite noch in ziemlich gutem Stande und hier fallen dem Auge namentlich die vierseitigen Korinthischen nach oben sich verdünnenden Säulen auf, welche an die Aegyptische Bauart erinnern. Das Bildhauerwerk am großen Portal, das an jeder Seite einen kleinen Eingang hatte; das an der Verbindungsmauer zwischen beiden Pavillons, eben so wie der achtseitige Vorhof scheinen unvollendet geblieben zu seyn; desto prachtvoller ausgeführt sind dagegen die Zellen und Exedren an den Seiten des großen Vorhofes (für die Priester und Magier) so

wie die zur Aufstellung von Götterstatuen bestimmten Nischen, die sich zwischen den Zellen und Exedren finden. An einem der unvergleichlich schönen Friese zeigt sich das bekannte Bildwerk so vieler ägyptischer Tempel: die Weltkugel mit Schwingen zwischen Schlangen und nahe bei dieser Stelle zeigen sich Trümmer von Säulen aus schönem ägyptischen Granit. Die Central-Colonnade, welche die Reisenden in den letzten Jahrzehenden des 17ten Jahrhunderts noch sahen ist verschwunden, nur ihre Plattform ist noch vorhanden; ein weitläufiges, halbrundes Bauwerk der Mohamedanischen Herrscher des Landes hat die Basen von 8 Säulen, welche die erste Reihe der Colonnade bildeten, in sich aufgenommen. Zu den Säulen an der Südseite des Peristyls des Tempels gehörten dann eben jene sechs noch stehenden, welche, wie schon erwähnt das Imposanteste und Herrlichste sind, was von dem alten Baalbek noch übrig blieb, denn, um mit Lord Lindsays Worten [1] zu reden, man mag diese Säulen aus der Nähe oder aus der Ferne betrachten, immer erregen sie durch ihre Anmuth und Vollendung, an welcher auch der geübteste Kunstsinn nichts vermisst noch auszusetzen findet, ein gleiches Gefühl der liebenden Bewunderung. Noch zu Pocockes Zeiten standen, statt der jetzigen sechs, neun solcher Säulen des Peristyls, seitdem ist selbst ein Theil der Plattform barbarisch hinweg-

[1] Letters on Egypt, Edom and the holy Land, by Lord Lindsay. Vol II p 188 u. f.

gebrochen worden, doch lassen sich in allem noch von sie-benzehn Säulen des ganzen Periböls die Spuren erken-nen. Vielleicht daß niemals die ganze Zahl derselben, welche die Symmetrie des Gebäudes erfordert hatte, voll-endet war, und daß, wie dieß Lord Lindsay vermuthet, jene riesenhaften, mehr denn 60 Fuß langen Steinblöcke, von denen wir schon oben sprachen, die eigentliche Be-stimmung hatten zu den etwa noch fehlenden Säulen ver-arbeitet zu werden.

Wie schon das Meerbaum die beiden Werke des Ho-mer, die Ilias und die Odyssee, jene mit der aufgehenden, diese mit der niedergehenden Sonne vergleichen, so ver-gleicht der treffliche Lindsay Palmyra mit dem Aufgang, Baalbek mit dem Untergange des herrlichen Gestirnes des Tages. Und in der That, in vielfacher Hinsicht er-innert dieses Heliosreich auch so wie es in seinem präch-tigen, Römischen Gewand uns vor Augen steht an eine Stunde des Dahinscheidens bei deren Betrachtung der Geist des Pilgrims lieber noch oder mit reicherem Ge-nusse verweilt als bei dem Anblick des jugendlich aufblü-henden Lebens. Ist nicht jene Kraft der Menschenseele, welche hier in den Tagen ihrer noch minder schuldbefleck-ten Jugend „dem unbekannten Gotte" Tempel erbaute gerne wie ein verirrtes Kind in dem Hause des gütigen Pflegers, so unter der näheren Leitung Dessen gewesen, dem sie unwissend Dienst erzeigte, und zeigt sich nicht selbst noch in dem ehrfurchtsvollen Wanken eines unver-änderlich feststehenden Gesetzes, in der Bewegung der Ge-stirne ein Anerkennen Dessen, der allein ewig derselbe ist? Aber das verirrte Kind, da es nun mündig geworden, sieht an den Weg der Rettung, der vor ihm lauret, für ein Irrsal; sein Verlangen aber aus dem Vaterhause

für den Nachweg zu keinem Glück zu halten. Da verkehrte sich das kindlich traulich Lehnen nach jenem nicht Erscheinenden (Unsichtbaren) das der Sonne ihren Glanz und ihre lebenfördernde Kraft gibt in eine dämonische Neugier, zu Jenem, welches des Irrweges Neigung und Führer war. Siehe, auch hier in Baalbek war ein wilder Dienst der Astarte; auch hier hat jener Baal-Moloch gewaltet, dem die Wollust denn wer ist grausamer denn wer die eigenen Kinder gemordet. Zuletzt, in der Nähe des Todes, pflegt der Mahnsinn zu enden; die Erfahrung der Aerzte und Forscher der Seelenkunde bezeugt es, daß Wahnsinnige, wenn sie vielle Jahre lang in den krankhaften Träumen eines Irrwahns gelebten, einige Wochen oder Monate vor ihrem Sterben wieder zum vernünftigen Denken gelangten was sie wirklich waren und sind. Auch hier in Baalbek gelangte zuletzt die alte Macht des Heidenthums wieder zur Erinnerung an Das, was einst das Leben und der Frieden ihrer Jugend gewesen; es sagte sich die Worte vieler Tempel zu Dem, nach welchem einst, in der glückseligen Zeit seiner Jugend das Leben gegangen: „Ich, Du bist über."

Ich will meine eigne, kindliche Ahnung der Bauwerke von Baalbek, als der letzten Thaten oder Werke eines Sterbenden nicht hingeben; ich hätte es nicht über mich vermögen können mit Hammer oder Meisel ein Stück von des noch Vorhandenen abzuhauen. Von der am Boden liegenden der Pracht des Sonnentempels und der Citadellenmauer hingerissen betrachtete ich staunend die trümmerten Trümmern der Zeiten nahm ich einzeln und gegliederte es dem Auge, ich ist wie das ganze Bauwerk der Tempel zu Baalbek unter dem kurzen Kalk

stein (weißen Marmor) sehr ähnlich sehende, an manchen Orten an Versteinerungen sehr reiche (Jura?) Kalkstein, aus welchem der größte Theil des Antilibanon wie des Libanon besteht. Die Baumeister der Tempel entnahmen die meisten ihrer Materialien aus den nachbarlichen Steinbrüchen, von denen wir schon vorhin sprachen.

Noch ein Aufblick zu den schneebedeckten Gipfeln des Libanon und seines gegenüberstehenden Nachbars, welche wie die beiden Genien, die zur Rechten und Linken neben dem Adler am halbgestürzten Portalstein des Sonnentempels schweben, von unvergänglicherem Weben sind denn diese Herrlichkeiten der Menschenhand, die das große Thal zieren; dann verließen wir für heute die Burg der Tempel. Ein Loblied Dessen schwebte, bei dem Betrachten dieser wunderbaren Gebirgshalle der Erde auf unsern Lippen, Dessen Güte, auch wenn die Berge weichen, und die Hügel hinfallen, ewig und unverändert Dieselbe bleibt. Die Lerchen sangen mit uns, aufsteigend über die Getraidefelder, das Abendlied, da wir jetzt, nachdem wir noch von allen Seiten den künstlichen Hügel der Ruinen umgangen und seine drei riesenhaften (60füßigen) Werkstücke an der Südwestseite gemessen hatten, nach Hause giengen zu unserm reinlichen und bequemen Nachtlager, das uns heute durch die wahrhaft erquickliche Ruhe die es gewährte für die Entbehrungen zweier vergehenden Nächte, und etliche meiner Reisegefährten auch für die der nachkünftigen Nacht entschädigen mußte.

Donnerstags am 4ten Mai, am lieblichen Fest der Himmelfahrt, wurde unsrer kleinen Reisegesellschaft eine Zertheilung für etliche Tage bevor. Die Gegend der Cedern des Libanon sollte gesehen, zugleich auch der südliche Verlauf des großen Thales, wenigstens bis zu der

altberühmten Stätte von Neabé Grabe und zu dem herrlich gelegnen Sabule besucht werden. In den Beschwerden des ersteren Weges in der jetzigen Jahreszeit, wo noch der Schnee die Höhen und Schluchten des Gebirges bedeckte, waren nicht Alle von uns geschickt und bereitwillig. Die Freunden Elisabeth litt schon seit etlichen Tagen an einem ueberhaften Uebelbefinden, Herr Franz hatte sich von den Folgen seines Sturzes vom Maulthiere noch nicht ganz erholt, mich bewegte das Verlangen so bald als möglich eine Schiffsgelegenheit zu finden, die uns von Beirut nach Athen führen konnte. Während der angeblich langen Dauer einer Reise nach den Cedern, wenn unsre Kräfte uns erschreckt hätten, mochte in Beirut manches bequeme Fahrzeug ankommen und wieder abgehen, welches, wenn man zur rechten Zeit die Gelegenheit ergriffe, uns zur baldigen Heimkehr — denn nach dieser schnte ich mich nun herzlich — behülflich sein konnte. Es wurde deshalb beschlossen daß die beiden mannen, auf dieser ganzen Reise so behülflich gewesenen Freunde: Dr. Reih und Dr. Ehrl, in Begleitung des Dragomans Herrn Muhlenhof, und des einen, landeskundigen Knechtes die Reise nach den Cedern machen, wir Andern aber den nahesten, und freilich für diesmal bequemeren Weg über Sabule nach Beirut einschlagen sollten. Die Reise nach den Cedern, welche die etwas Abenteuer unsrer Gesellschaft machte, lasse ich hernach den Dr. Johannes Reih aus eigner Erzählung und darum mit eignen Worten erzählen; ich beschreibe indeß hier den alltäglicheren Verlauf des Weges den ich in Begleitung der beiden Mitreisegenossen so wie des Herrn Franz mit Herrn Perron von Paalbek nach Beirut machte.

Unsre Karawane hatten schon Jaffa mit der Absicht

zugleich angetreten, wir Andren verweilten etliche Stunden länger, um noch einmal die Ruinen und einige andre Gegenstände der nächsten Umgebung zu sehen. Während Bernay bei der Tempelburg mit Zeichnen beschäftigt war stieg ich in südöstlicher Richtung am Abhange des Gebirges hinan, indem ich anfangs dem Laufe eines Bächleins (Dschusch) folgte. Es zeigten sich hier neben den seltneren, manche Gewächse welche mit vaterländischen Arten ganz nahe verwandt oder dieselben waren *). Auf einer Anhöhe, ganz nahe über der Stadt betrachtete ich die Ruinen einer Moschee und die neben ihr gelegnen Felsengraben, in denen so manches Geschlecht der Menschen seine Todten mag begraben haben. Zuerst vom Abhange des Berges, dann unten, vom Saume des Hügels auf dem die Tempelburg stehet, zuletzt oben auf dieser selber, unter den majestätisch schönen sechs Säulen stehend, fasste ich noch einmal das grossartige Bild eines in Trümmern liegenden künstlichen Paradieses ins Auge. Ja, auch hier, bei der letzten, herrlichen Palingenesie des alten, Syrischen Sonnentempels durch die Hand der Römer regte sich zuletzt noch, in riesiger Kraft das Bestreben des Heidenthumes das verlorene Paradies, dessen Herrlichkeit doch zunächst eine geistige war und auch nur im Geiste wieder errungen werden kann, durch ein Geschaft der leiblichen Hand zurückzurufen. Mitten in ein hehres Eden, das hier die Natur im Thale des Libanon begründet, legte der Mensch die Grundsteine zu einem Eden seiner Kunst. Doch vergeblich. Wenn sich auch an

dieſe

*) Namentlich Medicago radiata u. s. neben dem Centranthus elongatus und der Veronica macrostachya. Auch jenes Glaucium das wir schon bei Beit Mery sahen.

diese dachlos nach dem blauen Himmel emporstarrenden Säulen Gedanken der Menschenhoffnungen und Menschenpläne, wie Fäden des Herbstgespinstes an die dürren Zweige eines Baumes anknüpften, und noch jetzt das Wohlgefallen an dem menschlich Schönen sie daran anspinnt, der Sturmwind des nächsten Tages zerreißt sie dennoch und zerreißt sie noch immer. So tief auch das Heidenthum, als es jetzt den Gipfel seiner Macht erstiegen den Grund grub und so stark die Unterlage gestalteten auf die es das Werk seiner Herrlichkeit stellte, das Erdbeben eines Gerichtes, welches über die Völker kam grub noch tiefer und war stärker als die Grundlage der Götzentempel und Herrscherpaläste. Noch tiefer aber und mächtiger als das Erdbeben eines göttlichen Zorngerichtes senkte sich ein Keim der Liebe und des Hoffens, der von oben kam, in den armen verödeten Boden der Völkergeschichte; neben all diesen, gar bald wieder in Trümmer gesunkenen Paradiesen der künstlichen Hand, legte der Geist des Menschen im Verborgenen den Grund zu einem Eden, dessen Blüthen niemals welken, dessen Tempel kein Erdbeben zerreißt; das Verlorene ward wieder gebracht, das Hoffen und Sehnen aller Zeiten und Völker ward erfüllt, denn der Christenglaube war von neuem eine Hütte Gottes bei den Menschen geworden.

Es war gegen acht Uhr als wir uns in Frieden von unsrem Wirthe, dem Griechischen Bischof verabschiedeten und in dem weiten, herrlichen Thale hinabzogen. Wir hatten uns mehr gegen die Westseite desselben gewendet, und fanden da bald einen ebenen, im grünenden Grunde hinlaufenden Weg. Der Himmel war von besondrer Klarheit; zu unsrer Rechten glänzten die Schneemassen des Libanon, zur Linken zeigten sich an den Abhängen

und in den Schluchten des Antilibanon, von dichtbelaubten Bäumen umgeben, die Dörfer und Ortschaften. Noch vor Mittag begegneten wir einem kleinen Heerlager der wandernden Beduinen, welche mit ihren zahlreichen Ziegen- und Schaafheerden so wie mit den Schaaren ihrer schönen, starken Kamele aus den Niederungen, wo sie den Winter zugebracht hatten, wieder hinaufzogen nach den Alpenwiesen des Gebirges. Die eine Horde dieser Nomaden war so eben im Begriff mitten in dem grasreichen Thale ihre Zelte aufzuschlagen; ihre Heerden hatten schon von dem reichen Weideplatz Besitz genommen, andre Schaaren waren noch in Bewegung. Es gab uns dieser Anblick zu jenem Bild der Erinnerung das uns der 29ste October des verflossenen Jahres in die Seele getragen hatte ein unterhaltendes Gegenstück; damals kamen die Züge der Hirtenstämme vom Gebirge zurück nach der Meeresküste, jetzt hatten sie umgekehrt ihre Richtung nach den Höhen genommen. Wenn ich hierbei an die muntre Fröhlichkeit unsrer vaterländischen Alpenhirten und Sennerinnen dachte, die beim Auszug auf die Alpen zu mannichfachen Liedern laut wird, und den stummen, schweigenden Ernst dieser Asiatischen Hirten damit verglich, pries ich mich glücklich einem Lande anzugehören welches in allen Dingen viel mehr und grössere Ursache hat sich zu freuen als zu trauern. Denn Jene dort wohnen in Frieden und in der Fülle Dessen das Leib und Seele glücklich machet, über diesen hier schwebt ohne Aufhören wie ein drohendes Gewölk die Furcht. Denn wenn die Ermüdung vom Tagwerk voll Sehnen das Obdach des Zeltes oder der Hütte suchte und das Auge des Bewohners dieser schönen Einöden sich schloß, da erhebt, mitten in der Stille der Nacht ein Geschrei der Todesschrecken

seine Stimme. Oder wenn der Hunger seine Hand ausstrecken will, nach dem im Schweiß des Angesichtes erarbeiteten Brode, da hat dieß ein Andrer schon hinweggenommen, welcher schneidet das er nicht gesäet, erntet das er nicht gedünget hat; ihre Jünglinge reißet das Schwert im fremden Lande; jene welche daheim blieben raffet die Pest dahin; Unfrieden verfolgt sie im Thale und ereilt sie im Gebirge. Darum sey mir gegrüßet du theures, friedliches Vaterland.

Nahe zur Rechten unsers Weges sahen wir die mit Wasser gefüllte Zisterne, aus welcher der Leontes seinen Ursprung nimmt; die Gewässer des thauenden Schnees ergossen sich jetzt reichlicher denn in der Zeit des Sommers vom Libanon herunter in das Thal; die Bachbetten die sich da verengen waren gefüllt, tiefer liegende Stellen des Wiesengrundes überschwemmt. Wie hehr ward jetzt, besonders nach Mittag, die Aussicht gegen Süden in das prachtvolle Thal und auf die Schneemassen des Dschebel Scheikh der sich uns hier von seiner andren, westlichen Seite zeigte, welche steiler und unwirthbarer aus der Ebene emporsteigt als die östliche, an der wir auf dem Weg nach Damaskus vorüberkamen. Auch der Dschebel Sannin, einer der höchsten Gipfel des Libanon trat uns jetzt so nahe zur Seite, daß seine mächtigen Schneemassen Gedanken und Bilder des Winters erweckten; während unten im Thale der junge Frühling seinen Blumenteppich zu unsern Füßen ausbreitete.

Ein Mann in vornehmer Türkischer Kleidung, es war ein Pascha, ritt kurz vor Merak mit seinem ansehnlichen Gefolge an uns vorüber. Unser Auge ergötzte sich an dem Anblick seiner schönen Rosse, aber dieses Ergötzen war von kurzer Dauer; denn diese glänzende, bunte

Schaar der Reiter flog wie vom Winde bewegt an uns vorüber; jene waren ſchon in das Städtlein hinein, da es uns ſchien als ſtunden wir mit unſern Maulthieren noch an demſelben Flecke des Feldes. Auch wir kamen indeß, freilich faſt eine halbe Stunde ſpäter nach und genoſſen wenigſtens mit den Augen das Feſt, das für dieſen vornehmen Gaſt bereitet war. Denn auſſen vor der Stadt, auf einem grünenden Raſenplatze waren Teppiche gedeckt; ganze Haufen der friſchen Arabiſchen Kuchenbrode waren an den Plätzen wo die Gäſte ſich niederlaſſen ſollten hingelegt und nach der Zahl dieſer kleinen Kuchenthürme mußte eine ſehr große Menge von Tiſchgenoſſen hier erwartet werden; es ſchien ein Feſt, an welchem ein großer Theil der Bewohner von Kerak Theil haben ſollte. Auch in den Gaſſen und Bazars der kleinen Stadt war Alles in lebhafter Bewegung; eine Mannichfaltigkeit der verkäuflichen Dinge (beſonders viel buntes, irdenes Geſchirr) war da zu ſehen und zu haben; das Volk feſtlich geputzt.

An Kerak knüpft die ſagenreiche Geſchichte dieſes Landes einen jener goldnen Fäden, von deren Gewebe die ganze Umgegend des Libanon bis gen Damaskus umſponnen iſt. Hier bei Kerak ſoll Noahs, des Urvaters Grab ſeyn. Das Gebäude, welches das angebliche, mehr denn zehn Fuß lange und etwa drei Fuß breite Grabmahl umfaſſet, liegt an der Südſeite der Stadt, nahe bei einer Moſchee und bei den Trümmern einer, ihrer Inſchrift nach, Römiſchen Grabſtätte. Seit Jahrhunderten iſt es ein Ort der Verehrung nicht nur für die Bekenner des Islams, ſondern auch für die Maroniten und Druſen; Timur-Chan, als er auf ſeinem Heereszug nach Damaskus in das Thal von Baalbek kam,

wallfahrtete ehrfurchtsvoll hieher nach Noahs Grabe. Uebrigens hat dieses Gebäude wegen seiner großen Länge und geringen Breite kein Ehrfurcht erregendes Ansehen; der vorüberreisende Europäer wird durch die Form desselben viel eher an einen Kegelschub seines Vaterlandes, denn an einen Ort der Todtenbestattung erinnert.

Von Kerak aus wendet sich der Weg durch ein kleines, schönes Thal am Bache hinan, der mehrere Mühlen in Bewegung setzt, und das mit Wohnungen der Menschen so wie mit Weinbergen und Gärten bepflanzt ist, gegen Südost. Diese kleine Stadt liegt auf dem Felsenhügel, zu welchem ein sehr steil angehender, schmutziger Fahrweg hinanführt. So beschwerlich und unangenehm sich aber auch dieser Eingang anließ, so erfreuten uns dennoch das Städtlein selber, da es endlich erstiegen war, desto gastlicher und freundlicher. Es war erst halb fünf Uhr des Nachmittags als wir unter das Obdach des Marontenklosters eintraten, in welchem unsere Bücher wie selber als Marontens sehr weit bekannt und an das wir überdieß von Damaskus aus empfohlen waren. Die guten Väter des Klosters, es wohnten nur ihrer vier in demselben, empfingen uns mit großer Freundlichkeit und wiesen uns sogleich das große Ehrenzimmer des Gebäudes zur Wohnung und zum Nachtlager an. Während aber die Zubereitungen zu einem Abend- und Mittagessen getroffen wurden, nach welchem freilich unser seit heute früh unbefriedigt gebliebener Magen einiges Verlangen trug, gingen wir noch hinaus in das freie Feld, welches festlich angethan war, wie ein Braut. Denn an den Rändern der Aecker wie bei Garten und am Abhange des

* Es ist nicht das im Letzten Malaka

Hügels stunden die Rosenstöcke, die ich noch nie in grösserer Menge beisammen gesehn, in voller Blüthe; der Weinstock hatte sich mit all seinen Blättern geschmückt und seine Blüthentrauben machten aus dem Verborgnen sich auf; im Gebüsch der blühenden Granaten liess eine Nachtigall sich hören. So feierten wir da, lustwandelnd zwischen den Rosengärten, dann sitzend im Schatten eines Wallnußbaumes die letzten Nachmittagsstunden des schönen Himmelfahrtsfestes. Nahe vor uns lag in einer mächtigen Spalte des Gebirges, durch die sich ein Bach hindurch reißt, das ansehnlich grosse, Griechische Kloster des heiligen Elias; von seinem kleinen Thurme ertönte die Vesperglocke und bald stimmten in ihren Ton noch viele Glocken der christlichen Klöster und Kirchen, in der Stadt und in ihrer Umgegend ein. Wie süß und lieblich dieser Ton unserm Ohre war, wie sehr er unser Herz bewegte und erhob, das konnte nur Der mit uns fühlen, welcher so lange als wir keine christlichen Glocken gehört. Es war uns als würde uns heute ein grosses Fest unsres Lebens eingeläutet: das Fest des Wiedereingehens in das eigentliche Vaterland: in die Gemeinde der Christen, und wie uns vor fast acht Monaten das Abendgeläute in Semlin mit Wehmuth erfüllte, so ergoß sich heutige, des lieben Himmelfahrtstages in unser Herz ein selbes Gefühl des seligsten Friedens und der Freude als selbst in, der ich schon so oft in meinem Leben fröhlich gewesen, kaum jemals in höherem Maaße empfunden. Es war uns nach so mancher, seit acht Monaten überstandnen, Todesfurcht und Gefahr wie Seligen, die aus grossen Wassern und aus dem Brausen der Wogen hinausgetreten ans sichre Land und mit besondrer Kraft wurden von uns die Worte unsrer heutigen Tagesordnung erhoben: Die Ost zu Lande

gebracht hat nach ihrem Wunsche, die sollen dem Herrn danken und Ihn bei der Gemeine preisen (Psalm 107, V. 30—32).

Auch bei unsrer Zurückkunft ins Kloster bemerkten wir recht daß wir hier unter theilnehmenden, durch gemeinsame Taufe, durch gemeinsamen Glauben mit uns verbundnen Seelen seyen. Es hatten sich im Hofe des Klosters eine Menge der Frauen und Kinder der hiesigen katholischen Maroniten versammlet, denen der Anblick fränkisch gekleideter Pilgerinnen noch etwas Neues war. Es war aber nicht bloß ein Ausdruck der gemeinen Neugierde, mit welchem sie sich zu meiner Hausfrau und zu der kranken Freundin hindrängten, sondern die Augen Mehrerer von ihnen waren voll Thranen der Liebe und der herzlichsten Theilnahme da sie die beiden Pilgerinnen anblickten; es war als wollten sie wenigstens, da sich die Sprachen der Zungen nicht verstunden, durch Mienen sagen: seyd uns gegrüßet. An diesen unverschleierten Frauen fiel uns Allen nicht bloß der sonderbare hohe, einer abgestumpften Pyramide gleichende Kopfputz und die Wohlgestalt sie wie die Anmuth der Gesichtszüge auf, sondern vor allem die blonde Farbe der Haut wie die blauen Augen, durch welche Einige von ihnen ganz an die Gestalt unsrer vaterländischen Frauen erinnerten. Auch die Kinder, welche die Mutter auf ihren Armen trugen oder an der Hand führten, zeigten sich voll Zutrauen gegen die fremd gekleideten Leute; sie reichten uns ohne Anhalt die kleinen Hände und keines unter ihnen störte durch Geschrei oder ungebührliges Benehmen die Stille dieser Abendstunden.

Sachsle ist, namentlich seit der Aegyptischen Herrschaft über die Landschaften des Libanon, ein verherrlicht

von Christen bewohnter Ort, deren Zahl auf fünf bis sechstausend geschätzt wird. Die meisten von ihnen sind unirte Griechen; seit den letzten Jahren hat aber auch die Zahl der (katholischen) Maroniten, deren Familien mehr und mehr vom Gebirge sich hieher zogen, sehr zugenommen. Die Bewohner sind ein fleißiges Völklein, das von dem Fertigen künstlicher Gewebe und Färbereien, so wie vom Ertrag der Weinberge, der Feigen und Obstgärten sich nährt. Unten im Thale, an dem von St. Elias herkommenden Berdaunbache (oder Flüßlein) liegen mehrere Eisenhämmer.

Unser Arabischer Knecht Mohamed war nicht ohne einige Furcht in diese ganz von Christen bewohnte Gegend eingetreten. Hatten wir doch selbst bei dem sonst so gebildeten Freunde Hassan, jenem Turkischen Kaufmann aus Smyrna, der uns von dort nach Alexandria begleitete, das seltsame Vorurtheil gefunden daß es lebensgefährlich für jeden Mohamedaner sey in Länder zu gehen wo lauter Christen wohnten, weil diese, sobald sie inne würden daß der Fremde ein Bekenner des Islam sey, ihn sogleich hinrichten ließen; um so weniger war denn unsrem armen Knecht eine solche Furcht zu verargen. Er bat uns dringend, es ja nicht merken zu lassen wes Glaubens er sey, an ihm solle das auch niemand bemerken. Und hierinnen hatte er recht; denn auf der ganzen Reise welche er mit uns machte hatten wir niemals Gelegenheit an ihm wahrzunehmen ob er ein Turk, ein Christ, Jud oder Heide sey.

Das Abendessen war jetzt bereit, an dem wir Alle, außer der armen Freundin, welche krank auf ihrem Lager blieb, einen eifrigen Antheil nahmen. Die Maronitinnen der Nachbarschaft hatten ganze Krüge voll Wein und

andre Lebensmittel herbeigebracht um den Vätern des Klosters die Bewirthung ihrer Gäste zu erleichtern. Wir saßen auf den Polstern des Bodens; genossen der guten auf Europäische Weise zugerichteten Suppe so wie der gesottenen und gebratenen Hühner, sammt der aus den Früchten des Landes bereiteten Süßigkeiten, vor allem aber des köstlichen, feurigen Weines, von welchem es mir schien als hätte ich niemals in meinem Leben einen besseren genossen. Der gute Klostergeistliche, der als Wirth mit uns Theil nahm am Mahle mußte etwas von der Sitte des Anstoßens der Trinkgläser, bei uns Europäern gehört haben, oder diese Sitte ist eine hier einheimische; er stieß fast jede Minute mit seinem gummen Becher an die unsrigen an und mahnte uns nach seiner wohlmeinenden Weise zum Genießen der Gaben des Landes auf zu fodern. Hätten wir nicht mit einiger Vorsicht den Becher gehandhabt, den er so gern uns von neuem füllte, dann hätte uns dieser Abend leicht ein Stammer werden können an einen Zug aus der Weisheit des Altvaters Noah, dessen Grab die Sage in die Nachbarschaft des gastfreien Sachile versetzt. Gedenkt es ja ebenso den menschlich bedürftigen und besten Gefühlen, dergleichen die unsrigen am heutigen Nachmittag zu seyn schienen, so gar leicht, daß ihre Flamme, wie jene der brennenden Wachskerze zwar zuerst ein Weichwerden und Schmelzen, dann aber ein widerliches Hinablaufen der Masse des Lichtes nach dem Leuchter erzeugt, wodurch dieser beschmutzt, das Licht aber selber verunstaltet wird. Doch bei aller Neigung zu Gemüthlichkeit fühlten wir wenigstens das dieser Wein vom Libanon einen ungewöhnlich leichten Schlag machte und die Wirkung des köstlichen Getränkes hätte uns in der Nacht gar leicht gefährlich werden können. Denn durch eine

kleine Unvorsichtigkeit war das Docht der Lampe, die in einer Vertiefung der Wand brannte, zu weit hervorgezogen worden; eine glimmende Schnuppe derselben war auf die wollene Decke gefallen unter welcher wir beide, die Hausfrau und ich schliefen; die Decke hatte sich entzündet, das Zimmer war mit dickem Rauch erfüllt, ich aber erwachte erst als die Gluth an meine Füße traf und mit Mühe wurde das Feuer durch das Wasser der großen Krüge gelöscht, die zu unserm Glück im Zimmer standen.

Am Freitag, den fünften Mai, fand uns der anbrechende Morgen, den das lieblich tönende Geläute der christlichen Betglocken ankündete, schon auf der Terrasse des Hauses. Auch unsre Maulesel waren ungewöhnlich zeitig zur Weiterreise bereit; die kranke Freundin fühlte sich durch die freilich ueberhastet unterbrochene Ruhe der Nacht erleichtert. Einer der Geistlichen, ich weiß nicht gewiß ob des unirten oder eines andren Marienklosters hatte mit uns denselben Weg zu machen; wir nahmen Abschied von unsern gastfreien Wirthen und von den schon so früh wieder im Hofe des Klosters versammelten Marienitinnen, die, wie es schien, noch einmal die fremden Pilgerinnen begrüßen wollten und traten dann um 6 Uhr des Morgens den Weg der Weiterreise an, der uns zuerst, in fast östlicher Richtung die Anhöhe hinanführte, dann aber bald hernach gegen Südwest und West sich wendete. Ich gieng mit dem Klostergeistlichen, der sich zu uns gesellt hatte, zu Fuße voran; der Tag war schon in den Morgenstunden sehr heiß. In ganz besondrer Klarheit zeigte sich uns, da wir über die quellenreichen Anhöhen hinanstiegen noch einmal, heute vielleicht für mein Auge zum letzten Male der im weißen Gewand seines Schnees erglänzende große Hermon (Dschebel Scheikh), von welchem

der Jordan hinabwallt in das werthe Land. Palästinas Gebirge und Auen, die hinter dem Schleier der blauen Höhen verborgenen Höhen, sie riefen noch einmal dem Pilgrim ihren Abschiedsgruß und Segen auf seine Weiterreise zu.

Jetzt aber, es war der Mittag schon vorüber, hatten wir, nach manchem steilen, gefahrdrohenden Absturz des Gebirges, über den der Weg auf rollendem Gesteine kaum für die Maulthiere gangbar war, den Libanon, einen Hochrücken des Libanon erreicht, der uns in der That ein Neues vor Augen stellte, dergleichen wir niemals vorhin gesehen. Neben uns öffnete sich zur Rechten ein tief einschneidendes Wasserthal der Gebirges, dessen Abhänge mit Waldungen bedeckt sind. Der Baum, welcher diese Waldungen vorherrschend zu bilden scheint, ist eine Fichtenart, die bisher unter dem Namen der Halepischen Fichte (Pinus halepensis) mitbegriffen war, neuerdings aber als Pinus bruttia erkannt worden ist. Die Abhänge des Thales sind mit vielen Terrassen bebaut, in denen Maronitische Christen wohnen. Hier und an mehreren andren Stellen unsers heutigen Weges begegneten uns viele Trauen.

Dort lag das Mittelmeer vor uns, in solcher fernen Tiefe, daß das Auge seiner eignen Wahrnehmung ungewiß ward, denn das was Tiefe und Wasserspiegel ist, das erschien uns wie ein Wolkendamm, der über der Ebene emporsteigt. Ich selber, der ich das Meer noch niemals von einer solchen Höhe gesehen, zweifelte daran, ob das, was ich hier sahe, ein Gebilde der Luft oder ob Wasser sey. Allmalig aber überzeugte sich jedoch das Auge, daß diese blaue, scheinbar erwärts steigende Fläche, das liebe, uns schon als etwas Vaterländisches erschei-

nende Mittelmeer sey, und zuletzt konnten wir selbst im Hafen von Beirut, die Masten der Schiffe unterscheiden.

Unser freundlicher Begleiter, der Marenitische Geistliche, wendete sich jetzt, da wir nach mancher Hinabsenkung und Wiedererhebung des Weges die letzte Anhöhe des heutigen Tagmarsches hinaufziehen wollten, zur Linken (gegen Südwest), wo er, in einem geistlichen Obdach der Mareniten sein Nachtlager fand, während wir andern die gewöhnliche Station des Weges, den Khan Khaldeh aufsuchten, den wir schon vor fünf Uhr erreichten.

Einem Nachtlager in den untern Räumen des Khans, und selbst auf dem grasigen Boden des Gartens, wo ein andrer Reisender sein Zelt aufgeschlagen hatte, wurde die Ruhestätte auf dem platten Dache eines der Nebengebäude vorgezogen. Wir ergiengen uns noch auf einer der benachbarten Anhöhen, von welcher aus wir das Meer und die Mastbäume der Schiffe im Hafen von und in der Bucht bei Beirut ungleich deutlicher als an dem früher erwähnten Punkte der Meeresaussicht sehen konnten. Vielleicht, so gab uns das seit gestern lebendiger erwachte Heimweh nach dem lieben Vaterlande die Gedanken ein, liegt unter diesen Schiffen, deren Mastbäume wir da sehen, schon jenes vor Anker, das uns weiter zur Heimath fördern soll.

Da wo wir am Felsenrand des Hügels hineingiengen fand sich die Arabische Mandel (Amygdalus arabica) und die Herminum Salbei (Salvia Horminum); die Gebirgsart selber (der Libanenkalkstein), war an einigen Stellen voll von Versteinerungen, namentlich von Muscheln. Gar lieblich ward uns auch der heutige Tag durch die dreyfachen Abendgeläuten eines im benachbarten Thale

liegenden Dorfleins zur Ruhe gelautet, und diese Ruhe, die uns der Ton verkundete, war dort auf dem platten Dache wo Keiner uns, so wie gestern zum Essen und Trinken nothigte, gar erquicklich und suß.

Auch heute, Sonnabends den 6ten Mai, weckten uns die Morgenglocken. Es ist als wollten sich hier, den Bekennern des Islams gegenuber welche jenen erwecklichen Klang aus ihren Granzen verbannen die nachbarlichen Christen schadlos halten fur die Entbehrung: man hort meines Bedunkens in wenigen Gegenden so oft den erfreulichen Ton der Glocken, als hier unter den Maroniten, bei denen jedes Kirchlein nicht nur eine, sondern viele Glocken und Glockleln hat. Der Weg, den wir bald nach unserm Aufbruch aus dem Nachtlager, hinabwarts uber den steilen Abhang des Gebirges antraten, war so überflussig besteint von rolligem Gesteine, und hin und wieder so uneben durch die auf ihm lagernden, mächtigeren Felsenstücke, daß das Fortkommen der Reiter viel bedenklicher war als das iederzeit sichre der Fussganger. Dennoch hatte ich mich durch Tragheit verleiten lassen auf dem Maulthier sitzen zu bleiben, bis ein Sturz desselben, bei welchem auch ich zu Boden kam, mich vorsichtiger machte.

In einem Khan, darinnen ein christlicher Wirth war, man nannte uns das Dorflein Ghebeily, genossen wir das Fruhstuck. Ein Derwisch, von ungeselligem Durst ergriffen, wollte durchaus, nicht nur an dem Fruhstuck des Knechtes das ihm gern vergonnt wurde, sondern des ihm verbotenen Weines Theil nehmen. Es schien nicht als ob er sich den Verweis, den wir ihm uber die Versundigung an einem ihm als heilig geltenden Gesetz gaben, sonderlich zu Herzen nahme.

Endlich lag denn die Ebene am Meere und das flau

liche Beirut, mit seinen hohen Minarets vor uns. Der letzte Theil des Weges gesellt sich an kleinen Waldungen von Pinus bruttia hinabsteigend unten in der Ebene zu dem Flüßlein, das mit Beirut gleichen Namen führt, dann zieht er sich neben reichen Maulbeerpflanzungen hin, über den tiefsandigen Boden gegen das Thor der Stadt. Aus einer der Maulbeerbaumpflanzungen trat uns ein Weib entgegen, welches uns einlud in den Hütten von Rohr das uns vielleicht neue Geschäft der Wartung der Seidenwürmer und die Behandlung ihrer Gespinste zu sehen. Für diesmal hatten wir nur wenig Zeit diesem Hauptgewerbe der Bewohner von Beirut unsre Aufmerksamkeit zu schenken; wir eilten dem, in solcher Mittagshitze wie die heutige war, doppelt ersehnten Obdach zu und kamen gegen 12 Uhr des Mittags in dem Italienischen Gasthause des Herrn Battista an, das uns schon von vielen Seiten als ein gut gelegener, wohleingerichteter Ausruheort empfohlen war.

So hatte nun die eine Abtheilung unsrer kleinen Reisegesellschaft den Hafen, zwar nicht des Einlaufens aber doch des Auslaufens erreicht; am Meere, das ja die Küste auch der lieben Europäischen Heimath umfluthet. Ehe ich jedoch von dem Ruheorte, der uns noch einige Wochen lang an der Syrischen Küste Pflege gab, etwas Weitres sage, will ich zuerst die andre Abtheilung der Pilgercarawane auf ihrem Wege zu den Cedern des Libanon und von diesen wieder nach Beirut begleiten. Ich lasse hierbei, wie schon erwähnt, meinen lieben jungen Freund, den Dr. Roth mit seinen anspruchslosen, treuen Worten erzählen.

Reise zu den Cedern des Libanon, beschrieben von Dr. Johannes Roth.

Wir verließen Baalbeck früh Morgens den 4ten Mai 1837 in der Absicht, auf dem höchsten für Lastthiere noch gangbaren Saumpfad des Libanon den Cedernbaum und die als paradiesische Gegenden längst bekannten westlichen Abhänge dieses majestätischen Gebirges zu besuchen. Nur in kleiner Anzahl: drei Reisende (m. v. S. 335) und ein Muker, dem die Maulthiere gehörten, welche die Reisenden und ihr Gepäck trugen, hatten wir uns auf den Weg gemacht, wohl voraussehend, welche Schwierigkeiten dieser hohe Paß, eben so hoch wie die höchste Kunststraße von Europa, das Stelvier-Wormser Joch, uns bereiten würde.

Nach einem zweistündigen scharfen Ritte in nordwestlicher Richtung, über die damals sehr sumpfige Ebene, erreichten wir den mit dichtem Wald bedeckten Fuß des Gebirges. Durch zwei ärmliche, fast ganz verlassene Dörfer hatte uns der Weg geführt; auf beiden Seiten lagen noch mehrere, die zum Theil in ihrer nächsten Umgebung wohl bebaute Getraidefelder sehen ließen. Rechts von der Straße, etwa ½ Stunden nach Baalbeck und so ziemlich am Fuß des Gebirges zeigte sich eine einzeln stehende sehr große Saule, ähnlich jenen des Sonnentempels von Baalbeck; hie und da zerstreut noch altes zerrissenes Gemäuer. Kaum hatten wir den Wald betreten, da bekam unser Muker einen Anfall seines kalten Fiebers, das wir früher schon bei seinem ganz unregelmäßigen Verlaufe vergebens zu heben versucht hatten. Er konnte sich auf seinem Esel nicht mehr halten, und da nur ihm ein zerstörter Marsch über die schroffen Gipfel, wie wir ihn verhatten, ganz

unmöglich schien, empfahl er uns der Leitung Gottes und blieb liegen, nicht mehr antwortend auf unsere Fragen nach dem nächsten Wege. Da nun bewohnte Orte ganz in der Nähe lagen, auch der Weg hier unten noch ziemlich belebt war, nahmen wir keinen Anstand, ihn zu verlassen; wir bezeichneten ihm die Orte, die wir besuchen und den Tag an welchem wir in Beirut eintreffen wollten, nicht wähnend, daß er aus Sorge für seine Thiere so bald uns einholen würde. Wir waren nun freilich ganz ohne sichtbaren Führer; doch keineswegs muthlos. Herr Mühlenhoff, der früher sowohl Baalbeck als den westlichen Abhang des Libanon besucht hatte, war eines anderen Weges über das Gebirge gekommen; wir mußten fürchten, daß bei zunehmender Höhe die ohnehin sehr sparsamen Wohnungen der Menschen und noch mehr die wegeskundigen Wanderer abnehmen würden; unser Mucker hatte früher schon bedeutende Zweifel geäußert, ob der frisch gefallene Schnee überhaupt den Uebergang gestatten möchte; auf jeden Fall müßten, sagte er, große Umwege genommen werden, die auf 3½ Tagereisen wenigstens anzuschlagen seyen. Dieß hielten wir damals für Uebertreibung unseres bequemen, furchtsamen Führers und es zeigte sich im Verfolge, daß wir ihm nicht Unrecht gethan; jetzt aber konnten wir nicht ohne einiges Grauen diese Schneemassen auf den himmelanstrebenden Felsen betrachten. Dennoch versuchten wir es unter solchen eben nicht sehr lockenden Aussichten die Reise allein fortzusetzen.

Wir kamen bald zu einem sehr fest aussehenden Gehöfte mit wenigen Bewohnern, denen wir unsern Kranken empfahlen. Die wildromantische Gegend wurde noch durch einen kleinen See (Birket el Jenun nach der Karte von

von Berghaus) in welchen ſich Bäche von Schneewaſſer ſtürzten, ſehr verſchönert. Dichter Wald von Eichen, Pappeln, Weiden, Fichten (Pinus Bruttia), Juniperus Oxycedrus, und auf letzterem eine neue Art Viscum mit 2″ dickem Stamme, Tamarisken, Geſträuche von Crataegus, Cistus verſperrten oft den ſehr ſchmalen Pfad; auſſer wenigen Exemplaren von Emberiza melanocephala ſahen wir keinen Vogel; ein ſchwarzes Eichhörnchen war das einzige Säugethier, und dieſes kam uns nicht zum Schuſſe. Unzählige, theils parallell laufende, theils in einem rechten Winkel abgehende Nebenwege zeigten an, daß hier der Reiſende ſeinen Weg ſelbſt ſuchen, und die einmal feſtgeſetzte Richtung auch durch dichtes Gebüſch verfolgen müſſe.

Wir ſtiegen höher; ſtreckenweiſe konnten wir ſchon jetzt nicht mehr reiten. Eine Caravane Maroniten, meiſtens Frauen, kam uns entgegen den Berg herab; ſie hatten ihre Eſel mit dürrem Holze geladen. Holz iſt ſelbſt an ihrem Wohnorte (ihr Dorf lag zwei Tagereiſen von hier im Belad Baalbeck) nicht rar und Jedermanns Eigenthum; ſie ſchienen, da ſie keine Rückladung von Beirut, woher ſie kamen, zu führen hatten, zu dieſer werthloſen Ladung ihre Zuflucht genommen zu haben, um nur die Eſel nicht leer gehen zu laſſen, was, wie bekannt, von ihnen für ſchädlich gehalten wird. Oder mußte vielleicht Holz eine koſtbarere Ladung vor den Augen der Wegelagerer bergen? Sonderbar war es immer, hier Holz aufzunehmen.

Nach einem dreiſtündigen Ritte hatten wir endlich den bewaldeten Theil des Berges überſchritten; allein der ſchlimmſte Theil war noch übrig. Der Schnee, der vom letzten harten Winter und aus den jüngſten Gewitter-

tagen hier noch aufgehäuft lag, erfüllte die Schluchten, in welchen allein das Emanklimmen für die Maulthiere möglich war; mehrere Male brach die Schneedecke unter ihnen, die uns Fußgänger leichter trug; unsere vereinten Anstrengungen brachten sie immer wieder heraus. Wir kamen wieder auf einen vom Schnee freien Platz, und fanden hier zu unserer Verwunderung eine Schaafheerde gelagert; aus dem scheuen Hirtenknaben war nichts herauszubringen, als daß man von hier aus an die Cedern gelangen könne. Seine übrigen Worte waren selbst für Herrn Mühlenbeff unverständlich. Die Aussicht war nun ziemlich frei; links, in der Entfernung von etwa einer Stunde und in einer Höhe von 100 Fuß sahen wir das Joch, über welches, als das niederste der ganzen Gebirgsreihe, unser Weg zu führen schien. Freilich war es ganz außer unserer Richtung, viel zu sehr westlich; allein rechts führte kein Weg, und schon der Gedanke in dieser Richtung sich einen eigenen Weg zu suchen, konnte Schwindel erregen. Denn rechts lag uns der Hauptgipfel des ganzen Stockes, der Djebbel Makmel (Höhe 12,000 Fuß), der von dieser Seite unersteiglich ist; links waren auch bedeutende Höhen, doch keine, die sich mit der rechts gelegenen hätte messen können. Einzelne verkrüppelte, vom Winde zerbrochene Cedern, niedriges Gestrüppe noch ohne Blätter deutete uns an, in welcher Höhe wir uns schon jetzt befanden. Wir fühlten nur zu deutlich den Wechsel der Temperatur, die im Thale von Baalbek so angenehm und glücklich gemischt, hier eben aber sehr rauh, und, wären wir geritten, zu rauh sich erzeigte. Uebrigens waren nur einzelne Windstöße, die in dieser Höhe nirgends gebrochen, aber allenthalben durch den thauenden Schnee abgekühlt werden, so empfindlich für uns und die Thiere,

deren ungewohnte Anstrengung sich an ihrem unmäßigen Schweiße kund gab.

Noch ein kurzes Aufsteigen, und wir befanden uns auf dem höchsten Punkte der Straße; der Barometer zeigte uns eine Höhe von 7154 Fuß über dem Meere. Herrlich war schon weiter unten die Aussicht gewesen, als wir bloß nach Südost in die lange Ebene von Coelesyrien durch den Antilibanon scheinbar bis auf ½ Stunde Breite beengt, schauen konnten; allein wer mag den Anblick beschreiben, der sich nun uns darbot, auf dem Rücken eines Berges, der nach Westen zu seinem vom Meere bespülten Fuße den Sommer, in der Mitte den Frühling, oben den Winter trug, nach Osten aber schwarze Wälder, begrenzt durch den Schnee, und am Fuße wie Silberfaden die Wasser des Thales von Baalbeck.

Uns und den Thieren hatte ein Ausruhen sehr wohlgethan; aber hier war unseres Bleibens nicht. Wir hatten nur dürre Brodkruden und Kaffee bei uns; Brennholz war weit und breit nicht zu finden, ebensowenig Nahrung für die Maulthiere; eine Nacht da ohne Feuer zuzubringen, war nicht räthlich; es mußte um jeden Preis eine niedrigere, wirthlichere Gegend gewonnen werden. Allein erst hier vermißten wir mit Schmerzen die Führung eines mit der Oertlichkeit betrauten Mannes. Wir glaubten zwar sehr gut zu sehen, welche Richtung wir zu nehmen hatten; allein aber jah abfallende mit Geröll bedeckte Wände, stellenweise zerrissen von Schluchten voll Schnee, durfte man nicht hoffen, die vor Ermattung zitternden Thiere lebend hinabzubringen. Für diese allein war uns bange; denn wir selbst, ziemlich geübt im Bergsteigen, hatten früher schon im Sinaitischen Gebirge eine ungleich furchtbarere, mit Lebensgefahr vielfach verknüpfte

Descension glücklich ausgeführt. Wir versuchten nämlich damals in Begleitung unsers Freundes, des Mechanikus Franz, von der Spitze des Sinai an seinem schroffen südlichen Abhange herabzuklimmen, der fast nur dem Steinbocke zugänglich ist. Der Grund dieses Unternehmens war, einen vollkommenen Anblick jenes Berges zu genießen, dessen südlicher Abfall in die Hochebene herabsteigt, ohne durch Vorberge, wie auf den andern Seiten, beengt und bedeckt zu werden. Einige 100 Fuß tief gieng das Herabsteigen ziemlich gut; man glitt über jähe Wände hin, die unten einen Vorsprung hatten. Allein als wir dort angelangt waren, öffnete sich uns eine furchtbare Tiefe: es wurde beschlossen, den Rückweg hinauf anzutreten, doch dieser war nicht mehr möglich; der Versuch Stufen in den harten Syenit zu hauen, scheiterte bald, da die Hämmer eher nachgaben als das Gestein, und guter Rath war jetzt theuer. Endlich kamen wir überein das Gepäck (Flinten, Taschen, Hämmer, Botanisirbüchsen u. s. w.) hinabzuwerfen; jeder sollte sich einen eigenen Weg suchen, da zwei hintereinander sich nicht helfen, wohl aber verderben konnten. Die Hauptmanier des Herabklimmens war die, daß man mit den Händen an dem scharfen Kamme einer hohen Wand, sich soweit als möglich herablassend, endlich den Vorsprung fahren ließ, und sehr schnell, oft übel zerrissen, an einem Vorsprunge ankam, um hier das Wagestück von neuem zu beginnen. Wir kamen glücklich hinab, der Schweizer zuerst. — So gefährlich war es zwar hier nicht; aber die gemietheten Thiere wichen immer wieder von dem Abgrunde zurück. Doch gezwungen durch den Leitzaum führen sie mit schrecklichem Sperren der Hinterfüße eine Strecke weit hinab, und nahmen das Gerölle mit, das uns, die Vorangehen-

den sehr beschädigte. Wir versuchten in den Klüften über den Schnee zu schleichen, allein dieser war hier von der mächtigen Sonne zu sehr erweicht. Von Zeit zu Zeit sahe man daselbst an Stellen, wo der Wind den Schnee weggefegt hatte, ganz deutlich, daß allerdings hier ein zu anderer Jahreszeit betretener Saumpfad sey. Schon brach der Abend herein; die Sonne beleuchtete das Meer und die darauf gelagerten Wolken, welche wir für Inseln zu halten geneigt waren, wenn in dieser Richtung (Küste von Batrun) solche zu vermuthen gewesen wären; ein prachtiges Schauspiel, zu dessen Betrachtung jedoch unsere nicht geringe Verlegenheit uns wenig Muße ließ. Zugleich erkannte Herr Mahlenhoff die ganze Gegend wieder; dort rechts, schon weit jenseits des von uns überstiegenen Dschebbel Makmel liegt der Cedernhain; hier unten in der Tiefe zu unsern Füßen Betscherri, Kanobin und andere paradiesisch gelegene Ortschaften; das „heilige Thal" erschien uns hier als eine prachtige, lachende Ebene. In der That, schon dieser Anblick allein ware hinreichend gewesen, uns für die bis jetzt erduldeten Beschwerden zu entschadigen.

Durch unablassige Versuche, oft mit unerwartetem Gelingen belohnt, oft auch durch die bittere Nothwendigkeit, wieder umzukehren, vereitelt, hatten wir endlich ein kleines Plateau gewonnen, das günstig gelegen, uns schon die Nahe von Menschen verrieth; wir standen mitten auf einem jungen, grunen Kornfelde. Dichte Finsternis fiel auf uns herab wie ein Regen; noch wenige Minuten und wir sahen nicht mehr vor unsere Füße. Aus der Tiefe horte man die Abendglocken; ja selbst Menschenstimmen, Hundegebell und das Meckern der Ziegen glaubten wir zu vernehmen. Die Nähe der Menschen benn

ruhigte uns jetzt sehr; wir mußten vermuthen, daß sie uns entdecken und dann eine nicht geringe Buße, freilich nicht mit Unrecht, für ihr verwüstetes Kornfeld nehmen wurden. Denn es war nun unmöglich geworden, weiter vorwärts zu gehen; ja nicht einmal aus dem Felde hinaus, das die ganze Platte einnahm; unsere armen Thiere fielen mit Gier über dieses kräftige, ihnen so nothwendige Futter her; wir selbst nicht minder der Ruhe und der Nahrung bedürftig, streckten uns nieder, nachdem die Maulthiere an große Steine angebunden waren, um wenigstens einen Theil des Feldes vor der Verwüstung zu retten. Keiner von uns mochte weder sich noch seinem Nächsten zumuthen, auch nur eine Stunde Wache zu halten; über dem Essen der dürren Brodkuchen schliefen wir ein, bei dem Murmeln eines zu unsern Häupten herabrieselnden Schneewassers.

Vergleichen wir unsern hier beschriebenen Weg mit der Karte von Berghaus, die uns leider damals nicht zu Gebote stand, und dem darauf verzeichneten Wege von Baalbeck nach den Cedern, so ergiebt sich, daß wir mit Vermeidung von Deir el Achmar und Umgehung des durch El Hermel bezeichneten Distriktes und von Ainette, gleich Anfangs zu weit westlich statt fast gerade nordlich uns gehalten; daß wir dann von dem Birket el Jemun (Liemun) auf einen selten besuchten Fußpfad gekommen, der um und zum Theil noch über den Dschebbel Makmel führt; ein großer Umweg, doch keineswegs unbelohnend.

Mit dem Grauen des nächsten Morgens (5ten Mai) waren wir, ziemlich durchnäßt vom Thau, schon wieder reisefertig. Nichts hatte uns in der Nachtruhe gestört als das Schellen der am Zaumzeuge unserer Maulthiere angebrachten Glöckchen, welche uns so leicht verrathen

konnten. Allein sey es, daß der Ton nicht so klar und deutlich von oben nach unten dringt, als umgekehrt, oder sey es, daß das sehr seitwärts rechts gelegene nächste Dorf Hosran, aus welchem wir die Stimmen vernahmen, nicht die Besitzer des von uns occupirten Feldes enthielt, genug, wir wurden nicht gestört. Wir stiegen nun gemach herab, hielten uns rechts in der Richtung des bemerkten Dorfes und der von uns am vorigen Tage verfehlten Cedern. Bald kamen wir in Baumgarten (Aprikosen, schon zeitigend, Pflaumen, Weinstöcke, Feigen, Maulbeeren) und endlich nach wenigen Viertelstunden in das Dorf Hosran. Ein anscheinend reicher Mann, der uns zuerst begegnete, lud uns ein, bei ihm abzutreten, allein wir verlangten nach den Cedern und nahmen sehr gerne und dankbar seine Begleitung an. Im ganzen Dorfe, etwa 20 Häuser aus Stein enthaltend, wurde uns große Aufmerksamkeit erwiesen, nicht sowohl als Fremden, die hier nicht selten zu kommen scheinen, als wegen unseres neuen Geleitsmannes. Durch ein Wasser, das, weil es keine Brücke trug, unbeständig zu seyn schien, mußte gewatet werden; auf einer Anhöhe, die wir erstiegen, lag ein artiges, aus 40 Häusern bestehendes Dorf, Kafra, das sich mit dichten Baumgarten ganz umgeben hatte. Berg auf und ab, doch mehr aufwärts, fast gerade nördlich, über reißende Bergströme und neben gähnenden Abgründen, gerade gegenüber von Betscherri und dessen Äußerstes zu den Cedern, führte uns der Weg. Wo dem Kalkgesteine nur wenige Fuß festes Erdreich abgewonnen werden konnte, ward dieses sorgfältig benutzt. Die übrige Vegetation war auffallend gering; besonders starkeres, wild wachsendes Holz nicht zu sehen. Der Graswuchs gedieh hier vortrefflich; man sah den über-

gens künstlich angelegten Wiesen es wohl an, daß nie die Sense über sie komme; die vom Vieh verschont gebliebenen Halme des vorigen Jahres (oft noch eine „rauschende Waldung") dienen als Düngungsmittel.

Ueber ausgedehnte, sanft aufsteigende Wiesengründe kamen wir endlich nach 1½ Stunden an den Eingang des Thales der Cedern. Dieß ist von drei Seiten so ziemlich geschlossen; nur in Südwest fehlt die Wand, welche den etwas engen, kaum ½ Stunde im Umkreise betragenden Raum, zu einem Kessel und bei dem Wasserreichthume der hohen Schneeberge wahrscheinlich zu einem See gestaltet hätte. Aus ihm stürzt sich ein starker Bach in die Kluft, welche Kasfra von Betscherri scheidet, und welche, breiter geworden und mehr Wasser führend, in nordwestlicher Richtung bis an das Meer in der Nähe von Tripolis zu verfolgen ist, und das „heilige Thal" bildet.

Wir betraten den Cedernhain um 9 Uhr Vormittags. Lieblicher Sonnenschein ließ uns die unmittelbare Nähe der herablaufenden Schneefelder des östlichen „Grenzsteines" (dessen Spitze wenigstens 1000 Fuß höher gelegen ist, als dieses Thal) nicht empfinden. Starke Thautropfen glitzten noch auf der Rasendecke des Waldsaumes, der mit minderjährigen, der allgemeinen Form nach Wachholdergebüschen gleichenden Cedern besäet war. Eine heilige Stille, nicht einmal durch Vogelstimmen unterbrochen, nahm uns auf. Sehr nüchtern geworden an Leib und Geist durch die Entbehrungen und Mühsale des vorigen Tages, hatten wir gerade die rechte Stimmung, diese uralten, noch lebenden Zeugen einer großen Zeit zu uns reden zu lassen, von den Tagen, die sie gesehen. Bei einem der Gefährten trat noch ein anderes verlen-

tiefes Moment hinzu, das geeignet war, ihn besonders feierlich zu stimmen; er feierte heute an dieser Stelle seinen 23sten Geburtstag. Der Knechte Salomons waren heute nur drei ausgeschickt Holz zu fällen zum Aufbau einer neuen Bundeslade in ihrem Innern. —

Quer von Nord nach Süd durchschneidet ein kleines, jetzt leeres Wasserbette den Hain; hier wurde von unserem gefälligen Begleiter ein Feuer zum Kochen des Kaffees angeschürt, zu dessen Unterhaltung wir dürre Cedernreisser zusammentrugen. Bald gesellte sich zu uns ein anderer freundlicher Maronite, der sich als Aufseher des Cedernhaines, von Ibrahim Pascha selbst dazu ausersehen, zu erkennen gab. Er sprach viel davon, daß es nicht erlaubt sei, hier frisches Holz zu hauen, ja daß die umwohnenden Maroniten nicht einmal das dürre Holz nehmen durften; beklagte sehr den Muthwillen einiger Europäer, die jüngst ihr Lagerfeuer an dem Fuße eines der ältesten Bäume so angebracht hatten, daß die eine Hälfte desselben verkohlt, die andere in Folge davon abgestanden war. Auf unsern Wunsch jedoch kletterte er mit uns auf eine der jüngeren Cedern, hieb Aeste ab trotz des Verbotes, dessen Beobachtung ihm als dem Aufseher am ersten obgelegen hätte, und zeigte uns einen schicklichen Platz in einem alten Stamme, wo wir unsere Namen zu einer großen Anzahl von kaum leserlichen Namen einschneiden sollten; gewiß ein ziemlich vollständiges Verzeichniß derjenigen Europäer, welche vielleicht seit einem Jahrhundert diese Gegend besucht haben *).

*) Aus der alten, hettiaen Moschee Amru in Alt-Kairo hießen uns einige alte Türken nicht eher heraus, als bis wir unsere Namen mit Bleistift an eine Mauer geschrieben

In der Mitte iſt der Hain etwas lichter; hier ſtehen fünf, an Umfang (9 Fuß im Durchmeſſer) faſt gleiche, für Salomons Zeitgenoſſen gehaltene Cedern; die eine, welche dadurch, daß ſie geſpalten iſt, und ihre Spaltwände ſehr weit klaffen, beſonders dick erſcheint, aber durch den Blitz ihre Krone verloren hat, iſt die heiligſte von ihnen; unter ihr ſteht ein Altar aus rohen, nur zuſammengewälzten Steinen, an welchem jährlich einmal, an dem Feſte der Verklarung Chriſti, und ſonſt wohl noch bei der Anweſenheit ausgezeichneter Fremder Meſſe geleſen wird. Dieſer Baum iſt zugleich derjenige, welcher von den meiſten Reiſenden immer eines kleinen Theiles ſeiner Rinde beraubt wird durch das grauſame, oft bis ins Holz fortgeſetzte Einſcheiden der Buchſtaben, die bei gutem Triebe des Baumes doch binnen wenigen Jahren unleſerlich geworden ſind. Selbſt auf den über der Erde befindlichen Wurzeln laſen wir erſt jüngſt eingeſchnittene Namen. Der übrigen, jüngeren Cedern, die meiſt etwas höher ſind, als jene fünf alten, mögen wohl 300 ſeyn. Wir ſammelten von ihnen Zapfen, die nicht am Zweige herabhangen, ſondern von ihm aufrecht getragen werden, und Harz, wovon ſie eine gute Quantität aus zahlreichen Riſſen fließen laſſen. In kurzer Zeit hatten wir durch das Abhauen einiger kleiner Aeſte gegen zwanzig ſolcher vollkommen ausgebildeter, doch nicht ganz zeitiger Zapfen erhalten; auch Holz wurde mitgenommen.

Der Boden des Haines war mit mancherlei Blumen geziert. Schade daß das wenige Trockenpapier

---

die auch faſt jeden fränkiſchen Beſucher der Moſchee nennen konnte.

welches wir noch übrig hatten, uns abhielt, mehr von ihnen einzulegen. Von neuen Pflanzen fanden sich hier folgende: Corydalis Erdelii Zuccar. nebst der angustifolia D. C., Vinca libanotisa Zuccar., Moltkea libanotica Zuccar., Puschkinea libanotica Zuccar., Gagea libanotica Zuccar. und minima. Ferner ein Thlaspi, Alyssum, Bupleurum, Geranium, Lamium, Salvia (Horminum), Omphalodes, Cistus (drei Spec.) Anthericum (graecum). Der Heimath gedachten wir bei dem Anblick vieler Gräser: Aegilops ovata, Bromus tectorum, lanuginosus u. a. Hordeum bulbosum. Unerwartet gering war die zoologische Ausbeute; von Säugethieren, Vögeln, Amphibien ließ sich nichts sehen; nur wenige Coleoptera, die wir auch in andern Gegenden schon gesammelt, und Diptera in großer Zahl.

Wir hatten sechs Stunden (von 9—3 Uhr) hier zugebracht; es war Zeit, Nahrung zu suchen. Ein ziemlich abschüssiger Weg, der uns bald diesen Plan, Zeuge der ehemaligen Herrlichkeit des Gebirges aus dem Gesichte brachte, führt nach Berscherri, das an der vorhin erwähnten tiefen Schlucht des Nahr Kodischa, gegenüber von Kaffra sehr anmuthig gelegen ist. Wir wurden von dem Schech-Belet nicht wie Fremde, sondern wie lang erwartete Freunde aufgenommen. Was das Haus vermochte wurde aufgetragen. In der angenehmen Gesellschaft des Italieners Dr. Gaetano Gaetani, der sich in diesem Distrikte als praktischer Arzt niedergelassen, und der reicheren Einwohner dieses und der nächsten Dörfer brachten wir vergnügte Stunden zu; doch noch eine Unruhe nach Beseitigung so vieler Gefahren war uns zurückgeblieben: die um das Schicksal unseres krank zurückge-

lassenen Muckers. Auch diese wurde gehoben durch die Ankunft desselben, der nicht wenig verwundert war, daß wir allein so weit gekommen. — Herr Dr. Wortam führte uns zu einigen seiner Patienten, die Verlangen nach unserem Besuche getragen hatten. Abends kam noch eine große Anzahl Kranker in unsere Wohnung, die uns genug zu thun gaben. Glücklicherweise hatten wir von einigen wichtigen Arzneimitteln noch so viel übrig, daß wir unserm Freunde davon mittheilen konnten; er befand sich nehmlich in nicht geringer Verlegenheit, da seine Arzneimittel ausgegangen, und neue, erwartete Lieferungen aus Beirut (dem nächsten Platze, wo sich eine Apotheke befindet und dennoch 1½ Tagereisen entfernt) ausgeblieben waren. Uebrigens ist hier der Gesundheitszustand vortrefflich; von Pest und Cholera weiß man nichts; Lungenleiden, bedingt durch die scharfe, reine Luft, sind die einzige Landplage.

Hier konnten wir wieder einmal ruhig schlafen; prächtige Teppiche und Divanpolster wurden uns ausgebreitet in dem allgemeinen Familienzimmer, das früher wie das ganze Haus ein etwas ärmliches Aussehen hatte, während die Bewohner reich gekleidet einhergiengen. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß diese guten Leute, wie überhaupt alle Maroniten des Gebirges, sich der Reinlichkeit viel mehr befleißigen, als ihre moslemitischen Nachbarn. Auch die Polizei ist gut bestellt; der angesehenste, oft auch nur der älteste Einwohner eines Dorfes ist Richter oder Schech: mehrere dieser Schech Beled stehen unter dem Schech eines größeren Ortes (ein solcher ist Schech Petrus in Eden, von dem weiter unten die Rede seyn wird) der nur den Fürst des Libanon, Emir Beschir, als höhere Auctorität über sich erkennt. Zwischen den große-

ren Orten giebt es oft breite Straßen, freilich nur für Saumthiere, und hölzerne Brücken über die bedeutenderen beständigen Bäche. Schlanke Glockenthürme (ein wichtiges Vorrecht dieser ganz christlichen Bevölkerung ist dieß, daß sie Glocken besitzen und beim Gottesdienste gebrauchen dürfen) ragen auf vielen, unzugänglich scheinenden Bergen der Nachbarschaft in die Höhe; zahlreiche Klöster der Maroniten, Lateiner, Griechen, Armenier, oft nur wenig bevölkert (in Perisherri ist ein Carmeliterkloster mit nur einem Pater) versehen neben den weniger reich ausgestatteten Kirchen der Weltgeistlichen (Khuris) den Gottesdienst. Kein Moslem darf sich unter den Maroniten des Berges niederlassen, oder Grundeigenthum erwerben; keiner darf an einer Kirche, in welcher gerade Messe gelesen wird, vorüberreiten; er muß absteigen. Das häßliche Wort „Giaur" (Ketzer) gebrauchen hier die Christen verschiedener Confession gegeneinander.

Am 6ten Mai Morgens fanden wir wieder Viele von der gestrigen Lustgesellschaft um uns versammelt. Für die äußerst gastfreie Bewirthung nahm man natürlich keinerlei Geschenk an, selbst die Diener widerstanden lange. Mit mündlichen Aufträgen des Scheich an seinen Vorgesetzten den Scheich Petrus von Eden versehen, verließen wir diesen uns sehr lieb gewordenen Ort. Der Herr Doctor begleitete uns eine weite Strecke zu Fuße. Wir schlugen die Straße nach Eden ein, die von Perisherri aus wieder in die Höhe führt; denn es liegt jener Ort 132 Fuß höher als dieser [1]. Längs der einen Seite der

[1] Eden 4454, Perisherri 4322 Par. Fuß über der Meeresfläche; die Wegen der Cedern reicht bis an die Höhe von nahe 6000 Fuß.

Straße, links, welche von einem tiefen Abgrunde, dem Flußbette des Kedischa, begleitet wird, lief eine 3′ hohe Mauer aus aufgeschichteten Basaltbrocken (oft schöne, wohl erhaltene Säulen); auf der andern Seite setzten uns unfruchtbare, steile Felsen, die augenscheinlich hie und da künstlich gesprengt waren, durch die Menge der in ihnen enthaltenen Petrefakten (besonders aus der Ordnung der Gasteropoden) in Erstaunen.

Nach 1½ Stunden erblickten wir Eden, welches wohl, wie auch sein Name besagt, einen Vergleich mit den gepriesensten Gegenden der Erde aushalten mag. Auf einem Kegel erbaut, der nach Süden und Westen außerordentlich steil abfällt, vereinigt es alle jene Annehmlichkeiten in sich, durch welche einzelne unserer Alpendörfer für wenige Monate im Jahre sich auszeichnen. Nur in sehr strengen Wintern liegt hier der Schnee zwei Monate; zehn Monate ist der Himmel beständig heiter; von der Hitze der nicht fernen Meeresküste ist nichts zu spüren; laue Seewinde mäßigen die frische Luft, welche die benachbarten Schneeberge aushauchen. Die Vegetation ist sehr üppig; gegen Norden, wo der Abfall sanfter ist, kann man kaum ein unbenutztes Plätzchen sehen; selbst der nicht unbelebte Weg nach Sibhaibl (von uns nur „Siwah" gehört) war mit einem Teppich wohlbekannter Gräser bedeckt. Wallnußbäume von solcher Stärke und Höhe hatten wir noch nicht gesehen; auch die Weinberge zeigten Stöcke von seltener Ausdehnung. Ueber alle Beschreibung herrlich ist die Aussicht gegen Westen in das Meer, gegen Südwest in die wilden, mit prächtigen Klöstern (Kanobin, das in der Nähe einen sehenswerthen Wasserfall hat) gekrönten Schluchten. Fröhlichkeit herrscht im Dorfe; kein Bettler, kein Müssiggänger,

seine Waffenungen belastigen mit Zudringlichkeit den Fremden. —

Wir hielten unter einem Wallnußbaume vor dem Dorfe an, und ließen uns Brod und Wein herausbringen, weil wir einem langen Aufenthalte bei dem gastfreien Petrus ausweichen wollten. Allein da wir von mehreren Seiten sehr dringend an ihn gewiesen waren, auch früher von ihm viel gehört hatten, entschlossen wir uns endlich seine Bekanntschaft zu suchen. Und wir hatten keineswegs die Verzögerung zu bereuen. Er empfieng uns in einem großen Zimmer, umgeben von seinen Söhnen und Schwiegersohnen, alle auf Teppichen sitzend. Wir wurden auf ein hohes Kanapee nach Europäischer Form gesetzt. Nach der stillen Begrüßung und der stillschweigend eingenommenen Begrüßungscollation (wie gewöhnlich aus Süßigkeiten, frischem Wasser mit Raki, und Tabak bestehend) fieng er endlich an, uns zu befragen nach unsern Geschäften, nach unsern Plänen; gab uns Rathschläge, indem er allerlei Excursionen vorschlug, die er selbst begleiten wolle; versprach uns weiße Baren (Ursus syriacus Ehrenb.) die nicht selten seyen, aber wegen der allgemeinen Entwaffnung und des mit Lebensstrafe belegten Verbotes der Führung von Feuergewehr von Seite eines Rajah nur von uns selbst erlegt werden könnten; bezeichnete uns einen nach Norden gelegenen, etwa drei Stunden entfernten Berg, der ganz aus Schwefelkies bestehe; zum Beweise davon brachte er eine große, schöne Schaale von Kalkspäter mit mehreren Fischabdrucken herbei, die er uns schenken wollte zu denen, die wir selbst noch an Ort und Stelle finden würden. Allein da wir uns nicht aufhalten konnten, weil wir an einem bestimmten Tage, am 8ten Mai in Beirut einzutreffen versprochen

chen hatten, mußten wir diese freundlichen Anerbietungen alle ablehnen.

Indessen war unvermerkt eine gedeckte Tafel hereingetragen worden; alle Entschuldigungen, daß wir schon gegessen, daß wir heute erst kaum zwei Stunden Weges gemacht u. s. w. halfen nichts; wir mußten uns setzen. Speisen wurden aufgetragen, die wir seit unserem Abschiede aus Europa nur selten an der Tafel reicher Franken gesehen: dabei war die Bereitung so vortrefflich, wie wenn diese Kost ihre gewöhnliche wäre. Es fiel uns auf daß Niemand mit uns aß; ein Theil der Gesellschaft verließ sogar das Zimmer, und nur der alte Hausherr und sein jüngerer Sohn, Jusuf, der bei einem Italienischen Missionare Italienisch und Französisch gelernt hatte, und sich mit ziemlicher Leichtigkeit in beiden Sprachen ausdrückte, blieben bei uns zurück, immer zusprechend mit einer den Orientalen sonst nicht eigenthümlichen, in Deutschland beliebten Art von Nöthigung. Das Tafelgedecke, ja die Tafel selbst war Europäisch; Porzellanteller, Servietten, silbernes Besteck, geschliffene Gläser, alles wie in einem größeren Fränkischen Gasthofe der Levante. Er selbst gab uns bald Aufklärung über diese Nachahmung Europäischer Sitte. Durch sein Haus gienge der Zug der Fremden auf den Libanon; er nehme alle gerne auf, und glaube durch diese Ueberraschung ihnen den Besuch angenehm zu machen; hauptsächlich habe ihn aber dazu Se. königl. Hoheit der Prinz Joinville von Frankreich veranlaßt, der im vorigen Jahre auf seiner Reise in Syrien sein Haus mit einem zweitägigen Besuche beehrt, und einem Familienfeste, der Verlobung der ältesten Tochter des Hauses mit dem Scheich eines benachbarten Dorfes, als Zeuge des Verlobungs beigewohnt hatte. Bei

Gelegen-

Gelegenheit dieses Jahrs erhielt das Haus Lorenzaccio Einrichtung, das Zimmer, in welchem der Herzog geworben, wird neu in demselben Zustande, in welchem er es verlassen, bewohnt und nicht betreten. Kostbare Geschenke Sr. kaiserl. Hoheit, bestehend in Waffen aller Art, waren vorlaufig den mannlichen nachsten Verwandten des Scheichs zugekommen; ein besonderer Firman von Ibrahim Pascha erlaubte die Annahme und das Tragen des ihm verliehenen Schmuckes; nur eines, in den Augen unseres Wirthes aber sehr wenigere Pfanderen sollten nach unserer Ruckkehr verbleiben dem „Zahan" den Dank der Familie ausdrucken, und ein Wegengeschenk anbieten, das dem Vater theurer war, als ein „Jagerhut," seinen abgenommenen, in Form alten Zeug, Gestalt, an welchem der Prinz Gefallen gefunden. Damals hatte sich der Vater nicht entschließen konnen, sein Kind mit dem hohen Gonner gehen zu lassen, der sich erboten, für eine standesgemaße Erziehung zu sorgen, wir konnten die Gonner nur ehren, welche den Gedanken kommen hatten, das sterbende Andenken des verstorbenen Herzogs durch unsern Sohn der Obsorge seiner Hochgeborenen Gemahlin zu empfehlen. Unsere Verwirrung, daß wir nicht schneller sich so bald „das Angedenken des Zahans" setzen wurden, daß er bereits eine viel nahere Verwandtschaft in dem Arangelischen Conseil zu Lemberg haben konnte u. s. w. wurde nicht beachtet; um ihn nicht zu betrüben, übernahmen wir den Auftrag mit der reservatio mentalis, ihn un-

ausgeführt zu lassen, wenn nicht die unwahrscheinlichste der Begegnungen uns in die Nähe des Prinzen führen sollte.

Das Gespräch verbreitete sich bald über den politischen Zustand Europas, uns gleich unbekannt, wie ihm; die Hauptbegebenheiten der letzten Jahrzehente interessirten ihn sehr. Immer zutraulicher geworden stellte er wiederholt an uns die Bitte, länger bei ihm zu verweilen, und suchte uns, die wir seinem trefflichen Weine alle Ehre angedeihen ließen, dadurch zurückzuhalten, daß er uns einen Wein von 1755 aus seinem Keller versprach.

Beim Abschiede verkündigte uns unser gütiger Gastwirth, daß eben ein Bote nach Sibbaihl (3 Stunden von hier) abgegangen sey, um uns dort bei dem Scheich Tobia (Dhobbye), seinem Vetter, anzukündigen und Herberge zu machen. Ein Kawaß sollte mit uns gehen; wozu? unter diesem friedlichen Volke; nur um unserm etwas armseligen Aufzuge mehr Ansehen zu geben.

Wir hatten uns so lange in Eden verweilt, daß allerdings Sibbaihl für unser Nachtlager nicht mehr zu nahe war. Wir stiegen anfangs tief hinab immer zwischen Gärten; allein bald mußten wir desto höher wieder hinauf (zum Dschebbel Arneto?). Auf dem höchsten Punkte dieses Berges hörte die Cultur auf, doch keineswegs die Vegetation, welche sich hier um so besser in ihrer Eigenthümlichkeit zeigen konnte. Jenseits des Berges ging es in ein tiefes Thal; eine ganz unbewohnte, verlassene Wildniß, durch welche unser Weg führte. Bis dicht vor Sibbaihl erstreckt sich ein junger, ziemlich dünner Wald von Pinus Bruttia vermischt mit mehreren Laubhölzern (Quercus, Pistacia). Zahlreiche Quellen, deren Lauf unzeiges

Oleandergebüsch bezeichnet, bewässern hinlänglich den fetten Boden, von dem man nicht einsieht, warum er brach liegt. Unter andern Pflanzen sahen wir hier eine prachtvolle, wahrscheinlich neue Phlomis. Schöne Fahrwolithen und andere Petrefakten bedeckten den holperigen Weg.

Wir waren bei dem Scheich Tobia angekündigt; deswegen ritten wir sogleich nach seiner Wohnung, welche abgesondert vom Dorfe auf einem Hügel liegt, mit prächtiger Aussicht. Der Hausherr war auf einige Tage weggereist; seine beiden Brüder aber, wovon der eine ein Abbun, nahmen uns in seinem Namen mit der größten Gastfreiheit auf. Wir weilten mit der Familie; das Gespräch ward gewiß eben so unterhaltend und lehrreich geworden als in Eden und Bescherri, wenn sich hier nur wie dort ein Mann gefunden hätte, der neben seiner Muttersprache noch etwas Französisch oder Italiänisch gesprochen hätte; allein da dies nicht der Fall war, mußte die ganze Conversation durch Herrn Mahlenhoff als Dragoman geleitet werden. Unser unsere Wirthe hatte die Güte uns mit der hiesigen sehr einfachen Weise bekannt zu machen, den köstlichen Wein dieser Gegend (in der Levante unter dem Namen Vino d'oro bekannt) zu bereiten; eine Methode, die freilich bei unserm Gewächse keine Anwendung finden kann.

Nirgends blieb unser ärztlicher Stand unbekannt; auch hier verstrich der Abend unter Consultationen wegen wirklicher und wegen eingebildeter Uebel. Es scheint aber diese Gegend haben nicht mehr so gesund zu sein, wie das luftige Ehen: wir sahen Schwindsüchtige, Gichtbrüchige, mit Flechten und Geschwüren Behaftete. Zahlreich liegt 2314 Fuß über dem Meere Wohlstand scheint hier nicht so allgemein verbreitet, obgleich die Lage weit

günstiger ist für den Landbau und für den Verkauf der Feldfrüchte wegen der Nähe des Seehafens. Ein sehr allgemeines, beliebtes Heilmittel für alle möglichen Krankheiten sind hier Seebäder; Tripolis soll schöne dazu bequeme Anstalten dazu darbieten, die unter der Aufsicht eines Militärarztes stehen.

Dieser Tag war für uns ein Ruhetag gewesen; im Ganzen nur 5 Stunden Weges zu machen, und so wenig in unserem Geschäfte zu arbeiten, war uns ungewohnt geworden. Dazu kam noch die beispiellose Gastfreundschaft (mit belästigender Aufmerksamkeit) welche uns jeder Sorge für Nahrung und Herberge überhob, und welche ganz geeignet war, uns auf einige Zeit vergessen zu lassen, daß wir hier nur Fremdlinge seyen. Hatten vielleicht noch die übrigen lieben Reisegefährten, die unser schon in Beirut harrten, diesen Feiertag mit uns zubringen können, wie vollkommen wäre dann unsre und der Gastwirthe Freude gewesen! Wir mußten viel von ihnen erzählen; besonders die Frauen bedauerten sehr, daß ihnen die so seltene Ehre der Bewirthung von Fränkischen Damen, die diesmal so leicht hätte zu Theil werden können, entgangen sey.

Den 7ten Mai Morgens verließen wir erst ziemlich spät Sibbahl. Ungeachtet unsrer Bitte hatte man es unterlassen, uns zur Frühmesse aufzuwecken: wir mußten warten, bis unsre Wirthe aus der nahen Kirche zurückkamen. Man sah dem guten Abbuni, Bruder des abwesenden Hausherrn, wohl an, daß ihm die Verrichtung unsrer Reise (als eine Arbeit) am Sonntage nicht gefalle. — Von Sibbahl abwärts gegen die Küste von Tripolis wurde die Gegend sehr öde; nur wenige Dörfer, wie ausgestorben, weil die Bewohner in den Kirchen

versammelt waren; sehr ausgedehnte Pflanzungen von Maulbeerbäumen, die, abgeblattert, einen unerquicklichen Anblick gewährten, eben so, wie in Welsch-Tirol und der Lombardei im Spätsommer die Stöcken und Tonnen an den Landstraßen, doch gaben sie uns einen Begriff von der Ausdehnung, in welcher hier die noch nicht lange eingeführte Seidenzucht betrieben wird.

Wir mußten, um über einen angeschwollenen Fluß (Aqua Acetosa) zu kommen, über welchen nur eine Brücke zwei Stunden vor Tivoli führt, und dieser Stadt so sehr nähern, welche zu befinden keine Zeit mehr war; ein Umweg von wenigstens vier Stunden. Da wir noch ziemlich hoch standen, konnten wir sehr gut die in der nördlichen Bai gelagerten Inselgruppen sehen; auch viele große und kleine Segel am Horizonte. Nachdem der Fluß überschritten war (bei einer wohl eingerichteten Straßenmühle), drehte sich plötzlich der Weg; wir zogen nun nach Tivoli, dem verabredeten Sammelplatze näher.

Durch mehrere Dörfer, worunter eines, der Hain gegenüber von Ammon, besonders schön gelegen ist, welche uns aber nicht einmal einige Maß Wein verkaufen konnten, führte der einförmige ganz schattenlose Weg; endlich kamen wir hinter ein weit in das Meer hinausragendes Vorgebirge (Monte Catillo) auf seiner Spitze mit einem Städtchen (Torre Nuova Zeppa) gekrönt. Malerisch erschien uns das Thal, welches hinter diesem Vorgebirge südlich gegen das Meer zieht, und in welchem auf einem ungeheuern, von der hohen Wand herabgestürzten, in der Mitte des Thales liegenden Felsblocke ein großes, von verfallenen Zinnen (Malaan Merzabbar) umkränztes Thor stand, wo wir eine ganz neue Ansicht von Aristodochia

Der Tag neigte sich, als wir Batrun, eine ziemlich beträchtliche Stadt, mit ganz gemischter Bevölkerung, erreichten; nirgends hatten wir uns während dieser Tagreise aufgehalten, weil die gewöhnlichsten Lebensmittel, nach denen der Mucker vielmal ausgeschickt worden, nicht zu bekommen waren; daher ließen wir uns hier auf offenem Markte speisen, und ritten dann noch zur Stadt hinaus an ein am Meeresufer gelegenes Kaffeehaus. Zwischen den Klippen des Strandes bereitete uns der Wirth ein Lager aus Teppichen; und nachdem wir uns durch Kaffee und ein Seebad erfrischt, legten wir uns nieder. Den 8ten Mai. Der lang nicht mehr gehörte, wohlbekannte Edsan weckte uns auf zu der heutigen, langsten Tagereise. Trotz der Protestation des Muckers ritten wir in einem Tage von hier nach Beirut; eine Strecke, die fast einen halben Breitengrad einnimmt. Der Weg lauft immer langs der Kuste, und ist keineswegs reich an schönen Ansichten; nur hin und wieder auf dem begleitenden Höhenzuge castellartige Klöster. Eine bedeutende, ehemals befestigte Stadt (uns nur Beit genannt) wahrscheinlich Djaebbehl, bietet noch etwas Abwechslung. In einem Kaffeehauße (Berdj um Heisch) mußte ein Maulthier beschlagen werden; daher ließen wir uns von dem Kaweh, der fruher bei dem englischen Konsul in Beirut als Koch gedient, eine vortreffliche Eierspeise bereiten. Grosse Zuge Griechischer Pilgrime, die von Jerusalem kamen, und uns erzahlten, dort sey die Pest ausgebrochen, hielten uns mannigmal an den vielen Brucken auf, die hier zu passiren sind. Auch jener Französische Missionar, der uns auf dem Ausfluge an den Jordan und das todte Meer begleitet hatte, und der in Eden wohnt, begegnete uns hier.

Endlich um neun Uhr Abends kamen wir wohlbehalten in dem Gasthofe des Herrn Battista in Beirut an.

Beirut.

Es war ein sehr gemischtes Gefühl mit welchem wir uns auf einmal wieder in einem, ganz auf gewöhnliche, Europäische Weise eingerichtetem Gasthofe aufgenommen sahen. Seit nahe drei Monaten hatten wir jede Nacht entweder auf freiem Felde oder in Klöstern zugebracht, in denen nicht der Eigenwille und die Gewohnheiten des Fremden, sondern wie eine gute Mutter die Ordnung und Observanz des Hauses herrscht; weder die Wüste noch die Klöster hatten uns durch einen allzugroßen Ueberfluß in Versuchung zur Unmäßigkeit geführt; eine ernste Stille und Abgeschiedenheit von dem Getümmel der Städte war, mit wenigen Ausnahmen unsre beständige Begleiterin gewesen. Hier nun, im Gasthofe der Herrn Battista, fanden wir alle Räume von Fremden angefüllt; kaum daß wir für uns und die kranke Freundin noch ein Zimmer bekamen das durch einen bretternen Verschlag nicht seiner Länge oder Breite, sondern seiner Höhe nach abgetheilt war, etwa so wie der Stall eines Roßes oder sonstigen Thieres, wo sich eben ein Verschlag zur Aufbewahrung des Heues findet. Denn in der That jene Stiege, durch welche man aus der untern Etage des Zimmers in die obere gelangte, war, wenn auch nicht ihrer Gestalt, doch ihrer Unbequemlichkeit nach von einer Stalleiter nicht sehr weit verschieden. Doch war unmittelbar neben unsrer Zwillingsstube ein andres, recht anständig mit Sofa und und Polsterstühlen versehenes Zimmer, zur Aufnahme der Besuchenden, und weil dieses Zimmer für alle Gäste des Hauses zu gemeinsamem Gebrauch war, konnten auch wir

während des Tages in ihm verweilen. Unsren jungen Reisegefährten wurde ein kleines Haus, nicht fern vom Gasthofe, zur Wohnung angewiesen. Da waren wir nun freilich wieder unsre eignen Herren, welchen es frei stund zu thun und zu lassen, so wie von allerhand käuflichen Dingen zu begehren was sie wollten. Aber gleich am ersten Mittag, an der Wirthstafel, wie war da Alles so anders als in der Wüste und in den Klöstern! Der Magen wollte anfangs nichts mehr wissen von dieser belästigenden Ueberfülle der Speisen, denn der Genuß ließ Trägheit und Stumpfheit zurück; das Gesindel der Gäste bei Tische (es waren Französische Officiere in Aegyptischem Dienste, Kaufleute aus sehr verschiednen Ländern, ein St. Simonist und ein Künstler) war dem Kreise unsrer bisherigen Anschauungen und Unterhaltungen so fremd, daß es uns vorkam als ob wir von der freien Aussicht die der hohe Münsterthurm in Straßburg gewährt, hinabtraten in die dunklen, engen Räume, durch die man wieder hinabsteigt auf das Steinpflaster der Gassen. Dennoch gesellte sich zu dem Allem der Gedanke: daß wir nun endlich wieder am Anfange der großen Brücke des Gewässers stünden, die uns aus dem fremden Welttheile hinüber führen sollte in den eignen und zuletzt in das kleine, liebe Land der Väter. Dieser Zug, hinüber nach dem heimathlichen Altar und Heerd war nun so lebhaft erwacht, daß ich gleich nach Tische mich aufmachte um meine Empfehlungsbriefe abzugeben und zugleich durch die Herrn Consuln, an welche sie lauteten, mich zu erkundigen ob ein Schiff vor Anker läge das uns, gleich nach dem Pfingstfeste, denn dieses wollten wir gern am Lande feiern, nach Griechenland führen könne.

Wie freudig wurde ich überrascht da ich zu dem Griechischen Herrn Consul Theice kam und mir dieser ein Schreiben seines Königlichen Ministeriums aus Athen mittheilte, welches mittelst des General-Consulats in Alexandria an alle Griechische Consulate der bedeutenderen Küstenstädte Syriens ergangen war; ein Schreiben worinnen sich die huldvollste Vorsorge Seiner Majestät des an Gemüth so reich und hochbegabten Königes Otto für seinen alten Lehrer aussprach. Dieses Schreiben dem ich schon in Beirut so viele Freuden verdankte, ward mir ein Zug mehr, hin zu der Stätte des jugendlichen Herrscherthrones, der das Panier des Friedens, Athenes Oelzweig wieder aufpflanzet und feststellt, auf einer Stätte welcher die äußren Segnungen des Christenthumes: bürgerliche Ordnung, Frieden und Sicherheit ganz fremd geworden waren. Von den vielen Erweisungen gastfreundlicher Zuvorkommenheit, Dienstfertigkeit und Güte, womit mir Herr Theice meinen Aufenthalt in Beirut lieb und angenehm machte, werde ich nachher reden. Auch der Oesterreichische Consul Herr Laurella, den ich gleich am ersten Tage besuchte, bemühte sich auf alle Weise mir und meinen Reisegefährten gefällig und bei allen Angelegenheiten unsrer Reise behülflich zu seyn. Vor der Hand war noch keine passende Schiffsgelegenheit für uns da.

Noch sehr zeitig am Nachmittag kam ich, begleitet von dem freundlichen Herrn Theice zum Gasthof zurück. Der Aufenthalt in den schwülen Zimmern war, nach so langem Verweilen in der freien Luft, schwer zu ertragen: wir giengen hinaus durch das nahe beim Gasthof gelegne nordöstliche Thor der Landseite, auf den Türkischen Begräbnißplatz, dessen Nachbarschaft einen der schönsten Punkte der Aussicht über Land und Meer gewährt. Ohne

hin sind zur Beschauung des hehren Libanon, welcher hier seinen Fuß im Meere badet, dort aber den Scheitel in die beständige Wohnung des Schnees erhebt, in dieser Gegend der Küste die Nachmittagsstunden die besten, weil dann alle seine Schluchten und Kuppen im vollen Glanz der Sonne stehen. Denn Beirut gleichet seiner Lage nach einem Hause, dessen Fronte mit all ihren Fenstern gegen Westen stehet und auf welches deshalb die Strahlen der Nachmittags- und Abendsonne in voller Stärke auftreffen, darum ist es auch hier, wie dieß der Fremde gar bald empfindet, so gewaltig heiß. Doch von dieser Hitze hatten wir jetzt, in den ersten Tagen des Maies nur noch wenig zu leiden, wir genossen deshalb in ungestörterem Maße die Schönheiten dieser Gegend, welche einem goldnen Gefäß gleichet in welches der Libanon die ganze Fülle seiner Naturgaben hineinströmen lasset. Wie ein Hausvater, dessen Scheitel die schneeweiße Locke des Alters bedeckt, und dessen höchste Lust es ist den Kindern und Enkeln Nahrung und Erquickungen zu reichen, steht dieser herrliche Berg da; sein Hochrücken träget die nützliche Bürde des Holzes, unter seinen Armen hält er die vollen Garben des Getraides, in seinen Händen die Becher des köstlichsten Weines und des Oeles, zu seinen Füßen sind die goldnen Früchte der Hesperiden hingeschüttet. Wie uns überhaupt alle die vorzüglichsten Früchte der Garten und Felder, alle unsere edleren Hausthiere aus dem Vaterland unsers eignen Geschlechtes, aus Asien herüber kamen, aus welchem sie der Mensch auf seinen Wanderungen über die andern Länder der Erde, mit sich zuerst nach unserm Abendland brachte und von da sie mitnahm, selbst über das Meer hinüber nach der andern Halbkugel; so kann man namentlich hier, am Fuße des

Libanon, einen Inbegriff aller Gaben unsers Haushaltes in solcher Kraft und Fülle beisammen sehen, wie an wenig andern Orten der Erde. Unten an der heißen Küste ist ein Land der Palmen, der Orangen und aller der edelsten Südfrüchte; weiter hinan gedeihet das Obst, vor allem aber der Wein aufs Herrlichste; auf die Waldungen der Oelbäume folgen die der Pistazien, der Wallnüsse, zuletzt die Arten des kräftigsten Getraides. Und wie sich hier fast alle Gewächse der Garten und Felder mit veredelteren Kräften zeigen, so hat selbst am Libanon das unscheinbare Geschlecht der Fichten seine höchste Form: die Ceder entwickelt.

Als wir hier waren stund, namentlich in der Nähe des Türkischen Begräbnißplatzes die Menge der Azedarachbäume in voller Blüthe; in der Luft schwirrten mit lautem Geschrei, die unzählbaren Schaaren des buntfarbigen Bienenfressers; im schattigeren Gebüsch und im Dickig der Bäume hörte man noch den Gesang des Bulbul oder der Orientalischen Nachtigall, der uns schon bei Akaba, am rothen Meere durch seinen volltönigen Wohlklang erfreute.

Unter den mächtigen Seestädten der westasiatischen Küste, in denen das betriebsame Volk der Phönizier alle Gaben und Reichthümer der Länder versammlete, hat sich Beirut noch am meisten einen Schatten des alten Wohlstandes erhalten. Die andren Nachbarkolonien von Sidon, und sie selber die Mutterstadt, die so reiche, große, sind in die tiefste Unbedeutenheit versunken, denn wer könnte an dem armseligen Saida noch eine Spur der Herrlichkeit bemerken, womit die Königin unter allen Handelsstädten der alten Welt angethan war; wer sollte in dem kleinem Sur das mächtige, reiche Tyrus wieder

erkennen. Noch immer nimmt sich aber Beirut mit seinen Mauern und Thurmen sehr stattlich aus; dieses alte Berytus, dessen uraltes Herkommen und Wichtigkeit Skylax (42) rühmet; welches nach Plinius Zeugniß die Pflegstatte einer hochansehnlichen Rechtsschule war *), in den Zeiten der Kreuzzuge ein Spielball des Kriegsglückes, den dieses bald in die Hande der Christen, bald wieder in die der Mohamedaner warf. Die Zahl der Bewohner der jetzigen Stadt soll sich auf 9000 belaufen; es wohnen in ihr, unter den Turken, Arabern und Drusen des Gebirges, sehr viele Christen der Griechischen und Römischen Kirche; die Maroniten wie die Griechen haben hier einen Erzbischof; auch die Zahl der Englander und Amerikaner, welche in Beirut und seiner Umgegend wohnen, ist nicht unansehnlich und diese sind im Verein einer englischen protestantischen Kapelle. So fanden wir in dieser Seestadt, mitten unter dem Völkergemisch der westasiatischen Küste einen Zusammenfluß aller Europäischen Nationen und selbst jenes Welttheiles, der ein kräftiger Ableger der Europäischen Lebenskräfte ist; am Hafen wie an öffentlichen Plätzen vernahm man die verschiedensten Sprachen der Europäischen Länder, mitten unter den Gesprachen der Araber und Turken. Das Hauptgeschäft des hiesigen Volkes ist, wie schon erwähnt, die Zucht der Seidenwürmer und die Verarbeitung ihrer Gespinste. Der grösseste Theil der Umgegend ist mit Maulbeerbäumen bepflanzt, jenem Be-

*) Plin. h. n. V. 20. Nach Eutichius (Martyr. Pal. 4) und Sokrates dem Kirchenhistoriker (hist. eccles. I, 27) hätte Berytus auch Berot geheißen haben. Der eigentliche, altkananäische Name war Beroth oder Berothai (2 Sam. 8, 8; Ezech. 47, 16).

wachs, welches das traurige Loos trifft daß es heute noch im vollen Schmuck der Blätter stehet, morgen aber wie mitten im Winter von der Hand des Menschen entlaubt ist. Diese Einrichtung fiel auch unserm Auge nicht wenig lästig, denn wir fanden nach wenig Tagen an jenen Lieblingswegen am Meere hin, die uns anfangs den dichtesten Schatten gewährt hatten, keinen Schutz mehr gegen die Strahlen der Sonne.

Beim Abendessen im Gasthof warf der St. Simonist, von welchem ich schon sprach, sein Senkblei mitten in unsre Unterhaltungen aus, um zu forschen ob unsre Gesinnungen und Ansichten für ihn ein fahrbares Wasser darbeten. Er war am Sinai und in den meisten Gegenden von Syrien und Palästina, welche wir besucht hatten, gewesen, drückte sich aber über die Absichten seiner Reise und über das was ihm in diesen Ländern und den Erinnerungen welche sie wecken das Bedeutungsvollste gewesen sey so geheimnißvoll aus, daß wir ihn nicht verstanden. Wir dagegen redeten über den nämlichen Gegenstand so unverhohlen und einfältiglich, daß er bald sahe woran er mit uns sey und von nun an sich wenig mehr mit uns zu schaffen machte.

Am Sonntag besuchte ich in Gesellschaft des freundlichen Herrn Theise den Kaiserlich Russischen Herrn Consul Chasseaud, an welchen ich auch einen Empfehlungsbrief hatte. Ich wohnte, mit herzlicher Theilnahme und freudiger Erhebung dem Englischen Gottesdienste bei, der in seinem Hause gehalten ward. Eben an diesem Tage fand ich den theuren Eli Smith, den berühmten Reisenden durch Armenien und nun auch durch die Arabische Wüste und Palästina, wieder, den ich schon in Smyrna

hatte kennen gelernt. Durch ihn und bei ihm lernte ich die Herren Herbart, Thompſon und noch mehrere edle Amerikaner ſo wie Engländer kennen, deren Begegnung mir für Geiſt und Herz ein unſchätzbarer Gewinn war. Könnte nur die That den Dank für die Freundlichkeit und Güte dieſer Männer beſſer ausſprechen als die Zunge es vermochte. Meine Stimmung in Beirut war die eines Reiſenden, der ſo eben ſein Zelt abbrach und der ſchon mit dem einen Fuß im Steigbügel ſteht, während noch ein theurer Freund, unverſehens über das Feld kommt und ihn begrüßt. Mein Herz war in der That nicht mehr bei mir in Syrien, da ich nach vollendeter Reiſe durch Paläſtina hier an der Küſte ſtund, jeden Augenblick zur Abreiſe bereit, ſondern es war ſchon vorausgeflogen nach der lieben Heimath.

Die Woche vergieng unter den Beſchäftigungen des Briefſchreibens und allerhand Vorbereitungen zur Reiſe. Die jungen Freunde, geſchmückt, ſtatt des Lorbeers mit den noch ſeltneren Zweigen und Früchten der Ceder, waren, wie wir vorhin ſahen, wieder zu uns gekommen; die Freundin mit ihrer felſenfeſten Natur hatte ſich, bis gegen Ende der Woche ſo weit wieder erholt, daß ſie das Zimmer und Haus verlaſſen, und auch die Umgegend von Beirut ſehen konnte. Wenn der Morgen und Vormittag zu den etwa nöthigen Geſchäften der Hand verwendet waren, dann brachten wir den Abend an dem reichen Meeresſtrande und bei den Reſten des Phöniziſchen wie des Griechiſchen Alterthumes dieſer Küſte oder bei Herrn Theſee zu, deſſen Wohnung, auf den alten Feſtungswerken der Stadt, eine herrliche Ausſicht über die Landſchaft darbietet.

Eben dieser unermüdlich gefällige Freund bereitete uns auch noch einen seltenen Genuß der Sinnen, als er mich und meine jungen Freunde am Tag vor Pfingsten, der nach unserm Calender der 13te Mai war, zu einer nationalen Feier des ersten Mais (denn der Griechische Calender hat sich hinter dem eigentlichen Lauf der Sonne um etwas verspätet) nach St. Dimitri einlud. Unter dem Schatten der Bäume, an einem Punkte welcher die unvergleichlichste Aussicht über die Gegend der Küste, so wie über die Stadt und weit hinaus nach dem Meere gewährt, waren Haufen von abgehauenen Zweigen, mit Teppichen bedeckt und mit Rosen bestreut zu Ruheßitzen, ein andrer, großerer Haufen von Aesten und Blüthenzweigen, auf ähnliche Weise zu einem Tisch umgestaltet, an welchem man uns die edelsten Gaben des Landes, namentlich einen achtzigjährigen Cyperwein (Herr Theseé ist selbst ein Cyprier) darbot. Wir tranken da aufs Wohl des jungen Königes, dessen Andenken auch alte Herzen erwärmt und begeistert, und auf die meines hochgeliebten Königes von Bayern. Die Stimmung der kleinen Gesellschaft war so fröhlich, als sie es bei einem Maifeste in solcher Gegend und Umgebung zu seyn vermag. Auf dem Rückwege zeigte uns noch unser gütiger Führer und Gastfreund das von Bäumen umschattete Gartenhaus in welchem Lamartine so manche Stunden des Genusses, wie des tiefsten Leides und Schmerzens verlebt hatte. Da wurde im vervielfachten Maße jene Theilnahme wach, die in uns das Lesen seiner Beschreibung des Aufenthaltes in Beirut erregt hatte.

Eine unerwartete Freude wurde uns zu Theil, als wir auf einmal unsern treuen Reisegefährten durch die Stadt, den Herrn Arabi mit seinem Arabischen Bedien-

ten, den großen Koch Abd er Wahed, in unſrem Gaſthof hereintreten ſahen. Unſer unermüdeter Freund hatte von Jeruſalem aus noch mehrere intereſſante Wanderungen, namentlich in die Gegenden oſtwärts vom Jordan gemacht und wollte jetzt mit einer der nächſten Gelegenheiten wieder nach Alexandria gehen um ſich auf einem dortigen Dampfſchiffe nach Europa einzuſchiffen. Wir hätten, wie wir dieß ſpäter erſt einſahen, ſehr wohl gethan dieſem Beiſpiel zu folgen, denn als wir mehrere Wochen nachher, nach überſtandner Quarantäne in Syra die Bekanntſchaft des dortigen Ruſſiſchen Herrn Conſuls machten erzählte uns dieſer daß Herr Krohn noch ehe wir nach Syra kamen und die Quarantäne antraten die ſeinige ſchon vollendet hatte und abgereist war. Wir aber waren damals durch die Erfahrungen die wir ſchon einmal mit der Segelſchiffahrt gemacht hatten noch nicht klug genug geworden; die Verſicherung die wir von mehreren Seiten hörten: daß jetzt im Mai die beſte Zeit zur Ueberfahrt nach Europa ſey, weil man in dieſer Jahreszeit faſt mit Sicherheit auf günſtigen Wind rechnen könne, machte uns geneigt noch einmal den Verſuch mit einem Segelſchiff zu machen. Hatten wir doch ein Beiſpiel, wie gut ein ſolcher Verſuch gelingen könne, ganz nahe vor uns. Denn eine Deutſche Familie, deren Bekanntſchaft wir zu unſrer großen Freude noch in Beirut machten und mit welcher unſre Seelen bald ein innigeres Band als das der bloßen Landsmannſchaft verknüpfte, hatte erſt vor Kurzem den Weg von Marſeille bis hieher mit einem Segelſchiff in ſechs oder ſieben Tagen zurückgelegt und daſſelbe Glück konnte ja auch uns zu Theil werden. Wozu dann, ſo dachten wir, den Umweg noch einmal über Alexandria machen, da uns ja unſre gute Hoffnung

nung den geraderen Weg an Cypern vorüber nach Griechenland als einen eben so schnell zu beendigenden versprechte und überdieß eine solche Fahrt nach unsrer Rechnung ungleich weniger kostete. Aus diesem Grunde fuhren wir fort uns, wie wir gleich bei unsrer Ankunft gethan hatten, nach einer guten Segelschiffgelegenheit umzuthun, und nachdem wir schon einige Fahrzeuge besehen, davon uns das eine, Türkische zu klein, ein andres, Französisches zu theuer gediehen, wurden wir zuletzt, noch vor Pfingsten mit einem griechischen Caviton aus Patmos handelseinig, welcher gleich nach den Festtagen mit uns unter Segel zu gehen versprach und die Hoffnung gegen uns aussprach, daß wir gar wohl in sechs bis sieben Tagen in Patmos und in neun bis zehn Tagen in Athen landen könnten. So war denn abermals eine, wie es schien sichre Hoffnung vorhanden die erhaben schöne Felseninsel Patmos, nach deren Besuch mich schon auf der Herreise so sehr verlangt hatte, zu sehen und zu betreten. Denn der Capitän Kallos hatte sein Haus und seine Familie schon seit länger als einem Jahre nicht gesehen, eben so seine von derselben Insel gebürtigen Schiffsleute; wenn sich der liebende Zug nach der Heimath hatte zu einem günstigen Winde gestalten können, der die Segel unsers Schiffes schwellte, wir waren allerdings in wenigen Tagen von Cyperns Küste nach Patmos gekommen.

Alle unsre Angelegenheiten waren geordnet; die wissenschaftliche Ausbeute unsrer ganzen Landreise von Kairo bis Jerusalem, die wir von Joppe aus zu Schiff hieher gesendet hatten war glücklich in unsern Händen, und mit ihr zugleich auch jene die wir auf dem weitren Wege von Jerusalem nach Damaskus und von da über den Li-

banen erwerben. So konnten wir in Ruhe dem Tage der Abfahrt entgegen ſehen.

Der vierzehnte Mai, der werthe Tag der Pfingſten war gekommen und auch ihn durfte ich noch in Ruh und Frieden an den Grenzen des gelobten Landes feiern. Denn Berotha oder Beirut kann man noch als eine Stadt des Landes der Verheißung betrachten nicht bloß weil ſie David dem Jüdiſchen Reiche unterwarf (*), ſondern weil ſie das Wort der Weiſſagung, das auf noch fernkünftige Zeiten deutet unter den Grenzſtädten des heiligen Erbes nennet (**). Es war noch früh am Morgen und vom Gebirge her wehete eine erquickend kühlende Luft, als ich auf einem Felſenvorſprung am Meere ſtehend dem Strahl der Sonne zuſahe, wie derſelbe vom beſchneiten Gipfel des Gebirges an bis zu ſeinem Fuß eine Schlucht nach der andren von der Decke der Schatten enthüllte, und die Farben der Waldungen, Felder und Garten weckte. Statt der Glocken, welche in dieſer Stunde im lieben Vaterlande ertönen, lauteten mir das hohe Feſt die ans Ufer ſchlagenden Wogen ein. Ich gedachte an die Zeiten einer geiſtigen Herrlichkeit, welche auch über dieſem Lande des Libanon einmals aufgegangen war und daſſelbe bedeckte, als das Erbtheil aus den Hütten Sems und Japhets, die Erkenntniß Jehovahs noch bei den Fürſten der Völker war. Damals, ſo ſpricht der Geiſt der Weiſſagung von dem Könige von Tyrus (***), „warest du ein reinlich Siegel, voller Weisheit und hoher Schönheit. Du warest im Luſtgarten Gottes und mit allerlei Edelſteinen geſchmückt; ein ausgebreiteter, deckender Che-

(*) 2. Sam. 8. V. 8. (**) Ezech. 47. V. 16.
(***) Ezech. 28. V. 12 u. f.

rub, den die Hand des Herrn auf den heiligen Berg Gottes setzte, daß er da wandelte unter den feurigen Steinen: ohne Wandel in deinem Thun; bis deine Missethat sich fand. Denn du bist voll Frevels geworden durch deine große Handthierung (Handel) und hast dich versündiget." Und nicht bloß von einer vergangenen, auch von einer noch künftigen geistigen Herrlichkeit dieses Landes redet das Wort der Weissagung, wenn es verkündet daß der Libanon der vorhin welk und entehrt sind wieder werden soll ein Fruchtgefilde, das mächtig dastehet, gleich einem Walde [1].

Nach den festlichen Augenblicken außen am Meere begab ich mich wieder in die Stadt und feierte dann den Tag der großen Thaten mit der Englischen Gemeinde, in deren Kapelle ich eine Predigt hörte, welcher man deutlich die Kraft und das lebendige Bewegen des Geistes anmerkte, von dessen Herabkommen zum Feste der Fruchtbarkeit sie zeugte.

Den Mittag brachte ich im Hause und in der Familie des gütigen Herrn Vanrella, sehr vergnügt und lehrreich zu; denn die Gäste mit denen ich hier zusammentraf hatten zum Theil gar manche Städte und Länder gesehen. Einer der Gegenstände unsers Tischgespräches war die Bestätigung der Nachricht, die wir schon in Damaskus und auch in unserm Gasthofe gehört hatten daß kurz nach unsrer Abreise von Jerusalem dort die Pest ausgebrochen sey. Am Nachmittag und bis gegen Abend zeigte mir ein ortskundiger Freund noch einige Merkwürdigkeiten der Stadt die ich bisher nur flüchtig oder

[1] Jesaj. 32, V. 9. 20, V. 17.

gar noch nicht betrachtet hatte. Von dem alten, Griechischen so wie Römischen Berytus sind, wie schon erwähnt, nur noch wenige Reste vorhanden; namentlich in der Gegend des Hafens und an der nördlich von der Stadt gelegnen Ruste, Stucken von altem Mosaik-Steinpflaster, vereinzelte Säulen und Saulentrummer, auch südwarts von der Stadt Reste von Gebauden so wie von den Befestigungswerken des Hafens. Die Burg von Berytus, die sich durch außerordentliche Festigkeit und durch große Pracht in ihrem Innern auszeichnete, zerstorte und schleifte der Feldherr des Sultan Aschraf, der Pascha Schadschai im Jahr 1291, bald nach dem Fall von Ptolemais. Als damals die (meist christlichen) Bewohner, erschreckt durch das Unglück der Übrigen sich zur Uebergabe bereit zeigten, lockte sie jener Pascha durch das Versprechen aus ihren festen Mauern heraus, daß, wenn sie ihm zutraulich entgegen kamen, ihrer aller geschont werden sollte, brach aber alsbald den Vertrag als die Wehrlosen, in feierlichem Zuge zu ihm hinauskamen und ließ die Leichtglaubigen tödten oder in Fesseln legen. Er übte hierdurch, vielleicht ohne es zu wissen nur eine furchtbare Wiedervergeltung für den gleichen Bruch der Treue, den sich bei der ersten Eroberung der Stadt durch Balduin I., im Jahre 1110 die Christen gegen die Sarazenen hatten zu Schulden kommen lassen. Denn auch damals war dem armen Volk der Stadt freier Abzug verheißen, die Pisaner aber, sammt den Provençalen überfielen, so sehr dieß gegen den Willen der edlern Kreuzfahrer war, mörderisch die entwaffnete Menge und befleckten die Gassen der eroberten Stadt mit unschuldigem Blute. Noch einmal, gegen Anfang des 17ten Jahrhunderts ward Beirut von dem zweideutigen Glanze

einer politischen Bedeutenheit betrachtet, als der letzte Zerstörer von Baalbeck, der große Emir der Drusen, Zachreddin hier so wie in Sidon seine Residenz hatte. Die noch immer sehr schönen, alterthümlichen Mauern der Stadt mögen wohl noch zum Theil aus den Zeiten der Kreuzzüge zurückgeblieben seyn; namentlich wissen wir daß die Christen unter Baldwin IV. eine ganz besondre Sorgfalt und große Summen auf die Befestigung von Beirut verwendeten. Sehr vergeblich; denn wenige Jahre nachher ward die wohlverwahrte Stadt durch Saladin gewonnen und den Christen entrissen.

Am Tage vor der Abreise sammelte die Güte der hiesigen Freunde ein ganzes Heer von zum Theil lebenden Liebesgaben um uns. Der so vielfach um uns bemüht gewesene Griechische Consul Herr Thesee hatte uns eine junge, schöne Ziege mit langen, hangenden Ohren und mit langem, glänzend schwarzen, ziemlich feinen Haare geschenkt, dazu ein Paar schneeweiße Nachtauben, zwei treffliche Zugvögel, einige Körbe mit achten Pulazien und noch sonst mancherlei Erquickungen auf die Reise; aus dem Garten unsrer Amerikanischen Freunde hatten wir einige lebendige Chamaleons und eine ganze Kiste voll schöner Versteinerungen und Mineralien vom Libanon zum Geschenk erhalten. So girrte, meckerte und sang, flatterte und kroch ein ganzes Völklein von Lebendigen um uns her, das bestimmt war uns hinaus auf das Meer, und, wo möglich, zum Theil wenigstens ins Vaterland zu begleiten. Noch einmal besuchten wir, zum Abschied die Freunde und erwarteten nun mit Sehnsucht die Abreise, denn unser diesmaliges Tagwerk im Morgenlande war vollendet; wir schnürten uns wie ein Taglöhner in den heißen Stunden des Nachmittags nach

dem Schatten der Dammrung, hinuber nach dem Heimathlande des Abends. Auch fieng wirklich nach etlichen Tagen die Hitze an uns sehr fuhlbar und lastig zu werden, vielleicht auch deßhalb weil wir das sicherste Schutzmittel gegen die auflesende Wirkung der Hitze, unsre bisherige sehr einfache Diät gegen eine andre vertauscht hatten, die uns selbst vor unsrer Reise, in der Heimath als eine schwer zu ertragende erschienen seyn würde.

II. Reise nach Griechenland.

Die Seefahrt nach Patmos.

Unter allen den Thieren welche wir mit uns an Bord nahmen war eines am Dienstag den 17ten Mai, des Morgens, schon lange wach, als die andren noch schliefen; es war das älteste und häßlichste von allen, obgleich es nicht in einem Vogelkäfig wie die weißen Tauben oder in einem durchsichtigen Glase wie die Chamäleons, sondern in dem undurchsichtigen Herzen gehegt wurde; denn das böse Thier welches ich meine, war meine Ungeduld. Ich war schon sehr früh beim Waten; mir schien es als ob die Sonne heute viel zeitiger an menge heiß zu machen denn jemals kam und zwar recht unerträglich heiß; bis um neun Uhr hielt ich es noch am Lande, in der Nähe des Bureaus des Freundes Lamprella aus, dann aber, als die Matrosen unsers Schiffes wieder eine Ladung Waaren und zugleich mehrere uns zugehörige Kisten vom Lande abholten, konnte ich es nicht mehr aushalten; ich setzte mich mit einem der jungen Freunde ins Boot und fuhr hinüber nach dem Schiffe, obgleich dieses, wie uns Alle, selbst die Matrosen versicherten, unter sechs bis sieben Stunden noch nicht abgehen konnte.

Da war ich dann, in Gesellschaft zweien der jungen Reisegefährten, denn der eine war schon vor einer Stunde an Bord gegangen, um dort unsre Sachen in Empfang zu nehmen, wenigstens um eine Viertelstunde Weges (so weit lag unser Fahrzeug vom Lande) der Europäischen Küste näher gekommen. Ich hatte jetzt Zeit mich recht nach Bequemlichkeit in dem neuen Wohnhaus des Gewässers, das für längere Zeit als wir gerechnet hatten unser Standort werden sollte, umzusehen. Das Griechische Schiff, welches wir jetzt auch das unsrige nennen konnten, war viel kleiner als das Turkische das uns von Smyrna nach Alexandria geführt hatte, indeß sollte es ja auch keine so große Gesellschaft aufnehmen als jene unsrer Hadschis gewesen war. Denn außer uns achten (der Arabische Knecht Mohamed hatte sich in Beirut von uns verabschiedet um nach Aegypten zurückzureisen) hatte sich bloß ein junger Grieche aus Smyrna, den wir in Beirut kennen lernten und welcher den hochklassischen Namen Homer führte als Passagier nach Athen eingefunden; das Schiffsvolk mit dem Capitän und Steuermann überstieg auch nicht die poetische Neunzahl, so daß wir zusammen nur achtzehn (Menschen) Seelen an Bord waren. Das ganze Schiff, seine Kajüte und der größere der untren Räume, dann so weit dieß die etwa nöthigen Geschäfte der Matrosen, beim Aufziehen und Stellen der Segel erlaubte, das ganze Verdeck war mithin zunächst zu unsrer Disposition da, denn der Waaren, welche unser Capitan für Smyrna geladen hatte, schienen auch nicht viele zu seyn. Die Kajüte war klein, aber sie wäre zum Aufenthalt am Tage wie zum Lagerplatz bei Nacht für Mehrere einladend genug erschienen, wenn sich nicht selbst schon jetzt am Tage in den Spalten des bretternen

Getafels die Menge der Wanzen verrathen hätte. Dieselbe Qual der Schlafenden ließ auch der andre, größere Schiffsraum erwarten, der einem Theil unsrer Reisegesellschaft zur Lagerstatte angewiesen war, und hier, so wie an andren Stellen des Fahrzeuges wurde es deutlich sichtbar, daß dieses keineswegs ein neues, sondern ein ziemlich altes Bauwerk sey.

Allmalig füllten sich jetzt die Raume mit unsren Geräthschaften und mit unsren Lebensverrathen für die Reise, zu denen der gutige Herr Theise noch einen Korb voll köstlicher, süßer Orangen und eine große, mit Stroh umflochtene Flasche voll trefflichen Weines gefügt hatte. Die theilnehmende Aufmerksamkeit dieses Freundes erwieß sich auch dadurch, daß er an diesem ganzen Tage, gleich als ob eine vornehme Herrschaft im Abreisen begriffen sey die Griechische Flagge auf der Zinne des Mauerthurmes wehen ließ, bei welchem seine Wohnung liegt. Und obgleich wir uns, um den vielbeschäftigten Mann nicht noch einmal zu bemühen, schon am Morgen bei ihm verabschiedet hatten, ließ er uns dennoch durch seine Kanitscharen, welche bei dem Transport unsrer Geräthschaften überall Hülfe und Aufsicht geleistet hatten, sagen, daß er noch einmal ans Schiff kommen werde um uns zu sehen und glückliche Reise zu wünschen.

Mehrere unsrer am Lande gebliebenen Reisegefährten waren so klug gewesen noch einmal zu Herrn Battista zu gehen und da zu essen. Mich hatten die schaukelnden Bewegungen des Schiffes, deren ich ganz entwöhnt war und wohl niemals ganz gewohnen werde, so übersatt gemacht, daß ich in nüchterner Trunkenheit mich am Bord festhalten mußte, und daß mir die herrliche Aussicht nach dem Libanon und dem rothen, grünenden Ufer gar bald

ſelbſt bei heitrem Himmel getrübt und geſchwärzt wurde. Doch wurden die Augen und Sinnen nach einigen Stunden wieder hell.

Meine Hausfrau und ihre Freundin waren jetzt im Ehrengeleite des Griechiſchen Herrn Conſuls und ſeiner liebenswürdigen Nichte, ſo wie der beiden Jauitſcharen gekommen, bald erſchien auch der Capitän des Schiffes und mit ihm alle noch am Lande verſpätete Mitglieder unſrer Reiſegeſellſchaft. Mit dankbarer Liebe nahm ich Abſchied von dem guten Herrn Theſee der ſich durch die vielen Beweiſe ſeiner uneigennützigen Freundſchaft ein unvergängliches Denkmal in meinem Herzen geſetzt hat. Sein Boot fuhr ab, wahrend man den Anker gelichtet und die Segel aufgeſpannt hatte; mit Hulfe eines ſchwachen, vom Lande kommenden Windes ſegelten auch wir, bald nach funf Uhr des Abends ab. Mein Auge konnte ſich von dem Anblick des Landes nicht trennen, ſo lange es Tag war; die Strahlen der untergehenden Sonne und dann der hellen Dämmrung warfen noch lange einen roſenröthlichen Schimmer auf die Schneegipfel des Libanon als die Gegend der Küſte ſchon im Schatten ſchwebte; bald aber war Alles entſchwunden was uns an das liebe Land erinnerte, nur der Widerſchein des Mondes begleitete mit zitterndem Schritte den Gang des Schiffes über die Wogen.

Unten in der Kajute hatte der alte Steuermann das Lämplein vor dem Bilde des Schutzheiligen des Schiffes des heiligen Johannes angezündet und ſchien uns erinnern zu wollen daß es Zeit ſey über die Anordnung unſrer Lagerſtätten uns zu vereinen; in die, von einer Unzahl lebendiger Bewohner ſchon eingenommene Kajute hatte niemand ſonderliche Luſt ſich hinabzubegeben; endlich ent-

schloß ich mich doch unter mancherlei Vorsichtsmaßregeln den nächtlichen Kampf zu bestehen und auch meine Hausfrau suchte sich an einer minder gefährlich scheinenden Stelle dieses kleinen Raumleins eine Lagerstelle auf, während die andern Alle es vorzogen lieber, in der warmen, heitren Nacht auf dem Verdeck zu bleiben. Und wir Alle wurden bald durch das gleichmäßige, sanfte Bewegen des Schiffes und den eintönigen Ton der anschlagenden Wellen in einen gesunden, wenn auch zum Theil oft unterbrochnen Schlaf gewiegt.

Am Mittwoch den 17ten Mai sahen wir noch in großer Deutlichkeit und seiner ganzen Ausdehnung von Nord nach Süd den Gebirgszug des Libanon, die Gegenden der Syrischen und Phönizischen Küste zogen sich wie ein bläulich-grauer Streifen an seinem Fuße hin. Nach wenig Stunden, als die Sonne uns stärker ins Gesicht stund, verschwanden die niedrigeren Gegenden der Küste wie ein Traumbild, und als nun der Wind, so schwach er auch wehte, uns dennoch ein wenig weiter nach Westen führte, sahen wir bald nur noch das Haupt des Libanon aus dem Bad der Wellen hervorstehen. Das Meer ließ sich durch das schwache Luftchen, welches kaum noch am Segel bemerkbar war, in seiner tiefen Mittagsruhe nicht stören; es wurde bald so glatt als ein Spiegel und nach Sonnenuntergang trat gänzliche Windstille ein. Die warme, stille Nacht ward uns durch das Mondlicht erhellt.

Am Morgen des 18ten Mais erhub sich wieder ein schwacher Lufthauch der sich von Zeit zu Zeit in die Segel legte und uns ein wenig weiter führte, dazwischen aber immer wieder aussetzte. Heute sahen wir die Gebirge von Cypern deutlicher, welche Einige von unsern

Reisegefährten ſchon geſtern Abend bemerkt haben wollten. In der Nacht war es zwar windſtill, das Meer aber dennoch bewegt, ſo daß wir ein ſtarkes Schaukeln des Schiffes ſpurten. Unſre jungen Freunde erzählten ſich beim Erwachen allerhand wunderliche Träume, welche dieſes Bewegen der Lagerſtätte in ihnen aufgeſchuttelt hatte. Uebrigens machte es keinen beſonders angenehmen Eindruck auf uns, da wir uns beim Hinausſchauen auf das Meer faſt noch ganz auf demſelben Flecke ſahen als geſtern beim Anbruch der Nacht. Und ſelbſt heute, Freitags den 19ten Mai ſahe es, wenigſtens am Vormittag, mit unſrem Fortkommen nicht beſonders tröſtlich aus. Der Wind ſpielte zwar zuweilen ein wenig mit unſern Segeln, dann aber, als beliebte ihm ein andres Spiel beſſer, verließ er uns und regte an einer andern Stelle das Meer auf. Einige Unterhaltung gewahrten uns die Delphine, welche truppweiſe, in mehreren Abtheilungen, an unſerm Schiff vorbeiſchoſſen, auch Vögel flogen über uns hin, denn das Land kam dennoch, wenn auch langſam näher. Am Nachmittag wurde der Wind (aus Norden) etwas kraftiger; unſer Capitän vermuthete aus mehreren Zeichen einen nahen Sturm; das Meer kam nach Sonnenuntergang in ſtarkere Bewegung, es bauete vor unſren Augen, als wollte es uns an etwas in weiter Ferne Geſchehenes erinnern, eine große Pyramide, hundertfach größer als die des Cheops, ſtatt der Steine aus lauter Lichtmaſſen auf; denn der Widerſchein des Mondes bildete auf den Wogen einen langen Lichtſtreifen der in der Ferne mächtig breit, gegen das Schiff wie eine Pyramide ſich zuſpitzte. Nur bis gegen 11 Uhr des Nachts hielt der Wind an, dann wurde es wieder ganz ſtill.

Sonnabends den 20ſten Mai hatten wir einen großen

Genuß. Cypern, die reiche, schöne Insel, nach Sizilien selbst an Umfang und Flächeninhalt die zweite des Mittelmeeres, lag ganz deutlich und nahe vor unsern Augen und breitete vor uns seine schönen, fruchtbaren Thäler so wie die grünenden Höhen aus. Wie schmerzlich mußte es gerade uns, den Freunden solcher Forschungen seyn, daß wir an dieser Insel, die schon von den ältesten Zeiten als ein Paradies der Naturforschung anerkannt war, kaum landen, geschweige auf ihr uns ergehen durften. Denn die Quarantaine hatte auch um diese schöne Insel gegen alle Schiffe die aus dem Morgenland kamen ein eisernes Gitterwerk gezogen, durch welches der Reisende wie ein vorüberziehender, hungernder Vogel auf die reife Traube, die von einen Netz umsponnen ist, nur vergeblich sehnende Blicke werfen konnte. Das was wir zuerst, gerade in Norden vor uns sahen war die Gegend von Larnaka, in dessen Nachbarschaft das alte Citium lag; eine von den neun alten Hauptstädten der Insel, deren ansehnliche Ruinen wir deutlich zu erkennen vermochten. Hier starb Cimon, der Athenienser, gleich nach Eroberung der, während der Zeit der Perserkriege von einem eigenen König beherrschten Stadt; hier ward Zeno, der Begründer der Stoischen Schule und Apollonius der Arzt geboren. An dem alten Namen dieser bedeutenden Handelsstadt, an Citium wollte schon Josephus die Abstammung von dem nach alteren, in der heiligen Schrift vorkommenden Namen Chitim [illegible] erkennen, und noch jetzt heißt das benachbarte Vorgebirge gegen Westen Cap Chitti. Wir sahen ziemlich viele Schiffe auf der Rhede liegen.

[illegible] Archaeolog. [illegible]

Das Gebirge von Cypern erscheint von hier aus gesehen in besondrer Schönheit; denn da sein Hauptrücken fast in der Richtung von Ost gegen West mitten durch die Insel verlauft, sieht man denselben von Süden aus, fast in seiner ganzen Ausdehnung. Gegen das Cap Chiti und die Bucht von Larnaka zieht sich ein hoher, zum Theil schroff abfallender Seitenzweig des Hochrückens nach Süden herunter; der höchste Gipfel des ganzen Gebirges ist der Kreuzberg (monte croce) der sich auf der westlichen Hälfte der Insel erhebt und welchen wir den ganzen Tag vor Augen hatten. Zwar hat die vormalige Zierde dieser Gebirge, jener dichte Wuchs der Wälder durch welchen sich die Cultur des Landes in der ältesten Zeit nur mühsam ihre Bahn brach, so unmöglich dieß vielleicht den Alten geschienen hatte, großentheils der verheerenden Wuth einer spätern Barbarei, vornämlich der Türkischen weichen müssen; dennoch sieht man noch immer an vielen Stellen der Insel Waldungen und Buschwerk. Vormals lieferte Cypern das Zimmerholz für ganze Flotten der Schiffe, und noch jetzt giebt es seinen Bewohnern für die Errichtung ihrer kleinen Fahrzeuge das nöthige Holzwerk und dabei Brennmateriales die Fülle. Denn wenn auch die Hochwaldungen zum großen Theil verschwunden sind so bleibt dennoch Cypern ein Eldorado, ein Ziel des Schauens und Suchens für den Botaniker wie für den Mineralogen, und gewiß auch in einem verhältnißmäßig nicht viel minder reichem Maaße für den Zoologen. Wer den Plinius gelesen, der wird sich erinnern daß kaum ein andres Land der Erde so oft als Fundort der Arten des edlen Gesteines, der Metalle, der Erden, der heilbringenden Gewächse genannt ist denn Cypern. Hatte doch das Kupfer von dieser Insel, auf

der es sich in ungemeiner Fülle fand und noch finden liefe, einen seiner Beinamen, so wie einige selbst den Namen der Cypresse aus demselben Stamme ableiten wollten. Die Heilkünstler des Alterthumes, wenn sie die Stoffe zu ihren wirksamen Arzneien weihten, über Land und Meer auffuchten, verweilten in keiner andern Gegend so lange und mit so günstigem Erfolge, denn in Cypern und Creta; ein Erklärer oder Ueberseiner des Dioscorides stellte mit den Pudern dieses alten Kräuterkenners in der Hand vor allem nur die Gebirge und Thäler von Cypern durchwandeln; denn wie in einen Brennpunkt versammeln sich hier die Strahlen der Mittagländischen, der Syrischen und selbst der Nordafrikanischen Flora. Es wäre uns bei all' unsrer Armuth, fast leichter angekommen bei den offenstehenden Thüren eines Schatzhauses des Croesus als bei solcher Zucht, mit leeren Händen vorüberzuziehen.

Etwas, so wenig es auch war, durften wir dennoch mitnehmen. Nach drei Uhr des Nachmittags kamen wir endlich an die Bucht von Limassol, wo unser Schiff Anker warf um Wasser und Lebensmittel einzunehmen. Wir liefen uns überfahren an den von hohen Staketen umzäunten Platz der Quarantäne, über dessen Grenze es nicht erlaubt war hinauszugehen. Durften wir doch auf diese Weise den Boden von Cypern betreten und konnten mit eignen Augen wenigstens einige Geschiebe seiner Gebirgsarten sehen und auflesen. Was wir sahen waren fast lauter Trümmer von Urgebirgen: Gneus und Glimmerschiefer, häufiger noch die Hornblendehaltigen Trappgesteine. Unter den zertrümmerten Schaalen der Seeschnecken zeigten sich auch die der zarten Schleiertrompetenschnecke (Janthina fragilis) die wir an der Küste von Nizza gesehen hatten.

Die hiesigen Griechischen Unterhändler machten sich unsre Abtrennung von dem eigentlichen Markt der Lebensmittel zu nutze; sie ließen sich für die getrockneten Fische, für Eier, Brod und Wein von uns ungewöhnlich viel bezahlen, obgleich von allen Reisenden die Wohlfeilheit von Limasol gerühmt wird. Dafür waren es aber auch die Ueberbleibsel von einer alten Göttertafel; denn hier bei Limasol lag einst das uralte, hochberühmte Amathus, bei welchem Aphrodite mit besonderem Wohlgefallen verweilte. Hier prangten einst die Tempel des Jupiter wie der Venus und des Adonis; der Ort war reich durch seinen köstlichen Wein und sein Kupfererzen. Noch jetzt wächst, fast nur bei Limasol und in seiner Nachbarschaft jener süße, feurige Wein, den man in Europa unter den ausschließenderen Namen des Cyperweines kennt, denn der Wein den man in den meisten andern Gegenden der Insel baut gleicht an Geschmack und Güte kaum dem gewöhnlichen, rothen Tischwein der Provence. Da wo das alte Amathus gestanden, einige oder etliche Stunden ostwärts von unserm Ankerplatz sieht man noch Ruinen. Das jetzige Limasol ist nach allen Seiten von Garten und Weinpflanzungen umgeben; mitten im Schatten hoher Cypressen, Feigen und Maulbeerbäume prangen stattlich aussehende Landhäuser; nahe beim Ufer stehen einige hohe Dattelnpalmen. Unter den meist niedern Gebäuden des längs dem Strande sich ausbreitenden Städtchens zeichnen sich zwei Moscheen und eine Art von Fort aus.

Wir blieben da auf unsrer dürren Steinwiese des Quarantäneplatzes bis um 8 Uhr des Abends, dann aber, weil ein leichter Landwind sich erhub, hisseten unser Schiffsvolk die Anker und wir bemühten uns, bei hellem Vollmondsscheine um das, in niedrige Landzunge auslaufende

laufende Cap Guta herum zu steuren. Bei dieser Gelegenheit war unser Fahrzeug, wahrscheinlich durch die Schuld des jüngeren Steuermannes, der bei Limasol auf unsre Gesundheit viel Wein getrunken hatte, einige Male in naher Gefahr auf Untiefen aufzulaufen. Die Segel wurden meist beigelegt und wir sahen erst am andern Morgen, den 21sten Mai um das Vorgebirge herum. Es war heute Sonntag und noch dazu das schöne Dreifaltigkeitsfest; wir hatten auch auf unserm armen Schiffchen es erfahren dass das Fest des Lebens auf dem fernen Meere eben so wohl schwach und so flüchtig ist als daheim auf dem Lande. Das Wasser war still und spiegelglatt; der Wind bis gegen 9 Uhr des Vormittags zwar nicht ungünstig aber sehr schwach; dann aber erhub sich auf einmal, zu unsrer großen Freude, um 9 Uhr ein so kräftiger und dabei vollkommen günstiger Wind aus Osten als wir auf unsrer ganzen bisherigen Seereise noch nicht gehabt hatten; unser Schiff trug nun vollen Segeln über den brausenden Wasserspiegel, so daß wir in jeder Stunde zum Theil zwanzig und mehre Meilen weit hinter uns liefen. Die Erfahrungen eines solchen günstigen Windes auf der Seereise zur See sind überaus auffallend. Die Bewegung eines Schiffes das den Wind ganz in Gutta Percha hat, sind, bei aller Schnelligkeit, gleichmäßig und sanft; die reine Bewegung durch die Atmosphäre, die Entfernung der kühlen Meeresluft erzeugen eine Kühle welche alle Räume des Schiffes so wie alle Glieder des Menschenleibes durchdringt. Doch genossen wir heute dieser Erquickung nur kurze Zeit; denn um 1 Uhr legte sich der Wind und bald trat eine gänzliche Windstille, mit großer Schwüle und heißer Erwärmung der Luft ein.

Als wir am Montag den 22ſten Mai uns wieder auf dem Verdeck fanden, da erhub ſich zwar ein Wind, und zwar ein ziemlich ſtarker, aber dieſer war uns eben nicht förderlich denn er bließ uns gerade aus der Richtung entgegen nach welcher wir hin wollten: aus Nordweſt. Dieſer, unter andern Umſtänden ſo gute, vaterländiſche, war gerade uns nicht erwünſchte Wind hielt den ganzen Tag an. Es kamen heute mehrmalen einzelne Geſellſchaften von hoch auffpringenden Delphinen an unſer Schiff; einer von den jungen Reiſegefährten ſchoß auf ein großes Thier dieſer Art, das er auch verwundet zu haben ſchien. Nicht ohne Verdruß und Aengſtlichkeit ſahen dieſes unſre Schiffer, denn ihnen iſt der Delphin in gewiſſem Maaße ein geheiligtes Thier, deſſen abſichtliche Verletzung, wie ſie meinen, Gefahren und Unglück für die Seefahrer nach ſich zieht, und ich bin überzeugt daß dieſe guten Leute einen Theil des verhältnißmäßig vielen Ungemachs das uns auf der weiteren, gemeinſchaftlichen Seereiſe traf, jenem verübten Frevel zuſchrieben, ſo wie auch (denn dieß ließ uns der alte Oberſteuermann bei mehreren Gelegenheiten merken) unſerem „immerwährenden" Leſen und Schreiben. Gegen Abend hob der Wind nach und bald bekamen wir eine gänzliche Windſtille. Wir hatten dieſen ganzen Tag kein Land, nur Meer und Himmel geſehen.

Jener wackre Poſtillon, der dem armen Lohnkutſcher ſeine Pferde verſtaunte und ihm den ſchweren Wagen, in welchem gar ungeduldige Reiſende ſaßen, über den Berg fahren half, wurde hierzu durch die Geduld des Mannes bewogen, die ihn gerührt hatte. Denn als er in die Nähe des Wagens kam, vor welchem die Pferde gelahmt von Müdigkeit daſtunden und aus welchem die

Reisenden sehr heftig herumschwenken, fragte er den Fuhrmann warum er sich so schwenken lasse und worauf er bei so später Nacht warte? Ich hülfe, antwortete dieser, es gerne, denn ich warte auf die Hülfe des Herrn.

Jene Hülfe, die sich uns am Dienstag Morgen, den 21sten Mai nahete und uns einen frischen Seitenwind verschaffte, der das Schiff doch wieder eine kleine Strecke vorwärts brachte, konnte in der That hierzu weder durch unsre Ungeduld noch durch meine Gelassenheit noch durch den Glauben bewogen seyn; denn von dem rechtschaffenen Glauben heißt es ja, daß er Geduld wirke [1], und meine Seele war seit etlichen Tagen durch Ungeduld ganz entblößt, weil wir noch immer wie die gestrigen Sonnenbeobachtungen unsers Capitains gezeigt hatten, zwischen dem fünf und sechs und dreißigsten Grade der Breite und dem acht- und neun und vierzigsten Grade der Länge herumschwebten. Darum war es recht gut daß die Gelassenheit noch etwas besser geübt wurde, damit ihr vermeinter Inhaber erkennen lerne auf wie schwachen Füßen sie stehe. Denn das ist gewiß, eine bessere Schule der Geduld für ungeberdige Reisende kann es nicht geben als die Fahrt auf einem Segelschiff. Da hatte uns nun heute Morgen die Vorwand des Windes wieder um etliche Meilen weiter gebracht, auf einmal verließ die Luft unser Segel und wir stunden abermals unbeweglich still auf einem Flecke, da im Meere, wo wir doch gar nichts zu thun hatten! Dazu war heute auch der Himmel etwas gerüstet und die Luft sehr schwule.

Lieber ein Sturmwind als gar kein Wind, sagten

[1] Jac. 1, 3.

gegen Mehrere von uns, zu denen selbst ich unbekannter Weise gehörte, und nun schien es als könnte auch daraus Noth werden. Der Wind war in der Nacht gegen roth (Sturm bedeutend) aufgegangen, nach 2 Uhr des Morgens hörte sich ein Brausen, wie das eines fernen Donners vernehmen, welches immer näher kam und hinter wurde bis plötzlich ein heftiger, aus Osten kommender Windstoß die Segel ergriff und das Schiff so auf die Seite legte, daß die meisten nicht fest gemachten Gegenstände ins Rollen geriethen. Das Schiffsvolk sprang auf, man hörte schreien und laufen; die Segel purrten, und, da der Wind gemeiniglich starke Böen anzukündigen, eine halbe Stunde lang hielt das Rennen der Luft an, welches uns ein Stück Weges gegen Westen trieb, dann kam unsre gewöhnliche, langweilige Gesellschafterin: die Windstille wieder, sammt der großen Mittagshitze. Am Abend, da es kühl ward auf dem Verdeck, saßen wir beisammen auf den leeren Hühnerkörben und erzählten uns Geschichtlein, worauf besonders Herr Franz sich sehr wohl verstand. Um 11 Uhr ergoßen sich ein Regenschauer des Gewässers: das Verdecken der Waaren. Die Nacht war wieder ganz windstill, es war weder gegen noch gen konnten wir seitlich beim Niedersitzen am Morgen des 25sten Mais nicht wissen, denn so wie gestern sahen wir auch heute nichts denn Himmel und Meer; nirgends ein Land das dem Auge zum Haltepunkt dienen konnte. Und doch schien sich der heutige Tag nicht übel anzulassen, denn mit dem Emporsteigen der Sonne erhob sich ein heftiger Seitenwind, der anderthalb Stunden anhielt und uns wieder sieben bis acht Seemeilen weiter brachte, dann wurde die Luft von neuem so schwach daß ein Schulknabe, auch wenn er jede Viertelstunde einmal einpfeifen oder

gen war. Doch so lustig uns dieser neue Reisegefährte erschien, der, weil er gerade aus Westen kam, das Schifflein, statt vorwärts nach Europa, vielmehr wieder rückwärts führte nach Asien, so brachte er unsern Augen dennoch einen großen Trost, nach welchem es sich lange vergebens gesehnt hatte: wir sahen schon am Morgen, noch deutlicher aber in jeder weitren Stunde, die Küste von Lycien und dann die Bucht von Castell rosso vor uns, in welcher unser Capitän einzulaufen beschloß. Obgleich das heftige Bewegen des Schiffes auch in uns die Bewegung des Schwindels geweckt hatte, so daß uns das Aufrechtstehen schwer ankam, wollte doch jeder gern Zeuge des erwünschten Augenblickes seyn in welchem das Schiff den sichern Hafen erreichte. Und da waren wir denn schon am Eingang der Bucht, der zu beiden Seiten durch felsige Vorgebirge umschlossen wird: noch einige Minuten günstiger Wind und wir sind darinnen. Aber viele Minuten wurden uns nicht, denn da wir eben einlaufen wollten kam ein heftiger Windstoß aus Nordost, der uns von neuem zurückschleuderte ins Meer. Noch ein und etliche Male wurde das Landen versucht, es gelang aber nicht; wir mußten, da jetzt der Abend kam, das offnere Meer suchen, auf dem wir die ganze Nacht auf und nieder geworfen wurden. Auch am Sonnabend den 27sten Mai, als uns der 31ste Psalm die Worte zugerufen „seyd getrost und unverzagt Alle, die ihr des Herrn harret," schien anfangs die Hülfe noch sehr fern, denn eine Stunde lang mislangen alle mühsamen Versuche Castell rosso zu erreichen. Da gab endlich unser Capitän dem Sturmwind nach und ließ von ihm das Schiff mit vollem Segel gegen Osten treiben, so daß wir in drei Viertelstunden einen großen Weg bis in die Nähe von Ca-

same machten. Nur aber schien es als vielmehr der Wind Contrebre, denn nach einer kurzen Windstille kamen Stöße aus Süden die uns noch einmal mit nach Cattaro zu nehmen versuchten. Doch siegte zuletzt wieder der vaterländische Wind aus Norden der uns gerade im günstigsten Augenblick zu Hülfe kam, so daß wir bald nach 9 Uhr des Vormittags wohlbehalten und munter wieder in die Meerenge und in den schönen Hafen von Calamo einliefen, welcher drei bis vier Stunden westwärts von Ragusa, der vormaligen Hauptstadt von Dalmatien, gelegen ist.

In der Lage und Stimmung in welcher wir uns eben befanden wurde auch eine kahle Insel, aber ein edles, fruchtbares Eiland mit einfachen Landhütten, wo man den Fremden stillen konnte, ein erfreulicher Zufluchtsort gewesen sein; darum war die Freude desselben groß, da wir uns mitten in einen Palmwald versetzt sahen, dessen und rund um uns die Weinberge des Ufergelände die Umgebung des Tempels des Zeus, der in Elaia thronte.

Calamo, welches das Altertum für Ithaka hielt ist eine vielbuchtige Insel welche gegen Süden von einer lang sich hinziehenden Insel (Mljet) nach Nord und Nordwest von der felsigen Küste des Festlandes umgrenzt wird. Von beiden Seiten, von dem Feste wie von der Insel treten Bergzüge mit Riffe in das Meer, wodurch die Wasserstraße zwischen sich verengt, zur Bucht einen Eingang, bald aber sich wieder erweitert, zur Ostseite einen See. Der Grund konnte unter Segel, da wo dieser vor Anker lag, nicht erreichen; die Felsen Klippen welche außen vor der Bucht brannten hatten sich dort innen in kleine, weiße Kiesel verwandelt deren Glänzen gegen den Felsen kaum vernehmbar war. Eben

dieses, das Gefühl der Ruhe und der Sicherheit, nach der vorhergehenden Unruhe, war etwas sehr Wohlthätiges, aber die beiden Tage der ländlichen Erholung die wir in Cacamo zubrachten, gewährten uns auch überdieß noch manchen Genuß, den wir gerade hier in der Wüste der Gewässer nicht erwartet hatten.

Einige unserer Matrosen fuhren in dem kleinen Boote nach der nordöstlichen Küste hinüber, um dort aus einer Art von Schöpfbrunnen Trinkwasser einzunehmen; wir begleiteten sie und nahmen auch unsre arme, kleine Ziege mit uns, die schon so todesmatt vor Hunger war, daß sie nicht mehr stehen konnte. Noch ehe die Matrosen ihren Wasserplatz erreichten ließen wir uns an dem felsigen, dicht mit grünem Gesträuch bewachsenen Ufer ansetzen; denn hier zog uns ein Gegenstand mächtig zu sich hin, der uns deutlich wahrnehmen ließ daß wir uns auf klassischem Boden befanden. Es waren die Ruinen einer weit ausgedehnten Nekropolis, Sarkophagen von bedeutender Größe und nicht geringer Schönheit, in solcher Menge, wie wir sie auf dieser Reise noch nicht beisammen gesehen hatten. Wir setzten zuerst unsre kleine Ziege unter dem grünen Gesträuch der Thymelaen und der Terebinthen ans Land; das arme Thier, anfangs noch am Boden liegend, fieng sogleich an zu fressen und in wenigen Minuten kamen seine Kräfte so weit wieder, daß es mit wankenden Schritten sich selber ein passendes Futter aufsuchen konnte. Wir indeß stiegen auf beschwerlichem Wege über das Gehäufe der Trümmergesteine hinan, nach einigen der augenfälligsten Grabmähler. Auf einem von diesen, das von einer Art von Hof umgränzt wird, welcher in den Felsen gehauen ist, zeigt sich das Bild des Herkules mit der Keule, in halberhabener Arbeit,

an vielen bemerkt man Spuren griechischer Inschriften; diese sind jedoch so verstümmelt und verwittert daß man nur einzelne Buchstaben zu erkennen vermag. Fast alle sind gewaltsam geöffnet, und der Ort des Einbruches noch erkennbar, während bei andren der herausgenommene Stein so gut wieder eingefügt ist, daß man sie auf den ersten Blick für ungeöffnet halten könnte. Ein Matrose von einem zweimastigen griechischen Schiffe, das mit uns fast zu gleicher Zeit in Cacamo eingelaufen war, erzählte uns am darauf folgenden Tage daß vor zwei Jahren ein Englisches Linienschiff hier vor Anker gelegen sey um die Küstengegend zu untersuchen und zu vermessen. Und da sollte denn die Mannschaft jenes Schiffes jene (gewiß schon von mancher früheren Hand geöffneten) Sarkophagen aufgebrochen haben. Ja der gute Mann wollte noch mehr wissen: daß nämlich jene Engländer, die sich aufs Schatzgraben verstünden, bei jener Gelegenheit mehrere Millionen Zechinen gefunden und erbeutet hätten. Er erzählte dieses gestern Abend Dr. Pitt und da er diesen bei den Ruinen eines alten, vielleicht Heidnischen Tempels fragte, dessen eine Wand aus einem einzigen Steine besteht, wagte er ihm wie alt dieser Bau sey und um wie viel Jahre die Erbauer solcher mächtiger Werke größer gewesen waren als die jetzigen Menschen.

Wir trafen schon heute, am ersten Nachmittag unsers hierseyns jene griechischen Pilgrime, die der Zweimaster in ihr Vaterland zurückbringen sollte, in der Nähe des Schöpfbrunnens, der sich nahe bei der Nekropolis findet. Sie kamen von Jerusalem und hatten sich schon vor länger denn drei Wochen in Joppa eingeschifft. Ihre Fahrt war mithin auch nicht beguemer gewesen denn die unsrige. Der eine von diesen Pilgrimen bot mir alte

Munzen, meist von Rhodus zum Verkauf an, hielt sie aber im Preis so hoch daß ich nicht mit ihm des Handels einig wurde.

Wir saßen und wandelten noch einige Zeit dort in der blühenden und grünenden Einsamkeit der Graber. In solcher Umgebung spricht selbst die Asche der Todten mehr von der Hoffnung des ewigen Lebens und einer alles erneuernden Wiederbringung des Leibes, als von den Kämpfen des Sterbens. Auch unter Diesen, die man dort schlafen legte, hatten wohl Manche das Geheimwort einer Hoffnung vernommen, die auf ein noch kunftiges Heil gerichtet war; einer Hoffnung, welche Den, der sie auf rechte Weise ins Herz faßte nicht zu schanden werden lasset. Es hatte sich abermals über unser Erwarten so gefugt daß wir den Sabbathsverabend in einer außen Stille und Ruhe zubringen durften welche auch die Seele zum Erfassen und Empfinden jenes Friedens geschickter macht, der ein uralter, von der Menschenseele so oft verscherzter Segen des Sabbathes ist.

Unsre Matrosen, nachdem sie uns ans Schiff gebracht hatten, machten sich noch zu einer andern Fahrt auf, nach dem kleinen von Griechen bewohnten Dorfe, das jenseit eines Felsenvorsprunges, etwas ostwarts von der Nekropolis liegt. Sie wollten dort Lebensmittel fur uns und fur sich einkaufen. Einige unsrer jungen Reisegefährten begleiteten sie und nahmen die kleine Ziege mit sich, welche wir, um sie nicht wieder dem Hungertod auszusetzen, hier zu lassen beschlossen. Eine junge Griechin nahm das Geschenk mit Freuden an und versprach das schone Thier treulich zu pflegen bis es groß und alt ware, damit sie durch dasselbe vielleicht eine ganze Nachkommenschaft solcher Ziegen gewinnen konne. Unsre Freunde

brachten einen Ueberfluß an Lebensmitteln mit sich, von denen wir uns schon heute ein nach den Entbehrungen der letzten Tage sehr gedeihliches Abendessen bereiteten.

Es gehört schon in dem gewöhnlichen, ruhigen Verlauf des Lebens, zu Hause, im lieben Vaterlande zu den besondren Verzeugungen des Sonntages, wenn man ihn nach einer arbeitsvollen Woche, draußen auf einem Dorfe, zwischen den waldbewachsenen Höhen feiern darf. Da hört man am Morgen, bald nach dem ersten Zwitschern der Schwalbe das Geläute der Frühglocke und ehe noch die Nachtigall ihr Morgenlied vollendete, tönen die Glocken die zum Morgengottesdienst rufen; drinnen im Kirchlein bricht der Strahl der Sonne durch das Fenster beim Altar herein und auch ein innres Licht der Andacht, das Leib und Seele durchdringt, ist aufgegangen; das Leben hat sein Alltagsgewand abgelegt; wie ein schweres Joch sind die Sorgen und Unruhen der Woche hinweggenommen; ungehemmt kennt sich das Pflänzlein der Ewigkeit, das im Dunkel nicht gedeihen kann in dem vollen Glanze einer Sonne der Geisterwelt. Weiß von dem das ein Frühlingssonntag in einem Dörflein der Heimath schon von selber mit sich bringt, vermißten wir freilich in Cacamo; man hörte hier keine Frühglocken, kein Geläute das zum Gottesdienst rief, nirgends war eine Kirche der Ehristen zu sehen. Als wir aber heraustraten aufs Verdeck da erschienen uns die wilden Felsen mit ihrem dunkelgrünen Laubwald und Gebüsch, in der Frische des Morgenthaues und im Glanz des anbrechenden Tages wie verklärt; selbst unser Schiffsvolk hatte ein sonntägliches Gewand angethan; der abnehmende Mond stund hoch am Himmel. Im Anblick der Nekropolis, deren weiße Sarkophagen aus dem Gebüsch der Daybue her

verschimmerten, ermessend selbst der Inhalt des heutigen Evangeliums, das den Blick hinüber in die Welt, jenseit des Grabes eröffnet, eine ganz besonders eindringende Kraft und wir erfuhren auch dießmal daß der innre Frieden, den die Feier des Sabbathes in die Seele ausgießt, nicht an die Mauern der Kirche allein gebunden sey.

Bald nach sieben Uhr ließen wir uns ans Land fahren, an welchem wir einen großen Theil des heutigen Tages zubringen wollten. Nach einem kurzen Verweilen in der Gegend der gestern besehenen Nekropolis begaben wir uns nach dem Griechischen Dorfe um von dort die ansehnliche, alte Burg zu besteigen, welche uns einwärts von unserem Ankerplatz ins Auge fiel. Wir besuchten unsre kleine Syrische Ziege, bei der Hütte der armen Bäuerin, die den hungermatten Fremdling bei sich aufgenommen hatte. Das Thier konnte auch jetzt nicht ruhen, sondern lag wiederkauend im Schatten eines Baumes weil es das langentbehrte Futter in zu großen Uebermaß genossen hatte. Die Kinder der Bäuerin freuten sich ungemein an dem schönen Thiere, zu dem sie liebkosend sich hingesetzt hatten. Unter dem Schatten eines Terpentinbaumes, dessen kleine, olgebende Früchte schon anfingen sich zu röthen, genossen auch wir ein Frühstück der süßen Milch und des frischen Brodes und stiegen dann den Hügel zur Burg hinan. An seinem Abhange, noch mehr aber in der Nähe der Akropolis selber stehen die Reste mehrerer alter, zum Theil prachtig gewesner Gebäude. Von ihrer vormaligen Schönheit und Festigkeit zeugen zum Theil noch die Portale mit gerundeten Bauten; die Trummer des Frieses, die starken Gewölbe und Bogen. Die Burg ist von vormals starken, jetzt aber sehr verfallenen

Mauern umgeben. Eine zerbrochen daliegende, eiserne Kanone bezeugt daß man auch hier mit Waffen der neueren Kriegskunst kämpfte; im Innern der Burg selber aber erinnert namentlich das sehr gut erhaltene, kleine Amphitheater an Zeiten die noch kein Krachen der Kanonen hörten. Ein kleines, am Hügel gelegenes Gebäude schien, wenn auch seine ursprüngliche Bestimmung eine andre war, als Arsenal oder Magazin zu Dienst des Schießbedarfes gewesen zu sein.

Die Aussicht von den freien Punkten des alten Schlosses, deren Anblick uns ein Turke zu sein schien, ist herrlich. Jenseits über eine breite, allenthalben von waldigen Höhen umgebene Bucht auf der Südseite der Burg, an deren jenseitigem Ufer sich eine ungleich größere Menge von Ruinen hin zieht, als in der unmittelbaren Nähe von Cacamo gefunden werden. Einige von uns fuhren später in einem Boot [illegible] einem heiligen Bezirke gehörte. Hinüber an jenes Ufer mögt betrachten sie die Reste eines kleinen, schönen Tempels, so wie mehrere prachtvolle Gebäude, vor allem aber die ausgedehnte Nekropolis, deren Ausdehnung und Menge der schönen Sarkophagen auf die vormalige Nähe einer ansehnlichen Ortschaft schließen läßt. Das Bett eines kleinen Winterstromes scheint sich weit von Norden her nach dieser Bucht herein zu ziehen, welche durch die Enge ihres klaren Wassergrabes und durch die Gestalt ihrer grünenden Ufer an einige unsrer schönen Gebirgseen erinnert. Jene Meerenge mit ihren Buchten muß einst mit mehreren Städten oder Flecken bebaut gewesen sein, welche sich vielleicht durch die Nähe der schönen Stadt Myra belebten. Diese Stadt, welche Theodosius II. zur Hauptstadt von Lycien erhob wird

zwar von Malte Brun *) für identisch mit Cacamo gehalten, doch spricht hiergegen der weite Abstand beider Orte, welche nach der Bekanntung unsers Caiütans so wie der hiesigen Griechen drei bis vier Stunden beträgt. Die Griechen kennen noch fortwährend die dortigen, sehr bedeutenden Ruinen, die in der Nähe eines neueren Oertleins Demuna (gleich wie Ephesus bei Ajasaluk) liegen, unter dem alten Namen Myra; nicht weit von dort ergießt sich der kleine Fluß Limyrne (Limyrus) ins Meer. Aus Myra brachten die Venetianer im Jahr 1101 die Gebeine des h. Bischofes Nicolaus von Myra und zweier seiner Vorgänger im Bisthum mit sich nach Hause: als einzige oder vorzügliche Ausbeute ihres Zuges nach Palästina, wo sie Akkon erobern halfen.

Im Schatten der Bäume und eines Seitengebäudes, auf den verfallenen, steinernen Stufen sitzend, lasen wir da die erste Epistel des Johannes. Ja, es bleibt dabei, daß Dieser, von welchem die Gotteskraft der Liebe zeuget, ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben.

Unten im Dörflein fanden wir auch die beiden jungen Doctoren die sich in Wald und Gebüsch ergangen und manche schöne Erinnerungszeichen an Cacamo mit sich gebracht hatten **). Bei unserer Griechischen Bauerin genossen wir ein leichtes Mittagsmahl von Eiern, saßen und wandelten dann noch lange in der Nähe des Dorfes

*) Précis de la Géographie universelle III. 81.

**) Unter den hier gefundenen Gewächsen erwähne ich der Daphne oleaefolia; Majorana nervosa, Teucrium regium; eines Bupleurum und einer Frankenia von unbestimmter Art. Unter den Katern zeichneten sich mehrere schöne Arten von Hypericis aus; an Cruciferen erschien die Cheiranthus arm.

im Gebüsch und am Ufer und kehrten erst spät am Nachmittag nach dem Schiff zurück, wo wir auch jetzt noch nicht ruhig sitzen blieben sondern nach einem nahe beim Schiff gelegnen Felsenvogel uns überfahren liessen.

Schon heute Abend sahen wir unsre Schiffsleute Vorbereitungen zur Abfahrt treffen. Der Capitän hatte im Corso faules Brod backen, aber so groß der Vorrath desselben uns schien, war er dennoch, wie sich bald zeigte für die unerwartet lange Dauer unsrer weiteren Fahrt nicht ausreichend; auch Fleisch, mit welchem der Koch uns schon heute gewesen hatte, Eier und einige lebendige Hühner waren aufgenommen worden; so meinten wir bis nach Syra oder Athen ganz zureichend ausgestattet zu seyn. Noch vor Tagesanbruch lichtete man die Anker; die Segel wurden bereit, den Wind, der uns hinausführen sollte aus der Meerenge, zu empfangen, er aber wollte lange nicht kommen; endlich, anderthalb Stunden nach Sonnenaufgang machte sich ein Lüftchen vom Hafen auf und half uns wenigstens bis in die Nähe des Ausganges nach dem Meere, dann aber mußte das Fahrzeug durch die Matrosen welche sich bald an dieser, bald an der entgegengesetzten Seite auf die Felsenklippen begaben, mühsam vollends hinausgezogen werden. Es hatte dieses mühsamen Erzwingens der Weiterfahrt nicht bedurft, denn kaum hatten wir das offne Meer erreicht da gebot uns trotzdem der starke Westwind, der sich um Mittag in heftigen Sturm verkehrte, von neuem Stillstand; wir kreuzten und schwebten den ganzen Tag auf den Wogen ohne die Nähe von Castell rosso zu erreichen; Mehrere von uns waren seekrank. Auch in der Nacht, obgleich der Wind sich gelegt hatte, war das Schwanken des Schiffes so mächtig, seine Wogen schlugen so heftig an die Planken des Schiffes,

daß der Schlaf meist verscheucht wurde. Bald nach Sonnenuntergang stürmte uns wieder der Westwind entgegen, der uns so zurückhielt, daß wir, bei allem Hin- und Herkreuzen nur wenig über Castell rosso hinauskamen. In jener fast fortwährend seekranken Stimmung, in der wir uns befanden, war uns die Bemerkung unsers Capitäns: daß dieser heftige Wind wohl noch acht Tage anhalten könne, keine sonderlich tröstliche; aber wie unzuverlässig dergleichen menschliche Voraussagungen seyen das zeigte uns schon der heutige Tag, denn der Sturm legte sich bald nach Mittag. Auch am darauf folgenden Tage, Mittwochs den 31sten Mai hatten wir nur in den Vormittagsstunden mit dem ungünstigen Winde zu kämpfen und als wahre Kreuzritter gegen ihn zu kreuzen; am Nachmittag waren Luft und Meer still und ruhig. Zugleich erfreute uns hier ein prachtvolles Panorama, das die nahe Küste uns aufthat. Tief im Lande sahe man die hohe Gebirgskette des Taurus mit ihren zackigen, von Schnee bedeckten Gipfeln sich von Ost gegen Westen hinziehen und auf einer Anhöhe, ganz nahe an der Küste zeigten sich die sehr augenfälligen Ruinen von Patara, dem Delphi des Orients. Denn hier fand sich jener Hain und Tempel des Apollo, dessen Orakel das berühmteste in Kleinasien war. Seine Entdeckungen des Verborgenen und Künftigen, seine Aussprüche und Beantwortungen der Fragen wurden für eben so tief eindringend und treffend gehalten als die des Apollo zu Delphi, und, gleich als ob der Gott in verschiednen Zeiten des Jahres seinen Aufenthalt wechsle, hielt man dafür daß die beste Zeit um Weissagungen zu vernehmen für Delphi der Sommer für Patara aber der Winter sey. Im Westen der Anhöhe, auf der die großartigen Ruinen von Patara prangen,

fällt der kleine, lycische Xanthus ins Meer, an dessen Mündung die Stadt Xanthus lag, die durch einen in hoher Achtung stehenden Tempel des Sarpedon berühmt war. Bei Patara selber fand sich in alten Zeiten ein vortrefflicher, jetzt von den Anwurfen des Meeres verschlämmter Hafen. Durch diesen wurde sie, eben so wie Myra, zu einem jener Landungsplätze an denen der Apostel Paulus auf einigen seiner Reisen verweilte, so daß ihr Name noch jetzt in dem Herzen des Freundes der heiligen Schrift lieblich Erinnerungen weckt. — Mit der Jacht in Norden verband sich auch eine nach Westen, denn man konnte in weiter Ferne die Berge von Rhodus wahrnehmen. Doch vor allem anziehend war der Anblick der majestätischen Tauruskette und jener von Patara, dessen wir genossen bis uns die einbrechende Nacht uns entzog. Diese blieb still; wir konnten heute ziemlich ruhig schlafen.

Der erste Tag war auch bei stürmischem Meere und ungünstigem Winde ein Fest und Freudentag gewesen, denn heute vor zwei und zwanzig Jahren nahm ein Leben seinen Anfang das nur so wie Tausenden von Seelen als ein Baum erscheinet, in dessen Schatten es gut zu wohnen ist, weil an seinem Stamme die tiefgehende, den Grund festhaltende Wurzel des Deutschen Eichbaumes mit der Milde der Griechischen Myrte vereint ist; der aufwärts nach dem Lichte gehende Wuchs der Palme mit den Kräften der Nahrungsgebenden, kennbog nach unten geneigten Aeste. Außer der Freude aber, die jeden das lebendigere Andenken an den werthen Freund dieses Tages uns Allen gewährte, fing sich auch gleich der Morgen sehr glücklich für uns an, denn wir hatten endlich einmal günstigen Wind. Zwar hielt dieser, anfangs aus Osten dann aus Norden wehend nur zwei Stunden lang an,

dann kam wieder Windstille, wir waren jedoch in diesen beiden Stunden weiter vorwärts gekommen als vorhin in zwei Tagen, denn wir sahen nun Rhodus, die wohlbekannte Insel ganz deutlich vor uns. Als wir am Mittag eine uns Allen theure Gesundheit trinken wollten da wurde bemerkt daß das große Gefäß mit treflichem Wein, mit welchem die Gastfreundlichkeit des guten Herrn Theise uns versorgt hatte, fast leer war, obgleich ich während der beständigen Neigung zur Seekrankheit es nur selten berührt hatte, und eine ähnliche Bemerkung hatte sich unsern jungen Freunden in Beziehung auf das Fäßchen mit Libanonwein aufgedrungen, das für sie in dem Schiffsraum aufbewahrt wurde, in welchem die Matrosen ohne Aufhören bald Dieß bald Jenes zu schaffen hatten, während von uns außern selten Jemand hinunterkam. Gute, theilnehmende Seelen schienen da oft und viel auf unsre oder wer weiß auf welche Gesundheit getrunken zu haben und wir hätten es ihnen gern vergönnt, wenn sie uns dafür nur bessren Wind zum Vorwärtskommen hätten machen können. Wir feierten den Festtag noch auf andre Weise, indem wir am Abend unsre besten, schönsten Lieder sangen, wie uns denn die ersten Worte die wir heute am Morgen lasen, zu „Lob- und Dankgesängen" ermuntert hatten. Auch dem Auge wurde noch an diesem Abend ein festliches Schauspiel zu Theil, denn wir sahen die Gebirge der Kleinasiatischen Küste in wunderschöner Beleuchtung, und erkannten schon in ziemlicher Deutlichkeit die gute Stadt Rhodus, in der es uns so wohl gegangen war. Vor der untergehenden Sonne zeigten sich (atmosphärische?) Erscheinungen welche durch ihr scheinbar unverändertes Feststehen an einem bestimmten Punkte der Scheibe großen Sonnenflecken glichen.

Während der ganzen Nacht vom 15ten auf den 16ten Juni hatte der ungünstige Westwind angehalten, doch kamen wir mit Kreuz- und Querkreuzen durch diesen Wind wenigstens so weit daß wir mit der Stadt, die wir in deutlicher Nähe erblickten, parallel stunden. Wir aßen heute das letzte Huhn gemeinschaftlich auf und auch die andern Lebensvorräthe waren nahe am Ende; namentlich konnte man voraussehen daß der Wein unsrer jungen Freunde kaum noch für den nächsten Tag ausreichen würde. Und doch konnte man in Rhodus nicht einlaufen, theils weil der Wind es nicht zuließ, theils aber auch weil so eben die Pest, wie man uns dieß in Permi und in Cacamo gesagt hatte, in der Stadt wüthete. Vor Sonnenuntergang hatten wir noch einen Theil der Insel vor uns, über Triandaria, dessen Landschaft zu den malerisch schönsten gehört, welche die fruchtbarste Phantasie sich träumen konnte. Das Veilchen meist hinter Rammen verborgen; Berge deren taschenförmig abgeschnittener Gipfel von einem lichteren Grün begleitet ist mit welchem das dunkle Grün der waldigen Schluchten und Thäler einen kräftigen Gegensatz bildet, an manchen Stellen die ernsten Schattengestalten greisenartiger Ruinen.

Nach Symi hatten wir begrüßen können; denn da uns der Westwind bei der jetzigen Richtung unsers Schiffes als Seitenwind förderlich war, kamen wir am Sonnabend den dritten Juni nahe an jener Insel und an Rhodos vorüber. Wie gern wären wir am Lande gewesen, denn es hatte heute nur sehr schmale Posten gegeben, da auch der aus Cacamo mitgenommene Brodvorrath zu Ende war. Unser Capitän verrieth uns auf Cos (Stanchio) wo er mit großer Sicherheit am andren Morgen Anker zu werfen hoffte und wo ja eine Fülle aller Lebensmittel

zu erwarten ſtand. Für meine beiden jungen Aerzte und auch für mich hatte der Gedanke, die Geburtsinſel des großen Altmeiſters unſrer Kunſt: des Hippokrates zu ſehen etwas ſehr Anlockendes und wir ergaben uns gern in das Loos des heutigen Hungers, in Hoffnung der morgen zu erwartenden Sättigung.

Aber die Sicherheit mit welcher unſer Capitän Kallos von den Begegniſſen des andern Morgens geſprochen hatte, zeigte ſich doch, als dieſer erwünſchte Morgen kam, als eine unſichre und täuſchende. Schon während der Nacht hatte ſich häufig die Windſtille angemeldet; bei Sonnenaufgang nahm ſie völligen Beſitz vom Meere und ſchien Herrſcherin dieſes Tages werden zu wollen. Zugleich trübte ſich der Himmel und es drohete mit Regen. Da ſaßen wir denn, nach einer faſt dreiwöchentlichen Fahrt, faſt wieder an derſelben Stelle feſt, wo wir ſchon auf der Hinreiſe von Smyrna nach Aegypten von widrigen Winden und Windſtille waren feſtgehalten worden; denn in unverrückbarer Gleichförmigkeit blieb zu unſrer Linken (ſüdwärts), die nordweſtliche Seite von Rhodos, zu unſrer Rechten (nordwärts) das durch die Hinfahrt und ein mehrtägiges Verweilen an ſeinem Fuße ſo wohlbekannte Gebirge von Symi ſtehen. Aber es war heute der Tag des Herrn; wir hatten in dem Worte der Friedensbotſchaft das auf dieſen (zweiten Trinitatis-Sonntag) gerichtet iſt von Einem geleſen, deſſen erbarmendes Mitleid ohne Aufhören ausgehet das Verirrte und Verlorene zu ſuchen; diesmal waren wir auch leiblich Verirrte auf dem weiten Meere, die gern in der Heimath geweſen waren, und konnten doch aus der Wüſte des Waſſers den Weg nicht herausfinden; der Glaube gedachte es würde ſchon wer kommen der uns herausholfe; in meinem Her-

gen war die zuversichtliche Hoffnung erwacht: noch heute werde uns Hülfe von dem Herrn kommen.

Bis zu den ersten Stunden des Nachmittags sahe es freilich nicht so aus als sollte die Hoffnung erfüllt werden. Denn wenn sich auch unser Fahrzeug durch die Strömung des Wassers bewegt zuweilen ein wenig drehete, so blieben doch Kredos und Evan, so wie der Felsen von der Küste bei Kandos immer an derselben Stelle und in derselben Nähe. Dazu bekam die stille, beklemmende Stellung in der wir verharrten noch eine ganz eigenthümliche Farbe durch das Gemisch von Todtenruhe welches wir empfanden. Denn da das schon erblickte Land im Schusse gänzlich ausgeblieben war, wurde auch der unsrigen Kummer, einer alten Sage das wirklich Scheinende hervorgelockt: jenes verderbliche und zur Zeit gewerfene das unsre Schiffer zum Futter der Schweine und Hunde aufbehalten hatten. Freilich war da vielleicht manches auch von unsren Mahlzeiten zu Boden gefallene Brocken darunter, aber das meiste war doch wurmig und schimmlig, dazu staubig und schmutzig, bekam deshalb, wo Wasser gemischt einen Beigeschmack, welcher verhinderte daß man sich nicht der Unmäßigkeit hingab.

Endlich, am Nachmittag um drei Uhr kam die ersehnte Hülfe: ein günstiger Wind der zwar anfangs noch schwach war, dennoch aber unser schwerfälliges Fahrzeug sehr merklich gegen Kaudos (Klauda) hintrieb. Schon gegen fünf Uhr ward der noch immer günstige Wind so heftig daß er unser Schiff mit der Schnelle eines Pfeilschusses beflügelte; wie ein Vogel strich es an dem schönen Kaudos vorüber, das von der Ebene an bis hinauf zu seiner von Seeraubern erbauten Burg wie ein grüner üppig grünender Baumgarten erscheint, und bald sahen

wir Cos (Istanko) ganz nahe vor uns liegen. Aber der sturmartige Wind war nur der Vorläufer einer übermächtigeren Bewegung der Elemente; Gewitterwolken waren am Horizont aufgestiegen; ein Theil des abendlichen Himmels zuckte in beständigen Blitzen; die hohen Wogen spielten mit unserm Schiffe wie mit einem Balle; die Brandung an den Felsenklippen übertönte fast den Laut des bald näheren bald ferneren Donners. Man hatte zuletzt alle Segel einziehen müssen, denn die treibende Kraft des Wassers bedurfte nicht der Hülfe des Windes um uns vorwärts zu stoßen. Unter solchen Umständen war es unmöglich an Standhie zu landen; mit großer Anstrengung suchte man ein freieres Meer zu gewinnen und man sagte uns später daß wir in dieser Stunde in großer Gefahr gewesen seyen.

Die Abenddämmerung brach an, der alte Obersteuermann dessen kräftiger und verständiger Lenkung des Steuerruders wir heute viel zu danken hatten, war in den wenigen Augenblicken, in denen er vom Untersteuermann sich ablösen ließ, hinabgegangen in die Kajüte und hatte da vor dem Bild des Schutzpatrons mehr Lampen als gewöhnlich und immer noch mehrere angezündet; der Capitän blätterte und studirte sehr angelegentlich in seinen großen Seekarten; ich hatte die gute, in Wassernöthen etwas ängstliche Hausfrau vermocht hinabzugehen in die Kajüte damit sie das Blitzen der Wolken und das Toben der Wellen nicht mehr sähe. Während der wenigen Minuten in denen ich mich noch länger auf dem Verdeck hielt (denn auch mich hatte der Schwindel der Seekrankheit ergriffen) trat der Kapitän zu uns hin und erklärte daß er es bei diesem Ungewitter auch nicht mehr rathsam fände den Lauf gegen Patmos und sein Meer voller

Klippen fortzusetzen, zur Förderung unserer Fahrt sey es ohnehin vortheilhafter geraden Weges nach Syra zu gehen, wo wir, wenn dieser Wind uns nur einen Theil der Nacht bliebe, am andern Morgen bei guter Zeit landen konnten. Und so ergaben wir uns denn darein, Paulus auch diesmal nicht zu sehen, und suchten, auch um die Bewegungen des Schiffsvolkes nicht zu hindern, unsre Lagerstatten.

Das Schwanken des Schiffes, das Anschlagen der tobenden Wogen, die ihren Regenschauer über das Verdeck ausgossen, liessen uns nicht einschlafen, und mich namentlich hielt noch ein anderer Nachtgedanke wach. Der Lieblingsjünger des Herrn, der dort in der einsamen Stätte ein Leben des Gebetes und der Gemeinschaft mit seinem Gott gelebt: St. Johannes der Apostel, den noch jetzt ein frommer, im Orient wurzelnder Glaube wie einen, in näherem Verbande mit der Kirche Fortlebenden betrachtet, vereinte, mit der reichen Liebe seines Gemüthes zugleich jenen Ernst gegen die Uebertreter, welchen es verbeut diese zu Hause zu nehmen, ja selbst nur zu begrüssen *). Ich war mir, selbst noch auf dieser Reise, so vieler Unlauterkeiten und Uebereilungen bewusst, dass ich von Herzen erkannte: auch ich bin ein Solcher, den wohl der von meiner Seele innig geliebte Apostel nicht hätte in seinem Hause aufnehmen und begrüssen sollen. Das will mir die Stimme sagen, mit dem drauenden Wetter vom Herrn, das mich nun schon zum zweiten Male von der geweihten Wohnstatte des Jüngers hinwegschleudert. Ich will auch diesmal mit einem, Gott gebe ernstlich beschämten und gedemüthigten Herzen, an

*) 2. Joh. 10.

der lieben Insel vorübergehen, weiß ich doch, daß noch eine andre erbarmende Liebe über mir waltet, welche reicher, stärker, unermeßlicher ist, als selbst die eines heiligen Apostels: die Liebe des Herrn, meines Arztes. Ja, bei Ihm vor Allem ist Gnade und Vergebung!

Gegen Morgen schien das Meer etwas beruhigter; das Schiff schwankte nicht mehr so stark; die Wogen schlugen nicht mehr so laut an seine Seite; ich schlief noch ein wenig ein. Da ich aber nun hinaufkam aufs Verdeck und fragte: ob wir wohl bald in Syra oder doch bei Paros seyen, da zeigte man mir, vom Glanze der Morgensonne beleuchtet, Patmos, das schon ganz nahe vor uns lag. Der unbeständige Wind hatte seine Richtung wieder verändert, statt unser Schiff noch weiter nordwestwärts gegen Syra hin zu fördern, hatte er uns wieder nach Osten verschlagen, und hier in der Nähe von Patmos fast verlassen, denn gerade schien es als würde abermals eine Windstille uns im Angesicht des ersehnten Zieles fest halten. Dennoch gieng es, wenn auch langsam, vorwärts; schon zeigte uns unser Capitän die Gegend, wo neben andern Häusern der hochgelegnen Stadt das seinige sich befand, so wie das Kloster, das durch seine Lage und seine Bauart ganz einer Akropolis gleicht. Auch unten am Ufer (wir kamen zu der Insel von Südwest und Süden her) zeigten uns die Matrosen allerhand Gegenstände, auf welche die phantastische Volkssage einer späteren Zeit ihren Schimmer wirft. Der eine, große Fels, der, von ferne gesehen, eine ohngefähre Menschenfigur nachafft, soll ein Erinnrungszeichen an den Damon (Teufel) seyn, dem das Volk der Insel, ehe St. Johannes diese betrat, göttliche Verehrung bezeugte, weil er eine Menge dämonische Wunder verrichtet, sogar Todte

erweckt habe. Auch vor den Augen des Apostels wollte er ein solches Wunder thun, „da habe ihn dieser durch seine höhere Macht selber in ein Todtes, in diese schwarze Felsenmasse verwandelt, die noch jetzt von unheilbringender Natur sey, indem sie allen, sonst essbaren Seethieren, die an ihr sich anfingen, einen unerträglich widerwärtigen Geschmack und giftige Eigenschaften ertheile." Auch ein andrer Fels, die versteinerte Jungfrau genannt, sollte durch eine Verwandlung entstanden seyn, welchen der Fluch der Mutter über eine ungehorsame Tochter herbeiführte, die, gegen das ausdrückliche Verbot der Mutter, an einem Sonntag hinabgegangen war ans Meer, um da einen Fisch zu fangen. So suchten die Seeleute sich und uns die lange Zeit des Verzuges zu verkürzen bis wir endlich aus einer Bucht in die andre zum Hafen von la Scala gelangten, in welchem unser Schiff noch vor Mittag Anker warf.

Wir liessen uns bald möglichst hinübersetzen ans Land; aber auch hier, fast vor der Thüre der Häuser, mußten wir noch einige Geduld üben. Der Aufseher der hiesigen, sogenannten Quarantäne, der vielleicht oben in der Stadt war, mußte erst gerufen werden, um zu entscheiden ob wir ans Land (auf dem wir freilich bereits saßen und standen) dürften gelassen werden oder nicht? Der gute Mann, da er endlich kam, fand keine Schuld, noch Verdacht der Pest oder Cholera an uns; der Capitän, der sich schon vorher, als Bürger der Stadt manche kleine Uebertretung der Quarantäneregeln hatte zu Schulden kommen lassen, wurde, nach wenig Worten und einer, nur mit scheinbarer Vorsicht geschehenen Besichtigung seiner Papiere, durch traulichen Handschlag begrüßt; wir durften gehen, wohin wir mochten.

Wohin hätten wir aber in diesem Augenblick, nach dem Mangel den wir seit zwei Tagen auf unserm Schiffe ausgestanden, lieber gehen mögen als nach einer Locanda oder Garkuche, deren mehrere hier zu sehen waren, um vor allem nur einen Bissen Brodes zu essen. Und in der wohlbestellten Locanda, in deren offenstehende Thure wir zuerst hineinblickten und dann auch hineintraten, war mehr zu haben denn bloßes Brod; es gab da Kase, Sardellen und recht wohlschmeckenden Samoswein.

Unser Capitän hatte, während wir unten am Hafen ruheten und aßen, Botschaft nach der Stadt gesendet mit jenen Empfehlungsbriefen welche der gütige Griechische Consul in Beirut mir dahin mitgegeben. Nach einigen Stunden begrüßten uns mit herzlicher Einfalt einer der Männer aus dem Magistrat der Stadt und ein Geschäftsführer des Klosters. Wir stiegen mit diesen auf der gepflasterten Straße den hohen, steilen Berg nach der Stadt hinan und besahen zuerst die seitwärts an diesem Wege gelegne Grotte des heiligen Johannes mit der bei ihr gelegnen Schule. Ein freundlicher Alter, von klugem Aussehen, begrüßte uns hier, und bot uns nach Orientalischer Sitte die Süßigkeiten des Landes mit frischem Wasser und Raky, dann Kaffee an. Die Wande der Schulstube waren mit Landcharten und andern Materialien für den allgemein wissenschaftlichen Unterricht bedeckt; die Schule, deren Lehrer sich zuweilen durch rühmliche gelehrte Kenntnisse, namentlich in der Altgriechischen Literatur vor Andren ihres Standes hervorthaten, hat den früheren Menschenaltern mehrere tüchtige Geistliche und Geschäftsmanner erzogen; sie wurde aus allen Gegenden Griechenlands von lehrbegierigen Schulern besucht. Auch jetzt erhalt sie sich noch in ihrem näheren Kreise einen

guten Ruf, obgleich sie mit den neuerdings besser eingerichteten Schulen des eigentlichen Griechenlands auf keine Weise in die Schranken treten kann.

Vor allem zog mich schon heute die in ein einfaches, kleines Kirchengebäude eingeschlossene Grotte des heiligen Johannes an, mit ihrer hehren Aussicht über die stillen, einsamen Buchten des Meeres und ihre Felsenwände. Hier hat nach der wahrscheinlichen, auf uralter Ueberlieferung beruhenden, aus dem Munde seiner frühesten Jünger herkommenden Sage der Apostel während seiner Verbannungszeit auf Patmos gewohnt; hier hat er seine Offenbarung der zukünftigen Dinge empfangen. Heute war ich in dem ruhigen Genusse des hehren Ortes sehr gestört, ich kehrte aber, während der Zeit unsers Aufenthaltes auf der Insel täglich, oder auch wohl mehrere Male in einem Tage zu der Stätte zurück, die mir eine der liebsten geworden ist, unter allen die ich auf dieser ganzen Reise sahe. Ich saß dort zuweilen ganz allein auf der hölzernen Bank in der Tiefe der Grotte, oder auch näher dem Fenster, das den Hinabblick gewährt, in eine Gegend, deren erhabener Natur die Majestät Gottes, die einst hier wandelte, ihre Fußtapfen vor vielen andren sichtbarlich eingeprägt zu haben scheint. Ein Schweigen, das zur Anbetung erhebt, geht da über das dunkle Gewände des Gebirges wie über das Grün des Thales und das ruhende Wasser der Buchten; selbst die Sichel der Schnitter, die sich am Bergabhange mit der Arbeit der Erndte beschäftigten, regte sich, wie von Ehrfurcht gegen die heilige Grotte gehalten, nur leise; in den schattigen Zweigen der Cerateonen wurde kein Geschwirr der Cicaden vernommen.

Gleich bei unserm Hinaufkommen nach der Stadt,

schon am ersten Nachmittag unsers hiesigen Aufenthaltes besuchten wir auch das große Kloster des h. Christodulos und seine Bewohner. Das Gebäude steht am höchsten Punkte der Insel in so festem Schutze seiner hohen Mauern und der steilen Felsenwände worauf diese gegründet sind, daß die Bewohner der Stadt in früheren, stürmischen Zeiten hier gar oft Zuflucht und Schutz gegen die Ueberfälle der Seeräuber und andrer Feinde fanden. Jede Familie pflegte gewöhnlich ihre kostbarsten und werthvollesten Sachen in das Kloster zur Verwahrung zu geben und nur für den Augenblick des Gebrauches von dort zu holen, und noch jetzt hat sich diese Gewohnheit erhalten. Die einst so vielgerühmte Bibliothek des Klosters sahen wir an einem andern Tage. Sie ist ihrer bedeutendsten Manuscripte schon längst beraubt; was man uns zeigte, das waren Abschriften der Werke der Griechischen Kirchenväter; Geschichten der Heiligen und Martyrer; Fragmente von alten mit kostbarem und zierlichen Fleiße gemachten Abschriften von einzelnen Theilen der heiligen Schrift, so wie vollständige Copien, namentlich von dem Evangelium und der Offenbarung Johannis; Psalmen mit uralten Notenzeichen; eine Paraphrase vom Buche Hiob mit hinein gemalten Bildern, wie wir eine ähnliche, jedoch schönere in der Bibliothek des Klosters am Sinai gesehen hatten. Neben den Griechischen Manuscripten und gedruckten Büchern von theologischem Inhalte, fanden sich, wie durch den übel angebrachten Scherz eines reisenden Franzosen oder Engländers, Französische Journale so wie einige Englische, und in beiden Sprachen einige andere, sehr wenig hieher passende, zum Theil nichtswürdige Schriften.

Unser gastfreier Capitän Kalles hatte uns genöthigt

das Nachtlager in seinem Hause zu nehmen, das eine schöne Lage an der höchsten Stelle der eigentlichen Stadt einnimmt. Von dem platten Dache überblickten wir den größten Theil der Insel und ein weites Gebiet des Meeres; die zartliebe, tugendliebe Hausfrau des Capitäns pflegte, wie dieser uns erzählte, auf diesem Dache, während der oft langen Abwesenheit ihres Mannes, mit dem Fernrohr in der Hand die Schiffe zu betrachten, und zu forschen ob nicht das ihres lieben Gemahles darunter sey. Unsre Zimmer granzten unmittelbar an jenes Dach an, auf dem wir noch am Abend, beim Lichte der Mondsichel die erquickende Luft athmeten. — Nach der beschwerlichen Seereise und der höchst unbequemen Schlafstätte im engen Schiffe that uns die schöne Wohnung und gute Pflege auf der Insel des heiligen Johannes ganz besonders wohl. Es war als hätte die sorgsam liebende Hand eines Wesens uns hier die Herberge bestellt.

Wir brachten, zuletzt gegen unsren Willen, vier volle Tage, vom Montag bis zum Freitag auf dem wahrhaft heiligen Eilande zu; denn am Donnerstag war das Himmelfahrtsfest der Griechen; dieses wollte unser Schiffsvolk mit Recht nicht auf dem Meere, sondern in der lieben Heimath feiern. Diese Zeit wurde von uns nach allen Straßen benutzt um die Insel und ihre Bewohner kennen zu lernen.

Das Gebirge, woraus Patmos besteht, scheint vulkanischer Abkunft, man sieht da nach allen Seiten dieselben, namentlich traubichten und basaltischen Gebirgsarten wie an den erloschenen oder auch an den noch thätigen Vulkanen von Europa *). Der große Hafen der Insel

*) Der ganze Felsgrund ist mehr in sehr verwittertem Zustand,

erſcheint als ein ehemaliger Krater, deſſen gähe, hohe Bergwände den hier eingelaufenen Schiffen einen kräftigen Schutz gegen die Winde gewähren. Außer dieſem verlaufen ſich noch eine Menge kleinerer Meeresbuchten zwiſchen den ausgebreiteten Felſenarmen der Inſel, welche durch ihre Einſamkeit und Stille zu einem längeren Verweilen einladen. Mehrere von dieſen tragen die Spuren einer urſprünglich trichter- (krater-) förmigen Geſtalt an ſich. Die dunkle (ſchwärzliche) Färbung der Felſenmaſſen, das tiefe Blau des in ihrem Schutze ruhenden Meereswaſſers, das Grün der einzelnen Schluchten, die ſich von dem Gebirge herabziehen, giebt der Landſchaft einen Anſtrich des Ernſtes mit unbeſchreiblicher Milde vermiſcht.

Vom Hafen aus fällt die Form des Hauptgebirgskernes der Inſel am deutlichſten ins Auge. Man kann, wie ich dieß ſchon bei der Beſchreibung unſrer erſten Vorüberreiſe an Patmos erwähnte, den Umriß dieſes Centralgebirges mit der Geſtalt eines mit halbausgebreiteten Schwingen ſitzenden, brütenden Adlers vergleichen. An den mittleren Körper, auf deſſen Haupte das feſtungsartige Kloſter des h. Chriſtodulos und die umgebende Stadt liegen, ſchließen ſich ſymmetriſch zu beiden Seiten, wie Flügel, zwei etwas niedrigere Berge an, die ſich hinab nach dem Meere ausbreiten; wie Spitzen der Schwungfedern und des übrigen Gefieders laufen zuletzt von ihnen die noch niedrigeren Felſenwände aus.

---

im Mandelſtein und in dem lavaartigen Geſtein zeigen ſich hin und wieder Spuren der kalihaltigen Mineralien des Veſuvs. Da leider die hier gemachte acogneſiſche Sammlung uns verloren gieng, wage ich es nicht etwas Genaueres über dieſen Gegenſtand zu ſagen.

Wer, mit einigem Rechte, zu den Hauptschönheiten einer Gegend die schattigen Waldungen zählt, dem muß freilich Patmos Vieles zu wünschen übrig lassen; denn seinen eigentlichen Wald, ja nicht einmal ein Waldchen giebt es hier. Die Schiffe bringen das Brenn- und Bauholz eben so wie das meiste Getraide zur täglichen Nahrung aus andern Gegenden her, und als während des Griechischen Aufstandes lange Zeit keine Schiffe von der Insel ausliefen waren die Bewohner genöthigt die wenigen wildwachsenden Bäume und die einzelnen Dickigte des Strauchwerkes abzuhauen, um, während des Winters, die nöthige Feuerung zu haben. Wurzelausschläge von **Quercus coccifera** und **Ilex** verriethen noch den ehemaligen Standort ihrer Stämme; von Gesträuchen zeigte sich das Gebüsch der Gartenrose (**Rosa centifolia**) deren Blüthenzeit schon vorüber war, so wie die kretische Cistrose (**Cistus creticus**) und das Gestrüpp des **Spartium villosum**. Von andern Gewächsen und zum Theil blühend das goldgefleckte Bilsenkraut (**Hyoscyamus aureus**), der kretische Natternkopf (**Echium creticum**), das weichhaarige Geranium, das stachlichte Poterium (**Poterium spinosum**) u. a. m.*). Aber wenn auch die freie Natur, ohne die Hülfe des Menschen der auch so noch schönen Insel keine schattigen Waldungen gewährt, so werden diese dennoch, bis zu einem gewissen Grade durch die Garten und Weinbergpflanzungen ersetzt die sich oben bei der Stadt,

*) Namentlich, doch zum Theil schon verblüht: **Asphodelus ramosus. Allium subhirsutum. Muscari comosum. Ivia graminea; Tordylium apulum; Orlaythe major; Linum angustifolium; Trifolium clypeatum. Lathyrus sativus. Vicia hybrida. Trigonella corniculata.**

noch mehr aber in den Schluchten des Gebirges finden. In ziemlicher Menge wächst an den Felsrandern der Johannisbrodbaum (Ceratonia siliqua); den Garten gewahrt der Wallnußbaum neben einigen Arten der Obstbäume Schatten; der Wein welcher auf Patmos wächst gehört zu den feurigsten, wohlschmeckendsten Weinsorten der Griechischen Inseln, und die Bewohner verstehen die Kunst ihn mehrere Jahre aufzubehalten und hierdurch noch zu veredeln. An Getraidearten baut man Waizen und Gerste, doch nicht in hinreichender Menge fur die Zahl der Bewohner und fur die Verproviantirung der eignen so wie der fremden Schiffe, welche nicht selten, besonders in dem großen Hafen von La Scala einkaufen. Es bestehet daher ein Hauptgewerbe der Schiffe von Patmos in der Zufuhr von Getraide, vornamlich aus den Hafen des schwarzen Meeres, was dann zum Theil wieder in andre Gegenden ausgefuhrt und dort verkauft wird. An Thieren erhielten wir ein schönes, ziemlich großes wildes Kaninchen, welches ein Bewohner der hiesigen Felsenklufte ist, auch das große, Griechische Rebhuhn sahen wir. In den Zeiten der Wandrung wird dieses Eiland von mancherlei Zugvögeln besucht. An Fischen, und zwar den mannichfaltigsten Arten, ist Ueberfluß; von Conchylien sahen wir nur die allenthalben in diesen Kustengegenden gemeinen. Unter den hier gefundenen Insekten zeichnen sich einige Arten aus der Familie der Myrmeleonen aus. Von Hausthieren sind die bedeutendsten die Ziege und das Schaaf, aus deren Milch ein sehr guter, berühmter Kase bereitet wird. Esel und Maulesel dienen beim Transport und beim Reiten hinauf nach der Stadt und hinab nach dem Hafen statt der hier nicht gebräuchlichen Wägen.

Unsere

Unsre jungen Reisegefährten hielten sich während des Tages meist unten in La Scala, in einer ziemlich guten Locanda auf, in welcher auch wir essen; bei Nacht aber schliefen sie auf dem Schiffe. Eben dieses gab Veranlassung zu einem beständigen Verkehr zwischen uns und der Meeresküste. Dr. Roth war als Arzt von den Bewohnern der Stadt sehr in Anspruch genommen und diese so wie die Mönche des Klosters gewannen ihn so lieb daß sie ihn mit einer jährlichen Besoldung von hundert Thalern zurückbehalten wollten. Für diese Summe hätte er freilich nicht bloß alle Kranke der Insel, ohne auf weitre Vergeltung Anspruch zu machen, behandeln, sondern auch alle dazu nöthigen Arzneien herbeischaffen müssen. Obgleich unser junger Freund keine Neigung bezeugte auf diesen Antrag einzugehen, hatte dennoch das Gerücht von dieser Unterhandlung den größten Unmuth und Neid des Italienischen (vorgeblichen) Apothekers erregt, der für Patmos die Stelle eines Arztes vertritt.

Die Wanderungen durch die Höhen und Thäler der Insel gewährten einen ganz besondren Genuß. Allerwärts stehen kleine Kirchen und Kapellen, deren Stätten die fromme Sage mannichfache Bedeutung giebt. Hier bei diesem Felsen war es etwa, wo der heilige Apostel einen Blinden heilte; dort gab er dem todtkranken Sohne einer armen Mutter seine Gesundheit wieder; hier an dieser Meeresbucht hat er, aus dem Ueberfluß des Glaubens und der Liebe, ein Haufen der Schriftkundigen getauft und gekleidet und sie durch seine Predigt vom Götzendienste zum Christenthum bekehrt; dort auf jener einsamen Höhe pflegte er oft zum Beten sich zu sammeln; hier im Thale war es wo er den Scharen der Kinder und den Jünglingen von Christo dem Herrn erzählte; da an der

Küſte ſegnete er, mit ihnen betend, zum letzten Male die Glieder der kleinen, durch ihre zum höheren Leben geborenen Gemeinde, als er, ſeiner Verbannung entlaſſen, nach Epheſus zurückkehrte. Auch von dem Begründer des großen Kloſters der Stadt, dem heiligen Chriſtodulus der in den Zeiten des Kaiſer Alexius (gegen Ende des zehnten Jahrhunderts) hieher auf die Inſel kam und deſſen Gebeine in der Kirche des Kloſters verwahrt werden, erzählt das Volk mancherlei an die Oertlichkeiten des Eilandes geknüpfte Sagen.

Johannes, der Jünger des Herrn, hat bis auf unſre Zeit der Inſel Patmos ein geiſtiges Erbtheil, einen fortbeſtehenden Segen hinterlaſſen, der ſich an den Bewohnern zeigt. Die Inſel iſt nur von Chriſten bewohnt, die ſich nicht bloß (vorzüglich die Frauen) durch eine beſonders ſchöne Geſtaltung des äußren Leibes, ſondern auch der innren Natur auszeichnen. Freundlichkeit, Demuth und Dienſtfertigkeit ſcheinen bei ihnen ziemlich allgemein zu herrſchen. Während die Männer großentheils das mühſame Geſchäft der Schifffahrt, oder, (die Aermeren) der Schwammfiſcherei betreiben, nähren die an Zahl ſehr vorwaltenden Frauen ſich und die Kinder mit den kunſtreichen Arbeiten ihrer fleißigen Hände; denn ſolche Strickereien der Strümpfe und Mützen, an Feinheit und Feſtigkeit werden kaum noch anderswo auf Erden gemacht, als die ſind, welche die Frauen in Patmos fertigen. Die Seeleute der Inſel rühmen ſich mit Recht, daß aus ihrer Mitte, auch während der Zeit der Zerrüttung durch die Griechiſche Revolution, niemals ein Seeräuber hervorgegangen ſey; die Frauen und Jungfrauen bewahren ſich fortwährend den guten Ruf der Reinheit und Zuchtigkeit; es iſt noch jetzt faſt ohne Beiſpiel daß

eine Wittwe sich wieder vermählt, denn man hält dieses in Patmos nach 1. Timoth. 5, V. 12 für einen Bruch des ersten Bundes, und eine junge Wittwe welche ich hier kennen lernte, eine Schwester oder nahe Verwandtin der Frau unsers Capitains schien mir in der That eine solche zu seyn, wie sie der Apostel in der eben erwähnten Stelle V. 5 beschreibt. Als ein ausres Zeichen der Zucht und Ehrbarkeit der hiesigen Frauen kann man die musterhafte Reinlichkeit und Ordnung betrachten, die wir in allen Häusern bemerkten. Auf die Erziehung und den Unterricht der Kinder wird nach bestem Wissen gesorgt.

Ein besondres Vorrecht empfangen hier die Töchter vor den Söhnen dadurch, daß die Nachlassenschaft des Vaters fast ganz auf die Tochter und zwar zumeist auf die älteste von ihnen übergeht. Während deshalb der Jüngling, auch wenn sein Vater nicht unbemittelt war, gewöhnlich nichts Andres zur Begründung seines künftigen Hausstandes in den Händen hat, als das, was er sich durch seine Seedienste oder kleine Handelsgeschäfte erwarb, bringt ihm seine Frau, wenn sie die Erbin eines begüterten Vaters war, nicht nur den Besitz eines eignen Hauses, sondern öfters noch so viel mit, daß sie ihm ein Schiff zu kaufen vermag, wodurch er Geld und Güter sich erwirbt. Während der Abwesenheit der Männer, deren Viele den Gefahren des Seelebens sehr früh unterliegen, leben die Frauen ganz überaus sparsam und eingezogen und auch wenn die Familie versammelt ist, scheint keine Verschwendung statt zu finden. Ein Hauptvergnügen der wohlhabenden Bürger ist das Zusammenkommen in einer Art von Carevanserai eingerichtetem Kaffeehaus, das nahe am Anfang der Stadt an der Straße von La Scala liegt. Man erzählt sich da, beim Rauchen der Pfeife

von ſeinen Reiſen und gemachten Geſchäften. Die jüngeren Männer vergnügen ſich im Freien mit dem Spiele des Kugelwerfens, das die Muskeln außerordentlich ſtärkt und übt. Die meiſten Bürger von Patmos, welche zum wohlhabenderen Mittelſtand gehören, ſprechen etwas Italieniſch. Auch die Fränkiſche Kleidung ſieht man, ſtatt der Griechiſchen Nationaltracht bei manchem von ihnen, während die Frauen noch großentheils auch hierin der alten Sitte treu geblieben ſind; namentlich die abentheuerlich ſchöne Kopfbedeckung beibehalten haben, die einer Grenadiermütze gleicht.

Zwar ſteht auch dieſe Inſel dem Namen nach unter Türkiſcher Oberherrſchaft, wie ſie jedoch ſchon vor dem Griechiſchen Befreiungskriege manche beſondre Vorrechte genoß, ſo hat ſie ſeit der glücklichen Beendigung deſſelben noch größere Begünſtigungen erlangt. Ein damals beobachtetes Vorrecht der früheren Zeit war ſchon dieſes, daß die Chriſten auf Patmos Glocken haben und läuten durften, deren Ton auch uns hier zum erſten Male ſeitdem wir den Libanon verließen wieder erfreute; jetzt bemerken es die Bewohner von Patmos kaum noch daß der Großſultan ihr Herr iſt, denn obgleich ſie an ſeine Kaſſen jährlich einige hundert Gulden Abgaben zu entrichten haben, ſo ſtehen ihnen doch zugleich ſo viele Mittel und Rechte zu Gebote um von jener Summe allerhand Abzüge zu machen, daß am Ende des Jahres nur wenig in baarem Gelde, das Meiſte in Gegenrechnungen und Deficits abgetragen wird; die letzteren nach jenem alten Sprichwort, daß, wo Nichts iſt, der Kaiſer ſein Recht verloren hat. Das Volk der kleinen, friedlichen Inſel wird durch eine ſelbſt, aus ſeiner Mitte erwählte Obrigkeit, nach eigenem Gebrauch und rechtlicher Sitte regiert; eine vorzüglich hohe Autorität

sind die jedesmaligen Vorstände des Klosters, deren jeweiligem das Beste seiner Mitbürger ein wirkliches Anliegen scheint.

Die Gesammtzahl der Einwohner der kleinen Insel wurde uns zu vier- bis fünftausend bestimmt; unter diesen sind neuerdings manche Einwanderer aus andern Inseln und Gegenden des benachbarten Festlandes, die sich vornämlich in La Scala angesiedelt haben. Das weibliche Geschlecht soll in so großem Maaße die Ueberzahl bilden, daß man vier bis fünf Bewohnerinnen gegen einen Bewohner rechnet. Von dem starkeren Geschlecht raubt allerdings das Meer, wenn Boote von Mitylene an seine zweite Heimath hier, alljährlich eine Anzahl von Leuten hinweg, ein andrer Grund aber des ungleichen Zahlenverhältnisses der beiden Geschlechter scheint in der Neigung der Männer auch zum Theil auf fremden Schiffen und zu dem Verweilen in andern Gegenden zu liegen. Wir kannten manchen kennen, dessen Vorvater mit ihren alten Sitten zur Beständigkeit in irgend einer Stadt des benachbarten Mutterlandes lebte, wo sie ein für sie vortheilhafter Handelsschein zum Gewerbe trieben, während die Mutter mit den Kindern in der Heimath das einsame Leben einer Witwe führt.

Patmos hat nur zwei bewohnte Ortschaften; die eine von diesen ist die untere, kleine Hafenstadt La Scala, die andere die eigentliche, um das Kloster angebaute Stadt. Vormals soll der größte Theil der Bevölkerung unten bei La Scala am Meeresstrande gewohnt haben, an welchem man auch noch jetzt manche Orte von Gebäuden bemerkt, die beständigen Ueberfälle von Seeräubern scheuchten jedoch das arme Volk hinauf auf den Berg, in die Nähe und in den Schutz des mächtig befestigten Klosters, das im Nothfall einer großen Zahl von ihnen, ja Allen in seinen

für Piraten unbezwingbaren Mauern Zuflucht gewährte. Ein Thurm des Kloſters diente in jener Zeit der beſtändigen Unſicherheit zur Warte, von welcher aus ein beſtellter Wächter weithin, nach allen Seiten das Meer betrachtete und die Annäherung jedes verdächtigen Schiffes alsbald verkündete. Noch jetzt iſt dieſer Thurm ein Punkt der Fernſicht über das Meer und ſeine Inſelgruppen, bei dem der Fremde mit freudiger Bewundrung verweilt, denn während man in Norden Samos, Furni und Ikaros, in Süden Leros und Kalymna erblickt, nimmt man in Oſten die Umriſſe einzelner Gebirge des Aſiatiſchen Feſtlandes wahr. Uns jedoch zog es jetzt nach keinem dieſer Punkte mehr hin, wir waren froh daß wir den Süden und Oſten für diesmal hinter uns hatten und ſahen mit Verlangen nach der deutlich, ihrem ganzen Umfange nach vor Augen liegenden kleinen Inſel Amorgos hin, die uns ſchon aus dem lieben befreundeten Lande entgegenblickte.

Recht im vollſten Maße genoſſen wir noch das geiſtige und leibliche Ausruhen in dem hehren Patmos, ſo wie die Beweiſe der Freundlichkeit ſeiner Bewohner. Mittwochs den 7ten Juni, welches zugleich der Vorabend vor dem hieſigen Himmelfahrtsfeſte war. Ich hatte mich bald nach Sonnenaufgang in Geſellſchaft meiner Hausfrau aufgemacht um einige Theile der Umgegend der Stadt zu ſehen, dahin wir noch nicht gekommen waren. Wenn dieſe vielen kleinen Kapellen, die an der grünenderen, ſanfter nach dem Meere abfallenden Süd- und Südweſtſeite des Eilandes ſtehen, ein Ausdruck der Gegenliebe ſind, zu Ihm, den uns der Apoſtel, an den hier jeder Schritt erinnert, als die Liebe kennen lehret, dann durfen wir ihre Erbauer und Erhalter ſehr glücklich preiſen.

Wohl gewählt, zur Erweckung des dankbaren Wohlgefallens an den Werken des Herrn erscheint die Stelle von jedem dieser Kirchlein; wenn das eine in der Mitte der Felder, deren Erndtezeit jetzt gekommen war, das andre am grünenden Wiesengrunde, der aus der Thalschlucht heraufsteigt, ein drittes auf der Spitze der Felsen steht, zu dessen Fuß das Meer mit all seinen Gaben sich ausbreitet.

Der Sohn einer hiesigen, ansehnlichen Familie studirte damals in München und war auch mein Zuhörer gewesen. Wir wurden heute in sein Elternhaus, zu seiner Mutter und seinen Schwestern (denn der Vater wohnt in Scala nuova bei Ephesus) eingeladen und es ward uns sehr wohl unter dem Obdach dieses Hauses, dessen Bewohnerinnen mit der äußren Wohlgestalt zugleich die innre der heiligen Anmuth verliehen ist. Ich konnte die Augen der sorgsamen Mutter auf eine für sie sehr beruhigende Weise beantworten.

Nun hier gieng es, einen großen Theil des Vormittages und auch noch des Nachmittages hindurch von einem Hause der hiesigen Bekannten zum andren. Denn da nach einer vielleicht niemals recht ernst gemeinten Versicherung des Capitäns die Abfahrt am morgenden Abend geschehen sollte und wir dem Hause des guten Mannes unmittelbar vor einer vielleicht langen Trennung von den Seinigen keine Unruhe machen wollten, beschlossen wir noch heute Abschied zu nehmen und die Nacht auf dem Schiffe zuzubringen. Ueberall aber wohin ich kam, im Kloster und bei den Herren des Stadtmagistrats, die mich besucht und zu sich eingeladen hatten sollte ich Verwahrung annehmen; wenigstens doch Süßigkeiten und Getränke. Das gute Patmos wollte mir bis zur letzten Stunde be

weisen daß es aus freiem, innern Antriebe und eigner Neigung jenem Lobe nachtrachtet, welches der Apostel, dessen Andenken es sich geweiht hat, Gajo, dem Lieben, dem Gastfreien und in ihm der christlichen Gastfreundlichkeit selber ertheilt. Auch von der guten, edlen Hausfrau unsers Capitans (er selber war unten im Hafen) hatten wir jetzt herzlich dankbaren Abschied genommen und zogen den so oft betretenen Steinweg nach La Scala hinunter. Ich wendete mich rechts, zu dem mir so lieb gewordnen Kloster der Apokalypse, das über der Grotte des heiligen Johannes steht, und stieg, von Keinem bemerkt, die Treppen hinab, zu dem Kirchlein der Grotte. So still und einsam wie heute hatte ich es noch niemals da getroffen. Ich betrachtete den Inhalt der ersten Capitel der Offenbarung Johannis, dann schaucte ich aus dem kleinen Aeußer des Kirchleins hinunter nach dem tempelartigen Gebäu der Felsen und nach dem in ihrer Mitte ruhenden Wasser der Meeresbucht. „Du, Herr, du bist würdig zu nehmen Preis und Ehre und Kraft; denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen haben sie das Wesen und sind geschaffen" *).

Ich stand noch auf dem flachen Dache bei der Johanniskirche und sahe da die Sonne untergehen über dem Hügel. Auch hier durfte ich heute ganz allein seyn, und mich noch einmal recht darüber freuen daß es mir gelungen war nach Patmos zu kommen. Es ist doch ganz besonders schön auf diesem Eilande das uns manche Erdbeschreiber nur mit wenig Worten als einen düreren, nackten Felsen bezeichnen. Meinem Auge erscheint du anders: du hehre, aus dem Feuer der Tiefe geborene und mit

*) Apok. 4. V. 11.

einem Feuer aus der Höhe getaufte Felsenveste und du wärest eine Stätte ganz nach meinem «sonderbaren» Geschmacke. Ja, ich meine daß einem Manne, der neben dem Ruhen und Dienst für den Nächsten die Stille und das einsame Verweilen in einer zur Erhebung und zur Freude an den Werken Gottes aufregenden, majestätisch-schönen Natur liebt, das Leben eines seinem Amte gewachsenen Lehrers, an der St. Johannisschule zu Patmos als eines der schönsten erscheinen mußte, welches ein Sterblicher sich wünschen könnte.

Unten in der kleinen Bucht des Hafens, in dem gewöhnlichen Sammelplatz der Levanda, fand ich unsre ganze kleine Reisegesellschaft beisammen. Der Wendenheim begleitete uns bei der kurzen Fahrt hinüber nach dem Schiffe, das vor festtäglich gereinigt und geschmückt, und mit Ausnahme eines oder zweier Matrosen, die bei dem Geräthe zurück bleiben mußten, von allen seinen gewöhnlichen Bewohnern verlassen fanden. Die Nacht war so still und das Wasser so unbewegt daß wir ganz gut in dem kleinen, schwimmenden Hause ruhen, in dem wir so manche Stunde der Angst zugebracht hatten. Auch am Morgen, bei dem Gesange der Glöcklein und Glocken vom Berge, welche die schöne Feier des heutigen Tages verkündeten, waren wir Alle schon auf dem Verdeck und bald nachher auch am Lande. Ein Fahrzeug war angekommen mit Engländern, welche, wie es schien, Patmos, so wie andre benachbarte Inseln und Küstengegenden geometrisch untersuchen und namentlich die Buchten und Hafenplätze genau in Augenschein nahmen; die Reisenden hatten sich ein Zelt an der Landzunge aufgeschlagen, welche den Hafen von La Scala von einer andren Meeresbucht des Eilandes scheidet, deren Oeffnung gegen Nord-

westen gerichtet ist. Auch jene Bucht, die wir uns heute besahen, gewährt in der Mitte ihrer vulkanischen Felsenmassen den Schiffen einen sichren Verguugsort gegen die meisten Stürme, und öfters geschieht es daß Fahrzeuge denen der Wind das Einlaufen in den größeren Hafen verwehrte in diesem kleineren ihre Zuflucht suchen, zu welchem gerade dann die Annäherung am leichtesten ist, wenn sie an dem andern, entgegengesetzten am schwersten wurde. Vormals war aber auch jene unbewohnte, nordwestliche Bucht sehr oft ein Schlupfwinkel für die Seeräuber, welche, wenn ihnen hier ein unvermerktes Landen gelungen war, Schrecken und Raubmord über die arme Insel verbreiteten. Von solcher Noth ist Patmos schon seit mehreren Jahren ganz verschont geblieben, denn das Brüllen des englischen Löwen so wie der Flug des nordischen Adlers hat jenes Raubgesindel geschreckt, und der Geruch der Lilie, die am Strande des nördlichen Afrikas Wurzel gefaßt hat, ist ihm ein Geruch zum Tode geworden.

Aus der Stadt fanden wir, da wir wieder zurückkamen zur Locanda, mehrere herzliche Einladungen. Wir sollten doch, da ja für heute die Abfahrt noch sehr ungewiß sey, diesen Tag noch eben zubringen. Auch unserm Capitän war es gar nicht recht daß wir sein Haus verlassen hatten. Da uns jedoch bei dem heutigen, ganz besonders heißen Tage das Hinansteigen auf den steilen Berg etwas sauer ankam, weil wir gern die hier gesammelten Kräfte für die vermuthlichen Beschwerden der weitren Seefahrt aufgespart hätten, und da wir überdieß unsererseits keine Veranlassung zu einem noch längern Verzug der Abreise geben wollten, lehnten wir jene freundlichen Einladungen ab und beschlossen im Hafen die nahe Abfahrt zu erwarten. Da kamen uns dann noch heute

so wie am andern Morgen noch allerhand Gaben: Käse, Körbe mit Festtagsbroden und Kuchen, Wein, und aus dem Kloster, an dessen Armenschule ich ein kleines Geschenk gegeben, ein Lamm zu. Am Nachmittag besuchten Einige von uns noch einmal das Kloster der Apokalypse und die heilige Grotte, so wie die andren Höhlen des vulkanischen Felsengesteines, die in der Nähe des Gebäudes sich finden.

Wir kehrten, zum letzten Nachtlager in Patmos, auf das Schiff zurück. Ein lieblicher Gesang von jugendlichen Stimmen erfreute, wie es schien uns zu Liebe, aus einem Boote, das beim Schiffe des Wendes in der Nähe unseres Schiffes hin und her ruderte. Die Töne gingen mit in unsre Träume der Nacht hinüber; der ganze Aufenthalt auf Patmos erschien uns, als wir am andern Mittage von der Insel schieden, wie ein Traum, in welchem sich der Seele Gesichte und Erscheinungen der Engel zeigten.

Fahrt von Patmos nach Syra und Athen.

Es war, wie ich oben erwähnte, Freitags den 9ten Juni Mittag geworden als endlich der Kapitan und mit ihm der größte Theil unsres Schiffsvolkes vom Lande, wo wir sie mit ihren Freunden seit vielen Stunden leben und trinken sahen, zu uns an Bord kamen und nun die Anker aufgezogen wurden. Bis zu dem Augenblick wo man die Segel aufspannte waren einige wackre Männer vom Stadtrath, die mich noch zum Abschied besucht hatten, bei uns auf dem Schiffe geblieben, jetzt sagten wir uns herzliches Lebewohl und jene zogen nach der nahen, wir nach der fernen Heimath hin.

Die Fahrt hinaus zum Hafen ging vortrefflich von

ſtatten; der Wind füllte die Segel und das Meer ſchien dabei ruhig; ein ſolcher guter Anfang der Reiſe erfüllte uns mit den freheſten Hoffnungen. Anders aber zeigte ſich uns das mächtige Element, das im Schooß der Felſen ſo zahm that, als wir wieder hinaus ins Freie kamen, wo daſſelbe nicht mehr bei der ruhenden Bergieſte ruhete, ſondern mit dem unruhigen Sturm ſich bewegte. Da geſellte ſich ſogleich unſer alter, wohlbekannter Reiſegefährte, der vaterländiſche Weſtwind zu unſrem Schiffe, der uns, obgleich wir ihn nur als Seitenwind nahmen, mit ſeiner am Nachmittag zunehmenden Heftigkeit gegen Samos hinfuhrte, ſo nahe daß wir meinten wir ſollten auch auf dieſer ſchönen Inſel noch landen. Hierbei gieng das Meer ſo hoch, daß die Wellen öfter über das Verdeck hereinſchlugen. Doch milderte ſich gegen Sonnenuntergang dieſer Ungeſtum des Wetters und die Nacht war ruhig; am Morgen beim Erwachen ſahen wir neben uns in Süden das gute Patmos, zur Rechten, in Norden, lag uns das lang ſich hinſtreckende Ikaria.

Wenn, wie dieß ſehr wahrſcheinlich geſchehen war, die zärtliche Hausfrau unſers Capitans heute, Sonnabends den zehnten Juni, das Schiff ihres Gemahls mit dem Fernrohr in der Hand auf dem Meere einmal aufgefunden hatte, da wurde es ihr nicht ſchwer ſeinen Lauf von Stunde zu Stunde zu verfolgen, denn am ganzen Vormittag hatten wir ſo wenig Wind daß wir faſt an derſelben Stelle blieben; betrachtend, bald das Gebirge von Ikaria, mit ſeinen rinnenförmig herablaufenden Schluchten, bald das Felſeneiland von Patmos mit ſeinem Kloſter und ſeiner Stadt. Und als am Nachmittag von neuem der Weſtwind in ziemlicher Heftigkeit ſich erhub da wo

thigte er das Schifflein statt gerade aus, zur Linken nach Süden zu wenden und fahren uns abermals, obwohl von andrer Seite neben Patmos hinab, so daß wir gegen Abend Amorgos, die Geburtsinsel des Dichters Simonides, obwohl in ziemlicher Ferne vor uns hatten und zugleich die Gebirge von Naxos so wie den hohen Dimaiceberg auf Mykenes erblickten, den Denkstein des siegreichen Kampfes einer Götterkraft mit der feindlichen Macht des Unteren, den Zeugen der Thaten des Halbgottes, denn hier, am Fuße des Dimailes sollten nach den Heldenwagen des Alterthumes alle von Herakles erschlagene Centauren begraben liegen. Bei dieser Querfahrt unsers Schiffleins waren wir dennoch, dieß erkannten wir aus dem weiteren Abstande in welchem wir nun Patmos in nordöstlicher Richtung hinter uns sahen, etwas weiter gegen Westen vorgerückt. Noch vor Sonnenuntergang machte uns der Capitän auf zwei nackte, schroff über das Meer heraufstehende Felsen aufmerksam, an denen sich die Brandung mit donnerndem Getöse brach. Sie werden von den Schiffern dieses Meeres die „Sphinxen" genannt und ihre steinernen Hörner haben schon manches gute Schiff zerschellen, denn rings um sie her ist das Meer voll verborgner Klippen und Untiefen. Wir kamen glücklich an diesen bösen Steinen vorüber, welche zum Glück für die Seefahrer an ihren Wahrzeichen des Gewässers frei gefunden sind. Der Wind legte sich nach Sonnenuntergang und der Mond erleuchtete das Meer mit seinem milden Lichte. So ging denn auch dieser Tag, ein Gedächtnißtag des deutschen Volkes, denn er ist der Todestag seines großen Barbarossa, zu Ende, und mit ihm die Woche, deren Anfang für uns ein so saurer, der Fortgang aber ein so leichter und lieblicher gewesen war

Mochte denn da immer das Ende auch wieder ein wenig langweilig ausſehen!

Das Anſchlagen der Wellen an die Seiten des Schiffes, ſo wie das unerwünſchte Schwanken deſſelben, das nach Mutternacht ſtärker wurde, hatten uns errathen laſſen daß der Wind ſich wieder erhoben habe, da jedoch alle Segel eingezogen waren konnte uns derſelbe nicht hindern an derſelben Stelle des Meeres hin und her zu kreuzen, ſo daß wir am Morgen, Sonntags den 11ten Juni uns wenigſtens nicht rückwärts getrieben, ſondern immer noch in ziemlicher Nähe der beiden böſen Ochſen ſahen. Aber mit dem hellen Tage zugleich konnte auch wieder das zwar nicht ſehr erfreuliche aber dennoch förderliche Kreuz unſrer bisherigen Seefahrt, das Kreuzen beginnen, denn es bleibt dabei daß widriger Wind, wenn er nicht über das Maaß der kämpfenden Kräfte geht, im Leiblichen wie im Geiſtigen immerhin ungleich beſſer und förderlicher iſt denn die böſe Windſtille. So ließen wir uns denn, indem wir die Vorſpann des ungeſtümen Weſtwindes bald von der rechten, bald von der linken Seite in die ſchief aufgeſpannten Segel nahmen, jetzt nach Nordnord-, dann nach Südſüdweſten fuhren und kamen auf dieſe Weiſe dennoch von Stunde zu Stunde näher nach dem Ziele (in Weſten) hin. Freilich hatten wir den längſt erſehnten Ruhepunkt des heutigen Tages, die Inſel Syra ſchon früh um neun Uhr geſehen und erreichten ihren Hafen erſt mit vieler Anſtrengung am Abend um ſieben, aber die heutige Fahrt, ſo ſehr ſie durch Umwege gieng, war keineswegs für das Aufmerken ermüdend, ſondern im hohen Grade unterhaltend, denn hier in dieſem Chore der ſchönen Inſeln, deren faſt jede ein Lied von den Thaten der Heroën oder von dem bedeutungs-

vollen Wandel der Götter auf Erden singet, findet das Auge, wie die Erinnerung an die längst vergangenen Zeiten an jedem Punkte eine neue Unterhaltung. Waren wir doch nun auch über die Grenze des gestaltenvollen Karischen Meeres hinübergerückt, in das Aegaische und in jene Gränzen des Gewässers, bei welchen Europa und zugleich die Herrschaft eines unsren Seelen theuren, vaterländischen Königes beginnt; wir fanden uns in dem Gebiet der Sporaden und bald nachher in jenem der Cykladen.

Die erste Insel an welcher wir heute in ziemlicher Nähe vorüberkreuzten, war Stenosa, jenes vormals allgemein gefürchtete Felsennest der Seeräuber, welches bei aller Wildheit nicht ohne Reize seiner Natur erscheinet. Doch wie eine Furiin in ihrem Schmucke, neben dem Weib eines Zigeunerhauptmanns erscheint sich, unfern von Stenosa, das reiche Naxos, an dessen Ufern uns das Wasserglück des heutigen Tages ganz nahe vorbeiführte. Mit Recht prägte diese Insel die symbolische Göttergestalt des Glückes, ein Füllhorn haltend auf ihre Münzen, denn jene Güter des Erdenglückes, welche der Boden erzeugt: Getraide und Früchte der Bäume so wie der Reben gedeihen noch immer auf ihr in Menge und namentlich steht der Wein von Naxos in hohem Rufe der Güte. Sie war dem Alterthum ein Miniaturbild des reichen Siciliens und als solches Klein-Sicilien benannt. An ihre Gebirgshöhen knüpft sich der erste Ring der Kette der Sagen, von dem Ausgang der Bacchischen Vergötterung durch die Länder und Völker; hier wird Dionysos mit Ariadne vermählt; ein dennoch hochfeyender Irrwahn des Geistes mit dem Sehnen der Menschenseele. Die Gestalt der Insel, mit ihren meist grün bekleideten Bergabhängen und Thälern ist mild und freundlich.

Abermals, nachdem wir gegen Nordweſt ſteurend, das nördliche Ende von Naxos umſchifft hatten, wendeten wir uns etwas ſüdwärts, gegen Paros, zu der Marmorinſel, der Geburtsſtätte des Jambendichters Archilochos. Wie dieſe Inſel für die bildende Kunſt in alter wie in ſpäterer Zeit eine Fundgrube des köſtlichſten Materials geweſen, ſo ward ſie dieſes auch für die Geſchichte, denn hier auf Paros fand der glückſelige Arundel jene Marmortafeln, auf welchen in kurzen Zügen die Hauptmomente der Geſchichte Griechenlands, von Kekrops bis auf die Tage des Archonten Diognetos von Athen, zugleich mit der Angabe der Zeiten, verzeichnet ſtunden; jene Marmortafeln der Pariſchen Chronik, welche eine neue Zugabe zu dem alten, wohlbegründeten Ruhm der Univerſität Oxford wurden, als der edle Graf, ihr Entdecker, ſie derſelben übergab.

Schon in den Morgenſtunden des heutigen Tages hatten wir gegen Nordweſt und dann gegen Norden hin den herrſchenden Mittelpunkt der zwölf Cycladiſchen Inſeln, Delos mit ſeinem erhabenen Cynthusberge vor Augen gehabt. Das viel geprieſene, den Völkern des Alterthumes hochwerthe Eiland, deſſen Tempel und heiligen Haine ein Vereinigungsort des ganzen Griechiſchen Volkes und die Luſt ſeiner Augen waren. Wie Naxos als ein Ausgangspunkt des Bewegens der Bacchiſchen Begeiſterung, ſo war Delos als ein Quellpunkt der höhern, Pythiſchen Inſpiration geprieſen. Hier waren Apoll und Artemis geboren; hier ertheilte Phöbus die helleſten, deutlichſten ſeiner Götterſprüche. Nicht durch Mauern oder durch Schild und Waffen vieler Wächter war das kleine, leicht zugängliche Delos mit allen Koſtbarkeiten und Schätzen ſeiner Tempel gegen feindliche Angriffe und Räubereien geſchützt, ſondern durch

jene Heiligkeit des Ortes, welche Jahrhunderte lang als eine unverletzliche galt, bis in den Tagen eines beginnenden Verfalles der Religion und der Ehrfurcht vor dem Wesen Menophanes, der Feldherr des Mithridates seine Hand an die geweihete Stätte legte, die Tempel des Apollo und der Latona ihrer Schätze beraubte und dann sie, wie die Stadt zerstörte, deren Bewohner vom Schwert erschlagen oder gefangen geführt wurden. Und was gab diesem Delos seine Heiligkeit in den Augen der Völker? War es nicht der unaussprechlich tief in dem Menschenherzen wurzelnde Glaube an ein Ahnahen des Göttlichen zu dem Heil des Menschen? ein Ahnahen das diesen mit jener wunderbaren Kraft erfüllt, durch welche der Seher eine Welt des Oberen und Künftigen erkennt und vernimmt, von denen das leibliche Auge wie das leibliche Ohr nichts bemerken. Der Glaube an eine Macht des allbedenkenden Geistes durch welchen die Sichtbaren entstand, und einer Begeistrung, durch welche jedes gute Werk der Menschenhand begonnen und vollendet wird. Und das, was jener Glaube der alten Völker auch hier in Delos, „der Offenbaren" nur im verhüllten Bilde geschen, das hat sich einem späteren Geschlecht im klaren Worte offenbart, dessen Kraft und Schätze kein Menophanes hinwegnehmen, dessen Heiligthümer keine Hand der Barbaren aus Pontus und Asia zerstören kann.

Das schöne Delos, die Meisterin in Erz vor allen andern benachbarten Inseln, hat von seinen gerühmten Herrlichkeiten nur eine kunstreiche Steinmasse der Trümmer aufzuweisen, welche noch jetzt die hohe Schönheit der Bauwerke errathen lassen, von denen sie herstammen. Dieses Eiland auf dessen heiligem Boden vormals keine Gräber waren, denn alle seine Todten wurden

auf der südwärts von Delos gelegnen kleinen Insel Rheneia beerdigt, war damals, als wir es sahen, der Standort einer Quarantaine geworden, dahin man während der in Poros ausgebrochenen Pest selbe Schiffe verwieß, deren Mannschaft oder Guter im Verdacht der Verpestung stunden.

Etwas weiter in Norden zeigte sich uns das hohe Felsengebirge von Tenos (Tino) dessen Häupter mit Wolken bedeckt waren; ein Vorzeichen der längeren Andauer des stürmischen Wetters. Einst war ein Tempel des Poseidon, des Hilfreichen, die Zierde der Insel; jetzt erglanzet am Abhang des Berges eine schöne christliche Kirche, die erst seit wenig Jahren aus freiwilligen Gaben der Andacht erbaut wurde.

Auch die Stunden des Nachmittags waren fast vergangen. Syra, zuerst mit der oberen Stadt, jetzt auch mit der untren lag deutlich vor uns; der schöne Leuchtthurm vor dem Eingang des Hafens, das Werk eines trefflichen vaterländischen Meisters, des Architekten Erlacher, war uns ganz nahe, das Einlaufen in den Hafen wurde jedoch durch den noch immer heftigen Wind so erschwert, daß wir lange Zeit in Ungewißheit blieben ob wir in Syra landen oder die Weiterfahrt nach Athen versuchen sollten. Die Ungewißheit jedoch ob man auch im Piraus eine Quarantäne machen könne, oder ob man, wie uns dieß auf Patmos versichert worden war, bei der jetzigen Pestgefahr mit einem aus dem Orient kommenden Schiffe wieder zurück nach Syra würde gewiesen werden, gab zuletzt, da der Wind etwas nachließ, den Ausschlag für das Einlaufen in den Hafen von Syra, dessen Eingang nach manchem Hin- und Herkreuzen unsers Fahr-

zeuges wir auch endlich, am Abend gegen sieben Uhr erreichten.

Syra, minder berühmt in den Zeiten des Alterthumes durch die Geschichten und Thaten als durch die Gaben der Götter: durch seinen Reichthum an Getraide und Wein, so wie an guten Weideplätzen für das Vieh, nahm uns von jetzt an etliche Wochen in seine Pflege und theilte uns so reichlich alle seine Naturgaben mit, daß uns diese Insel schon deßhalb die liebste und werthste wurde unter allen Cycladen; werther als Delos und Naxos und denn alle andre Sitze der Götter und Heroën. Aber hierzu kam noch ein andrer Reiz, durch den uns die schöne, reiche Handelsstadt Syra gleich bei unsrer Einfahrt in ihren sichren Hafen erfreute. Wir sahen und fanden uns hier, wenn auch noch nicht in, doch bei einer Stadt, die sich in jedem ihrer einzelnen Züge als eine Europäische kund gab; ja die Bauart der neuen, unmittelbar bei unserm Landungsplatz gelegnen Häuser erinnerte uns so sehr an unser liebes München, daß wir uns schon in einer Bayerischen Stadt zu befinden glaubten. Und die Aehnlichkeit hatte uns nicht ganz getäuscht; diese neuen Gebäude sind wirklich schon ein Stücklein von München, denn ihr Plan wie ihre Ausführung ist aus dem Geiste eines praktisch tüchtigen, kundverständigen Münchner Architekten: des wackern Ertlacher hervorgegangen.

Uns wurde es schon eine große Freude gewährt haben, wenn wir nur einige Europäische Schiffe von mittlerer Größe, ja überhaupt nur Schiffe, welche die Möglichkeit des Weiterkommens verbürgten, gefunden hätten, hier aber sahen wir ein mächtiges, Englisches Linienschiff, zwei Französische Dampfschiffe und zu den vielen, anschnlichen Fahrzeugen, welche mit uns im Hafen lagen,

bemerkten wir die Flaggen faſt aller Europäiſchen Nationen. Die ganze Stadt breitet ſich am Abhange einer Bucht des Gebirges amphitheatraliſch aus; man erkennt es an ihr deutlich daß ſie ein Werk zweier verſchiedener Zeiten, einer älteren und einer neueſten iſt. Denn während die Bewohner von Syra früher, in beſtändiger Gefahr der räuberiſchen Ueberfälle der Piraten ſich hoch hinan auf den Berg gebaut hatten, wo die Altſtadt, mit ihren großen Kirchen und Kloſtergebäuden liegt, durften es die jetzigen Bewohner, die unter dem Scepter ihres guten Königes in Frieden ruhen, wagen ſich ganz unten an der Küſte anzuſiedeln, wo ſich, großentheils erſt ſeit dem Ende des Griechiſchen Befreiungskrieges die reiche, ſtattlich ausſehende Neuſtadt begründet und erbaut hat. Syra iſt ſeitdem ein Ort des lebhafteſten Verkehres der Nationen, einer der wichtigſten Handelsplätze des jungen Königreiches geworden; nicht nur die Zahl ſondern auch der Wohlſtand ſeiner Bewohner hat ſich mächtig vermehrt und beides iſt noch immerwährend im Wachſen.

Am Morgen des zwölften Juni wurde unſer Verlangen mit fort zu reiſen aufs Lebendigſte erregt, da wir das eine der beiden Franzöſiſchen Dampfſchiffe nach Athen das andre nach Marſeille abfahren ſahen, doch hielt uns die Quarantaine in ihren Banden und zugleich auch die Hoffnung zurück daß ſpäterhin ein Oeſterreichiſches Dampfſchiff auf kürzeſtem Wege uns zur Heimath fördern werde. Denn daß von Trieſt aus in Kurzem ein ſolcher Wechſelverkehr zwiſchen Oeſtreich und Griechenland angeknüpft werden ſollte, das hatten wir ſchon in Beirut erfahren.

Wir hatten ſchon geſtern, gleich nach unſrer Ankunft es verſucht die Quarantäne, ſey es auf unſrem Schiffe oder baldmöglichſt am Lande anzutreten, hatten aber vor

der Hand nur einen Guardian erhalten, der seinen Aufenthalt in einem Boote nahm, das am Hintertheil unsers Schiffes befestigt war. Das damals noch etwas kleine (seitdem viel erweiterte) Quarantainehaus auf dem Lande war mit allen seinen Nebengebäuden und Bretterbuden so erfüllt, daß uns vor mehren Tagen kein Unterkommen in demselben konnte versprochen werden. Doch auch schon ans Schiff kam uns die Liebe und Gefälligkeit der hiesigen Freunde entgegen an die wir als Landsleute empfohlen waren und die uns später unsern Aufenthalt in Syra so unvergeßlich angenehm machten; denn schon heute besuchte uns Sanderson, von welchem ich später noch öfter reden werde, und brachte den uns damals noch persönlich unbekannten Herrn Erlacher mit sich. Auch auf andre Weise ließ es uns Syra gleich am ersten Tage recht heimathlich wohl werden, denn wir fanden zu unsrer leiblichen Erquickung eine Fülle der besten Früchte, namentlich der Kirschen, Aprikosen und Birnen. Doch sollten wir auch wieder daran erinnert werden daß wir immer noch nicht daheim seyen auf dem guten, sichern Boden des Vaterlandes, sondern auf dem unsichern Element des Gewässers, denn da am Nachmittag der große, schöne Zweimaster, der Alexander genannt, das erste Griechische Schiff, welches die Fahrt nach Amerika versucht und glücklich vollendet hatte *), mit vollen Segeln in den Hafen einlief und wir uns so eben darüber freuen wollten daß er uns so nahe zu Gesicht kam, stieß derselbe so

*) Dieses neue, wohleingerichtete Schiff betrat bei der Heimkehr von einer spätern Fahrt nach Amerika das Unglück, hier im Hafen von Syra mit all seinen vielen Waaren die noch nicht ausgeladen waren zu verbrennen.

gewaltig an den Schnabel unſers armen, alten Fahrzeuges an, daß er dieſes ſtark beſchädigte. Dazu erhub ſich gegen Abend der Wind ſo heftig, daß wenigſtens unſer Schifflein, in ſtarkes Schwanken gerieth und dieſe unwillkommne Bewegung auch während der Nacht beibehielt, während freilich die größeren Schiffe, vor allem das Linienſchiff von dieſem Ungemach nur wenig zu leiden hatten. Auch am andern Tage hielt der Sturm noch an und war ſogar noch heftiger geworden, ſo daß wir uns herzlich darüber freuten daß wir uns nicht mehr auf dem freien Meere, ſondern in einem ſichern Hafen befanden.

Donnerstags, den 15ten Juni konnten wir endlich das Schifflein, auf dem wir zwar manche Noth ausgeſtanden aber auch viel Gutes genoſſen hatten, verlaſſen, und ans Land, in die am jenſeitigen Ende der Stadt und der Meeresbucht gelegne Quarantäneanſtalt ziehen. Bei dieſem Auszug wurde leider ein großer Korb, der den wichtigſten Theil unſrer geognoſtiſchen Sammlung enthielt und der ſich im unterſten Raume des Schiffes befand, dort vergeſſen und bis heute konnten wir ihn noch nicht wieder bekommen. Denn das Fahrzeug begann noch in derſelben Stunde in der man uns ans Land geſetzt hatte, ſeine Abfahrt nach Smyrna.

Für Leute welche wie wir Monate lang an die Freuden des Wüſtenlebens gewohnt waren (welche wir ja nicht in der Wüſte allein, ſondern auch auf der Reiſe durch Syrien und die Meiſten von uns auch auf dem Schiffe genoſſen hatten) konnte es keinen angenehmeren, erwünſchteren Quarantäne-Aufenthalt geben als der damalige in Syra war. Denn da ſich im Innren des Gebäudes nur ein ſehr ungenügender Raum für unſre zahlreiche Geſellſchaft vorfand, welche mit Herrn Homer und

einem andern jungen Griechen, der in Patmos zu uns gekommen war, aus zehn Personen bestund, gab man uns sehr gern die Erlaubniß außen im Freien, am Meere, in einer der Bretterhütten zu wohnen, welche damals einen ergänzenden Zusatz zu dem etwas engen Quarantänehaus bildeten. Da uns aber mit der ziemlich geräumigen Bretterhütte zugleich auch der freie Raum vor und zum Theil selbst neben derselben zu unsrer Verfügung gestellt wurde, zogen wir es, der Reinlichkeit wegen vor, außen im Freien am Tage zu wohnen und bei Nacht zu schlafen; geschützt gegen die Sonnenstrahlen am Tage und den Thau bei Nacht durch ein Segeltuch, welches Freund Erlacher uns verschaffte und das von dem Dach unsrer Hütte nach der hintren Dachseite einer andern gegenüberstehenden ausgespannt war. Uebrigens fanden mehrere unsrer jungen Freunde selbst dieses Obdach zu beengend; sie bereiteten sich ihr einfaches Lager auf dem Dache der Hütte und schliefen da.

Wer sich eine recht lebendige Vorstellung von dem Wohlbehagen machen wollte, das bei allen kleinen Unbequemlichkeiten ein solches „freies Leben" als wir hier führten mit sich bringt, der mußte vorher etwas von dem Unbehagen empfunden haben das mit dem verhältnißmäßig so langem Aufenthalt in dem engen, dumpfigen Raume unsers kleinen Schiffleins verbunden war. Der Fels auf dem wir da standen, saßen und lagen schwankte doch nicht hin und her, sondern stund fest mitten im Getös der anschlagenden Wellen; wir hatten keinen Mangel an irgend einem Lebensbedürfniß zu besorgen, denn das reiche Syra und die in ihm wohnenden Freunde versahen uns überflüssig mit den Gutern des Landes; wir hatten einen freien Spielraum der Bewegung, zwar nicht von einem

Meere zum andern wohl aber von dem kleinen Felsen an, der einige zwanzig Schritte ostwärts unsrer Hütte lag, bis hinab an das fünf oder sechsmal weiter abgelegne niedrigere Ufer in Südwesten. War doch diese kleine Felsenlandschaft die wir jetzt bewohnten selbst von geognostischem Interesse, denn nur einige Schritte von unsrer Hütte gieng ein Lager von schönem weißen Marmor, das sich im Gneisgebirge findet, zu Tage aus. Dabei ließ es uns der tägliche Besuch der hiesigen Landsleute und Freunde, die an unserm Felsen aussteigen und bis zu einem kleinen Abstande sich uns nahern durften, kaum bemerken daß wir von der Welt abgesperrt und abgeschlossen seyen.

Wir hatten, während der ganzen Dauer unsrer hiesigen Quarantäne beständig heitres Wetter, und wenn auch zuweilen die Gebirge von Tenos, die wir wie das bedeutungsvolle Delos deutlich und nahe vor uns sahen, sich mit den Verkündigern des stürmischen Wetters, mit Wolken bedeckt zeigten, so konnten wir das mit vergnüglicher Ruhe beschauen, denn der verstärkte Wind brachte uns nur liebliche Kühlung und gab dem angenehmen Hall der Brandung, die neben uns an die Felsen schlug, eine lautere Stimme. Selbst die Nächte waren in den ersten Tagen durch den Schein des Vollmondes, später, wenigstens zum Theil, durch den des abnehmenden Mondes erleuchtet.

Der Unteraufseher oder Secretär bei der hiesigen Quarantäneanstalt war gleich Anfangs sehr freundlich und gefällig gegen uns gewesen; er wurde es in einem noch viel höherem Grade, da er hörte daß wir Freunde und nahe Bekannte des Hofrath Thiersch in München seyen. Denn dieser aufopfernd treue Freund des Griechischen Volkes und seiner höchsten Angelegenheiten hat in ganz Griechen-

land und auch in jenen östlicheren Gegenden (von Klein-asien) die von Griechen bewohnt sind so viele Fäden der Bekanntschaft, mittelbar wie unmittelbar angeknüpft und in dem Herzen so Vieler sich ein liebevolles Andenken begründet, daß wir bei mehreren Gelegenheiten schon durch das Nennen seines Namens, noch mehr aber durch das Vorzeigen eines allgemeinen Empfehlungsbriefes, womit seine Güte für diese Reise uns versehen hatte, eine günstige Aufnahme mitten in der Fremde fanden. Der Quarantaine-Inspector gehörte nicht bloß zu den mittelbaren Bekannten unsers Münchner Freundes, sondern kannte ihn persönlich und war ein warmer, herzlicher Verehrer von ihm.

Die vierzehn Tage unsrer Quarantäne, von denen wir vier auf dem Schiffe verweilt hatten die andern zehn aber auf unsrem luftigen Landsitze zubrachten, verflossen uns schnell und leicht. Ehe am Morgen die Sonne aufgieng standen wir gewöhnlich schon auf unsrem „Ausg ins Land": unsrem kleinen Felsen, von welchem man die herrliche Aussicht nach Tenos und Delos, so wie zunächst vor uns über den Hafen und über die Stadt hatte. Es wurden da die seit gestern angekommenen Segel- und Dampfschiffe gemustert und auch in den übrigen Stunden des Tages sahen wir dort öfters den Bewegungen und Geschäften der aus- und einlaufenden Schiffe oder dem Manövre der Englischen Seeleute auf dem großen, im Hafen vor Anker liegenden, Englischen Kriegsschiffe zu. Hierauf begaben wir uns, zusammensitzend unter dem Obdache des Segeltuches, auf die Reise in ferne Länder und Jahrtausende, namentlich ergötzten wir uns während der Morgenstunden unsrer Landquarantäne an dem gemeinsamen Lesen des Buches Hiob. Dann gieng jeder an sein

Tagesgeschäft: Dr. Erdl beobachtete und zeichnete die kleinen Seethiere, deren uns das Meer zu unsern Füßen eine ganze Fulle darbot, Andre nahmen sich der Durchsicht und der sorgfaltigen Pflege der mitgebrachten Pflanzensammlungen und der übrigen Naturalien an, noch andre schrieben Briefe und erganzten ihre Tagebücher. Bei Gelegenheit der Durchsicht unsrer Naturaliensammlungen fanden wir zu unsrem großen Leidwesen daß uns manche der Pflanzen, besonders aus der Gegend des Thabor und des Carmel ganz verschimmelt und verdorben und daß auch viele der gesammelten Insekten zu Grunde gegangen waren; eine nothwendige Folge des langen Verbleibens in dem dumpfig feuchten Schiffsraume unsers Patmoser Fahrzeuges. Doch die Hauptsachen waren gerettet und erhalten, vor allem die Schaue welche die Seele auf dieser Reise in ihr Inures aufgenommen hatte; es war uns bis hieher geholfen worden und dieser Hülfe durften wir ja auch für den noch übrigen Theil der Reise freudig entgegen sehen.

Unsre jungen Freunde besorgten sich ihre Küche selber; abwechselnd war heute der Eine von ihnen, morgen der Andre Koch und Kellner; fur uns beide kochte die Hausfrau. Und wenn nun der Nachmittag kam da blickten wir verlangend auf den Hafen hinaus, ob nicht ein kleines Fahrzeug sich gegen uns herbewegte das einen oder mehrere der lieben Landsleute an Bord hatte. Diese Hoffnung wurde auch niemals getäuscht; denn am Abend nach vollbrachtem Tagwerk kam entweder Freund Sandersky oder der heitre Erlacher und in ihrer Gesellschaft öfters auch der theure Hildner, nicht selten begleitet von seiner treulich fur uns besorgten Hausfrau und von Frau Sandersky. Das Geläute der Vesperglocken aus der

Stadt, und manches schöne, Deutsche Lied half uns dann in den späteren Abendstunden unsern Tag frölich beschließen; wer es wünschte der konnte auch noch durch ein Bad im Meer leiblich sich erquicken.

Am letzten Abend unsrer Abgeschlossenheit in der Quarantäne gab uns die benachbarte Stadt noch, ohne dieß zu wissen ein festliches Schauspiel. Es war der Vorabend von dem St. Johannisfeste; da hatten die Lateinischen Christen, welche eben auf der Höhe des Berges, in und bei ihrem dortigen Kloster wohnen, eine Menge kleiner Lustfeuer entzündet, welche eine prachtvolle Illumination hervorbrachten.

Wir hatten bereits in den letzten Tagen unsre kleine Habe und Wandergeräthschaften, nachdem sie allen Vorsichtsmasregeln der Quarantäne unterzogen worden, für den Abzug bereit gemacht; schon am frühen Morgen des 25sten Juni kamen unsre treuen Freunde Sandersky und Erlacher um uns und unsre Sachen, zu Lande wie zu Wasser nach der Stadt abzuholen. Der gefällige Quarantäne-Inspector that es nicht anders: wir mußten noch mit ihm frühstücken. Die meisten Schiffe im Hafen, zu welchem wir zuerst giengen um unsre Angelegenheit mit der Mauth in Ordnung zu bringen, waren heute zum Johannisfest prächtig geschmückt, denn alle Fahrzeuge aus den westlicheren Ländern von Europa hatten ihre schönsten Flaggen aufgezogen. In der Stadt selber hatte sich die liebevolle Versorge der Freunde in unsre Pflege getheilt: meine Hausfrau und ich nahmen in Hildners Hause, die Freundin Elisabeth bei Frau Sandersky, die übrigen Reisegefährten bei dem guten Erlacher die Wohnung. Uns ward die Freude zu Theil an dem heutigen Sonn-

tage, nach ſo langer Zeit wieder zum erſten Male, einem Deutſchen Gottesdienſte beizuwohnen.

Vier volle Tage weilten wir jetzt noch in Syra, das uns nach allen Seiten hin die jungen, friſchen Lebenskeime des neubegründeten Königreiches kennen lehrte. Die Keime, nicht bloß des äußren Wohlſtandes und des Gedeihens aller burgerlichen Gewerbe, ſondern vor allem jenes innren, auf welchem der äußere allein ſein feſtes, ſicheres Beſtehen finden kann: die Anfange und Erſtlingsblüthen einer höheren Volksbildung. Unſer theurer Freund und Landsmann Hildner, in deſſen Umgange ich den größten Theil der letzten vier Tage in Syra zubrachte, iſt ſelber einer der Vorſteher jener Volksſchulen, deren Wirkſamkeit ſchon in den wenigen Jahren ihres Beſtehens eine ſo reich geſegnete war. Mit ihm gemeinſam arbeitete der treffliche Robertſon, ein Amerikaner an dem ſchönen Werk der Jugendbildung und auch das hieſige ſehr wohlbeſtellte, gute Gymnaſium hat unter ſeinen Lehrern einen Deutſchen, den gelehrten Philologen und begabten Schulmann: Dr. Fabricius. Mit Freund Hildner und auch ohne ihn beſuchte ich faſt täglich die Volksſchulen, welche der wohlthätige Eifer edler Menſchenfreunde des fernen Auslandes begründet hat und die ſich des beſondern Schutzes Sr. Majeſtät ihres hochſinnigen Königes zu erfreuen haben. Die Unterrichtsanſtalten für beide Geſchlechter, für Knaben und Mädchen ſind getrennt, jede von ihnen iſt in mehrere Klaſſen getheilt; die Lehrer und Lehrerinnen ſind mit Ausnahme des Vorſtandes ſämmtlich Griechen; die meiſten von ihnen ſind aus Syra ſelbſt gebürtig und vornamlich iſt darauf Bedacht genommen daß der Religionsunterricht von Männern ertheilt werde die zu derſelben Kirchengemeinſchaft gehören als die Kinder;

fast ausschliessend muthun von Griechischen Christen. Der übrige Unterricht umfasset alle jene Gegenstände welche am allgemein anerkanntesten zum Nutzen und zum Dienst des bürgerlichen Lebens und seiner Geschäfte gereichen und deren Kenntniß das begründet was man im Allgemeinen als höhere Bildung des Bürgerstandes bezeichnen kann; es sind dieselben Gegenstände die an jeder unsrer besseren, vollkommener eingerichteten Bürgerschulen gelehrt werden. Die Methode des Unterrichts ist im Ganzen die Lancasterische welche ich hier mit so viel Verstand und Consequenz angewendet und durchgeführt habe als ich kaum anderwärts dieses gefunden. Namentlich machte mir in der Schule meines Freundes Hildner ein kleiner Knabe große Freude, der durch Fleiß und Talent in der Arithmetik so wie in andren verwandten Fächern so hoch unter den Mitschülern seiner Klasse hinangerückt war, daß er in der obersten Abtheilung von dieser das Amt des Vormannes oder Aufsehers begleitete, der die um viele Jahre älteren Knaben fragte und ihnen Aufgaben ertheilte und nach ihren jedesmaligen Leistungen sie anordnete. Der Kleine that dieses bei aller kindlichen Bescheidenheit mit einer solchen Art von Haltung und fast möchte man sagen von Würde, daß man nicht ohne ein besondres Wohlgefallen ihm zusehen und zuhören konnte.

Wer nur einmal und ohne vorgefaßte Meinung diese Schulen betrachtete der wird es überall hindurch fühlen und bemerken daß in ihnen die besten, kräftigsten Mittel zur Veredlung und Bildung der jungen Seelen in Wirksamkeit gesetzt sind; denn man sieht da ein Feld der aufkeimenden frölich gedeihenden Anlagen an denen jedes gute Auge sein Wohlgefallen hat, am meisten das Auge jenes Gärtners der auch das große, vormals so fruchi-

bare Brachfeld dieſes Landes wieder zu Gärten der Segnungen umgeſtalten will. Wer die Vorſteher und Lehrer näher kennen lernte der wird bald in ihnen den Geiſt jener uneigennützigſten, reinſten Menſchenliebe ehren muſſen, welcher nichts anders will als das Glück der Bruder, welches ohne wahre, geiſtige Bildung und Erkenntniß nicht beſtehen kann.

Es war leicht vorauszuſehen daß dieſe wohlgemeinten Unternehmungen der Ausländer in einem gewiſſen Kreiſe des Volkes große Widerſtrebungen wecken mußten, welcher den Werth der geiſtigen Bildung verkannte, weil dieſe ſelber ihm fremd war, und der bei dieſer Verkennung dennoch kein gutes Gewiſſen hatte, weil ſein Stand allerdings geiſtige Bildung foderte. Man ſagte den Fremden, die zu einer andren chriſtlichen Gemeinſchaft gehörten als das Volk des Landes, es nach, daß ſie die Abſicht hatten das Anſehen der Religion zu untergraben; ſie ſelber glaubten Nichts oder ſeyen Ketzer, darum machten ſie das was dem Volke heilig ſey bei jeder Gelgenheit zum Geſpött. Dieſe feindſeligen Verläumdungen von Mannern denen ihrer ganzen Denkungsart nach das Heilige ſelber heilig und der Glaube das höchſte, unantaſtbarſte Kleinod der Völker iſt, verfehlte nicht ſeine Wirkung auf ſolche Menſchen welche nicht gewohnt ſind eine auf eignes Erſehen und Erfahren gegründete Ueberzeugung zu haben, ſondern welche in allen Dingen ein Spiel der fremden Meinungen und Vorurtheile ſind. Eine Aufregung der gehäßigſten Art machte ſich bei mehren Gelegenheiten Luft und es kam ein oder etliche Male dahin, daß man die Schulen ſchließen mußte um den Ausbruch roher Gewaltthätigkeiten zu verhuten, oder daß die Eltern ihre Kinder von dem Beſuch der Schule aus Furcht vor Andern

zurückhielten. Allmälig aber hat man sich davon überzeugt daß jene Menschenfreunde, die sich der Jugendbildung so eifrig annahmen, keine Proselytenmacher sind, sondern daß sie hieher kamen um einem edlen Volke, an dessen Schicksalen alle gebildete Völker der Erde lebendigen Antheil nahmen, im Kampfe gegen die Barbarei beizustehen, in deren harten Banden dasselbe Jahrhunderte lang gefesselt lag. Denn das Joch dieser Barbarei unter welchem Griechenland seufzte, war ein doppeltes: ein äußres und ein innres und das letztere hatte mehr zur Entartung des Volkscharakters gewirkt als das erstere. Ist das nun nicht auch ein Befreiungskrieg und zwar der heiligste von allen, dessen Kämpfe gegen das Joch der innern Barbarei gerichtet sind, und sind jene Philhellenen, welche aus fernem Lande kamen um den Nachkommen des Volkes, dem unsre Väter und wir die fruchtbarsten Elemente des wissenschaftlichen Erkennens danken, in dem Kampfe gegen rohe Unwissenheit und geistige Verlahmung beizustehen, nicht eben so hoher Ehren werth als die, welche mit dem Schwert in der Hand Griechenlands Befreiung vom äußeren Barbarenjoch erfechten halfen? In der That jener innre Krieg ist nicht minder schwer und fodert nicht mindere Opfer der Selbstverläugnung als der andre. Und wenn auch das Volk die Bemühungen der einen wie der andren Art ihrer Freunde noch zuweilen verkennen sollte; so hat es doch, namentlich in Beziehung auf die Schulen der wahrhaft philhellenischen wie philanthropischen Fremdlinge aus Erfahrung sich überzeugt daß der Beruf dieser Anstalten zum Besten der Kinder gereichte, welche dadurch nicht bloß eben so gute Griechen geblieben, sondern noch bessere geworden sind als sie vorhin waren.

Uns war es in Syra recht wohl geworden. Bei

dem guten Hildner hatten wir eine Hausordnung gefunden, welche in allen Stücken der unsrigen, in der Heimath glich; am Morgen sucht zuerst die Seele die Strahlen ihrer Sonne auf, von der sie Warme, Licht und Belebung nimmt, dann macht sie sich auf zum Tagwerk welches ihr obliegt. Dem Leibe widerfährt die nöthige Pflege und Wartung, doch also daß er nicht beschwert und durch ihn auch die Seele gehemmt wird; am Mittage wie am Abend erfreut man sich im Beisammensein und traulichen Gespräch mit den Freunden. Das kleine, stille Haus, im Gärtlein der blühenden Rosen, welches unser Freund Sandersky mit seiner lieblich blühenden Neuvermählten bewohnte, nahm uns manche Stunde in seinen Frieden auf, der ein unveränderlich bleibender ist, weil er aus einem andren als nur äußerem Quell kommt. Mit dem trefflichen Robertson knüpften wir außer dem innersten Bande des Wechselverkehres der Herzen auch noch ein mehr äußeres des wissenschaftlichen Verkehres an, denn dieser vielseitig gebildete Gelehrte hat namentlich auch sehr tüchtige Kenntnisse in der Naturgeschichte und theilte uns aus seiner reichen Conchyliensammlung sehr schätzbare Gegenstände fur die unsrige mit. Mit ihm und seiner liebenswürdigen Familie brachten wir manche gute, schone Stunde zu. Und wo wäre ein Tag vergangen an dem uns der gutherzige Herr Erlacher nicht neue Beweise von seiner aufopfernd treuen Liebe und unermüdlichen Gefälligkeit gegeben hätte! So hatten wir Anlockungen genug gehabt für eine Verlangerung des Aufenthaltes in Syra; ein Zug aber war dennoch mächtiger, das war der nach Athen und dann noch weiter zur Heimath; wir unterließen es deshalb nicht gleich vom ersten Tage unsers

Aus-

Austrittes aus der Quarantaine an, uns nach einer guten Schiffsgelegenheit für Athen umzusehen.

Nach den bisherigen Erfahrungen die wir im Glück der Segelschiffahrt gemacht hatten war es uns nicht zu verdenken daß wir hier, auf der Bahn der Dampfschiffe lieber mit einem von diesen weiter gegangen wären. Leider war aber das Französische Dampfschiff welches den Weg von Syra nach Athen macht noch vor unserm Austritt aus der Quarantaine dorthin abgegangen und die Hoffnung auf die Ankunft eines schon lange erwarteten Oesterreichischen Dampfschiffes, die uns, während der ganzen Zeit unsers Aufenthaltes in Griechenland als ein angenehmes, für diesmal jedoch täuschendes Traumbild vorschwebte, wollte auch nicht in Erfüllung gehen; es blieb uns deshalb zuletzt doch keine andre Wahl als die abermalige eines Segelschiffes.

Das Griechische Fahrzeug auf welchem wir Freitags den 2ten Juni kurz vor Mittag aus dem Hafen von Syra abfuhren war das kleinste von allen denen wir uns und „unser Glück" auf dieser ganzen Reise anvertraut hatten. Es glich an Größe kaum einem jener besseren Segelschifflein die man auf unsren kleineren Deutschen Landseen antrifft, hatte keine eigentliche Kajüte, noch weniger eine Kuhe, und auf seinem Verdeck war nur eben so viel Raum daß wir acht (Herr Homer und der andre junge Grieche waren in Syra zurückgeblieben) so wie die drei Schiffsleute mit ihrem kleinen Knaben darauf ziemlich enge gedrängt sitzen und selbst zur Noth liegen konnten. Die schlecht verwahrten Krüge mit Vitriolöl welche der Schiffsmann außer seinen andern Waaren laden wollte, wurden zum Glück von unserm Freund Erlacher noch zur rechten Zeit bemerkt, und dieser drang darauf daß jene

gefahrdrohende Waare, da keine Zeit mehr war sie besser zu verpacken, aus dem Fahrzeug entfernt wurde.

Ein kräftiger Wind, der jedoch endlich einmal nicht mehr aus Westen, sondern fast aus Norden kam und deshalb, als Seitenwind, die Fahrt begünstigte, schwellte das kleine Segel unsers Schiffleins und führte uns schnell zum Hafen hinaus. Zugleich aber nöthigte er uns, da wir im freien Meere waren, die Fahrt nicht wie gewöhnlich um die Nord- sondern um die Ost- und Südseite der Insel zu machen. Doch dieser kleine Umweg wurde mit dem frischen Winde so schnell zurückgelegt, und die nahe Aussicht auf das großartige, durch tiefe Schluchten getheilte Felsengebau von Syra, so wie auf Delos, dann der Fernblick auf die Gebirge des in Süden gelegnen Paros und Antiparos gewährten dem Auge so viel Unterhaltung, daß wir selber fröhlich wie die Seemeerane, die neben uns flogen und schwammen, über die Wogen hinschwebten. Etwas anders wurde es uns freilich zu Muthe, da wir jetzt aus dem Schutz der Insel heraustraten ins freiere Meer, wo der Nordwind ungehemmt auf unser Schiff traf. Dieses legte sich zur Seite, so daß man nicht ohne sich am Mastbaum anzuhalten aufrecht stehen konnte, dazu sprützten die Wellen häufig über den erhobenen Rand des Fahrzeuges herein. Wir hatten freilich hier gar Manches vor Augen, was uns über den schiefen Gang unsers Schiffleins und seine Kleinheit hatte trösten können. Denn so klein es auch war, blieb es doch immer noch ein Riesengebau gegen jene Kiste in welcher der Held Perseus in Gesellschaft seiner Mutter Danae dort an die Felseninsel, die wir erst südwestlich dann in Süden neben uns liegen sahen, glücklich hinanschwamm. Denn hier war Seriphus, das Eiland, welches mitten

in seinen gähen, wilden Gebirgen den Reichthum des magnetischen Eisens und selbst die Gaben der Felder und Weinberge darbot, weil die versteinernde Kraft des Medusenhauptes in der Hand des Perseus mit dem König Polydektes zugleich nur die hochstrebenden Häupter, nicht die bescheidene Tiefe der Insel traf. In malerischer Schönheit erhub sich, wie ein vereinsamter, grauender Berg selbst die kleine Felseninsel Serphe Pulo (?) und konnte in Seelen, welche die Stille lieben, das Sehnen erwecken, dort einmal mit einigen andern gleichgesinnten Seelen Monate, ja Jahre lang zu leben und das niedliche Eiland in einen grünenden Laubwald umzuwandeln. Aber so schön auch der Anblick in die Ferne war und so klar und heiter der hohe blaue Himmel über das Meer und seine Inseln sich wölbte; so lag doch in der Nähe, in dem kleinen Raume des Hauptes selber das trübende Gewölk der Seekrankheit und ihres Schwindels auf. Das Beispiel von übler Vorbedeutung war diesmal von der Jugend, von dem kleinen, vorher so munteren Schiffsjungen ausgegangen und hatte sich, wenigstens zum Theil, aufs Alter fortgepflanzt. Da wir aber bald nachher in den Schutz der hochbergigen Insel Thermia (Kythnos) kamen wurde das Meer so still und der Wind so unmerklich daß wir nun noch das Vergnügen, nicht mehr die Beschwerden der kleinen, anmuthigen Seefahrt empfanden.

Unser Fahrzeug kam so nahe an das Ufer des mit warmen Heilquellen gesegneten Thermia hin, daß wir meinten der Schiffsmann wolle hier vor Anker gehen. Das Geläute einer Abendglocke tönte über das Meer her; wir hätten gern auf dem fahren Boden des Landes übernachtet, denn der abnehmende Mond, wenige Tage vor

dem Neumond, der erſt in den Morgenſtunden aufgieng, konnte bei der nächtlichen Fahrt uns wenig Erleichterung gewähren. Der Bootsmann aber verſicherte uns daß es keine Gefahr habe, denn er und ſeine Gefährten wüßten noch beſſer Beſcheid auf dem Meere als auf dem Boden der Inſel und der Wind werde bald ſich legen. Daß er hierin recht gehabt erfuhren wir bald, als wir aus dem Schirm der Berge wieder hinauskamen auf das freiere Meer, denn die Luft wie die Wogen waren nach Sonnenuntergang ruhiger geworden; das Schiff ſtund wieder faſt gerade aufrecht und glitt, auch von dem ſchwächeren Winde in ſeinem Laufe begünſtigt, ſanfter über die vom Sternenlicht beleuchteten Wogen. Wir genoſſen auf unſerem Verdecke, angeweht von dem erfriſchenden Nordwind, des ruhigſten Schlafes.

Doch wer hätte hier, in dieſem Lande auch nur eine Stunde des hellen Tages verſchlafen mögen; in dem Lande wo jeder Berg und jedes Thal Erinnerungen an jene Stunden der Jünglingsjahre aufrufet, welche aus der Geſchichte Griechenlands und ſeiner Thaten die Nahrung einer Begeiſterung nahmen die noch den ergrauenden Mann auf dem Wege des wiſſenſchaftlichen Forſchens und des Denkens nach ſeinem Maaße kräftig macht und erhält. Der Tag fieng kaum an zu dämmern da erhub ich mich vom Lager und gieng auf die vergnügliche Wanderung der Augen aus. Hinter uns ſchon, faſt in Oſten, zeigte ſich noch die vormals wegen ihrer Naturfülle geprieſene Inſel Ceos, deren Fruchtbarkeit auch in andern Erzeugungen groß war als in denen der Felder, denn auf ihr waren namentlich die Dichter Simonides und Bacchylides geboren. Fern in Norden erhub ſich, wie ein blauliches Gewölk das hohe Gebirge Oche jetzt St. Elias an der

Südspitze von Euboea (Negroponte) aus den Fluthen; ein bedeutungsvoller Denk- und Grabstein in Griechenlands älterer Geschichte, denn an dem Felsenriff jenes Gebirges, der sich als Landspitze von Kapharens (Cabo Doro) ins Meer herabstreckt und an den Klippen die weiterhin an der Nordostseite der Insel stehen, brach sich zuerst das Ungewitter der Barbarenmacht, welches Griechenlands gerechtem Streben den Untergang drohte. Dort ward ein Theil der persischen Seemacht vom Sturm zerschmettert; ein Verzeichniß jenes Unfalls, das bald nachher bei Salamis fast die ganze Flotte erreicht. Aber auch Agamemnons, des heimgekehrten Königs Schiffe, fanden bei der siegreichen Heimkehr von Troja an jener Felsenküste ihren Untergang. Der Morgen erglänzte heller; er beleuchtete uns das nahe vor uns liegende Vorgebirge von Sunium (Cabo Colonna), an welchem, in dem ansehnlichen Demos von Sunium ein berühmter Tempel der Athene stand. Auch bei dem alten Namen jenes Vorgebirges tönte, wie ein Gruß aus dem Alterthum, manche durch die Gelehrsamkeit der Jünglingsjahre belebte Erinnerung auf.

Die Sonne trat heraus über die dunkelgrauen Höhen; wir hatten Sunium umschifft, da erhob sich, zur großen Begünstigung unserer Fahrt ein frischer Südwind. Und nahe vor uns lag Keos, die Insel vor uns, die alte Heimath der Musen, die Umarmerin eines vielbesungenen Volkes, das mit den Joniern nicht nur den alten Stamm, sondern die jüngere Verbrüderung gemeinsam hatte. Auch Salamis trat nun deutlicher ins Auge, und anfangs kaum für uns erkennbar, schon sich allmählig die Umrisse von Athen als bestimmte Gestaltung aus den blauenden Massen der Berge und der Ferne. Und zu gleicher Zeit sahen wir dann auch den Wald der Mastbäume und die

mächtigen Linienschiffe, welche gerade um diese Zeit England und Frankreich im Hafen des Piräus und in der Meerenge bei Salamis vor Anker liegen hatten. Zu jenen vorragenderen Gebäuden des Gewässers waren eine Menge andre von mittlerer Größe, so wie kleinere gesellt.

Die neuere Kunde des Schiffbaues und der Seefahrt thut wohl wenn sie wie vormals die Bewohner Griechenlands nach Delos ihre Wallfahrten, hier an diese Stätte die ausgezeichnetsten Repräsentanten ihrer Macht und Geschicklichkeit sendet; denn das was dort bei Salamis durch die Kunst des Seegefechtes errungen ward, ist für die Geschichte aller gebildeten Völker werthvoller und wichtiger gewesen als jede Silberflotte des Atlantischen Meeres, oder als irgend ein goldreiches Land und großer Handelsgewinn: es war der Sieg des geistigen Verständnisses der Menschennatur über den nur leiblich mächtigen Unverstand.

Bald nach zehn Uhr stiegen wir im Piräus ans Land. Wer diesen Hafen noch vor wenig Jahren gesehen und sein damaliges Bild treulich ins Gedächtniß gefaßt hätte, der würde freilich diese stattlichen und prachtvollen Gebäude, die breiten, wohlangelegten Gassen und das muntre Gedränge der Menschen mit noch andern Augen betrachten als der Fremdling, welcher sich der schon hoch aufgewachsenen Pflanzung des neuen Friedensreiches freuen darf ohne den wüsten Acker, auf dem sie gedeiht, jemals vorher gesehen zu haben. Als Lord Strangford im Jahr 1821 hier im Piräus landete, da standen nur einzelne elende Hütten und Türkische Wachtposten da; er selbst, der edle Lord wurde zwar von dem damaligen Türkischen Pascha von Athen zu Pferde nach der Stadt abgeholt,

seine Gemahlin aber mußte es sich gefallen lassen in einem schwerfälligen Korbwagen, — dem einzigen Fuhrwerk das in der Gegend aufzutreiben gewesen, auf dem schlechten, steinigen Wege nachgeschleppt zu werden. Jetzt ist die Verstadt des Piräus an Schönheit und Wohlstand der Bewohner jeder der schöneren Mittelstädte unsres Vaterlandes zu vergleichen; zwischen ihr und dem anderthalb Stunden entfernten Athen bildet eine gute, mit Bäumen bepflanzte Kunststraße die Verbindung; fast zu jeder Stunde stehen Miethkutschen und Gesellschaftswagen bereit um die Einheimischen wie die Fremden bequem zur Hauptstadt zu geleiten.

Wir suchten den liebevollen Freund aller Deutschen Reisenden, den Herrn Apotheker Mahn auf, um ihn zu bitten daß er unsre Sachen in seinem Hause aufbewahren möge bis zu unsrer Abreise. Der gütige Mann, der noch keinen von uns jemals gesehen und gekannt hatte, that viel mehr als wir begehrten, er ließ das Ausladen unsrer Schiffsgüter besorgen und nahm nicht bloß diese in sein Haus auf, sondern nöthigte auch uns in demselben abzusteigen.

So gut es uns hier im Piräus bei dem wohlwollenden und wohlunterrichteten Landsmann erging, hatten doch die Meisten von uns ein lebhaftes Verlangen noch heute nach Athen zu kommen. Einige der jungen Fremde waren voraus geritten; ich mit den beiden Herzogl. Damen fuhr bald darauf ihnen nach. Und da standen sie, hell beleuchtet vom Glanze der Sonnenuntergangsstunde nahe vor mir, die noch übrigen Herrlichkeiten des alten, gewaltigen Athens: die hehre Akropolis, der unbeschreiblich schöne Tempel des Theseus und sonst manche Trümmer welche mein Auge damals noch nicht zu unterscheiden

wußte. Zwar die Gefühle und Gedanken die mich bei diesem Anblick ergriffen waren wieder von andrer Art als jene, die mich bewegten als ich den Thoren von Jerusalem mich nahete, aber auch sie waren von mächtig erhebender Kraft und beide stunden in harmonischem Einklang. Denn es sind zwei Wege auf denen die unvergänglichen Elemente des geistigen Lebens der Völker hervorkamen und das leibliche Wesen durchdrangen; der eine führte von oben, von dem Einen herab zu den Vielen, der andre nahm seine Richtung von unten nach oben, von den Vielen zu dem Einen. Zwar das Hinausdrängen der Pflanze aus dem Dunkel des warmen, feuchten Bodens, nach einem belebenden, bekräftigenden Einfluß wäre fruchtlos, kame nicht eine Sonne herauf die ihre Strahlen hinunter in die Welt des Dunkels senkt; aber auch jenes Ringen der Creatur ist für das erkennende Auge von hoher Bedeutung. Die Geschichte der alten Welt zeigt uns vornämlich zwei Punkte und Städte der Erde an denen die beiden Bewegungen, jene von göttlicher und die von menschlicher Art recht sichtbarlich in das geistige Wesen der Menschennatur eingriffen; der eine dieser Punkte ist Jerusalem, der andre ist Athen. Jerusalem ist die Hauptstadt der Offenbarungen Gottes und dieses Vorrecht kann ihr auch im entferntesten nicht durch irgend eine andre Stadt der Erde streitig gemacht werden; sie ist in ihrer Art und Bestimmung die Eine, der keine andre gleich stehet, denn in ihr hat sich das ewig Eine, von welchem alles geistige Leben ausgehet und zu welchem es sich hinringen will, mit erbarmender Liebe herabgesenkt zu dem menschlichen Hoffen und Sehnen; dort ist die Sonne aufgegangen zu deren Strahl der Pflanzenkeim sich hinausdrängt. Bei Athen zwar ist der Vorrang, der ihr über

die vielen andern Glanzpunkte von verwandter Art gebühret, welche in der Geschichte der Völker erschienen, kein so ungetheilter und unbestrittener, aber dennoch ist und bleibt er ein entschiedener. Das augenfälligste jener Werke welche Athen in seiner Blüthenzeit sichtbar hingestellt hatte waren die Propyläen: die Vorhallen zu dem Tempel, in welchem die Weisheit in abbildlich-symbolischer Gestalt verehrt ward. Der Fremdling aus fernem Lande, wenn er der Stadt sich nahete, erblickte vor allem die hoch auf dem Felsenberg begründeten Propyläen und noch jetzt fallen die Reste dieses herrlichen Bauwerkes schon aus weiter Ferne ins Auge. Und mit Recht hatte die kunstmächtige Stadt diese Säulenhallen als ein weithin sichtbares Panier ihrer geistigen Herrscherkraft auf das Haupt ihres Burghügels aufgepflanzt, denn es war darinnen am bedeutungsvollsten das ausgesprochen was das Vorrecht und die Bestimmung Athens vor andren Städten der Erde gewesen, eine Vorhalle zu werden durch welche das menschliche Erkennen und künstliche Vermögen, wenn es nur redlich dem bewegenden Zuge treu bleibet, sich annahet dem Erkennen und Neues schaffenden Vermögen einer göttlichen Weisheit.

Mein Auge suchte, im Norden der Stadt jenen verödeten Hügel da Plato gelebt und jenseits, etwa im Osten desselben die Stätte jenes Demos in welchem Sokrates geboren ward. Die Weisheit wie die Kunst in Attika's Hauptstadt, so lange in beiden der Zug kräftig blieb der nach dem Einen gehet welches des Forschens Ende und Ziel des Erkennens ist; nach dem Einen, ewig Schönen, welches die Kunst der rechten Art meinet und ahndet, auch ohne seinen Namen zu kennen, waren beide auf dem Wege nach jenem Punkt des Begegnens an welchem der

Strahl, der von oben kommt das Menschliche mit den Kräften des Göttlichen durchdringt. Griechenlands geistige Macht verglimm wie ein Rauch, als ein selbstsüchtiger Sinn, welcher nicht mehr wollte und suchte das was oben, sondern jenes was unten, was Schein und Lüge ist, auf die Flamme, deren Kraft nach oben steiget, drückte und diese erstickte.

So hatten jene beiden Völker ein ähnliches Schicksal denen die wichtigste Verschaft an die ganze Zukunft unsres Geschlechtes anvertraut war und welche vormals die Inhaber der beiden höchsten Kleinodien des Menschengeistes: der Offenbarung des Geistigen und des begeisterten Sehnens nach dem Lichte gewesen. Judaas erwähltes Volk versank in das tiefste Elend, weil es den Weg des Erbarmens, der von oben her zu ihm gerichtet war, verkannte und von ihm sich feindlich hinweg wendete; Griechenlands vorhin so hoch gestelltes Volk stürzte in den Staub weil es die Richtung seines geistigen Bestrebens die nach oben führte verließ, weil es mit der Liebe zum Lichte zugleich das Suchen nach ihm, worin seine Bestimmung lag, aufgab. Es sind für beide die Heilmittel bereit, das eine ist das gläubige Hören der Stimme, das andre das gläubige Erkennen der Wahrheit; wenn einst diese Heilmittel in ihrer göttlichen Kraft die beiden Angeln der Thüre des Ostens erfassen und bewegen werden, dann wird diese seit Jahrhunderten verschlossene Thüre sich wieder aufthun und aus ihr hervorgehen das Licht und Leben eines neuen, besseren Tages der Geschichte der Völker.

Und sollte nicht der Freund dieser Geschichte, der auf den endlichen Sieg des Geistigen und Besseren hofft, in dem neuesten Schicksale Griechenlands, in der erst

Regungen seines Wiedererwachens ein Vorzeichen der besseren Zukunft erblicken; ist nicht namentlich das Auferstehen Athens aus seiner Asche ein Beweis daß in unsrer merkwürdigen Zeit auch dürre Todtengebeine mögen wieder mit Fleisch und Adern bekleidet und lebendig werden? Ich traute kaum meinen eignen Augen da ich vor mir das jetzige Athen, mit seinen vielen stattlichen, ja prächtigen Gebäuden und seinen zum Theil schon vollendeten Gassen sahe. Stunden nicht mitten unter den schönen Hausen des neu aufstehenden Athens noch einzelne Hütten des alten, man würde kaum den Beschreibungen trauen die uns viele glaubwürdige Reisende von dem Zustande des vormaligen Lieblingssitzes der kunstreichen Athene gaben, wie derselbe noch unmittelbar vor der Griechischen Revolution war. Ich halte es, gerade hier, am Eingange meiner Betrachtung des Jetzigen und Neuen für gut eine dieser Beschreibungen voranzusenden; es ist die des Engländers Walsh, der im Anfang des Jahres 1821 mit Lord Strangford auf dem Cambrian hier anlandete und die Stadt Minervas besuchte [1].

Um ein beiläufiges Bild von dem damaligen Athen zu haben denke man sich eine Stadt in welcher weder eigentliche Straßen noch wahrhaft städtische Häuser zu sehen waren; einen Raum von zwei englischen Meilen im Umfange, mit einer armseligen Lehmmauer eingefaßt, darinnen ein partheienweises Gehäufe von Hütten, durch das sich einige krumme, schmutzige Gäßchen hindurchwanden, welche nicht halb so breit und so hübsch waren als das des elendesten Fischerortes in England. Zu beiden Seiten dieser dunklen Gäßchen fanden sich baufällige

[1] R. v. Walsh A residence at Constantinople etc. P. I

Mauern, an denen sich Thorwege wie Gefängnißthüren zeigten, mit eisernen Nägeln beschlagen und mit eisernen Ketten verschlossen; daher herrschte eine Todtenleere und Stille, welche nur durch das widerliche Geheul eines wilden Hundes, oder durch das Gerassel unterbrochen ward, das ein Turke beim Auf- und Zuschließen seiner Hausthür mit der eisernen Thorkette machte.

Die Zahl der sogenannten Häuser oder grösstentheils Hütten wurde damals auf 1500 angegeben, davon zwei Drittel den Griechen gehörten; die Menge der Unterdrückten gegen die Unterdrücker war mithin groß genug. Vielleicht war es ein Trost daß die armen Erniedrigten so Viele um sich sahen, welche das gleiche Loos traf, denn der Anblick der damaligen Demüthigung der Stadt und ihrer Bewohner betrübte den theilnehmenden Reisenden fast auf jedem seiner Schritte. So fand Walsh am Tempel des Theseus, dem noch erhaltensten Bauwerke des alten, klassischen Athens einige arme Griechen, welche unter Aufsicht zweier Turken Darmsaiten machten. Die faulenden, fürchterlich stinkenden Därme wurden an den Marmorsäulen und Gerüsten abgetrocknet und von den an ihnen haftenden Fasern und Darmgetten gereinigt, so daß der herrliche Tempel als Werkstätte des scheußlichsten Ekels erschien. Die Turkischen Zahlherren kommandirten aus einiger Entfernung, um sich nicht zu verunreinigen, die Griechischen Arbeiter, die mit sklavischer Unterwürfigkeit den Worten und Winken ihrer Herren gehorchten. „Dieß war," so sagt Walsh hinzu, „der Zustand der Athener in ihrer eignen Stadt; dieß war die Anwendung, welche sie von ihrem vollkommensten und schönsten Tempel machten." Wir lassen unsern Engländer noch einige Worte weiter sagen über das damalige Athen, die

uns vielleicht auch den ganzen Zustand der Entmenschung und Entgesittung, der über seine Bewohner gekommen war, etwas deutlicher vor Augen stellen können. Nach der Tempel der Winde, so fährt er in seiner Erzählung fort, kamen zu einem ganz besonders Gebrauche: er war ein Tanzhaus der im Freie sich drehenden Derwische. Besser war schon die sogenannte Laterne des Demosthenes benutzt, denn hier hatte ein alter, freundlicher Franziskaner, der Pater Paolo seine kleine Bibliothek und daneben sein Schlafzimmer angelegt. Dieser Pater Paolo gab kurz hernach, in den Zeiten des Befreiungskrieges ganz besondere Beweise von Geistesgegenwart und Mut. Damals sind jene Zustände, welche die Mütter schon ihren kleinen Kindern einflößten, wenn sie ihnen zuriefen: „es kommt ein Turk!“ noch so tief in den Gemütern, daß dieselben, obgleich sie jetzt mit Waffen versehen und an Zahl den Feinden überlegen waren, schon die Flucht ergriffen, als einmals nur am Ufer des Ilissosbaches, wo welche die Turken sich zurückgezogen hatten, sich zeigten, und ein kleiner Haufe von Negersklaven mit Zweigen hervorkam, um etwas Futter für das Vieh zu holen. Bei dieser und mancher andern Gelegenheit brach der Pater den Flüchtlingen auf so mutige Weise Mut ein, daß sie allmählich Stand halten lernten. Und, so wollen wir hoffen, die darauf folgende Zeit hat es gezeigt, daß die geringe Meinung der Türken von griechischer Mut irrig war; denn sie kostete bald zu Tausenden das dauernden Mutter wieder.

Aber wie auch so mancher „aufklärerische“ und unrichtige Gesichtspunkt das Bild des vormaligen Zustandes der Stadt ganz verschwunden ist, so ist derselbe auch in der Wirklichkeit, nicht bloß im Bilde, vergangen und

verwandelt werden. Wir beschreiben nun das was uns in Athen geschahe und was uns in ihm vor Augen kam.

Schon in einer der ersten Straßen, in der Nähe des Palmbaumes der dort als eingewanderter Fremdling stehet, kam uns die Gastfreundschaft entgegen; wir wurden wie im Triumph der Liebe in das Haus des Cabinetsrathes Brandis geführt. Ich hatte diesen theuren Freund vor neun Jahren (im Jahre 1828) bei den neun vom Feuer der Tiefe durchwärmten Heilquellen von Karlsbad persönlich kennen gelernt, jetzt fand ich ihn wieder in der Nähe des „neunquelligen" (Enneakrune) Wasserbrunnens Kallirhoë, in einem Lande in welchem sein Geist seit Jahren sich heimathlich niedergelassen, aus dessen Tiefen und Höhen er schon längst die reifsten, köstlichsten Früchte gesammelt so wie über das Meer geführt hatte. Ich fand diesen glücklichen Forscher der Tiefe, der außer den gewöhnlichen Früchten des Landes auch den „verborgenen Schatz im Acker" gefunden mit seiner edlen, gleichgesinnten Hausfrau und all seinen lieben Kindern, hier, im fremden Lande, vergnügt und fröhlich; der Ungunst der äußern Wärme, wenn sie dem zarten Körper zu heftig und feindlich werden wollte, hatte in dem kindlich frohen Herzen die Wärme einer Liebe heilsam entgegengewirkt und das Gleichgewicht gehalten, die dem jugendlichen Manne galt der die Seele des neubegründeten Königreiches ist, und welcher der Liebe Aller werth ist. Die theilnehmende Güte meines Freundes Brandis und all der Seinigen ist mir lieblicher gewesen und erquicklicher als etwa dem durstenden Wanderer das Wasser der Quelle Kallirhoë, denn sie war lauterer noch und reiner als Kallirhoës Brunnen, wärmer und noch mehr von Heilkräften durchdrungen als Karlsbads Sprudel; in diesem

Hause und mit seinen Bewohnern lebte ich, während meines Aufenthaltes in Athen am öftersten und meisten.

Ich war aber kaum unter dem Obdach des Freundes angekommen, da fand mich dort die huldvolle Botschaft ein, die mir schon über das Meer, bis nach Beirut entgegengekommen war; die Botschaft eines Herzens, dessen liebstes Anliegen es ist Menschen froh und glücklich zu machen und welches bei den Gedanken an das Wohl der Tausende, denen es zum Segensborn bestellt ward, auch des unbedeutendsten Einzelnen nicht vergißt. Ich sollte noch heute die Wohnung beziehen und die Pflege derselben genießen, welche Seine Majestät, der König Otto für mich bestimmt hatte. Nur heute zog ich es vor in dem Hause des Freundes zu bleiben, dem ich mich schon von Syra aus als Gast angekündigt hatte; schon für den andern Tag nahm ich jedoch das huldvolle Anerbieten des Königlichen Gastfreundes an. Auch die Freude des Wiedersehens sparte ich mir für den andern Tag auf.

Ein heftiger Regen, in dieser Jahreszeit in Attika eine seltenere Erscheinung, hatte das Land erquickt; ich ging, geführt von meinem Freunde, noch am Abend durch die Stadt, hinan zu dem westlich von der Akropolis gelegenen Hügel, auf welchem einst die Stätte der Pnyx war. Die Stimmen der Redner welche einst hier von Dem zeugten was des Volkes Recht und des Staates Heiles war, sind längst verklungen; doch in einer nicht minder bewegten Epoche der Gegenwart und Zukunft ruhen hier, von der Abenddämmerung beleuchtet, Trümmer der Hallen und Tempel der Akropolis von einer Stadt und einer Macht des Weltbewegens, welche, wenn sie sich selber treu erfüllt und vom Genius zum Heroen wendet, nicht nur der einzelnen Menschheit sondern

aller Völker Bestes auf unvergängliche Weise zu begründen vermag. Nachdem wir nur einen vorübergehenden Blick auf das Denkmal des Philopappus und die Stätte des Museums gerichtet, giengen wir noch hinaber nach der Gegend in welcher einst der Areopagus gewesen, in dessen Mitte der Apostel Paulus dem hochgebildeten Volke der Athenienser „den unbekannten Gott" verkündete, welchen sie unwissend verehrten. Den Gott welcher der Menschen Geschlechtern Leben und Odem und Alles giebt, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie ihn doch fühlen und finden möchten, wiewohl er ja nicht ferne ist von einem Jeglichen unter uns." Und die Rede des unbedeutend aussehenden Mannes, der, zum Gespött für viele jener eingebildeten Weisen, die ihn hörten, das Gebot aussprach „Buße zu thun," und der von einem Unbekannten aus dem verachteten Judäa erzählte, „den Gott von den Todten auferweckte und welcher einst den Erdkreis richten wird mit Gerechtigkeit," hatte dennoch in Manchem eine andre Befriedigung gewirkt, als die der Neugier; dies bezeugten durch ihr Beispiel Dionysius, der Areopagite und Damaris, die Erwählte.

Auch an dem Gemäuer, in welchem eine Sage vielleicht der spateren Zeit das Gefängniß des Sokrates finden wollte, waren wir vorübergekommen und hatten uns gefreut daß wenigstens das Andenken an den wahrhaft Weisen von Athen noch im Herzen des Volkes lebt. Der Heimweg führte uns an der Wohnung des Königes vorbei, welche in der jungen Anlage der Bäume und Gesträuche gleich einem einfachen Landhause däuchet. Sey uns gegrüßet du Haus, dessen Thore Gerechtigkeit sind und das auf den Saulen der Liebe zu Gott und den Brüdern sicher ruhet. Du Haus, dessen Zierde nicht ein Bildwerk von todtem

rotem Gestein, hinter das lohende Feuer ist, das heute Wasser auflassen.

Ich ging am andern Morgen bei guter Zeit um Ganges von dem Haus ich gestern nur im Schein der Abenddämmerung gesehen bei hellem Tage zu betrachten. Der Himmel war wolkenlos und klar, der geringe Tau, obwohl starke Regen hatte nur so wenig Stellen Gras von Feuchtigkeit benetzt. Ehe ich wieder bei einsame mich an Bissau zu wie in den folgenden Tagen von dem alten guten und lieben Leben erzählen, vermisse ich zuerst noch den Tau was mir gleich am ersten Morgen nach meiner Ankunft sich neue Welt gestalte. Dieser erste Tag ist war der erste Juli hat sich der Erwartung mit absolut Gewissheit eingefunden als etwa die ganze Freunde versammelt und, der einen langen Zeit in der Zeit der Blüte sahe und der nun, nach langer Trennzeit, in der Blüte des Sommers sich wiederfindet, dessen wir freuen, der Reise entgegengehenden Freudin.

Ich habe schon erwähnt der beiden liebenswürdigen Schwestern, der Missis von Oberstaat, die mich gebeten hatte da ich noch in Basel war, so wie gleich bei meiner Ankunft in seiner Stadt. Ich war früher einer der unbekannten Schwestern Zt. Wandat gewesen, sowie Prinz hatte aber von seiner liebenden Jugend an ein treues und dankbares Gedächtnis sich für das Gastrecht und Hospitalität bewiesen, und hatte eben so glücklich als begeisterte Weise Gelegenheit sich auch meinen unter den Gastfreien und Freunden seines Hauses zu erweisen. Er erinnerte mich mit seiner Frau, welche der schönste Schatz seines Herzens ist, und von denen ich vielfältigstem Quell nur Ihr wollte wohl sicher sich noch mit mehr können

lernten. Es iſt kein Bach, welcher weithin vernehmbar rauſcht und brauſt, ſondern welcher im ſtillen Laufe die Felder und Auen tränkt durch die ſein Weg geht. Der Glanz welchen das Selbſtvertrauen um ſich wirft blendet oftens, wie das Licht der heißen Mittagsſonne, und beirrt das Auge des Beobachters; es giebt aber ein Vertrauen heilerer Art denn das meiſt ſo rotte Selbſtvertrauen, welches keinen blendenden Glanz um ſich wirft, das aber die Schritte eines Wanderers über gefahrvolle, viele Bahn ſicherer und dauernder beleuchtet als das Selbſtvertrauen. Es ſind, ſo ſprach einſt ein Weiſer des Orients zu dem Erzgebornen eines Thrones, zwei Engel, deren einen ſich der Fürſt erbitten darf an dem Tage da Gott ihn zum Herrſcher weiht, der eine wird dir voran gehen und das Angeſicht der Völker vor dir beugen, der andre wird bei dir bleiben und dich leiten an ſeiner Hand, daß deine Füße ſicher gehen, bis zu den Thoren des Paradieſes. Erwählſt du dir jenen dann ſiehe auf den Boden daß du nicht fällſt, denn dein Glück iſt nicht bei dir ſondern glänzet vor dir her und dein Lohn erwächſet aus dem Boden. Erwählſt du den andern dann ſiehe auswärts, denn dein Glück iſt nur in dir, dein Lohn iſt nicht nahe vor ſondern über dir.

Es waren Augenblicke wie ich ſie öfters in dem Nahe ſeyn dieſer Seele genoßen. Ein Gefühl des Friedens, wie daſſelbe ein gutes Gewiſſen, beides vor Gott und den Menſchen dem Herzen verleihet, und ein Lebensodem der Liebe zu Gott und den Andern gehet von jenem Gewürzgarten aus, der in der Stille ſolcher Stunden welche das Alltagsglück nicht beleuchtet, am weiſen und kräftigſten ſeinen Duft giebt; dem Wandrer im Garten wird es wohl dabei.

Ich trat wieder hinaus ins Freie; mein Weg um die Stadt führte mich vorüber an einer jungen Pflanzung der Oelbäume. Dies ist der Baum weiser Athene, die gerühmte Pflegerin der Stadt die Landschaft von Athen begnadete. Als die Göttin, mit eigner Hand, den jungen Sprössling der Cleve, den kostbaren Geber des Wohlstandes selber gesetzt hatte, da kamen bald herauf einige Fremdlinge aus Westen und Norden: zogt aus, so sprachen sie, zu den Gestaden des Landes, die Gabe der Göttin. Und viele zogen ihnen den jungen Baum, unscheinbar dastehend, mit Blättern, gleich denen der wilden Dornenbäume. Also kannten das Gewächs jene Fremdlinge, den Nutzen aber seiner Früchte und seines Holzes vernahmen sie niemals. Der Frühling war da, die hundertblumige Zeit, da neben dem Oelbaume stand, prangte mit ihren zarten Blumen; der zarte Fremdling aber prunkte nicht mit bunten Blüthen, aus denen die Biene in voller Freude ihren Honig sahn. Als aber die Zeit der Früchte kam, da trug der Sprössling, den Athene über das Meer selber brachte, die Cleve, welche zu des Landes kostbarstem Nutz und Schmuck war und sein Holz ward kostlicher noch selber denn selbst jenes der Eiche; die Beere aber trug nur Hagebutten und Hecken ein Gestrüpp, denn mit dem Oelbaum war die Kraft und der Segen der Göttin, in dem Gewächsreich nur eine Kraft des von Athene Pallas gesetzten Gebens.

Als demnächst Ahnt Franz ich auch noch die ungeschlachte Menigan kennen, welche dann Hermann mit der Cleve Freude ist. Aber wie ich nicht auch der jungen Athen im Innern des Hauses zu einer schönen häuslichen Gesellschaft sich gesellt. Die Schwestern des Hermann, Pallas Athene war [illegible], freilich auch [illegible], so

wie reich zugleich an Verſtandniß; wo feſter Wille mit Milde des erkennenden Geiſtes ſich vereinen, da iſt das Burgerrecht in Athen kein zufallig gekommenes, ſondern ein rechtmaßig gebuhrendes und angeſtammtes. Eine alt-bedenkende Vorſorge hat in dieſem Koniglichen Paare den frohlichen Geſang der Hymnen zu der gedankenvollen Stille der dammernden Frube geſellt, damit die Kraft des Geſanges durch die Stille gehoben, die ſtille Morgenſtunde aber durch den Geſang beredt und ſprechend werde.

Dieſer erſte Juli ſollte mir eben nach vielen Jahren ein Tag des Wiederſehens werden. Ich fand damals auch in Athen den theuren Mann, an deſſen kraftigem, reichbegabten Geiſte, an deſſen redlichem, wohlwollenden Gemuth ich mich ſchon im Vaterlande oft erfreut und geſtarkt hatte, Ignaz von Rudhart. Viele welche ehemals die lebendigen, auch den trageren Sinn der Jugend erweckenden Vortrage dieſes ſeltenen Mannes an der Universitat Wurzburg horten *), noch ungleich mehrere aber die ihn mit Theilnahme auf dem Wege ſeines offentlichen Wirkens bei den vaterlandiſchen Standeverſammlungen begleiteten, haben an ihm eine hohe Mode der auſeren Beredſamkeit, die für Alle iſt, bewundert **); ſeine Freunde aber, die wie ich, das Glück

*) Er wurde ſchon in ſeinem 26ſten Jahre zum Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft und Staatskunde an jener Hochſchule ernannt und wirkte 6 Jahre lang daſelbſt zu ihrem Ruhm.

**) Ich laſſe hier Ihre Maj. Rudhart einen Redner, einen Mann von Wort nennen. Zu Recht, denn Rudhart ist durch Ehrenhaftigkeit, Zauber von Rednergabe, mitgebracht in die Wiege, ein geborener Redner. Als er [illegible] Jahrhunderts [illegible] Vereinigung wurde er [illegible] durch [illegible]

hatten seinem Herzen näher zu kommen, lernten an ihm noch die Gabe einer anderen, höheren Weltbedeutsamkeit ken-

nen. Dieß war die unwiderstehliche Beredsamkeit seines ganzen, durch und durch von warmer Liebe und Eifer für das Rechte und Gute durchdrungenen Wesens; eine Beredsamkeit die sich in jeder Miene, jeder Aeußerung, jeder That kund gab. Die Milde seines Urtheiles, wenn er im Kreise vertrauter Freunde über andere, ja feindselig Gesinnte sprach, sein bescheidnes Erwähnen der eignen Leistungen, der ungebeugte, freudige Muth womit er in allen Hemmungen aufrecht stund, die innre Wahrheit welche durch Alles was er that und sprach hindurchblickte, gab den Stunden des Zusammenseyns mit Rudhart eine Stimmung wie diese nur selten bei den Freuden des geselligen Umganges empfunden wird. Gegen seine Freunde war er, ohne sich durch ihre Schwächen stören zu lassen, ein aufopfernd treuer, liebevoller Freund, seiner Familie ein Hausvater der in der Freude und dem Wohl der Seinen seine eigne, liebste Lust und Freude fand. Rudhart war damals, wo ich ihn in Athen traf erst seit wenig Monaten dem Rufe „zu der obersten Stelle in der Verwaltung Griechenlandes" gefolgt und sein Vaterland, vor allem die Bewohner jenes Bezirkes von Bayern in welchem er seit 1831 das Amt eines Regierungs-Präsidenten verwaltete, hatten ihn mit Schmerz hinweg ziehen sehen in das ferne Land, ahnend vielleicht schon damals, daß sie sein Angesicht auf Erden nicht mehr wiedersehen würden *). Auch mich ergriff eine

---

sachen zum Grunde liegen, hatte er sein Absehen immer vorzüglich auf dieses Gebiet, als das zugänglichste für Aufklärung und dadurch für Verständigung, Annäherung, Vereinigung.

*) Ich kann nicht umhin noch einige Stellen aus dem ersehn

bange Ahndung als ich den theuren Freund bei meinem ersten Besuch in seinem Hause krank im Bette liegend

fand. Und, um hier sogleich den Faden des Erzählens über ein ganzes Jahr hinüber zu führen, das bange Vorgefühl gieng in Erfüllung. Als Rudhart im darauf folgenden Frühling zum Vaterland heimkehren wollte „überfiel ihn auf der See eine Krankheit; sie wurde heftiger nachdem er in den Hafen eingelaufen war, und überwältigte ihn am Gestade zu Triest (am 11ten May 1838). Den schweren Abschied von dem Leben, das ihm durch die schätzenswerthesten Güter verschönert war, den schwersten, von einer innig liebenden und geliebten Familie bestand er mit der christlichen Fassung, die er nicht jetzt erst empfangen hatte. Dem Leide aber sein frühes Hinscheiden darf gegenüber die Betrachtung stehen, daß er dem Geschick des Abnehmens, welches dem Starken härter als dem Schwachen fällt, entrückt worden ist, und auf ihn angewandt werden kann, was Göthe von dem im gleichen Alter hingerafften Johann Winkelmann sagt: Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen*).“

Ich habe viel und dennoch nicht Genügendes von meinem theuren Freunde gesprochen; die Liebe hat mich reden gemacht ohne mir die Gabe des rechten, angemessenen Ausdruckes zu geben; lehte Rudhart noch ich

---

des versammelten Landrathes von Niederbayern, ihm ein Denkmal zu setzen, auf das sterbliche ausgesprochen hat. Nicht selten fällt auf Ehrenbezeugungen dieser Art ein trübender Verdacht von Schmeichelei, wenn sie der Macht, von Prahlerei, wenn sie dem Ruhme dargebracht werden; dieses Denkmal, einem stillen Verdienste von einer Dankbarkeit, worin sich keine Nebenabsicht mischen kann, errichtet, wird in dem reinen Lichte der Wahrheit stehen.

*) Fr. v. Reth a. a. O.

hätte nicht Solches von ihm zu sagen gewagt und könnte er da jenseits von meinen Worten wissen er würde, wie er auf Erden gethan die Schwäche des alten Freundes mit Nachsicht ertragen. Ueber Rudhart ist viel Unschickliches geschrieben worden von Denen im Auslande die ihn nicht kannten; darum möge auch das vielleicht ungeschickte Wort eines Solchen gehört werden, der ihn kannte.

Ich bin es dem Leser schuldig ihn von Dem, was zunächst mich und den Kreis meiner persönlichen Anschauungen angehet, hinaus zu geleiten zu dem, wohin der Zug der Wissbegier jeden Fremdling in Athen führen würde: zu der Betrachtung der Ueberreste einer alten Welt der Kunste, deren vormalige Hauptstadt hier war.

Wir hatten kaum von der Wohnung Besitz genommen welche eine huldvolle Vorsorge für unser hiesiges Wohlbefinden uns bestimmt hatte, da giengen einige von uns auf „Entdeckungen" des für unser Auge so neuen Alten und Schönen aus. Damit ich jedoch meine Erzählung, welche ohnehin nur eine Aufzählung der Namen des Gesehenen seyn kann, wenigstens im Zusammenhange geben könne, beginne ich, ohne die Zeitfolge unserer Umgange in der Stadt und ihrer Nachbarschaft sonderlich zu beachten, mit einer Erwähnung des höchsten Punktes, der Akropolis.

Der Weg führte uns durch das Agora- oder Vennarkt-Thor, an welchem vier alte, dorische Säulen prangen und noch ein Markttarif aus den Zeiten des Kaiser Hadrian geschrieben wird, hinan zu dem Felsenhügel, auf dem die Burg steht. Im Vorübergehen warfen wir einen Blick hinab in das Theater des Herodes Attikus, von dem noch ein Theil der Mauern und die in den Felsen des Hügels hoher ausgehauenen Sitze vorhanden

sind. Der gewöhnlich verschlossene Zugang zur Akropolis wurde uns geöffnet; an einem Soldatenwachthaus vorüber näherten wir uns dem vielgerühmten Bauwerk aus den Zeiten des Perikles: den Propyläen. Konnte Mnesikles, der Baumeister dieser kostbaren Vorhallen, auf welche der Staat nach unserm Gelde nahe gegen fünf Millionen Gulden verwendet hatte, sein Werk sehen, er würde mit Schmerz kaum den Grundgedanken wieder erkennen der ihm bei seinem Bau vorschwebte; auf der andern Seite würde er sich wundern daß nach alle dem was im Verlauf von zwei Jahrtausenden über Athen kam noch so viel davon stehen bleiben konnte. Stufen von weißem Marmor führten durch die offnen Säulenhallen, vorüber an der Menge der hier aufgestellten Statuen und durch fünf Thore hinan zu den höheren Theilen der Akropolis; der Fremdling welcher da hindurchgieng fand in den Propyläen wie in den beiden, als Flügel an sie anstoßenden Seitengebäuden einen Wettstreit aller bildenden Künste, die sich um den Preis seines Beifalles bewarben. Noch jetzt wird der Schattenriß der vormaligen Pracht an jenen sechs gewaltigen Marmorsäulen der Dorischen Ordnung bemerkt, die an der Fronte sichtbar sind. Aber diese Fronte hatte aufgehört das zu seyn was sie war, seitdem die Hand der hier hausenden Barbaren die ganze Vorderseite durch ein grob zusammengefügtes und dennoch festes Mauerwerk verschloß, während, wie man meint schon in den Zeiten der Herrschaft der Fränkischen „Herzoge von Athen" an dem einen, zur Rechten liegenden Seitenflügel der Thurm aufgeführt wurde der mit den Propyläen selber so sonderbar kontrastirt. Das jetzige Volk nennt ihn den Thurm des Odysseus, weil in ihm der berüchtigte Mann der Revolution und des fratern

Aufruhrs, der sich den alten Namen Odysseus gegeben, gefangen saß und bei einem mißlungenen Versuch zu entfliehen sich da hinab zu todt stürzte. So erfährt der Reisende gleich bei seiner Ankunft in die Akropolis was hier seit des Pausanias Zeiten, dessen Beschreibung er in seiner Hand oder in seinem Haupte trägt, sich begeben hat; Pallas, die Schutzherrin war auf lange von hinnen gezogen und hatte den später hier eingezogenen Geschlechtern nicht ihre Gedanken des Schönen und der kunstreichen Weisheit sondern nur die alten Waffenrüstungen dagelassen, welche jedoch diese Erben nicht, wie die Göttin gethan, zum Zerstören des Reiches der Barbaren sondern zur Begründung und Ausbreitung desselben verwendeten. Der jetzige Eingang in das tiefe Innere der Akropolis führt zur Rechten der Propyläen, zwischen dem Thurm des Odysseus und dem kleinen Tempel der „ungeflügelten Siegesgöttin" hindurch. Dieser Tempel ist, um dies im vorbeigehen zu erwähnen, ein Fund der neuesten Zeit gewesen; seit mehreren Menschenaltern hatte ihn kein Reisender mehr gesehen, da entdeckte man den größesten Theil seiner Wandtheile auf einmal bei dem Hinwegräumen der Grundlage einer Türkischen Batterie, mit welcher dieselben ganz überbaut waren. Wohl möchte man wünschen daß die Türken, welche in allen Ländern ihres Reiches so Manches überbaut haben das künftig einmal wieder an den lichten Tag kommen wird, auch das hehre Meisterwerk welches vielleicht die Griechische Baukunst hervorgebracht hat: den Parthenon oder Jungfrauentempel ganz überbaut hätten. Dann hätte keine Bombe der Venezianer das Pulvermagazin zu entzünden vermocht, welches die Türken im Innern des Tempels angelegt hatten, in welchem vormals das Mei-

sterwerk des Phidias, das hohe Standbild der Minerva, aus Gold und Elfenbein bereitet in der Mitte aller jener Kunstwerke stund, deren eines allein mehr werth gewesen denn alle Turkischen Pulvermagazine zusammen genommen. Auch hatte kein edler Lord Elgin einen Theil der noch übrigen Prachtwerke des Tempels aus der Turkischen in die freilich anständigere, aber schwerer wieder aufzulösende Englische Gefangenschaft führen können.

Das was noch jetzt vom Parthenon übrig geblieben ist und vor Augen steht ist so vielfältig beschrieben und aufs treueste abgebildet worden, daß es ein nutzloser Versuch seyn würde die Aufmerksamkeit des Lesers durch eine neue, ohnehin nur Umrisse gebende Beschreibung fest halten zu wollen. Wie Herkules, als kräftiger, aber keinesweges idealisch schöner Mann, neben dem Bilde eines jugendlichen Apolls, dem Verein aller Reize einer göttlichen Jugend, so würde sich vielleicht selbst die riesenhafte Tempelburg von Baalbeck neben dem Parthenon ausnehmen, wenn beide noch unzerstört da stunden. Bis zum Jahr 1687 hatte sich dieses vollendetste Bauwerk der Blüthenzeit Athens noch großentheils unzerstört erhalten.

Wir wandelten eben auf der Höhe des Parthenon. Hier, wie an andern jetzt wieder frei gewordnen Punkten der Akropolis hat man einen Ueberblick über Athen und seine Umgegend, vom Gebirge bis zum Meere und seinen nachbarlichen Inseln, der sein Bild auf unvergeßliche Weise der Erinnerung einprägt. Denn es ist die große, lebenskräftige Geschichte des Landes und seiner vormaligen Bewohner, welche diesem Bilde eine Lebhaftigkeit der Farben verleihet, die keine Zeit zu verlöschen

vermag. Dort in Westen Salamis, und die Denkzeichen an Athens antike Herrschermacht, hier näher gegen Norden, fast neben dem Hügel von Kolonos heiligem Haine, die Stätten der Akademie und des Lyceums wo Plato, Aristoteles und Theophrast die Lehren der Weisheit verkündeten; da in Osten die Gegend von Sokrates kleinem Geburtsort und freilich auch, fast in derselben Richtung, an dem nun fast vertilgten Flusse, die Stätte von Cekrops Zaubergarten des Feuerkammels.

Einen sonderbaren Eindruck macht auf den ersten Blick ein andres Tempelgebäude das sich im Namen der Akropolis findet: das Erechtheion. Wie ein großer Meister der Tonkunst scheinbare Dissonanzen zu einer entzückenden Harmonie verschmilzt, so hat hier der Genius der Kunst scheinbar unsymmetrische Gebäudemassen zu einem Ganzen vereint, welches in wundervoller Herrlichkeit dasteht. Die Säulenhalle auf der Morgenseite; die Wand mit Fenstern in Westen, unter welcher zwei kleine Thüren zu unterirdischen Räumen führen; in Norden eine über das gewöhnliche Maaß vorspringende Halle, mit einer herrlich verzierten, blinden Thüre, in Süden eine andre vormals von sechs Karyatiden «Bildern der jungfräulichen Jungfräulichkeit» getragene Halle, diese Theile, deren keiner dem andern gleicht, bilden das mit einer Fülle der halberhabenen Arbeiten gezierte Aeußere des Gebäudes. Drei der Karyatiden stehen noch aufrecht; eine lag gefallen am Boden, eine, in Gesellschaft einer Säule des Tempels entführte Lord Elgin in das Britische Museum, die sechste, von Thorwaldsen kunstreich ergänzt, findet in der reichen Sammlung des Nordischen Vaterlands.

Vom tadellosen Baue der Akropolis beschauen wir noch, wenigstens die Stätte an welcher vormals das dem

Dionyſos geweihte, bis auf wenige Spuren verſchwundne Haupttheater, zu den Füßen des Parthenons, am Abhange des Felſen ſtund. Dieſes Gebäude wurde von den Kunſtkennern des Alterthumes als das ſchönſte ſeiner Art geprieſen. Es war durch eine Mauer mit der Akropolis verbunden.

Mit beſondrer Freude ſahen wir die ſeit etlichen Jahren begonnenen und mit zwar ſparſam zugemeſſenen Mitteln doch mit deſto größerer Umſicht fortgeſetzten Arbeiten der Ausgrabungen und der Reſtaurationen der Trümmer der Akropolis. Wie es gelungen iſt, den kleinen Tempel der Nike apteros, deſſen Beſtandtheile freilich noch großentheils vorhanden waren, wieder herzuſtellen, ſo daß er eine Luſt der Augen für jeden Freund der Baukunſt iſt, und wie man Hoffnung ſchöpfen darf daß auch der noch daran fehlende Fries des öſtlichen Portikus, aus dem Brittiſchen Muſeum, wohin er durch Lord Elgin geführt ward, einſt wieder kommen werde *), ſo erregt ſelbſt Das, was bisher zur Reſtauration des Erechteion und des Parthenon mit glücklichem Erfolg geſchehen, die Erwartung daß ein kommendes Zeitalter wenigſtens die Gehäuſe worinnen die Meiſterwerke der großen Kunſt der Griechen verwahrt waren von neuem auferſtanden ſehen werde. Möge dann auch ein Segen der auf das Land und ſeine Verwaltung kam einen neuen Peiſiſtratus bei der Akropolis oder wo ſonſt in Athen nach ſeinem Maaße eben ſo reichlich ausſtatten als in den Zeiten des blühendſten Wohlſtandes jenes Schatzhaus dies

*) M. v. Edw. Clifford. Esqu. A short visit to the Jonian Islands. p. 107.

war, das als Hintergebäude an den Parthenon sich anschloß [1].

Auch die Ueberreste der Bauwerke in der Nähe der Akropolis, die ich am ersten Abend nur im Dämmerungsscheine gesehen, betrachtete ich später genauer, beim Licht des Tages. In südöstlicher Richtung von dem schon erwähnten Odeion des Herodes Attikus lag jenes frühere welches Perikles nach der Form des Zeltes des Xerxes erbauen und mit einem Kuppeldach überwölben lassen, damit das Volk, ruhend auf den amphitheatralischen Sitzen hier die Werke der Dichter und die Ausführung der Arbeiten vernahme. Es ist nicht viel mehr als die Stätte von diesem zu seiner Zeit schönsten Odeion auszumitteln, das schon Ariston, bei der Belagerung der Stadt durch Sulla hatte niederbrennen lassen.

Mehr dagegen findet sich noch zu sehen auf dem südwestlich von der Akropolis gelegnen Hügel des Museion, der einst die Tempel des Herkules und der Artemis trug. Es steht hier wenigstens noch großentheils ein Werk aus der Römischen Zeit: das Denkmal jenes Philopappus, der aus dem Geschlecht der Syrischen Herrscher entsprossen, durch Kaiser Trajan die Würde eines Römischen Konsuls empfangen hatte und in Athen seine Tage beschloß. Von diesem Hügel aus konnten freilich, wie dies Perikles wollte, der ihn zum öffentlichen Luftgange bestimmt hatte, die Athenienser die Hauptsitze ihrer Macht, die Flotte in den beiden Häfen Piräus und Phalerum sehr gut überblicken. Mit einem jedoch viel höherem

[1] Der öffentliche Schatz, der im Opisthodomus am Parthenon aufbewahrt wurde, hatte einmal über 14 Mill. Thaler enthalten.

Interesse als an dem Monument des Philopappus verweilt das Auge eines Freundes des klassischen Alterthumes an der noch jetzt vorhandnen Rednerbühne der Pnyx, welche in den Felsen des etwas nordlich vom Museion, westlich der Akropolis gelegnen Hugel gehauen ist. Er gedenkt hier der Bewegungen welche das Wort der feurigen Rede aus Demosthenes Munde hervorgerufen, so wie anderer Thaten des Wortes.

Außer und nachst den an der Akropolis verübten Barbareien hat der Freund der Baukunst am meisten jene Verheerungen zu beklagen welche die Werke trafen deren einzelne noch fortwahrend imposante Reste unten in der Ebene an der Südseite der Akropolis geben werden. Hier stund das Wunderwerk jenes Tempels des Olympischen Herrschers und der andren Göttergestalten, das Pantheon von Athen. Vier Stadien betrug der Umfang des Riesengebäudes dessen Bau schon die Pisistratiden begonnen, Perikles und nachmals Kaiser Augustus fortgeführt, Hadrian aber vollendet hatte. Hundert und zwanzig Säulen aus dem seltnen Phrygischen Marmor zierten das Aeußere und nicht minder herrlich war das Innre durch die Meisterwerke der Kunst; auf die Gebäude selber war bis zu seiner Vollendung die Summe von 15 Millionen Thalern verwendet worden. Seitdem Sulla, noch mehr aber Marich, der Gothenkönig, die Bahn gebrochen, hat sich eine ganze Fluth der Verheerungen, namentlich über diesen Lustgarten der Kunste ergossen. Jene Säulen welche noch stehen gehören zu den schönsten aus der Korinthischen Ordnung welche man kennt; sie sind von weißem Marmor gehauen, ihr Durchmesser beträgt gegen sechs Fuß, die Höhe nahe zehnmal so viel; auf einigen der Säulen ruhen noch die prachtvollen

vollen Architrave. Oben auf dem Giebel, in der Entablatur einer dieser Säulen hat vormals ein christlicher Einsiedler seine Wohnung gehabt. Nicht fern von den Resten des Olympieion findet sich das Thor oder der Triumphbogen des Kaiser Hadrian so wie die Statien des Aegeian und Pythien.

Der Tempel des Theseus, welcher dem Fremdling der von Westen, vom Meere herkommt zuerst ins Auge fällt weil er an der Westseite der Stadt steht, ist zugleich am meisten geeignet seine hohe Achtung zu erregen welche der alten Baukunst der Hellenen gebühret. Er ist wo nicht das am besten, doch eines der best erhaltenen Bauwerke seiner Art in Griechenland; seine 34 Säulen, in dorischer Ordnung stehen noch aufrecht; ein großer Theil des Fries, an welchem der Kampf der Centauren und Lapythen dargestellt ist, wird fortwährend in seiner alten Pracht und Schönheit gesehen.

In dem Umfange der jetzigen Stadt selber zeigen sich der wohlerhaltene achteckige Thurm oder Tempel der Winde, dessen Bauwerk erwähnt; die Thor des Hadrian, die am Marktplatze stehen und noch manche andere Reste. Von jenen langen Mauern, welche an ihren Enden sonderbarlich zickzackend nach der einen Seite den Piräus, nach der andren den Hafen Phaleron umfaßten und mit der Stadt verbanden, zeigen sich nur wenige undeutliche Spuren; denn Sulla hieß sie niederreißen um sich ihrer Steine, bei der Belagerung der Stadt, zur Ausfüllung der Breschen zu bedienen, sie soll diesen und den vielhaltigen andren Verheerungen übrig gebliebenen Grundlagen und Reste sind meist unter dem Anlag des Landes und der Dammerde verborgen. Zweimal beraubte sie, in Gemeinschaft theurer Freunde das einwärts

von der Stadt, gegen den Lykettusberg hin, in der halbmondförmigen Schlucht des Felsenhügels angelegt Stadium des Herodes Attikus, welches von solchem Umfange war daß Kaiser Hadrian in ihm das Volk mit dem Schauspiel eines Wettkampfes vergnügen konnte, bei welchem tausend wilde Thiere die Rennbahn betraten. Jetzt ist die Gegend jenes alten Stadiums für viele der Unsrigen ein Ort der wehmuthigsten Erinnerungen. Es findet sich dort ein Gottesacker, in dessen Boden manche Seele, die uns theuer war, das Gewand der leiblichen Hülle niedergelegt hat. Tief betrübte mich die einfache Inschrift auf einem der neuesten Gräber: sie nannte den Namen der Gemahlin meines theuren Freundes des Grafen Saxonia und nicht minder bewegte mich der Anblick eines andern Denkmales, es war das der Tochter meines verehrten Savigny, die nur kurze Zeit das Glück des geliebten, edlen Gemahles war, dem sie bald über das Meer folgte. In geringer Entfernung von dem Stadium so wie von dem Kirchhofe bewohnt ein Deutscher Ansiedler das Landhaus, dessen Umgegend er mit Deutschem Fleiße angebaut und fruchtbar gemacht hat. Seine freundliche Wohnung wird öfters von den Landsleuten aus der Stadt besucht.

Ueberhaupt fand sich, wenigstens damals, wo ich in Athen war, in der Stadt selber so wie in ihrer ganzen Umgegend eine so große Menge der Landsleute, daß man öfters versucht werden konnte sich in eine Deutsche Stadt versetzt zu wähnen. In den Gassen Bayerisches Militär, Deutsche Handwerker, Künstler, Beamtete; dazwischen auch gar manche Müssiggänger so wie solche Leute die aus allen Gegenden von Deutschland zusammen gelaufen waren und welche eben so wie sie zu Hause nicht gut

gethan auch hier es nicht thun mochten. Ein Strom, der wenn die Kraftregen fallen und der Schnee im Gebirge schmilzt aber Thal und Ebene sich ergießt, pflegt eben jederzeit in seinem Wasser, das aus reinem Quelle kam, eine Menge des Sandes und Unrathes zu führen, der von den Ufern wieder hinweggeräumt werden muß.

Das eigentliche Volk von Athen scheint noch immer bildsam und von kräftiger Beweglichkeit und wird gewiß, wenn es erst die alte Haut abgeworfen hat, mit unter den andren auf dem Wege der geistigen Bildung weiter fortgeschrittenen Völker eine ehrenvolle Gestalt annehmen. Wie die Juden mußten auch die Griechen einen Keim der Hoffnung in sich tragen und sich zu etwas Großem, vielleicht nahe, Künftigem aufbehalten sein. Denn wie unter den Völkern nur jene Mutter der Winter überleben welche die veredelten Keime eines kommenden Geschlechts in sich tragen, die andern aber sterben; so sind die Nachkommen Israels so wie die Griechen durch alle Wetter der Trübsale und blutigen Aufreibungskriege gegangen, ohne ihnen zu erliegen, während viele andre Völker unter ungleich minder schwerem Drucke ihren Bestand, ihre Gerade und angestammte Form ganz verloren, und sich aufgelöst haben. Daß aber die Griechen noch immer nicht aufhörten das zu sein was sie waren, beweist, außer der sich gemäß treu gebliebnen Gerade jene Phantasie ihres ganzen Wesens, in deren Augen sich, wie bei anderen Völkern, wenn auch an Stelle der mythischen Wesen und Urwelten die Züge der Neuen wiederholen. Unter dem Volk von Athen erscheinen von den Fünf Bezirken, welche einen Theil ihrer fremden Wohnsitz zu scheuen haben, neben sich dann die treuen Joniern unsren wie unsern Vorfahren mit kräftigem Fleiß

und Gewerbluſt vereint. Der Wohlſtand der Stadt wächſt durch den immer häufiger werdenden Beſuch der wohlbemittelten Fremden; das Land giebt in hinreichender Fülle ſein Gewächs; Sicherheit und Ordnung breiten ihren ſchirmenden Fittich über den jungen Staat.

Unter den beſuchenden Fremden, welche in den Tagen meines hieſigen Aufenthaltes nach Athen kamen um ſich an ſeinem Wiederauferſtehen aus der Vernichtung zu freuen, war einer, der durch ſein unerwartetes Erſcheinen meinen Genuß an Athen in ganz beſondrem Maße erhöhte. Es war ein Freund und Mitgenoſſe der ſchönen, fruchtbaren Jugendjahre, die ich an der Schule zu Weimar und nachmals in Jena verlebte: der Ritter von Haaſe aus Paris, den die gelehrte Welt als einen ihrer umfaſſendſten, gründlichſten Sprachforſcher, namentlich im Gebiet der Griechiſchen klaſſiſchen Literatur kennt und ehrt. Ich hatte durch Rudhart erfahren daß Haaſe ſchon im Piräus ſey, wo er aus Malta kommend, eine kurze Cholera-Quarantäne aushalten muſſe. Dieſe Quarantäne war indeß noch kürzer geworden als man anfangs ſie beſtimmt hatte; ich fand den alten Freund, den ich ſeit funf und dreißig Jahren nicht mehr geſehen auf einmal vor einer Zimmerthür des franzöſiſchen Hotels ſtehen, das auch mir zur Wohnung angewieſen war. Er hatte keine Ahndung davon daß ich hier ſeyn könne; ich aber, da ich ihn in der Nähe wußte erkannte ihn, weniger an den Zügen des Geſichtes als an der wohlbekannten Stellung und Bewegung, ſo wie, bei dem Begrüßen, an ſeiner Stimme. Meine Frage: „kennſt du mich noch?“ blieb zwar anfangs unbeantwortet, aber nach wenig Augenblicken waren wir wieder, obwohl leiblich in Athen, im Geiſte beiſammen in Weimar, wo zuerſt in unſern Her-

zen der Zug der begeisterten Theilnahme an Athens Geschicke und Thaten erwacht und genährt worden war; der Zug, der uns jetzt beide an dem Ziele unsers damaligen Sehnens und Strebens wieder zusammenführte.

Als Ersatz für die Feier des ersten Juno, die ich vergeblich gehofft hatte in Athen gemessen zu können wurde mir hier die frohe Feier eines andren Tages zu Theil der für alle Bayern ein Tag des Segens ist, weil er dem Lande ein gar großes Glück gebracht; dies war der 8te Juli. Jene Majestät der König Otto verlieh mir an diesem Tage ein ehrenvolles Erinnerungszeichen an den Erlaser, dessen Tod der Wehmut, dessen Grab ich mit schon ergrauendem Haare und mannichfacher, nun glücklich überstandener Leidwerde besucht hatte. Möchte ich mich jenes Ehrenzeichens in dem Sinne würdig machen können, der in seinem Namen zu liegen scheint.

Auch der naturhistorische Verein von Athen hielt an jenem Tage eine öffentliche Sitzung und erlaubte mir derselben als ordentliches Mitglied beizuwohnen. Ich fand da mehrere um die Wissenschaft und um unser vaterländisches Museum verdiente Männer, namentlich den Dr. Pareis und die trefflichen Landsleute und Freunde, von denen ich nachher noch reden werde, die beiden Leibärzte Wagner und Dr. Reiser. Außer den Männern von Fach zeigten auch andre hiesige Gelehrte und Männer der höheren Stande ihre Theilnahme an dem neu begründeten, für die Zukunft viel versprechenden Institut. Die naturgeschichtliche Sammlung ist zwar erst im Entstehen, sie enthält aber bereits einen Schatz der vielleicht bald die Aufmerksamkeit aller Naturforscher in Europa auf sich ziehen wird. Dies sind die festen Ueberreste von Landthieren die sich in einer, ganz in der Nähe von Athen

vorkommenden Knochenbreccie finden. Unter diesen Ueberresten sind manche welche bisher unbekannten Thierarten der Vorwelt angehören. Namentlich entdeckte auch Professor Andreas Wagner zu München in einem kleinen Stück dieser Breccie das ein Bayerischer Soldat, der bei den Ausgrabungen mit beschäftigt gewesen war, mit sich aus Griechenland brachte, und an unser vaterländisches Museum verkaufte, den Oberkiefer eines Affen; mithin eines Thiergeschlechtes von welchem man noch vor wenig Jahren meinte daß es gar nicht unter den fossilen Thieren der Vorzeit gefunden werde, und von welchem auch wirklich bisher nur noch äußerst wenig Spuren unter den Antiquitäten der Erdfläche bemerkt worden sind. So öffnet Athen durch seine Ausgrabungen nach zwei Seiten hin einen Zutritt zur Erkenntniß der inhaltsreichen Geschichte seines Landes, und während der Freund der Kunst eine Welt, die für ihn auf immer untergegangen schien, aus ihrem Grabe auferstehen sieht, tritt dem Freund der Natur, auf demselben klassischen Boden eine Vorzeit der Lebendigen entgegen, deren Kunde noch niemals zu seinen Ohren gekommen war. Das Gebäude für das zoologische Museum und für die Sitzungen des naturhistorischen Vereins liegt an der Nordseite der Stadt. Leider hatte ich, da ich schon während der Sitzung von einer Kränklichkeit befallen wurde, die mich noch an demselben Tage das Bett zu hüten nöthigte, keine Gelegenheit Alles nach Muße zu besehen; dagegen besuchte ich mehrere Male den westwärts von der Stadt gelegnen botanischen Garten, welcher unter der Aufsicht des kenntnißreichen und geschickten Dr. Fraas vor wenig Jahren erst eingerichtet und auf dem Wege eines sehr guten Gedeihens ist. Als Mitgehülfe war bei diesem Werke ein

Friedländer Gemälder, ein Bruder meines Freundes, des Friedländer Consuls Ehrlich in Berlin hatte.

Mein kleines Uebelbefinden, das eine Folge der schnellen Veränderung von mehr als, welche in meiner Lebensweise vorgegangen war, mir aufgezwungen hatte, verlor sich bald. Ich hatte aber auch einen Arzt hier in dem viel aufregenden und schwierigen Fällen die Ruhe und Klarheit, wie sie nur selten gefunden wird, und dessen Rath ich schon öfters gebraucht hatte, und dessen Rath ich schon öfters gebraucht hatte, weil er außer seiner Gelehrsamkeit die Menschenkenntniß und die Erfahrung, die man langer Lebensjahre als Frucht sich sammelt, und jene Aufmerksamkeit hatte, die täglich unendlich vorkommende Kleinigkeiten zum großen und wichtigen Ziel führt. Es war Dr. Meyer, den ich, weil er eine Stunde von Friedland wohnte, dort täglich sah, der mir aber auch anderen, so viel seine kostbare Zeit es erlaubte, ein treuer Rather wurde, dessen Rath für alle Fälle und Verhältnisse empfänglich und denen sich immer treu zu weisen von der Kraft des Selbstvertrauens reichlich mitgetheilt.

Zu wünschen auf solche Weise in Friedland ein heimische, wahrhaft erfahrungsreiche Kräfte hatte ich es aber kaum zu keiner Zeit und zu keinem Ziele besser treffen können als gerade damals hier in Arbeit. Denn wir hatte mir Mehr und Besseres aber die ganze Einrichtung des Krankenhauses zu den Zwecken des Lebens, aber Friedländer Gemeinwesen und Verhältnissen nützlicher vermocht als der verehrte Kenner und Kenner

*) Hippocrat. de decent. ornat. p. 34. Kühn. de aer. medic. phil. p. 9.

„des Ostens" der geistvolle, edle Ritter von Prokesch. Er hatte mich schon in seinen Werken auf meiner Reise begleitet und durch seine frischen Ansichten von dem Leben und der Geschichte der Morgenländer erfreut, jetzt kam ich zu der Quelle dieser Anschauungen selber. Auch im anmuthigen Kreise seiner Familie und in seiner Wirksamkeit als K. K. Oesterreichischer Gesandter fand ich ihn so anziehend und liebenswürdig als er sich mir in seinen Schriften gezeigt hatte. Eben so lernte ich an dem Gesandten unsers eignen Hofes, dem Herrn Grafen von Waldkirch durch die Beweise von theilnehmender Güte und Gastfreundlichkeit welche er mir gab, einen Mann kennen, der sich nicht nur auf die Kunde des Landes und seines Geschäftskreises trefflich versteht, sondern auch auf jene noch liebenswürdigere Kunst Andre zu erfreuen und theilnehmend zu unterstützen.

Zu dieses Geschäft der Freundschafts-Erweisungen gegen den alten Landsmann und Gastfreund theilten sich aber noch Viele. Vor Allen zeigte sich darinnen unermüdet der meinem Herzen vielfach theure Graf Saporta, dem Gott alle seine mir bewiesene Liebe vergelten möge; und in das meinem Ohre so wohllautende Konzert der freundlichen Stimmen die mich in Athen begrüßten stimmten mehrere der hohen Offiziere und Beamteten, namentlich die Herren v. Burkhard, v. Wehmeier und Baron von Ow; der treffliche Leibmedicus Dr. v. Widmer, der Geheimsecretär v. Stengel den wir als glücklichen Gemahl einer liebenswürdigen jungen Griechin wiederfanden, und eine große Zahl der jüngeren Freunde, unter denen ich manche meiner lieben, gewesenen Zuhörer aus Erlangen und München antraf. Zu dem Hause des schon durch frühere Bekanntschaft nahe befreundeten Hofpredigers

Meier, in welchem meine jungen Reisegefährten gastfreie Aufnahme gefunden, brachten auch wir manche stille Stunde des innren wie äußren Ausruhens zu; mein junger Freund Dr. Zehler aus Nürnberg war erfindungsreich in allen Arten der Geselligkeiten; Professor Rost der gelehrte, an Geist und Herzen tüchtige Mann; der edle Leeves und sein Freund Wenger, denen wir hier zum dritten Male auf unsrer Reise begegneten, und so manche andre hier wohnende Fremde trugen Alle das Übrige dazu bei um mich fühlen zu lassen daß es eine Landsmannschaft des Geistes gebe, welche an keine politischen Grenzen gebunden ist. An diese geistige Landsmannschaft schloß sich denn auch mancher edle Grieche an, vornämlich der treffliche Dr. Schinas, damals Rector der Universität Athen, mit welchen mich so gerne noch mehr und länger zusammengelebt hätte.

Im Hause meines Freundes Brandis konnte man öfters am Abend eine Gesellschaft der Männer finden, welche das gemeinsame Interesse an dem Studium der Griechischen Klassiker und der Geschichte des Landes vereint; ein fröhlicher Kreis von meist jungen Deutschen versammelte sich auch, während der kühleren Abendstunden außen im Freien, in einer Deutschen Gartenwirthschaft welche den Namen: zum grünen Baum führte.

Unter den vielen schönen Tagen die wir in Athen verlebten, zeichneten sich ganz besonders die Sonntage aus. Man konnte da mit einer Deutschen, christlichen Gemeinde sich erbauen und auf diese Weise das höchste, oft so schmerzlich vermißte Glück des Vaterlandes genießen; der Nachmittag und Abend wurde dann auch auf heimathliche Art mit Freunden zugebracht. An einem dieser Sonntags-Nachmittage befuchten wir mit der Fa-

milie des theuren Brandis und mit Freund Röser jenseit des alten Keramikos oder der Töpferwerkstadt den verodeten, mit einzelnen Oelbäumen bepflanzten Hügel des Akademos: die Stätte der Akademie von Athen. Es waren andre, unvergänglichere Gefäße als die des nachbarlichen Keramikos: Gefäße der Ehre und Verherrlichung im Haushalt der ewigen Weisheit welche hier unter den Säulenhallen und im Schatten der hohen Platanen gebildet wurden. Hier hat Plato gewandelt und gelehrt: der hehre Gast und Fremdling aus einer Welt, deren sichtbare Verwirklichung eine damals noch zukünftige war; der Prophet im Gewande der Weltweisheit, welcher den Vorschmack eines göttlichen Glaubens und Schauens schon in dem redlich von ihm erfaßten Werke des menschlichen Erkennens empfunden. Die beiden Arme, jener des aufstrebenden Sehnens des Menschengeistes nach dem lebendigen Erfassen der ewigen Wahrheit, der sich nach oben ausstreckt, und der andre eines göttlichen Entgegenkommens der von oben nach unten herabreichet, sind sich in Seelen wie Platos Seele war zu allen Zeiten nahe gewesen, und sie werden sich einst die Hände reichen zum unauflöslichen Bunde. Auch die Stätte des Lykeions, da der große „Meister Derer welche wissen," Aristoteles gewandelt und gelehrt, ward von uns mit innigster Theilnahme betrachtet.

An dem Nachmittage eines andern Sonntages machten wir uns mit der Familie unsers theuren Brandis auf um an der Hand dieses Führers die hehre Aussicht vom Gipfel des Pentelicon zu schauen. Wir kamen am Abend bis zum Fuße des Berges, ruheten, während der Stunden der warmen, schönen Sommernacht im Freien, in der Nähe einer Hütte, und waren schon in den ersten

Stunden der Frühe eben auf der Höhe. Der unbeschreiblich schöne, klare Morgen hatte noch von dem gestern vergangenen Sabbath die Majestät seines Friedens geliehen; alle diese Höhen und Thäler feierten, von der aufgehenden Sonne beleuchtet, gleich Heroën welche erst gestern ein Werk des ewigen Rathes und des Heiles der Völker siegreich vollbrachten, und welche nun festlich geschmückt neben den Altären der Götter anbeten. Erhoben doch der leichte Duft welcher dort von den waldigen blauen Höhen von Eubora (Negroponti) aufstieg selber wie der Rauch vom Opfer des Altars auf hier, wo unser aus, lag Marathons Todtenfeld, auf welchem Athens Helden im blutigen Kampfe mit der Macht der Barbaren das erste Werk der großen Thaten vollbrachten zu denen Minervas Stadt unter den Völkern bestimmt war. Dort im Südwesten erinnerte jede Bucht, jeder Felsenvorsprung der Insel Salamis an die Geschichte eines zweiten großen Tagwerkes der Stadtheroin; die Gebirge von Plataa, nur wenig weiter im Norden reden von einem dritten; die Gegend aber dort von Elensis bezeugt es, daß nach allem Maaß des Ruhmes der glücklich vollbrachten Thaten, wie durch allen Glanz der Kunste und Erdenweisheit dennoch ein Sehnen in der Menschenbrust, das nichts von allen, ungestillt blieb, welches, bis der Weltenglanz aufgieng, nur in der Tiefe der Gedanken und Verlangen gebahrenden Nacht seine Findung fand.

Der Kern des Gebirgszuges, von welchem der Pentelikon ein vereinzelter Gipfel ist, besteht aus Gneus, in welchem vornämlich hier der körnige Kalkstein (weiße Marmore) in mächtigen Massen auftritt. In dem Steinbruche des Berges fanden wir viele Arbeiter unter Lade-

verständigen Aufsehern beschäftigt, welche das Baumaterial zu dem schönen, nach Gartners Plane wurdevoll sich erhebenden Königsschlosse zurichteten, welches mitten unter Gartenanlagen auf dem herrlichsten Hügel der Stadt angelegt ist.

Zum Besteigen des honigreichen Hymettus, im Osten der Stadt konnte ich keine Zeit gewinnen, wohl aber brachte ich mit meinem Freund Reier an den Ufern des Ilissus, der von jenem Gebirg entspringt und an seinem Fuße den Lauf nimmt, einen unvergeßlichen Nachmittag zu. Wohl uns, daß wir eine andre Begeistrung der liebenden Freundschaft kannten als jene war an welche die in dem lieblichen Thal gelegene Statte von Epikurs Garten erinnert.

Den Mittag des letzten Sonntages hatte ich im Familienkreise des theuren Rudhart zugebracht. Es waltete mitten in den heitren Stunden dieses letzten Beisammenseyns ein Gefühl von Wehmuth, wie es Menschen ergreift, die auf lange Zeit sich trennen müssen. Und die Trennung welche uns bevorstund war die längste von allen. Wir brachten auch noch zusammen den Abend im Piraus und auf dem vom Monde beleuchteten Meere zu; eilf Uhr trennten wir uns um uns am andern Tage noch einmal, dann aber niemals wieder zu sehen.

Wir hatten lange genug vergeblich auf die lange verheißene Ankunft eines Oesterreichischen Dampfschiffes gewartet — des ersten das die unmittelbare Verbindung zwischen Griechenland und Triest anknüpfen sollte; endlich mußten wir uns, wenn wir nicht noch einmal unter Gluck auf einem schlechten Segelschiffchen versuchen wollten, entschließen, nach Syra zurückzukehren um von dort mit einem Französischen Dampfschiffe, nach Livorno zu

geben. Denn der Ausbruch der Pest in Peiräs und die Furcht vor der langen, bei der Heimkehr abzuhaltenden Quarantaine hatte gerade damals den Verkehr mit den Küsten des Adriatischen Meeres sehr gelähmt. So rüsteten wir uns denn zur Abfahrt mit dem gewöhnlichen Postschiff aus Syra, welches am 17ten Juli des Abends den Peiräus verlassen wollte. Noch einmal beurlaubten wir uns und nahmen Abschied von Allen die uns das neue Athen so theuer gemacht und verherrlicht hatten. Segen und Frieden sey mit ihnen Hellenen und Hellas, du gutes Athen; es geht uns wohl in dir, obgleich das Heimweh nach dem lieben Vaterlande, das zuletzt mit Macht erwachte, die Seele gewaltig nahm und manches schönen Tages Genuß trübte.

Der gute, aufrichtig gastfreundliche Herr Wahn im Peiräus hatte noch alle Zeile der Liebe aufgesammt um wenigstens meine dankbare Erinnerung an die Küste des schönen Attika unzerreißbar fest zu knüpfen. Und das Herz ist ja ebenso diesem lieben Manne treu verbunden und wird es ihm bleiben, treu seine Pflicht hat viel für mich und meine jungen Freunde gethan. Unser theurer Pfarrer kam, nach vollendetem Tagewerke auch noch einmal zum Peiräus um uns das Geleite seiner Liebe zu unserm Schiffe zu geben. Wir bestiegen dieses bald nach acht Uhr des Abends, um neun Uhr lichteten wir die Anker und fuhren ab.

Es war als hätten wir jetzt auf einmal auch den vollen Gehalt einer glücklichen Seelenlust empfunden, wie wir bisher so manche Perioden des Segelns mit ungünstigem Winde ertragen hatten. Der Vollmond beleuchtete das Meer, klaren Himmel die weite Fläche; ein mäßiger Wind war unser alter Gefährte und Begleiter auf

Westen, der uns aber gerade diesmal gut zu statten kam; stund uns in Paros und trieb uns mit geschwellten Segeln von hinnen; das Schiff war mit allen Bequemlichkeiten für Reisende versehen. Freilich hatte diese ganz besondre Gunst des Windes keine sehr lange Andauer denn während wir auf unserm Schiffe ruheten, hatte auch er sich zur Ruhe gelegt und wollte sich am andren Tage nicht recht dazu bequemen unserm Fahrzeug die gewöhnliche Verspann zu leisten. Dennoch rückten wir auch durch das schwache Lüftchen, das von Zeit zu Zeit mit dem Segel spielte, etwas weiter und hatten auf diese Weise Gelegenheit das Vorgebirge von Sunium, so wie Meos und Thermia (Kythnos) zwischen denen beiden wir diesmal hindurchsteuerten genauer zu sehen, auch war die Gesellschaft, die mit uns im Schiffe fuhr, keine unangenehme. Wir andern Alle fanden uns in freudiger Stimmung, weil uns nun auch der letzte Wunsch den wir auf dieser Reise hatten, Athen zu sehen, so glücklich gelungen war, nur einer der Freunde, unser guter Doctor Erdl, litt an einem leichten Anfall von Fieber, und mochte in mehrern Tagen nichts genießen. Am Abend des 8ten kam uns wieder ein Wind aus Norden zu Hülfe der jenseits Thermia fuhrte und als wir am 9ten erwachten hatten wir das vertrauliche Syra, die Wohnung der Freunde schon nahe vor Augen, so daß wir vor zehn Uhr Vormittags im Hafen ankern konnten. Noch ehe wir das thaten bemerkte Herr Erlacher, der damals ein kleines Haus am Hafen bewohnte unser Schiff, und kam uns, sobald wir gelandet, mit einem Boote entgegen das uns und alle unsre Geräthschaften hinaberbrachte in die noch leerstehenden Räume des Magazinbaues, in welchem einstmal wir Alle unsre Wohnung nahmen, da Freund Hildner

mit seiner Familie einen Landaufenthalt bezogen hatte, und abends der Aufenthalt, bis zum Abgang des Dampfers, nur ein sehr kurzer werden sollte.

Wie ich am Nachmittag nach unserer Ankunft mit Freund Landerolo durch die Straßen der Stadt ging, begegnete mir zu meiner großen Ueberraschung jener junge Mensch aus dem Zuchthause von welchem ich im zweiten Bande (S. 329) erzählte, daß er, von Geburt ein Neger, früher Soldat gewesen sei. Wir freuten uns beide des unvermutheten Wiedersehens und begrüßten uns herzlich, denn dieser Mensch war ein unter allen längeren Gefangenen des Zuchthauses der liebste gewesen, schon deshalb weil er sich am meisten mit zutraulichkeit mir genaht hatte. Er erzählte mir daß er in Angelegenheiten seines Herrn viele Reise unternommen habe, und im Verlauf des Gespräches erfuhr ich von ihm weiter daß es ihm zur Vervollständigung seines Anzuges an den äußeren Kleidern fehle. Ich legte nach Kräften ein nicht unansehnliches Geschenk in seine Hand, er nahm dasselbe wie es schien mit Freuden an. Am andern Morgen kam er zu Landerolo, brachte ihm das Geld wieder und äußerte: „er habe die Nacht nicht schlafen können vor dem Gedanken daß er Geld von einem Manne angenommen, der seines Irrglaubens wegen auf ewig verdammt sei. So nöthig er das Geld zu seiner Reise brauchen könne hätte er doch Herrn Landerolo er solle mir es wieder zustellen und mich ermahnen daß ich mich doch zur Christlichen Religion bekehren möge, welche allein hell leuchte wie die Sonne. Da er auch hier in Erfahrung gebracht habe, daß ich bei Sr. Majestät dem Kaiser Dom Pedro etwas gelte bitte er mich sehr darum ich möchte doch auch diesen ermahnen daß er sich von der irrigen, römischen Lehre zur Christlichen

Kirche bekehren möge, weil diese (er wiederholte den Ausdruck noch einmal) allein hell leuchte wie die Sonne."

Guter Mönch vom Sinai habe Dank für deine kindlich treumeinende Sorge um mein „ewiges" Wohl; ich bin übrigens froh darüber daß dieses Wohl nicht dem Besitz einer besondren Kirchengemeinschaft sondern einer Gemeinschaft der Kirche verheißen ist und daß es einzig und allein auf die Gnade Dessen sich gründet welcher das Haupt, die Kraft und das Leben Seiner Kirche ist: der Gemeinschaft Derer die von ganzem Herzen an Ihn glauben und Ihm vertrauen. Wie ganz anders dachte und äußerte sich, wie ich dieß früher erwähnte, über denselben Gegenstand mein ehrwürdiger Freund, der Patre Präsidente in Damaskus. Ich hatte aber öfters Gelegenheit zu bemerken daß unter allen Kirchengemeinschaften, mit denen ich auf dieser Reise näher bekannt wurde, die ausschließend intolerante gegen andre Gemeinschaften die Römische und nächst dieser die Griechische sei. Stellen doch die Griechischen Geistlichen nicht einmal die Taufe bei den andern Confessionen als eine wirklich christliche gelten lassen; sie fordern von den Katholiken die sich mit einer Griechin vermählen wollen daß sie, wenn sie die kirchliche Einsegnung ihrer Ehe verlangen, sich noch einmal taufen lassen, weil die sogenannte Taufe der Lateiner keine rechte sei. Was ich indeß hier sage gilt nur im Allgemeinen; die Ausnahmen der besseren Art sind unter den geistig gebildeteren Griechen nicht selten und werden immer häufiger. Leider wird jedoch auch hier der Weg vom Aberglauben, zum gesunden, lebendigen Glauben, durch den Tod und die Verwerfung des Unglaubens gehen müssen.

Der schönste Tag den wir in Esra erlebten war,

eine

ohne allen Vergleich der emile Juli, den wir mit dem theuren Hüttner und seiner glücklichen Familie auf dem Lande, in einem Dorfchen gebrachten das auf der Südseite der Insel an dem Abhange des Berges liegt. Seine Lage beherrscht eine weite Strecke des Meeres und das Gestade von Pareo wie von Jamaraca. Wir ruhten da im Schatten der Bergeichen, und seiner der ganz verschiedene Gesang der Vögel hier und der tabellenlosen Nacken der Blumenbeete, die Aussicht die sich uns im traulichen Vereinsamt eröffnete ging weiter als nach Pareo und Jamaraca, sie reichte weiter als Meer und Land, weiter als Luft und Strecke der Gegenwart und sie schien in Bildern vieler Zeiten, welche Farbe hatte wenigstens sich und weiter hin erinnern als der kurzen Strecke Gesang der Vögel. Der Gedanke von solchen Zeiten war hier sehr warm, bewegt die Seele nur, er gleicht aber dem heftigen Bewegen eines Windes welcher das Schiff in seinem Laufe nach dem Hafen verzögert und behindert; denn es ist in Ihm, auch wenn er Gedanke für das ganze Leben gab, nur über Verlauf der Wintermonde.

Wir hatten uns etwas weit auf den Nachweg gemacht, der Abend überraschte uns, noch ehe wir die Stadt zu Gesicht bekamen. Doch war gegen an der Hand eines neuen Führers, meines Freundes Zacharias, der eben am Mittag uns aufgekommen war, in dem Lebe einen Nebels.

Das Lumpenhaus, welches man seinen Gästen am Abend anweist hatte, kam mir heute, am 21sten Juli am Nachmittag, seine Bilder noch auf Straße und Gesellschaft entgegen. Wir fanden uns beysetzt der schönen Gelegenheit des Zusammenseins, es war noch immer anhaltenden

widrigen Winde den Lauf eines Segelschiffes nach Westen sehr erschwert haben wurden. Ueberdieß hatten sich gerade damals noch andre Dinge ereignet, welche das Fahren mit einem kleinen Segelschiffe bedenklich machen konnten; die Seeräuber hatten wieder angefangen ihr altes, grausames Gewerbe im benachbarten Meere zu betreiben; auf Chios hatte man die Leichname von achtzehn Männern, denen die Köpfe abgehauen waren und rohe dabei an der Küste ein ganz ausgeraubtes Schiff gefunden, das, wie es schien aus Syrien oder Aegypten gekommen war.

Der Abend war gekommen, wir drückten den Freunden noch einmal dankbar die Hand; der gute Herr Extadter brachte uns und unsere Geräthschaften an den Bord des Schiffes, von welchem schon längst der Rauch des Dampfbootes aufstieg; mit dem Schlage neun Uhr gab die Kanone das letzte Anzeichen zur Abfahrt; die Räder griffen frisch in die Fluth hinein und in wenig Minuten hatten wir die gastfreundliche Stadt und ihren Hafen hinter uns.

III. Die Heimreise.

Zahrt nach Vevey.

Wir der Beschreibung unserer treuen, glückseligen Heimreise werde ich mich, obgleich der Weg noch ein sehr weiter war und durch die mannigfaltigsten Gegenden ging, sehr kurz fassen können; denn Vieles von dem was uns ganz neu war und uns sehr gern näher und länger beschäftigt hätten, bekamen wir, weil die Quarantaine uns vom Lande abschied, nur im Vorbeifahren zu sehen; Manches aber, das wir von Weitem betrachten durften, wie Weinrebenhügel und Obstbaum hatten wir Ihnen bei andrer Gelegenheit zur Genüge geschildert.

Es ist eine schöne Sache um das Heimkehren, der Jahre hat uns nirgends hin und her, und über die Distanz hin ist uns kein Hemde zu gering [illegible] sehr traulich und wohlgethan; so war uns [illegible] viele Jahre lang die volle Stimmung erhalten. Der Unterschied zwischen einer solchen Fahrt mit einem Zweck [illegible] als der unsrige von Paris nach Lyon war, und zwischen einer Vergnügungsreise ist ein großerer [illegible] wie der zwischen der Nacht des [illegible] Schlafen [illegible] Wachen mit der [illegible] Arbeitens unter.

Ochsen, wenn auch langsam, ziehen doch weiter, und halten nur an den bestimmten Stationen; das Schiff hier aber, besonders wenn es nur so schlechter Segler ist wie unser Paketboot es war, steht still, mitten im Meere, auch wo gar keine Station ist, und niemand kann wissen auf wie viele Tage oder selbst Wochen es so stehen bleiben wird. Ein Dampfschiff dagegen kann zwar auch in seinem gewöhnlichen Lauf durch den Wind gehemmt oder gefördert werden, im Ganzen jedoch gehet es immer vorwärts auf seinem Wege, es mag Windstille oder ungünstiger Wind seyn; mit großem Vergnügen und zuversichtlicher Erwartung lasen wir auf dem gedruckten Passagierzettel die Tage bestimmt an denen wir in Malta, dann in Livorno eintreffen sollten. Freilich mußten wir nun im Verlauf dieser Heimreise aber das Meer die Erfahrung machen daß man auf den Dampf eben so wenig sicher rechnen dürfe denn auf den Wind, und daß das was gedruckt, deshalb nicht immer wahr ist, dieß aber wußten wir damals noch nicht wo wir uns am Bord des großen, schönen „Minos" ganz der Freude hingaben endlich aus den Banden der Segel erlöst, auf schnellen, unaufhaltsamen Rädern hinzugleiten.

Das Französische Dampfschiff, der Minos genannt, dessen sehr zufriedene Bewohner wir jetzt geworden waren, gab uns allerdings durch seine ganze Einrichtung so wie durch das Benehmen der wackren Männer, denen seine Leitung anvertraut war die vollste Veranlassung zu dieser Zufriedenheit. Wir hatten, aus mehreren Gründen, uns nicht für den ersten, sondern für den zweiten Platz einschreiben lassen; unsre jungen Freunde sogar auf den dritten, der auf dem Verdeck ist. Außerdem aber, daß die zweite Kajüte aufs Anständigste und Bequemste

eingerichtet und an ihrem Tische reichlich und vortrefflich bedient war, liefen auch die Herren Officiere des Schiffes niemals ohne viel weit anderwärts der Fall gewesen) es uns entgelten aber fühlen daß wir als „reisende Gelehrte" uns zur billigen Mittelstraße halten müßten. Es kam uns auch hier eine Achtung zu statten, welche die gebildeten Franzosen so allgemein der Wissenschaft wie der Kunst bezeugen, denn der wackre Gaussan hatte kaum erfahren daß ein wissenschaftliches Interesse uns auf dieser Reise begleitet hatte, als er durch seine lebhafte Theilnahme und Freundlichkeit bezeugte, daß er selber für dieses Interesse voll Sinn sey. Seine Höflichkeit gegen uns ging so weit, daß er beständig den Lieutnant des Schiffes, einen kenntnißreichen Mann, der sich auch als Schriftsteller über das Seewesen bekannt gemacht hat, in unserer Gesellschaft und zu unserer Unterhaltung mit uns speisen ließ, während er selber in der ersten Klasse die Stelle des Wirthes vertrat. Auch der Arzt des Schiffes näherte sich uns sehr freundlich und während unsers ganzen Aufenthalts auf dem Meere hatten nur unsre jungen Reisegefährten zuweilen eine gerechte Klage über den Koch zu führen, welcher diesen beiden Lieblingen allzusehr vernachlässigte.

Als wir am 22sten Juli des Morgens, kurz vor Sonnenaufgang heraustraten aufs Verdeck, da bemerkten wir keine Spur mehr von der Stadt unsers heutigen Verweilens: von Cora. Hinter uns schon lagen die Inseln Cerigo (Cerichio) und Cythera (Cisamo); in weiter Ferne zeigten sich am westlichen Horizont die blauen Höhen von Argolis und von der Insel Hydra, dem Wohnsitze der tapferen Seekämpfer, während der Zeiten des letzten Befreiungskrieges; vor uns in Westen sahen

wir den mächtigen Höhenzug des Parnon im alten Lacedämonien (Maina), den Verkündiger jener mächtigen Kräfte die sich in der Natur des Landes und in Spartas alten Bewohnern regten. Anfangs noch ziemlich fern, bald aber immer näher und deutlicher erblickten wir in südöstlicher, später in östlicher Richtung die Inseln Milo und Antimilo neben uns. Wir hatten im weitren Verlaufe des Vormittags Gelegenheit genug den Umriß jenes interessanten Eilandes (des alten Meloß) zu betrachten, auf welchem man dennoch, so großartig schön die zackigen Umrisse seiner schroffen Felsenwände ins Auge fallen, nicht für immer wohnen möchte, weil noch jetzt jene giftigen, von vulkanischem Feuer erzeugten Dämpfe dem Boden entsteigen, durch welche dieser Geburtsort des Gotteslaugners Diagoras bei dem Alterthum berüchtigt war. Nach Plinius war die Insel, wie selbst ihr Name Meloß dieß anzudeuten schien, rund wie ein Ayrel; jene vulkanischen Erschütterungen aber, denen sie so häufig ausgesetzt war, haben die vormaligen Umrisse des Ufers so verändert, daß sie jetzt durch eine tief in ihr Innres hineintretende Bucht wie in zwei Hälften getheilt ist, welche hakenförmig herauslaufen ins Meer und von denen die südlichere hochgebirgiger ist denn die nördlichere. Vielleicht hat zu dieser Umgestaltung eben so sehr ein neuer Anbau durch vulkanische Kräfte, als der Einsturz des schon gebildeten Landes mitgewirkt; denn auch die kleine Insel Antimilo, die uns als schwärzliche Felsenmasse vor Augen lag, ist, vor noch nicht langer Zeit durch Kräfte des Feuers gebildet worden. Milo hat, wie die meisten vulkanischen Gegenden einen Reichen, welcher der Erzeugung eines feurigen Weines und mehrerer Südfrüchte ganz besonders günstig ist; in seinen tiefen Buchten finden

die Schiffe vor den Stürmen Schutz; das benachbarte Meer ist reich an Fischen. Auf dieser Insel entdeckte Baron von Haller bei den von ihm veranlaßten Ausgrabungen ein altes Amphitheater und zwei Statuen. — Nahe bei Milo zeigte sich uns Argentiera, das vormalige Cimolus, das bei den Alten wegen seiner vermeintlich heilkräftigen Cimolischen Erde gerühmt war; in dem ferneren Osten erhub sich das felsige, einsame Polycandro (Pholegandros) dann Sikino (Sikinos) und nur wenig deutlich das kleine Nio (Jos), das wir schon auf der Reise von Patmos nach Syra wahrgenommen hatten. Wir warfen gerne noch zum Abschied auf dieses Eiland einen theilnehmenden Blick; dort war, so erzählte die Sage, das Grab des Homer, dessen vermuthliche Geburtsstadt so wie das Feld der Thaten wir gesehen hatten, welche der alte Barde besingt.

Man hätte den ganzen Tag ohne Aufhören da stehen oder im Schatten des aufgespannten Segeltuches sitzen und diese herrlichen Landschaften bewundern mögen, die mit jeder Stunde in anderer Stellung und von neuen Seiten sich zeigten, und im Ganzen thaten wir dieses auch so, denn wir hielten uns nur so lange als nöthig war beim sogenannten Frühstück in der Kajüte auf, um ja so bald als möglich wieder auf dem Schiffsdache zu sein.

Wir bekamen schon vor Mittag einen starken Wind, nicht zum Begleiter, sondern zum Gegner des Schiffes, denn er kam gerade daher, wo wir hin wollten. Unser Dampfschiff ging ihm beinahe, freilich mit etwas langsamerem Schritte gerade entgegen, ohne sich Bug und Querkreuzens zu bedienen. Immer deutlicher zeichnen in den Mittagsstunden die Küstengegenden des alten Kata-

niens aus der Tiefe auf; seine Hochgebirge hatten wir schon längst im Auge gehabt. Jener südlichere Theil des Hohenzuges, der auf dieser Fahrt den Schiffenden zugewendet ist, war der Taygetos der Alten; an der Küste, unweit den Ruinen des vormaligen Epidaurus Limera, wo dem Aesculap ein berühmter Tempel geweiht war, liegt Malvasia, welches in späterer Zeit wenigstens den Jüngern des Aesculap zwar nicht Tempel, wohl aber Häuser bauen half. Denn hier vornämlich wuchs jener feurige Wein, der von seinem Geburtsort Malvasier genannt war und der durch seine verführerische Süßigkeit manchen rauhen Trinker in Europa dahin brachte daß er der Kunst des Aesculap zinsbarlich wurde. Die Venezianer, als sie im Jahr 1690 Malvasia von den Türken erobert und von dort an einige Zeit besessen hatten, waren vornämlich die Verführer dieses Weines und durch ihn des trinklustigen Europas geworden.

Von anziehender Gestalt erschien uns, vor dem Hintergrund des höheren Gebirges und des Meeres das Vorgebirge St. Angelo (Malea). Statt des Haines der vormals hier den kleinen, stillen See beschattete, mag sich freilich dort nur noch ein niedres Gebüsch erzeugen. Dennoch, wie groß sie auch seyn möge, kann die Veränderung und Entstellung, welche die Jahrhunderte an der Küstengegend von Malea geübt, in keinem Vergleich stehen mit jener, welche den vormaligen Wohnsitz Cythera, das jetzige Cerigo betroffen. Dieser Geburtsort der Liebesgöttin, besungen im uralten, geheimnißvollen Liede, war in frühester Zeit der Geschichte Griechenlandes eine Niederlassung der Phönizier, und durch sie ein Ausgangspunkt der Gewerbthätigkeit so wie ein fortwährender Ort des Begegnens zwischen den Völkern des Westens

und Cilens. Auf dem höchsten Gebirge der Insel lag der Tempel der Venus Urania, begründet von den frühesten Einwanderern aus den Ländern des Aufgangs, unter den Tempeln von Hellas einer der ältesten und heiligsten [1]. So wie in späterer Zeit dieses Kythera als ein Schlüssel des Peloponnesos betrachtet war dessen Besitz die Argiver den Phöniziern, die Lacedämonier den Argivern, jenen aber auf einige Zeit die Athener entrissen, bis diese, beim unglücklichen Ausgang des Peloponnesischen Krieges, die wichtige Insel den Spartanern zurückgeben mußten, so ist es nicht unwahrscheinlich daß Kythera auch in den ältesten Zeiten der Wanderungen der Volksstämme aus dem gemeinsamen Geburtsland des Cilens herüber nach Europa, eines der Thore gewesen sey, welche den Ansiedlern den Zugang zu den wilden Wald- und Gebirgsgegenden des Griechischen Festlandes möglich machten. Ihre Häfen waren noch in den Zeiten der Lacedämonischen Herrschaft von solcher Wichtigkeit daß der Zustand derselben alljährlich von obrigkeitlichen Gesandten des Freistaates untersucht wurde; denn hieher kamen die reichbeladnen Schiffe aus Libyen und Aegypten. Die Insel selber war damals reich durch ihre Erzeugnisse der Viehzucht und des Landbaues; berühmt durch ihren Wein und die getrockneten Trauben, durch Oel, Honig und Wachs wie durch trefflichen Käse; ihre Bewohner in hohem Wohlstand durch Handel und Fleiß der Hände. Und was ist jetzt aus diesem alten Lustsitz der Liebesgöttin geworden? Ein ödes, rauhes Felseneiland, das nur etwa noch durch die Schwärme der Turteltauben, welche in der Herbstzeit auf ihrem Zuge in ungeheurer Menge

[1] Pausan. III. 23.

hieherkommen, an den Dienst der Venus erinnert. Gleich als wollte uns auch diese Verwandlung bezeugen daß der sinnliche Liebreiz, auch wenn er in die Gestalt des Göttlichen sich verkleidete, ein vergänglicher sey.

Aber die Aphrodite von Cythera war ursprünglich keine blos irdische, sie war eine Himmlische: eine Urania. Hehr sind dennoch und anziehend diese schön geformten Gebirge, welche nach einer Behauptung der Alten sehr schönen Porphyr enthalten sollen, weshalb auch die Insel den Namen der porphyrenen (Porphyrusa) geführt habe *). Und wie leicht könnte sie wieder im andern Sinne eine Urania werden, wenn diese alte Felsenwarte des Jonischen Meeres durch die Anlage einer Sternwarte zu einem Sitz der beobachtenden Astronomie, und, wozu gerade sie die günstigste Gelegenheit darbote, der Meteorologie geweiht wurde.

So sehr man auch in einer solchen Nachbarschaft in Versuchung kommt die Männer zu beneiden, die in einer kleinen Fischerbarke sitzend mit günstigem Winde (von Westen her kommend) der Küste zusteuern um dort zu verweilen, weil ja hier jedes Vorgebirge und jede Insel Beachtenswerthes enthält, hat es dennoch auch etwas sehr Reizendes, gleich einem Adler an den Herrlichkeiten eines Landes wie dieses ist vorüber zu schweben, und den mächtigen Eindruck eines Gesammtbildes derselben in die Seele aufzunehmen. Da in Norden lag jetzt, jenseit Cythera der weite Laconische Meerbusen neben uns; vor uns die lange Gebirgskette des Taygetos die sich zuletzt mit dem Vorgebirge Tänarium (Matapan) ins Meer senkt. Sey uns begrüßt, dort in der bergumsäumten, weiten Ebene

*) Nach dem Scholiasten zu Dionys. Perieget. v. 499.

in Norden da alles Vaterland der Männer, welche mit der vollkommnen Herrschaft über die andren Glieder des Leibes auch jene über die Zunge, dieses unbändigsten und gefahrbringendsten Gliedes zu vereinen wußten. Dem schöner, kraftiger Strom Eurotas verschwindet im Gebirge, und es scheint nun aus zu seyn mit seinem Laufe; nachmals aber, bei Skiritis dringt er wieder hervor ans Licht des Tages, bricht sich die Bahn durch das enge Thal der Felsen und strömt dann weiterhin, in dem Bette das ein sorgsamer König ihm gegraben, seine Segnungen über das ganze Land aus: so mag auch dein kräftiges Bewegen für einige Zeit aus dem Tageslichte der Geschichte verschwunden seyn, dennoch wird es sich wieder Bahn machen und in gemildertem Laufe dem Ziele aller Völkerthaten zuströmen. Denn daß noch Kraft der Männer in deinem Volke wohnt, das bezeugte mir die Bekanntschaft mit einem deiner greisen Helden und Landesväter, die ich in Athen machte.

Die nähere Küstengegend am Ausfluß des Eurotas, deren fruchtbarer Boden den Leibeignen von Sparta, den Heloten zum Anbau und Wohnorte angewiesen war, und die Stätte des Hafens von Tainaros (Colochina) entzogen sich durch ihre Abgelegenheit dem Auge; desto deutlicher aber kam uns, schon in einer späteren Stunde des Tages das Vorgebirge Tainarium zu Gesichte, dessen Felsengestade zum großen Theil ein schwarzer Marmor bildet, welcher wie der Bundesgenosse des Eisens: der Schleifstein von Tainarium, bei dem Alterthume in hoher Achtung war. Hier stand vormals jener Tempel des Poseidon und bei ihm jener Hain zu dessen Schatten der Wandrer nicht ohne Furcht und Grauen sich nahete, denn nahe hierbei war die Höhle welche zu der Geheimstatte der

bleibenden Schatten: zum Reiche der Todten führte; hier war es wo Herakles den kühnen Eingang wagte, als er den Cerberus aus der Wohnung der Grabesschrecken hervorzog an das nie gesehene Licht; hier gieng Orpheus den Weg der Hoffnung und des ungestillten Sehnens.

Die untergehende Sonne beleuchtete uns, so wie wir jetzt weiter kamen, auch noch die Westseite des Vorgebirges, auf welche zugleich die Dichtung der Vorzeit einen verklarenden Schein fallen lässet. Denn dort bei Kanopolis (Kaino) ward Arion durch den Delphin, den die Macht der Töne gerührt ans Land gebracht; weiter hinan gegen Norden, auf der Felsenklippe von Pephno (Pekno) war die Geburtsstatte der Dioskuren. Wie ein Klang der fernen Abendglocken tönte das Rauschen der Wogen an unserm Schiffe; der schöne Sonnabend, an den Küsten des Peloponnesus gieng zu Ende.

Messenien, mit dem alten Königssitz des Nestor; das herrliche Elis ein vormaliges Mutterland der Weisheit und der Furcht der Götter und das vielbesungene Arkadia lagen weit hinter uns, gleich einem undeutlichen, blauen Gewölk, als wir am Sonntagsmorgen den 23sten Juli beim Aufgang der Sonne heraustraten auf das Verdeck. Es war vergeblich selbst mit dem Fernrohr die ohngefähre Gegend des heiligsten der Jupiterhaine: die Statte von Olympia aufzusuchen, wo, im uralten, Dorischen Tempelgebäude das geistvollste Werk der bildenden Kunst des Alterthumes, das Bild des Olympischen Jupiter von Phidias stund. Das geistvollste; denn in den Mienen der Göttergestalt waren der Ausdruck der erbarmenden Milde und der allvermögenden Herrschermacht auf solche Weise vereint, daß im Geist des Betrachtenden jene Zuversicht

erwachte, die zum Beten: zum Ahnden des Menschlichen an ein Göttliches den festen Muth giebt, so daß man Jene als glücklich pries die noch vor ihrem Ende das Innerste zu Olympia geschaut. Und möchte denn immer das schöne Arkadia und Olympia, das vormals den Hellenen einen festen Anhalt gewährte *) für die Erkenntniß der Räume, der Zeiten und in gewisser Hinsicht selbst Dessen, was über Raum und Zeit hebet, unserm Auge entschwinden; kennt doch das Herz Etwas das höher ist denn Arkadia, fester bleibend als die Maaße von Raum und Zeit zu Olympia.

Bis zum Mittag hatte sich auch der feste, ungöhre Umriß des Landes unserm Blick entzogen, wir sahen nur Meer und Himmel; ein frischer Gegenwind wehete uns noch immer Kühlung zu, hemmte aber auch zugleich den Lauf des Schiffes. Am andern Tage hatte diese Hemmung aufgehört, wir rückten rascher vorwärts, sahen aber auch heute noch kein Land, als wir jedoch am Dienstag den 23sten Juli erwachten, da lag Malta, die kleine und doch so kräftige Schutzwehr gegen die Macht der Barbaren uns schon deutlich vor Augen.

Malta macht, von ferne gesehen nicht jenen imposanten Eindruck, der mit dem Anblick mehrerer jener Inseln verbunden war an denen wir bisher vorüber kamen; es hat keine hochaufgetürmten Gebirge, sondern nur mäßige Höhen. So wie man aber näher kommt macht sich die Größe und Macht des menschlichen Fleißes bemerklich,

*) Die Zeit der Olympischen Feste, welche in jedem vierten Jahre hier gefeiert wurden, diente zum Maaßstab der griechischen Zeitrechnung, die Länge des hiesigen Stadiums zu 600 Fuß zum Normalmaaß der Räume.

und lasset den Mangel der Naturgröße vergessen. Gleicht doch die ganze kleine Insel durch die verhältnißmäßige Ueberzahl ihrer Einwohner, Dörfer und Häuser einer volkreichen Vorstadt zu jener kleinen Hauptstadt welche durch ihre riesenhaften Befestigungswerke die Heimat des benachbarten Meeres ist; denn derselbe Flächenraum auf welchen in Norwegen drei, ja selbst in England nur 152 Einwohner kommen, zählt in Malta deren 1103 (die ganze Insel 120000). Darum ist auch jedes Fleckchen des Bodens zum Anbau benutzt und obgleich jetzt, in der heißesten Zeit des Jahres, die Höhen und Hügelabhänge einen großen Theil jenes Grünes, welches die Insel sechs Monate lang überkleidet, verloren hatten, bemerkte man dennoch überall die reichen Pflanzungen der Bäume, unter denen jene der süßen Orangen die häufigsten sind.

Als wir an dem Eingang zum südlichen Hafen der Stadt vorüberfuhren sahen wir dort das (wie uns schien) Wrack eines Dampfschiffes am Strande liegen mit dessen Ausbesserung so eben viele Menschen beschäftigt waren. Wir bedauerten die Unglücklichen die auf dem schadhaften Fahrzeug gekommen waren oder weiter gehen sollten, ahndeten aber nicht daß wir selber diese Bedauernswürdigen seyn würden, denn wir hatten uns ja schon in Syra die Fahrt auf dem Minos bis nach Livorno ausbedungen. Der überraschend schöne Anblick der Meeresfeste und Stadt Valetta, der wir uns jetzt näherten, ließ uns indeß das arme Wrack des Schiffes bald vergessen. Diese zehnfach ummauerten Mauern und vielfach verbollwerkten Bollwerke sehen nicht aus als seyen sie wie andres Gemäuer aus Stucken der Steinmasse zusammengefügt, sondern als wären sie aus nur einer Masse, wie aus weißlichem Erz gegossen.

Das Glöcklein, beim Marienbilde auf der Mauer kündete begrüßend und warnend zugleich die Ankunft unsers Schiffes an, als dieses jetzt noch vor zehn Uhr des Morgens in den Quarantänehafen hineinfuhr; zu unserer Rechten lag, von einzelnen Baumgarten umgeben, das mächtige Gebäude der Quarantäne, welches einer kleinen für sich bestehenden Stadt gleicht, deren Häuser Paläste sind; vor uns und zu unserer Linken das noch prachtvollere Valetta, in dessen gerade, zum Theil steil emporsteigende Gassen man von unten hineinblicken kann. Eben auf der Anhöhe zeigte sich Civita vecchia, nach der herrschenden Sage an jener Stätte an welcher Publius der Oberste der Insel sein Landgut hatte, als hier der wohlthätige durch viele Gefährlichkeiten zu Wasser wie zu Lande gegangene Apostel Paulus aus dem Schiffbruch gerettet ans Land kam[1].

Die hiesige Quarantäneanstalt, welche seit der Englischen Besitznahme der Insel ihre jetzige Form erhielt, darf wohl unter allen andern als die großartigst und vollkommenst eingerichtete betrachtet werden. Bei all' ihrer großen Strenge gewährt sie den in sie eingeschlossenen Reisenden so viele Erleichterung als wohl schwerlich irgend eine andre Quarantäne, und die Strenge, welche sie übt, that sehr noth, da noch in dem ersten Jahrzehend des jetzigen Jahrhunderts die Pest, durch Afrikanische Schiffe hieher gebracht, so heftige Einbrüche in die Bevölkerung der Insel machte, daß bei dem einen derselben zwanzig tausend Menschen unterlagen. Das arme Malta hatte übrigens gerade in jenen Tagen da wir in seinem Hafen lagen einen eben so verheerenden und gefährlichen

[1] Apostelgesch. 28, V. 1.

Feind in seinem Innrem als die Pest ist, deren Gefahr es durch die Quarantane von seinen Wohnungen entfernt hielt: die Cholera raffte täglich eine Menge von Opfern hin; mitten unter dem Gelaute der andern Glocken vernahm man am häufigsten jenes der Sterbeglöckchen.

Wir waren noch nicht lange im Hafen angekommen da besuchten uns in einem Boote, das übrigens dem Schiffe nur wenig nahen durfte, einige Landsleute und Freunde, denen Herr Franz unsre Ankunft gemeldet hatte. Unter den Besuchenden war der treffliche Herr Schlienz der auf vielfache Weise seine freundliche Bereitwilligkeit zeigte uns gefällig zu seyn. Hier in Malta loste sich denn auch schon ein wesentliches Glied von der Kette unsrer Reisegesellschaft ab; der gute Herr Franz, dessen früherer Aufenthaltsort bereits in La Valetta gewesen war, mußte nun in seine alten Verhältnisse zurückkehren und begab sich, um dies so bald als möglich zu können, in die hiesige Quarantane. So hatte schon einer von uns die sichre Ruhestätte der Heimath gefunden.

Uns Andren schien dieses Glück auf einmal in eine weitere Ferne zurückzuweichen. Der Kapitan hatte bald nach unsrer Ankunft, in Begleitung der andern Officiere die Barke bestiegen um einem Französischen Admiral, welcher als Botschafter seiner Regierung nach Konstantinopel gieng, seinen Besuch zu machen. Dieser Herr war mit seiner Familie und dem zu ihm gehörigen Dienstpersonale auf dem Dampfschiff Sesostris, dem nämlichen das wir in seinem hülflosen Zustande hatten auf der Rhede liegen sehen, von Marseille aufgefahren; bei Katanea war Etwas an der Maschine gebrochen; nur mit Mühe hatte man das Fahrzeug bis hieher gebracht, und da,

da, wie der Admiral versicherte, seine Sendung Eil hatte legte er sogleich auf das nächste in Malta ankommende, seiner Regierung zugehörige Dampfschiff Beschlag, welches unglücklicher Weise gerade unser Mines war. Uns blieb nun keine andre Wahl übrig als entweder hier in Malta unsre Quarantaine auszuhalten oder mit dem freilich zur Noth wieder hergestellten, immerhin aber noch sehr gebrechlichen Sesostris die Weiterreise zu wagen.

Als der Herr Capitan mit dieser unerwarteten Botschaft von Sr. Excellenz dem Gesandten an Bord kam entstand ein fast allgemeines Geschrei des Unmuthes aller Passagiere gegen ihn. Man wollte es als einen Bruch des früher eingegangenen Vertrages betrachten, wenn man uns auf einmal statt uns nach Livorno oder Marseille zu bringen, hier in Malta absetzte; eine Gesellschaft von 38 Passagieren aber bereden zu wollen, sich mit all ihren Gütern und was mehr denn Alles, mit ihrem Leben einem schadhaften Schiffe auszusetzen, sey noch unverantwortlicher. Der Capitan zuckte die Achseln, erklärte zu wiederholten Malen wie leid es ihm thate daß er in diesem Falle, als Officier, nur den Befehl seines Admirals berücksichtigen dürfe, gab uns aber zugleich die Versicherung daß wir bei der freilich nicht vollkommenen, jedoch für diese Seereise ausreichenden Wiederherstellung des Sesostris weder Gefahr noch Schaden leiden würden, denn in dem Falle daß die Fahrt etwas länger als zum gewöhnlich anzunehmenden äußersten Termin dauern sollte, würde die Regierung auf unsern Schadenersatz denken. Ungeachtet aller dieser Versicherungen war dennoch eine Spannung zwischen dem größeren Theil der Passagiere und den Officieren eingetreten; selbst unser guter, alter Lieutnant kam nicht mehr an unsern Tisch.

In Malta die Quarantäne zu machen, das war in diesem Augenblick für einen Reisenden, der nach Deutschland gehen wollte, im höchsten Grade unvortheilhaft. Denn bei der zwecklos ängstlichen Absperre welche die einzelnen Italienischen Staaten damals noch aus Furcht vor der Cholera gegen einander und gegen alle auswärtige, im Verdacht der Ansteckung stehenden Gegenden übten, hätten wir, weil in Malta die Cholera wuthete, auch nach einer hier glücklich überstandnen Quarantäne gegen die Pest, in jedem Hafen an der Westküste des Landes uns einer neuen Quarantäne gegen die Cholera unterwerfen müssen. Ja selbst diese zweite Hemmung der Reise, wenn wir sie im Neapolitanischen bestanden hätten, wäre vergebens gewesen, denn wenigstens eine dritte der Art hätte uns an der Römischen Gränze erwartet. Als deshalb der sachverständigste unter allen Passagieren, ein Amerikanischer Schiffscapitän, der ein erfahrener Seemann zu seyn schien im Auftrag der Andren mit unsrem Capitän die Fahrt nach dem Dampfschiff Sesostris gemacht, und dieses beschaut hatte und als auch dieser seinen Mitreisenden die Versichrung gab daß man sich unbedenklich dem Fahrzeug anvertrauen dürfe, wurde von Allen die Weiterreise beschlossen. Statt daß jedoch diese sogleich hatte angetreten werden sollen, mußten wir es uns gefallen lassen, nicht nur den heutigen sondern auch den folgenden Tag vor Anker liegen zu bleiben, und zu der Beschwerde welche die große Hitze in dem still liegenden Schiff uns brachte kam noch die andre, daß man das Schiff für die unerwartete neue Ausdehnung der Reise mit Steinkohlenvorräthen versehen mußte, von denen am zweiten Tage mehrere hundert Tonnen geladen wurden. Eine geringe Entschädigung für den Verlust der Zeit war es, daß wir

durch die vom Kohlenstaub verdunkelte heiße Luft das nahe, mächtige Valetta mit seiner Engelsburg und seinen Festungswerken betrachten durften, an denen im Jahr 1565 die Wuth der Turken sich gebrochen, und welches die Wohnstatte so mancher tapfern Ritters der frühern Zeit gewesen. Konnten wir doch nicht einmal ein Boot haben um wenigstens so weit die Quarantänegränze es erlaubte im Meer zu fahren. Dennoch waren die Stunden des letzten Abends auf dem Minos nicht ohne Genuß. Das Einladen der Kohlen war vorüber, Ordnung und Stille wieder hergestellt; die Abendröthe zog sich über den Hügel der christlichen Hauptstadt «Civita vecchia».

Früh war am Abend waren alle Verfügungen zur Aufnahme des neuen vornehmen Gastes im Minos getroffen; unsre Geräthschaften standen bereit; ich nahm einen dankbaren Abschied von dem ohne seine Schuld mit uns in Mißverhältniß gerathenen, wahrhaft wohlwollendem Capitän und seinen Offizieren. Man lud uns gegen zehn Uhr des Nachts Alle, noch dazu mit einem großen Theil unsrer Sachen in ein Fahrzeug, welches für solche Last kaum zureichend war; das Meer gieng ziemlich hoch, die Wellen spritzten öfters über den Bord des Bootes herein. Doch auch dieser schwere Uebergang wurde glücklich bestanden; nach etwa zwanzig Minuten fanden wir uns auf dem Verdeck des, abgesehen von dem Zustande seiner Maschine wohl eingerichteten, großen Dampfschiffes welches den Namen des schnellen, weithin fahrenden Aegyptischen Welteroberers trug, ohne gerade viel von seinen Eigenschaften und Kräften zu besitzen. Wir fanden bei unsrer Ankunft schon eine kleine Maltesische Besatzung im Schiffe: einige Familien aus Valetta die sich aus Furcht vor der Cholera nach Toskana flüchten wollten;

ein Einfall, der, wie sich später zeigte, gerade nicht der glücklichste war. Namentlich hatte das schönste Nebengemach der zweiten Kajüte ein Italienischer Sänger mit seiner Familie eingenommen, welche Letztere aus seiner Frau, einem kleinen Hund und einem großen, lautstimmigen Arras-Papagey bestund. Das dienende Personal des Schiffes machte, namentlich uns Passagieren vom zweiten Range, als wir so spät noch in ihrer Ruhe störten, kein freundliches Gesicht; auch wir selber waren zum Theil an diesem Abend in keiner freundlichen Laune. Doch der vergangene Tag mit seinem Kohlenstaub und Meereswehen ward bald verschlafen. — Um ein Uhr des Morgens lichtete man die Anker; wir hörten es kaum, denn bald wiegte uns das einförmige Geräusch der Räder von neuem in süßen Schlummer.

Der Papagey unsers Kajütennachbars war noch früher wach als wir, der Gesang aber mit welchem er die Morgendämmerung begrüßte, that den Ohren keineswegs wohl. Wir hatten ein zu geringes Vertrauen zu unserm „Sesostris" gehabt; als der leichte Nebel, der heute (am 27sten Juli) des Morgens das Meer gegen Norden hin bedeckte, sich gesenkt hatte, bemerkten wir zu unsrer großen Freude, freilich noch in weiter Ferne, die Gebirge von Sizilien. Schon vor Mittag hatten wir den deutlichen Anblick der fruchtbaren, mit einer Menge von Ortschaften bebauten, südlichen Küste der großen, schönen Insel und näherten uns dem Vorgebirge von Pachynum (Passaro). Wie gerne hätten wir an jener südlichen Küste die Geburtsstadt des Empedokles, das noch in seinen Trümmern mächtige Agrigent (Girgenti) wenigstens von fern gesehen, aber unser Weg war ein andrer. Desto deutlicher und besser bekamen wir jedoch im wei-

ren Verlauf dieser Fahrt gerade jene Seite der Insel zu Gesicht welche für uns die interessanteste war; die östliche, mit dem Gebiet des mächtigsten der Europäischen Vulkane: des Aetna. Unser Schiff hielt sich so nahe ans Land daß wir eines jeden hohe Gemauer ja selbst die niedern Hütten der Fischer zu erkennen vermochten.

Das große Schauspiel das uns noch an diesem, mehr aber am folgenden Tage die Insel gab wurde mit dem Anblick von Syrakus (Syrakusä) eröffnet. Wie mannichfaltig erscheint die jetzige Stadt zwischen den weithin ausgedehnten Ruinen ihrer Aeltermutter. Sie gleicht einem armen, kleinen Kinde das noch in das vermalo reiche, nun aber zerrissene Gewand der hohen Ahnfrau verflickte, nirgends aber dieses ausfüllt. Noch vor Abend lag das ansehnlich ausgedehnte Catana (Catanea) vor uns; die kühne Stadt, die ihren Fuß auf das Haupt eines feurigen Drachen — auf den unterirdischen Heerd des Aetna gesetzt hat, die aber auch diese Kühnheit bei manchen Ausbrüchen der Macht der Tiefe büßen mußte. Denn schon jener, der während der Regierung des Kaisers Decius in der Mitte des dritten Jahrhunderts seine Lavaströme gegen die volkreiche, mächtige Stadt ergoß, füllte mit diesen Strömen einen großen Theil des vormals trefflichen Hafens aus; bei den furchtbaren Eruptionen die im siebenten Jahrzehend des zwölften Jahrhunderts die Insel verheerten, kamen allein in Catanea 16000 Menschen um; in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, bis gegen 1693 war die arme Stadt, durch mehrmalen wiederkehrende Erdbeben, die der Vulkan erregte, fast ganz in einen Schutthaufen verwandelt.

Von diesem Schauplatz der alten Verheerungen bis zu dem feurigen Quell aus dem sie kamen: zum Aetna

iſt zwar noch eine Strecke Weges von mehreren Meilen, aber dennoch lag der mächtige Berg in ſeinen Umrissen ſchon vollkommen deutlich vor uns da. Nach dem vielen Neuen und großartig Schönen das wir auf dieſer ganzen Reiſe geſehen, hatten wir nicht geglaubt daß uns der Anblick einer andern Gegend ſo freudig überraſchen, ſo entzücken könne als der von dem reizend und zugleich erhabenen ſchönem Sizilien. Herrlich war heute vor allem der Sonnenuntergang. Drei Reihen von Bergen lagen vor uns; die vorderſten, niedrigſten, zunächſt an der Küſte deckte ſchon der abendliche Schatten und ließ ſie in dunkler Farbe erſcheinen; die hinter ihnen emporſteigenden höheren und höchſten, hellfarbigen, waren von einem glührothen Strahl der Sonne gerothet, ſo daß ſie wie ein geſchmolzenes Erz in der Lohe des Ofens auf dem feurigen Grunde des Abendrothes erglänzten.

Es fing an zu dunkeln, nur der feurige Rauch über dem Gipfel des Aetna machte uns die Gegend des Berges und den Umriß ſeines Gipfels noch deutlich; mit Schmerz nahmen wir von der Gegend Abſchied, welche uns, ſo fürchteten wir, am andern Morgen ſchon weit hinweggerückt ſeyn konnte und giengen, um einige Stunden zu ruhen, hinab nach der Kajüte. Unſre Sorge, um den Anblick dieſer für uns ſo bedeutungsvollen Gegend zu kommen, zeigte ſich indeß bald als eine ungegründete. Wie ich ſchon erwähnte hatte unſer Dampfſchiff auf ſeiner Herreiſe gerade in derſelben Gegend in der wir jetzt uns befanden den Unfall erlitten, deſſen Folgen noch jetzt nicht ganz gehoben waren. Ein Mann der zu dem höheren Dienſtperſonal des Seſoſtris gehörte ſagte uns am andern Tage ſelber, daß weder der Steuermann noch der Kapitän mit dieſer Gegend des Meeres ſo voll-

kommen vertraut seyen daß man bei Nacht die Weiterfahrt hätte wagen dürfen; die Meerenge von Sicilien mit ihren uralt berüchtigten Felsenklippen der Skylla und Charybdis sey zwar bei ruhigem Wetter und am hellen Tage selbst für kleine Fahrzeuge nicht gefährlich, könne aber wohl dieses bei Nacht für ein Dampfschiff werden. Dieses wohlgegründete Bedenken unsres Kapitäns kam uns gerade diesmal sehr zu statten; schon am vaterem Abend, noch vor dem Einschlafen bemerkten wir daß die Maschine in ihren Arbeiten sehr nachließ, und als wir am andern Morgen, um ja nichts zu versäumen, schon beim ersten Grauen des Tages auf das Verdeck traten, da lag der gewaltige Aetna unmittelbar vor unsern Augen; wir hatten in der ganzen vergangenen Nacht nur wenige Stunden Weges zurückgelegt.

Die zunehmende Helle des Tages beleuchtete jetzt zuerst den kolbigen Gipfel des Berges mit seinen vereinzelten Schneefeldern, stieg dann tiefer herab auf die verödeten Felsenmassen der Lava, zwischen denen hin und wieder ein leichtes Grün gesehen wird, und kam zuletzt herunter zu der reichen, paradiesisch schönen Gegend der Küste, und der waldreichen Thäler. Der Aetna steigt zu einer Höhe von nahe 10500 Fuß an, der Winter weicht deshalb niemals ganz von seinem Gipfel; über alle andren Theile der Insel ragt er als König und Herrscher hervor. Und er ist dieses auch im vollesten Maaße, denn sein Reich gehet nicht bloß so weit der Umkreis seines eignen Riesenkörpers reichet oder über die zunächst an seinem Fuß gelegnen niedern Berge und Thäler, sondern es breitet sich auch in der verborgnen Tiefe weithin aus, von einem Ende des großen Eilandes zum andren und selbst bis unter den Boden des Meeres. Er ist

der uralte Werkmeister der Insel, welcher durch die Kraft seines Feuers einen großen Theil ihrer Vorgestalten angelegt und gestaltet und durch seine Asche mit fruchtbarem Boden bekleidet hat; welcher der Insel fortwährend Vieles gab aber auch bei andrer Gelegenheit ihr fast eben so viel wieder nahm. Diese reiche Landschaft zu seinen Füßen mit all ihren Städten und Dörfern, mit den Landhäusern, Klöstern und Kirchen, welche von jedem Hügel und aus jeder grünenden Schlucht herabblicken, sind mit all ihrem äußeren Wohlstand beständig wie „an ein feurig Rad geschmieder"; es ergehet ihnen wie den Dienern eines mächtigen Herrn, dessen unbändiger, unruhiger Geist ohne Aufhören an kriegerische Thaten denkt; heute sind sie, denn es ist gerade Frieden, an der reichen Tafel ihres Herrschers reich und fröhlich; morgen aber, ja vielleicht über Nacht, bereitet sie die Stimme der Schrecken und die Todesgefahr der Schlacht. Wie herrlich grünend stunden die Fluren, wie reich die Oel-, die Wein-, die Obstgärten von Montepelieri, als im vierten Jahrzehend des sechszehenten Jahrhunderts ein Feuerstrom aus dem Berge alle diese Auen und Gärten verbrannte und das schöne Kloster der Benediktiner unter seinen Fluthen begrub; wer hatte so nahe bei Nicolosi das Aufbrechen eines Kraters erwartet aus dessen Munde der Flammentod im Jahr 1669 über die arme Stadt und ihre Landschaft hervorbrach und Alles verheerte und verzehrte. Wie weit hinweg vom Berge haben Palermo, Agrigent und Syrakus sich gerettet und doch traf sie, eben so heftig als das naher gelegne Messina jener zerschmetternde Schlag, der im letzten Jahrzehend des siebenzehnten Jahrhunderts (1693) von dem unterirdischen Heerde des Berges ausging, die ganze Insel erschütterte und mit

Trümmern bestreuete. Sechszehn Städte hatte damals das Erdbeben verwüstet, 9000 Menschen waren dabei umgekommen, die Schaaren und Heerden der Thiere welche der Tod traf hatte niemand gezählt. Und obgleich nun seit vielen Menschenaltern die wilde Kraft des Feuerriesen sich gemäßigt zu haben scheint, kocht dennoch ohne Aufhören in ihm die Gluth, und die Flammensäulen die zuweilen aus ihm ausbrechen, wie der Rauch der aus ihm aufsteiget von Tag zu Tage, bezeugen, daß die viel tausendjährige Arbeit in seinem Innern noch nicht zu Ende sey.

Die Ruder unsres Dampfschiffes hatten, sobald es Tag wurde wieder angefangen kräftig zu arbeiten, die Sonne war aufgegangen und alle Höhen und Thäler standen in ihrem vollen Glanze; wir fuhren so nahe am Lande hin daß wir selbst den Fischern bei ihrer Arbeit zusehen und in die kleinen Nähne blicken konnten. Schon manche Ruine hatten wir am Gestade bemerkt denn in diesem Lande der fabelhaften Cyklopen und Laistrigonen haben viele kräftige Hände der Sikaner und Sikuler, Helymer und Phönizier, Chalcidenser, Punier, Carthagineuser und Römer, Sarazenen ja selbst Deutsche Herrscher gebaut; die mächtigsten, auffallendsten Reste jedoch von alten Bauwerken kamen uns bei dem herrlich gelegnem Taormina zu Gesichte. Die Sonne schien so hell in das große, Römische Amphitheater hinein, auf die Bogen der alten Wasserleitung und auf das Maurische Castell Mola, daß wir wenigstens mit den Blicken über alle einzelne Theile uns zu ergehen vermochten, und was das unbewaffnete Auge nicht erreichte, das fand das Fernrohr. Südwärts von dem Felsen, auf dem Taormina sich gründete, war einst die Stadt des Sizilischen Naxos,

welches eine Kolonie der Doriſchen Rarier dort erbaute und das Dionys der Tyrann zerſtörte.

Wandelbar iſt im Verlauf der Jahrhunderte das Geſchick und die Geſtalt der Länder und Städte der Erde, wandelbar und veränderlich iſt noch vielmehr die Ausſicht die der Pilgrim von einem ſchnell vorüberziehenden Fahrzeuge genießt. Da lag uns ſchon an der ſüdweſtlichſten Küſtengegend von Italien Rhegium (das heutige Reggio) vor Augen, ein Ort den man verwundert fragen möchte: wie? biſt du auch noch da? du alter Wunderk an der Felſenwand des Länderriſſes; du arme ſo oft von Menſchenhand und der Macht der Elemente darniedergeſchlagene und immer wieder aufgeſtandene, auf Geheiß des Götterſpruches begründete Stadt. Denn als das Orakel zu Delphi jenen zehnten Theil der jungen Mannſchaft, welche die Stadt Chalcis in Euböa dem Gott als Zehnten opfer geweiht hatte, hieher ſendete, daß ſie am Ufer der Länder eine Wohnſtatte fanden, da hatte es das Leben und den Wohlſtand der künftigen Stadt an eine Wetterſcheide geſtellt, über welcher viele und furchtbar Ungewitter der Zeiten ſich entluden. Die jugendliche Blüthe der Stadt zertrat ſchon der Tyrann Dionys, als der Spott der freien Bürger ſeinen Zorn gereizt hatte; neue Ströme des Blutes floßen in den Kampfen mit den Bruttiern und noch mehr in dem Krieg mit Pyrrhus, als die eignen Verbündeten, die Beſatzung der Campaner welche die Römer in die Mauern gelegt hatten faſt alle Manner und Jünglinge des Ortes verrätheriſch ermordete; wiederum neue Wunden ſchlug der Krieg mit Hannibal, der die Gegend beſetzt hielt, todtlichere faſt noch der Bürgerkrieg zwiſchen Marius und Sulla, und ſo haben auch ſpater abwechſelnd bald der Krieg, bald Erdbeben

und verheerende Seuchen auf das arme Reggio sich geworfen, ohne seinen Namen und seine Wurzeln zu vertilgen. Als sollte uns dieser Ort des Zerreißens (denn als solchen bezeichnet ihn sein alter Name Rhegium) es bezeugen daß auch das Zerrissene und Zerschlagene immer wieder gebaut werden könne und solle, so lange der Verderber, der es traf, mehr nur ein äußrer, nicht ein Alles auflösender innrer ist.

Noch jetzt ist da wo die Alten unweit Rhegium den Ort der Ueberfahrt von Italien nach Sizilien festgestellt hatten, bei der Columna rhegia, nordwärts hinaus gegen Scilla das Postbaus, von welchem man hinüber nach der Insel gefordert wird. Sollte doch, nach einer alten Sage, selbst ein Rudel von Hirschkühen einst an dieser Stelle den Uebergang schwimmend über die Meerenge versucht haben. Doch das Auge wurde bald wieder von den Gegenständen des Ufers zur Rechten hinweggezogen zu den ungleich schöneren, bedeutenderen des linken Sizilianischen Ufers. Da lag vor uns in der Form der Sichel ausgebreitet das reiche Messina *), umkränzt, wie der Saum eines Bechers der Lust mit dem Grün der Orangen- und Obstgärten, der Wein- und Oelberge. Die schöne, wohlgebaute Stadt hatte damals einen Galleutrank statt des berauschenden Weines ihrer Sinnenfreuden zu kosten bekommen; die Cholera wüthete in ihr mit furchtbarer Gewalt; ein Abscheu all ihrer Nachbarn übte sie demnach selber noch immer die Absperre gegen andre, fremde Schiffe, so daß fast aller Verkehr nach außen ihr genommen war. Darum herrschte in dem Hafen eine Stille wie vor dem

*) Auf dieser Sichelform gründete sich sein alter Name Zankle

Haus eines tödtlich Kranken; die daran gränzenden Plane und Gassen waren leer von Menschen.

Selbst die Gegend des Leuchtthurmes von Messina verdient eine Betrachtung. Es wird hier am Meeresufer noch fortwährend im Wachsen begriffene Sandstein gefunden, der sich aus so eben noch beweglichen Sandkörnern bildet, welche von der sie zusammenkittenden Klumpigkeit und ihren kieselkalkigen Absätzen ergriffen, in Kurzem zum Conglomerat sich gestalten.

Die Meerenge wird von hier an gegen Norden so schmal daß sie nur noch einem großen Strome gleicht. Und da waren wir an Skylla und Charybdis, die selbst nach den Homerischen Zeiten den Schiffern noch gefährlich, jetzt aber mittelst der Anschwemmung und des Hinwegräumens durchs Gewässer, so wie die Klippen bei Skylla selbst durch die Menschenhand so gefahrlos geworden sind, daß der ortskundige Fischer bei Tage und stillem Wetter mit dem kleinsten Fahrzeuge sich ihnen nahen darf. Bei der Skylla lag vormals am Ufer der gegen die Seeräuber befestigte Ort Scyllaum, der, mit dem an Sizilens Küste gegenüberliegenden Vorgebirge Pelorum die Dardanellen der Alten bildete. Jene Veste welche Anaxilaos der Beherrscher von Rhegium auf dem Felsen des jetzigen Vorgebirgs Scigha erbauen ließ, trotzet noch jetzt, mit ihrem festgefügten Grundgemäuer der Verheerung der Zeiten, obgleich diese Gegend an den Erschütterungen des Erdbebens, welche Sizilien trafen, sehr oft nachbarlichen Antheil nehmen mußte. Denn das furchtbare Erdbeben von 1783 pflanzte offenbar seine vom Aetna (der äußerlich in Ruhe schien) ausgehenden Stöße tief unter dem Meere in dem hier granitischen Gebirge nach Italien fort. Das Gewässer der Meerenge ward damals

von unten her so stark bewegt, daß an jenen Schiffen, die gerade in der Richtung des Erdschlundes standen, die Kanonen mehrere Zoll hoch von ihren Laffetten emporgehoben wurden. Die jungern Lagen der Gebirge glitten damals hier, an der Italienischen Küste wie ein abkürzendes Dach von der Unterlage des Granits herunter, namentlich stürzte da bei Scylla ein Theil des Berges ins Meer, dessen aufwallende Fluthen 1150 Menschen mit sich hinabrissen zur Tiefe.

Die Brandung an den vormals so gefürchteten Klippen der Scylla ist noch jetzt, wegen der Meeresströmung welche dort sich bewegt, auch bei ruhigem Meere heftig; der kleine Strudel zur Linken (westwärts) gegen das Cap Pelore hin ist der schwache Ueberrest der vielbesungenen Charybdis. Wir waren jetzt beiden, der Scylla und Charybdis entgangen, das Schiff zog seine Bahn hinaus, nach dem Tyrrhenischen Meere; zu unserer Seite in Osten begränzte den Horizont das Festland der Südspitze von Italien, gegen Westen und Süden zog sich die nördliche Küste von Sizilien hin, über welche das blauliche, Nebrodische Gebirge emporragt. Es war Mittag schon vorüber, da wir aus der Mündung der Messenischen Meerenge hinausfuhren ins Freie. Unser Schiff nahm seine Richtung nordwestwärts nach den Aivarischen Inseln. Diese Feuergebilde zeigen Formen, welche Jedem, der noch keine vulkanischen Gebirge sahe als etwas Neues auffallen. Namentlich sind die kleineren Klippenmassen so zackig und von großen Lehern durchbrochen, daß sie wie Phantasiegebilde erscheinen: gleich Hallen und Thorwegen die man für den fabelnden Lustspiem durch den Felsen

*) Nach Torcias Beschreibung dieses Gestammes.

brach. Wenn der Sturm aus Westen in voller Gewalt über das Tyrrhenische Meer hereinbricht dann mag in diesen kolossalen Aeolsharfen sein Gebeul, so wie das Rauschen der Wogen weithin genug tönen, wehe aber dann jedem kleineren Fahrzeug das solchem Gemisch der grausenhaften Naturstimmen sich nahet.

Das Meer war still, aber seine spiegelnd glatte Fluth schwammen neben unserm Schiffe die Schaaren der wohlgebildeten, blaulichen Velellen mit aufgerichteten Segeln, deren mehrere wir in einem kleinen, an langer Stange befestigten Kamen fingen. Vor uns lag jetzt der herrlichste Leuchtthurm der Natur, der hohe Feuerkegel des Stromboli, aus dessen Krater am Tage ohne Aufhören der Rauch, bei Nacht aber die Feuersäule emporsteigt, die den Schiffern dieser Meeresgegend schon aus weiter Ferne zum Signal dient. Wir steuerten gerade auf diesen beständigen Hydrosen der Liparen zu und kamen kurz vor Sonnenuntergang so nahe an seine Südseite daß wir den Bewohnern der wenigen Häuser, die bei einer Kapelle, im Walde der Gärten stehen, hatten zurufen können. An dieser Seite ist der Fuß des Berges mit einem Grün begleitet das durch seine Frische die große Fruchtbarkeit des Bodens und das Dasein vieler Quellen bezeugt die sich in den Höhlen und Klüften des Gebirges aus den aufsteigenden Wasserdämpfen bilden. Weiter hinan sind die bräunlichen Felsenwände unfruchtbar und öde und nach allen Richtungen von Rissen und Spalten durchzogen. Doch am interessantesten ist der Anblick der nordwestlichen und nördlichen Seite. Hier erhebt sich der eigentliche Schornstein des Berges; der verhältnißmäßig kleine, spitze Kegel des Kraters, aus welchem in regelmäßig auf einander folgenden Momenten

die Ausbrüche des Rauches und Feuers, so wie die Auswürfe der glühenden Steine geschehen. Schon Dolomieu, der den Stromboli bestieg und in den kurzen Pausen der Ruhe in seinen Krater hinabblickte, bemerkte, daß die stärkeren Aufwallungen in je sieben bis acht Minuten sich wiederholen. Die Lava steigt dann wie eine siedende Masse im Kesselkessel empor, ein Rauchdampf fährt voran, die Flamme leckt hoch hinauf, dann fahren die Geschosse der Tiefe, die glühenden Steine mit der Lohe zugleich heraus und werden öfters so weit hinaus geschleudert, daß es gut ist wenn der Beobachter einen entlegneren Punkt, hoch über dem Krater erreichte. Dennoch hört man beim Anlegen der Lava ein dumpfes Getöse und nicht selten kocht der alte Kessel, dessen Rand an vielen Stellen zerbrochen ist, über, die Lava strömt dann am steilen Abhang herunter und vermehrt da die langen Ströme, welche an dieser Seite der Insel den ganzen Bergabhang mit ihren bald nach dem Erkalten schwarz gewordnen Massen überdecken. Im Winter und bei Stürmen, gerade dann wenn den Schiffern des Meeres dieses Feuersignal am nöthigsten ist, sind die Pausen kürzer; die Ausbrüche folgen sich dann bereits nach Pausen von zwei Minuten; die Feuersäule ist breiter und steigt höher, die Gluth der überfließenden Lavaströme wird dann schon aus weiter Ferne gesehen. Auch bei manchen Ausbrüchen des Aetna war der Stromboli unruhiger als gewöhnlich. Seit dem Jahr 1919 vor Christo, wo dieser Berg seinen ersten bekannten Ausbruch machte, treibt derselbe sein grauenhaftes Spiel des Feuerwerkes beinahe auf diese Weise.

Uns erregte der Anblick kein Grauen. Wir standen mit der Uhr in der Hand auf dem Berdeck und auf dem

Dache der Offizierskajüte und sahen mit Vergnügen daß Dolomieus Beobachtung über die regelmäßige Aufeinanderfolge der Aufwallungen noch jetzt sich kräftig erwies. In je sieben bis acht Minuten fuhr die Lohe und mit ihr das glühend rothe Gestein höher hinan, dann senkte sich die Flamme und leckte nur in mehrmahligen Zwischenzeiten wie ein bald verlöschendes Licht herauf; außer dem Hauptkrater drang etwas auch der Glutbrand aus mehreren Nebenöffnungen heraus; zuweilen kochte die Lava über und lief am Rande des Kessels wie geschmolzenes Eisen herab, doch nach wenig Minuten erstarb der Schimmer dieser bald erstarrenden Massen.

Die ganze Höhe des Stromboliberges, bis zu seinem Gipfel ist zu 2700 Fuß gemessen; der Krater liegt noch ziemlich tief unter dem Gipfel, doch ist die alte Angabe seiner Höhe über dem Meeresspiegel, zu nur 600 Fuß offenbar viel zu gering; das Augenmaß schätzt sie auf wenigstens zwei Drittel der Gesammthöhe.

Wir behielten dieses Schauspiel der stillen Nacht so lang als nur möglich im Auge; zuletzt glimmte es uns nur noch wie das Licht eines fernen Hochofens, oder wie das einer Fackel deren Schein bald dem Blick sich entzieht, bald wieder sichtbar wird.

Der Himmel war etwas getrübt als wir am 29sten Juli des Morgens auf das Verdeck traten, das vorüberziehende Gewölk streute sogar einzelne Tropfen von Regen aus; ein Sommertag jedoch des südlichen Italiens läßt solche Erscheinungen nicht aufkommen, bald war die Aussicht wieder frei. Die Räder unsers Dampfschiffes hatten in der vergangenen Nacht nicht gefeiert; vergeblich sahen wir uns nach den Vivarischen Inseln um, auch

nicht

nicht eine Spur war mehr von ihnen zu entdecken; wir mußten wenigstens gegen vierzehn ausgegrabene Meilen nach Norden vorgerückt sein, da uns auch der Anblick der Gegend unserm Auge so ganz entzogen hatte *). Vor uns in Norden und Osten lag so mannichfaltig Form des fruchtbare, wald- und blumenreiche Tusculum, das reiche Weideland des jungen Latiumes; der nahe Vordergrund den das Auge mit Anmut des Vorwärtsgehens an der Nähe deutlich unterschied war das Herculische Tusculum; Tusculum jenseit Tusculum (Frascati), das noch jetzt durch seinen Namen an den Besitz Cicero's Villa erinnert, welcher den stolzen, über die Schulter hergenommenen Schutz hier vollends zu Wasser zerschlug. Da wird rechts Vorgebirge durch die zwei gegen Tusculum weiche wie die beiden Hände einer Thetis zur Einfassung der Bucht sich gegenüber stehen. Unter sich hatte die Palmarus trat unserm Auge einige Stunden nächster das Vorgebirge Prädens (jetzt Neucelli), nur dem Freunde des Alterthumes mehr durch seine Nachbarschaft zum alten Tusculum bedeutungsvoll und wichtig. Denn nähmlich hier von — lag Cycle oder Circa, die alte Residenz der Circäer, von den Römern später Circi genannt. Sie war der Geburtsort eines Dioscuren Paares in der Mythologie der Griechen: der Pythagoräer Zeno und Parmenides, der Begründer der Eleatischen Schule. Die eine kunstreiche Stadt lernen wir heute als Circa aus ihren schönen Ruinen kennen. Doch gehörten sie für den Freund der Kunst nur nicht minder bedeutend

*) Der Zeus Anxur selber Berg ist im Süden von Terracina noch weit hinausragt.

**) Nahe bei der Mündung des kleinen Flusses Astura (jetzt Nimbra)

werth für den der Wissenschaft ist die Nachbarschaft der Küste welche im Norden an das Vorgebirge Leucosia gränzt. Ihr näherer Anblick ward uns für diesmal nicht gewährt, umsonst strengten wir die Augen selbst durch das Fernrohr an um die herrlichen Tempel bei Pästum, die wohlerhaltensten größeren Bauwerke ihrer Art in Europa zu erkennen, nur der weißliche, hohe Athurnusberg (Monte di Postiglione) machte sich uns deutlich bemerkbar. Auch die Gegend von Salern erschien uns am Rande des blauen Meeres nur als ein etwas dunkleres blaues Gewölk, von Salern, das durch seine hochberühmte Schule der Arzneikunde ein Sitz des Aesculap des, während der Zeiten des Mittelalters war; berühmt wie Cos durch seinen Hippokrates, so durch die Meister Johann von Mailand und Matthäus Platearius.

Es war schon gegen Mittag als uns das Vorgebirge von Sorrento mit seinen steil abfallenden Felsen und näher heran der Lagerplatz der Wachtelzüge auf ihrer Wanderschaft über das Meer; die Insel Capri zu Gesicht kamen. Einige Stunden später that uns Italien eine andre Pforte seiner Schatzkammer der Naturschönheiten auf; wir blickten hinein in die Bucht von Neapel und begrüßten wenigstens von fern unsern alten Bekannten, den Vesuv, über dessen Gipfel ein leichtes Gewölk des Raubes schwebte. Auf Ischias schwarzlichen Felsen und fruchtbaren Bergabhängen ruhete der Strahl der Abendsonne als wir daran vorüberfuhren; in der Gegend des Eilandes Pandateria (jetzt Ventotiene) des Verbannungsortes der Augusteischen Julia so wie der Agrippina und Octavia überfiel uns die Nacht.

Das ausgezeichnet gestaltete, für den Freund der Pflanzenkunde durch seinen Reichthum anziehende Circar-

sche Vorgebirge (Monte Circello) lag uns, schon deutlich erkennbar schon in Sichtweite, als wir am schönen heitren Sonntagsmorgen, den 30ten Juli von neuem auf die Kunde des Landes ausgingen. Wir waren ungleich näher zur Küste gekommen als gestern; die Fortsetzung des Volskischen Gebirges mit dem sie beherrschenden Monte Circeo, dann die Bergreihen von Ausonia zwischen denen sich die Aufgabe hinein in das gestrige Land eröffnet, lagen uns nunmehr an; am nördlichen Ende die Monti Lepini, deren Felsenschroffe einige der jungeren Gefährten mit bloßen Augen, wir andern durchs Fernrohr deutlich sahen. Wie viel näher kamen wir Rom, auch in der armen Campagna das sogenannte Latium. Wenige Meilen gestern als in unserer Heimat, in der wir uns übrigens nur wenige Minuten aufhalten sollen.

Unsre Lebensmittel hatten uns schon gestern dessen bedacht, daß wir heute an einem Hafen der Küste hinaufsteuern und dort landen würden, denn die Lebensmittel im Schiffe sollen zu Ende. Die guten Leute, in deren häuslichen Wohlleben wir nicht mehr das Beste der Lebensvorräthe gehen zu sehen; sie hatten noch eine Zulage der versprochenen Lebensmittel, die uns auf unserer Reise durch die Wüste noch auf der langen Strecke von Terni nach Palmyra vollständig gewesen wären, aber es fehlte an die Zahl der Essgäste an frischem Obstmagel, wenig Eier Hühner und Lebensmittel. Der Tag den man zur Landung wählte war bereits verstrichen. Wir hatten noch im Angesicht der schönen Stadt und dem Anfang des grünen Theil des Nachmittags mit, die alten Thürme und Dächer jenseits am Hafen und von weitlicher Bauart.

Es war schon nahe am Abend als das Boot mit den Herrn Kapitän und einige seiner Offiziere an die Stadt.

zu den Quarantäneschranken gefahrt hatte mit seinen eingekauften Vorräthen zurückkam; ein starker Wind hatte sich erhoben, das Meer gieng hoch, man suchte sobald als möglich der gefährlichen Nähe der Küste zu entkommen.

Der verletzte Tag unsrer Seefahrt und der letzte des Monates ward uns noch ein sehr schwerer und gefahrvoller, vielleicht einer der gefahrvollesten der ganzen Reise. Zwar der leichte Regen der am Morgen fiel verzog sich bald; wir erfreuten uns an dem Anblick von dem hochgebirgigen Elba und seiner schon gebauten Hafenstadt Porto Ferrajo; uns zur Rechten lag das sanftliche Piombino, fern im Westen und Südwest erglänzten die weißen schneebedeckten Häupter von Korsika; aber schon um 9 Uhr wehete uns von eben diesen waldvollen Gebirgen her ein frischer, in einzelnen Stößen kommender Wind an bei welchem der Steuermann, nach allen Seiten umherblickend, den Kopf schüttelte. Noch ehe wir die Ursache davon erkannten wurde das Signal gegeben zum Einziehen aller Segel und was beweglich war am Schiffe, das wurde, so weit dieß möglich, befestigt. Um 10½ Uhr war der Sturm da, der stärkste den ich jemals auf dem Meere erlebt hatte. So hoch und groß uns auch bisher unser Schiff geschienen, es war auch wirklich nebst dem Minos das hochgebauteste Schiff das wir auf dieser Reise bestiegen; die Wogen die sich gegen uns herwälzten waren dennoch viel höher und größer, und wenn auch nicht der ganze Körper dieser Berge des Gewässers über uns herfiel und uns bedeckte, so stürzte doch der schaumbedeckte Gipfel derselben über das Verdeck her und ergoß sich strömend bis hinunter in die Kajüte. Das Schiff stürzte und hub sich bald hinab bald hinauf über die Tie-

fen und Höhen des Wassers, wie ein zum Tode verwundetes, geängstetes Roß; bald war das eine dann das andre Rad hoch über oder tief unter den Wellen. Selbst die schwerbeweglichsten Dinge verrückten sich und stießen mit lautem Gepolter gegeneinander, noch mehr thaten dies die leichteren Geräthschaften der Kajüte. Die Mannschaft des Schiffes arbeitete kräftig, die Stimmen des Capitans und des Steuermanns tönten laut, der Sturm aber war noch lauter, man vernahm nicht mehr die eigne Stimme, es war als ob nicht flüssige Wellen sondern ein Bergsturz mit seinem rollenden Gestein an die Planken des Schiffes hinanschlugen. Dazwischen wähnte das getäuschte Ohr zugleich mit dem Geheul des Windes das Hülfegeschrei von Menschen zu hören, die mit dem Tode kämpften; der Wasserstaub der Wellen, die sich am Bord zerschlugen, verdeckte jegliche Aussicht. Doch auch diese Taufe der Angst und Noth gieng vorüber; mehrere Stunden lang hatte der Capitan die Richtung gegen Livorno hin (von welchem wir nur noch acht Seemeilen entfernt waren) zu behaupten gewußt, nun aber war die Gefahr, daß uns der Sturm gegen die Küste schleudern würde, zu groß; er ließ das Schiff nordnordwärts wenden, damit es hinter den Vorgebirgen von Piombino den sichren Hafen fände.

Es war als hätte zu gleicher Zeit auch der Sturm wieder das Signal empfangen seinem Feinde Einhalt zu thun, denn seine Heftigkeit verminderte sich, und als wir hinter die Insel traten (denen wir es hier so voll als jenen wir schon im Hafen. Wie aus schweren Banden entlassen erhoben sich Herz und Zungen, und die letztern wurden reichlich getröstet und erfreut durch den ganz nahen Anblick der muthig schönen Hochgebirge von Elba,

vor allem aber durch den von Porto Lunghone in dessen stille Bucht unser Capitän einlief um hier wo möglich zu ankern. Ich habe wenig so würdige Gegenstände für die Kunst eines Landschaftsmalers gesehen als dieses Porto Lunghone; namentlich hat sich die kleine Kirche, die an der tief ins Gebirge hineinschneidenden Schlucht liegt den erhaben schönsten Standpunkt gewählt, und die ganze Bucht mit ihren grünenden Bergabhängen und dem hohen Chor der nackten Gebirgsgipfel erscheint der Seele, welche solche Hülfe und Rettung erfuhr als heute wir, wie ein Tempel, dessen hehres Gewölbe Gedanken des Lobes und Preises weckt.

Wir konnten leider nicht in dem romantischen Porto Lunghone bleiben; denn hinein in den Hafen, der keine Quarantänestation ist, durften wir nicht, außen aber in der Bucht war kein Ankergrund. Noch einmal setzten sich dann die von dem heutigen Sturme vielfach verletzten Räder und Maschinen in Bewegung und schon nach einer halben Stunde ankerten wir bei dem kleinen Porto Rio, an dem wir vorhin stolz vorüber gefahren waren.

Wer es auch nicht wüßte daß diese Insel Aethalia oder Ilva ein Land sey „dessen Steine Eisen sind" und die Adern seiner Gebirge Erz, der würde dies schon den Hügelwänden bei Porto rio ansehen. Sie sind zum Theil von dem Ocher des Eisens ganz durchdrungen und roth gefärbt und doch sind sie nur ein oberflächlicher Abraum den die alten Fluthen von den benachbarten höheren Gebirgen, den eigentlichen Lagerstätten des Eisens machten. Zwar die sonderbare Rechnung welche le Chevalier über das Alter des Bergbaues auf Elba macht, wobei es ihm, bei seiner Heerde von Jahrtausenden die er auf den Blättern seiner Schrift weiden lässet, auf eine Null mehr oder

weniger nicht ankommt, mochte wohl kein eigentlicher Kenner des Bergbaues unterschreiben, daß aber schon die Phönicier und noch mehr die Karthaginenser hier einen sehr kunstverständig angelegten Bergbau betrieben haben, und daß später die Römer, die sonst gerade keine sehr tuchtigen Bergleute waren diesen Bau fortfuhren, ist gewiß. Aus diesem großen Eisenwerk der Erde sind zahllose Schwerter und Mordwaffen der Männer entnommen, darum war auch Elba ein großer Magnet der den Lauf des großen Bewegers der Schwerter und Mordwaffen nach sich hinlenkte. Neben den vielen Hunderttausenden der Schwerter entstiegen diesem Gebirge auch unzählige Geräthschaften des Landbaues; hatte der Mann des Schlachtgetummels diese ergriffen statt jener, wie vergnüglich hätte das Ende seines Lebens seyn können auf dem schönen, wahrhaft anmuthigen und zugleich großartigen Elba.

Der erste August war wieder ein schöner, heiterer Sommertag; die Stürme von gestern waren vorüber, an ihrer Stelle waltete die Windstille über dem Meer; wir hatten schon mit Anbruch des Tages weiter gekommt. Aber an unserm Dampfschiff hatte der gestrige Sturm so hart herumgerückt daß es nur durch ein Arbeiten und Hämmern von vielen Stunden wieder in nothdürftigen Stand gesetzt werden konnte; erst kurz vor Mittag war Alles zur Abreise bereit. Doch war nun auch das Ende unserer Meeresfahrt ein leichtes und ruhiges, denn obgleich das Meer noch stark bewegt war, brachte uns das preßhafte Schiff dennoch bis gegen Abend auf die Rhede von Livorne, und hat auch, wie wir später erfuhren, seinen übrigen Lauf vollends bis Marseille, bei ruhigem Wetter glücklich zurückgelegt. Daß es für den heutigen Tag zu

spät sey noch in der Quarantäne ein Unterkommen zu finden hatten wir wohl voraussehen können; die Nachricht aber daß keines der beiden großen Quarantänehäuser zunächst bei der Stadt uns aufzunehmen vermöge, sondern daß wir hinausmüßten in das fast eine Stunde weit entfernte Hospital von St. Leopold, zugleich dann jene daß die Zeit der Quarantäne nicht, wie wir gehofft hatten, mit drei oder vier Wochen abgethan seyn werde, sondern zu 35 Tagen festgesetzt sey, überraschte uns auf keine angenehme Weise. Der ehrliche Bursche aus der Italienischen Schweiz der bisher unser Reisegefährte gewesen und von dem ich nachher reden werde, lachte laut auf da er die Nachricht hörte, denn einige der Unteraufseher bei St. Leopold waren seine Landsleute und Verwandte; in mir aber erweckte sein Lachen einen unziemlichen Zorn. Mehr als wir noch waren die Flüchtlinge aus Malta zu bedauern, welche, wären sie mit einem andern Schiff gekommen nur drei Wochen Quarantäne gehabt hätten, die aber nun mit uns in gleicher Verdammniß stunden.

Endlich war, am zweiten August, des Morgens um acht Uhr die große Barke da, welche unsre Geräthschaften und uns, neunzehn Personen an der Zahl, nach der Quarantäne führen sollte; wir nahmen noch freundlichen Abschied von den im Schiffe bleibenden bisherigen Gefährten, vor allem von dem trefflichen Arzt des Schiffes, Herrn la Fosse, einem vielseitig gebildeten Manne, mit welchem wir vertraute Bekanntschaft geschlossen hatten, und von einem Freund aus Norden, den wir auf dieser Seereise gefunden hatten.

Die Quarantäne in Livorno.

Das Verweilen in einer Quarantäne erreget schon für sich selber eine ähnliche Stimmung als jene ist, in der sich ein vielbeschäftigter Mann befindet, wenn er an einem Tage, an welchem ihm Vieles und Wichtiges zu thun obliegt, in einem fremden Nachtlager schon um Mitternacht auf seinem Bette erwacht, und die ihm nöthige Erquickung des Schlafes nicht wiederfinden kann. Er hört das einförmige Hin- und Herklappern des Pendels der Wanduhr, vernimmt aus der Ferne das Rufen und Hörnerblasen des Nachtwächters, wendet sich bald da bald dorthin in seinem Bette, hebt das Haupt empor und legt es wieder nieder, aber so oft und so viel er auch gegen das Fenster blickt, der Tag will nicht und immer noch nicht kommen. Bei unsrer Quarantäne in Livorno kam noch Manches zum Verlust der Zeit hinzu, das, für die ersten Stunden wenigstens, die unliebliche Stimmung vermehrte.

Wir waren jetzt dem hochummauerten Gebäude, welches mit seinen Thürmen einer Festung gleicht, nahe gekommen; das schwere Gatterwerk zog sich mit seinen rasselnden Ketten empor; das Fahrzeug wurde in ein tiefgemauertes Bassin hineingelassen in welches nur durch den verschließbaren Kanal das Meer hineintritt, das aber sonst nach allen Seiten von hohen Mauern umgeben ist. Oben auf einer Terrasse die an die Mauer gränzt standen bereits die Frauen und Kinder der beiden Kaufleute welche von Syra an unsre Reise- und Leidensgefährten waren; die Männer hatten ihnen schon von der Rhede aus ihre Ankunft gemeldet. Auch manche der andren Mitreisenden sahen dort Freunde und Freundinnen, die

sie fröhlich bewillkommneten. Dieser Anblick war ein erfreulicher, dazu gesellte sich aber ein andrer, von sehr entgegengesetzter Wirkung. Gerade damals als wir in der Quarantäne von St. Leopold ankamen, in den ersten Tagen des August 1837 war die Stelle des Commandanten dieser Anstalt unbesetzt, sie wurde durch einen Lieutenant versehen, einen ältlichen, hagren Mann, der mit einer nichtssagenden Gravität auf der Terrasse stund um unsre Einfahrt zu beobachten. Kaum hatte dieser Herr Lieutenant den Papagey und den kleinen Hund unsers Reisegefahrten, des Schauspielers und Sängers aus Malta bemerkt, als er mit lauter Stimme herunterschrie: keine lebendigen Thiere dürften nicht in die Quarantäne, weil sie die Cholera verbreiten könnten. Aber unser Sänger, der sich gut aufs Reden verstund und sein vornehmstes Kleid angezogen hatte, rief eben so laut wieder hinauf seinen ziemlich ungestümen Wunsch wenigstens den Papagey behalten zu dürfen. Und sein Wunsch wurde ihm gewährt. Als aber nun auch meine beiden anmuthigen, kleinen Bull Bulls oder Orientalischen Nachtigallen welche die Leser schon aus meiner Beschreibung von Akaba oder doch aus Herrn von Lamartines Reise kennen zum Vorschein kamen, welche jeder in einem festverschlossenen Käfig wohl verwahrt waren da schrie der Herr Lieutnant von neuem ich sollte diese Vögel hinwegthun. Meine bescheidnen Gegenvorstellungen und Bitten, statt ihn zu bewegen, brachten vielmehr den armen Mann in solchen heftigen Zorn daß sein bleiches Gesicht ganz roth ward und daß er zu einem der Quarantaneaufwärter, welche unsre Sachen in Empfang nahmen, den Befehl herunterschrie er solle die lieben Vögelein erwürgen und ins Wasser werfen. Wenn auch wirklich ein über-

trieben ängstliches Gesetz das die Ansteckung von der Cholera verhüten sollte zu diesem Benehmen Anlaß gab, so war dennoch weder die Ausnahme die man mit dem Papagey machte noch die rohe Weise in welcher jener Officier sich gegen mich und unsre Freundin die Baronesse v. Wanz benahm zu billigen. So mußte ich mich denn von meinen lieben, lieben Vögelein trennen; ich entriß sie wenigstens dem Tod des Erwürgens indem ich sie schnell dem jungen Offizier ins Boot gab, der uns vom Dampfschiff hieher begleitet hatte. Der eine der beiden Bull Bulls, freilich, wie ich vermuthe der ältere, zugleich aber zahmere, nicht der jüngere, hatte später das Glück durch meinen Freund, den Schiffsarzt La Fosse in eine hohe, theure Hand zu kommen; der vielgereiste Vogel hat seine Lebenstage in auserlesenem Wohlstand in Versailles beschlossen; was aus dem andren, den der junge Offizier in seine Pflege nahm, geworden ist, habe ich nicht erfahren.

Von neuem that sich uns ein Thor auf; zwischen hohen Mauern führte man uns weiter nach einem außerhalb dem eigentlichen Gebäude gelegnen Raume: zu dem Ort unsres nunmehrigen, fünfwöchentlichen Aufenthaltes. Dieser war ein dreieckiges Magazingebäude um welches ein schmaler Rasensaum herumlauft, der von doppelten, ja nach einigen Seiten hin drei- und vierfachen hohen Mauern umschlossen ist. In den innren Hofräumen der eigentlichen Quarantänehäuser, davon überzeugten wir uns später selber, waren bei unsrer Ankunft keine Zimmer für so viele und so lang verweilende Gäste leer; jeder Raum war von Aufgenommnen aus jenen Gegenden erfüllt, die man im Verdacht der Cholera hatte; selbst von unsrem Magazin-Gebäude konnte uns nur die eine,

große Halle, die einer Wagenremise glich, eingeräumt werden, die andren beiden Flügel, deren einer schon von einer andren kleinen Gesellschaft besetzt war, hatte man außen am Rasenplatz durch ausgespannte Seile gegen uns abgesperrt.

Wir waren, wie schon erwähnt, unsrer neunzehn Personen, welche jetzt in die geöffnete Halle hineintraten. Von dieser Zahl machten wir selber, mit Herrn Mühlenhof, der in unsrer Gesellschaft sein Deutsches Vaterland besuchen wollte, sieben aus, die beiden Kaufleute, von denen ich vorhin sprach (es waren Brüder), welche von Geburt Italiener, in Chios ein Handelshaus besaßen, machten neun; dazu kam ein Neapolitanischer Consul aus Algier, ein Baron aus Malta mit seinem kleinen Sohn und seinem Bedienten, der Sänger und seine Frau, ein junger Adlicher aus Polen, ein Griechischer Handelsmann aus Syra, endlich ein Israelitischer Kaufmann aus Kairo, an den sich, um die Heimreise frei zu haben, in der Form eines Bedienten der schon erwähnte junge Italienische Schweizer angeschlossen hatte, den die übrige Gesellschaft seiner lauten Stimme und kräftigen Gestalt wegen den Bruder Bär nannte. Diesen wahrhaft gutwilligen Burschen, der uns während unsrer Quarantänedauer von großem Nutzen war, hatte seine Reiselust als Begleiter eines vornehmen Herrn vor etlichen Monaten nach Aegypten geführt; die Liebe zum Vaterland zog ihn jetzt von dort wieder zurück.

Mit gar sonderbaren Mienen traten diese neunzehn Personen in die gewölbte Halle hinein in die sie jetzt, Männer und Frauen, Bekannte und Unbekannte auf so viele Wochen zusammengesperrt werden sollten. Da war nirgends eine schirmende Wand, hinter welcher das Eine

vor dem Andren etwa sich abgränzen konnte; das ganze Feld des mit Ziegelsteinen gepflasterten Bodens war Gemeingut, Jeder mochte davon sich zueignen was er konnte. Wir beiden, die Hausfrau und ich breiteten unsre alte aus Semlin bis hieher gelangte sogenannte Matrasse in einem Winkel der Halle aus, über welchem sich ein kleines Fensterlein befand; unsre Gränznachbarn nach der einen Seite waren die beiden Brüder, die Handelsleute, nach der andren unser guter Vernaz; den uns gegenüberstehenden Winkel hatte unsre Freundin, die Baronesse Wauz in Besitz genommen, die Andren schlugen ihr Lager theils neben dem Thorweg der Remise, theils in ihrem dunklen Hintergrunde, an den Wänden auf.

Noch war, ausser einem alten, großen Tische und einigen zu ihm gehörigen hölzernen Bänken keine Spur von Geräthschaften in unserm großen, gemauerten Kasch, bald aber bevölkerten sich seine Räume mit kleinen Tischen, Stühlen und für solche die es begehrten, mit einer Art von einfachen Bettstellen. Wir beiden wünschten keine Erhöhung der letzteren Art, sondern behielten das Lager am Boden, dann wir am Abend das Blatt unsers Tisches, den wir dann umlegten, so wie die umgestürzten Stühle auf welche Tücher gehängen wurden zu einer Art von Zimmerwand benutzen konnten, über welche freilich Jeder, der noch am Abend auf und nieder gieng hineinblicken konnte auf die, von der nachbarlichen, hochstehenden Lampe der beiden Brüder beleuchteten Schlafer. Dieses Vergnügen machten sich denn auch der Baron aus Malta und der junge Israelitische Kaufmann aus Kairo öfters.

Das erste, was die gute Hausfrau, nachdem die Matratze ausgebreitet worden, that, war daß sie, mit

Thränen in den Augen, denn diese Behausung gefiel ihr nicht, 35 Striche mit Bleistift an die Wand eines kleinen Pfeilers zeichnete, damit sie an jedem Morgen, wenn wieder eine Nacht dahin war, einen streichen konne. Denn nicht die Tage, sondern die Nachte waren der schwerste Theil dieser Zeit. Am Tage, wenn sich bald nach Sonnenaufgang unser festverriegelter Thorweg aufthat, konnte man doch hinaustreten auf den freien Rasenplatz, wo man gerade über sich einen Streifen des blauen Himmels sahe; zu unsrem kleinen Fenster schien die Morgensonne herein; die Matratze wurde auf die Seite geraumt und wir konnten da den kleinen Familientisch hinstellen oder auch diesen hinaustragen ins Freie, um an ihm zu schreiben und zu arbeiten. Am Mittag versorgte uns der Koch der Quarantäne mit einem, für unsren nicht sehr verwöhnten Gaumen wohlanstandigen Essen und mit einem gut trinkbaren Weine; man durfte, in Begleitung eines Aufsehers durch die innren Hofe bis zu dem Sprachgitter der Quarantäne gehen, an welchem uns spater öfters Freunde aus der Stadt besuchten; die kühleren Stunden des Nachmittags wurden zu einem, freilich sehr beschränkten Spaziergang auf dem schmalen Rasenplatze benutzt; der Thee oder die Wassersuppe mit Weisbrod schmeckten dann vortrefflich. Wenn aber nun der Abend kam da hatten freilich alle diese Vergnügungen und Sinnenbelustigungen ein Ende. Meister Antonio, der Verschließer kam mit seinem rasselnden Gebund der eisernen Schlüssel; er rief uns zusammen, zählte uns ob wir noch alle da seyen, nahm trocken von uns gute Nacht und gleich darauf klappte das Thor zu, man hörte den Riegel vorschieben, das Vorlegeschloß klirren und so ließ man uns zehn Stunden lang eingesperrt. Gewisse Unbequem-

lichkeiten welche ein so lange dauerndes Eingeschlossenseyn bei Nacht und die Nothwendigkeit des Kleiderwechselns zu allen Zeiten mit sich brachten, lassen sich besser errathen als beschreiben. Es mußte Vieles öffentlich vor dem sechs und dreißig angigen Publikum geschehen was in die Kammer gehört. Am wenigsten genirten sich bei diesem allen der Malteserische Sänger und seine Frau so wie unsre Nachbarn, die beiden Brüder; in gewisser Hinsicht erinnerte unser Zustand an einen paradiesischen. Doch hatten unsre beiden Mitgefangenen durch ein großes, ausgespanntes Tuch sich eine Art von schirmendem Gezelt gebildet.

In den ersten Nächten hatte einige ängstlichere Seelen unter unsrer Gesellschaft der Gedanke gequält, daß wir hier so weit abgeschlossen seyen von menschlicher Hülfe; denn unsre Quarantänewärter, welche am Tage immer bei uns blieben, schliefen bei Nacht in einem ziemlich weit von uns abgelegnen Thurme. Es ereignete sich indeß in unsrer Gesellschaft, während der ganzen fünf Wochen niemals etwas, das schleunige Hülfe erfodert hätte; allmälig fanden sich Alle in die freilich etwas neue Lage, welche, namentlich gegen die Arbeit der Wüste sehr abstach.

Die Strichlein an der Wand, anfangs so erschrecklich für das Auge, nahmen endlich doch merklicher ab; die Tage die wir in der Quarantaine zubrachten sind auch für unser Leben keine unbezeichneten (sine linea) oder unnützen gewesen. Meine näheren Bekannten und Freunde wissen es daß ich in Livorno nicht unfleißig war, ja daß ich sogar verhältnißmäßig recht viel gearbeitet habe. Eben so waren meine jungen, Mannheimer Reisegefährten vom Morgen bis zum Abend thätig; die

beiden Doctoren im Zergliedern und Skeletiren von Seethieren, die sie aus der Stadt erhielten, Herr Bernay in der Ausführung mancher seiner Zeichnungen. Ich nahm schon am frühen Morgen mein Arbeitstischlein, trug es hinaus in den Schatten des Gebäudes und arbeitete bis zum Mittag, dann, nach kurzer Ruhe wieder bis etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang. Wie wohl that dann das Auf- und Niedergehen auf dem freilich bald zum grasloſen Fußſteig gewordnen Raſenplatze; wie wohl der Anblick des Monte nero mit ſeiner Kirche und ſeinen ſchönen Landhäuſern; wie erheiternd war das Geſpräch mit den Freunden und Gefährten. Die Sonntage waren ohnehin dem innren und äußren Ausruhen geweiht; ſie gaben hier in der Fremde eben ſo wie in der Heimath dem Geiſte Stärkung für die ganze Woche.

Kam doch auch ſonſt noch manche ermunternde Abwechslung in das alltägliche Einerlei des hieſigen Aufenthaltes. Die fremde Reiſegeſellſchaft, die wir bei unſrer Ankunft neben uns in einem andren Theile des Magazingebäudes vorfanden, beſtehend aus einem trefflichen Künſtler, der aus einem nördlichen Lande ſtammt, ſeit mehreren Jahren aber in Italien wohnt; aus ſeinem jungen Gefährten und einem Italieniſchen Arzte, hatte die Zeit ihrer (ſogenannten Cholera-) Quarantäne ſchon faſt überſtanden als wir die unſrige antraten. Ueber die durch Stricke bezeichnete Gränze unſers Gebietes hinüber hatten wir noch manche angenehme Unterhaltung mit ihnen. Als dieſe Nachbarn ihrer Haft entlaſſen wurden und auszogen, ward uns das Glück zu Theil auch in ihrem bisherigen Gebiet uns ergehen, ja, was das Schönſte war, die Terraſſe des Gebäudes beſteigen zu dürfen von welcher wir die herrlichſte Ausſicht aufs Gebirge,

birge, wie nach der Stadt und dem Meere genoſſen. Freilich dauerte dieſes Glück nur einen Tag, denn am andren ſchon kamen neunzehn neue Bewohner in dieſes Seitengebäude: ein armes Volk aus Tunis, das ſchon einmal in Malta die Quarantaine gemacht hatte, hier aber wegen der Cholera, noch andre 18 Tage lang eingeſperrt wurde. Es war ein Gemiſch aus Männern, Frauen und Kindern; Türken und Chriſten, die Letzteren großentheils von Geburt Maltheſer, die in Tunis ihren nothdürftigen Lebensunterhalt geſucht und gefunden hatten und auf der beabſichtigten Heimkehr dorthin von Stürmen waren verſchlagen worden. Sie hatten die Quarantaine von Livorno gewählt, weil für den Aufenthalt in dieſer, vermöge einer wohlthätigen Stiftung nichts bezahlt wird; ihre Bedienung und einfache Küche beſorgten ſie ſelber. Als auch dieſe achtzehntägige Nachbarſchaft ihre Zeit ausgehalten hatte, durften wir von neuem den oberen Theil des Gebäudes beſiedeln, und dieſe Vergünſtigung blieb uns für die letzten Tage unſers Aufhaltes unverkürzt. — Unter einer gewiſſen, kleinen Geſellſchaft, welche mit uns zu gleicher Zeit in der Quarantaine war, befand ſich ein Italieniſcher Gelehrter, der ſich der Gewohnheit des Opiumeſſens ergeben hatte. Es war nicht unintereſſant (wenn auch unerfreulich) an dieſem Manne die Folgen jener üblen Gewohnheit zu beobachten. Am Morgen ſchlich er gebückt und traurig einher; ſchon im Verlauf des Vormittages, nachdem er eine ziemliche Portion ſeines aufregenden Giftes genommen, wurde er munter und geſprächig; nach Mittag gerieth er in eine wahrhaft beängſtigende (Zuſtimme) Unruhe, alle Muskeln des Angeſichtes geriethen in lachende Zuckungen, man hörte dann manche witzige und geiſtreiche Ein-

falle aus ſeinem Munde, welche das Unglück des Mannes nur um ſo mehr bedauern ließen. Einmal in der Nacht, da ſein ganzer Opiumvorrath ausgegangen war, erhub er, von furchtbaren Schmerzen im Magen gepeinigt, ein ſehr lautes, ängſtliches Geſchrei; der Quarantänewächter mußte herbei und noch in derſelben Stunde der Nacht ihm Opium, von dem Arzt verſchaffen.

Eine ungemeine Erleichterung gewährte uns auch hier, in unſrem abgelegnen St. Leopoldsſpital die Gute der Freunde. Der edle, wohlwollende K. Bayeriſche Conſul, Herr Gebhardt in Livorno und ſein trefflicher junger Freund, Herr Buchner aus München beſuchten uns ſehr oft an dem Sprachgitter der Quarantane und nahmen ſich unſrer, ſo wie aller unſrer Bedürfniſſe mit der unermüdlichſten, uneigennützigſten Freundlichkeit an. Eine große Freude machte uns auch unſer lieber Landsmann und Freund, Dr. Hösler, der in Florenz als ſehr geachteter Arzt lebt durch ſeinen unerwarteten Beſuch; Dr. Meier der vielſeitig gebildete Pädageg, der ſich um das Volksſchulweſen in Livorno anerkennenswerthe Verdienſte erworben hat, gewährte uns manche angenehme Unterhaltung, wenn er nach vollbrachtem Tagwerk zu uns heraus kam; auch der Kurfürſtlich Heſſiſche Conſul zeigte ſich uns gefällig. Mit herzlicher Dankbarkeit gedenke ich aller dieſer „Freunde in der Noth."

Wie ich ſchon erwähnte beſtund ein Theil unſrer Reiſegeſellſchaft aus Flüchtlingen, die der Cholera in Malta ausweichen wollten. Namentlich war der Baron aus Malta von einem bedauernswürdig ängſtlichen Naturell. Er hatte zu Hauße ſeine Frau und mehrere Kinder verlaſſen, nur um ſeine eigne Haut aus der Gefahr zu retten; wie groß war daher das Entſetzen des armen

Mannes, da auf einmal die Nachricht kam und täglich mehr sich bestättigte, daß in Livorno selber die Cholera ausgebrochen sey und viele Opfer hinwegraffe. Ein Theil der Quarantänegefährten fand die Aengstlichkeit des armen Mannes so unterhaltend und belustigend, daß er sichs zum Geschäft machte sie durch die übertriebensten Gerüchte noch zu vermehren. Denn diese Leute, welche sich nicht so wie wir durch Arbeit zu vergnügen wußten, vertrieben sich die Langeweile grösstentheils dadurch daß sie die beiden furchtsamsten und dabei lächerlich geizigsten Männer der Gesellschaft: den Malteserischen Baron und den jungen, Aegyptischen Israeliten, der noch dazu den grossen, reichen Mann spielen wollte, auf jede Weise neckten. Auch der Maltesische Sänger trug unwillkürlich, und ohne daß sie ihn zu necken brauchten zur Belustigung dieser schwer Gelangweilten bei, indem er an jedem Tage drei bis viermal seine bunten Sommerkleider wechselte um uns all seine Pracht sehen zu lassen, und dabei immer durch seine Mienen uns zu fragen schien: bin ich nicht der schöne, der berühmte Sänger?

Aber auch jene Lustigmacher zogen die Segel ihrer scherzhaften Laune ein, da jetzt die Cholera selbst, so sehr man dieß zu verheimlichen suchte, näher zu uns heranrückte. Ein Reisender der aus einer Gegend kam in welcher die Seuche wüthete, starb in unserm Spital, in einem ganz nahe an den Vorsaal unsres Magazinhauses anstossenden Theil des Gebäudes; sein Leichnam wurde in dem kleinen Kirchhofe beigesetzt, auf welchem schon ein andres Opfer jener Krankheit, eine junge Dame von hohem Stande, lag, und an dessen einzelnem Gitterthor ich, weil mich hier gar niemand störte, etwas gearbeitet hatte. Wenn jetzt, da unsre lange Quarantänezeit zu Ende gieng

nur bei einem von uns ein Uebelbefinden sich gezeigt hatte, wodurch er der Ansteckung verdächtig geworden wäre, dann hätten wir andern Alle mit ihm von neuem gefangen bleiben müssen.

Eine unbeschreibliche Wohlthat war es für uns in unserm engen Gewahrsam daß wir mehrere Wochen lang das schönste heure Wetter genossen. In der Nacht aber zum 27sten August brach ein sehr starkes Gewitter aus, das durch sein furchtbares Donnern und Blitzen viele unsrer Gefährten, hier, in dem verschlossenen, engen Raume sehr beängstigte. In den darauf folgenden Tagen war ein so heftiger Sturm daß ich die Blätter das Papiers auf denen ich schrieb durch darauf gelegte, schwere Backsteine festhalten mußte; man hörte das Brausen und Getos der Wellen, deren Schaum über die äußren Mauern spritzte und wie feiner Regen auch über unsren Vorplatz hereindrang. Dennoch, so sagte man uns, war dieser Sturm bei weitem nicht so heftig als jener vom 31sten Juli, der uns bei Elba traf.

Bis auf eine waren jetzt (am 4ten September) die Linien an der Wand gestrichen, noch eine einzige Nacht hatten wir in der Quarantaine zu weilen; ich war mit allen hier angefangenen Arbeiten zu einem glücklichen Ende gekommen; die freudig dankbaren Empfindungen des letzten Nachmittages waren von einer solchen Art daß mir es schien sie allein schon seyen der kleinen Pein des langen Gewahrsams werth gewesen. Freilich wußten wir daß wir uns jetzt, um den unvermeidlichen Durchgang durch das nördliche Gebiet des Kirchenstaates machen zu können, noch einer vierzehntägigen Choleraquarantaine unterziehen mußten; aber die große Liberalität der Toskanischen Regierung hatte es den Fremden gestattet

diese vierzehn Tage frei in dem schönen Florenz und seiner Nachbarschaft zuzubringen; es waren mithin viel mehr Tage der Vergnügung und der Erholung als der Beschwerde. Am letzten Abend bewirtheten wir noch unsre ganze liebenswürdige Gesellschaft sammt den Guardianen mit einem kräftigen Weinpunsch und schliefen zum letzten Male auf der Semliner Marone, die sammt einigen andern weit gereisten Gerathschaften schon am andern Tage einer armen Frau aus der gewesenen Lazarethischen Quarantainenachbarschaft eingehändigt wurde; denn das Leben der freien wie der eingesperrten Welt war nun ganz zu Ende, das gute, bequeme Alltagsleben nach herkömmlicher Sitte wartete unter jenen Bäumen vor dem Thore des St. Leopold-Lazaretes.

Reise über Florenz nach München.

Mit dem Grauen des Tages kam man am 5ten September um uns zu wecken; es hatte jedoch dieser Mühe nicht bedurft, denn die Meisten von uns waren schon vor Freude wach. Außen im Freien warteten unsrer bereits die Wagen; man rief den Geladenen noch ein herzliches Lebewohl zu und bald war der gute „Kandy" mit all seinen Freuden und Leiden weit hinter uns. In Livorno, wo wir noch den dortigen Freunden unsren herzlichen Dank sagten begegneten uns, als wir in der Nähe eines Krankenhauses vorüber kamen, vier Särge, in welchen unter den gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln die Leichname derer hinausgetragen wurden, welche in der vergangenen Nacht an der Cholera gestorben waren.

Es war heute, nach der vorhergegangnen unruhigen Witterung wieder der erste warme, vollkommen heitre Sommertag; unsre Seele war eben so heiter, unser Herz

vor Freude eben so warm, da wir jetzt nach dem schönen Pisa hinfuhren. Dort erfreuten wir uns an der Betrachtung des herrlichen Domes und aller zu seiner Nachbarschaft gehörigen Werke der Künste wie der Andacht, vornämlich am Campo Sante, und der Genuß war mir ein noch höherer als jener, den ich bei meinem erstmaligen Hiersein empfunden und beschrieben habe *). Auch der treffliche botanische Garten und die bei ihm befindliche, reiche Naturaliensammlung wurden wieder besucht, welche beide durch ihr ausgezeichnetes Gedeihen Ehrendenkmäler auf den Namen Savi (Vater und Sohn) sind. Die schöne prachtvolle Ceder im botanischen Garten fand ich in den zehn Jahren seitdem ich sie nicht gesehen, sehr gewachsen, sie war eben herrlich geschmückt mit ihren aufrecht stehenden, jungen Zapfen; auch an dem Gedeihen der andren Gewächse, an der Auswahl und Zusammenordnung ihrer Arten erkennt man die glückliche Hand und den scharfblickenden Geist des Pflegers wie des Vorstandes dieses Gartens. In der Naturaliensammlung fanden wir zu unsern schon früher gesehenen alten Bekannten so viele neue Gegenstände hinzugekommen und sie alle mit solchem wahrhaft kunstsinnigen Geschick wie Geschmack aufgestellt, daß wir den Mann bewunderten der die Züge des Lebens und seinen besondren Charakter auch noch am Todten so festzuhalten weiß. Die Sammlung und Anordnung der vaterländischen Versteinerungen ist ein Vermächtniß des Fleißes und der Forschungen des jüngeren Savi, bei welchem noch zukünftige Menschenalter den Namen dieses seltnen Mannes ehren werden. Wir fanden, weil wir gerade in den ersten Nachmittags-

*) In meiner „Reise durch Südfrankreich und Italien."

ſtunden den botaniſchen Garten beſucht hatten, keinen der Verſtände hier, den jüngeren Savi jedoch traf ich durch einen glücklichen Anlaß noch heute in einem andern Hauſe an und freute mich an dem Wiederſehen des Mannes den ich ſehr hochachte. Kein freundſchaftliches Zureden konnte uns jedoch beſtimmen noch heute in Pisa zu bleiben, denn wir hatten gehört, daß wenn wir nicht ſehr zeitig am andern Tage in Florenz ankamen der Tag an der feſtbeſtimmten Zahl der Cholera-quarantainetage nicht abgerechnet werde, wir fuhren deshalb noch heute mehrere Meilen weit über Pisa hinaus und kamen am Mittwoch den 6ten September noch zeitig am Vormittag in Florenz an.

Ich verſuche es hier nicht dieſe blühende Jungfrau unter den Städten Italiens mit all ihren Herrlichkeiten der Kunſt und Gaben der Natur noch einmal zu beſchreiben, denn ich fürchte es würde nur eben ſo wenig gelingen als das erſte Mal [1]. Auch hier geſchahe es mir übrigens, daß der Genuß und die Freude beim zweiten Sehen noch ein ungleich höherer und lebendigerer war als der beim erſten Beſuche. Wird doch überall die kräftige Zuneigung und Liebe, welche die Betrachtung des Schönen weckt, durch das öftere Wiederholen dieſer Betrachtung genährt und geſteigert.

Zu der Erhebung und Steigerung unſres Genuſſes trug auch der mächtige Contraſt ſehr Vieles bei, in welchem unſer Aufenthalt in Florenz mit dem ſumpfwechſelfieberlichen Gewahrſam der Quarantaine ſtand. Statt des Winkels in einer Magazinhalle bewohnten wir jetzt drei bequeme Zimmer, in einer der ſchönſten Gegenden der Stadt: auf

[1] In meiner oben erwähnten Reiſe durch Südtir. u. Ital

dem freien Platze bei Maria novella; von unsren Fenstern aus überblickte man einen Theil des herrlichen Arnothales und der Apenninenkette; eine balsamische Luft wie sie hier in der Landschaft der Garten der schönste Herbstmonat ausathmet, wehete uns an, wenn wir am frühen Morgen heraustraten aus dem Hause auf den freien Vorplatz und etwa hinausgiengen auf die nicht fern von da abgelegne Brücke des Arno. Ein Kaffeehaus in einer der schönen Straßen oder in der Umgegend des Domes gab uns dann unser Frühstück; hierauf begann, während der meisten Stunden des Tages ein Lustgang der Sinnen und des Herzens durch die schöne, reichbegabte Stadt. Der erste Ort den wir täglich besuchten war auch diesmal, wie bei meinem ersten Hiersenn, der hehre Dom, in welchem, schon bei dem Anblick der fremden Andacht die eigne, des tragen Herzens erwachen muß, zu der sich die Seele durch den Eindruck mächtiger gestimmt fühlt, den das hehre, lieblich ernste Gebäude auf die Sinnen macht. Nach den Augenblicken des innren Versammlens der Kräfte und Gedanken ließ man diese an ihr Geschäft des Einsammlens und Zusammenordnens der Baumaterialien gehen. Denn der Geist des Menschen soll in jedem Kreise seines Wirkens, den er betritt, vor allem das Werk bedenken, zu welchem er auf Erden berufen ist. Seine Aufgabe ist es zuerst daß der ganze Mensch, daß Seele und Leib zu einem Tempel erbauet werden, der von ewiger Natur ist. Es geschiehet dieses Erbauen wie jenes der Hütte des Stiftes [1], nach einem Vorbilde, das dem Geiste ohne Aufhören nahe ist und von ihm angeschauet wird; es geschiehet in Kraft dieses Nahesenns

[1] 2 Mos 25, 9 u. 40.

und dieſer Anſchauung. Aber eine weitre Aufgabe für den Geiſt des Menſchen iſt es alsdann, daß durch ihn die ganze Erde, das Volk und Land und die gemeinſamen Werke der Hände zu dem hehren Gebäu eines Tempels werden, an welchem das Walten jener ewigen Weisheit erkannt wird die ein Quell der Ordnung wie der Schönheit und der Harmonie alles lebendigen Bewegens iſt. Auch dieſes Erbauen eines der Weisheit geheiligten Tempels mitten in dem Reiche des ſichtbaren Weſens gelingt dem Geiſt des Menſchen nur in der Kraft jenes Geiſtes von oben, der ein Geiſt der Ordnung iſt, wie der Schönheit und Güte. Und Er war es, der eine große Schaar dieſer Meiſter welche hier in Florenz am Tempelbau der gottgeheiligten Kunſt arbeiteten „mit Namen berief" und sie erfüllete mit Seinen Kräften. Ein Herz welches hier bei den Gaben des Gebers gedenkt und ſich hütet den Pinſel oder Meiſel zu vergöttern, oder den Namen der Menſchen eine Ehre zu geben welche Dem gebührt der den Menſchen bei dieſem ſeinem Namen rief, dem wird das Herumwandeln unter den Kunſtwerken von Florenz und das aufmerkſame Betrachten derſelben ein Werk der Andacht, der innern Erbauung ſeyn; es wird ſich hier Baumaterialien ſammeln, welche es im Kreiſe ſeines eignen Lebens, zur Lösung der großen Aufgabe des Tempelbaues brauchen kann.

Unſer Weg führte uns gewöhnlich täglich ein- zuweilen auch zweimal über die Piazza vecchia, und zu den Kunſtwerken ihrer Umgebung; höher jedoch war der Genuß den das Verweilen in der Kirche von Santa Croce gewährte. Hier ſind die Werke und Grabdenkmäler vieler Männer, welche bei ihrem Leben die erwählten

Gefäße waren, durch die das Wasser des Lebens, das von oben kommt, hinabströmte zur Erde, und überall im Lande die Keime der geistigen Segnungen weckte. Auch alle die andern Kirchen und die von der Kunst so reich verzierten Paläste, die ich bei meinem ersten Hierseyn gesehen, wurden von neuem besucht, und Vieles, das ich damals nur im schnellen Vorübergehen gesehen, genauer betrachtet. In dem Gebäude der Naturaliensammlung sahe ich diesmal auch das durch seinen Reichthum ausgezeichnete Cabinet der physikalischen Apparate. Unter ihnen sind namentlich mehrere von großem, historischen Werthe; denn es sind da noch Werkzeuge deren Galilei sich bediente; einer der Brennspiegel mag derselbe seyn, an welchem jener geistvolle Mediceer *) die Brennbarkeit des Demantes unmittelbar durch die That nachwieß, und hierdurch die Richtigkeit von Newtons Scharfblick bewährte. Solche Freude am Forschen und Erkennen der großen Werke und Kräfte der Natur, die den damaligen Herrscher zu seiner Entdeckung führte, ist beständig bei dem ruhmwürdigen Fürstenhause dieses gesegneten Landes geblieben; dies bezeugen die fortwährenden Bereicherungen der physikalischen Sammlung mit neuen, kostbaren Apparaten.

Wenn gleich der Genuß, den das fast tägliche Verweilen in der großen Gemäldegallerie der Stadt oder in jener des Palastes Pitti uns gewährte, als ein höherer erschien, weil hier die Leiblichkeit durchdrungen und überkleidet gesehen wird von den Kräften des ewigen Geistes, so gebührt dennoch auch einem andren Werke seine Ehre, welches dem forschenden Verstand die gebrechliche, vergängliche Leiblichkeit der Menschennatur, bis in ihre ver-

*) Cosmus III in den Jahren 1694 — 1695.

vergenſten Tiefen treu vor Augen legt. Dieſes Werk iſt die bewundernswürdige Sammlung der anatomiſchen Wachspraparate des naturhiſtoriſchen Muſeums. Mag immerhin den Fremdling in der Wiſſenſchaft bei dem erſten Anblick dieſer meiſterhaften Nachbildungen des Todes, bei welchem einſt das Leben zu Hauſe war, ein flüchtiger Schauder ergreifen; er wird dennoch einer andern Empfindung Raum geben müſſen: das iſt die der Bewundrung einer Weisheit, deren Erbarmen bis zu dem Abgrund des vergänglichen Staubes herabdrang und dieſen ſo kunſtreich geſtaltete. Das Nahe, das ſcheinbar Eigne, welches wir ſo leicht und gern vergeſſen, weil es das Bild der Sterblichkeit und natürlichen Gebrechlichkeit an ſich tragt, iſt es, was uns vielleicht dort zurückſtößt; während wir bei dem Anblick der uns ferner ſtehenden Leiblichkeit, deren reiche Fülle in dem nachbarlich angranzenden Gewächsgarten vor uns ausgebreitet ſtehet, mit Vergnügen verweilen. Aber dieſes Fremdthun der Seele gegen das ihr ſo nahe Verwandte wird aufhören, wenn einſt am Tage der Vollendung das nur ſcheinbar Eigne ein wirklich Eignes werden; wenn der wieder erſtehende Leib angethan ſeyn wird mit der Natur des Geiſtes.

Wenn wir dann ſo den Vormittag gebraucht und genoſſen hatten, dann fanden wir uns gewöhnlich in einem jener gaſtlichen Häuſer zuſammen, wo man auch dem Leibe das geben konnte, was ihm gebü'rte; hat doch die Natur die Tafel des Menſchen an wenig Orten der Erde ſo überflüſſig und reichlich beſetzt als hier in Kleren; wie dieß ſchon der Anblick der Märkte bezeugt, über die jetzt eben der beginnende Herbſt ſein ganzes Füllhorn ausgeſchüttet hatte. Wir hatten freilich ſchon am 19ten Juli in Syra Trauben von einer Süßigkeit gegeſſen, wie ſie

jetzt, im Anfang Septembers in Florenz noch nicht zu finden waren; doch jene hatte der vulkanische Boden von Milo oder einer andern vulkanischen Insel gezeitigt, während selbst in Italien der kühle Augustmonat von 1837 das Wachsthum verspäten mußte.

Auch die Nachmittage wurden zum Betrachten der Stadt und zu Wanderungen durch ihre herrliche Umgegend benutzt, die ich bei meinem vorigen Hiersein fast nicht gesehen hatte. Bei einer dieser Wanderungen besuchten wir das Landhaus, in welchem der große Galilei seine letzten Tage zubrachte; bei einer andren die paradiesischen Höhen von Fiesole: den Ort aus welchem ein Meister der Kunst hervorgieng, dessen Bilder beredter denn alle Bücher für die Unsterblichkeit der Seele zeugen. Denn Fiesoles Pinsel stellte nicht bloß Gestalten dar, welche das jetzige, leibliche Auge sahe, sondern selche, welche das prophetisch, für die selige Welt des Jenseits und des Zukünftigen geöffnete Gesicht erblickte.

In den kühleren Stunden des Nachmittags lustwandelten wir öfters in den schattigen Anlagen am Arno; am Abend ergötzte uns noch der Anblick der schon beleuchteten Stadt und ihrer Laden, bis wir, in einer noch ziemlich frühen Stunde, das ruhige Obdach aufsuchten. So vergiengen uns, abgesehen von den bittersüßen Qualen des Heimwehes, die selbst in diesem Paradies sich regten, der Aufenthalt in Florenz in lauter Lust und Freude.

Es war indeß nicht die Schönheit der reichen Stadt und ihrer Umgegend allein welche den diesmaligen Aufenthalt in ihr so genußreich machte, sondern zu jenem eingebornen Reiz kam noch ein andrer, den ihr die hier waltende Freundschaft gab. Ich fand, gleich während der ersten Tage meines heurigen Aufenthalts zu meiner

herzlichen Freude in dem K. K. Oesterreichischen Gesandtschafts-Secretär v. Schnitzer nicht nur einen geistreichen, vielseitig gebildeten Diplomaten und wohlwollenden Landsmann, denn dafür ist er allgemein bekannt; sondern ich erkannte zu meiner großen Ueberraschung in ihm meinen gewesenen Zuhörer aus Nürnberg (im Jahr 1813) wieder: den feurigen, talentvollen Jüngling von edler Gesinnung, der nur schon damals mehr Freund als Schüler gewesen war. Sein dankbares Gemüth hatte mich noch früher erkannt als ich ihn; an seiner Hand machte ich, so oft seine Geschäfte es ihm erlaubten die meisten meiner täglichen Wanderungen durch und um die Stadt, und wurde durch seine Freundlichkeit zu manchen mir noch neuen Brunnen der reinsten Erheiterungen geführt; namentlich habe ich mit ihm die hiesige Sammlung von Handzeichnungen der alten Meister, die wohl schwerlich an Reichthum von irgend einer andern Sammlung ihrer Art übertroffen wird. Wie groß erscheint doch bei der Betrachtung mancher dieser Anfänge der erste schöpferische Gedanke des Menschengeistes, und die Kraft jener Stunde der Begeisterung, aus welcher nachmals im langen Verlauf der Zeit das scheinbar vollendete Werk mühsam, im Schweiße des Angesichtes geboren wird.

Durch Veranlassung dieses Freundes ward mir eine andre Anschauung in der Nähe zu Theil, an welcher ich mich schon öfters aus der Ferne, innig theilnehmend erfreut hatte. Ich lernte durch ihn einen jener Meister im Bauen der beiden Arten der Tempel kennen, von denen ich vorhin (S. 369) sprach: den edlen Herrscher des Landes, in welchem sein Volk den Vater und Freund liebt, die Welt der Mitlebenden den glücklichen, beglückenden Fürsten preiset, dessen Andenken aber noch der

ſpäte Enkel mit Thränen in den Augen ſegnen wird. Reich und mild wie ſein Land, von anſpruchloſes einfacher Würde des Deutſchen Herrſcherſtammes, ſo daß auch der unbedeutende Pilgrim ihm mit Vertrauen naht, rein von Wandel und fromm, lehrt dieſer edle Fürſt durch ſein Vorbild und Beiſpiel wie man in jedem Stande mit dem eignen innren Frieden und bleibenden Wohl das Wohl und Heil der Andren ſchaffen und bauen muſſe. In demſelben Fürſtenſchloſſe ward mir aber auch noch die Bekanntſchaft einer andern Seele, die, weil ſie die verborgene, köſtliche Perle gefunden, ſelber dieſer reichen, verborgenen Perle im Acker gleicht. Eine Seele, deren Bildniß ich ſchon von der Hand eines großen Meiſters gezeichnet geſehen und beim Anblick die Züge wieder erkannte *); eine Kennerin und Liebhaberin jener Schönheit die vor Gott gilt; eine treue, mütterliche Führerin der Kinder ihrer Schweſter nach dem ſeligen Ziele das dieſe ſchon erreichte.

Ich war mehrere Male in dieſem edlen, einfachen Fürſtenhauſe geweſen; noch am letzten Vormittag hatte ich mich dort verabſchiedet; an der Hand meines Freundes war ich zur Wohnung zurückgekehrt. Der Wagen ſtund ſchon bereit; ein Platz für einen fremden, genügſamen Herrn war in ihm noch zu haben geweſen und der Vetturino hatte uns auch dieſen Reiſebegleiter ſchon angekündigt, wer er aber ſey das wußten wir nicht. Wie groß war deßhalb die Freude da ich beim Herunterkommen aus unſern geweſenen Zimmern ſtatt des vermeintlichen Fremden meinen theuren Domherrn Brocke, den Freund des ſeligen Johann Michael Sailer, und zugleich

*) Das Bild ſtehet in der Kr. Pauli an Timoth. C. 1. V. 5.

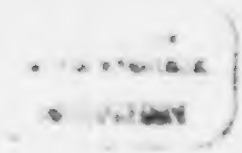
den meinigen, bei dem Wagen ſtehen ſahe. Er ſelber war von dieſem Zuſammentreffen eben ſo ſehr überraſcht als ich; der erſte unter den Freunden aus der Heimath der mich begrüßte; ſein liebendes Herz hatte mich über Land und Meer begleitet; es war ein Zug, mächtiger als der des Magnetes zum Eiſen, der uns hier in der Fremde zuſammenführte.

Wir reisten in dieſer lieben Geſellſchaft bis nach Bologna, der ſchon einmal geſehenen und von mir beſchriebenen Wohnſtatte vieler Wiſſenſchaft und Kunſt. Dieſe alte Hauptſtadt der Hetruriſchen Macht und Hetruriſchen Kunſt, die ſich namentlich auf das Fertigen der Todtenurnen verſtund, fängt jetzt an ſich mit beſondrer Liebe an dem Geſchäft ihrer Urahnherrin, der Bononia Felsina zu vergnügen, indem ſie ihre Kunſt und ſeltſame Ehre in dem koſtbaren, prachtvollen Aufſchmücken der „Gräber ihrer Todten" übt und ſuchet. Wie jener Agag, der Amalekiter König, ſcheinet ſie ſich alſo des Todes Bitterkeit vertreiben zu wollen.

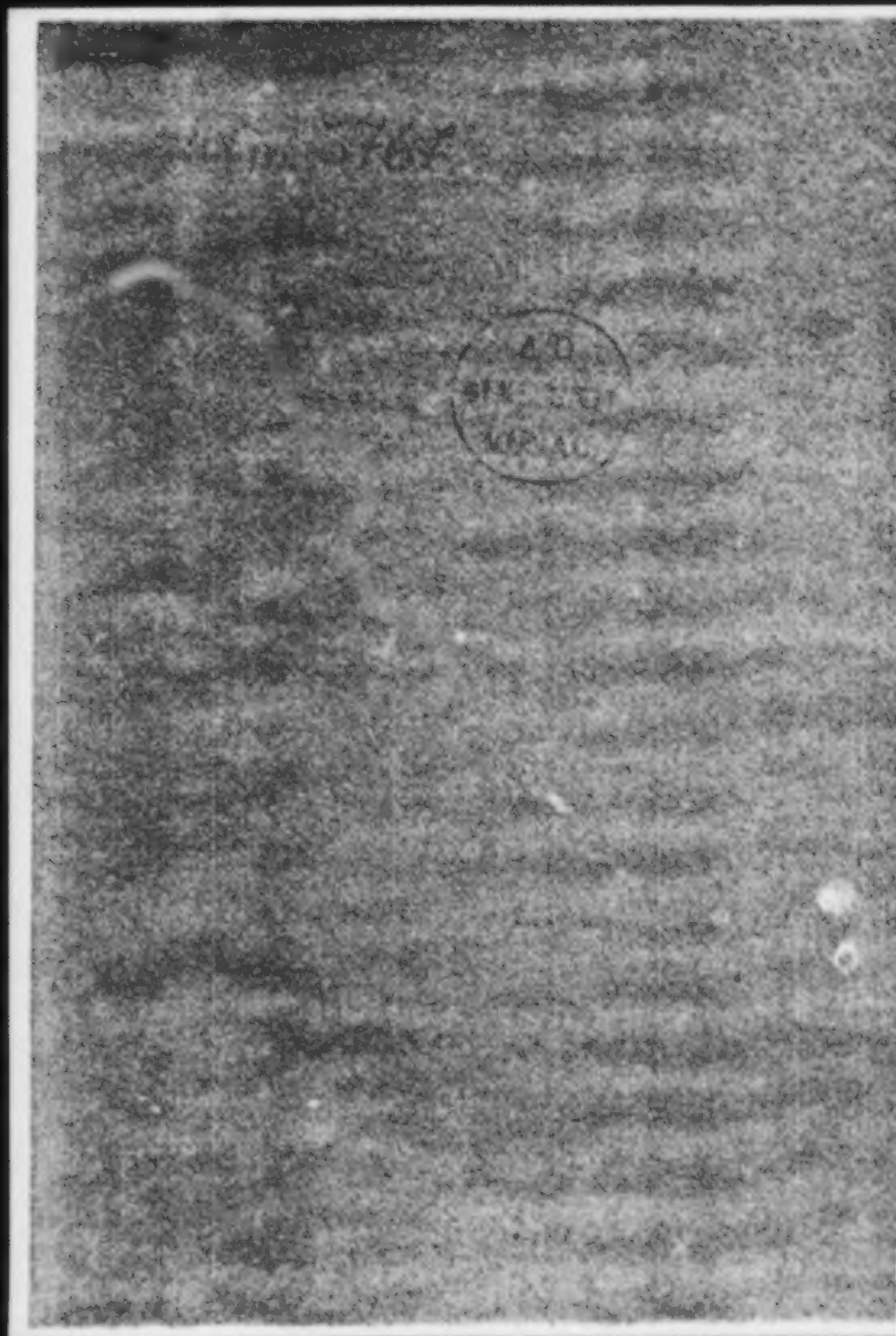
Von Bologna nahmen wir unſern Weg über Modena nach Mantua, deſſen uralte Macht feſter als durch die jetzigen Baſtionen und Mauern begründet, und viel weiter als durch den Donner ſeiner Kanonen zu den Ohren der gebildeten Völker gedrungen iſt; weil hier in dieſen fruchtbaren Auen der Schwan von Mantua, Virgil geboren iſt *). Wie ich vormals bei Neapel das Grabmahl des Dichters, des Befreundeten meiner Jugend geſehen, ſo ſollte ich heute auch zu der Stätte ſeiner Geburt kommen. Schon hier in Mantua, wo viel Deutſches Militär ſtehet, noch mehr aber in Verona, in der Colomba d'oro, habe

*) Im Landſitz Pietoſa, dem jetzigen Dorfe Pietola

bei dem Römischen Amphitheater trafen wir eine Menge Deutsche Landsleute. Dennoch gab es uns wieder eine neue, schönere Sonntagsfreude, als wir vor und in Botzen in die Gegenden kamen, in denen alles Volk die liebe, Deutsche Muttersprache redet, und als wir uns zwei Tage nachher, zu Insbruck, im freundlichen Gasthaus zum Stern unter alten Bekannten fanden. Jugendlich lauter wurden noch die Ausbrüche der Freude, da uns jenseits Scharnitz ein Wagen begegnete, in welchem eine Frau mit dem Münchner Kopfputz der Riegelhaube saß, und da wir bald nachher über die frische, grüne, eilig dahin strömende Isar kamen. Der Herr Posthalter in Mittenwalde bewirthete uns mit der besten Art des so lang entbehrten, vaterländischen Getränkes, und obgleich sich am Abend, als wir im Dunkel über den steilen Kesselberg hinabstiegen noch einmal unser lieber Dr. Roth, diesmal jedoch in Gesellschaft des Dr. Erdl von uns verloren und verirrt hatte, so wußten wir doch daß es hier keine Gefahr der Wüste, keine Noth des Hungerns und Durstens giebt, und schon am andren Mittag waren die beiden Irrgänger wieder bei uns. Der Anblick der Frauenthürme von München, am Vorabend des Festes der Erzengel (Michaëlis) regte im Herzen wie auf den Lippen die Lieder des Dankes und Lobes auf. Freunde waren uns entgegengekommen; Freunde hatten die kleine, stille Wohnung mit Blumen geschmückt; Stimmen der fröhlichen Begrüßung ließen sich vernehmen. Möchten vor allem in unsrem Herzen die Blumen jenes Dankes nie verwelken, die Stimmen jenes Preises nie verstummen, welche Dem gebühren, der uns auf dieser ganzen Reise wie auf Adlersfittichen geführt und getragen, und den Eingang wie den Ausgang mit väterlichem Erbarmen gesegnet hat.



LANDKARTE ZU G.H.v. SCHUBERTS REISE IN DAS MORGENLAND.



Spiegel der Natur

ein Lesebuch zur Belehrung und Unterhaltung

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath und Professor in München.

Erlangen 1843
bei J. J. Palm und Ernst Enke.

A 1
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN.

Universitäts-Bibliothek
München
Bibliothek

Seiner Majeſtät

dem Könige Otto

von Griechenland.

Eure Königliche Majestät

mögen allergnädigst erlauben, daß der Gedanke einer ehrfurchtsvollen Liebe, der mit dem Andenken an Eure Majestät, in dem Herzen aller treuen Bayern so fest verwachsen ist, auch auf dem ersten Blatte dieses unbedeutenden Buches sich ausspreche. Vielleicht wird der Inhalt der nachstehenden Blätter hin und wieder in Eurer Majestät Erinnerungen wecken an die Jahre eines friedlichen Wohlbefindens, von welchem der Schreiber derselben ein glücklicher Zeuge seyn durfte; an die Jahre des Verweilens in dem liebenden Familienkreise des hochtheuren, königlichen Elternhauses. Doch der Quell jenes innren Wohlbefindens ist nicht versiegt: der Frieden des Herzens; das beseeligende Gefühl der Liebe, zu Gott und den Brüdern ist mit Eurer Majestät uber das Meer hinuber, in die neue Heimath gezogen. Mögen denn

die Kräfte dieſes Friedens und dieſer treuen Liebe von ihrem Mittelpunkte aus mehr und mehr das Land durchdringen, deſſen Boden das ſtille, ſorgenvolle Wirken ſeines Herrſchers, gleich einem fruchtbaren Saamenkorn, auf Hoffnung anvertraut iſt.

In tiefſter Ehrfurcht

Eurer Königlichen Majeſtät

allerunterthänigſt dankbarer

Dr. G. H. v. Schubert.

Vorrede.

Nur einige Worte über die Veranlassung zu dem Erscheinen dieses Büchleins und über den Zweck desselben. Freunde hatten mir öfters gesagt, daß ich in einigen meiner Bücher, die ich zunächst zum Dienst und Nutzen der reiferen Jugend geschrieben, Kenntnisse, namentlich aus dem Gebiet der Chemie und Physik, als schon bekannt, vorausgesetzt habe, zu deren Erlangung nicht Jedem und nicht überall die Gelegenheit gegeben sey. Ihr Wunsch war es, daß ich, in einer ansprechenden und möglichst leicht faßlichen Weise die hieher gehörigen Gegenstände besprechen solle, welche, neben ihrem besondren Interesse für das bürgerliche Leben und seinen Verkehr, auch noch ein allgemeines, für das Verständniß der Erscheinungen des Lebens überhaupt, haben. Hierzu kam mir noch eine Anregung von außen, welche mir durch den Anblick und bei dem Lesen des trefflichen Schul- und Hausbuches von Claus Harms: „Gnomen" genannt, sich aufdrang. Ein Buch in solcher Art, zur Belehrung der reiferen Jugend, in einem mir nahe liegenden Gebiet des menschlich Wissenswürdigen zu schreiben, dies war mein Wunsch, hinter welchem freilich die That der Ausführung weit zurückgeblieben.

Ueber die doppelte Richtung, welche ich übrigens bei dieser Ausführung nahm, deute ich nur noch Ei-

niges an, das beim Lesen des Buches selber hin und wieder verständlicher werden wird.

Wer noch vor etlichen Jahrzehnden die herrlichen Kreidefelsen von Stubbenkammer auf der Insel Rügen, oder den Gipfel des Rigiberges in der Schweiz bestieg, der fand dort nicht so, wie ein jetziger Wanderer in diese Gegenden ein stattliches Gasthaus, das ihm zu seiner Bewirthung und Aufnahme alle Bequemlichkeiten darbot, sondern er war mit dem Anblick und dem Genuß der hehren Natur, wie mitten in einer Wüste, allein gelassen. Da wo sonst nur der Seeadler oder die einsame Alpenkrähe hauste; wo man nichts vernahm als das Pfeifen des Murmelthieres oder das Sausen des Windes; da ist jetzt ein muntrer, geselliger Verkehr der besuchenden Gäste; man hört Musik und Gesang, wie auf den Gassen der Städte. Dennoch wird es der Reisende, während er hungernd und ermüdet wie er war, die Bewirthung genießt und vielleicht der aufgefundenen Gesellschaft sich freut, dem ortskundigen Führer Dank wissen, wenn ihn dieser aus dem traulichen Zimmer hinausruft ins Freie, weil so eben die untergehende Sonne die Hochalpen oder das Meer mit dem wunderherrlichsten Glanze bestrahlt.

Eine nicht unähnliche Veränderung hat sich mit dem wissenschaftlichen Gebiet der Physik und Chemie zugetragen. Noch vor wenig Menschenaltern konnte ein großer Theil dieses Gebietes, dem Forscher, der durch dasselbe sich ergieng, zunächst nur jenen geisti-

gen Genuß gewähren, den die tiefere Einsicht in das Wesen und in die Kräfte der Sichtbarkeit mit sich führt; man kannte die Wirkung des Lichtes auf das salzsaure Silber, kannte die Kraft des Wasserdampfes wie die Wirksamkeit des Galvanismus, niemand aber hätte die Benutzung dieser Kenntnisse zur Erfindung des Daguerreotypes, oder der Dampfboote und Dampfwagen, der Galvanoplastik und all den mannichfachen Menschenkünsten geahnet, welche anjetzt aus dem Erkenntnißkreise der Physik und Chemie herüber, in alle Zweige des Verkehres und des Haushaltes der Völker auf so mächtige Weise eingreifen. Fast könnte es uns geschehen, daß wir über dem Verweilen bei diesem neuen Aufbau, über der theilnehmenden Betrachtung jener fruchttragenden Zweige, des Stammes vergäßen, der die Zweige trägt und nährt; des Stammes, welcher unverändert zu allen Jahreszeiten derselbe bleibt, während die Blätter und Blüthen der Zweige einer fortwährenden Veränderung unterliegen. Deshalb wollte der Verfasser dieses oft getrübten „Spiegels der Natur“ seine Leser nicht allein zur Betrachtung jener einflußreichen Erfindungen der neueren und neuesten Zeit hinführen, welche ein Gespräch des Tages bilden, sondern zugleich ihre Blicke auf den gemeinsamen Stamm eines wissenschaftlichen Erkennens hinleiten, auf dem jene Früchte wuchsen, ja auf den Boden, in welchem der Stamm wurzelt, auf die Sonne, deren Strahlen von oben her seine Säfte beleben. Nicht ohne Absicht geschahe es,

daß er, namentlich bei einigen der ſpäteren Abſchnitte, ſehr ausführlich in die Geſchichte und Beſchreibung der einzelnen Entdeckungen eingieng; er wollte ſeinen Leſern zeigen, daß jene Gaben der Wiſſenſchaft an das bürgerliche Leben, die unſre Zeit in ſo reichem Maaße genießt, nicht leichten Kaufes, wie auf der Gaſſe liegend gefunden, ſondern mit ſaurer Anſtrengung aus ihren verborgenen Tiefen hervorgearbeitet und errungen werden mußten.

Das Gebiet, in welchem der Inhalt dieſes Buches ſich verbreitet, gehört zwar keinem beſondren Herrn an, ſondern iſt, mit ſeinen Erkenntniſſen, ein Gemeingut; doch hat der Verfaſſer nicht verſäumt, theils in der Inhaltsanzeige, theils im Texte ſelber, jene Schriften anzuführen, welche den Leſern weitere Belehrung gewähren könnten, oder die ihm ſelber zu Wegweiſern dienten. Als ſeinen alten, ihm durch längeren Umgang vertraut gewordenen Hausfreund erwähnt er übrigens hier noch dankbar der Naturlehre von Baumgärtner und von Ettinghauſen (7te Auflage, Wien 1842), ſo wie Muncke's Handbuch der Naturlehre.

Bad Ischl im Ammerthale den 26. Sept. 1845.

D. V.

Inhaltsanzeige.

1. Der Antrieb zum Leben und zum Erkennen. S. 1 — 107

1. Allem fehlt Etwas. S. 1. Der Mangel, ein Antrieb zur Fortbewegung des Lebens.
2. Was Jedes haben muß, das giebts im Ueberfluß. S. 2. Die Luft, das unentbehrlichste Element zum Leben ist zugleich das gemeinste, allverbreitetste. S. 3, 4.
3. Die Hausmutter. S. 5. Wichtigkeit des Wassers für den Haushalt des Lebens; Kreislauf des Wassers in der irdischen Natur. S. 5, 6.
4. Die lebendigen Wasserquellen. S. 7. Das Vermögen der Pflanzen das dampfförmige Wasser aus der Atmosphäre anzuziehen und denselben in ihren Gefäßen die tropfbar flüssige Form zu geben. S. 8, 9.
5. Das allgemeine Nahen. S. 10. Verborgene Weise in welcher die Pflanzen ihren Nahrungsstoffen anziehen und zu sich nehmen. S. 11. Allmählende Versorge für solche Thiere denen die Fortbewegung, das Aufsuchen und Erlangen der Nahrungsmittel nach ihrem Bau sehr erschwert ist. S. 12. für solche die bei Nacht auf die Weide gehen 13. Weite Wanderungen nach Speise 14. Das Vermögen der Pflanzen aus solchen Stoffen, welche für das Thier ungenießbar sind, genießbare zu bereiten S. 15. Einfache und abwechselnde Kost 16. Ein Recht auf Nahrung S. 16. Versorge am rechten Ort und zur rechten Zeit 17. Die Raubthiere und ihre Bestimmung S. 18.
6. Das Heimweh. S. 19. Fortbewegung des Lebens welche das Ende seines Laufes immer wieder an den Anfang und Ausgangspunkt desselben anknüpfet S. 20. Zug und Wandertrieb nach dem Ort der Geburt oder nach einer früher bewohnten Heimathestätte. S. 21, 22.
7. Der Instinkt. S. 23. Instinktartige Verabredungen bei Menschen 24, 25. Der eigenthümliche Naturtrieb des Thieres in diesem von seiner Geburt an eingepflanzt, nicht von außen in ihm angeregt 26, 27. Angeborenes Vergefühl für das was der Erhaltung des Lebens schaden oder nützen kann S. 27, 28. Naturtrieb der Elternliebe und der Versorge für ein künftiges Geschlecht 29, 30; selbst für die hülflosen Jungen einer fremden Mutter 30, 31. Naturtrieb mancher Thiere der sie selber zum Untergang führt, dabei aber zur

Erhaltung der Gesammtheit der lebendigen Wesen dient 32. Allwaltende Vorsorge die dem Bedürfniß der Einzelwesen entgegenkommt; Verschmelzung des Bildungstriebes mit dem Instinkt 33; bauende und zerstörende Kräfte des Bildungstriebes S. 34, 35. Allbewegende Kraft der Seele S. 36.

8. Der Compaß S. 37. Seine Erfindung und Benutzung 37. Der Grund des Entstehens und die Wirksamkeit der Polaritäten in der Körperwelt 38. Diese beruhen zuletzt auf dem Gegensatz zwischen einem Höheren und einem Niedren, Obren und Untren; zwischen einem Bewegenden und Bewegten, einem Schöpfer und seinen Geschöpfen 39.

9. Der Wandertrieb des Geistes S. 40. Des Columbus Auslauf nach einem unbekannten, nie gesehenen Ziele 40. Naturtrieb und Drang des Menschengeistes zum Wissen und vernünftigen Erkennen 41; dienendes Verhältniß der äußren Glieder, vor Allem der Sinnorgane zu diesem Zweck 42. Die Macht des Dranges zum Erkennen, die sich durch alle äußren Hemmungen, selbst durch den Mangel der höchsten Sinnorgane, wie durch eine Wüste ihre Bahn bricht 43. Beispiel der Laura Bridgmann (m. v. Auerbachs Blicke ins Leben B. III) die in ihrem 2ten Lebensjahre durch eine schwere Kinderkrankheit die Sinne des Gesichts, des Gehöres, Geruches und selbst des feineren Geschmackes verloren hatte und bloß auf den Sinn des Gefühles beschränkt war 43 u. f. Früheste Aeußnngen der kindlichen Wißbegier bei derselben S. 44. Aerger am Gefahren des Neuen bei ihrem Eintritt in das Bildungsinstitut zu Boston: angeborenes Schicklichkeitsgefühl; Trieb wie Geschick zur Selbstbeschäftigung 45. Dankbare Anhänglichkeit an die Mutter und an geistige Pfleger 46. Die Unentbehrlichkeit einer Gedankensprache für die Sinnerung und für das vernünftige Erkennen der Menschenseele S. 47 b. 49. Natürlicher Zusammenhang des Dranges zum Sprechen bei den Menschen mit der Anregung der Sinnorgane S. 49. Die Gebärdensprache und ihre Leistungen bei Taubstummen und Taubblinden 50. Die Ausbildung der Gedankensprache ist ein gemeinsames, geistiges Kunstwerk der Menschenseelen, wie der Bau im Bienenstocke ein gemeinsames leibliches Kunstwerk vieler Einzelwesen 51. (vergl. mit S. 57). Erweitrung und Gestaltung des Erkenntnißkreises mit dem Eintritt der Sprache, durch welche die Außenwelt des sinnlich Wahrnehmbaren zu einer Innenwelt des Gekannten wird 53. Die Weise des Unterrichts in der Gedankensprache bei Taubblinden 54. Das innre Wunder der plötzlichen Gestaltung der Sprache aus den von außen empfangenen Elementen und Anregungen 55; deutliches Selbstgefühl; das Denken in Worten der gewöhnlichen hörbar vernehmlichen oder durch Bewegung und Stellung der Finger sich äußernden Sprache 56. Rege Wißbegier 57. Drang zur Mittheilung 58. Bewußtseyn des eignen Selbst und seiner individuellen Stellung zu andren Menschen 59. Gefühl der Selbstbefriedigung, bei dem Drang zum Erkennen S. 60.

10. Valentin Jameray Duval S. 61. Die Kraft mit welcher der Antrieb zum Erkennen durch alle Hemmungen hindurchbricht, welche die Geburt in niedren Stand, Armuth und versäumter Unterricht in der frühesten Jugend in den Weg legten 61, 62. Duvals Herkunft und seine ersten Lebensjahre 63; der harte Winter von 1708 auf 1709. Duvals, des 13jährigen Knaben erste Wanderung 64; sein Krankenlager in einem Schafstalle 65 b. 67; in der Pfarrwohnung 68; seine Genesung und fortgesetzte Wanderschaft 69; Vorstellungen des Knaben von der sichtbaren Welt 69; das Elend in der Champagne 70; Wohlstand in Lothringen 72; ein Hirtendienst angenommen und nach einiger Zeit in Folge des noch ungestillten Dranges zum Weiterziehen wieder verlassen 73; der Aufenthalt in der Einsiedelei la Rochette und die daselbst gemachten Erfahrungen S. 74. b. 76. Duval kommt als Diener in die Einsiedelei von St. Anna bei Luneville 77, 78; er lernt die Kunst des Schreibens 79; liest bei seinem Geschäft als Kuhhirt allerhand Bücher 80; will die Sternkunde betreiben 81; glücklicher Fund von Hülfsmitteln 82; mühsames Auffinden des Polarsternes 83; versuchte Selbstbelehrung in der Erd- und Länderkunde 84; ein willkommner Anschluß und seine Benutzung 85, 86. Geldverlegenheit beim Ankauf der Bücher und andrer Hülfsmittel durch ein Jagdgeschäft gehoben 87. b 91. Duval, der magischen Künste verdächtig geräth in Kampf und Mißverhältniße mit den Einsiedlern 92, 93; der Friede der Einsiedelei wird wieder hergestellt S. 94. Der Ring mit dem Wappen 95; Bekanntschaft mit dem Engländer Kerster 96; Sehnen nach weiterer Ausbildung und Sorge wegen der Zukunft 97, 98; Eine Schulprüfung im Walde 99, folgenreiche Empfehlung bei dem Herzog von Lothringen 100, der Schmerz des Scheidens aus dem Leben in der freien Natur 101; erster Eintritt in den Kreis des Hoflebens 102; Studienzeit zu Pont a Mousson und Anstellung als Bibliothekar so wie als Lehrer an der Hochschule zu Luneville 103. Duvals großmüthige Benutzung seiner reichlichen Einkünfte 104, 105; seine Versetzung und Weiterbeförderung nach Florenz und nach Wien 106, 107.

II. Der Vorhof des natürlichen Erkennens. S. 108.

11. Das Reichwerden ohne Ruhe 108. Verstärkung und Anregung des Antriebes zum Erkennen im siegreichen Kampfe mit den äußren Hemmungen 109, 110.

12. Die Kalenderzeichen 111. Der Zug zum Wissen und zum Erkennen nimmt seinen ersten Anstoß ebenso nach den Höhen der sichtbaren Welt (nach den Sternen), als nach ihren Tiefen (nach dem Erforschen der Elemente der leiblichen Gestaltung); natürliches Herkommen der Sternkunde wie des Feuerbens nach den Grundstoffen der Körperwelt 111, 112; doppelsinnige Bedeutung der Kalenderzeichen zur Bezeichnung der Metalle und der Weltkörper unsres Planeten-

ſyſtems 112. Anziehende Reize, welche die Metalle für den Menſchen haben S. 113. Ihre Unzerlegbarkeit 114.

13. Die Elemente 114. Lehre des Alterthumes von den 4 Elementen 114.

14. Die Grundſtoffe 115. Beiſpiele von Zerlegung der chemiſch zuſammengeſetzten Körper in unzerlegbare Grundſtoffe, 116. Cohäſion und chemiſche Anziehung 117.

15. Die Metalle im engeren Sinne 117. Ihr allgemeiner Charakter 118. Das Gold 119. Die Art ſeines Vorkommens 119, 120; ſeine relative Seltenheit 120; ſein Werth ſo wie der Einfluß ſeiner Gewinnung auf einzelne Völker und Zeitalter 121; der Goldreichthum einzelner Länder 122; Vergebliche Verſuche das Gold in mehrere Elemente zu zerlegen oder aus dieſen zuſammenzuſetzen 122 b. 125. Platina, und die mit ihm ſo wie in ſeiner Miſchung vorkommenden Metalle 125. Beiläufige Erwähnung einiger, meiſt erſt in neuerer Zeit entdeckten Metalle, von ſeltenem Vorkommen und unbedeutenden Eigenſchaften S. 126 Das Silber 126. Kurze Anführung der übrigen bekannten Metalle S. 127, 128. Benutzung des Kupfers ſo wie des Zinns 129; des Eiſens 130, 131; Eigenſchwere und Schmelzbarkeit der Metalle 132.

16. Der verſchwenderiſche Arme 133. Erſt in neuerer Zeit hat man eine Weiſe erfunden durch welche das Gold leichter und wohlfeiler aus ſeinen Verbindungen mit andren Metallen abgeſchieden werden kann, daher kommt es daß viele Silbermünzen, namentlich die aus ungariſchem und ſiebenbürgiſchen Silber geprägten Viertels- ſo wie halben und ganzen Kronenthaler eine nicht unbedeutende Beimiſchung von Gold enthalten, welches man, ſeitdem jene Münzſorten in verſchiedenen Ländern im Werth etwas herabgeſetzt und in Folge hievon für die Münzſtätten eingewechſelt wurden, mit Vortheil ausgeſchieden hat. Auf dieſe Ausſcheidung des vorher unbemerkten Goldgehaltes aus den eben genannten ſo wie aus andren, kleineren Münzſtücken bezieht ſich der von S. 134 b. 136 beiſpielweiſe aufgeſtellte Fall. Die Methode des Ausſcheidens, nach Liebigs chemiſchen Briefen beſchrieben S. 136 b. 139.

17. Die Verwandlung des Niedren in ein Höheres 139. Das Gäment-Kupfer 141.

18. Die metalliſchen Grundſtoffe der Alkalien und Erden S. 141. Die ſogenannten Erden, früher für einfache Grundſtoffe gehalten 141; Humphry Davys Entdeckung ihrer Zuſammengeſetztheit 142. Das Kalimetall 142; Eigenſchaften der metalliſchen Grundlagen der Erden und Kalien 143 b. 145; das maſſenhafte Vorkommen derſelben 146; Verbindung des Natronmetalles mit Chlor zum Kochſalz 147.

19. Ein Kapitel über die Reinlichkeit 148. Gebrauch der Seife 149, 150; ihre Bereitung 151; die Soda 152; Ausſcheidung des Natrons aus dem Kochſalz 153; das Chlorgas 154; die zur Seifen-

bereitung benutzten Zeltarten 151 ; Pflanzen mit faſenartigen Stof-
fen 155.

20. Eine Augenfabrication im Großen 155; Bildung des thieriſchen Auges 156, 157; Durchſichtigkeit der Luft 157, Tagehelle und nächtliches Dunkel 158; Erfindung des Glaſes 159; ſeine Zuſammenſetzung 160; die Brillen 161 b. 163; ihre Erfinder 164; Brenngläſer 165; Brechung der Lichtſtrahlen in durchſichtigen Medien S. 166 b. 168; darauf gründet ſich die Eigenſchaft der convexen Gläſer die Gegenſtände, welche man durch dieſelben betrachtet, vergrößert darzuſtellen 169, und ſie hierdurch ſcheinbar näher an das Auge heranzurücken 170. Erfindung des Fernrohres und ſeine allmälige Vervollkommnung 170. 171. Die Entdeckungen am Sternenhimmel, welche eine unmittelbare Folge jener Erfindung waren S. 172 b. 175. Anwendung der vergrößernden Kraft der Glaslinſen zur Betrachtung naher, kleiner Gegenſtände; Erfindung der Mikroſcope und die mittelſt derſelben gemachten Entdeckungen S. 176. b. 178.

21. Die Grundſtoffe der Säuren S. 178. Das Waſſer 178; der Schwefel und die durch ſein Verbrennen entſtehenden Säuren 179. Der Phosphor und die Phosphorſäure, die Flußſäure 180. Das Waſſerſtoffgas 181; das Chlor und die Salzſäure 182. Brom, Jod, Boraxſäure 183, der Grundſtoff der Kieſelerde 183, 184. Verſuche mit Pflanzenſaamen, wodurch das Vermögen der lebenden Weſen Grundſtoffe zu erzeugen oder zu verwandeln eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit gewinnen konnte 185

22. Die Schwefelſäure und die Salzſäure 185. Bemerkungen über die vielſeitige Bedeutung der atmoſphäriſchen Gasarten S. 186, 187. Glaubers Entdeckung der Grundſtoffe des Kochſalzes, bei der Zerlegung deſſelben durch die Schwefelſäure 188, 189. Das Verhältniß des Schwefels zu den Metallen gleicht dem der Lebensluft zu den brennbaren Körpern 190. Die Schwefelſäure gewährt in England mittelbar, durch das Gewinnen des Oehles einen außerordentlichen Vortheil für die dortigen Bleichereien 191 b. 194. Gewinnung des Leims aus den Knochen durch Anwendung der Salzſäure erleichtert S. 193. Gewinnung der Schwefelſäure aus Schwefelkies oder Schwefelleber S. 195; die Bereitung der Schwefelſäure im Großen, zu Allem in England S. 196, 197.

23. Die chemiſche Polariſation S. 197. Begriff und Erläuterung des Ausdrucks; chemiſche Verwandtſchaft 198, 199.

24. Die Grundſtoffe der organiſchen Körper S. 200. Der Kohlenſtoff S. 201; Steinkohlen und Erdharze 202; Kohlenſäure 203; Waſſerſtoffgas 204; das Sauerſtoffgas oder die Lebensluft 205, 206 (vom Stickſtoff im 26ten Cap.).

25. Die Luftſchifferkunſt S. 207. Aeltere Verſuche in der Luft zu fliegen oder zu ſchiffen 208, 209. Montgolfier und Charles 210, 211; Pilatre de Rozier erſte, aëroſtatiſche Unternehmungen 212. Franz Blanchard und ſeine Abentheuer 213 b. 217. Die Brüder Robert und der Graf Zambeccari 217. Roziers unglückliches Ende, bei

dem Versuch den Canal von Oſt nach Weſt in der Luft zu überſchiffen 218, 219. Crosbies Flug von Irland nach England 219; Lamberecotis Ende 220. Geſchwindigkeit der Luftſchiffe 221; erreichte Höhen 222; Beobachtungen der Luftſchiffer im Allgemeinen 223. Anwendung der Aëronautik im Kriege 224; Robertſon, Green 225, 226.

16. Die Lebensluft und das Stickgas S. 226. Eigenſchaften und Wirkungen der Lebensluft oder des Sauerſtoffgaſes auf die Körper der unorganiſchen ſo wie der organiſchen Natur im Allgemeinen S. 227 b. 230. Allgemeine Verbreitung deſſelben S. 230, 231. Das Stickgas und ſeine Eigenſchaften 232 b. 234. Die Salpeterſäure 235, 236; Gewinnung des Salpeters 237, 238.

17. Großer Erfolg aus kleiner Urſache S. 238. Die Wirkſamkeit der mikroſcopiſchen Thierwelt eine Quelle der Erzeugung oder Entbindung der Lebensluft S. 239 b. 241.

18. Druck und Gegendruck S. 242. Die Naturkräfte welche beim Bau der organiſchen Leiblichkeit mitwirken. Die Laſt des Luftdruckes auf unſrem Körper nach Wiener Pfunden berechnet S. 243. Emporſteigen des Waſſers in den leeren Raum einer Pumpenröhre S. 244; Torricellis richtige Deutung dieſer Erſcheinung und ſeine Erfindung des Barometers S. 243. Beſtätigung der Torricelliſchen Anſichten durch unmittelbare Beobachtungen S. 246. Otto von Guerickes Erfindung der Luftpumpe und Verſuche mit derſelben S. 247. Das Barometer als ſogenanntes Wetterglas benutzt S. 248. Höhenmeſſungen durch das Barometer mit Grundlegung eines von Mariotte vorausgeſetzten Verhältniſſes S. 249; Federkraft (Elaſticität) der Luft S. 249, 250. Wirkung des verſtärkten Luftdruckes auf den menſchlichen Körper S. 251. Unbequemlichkeiten und läſtige Folgen welche der ſehr verminderte Luftdruck: (die Verdünnung der Luft), namentlich auf großen Höhen mit ſich führt S. 251, 252. Vermuthungen und Angaben über die Höhe und äußerſte Gränze des Luftkreiſes; Antheil den die verſchiedenen Gasarten der Atmoſphäre an dem Geſammtgewicht und Druck der Luftſäule haben S. 252, 253. Die Veränderlichkeit der Menge des in der Atmoſphäre aufgelöſten Waſſerdunſtes, und die Folgen welche dieſes auf den Stand des Barometers hat 254, 255. Andre Urſachen welche den Stand des Barometers ändern S. 255 und welche Witterungsveränderungen bewirken 256. Verwandlung des Waſſers in Dampf S. 256; hemmender Einfluß den der Druck der Luft hierauf hat S. 257. Verſchiedene Grade der Siedehitze, in verſchiedenen Höhen über dem Meere S. 257. Verhältniß des Gegendruckes den die innwohnende Kraft der Einzelweſen erregt zu dem Druck von außen, (namentlich der Luft) S. 258, 259.

19. Die Wärme S. 259. Gewinnung des indiſchen Feuers S. 259, 260. Wärmeerzeugung und Entzündung der brennbaren Körper durch Reibung S. 261, 262; durch Stoß und Druck, ſo wie durch Zuſammenpreſſen und Zuſammenziehung elaſtiſcher Flüſſigkeiten S. 263. Heizung durch Dämpfe, bei dem Uebergang in den tropfbar flüſſigen

Zuſtand des Waſſers ſich Wärme entwickelt S. 264. Nachweiſung einer ähnlichen Erſcheinung in der äußren Natur S. 264. Ein umgekehrtes Verhältniß der Wärmebindung (Abkühlung der Umgebung bei dem Uebergang des Waſſers aus dem tropfbar flüßigen in den Dampfzuſtand S. 265. Allgemeine Folgerungen aus dieſen Erfahrungen S. 266. Die Wärmecapacität der verſchiedenen Körper S. 267. Einfluß der Wärme auf die Formänderung der Körper und gelegentliche Entwicklung der Wärme in Folge ſolcher Formänderungen S. 268, 269.

9. Die Wärmeleitung S. 269. Körper, welche die Wärme leicht und ſchnell ſo wie ſolche welche dieſelbe ſchwer und langſam leiten S. 270. Die Metalle ſind die beſten Wärmeleiter S. 271. Wärmeleitung bei flüßigen Körpern S. 271. Umherſteigen der erwärmteren und hierdurch leichter gewordnen Theilchen in den kälteren und deshalb ſchwereren S. 272. Die ſogenannte Luftheizung der Wohngebäude S. 273. Die Ausdehnung der Körper durch die Wärme S. 274

1. Das Thermometer 274. Die Vorzüge welche die Anwendung eines Werkzeuges, das uns die Wärme unmittelbar an der Ausdehnung eines leiblichen Stoffes ermeſſen läßet, vor den unſichren Ausſprüchen unſres ſinnlichen Gefühles hat S. 275. Die erſte Darſtellung eines unvollkommenen Thermometers durch Cornelius Drebbel S. 276. Fahrenheits Queckſilber-Thermometer S. 277. Gleichmäßigkeit der menſchlichen Blutwärme bei verſchiednen Völkern ſo wie unter verſchiednen Himmelsſtrichen S. 278. Verſchiedne feſte Anhaltspunkte der Fahrenheitſchen Scala S. 279. Reaumurs Weingeiſtthermometer S. 280, 281. Verhältniß der Reaumurſchen Scala zur Fahrenheitſchen ſo wie zur hunderttheiligen S. 282. Meſſung der Grade der Glühhitze die zum Schmelzen der Metalle nöthig iſt S. 283.

2. Die Dampfbildung durch Wärme S. 284. Vielſeitiger gewaltiger Einfluß der Benutzung der Dampfkräfte, zu Leiſtungen welche einem früheren Zeitalter unerreichbar erſcheinen wären S. 285, 286. Wirkſamkeit des Schießpulvers und Grund deſſelben S. 287. Schnelligkeit und Kraft, welche die Explosion des Schießpulvers den abgeſchoßnen Körpern mittheilt S. 288, 289; Erfindung und früheſte Benutzung des Schießpulvers S. 289, 290; der Waſſerdampf 291; Ausdehnung des Waſſers bei der Gasbildung S. 291, 292; geringe Elaſtizität des Waſſers 293; Spannkraft ſeiner Dämpfe bei plötzlicher Entwicklung durch die Wärme S. 294; die Bewegungen durch mechaniſche Urſachen hervorgerufen, enden, ſobald der äußre Anlaß für ſie hinwegfällt, die Bewegungen eines belebten Körpers erneuern ſich von ſelber durch wechſelſeitige Anregung der polariſchen Spannungen 295; ein Freiwerden und ein Gebundenwerden der Stoffe, gegenſeitig ſich bedingend und mit einander wechſelnd; Druck und Gegendruck 296. Die Einrichtung und Wirkſamkeit der Dampfmaſchinen erſcheint wie ein Abbild der wechſelnden Bewegungen in einem belebten Körper 297; kurze Beſchreibung der Dampfmaſchinen 298; Benutzungen der

Dampfkraft in früheren Zeiten S. 299; Erfindung der Dampfmaschinen S. 300; der Dampfschiffe 300, 301; Folgen der letztern Erfindung 301, 302. Die Dampfwägen 302, 303; atmosphärische Eisenbahnen 304. Schnelligkeit und einflußreiche Leistungen der Dampfwägenfahrten auf den Verkehr der Menschen 305. Berechnung der Kräfte der einzelnen so wie der gesammten Dampfmaschinen mancher europäischen Länder 306; Kostenaufwand 307.

33. Das Entstehen der Wärme beim Verbrennen der Körper 307. Eigentliches Verbrennen 308; langsame und allmälige Verbindung des Sauerstoffgases mit brennbaren Körpern 309; eigenthümliche Bewegungen an staubartig fein zertheilten Stoffen beobachtet 310; Platinastaub und Platinaschwamm; ihre Anziehungskraft gegen das Sauerstoffgas mit welchem dann das Wasserstoffgas flammend sich verbindet 310. Vortheile zur Feder[illegible] der Essiggährung 311; ansteckende Gewalt des Gährungs- und Verwesungsprozesses 312, 313; Einfluß des Hitzgrades auf das Verbrennen 313; schwächender Einfluß der Verdünnung der Luft auf das Verbrennen 315; scheinbare Ausnahmen davon beim armirten Phosphor 315. Schwerere und leichtere Entzündbarkeit 315. Verlöschen der Flamme; Abhaltungsmittel gegen ihren anzündenden Einfluß 316. Mittel zur Verstärkung der Lichtheile der flammenden Körper 317. Das selbstständige Wesen des Lichtes und der Wärme 318.

34. Die Bereitung gegorner Getränke S. 318. Aufregende Eigenschaften derselben 319, gegründet auf die Steigerung des Athmungsprozesses 320. Verhalten der Hefe zum Vorgang der Gährung 321; veränderter Einfluß der Wärme 322; Flüssigkeiten deren Zusammensetzung dem Traubensaft verwandt ist S. 323; Gründe der Essiggährung 323; Verschiedne Grade der Temperatur, welche die Verbindung des Alkohols und die des stickstoffhaltigen Fermentes mit dem Sauerstoffgas zum Essig und zur unauflöslichen Hefe nöthig hat 324; Anwendung dieser Erfahrungen S. 325. Erfindung und allgemeiner Gebrauch der hierartigen Getränke 325; Auch bei ihrer Gährung ist die Erhaltung einer niedren, gleichmäßigen Temperatur sehr vortheilhaft 326, 327.

35. Die eigenthümliche Wärme der lebenden organischen Körper S. 328. Beobachtungen an Pflanzen 328, an Bienen 329, an Fischen 330; Amphibien, Vögeln, Säugthieren 331; Einfluß des Athmens darauf S. 332, 333; das Walten der Lebenskraft 333, 334.

36. Die Erzeugung der Wärme durch Elektrizität 334. Aelteste Beobachtung der Elektrizität am Bernstein S. 335; polarisch verschiedene elektrische Spannung bei verschiednen Körpern S. 336; derselbe Körper kann gegen einen andren sich positiv, gegen einen dritten negativ verhalten 337; Verschiednes Verhalten der Metalle und der andren leicht durchs Reiben elektrisirbaren Körper 338; gute und schlechte Leiter der Elektrizität 339; Eigenschaft des Glases an zwei einander gegenübergelegnen Flächen eine verschiedne elektrische Polari-

laſten oder Spannung anzunehmen 340. elektriſche Batterieen und Leidner Flaſchen 341. Blitzartige Wirkſamkeit des ſtarken elektriſchen Funkens auf lebende Thiere und Menſchen 341; zur Entzündung und Verbindung der gasartigen Grundſtoffe des Waſſers, wie zur Zerſetzung des Waſſers 342; zur Erzeugung der Wärme und Anregung der Lebenskraft 342; Geſchwindigkeit der Fortpflanzung des elektriſchen Schlages 343.

37. Die Gewitter S. 343. Künſtliche Nachahmung der Gewitter 343; verſchiedene elektriſche Spannung zwiſchen dem Luftkreis und der Erdoberfläche 344; das St. Elmsfeuer; berechneter Betrag der elektriſchen Spannung eines von Pflanzen bedeckten Landſtriches S. 345. Einfluß der Winde auf die elektriſche Spannung 346; der Wärme, in verſchiednen Jahreszeiten und Länderſtrichen 346; Höhe der Wetterwolken; Einſchlagen des Blitzes am Boden 347. Gegenſchläge; Blitze die nicht zünden 348; Wirkung des einſchlagenden Blitzes auf Metalle 348, 349; Entladungen die in den Wolken aufwärtsgehen 349. Der Hagel und die ruckweiſe Art ſeiner Verbreitung 349, 350. Allmälige Anſteigung der elektriſchen Spannung der Waſſerdämpfe; das Wetterleuchten 351.

38. Die Blitzableiter 351. Uebermäßige Gewitterfurcht und lächerliche Vorſichtsmaaßregeln gegen das Einſchlagen des Blitzes 352; Nollets annähernde Schritte zur Erfindung des Blitzableiters 352; Benjamin Franklin S. 353; die Verdienſte deſſelben um die geiſtige Entwicklung ſeiner Landsleute 354. Seine tiefer gehenden Forſchungen über das Weſen der Elektrizität 354; Verſuche zur Herableitung der Luftelektrizität S. 355. Richmanns Tod 355. Der Franklinſche Blitzableiter; ſeine Anwendung und Begränzung ſeiner Wirkſamkeit S. 356, 357. Polariſche Wechſelwirkung auf das Verhältniß einer Vielheit der kleinſten Theile der Körper zu den allgemein verbreiteten Elementen und Kräften der äußren Umgebung gegründet S. 357. Condenſation der Gasarten durch die Annahme einer vielgetheilten körperlichen Subſtanz und Verſchiedenheit dieſes Vorganges von der Zuſammenpreſſung durch mechaniſche Gewalt, am Beiſpiel der Kohlen erläutert S. 358, 359. Die anziehenden Organe, in Form feiner Spitzen und Borſten, an der Außenfläche der Pflanzenkörper 359, 360.

39. Eine Art von Blitzableiter, benutzt zur Befruchtung der Felder S. 360. Ableitung der Luftelektrizität durch die lebende Pflanzenwelt S. 361. Fördernder Einfluß der gemeinen Elektrizität auf das Wachsthum und die Entwicklung der Pflanzen, nach Naimbrée und Berthelot's Verſuchen 361. Benutzung der Luftelektrizität zur Anregung des Pflanzenwuchſes im Großen 361 b. 364.

40. Das Pflanzenleben und der Feldbau 364. Das Syſtem der Saftbehältniſſe und Gefäße der Pflanzen S. 365. J. Liebigs Anſicht daß die Gewächſe einen großen Theil des Kohlenſtoffes und Stickſtoffes ihrer Körpermaſſe aus der Atmoſphäre empfangen, auf Erfahrung gegründet 366, 367; anziehende Kraft der fein getheilten Erdtheile S. 368. Die Bodenbeſtandtheile, deren Aufnahme durch die Wurzeln

die Pflanze zu ihrer Ernährung bedarf 369, 370; künſtliche Mittel dieſen Ernährungsprozeß zu erleichtern 371.

41. Der Galvanismus 372. Polariſch-elektriſche Spannung in zwei verſchiednen Metallen durch ihre bloße wechſelſeitige Berührung erweckbar 373; Stufenleiter dieſer Erregbarkeit der poſitiven oder negativen Spannung bei verſchiednen Körpern 373, 374. Die Voltaiſche Säule und der Trogapparat S. 375, 376; Zerſetzung des Waſſers durch die elektriſche Polariſation dieſer Apparate 377. Entdeckungsgeſchichte des Galvanismus 377, 378; Wirkung des Galvanismus auf die thieriſchen Nerven der Bewegung und ſinnlichen Empfindung 378; die ruhigere fortwährende Strömung beim Galvanismus begründet einige Verſchiedenheit zwiſchen dieſem und der Reibungselektrizität 379; Licht- und Wärmeerzeugung durch Galvanismus 379, 380.

42. Ein Wettkampf der Naturkunde mit der Kunſt: die Galvanoplaſtik 380. Bündniß der Menſchenkraft mit Naturkräften 381, 382. Beſchreibung der Vorgänge und der Leiſtungen der Galvanoplaſtik 383 b. 385.

43. Die Nerven des thieriſchen Körpers 385. Eigenſchaften und Verrichtungen der lebenden Nerven 386. Ergebniſſe der mikroſkopiſchen Betrachtungen der Theile des menſchlichen Körpers an den Blutkügelchen 387; den Muskeln 388; den Nervenröhrchen, ſo wie ihre Vertheilung und ihren Verlauf 389, 390.

44. Elektriſche Erſcheinungen an lebenden Thieren 390. Der Zitterroche und ſeine Eigenſchaften ſo wie ſein äußrer und innrer Bau 391, 392; der Zitteraal und ſeine Kräfte 393; ſo wie ſein Fang 394. Uebereinſtimmung und Verſchiedenheit dieſer thieriſchen Elektrizität mit und von der gewöhnlichen 395; Schwächung der Lebenskraft des Thieres durch öftere Entladungen 396. Elektriſche Funken aus lebenden menſchlichen Körpern 397. Epilepſie — Fabius Columna 397.

45. Magnetismus und Elektrizität als Formen der weſentlich einen polariſchen Spannung S. 397. Magnetiſirende Einwirkung des Blitzes auf externe Geräthſchaften 398; die Richtung einer elektriſchen Strömung, welche quer über einen Eiſenſtab geht, macht dieſen magnetiſch 399; außerordentliche Steigerung der magnetiſchen Kraft in Eiſenſtäben um welche ein Draht ſchraubenförmig herumgeführt und mit den Strömungen einer Voltaiſchen Säule in Verbindung geſetzt wird S. 400. Die Richtung der Windungen des Drahtes von der Rechten zur Linken oder von der Linken zur Rechten ſind hierbei nicht ohne Einfluß 400, 401. Schweiggers Entdeckung einer rotirenden und kreiſelförmig bahnenden Bewegung, welche der Elektromagnetismus bewirkt S. 401: Folgerungen hieraus 402.

46. Der elektriſche Telegraph 402. Frühere Verſuche einer Mittheilung an Fernwohnende: Nothfeuer 403; die gewöhnlichen Telegraphen 404. Vorzug der Mittheilung durch Elektrizität wegen der Schnelle und Sicherheit der Leitung 405; Einrichtung eines Telegraphen, der auf die Wirkung des Elektromagnetismus gegründet iſt und

die Weise seiner Anwendung 406; Steinheils elektrischer Telegraph 407, 408; Versuche in England 408.

47. Die Bedeutung der Wärme für Magnetismus und Elektrizität 409. Schwächende Wirkung der Wärme auf die magnetische Kraft 410; Erregung der elektrischen Eigenschaften durch die Wärme im Turmalin 410, 411; Borazit und Walmei 411, 412. Elektrisch-polarische Spannung an verschiednen in Berührung gebrachten Metallen, namentlich Wismuth und Spießglanz, durch einen sehr geringen Grad der Erwärmung oder Abkühlung erzeugt 412, 413, bemerkbar durch die Elektrizitäts-Multiplicatoren 413; Folgerungen 413.

48. Das Nordlicht 414. Elektrische und magnetische Ungewitter 414; der Einfluß der Temperatur ist auf beide ein entgegengesetzter 415; Südlichter; Höhe zu welcher die Polarlichterscheinung hinanreicht, die in sehr verschiednen Gegenden zugleich statt finden kann 415. Gewaltsame und zerstörende Wirksamkeit des elektrischen Gewitters im Vergleich mit dem stillen, nur dem Gesichtssinn wahrnehmbaren Auftreten des Nordlichtes, 416, 417; dennoch geht die Wirksamkeit des Nordlichtes, die sich an den Bewegungen der Magnetnadel kund giebt, über ungleich größre Strecken der Erde als die des elektrischen Gewitters 417, 418. Vergleich des Magnetismus mit dem Licht; der Elektrizität mit der Wärme 418. Beschreibung des Nordlichtes 419, 420; Ende der Erscheinung 421.

49. Das Erdenlicht 421. Eigenthümliches (phosphorisches) Leuchten der atmosphärischen Dünste 422; der Erdoberfläche und des Meeres 423.

50. Erzeugung der Wärme durch das Sonnenlicht 423. Vergleich des Ansehens der Polarländer mit der Naturschönheit und Fülle der kräftiger von der Sonne bestrahlten Länder 424, 425.

51. Die Sonne 426. Ihre Entfernung 426; Größe 427; ihre Stellung als ein Unbewegtes, Fixirtes 427, 428; Wärme der Sonnenmitte analog der Wärme des Mittelpunktes oder Innersten des Planetariystems 428. Rotation der Sonne; ihre Lichtsphäre und Oberfläche 429, 430; Fortbewegung durch den Weltenraum des Fixsternenhimmels 431; polarisches Verhältniß der Sonne zu ihrer planetarischen Umgebung 432. Vergleich dieses polarischen Verhältnisses mit manchen uns näher bekannten Erscheinungen, namentlich den elektromagnetischen 433. Raumdurchdringende Kraft der Schwere 434; Vermuthliche Wechselbeziehung der Masse der Weltkörper und ihrer Rotation 435, 436.

52. Einfluß der Sonne auf die Temperatur der Erdoberfläche S. 436. Aeltere Ansichten und Eintheilung der Klimaten 437; Zeit der Beleuchtung unmittelbar durch die Sonne oder durch ihren Reflex in der Atmosphäre, als Dämmrung 438; mittlere Jahreswärme der verschiednen Klimaten 439; Zeit des Eintretens der höchsten und niedrigsten Temperatur des Tages und des Jahres 440, 441; Grund der Abnahme der Wärme in größeren Höhen über der Meeresfläche 442; die Schneelinie 443, 444. Mildernder Einfluß

der Nähe des Meeres, besonders seiner westlichen Angränzung auf die Temperatur der Erdgegenden 445 — 447; extreme Wärme- und Kältegrade an einem und demselben Orte, 447. Milde Winter und kühle Sommer sind der Entwicklung mancher Pflanzenformen nicht so günstig als etwas kältere Winter und wärmere Sommer 448 — 449. Einfluß der Angränzung und Richtung eines Landes gegen Festländer und Wüsten die von der Sonne der Wendekreise bestrahlt werden 449; Tageshitze der Wüsten 459; Natürliche Vorzüge der nördlichen und östlichen Halbkugel vor der südlichen und westlichen 450; Herrschende Ostwinde zwischen den Wendekreisen; vorherrschende Westwinde in den temperirten Zonen 451; Meeresströmungen 451; Raumverhältniße des Festlandes der verschiedenen Zonen 452; Verhältniß der Erdnähe und Erdferne zu den Solstitial- und Aequinoctialpunkten 455; Die mittlere Temperatur der Erdgegenden seit Jahrtausenden dieselbe 455. Die mikroscopische Thierwelt der Polarzonen 456.

53. Das Daguerrotyp und die Photographie oder Lichtzeichnung S. 457. Einfluß des Lichtes auf Färbung und Gestaltung der organischen Körper 458; Daguerre's Verfahren zur Erzeugung von Lichtzeichnungen mittelst der Ausscheidung des Silbers aus seiner Jodverbindung und der Vereinigung desselben mit dem dampfförmigen Quecksilber 459, 460; Talbot's Kalotyp-Papiere 461. Leistungen des Daguerrotypes 462.

54. Das Prisma S. 463. Entstehung des Farbenbildes im Prisma 463, 465. Chemische Wirkung des violetten Strahles und seiner Angrenzung außerhalb des Farbenbildes 465, 466; wärmende des rothen 466.

55. Der Mond und sein Licht S. 467. Stärke des Mondlichts im Vergleich mit dem Sonnenlichte 468; jenes hat keine erwärmende Kraft 468, 469; der violette Strahl seines Spectrums keine chemische 469; Naturbeschaffenheit des Mondes, mit der unsrer Erde verglichen S. 469 — 473.

56. Das Verhältniß des Lichtes zu den Farben 473. Dunkle Linien im Farbenbild des Prismas, erzeugt durch das Licht der Sonne, so wie durch andere Arten des Lichtes S. 475. Verhältniß der Farben der Körper gegen das Licht und die Wärme 476; eine geschwärzte Thermometerkugel als Lichtmeßer 477; andre Arten den Grad der Helle eines Lichtes zu meßen, durch die Dunkelheit des Schattens u. s. w. 478; Vergleichung der Helle bei verschiedenen leuchtenden Körpern 478; Farbenstoffe der unorganischen Körper; Kohle und metallische Oxyde 479, 480, ihre Entfärbung S. 480. Die Farben der Pflanzen und die Wirkung des Lichtes darauf S. 481. Einfluß der Farben auf die Affecten der Thiere und des Menschen 482, 483. Angebliche Wirkungen der Farben und des Glanzes der Edelsteine 483.

57. Der Nachtschimmer oder die Phosphorescenz der Körper S. 483. Der Bolognefer Leuchtstein und die Entdeckung seiner

Eigenschaft durch Vincent Vaccariole S. 481, 485, andre natürliche und künstlich bereitete sogenannte Lichtträger oder Phosphoren S. 486. Leuchten der Diamsteine und andrer selten Steinmassen im Dunkeln, nach vorausgegangner Bestrahlung 486. 487 Leuchten des Meeres S. 487. Gleichförmiges Licht, an dem sogenannten Feuerregen beobachtet S. 488; Phosphorescenz der todten wie mancher lebenden organischen Körper S. 488.

58. Vermuthungen über die leibliche Natur des Lichtes S. 488. Die Lehre von der Ausströmung (Emanation) des Lichtes, als eines feinen, körperlichen Stoffes, durch Empedokles und J. Newton aufgestellt und wissenschaftlich durchgeführt S. 489, 490. Die sogenannte Undulationstheorie, von Aristoteles, Huygbens und Euler angenommen S. 490. Die Lehre von dem Lichtäther S. 491. Neuere Erklärung des Beugungsphänomens der Lichtstrahlen aus einem wechselseitigen sich Aufheben und Hemmen zweier, aus verschiedenen Richtungen kommenden Bewegungen (Interferenz) 491, 492. Interferenz der Töne S. 493; der schwingenden Bewegungen zweier Flüssigkeiten von verschiedenem Gewicht und Zusammenhalt der Theile 494. Zahl der Schwingungen, welche durch die verschiedenen Töne in einer und derselben Zeit der Luft mitgetheilt werden 495; Länge der Schwingungswellen bei den verschiedenen Tönen 496; Vermuthungen über die Raum- und Zeitverhältnisse der Lichtwellen 496, 497.

59. Das Verhältniß des Lichtes zu anderen bewegenden Naturkräften S. 497. Die beiendre Schwere (das Gewicht) der irdischen Körper als bewegende Kraft 497; Magnetismus, Elektrizität, Wärme S. 498; Vergleich der bewegenden (anregenden) Kraft des Lichtes mit jener der Körper 499, 500. Beförderung des Krystallisirens durch mechanische Erschütterung und Anregung 501, beim Schmelzen 502; Vereinigung der magnetischen wie elektrischen Kräfte der Wärme und des Lichtes, durch mechanische Bewegungen 503. Treiben der Vermögen im Lichte vereint 504. Gründe, welche gegen die Annahme sprechen, daß mit den Lichtstrahlen der Sonne potenzirte Wärmestrahlen vereint seyen 505; Lichterzeugung durch hohe Steigerung der Wärme und umgekehrt 505. Große Hitze ohne eine verhältnißmäßig eben so starke Helle 506. Einfluß der Richtung der bewegenden Kräfte 506; Einfluß der leiblichen Stellung in der Entwicklungsgeschichte mancher Thiere 507—509. Vergleich der Wärme mit dem centrifugalen, des Lichtes mit dem centripetalen Antriebe im Bewegen der Weltkörper in ihren Bahnen 509 — 512. Beständiges Zusammenwirken und gegenseitiges sich Verwirren der beiden Richtungen des Bewegens 513; Lichterscheinungen beim plötzlichen Ausreißen so wie Zusammenpressen der Körper; beim Entstehen wie beim Zerbrechen der Krystalle 514. Ausscheidender, zersetzender Einfluß des Lichtes 515. Innere Verwandtschaft zwischen Licht und Schwere 516; zwischen Licht und Magnetismus, Elektrizität und

Wärme 517. Unverſiegbarer Licht- und Wärmequell in der Sonne, das Licht verwandt in ſeiner Wirkſamkeit mit der Wirkſamkeit der Seele 517.

60. Bewegung bei ſcheinbarer Ruhe S. 518. Verſchiedenheit zwiſchen der ſchwingenden Bewegung der Luft beim Tönen und bei mechaniſcher Fortbewegung ihrer Maſſe 518. Die Wärme beſteht, wie das Licht, in einem ſchwingenden Bewegen 519. Ein ſolches iſt ſelbſt im ſtarren Stein vorhanden und macht dieſen zu einem fühlbaren 520.

61. Einwirkung und Nachwirkung S. 521. Langfortdauernde Schwingungen an einer durch den Schlag des Hammers zum Tönen gebrachten Glocke S. 521. Verſtärkender Einfluß den die zurückbleibende innere Bewegung oder Nachwirkung auf die Wirkung einer neuen Anregung von außen hat S. 521. Befähigung zum Leuchten oder Phosphoresziren im Dunklen, an Diamanten S. 522. Die durch öftere Anregung von außen zunehmende Befähigung läßt ſich als Stimmung bezeichnen S. 522. Beobachtung an tönenden Inſtrumenten S. 523. Fortwährender Einfluß den die Richtung des Geſtaltens in einem ſchon gebildeten Kryſtall auf die Geſtaltung einer noch in kryſtalliniſcher Bildung begriffnen Subſtanz hat S. 523. 524. Langanhaltende Lebens- und Keimkraft an Pflanzenſamen S. 524. 525. Fortwährende neue Bildungen inmitten der ſchon zum feſten Beſtand gelangten Felſenmaſſen S. 525.

62. Väterlicher und mütterlicher Einfluß auf Geſtaltung und Wirkſamkeit der neuentſtehenden Körper S. 526. Der Einfluß den die Beſchaffenheit der Elemente, aus denen ein Körper ſich bildet, auf ſeine Geſtaltung hat, läßt ſich als ein mütterlich bildender bezeichnen S. 526. Stellvertretendes Verhältniß in welchem manche Elemente der Körper mit einander ſtehen S. 527—529; das Entſtehen ganz verſchiedener Kryſtall-Geſtalten aus denſelben Grundſtoffen, durch den Einfluß verſchiedener Wärmegrade auf die in der Bildung begriffene Maſſe vermittelt S. 527. Verändernder Einfluß der Siedehitze auf die Gährungsfähigkeit und Stimmung organiſcher Verbindungen S. 528. Ein Genießbarwerden des Ungenießbaren, ja des Giftigern durch den Einfluß der Hitze bewirkt S. 529. Gay Luſſacs Erfindung eines einfachen Mittels die ſchon durch die Hitze zubereiteten Speiſen auf lange Zeiten vor der Verderbniß zu ſchützen S. 531. Innre Verwandtſchaft von Stimmung und Geſtaltung S. 533. Einfluß des Lichtes und der Elektrizität auf Stimmung und Geſtaltung der unorganiſchen Körper S. 533; Einfluß des Klimas auf Stimmung und Geſtaltung der organiſchen Weſen; die Abänderungen der Menſchen- und Thierform S. 533.

63. Die beſtimmten Proportionen in welchen die Grundſtoffe ſich verbinden (Stöchiometrie) S. 534; Mechaniſche und zufällige Miſchungen der Stoffe S. 534. Chemiſche Verbindungen z. B. der Schwefelſäure und Kalkerde S. 535; von Richter

entwickelte die feststehende Proportion der Gewichtsmengen nach denen die Stoffe chemisch sich verbinden S. 537; Proportionsverhältniß der Maaßtheile oder Volumina S. 537; zum Theil auch noch bei der Zusammenziehung in engeren Raum sichtbar S. 539; die Summe des Gewichts der einzelnen Stoffe findet sich in der ganzen Mischung unverändert wieder S. 539. Scheinbarer Einfluß der Eigenschwere der Grundstoffe auf die Kraft ihrer gegenseitigen Anziehung S. 540. Vermuthliche Proportion der Formen und Größen der kleinsten Körpertheile (Atomen) daraus die Stoffe bestehen S. 541.

64. Das Vermögen der Lebenskraft, zu schaffen und zu erhalten S. 541. Verschiedene Bildung der Bruttwärme an befruchtete und unbefruchtete Eier S. 541. Beständige Neigung der organischen Verbindungen noch zu zersetzen S. 542. Künstliche Zusammensetzung der Grundstoffe des Wassers S. 542. Das Verhältniß in dem die Atome der Grundstoffe in den organischen Körpern verbunden sind, weicht ganz von dem ab, das in der unorganischen Natur statt findet S. 543. Vergleich der Lebenskraft mit den elektromagnetischen Naturkräften S. 543. Verschiedenartig chemische Zusammensetzung der verhältnißmäßig wenigen Hauptformen und Arten der unorganischen Körper, einfache Zusammensetzung der fast unzählbar vielen Formen und Arten der organischen Körper S. 545. Chemische Wirksamkeit der Lebenskraft der Pflanze S. 545. Mangel und Fülle S. 545.

65. Die Entwicklungsstufen des Lebens S. 546. Rückblick auf die Grundstoffe der organischen Körper S. 546. Lebenskraft und Licht S. 546. Wirksamkeit und Dauer des leiblichen Lebens in Pflanzen und niedern Thierarten S. 546; das höhere Ziel des Lebens zu welchem die Seele der vollkommenen Thiere durch das Wahrnehmen seiner Sinne befähigt ist S. 548; die innre Schöpfung des erkennenden Menschengeistes S. 549, ihre Dauer und Bestimmung für die Ewigkeit S. 551. Schlußbetrachtung S. 552.

I. Der Antrieb zum Leben und zum Erkennen.

1. Allen fehlt etwas.

Wenn man, namentlich die lebenden Wesen der Erde, die Thiere und die Pflanzen betrachtet, da mochte man von ihnen sagen: es sind Dinge denen beständig etwas fehlt. Bei dem Bild aus Marmorstein ist das nicht so; dieses hungert nicht und durstet nicht; ihm wird es niemals weder zu heiß noch zu kalt; es braucht nicht Athem zu schopfen; ihm thut kein Glied weh. Und so würde jeder Stein, wenn er zum Reden Verstand und Kraft hätte, zu uns sagen: ich bin satt und verlange Nichts. Dagegen gebricht uns Menschen, gleich wie den Thieren, so lange wir leben, bald Dies bald Jenes. Der muntre Vogel des Waldes hat immer etwas Nöthiges zu schaffen; jetzt treibt ihn der Hunger, dann der Durst von seinem Neste hinweg; viele tausend Male in einem Tage muß er frische Luft schopfen, wenn er nicht ersticken soll; am Abend, wenn die Sonne zu Ruste geht, sehnt er sich nach dem Dunkel und nach der Erquickung des Schlafes, dann wieder, wenn die Nacht zu Ende geht, nach dem Morgenlicht und nach dem Vergnugen des Wachens. Und zu diesem alltäglichen, kleineren Gedränge der Bedurfnisse kommt ihm noch alljährlich ein viel größeres; denn im Fruhling hat er für den Haushalt seiner Jungen zu sorgen, im Herbste muß er weithin uber Land und Meer ziehen um in der Fremde sein Unterkommen für die Zeit des Winters zu suchen.

Wie dem Vogel des Waldes, so ergeht es jedem Thiere und selbst der Pflanze. Denn auch diese bedarf der Nahrung aus der Luft und dem Boden; sie muß Wärme und

Licht haben, wenn sie leben und gedeihen soll. Das Kraut des Feldes, wie das Thier und der Mensch, sind darin sich gleich, daß sie allesammt ihr zugemessenes Gewicht von des Leibes Mangelhaftigkeit und Nothdurft zu ertragen haben.

Aber wenn auch dieses Gewicht je zuweilen selbst zur Last werden sollte, möchte dennoch Keiner von uns desselben ledig, Keiner so immer satt und ohne allen Mangel seyn, wie der Stein es ist. Denn wenn ich gar nichts mehr empfinde von des Winters Frost und des Sommers Hitze, wenn mich nicht mehr hungert noch durstet, wenn meine Brust niemals mehr zu athmen begehrt, dann bin ich todt. Wie der Zeiger an einer Wanduhr stille steht, wenn die Gewichte hinweggenommen oder abgelaufen sind, welche ihre Räder in Bewegung setzten; so steht auch der Lauf des Lebens still und ist zu Ende, wenn sich kein Bedürfniß mehr regt, nach einem Etwas, das des Lebens Mangel ausfüllt; das Leben selber erhält sich nur durch einen beständigen Wechsel zwischen Begehren und Empfangen, zwischen dem Verlangen und seiner Befriedigung. Allen Lebendigen fehlt bald Dieses bald Jenes, aber es ist auch reichlich dafür gesorgt, daß sie Alle, ein Jedes nach seinem Maaße, das bekommen was ihnen abgehet.

2. Was Jedes haben muß, Das giebts im Ueberfluß.

Wenn man unter uns Menschen eine Umfrage darüber halten wollte, was Jeder zu seines Lebens Unterhalt bedürfe? dann würde die Antwort darauf sehr verschieden ausfallen. Der reiche, an hunderterlei Bequemlichkeiten und Genüsse gewöhnte Bewohner der Städte würde meinen er könne nicht leben ohne mehrere Gerichte von Fleisch und Zuspeise, Wein und Bier, nicht aushalten ohne für die Zeit der Ruhe seine Matrazzen und Polster, zu seiner Bedeckung Pelzwerk oder seidnes Gewand, zu seinem gewöhnlichen Aufenthalt ein schön verziertes Zimmer zu haben. Der arme Bewohner unserer Gebirgsdörfer giebt es freilich viel kleiner zu, er ist zufrieden wenn er nur Brod und Kartoffeln, an den Werktagen Wasser und etwa an Feiertagen einen Trunk Bier zur Stillung seines Hungers und Durstes hat. Auf seinem Strohpolster schläft er fester als der Reiche; unter dem leinenen Kittel

ſchlägt ihm ſein Herz eben ſo fröhlich, ja oftmals fröhlicher als dem vornehmen Manne unter dem Ordensband.

Wenn aber nun dieſe beiden, der arme Gebirgsbauer und der verwöhnte Städter mit einander auf einem Schiffe fuhren, und das Schiff ſcheiterte, ſie jedoch retteten ſich auf einen Felſen im Meere, wo es nichts zu eſſen und zu trinken gäbe, ſo würden ſie dennoch, in Hoffnung auf das rettende Boot, das ihnen, wenn auch erſt nach etlichen Tagen vom Lande her zu Hulfe kommen ſollte, vergnügt und froh ſeyn, denn ſie hätten doch da, auf dem frei über das Waſſer hervorragenden Felſen Etwas, das zur Erhaltung des Lebens nothwendiger iſt als Speiſen und Getränke, Betten und Kleider: die Luft welche kein Menſch, er ſey reich oder arm, jung oder alt, auch nur zehn Minuten lang entbehren kann.

Bei den Thieren fällt die Verſchiedenheit der Dinge, an welchen jede Art ihr Belieben hat, noch viel mehr in die Augen. Der Adler wie der Löwe würden in einem Garten, voll der koſtlichſten Früchte und Gemüſe, auf einer Wieſe voller Klee und Gras verhungern: ſie begehren friſches Fleiſch und Blut zu ihrer Nahrung und müſſen die Sättigung oft weit umher und mit Mühe ſuchen, welche das Lamm in ſeinem Grasgarten ganz nah und ohne Mühe findet; der Storch zieht das Fleiſch der Fröſche, der Eidechſen und Schlangen, der Feldmäuſe und Heuſchrecken jeder andern Koſt vor; ſein Vetter, der Kranich, lebt ſich dagegen den Genuß der grünen Saat wie der Saatkörner, junger Erbſen und nebenbei der Inſekten. Die ſtachlichen Gewächſe, an denen das Kameel in ſeiner armen Wüſte ſich vergnügt, würde, wenn ſie bei uns wüchſen, weder Roß noch Hirſch anrühren; der mächtige Wallfiſch ſättigt ſich an den Weichthieren und Gallertthieren des Meeres, an denen der gefräßige Haifiſch und mancher viel kleinere Raubfiſch vornehm, ohne anzubeißen, vorüber ſchwimmt. Und ſo iſt der Geſchmack an den oder jenen genießbaren Dingen bei den Thieren faſt ſo verſchieden als ihre Art und Geſtalt, ihr Wohnort und Vaterland es ſind, ein Element des Unterhaltes aber giebt es, welches ſie ohne Ausnahme Alle begehren, ohne welches der Löwe eben ſo wenig als die Maus, der Hirſch eben ſo wenig als die Schnecke leben kann, das iſt die Luft, welche nicht wie Speiſe und Trank erſt in den Magen und in die Eingeweide eingeführt und hier zum Nahrungsſaft werden muß, um

dann weiter ins Blut zu geben, sondern auf geradem Wege unmittelbar zu diesem Quell des thierischen Lebens sich hinabsenkt. Alle Thiere, sie mögen den Namen haben wie sie wollen, sie mögen bei den Kräutern des Feldes und Waldes, oder bei der Fülle des thierischem Fleisches, im Meere oder auf dem Lande in Kost geben, müssen athmen, wenn sie zum Bewegen, zum Essen und Trinken kräftig bleiben, wenn sie leben sollen.

Aber gerade von jenem unentbehrlichen Element, das die Thiere wie die Menschen zu ihrem Leben und Bestehen haben müssen, nicht nur etwa gern haben möchten, gilt das am meisten was das alte Sprüchwort besagt:

Wo unsre Kraft ist viel zu klein
Stellt Hülfe sich von selber ein.

Müßten die Leute in Neapel, welche meinen sie könnten im Sommer keinen Tag hinbringen und vergnügt seyn, wenn ihnen nicht, über die Meeresbucht herüber, aus den Schneegruben des Gebirges, frisches Eis zugeführt wurde, so lange auf die frische Luft, die mit jedem Athemzug in ihre Lungen dringt, warten als auf das frische Eis, da wurde es bei ihnen mit dem Vergnügtseyn wie mit dem Leben bald ein Ende haben. Ja wenn der schnellste Vogel so weit darnach fliegen mußte um einen frischen Athemzug zu thun, als nach einem Trunk aus dem Bache, der am Walde vorbeifließt, da würde er schon auf halbem Wege erstickt seyn. Aber eben für diese, nicht nur tägliche oder stündliche, sondern in jedem Augenblick sich erneuernde Noth ist auch draußen, im großen Haushalt der Natur am gründlichsten und ausreichendsten gesorgt. Denn Luft ist überall wo lebende Wesen wohnen, auf den Höhen und in den Tiefen; sie drängt sich dem neugebornen Kinde von selber in den Mund und in die Lungen; sie findet durch die kleinen Oeffnungen, am dicken Ende der Schaale, den Zugang, schon zu dem Kügelchen im Ei; sie senkt sich hinab ins Wasser, bis zum tiefesten Grund des Meeres und wird da, von den Wasserthieren, eingeathmet; in alle Höhlen und offne Gruben der Erde, ja selbst in das Innre der Pflanzen- und Thierkörper dringt die Luft hinein und erfüllt dieselben.

So erinnert uns die Luft, welche alle Lebenden umfaßet und durchdringet, wie ein Bild im Spiegel an eine allerhaltende Fürsorge, in und durch deren Walten alles Geschaffene

beſtehet, in deren ſchöpferiſchem Vermögen wir Alle leben, weben und ſind.

3. Die Hausmutter.

Ein anderes Bild, im Spiegel der Natur: das Bild einer guten Hausmutter, ſtellt ſich uns in dem Waſſer dar. Ohne das Waſſer würde gar bald die ganze Oberfläche der Erde zu einer Einöde werden, gleich den afrikaniſchen Wüſten in der dürren Zeit des Jahres; ohne daſſelbe würden alle Gewächſe verdorren, alle Thiere dahinſterben. Aber gleich einer ſorgſamen Mutter, die ohne Aufhören in allen Räumen ihres Hauſes herumwandelt, bald hinab zu dem Keller, bald zum Speicher des Oberbodens ſteigt, um alle die Ihrigen mit dem, was ihnen noth thut, zu verſehen, ſtrömt das Waſſer der Erde in den Flüſſen und Bächen hinab zu dem Meere, ſteigt von da, nach kurzem Verweilen, als Dampf hinauf in die Luft, träufelt als Thau, ergießt ſich als Regen über das durſtende Land, ſammlet ſich auf dem kühlen Gebirge oder auf dem waldigen Hügel zum Quell oder Bach, und rinnt, indem es ſeine nährenden Gaben rings umher vertheilt, von neuem hinab zur Tiefe. Das Waſſer folgt dem Bergmann nach in ſeine Gruben, wie dem Kryſtallgräber auf ſeine kahlen Berghöhen; denn eben ſo wie die Luft ins Waſſer eindringt und in dieſes ſich verſenkt, ſo drängt ſich das Waſſer, in luftiger Geſtalt, in die Atmoſphäre ein, und giebt den Alpenpflanzen und Moosen des Hochgebirges in ſolcher Fülle zu trinken, daß kaum die Mittagsſonne die perlenden Tropfen hinwegnimmt. Nur da wo kein Kraut mehr gedeihen, wo kein durſtendes Leben ſich mehr erhalten kann, in den kalten Höhen, dahin ſich nur Luftſchiffer und kühne Gebirgsbeſteiger erheben, ſcheint das Waſſer ſeiner hausmutterlichen Mühen und Sorgen entbunden, dort kommt es nur wenig hin, die Luft iſt da waſſerleerer als anderwärts.

Wie im Schooße der Mutter, ſind im Waſſer die zarteſten, feinſten Thierarten verwahrt und geborgen, die Polypen, welche die Corallengebäude anlegen und die vielfachen Formen der gallertartigen Scheibenthiere (Quallen). Ueberhaupt darf man ſagen, daß die unvollkommenſten Anfänge

des Thierreiches, aus denen gleichsam die höheren, vollkommneren Gestaltungen der Landthiere erst ausgeboren werden, im Mutterschooß des Gewässers beschlossen sind.

Wasser giebt es freilich viel auf Erden, denn mehr als drei Viertheile ihrer Oberfläche sind vom Meere bedeckt, und Ströme wie Seen und Sümpfe finden sich in den verschiedenen Welttheilen und Ländern in großer Zahl. Dennoch kommt dieses wohlthätige Element den Landthieren, die nach ihm dürsten, nicht so von selber entgegen, wie die Luft die sie athmen, sondern es muß von ihnen oft in weiter Ferne und muhsam aufgesucht werden. Denn das dampfförmige Wasser, das in der Luft schwebt, stillt ihren Durst nicht, und das salzige Wasser des Meeres, welches ihn nur vermehren würde, ist meist für sie ungenießbar. Aber dazu hat der Vogel seine Flügel, das vollkommnere Landthier seine rustigen Füße empfangen, daß es mit Hülfe derselben das aufsuchen kann, was ihm fehlt und in wenig Minuten ist die Schwalbe, die in den Felsenritzen des peträischen Arabiens nistet, wenn sie der Durst treibt, bei der Lache angelangt, in der sich, von der Regenzeit her, noch einiges Wasser verhalten hat; die Heerden der schnellfüßigen afrikanischen Gazellen ziehen von einem Landstrich zum andern, dem Regengewölk nach, wenn dieses jetzt hier dann dort seine Segensfülle ergießt, und jeden Morgen, wie jeden Abend finden sie, von der fernen Weide her, am Tränkplatze sich ein.

Viel anders als bei den Thieren, verhält es sich bei den Gewächsen des Landes. Diese können nicht von ihrem Orte hinweg um nach dem Wasser zu suchen, sie müssen es abwarten bis dieses ihnen selber entgegenkommt. Und dennoch bedürfen sie des Wassers noch viel mehr als die Thiere. Denn diese finden zum Theil schon in ihrem Futter Säfte, die ihren Durst zu stillen vermögen; der Raubvogel im frischen Fleisch und Blut der erbeuteten Thiere, der Stier und die Gemse in den Stengeln und Blättern der Kräuter. Bei der Pflanze dagegen ist das Wasser nicht bloß eine Zugabe zur Speise, sondern es ist für sie das Hauptnahrungsmittel selber, wie für den Säugling die Muttermilch. Der zarte Säugling, wie übel wäre er daran, wenn er seine Nahrung selber aufsuchen müßte, er, der noch nicht stehen, noch gehen kann, sondern in seinen Windeln es erwarten muß, daß die Mutter ihn tränkt. Und er darf nicht vergeblich harren; die

Liebe treibt seine Mutter mächtiger zu ihm hin als sein Hunger ihn zur Mutter.

Gleich wie dem Säugling, ergeht es dem Reiche der Pflanzen. Nicht nur das flussige Wasser des Bodens dringt in ihre feinen Wurzelzasern ein, sondern wie die Milch dem neugebornen Kinde, genügt vielen Gewächsen das dampfformige Wasser, das neben der andern luftformigen Nahrung, in der Atmosphäre schwebt. Wie die Hausmutter ungerufen und von selber ihrem Säuglinge naht, so kommt das Wasser aus der Luft herab den Pflanzen entgegen; wo viel Wald und reiches Grun ist, da giebt es Quellen und Bäche, und das Regengewölk zieht sich am meisten nach der pflanzenreichen Gegend hin: wo aber der Mensch im unbedachtsamen Eifer seines Culturtriebes oder aus Barbarei, die Hugel und Thäler ihrer Walder und Gebusche beraubt hat, da versiegen Quellen und Bäche und das Land wird zur durren Einode.

So kann sich selbst an der Pflanze, welche ohne Auge und Ohr, ohne jeden erkennenden Sinn für die Mutter, die sich ihr nahet, nichts thun kann als nur kräftig die Nahrung saugen, die sich ihr darbeut, die Liebe dieser Mutter nicht verlaugnen: jene Fursorge, die all ihrer Geschopfe gedenkt. Wie der Adler seinen Jungen, so lange sie noch unbefiedert und schwach im Neste liegen, die Nahrung herbeitragt, die sie nicht in eigner Kraft erfassen konnen, so sendet Er, der Allen ihr Wesen gab, seinen hulflosesten Geschopfen das was ihnen noth thut, zu seiner Zeit. Es heißt da mit Recht:

Der Starke für sich selber wacht,
Den Schwachen nimmt der Herr in Acht.

4. Die lebendigen Wasserquellen.

Als Nachtrag zu dem, was wir so eben uber die Gabe sagten, welche dem Gewachsreich verliehen ist, das belebende Wasser selbst von oben, aus der Luft anzuziehen und dasselbe in Saft und Kraft zu verwandeln, fuhren wir hier einige Beispiele an, indem es sich recht deutlich zeigt wie jene unsichtbare Nahrung die das Gewächs empfangt, selbst für andere lebende Wesen zu einer sichtbaren Gabe der Erquikkung wird.

In den heißen Küstengegenden von Sierra Leone giebt es ein Gewächs, das an andren sich emporwindet, die Trinkgeschirrstaude (Tetracera potatoria) deren sich die Bewohner des Landes als eines lebendigen Wasserbrunnens bedienen. Denn wenn man die frischen Stengel oder Blätter dieser Pflanze durchschneidet, dann fließt in reichlicher Menge ein klares, trinkbares Wasser heraus. An dem großen Wasserquellbaum (Phytocrene gigantea) in Ostindien, haben die dortigen Bewohner ein ähnliches sich von selber füllendes Trinkgefäß und die gleiche Eigenschaft wird noch an verschiedenen andern Gewächsen beobachtet. An den Blättern des schlauchtragenden Nepenthes, der auf Ceylon und den Molucken wächst, finden sich länglich sackartige Behältnisse, die mit einem lieblich schmeckenden, erfrischenden Wasser gefüllt sind. Sechs bis acht solche Schläuche reichen hin um den Durst eines schmachtenden Mannes zu stillen. Aus den jungen Zweigen einer brasilianischen Cäsalpinia träufelt ohne Aufhören Wasser wie ein Regen herunter.

Am bewunderungswürdigsten erscheint das Vermögen den Wasserdampf der Luft in tropfbar flüssiges Wasser umzuwandeln an einigen jener, von Säften strotzenden Gewächse aus der Familie der Fackeldisteln, welche auf dürren Lavafelsen und auf anderm Boden wachsen, in welchem für ihre Wurzeln auch nicht ein Tropflein Feuchtigkeit zu finden ist. Die melonenartigen Fackeldisteln (die Melocacten) wachsen und gedeihen in den heißesten Länderstrichen von Amerika. Wenn in der dürren Jahreszeit alles andere Grun des Bodens verwelkt und erstorben ist, wenn die Thiere der Wildniß vergeblich nach Wasser lechzen und weit umher kein genießbarer Tropfen zu finden ist, dann giebt es noch allein im Innern der Melocacten Wasser im Ueberfluß. Das fleischige Gewebe ihres Stammes ist von wäßrigem Safte ganz erfüllt und durchdrungen. Die Heerden der verwilderten Rinder und Pferde wittern den Labetrunk und wissen sich ihn zu verschaffen, indem sie, ehe sie den Mund nahen zuerst mit den Hufen die festen, scharfen Stacheln, womit die Außenfläche der Melocacten bedeckt ist, hinwegzustoßen suchen, wobei freilich manches der durstenden Thiere auf lange Zeit hinkend wird, wenn ihm beim Geschäft des Abputzens ein und der andre Stachel ins Fleisch hineindringt. Diese Stacheln aber, die den verschmachteten Thieren so labung und

gefährlich sind, scheinen dem merkwürdigen Gewächs deßhalb verliehen zu seyn, daß es mitten in der dürren Jahreszeit und auf dem dürren Boden darauf es stehet, nicht selber vor Mangel an Wasser verschmachten und absterben müsse, denn jene scharfen Spitzen, die wie kleine Gewitterableiter hervorstehen, mögen wohl zur das Herbeiziehen und bei der Ausscheidung des atmosphärischen Wasserdunstes von wesentlichem Nutzen seyn.

Manche Gewächse können sogar durch die Beschaffenheit ihrer Säfte daran erinnern, daß sie Säuglinge der Natur sind. Der amerikanische Hoa-hyabaum giebt, wenn man Einschnitte in seine jungen Triebe macht, eine Flüssigkeit von sich, welche an Geschmack und Beschaffenheit so ganz einer fetten Kuhmilch gleicht, daß man sie als Rahm zum Kaffee oder Thee benutzen kann. Auch in dem gemeinen Kuhbaum (**Galactodendron utile**) findet sich ein milchähnlicher Saft, der jedoch statt des buttrigen Fettes einen wachsartigen Stoff enthält. Ohne alle Mühe empfängt der Mensch aus den Früchten der Oelpalmen (**Elais** und **Alfonsia oleifera**) ein wohlschmeckendes Oel, aus denen des Butterbaumes gewinnt man eine Butter, die gleich der Kuhbutter benutzbar ist; der bloße Saft vieler Palmen wird nach wenig Stunden zu einem überaus labenden, gesunden, weinartigen Getränk. Wie der eben erwähnte Hoahyabaum den Freunden des Kaffees und Thees den Milchrahm zu ihrem Getränke darreicht, so giebt es im heißeren Amerika ein andres Gewächs (die **Lippia dulcis**), das aus seiner Oberfläche einen Zucker aussondert, welcher so vollkommen ist, daß man ihn ohne weitere Mühe kann zu haben, gleich dem künstlich raffinirten Rohrzucker benutzen konnte.

Zur Bereitung solcher für Menschen und Thiere genießbarer Stoffe, deren das Gewächsreich außer den eben genannten noch viel tausenderlei andre hervorbringt, bedarf dasselbe, wie wir dies weiter unten noch näher betrachten werden, keines andern Materiales als des dunstförmigen oder flüssigen Wassers aus der Luft und dem Boden, so wie weniger andrer ebenfalls in der Luft und dem Boden enthaltenen oder mit dem Wasser vermischten Elemente, unter denen das wichtigste der später zu beschreibende Kohlenstoff ist. Mit unsrer Kunst und Wissenschaft können wir so etwas nicht nachmachen; wir können uns nicht einmal, wie der Meleca-

tus, mitten in der dürren Wüste aus der Luft eine Waſſerquelle verſchaffen. Alle ſolche Werke des Gewächsreiches ſind ein Wunder der Schöpferkraft, und die Wiſſenſchaft thut keine Wunder. Man muß da bekennen:

Wenne daſteht greift man's mit der Hand
Doch wie es kam iſt unbekannt.

5. Das allgemeine Koſthaus.

Welche menſchliche Anſtalt für Pflege und Bewirthung der Gäſte, wäre wohl mit jener zu vergleichen, die unſer Schöpfer hier auf Erden für ſeine Geſchöpfe begründet und angeordnet hat. In ihr werden in jedem Augenblick, bei Tage wie bei Nacht, Millionen der lebendigen Weſen geſpeiſt und getränkt; manche Gäſte kommen ſpät, die andern früh und immer iſt es ſo eingerichtet, daß die für Jeden beſtimmte Speiſe gerade in dem Augenblicke wo er eintritt, fertig und bereitet ſteht. Da ſättigen ſich die Großen wie die Kleinen, Starke wie Schwache und ſelbſt die Kranken finden Alles, was ihnen zur Stärkung und Heilung dienen kann, ganz nahe vor ſich hingeſtellt; noch ehe die Noth eintrat iſt ſchon für ihre Linderung geſorgt.

Was war alle Fülle an Salomo's Königshofe gegen die Fülle im großen Haushalt der Schöpfung, und doch wird in dieſem nirgends Etwas verſchwendet; kein Broſamen und kein Tropfen des Genießbaren bleibt ungenützt; für jede, auch die kleinſte Gabe der Natur findet ſich ein Abnehmer; was die Großen übrig laſſen, das kommt den Kleinen zu Gute; was die Einen von ſich ſtoßen, das nehmen die Andern mit Begierde auf; was Jenen zum Ekel, oder ein Gift wäre, das dienet dieſen zur gedeihlichen Nahrung.

Bei den Indiern, welche noch dem alten Götzendienſt anhangen, beſteht der Gebrauch, daß Keiner der nicht ſelber von ſolchem Prieſterſtande iſt, der Mahlzeit eines Brahminen (Brahmapriеſters) zuſehen, noch weniger aber mit dieſem aus derſelben Schüſſel eſſen, aus demſelben Becher trinken darf. So giebt es auch auf unſrer Erde eine Ordnung der lebenden Weſen, welche ihre Mahlzeit vor dem Auge der andern Lebendigen geheim hält und welche aus einer Schüſſel ſpeiſt, aus der die Andren ſich niemals laben können. Dieſe Ordnung iſt, wie wir eigentlich ſchon in den

beiden verbergenden Capiteln haben, das Pflanzenreich. Sorgfältiger noch als der Brahmine sein Eßzimmer vor neugierigen Blicken, verbirgt der Baum seine nahrungnehmende Wurzel in der Tiefe des Bodens, und welches Auge eines Menschen oder selbst eines scharfblickenden Falken vermochte den dampfartigen Stoff der Luft zu sehen, von welchem, wie wir so eben sahen, die Fackeldistel sich nährt, wenn sie am dürren Felsenzestein ihre saftvollen Blattkörper, ihre großen, schönen Blüthen und ihre fleischigen Früchte entfaltet. Auch verbietet es sich von selbst, daß weder Thier noch Mensch mit der hohen Palme aus einer Schüssel sich sättigen, denn keines von ihnen würde am Thau des Himmels und am moderich feuchten Erdreich des Bodens sich begnügen können. Der Tisch, an welchem das Pflanzenreich durch die mütterlichen Kräfte und Säfte der Erde und des Sonnenlichtes gespeist und getränkt wird, damit die Rebe ihren Wein, der Getreidehalm sein Waizenmehl und seine Gerste gebe, ist und bleibt für Gäste unsrer Art ein unzugänglicher und verborgner.

Wohl aber ist unserm beobachtenden Auge der Zutritt erlaubt zu den meisten Speisetischen des Thierreiches, und hier wird uns die Einrichtung der großen Bewirthungsanstalt verständlicher. Fürs Erste gilt es auch hier, daß den Kleinen oder den Gebrechlichen, die nicht selber nach ihrem Futter gehen können, die Speise zugebracht und in den Mund gereicht wird. Dem jungen Vogel, der noch schwach und unbefiedert im Neste liegt, erweist die Liebe der Eltern diesen Dienst, für solche Thiere, welche der Pflege der Eltern entbehren müssen und dennoch sich nicht fortbewegen können, sorgt eine Liebe welche mächtiger und allumfassender ist als alle Liebe der Eltern. Die Auster, gleich mancherlei andren ihr ähnlichen Muschelthier, sitzt an ihrem Felsen festgebannt; sie hat weder Augen noch irgend etwas Andres das zu einem eigentlichen Kopf gehört, nichts als einen Mund der nach Futter verlangt und einen Leib der genährt seyn will, und dennoch braucht sie nur ihre Schalen zu öffnen, um bald das zu empfangen was sie bedarf. Das Würmchen, woraus der Haselnußkäfer kommt, würde übel daran seyn, wenn es mit seinen kleinen Fußstummeln weit nach Futter gehen müßte, aber gleich jenem Knaben im Märchen, der in einen Pfannkuchenberg eingeschlossen war, von dessen wohlschmeckenden

Wänden er sich nach Belieben sättigte und nährte, bis er sich bis ans Tageslicht hindurchgegessen hatte, sitzt es mitten innen in dem süßen Kern und braucht nur anzubeißen, ohne dabei von der Stelle zu gehen. Und in ähnlicher Weise ist den meisten Insektenlarven ihre Tageskost unmittelbar vor den Mund hingestellt, oder doch leicht erreichbar.

Aber nicht blos bei den Thieren der sogenannten niedren Ordnungen ist für die Unbeholfenen die Anordnung getroffen, daß ihnen die Hülfe von selber entgegenkommt, sondern auch für die Thiere von vollkommnerem Bau, wenn sie schlecht zu Fuße oder durch andre Ursachen gehindert sind sich ihren Lebensunterhalt so leicht wie andere Thiere zu erwerben, giebt es Reichenspitäler und Versorgungsplätze, wo ihnen ihr Fortkommen erleichtert wird. Das Faulthier ist unten am Boden ein schlechter Fußgänger und müßte, wenn es da seiner Nahrung nachgehen sollte, Hunger und Kummer leiden. So aber sind ihm die dichtbelaubten Bäume, auf denen es mit seinen langen Klauen ganz bequem sich festhalten und herumklettern kann, zum Invalidenhaus angewiesen, worin ihm die Fülle der Blätter, die ihm zur Nahrung dienen, reichlich genug in den Mund wächst. Der Ameisenbär oder Tamandua mag zu seiner Kost weder Baumblätter noch Früchte, er bedarf der Insecten. Aber was sollte aus ihm werden, wenn er jenen behenden Thierlein mit seinen unbeholfenen, langklauigen Füßen nachlaufen müßte? Doch auch für diesen Invaliden sind mitten in der Einöde nicht nur einzelne, sondern gar viele Tische gedeckt und so reichlich mit Speise besetzt, daß er nur zulangen darf um sich mit leichter Mühe satt zu essen. Dieses sind die Ameisenhaufen, die er mit seinen langen Klauen aufgräbt, dann seine klebrichte Zunge unter das Gewimmel der kleinen, streitlustigen Thiere hineinsteckt und wenn dieselbe nach wenig Augenblicken ganz dick von Ameisen besetzt ist, sie hineinzieht in den Mund und den lebendigen Bissen, der übrigens darinnen sogleich zu leben aufhört, hinabschlingt in den Magen.

Selbst unter den Vögeln, die doch außer den Füßen auch noch ihre Flügel zur Fortbewegung haben, wird, je nach Bedürfniß Manchen der Erwerb ihres Unterhaltes auf eine recht auffallende Weise erleichtert. Wie bequem ist zum Beispiel dem Reiher, der viel bedarf und im Vergleich mit der Löffelgans nur wenig Geschick dazu hat, sein Fischfang

gemacht, wenn ſich, ſobald er in das Waſſer ſeines Teiches hineintritt, die kleinen Fiſche, für welche die natürlichen Ausſonderungen dieſes Vogels eine Lockſpeiſe ſind, ſchaarenweiſe um ſeine Füße verſammlen, und ſich dem eßluſtigen Gaſte von ſelber darſtellten.

Einer eigenthümlichen Begünſtigung genießen auch für ihren Lebensunterhalt die bei Nacht oder in der Dämmerung auf Nahrung ausgehenden Thiere. Die Fledermaus hat nur wenig Zeit zu ihrer Jagd, denn die Zeit der langen Winternächte verſchläft ſie und im Sommer, wenn ſie für ſich und ihre Jungen das Meiſte bedarf, ſind die Nächte nur kurz. Aber ihre nächtliche Jagd iſt dafür auch viel einträglicher als die der andren inſectenfreſſenden Thiere, die am Tage auf Beute ausgehen. Denn in den Zeiten der Dämmrung und des nächtlichen Dunkels giebt es die fetten, wohlbeleibten Braten der großen Dämmrungs- und Nachtſchmetterlinge, ſo wie der Maikäfer und andrer ähnlicher Käfer. Die Nachteule, deren Revier während des Tages von manchem andren Raubvogel durchſucht und ausgebeutet iſt, kommt freilich erſt dann, wenn die andren Gäſte abgeſpeiſt und ſich nach Hauſe begeben haben. Dennoch iſt auch auf dieſen ſpäten Gaſt noch Bedacht genommen und ihm, deſſen Blick nicht ſo weit wie der des Falken in die Ferne reicht, ſind auf den nächtlichen Feldern und Wieſen die beſten, kräftigſten Biſſen in ſolcher Menge aufgeſpart, daß für ihn die kurze Zeit der Dämmrung zur Sättigung und Verſorgung ſeiner Jungen hinreicht. Denn gerade dann, bei Anbruch der Nacht und beim Grauen des Tages, oder bei Mondlicht geht das zarteſte Wildpret der Auen: das Heer der Feldmäuſe aus ſeinem Bau hervor auf die Weide, und wird dem Kauzlein zur leichten Beute, während der große Schuhu mit gleichem Glück auf die Jagd der wilden Kaninchen und Haſen, ja ſelbſt der jungen Rehe ausgeht.

Es iſt freilich nicht der hörbare Ton einer Glocke, der die Gäſte zur beſtimmten Stunde an ihren Tiſch, zur bereiteten Mahlzeit ruft, aber der Ruf der alle Thiere dahin führt, wo für ihre Sättigung geſorgt iſt, muß ein ungleich mächtigerer ſeyn, als jeder unſren Sinnen vernehmbarer, denn er dringet weit über Meere und Länder durch alle Regionen der atmoſphäriſchen Schöpfung. Er wird auch von den Thieren nicht durch die gewöhnlichen äußerlichen, ſondern

durch einen andren, innren Sinn vernommen (nach Cap. 7.). Denn obgleich der Wandervogel Augen hat, welche weit in die Ferne ſchauen, dabei ein ſcharfes Gehör und feinen Geruch, können dennoch ſeine geſunden Sinne ihm wenig oder nichts helfen, wenn jetzt die Winterkälte herannahet, die von ſeiner Heimath Alles hinwegnimmt, was ihm zum Lebensunterhalt nothig iſt. Wenn er ſich auch auf den Gipfel des höchſten Baumes oder des Felſens am Strande ſetzet und weit hinausblickt uber das Meer, kann er doch das Land nicht ſehen, das ihm zum Winteraufenthalt dienen ſoll. Der Trieb zum Wandern ergreift auch den Vogel im wohlverwahrten Käfich, wo er von der herbſtlichen Abkuhlung der Luft und von der Abnahme der Nahrungsmittel nichts zu leiden hat, mit ſo unwiderſtehlicher Macht, daß er bei Tag wie bei Nacht keine Ruhe hat; der junge Kukuk, der ſeine eigentlichen Eltern niemals geſehen hat, fliegt, ſobald er der Haft, in welcher ihn der Menſch hielt, entkommen kann, vom Wandertrieb gefuhrt, auf geradem Wege gen Suden, in ein wärmeres Land. Allerdings geht dieſer Zug zu dem Gaſtmahle, das in der Fremde auf die Wandrer wartet, in ungemein viel weitre Fernen als der Zug der den Mund der feſtſitzenden Auſter zu ſeiner Nahrung, und dieſe zu ihm leitet; aber der Vogel wie die Auſter folgen hier beide blindlings einem Rufe, der kein andrer iſt als jener ſchopferiſche, welcher ſie entſtehen hieß und ins Leben rief.

Was die verſchiedenen Gerichte betrifft, womit im großen Haushalt der Natur die einzelnen Arten der Thiere bewirthet werden, ſo ſind dieſe Speiſen ihrer Beſchaffenheit und Zubereitung nach eben ſo mannichfach als die Gäſte welche ſie genießen. Namentlich den Thieren, welche auf dem Lande leben, iſt zunächſt und im Allgemeinen das Gewächsreich zu ſeiner Erhaltung angewieſen. Denn, wenn es keine Pflanzen gäbe, dann wurde es gar bald auch jenen Thieren, die ſich vorzugsweiſe vom Fleiſch der Pflanzenfreſſer nähren, an Unterhalt fehlen. Die Pflanzen vor Allem ſind es, welche die Kräfte und Säfte des Lebens die ſie aus ihrem geheimnißvollen Mahle (nach S. 11.) empfingen, den Lebendigen von thieriſcher Natur mittheilen, und nicht nur auf dem Lande, auch im Meere hat das Gewächsreich, in der Form der Tangarten oder Seegräſer dieſe Beſtimmung fur das Thierreich.

Die Pflanzen, ſobald ſie nur in dem ihnen ange-

messenen Element, im Waſſer oder an der Luft ſeyn können und den Grad der Wärme wie des Sonnenlichtes genießen, der ihnen zuträglich iſt, finden überall was ihnen zur Erhaltung nöthig iſt. Denn das Waſſer und die andren Grundſtoffe der Luft und des Bodens, welche den Gewächſen zur Nahrung dienen, ſind überall dieſelben, in Norden wie in Süden, in Oſten wie in Weſten und es iſt dabei keine weitre Zubereitung nöthig als die, welche das Sonnenlicht und die Wärme bewirken. Andre Anforderungen an die Beſchaffenheit der Nahrungsmittel macht das Thierreich. Faſt jede Art deſſelben will die Gerichte, die es genießen ſoll, erſt auf eine beſondere Weiſe zubereitet haben, entweder in den Gefäßen und in der Küche eines Pflanzenkörpers oder eines Thierleibes. Setzte man uns Menſchen oder ſelbſt den Hunden und Schaafen ſtatt des gewohnten Mittagseſſens eine Suppe vor, die aus Waſſer und aus den Stoffen die ſich im modrigen Erdreich und in der Luft (als Kohlenſtoff und Stickſtoff nach Cap. 24.) befinden zuſammengebraut wäre, wir alle drei, der Menſch, der Hund und das Schaaf würden nicht zulangen mögen und bei der vollen Schüſſel verhungern. Wenn aber die nämlichen Stoffe im Körper der Pflanzen zu Blättern und Stengeln des Graſes und Klees, zum mehligen Knollen des Kartoffels, zu Körnern des Waizens oder zur ſaftigen Frucht des Weinſtockes und Obſtbaumes ausgekocht, oder wenn ſie im noch weiteren Fortgang der Verfeinerung im Magen, etwa des Rindes zum Blut und Fleiſch, zu Milch und Käſe geworden ſind, dann finden ſich Schaaf wie Hund und Menſch zufrieden geſtellt.

Viele Arten, namentlich der unvollkommneren Thiere, begehren immer nur ein und daſſelbe Gericht, wie etwa die Blätter und Früchte dieſer oder jener Pflanzenart und nur nothgedrungen ſuchen ſie ihre Sättigung an einem andren Gewächs, in welchem ähnliche Säfte bereitet werden als in ihrem Lieblingsgericht ſich finden. Andre Thierarten ſind hierin von vornehmerem Geſchmack, ſie lieben und ſuchen die Abwechslung mehrerer Gerichte, nehmen ihr Futter aus den verſchiedenſten Familien der Kräuter die auf Wieſen und Feldern wachſen, und der Menſch verlangt neben den vielerlei Gemüſen, Körnern und ſaftigen Früchten, die ihm zur Erquickung dienen, öfters auch noch eine Zuthat von thieriſcher Natur: Fleiſch wie Milch und Eier.

Bei der Befriedigung solcher mannichfachen Gelüste kann es sich freilich der Mensch sehr leicht machen, er benutzt nicht nur andre Menschenhände dazu daß sie für ihn sammlen, kochen und backen, und der gebildete Europäer empfangt aus allen Weltgegenden solche Gaben der fremden Hände, sondern auch die Thiere müssen dem Menschen das herbeischaffen helfen, was er für Kuche und Vorrathskammer begehrt. Für ihn jagt der Falke in den Lüften, der Cormoran, dem dabei ein metallener Ring um den Hals gelegt wird, damit er die Beute nicht selbst verschlinge, fängt für ihn Fische, der Hund treibt ihm die Beute des Wildprets herbei und sucht ihm die im Boden versteckten Trüffeln, die Biene muß ihm einen Theil ihres Honigvorrathes, der kleine vierfußige Kornwucherer, der hartherzige Hamster seinen Fruchtspeicher abgeben. Aber nicht nur der Mensch, auch das Thier macht sich hin und wieder sein Leben dadurch bequem, daß es andre Thiere für sich kochen oder doch arbeiten und sammlen laßet. Die Heerden der Blattläuse sitzen an der zarten Rinde, an den Blättern und Blüthenhüllen mancher Pflanzen wie auf einer grünen Waide, und saugen so emsig, daß ihr zarter Körper, gleich dem Euter der Milchkuhe auf einer Frühlingswiese von Säften anschwillt. Diese Ueberfülle kommt dann den Ameisen bei der Ernährung ihrer Brut wohl zu statten, diese berühren leise mit ihren Mundtastern die beiden Rohrchen, welche am Ruckenende der Blattläuse sitzen und alsbald ergießt sich die nährende Flüßigkeit in den Mund der Sammlerinnen und wird von diesen den hungernden Pflegekindern überbracht. Es giebt sogar unter den Ameisen solche, welche wie der Mensch, Ameisen von andrer Art (gleichsam von andrem Stand) in ihre Dienste nehmen, diese für sich arbeiten, bauen, sammlen laßen und ihnen selbst die Pflege ihrer Jungen übertragen. Nimmt doch der südafrikanische Honigkukuk sogar den Menschen zu Hilfe um sich durch diesen die verschlossenen Schatzkammern der wilden Bienenschwärme eröffnen zu lassen. Auch unter den Vögeln, die sich vom Fleisch der Fische nähren, giebt es solche, welche sich mit dem Fange selber nur wenig abgeben, sondern dieses Geschäft andren Wasservogeln überlassen, denen sie die gewonnene Beute, selbst wenn diese schon in den Kropf eingebracht war, gewaltsam wieder abzwingen.

Solche Ausnahmen, bei denen das eine Thier sich den

Ueberfluß

Ueberfluß oder die Kräfte des andren zu Nutze macht um sich seine Kost zu verschaffen, bringen übrigens keine Störung in jener wundervollen Ordnung hervor, welche in der großen, schönen Pflegeanstalt der Natur herrschet. Da ist jedem der Gäste sein besondrer Tisch wie seine besondre Essenszeit bestimmt; während die langhalsige Giraffe ihr reichliges Futter in der Höhe, an den Blättern und Zweigen der Akazienbäume findet, nährt sich die zarte, flüchtige Gazelle von den Kräutern welche nebenan, unten am Boden wachsen. Für diese grünen die saftigen Blätter der hochwüchsigen Bäume vergebens, sie kann sie nicht erreichen, für die Giraffe dagegen wäre das Niederbücken zum Graswuchs des Bodens eine fast unerträgliche Last, während ihrem hochgestellten Kopfe, der bis in das Laubdach der Bäume hineinragt auch noch die lange Zunge zu Hülfe kommt, mit welcher das Thier, wie mit einer ausgestreckten Hand, die höheren Zweige zum Munde herabzieht. Wie ungestört von andren Gästen nimmt der Schneeammer, der uns zuweilen im Winter besucht, seine Mahlzeit zu sich, wenn er dem Rufe seines Triebes folgend, im Sommer hinwegzieht zu den Meeresklippen der fernen Polargegend, auf denen in der Zeit des dortigen kurzen Sommers ein Hirsegras grünet, blühet und seine Körner zur Reife bringt, für welches die Schaaren der Schneeammer fast die einzigen Abnehmer ihrer Klasse sind. Wenn den Kreuzschnabel, nicht etwa, wie man für manche Wandervogel dies annahm, der warme ihm entgegenkommende Lufthauch, oder ein Duft der auf seinen Geruchssinn einwirkt, sondern ein in der Tiefe seines eignen Wesens sich regender Trieb mitten im Winter von ferne her in die heimathlichen Fichtenwälder führt, wo jetzt die Saamen, noch verschlossen in den Schuppen der Tannen- oder Fichtenzapfen zur Reife kamen, dann ist er auch, in solcher Jahreszeit, fast der einzige Kostgänger an seiner Tafel.

Gäbe es nur neben solchen harmlosen Gästen, denen die Ueberfülle des Pflanzenreichs zu ihrem Unterhalt angewiesen ist, keine Raubmörder, welche nicht etwa nur zu derselben Schüssel sich herzudrängen und dem Gaste einen Theil seiner Mahlzeit, sondern welche ihm seine Eier, seine Jungen, ja das Leben selber nehmen. Dem Schneeammer und seiner Brut stellt in der Nähe des Polareises der nordische Falke, dem Kreutzschnabel der Marder, der Giraffe der Löwe

nach; allenthalben geht von den fleischfressenden Thieren Krieg und Kriegsgeschrei aus. Und dennoch gehört auch dieses zur Ordnung des großes Haushaltes. Denn abgesehen davon, daß ein großer Theil der Lebendigen, welche an der Tafel des thierischen Fleisches zu Gaste gehen, nur das Abgestorbene, das Todte und Verwesende zu ihrer Nahrung wählen, müssen die Familien der Raubthiere die Stelle der Dämme und Schutzmauren gegen jenen andern Theil der Thierwelt vertreten, in welchem eine Ueberfülle des Wachsthums und der Fruchtbarkeit waltet. Eben so wie die Dämme das Ueberfluthen der Ströme und Meereswogen über das niedere Land verhüten, sind auch die Raubthiere den Auen und Feldern so wie der ganzen oberirdischen Natur als Schutz- und Grenzwächter aufgestellt. Das einseitige Anwachsen, hier der einen, dort der andren Art der Formen und Gestalten, wird dadurch in rechtem Maaß gehalten, daß immer zur rechten Zeit und am rechten Orte ein verzehrendes Thier sich einfindet, welches wie das Kanzlein und seine an demselben Tisch zu Gaste gehenden Gehülfen der übermäßigen Vermehrung der Feldmäuse ihre Gränzen setzt.

Bei einem Tempelbau, welchen die Menschen begründen und aufführen, werden die Stein- oder Holzmassen, die zu Werkstücken bestimmt sind, von Menschenhand behauen und jedem einzelnen wird dabei die fest abgegränzte Form gegeben, in welcher es an die andren Theile des Baues angepaßt und angefügt werden soll. Das eine Werkstück wird von diesem Ort des Felsens oder Waldes, das andre von jenem Ort genommen, das eine hier, das andre dort bearbeitet und zugehauen, und wenn die rechte Zeit kommt, werden beide durch menschliche Kraft auf den gemeinsamen Bauplatz zu einander hingeführt und durch menschliche Kunst zusammengefügt. Ganz anders ist dieses bei dem großen, hehren Tempelbau der sichtbaren Schöpfung, der in seiner beständigen Wiedererneuerung ohne Aufhören es bezeugt, daß der Meister des Baues, der diesen im Anfang der Weltzeit begründete, noch lebe, und inmitten Seines Werkes thätig sey. In diesem großen Baue behauen und bemessen die Werkstücke sich selber, indem der Esser der Ueberfülle dessen, was er verzehrt, seine Gränzen setzt; sie selber erheben sich von ihrem Ort und fügen sich nach weislich bestimmtem Plane zusammen, weil das, was an dem todten Stein als Zug

der Schwere ſich kund giebt an ihnen ein Zug des einzelnen Lebens zum Geſammtleben der Natur geworden iſt. Denn der Stein, ſobald er von ſeinem Ruhepunkt hinweggehoben worden, fällt oder rollt ſo lange hinab bis er die Ruhe, in ſeinem Zuſammenſeyn mit dem Erdganzen wieder gefunden hat; ſo geht auch das Bewegen der Lebendigen unaufhaltſam dahin, daß jedes Einzelne die Stellung finden möge, welche ihm in der Mitte der Schöpfung zu ſeiner Ernährung und Erhaltung angewieſen iſt. Namentlich ſelbſt bei den Aeußerungen des Triebes, der das Thier zu der bereiteten Speiſe immer zur rechten Zeit und am rechten Ort hinführt, mögen wir erkennen was der Quell der Luſt und der Freude des Lebens ſey. Es iſt als ob jedes lebendige Weſen, in dem Augenblick da es ſo zu ſeinem Ziele geführt wird die Nähe ſeines Schöpfers empfände, der ſeine milde Hand auftut und ſättiget Alles was da lebet, mit Strömen von Wohlgefallen.

Wenn wir dieſe ſo wie alle andren Züge von der weiſlichen Zuſammenfügung des großen Baues der ſichtbaren Welt der Lebendigen recht bedenken, dann ſtellt ſich uns der Mangel, an welchem nach Cap. 1 jedes einzelne Leben leidet, noch in einem andren Lichte dar. Allen Einzelnen fehlt Etwas, aber es bekommt ihnen gut, daß ihnen etwas fehlt, denn der Mangel, das Bedürfniß daran ſie leiden, bewegt ſie, als ein Zug der kräftigen Hinneigung zu der Hand hin, die mit ihrem allmächtigen Walten Alles umfaßet und zuſammenhält; bringt ſie, ein Jedes nach ſeinem Maaße, in eine Art von Umgang ihres Weſens mit der Kraft und Liebe des Schöpfers ſelber. In einer freilich nur vorbildlichen Weiſe giebt ſich hierbei ſelbſt an den thieriſchen Seelen etwas Aehnliches kund als für den Geiſt des Menſchen in dem Sprichwort ausgedrückt iſt: »Die Noth lehrt beten.«

6. Das Heimweh.

Wenn der Stein oder irgend ein anderer todter Körper von dem Orte, da er ruhete, hinweggetragen, und dann an einem anderen, vielleicht weit entfernten Orte in Bewegung geſetzt wird, da beharrt er in dieſer Bewegung ſo lange bis er wieder einen Halt- und Ruhepunkt gefunden hat. Für den Zug der Schwere bleibt es übrigens gleichgültig ob

der Ruhepunkt nahe oder fern von dem Felsen iſt, aus welchem der Stein gebrochen war, oder am Grund eines Sees, ob er auf der ihn anfaßenden Menſchenhand, oder unmittelbar an der feſten Oberfläche der Erde ſich finde; der Stein wird niemals durch eigne Kraft zurückkehren zu dem Ort daher er kam.

Etwas ganz andres iſt es bei jenen lebendigen Weſen, welche durch inwohnenden Trieb und durch eigne Kraft hinweggehoben werden von dem Orte da ſie entſtanden ſind und fortgeführt in weite Fernen. Der Lachs wird weit von den Mündungen der großen Ströme und von der Meeresküſte in dem friſchen Süßwaſſer der Bäche und Flüße, in der Nähe ihrer Quellen geboren. Dort findet er, wenn er aus dem Ei hervorgeht, für die erſte Zeit ſeines Lebens das zuträglichſte Element und die paſſendſte Nahrung. Sobald er etwas größer wird und erſtarkt, verläßt er dieſen Geburtsort, ſchwimmt ſtromabwärts und geht an der Seeküſte ſo wie tiefer im Meere ſeinem räuberiſchen Gewerbe — dem Fange der andern Waſſerthiere nach. Wenn ſich aber die Zeit nahet wo er gebären ſoll, da läßt ihm der Zug zur Heimath, mitten in der Fülle der Nahrung, die ihn umgiebt, keine Ruhe mehr; die eierlegenden Weibchen, in Begleitung der Männchen, ſchwimmen ſchaarenweiſe in den Strömen und ihren Nebenflüſſen hinauf, um an dem Orte wo ſie ſelber aus dem Ei hervorgingen auch ihre Brut ins Leben einzuführen. Wenn man ein Weibchen an der Stelle da es laichte fängt, und ihm ein Zeichen an eine ſeiner Floſſen macht, kann man ſich davon überzeugen, daß der Wandertrieb es alljährlich wieder zu derſelben Stätte führt, und wenn man die Eier, welche daſſelbe abgeſetzt hat, aus dem Waſſer herausnimmt und ſie in einem Gefäß voll Waſſer an einen andren Ort, in einen ganz andren Fluß bringt, in welchem man vorher noch keine Lachſe bemerkt hatte, dann iſt hiermit der Grund gelegt zu einer allmäligen Bevölkerung des neuen Standortes, mit Lachſen. Denn obgleich die Fiſche, bei zunehmendem Wachsthum, ihren Geburtsort verlaſſen und in weiter Entfernung davon ihren gewöhnlichen Aufenthalt nehmen, kehren ſie dennoch, wenn ſie zum Gebären eines neuen, jungen Geſchlechtes ihrer Art reif ſind, alljährlich dahin zurück, wo ſie ſelber jung geworden. Und ſo weiß man es von allen Fiſchen, welche zur Zeit des Laichens eine gewiſſe Ge-

gend am Ufer aufſuchen, daß ſie alljährlich zu demſelben Orte — der Stätte ihrer eigenen Geburt — zurückkehren. In ſolchen Fällen ſcheint allerdings der Trieb des Wanderns nach der Heimath einen Anhaltspunkt und leitenden Faden in der Erinnerung der thieriſchen Seele zu haben, denn der ältere Lachs kehret auf demſelben Wege nach der Heimath zurück auf welchem er aus dieſer hinwegzog. Aber auch ohne ſolch einen leitenden Faden kommt der Zug, der die beiden Enden der Richtung des Lebens verknüpfet und den Auslauf in die Weite wieder zu ſeinen Anfangspunkt zurückführt, zum beſtimmten Ziele. Eine Seeſchildkröte war bei der Inſel Asceſion gefangen und zu Schiffe gebracht worden; man hatte ſie an ihrem Bruſtſchild durch eingebrannte Buchſtaben und Ziffern bezeichnet. Sie ſollte mit nach Europa geführt werden. Da ſie aber auf der Fahrt krank wurde und zuletzt dem Tode nahe ſchien, warf man ſie im britiſchen Kanal ins Waſſer. Zwei Jahre darauf wurde dieſelbe Schildkröte, jetzt bei friſcher Geſundheit, in der Nähe derſelben Inſel Asceſion wieder gefangen. Sie hatte, geführt vom Zuge des Heimwehes, durch das Gewäſſer hindurch einen Weg von mehr denn 800 Meilen gemacht. Ueber zum Theil eben ſo große oder nicht viel geringere Räume dehnt ſich der Reiſeweg der Wandervögel aus, und dennoch kehren ſie alle, zur Zeit der Paarung, in die Gegend zurück wo ſie ſelber geboren wurden und legen in der Nähe des Neſtes, in welchem ſie ſelber aus dem Ei kamen, das Neſt für ihre Jungen an.

Nicht blos aus ganz andren Ländern und Himmelsſtrichen ſondern auch aus ganz verſchiedenen Elementen kehrt der weit auslaufende Kreis des thieriſchen Lebens wieder zu ſeinem Anfangspunkte zurück. Die Libelle wie die Singmücke ſind im Waſſer aus dem mütterlichen Ei hervorgegangen und haben die erſte Zeit ihres Lebens im Waſſer zugebracht. Später ſind ſie zu Bewohnern der Luft geworden und haben die Luft und Freiheit des geflügelten Zuſtandes genoſſen. Dennoch kehret die Mutter, wenn ſie ihre Eier legen muß, ans Waſſer, ſo wie das Weibchen des Maikäfers vom Wipfel der hohen Eiche zu dem Boden des Feldes zurück, worin es ſelber jung geweſen, und auch der Laubfroſch verläßt ſein grünendes Haus um ſeine Brut an der Stätte da er ſelber ans Licht trat — ins Waſſer zu bringen. Umgekehrt wagt ſich die unbeholfene Seeſchildkröte, in der Zeit des Gebärens

heraus aufs Land, um ihre Eier in das sonnich-warme Sandbette zu legen, in welchem sie selber geboren worden. Der Schmetterling, der in seinen schönen Tagen von Blume zu Blume schwebte und ihren Honig saugte, sucht dennoch, wenn seine Zeit kommt, die unscheinbare Nessel auf, um seine Eier an die Blätter zu legen, aus denen er selber seine erste Nahrung empfieng.

In etwas veränderter Form tritt der Zug, der die Lebendigen an einen gewissen Wohnort kettet, bei jenen Säugthieren auf, welche der Mensch in seine Zucht und Pflege genommen hat. Auch bei diesen ist es zwar öfters die Gewöhnung an einen bestimmten Weideplatz oder Stall welche sie aus weiter Ferne wieder herbeizieht, oder welche die Kühe, wenn sie von dem schonen Sommeraufenthalt auf den Alpen in die Nähe des heimathlichen Dorfes kommen, freudig blöken und springen machet. Auch mag die Gewöhnung an die Gesellschaft ihrer eigenen thierischen Genossen dabei zuweilen so mächtig wirken, daß jene Ziege, welche der menschlichen Obhut entlaufen, einige Jahre das freie Leben der Gemsen genossen hatte, dem Zuge zur alten Gesellschaft und dem gewohnten Stalle nicht widerstehen konnte, als einst die Heerde ihrer vorigen Gefahrtinnen, mit dem Gelaute der Halsglöckchen an ihr voruberzog. Dennoch giebt sich in vielen andren Fällen an dem vollkommenen Säugthier ein tieferer Grund des Heimwehs zu erkennen. Es ist nicht allein die Krippe, es ist die Krippe *seines Herrn* nach deren Nähe das edle Roß ein Verlangen trägt und der treue Hund eilt, der Gefangenschaft entkommen, viele Tagmarsche weit, nicht zur Wohnung seines Herrn sondern zu diesem selber zuruck, an dessen Person er durch liebende Dankbarkeit gebunden ist. So mag bei allen Lebendigen das Wesen jenes Zuges, der sie zu dem Wohnort der Eltern oder zu der Statte da ihr Leben auch ohne Vermittlung der Eltern seine erste Pflege empfieng, zurückführt, mit den Regungen verwandt seyn, die sich in der Seele des Menschen zur Dankbarkeit und Liebe gestalten.

Er selber, der Mensch, kann auch in manchen Fällen einem Heimweh nach dem äußerlichen Ort der Geburt, nach dem Aufenthalt seiner ersten Kinderjahre unterliegen. Dennoch ist er von diesem Zuge, der ihn an die leibliche Heimath kettet, ungleich weniger gebunden als alle Lebendige

ſeiner Sichtbarkeit. Vielmehr ziehet er, ſeiner leiblichen Neigung nach, gleich der Wandertaube, jenen Orten des Verweilens zu, wo für ſeinen Lebensunterhalt und Nothdurft am Reichlichſten und Beſten geſorgt iſt. Seinem innren geiſtigen Weſen aber wird es nur da heimathlich wohl zu Muthe, wo Die ſind, welche er liebt. Darum empfand Jacob de Vries mitten in dem irdiſchen Paradies der Capkolonie ein beſtändiges Heimweh nach dem armen, kalten Grönland, weil er dort eine Liebe der Menſchenherzen erfahren hatte, die ihm werther und koſtlicher war als aller Duft der Blumen und Wohlgeſchmack der Früchte eines ſchönen, warmen Landes. Am meiſten zuletzt bei dem Menſchen, deſſen rechte Heimath und geiſtige Geburtsſtätte nicht in der Welt des Sichtbaren iſt, giebt es ſich kund, daß der Zug nach der Heimath bei allen Lebendigen einer Hinneigung der bewußtloſen oder bewußten Dankbarkeit zu dem Urſprung und Quell des Lebens und all ſeiner Freuden ſey. In das leiblich krankmachende Heimweh, das den Auswanderer aus dem armen Lappland eben ſo wie den Schweitzer mitten in dem geräuſchvollen Paris befällt, miſcht ſich, mit dem Verlangen nach der hehren Stille, deren Frieden das Kind empfand, unvermerkt die Erinnerung an die erſte Liebe, die der Menſch bei ſeinem Eintritt ins Leben, im Arme der Mutter genoß.

Wär es auch arm, der Eltern Herd:
Es liebt uns doch vor Allem werth.

7. Der Inſtinct.

Das Wort Inſtinct, Antrieb, wurde vor Alters vorzugsweiſe dann gebraucht, wenn man jene Anregung der Menſchenſeele zu irgend einer Handlung bezeichnen wollte, welche nicht aus Ueberlegung und vorbedachtem Rathe, ſondern wie aus einer höheren Eingebung hervorgeht, daher die Alten in ſolchem Falle nicht von einem Antriebe ſchlechthin, ſondern von einem göttlichen Antriebe (**instinctus divinus**) ſprachen.

Ein Bekannter der berühmten franzöſiſchen Schriftſtellerin, der Madame Beaumont, wollte mit einer Geſellſchaft von Freunden eine Luſtfahrt auf dem Fluße machen. Als jetzt Alles bereit iſt und er ſo eben mit den Andren ins Fahrzeug hineinſteigen will, da kommt ſeine taubſtumme

Schweſterin ängſtlicher Eile herbei, ſie ſucht ihn am Arm und am Gewand feſtzuhalten, und da ihn dies nicht zum Bleiben bewegen kann, wirft ſie ſich ihm zu Füßen, umfaßt ſeine Kniee und giebt durch die flehentlichſten Geberden die Bitte zu erkennen, daß er von der Waſſerfahrt zurückbleiben möge. Der Ausdruck des ſchmerzlichen Sehnens in den Mienen und Geberden der Taubſtummen hat für mehrere Perſonen in der Geſellſchaft etwas Rührendes; ſie bitten den Bruder er ſolle dem Wunſche ſeiner ohnehin bemitleidenswerthen Schweſter nachgeben und von der Waſſerfahrt abſtehen. Er gehorcht zu ſeinem Glücke, denn das Boot ſchlug auf dem Wege um und Mehrere der darin Fahrenden ertranken; ein Loos das auch ihn, der nicht ſchwimmen konnte, würde betroffen haben, wenn nicht die taubſtumme Schweſter wie durch einen göttlichen Antrieb ihn gewarnt hätte.

Jenes dreijährige Kind, das bei der Belagerung von Wien durch die Türken im Jahr 1683 eine Bombe mit Erde auslöſchte, die an einem Orte, wo ſie hätte viel Schaden thun können, in die Stadt gefallen war, handelte auch aus einem ſolchen göttlichen Antrieb, zum Heil für Viele.

Ein reicher Gutsbeſitzer fühlte ſich einſtmals, als es ſchon ziemlich ſpät in der Nacht war, gedrungen, einer armen Familie in ſeiner Nachbarſchaft allerhand Lebensmittel zu ſenden. Warum gerade heute noch, fragten ſeine Leute, ſollte das nicht bis morgen am Tage Zeit haben? — Nein, ſagte der Herr, es muß noch heute geſchehen. Der Mann wußte nicht, wie dringend nothwendig ſeine Wohlthat für die Bewohner der armen Hütte war. Dort war der Hausvater, der Verſorger und Ernährer, plötzlich krank geworden, die Mutter war gebrechlich, die Kinder weinten ſchon ſeit geſtern vergeblich nach Brod und das Kleinſte war dem Erhungern nahe, jetzt ward auf einmal die Noth geſtillt. So wurde auch ein andrer Herr, der, wenn ich nicht irre, in Schleſien wohnte, in ſeiner nächtlichen Ruhe durch den unwiderſtehlichen Antrieb geſtört, hinunter in den Garten zu gehen. Er erhebt ſich vom Lager, geht hinunter, der innre Drang führt ihn hinaus, durch die Hinterthür des Gartens auf das Feld, und hier kommt er gerade zur rechten Zeit um der Retter eines Bergmannes zu werden, der beim Herausſteigen auf der Fahrt (Leiter) ausgeglitten war und im Hinabſtürzen ſich an dem Kübel mit Steinkohlen feſtgehalten hatte, den

ſein Sohn ſo eben an der Winde heraufzog, jetzt aber die vergrößerte Laſt nicht mehr allein bewältigen konnte. Ein ehrwurdiger Geiſtlicher in England fuhlte ſich auch einſtmals, noch bei ſpäter Nacht gedrungen, einen an Schwermuth leidenden Freund zu beſuchen, der in ziemlicher Entfernung von ihm wohnte. So müde er auch iſt, von den Arbeiten und Anſtrengungen des Tages, kann er doch dem Drange nicht widerſtehen; er macht ſich auf den Weg, kommt in der That wie gerufen zu ſeinem armen Freunde, denn dieſer ſtund ſo eben im Begriff ſeinem Leben durch eigne Hand ein Ende zu machen, und wurde durch den Beſuch und das troſtliche Zureden ſeines nachtlichen Gaſtes auf immer aus dieſer Gefahr gerettet.

Solcher Fälle ließen ſich noch viele erzählen, in denen ein Menſch durch einen ihm plotzlich kommenden Antrieb zu einem Helfer fur einen andren Menſchen, oder wie Arnold von Winkelried, als er in der Schlacht bei Sempach mit heldenmuthigem Entſchluß die feindlichen Spieße erfaßte, ſie mit ſeinem durchbohrten Leibe zu Boden druckte, und ſo die feſte Reihe der Feinde brach, zu einem Retter ſeines Vaterlandes wurde. Aber nicht immer betrifft der wohlthatige Antrieb das Wohl und die Rettung eines fremden Lebens, ſondern eben ſo oft und vielleicht noch ofter die des eigenen. So fuhlte ſich Profeſſor Bohmer in Marburg, einſtmals, da er in traulicher Geſellſchaft war, innerlich gedrungen nach Hauſe zu gehen und hier ſein Bett von dem Ort an dem es ſtund hinweg, an einen andren zu rucken. Als dieſes geſchehen war ließ die innre Unruhe nach, er konnte zur Geſellſchaft zuruckkehren. Aber in der Nacht, als er an der nun fur ſein Bett gewahlten Stelle ſchlief, ſturzte die Decke uber dem Theil des Zimmers ein, wo fruher ſeine Lagerſtatte war, und ohne jene Vorkehrung, zu der ein innrer Trieb ihn gefuhrt hatte, wurde er zerſchmettert worden ſeyn.

Wie ſich in großer Noth und Lebensgefahr, in welche der Menſch gerath, ſo oft ein Zug nach dem Ergreifen eines Hulfsmittels in ihm regt, das ſich in der Folge gerade als das beſte, zweckmäßigſte bewahrt, das haben Viele an ſich erfahren und wir werden ſpäter mehrere ſolche Fälle erwahnen. Und ſo kommen auch an der menſchlichen Natur Erſcheinungen vor, welche ganz ähnlich jenen Regungen und Bewegungen des Inſtinctes ſind, die das Thier bei der

Wahl der Mittel leiten, welche zur Erhaltung und Rettung ſeines eigenen Lebens, zur Verſorgung ſeiner Jungen und zum Wohl des großen Ganzen der ſichtbaren Welt dienen, deren Theil das einzelne Thier iſt.

Das Thier kann ohnehin nicht, wie der Menſch, durch vernünftige Ueberlegung bei ſeinem Handeln geleitet werden, eben ſo wenig aber durch Erfahrung, weil es die Rolle, die der Inſtinct ihm auferlegt, ſogleich, von ſeinem Eintritt in die Welt an mit vollkommner Fertigkeit ſpielt. Ein Hühnchen das nicht von der Mutter, ſondern von der Lampenwärme eines kleinen künſtlichen Brutofens ausgebrütet war, erblickte als es ſo eben ſich aus der Schaale des Eies herausgearbeitet hatte, eine Spinne, ſprang ſogleich zu ihr hin und ergriff dieſelbe ſo geſchickt als ob es ſchon lang im Inſectenfang geübt wäre. Wenn die Jungen der Seeſchildkrote in dem Bette des Sandes, das ihre Geburtsſtätte war, aus dem Ei gekrochen ſind, dann eilen ſie ſogleich, in gerader Richtung auf das Meer zu. Man mag ſie während dieſes Laufes drehen und wenden wie man will, kann ſie hinter Mauern oder Sandhügel verſtecken die ihnen den geraden Weg abſchneiden, immer wenden ſie ſich wieder der Richtung nach dem Meere zu. Umgekehrt gehen die Jungen der Landkrabbe die ſich im Waſſer aus dem Ei entwickelt haben, bald nach ihrer Geburt heraus ans Land und ſuchen hier ſich eine Umgebung auf, die für ihren Lebensunterhalt die angemeſſenſte iſt. Kaum iſt die Ameiſe aus ihrer Puppenhülle (dem ſogenannten Ameiſenei) gekrochen, da geht ſie auch ungeſäumt, wenn ſie vom Geſchlecht der Arbeiterinnen iſt, mit ihren älteren Genoſſinnen auf das Geſchäft des Sammlens und Eintragens von Nahrungsſtoffen für die hülfloſen, kleinen Larven ihrer Gemeinde aus, und hilft emſig am Bauen der Wohnung, wie beim Hin- und Hertragen der Puppen und der eigentlichen Eier. Und es iſt nicht etwa nur die Nachahmung der fremden Geſchäftsthätigkeit, welche dem Neuling auf die Bahn ſeiner natürlichen Beſtimmung führt, denn wenn die eben ans Licht getretne Ameiſe nicht vom Geſchlecht der Arbeiterinnen, ſondern von dem der Männchen oder der vollkommneren Weibchen iſt, dann läßt ſie ſich von dem Geſchäftsdrange der Andren nicht mit fortreißen, ſie gehet ungehemmt den Weg ihres eigenen Berufes, mitten durch die Schaaren der andren hindurch, hinaus ins Freie, wo ſie

ſich mit den zarten Flügeln, welche den Männchen und vollkommnen Weibchen verliehen ſind, zum Schwarmen, in die Luft erhebt.

Daß es überhaupt nicht die Nachahmung der inſtinctmäßigen Handlungen der andren Thiere ſeiner Art ſey, welche das einzelne Thier zu den eigenen Handlungen dieſer Art antreiben, zeigt ſich bei jeder Gelegenheit. Nachtigallen und Amſeln, die man ganz jung aus dem Neſte nahm und fern von ihres Gleichen im Zimmer erzog, bauen, wenn man im Frühling ein Pärchen von ihnen hinausläßt ins Freie eben ſolche Neſter für ihre Jungen als die andren Vögel ihrer Art. Ein Biber der ſeinen Eltern geraubt werden als er noch blind war und welchen ein Weib um ihn am Leben zu erhalten an ihren Brüſten geſäugt hatte, bis er zum Genießen der gewöhnlichen Nahrungsmittel fähig geworden, ſchichtete die zerſtückten Zweige, deren Rinde er gefreſſen hatte, in einem Winkel ſeines Raums über einander, und als man ihm Erde gab, formte er dieſe mit den Vorderfüßen in kleine Ballen, legte dieſe über einander, drückte ſie mit der Schnauze feſt und fügte ein Stück Holz in dieſelben hinein. An ihm äußerte ſich mithin unabhängig von jedem, Nachahmung weckenden, fremden Einfluß, derſelbe Kunſttrieb des Bauens, den wir an andren Bibern beobachten.

Es iſt der eingeborne Inſtinct, welcher den Thieren, auch wenn man ſie in ein ganz andres Klima, in eine ihm ganz neue Pflanzen- und Thierwelt verſetzt, es kund giebt was der Erhaltung ihres Lebens förderlich ſey oder derſelben gefährlich werden könne. Pferde, die man aus Europa nach dem ſüdlichen Afrika gebracht hatte, und die noch niemals in die Nähe eines lebenden Löwen gekommen waren, zitterten dennoch vor Angſt an allen Gliedern, als ſie zum erſten Male das Brüllen des Löwen in ihrer Nähe vernahmen. Kretzchen, welche in der Gefangenſchaft der Menſchen geboren und erwachſen ſind und noch niemals eine giftige Viper ſahen, greifen dieſe mit großer Vorſicht an, indem ſie vor allem ihr den Kopf zu zermalmen ſuchen, während ſie ſchon öfters über ungiftige Schlangen und Blindſchleichen, die ſie, ohne einen Augenblick zu zögern, bei jedem Theil des Körpers anfaßten, den leichten Sieg errungen hatten. Ueberhaupt weiß jedes Thier, im Kampf mit einem andren, alsbald die ſchwächſte, am leichteſten verwundbare Seite oder

jenen Theil deſſelben zu finden, der ihm am meiſten zu ſchaden vermag, ſo wie umgekehrt jene Stelle des eignen Leibes am meiſten zu ſchützen und zu verbergen, welche die verletzbarſte iſt. So ſpringt der Tiger, im Kampf mit dem Elephanten, zunächſt nach dem Rüſſel deſſelben, welchen dagegen der Elephant aufs Sorgfaltigſte dem Angriff zu entziehen ſucht, um ihn, zur rechten Zeit, deſto kräftiger zu gebrauchen; das Pferd der Wildniß, vom Raubthier angefallen, ſucht gegen dieſes Kopf und Bruſt zu ſchützen, während es dem Feind deſto kräftiger mit den Hufen der Hinterfüße entgegen kommt. Das amerikaniſche Hausſchwein, im Kampf mit der Klapperſchlange, bemüht ſich vor allem den Biſſen des ſpringenden Thieres ſeinen borſtigen Nacken entgegen zu halten, die Schnauze aber demſelben zu entziehen und hierbei den rechten Augenblick zu finden um den Kopf des gefährlichen Feindes mit ſeinen Hufen zu zertreten.

Auch in einer dem Thiere ſo wie ſeinen Voreltern neuen Landesnatur weiß das Schaaf wie die Ziege das geſunde Futter alsbald zu finden und das giftige zu meiden; der Affe gräbt Wurzeln, die er noch niemals genoſſen, durch den Geruch geleitet aus, und läßt ſich niemals durch das unſchädliche Ausſehen einer giftigen zum Genuß derſelben verlocken. Die Kühe von europäiſcher Abkunft, welche ein amerikaniſcher Koloniſt mit ſich in ſein neues Beſitzthum genommen, waren im erſten Winter, auf deſſen längere Dauer man ſich nicht vorgeſehen hatte, in großer Gefahr zu verhungern und glichen bereits nur lebenden Gerippen. Man hatte an ihnen bemerkt, daß ſie, ſo oft die Stallthür geöffnet wurde, ihre Köpfe Alle nach einer Gegend hinrichteten und mit lautem Gebrüll ihr thieriſches Verlangen zu erkennen gaben. Endlich ließ man ſie von den Ketten los und verſtattete ihnen das Hinauslaufen ins Freie, obgleich weder auf Feldern noch auf Wieſen noch im Wald ein genießbares Grün unter der Schneedecke hervortrat. Alsbald rannten die hungernden Thiere in unaufhaltſamer Eile hinab nach dem Thale, wo im ſumpfigen Grunde, am Ufer des Flußes ein Gewächs ſtund, in welchem keiner der Koloniſten ein Futterkraut erkannt hätte, denn es glich vollkommen den Arten unſres Schachtelhalmes. Die Kühe aber durch ihren Inſtinct ſichrer geleitet, als der Menſch durch ſeinen vergleichenden und berechnenden Verſtand, fraßen begierig von dem Ge-

wachs und kamen durch den fortgesetzten Genuß desselben bald wieder zu Fleisch und Kräften.

Mächtiger noch und in ungleich augenfälligerer Weise als da, wo es blos die Ernährung und die Erhaltung des eigenen Leibes und Lebens gilt, äußert sich der Instinct in seiner Verbindung mit der Elternliebe. Das Thier vergißt, wenn es zur Vertheidigung seiner Jungen aufgeregt wird, jeder Gefahr die seinem eigenen Leben drohet; die mütterliche Zärtlichkeit führt selbst das plumpe Wallfischweibchen, dem man sein Junges raubte, immer wieder zu der Nähe der Räuber hin, wo es dann insgemein eine leichte Beute der Wallfischfänger wird, und dieselbe Treue der Mutterliebe, bis zum Tode, wird an dem Seeotter so wie bei mehreren Säugthieren des Meeres bemerkt.

Wenn bei dem fruchtbaren Ameisenweibchen die Zeit gekommen, wo dasselbe seine Eier gebären soll, da nimmt der Drang, der dasselbe wenig Tage vorher so unaufhaltsam hinausführte in die Luft und zu den fröhlichen Tänzen im warmen Sonnenschein eine ganz andre, entgegengesetzte Richtung an. Die Schaar der Tänzer und Tänzerinnen, die man noch kurz vorher, in manchen Ebenen an der Seeküste, wie Wolken oder Rauchsäulen emporsteigen sahe, senken sich zur Erde, die Männchen sterben oder werden mit vielen Tausenden der Schaar den Insecten fressenden Thieren zur Beute, die übrigen Weibchen aber, als ob sie der wilden Lustbarkeiten sich schämten, kriechen am Boden nach dem Bau von Ameisen ihrer Art hin. Mag es nun derselbe seyn, in welchem sie geboren und erzogen wurden, oder ein andrer, sie tragen jetzt, in der Hoffnung eines künftigen Geschlechtes, die sie mit sich bringen, das Zeichen einer Majestät und Herrschermacht an sich, das von allen Wesen ihrer Art hoch geachtet und mit liebender Ehrfurcht empfangen wird; überall an solchem Ort sind sie der entgegenkommenden Pflege gewiß. Aber die zarten, feingewebten Flügel, auf deren Besitz noch kurz vorher des Lebens höchste Lust und Freude beruhte, sind dem Thiere, auf dem jetzigen Theile des Weges seiner Bestimmung statt zur Lust, nun zur Last. Die Regungen des Instinctes lehren ihm dieses, und mit Anstrengung der eigenen Kräfte und Glieder, reißt es sich den glänzenden Schmuck von seinem Rücken ab und kriecht flu-

gellos, um ihn nie wieder zu verlassen in den Bau, zu dem Volk der ungeflügelten Arbeiterinnen hinein.

Die sinnvoll schöne Dichtung, daß der Pelikan im Feuer der Liebe zu seinen Jungen, um diese vom Tode zu retten die eigne Brust aufreiße, dann die Verschmachtenden mit seinem Blute tränke und neu belebe, ist freilich nicht wörtlich so zu nehmen, denn das Blut womit man zuweilen das weiße Brustgefieder dieses Vogels besprengt sieht, wenn er mit dem in seinem Kehlsack herbeigetragenen Fischen seine Kinder speist, kommt von den zerbissenen Fischen, oder, wenn es, in seltnen Fällen ein eigenes seyn sollte, aus den kleinen Wunden, welche die jungen Pelikane ihren Alten durch die scharfen Widerhaken ihrer Schnabel im Kehlsack beibringen, in den sie, so lang sie noch klein sind, wie in eine Schüssel hineinlangen. Uebrigens aber ist das keine Dichtung, sondern die Erfahrung zeigt es täglich, daß die Mutterliebe im Thierreich stärker sey als des eignen Leibes Noth und des Todes Schmerz. Daß es nicht, so zu sagen eine Verwandtschaft der leiblichen Elemente, etwa des Fleisches und Blutes sey, die zwischen der Mutter und den aus ihr gebornen Jungen bestehet, sondern der Antrieb, der Instinct einer Liebe, welcher aus einer andren, höheren Quelle kommt, was dem Zuge der Mutterliebe seine Macht giebt, dies lehrt uns die Zärtlichkeit der Thiere gegen solche hülflose Brut, die eine höhere, göttliche Fürsorge ihrer Pflege anvertraut hat. Zwischen der Bachstelze und dem armen von der eignen Mutter verwahrlosten Kinde, dem jungen Kukuk, der als Ei in ihr Nest so wie unter ihre Fittige kam, ist doch gar keine Verwandtschaft des Fleisches und Blutes, und dennoch mühet sich die zärtliche Pflegemutter bis zur Ermattung des Todes ab, um den hungernden Pflegbefohlenen zu sättigen. Ein berühmter Naturforscher (Bechstein) sahe einstmals als es schon tief im Spätherbst war, wo es in der Nacht schon Reif und selbst Eis giebt, eine Bachstelze am Bache, den die Sonne beschien, emsig hin und her fliegen und laufen. Wer es weiß in welcher unwiderstehlichen Weise der Wandertrieb das Thier ergreift, wenn jetzt die Zeit gekommen ist wo das ganze Heer der Seinigen fort ziehet und ihm zugleich, beim Herannahen des Winters das Futter zu gebrechen anfangt, der wird es begreiflich finden daß das Zurückbleiben einer Bachstelze, die von Insekten lebt, bei uns bis tief in den Oktober hinein, wo draußen im Freien kaum noch

einzelne Fliegen zu ſehen ſind, etwas Auſſerordentliches ſey. So erſchien dies auch dem eben erwähnten Beobachter und er ging deshalb dem Thiere nach, das ſo eben, als ob es Junge zu verſorgen hatte, ein erbeutetes Inſect in ſeinem Schnabel hinwegtrug. Da ſahe er, daß der Kopf eines ziemlich groſſen Vogels aus der Oeffnung eines hohlen Baumes ſich herausſtreckte, der ſeinen Schnabel begierig nach dem Futter aufſperrte, das die Pflegemutter ihm brachte. Es war ein junger Kukuk, deſſen rechte Mutter ihr Ei wahrſcheinlich im Schnabel zu dem Loch des Baumes hinaufgetragen und in das dort innen befindliche Neſt der Bachſtelze hatte hineingleiten laſſen. Das junge Thier war in der Hohlung des Baumes gewachſen, hatte auch vorne am Kopf und Hals ſein vollkommenes Gefieder erlangt, zugleich aber ein Gefangener geblieben, denn die Oeffnung war zum Hindurchlaſſen ſeines Körpers zu klein. Die zärtliche Pflegemutter aber wurde eher mit ihrem Pflegling geſtorben ſeyn als ihn in ſeiner Hulfloſigkeit verlaſſen haben.

Welche Mutterpflege und Muttertreue kann jene übertreffen, die das arbeitende Volk der Bienen und Ameiſen an den Eiern und der jungen Brut ihrer Königinnen übt; welche Ausdauer einer menſchlichen Erzieherin mag jene überſteigen, die das Weibchen des Puterhahnes an den Kuklein von fremder Abkunft erweiſt, die man von ihm ausbruten ließ. In der groſſen Pflegeanſtalt der Natur ſind jene Weſen nicht zu beklagen, welche unſerm Auge als die Verlaſſenſten und Hulfloſeſten erſcheinen, denn gerade für dieſe iſt mit der groſſeſten Freigebigkeit und Milde geſorgt.

In einer ganz beſonders merkwurdigen Form erſcheint der Inſtinct, als Antrieb einer allerhaltenden Fürſorge, wo derſelbe nicht für ein Einzelweſen oder für eine Familie der eignen oder fremden Jungen, ſondern für die Geſammtheit der lebenden Weſen in heilſamer Weiſe wirkſam iſt. Der Drang, welcher hierbei die Thierwelt ergreift, ſtehet mit dem Triebe der Selbſterhaltung in ſo entgegengeſetztem, widerſprechendem Verhältniß, daß er oft Myriaden der Einzelweſen, zum Heil des Landes ihrem ſicheren Untergange entgegenführt. Alle Kräfte der Menſchen und jener hulfreichen Thiere, welche dem Ueberhandnehmen des ſchädlichen Kohlweißlings, deſſen Raupen das Verderben unſer Gemüſegärten ſind, zu ſteuern vermögen, werden zu manchen Zeiten unzulänglich gefunden;

ginge dann die Vermehrung in gleichem Schritte weiter, da würde all unsren Kohlgewächsen die Vernichtung droben. Doch gegen diesen Unfall hat die Natur ihre mächtigen Gegenmittel. Man siehet auf einmal ganze Wolken jener Schmetterlinge das Land, dessen Plage sie waren, verlassen, und sich in einer Richtung entfernen, welche insgemein ihr Endziel im Meere findet. Ein solcher, sich selber den Fischen zur Speise darbringender Zug dauerte nach Lindleys Beobachtung mehrere Tage und behielt unverändert die Richtung nach dem nahen Meere bei; Kalm sahe Schmetterlinge dieser Art uber dem Gewässer des brittischen Kanales. Auch die Schwärme der Heuschrecken, wenn sie zur furchtbarsten Anzahl angewachsen sind, nehmen zuletzt insgemein ihren Weg nach dem Meere oder in das wuste Land, und dasselbe hat man bei sehr verschiedenen Arten der schadlichen Insecten bemerkt. Auch die Lemminge, diese Feldmäuse des hohen Nordens, sammlen sich, wenn ihre Ueberzahl im Lande der Heimath zu groß geworden, zu ungeheuren Schaaren und ziehen in gerader Richtung, öfters den Meeresarmen und Strömen zu, in denen sie ihr Grab finden. Selbst im günstigsten Falle kehrt nur ein kleiner Theil dieser Auswandrer zur Heimath zurück. Wie sich ein lebender Korper bei dem Wachsthum seiner Glieder aus eigner, innerer Kraft, gewisse Granzen setzt; so thut dies auch die Gesammtheit der lebenden Natur, durch die eigne Macht des den Wesen eingehauchten Instinctes. Das Wasser eines Springbrunnens steigt durch den Druck der höheren Wassersaule bis zu einem gewissen Punkte, wo aber die Wirksamkeit jenes Druckes ein Ende hat, da stürzt es sich unaufhaltsam hinab zum Boden.

Das Band, welches als Instinct die einzelnen Dinge zu einem Verhältniß des wechselseitigen Nutzens und Dienstes zusammenfasset und mit ihnen zum Wohle des Ganzen waltet, findet sich nicht nur um die einzelnen Wesen der Aussenwelt geschlungen, sondern zeigt sich auch im Innern eines jeden beseelten Leibes wirksam, wenn es alle einzelnen Elemente und Organe desselben fur den Gesammtzweck seines Lebens gestaltet. Es ist da jeder Theil zum Dienst der andren Theile, alle zuletzt sind fur die Wirksamkeit der Seele da.

Dasselbe, was der Instinct an den Wesen der äußern Natur in augenfälliger Weise verrichtet, das bewirkt in seinem verborgneren, innrem Kreise der Bildungstrieb. Der

Vogel

Vogel muß ein Neſt bauen fur die Eier welche er in dieſem ausbruten ſoll, ein Neſt das um ſo ſorgfaltiger angelegt, um ſo warmer von ihm ausgefuttert wird, je hulfsbedurftiger der Zuſtand der Jungen iſt, welche aus den Eiern hervorgehen. Wenn die Jungen des Singvogels blind und unbefiedert zur Welt gekommen ſind, dann muſſen die Alten fur ſie die Nahrung aufſuchen, welche fur die erſte Lebenszeit derſelben am geeignetſten iſt, und bei dieſer Gelegenheit entwickelt ſich bei den aus dem Schnabel futternden Vogeln, in vielen Fallen ein auffallendes Zartgefuhl des Inſtinctes, indem das Futter, welches die Alten den neugebornen Jungen bringen, ein andres iſt als das, was ſie ihnen mehrere Tage nachher und dieſes wieder ein andres als das, was ſie ihnen im Zuſtande der heberen Reife darreichen. Alle dieſe augenfalligeren Aeußerungen eines bauenden Kunſttriebes und des Inſtinctes der Mutterliebe fallen bei dem Saugthier von ſelbſt hinweg; dieſes bedarf nicht der Anlegung eines Neſtes zum Bebruten der Eier, denn ſeine Jungen werden nicht außer, ſondern innerhalb ſeines Leibes zur Ausgeburt reif; es bedarf nicht der Mube, nicht eines Triebes der vom Inſtinct geleitet wird, zum Aufſuchen der erſten Nahrung fur ſeine Jungen, denn jene Nahrung wird ohne ſein auſſerlich ſichtbares Zuthun, als Muttermilch, von den Gefaßen ſeiner Bruſte bereitet.

Umgekehrt aber muß der ſonſt ſo hochbegabte Menſch durch den ſinnreichen Fleiß ſeiner Hande ſich die Kleidung und Decke des Leibes bereiten die ihn in der heißen Zeit des Jahres nur leiſe umhullt, wahrend der kalten Zeit des Winters aber gegen die Kalte ſchutzt, wahrend das Gefieder der Ganſe und Enten, eben ſo wie das Fell der Saugthiere ohne ihr Zuthun beim Herannahen des Winters die warmende Flaume und das Wollenhaar anſetzt, welche im Fruhling mit einem leichteren Kalmgewand vertauſcht werden. Welches menſchliche Gewand, bereitet von auserleſenen Stoffen und gebildet mit hochſter Kunſt kommt an Schonheit und Pracht dem glanzenden, mit allen Farben der Edelſteine prangenden Gefieder mancher Vogel gleich, womit dieſe in der Zeit der Vermahlung geziert ſind, und wie arm wurde es uberhaupt in der Garderobe des Menſchen, vornamlich fur die Zeit des Winters ausſehen, wenn er nicht zur Fertigung und Ausſchmuckung ſeiner Gewander das Wollenhaar

und das feine Pelzwerk zu Hülfe nehmen könnte, womit die bildende Naturkraft das Thier ohne sein Zuthun versorgt. Der Mensch bedarf vieler Mühe und Kunst um sich die Waffen deren er sich im Kampf bedient, oder die Werkzeuge zu bereiten mit denen er den Stein behauen und das Holz bearbeiten will, dem Hirsch wachsen die Waffen zum Kampfe von selber, ebenso der Holzsägewespe ihre Säge, der Steindattelmuschel das feilenartig gestaltete Mundstück, durch das sie sich in den Felsen hineinarbeitet. Noch mehr als bei dem Menschen und beim Thier ist das, was bei diesen der Verstand und die Anregung des Instinctes in äußerlich augenfälliger Weise bewirkt, bei der Pflanze in den verborgenen, innren Kreis der bildenden und gestaltenden Kräfte hineingetreten. Das Gewächs bedarf keines künstlichen Anlegens von Vorrathskammern, keines Sammlens von Nahrungsstoffen für die Saamen und Keime die es nach seinem Absterben hinterläßt, sondern dem Weizenkorn wie der Knolle des Kartoffels ist von ihrer ersten Bildung an eine Fülle des Nahrungsstoffes mitgegeben, welche für das Bedürfniß der Entwicklung des Keimes vollkommen ausreicht.

Hier sind die Leistungen des Instinctes die sich bei den Thieren als ein Zug in die Ferne im Auffinden der Nahrung, und in den jährlichen Wanderungen, als Kunstsinn im Fertigen der Gewebe und Wohngebäude kund geben, auf die innren Elemente und Theile eines einzelnen Pflanzen- oder Thierleibes übergetragen, ohne hierbei ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach eine Aenderung zu erleiden. Denn wenn jeder Stoff den das Thier in seiner Nahrung aufnahm, sobald er in den Kreis des besondern Lebens und seiner Wechselwirkungen getreten durch alle Regionen des Leibes den Weg zu seinem bestimmten Ziele: die Kalkerde zum Knochen, die Kieselerde zum Haar, das Eisen zum Blut, der Schwefel und Phosphor zum Gehirn und Nerven, und von da zum Knochen findet, sollte dies weniger wunderbar seyn, als die Wanderungen des schnell und leicht beweglichen Vogels zu dem Ort seiner Ernährung und Versorgung? Wenn ganze Massen des untauglich gewordenen, leiblichen Elementes sich nach der Oberfläche des Leibes hindrangen, um in der Ausdünstung der Haut sich auszuscheiden, und im Meere der Luft sich zu verlieren, ist dies etwas Andres als jener Antrieb, der manche schädliche Thiere (nach S. 32.) zu gan-

zen Wolken zusammenschaart und sie hinausführt ins Meer, damit das Land von ihrer Ueberfülle entlastet werde? Wir bewundern die hülfreiche Aufregung, die sich alsbald einem Ameisenhaufen oder einem Bienenschwarm mittheilt, wenn eine Gewaltthätigkeit von außen ihren Bau zerbrochen hat, oder wenn eine andre Gefahr der Zerrüttung und Auflösung durch innre Feinde demselben droht. Wenn aber nach einem verwundeten Gliede, nach einem zerbrochenen Knochen des Thierleibes sich alle Kräfte und Säfte desselben in flammender Eile hindrängen, um das Verwachsen und Heilen des Risses oder des Bruches einzuleiten, und wenn dieses Streben seinen Zweck erreicht; wenn sich im allgemein kranken Zustand des Leibes der Sturm eines Fiebers erhebt, der, wenn er kräftig genug ist, den innren Krankheitsstoff zersetzt und entfernt, sollte dies in mindrem Grad unsrer Bewunderung werth seyn? Die Spinne bereitet künstliche Netze, um die Beute, die ihr zur Ernährung dient, zu erhaschen; ist etwa der Bau der einzelnen Aussonderungsorgane, die sich mitten im Leibe bilden, um in der Leber die Galle, in der Knochenhaut den Knochen, aus den Elementen, die durch das Blut nahe gebracht wurden, zu erzeugen, nicht eben so kunstreich und stehen etwa die feinen Gewebe und Gestaltungen aus denen der Thierleib gebaut, und immer wieder neu gestaltet wird, den Geweben des Seidenspinners und den Bauen der Bienen, oder der Biber nach?

Im Allgemeinen ist, wie wir im vorhergehenden Capitel (6) sahen, der Instinct jenes Walten der Schöpferkraft, durch welches die Wesen der Sichtbarkeit so aneinander gepaßt und zusammengefügt werden, wie die Werkstücke eines Hauses oder Tempels, durch einen einsichtsvollen Baumeister und seine ihm dienenden Arbeitsleute. Jedes lebende Wesen unsrer Sichtbarkeit ist, in der Reihe jener Arbeitsleute, beim Bau des Ganzen angestellt und beschäftigt. Der einzelne Arbeitsmann, der oben an der Zinne die Steine des Mauerkranzes aufeinanderlegt und durch Mörtel verbindet, sieht und beachtet nur dieses Werk seiner Hände, er nimmt nichts wahr von dem was die Handlanger unter ihm, zu seinen Füßen thun, wie sie den Stoff, der tief aus dem Boden kam, zu Ziegelsteinen oder Mörtel verarbeiten und diese von Hand zu Hand hinaufsordern, bis zum Arbeitsmann, der den Bauplan des Tempels vollführen hilft. Nur der Bau-

meiſter, dem die Fürſorge für das Ganze auferlegt iſt, gehet, mit ſeinem anordnenden Blicke, unten am Boden dem Handlanger nach, der das Material zum Gemäuer gräbt und bereitet, wie der Reihe der Andren, die ſich den Stein von Hand in Hand reichen, und der Werkthätigkeit des Maurers, der oben an der Zinne die Werkſtücke nach dem Geſammtplan des Gebäudes aneinander fügt.

Wenn der Biſſen der Nahrung, wenn der erquickende Trank durch unſren Mund eingegangen und in den Magen gekommen iſt, dann nehmen wir nicht mehr wahr, wie aus ihm der Speiſeſaft und das Blut bereitet, wie durch das Athmen aus dem Blute die wärmende Flamme, auf dem Herd des Lebens entzündet und erhalten werde; wir bemerken nichts von all den Bildungen und Wiederauflöſungen der einzelnen Theile, die in unſrem Leibe vor ſich gehen. Das Werk der Seele an ihrem Leibe und an allen Elementen deſſelben gleicht einem mächtigen Bewegen, welches alles Bewegliche, das in ſeine Nähe kommt, mit ſich fort reißet in ſeiner Richtung. Der Strahl der Sonne, wohin er auch dringt, kann nur leuchten und wärmen, die Flamme des Feuers kann und muß in allem Brennbaren, das ſie berührt, nur ein gleiches Entflammen bewirken. So liegt auch in dem Leben der Seele, das ein Wirken und Bewegen zu einem beſtimmten Zwecke iſt, die Macht, alles Das, was in ihren Bereich kommt, zur Erreichung dieſes Zweckes zu Hülfe zu nehmen und auf ihrem Laufe, nach beſtimmtem Ziele, mit ſich hinwegzuführen.

Das Weben des Windes reißt alle leichte Körper mit ſich fort, in der Richtung, die ihm ſelber angewieſen iſt. Wenn ein Adler, der am Boden des Feldes hinfliegt, durch ſeinen mächtigen Flügelſchlag dieſes Weben erregt, dann folgt ſeinem Laufe die leichte Spreu, die am Boden liegt, ohne daß der Adler, der nur das Ziel ſeines Fluges im Auge hat, dieſes beachtet, denn die Spreu iſt außer und unter ihm. So theilt auch die Seele des Thieres und der Pflanze die Richtung ihres Lebens dem Erdenſtoffe mit, den ſie, als Leib, zum Werkzeug ihrer Thätigkeit bildet und zu ihrem Dienſt in Bewegung ſetzt. Der Stoff iſt ihr von außen zugebracht und zur Forderung des allgemeinen Baues in die Hand gereicht, aus einer Tiefe, zu welcher ihr Blick nicht hinabreicht. Der aber, deſſen Werk der Stoff und ſeine

Bereitung, deſſen That und Wille die Forderung deſſelben von Hand in Hand bis hinauf zur augenfälligen Zinne des Baues iſt, ſieht und weiß den ganzen Hergang der Ausführung des in Seinem Geiſte vorbedachten und entwickelten Planes.

8. Der Compaß.

Der Erſte, der die Entdeckung machte, daß es einen Eiſenſtein — den Magnet — giebt, welcher andres Eiſen an ſich ziehet, mag über dieſe Eigenſchaft eines unſcheinbaren Steines nicht wenig erſtaunt ſeyn. Wie das Thier ſeine Speiſe, ſo erfaßt der Magnet das Eiſen, aber er verzehrt daſſelbe nicht, ſondern macht daſſelbe nur zu Seinesgleichen, denn wenn eine ſtählerne Nadel (etwa eine Nähnadel) eine Zeitlang in Vereinigung mit dem Magnet geblieben war, und man ſie nun von dieſem hinwegnimmt, dann wird ſie nicht bloß ſtärker von dem Magnet angezogen, ſondern ſie ſelber zieht nun auch andere Nadeln oder leichte Eiſentheile zu ſich hin. Mit einer ſolchen magnetiſch gewordenen eiſernen Nadel hat man, wahrſcheinlich zuerſt nur ſpielweiſe, den Verſuch gemacht, ſie auf einem Stückchen leichten Holzes, einem kleinen Spahn oder einem Korkſcheibchen in einer Schüſſel voll Waſſer herumſchwimmen zu laſſen um ihre Beweglichkeit nach dem Magnet hin, wie an unſren künſtlichen magnetiſchen Fiſchchen, leichter beobachten zu können. Bei ſolcher Gelegenheit mußte man bemerken, daß die magnetiſche Nadel mit ihren beiden Enden ſich beſtandig nach einer beſtimmten Weltgegend hinwende. In dergleichen Weiſe iſt der Compaß erfunden worden, welcher ſeiner älteſten Einrichtung nach wohl nichts Andres war, als eine auf leichter Unterlage ruhende auf dem Waſſer ſchwimmende, oder an einen Faden ſchwebende magnetiſche Nadel, welche durch ihre beſtandige Richtung nach Norden und Süden auch bei ganz trübem Himmel die Lage der Weltgegenden anderete, und hierdurch, ſeitdem man ihr beſonders eine bequemere, beſſere Einrichtung ertheilt hatte, zu einem guten, ſichren Wegweiſer der Reiſenden uber Land und Meer wurde.

Wenn die Zugvogel uber Land und Meer oder wenn andre Thiere aus ihrem bisherigen Lebenskreiſe hinaus, durch den ſie beherrſchenden Naturtrieb zu einem ſinnlich fernen

Ziele geführt werden, da bedürfen sie freilich unsres Compasses nicht, uns aber, wenn wir mit unsrem forschenden Verstande dem thierischen Instincte auf seinen vielverschlungenen, dunklen Bahnen folgen wollen, kommt dabei die Erkenntniß der Natur des Compasses gut zu statten.

Die Gegenden, nach denen die freischwebende Magnetnadel von selber sich hinrichtet, ist im Allgemeinen die der Weltpole, des Nordens und Südens; jedes der beiden Enden der Nadel stellt im Kleinen einen Pol des Erdganzen dar und wird bei seinem Bewegen gegen den ihn befreundeten Erdpol hingelenkt. Die Eigenschaft, auf welcher jenes Bewegen beruhet, wird deshalb Polarität genannt. Wenn man zwei solche Nadeln oder an Stärke sich gleiche Magnete einander nähert, dann bemerkt man, daß jene Enden welche an ihnen beiden nach Norden oder nach Süden gekehret sind, sich nicht gegenseitig anziehen sondern abstoßen, dagegen zieht der Nordpol des einen den Südpol des andren, und umgekehrt an. Ueberhaupt, so kann man sagen, sucht also jeder Pol an einem Körper von gleichen polarischen Eigenschaften nicht das, was er selber, sondern vielmehr das, was er nicht selber ist.

Wenn wir nun weiter darnach fragen, worauf alle Polarität in der Natur sich gründe, so ist die Antwort kurz die: auf das Daseyn eines Schöpfers, gegenüber Seiner Schöpfung; auf die fortwährende Einwirkung einer schaffenden und erhaltenden göttlichen Kraft, in die Welt alles Geschaffenen.

Der Schöpfer hat in jedes seiner Geschöpfe, in die mächtigen Gestirne des Himmels wie in die Sandkörnlein der Erde, in den Geist des Menschen wie in die bildende Seele des kleinsten Mooses, ein bestimmtes Maaß seiner eigenen Kraft: ein schöpferisches Wirken und Vermögen gelegt, durch welches das einzelne Wesen entsteht und fort besteht. Diese inwohnend verliehene Kraft ist es, welche, wie wir dies im vorhergehenden Capitel sahen, in jedem lebenden Leibe ein Werk der Schöpfung im Kleinen wiederholt, indem es die einzelnen Elemente und Theile zu einem wohl- und zweckmäßig geordneten Ganzen vereint. Wie der Magnet jedem Stücklein Eisen, das er an sich zog, seine magnetische Eigenschaft oder Polarität mittheilt, so thut dies auch die Schöpferkraft der Seele an den Stoffen, welche sie in den Kreis

ihrer Wirkſamkeit hereinzieht; jeder von dieſen empfangt ein gewiſſes Maaß des ſchaffenden Vermogens: er wird polariſch. Denn die Polarität beſteht darinnen, daß ein Ding, vermöge der ihm eingepflanzten Kraft ſich zu einem andren in das Verhältniß ſtellen kann, wie das Bewegende zum Bewegten, wie der Schöpfer zu ſeiner Schöpfung, während es umgekehrt auch wieder gegen ein andres die untergeordnete Stellung, eines Bewegten zu ſeinem Beweger einnehmen kann.

Die Wirkſamkeit jener Polaritäten, die in allen Theilen, in jedem Blutstropfen wie in jeder Faſer, von der Seele deſſelben aus, hervorgerufen wird, iſt dann eben das, was wir vorhin (S. 35.) als ein Geſchäft der Handlanger, von unten herauf, bezeichnet haben. Den Seelen kommt der Anfang und der Fortgang all ihres lebendigen Wirkens und Bewegens aus der Kraft des Schöpfers ſelber, und dieſe iſt es, deren allbedenkende Vorſorge dem Antriebe oder Inſtinct, der ſeinen Urſprung aus ihrem allumfaſſenden Walten nahm, ſeine ſichere Bahn beſtimmt. Der Nordpol der Erde oder jenes magnetiſche Wirken das aus der Tiefe des Planeten kommt, liegen auch von der Nadel unſeres Compaſſes in weiter Ferne ab, und dennoch findet der Drang des Bewegens nach den Polen hin immer wieder ſeine rechte Richtung, mag ihn auch ein äußrer, gewaltthätiger Einfluß noch ſo oft aus ihr entfernen; daſſelbe geſchieht auch dem Drange des Inſtinctes der aus einem Wirken ſeinen Anfang nimmt, vor deſſen Macht die Entfernung der irdiſchen Räume wie der Zeiten gleich wie Nichts iſt.

So giebt uns der Compaß, mit welchem der Schiffer ſich kühn auf das weite Meer waget, nach ſeinem kleinen Maaße ein Abbild, nicht nur des Erdkörpers und ſeiner Polarität, ſondern der geſammten Anordnung alles Seyns und Lebens der geſchaffenen Welt. Wie die Schöpfung nur ward und beſteht, durch den Einfluß eines bildenden, ordnenden und erhaltenden Schöpfers, ſo wird und beſtehet jedes einzelne Ding nur durch die ſchöpferiſche Kraft, die in ſein Weſen gelegt ward, und jedes derſelben ſtellt in ſich den Gegenſatz zwiſchen einem Schaffenden und Geſchaffenen dar; jedes der Myriaden von Weſen iſt ein Compaß, deſſen Anfang und Ende beſtandig nach einem und demſelben Puncte hinweiſet. Dieſer Richtpunct aber, nach dem alles Seyn und

Leben der Dinge sich hinwendet, ist Gott der Herr, der uns und alle Dinge gemacht hat und sie alle durchwirket mit seinem allmächtigen Worte, hochgelobet in Ewigkeit!

9. Der Wandertrieb des Geistes.

Es war den Gefährten des großen Columbus nicht zu verargen, wenn sie auf der kühnen Fahrt mitten durch den atlantischen Ocean, gerade in der Richtung in welcher dieser am breitesten ist, der kleinmüthigen Sorge und Furcht sich hingaben. Ihr Vertrauen und ihr Hoffen giengen nicht viel weiter als die Augen sahen; Ihr Denken und Dichten war nicht auf das Vollbringen einer kühnen That, auf das Erreichen eines geistig hohen Zieles gerichtet, sondern nur auf ein möglichst schnelles Erwerben von Geld und Gut, auf den Genuß der Sinnen, bei voller Sicherheit und Ruhe des Leibes. Nach den östlichen Küsten des goldreichen Indiens wollten sie gelangen, dort mit Edelsteinen, mit Perlen und Gold sich bereichern, eine Zeit lang im Genuß der Früchte und Naturgaben des Landes schwelgen, dann in die Heimath zurückkehren und da die erbeuteten Schätze in Ruhe genießen. Als sie sich aber jetzt, auf ihren schlecht verwahrten und nothdürftig versorgten Fahrzeugen mitten im Meere sahen, als der Passatwind aus Ost ihre Segel erfaßte und die Fahrt nach Westen, in die unübersehliche Weite des Weltmeeres so beschleunigte, daß sie bald viele Hunderte von Seemeilen vom Vaterlande hinwegkamen, als die Hoffnung auf ein nahes Land, welche das Erscheinen der schnellfliegenden Seevogel und einzelner Strecken des grünen Seegrases erregt hatten, immer wieder unerfüllt blieb und nach länger als einem Monat das lang ersehnte Land noch immer nicht erscheinen wollte, da war ihr Vertrauen so ganz zu nichte geworden, daß sie nur an die Heimkehr dachten und allein noch die unerschütterte Ruhe und Festigkeit des Führers den völligen Ausbruch des Aufruhrs zurückhalten konnte.

Es empörte sich hier das Fleisch gegen den Geist, denn während jene nur mit fleischlichem Auge sahen, mit fleischlichem Herzen hofften und vertrauten, erblickte der große Kolumbus mit geistigem Auge, weit über das Meer hinüber das Ziel der Fahrt, das den Andren verborgen war. Er hatte noch einen sicherern Führer bei sich, als den Compaß: das

war das feſte Vertrauen ſeines frommen Herzens auf Gottes Beiſtand und Hülfe, bei einem Unternehmen, welches beſtimmt war den unabweisbaren Drang des Menſchengeiſtes das noch Unbekannte zu erforſchen, und das Licht das aus Oſten kam, auch über das Dunkel der weſtlichen Erdtheile zu verbreiten. Was den Andren Furcht und Sorge machte, die mächtige Beſchleunigung der über mehr denn 900 Meilen weiten Fahrt durch Wind und Wogen, das gab ihm Freude und ſtärkte ſeinen Muth, denn ſein Sinn war nicht rückwärts, ſondern nur vorwärts gerichtet, dahin der Pole des Himmels, der gunſtige Wind, ihn ſelber geleitete; ſein feſtes Hoffen ruhete bereits aus auf dem Lande, das ſein Auge noch nie geſehen hatte, ja von welchem noch keine ſichre Kunde zu ſeinem oder der Seinigen Ohr gelangt war.

Die Heere der Schwalben ziehen von der nordweſtlichen Küſte von Europa aus faſt denſelben weiten Weg über das Meer hinüber und keine von ihnen wird auf dieſer großen Reiſe von Muthloſigkeit ergriffen, keine fühlt ſich zur Umkehr geneigt, weil in der Seele Aller ein Antrieb waltet der ſeinen leitenden Faden mit dem einen Ende hinüberſpannt an das ferne, noch unerreichte Ziel, und an dieſem eben ſo feſt hält als an dem Boden der eben verlaſſenen Heimath, an den das andre Ende ſich anknüpfet. Der Antrieb des Inſtinktes erſcheint überall als ein Suchen welches durch kein Hinderniß in ſeinem Gange ſich irre machen laſſet, weil das, nach welchem die äußre Natur des Thieres ſich hinbewegt, im Innern, in der Seele deſſelben ſchon vorhanden und bereits zu einem Gegenſtand des Genuſſes geworden iſt, verwandt, nach ſeinem Maaße, dem Genuſſe und der Freude, welche die Hoffnung uns Menſchen gewährt.

Es giebt einen Wandertrieb von viel höherer, mächtigerer Art als jene iſt, der den Vogel über den Ocean führt oder das Inſect aus einem Element und Kreiſe des Lebens in die andren; einen Trieb, welchen die Seele die er erfaſſet nicht nur von einem Ende der Erde zum andren, ſondern hinausführt über Mond und Sterne, über alle Gränzen der unermeßbaren Sichtbarkeit, in eine unſichtbare Welt des Geiſtigen und Ewigen. Dieſer Wandertrieb liegt in dem Geiſte des Menſchen; es iſt der Drang nach einem vernünftigen Erkennen, nach einem Verſtehen des Zuſammenhanges, in welchem die Dinge der ſichtbaren Welt unter einander ſich befinden und vor Al-

lem der Bedeutung die sie für unser eignes Leben haben. Der Drang nach dem Erforschen des unsichtbaren Anfanges und Endes unsres eignen Daseyns, nach dem Verstehen andrer Menschenseelen so wie das innige Verlangen nach der geistigen Gemeinschaft und Zusammengesellung mit diesen, auf dem gleichartigen Wege des Wissens und Erkennens. Ein Hoffen liegt jenem Wandertriebe zu Grunde, das noch stärker und fester ist denn das, welches den Columbus auf seiner Fahrt belebte; ein Hoffen das hinüberreicht uber das Grab, in ein Leben der Ewigkeit, und dessen Anker auf einem Grunde ruhet der in allen Sturmen fest halt.

Dem Antriebe des thierischen Instinctes sind die äußern Glieder zu seinem Dienst gegeben; beim Wandervogel die schnellbeweglichen Flugel, bei der Arbeitsbiene die Korbchen gleichenden Ansatze an den Fußen, darinnen der Blüthenstaub befestigt und eingetragen wird, bei dem Biber das meisselartige Gebiß zum Zerschneiden der Holzstämme und Aeste, und der kellenartige Schwanz, bei der Spinne die Drusen aus denen die zähe Flußigkeit kommt, die an der Luft zum Faden erhartet. Der Antrieb regt sich öfters schon, ehe noch die leiblichen Werkzeuge, durch die er spater sich kund giebt vorhanden oder ausgebildet sind; das Zicklein versucht schon zu stoßen, ehe es noch Horner hat; ein kleines Krokodil das so eben aus dem Ei gekrochen war, biß schon, im Vorgefuhl seiner künftigen Kraft und Stärke, zornwüthig in einen Stock hinein, den ein Engländer ihm vorhielt. Die Seele überhaupt ist eher als der Leib und dieser wird erst allmählig den Strebungen ihres Wesens zugegeben und angebildet, darum regt sich auch der Instinct noch ehe ihm das Mittel sich zu äußern vollkommen gewährt ist.

Schon im Allgemeinen sind die eigenthumlichen Vorzuge des Thieres vor der Pflanze: die sinnliche Wahrnehmung und die willkürliche Bewegung auf dem Besitz der Sinnorgane, vor Allem des Sehens und Hörens, so wie der bewegenden Muskeln gegründet; je weiter das Auge eines Thieres blickt, desto weiter kann es auch in der Regel sich bewegen; je großer die Kraft und die Beweglichkeit seiner Glieder ist, desto naher liegt ihm die Bestimmung andre Thiere zu bewältigen und von ihrem Fleische sich zu nahren.

Bei dem Menschen sind alle Sinnorgane in solcher Gleichmäßigkeit ausgebildet, seine Glieder sind von so vollkommner

Beweglichkeit, daß sein Leib schon hierdurch das geeignetste Werkzeug wird, dem Alles forschenden und verstehenden Geiste, so wie dem vernünftigen Willen zu dienen. Sein Auge siehet alle Herrlichkeiten der Schöpfung, deren harmonisches Bewegen das Ohr vernimmt; seine Hand mit ihren kunstreich wirkenden Fingern, bildet Alles nach, was das Auge sieht und verleihet dem todten Instrument eine Macht der Töne, wodurch dasselbe mit allen Melodien des Vogelgesanges und der Menschenstimme selber zu wetteifern vermag. Dem innren Antriebe der menschlichen Natur zu einem Erkennen und Verstehen der Werke Gottes und zu einem Wirken und Bewegen seiner Kräfte, welches mit der göttlichen Weltordnung übereinstimmend ist, findet sich demnach sein Leib, mit all seinen Gliedern und Kräften vollkommen anpassend und entsprechend. Dennoch können wir auch hier deutlich wahrnehmen daß die innre, geistige Kraft mit ihren Antrieben zum vernünftigen Erkennen und Handeln nicht aus dem vergänglichen Körper und aus der Einrichtung seiner Theile komme, sondern daß sie dem Geist angehöre und eins sey mit seinem Wesen selber. Sie ist deshalb vorhanden und der ihr eingepflanzte Antrieb giebt sich kund, auch dann wenn die Beschaffenheit des Leibes ihrer Wirksamkeit ungünstig und in hohem Grade hinderlich erscheint und läßt uns hierdurch erkennen daß sie fortbestehen werde, auch dann, wenn der Leib nicht mehr ist, eben so wie sie bestanden ist, noch ehe der Leib war. Wir suchen dies an einem Beispiele zu erläutern.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika zu Hannover in der Grafschaft New Hampshire wurde im Jahr 1829 Laura Bridgmann, als Tochter achtbarer und gebildeter Eltern geboren, an welcher es sich, wie an manchen andren Taubblinden, gezeigt hat, daß der Geist des Menschen in seinen Kräften und Aeußerungen derselbe bleibe, auch dann wenn die Pforten des äußeren Erkennens, die oberen Sinne, für ihn ganz verschlossen sind. Laura war bis zu dem zwanzigsten Monat ihres Lebens in einem Zustand des beständigen Hinsterbens, denn sie litt fast seit ihrer Geburt an den schmerzhaftesten Krämpfen und war überaus schwächlich. Erst von ihrem ein und zwanzigsten Monat an hatte sie sich etwas erholt und vor dem Ende des zweiten Lebensjahres einige Worte sprechen gelernt. Aber diese scheinbar leibliche Besserung war nur der Anfang eines noch viel schwereren Leidens

gewesen. Die innre, bisher auf der Wurzel des Lebens lastende Krankheit, welche vorher die lebensgefährlichen Krämpfe erregt hatte, zog sich vom Gehirn hinweg und warf sich auf die Organe des Gesichtes und Gehöres; diese giengen in Vereiterung über und wurden ganz zerstört; das Leben des Kindes war gerettet, aber Laura war von nun an eben so sehr stockblind als gänzlich taub, ja, wie sich dies später ergab, sie hatte auch den Sinn des Geruches und des Geschmackes verloren, denn ob man ihr Rhabarbertrank in den Mund giebt oder Thee, das kann sie nicht unterscheiden. Das arme Kind ist am Leben erhalten worden um die andren Menschen zu lehren, daß in ihnen noch ein andres Wesen und Leben sey als das wandelbare, vergängliche des Fleisches.

Während ihrer letzten schwersten Kinderkrankheit und eine kurze Zeit nachher sprach Laura noch einige ihrer erlernten Worte, da sie aber ihre Stimme nicht mehr hörte, verstummte sie bald ganz. Sie erholte sich langsam und erst mit dem Anfang des fünften Jahres war sie, abgesehen von dem Verlust der Sinne, vollkommen gesund zu nennen. Aber kaum war sie dieses geworden, da gab sich auch der Geist des innerlich reichbegabten, äußerlich so verarmten Kindes, mit all seinen ihm eingebornen Kräften und Bestrebungen, in einer so augenfälligen Weise kund, als wäre nichts geschehen, das ihn von außen beeinträchtigen könnte. Alsbald regte sich, in derselben Stärke wie bei talentvollen Kindern mit gesunden Sinnen der Antrieb zum Erkennen und die Wißbegierde. Laura fing an, munter im Hause herumzulaufen und alle Gegenstände mit ihren Händen zu betasten. Vor Allem folgte sie der Mutter, auf allen ihren Tritten und Schritten, forschte, wenn diese beschäftigt war, mit ihren fühlenden Händen nach dem Thun der Mutter, ahmte dieses sorgfältig nach und lernte auf diese Weise mehrere weibliche Arbeiten. Wie andre Mädchen ihres Alters verstund sie und trieb sie mit Lust das Spiel mit Puppen und andren Gegenständen der kindlichen Ergötzung; ihre höchste Freude jedoch genoß sie dann wenn sie etwas Neues erlernt, oder den Nutzen eines Gegenstandes, den Zweck einer Arbeit erforscht hatte.

In ihrem angehenden neunten Jahre, 1837, kam Laura nach Boston, in das dortige Blindeninstitut, unter die Lei-

lung des trefflichen Vorstandes, des Doctor Howe. Als das Kind sich auf einmal von seiner treuesten, liebsten Pflegerin und Freundin getrennt, unter ganz fremden Menschen und in fremder Umgebung fühlte, war es allerdings eine Zeit lang furchtsam und verlegen, aber es zeigte sich auch in diesem Falle, daß der tiefste, innerste Antrieb unsrer Natur, der im Wesen des Geistes liegt, mächtiger und gewaltiger sey als der Zug und die Neigungen des Fleisches. Der Trieb, Neues zu erkennen und zu erforschen fand in der neuen Umgebung mehr Nahrung; das Streben nach geistiger Zusammengesellung wurde noch ungleich vielseitiger befriedigt als im elterlichen Hause, darum fand sich die Kleine am neuen Aufenthaltsort bald eben so glücklich, ja noch glücklicher als daheim. Kamen doch dem schönen, lebhaften, geistvollen Kinde, das so sanft und liebevoll aufschmiegend war wie ein Lamm, alsbald alle Mitglieder der Blindenanstalt mit Liebe entgegen, und wenn die blinden Pflegeschwestern mit ihr spielten, wenn selbst Doctor Howe ihrer Puppe mit der sie einmal, als ob dieselbe krank sey, die Rolle einer Krankenwärterin spielte, den Puls fühlte und ihr ein Pflaster auf den hölzernen Kopf legte, da jauchzte sie laut und hüpfte vor Freude.

Das von Andren so viel bedauerte Kind, wie war es dennoch so glücklich in sich selber, so froh und heiter! Es wußte daß ihm Vieles, daß ihm Wahrnehmungen der Außenwelt mangeln, welche die andren, gesunden Menschen haben, zugleich aber fühlte es, daß es dennoch das besitze, was mehr ist als die äußern Sinne und was allen andren Menschen es gleich stellte; es war in der Thätigkeit seines lebendigen Geistes und in der Liebe zu andren Menschenseelen glücklich. Bald war die Kleine mit ihrer neuen Umgebung so vertraut, daß sie wie ein sehendes Kind die Treppen des Hauses auf und ab lief, und alle vierzig Bewohner derselben durch Berührung kannte. Bei Tische, wie bei jeder andren Gelegenheit betrug sie sich mit einem Anstand, der nicht durch das Sehen von fremdem Beispiel erlernt war, sondern von innen hervorging; sie kleidete sich ohne fremde Hülfe von selber aus und an und verrieth hierbei, selbst beim Flechten des Haares, ein ihrem Geschlecht eigenthümliches Streben nach Nettigkeit und Zierlichkeit; in den weiblichen Arbeiten des Strickens, Stickens, Nähens bewieß sie eben so viel

Fleiß und Geschick als ihre blinden, dabei aber hörenden Mitschülerinnen. So war sie in das günstigste Element zur Entwicklung der Antriebe der inneren Menschennatur gekommen und befand sich wohl in ihm.

Mitten aber in der geistigen Aufregung waren die Keime der natürlichen Liebe und dankbaren Anhänglichkeit an die erste Pflegerin des Lebens, an die Mutter keineswegs erstickt worden, sondern diese wuchsen mit der geistigen Entwicklung zugleich, immer kräftiger, menschlich veredelter auf. Etwa ein halbes Jahr nach Lauras Eintritt in die Blindenanstalt erhielt dieselbe einen Besuch von ihrer Mutter. Das Personengedächtniß der kleinen Taubblinden war seitdem mit so vielen neuen Eindrücken überfüllt worden, daß sie die Mutter in den ihr wahrscheinlich noch unbekannten Reisekleidern nicht erkannte, obgleich sie forschend ihre Hände wie ihren Anzug betastet hatte. Sie wendete sich deßhalb bald wieder von derselben, wie von einer Fremden ab, ja sie entzog sich mit Widerstreben ihren Liebkosungen, obgleich die wohlbekannte Perlenschnur, die sie im elterlichen Hause getragen und welche die Mutter ihr mitgebracht hatte, ihr große Freude machte und sie beim Empfang derselben dem Doctor Howe andeutete, daß dies aus der Heimath komme. Die Mutter reichte ihr hierauf noch einen andren wohlbekannten Gegenstand aus dem Elternhause in die Hand, Laura wurde lebhaft bewegt, untersuchte sie genauer, gab dem Herrn Howe zu verstehen, daß diese Dame gewiß aus Hannover käme, ließ sich auch einige Liebkosungen von ihr gefallen, ging aber dann doch wieder von ihr weg. Die schmerzlich betroffene Mutter nahte sich ihr von neuem, da erwachte in der Kleinen auf einmal der Zug der kindlichen Liebe mit all seinen Erinnerungen, sie betastete sehr eifrig die Hände der vermeintlich Fremden, wurde bald bleich, bald glühend roth und als jetzt die Mutter sie an sich zog, da verschwand aller zurückhaltende Zweifel, sie warf sich mit dem lebendigsten Ausdruck des Entzückens in die Arme derselben und wich nicht mehr von ihr; weder von ihren Spielsachen noch von den Gespielinnen nahm sie jetzt weiter Kunde.

Der nach Entwicklung ringende, geistige Antrieb zeigte übrigens auch bei dieser Gelegenheit seine entschiedene Macht. Als die Mutter wieder abreisen wollte, begleitete das Kind dieselbe, sie fest umschlingend bis vor das Haus, kaufte

dann mit der einen freien Hand umher um zu forschen wer in der Nähe sey, und da sie hierbei eine ihrer geliebtesten Lehrerinnen entdeckte fasste sie diese bei der Hand, drückte noch einmal die Mutter innig fest an ihr Herz, entließ sie aber dann und warf sich laut schluchzend in die Arme der Lehrerin.

Daß, wie wir vorhin sagten, der natürliche Trieb des menschlichen Gemüthes, der mehr dem Fleische inwohnt, durch das Wachsen des geistigen Antriebes keineswegs geschwächt, sondern nur veredelt und durch das geistige Element das er empfängt, nur noch mehr verstärkt werde, dies zeigte sich bei Laura am deutlichsten als sie, in einer freilich nicht hörbaren sondern nur fühlbaren, oder in Buchstabenschrift sichtbar werdenden Gedankensprache sich ausdrücken gelernt hatte. Mit der Gabe der Sprache wuchs auch das Vermögen der deutlichen Erinnerung an die Personen und Gegenstände der Außenwelt; die Züge der Zuneigung und Abneigung traten in deutlicherer Gestalt hervor. Sobald die Taubblinde durch die Geschäftigkeit ihrer Finger hatte Worte bilden lernen, war die Mutter und das Verlangen nach ihr ein öfterer Gegenstand ihres Gespräches, ihr erster Brief war an dieselbe gerichtet und wenn etwa die Lehrerin eines der andren blinden Mädchen liebkosend in ihre Arme schloß, wobei sich vielleicht in der armen, der fremden Liebe so bedürftigen Laura eine kleine Eifersucht regte, dann sprachen ihre zarten Finger die Worte aus: »meine Mutter wird mich lieb haben.«

Dem Instinct, der im Thiere waltet, kommt die leibliche Bildung jener Glieder entgegen und zu Hülfe, durch welche die innere Regung des Antriebes sich zu äußern vermag, dieser Antrieb schafft und gestaltet sich sein bestimmtes, ihm zugehöriges Organ. Dem Instinct, welcher das Thier zum Nahrungnehmen leitet, dienen beim Raubvogel die schnellen Schwingen beim Ereilen der Beute, Füße mit ihren Klauen, so wie der Schnabel beim Erfassen und Zerlegen derselben, dann der Magen und Därme, in welchen das Genossene aufgelöst, die Gefäße durch welche es zur Ernährung der Theile weiter gefördert wird. Auch der geistige Antrieb der Menschennatur, zum Erfassen des Erkennbaren und zum Verarbeiten desselben in eine innre Gestalt des vernünftigen Bildens so wie in die Kräfte zum vernünftigen Handeln schaffet und bildet sich sein eigenthümliches Organ; die Ge-

dankensprache, deren Worte zuerst ein innres, übersinnliches Element sind, dann aber in ein äußerlich vernehmbares sich verwandeln. Der Flug des Adlers, wenn er mit Sturmeseile sich auf seine Beute stürzt, oder der der Schwalbe, wenn sie über das Meer zieht, ist schnell, die Gedankensprache des Menschen aber ist noch unvergleichbar schneller, denn kaum ist das Wort gedacht oder gesprochen, da ist der erkennende Geist auf der Schwinge der Sprache auch schon zu dem Gegenstande hingelangt, den das Wort bezeichnete; wir sind im Geist bei dem Freunde den wir nannten oder an der vormals von uns besuchten und gesehenen Stätte, auch wenn beide, der Leiblichkeit nach, in einem weit entfernten Welttheile sich befinden. Mit dem Denken und Sprechen des Wortes hat auch der Menschengeist zugleich das Vermögen empfangen, das leiblich Gesehene und Empfundene in ein Wesen von geistiger Natur zu verwandeln, welches als solches zu seinem bleibenden Eigenthum wird, eben so unzerstörbar und unvergänglich als der Geist, seinem Wesen nach, dies selber ist.

Sobald die Biene in ihrer vollkommnen geflügelten Gestalt ans Licht getreten ist, kann sie, auch wenn man in diesem Augenblick sie unter einem Glas, bei einer Fülle von Nahrungsmitteln gefangen hält, nicht ruhen, sie liegt angstlich hin und her in ihrem Gefängniß und sobald man sie hinausläßt braucht sie sogleich die Flügel so wie die andern Glieder zum Aufsuchen und Herbeiführen des Materials und zur Geschäftigkeit für den gemeinsamen Bau, den sie mit den andren Bienen ihres Schwarmes als Pflegeanstalt für die junge Brut und zu Vorrathskammern errichtet. Auch der eingeborne Antrieb des Menschengeistes führet diesen unaufhaltsam, als ein Kunsttrieb von höherer Art, zur Mitwirkung für einen Bau hin, dessen Aufführung ein gemeinsames Werk der Menschenseelen ist: zu der Bildung einer jedem Einzelnen verständlichen Menschensprache. Diese ist das mächtige Bauwerk, in welchen schon die längst vergangenen Geschlechter den Vorrath der Gedanken und Erkenntnisse für uns niedergelegt haben, und auch wir vertrauen ihm die fruchtbaren Saamen für künftige Zeiten an.

Die Lebenskraft, die im Wesen der Biene waltet, kann nicht anders, sie muß sich in der Gestaltung der Flügel und all jener andren Glieder kund geben, welche der herr-

schende

ſchende Antrieb zum Sammlen und Bauen zu ſeinem Dienſte bedarf. So kann auch der vernunftig erkennende und wollende Menſchengeiſt nicht anders, er muß ſich eine Gedankenſprache ſchaffen, muß mit dieſer die Welt des Erkennbaren, ſo weit ihm dieſe offen ſtehet, umfaßen und in der Mittheilung ſeiner Gedanken an andre Menſchenſeelen zu dem gemeinſamen Kunſtwerk des Wiſſens mitwirken. Die Seele unſerer armen Taubblinden glich in ihrer leiblichen Beſchränkung durch den Mangel der höheren Sinnorgane, jener Biene, die man bei ihrem Hervorgehen aus der Puppenhülle unter einem Glaſe gefangen hält, ſie ſtrebte emſig hinaus in den Kreis jenes freiern Wirkens, darin ſie eine Gedankenſprache, zum Empfangen der freyden Erkenntniſſe von außen, und der Mittheilung ihrer innren Regungen an Andre erringen konnte.

Wenn die Menſchenſeele das Werk der Bildung eines Mittelgliedes von halb geiſtiger, halb leiblicher Art, wie dies die Sprache iſt, beginnt, da folgt ſie zunächſt dem Laufe den der leibliche Athem nimmt. Wie der Odem ein Aufnehmen und ein Hinausgeben des Lebenselementes der Luft, ſo begründet die Sprache ein Aufnehmen und Ausgeben der Elemente des Erkennens. Der Drang zu ſprechen, dem Geiſte ſo weſentlich eingepflanzt als dem Leibe der Drang zu athmen, macht deshalb im Menſchen alsbald gemeinſame Sache mit ſeinem leiblichen Gehaben und Abbild, er bedient ſich der Stimme zu ſeiner Befriedigung. Auch der Taubgeborene, welcher niemals die Stimme eines Menſchen vernommen hat, fühlt ſich unwillkührlich dazu gedrungen ſeine Empfindungen wie ſeine Vorſtellungen durch Töne auszudrucken. Ein Taubſtummer der durch den empfangenen Unterricht ſo weit gebracht war, daß er ſeine Gedanken in der Wortſprache kund geben konnte, erzählt von ſich, daß er vorher, ehe er Worte gelernt hatte, zu jenen Geberden, womit er ein zelne Gegenſtande bezeichnen wollte, immer auch eine beſondere Anregung ſeiner Stimme hinzugefügt habe, für jede ihm bekannte Perſon habe er einen freilich zunächſt nur ihm durch das Gefühl verſtändlichen Ausdruck der Stimme oder gleichſam Namen gehabt.

Bei der taubblinden Laura war dieſer nothwendige Zuſammenhang, in welchem die Gefühle und Vorſtellungen der Seele des Menſchen mit ſeiner Stimme ſtehen, in ganz be-

sonders deutlicher Weise zu bemerken. Wenn sie in ein Zimmer trat, in welchem eine Anzahl ihrer blinden Hausgenossinnen versammlet war, dann umarmte sie jede derselben und gab dabei einen besondren Laut von sich, den die blinden Mädchen, hierinnen aufmerksamer und geübter als die sehenden Menschen, eben so gut verstunden, als einen ausgesprochenen Namen. Auch dann, wenn sie ganz allein war und etwa an eine der Freundinnen dachte, der sie mit vorzüglicher Liebe zugethan war, ließ sie den Laut vernehmen der die geliebte Freundin bezeichnete und wenn man sie fragte warum sie den Namen nicht so wie bei den Gedanken an andre Gegenstände durch das Fingeralphabet sich ausdrücke, sondern durch einen Laut, da antwortete sie: ich denke nicht daran ihren Namen zu buchstabiren, — — weil ich denke wie sehr sie mich liebt und wie sehr ich sie liebe.

Der Mensch, auf der niedren Stufe der Sprachfähigkeit, auf welcher der noch ununterrichtete Taubstumme stehet, ist wie der Vogel oder wie andre mit einer Stimme begabte Thiere, welche auch die Gefühle des leiblichen Wohlseyns oder des Schmerzens, der wechselseitigen Zuneigung oder Abneigung, des Zornes wie des Schreckens, durch Töne der Stimme kund geben, und auch später sucht das Stimmorgan bei jeder lebhaften Aufregung des Gemuthes das Recht zu behaupten, ein Träger und Verkündiger der Gefühle zu seyn.

Bei Taubstummen, und selbst bei Taubblinden, macht sich der Drang der Menschenseele, zu sprechen noch auf einem andren Wege, durch die Sprache der Geberden Bahn, welche eben so in instinctmäßiger Weise erzeugt wird, wie das Bewegen der Hand nach einem Gegenstand hin, welchen der Mensch zu ergreifen wünscht. Manche Vögel, wie schon der gemeine Staar, begleiten die Töne ihres Gesanges mit tactmäßigen Bewegungen der Flügel, einige Arten der Kraniche werden selbst durch Musik, die sich in der Nähe ihres Käfiches vernehmen läßt, zu tanzenden Bewegungen der Füße und Flügel bewogen. Solche äußerlich verarmte Menschennaturen, welche nicht allein taub, sondern zugleich blind sind, können keine Geberden, welche sehende Menschen ihnen vormachten, nachahmen, sie können ihre Zeichensprache nicht von Andren erlernen und dennoch erfinden sie sich von selbst eine für all ihre Bedürfnisse vollkommen ausreichende. Eine Taubblinde aus Ostende, die Anna Timmermanns vermochte sich

ſo gut und deutlich in ihrer Geberdenſprache auszudrücken, daß jedes ſehende Kind ſie verſtund und daß man ſie zu kleinen Einkaufen außer dem Hauſe, bei den Krämern gebrauchen konnte. Ein andrer Taubblinder, der dieſes eben ſo wie die Anna Timmermanns von ſeiner Geburt an geweſen war, der Schottlander James Mitchell, konnte ganze kleine Geſchichten, aus dem engen Kreis ſeiner Erfahrung, durch die Geberdenſprache erzählen. Auch Laura unterhielt ſich mit ſolchen Perſonen, welche der Sprache des Fingeralphabets unkundig waren, ſehr gelaufig in der Sprache der Geberden und wenn man ihr Fremde vorſtellte, war gewöhnlich ihre erſte Frage, ob dieſelben blind ſeyen oder ſehen konnten? damit ſie hiernach die Weiſe der Mittheilung beſtimmen konnte. Ohnehin ſprachen bei dieſem lebhaften und gefuhlvollen Kinde die Mienen des Angeſichts alle Bewegungen des Innren: Hoffnung wie Furcht, Vergnugen und Schmerz, Selbſtzufriedenheit und Reue in der unverkennbarſten Deutlichkeit aus.

Obgleich jedoch ſelbſt bei Taubſtummen und bei Taubblinden der vernunftig erkennende Geiſt des innren, eingebornen Antriebes, der zur Bildung einer Sprache fuhrt, nicht beraubt iſt, ſondern denſelben in kräftiger Weiſe kund giebt, ergeht es ihm dabei immerhin, ehe ſich ihm das Verſtändniß der eigentlichen Wortſprache eroffnet, wie der vereinzelten Biene oder Weſpe, die man von ihrem Schwarme getrennt und in ein Behaltniß gebracht hat, in welchem übrigens für Alles geſorgt iſt, was zum Unterhalt ihres Lebens wie ſeiner Geſchäftigkeit gehört. So lange in ihr das Leben noch kraftig iſt regt ſich der Inſtinct noch in jener Weiſe, in welcher er beim gemeinſamen Bau des Stockes thatig war, dies aber nur in höchſt unvollkommener Weiſe: die Tropflein des Honigs werden planlos, da oder dort verſtreut, die Weſpe benagt zwar noch das moſche Holz und verarbeitet ſeine Faſern zu einer dem Loſchpapier ähnlichen Maſſe, aber es wird aus dieſer kein regelmäſſiges Bauwerk geſtaltet. In der Wortſprache, die der Menſch aus den fernſten Zeiten des Urſprunges ſeines Geſchlechtes zum gemeinſamen Erbe mit andren Menſchen empfangen hat, waltet ein Geiſt des allgemeinen, vernünftigen Erkennens, welcher auf alle Seelen, die durch das Erlernen der Sprache ſeine Weihe empfangen haben, eben ſo anregend, ordnend und belebend

wirkt, wie die Macht des Bienenweisels auf die Seelen aller Bienen ihres Stockes. Mit der Wortsprache geht in dem Dunkel der Menschennatur ein Licht auf, welches das ganze Reich des sichtbar Geschaffenen so wie ihr eignes Innres erleuchtet. Der Wandrer der in der Nacht nur hier in seiner Nähe einen einzelnen Baum, einen einzelnen Felsen bemerkte, überblickt, wenn ihm der helle Tag anbricht, auf einmal die ganze Landschaft, mit ihren Waldern, Bergen und Flußen; er erkennt ihre vereinzelten Theile als ein zusammengehöriges Ganze und fühlt sich jetzt zu dem gemeinschaftlichen Tagwerk mit andren Menschen freudig hingezogen und gestar t. So ergeht es dem Taubstummen, wenn er aus dem engen Kreise seiner Geberdensprache in den weiten der Wortsprache eingeführt wird, und noch viel auffallender als ihm muß sich der Gewinn, den die Wortsprache bringt, dem Taubblinden kund geben.

Wir besitzen verschiedene schriftliche Berichte von Taubstummen, welche sich in der Schriftsprache, und ohne sich selber zu hören, selbst mündlich ausdrucken lernten, über die Erfahrungen die sie auf dem Wege der Entwicklung ihrer Sprachfahigkeit gemacht haben. Sie kommen alle darinnen überein, daß die Vorstellungen, die ein noch wort-sprachloser, tauber Mensch von den Dingen und Begebenheiten der Außenwelt hat, im höchsten Grade unvollkommen und einseitig sind, dabei so wenig ein Eigenthum seines Geistes, daß er sich ihrer großentheils nur dunkel erinnern kann, viele aber nur wie alsbald wieder verschwindende Schattenbilder an seiner Seele vorübergehen. »Ich besinne mich,« sagt einer der unterrichteten Taubstummen, »nur noch dunkel, auf welche Weise ich gedacht habe, ehe ich in das Heiligthum der (Wort-) Sprache eingeführt worden bin.

Wie konnte dieses auch anders seyn. Wird doch der Eindruck, der auf unsre Sinnen geschieht, erst dadurch zu etwas Geistigem und hiermit der Natur des Geistes vereinbar, daß er sich im Wort der Sprache zu einem vernehmbaren (vernünftigen) Gedanken gestaltet. Wie sich schon der Sinn des Wortes »denken« einem bloß durch Geberden redenden Taubstummen kaum erklären läßet, so ist wohl überhaupt dem Menschen, der nur solche Zeichen statt der Worte hat, ein klares Denken unmöglich. Die sinnlichen Eindrücke, so wie sie der Taubstumme in ihrer einseitigen Rohheit er-

faßet, gleichen in ihrer Beziehung auf die innere, niedrere wie höhere Natur des Menschen, dem Grun und den Früchten des Feldes, bei deren Genuß das Thier unsrer Heerden kräftig gedeihet und feist wird. Uns gewähren jene wasserreichen Ruben und Kohlgemüse für sich selber kaum eine nothdurftige Nahrung, wohl aber eine sehr gute und gedeihliche wenn sie durch die Verdauung des Thieres in Fleisch und Milch verwandelt sind. Eine Verwandlung die uns ein Vorbild dessen seyn kann, was mit den Erfahrungen der Sinne vor sich geht, wenn sie die Form der Wort- und Gedankensprache annehmen.

Und eben dieses ist es ja, was der inwohnende Geist in uns sucht und begehrt. Er verlangt eben so nach dem Leben als der Leib, und damit er dies könne bedarf er eben so seine ihm zutrauliche Nahrung, als der Leib der seinigen. Unvergleichbar vielmehr als der Blindgeborene, wenn demselben in einzelnen seltenen Fällen durch eine glückliche Operation das Gesicht, und hierdurch die Anschauung der sichtbaren, sichtbaren Welt geschenkt wird, freut sich der Geist des Taubblinden, wenn ihm mit dem Verständniß und dem Gebrauch der Wortsprache auf einmal die Erkenntniß einer ganzen Welt des sichtbaren wie des unsichtbaren Seyns aufdämmert und allmählig in immer helleres Licht tritt. Wir können dies an Lauras Beispiel wahrnehmen. Wie ein Hungernder, dem man nach langer Entbehrung Speise und Trank reicht, mit solcher Lust und Begierde erfaßte die Seele dieses Kindes das ihm dargebotne Verständniß der Wortsprache.

Der Unterricht in dieser ist bei einem Taubblinden ungleich schwieriger als bei einem sehenden Taubstummen. Wenn man diesem ein aus mehreren Buchstaben bestehendes Wort, wie etwa Baume, an die Tafel schreibt und ihm den Sinn desselben in seine gewohnte Geberdensprache übersetzt oder auf den Gegenstand, den das Wort bezeichnet, hindeutet, dann geschieht es öfters, daß der Taubstumme sich vergeblich abmühet eine Aehnlichkeit zwischen dem geschriebenen Wort und dem Baume zu finden. Leichter zum Ziele führend ist für einen solchen Lernenden schon der Weg des Unterrichtes, bei welchem ihm der Lehrer die Gestaltung des Wortes in der Bewegung der Lippen, der Zunge, des Unterkiefers und des Kehlkopfes vormacht und ihn veranlaßt diese Bewegungen, welche er am Körper des Lehrers theils mit den Augen

ſieht, theils mit der Hand fühlt, nachzuahmen. Das Gefühl, welches der Taubſtumme bei dem allmähligen beſſeren Gelingen ſeines Nachahmungsverſuches hat, prägt ſich ſeinem Gedächtniß ein, er lernt zugleich daſſelbe nach Willkuhr wieder hervorrufen und wenn er nun das Wort Baum oder Hand ausſpricht und der Lehrer ihn in der Geberdenſprache oder durch Hindeuten auf den Gegenſtand es andeutet, daß er das Wort verſtund, dann wird ihm mit dem Gebrauch der Sprache zugleich das Verſtändniß ihrer Beſtimmung wie ihrer Bedeutenheit gegeben.

Wie viel ſchwerer iſt es dagegen für einen Taubblinden, daß er die innre, geiſtige Beziehung, in welcher das nur für ſeine Finger fuhlbare, aus erhabenen Buchſtaben gebildete Schriftwort zu dem mit ihm bezeichneten Gegenſtand ſtehet, errathe und begreife. Er betreibt allerdings, dem Lehrer zu Gefallen, das Geſchäft des Hinlegens der Zettel oder Bleche auf denen das fuhlbare Wort ſteht zu dem ihm entſprechenden Gegenſtand, wie etwa Buch, Brod, Blatt, die man ihm anfangs mit ihren buchſtablichen Zeichen zugleich an die fuhlenden Finger brachte, aber jenes Geſchäft kommt ihm lange Zeit nur wie ein Spiel vor, deſſen Nutzen er nicht begreift, und welches ihm vielleicht, wie dem taubblinden James Mitchell, mit dem man dieſen Unterricht erſt im 19ten Jahre beginnen wollte, bald zum Eckel und Ueberdruß wird.

In dieſe Gefahr gerieth die kleine, geiſtig begabte Laura nicht. Als ſie zum erſten Male das ſchriftlich fuhlbare Wort für Schlüſſel (key) nicht an jenen Schluſſel legte, der bei dem bisherigen Unterrichtsverſuch gebraucht worden war, ſondern an den hierzu niemals benutzten Schluſſel, der an der Thüre ſtack, da ſprachen all ihre Mienen die freudigſte Selbſtzufriedenheit aus; die Bedeutung und Beſtimmung des Schriftzeichens, als eines Mittels die Gedanken Andrer zu verſtehen und ſeine eignen denſelben mitzutheilen, war ihr jetzt auf einmal klar geworden, ein Widerſchein menſchlicher Vernunft ſtrahlte aus ihrem Angeſicht hervor.

Das was ganz aus dem Geiſt hervorgeht, erſcheint unſerm leiblichen Auge ſtets als ein Wunder, denn es wird auf einmal und ſteht vollendet vor uns da, ohne daß wir den verborgnen Grund bemerken aus dem es kam; es geht ſeinen Weg der vielſeitigen Wirkſamkeit durch das Leibliche,

ohne daß wir sehen wohin? Ein solches täglich, an jedem gesunden Menschenkind wiederkehrendes Wunder ist das Entstehen der Menschensprache aus den einzelnen Elementen welche die Seele von außen empfängt. Wer möchte einem, mit gesunden Sinnen begabten Kinde, um es zum vollkommnen Sprechen zu befähigen die Grammatik, die Aneinanderfügung der einzelnen Worte zu einem lebendigen Ganzen der Rede lehren und wer konnte dieses bei einem Taubblinden thun, wie Laura war? Dennoch gab sich an ihr dieselbe schöpferische Kraft des Geistes kund, die wir an unsren gesundsinnigen Kindern bei der Bildung der Sprache bemerken, ohne daß es uns an diesen so sehr auffällt, weil uns die Meinung nahe liegt die Kinder hatten den vernünftigen Zusammenhang und jenen treffenden Ausdruck ihrer Rede, durch den sie uns oft in Erstaunen setzen, dennoch den Erwachsenen abgehorcht. Dieses konnte nun bei Laura keineswegs der Fall gewesen seyn, als sie auf einmal die Worte, deren Gestaltung durch Schriftzeichen und Bewegung der Finger sammt ihrer Bedeutung man ihr gelehrt hatte, zu einer vernünftigen Rede zusammenfaßte, deren Sinn im Ganzen sehr verständlich war, wenn er auch bei einzelnen Worten verfehlt erschien. So fragte sie, als H. Howe verreist war um mehrere Erziehungsanstalten des Landes zu besuchen: »werden da auch taube Knaben und Mädchen in den Schulen seyn? Wird Doctor sehr müde seyn; bleibt er, für viele kleine Mädchen zu sorgen?« Und als im Kreise ihrer blinden Gespielinnen in der Unterhaltung mit ihr durch die Fingerbuchstaben-Sprache die Rede von den bevorstehenden Ferien und den Ferienreisen gewesen war, äußerte sie gegen die Lehrerin: »ich muß nach Hannover gehen, meine Mutter zu sehen; doch nein ich werde sehr schwach seyn, so weit zu gehen; ich will nach Halifax gehen, wenn ich mit Ihnen gehen kann; wenn Doctor fort ist, denke ich, will ich mit Jenette gehen; wenn Doctor zu Hause ist, kann ich nicht gehen, weil er nicht allein bleiben mag, und wenn Jenette fort ist, kann er nicht seine Kleider ausbessern und Alles allein besorgen.«

Mit der Wortsprache, der eigentlichen Sprache der Gedanken, empfängt der Mensch zugleich das deutliche, klare Erkennen seines Selbst: Selbstgefühl und Selbstbewußtseyn. Auch dieser Gewinn des Geistes, durch das ihm zu eigen gewordene Organ der Mittheilung, wird uns an Lauras Bei-

ſpiel erſichtlich. So äußerte das merkwürdige Kind eines Tages gegen die Lehrerin: »Doctor wird in vierzehn Tagen kommen, denke ich in meinem Kopfe« und auf die Frage ob ſie denn nicht in ihrem Herzen denke? antwortete ſie: »nein, ich kann nicht denken im Herzen, ich denke im Kopfe.« Als ſie weiter gefragt wurde, warum ſie nicht im Herzen denke? äußerte ſie: »ich kann da nicht wiſſen; alle kleine Mädchen können im Herzen nicht wiſſen.« Dagegen ſagte ſie, als ſie einmal traurig war: »mein Herz thut weh. Wenn Herz wehe thut, fließt dann Blut?« Wieder zu einer andern Zeit, da ſie, wie es ſchien vom Lernen ermüdet war, that ſie die merkwürdige Aeußerung: »warum kann ich nicht aufhören zu denken? Hören Sie auf zu denken? Hört Harriſon« (ſie meinte den Präſidenten, deſſen unglückliches Ende ſo eben ein Gegenſtand der Unterhaltung und lebhaften Theilnahme bei den Kindern in der Anſtalt war) »auf zu denken, da er todt iſt?«

Das Bewegen des Geiſtes muß nothwendig in dem ihm zugeordneten Kreiſe ſeiner Leiblichkeit ein entſprechendes, verwandtes Bewegen wecken. Ein lebhaftes Kind, wenn es ganz allein, ſeinem Spiele dahingegeben iſt, denkt ſprechend, im lauten oder leiſen Selbſtgeſpräch, ſpäter geſellt ſich zu dem Denken ein innres Hören, denn wenn wir denken haben wir mehr oder minder das Gefuhl als ob wir die gedachten Worte in unſrem Innren vernähmen. Bei dem zum Beſitz der Wortſprache gelangten Gehörloſen fällt die Möglichkeit eines ſolchen innren Vernehmens hinweg, weil er niemals das Menſchenwort gehört, ſondern nur etwa durch gelungenes Nachahmen der Bewegungen eines fremden Mundes und Stimmorgans die äußre, leibliche Geſtaltung deſſelben in der eignen Kehle empfunden hat. Darum äußerte ſich ein der Sprache fähig gewordener Taubſtummer über das, was in ſeinem Innren, beim Denken vorgieng alſo: »ich kann nicht anders als in mir ſprechend denken. Auch wenn ich ſtill vor mich denke, empfinde ich die Laute, die ich beim Sprechen hervorbringe, es geſellt ſich eine Art Zuckung in den Sprachorganen bei. Die arme Laura hatte für die Geſtaltung und Mittheilung der Worte kein andres vermittelndes Glied als die Finger. Ihr innres Denken war von einem Bewegen der Finger begleitet, wie man dies deutlich wahrnehmen konnte, wenn man ſie in ihren Selbſtgeſprächen

beobachtete. Selbſt in lebhaften Träumen bewegte ſie die Finger, und auch dann, wenn dieſe Bewegung während dem Zuſtand des Wachens keine ſichtbare war, mußte ſich bei ihr zu dem Denken eines Wortes die Erinnerung an das leibliche Gefühl geſellen, das ſie beim Hervorbringen deſſelben in den Fingern empfunden hatte.

Die Wortſprache iſt ein gemeinſames Kunſtwerk der Seelen, zu deſſen Vollführung dieſe durch einen Antrieb des Geiſtes geführt werden, welcher jenem ähnlich iſt, der, als Kunſttrieb die Biene zum gemeinſchaftlichen Bau ihrer Waben anregt. Die denkendſprechende Seele fühlt ſich deßhalb gedrungen, durch die Sprache ihr eignes inneres Bewegen andren Seelen mitzutheilen und die gleiche Mittheilung von dieſen zu empfangen. Die taubblinde Laura war eben ſo geſprächig wie andre lebhafte Kinder ihres Alters und ihres Geſchlechts. Wo ſie nur beim Zuſammenſeyn oder Zuſammentreffen mit einer der Hausgenoſſinnen oder auch mit ſolchen Freunden des Hauſes, welche die Sprache des Fingeralphabets verſtunden, Zeit und Gelegenheit fand, da knüpfte ſie das muntre Geſpräch an; mit Kindern welche die gleiche Uebung hatten als ſie, nahm das fühlbare Sprechen einen ſo ſchnellen Gang an, daß der Blick der Sehenden der Bewegung der zarten Finger kaum zu folgen vermochte. Die Gegenſtände der Unterhaltung waren im Ganzen dieſelben, wie bei andren gutartigen, klugen Kindern, doch auſſerte ſich bei jeder Gelegenheit in Laura ein ganz beſondres Verlangen Neues zu wiſſen und zu erforſchen.

Dieſe Wißbegier eines nach Erkenntniß ſtrebenden Geiſtes äuſerte ſich auch beſtandig beim Unterricht ihrer Lehrer und, als ſie die Bücher für Blinde mit erhabenen Buchſtaben zu leſen anfieng, auch in Beziehung auf das Geleſene. Sie mochte auf dieſem Wege Etwas von Würmern erfahren haben, da fragte ſie die Lehrerin: »hat Ihre Mutter auch Würmer?» (Nein, Würmer leben nicht im Hauſe). — »Warum?» (Weil ſie auſſer dem Hauſe Dinge zu eſſen finden). — »Und zu ſpielen?» — »Haben Sie Wurm? hatte er Augen, hatte er Ohren, hatte er Gedanken?» — »Athmet er?» — »Stark?» — »Wenn er müde iſt?» — »Kennt Wurm Sie?» — »Erſchrikt er wenn Henne ihn frißt?»

Ein andres Mal fragte ſie: »kann Kuh Pferd mit Hör-

nern stoßen?» — »Schlafen Pferd und Kuh im Stalle?» — »Sitzt Pferd des Nachts?» — »Warum haben Kühe Hörner?» (Um böse Kühe zu stoßen, wenn sie von ihnen beunruhigt werden). — »Verstehen böse Kühe weggehen, wenn gute Kuh sie stößt?» — »Warum haben Kühe zwei Hörner? Um zwei Kühe zu stoßen?»

Fand Laura bei ihren kleinen Leseübungen einzelne Worte, die sie nicht verstund, dann horte sie nicht auf zu fragen und zu forschen, und wenn die Lehrerin sich unvermögend fühlte ihr den Sinn eines Wortes, wie etwa »hochachtungsvoll» begreiflich zu machen, da konnte der Eifer der Wißbegierde die Gestalt des Unwillens annehmen. »Ich will, sagte sie, den Doctor fragen, denn ich muß es wissen.»

Das natürliche Verlangen nach Mittheilung, das in jeder Menschenseele liegt, äußerte sich bei unserer Taubblinden namentlich auch in dem Bemuhen andren taubblinden Kindern, welche in Howes Anstalt kamen, zum Verständniß und zum Gebrauch der Wortsprache zu verhelfen. Hierbei zeigte sie sich so erfinderisch und so emsig bemüht, daß sie den Lehrerinnen eine wesentliche Mithülfe bei ihrem schweren Geschäft leistete. Dem kleinen, zwar nicht talentlosen, dabei aber bequemen taubblinden Oliver Caswell, so wie der schon ältern und viel weniger begabten Lucy Reed gab Laura, durch einen glücklichen Einfall das erste Licht über die Beziehung, in welcher die Schriftzeichen eines Wortes mit dem Gegenstand stehen, den das Wort benennt, indem sie dem Ersteren, dessen Geruchs- und Geschmackssinn vollkommen gesund waren, zur Deutung des Wortes Brod ein Stuck Brod, handgreiflich fühlbar an Mund und Nase brachte und bei Lucy zu ähnlichem Zwecke eine Feige benutzte.

In demselben Maaße in welchem die Seele ihre Kräfte zum Erkennen nach außen gebraucht und benutzt, wird sie auch wie schon erwähnt dieser Kräfte an sich selber inne und gelangt hierdurch zu einem Gefühl und Bewußtseyn ihrer selbst. Kleine Kinder reden anfangs, wenn sie zu sprechen anfangen, eben so wie blödsinnige Menschen von sich selber in der dritten Person, wie von einem Fremden. Auch unsre Taubblinde that, als sie die Wortsprache zu erlernen anfing dasselbe und sagte, wenn sie Hunger oder Durst hatte »Laura Brod geben« oder »Wasser trinken Laura.« Sobald sich jedoch bei der bessren Uebung in der Wortsprache der Kreis ihrer

Erkenntniße nach außen wie nach innen erweiterte, gab ſich auch das vollkommnere Selbſtbewußtſeyn dadurch zu erkennen, daß ſie jetzt ſagte (nach S. 55) ich will oder ich muß da oder dorthin gehen, dieſen oder einen andren Brief ſchreiben. Mit dieſer Beſitznahme ſeines eignen Selbſt gelangt der vernunftig erkennende Geiſt des Menſchen zugleich auch zu einer Macht über ſein äußres Benehmen und all ſeine Handlungen, wodurch dieſe das Gepräge einer ſittlichen Ordnung empfangen. Der jungfräuliche Anſtand, das feine Gefühl für das was ſchicklich oder unſchicklich, was recht oder unrecht ſey, war der Taubblinden nicht durch Nachahmung andrer vernunftig handelnden Menſchen, nicht durch äußre Belehrung gekommen, ſondern es ging aus ihrem eignen Innren, aus dem eingebornen Antriebe des vernunftig erkennenden und wollenden Geiſtes hervor. Wie tief konnte ſich das muntre Kind betruben, wie ſprach ſich in allen Zugen ſeines Angeſichtes eine innige Reue aus, wenn es bemerkte, daß es mit ſeinen kleinen Neckereien einer der Geſpielinnen wehe gethan hatte. Die jungfräuliche Verſchamtheit der kleinen Taubblinden ging ſo weit, daß ſie in Gegenwart des Herrn Howe nicht einmal ihre Puppe, die ſie ſo eben hatte zu Bette bringen wollen, auskleidete, ſondern erſt abwartete, bis ſie mit der Lehrerin allein war. So freundlich dankbar ſie alle Bezeugungen der theilnehmenden Liebe erwiederte, welche ihr von Perſonen ihres Geſchlechtes erwieſen wurden, ſo angſtlich zuruckhaltend benahm ſie ſich gegen Perſonen von andrem Geſchlecht, denen ſie nicht einmal die Hand zur Begrußung reichen wollte. Fremdes Eigenthum beachtete ſie, wie man dies auch an andren Taubblinden bemerkt hat, mit ungemeiner Gewiſſenhaftigkeit, bei Tiſche benahm ſie ſich mit feiner, ſittlicher Mäßigung. Mit dem Sinn für das was wohlanſtändig iſt, verband ſich bei ihr auch der für das was außerlich ſchön und wohlgefällig iſt in einer Weiſe wie derſelbe uberhaupt dem weiblichen Geſchlecht eigenthumlich iſt. Selbſt beim Flechten ihres Haares und in ihrem Anzuge war ein Streben nach Zierlichkeit unverkennbar und an neuen Kleidern, wie an jeder Kleinigkeit die zum Schmuck des weiblichen Korpers gehort, bezeugte ſie große Freude und konnte bei ſolcher Gelegenheit den Wunſch auch andren Sehenden ſich zu zeigen, nicht verbergen.

An dem Beiſpiel dieſer, ſo wie andrer Taubblinden, die

mitten in ihrer äußren Mangelhaftigkeit und ſinnlichen Verarmung ſich eben ſo fröhlich und glücklich, eben ſo vernünftig thätig zeigten, wie Menſchen von geſunden Sinnen, lernen wir, daß der geiſtige Beſitzſtand der menſchlichen Natur ſelbſt durch den Verluſt all der herrlichen Guter, welche die Wahrnehmung der äußren Sinne ihm gewährt, nicht vernichtet werden könne. Der Menſch gleichet hierin einem bemittelten Eigenthümer, deſſen Vermögen nicht einem Schiffe anvertraut iſt, welches fern über das Meer gehet, oder in prachtvollen Gebäuden und Geräthſchaften beſtehet, die der Blitz entzünden und eine Feuersbrunſt einäſchern kann, ſondern einem Solchen der ſeinen größeſten Schatz, vielleicht in Geſtalt eines koſtbaren Demantes bei ſich ſelber trägt, und noch immer als reicher Mann aus dem geſcheiterten Schiffe oder dem zuſammenſtürzenden Wohnhaus ſich rettet. Freilich iſt ihm, mit den Sinnen des Geſichts, des Gehörs, des Geruches und Geſchmackes eine ganze Welt der äußren Wahrnehmungen und Genüſſe geraubt, aber er behält den Erbbrief und das Beſitzerrecht auf jene äußre Welt in ſeinem Innren und hiermit zugleich den eigentlichen Genuß derſelben, denn es wohnt in ihm eine Schöpferkraft, welche das was ihr in der Außenwelt genommen iſt, in der Innenwelt aufbauet. Der Inſtinct des Thieres gehet auf etwas nahes oder fernes, gegenwartiges oder künftiges Leibliches hin, dagegen iſt der inwohnende Antrieb, welcher die menſchliche Natur bewegt, nicht auf ein bloß Leibliches ſondern auf ein Reich des Geiſtigen gerichtet. Das was der Kunſttrieb des Thieres webt und baut, iſt, ſo ſchön es auch ſeyn mag, dennoch leicht zerſtörbar und vergänglich, wie der Leib der daſſelbe gemacht hat; das aber was der innre Antrieb der Menſchennatur baut und ſchaffet, iſt wie der Geiſt ſelber, in und aus dem es erzeugt wurde, von unvergänglicher, ewiger Natur und kann mit den Sinnen ſo wie mit den andren Gliedern des Leibes nicht hinweggenommen werden oder im Grabe verweſen. Denn wie die Wachtel, wenn ſie über das Meer ziehet, zwar auf mancher Inſel ausruhet, nirgends aber lange verweilet, bis ſie ihren Zug nach dem Ziel ihrer Wanderungen, das jenſeits des Meeres liegt, vollendet hat, ſo findet auch das innig tiefe Verlangen nach Erkennen und Wiſſen, das der Menſchenſeele eingeboren iſt, nirgends eine bleibende Ruhe und volle Genüge, bis es das Ziel ſeines Strebens, die Erkenntniß eines

Göttlichen, den Schöpfer, mitten in den herrlichen Werken seiner Schöpfung gefunden hat. Und das, was sich zur Erkenntniß eines Göttlichen erheben kann, muß selber von göttlicher Art und Natur seyn.

10. Valentin Jameray Duval.

Wir wollen noch ein andres Beispiel betrachten, welches uns lehren kann, daß der Antrieb der den Menschengeist, wie der Wandertrieb den Vogel fortreißet, und ihn aus der Heimath eines sinnlichen Wahrnehmens in die Welt eines geistigen Erkennens führt, durch alle Hindernisse und äußere Hemmungen sich hindurcharbeite, und sein fernes Ziel zuletzt eben so sicher erreiche, wie der Storch, wenn er aus Afrika zurückkehret, sein Nest.

Bei der vorhin erwähnten Laura Bridgmann, so wie bei andren nicht talentlosen Taubblinden, konnte man zu der Vermuthung kommen, daß gerade nur der Umstand, daß dieselben von allen Belustigungen der oberen Sinne so verlassen waren, den heftigen Drang nach innrer geistiger Beschäftigung und das Verlangen Neues zu erfahren entzündet habe. Hätte Laura, wie andre gesunde Kinder, sehen und hören können, dann, so möchte man vielleicht meinen, hätte sich ihre Wißund Forschbegier nicht in so mächtiger Weise gezeigt, als dies bei ihr der Fall war; sie wäre mit dem gewöhnlichen Maaß des Wissens und Erkennens andrer Kinder zufrieden gewesen.

Daran ist freilich etwas Wahres, daß der geistige Drang im Menschen desto leichter und kräftiger sich entfalte, je weniger er durch den Genuß der Sinne zerstreut und aus seiner innren Bahn aufs Aeußerliche hinweggezogen wird. Die Hütte der Armuth ist gar oft die Geburtsstätte großer, hochverdienter, dabei auch weltberühmter Männer gewesen, aber weder die Hütte noch die Armuth ihrer Eltern hat sie zu dem gemacht, was sie geworden sind, sondern der innre Beruf den der Geist des Schöpfers in ihren Geist legte. Laura wäre, auch wenn sie die gewöhnlichen Kräfte der Sinnen beseßen hätte, ein ausgezeichnetes Kind geworden; der berühmte italienische Maler Giotto, der als armer Hirtenknabe allerhand Figuren mit Kohle an den Felsen zeichnete, wäre ein großer Künstler geworden, wenn ihn sein Lehrer, der

Meiſter Elmabun auch nicht auf dem Felde bei den Rüben, ſondern als den Sohn eines Edelmannes, in einem reichen Wohnhauſe aufgefunden hätte. Denn der innre Beruf, den Gott in die Menſchenſeele gelegt hat, fragt nach keinem Stand noch Ort der Geburt; er kann, wie dies geſchehen iſt, den Sohn eines leibeigenen Bauern zum Stand eines berühmten Feldoberſten, den Sohn eines Bauern zur Wurde eines Miniſters hinanführen; wer zu einem großen Wirken im Gebiet der Kunſt oder der Wiſſenſchaft berufen iſt, dem wird weder ſeine reiche, adliche Geburt mit all ihren ſinnlichen Zerſtreuungen, noch auch die Dürftigkeit der Eltern von ſeinem Ziele abhalten konnen. Der Schopfer, der die jungen Raben ſpeiſet, wenn ſie nach Futter fliegen, der weiß auch das Talent, das er in ſeine Menſchen legte, zur rechten Zeit zu wecken und mitten in einer Wuſte, welche ſie umgiebt, mit der nothigen Nahrung und Pflege zu verſorgen. Die große Mannichfaltigkeit in dem Weſen der Kräuter und Baume, ſo wie der Thiere auf Erden, ſtellt ſich im Geſchlecht der Menſchen auf geiſtige Weiſe, in der großen Verſchiedenheit der Anlagen und der Arten des innren Berufes dar und ſo wie draußen dafur geſorgt iſt daß jedes Thier ſeine angemeſſene Weide und Wohnſtätte finde, ſo läßt ſich dieſe zartliche Vorſorge einer ewigen Weisheit noch viel herrlicher da erkennen, wo ſie die einzelnen Menſchen fur den kunftigen Beruf ihres Lebens begabt, zubereitet und fortziehet.

Mit einer beſondren Theilnahme wird deshalb Jeder der an der Betrachtung der Wege Gottes unter den Menſchenkindern ſeine Freude hat die Lebensgeſchichte des Valentin Jameray, genannt Duval betrachten, der durch wunderbare Leitung des in ihm liegenden geiſtigen Antriebes aus einem unwiſſenden hungernden Bettelbuben der hochvertraute Bibliothekar und Vorſtand der Münzſammlung eines großen Kaiſers, und durch den Drang und Aufſchwung der eignen Kraft zu einem berühmten Gelehrten wurde.

Die Zeit der Geburt des Jameray Duval, das Jahr 1695, fällt in die Tage von Frankreichs glänzenden äußeren Eroberungen, zugleich aber auch ſeiner großen inren Noth unter Ludwig XIV. Schwere Abgaben drückten das Land, ein großer Theil der Blüthe ſeiner Jugend wurde fur den Kriegsdienſt ausgehoben und in demſelben aufgeopfert, an vielen Orten lag das Land unbebaut, weil es an den nothi-

gen Arbeitern fehlte, dazu kam öfterer Mißwachs; Handel und Gewerbe waren durch den Krieg gestört; überall gab es trauernde Familien über den Tod eines Bruders oder Sohnes oder rüstigen Vaters, welcher gefallen war in dem Kriege der für des Königs Ehrgeiz geführt wurde. Der Landstrich der Champagne ist einer der ärmsten in ganz Frankreich, in ihm liegt das kleine Dorf Artenay, in welchem das Haus von Duvals Eltern eines der dürftigsten war. Denn der Vater, ein armer Bauersmann, starb, als Valentin erst zehen Jahre alt war und hinterließ der Mutter die Sorge für eine zahlreiche Familie, zu deren Unterhalt die geringen Mittel, welche der Wittwe geblieben waren, bei der damaligen großen Theurung nicht hinreichten. Da gab es täglich Jammer und Klagen, Geschrei der kleineren Kinder nach Brod und eine Uebung der größeren im Hunger und in der Arbeit. Doch in Valentin war eine Naturkraft welche sich nur um so muthiger äußerte, je größer die äußere Noth war; was ihm an äußeren Freuden abgieng das ersetzten ihm reichlich die innren Freuden, die seine fröhliche Sinnesart ihm gewährte, denn er war der munterste Knabe im ganzen Dorfe, der die andren Kinder durch seine Lustigkeit ergötzte und ihre Spiele durch seine heitren Einfälle belebte. Er hatte in der Schule seines Dorfes nur nothdürftig lesen gelernt, als er im zwölften Jahr seines Alters in den Dienst eines Bauern trat. Das Hüten der jungen Welschhühner, das ihm sein Herr während des Sommers anvertraute, war freilich für seinen lebhaften Geist eine langweilende Beschäftigung, deshalb darf es uns nicht verwundern, daß der Knabe beständig auf Mittel zu seiner Unterhaltung sann, die nicht immer glücklich gewählt waren. Unter andrem hatte er gehört, daß man die kalekutischen Hühner durch die rothe Farbe wie toll machen könne. Er wollte die Wahrheit dieser Aussage prüfen und hieng deshalb einem Stück seiner Heerde einen rothen Tuchlappen um den Hals. Das Thier gerieth in heftigen Zorn, zerarbeitete sich vergeblich um den Lappen los zu werden, und flatterte dann, ohne sich fangen und aufhalten zu lassen so lange herum, bis es todt zur Erde fiel. Alsbald jagte ihn der Bauer aus seinem Dienst und da sich in seinem Dorfe kein andres Geschäft für ihn fand, die Mutter aber zu arm war ihn zu ernähren, machte er sich auf um auswärts ein Unterkommen zu finden.

Es war im Winter von 1708 auf 1709, ohnfehlbar dem härteſten den man aus dem Verlauf des ganzen vorigen Jahrhunderts kennt, als der Knabe Duval ſeine erſte Wanderung in die weite Welt antrat. Die Kälte, welche nach dem h. Dreikönigsfeſte 1709 ihren höchſten Grad erreichte, war ſo furchtbar, daß Niemand ohne die höchſte Noth ſich aus den Wohnungen und aus der Nähe des Feuerherdes hinauswagte ins Freie, denn man hörte täglich von Menſchen die man an den Wegen, zum Theil aber auch ſelbſt in ihren Häuſern, erfroren gefunden hatte. Alle Orte der öffentlichen Verſammlungen, auch die Gerichtshöfe und ſelbſt die Kirchen waren verlaſſen, man konnte nicht einmal den Wein und das Waſſer zum Dienſt des Altares flüßig erhalten. Der Wein in den Kellern erſtarrte zu Eis, das Vieh in den Ställen erlag zum Theil dem Froſt, die Thiere des Waldes, vierfüßige wie Geflügel, nahten ſich den Wohnungen und ſelbſt dem Herd der Menſchen, um da Schuz gegen die grauſenhafte Kälte und Futter zu ſuchen, das ihnen draußen im Freien der hohe Schnee verdeckte. Viele Vögel fielen gelähmt aus der Luft, die Fiſche ſtarben in den bis zu ihrem tiefſten Grund ausgefrornen Weihern, die Saat auf den Feldern wie die Reben der Weinſtöcke wurden von der Kälte zerſtört, die Bäume in den Gärten und ſelbſt die Stämme des Laubholzes in den Wäldern zerbarſten, Felſenſtücke wurden zerſprengt und ſtürzten herab. Es dauerte mehrere Jahre, bis die Spuren der Verheerungen, welche jener Winter durch ſeine Kälte und ſpäter durch den Eisgang der Flüße angerichtet hatte, nur einigermaße unverloſcht werden konnten; Weinberge wie Oelbaumpflanzungen mußten neu angelegt werden, länger als ein Menſchenalter hindurch ſahe man verſtümmelte Leute an Krücken gehen, welche ihre Glieder nicht im Krieg, ſondern in Folge des Erfrierens unter den Meſſern und Sägen der Wundärzte verloren hatten.

Eben in jenen Tagen, da der Winter am ſtrengſten zu werden begann, irrte der junge Duval von Ort zu Ort auf den menſchenleeren Landſtraßen umher, um einen Dienſt und eine Freiſtätte gegen Froſt und Hunger zu ſuchen. Da kam zu dieſen beiden Arten der Noth und Plage noch eine dritte, die härteſte von allen, die ſeinem Leben plözlich ein Ende zu machen drohete und welche ihm dennoch zu ſeiner Rettung, von dem ſonſt unvermeidlichen Tode des Erfrierens

und

und Verbungerns zugesendet war. Auf dem Wege zwischen Provins und Brie, in der Nähe einer Pachterwohnung überfiel ihn ein so furchtbares Kopfweh, daß es ihm schien als würden die Knochen des Schädels zersprengt und die Augen aus ihren Hohlen herausgedrängt werden. Er konnte nur noch mit Mühe zur Thüre der nahen Pächterwohnung sich hineinschleppen und der Person die sie ihm öffnete die demuthig flehendliche Bitte aussprechen, daß man ihm einen Winkel anweisen möchte, wo er sich erwarmen und von dem lahmenden Schmerz erholen konne. Man öffnete ihm den Schaafstall und jene gelinde Wärme welche die zahlreich dort versammleten Thiere durch Odem und Ausdunstung verbreiteten, war ihm wohlthatiger, als ihm in diesem Augenblick das geheizte Zimmer des besten Wohnhauses hatte seyn konnen. Bald loste sich die Erstarrung seiner Glieder auf, zugleich aber wurde das Kopfweh so heftig, daß es dem Kranken die Besinnung raubte. Als am andren Morgen der Pachter in den Stall trat und die fieberhaft entzundeten, funkelnden Augen, das angeschwollene mit rothen Pusteln bedeckte Angesicht des Knaben sahe, erschrak er nicht wenig. Ohne Ruckhalt erklärte er dem armen Kranken, daß er die Kinderpocken habe und ohnfehlbar sterben müße, weil er viel zu schwach und elend sey um an einen Ort der beßren Verpflegung hinzugeben oder gebracht zu werden, hier aber in diesem armen Hause nicht so viel vorhanden sey, um ihn, wahrend einer so lang dauernden Krankheit den nothdürftigsten Unterhalt zu gewahren. Der kranke Knabe war unvermogend ein Wort zu sprechen. Da rührte sein Zustand den Pachter, er gieng nach seinem Wohnhaus und brachte von dort einen Bundel alten Linnenzeuges, in das er den Kranken, nachdem er ihn mit Mühe entkleidet hatte, wie eine Mumie einwickelte. Dort im Stalle lag der Dunger der Schaafe in Schichten aufgebaust, zwischen diese hinein machte der Pachter ein Lager aus Spreu, die vom gesichteten Haber abfallt, legte den Knaben darauf und deckte ihn dann bis an den Hals zuerst mit Spreu, dann mit den hinweggehobenen Lagen des Düngers zu. Wie über einen Todten, den man ins Grab gesenkt hat, machte der mitleidige Mann, als er das Geschäft des Eingrabens beendigt hatte, ein Kreuz uber Duval, empfahl diesen Gott und seinen Heiligen und sprach beim Weggehen nochmals die Versicherung gegen ihn

aus, daß nur ein göttliches Wunder ihn von dem, allem Anscheine zu Folge nahem Tode retten konne.

Es hätte dieser Versicherung nicht bedurft um den armen Kranken mit Gedanken an sein Ende zu erfullen; er fuhlte sich zum Sterben matt und die Betaubung der Sinnen, die ihn von Zeit zu Zeit beschlich, schien ihm bereits der Anfang des Todesschlummers, dem er, in seinem Halbtraum, ohne Furcht und Scheu entgegen sahe. Aber das Wunder einer gottlichen Vorsorge, das allein, nach der Aussage des Pachters ihn retten konnte, hatte ja bereits seinen Anfang genommen; er war gerade im rechten Augenblick zu diesem fur ihn heilsamen Obdach gekommen und eine Art von Instinct hatte dem Pächter das zwar sonderbare und den Sinnen widerwärtige, zugleich aber fur diesen Fall zweckdienlichste Mittel in den Sinn gegeben, um der Krankheit ihre todtende Macht zu nehmen. Der warme Ausbauch der Schaafheerde, die sich um sein Grab herumlagerte, die Wärme welche die Grabstätte selber von allen Seiten uber seine kranken Glieder ausgoß, erregte einen wohlthätigen Schweiß und erleichterte hierdurch den Ausbruch der Pocken. Das heftige Kopfweh und die Betäubung waren hiermit gehoben; das Leiden war zu einem äußerlichen geworden, fur ein fremdes Auge freilich graßlich anzusehen, fur das Gefuhl des Kranken aber sehr erträglich.

Während Duval so in seinem Schaafstall geborgen lag und über nichts zu klagen hatte als uber eine außerordentliche Schwäche und über den allmälig sich wieder anmeldenden Hunger, wüthete draußen im Freien der Frost des Winters mit noch immer zunehmender Heftigkeit. Mehrmalen wurde er des Nachts aus seinem Schlafe durch ein Getose aufgeweckt das dem Donner oder dem Abfeuern einer Artilleriesalve glich und wenn er am Morgen den Pächter um die Ursache des nächtlichen Schreckens fragte, erzahlte ihm dieser, daß der Frost wieder einen oder etliche der Wallnuß- und Eichenbäume, die in der Nahe des Stalles stunden, bis auf die Wurzel hinab zerspalten, oder durch das Gefrieren der tief in den Klüften verborgnen Feuchtigkeit ein benachbartes Felsenstück wie durch Pulver zersprengt habe. Draußen auf den Landstraßen wie in den Hutten erfroren noch täglich Menschen; der Pächter selber in seiner armen Wohnung konnte sich bei dem immer flammenden Ofenfeuer

der Erſtarrung kaum erwehren, nur Duval hatte es in ſeinem ſeltſamen Behaltniß und zwiſchen ſeiner thieriſchen Dienerſchaft eben ſo warm wie der König oder ein Prinz von Frankreich in ihren wohlverwahrten Zimmern.

Dennoch war dieſes Glück kein ungeſtörtes, denn mitten in dem wohlthuenden Gefühl des Ausruhens und der gleichmäßigen Erwärmung der kraftloſen Glieder, ſtellte ſich jetzt, als die Krankheit ſich milderte, die Plage des Hungers ein. Der Schäfer, der ſich der Pflege des Knaben nach Kräften annahm, war ein ſehr armer Mann, ihn hatten die unerſchwinglichen Abgaben und Steuern, welche Frankreichs reicher König auf ſeine armen Unterthanen legte, ſo ganz zu Grunde gerichtet, daß ihm von den hartherzigen Einnehmern bereits ſein ganzer Hausrath genommen war, dazu auch ſein Zugvieh, bis auf einige zum Anbau ſeiner Felder unentbehrliche Stücke; nur die Schaafheerde war in ſeiner Obhut geblieben, weil ſie nicht ſein, ſondern dem Eigenthümer des Gutes gehörte. Indeß that der gute Mann dennoch was er konnte; er ließ ſeinen armen Pflegling täglich zweimal einen dünnen Waſſerbrei reichen, an welchem keine andere Zuthat war als Salz, und auch dieſes ſo ſparſam, daß man es kaum ſchmeckte, denn ſelbſt das Salz war ſo hoch beſteuert, daß es dem armen Volke ſchwer fiel ſich nach Bedürfniß damit zu verſorgen. Eine Art von zugeſtopfelter Flaſche war das Gefäß worin man den Hafermus überbrachte, hierdurch allein war es möglich dieſe Speiſe vor dem Gefrieren zu bewahren, indem der Kranke die Flaſche zu ſich in ſein warmes Lager hineinnahm, um ſich von Zeit zu Zeit an einem Schluck derſelben zu erquicken; das Trinkwaſſer, das man ihm brachte, war dann halb gefroren.

Einige Wochen hindurch war dieſe Koſt zur Stillung des Hungers hinreichend, dann aber verlangte die wieder ſtärker werdende Natur eine kräftigere Koſt. Aber auch dieſe konnte der arme Pächter nur durch Waſſerſuppe und einige Stücken Schwarzbrod gewähren, welches ſo feſt gefroren war, daß man es mit dem Beil zerſchlagen mußte und daß nur die Wärme des Mundes oder der Lagerſtätte es genießbar machte. So gering auch dieſe Gaben einer Liebe, welche ihren Lohn auf Erden nicht dahin nahm, in den Augen der Menſchen ſeyn mochten, überſtiegen ſie dennoch das Vermögen des Pächters, dieſer ſahe ſich genöthigt den Pfar-

rer des Dorfes um Hülfe für seinen Kranken anzusprechen, und seine Fürbitte fand Erhörung. Die Wohnung des Pfarrers war fast eine Stunde weit von dem Schaafstall entfernt, dorthin wurde Duval gebracht, nachdem man ihn vorsichtig aus seinem Grabe genommen, in andre Lumpen und einige Bündel Heu eingewickelt und auf einen Esel gesetzt hatte. Noch immer war, als er diesen Umzug antrat, die Kälte so groß, der Wechsel zwischen der Wärme seines Lagers und der freien Luft so wehethuend, daß er halb todt und mit erstarrten Gliedern an seinem neuen Bergungsort anlangte. Hier suchte man den gefährlichen Folgen der Frostbeschädigung dadurch zuvorzukommen, daß man den Kranken mit Schnee rieb und ihn dann in ein Lager brachte, welches an Beschaffenheit so wie für Erhaltung einer gleichmäßigen Wärme fast eben so eingerichtet war, als das im Schaafstalle des Pächters. Erst nach acht Tagen, als die Kälte sehr bedeutend nachgelassen hatte, brachte man den wieder kräftiger gewordenen Kranken in ein Zimmer und in ein ordentliches Bett. Die Pflege und Kost im Pfarrhaus waren freilich viel beßer denn die, welche der arme Pächter hatte gewähren können; bald fuhlte sich Duval wieder eben so gesund und stark, als er vor seinem Erkranken gewesen war. Gleich nach der Zurückkehr der Gesundheit kam nun aber auch die Reihe wieder an das Wandern. Der gute Pfarrer konnte in seinem kleinen Haushalt keinen neuen Diener brauchen, er deutete dem kräftigen Burschen, welchem das Stillesitzen schon selber nicht lang behagte, an, daß er sich jetzt nach einem Dienste umsehen solle, versorgte ihn mit einem kleinen Reisegeld und entließ ihn mit freundlichen Segenswünschen aus seiner freigebigen Pflege.

Gerade zu jener Zeit hielt es ganz besonders schwer in der Champagne ein Unterkommen zu finden. Zwar hätte man überall der arbeitenden Hände bedurft, denn durch das rücksichtslose, gewaltthätige Ausheben der Jünglinge und Männer zum Soldatenstande war das Land eines großen Theiles seiner Anbauer, die Heerden ihrer Hirten beraubt worden, aber so gut man auch einen jungen rüstigen Arbeiter hätte brauchen können, mußte man dennoch in solcher Zeit der Noth von dem Wunsche abstehen: jeder Hausvater, wo anders noch einer war, hatte Mühe um nur für sich und die Seinigen das nöthige Brod herbeizuschaffen; man konnte das

Wenige, das noch aufzubringen war, mit keinem neuen Ankömmling theilen. Wie schon erwähnt hatte der außerordentlich harte Winter fast alle Hoffnung des Ackerbauers und Winzers auf eine Ernte für dieses Jahr vernichtet; die Einnehmer der Steuern und Kriegslasten, die Kornwucherer welche mit dem Verkauf ihrer Getreidevorräthe zurückhielten, damit der Preis für dieselben noch immer höher steigen möge, fragten nicht nach dem Jammer des armen Volkes, sie waren fast eben so hartherzig als ihr König Ludwig XIV.; so wie dieser, waren sie nur auf Befriedigung ihrer Selbstsucht bedacht, und wenn auch Tausende dabei im Elend verderben, Säuglinge an der Brust der ausgehungerten Mütter verschmachten mußten.

Jameray Duval, da er so, ohne ein Unterkommen zu finden von Dorf zu Dorfe, von Meierhof zu Meierhof zog und überall Nichts sahe als bittren Mangel, von Nichts hörte als von Mißwachs, Theurung und Hungersnoth, fragte endlich ob es denn nicht etwa irgend wo anders eine Gegend geben möge, in welcher das Getreide nicht erfroren wäre. Man sagte ihm, daß vielleicht gegen Morgen und Mittag hin Länderstriche seyn könnten, welche der wärmendere Einfluß der Sonne gegen die Verheerungen des harten Winters geschützt habe. Diese Andeutung erfüllte das Herz des jungen Wanderers mit Hoffnung und Freude. Seiner damaligen Vorstellung nach war die Welt, so wie sie dem Auge eines Bewohners der Ebene an heitren Tagen erscheint, eine tellerförmig ausgebreitete Fläche, auf deren Saum das krystallene Gewölbe des Himmels festgestellt ist, über welches die Sonne am Tage ihren Lauf nimmt und an welchem bei Nacht die Sterne wie Lampen sich entzünden, die am Morgen verlöschen. Die Sonne selber, wie sie im Kalender ähnlich einem Menschenhaupte dargestellt ist, hielt der Knabe für ein lebendiges Feuerwesen, von welchem es ihm allerdings ganz glaublich erschien, daß es da, wo es der Erde, wie scheinbar am östlichen Horizont, bei seinem Aufgang, am nächsten sey, die meiste Wärme verbreiten müsse. Dieser Ansicht vertrauend richtete jetzt unser Jameray seinen Lauf unverwandt dahin, wo ihm am Morgen die Sonne aufgieng. Der Anfang seines Weges schien nicht sehr geeignet ihm zur Fortsetzung desselben Muth zu machen; er führte ihn durch die armseligsten Gegenden der Champagne. Die niedren,

auf Lehm gebauten, mit Rohr oder Stroh gedeckten Hütten, mit ihren in Lumpen gehüllten Bewohnern, deren von Mangel und Kummer gebleichte, welke Wangen keines frohen Lächlens, sondern nur wie das abgezehrte Angesicht ihrer halbnackten Kinder des Weinens fähig schienen, waren recht geeignet auch dem wanderlustigsten Sinn zurückzuschrecken. Dazu kamen noch die harten Entbehrungen auch der alltäglichst gewohnten Nahrungsmittel, denen der durchreisende Wandrer mit den Einheimischen zugleich ausgesetzt war. Statt des eigentlichen Brodes stillte ein gebackenes Machwerk aus zerstampftem Hanfsaamen den Hunger des dortigen Landvolkes; Duval mußte froh seyn, wenn er nur von dieser ungesunden Speise so viel gegen sein baares Geld erkaufen konnte, als zur nothdürftigsten Sättigung hinreichte. Aber diese Sättigung war nur scheinbar; sie gewährte keine Stärkung der Glieder, sondern bewirkte ein Gefuhl des Mißbehagens und der Eingenommenheit des Kopfes, an welcher unser Wandrer noch einige Zeit nachher zu leiden hatte. Doch das Alles konnte ihn nicht in seinem, durch einen mächtigen innren Antrieb erregten Laufe hemmen, er setzte, so eilig als möglich seinen Weg nach Osten fort. In dieser Richtung kam er eines Tages auf einen Hugel, an dessen Fuß eine nicht sehr ansehnliche Ortschaft (Bourbonne les Bains) lag. Der dichte Dampf, welcher aus ihrer Mitte emporstieg, schien dem jungen Wandrer der Rauch von einer im Erloschen begriffenen Feuersbrunst zu seyn. Er staunte nicht wenig, da man ihm sagte, daß dieser Rauch von heißen Wasserquellen käme, welche dort aus der Tiefe hervordrängen. Ein solcher unerwarteter Bericht reizte seine Neugier im hohen Grade. Er lief hin zu den Quellen, legte sich auf den Boden, steckte seine Hand mehrmalen in das hervorsprudelnde Wasser, mußte sie aber immer wieder schnell zurückziehen, weil die Hitze ihm unerträglich war. Hierauf begann er, in kindischem Unverstand, seine weitren Untersuchungen. Nirgends war ein Ofen oder ein Feuerherd zu sehen, der das Wasser so sieden machte, »was konnte man (nach seinem Bedünken) wohl andres annehmen, als daß hier die Nachbarschaft der Hölle sey, und daß ein großer Leichtsinn dazu gehöre um an einem solchen Ort sich anzubauen und zu wohnen.«

Aus dieser vermeintlichen Nachbarschaft der Hölle kam unser junger Wandersmann schon am andren Morgen in eine

Landſchaft, welche ihn durch ihren blühenden Zuſtand an die Nähe des Himmels zu erinnern ſchien. Man kannte damals noch nicht jene Plagen und peinliche Unterſuchungen, welche heutigen Tages den Reiſenden den Uebergang aus einem Land oder Landchen in das andre erſchweren; Duval war, ohne es zu wiſſen, über die Gränzen des hartbedruckten, ausgeſogenen Frankreichs hinaus nach Lothringen gekommen, das um jene Zeit noch unter ſeinen eignen, milden Herrſchern, aus deutſchem Fürſtenſtamme, ſtund. Welcher Unterſchied war ſchon zwiſchen dem erſten lothringiſchen Dorf Senaide und jenen Ortſchaften der Champagne, an denen der gerade Lauf von Weſt nach Oſt ſeit 8 Tagen vorüber geführt hatte. Da ſahe man nicht jene armſeligen mit Schilf gedeckten, niederen Lehmhütten mit ihren todtenbleichen, abgezehrten Bewohnern, ſondern hoch und ſchön gemauerte Häuſer, gedeckt mit Ziegeldachern, bewohnt von Menſchen, deren gutgenährte Geſtalt und friſche Geſichtsfarbe von Glück und Wohlſtand zeugte. Wie munter, wie vollwangig und ſchön waren hier die gutbekleideten Kinder, im Vergleich zu den halbnackten, durch Schmuz und Elend verkümmerten Kindergeſtalten des franzöſiſchen Gränzlandes.

Es war eben Sonntag; der Ton der Glocken rief die Bewohner des Ortes zum Gottesdienſt in die wohlgebaute, geräumige Kirche; auch Duval, ſo dankbar froh geſtimmt als kaum jemals ſonſt in ſeinem Leben, eilte dahin. Hier erſchien ihm Alles neu und herrlich was er ſah; der doppelte Wappenadler über dem Thor des Vorplatzes, die in ſeinen Augen prachtvolle Kleidung der Landleute, die Menge der jungen Burſchen, welche hier kein tranniſcher Zwang ihrer Heimath und ihren Familien entriß, um ſie, wie damals in Frankreich geſchahe, als Soldaten der unerſättlichen Habgier eines unbeſtimmbaren Königes aufzuopfern. Statt der armſeligen Kittel aus Trillich und Sackleinwand, die ſeine Landsleute trugen, ſahe unſer junger Wandersmann das Mannsvolk von Senaide in anſtändigen Zeug und Tuchkleidern, mit ſilbernen Knopfen einhergehen, die Frauen mit Halbermeln und Manſchetten, ſo reich und zierlich gekleidet, wie in der Champagne die wohlhabendſten Bewohnerinnen der Städte. Hier ward nirgends das Geklapper der ſchweren Holzſchuhe gehört, in welche das Landvolk der Champagne ſeine nackten Füße ſteckt, denn ſelbſt die Aermeren waren mit Strümpfen und Schuhen

versehen. Und nicht nur die schaulustigen Augen, sondern auch der ausgehungerte Magen des Fremdlings fand hier seine Weide. Statt des eckelhaften Gebäckes aus zerstoßenem Hanfsaamen, gab es da wohlschmeckendes Waizenbrod, dazu Fleisch und kraftige Zuspeise, welches Alles die Freigebigkeit der Dorfbewohner ganz, oder fast umsonst darreichte. Hier war gut seyn, hier war, nach Duvals Bedünken das Land, dem die wärmende Sonne bei ihrem Aufgehen näher ist, denn der übrigen Erde, hier wollte er bleiben. Und dieser Wunsch gieng bald in Erfüllung; das hiesige Volk konnte Arbeiter beschäftigen und ernähren; der Schaafhirt des nahen Dorfes Clezantaine nahm den rüstigen, muntren Knaben in seine Dienste.

Zwei Jahre lang hatte Duval die Schaafe auf den Hügeln von Clezantaine gehütet und hatte sich dabei leiblich sehr wohl befunden. Er war jetzt 16 Jahre alt und zu diesem Alter groß und stark geworden, da regte sich jener Antrieb, der ihn wie den Wandervogel sein Instinct, bisher geführt hatte, von neuem. Diesmal nicht in jener mehr thierischen Art, welche nur auf Sattigung des Hungers und nach einem Ort der leiblichen Erholung ausgieng, sondern in einer menschlich geistigeren, darum auch mächtigeren Weise. Dieser Antrieb, der dem Jungling keine Ruhe ließ, strebte nach einer andren Sättigung, verlangte nach einem andren Frieden als das Leibliche uns gewähren kann; er war auf die Erhaltung und Entwicklung nicht des äußren sinnlichen, sondern des innren, geistigen Menschen gerichtet. Unser Hirtenknabe fühlte zwar, daß ihm etwas fehle, was dieses aber eigentlich sey, das wußte er nicht. Wenn er in seiner Einsamkeit draußen auf dem Felde die Blumen und Bäume, die Thiere und Steine sahe, wenn der Mond jetzt als Sichel oder wachsende Scheibe am Abendhimmel stund und ihm seinen Nachhauseweg beleuchtete, dann, als abnehmender Mond, die Morgenstunden erhellete, da gerieth er oft in ein so tiefes Nachsinnen über all diese Dinge und die Veränderungen die sich an ihnen zutrugen, daß er weder Anfang noch Ende finden konnte. Wo das Bachlein seinen Anfang nahm das bei dem Dorf vorüber floß, das wußte er, denn er kam im Sommer fast täglich zu der Quelle hin, woher aber das Wasser komme, das immer von neuem aus dem Boden hervordrang, das hatte er weder durch seinen Stab

noch mit dem eisernen Spaten erforschen konnen, und daß die Bäche zu Flußen sich vereinen, dann in ein großes Wasser: in das Meer verlaufen, das wußte er zwar vom Horensagen, aber er hätte es auch gern mit eignen Augen gesehen und erfahren. Wenn die Nachbarn zuweilen im Hirtenhaus zusammen kamen, oder wenn an Sonn- und Feiertagen die Dorfleute und vielleicht auch ein Fremder darunter, außen vor der Kirche der Unterhaltung pflegten, da horchte er, mit ganz besondrer Spannung auf Alles was sie von Krieg und Frieden, von Geschichten welche da und dort sich zugetragen und von andren Orten und Landern sprachen. Er hatte immer nur zu fragen, wollte immer mehr wissen und erfahren, das aber, was diese guten Leute ihm sagten, das regte seine Wißbegier nur noch mehr auf, statt sie zu befriedigen. Von der Anhohe aus, auf welcher Duval ofters seine Schaafe hütete, konnte man gegen Morgen hin, eine Landschaft überschauen, die zu den fruchtbarsten gehort, welche Lothringen umfaßet. Grune Wiesen und Felder, dazwischen eine Menge der kleinen Ortschaften und Meierhofe ziehen sich, so weit das Auge reicht, von Norden gegen Suden am Fuße des blauen Bergzuges der Vogesen hin, welcher in Osten die Aussicht begranzt. Dort, auf dem Gipfel jener blauen Berge hätte unser junger Wandersmann so gern einmal stehen mögen und schauen was uber sie hinuber, jenseit derselben lage, denn so viel hatte er jetzt schon gelernt daß die Welt viel großer und weiter ausgedehnt sey als der Kreis, den sein Auge uberblickte.

Das, was einige Zeit hindurch nur eine Lust der Augen gewesen war, das wurde zuletzt zu einer Lust und Begierde des Herzens; Duval konnte dem Antriebe, der ihn aus seinem bisherigen Stand hinausfuhrte nicht langer widerstehen; er verabschiedete sich bei seinem Dienstherrn und trat abermals die Wanderung gegen Osten an. Dort, am Fuße der Vogesen unweit Deneuvre hatte um jene Zeit ein frommer Einsiedler, der Bruder Palamon seine Klause, welche bei dem Landvolk unter dem Namen la Rochette bekannt war. Ein lieblicherer Wohnsitz fur einen Einsamen, welcher fern von dem Alltagstreiben und von der Unruhe der Welt mit den Gedanken an seinen Gott allein seyn mochte, kann schwerlich gefunden werden als la Rochette war. Von der Spitze des Felsens, an welchem die Einsiedelei lag, sahe man am Abend

die Sonne jenſeits einer grünenden, wellenförmigen Fläche untergehen, durch die ein Fluß ſich ſchlängelt, welcher das Schiffsbauholz, zu großen Flößen verbunden, der Meeresküſte zuführt. Nach der andren (öſtlichen) Seite hin fallen die Strahlen des untergehenden Geſtirns auf den Abhang des Gebirges, welches von herrlichen Thälern und Schluchten durchſchnitten und bis hinan zu ſeinem Gipfel mit anſehnlichen Dörfern und Landhäuſern bebaut iſt. Mit dem Duſte der blühenden Bäume und Gebüſche ſteigen zugleich die Töne der ſingenden Nachtigallen herauf zu den Sinnen des Wanderers, der auf der Felſenplatte ſitzt. Duval kann ſich von dieſem Orte nicht trennen; wenigſtens eine Nacht und den nächſten Morgen mochte er hier zubringen; zutraulich bittet er den Einſiedler ihm einen Ruheplatz in ſeiner Hütte anzuweiſen; ſein Wunſch wird ihm gerne gewährt.

Es war jene allbedenkende Fürſorge geweſen, die Alles was zuſammengehört zur rechten Zeit und am rechten Orte zuſammenführt, welche auch dieſes Mal Duvals Schritte zur Einſiedelei la Rochette gelenkt hatte. Der Bruder Palämon konnte ſo eben einen jungen, dienenden Gehülfen brauchen, der ihm den Anbau ſeines Gartens beſorgen half und ihm noch ſonſt mancherlei Handreichungen that. Der treuherzige Burſche, den ihm Gott ſelber zugeführt hatte, gefiel ihm wohl und auch dieſem hatte ja nichts Angenehmeres und Lieblicheres begegnen können, als bei Bruder Palamon in Dienſte zu treten.

Wir erwähnten ſchon oben, daß Jameray, als die große Dürftigkeit ſeiner Mutter ihn nöthigte die Dorfſchule zu verlaſſen, und als Hüter des Geflügels bei einem Bauer zu dienen, nur ſo eben leſen gelernt hatte. Dieſe Kunſt, welche, ohne daß wir es recht beachten und erkennen, eine der hohen und folgenreicheſten iſt, unter allen Künſten die der Menſch ſich zu eigen machen kann, war ihm immer beſonders lieb und werth geblieben, er hatte nicht leicht eine Gelegenheit verſäumt ſie zu üben. Solche Gelegenheiten aber gab es ſeither für ihn nur wenige. Was von leſbaren Sachen im Hauſe ſeines geweſenen Dienſtherrn, des Schäfers ſich fand, das beſtund nur etwa aus einem Kalender und aus dem Meßbuche; die lebhafte Wißbegier des Knaben fand darin nur wenig Nahrung. Hier aber, bei Bruder Palämon fand ſich eine ganze Bibliothek, von bisher noch niemals geſehenen Büchern, wel-

che vielleicht mehr denn zwölf Bände zählte. Außer einem oder etlichen Theilen eines damals beliebten Volksbuches, das den Namen der »blauen Bibliothek« führte, bestund der Proviant der Gelehrsamkeit des frommen Einsiedlers nur in solchen Büchern, welche Anleitungen zum beschaulichen Leben, Gebete und Betrachtungen, so wie Geschichten der Heiligen und Berichte über das Leben einzelner Mönche und Einsiedler enthielten.

Mit einer brennenden Begierde ergriff Duval diese geistige Nahrung. Es lag ihm ernstlich an, nicht nur in den äußren Arbeiten der Hände, sondern auch im Gebet und frommen Leben ein Gefährte und Genosse des guten Palämon zu werden. Wenn er dann, an einem Frühlingsmorgen, wenn der Thau an den Blumen der Wiesen perlete und der Gesang der Nachtigallen ertönte, oben über der Einsiedelei auf der Spitze des Felsens saß und nun die Sonne über die Höhen der Vogesen hinaufstieg, da erhub sich auch bei ihm Sinn und Gemüth zu Gedanken von göttlicher Art und Kraft, welche er bis dahin noch niemals gekannt hatte. Hierbei mußte er jedoch dasselbe erfahren, was vor und nach ihm Mancher erfuhr der in diesem höchsten, geistigen Aufschwung sich geübt hat, so lange er nicht von der Lerche und vom aufsteigenden Adler es lernte, daß beim Emporfluge das Auge nach oben, nicht nach unten sich richten müsse. Wer in dieser Weise der Lerche seine Schwingen übt, der siehet wohl, wenn er auch höher schwebt als die Dächer der Häuser und selbst der Gipfel des Thurmes, daß es von da an noch weit ist bis zum Gipfel der Gebirge, noch weiter bis hinan zu den Wolken und viel weiter noch bis hinauf zum Sternenhimmel. Wer aber, wenn er in der Höhe schwebt, nur abwärts, nicht aufwärts schauet und da unter sich die Eichen des Waldes, die doch hoch sind, nur noch in Gestalt eines niedrigen Gebüsches erblicket, dem mag es leicht geschehen, daß er vom Schwindel des Hochmuths ergriffen in Gefahr kommt zum Boden zu stürzen. Unsrem jungen Anfänger im Einsiedlerleben erging es so. Weil das jugendliche Feuer in seinem Herzen lebhafter war, als das im Herzen seines alternden Gefährten, weil die äußerlichen Geberden seiner Frömmigkeit von augenfälligerem Zuschnitt waren, als bei dem stillen, sanften Bruder Palämon, dünkte er sich hoch und groß gegen diesen. Wenn ihm derselbe ein Geschäft im Garten

oder einen Gang nach Deneuvre auftrug, der Burſch aber, ſtatt zu arbeiten oder zu laufen, ſich andächtigen Betrachtungen im Schatten des Felſen, oder unter einem Baume dem Gebete hingab und dann den wohlverdienten Verweis nur durch bittre Bemerkungen über die Lauheit und den weltlichen Sinn des älteren Bruders erwiederte, da regte ſich allerdings, in unverkennbarer Weiſe, der Schwindel des Hochmuthes. An Erfahrungen von zurechtweiſender Art hätte es freilich unſrem jungen Einſiedler nicht gefehlt, wenn derſelbe nur für ſolche Belehrungen immer zugänglich geweſen wäre. So an jenem Abend als vier Stiftsherrn aus Deneuvre bei der Einſiedelei von dem mitgebrachten Vorrath ihre Mahlzeit hielten, und Duval, dem man die Ueberreſte zu ſeiner Erquickung Preis gegeben, zum erſten Mal in ſeinem Leben die Kräfte des Weines an ſich erfuhr, deren Regungen er als Wirkungen der höchſten Andacht und der Verſenkung in ein göttliches Seyn betrachtete, bis das Gefühl der Abſpannung ſchon am nächſten Tage ihn eines Andren belehrte.

Der Aufenthalt bei dem Bruder Palämon dauerte nur kurze Zeit. Die Oberen der Eremitengeſellſchaft ſendeten einen andren Einſiedlergehülfen nach la Rochette; dieſem mußte Duval weichen, doch gab ihm ſein bisheriger freundlicher Meiſter im beſchaulichen Leben ein Empfehlungsſchreiben mit auf den Weg, das ihn zu den Einſiedlern von St. Anne bei Luneville geleitete. Es war ein Weg, welchen der junge Eremit nicht aus eignem Antrieb und eigner Neigung einſchlug, ſondern gleich wie er diesmal in leiblicher Beziehung von ſeiner ſelbſterwählten Richtung nach Oſten hinweggeführt wurde, ſo lenkte auch eine höhere Hand in dieſem Augenblik ſeine Lebensbahn gegen ſeinen Wunſch und Willen nach dem rechten Ziele hin. Das Herzeleid und die Sorgen womit er beim Abſchied von dem ſtillen Obdach la Rochette und von Bruder Palämon ſich quälte, waren eben ſo unſtatthaft und ſchnell vergänglich als jene, die ihn damals niederbeugten, als man ihn aus ſeinem ſeltſamen Krankenlager im Schaafſtalle hervorzog und in Heu und Lumpen gehüllt in das Haus des guten Pfarrers brachte, in welchem er erſt völlig genaß und von ſeiner Krankheit ſich erholte. Jene Wege unſres Gottes, welche zu unſrem ganz beſondren Heile dienen, wollen insgemein unſrem Herzen nicht wohlgefallen; ſie durchkreuzen meiſt unſre eignen Wege, und doch führen

nur jene zur Stätte des Friedens, während diese in bahnloser Wüste sich verlieren.

Mit bekümmertem Herzen hatte Duval den Wald von Moden durchwandelt und trat jetzt heraus ins Freie, da lag vor ihm die zu jener Zeit ganz besonders blühende Stadt Luneville mit dem prächtigen Residenzschloß des Herzogs von Lothringen. Unheimlich wie einem scheuen Vogel, welcher in dem ihm noch neuen Gefängniß des Käfichs zum ersten Mal unter das Menschengedränge eines Marktplatzes gebracht wird, war es dem jungen Waldbruder unter den geputzten, stattlich einhergehenden Bewohnern der Residenzstadt zu Muthe, nur schuchtern wagte er sein Auge zu dem Glanz des Fürstenschloßes aufzuheben, das ihn an das Daseyn und die Nähe von Wesen einer höheren Art zu erinnern schien. Er athmete erst wieder froh und frei als er sich von neuem außer der Stadt im Freien sahe, auf der Straße gegen Westen hin, die man ihm drinnen in der Stadt als den Weg nach St. Anna bezeichnet hatte.

Die Einsiedelei dieses Namens liegt eine halbe Stunde jenseits Luneville an der Mittagsseite eines Hügels, nahe bei der Stelle, an welcher die beiden Flüße Meurtre und Besouze sich vereinen. Der Wald von Vitriment, der sie in Norden umgränzt, damals noch dichter und holzreicher als er jetzt ist, vermehrt den Reiz dieser Gegend, indem er im Winter den kalten Winden aus Norden den Zutritt wehrt, im Sommer aber Schatten und Kühlung gewährt. Nur wenige Jahrzehende vorher war hier, an der Stelle des wohlangebauten Feldes und Gartenlandes eine Wüste voller Disteln und Dorngebüsch gewesen, welche die Spuren der Verheerung noch aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges an sich trug. Ein gewesener Lieutenant der Cavallerie, welcher während einer Schlacht, zum Tode verwundet, unter den Hufstritten der Pferde liegend von der Welt Abschied genommen hatte, und, als er dennoch mit dem Leben davon kam, die alte Bekanntschaft mit ihr, nicht wieder anknüpfen wollte, war der Stifter der Einsiedelei von St. Anna gewesen und war erst vor wenig Jahren in einem Alter von fast hundert Jahren gestorben. Bruder Michael, so nannte sich dieser Stifter, hatte ein altes Haus, Alba genannt, am Walde von Vitriment gekauft, einige andre Männer gesellten sich zu ihm und mit ihrer Hülfe verwandelte er bald das verödete Grundstück,

welches zwölf Morgen Landes umfaßte, in ein Beſitzthum, von deſſen Ertrage ſechs Kühe und vier bis fünf Einſiedler, ohne einen Zuſchuß von außen ſich nähren und hierbei noch manches Almoſen ſpenden konnten. Auch in mehreren andren Gegenden hatte der gute Bruder Michael, durch ähnliche Stiftungen ſich nicht nur um die Cultur des Landes, ſondern um die Veredlung der Menſchenſeelen verdient gemacht, denn mehrere der Genoßen ſeines einſamen Lebens waren vorher heimathloſe Landſtreicher geweſen, welche die Noth zu ihm führte, die Liebe aber an ihn feßelte und der Einfluß ſeines Beiſpieles, die Macht ſeiner ungeheuchelten Frömmigkeit zu beßren Menſchen umſchuf.

Duval, in ſorgenvoller Erwartung ſeines Schickſales, zeigte ſich an der Thüre der Einſiedelei. Bruder Martinian, einer der vier Bewohner derſelben, that ihm auf, nahm, den Gruß erwiedernd, das Empfehlungsſchreiben aus ſeiner Hand, ſtellte ihn den andren Brüdern als künftigen Diener des Hauſes vor, hieß ihn dann niederſitzen und die ländliche Koſt genießen, die er ihm auftrug. Der neue Ankömmling fühlte ſich unter dieſen guten Leuten bald einheimiſch. Es waren Männer von bäuriſchem Ausſehen, aber von wohlmeinend treuherziger Art. Jenes feine Gefühl der Weltbildung, welches lehrt was höflich und zierlich ſey, hatten ſie nicht, wohl aber jenes noch zartere Gefühl eines unter göttlicher Zucht ſtehenden Herzens, welches uns ſagt was gut und recht ſey und unſre Schritte leitet auf ebener Bahn. Duval vorzüglich giebt dreien von ihnen das Zeugniß: daß ſie zwar niemals von Tugend ſprachen wohl aber dieſelbe, ungeſehen von den Augen der Welt durch die That übten. Sein fünfjähriger Aufenthalt unter ihnen ließ ihm an dieſen einfaltigen Seelen keine Züge der Unlauterkeit und der Heuchelei, ſondern nur etwa der menſchlichen Uebereilungen bemerken. Namentlich war das Gemüth des alten Bruder Paul, der ſchon ſeit 32 Jahren als Einſiedler lebte, ſo ganz zu einem Tempel der Demuth und der Liebe geworden, daß ſich der innre Frieden, der eine ſolche Stimmung giebt, in ſeinem ganzen Weſen kund gab. Er ſprach weniger, that aber mehr als alle die Andren, denn, ſo ſagte er, es geſchieht uns, auch bei dem beßten Willen leichter und öfter, daß wir in Worten fehlen, als in Thaten. Er war ſanft, geduldig, von Herzen mitleidig und ohne Aufhören in einer ſolchen fröhlich

ſtillen, gelaſſenen Stimmung, daß es ſchien als konnte in ſeinem Herzen keine Regung menſchlicher Affecten und Leidenſchaften aufkommen. Ihn ſetzte nichts in Erſtaunen, er blieb unter Blitz und Donner, wie in der Stille eines Frühlingsmorgens, im Froſt wie in der Warme des Sommers in ſeinem gleichmäßigen Tacte. Ihm ſchien es unbegreiflich, daß ein Menſch haſſen konne und als Duval einſt im Scherz ihn fragte ob man nicht wenigſtens den Satan haſſen durfe, antwortete der einfaltig gute Mann: man muß Niemand haſſen.

Das nächſte Geſchäft, welches die hochbetagten Einſiedler dem jungen, rüſtigen Gehulfen anvertrauten, war die Obhut ihrer Kühe, welche er in den nahen Wald auf die Weide führen mußte. Dieſe Aufgabe war nicht ganz nach ſeinem Sinne; er glaubte ſich, ſeit dem Hinweggehen aus Clezantaine, für immer von ſolchen niedren Dienſten losgemacht zu haben; ſein Aufenthalt bei Bruder Palämon hatte in ihm den Wahn erzeugt und genährt, er ſei zu etwas Höherem beſtimmt als zum Hüten des Viehes. Doch ein Blick auf den freundlich ſanften Bruder Paul und auf das ernſte Geſicht des Bruder Martinian lehrten ihn ſchweigen und gehorchen, er zog, mit der Peitſche in der Hand, ſeinen Kühen nach in den Wald. Die Selbſtüberwindung, der Sieg über den eignen, ſtolzen Willen iſt zu jeder Zeit ein reicher Quell des innren Friedens, unſer junger Hirt that in Kurzem den Dienſt mit Freuden; dem er ſich anfangs nur mit Widerwillen unterzogen hatte.

Die ehrlichen Väter wollten übrigens ihren Pflegling nicht nur zu ländlichen Beſchäftigungen heranbilden, ſondern ſie wollten zugleich einen Frommen ihrer Art, ja einen Gelehrten aus ihm erziehen. Einer unter ihnen der im Vergleich mit ſeinen drei Gefährten den Gelehrten darſtellte, und ſich auf dieſen Vorzug Etwas zu gute that, hatte die Kunſt des Schreibens erlernt und als er die außerordentliche Begierde bemerkte, mit welchem Duvals Auge, ſo oft Gelegenheit dazu war, den Zügen ſeiner Feder folgte, beſchloß er ihn zum Theilnehmer ſeiner Kunſt zu machen. Mit ſeiner vor Alter und täglichen Anſtrengung beim Landbau zitternden Hand zeichnete er dem jungen Menſchen die Züge der Buchſtaben vor, welche dieſer treulich, und darum eben ſo ſchlecht nachbildete als ſie ihm dargeboten wurden. Aber der Eifer

des Schülers war größer und mächtiger als der Fleiß seines alten Lehrers; dieser hatte selten Zeit zu lehren jener aber ohne Aufhören Lust zu lernen. Duval erfand sich deshalb ein Mittel auch ohne fremde Hülfe sich im Schreiben zu üben, indem er aus dem Fenster seiner Zelle eine Scheibe heraushob, sie auf ein beschriebenes Blatt legte und dann auf dem Glase so lange die Züge der Buchstaben mit der wieder leicht abwaschbaren Tinte nachmachte, bis er am Ende die Fertigkeit erlangte, eine ohngefähr eben so altmodisch steife Handschrift zu schreiben, als sein Lehrer hatte, da seine Glieder noch nicht von Zittern befallen waren. Was die religiosen Uebungen der Klausner betrifft, welche für gewöhnlich täglich in sechs gemeinsamen Andachten bestunden, so fand sich auch hierbei der künftige Eremit regelmäßig ein, wenn ihn nicht gerade die Hut des Viehes in zu weiter Ferne beschäftigt hielt.

Duvals gelehrte Bildung in der Einsiedelei von Sanct Anna war nicht allein auf die Kunst des Schreibens beschränkt, er fand noch andre Quellen auch seine täglich wachsende Wißbegier zu befriedigen. Die guten Väter besaßen etliche Bücher; der Umschlag des einen von diesen gewahrte unsrem jungen Forscher einen reichen Fund: es war darauf eine Anweisung zu den vier ersten Regeln der Rechenkunst enthalten. Das Vergnügen, welches etwa ein armer Mann empfindet, wenn er unvermutheter Weise unter dem Boden seines kleinen Gartens einen nach seinem Bedünken unermeßlich reichen Schatz entdeckt, kann nicht größer seyn, als das von Duval war, als er den Schlüssel zu einer Kunst fand, welche seinem hierin richtigen Gefühle gleich einer äußersten Pforte erschien, die zu einem wahrhaft unermeßbaren Reiche der Erkenntnisse führt. Summen unter seinen Augen entstehen und vergehen zu sehen, indem man durch Addition sie vereint oder noch mehr, durch Multiplication sie vervielfacht, durch Subtraction und noch mehr durch Division sie verkleinert, welchen Genuß mochte dieses einem Geiste gewähren, der in der Bedeutung der Zahlen das Mittel ahnete am leiblich Erscheinenden das zu erfassen, was ein allbedenkender, schaffender Geist, als Kraft, als Eigenschaft in dasselbe legte. Unser junger Einsiedler hatte immer während seines Hirtenstandes ein besondres Vergnügen an der Stille der Wälder und abgelegenen Weideplätze gefunden. Hier bei

St.

St. Anna konnte er dieſes Vergnügens im hohen Maaße genießen; denn kaum glich ein andrer Wald an hehrer Einſamkeit und Stille jenem von Vitriment, mit ſeinen kleinen Thälern und Felſenkluften. An ſeinem Lieblingsplaße, einer Art von Grotte, die von einem vormaligen Steinbruche zurückgeblieben, war der eifrige Rechner öfters, ſelbſt in den Stunden der Sommernachte mit der Löſung jener Aufgaben beſchäftigt, die er im Geiſt ſich ſtellte, oder mit dem Gewebe der Gedanken, die ihm aus dem zwar beſchränkten dafur aber deſto fruchtbareren Boden ſeiner täglichen Erfahrungen hervorkeimten.

Mächtiger denn Alles, was er um ſich ſahe, zog ihn die Betrachtung der Sterne des nächtlichen Himmels an. Das öftere Leſen im Kalender hatte ihm ſchon bei dem Schaafhirten im Giezantaine ein unbeſchreibliches Vergnügen gewährt, weil darinnen der Lauf des Mondes in einer ihm unbegreiflichen, prophetiſchen Weiſe, fur ein ganzes Jahr vorausgeſagt war. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr er auch Etwas von jenen himmliſchen Zeichen eines Widders, eines Stieres, eines Loewen und Krebſes, in welche zu gewiſſen Zeiten die Sonne und der Mond eintraten. Bruder Palämon hatte ihm geſagt, daß dieſe Zeichen, von denen der Kalender ſpricht, unter den Sternen des Himmels zu finden ſeyen, wie aber, oder wo? das wußte er nicht. Auch die Einſiedler in St. Anna konnten daruber keinen Beſcheid geben; unſrem Duval aber ließ es keine Ruhe, er mußte forſchen und wiſſen wo ſich der Steinbock oder Widder, mitten unter den Sternen des Himmels verborgen hielten. Auf einer der höchſten Eichen, am Saume des Waldes flocht er ſich aus Weidenruthen und Epheu ein Throngeſtell, das einem Storchneſte glich; der Thron ſelber, auf dem er dort oben ſaß, war der Reſt eines alten Bienenkorbes. Hier brachte er bei heitren Nachten manche Stunden zu, während deren er mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit alle Gegenden des Himmels durchforſchte, um etwa unter den Sternen die Geſtalt eines der himmliſchen Thiere zu entdecken. Doch es ergieng ihm hierbei wie jenem Taubſtummen, dem man das Wort Baum an die Tafel ſchrieb und in der Geberdenſprache oder im Bild die Bedeutung des Wortes zeigte und welcher nun vergeblich ſeinen Witz anſtrengte, um die Aehnlichkeit

der Schriftzeichen an der Tafel mit der Gestalt eines Baumes zu entdecken.

Wie sich in der Welt der leiblichen Dinge zur rechten Zeit für den Hunger seine Speise, für jedes erwachte Bedürfniß seine Befriedigung findet, so ist es auch im Reiche des Geistigen. Der gesunde und redliche Drang nach Erkennen und Wissen stehet unter dem Walten derselben Fürsorge, die den Antrieb des thierischen Instinctes zu seinem Ziele führt; was zu seiner Bekräftigung und Entwicklung dienet, das wird ihm immer zur rechten Zeit dargereicht. Es war gerade der große Jahresmarkt (die Dult oder Messe) von St. Georgentag in Luneville, da sendeten die Einwohner ihren jungen Gehülfen hinein in die Stadt, um einige Aufträge zu besorgen. Indem dieser neugierig die zum Verkauf ausgebotenen Herrlichkeiten betrachtet, entdeckt er, zu seiner unbeschreiblichen Freude, unter den Bildern die an einer Mauer aufgehängt waren, eine Himmelscharte, dann die Abbildung einer künstlichen Erdkugel und vier Charten, welche die verschiedenen Welttheile darstellten. Der Dienstlohn, den er beim Schafer in Clezantaine sich erworben, war noch fast ganz ungeschmälert in seinem Besitz und diesen Schatz, der sich auf 5 bis 6 Franken belaufen mochte, trug er immer bei sich in der Tasche. Jetzt war der Augenblick gekommen um von diesem bisher todten und ungenutzten Capital die rechte Anwendung zu machen; mit Freuden gab er Alles um den Besitz der für ihn unschätzbaren Charten hin.

In wenig Tagen hatte sich der durch seinen Fund glückselige Bursch so weit in das Verständniß der Himmelscharte gefunden, daß ihm die wechselseitige Stellung der meisten Sternbilder bekannt war, auch war es ihm deutlich geworden, daß nicht jene Bilder, welche die Hand des Menschen auf ihre Charten zeichnet, am Himmel geschrieben stehen, sondern daß zu jedem Bild eine Gruppe von Sternen gehöre, welche mit der Gestalt eines Stieres oder eines Widders nur wenig zu schaffen hat. Wäre nur jemand da gewesen, der ihm eine einzige dieser Sternengruppen bei ihrem Namen genannt und erläutert hätte, dann wäre es ihm ein Leichtes gewesen, nach der wechselseitigen Stellung, die seine Charte angab, auch die andern Bilder aufzufinden, so aber mußte er selber auf ein Mittel sinnen, das ihn aus der Ver-

legenheit ziehen konnte, und sein Nachdenken führte ihn bald auf das rechte.

Er hatte vernommen daß der Polarstern, welcher den Nordpol am Himmel wie an der Erde bezeichnet, immer an derselben Stelle des Himmels stehe. Konnte er, so schloß er weiter, nur diesen auffinden, dann hatte er zu jeder Zeit der Nacht, im Sommer wie im Winter, einen fest bleibenden Punkt von welchem aus ihm alle Sternenbilder, in ihrer wechselseitigen Stellung erkennbar werden mußten. Aber wer sollte ihm sagen wo man am Himmel den Nordpol zu suchen habe? Auch bei dieser Ungewißheit kam ihm eine Kenntniß zu statten, die ihm durch Seemannsagen geworden. Er hatte nämlich vernommen, daß es eine stählerne Nadel gebe, die das eine ihrer Enden immer gegen Norden wende und hierdurch zum sichern Auffinden dieser Weltgegend dienen könne. Dem jetzt lebhaft und laut gewordenen Verlangen eine solche wunderbare Nadel zu sehen und ihrer sich zu bedienen, kam einer der alten Einsiedler entgegen; dieser besaß selber einen Sonnencompaß und ließ sich bereitwillig finden ihn dem wißbegierigen Duval zu leihen. Die Richtung nach welcher sich das Auge wenden müsse um den Polarstern zu sehen, war diesem jetzt bekannt, aber wie tief oder wie hoch der Stern am nördlichen Himmel stehe, das wußte er nicht. Doch auch diese wichtige Entdeckung wurde nach mehreren vergeblichen Anstrengungen und mislungenen Versuchen gemacht. Zuerst sollte ein Baumast der gerade gegen einen im Norden stehenden Stern der dritten Größe seine Richtung hatte, das Mittel gewähren, den Polarstern aufzufinden. Mittelst eines Bohrers wurde der Ast zu einem ziemlich weiten Seherohr umgeschaffen; war dann der Stern auf den dieses hinzielte der rechte, dann mußte er sich immer, bei dem Hindurchblicken durch das Rohr finden lassen. Aber ach! das Rohr war kaum gebohrt, da hatte sich der erzielte Stern schon weit aus seinem Gesichtsfeld entfernt und nicht minder glücklich waren die andren Versuche dieser Art, bis zuletzt bei einem derselben der Bohrer abbrach. Doch die Wißbegier unsres jungen Forschers ließ sich durch kein solches Fehlschlagen ihrer Erwartungen aus der Bahn bringen; ein Holunderast, der durch das Herausbohren seines Markes in ein Seherohr umgewandelt war, wurde jetzt an dem höchsten Ast der großen Eiche, die zur Sternwarte diente, so befe-

ſigt, daß er ſich nach Belieben höher oder niedriger, zur Rechten oder zur Linken richten ließ. Dieſe Vorrichtung führte endlich zu dem gewünſchten Zwecke; der Polarſtern war aufgefunden und hiermit zugleich der Schlüſſel zur allmäligen Ausdeutung der Sterngruppen, zur Erkenntniß aller Sternbilder des Himmels.

Wenn der rechte, lebendige Antrieb zum Erkennen in der menſchlichen Natur erwacht iſt, dann läßt er ſich nicht an der Erforſchung deſſen, was ſichtbar und äußerlich vor Augen liegt, genügen. Läßt doch ſelbſt der Lachs, wenn der Wandertrieb in ihm erwacht, nicht ab von ſeinem Zuge, bis er jetzt ſtromaufwärts die Nähe des Quelles, dann ſtromabwärts das weite Meer gefunden, darinnen der Fluß endet. So will auch der Geiſt des Menſchen mitten in dem ſinnlich Aeußeren den Anfang und das Ende der Erſcheinungen wiſſen. Was ſind, ſo fragte ſich Duval, dieſe Sterne und wie weit mag es, von meiner Eiche aus, bis zu ihnen hinan ſeyn? Vergeblicher noch denn ſein Auge, als er vor dem Beſitz der Sterncharte die Zeichen des Thierkreiſes am Himmel finden wollte, mühete ſich ſeine lebhafte Phantaſie und der kräftige Verſtand ab, einen Maaßſtab im Irdiſchen zu finden, für das was überirdiſch iſt; nach allen Seiten hin zog ſich das geſuchte Ende, je näher er ihm zu kommen ſchien, deſto mehr in die Tiefen einer Unendlichkeit zurück, welcher ſich kein äußres, ſinnliches Forſchen, ſondern nur das innre Schauen und Erfahren des Geiſtes nahen kann.

Wie groß die Erde ſey, das müſſe ſich, ſo urtheilte unſer angehender Gelehrter, leichter ergründen laſſen, wenn man nur die Abbildung der Erdkugel, die jetzt als Eigenthum vor ihm lag, recht verſtehen konnte. Seine Charten begleiteten ihn überall hin, mitten im einſamen Walde breitete er ſie vor ſich am Boden aus, während die Kühe neben ihm auf die Weide giengen. Was die vielen Linien bedeuten möchten, welche der Länge wie der Queere nach über die Abbildung der Erdkugel und der Welttheile gezogen waren, darüber ſann er Tage lang mit großer Anſtrengung nach. Endlich brachte ihn der breitere Gurtel, der um die Mitte der Erdkugel gezogen und in 360 kleine, ſchwarze und weiße Felder getheilt war, auf den Gedanken, daß hierdurch Räume und Entfernungen angezeigt werden ſollten. Ein

Licht gieng ihm auf, das auf einmal Alles klar machte; das Rathsel war gelost; die kleinen Felder bedeuten Meilen seinen andren Maaßstab fur irdische Raume kannte er noch nicht) und hienach betragt der Umfang der Erde nicht mehr und nicht weniger als 360 franzosische Meilen oder Wegstunden.

Er konnte kaum die Zeit des Mittagsessens erwarten um seine herrliche Entdeckung den Einsiedlern mitzutheilen. Der Gelehrte unter ihnen schutteite den Kopf, wußte aber nichts darauf zu sagen, einer aber unter den drei ubrigen war in seinen jungern Jahren zu St. Nicolas de Barry in Kalabrien gewesen. Dieser bemerkte daß er auf jener Reise wohl weiter als 360 Wegstunden gekommen sey, aber das Land und das Wasser giengen viel weiter, ein Weg von 360 Meilen reiche noch lange nicht um den Umfang der Erde herum.

Da stund nun der arme Duval mit seiner Entdeckung beschamt und rathlos da; entweder mußten die schonen Charten, fur deren Beiß er sein ganzes Vermogen aufgeopfert hatte, nichts taugen, oder der Schlussel zu ihrem Verstandniß lag fur ihn so verborgen, daß er die Hoffnung aufgeben mußte, ihn zu finden. Aber auch diesmal kam, wie dies im Leiblichen und Geistigen immer zur rechten Zeit geschieht, dem erwachten Antriebe seine Befriedigung und Sattigung entgegen. Unser junger Einsiedler pflegte an jedem Sonntag seine Messe zu Luneville in der Karmeliterkirche zu horen und bei dieser Gelegenheit mancherlei Auftrage der Bruder in der Stadt zu besorgen. Auch am andren Tage nach dem niederschlagenden Ereigniß, das ihn auf dem Weg seiner Forschungen betroffen hatte, war er zum Besuch des sonntaglichen Gottesdienstes in der Stadt gewesen, und wollte nach Beendigung desselben noch ein wenig in den Klostergarten sich ergehen, da sahe er Herrn Remy, den Gartner, in einem Buche lesend, am Ende einer Allee sitzen. Seine immer rege Wissbegier trieb ihn an zu fragen, was der Herr lase, und zu seiner freudigen Ueberraschung erfuhr er, daß das Buch eine Anleitung zum Erlernen der Erd- und Landerkunde enthalte. Es war die, zu jener Zeit sehr beliebte kleine Geographie von Delaunai. Dem armen Duval brannte sein Herz vor Begierde dieses Buch zu lesen, er wagte die flehentliche Bitte, daß Herr Remy ihm dasselbe leihen moge, und sein Wunsch wurde ihm gewahrt. Mit dem Vorsatz sich bal-

ſelbe abzuſchreiben nahm er es dankbar in Empfang, konnte aber der Begierde nicht widerſtehen ſeinen Inhalt ſogleich zu erfahren; ſchon auf dem Heimwege hatte er ſo viel aus demſelben gelernt, daß er jetzt wußte, daß die kleinen, ſchwarzen und weißen Felder der Mittellinie ſeiner abgebildeten Erdkugel Grade bedeuteten, deren jeder 25 franzöſiſche, 15 deutſche geographiſche und ſo in jedem Lande, nach Verſchiedenheit des Meilenmaaßes, eine gewiſſe Zahl von Meilen groß ſey. Zugleich erfuhr er auch, was die andren Linien bedeuteten, welche von Nord nach Süd die breite Mittellinie oder den Aequator durchſchneiden. Er hatte jetzt nichts Angelegentlicheres zu thun, als zur beßren Verſtändigung des Erlernten ſich ſelber eine Erdkugel zu verfertigen. Haſelnußſtäbe, zirkelrund gebogen, die einen um die Eintheilung der Erde nach der Länge, die andren um jene nach der Breite zu verſinnlichen, wurden in horizontaler und ſenkrechter Richtung zuſammengefügt, dann mit dem Meſſer die Eintheilung dort in 360, hier in 90 Grade eingeſchnitten. Erſt jetzt war dem jungen, wißbegierigen Eremiten das eigentliche Verſtändniß ſeiner Welt- und Landercharten eröffnet; wenn er dieſe unter dem Dach des Waldes auf dem Boden ausgebreitet, vor ſich liegen, und dann mittelſt ſeines geliehenen Sonnencompaßes ſie nach den Weltgegenden gerichtet und an einander geordnet hatte, da konnte ſein forſchender Geiſt von dem Punkte aus, darauf Luneville lag, bald in dieſe, bald in jene Länder ſo wie von einem Welttheil zum andren wandern, und in Kurzem wußte er jede Frage nach der Lage des einen oder andren Landes alſogleich und mit voller Sicherheit zu beantworten. Hiermit noch nicht zufrieden forſchte er auch, nach der Anleitung des Buches von Delaunai dem Laufe der Flüße und dem Umriße der Meereskuſten nach, bemerkte an beiden die Lage der merkwürdigſten Stadte und prägte ſich vor Allem die der Hauptſtädte ein. Es gelang ihm dieſes Alles ſo gut, daß er nach einiger Zeit mit der verkleinerten Welt auf ſeinen Charten und allen ihren einzelnen Städte- wie Ländernamen eben ſo vertraut und bekannt war, als mit den einzelnen Parthieen und alten Baumſtämmen im Wald bei St. Anna. Uebrigens kamen ihm auch bei dieſer Gelegenheit mancherlei Gedanken in den Sinn, welche zu immer weitren Fragen und Forſchungen reizten. Die weite Ausdehnung des Gewäſſers im Vergleich

mit der viel geringeren des bewohnbaren Landes, ſetzte ihn in Erſtaunen; welche Arten der lebendigen Weſen, ſo fragte er ſich, mögen in den Tiefen der Meere ſich bewegen und zu welchen Zweck ſind dieſelben erſchaffen, da doch der Herr der Erde, der Menſch, ſie nicht einmal alle zu ſehen und zu kennen, geſchweige zu benutzen vermag.

Der Antrieb zum Erkennen und Wiſſen hatte ſich bei Duval bis zu einer leidenſchaftlichen Höhe geſteigert. Vor Allem war es zwar jetzt die Landerkunde die ihm beim Wachen am Tage und ſogar bei Nacht im Traume beſchäftigte, doch hatte ſich der Kreis ſeines Erkennens nebenher auch nach andren Seiten erweitert. Zu jedem Hauſe, dahin die Aufträge ſeiner alten Dienſtherrn ihn führten, fragte er nach, ob man da wohl Bücher habe? und wenn dies ſo war, ob man ihm nicht eines, dann das andre davon zum Leſen leihen wolle? Auf dieſe Weiſe waren ihm ſchon die Ueberſetzungen von Plutarchs Leben berühmter Männer, ſo wie die Geſchichte des Quintus Curtius in die Hände gekommen und ſeine Unterhaltung in der abgelegenen Grotte des alten Steinbruches geworden. Aber alle dieſe neuen Elemente des Wiſſens waren nur Funken geworden die den innren Brand ſeines Verlangens, noch immer mehr zu wiſſen, entzündet hatten. Die ganze Erde mit ihren Ländern nicht nur wie dieſe jetzt ſind, ſondern wie ſie auch vormals waren, als noch andre Völker ſie bewohnten, hätte er kennen lernen mögen; vor jedem alten Gemäuer, vor jedem Denkmal vergangener Zeiten ſtund er mit ehrfurchtsvollem Nachſinnen ſtill; er beſchaute jeden Stein, jeden Schriftzug, hätte gern ihre Sprache verſtanden um zu erfahren wer hier gewohnt, was hier ſich zugetragen habe.

Die Bücher, ſo dachte er in ſeiner unſchuldigen Ueberſchätzung der menſchlichen Wiſſenſchaft, lehren und ſagen Alles; wie aber ſollte er, nach der Verwendung ſeines ganzen, kleinen Beſitzthumes auf den Ankauf der Charten, zu ſolchen Büchern kommen? Die Verkäufer der alten und neuen Bücher in der Stadt, deren Laden er oft beſuchte, und dabei mit wißbegierigem Auge, wenn Nichts weiter erlaubt war, wenigſtens die äußren Aufſchriften der Titel betrachtete, mochten auf ein bloßes Verleihen ihrer Schätze ſich nicht einlaſſen; was man von ihnen haben wollte, das mußte mit Geld bezahlt ſeyn; Geld aber, woher dieſes nehmen?

Ein Drang von geistiger Art, wie der in Duval war, bricht sich durch alle äußren, leiblichen Hemmungen seine Bahn, und weiß in diesem Kampfe nach außen Kräfte zu entwicklen, welche dem in äußerem Ueberfluß erwachsnen Menschen fremd sind. Felle von gewissen Thieren der Wildniß, so wie das Fleisch von andren, werden in der Stadt, das hatte er erfahren, bald mehr, bald minder theuer verkauft. Den Besitzern von St. Anna stund in dem zu ihrem Grundbesitz gehörigen Stück Waldes eben so das Recht, dort ihr Vieh zu weiden, als auch eine gewisse Berechtigung zur Jagd und zum Fange der vierfüßigen wie geflügelten Bewohner desselben zu. Die Besitzer des vormaligen Waldhauses Alba mochten die letztere Berechtigung in ihrer ganzen Ausdehnung und Strenge geübt haben; seitdem aber jenes Obdach der Jagdfreunde durch Bruder Michaels Ankauf ganz andren Bewohnern eingeräumt, der Wald mit seinen Thieren ein Eigenthum frommer, friedliebender Einsiedler geworden war, hatten sich die ungestörte Ruhe dieses Dickigts vornämlich solche vierfüßige Tyrannen des Waldes zu Nutze gemacht, welche von den Jägern als schädliche Thiere mit Recht verfolgt werden. Marder und Iltisse, Füchse und wilde Katzen verübten von hier aus ungestört ihre Mordthaten, denn die guten, alten Brüder in der Einsiedelei hatten weder Flinten noch andre Gewehre, bedienten sich weder der Fallen noch des Giftes, um, was ihre Pflicht gewesen wäre, an den Mördern und Räubern in ihrem Herrschaftsgebiet Recht und Gerechtigkeit zu üben. Duval, wenn er die Nachtigall, deren Gesang ihn entzückte, unter den Klauen der wilden Katze verbluten sahe, oder die Jungen der Singdrossel und des Rothkehlchens durch einen nächtlichen Ueberfall des blutdürstigen Marders hinweggeraubt und vertilgt fand, dachte anders. Der Klaglaut den die Alten am andren Morgen an dem leeren Nest erhuben, rührte ihn tief. Diese sprachen nur wehmüthiges Sehnen aus nach dem das sie geliebt hatten und besaßen, in ihm regte sich ein wehmüthiges Sehnen nach Etwas, das er liebte und nicht besaß. Es konnte nach beiden Seiten geholfen werden. Die Klage der unschuldig Beraubten foderte zur Ahndung und Rache auf, die Mörder mußten ihre Schuld mit Blut und Gut bezahlen, und wem konnte das Letztere anders anheim fallen als dem, welcher mit mächtiger Hand des Richter-

und Herrscherrechtes pflegte. Man fand bei den Schuldigen kein andres Mobiliarvermögen als ihr Fell und dieses eignete Duval sich zu.

Die alten Väter in St. Anna so neutral und friedliebend sie sich auch zu den thierischen Bewohnern des nachbarlichen Waldes verhielten, mochten doch zuweilen eine Regung des Unmuthes gegen die unbescheidnen, vierfüßigen Nachbarn empfunden haben, wenn sie am Morgen bemerkten, daß bei Nacht der Fuchs ihre Gänse geraubt, der Marder oder Iltiß ihre Hühner gemordet habe, sie ließen deshalb gern geschehen, daß ihr junger Gehülfe neben seinem Hirtenamt auch das Geschäft des Jägers übte, und bald mit den Trophäen eines Fuchspelzes, bald mit denen eines Marderfelles nach Hause kam. Wie der seltsame Bursch das anfieng, daß er ohne Flinte, Blei und Pulver, nur mit Bogen und Bolzen bewaffnet und durch allerhand, witzig genug erfundene Fallen den listigen Fuchs und den scheuen Marder in seine Gewalt brachte, das hörten sie ihn oft mit Verwunderung berichten; doch gieng es dabei auch nicht immer ohne Schrecken ab. So eines Tages, da er aus vielen Kopfwunden blutend, und ganz von Blute bedeckt, mit einer todten, wilden Katze, die als Trophäe an seinem Stocke hieng, in das gemeinsame Zimmer hereintrat. Er hatte dieses mörderische Thier mit kühnem Klettern und Sprüngen verfolgt, bis dasselbe, von seinem Stabe am Kopfe getroffen, doch nicht getödtet, in die Höhlung eines Baumes sich rettete. Der Stab des jungen Jägers setzte ihr in diesen Schlupfwinkel nach und ängstigte sie mit seinen Stoßen so sehr, daß sie zuletzt wüthend heraus und auf seinen Kopf sprang, den sie mit Zähnen und Klauen zerfleischte, bis sie der rüstige Bursche an ihren Hinterfüßen herabriß und ihr den Kopf am Baumstamm zerschmetterte. Den erschrockenen Vätern rief er ruhig zu: fürchten Sie nicht, ehrwürdige Väter, daß mir ein Leides geschehen sey. Sehen Sie hier den Mörder unserer Singvögel. Ich habe ihn besiegt, und das Waschen mit ein wenig Wasser und Wein wird bald meine Wunden heilen.

Dem rechtmäßigen Vollzieher der Gerichtsbarkeit und der Todesstrafe an den ihres Mordgewerbes überwiesenen Verbrechern, hel rechtmäßiger Weise nicht nur ihr Mobiliarvermögen, sondern auch ihr übriges Besitzthum und Einkommen anheim, da die natürlichen Erben gleich ihren Vätern geach-

tet und landesflüchtig waren. Die Revenüen der Füchse und Marder befunden, innerhalb des Waldes und benachbarten Feldes, vornemlich in dem Fleische der Hasen und Waldhühner, so wie im Herbste hin und wieder aus Schnepfen. Auch von diesen eignete sich Duval zum Besten seines Handelsgeschäftes mit den Kurschnern, Hutmachern und Kochen so viele zu, als in seine Schlingen gehen wollten, und in der irrigen Meinung, daß all das Wildpret welches im Walddistrict des vormaligen Jagdhauses Alba und der jetzigen Einsiedelei St. Anna sich zeigte ein Eigenthum der letzteren sey, hätte er vielleicht selbst Hirsche und Rehe, deren Erlegung nur den herzoglichen Jägern zustund, überlistet, wenn diese in jener Gegend häufiger und hierbei eben so leicht durch Nachgrabungen, Räucherungen, Fallen und Fangeisen wären zu erhaschen gewesen als Fuchs und Marder, oder als die unverschämte Feindin der harmlos spielenden Fische, die unersättliche Fischotter.

Der Verkauf der erbeuteten Felle so wie des Fleisches der Hasen und Waldschnepfen an Kurschner, Hutmacher und Köche war für unsren jungen Jäger in ganz unerwarteter Weise ergiebig gewesen, er hatte demselben in wenig Monaten 30 bis 40 Thaler eingetragen. Diese, nach seinem Bedunken ungemein große Summe in der Tasche, lief derselbe, mit Erlaubniß der Einsiedler, nach der sechs Stunden weit abgelegenen Stadt der Gelehrsamkeit und Kunste: nach Nancy. Denn dort, so hatte er vernommen, gab es viel mehr und schätzbarere Bucher zu kaufen, als in der, weniger der Gunst der Musen als jener des Fürstenhofes nachstrebenden Residenzstadt Luneville. Fur ihn hatte jedes Buch, das ihm etwas Neues lehren konnte, einen unschätzbaren Werth; was aber im gewöhnlichen Handelsverkehr sein Werth sei, das wußte er nicht. Darum pflegte er, ein Anfänger im Umgang mit der Welt, den Bucherverkaufern sein Geld auf ihren Zahltisch hinzulegen, indem er dieselben flehentlich bat, seiner Armuth nicht mehr abzunehmen, als nach christlich billiger Schatzung die von ihm ausgewählten Bucher werth seyen. Leider fand sich nur einer unter diesen Handelsleuten, welcher der bosen Lockung des zur Verfugung hingelegten Geldes redlich widerstund, und von dem unbegranzten Vertrauen des unerfahrnen Junglinges keinen schlechten Gebrauch machte. Dieser eine war Herr Truain, ein Buch-

händler, der, aus der Bretagne geburtig, in Nancy sich ansäßig gemacht hatte. Er behandelte den treuherzigen Jüngling als theilnehmender Freund, ließ ihm alle Bücher die er begehrte, um den möglichst billigen Preis ab und gab ihm, als der Rest des baaren, mit der Jagd verdienten Geldes nicht mehr ausreichte, auf sein ehrliches Gesicht hin Credit, für mehrere Bücher die er zu haben wünschte. Herr Truain ahnete in diesem Augenblick es nicht, daß der bauerische Bursche, der da vor ihm stund, nach wenig Jahren Vorstand der königlichen Bibliothek in Lothringen, und dann im Stande seyn werde, ihm dadurch, daß er ihn zum Hauptlieferanten für dieselbe wählte, sein wohlwollendes Benehmen reichlich zu belohnen.

Unter den Schätzen welche sich Duval für dieses Mal erhandelt hatte, befanden sich namentlich eine Uebersetzung des Plinius, dann von Theophrasts Charakteren, von des Livius Geschichte, erläutert von Vigenere, ferner die Geschichte der Inkas, des Barthelemy las Casas Schilderung der von den Spaniern in Amerika verübten Grausamkeiten, Lafontaines Fabeln, Louvois Testament, Rabutins Briefe und mehrere Landcharten. Die eben genannten und noch mehrere nicht benannte Bücher bildeten eine für unseren Einsiedler in doppeltem Sinne theure Last. Er hatte mit Freuden den ganzen Gewinn, den seine Jagden ihm eingebracht, für diesen Bücherhaufen dahin gegeben und bei Herrn Truain noch Einiges auf Credit genommen, mit Freuden lud er die Bürde auf seine rüstigen Schultern und schleppte sie, von Zeit zu Zeit ausruhend, noch an demselben Tage nach seiner um ein so gut Stück Weges von Nancy entfernten Einsiedelei.

Die Zelle, welche man Duval zu seiner Schlaf- und Wohnstätte angewiesen hatte, war fast zu klein dazu um mit dem Bewohner zugleich auch das Eigenthum desselben aufzunehmen. Sie wurde jetzt zu einer Welt im Kleinen, denn an ihrer Decke prangte das Abbild des Himmels: die Sternkharte, die Wände waren mit den Charten der verschiedenen Welttheile und Länder verziert.

Wir haben bereits oben, S. 78 es angedeutet, daß unter den vier alten Bewohnern der Einsiedelei einer war, der sich in mancher Hinsicht von den andren dreien, vor Allen von dem sanften Bruder Paul unterschied. Jener Eine Bruder, Anton genannt, war aus Bar geburtig, dessen Bewohner

im Allgemeinen in dem Rufe ſtehen, daß ſie leicht aufregbar und ſtreitſüchtig ſind. Obgleich er an Jahren der älteſte und in allen frommen Uebungen der eifrigſte war, hatte er dennoch ſeine zur Heftigkeit geneigte Naturart nicht ganz beſiegen können; er war hart und ſtreng in der Behandlung wie in der Pflege des eignen Leibes, dabei aber auch hart und ſtreng in ſeinem Urtheil über die Handlungen Andrer, ſo daß, wenn er ſprach, Bruder Paul am liebſten ſchwieg. Jener etwas ſturmiſche Bruder, welcher als Aelteſter der kleinen Geſellſchaft über dieſe eine Art von Regiment führte, bemerkte zu ſeinem großen Verdruß daß Duval, ſeitdem das Leſen der Bücher und die Beſchäftigung mit den Landcharten ihn ſo mächtig anzog, im Beſuche der gemeinſamen Gebetsübungen minder eifrig geworden ſey und daß er mit Dingen umginge, welche, wie es dem Bruder Klausner ſchien, für einen Frommen weder nöthig noch heilſam ſeyen. Er ſelber machte ſich Vorwürfe darüber, daß er dem jungen Menſchen den Sonnencompaß geliehen und dadurch vielleicht etwas beigetragen habe zu ſeinen Verirrungen, doch hoffte er, daß dafür auch ſeine Ermahnungen einen beßren Eingang bei demſelben finden ſollten. Da er jedoch ſahe, daß Duval von Tag zu Tag immer eifriger dem Antrieb zum Wiſſen ſich hingab, wollte er dem eigentlichen Treiben deſſelben noch beſſer auf den Grund kommen und verſchaffte ſich deshalb Gelegenheit, als der junge Tauſendkunſtler gerade abweſend war, in ſeine verſchloßene Zelle einzudringen. Wie erſtaunte der gute Bruder Anton als er da lauter ſolche Dinge erblickte, die er noch nie bei einem Andachtigen geſehen hatte und welche ihm deshalb nicht anders als verdächtig vorkommen mußten. Was ſollte die aus Pappe gemachte Himmelskugel mit ihren weißen und ſchwarzen Kreiſen, die ſich Duval zur Verſinnlichung des Ptolemäiſchen Syſtems mühſam zuſammengeſetzt hatte; was bedeutete die aus kreisrund gebogenen Haſelnußſtecken gefertigte Erdkugel; was die ſeltſamen (geometriſchen) Figuren und vielen Zahlen, die der wißbegierige Duval aus einem entlehnten Buche von mathematiſchem Inhalte ſich abgezeichnet und abgeſchrieben hatte. Mehr jedoch denn alle dieſe Dinge ſetzte ein Wort den Bruder Anton in Schauder und Schrecken, das er in der Aufſchrift auf einer großen mit aſtronomiſchen Figuren und Rechnungen angefüllten Charte des Tycho de Brahe las. Die Aufſchrift hieß: Calendarium

naturale magicum. . . Magicum? brummte voll Entsetzen der alte Klausner. Hier an gottgeweihter Stätte will er Magie, das heißt Zauberei und Hexerei treiben? Das kann nicht langer nachgesehen werden.

Gleich in seiner ersten Aufwallung machte sich der alte Mann auf den Weg nach Luneville, zum Hause des Beichtvaters, einem von Gemüth wie an Kenntnissen vorzüglichen Manne. Er machte diesem eine so seltsame Beschreibung von Duvals Thun und Treiben, so wie von dem was er in seiner Zelle gesehen hatte, daß der Mann neugierig wurde, die Sache selber zu sehen. Duval, der indeß nach Hause gekommen war, ließ den wackern Pater alles betrachten und durchforschen was in seiner Zelle war, beantwortete unbefangen alle Fragen die er an ihn that und das Ende dieser Prüfung war, daß der Pater den Bruder Anton über seine Unwissenheit und seinen grundlosen Argwohn lächlend zurechtwies, dem Duval aber wegen seiner Wißbegier und seines Fleißes belobte indem er ihn zugleich aufmunterte auf diesem Wege fortzufahren, weil ihm solche Kenntnisse einst noch sehr zum Nutzen gereichen konnten.

Für einige Zeit schien jetzt der Frieden hergestellt, doch konnte der Bruder Anton das nicht verschmerzen, daß er wegen dieses jungen Menschen vom Beichtvater belacht und zurechtgewiesen worden sey. In jeder Miene des unbefangnen Jünglinges glaubte er einen Nachhall jener tadelnden Zurechtweisung zu lesen und so faßte er einen wahrhaften Widerwillen gegen denselben. In dieser unglücklichen Stimmung entfuhr ihm einst die Drohung, daß er dem Duval seine Charten zerreißen, seine Bücher hinwegnehmen wolle, eine Drohung bei welcher der blinde Eiferer zu wirklichen Thatlichkeiten Miene machte. Diese Schätze, deren Erwerb ihrem Besitzer so viele Mühe und Sorgen gemacht hatten, sich nehmen und zerstören zu lassen, welches jugendlich warme Blut hatte einen solchen Gedanken ohne heftige Aufwallung ertragen können! Zum ersten, und, so viel bekannt auch zum letzten Male in seinem Leben gerieth Duval in einen so gewaltigen Zorn, daß er seiner nicht mehr mächtig war. Als Vertheidigungswaffe gegen die Gewaltthätigkeiten einer unwissenden Barbarei an seinen lieben Büchern, ergriff er die Feuerschaufel und stellte sich mit einer solchen entschloßnen, wilden Miene dem Bruder Anton, diesem Nachahmer des

Zerstörers der Bibliothek von Alexandrien entgegen, daß der Alte mit lauter Stimme um Hülfe rief. Die drei andren Brüder, welche nahe bei auf dem Felde arbeiteten, kamen herbei, der junge Mensch, noch immer für seine Bücher Alles fürchtend, treibt sie durch das bloße Drohen mit der Feuerschaufel aus ihrer eignen Wohnung hinaus, deren Thüre er verschließt und die Bewegungen des Feindes durchs Fenster beobachtet.

Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß gerade in diesem Augenblick der Prior der Eremiten nach St. Anna zum Besuche kam. Er sahe und hörte den Tumult, vernahm die Klagen über den jungen Empörer gegen das Ansehen des Alters, dieser aber zum Fenster heraus, erzählte in seiner Weise den Hergang der Sache. Der Prior hörte ihn mit einer Gelaßenheit und Ruhe an, die auch dem Jüngling seine Fassung zurückgab, welcher den ernsten Verweis, den der Prior ihm gab, eben so schweigend hinnahm, als Bruder Anton jenen der ihm zugetheilt wurde. Dennoch erklärte Duval, gleich einem Commandanten der im Begriff stehet seine Festung den Belagerern zu übergeben, daß er, noch vor Wiedereröffnung der Thüre um Zusicherung folgender Puncte bitten müsse: 1) um vollkommne Vergebung des Vorgefallenen; 2) um Gestattung von täglich zwei freien Stunden für seine wissenschaftlichen Arbeiten, eine Vergünstigung auf welche er übrigens von selber in der Zeit der Aussaat, der Ernte und der Weinlese Verzicht leiste. Dagegen versprach er seinerseits der Gemeinschaft der Eremiten noch zehn Jahre lang, ohne allen Gehalt, nur gegen Kost und Kleidung mit allen Kräften und mit gewissenhafter Treue zu dienen. Dieser Vertrag wurde eingegangen, die Thüre den Belagerern aufgethan und diese ließen sich sogar willig finden, am darauf folgenden Tage den schriftlich aufgesetzten Vergleich, der Eine mit Buchstaben, die Andren durch Kreuze statt der Namen zu unterzeichnen.

Der Friede unter den Bewohnern von St. Anna war jetzt aufs Vollkommenste wieder hergestellt und mit dem Frieden zugleich erblüheten die gewöhnlichen Früchte desselben, Wissenschaften und Künste bei Duval. Seine Wißbegier brachte ihn freilich nicht selten auf Irrwege, die zu keinem Ziele des wahren Erkennens führten, denn mit ungemeiner Ausdauer las er Werke, wie die des Raymund Lullus mehr-

malen Wort für Wort durch, und plagte sich Wochenlang ab, um da einen deutlichen Sinn und wesentlichen Gehalt zu finden, wo keiner war. Die in Nancy und sonst hin und wieder erkauften Bücher hatte er alle nicht nur gelesen, sondern so weit sie dies möglich machten, für seine geistige Bildung ausgebeutet; er sann nun auf Mittel, noch mehr solchen Nahrungsstoff in seine Hände zu bekommen. Die jagdbaren Raubmörder des Waldes waren theils vertilgt, theils ausgewandert; einen andren Weg um sich das Nöthige zu verschaffen, suchte er vergebens, da that sich ungesucht von selber einer für ihn auf. An einem Herbsttage, als er, durch den Wald gehend, in gedankenlosem Spiele das abgefallene Laub mit den Füßen vor sich her stieß, bemerkte er etwas Glänzendes. Es war ein fein gearbeitetes goldnes Petschaft, dessen Wappenschild von ganz besondrer Schönheit war. Duval, welcher wußte, daß solche Wappen nicht selten auf Thaten und Schicksale der Familien sich beziehen, welche dieselben führen, und welcher sich nach Menestriers Anleitung selbst mit den Grundzügen der Heraldik vertraut gemacht hatte, betrachtete mit reger Aufmerksamkeit die einzelnen Theile des dargestellten Schildes, ohne ihren Sinn zu errathen. Am nächsten Sonntag ließ er in Luneville von den Kanzeln seinen Fund bekannt machen und nach wenig Tagen meldete sich bei ihm ein Engländer, ein Mann der an äußren Glücksgütern wie an Gaben des Herzens und Geistes in gleichem Maaße reich war, als rechtmäßiger Inhaber des Petschafts an. Herr Forster, so hieß der Engländer, lebte schon seit mehreren Jahren in Luneville, und widmete all seine Zeit und Kräfte den wissenschaftlichen Forschungen so wie wohlthätigen Zwecken. Duval war bereit den Fund zurückzugeben, doch machte er dabei die Bedingung: daß zuvor noch der Herr des Petschaftes ihm die Bedeutung seines Wappenschildes, bis in die einzelnen Theile hin beschreiben mochte. Wie dieser junge Mensch in armselig bäuerischem Mittel ein Interesse an adlichen Wappen haben konne, begriff Herr Forster nicht; er hielt die Bitte für eine Aeußerung des plumpen Vorwitzes. Indeß fügte er sich in die Bedingung die der ehrliche Finder machte und war nicht wenig erstaunt als er aus den Fragen und Bemerkungen des jungen Einsiedlers erkannte, daß dieser in der Geschichte und ihren Hülfswissenschaften, ja selbst in der Wappenkunde gründlicher unterrichtet und

beſſer bewandert ſey, als die meiſten in den Gelehrtenſchulen gebildeten Leute ſeines Alters. Die Wißbegierde dieſes Jünglinges hatte in der That etwas Rührendes; ſie kam aus einem ſo lauteren, innigen Drange zum Erkennen des Wahren und des Gewißen, ſie nahm mit ſo dankbarer Liebe das auf, was ihr dargeboten wurde, daß der menſchenfreundliche Engländer gleich bei dieſem erſten Zuſammentreffen eine herzliche Zuneigung zu Duval faßte. Er belohnte den Fund deſſelben durch ein ſehr reiches Geldgeſchenk und lud ſeinen jungen Freund ein ihn an jedem Sonn- und Feiertag in Luneville zu beſuchen. Bei dieſen Beſuchen lernte Duval, mit ſeiner leichten Faſſungskraft in einer Stunde mehr denn mancher Studirende bei einem wochen- ja monatlangen Beſuche der Schulen, denn Herr Forſter hatte die Welt geſehen, er war, wie dies ſeine Zeitgenoſſen und ſeine Arbeiten bezeugten, nicht nur ein Liebhaber und Forderer, ſondern ein Selbſtkenner der Geſchichte und Alterthumskunde. Ueberdieß ließ es der wohlthätige Engländer bei den geiſtigen Gaben, womit er ſeinen lehrbegierigen Schüler bereicherte, nicht allein bewenden, ſondern beſchenkte denſelben bei jedem Beſuch auch noch mit Geld.

So hatte ſich für Duval auf einmal wieder eine reiche Quelle von Einkünften aufgethan, von denen er niemals a[illegible] nur einen Heller zu ſeinen ſinnlichen Vergnügungen oder zu Kleidern, ſondern Alles nur zur Befriedigung ſeiner Wißbegierde anwendete. Während er niemals in andrer Tracht als in dem Einſiedlerkittel einhergieng, niemals, ſelbſt auf ſeinen ſtarken Tagmärſchen zu den Bücherverkäufern in Nancy und wieder zurück, etwas Andres genoß als das vom Hauſe mitgenommene Brod oder die Nahrungsmittel des armen Volkes, war die Zahl der Bücher ſeiner kleinen Bibliothek auf 400 angewachſen und dieſe enthielt, ſeitdem Herr Forſter die Auswahl leitete, Werke von bedeutendem innren Gehalt und Werth. In Wald und Feld wie in der kleinen Zelle war, bei Tag und zum Theil auch bei Nacht, unſer junger Einſiedler mit dem eifrigen Leſen ſeiner Bücher, mit der Betrachtung ſeiner Landcharten und Abbildungen beſchäftigt. Wie dankbar wußte er es jetzt zu ſchätzen, daß ihm noch immer, als Hauptgeſchäft, die Hütung der kleinen Heerde der Einſiedelei anvertraut war; gerade dieſes Geſchäft war für ſeine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen das günſtigſte;

in der Stille des Waldes oder in der Grotte des verfallenen Steinbruches gab es Nichts, das ihn zerstreuen und von seinem Gegenstand abziehen konnte, er lernte hier in einer Weise sich sammlen, welche ihm für sein ganzes übriges Leben einen Vorzug vor tausend Andren, sogenannten Gelehrten gab. Denn Duval las schon damals nicht, wie so oft diese Andren, mit nur halber und getheilter Aufmerksamkeit, weil ihr innrer Sinn dabei in den verschiedensten Richtungen auf den Zerstreuungen, Sorgen und Genüßen des Weltlebens herumschweift; sondern seine ganze Seele, all sein Denken und Dichten war bei Dem, was sein tieferes Eindringen in das Reich des Erkennens zu fordern schien. Das Gebäude seines Wissens war nicht auf Sand errichtet, sondern ruhete auf der Grundlage einer Liebe, von seltner Innigkeit zur Wahrheit und zum geistigen Verständniß.

Aber mitten in dem stillen Genuße seines jetzigen Glükkes regte sich in unirem jungen Einsamen ein Verlangen das ihn hinaus zu dem Verkehr mit Menschen, hinaus in die Welt zog. Der innre, geistige Antrieb der ihn bis hieher geführt hatte, war noch nicht zu seinem Ziel und Ruhepunkt gekommen; durch die Nahrung, die er in den Büchern fand, waren ihm nur die Schwingen gewachsen und stärker geworden, er wollte und sollte immer weiter und weiter. Damals, als ihn jener innre Trieb von dem Schaafhirten in Clezantaine hinwegführte, war sichs der wandernde Hirtenknabe noch nicht bewußt, weßhalb er eigentlich fort und wohin er ziehen wolle? jetzt aber wußte er deutlicher was das Ziel seiner Neigungen und sein wahrer Beruf sey: er wollte sich ganz der Wissenschaft, dem Gelehrtenstande widmen.

Wie fern, wie unerreichbar mußte dem Verstande des armen Burschen ein solches Ziel erschienen seyn, wenn er hierbei nur auf die Aussage seines Verstandes nicht vielmehr auf das feste Gottvertrauen seines Herzens geachtet hätte. Die Rettung vom Tode des Verhungerns und Erfrierens, welche er gerade zur rechten Zeit und Stunde im Schaafstall des armen Pachters erfahren, die glükkliche Genesung aus schwerer Krankheit durch seltsame und dennoch höchst heilsame Pflege; der kindische und dennoch glükkliche Einfall der ihn nach Lothringen geführt, die gute Hand seines Gottes die ihn auch hier, im Fremdlingslande, auf all seinen Wegen gesegnet und wunderbar geleitet hatte, ließen es ihn erken-

nen, daß über seinem innren wie über seinem äußren Leben eine Vorsehung walte, welche jedes Werk, das sie begonnen, aufs Herrlichste hinauszuführen weiß. Diese Vorsehung hatte ihn in der Theurung und Hungersnoth ernährt, seinem Leibe auf der mühseligen Wanderschaft Obdach und Herberge beschert, warum sollte sie nicht auch Mittel finden den Hunger und das sehnliche Bedürfniß seines Geistes zu befriedigen, das sie ja selber in diesen gelegt und groß genährt hatte.

Freilich ergieng es dem Duval bei diesen Gedanken wie einem Wandrer der auf einem schmalen Baumstamme oder Brückenstege über einen tiefen Abgrund hinübergeht; er darf nicht neben sich hinabschauen in die Tiefe, wenn ihn nicht der Schwindel ergreifen soll. Für einen zehnjährigen Dienst, bloß gegen Kost und Kleidung hatte er sich bei seinen Einsiedlern verpflichtet, wenn diese Zeit um war, dann hatte er eben so wenig Geld zum Studiren als er jetzt besaß; sein redliches Herz konnte sich keine Möglichkeit denken, wie jener sogar schriftliche Vergleich aufgelöst werden möge. Dennoch war dieser Gedanke für ihn kein Gegenstand der Sorgen oder Bekümmerniß. Wenn er mit seinem leichten Sinn auf die vielen Jahre hinblickte, die bis zum Ablauf des Vergleiches noch übrig waren, da dunkte es ihm als wären es nur einzelne Tage; ihm fiel es nicht ein, daß auch er alter werde; der Uebergang in eine Schule oder Bildungsanstalt, wo er endlich für den Beruf sich bilden konnte, zu welchem er sich bestimmt fühlte, erschien ihm als Etwas, das sich eben so von selber ergeben und so leicht von statten gehen werde, wie seine Wanderung aus der Champagne nach Leitdringen oder aus Glezantaine nach la Rochelle. Sein lebhaftes Gemüth stellte ihm Das, was noch fern und künftig war, so vor als werde es schon morgen oder heute sich einstellen; die Hoffnung eines Jünglinges gleicht einem starken, guten Fernrohr, welches die weit abgelegenen Gegenstände so nahe an den Gesichtskreis heranzieht, daß es scheint als könne man die Zielscheibe, welche kaum von der Kugel der Büchse erreicht wird, mit der Hand ergreifen.

In einer solchen glücklichen Stimmung, welche von keinem Morgen und seinen Sorgen, sondern nur von einem Heute und seiner Freude weiß, mochte er sich befinden, als er einmal an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1707 im Walde neben seinen am Boden ausgebreiteten Landchar-

ten da lag und in dieſen mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit herumforſchte. Plötzlich hört er eine männliche Stimme, welche ihm »guten Tag« wünſcht. Er blickt über ſich und ſieht einen Herrn auf deſſen Angeſicht ein edles Selbſtgefühl, gepaart mit Milde ſich ausſpricht; dieſer fragt ihn freundlich was er hier auf den Charten ſo eifrig ſuche? — »Ich ſuche und betrachte,« antwortete Duval, »den Weg von Frankreichs Küſte nach Quebeck in Canada.« — »Nach Quebeck?« fragte der Herr weiter. »Und was habt ihr gerade mit Quebeck zu thun? — »Ich habe geleſen,« ſagte Duval, »daß es dort ein franzöſiſches Seminar oder eine Hochſchule giebt, darinnen ſehr viel gute Sachen gelehrt, und wo auch manche Kinder armer Leute umſonſt aufgenommen und unterrichtet werden, darum gedenke ich dorthin zu reiſen und in Quebeck zu ſtudiren.« — »Ei,« ſagte der Herr, »um etwas Gutes und Grundliches zu lernen, braucht man nicht ſo weit zu reiſen, und Freiſtellen für junge Leute, welche beſondre Neigung und Talente zum Studiren haben, giebt es in unſren hieſigen Seminarien und Hochſchulen auch.«

Während dieſes Geſprächs hatten ſich noch mehrere Herrn bei Duval eingefunden, an deren Kleidern und äußerer Haltung ſich ein ungewöhnlich hoher Stand verrieth. Sie befragten den Oberſthofmeiſter, Grafen von Vidampiere, denn dieſer war es, der mit dem jungen Eremiten ſprach, über den Gegenſtand ſeiner Unterhaltung und über den merkwürdigen Burſchen, mit welchem er da redete und richteten dann ſelber mehrere Fragen an Duval, welche dieſer mit Verſtand und edler Offenheit beantwortete. Er ahnete nicht von welcher Wichtigkeit, von welchen Folgen für ſein ganzes Leben der Ausgang des Examens ſey, welches er in dieſem Augenblick beſtund und vielleicht war dieſe Unwiſſenheit zu ſeinem Vortheil, denn ſo ſprachen ſich ſein geſunder Verſtand, ſein treffender Witz und guter Humor, ſeine für ſolchen Stand bewundernswerthe Beleſenheit in jener natürlichen Unbefangenheit aus, in welcher er gerade am meiſten gefielen.

Die hohe Verſammlung in deren Mitte das Examen ſtatt fand, welches für diesmal mehr zu bedeuten hatte, als irgend ein Doctorexamen in Paris oder London, beſtund zunächſt aus dem Hofſtaat der Prinzen von Lothringen. Dieſe beiden Prinzen, Leopold Clemens und Franz, ſammt ihren beiden Oberſthofmeiſtern, dem Grafen von Vidampiere

und Baron von Pfutschner stellten die Examinatoren vor, welche ihrem Candidaten im Bauernkittel Fragen vorlegten und von ihm zu ihren Vergnügen beantwortet erhielten, bei welchen schwerlich irgend ein junger, in unsren Schulen gezogener und kunstgerechter Candidat so zu Ehren gekommen wäre als Duval, der Zögling der Natur, aus dessen ganzem einfaltigen Wesen es hervorleuchtete, daß er Nichts aussprach, was er nicht in Wahrheit so fühlte und selber so dachte.

Baron von Pfutschner, der Erzieher der beiden Prinzen fragte am Ende der Unterhaltung den Duval, ob er wohl Lust habe in der gelehrten Schule zu Pont a Mousson seine Studien fortzusetzen? Duval fragte ob man ihm dort, in der klosterlich eingerichteten Anstalt, wohl auch die Freiheit gestatten werde herauszugehen in die Wälder und Felder, denn er könne nicht beständig im Zimmer bleiben. Man gab ihm hierüber eine beruhigende Zusicherung und beim Abschied versprach ihm Baron von Pfutschner, daß er ihn in Kurzem wieder besuchen werde.

Die Prinzen erzählten bei ihrem Nachhausekommen ihrem Herrn Vater, dem mildthätigen, menschenfreundlichen Herzog Leopold, welche seltsame Beute sie heute auf ihrer Jagd, an der Bekanntschaft eines jungen Viehhirten gemacht hatten, welcher durch seine Kenntnisse in der Länder- und Völkerkunde, wie in der Geschichte sie Alle in Erstaunen gesetzt habe. Es kostete nur wenig Worte, um den guten Herzog für die wohlthätige Absicht zu gewinnen, welche Baron von Pfutschner in Beziehung auf Duval aussprach; Seine Durchlaucht bewilligten, daß Duval auf Ihre Kosten in die gelehrte Bildungsanstalt zu Pont a Mousson gebracht, und dort, so lange es zu seiner Ausbildung nöthig schiene, unterhalten werde. Auf herzogliche Kosten solle er auch gekleidet und mit Allem reichlich versorgt werden, was seiner Aufnahme in der Schule und der besten Benutzung des dortigen Unterrichts förderlich seyn könne.

Duval war damals 22 Jahre alt. Jetzt, im Mai 1717 waren es fast 8 Jahre geworden, seitdem er als bettelarmer Knabe, mit Holzschuhen und im Gewand aus Sackleinwand nach Lothringen gekommen, vier ganze Jahre seitdem er als Viehhirt in die Dienste der Einsiedler von St. Anna getreten war.

Mit den Gedanken des Abschiedes von dem ihm werth und theuer gewordenen St. Anna und seinen herzlich befreundeten Bewohnern beschäftigt, fühlte er erst in ganzer Stärke, was er hier gehabt und empfangen habe. Er hatte den Brudern mitgetheilt welches seltsame Abentheuer ihm heute begegnet sey, sie wünschten ihm Glück dazu, gaben jedoch auch zugleich in ihrer einfaltigen, unverstellten Weise das Bedauern über die wahrscheinlich nahe Trennung zu erkennen; ein Bedauern das ihnen die wahrhaft herzliche Liebe zu dem jungen Freunde eingab. Hierbei blieb Bruder Anton nicht hinter den andren zurück; die Liebe mit welcher er dem Duval schweigend und mit einer Thräne im Auge die Hand drückte, und ihm den einzigen wissenschaftlichen Schatz den er besaß, den Sonnencompaß zum Geschenke aufdrang, war eine ungeheuchelte. Solchen heftigen Naturen, wie die des Bruder Anton war, hat der Schöpfer insgemein neben jenem abstoßenden Zuge der nicht selten aus ihnen hervorbricht, auch den entgegengesetzten, der kräftig waltenden, anziehenden Liebe in gleichem Maaße eingepflanzt, so daß bei ihnen der Haß öfters, wenn der erwärmende Sonnenstrahl von oben in das Dunkel des Herzens hereinfällt, zur innigsten, feurigsten Liebe wird. Diese aufwallende Kraft gleicht in ihrer Wirkung dem Weine, welche in guten Stunden die Seele zu edler That bestärken, wie in bösen sie hinabreißen kann zum Falle, zu jeder Zeit aber ihre Gefahren mit sich bringet.

Die Hörsale oder Lehrzimmer in denen wir Andren den Unterricht der Schule empfangen, sind bald zu kalt, bald zu heiß; die Feuchtigkeit ihrer graulich weißen Wände scheint auf den öfteren leiblichen Ausbruch jener Beängstigung hindeuten zu wollen, den wir in der dumpfigen Luft dieser beengten Räume empfinden. Während wir die belehrenden Worte des Lehrers vernehmen möchten, zupft oder stößt uns hier der eine Nachbar auf der Schulbank; es hustet ein Andrer und ein Dritter lispelt uns oder spricht uns durch die Feder auf einem Blättchen Papier etliche Worte zu; draußen ist Frühling oder liebliches Herbstwetter und wir sitzen und schwitzen da zwischen den Mauern. Mit einer mehr denn gewöhnlich gespannten Theilnahme vernimmt man da, wie einst Plato, wie Aristoteles und Theophrast im Schatten der Hallen oder Bäume, in freier Luft ihre Hörer

durch die Gewalt ihrer Rede begeisterten und belehrten. Man denkt vielleicht später mit Freuden an die wohlbenutzten Jahre der Schulzeit, man segnet, mit dankbarer Liebe, das Andenken der theuren Lehrer, aber an die schwarzen oder weißen Bänke, an die Oefen und Wände, Dielen und Decken der Schulstuben oder Hörsäle gedenkt man nicht gern; ihr Duft war nicht wie ein Geruch der Wälder oder der grünenden Felder, die der Herr gesegnet hat.

Ganz anders war dieses bei Duval. Die hehre Stille der Nächte, nur selten unterbrochen von den Lauten mit denen der Schuhu oder die Rohrdommel ihr Geschäft begleiten, das Schweigen des Waldes, und der erfrischende Duft seines Schattens, mußten für die Erinnerung einen andren Reiz haben als unsre Anbaue um Oefen und Kamine. Die Stimme der Belehrung, welche wir Andren durch das äußre Ohr vernehmen, war für ihn eine innerliche, desto unmittelbarer und tiefer zum Gemüth sprechende gewesen. Mit Thränen einer Wehmuth, durch welche wir bei der Abfahrt in das weite Meer von der vaterländischen Küste Abschied nehmen, betrachtete er noch einmal seinen storchennestähnlichen Sitz auf der hohen Eiche, dort wo die vorüberwandelnden Gestirne der Nacht in seiner Brust die Ahnung einer Welt des Unendlichen und Ewigen weckten, die uns überall umfängt; mit ähnlichen Gefühlen nahm er von der Grotte, bei dem verfallenen Steinbruch und von jedem Stamme der alten Eichen und Buchen Abschied, in deren Schatten er bei den unsichtbaren und dennoch vernehmlichen Lehrmeistern der alten wie neuen Zeit zur Schule gegangen war.

Baron von Pfutschner hatte sein Versprechen nicht vergessen; es vergingen nur wenig Tage nach der ersten Bekanntschaft mit Duval, da kam er nach damaliger Hofsitte im sechsspännigen Wagen fahrend nach St. Anna und nahm den jungen Einsiedler mit sich in die Residenz. Das Examen hatte dieser glücklich bestanden, heute vor dem Angesichte des Herzogs und den zahlreich, aus Neugier versammelten Herren und Damen des Hofes, kam es zur Promotion. Auch bei dieser benahm sich unser Duval ehrenhaft. Hier gab es ja keine solchen Gefahren und Schmerzen zu fürchten wie bei den Kämpfen mit dem wilden Kater oder mit den heftig beißenden Füchsen und Mardern; er sprach und antwortete mit kindlicher Offenheit und gab durch seine Reden wie durch

sein Benehmen wenigstens eben so viel Stoff zur Bewunderung als zum Belachen. Man fand den Bauernburschen über alle Erwartung klug und in seiner Weise liebenswurdig. Einige Damen, die sich nach beendigter Promotion, welcher die Gnadenversichrungen des Herzogs die Krone aufgesetzt hatten, mit Duval in ein Gespräch eingelaßen hatten, bewunderten seine schönen Zähne. »Es ist dies,« sagte der treuherzige Bursche, »nur ein Vorzug den ich mit allen Hunden gemein habe.«

Duval, dessen Jugendgeschichte vor andren geeignet ist, uns den eingebornen Instinct des Menschengeistes in seiner ganzen Kraft und Wirksamkeit kennen zu lehren, war nun zu einem Ruhepuncte seines Lebenslaufes gelangt, jenseits dessen dieser zu einem minder augenfalligen, gewohnlicheren wird. Aehnlich einem Fluße der seinen Ursprung auf einem hohen Felsengebirge nimmt und der am Anfang seines Laufes das Auge durch manchen malerisch schonen Wasserfall entzuckt, der aber erst dann, wenn er in die Ebene herabkommt, wo sein Gang kaum bemerkbar still und ruhig geworden, seine Segnungen durch Felder und Fluren verbreitet, war der merkwurdige Mann seit seinem Eintritt in die Welt mehr durch seine Wirksamkeit auf Andre als durch den Wechsel seiner eignen Schicksale beachtenswerth. Der mildthätige Herzog Leopold hatte ihn ganz besonders in seine Gunst genommen, hatte ihm schon wahrend der zweijahrigen Studirzeit zu Pont a Mousson einen Jahresgehalt ausgesetzt, dann ihm Gelegenheit zu einer Reise nach Paris und den Niederlanden gegeben. Und welches andre Amt hatte einen solchen Freund der Bucher als Duval war, angemeßner und lieber seyn konnen als das eines Bibliothekars, welches bei seiner Ruckkehr nach Luneville durch die Huld des Herzogs ihm anvertraut wurde. Zugleich ward er auch zum Lehrer der Geschichte und Alterthumskunde an der Hochschule zu Luneville ernannt. Diese Anstalt war zu jener Zeit von vielen Ausländern, namentlich von den Sohnen reicher, englischer Familien besucht. Duvals Vortrage hatten durch ihre Lebendigkeit und Originalitat etwas so Anziehendes; das ganze Wesen des Mannes weckte so viel Liebe und Vertrauen, daß er einen ganz besonderen, bildenden Einfluß auf die studirende Jugend gewann. Unter den jungen Englandern welche nicht nur an seinen offentlichen Vortragen den warmsten An-

theil nahmen, sondern auch seines näheren Umganges sich erfreuten, war einer, welchem Duval bei mehreren Gelegenheiten die bedeutende Wirksamkeit voraussagte, die er bald nachher in seinem Vaterland erlangte. Dies war der nachmalige große Staatsmann, der englische Minister Lord Chatam.

Zur Befriedigung seiner eigenen Bedurfnisse bedurfte unser gewesener Einsiedler überaus wenig. Statt aller andren sogenannten Vergnügungen blieb ihm das die liebste, daß er von Zeit zu Zeit die stillen, einsamen Waldungen und Fluren besuchte, die ihm theurer waren und schoner vorkamen als alle Herrlichkeiten von Paris. Er konnte sich niemals entschließen die eingezogene Stille und Unabhängigkeit des ledigen Standes aufzugeben; seine Pflegbefohlenen oder Kinder waren seine Schuler und die Armen; ein treuer Freund von gleicher Gesinnung und gleichen Schicksalen erheiterte ihn durch seinen Umgang die Stunden der Musezeit. Dieser Freund war Herr Baringe, den der edle Herzog Leopold aus der Werkstatt eines Schlossers, wo man ihn mit dem Euklides in der Hand gefunden hatte, hervorzog, und ihm Gelegenheit gab, sich zum Lehrer der Mathematik in Luneville auszubilden.

Einen Theil des nicht unbedeutenden Vermogens, welches durch die Freigebigkeit seines Fursten und seiner reichen Zuhörer in Duvals Hände kam, wendete dieser zu Werken reiner Dankbarkeit fur fruher empfangene Wohlthaten an, deren lebendige Erinnerung ihn nie verließ. Namentlich wurde das geliebte St. Anna von ihm aufs Beste bedacht. Statt des baufälligen holzernen Wohnhauses der Einsiedler ließ er für diese auf seine Kosten ein ansehnliches steinernes Gebäude mit einer Kapelle aufführen und kaufte zugleich noch einen ansehnlichen Strich Landes an, dessen Felder und Baumgärten durch ihren Ertrag zur reichlichen Unterhaltung der Bruderschaft hinreichten. Zu den neuen Anlagen, welche nach seinem Plane bei St. Anna begründet wurden, gehörte auch die einer Baumschule. In Beziehung auf diese verordnete er, daß die Einsiedler nicht bloß auf die Zucht der jungen Bäume für ihren eigenen Bedarf einen besondren Fleiß wenden, sondern auch ihrer Nachbarschaft damit nuzlich werden sollten. Es ward ihnen aufgegeben, jedem Anwohner der Gegend, bis auf die Entfernung von 3 Stunden um

St. Anna her, ſobald es verlangt wurde, junge Bäume aus ihrer Pflanzſchule unentgeldlich abzugeben und dieſelben, wenn man es wünſchte, eben ſo unentgeldlich an dem beſtimmten Orte einzuſetzen. Nicht einmal etwas zu eſſen ſollten ſie annehmen, es müßte denn die Entfernung des Ortes der Einpflanzung von St. Anna ſo groß ſeyn, daß die Brüder nicht wieder zum Mittagseſſen nach Hauſe kommen konnten. Ein Kapital von 30,000 Franken wurde in dieſer Weiſe für St. Anna verwendet, welches lange nachher noch, namentlich für die Baumcultur der Landſchaft, einen großen Gewinn brachte.

Zwei Meilen weſtwärts von Nancy, zu St. Joſeph von Meſſin lebte noch in einer ſchon von dem oben (S. 77.) erwähnten Bruder Michael erbauten Klauſe der hochbetagte Eremit, der ihm vormals die Kunſt des Schreibens gelehrt hatte. Seine Hütte war ſo baufällig, daß ſie jeden zuſammen zu brechen drohete, als der vielleicht neunzigjährige Leib. Duval ließ aus Dankbarkeit für den Alten und ſeine Nachfolger ein Haus erbauen, welches durch ſein anſtändiges Aeußre und ſeine innre Bequemlichkeit in keinem ſo grellen Kontraſt mit der herrlichen Umgegend ſtund, als die ſchmutzige Hütte. Auch ſein Geburtsort Artenay und die etwa noch lebenden Verwandten empfingen reiche Gaben ſeiner Milde; ſtatt des armſeligen, ſeitdem in fremde Hände gekommenen Hauſes ſeiner Eltern, ließ er ein geräumiges Gebäude aufführen, welches durch ſeine ſteinernen Mauern und ſein Ziegeldach bedeutend gegen die mit Schilf gedeckten Lehmhütten der armen Landſchaft abſtach. Dieſes Gebäude ſchenkte er der Gemeinde, indem er es zu einem Schulhaus und zur Wohnung des Schulmeiſters beſtimmte. Ein kleines Dorf unweit Artenay ermangelte zur großen Beſchwerde ſeiner dürftigen Bewohner eines Brunnens; Duval ließ der Gemeinde einen graben. Und wenn damals der arme Pächter bei dem Schaafſtall, der ihn im Winter 1709 in Pflege nahm, ſo wie der gute Pfarrer des Ortes noch gelebt hätten, dann würde ſich die Dankbarkeit ihres geweſenen Pfleglings gewiß auch an ihnen bezeigt haben.

Duval hatte ſich bei ſeiner erſten Wanderung in die Fremde einem inſtinctmäßigen Zuge hingegeben, der ihn, wie er meinte in die der Sonne näheren Gegenden führen ſollte, denen der Winterfroſt kein ſo hartes Leid zufügen konnte

als seinem armen Vaterlande im Jahr 1709. In Osten und Süden, so hatte man ihm gesagt, möchten diese von der Natur begünstigteren Landstriche sich finden und sein damaliger Zug von West nach Ost hatte die vorgefaßte Meinung bestätigt und überdies für sein ganzes Leben glückliche Folgen gehabt. Was ihn jedoch noch in seinem 42sten Jahre aus dem von ihm so dankbar geliebten Lothringen, anfangs in der Richtung gen Süden dann aber nach Osten, zu einem eben so geliebten Wohnsitz als ihm Luneville gewesen, hinwegführte, das war noch ein andrer Zug als jener erste, welcher dem Naturtriebe eines hungernden Thieres ähnlich gewesen war. Der Schwiegervater des französischen Königes Ludwig XV., König Stanislaus von Polen sollte für den verlornen Thron entschädigt werden, da nöthigte der Einfluß Frankreichs und der mit ihm verbündeten Mächte, das Herrscherhaus von Lothringen zu einem Tausche, welcher in mancher Hinsicht für dieses kein unvortheilhafter war. Es sollte seinen bisherigen Fürstenthron, der freilich durch Frankreichs unruhige und gefährliche Nachbarschaft beständig bedroht war, verlassen und dafür die Herrschaft über das reiche, schöne Toscana empfangen. So wehe die Trennung dem Herzog von seinen geliebten Unterthanen und diesen von ihm that, mußte der erzwungene Tausch dennoch im Jahr 1737 eingegangen werden. Der väterliche Freund Herzog Leopold war gestorben, sein Erbe, der Herzog Franz trat den Umzug nach Florenz an und Duval, so wie sein Freund Baringe ließen durch keine fremden Anerbietungen sich halten, sie hielten treu an dem Hause des Fürsten, dem sie ihr ganzes Lebensglück verdankten, wanderten mit diesem aus nach Italien. Duval bekleidete bei Herzog Franz in Florenz dieselbe Stelle als Bibliothekar, welche er in Luneville versehen hatte. Als wenige Jahre nachher der Herzog mit der Erbin des Oesterreichischen Hauses sich vermählte und nach Wien zog und bald nach dieser Zeit auch der Mathematiker Baringe, der vertrauteste Freund unsres Duval starb, da hatte für diesen das schöne Florenz alle seine Reize verloren. Er folgte deshalb gerne dem Rufe des seitdem zur Kaiserwürde gelangten Franz I. nach Wien, wo er Begründer und erster Aufseher der kaiserlichen Münzsammlung wurde. Einsam und anspruchslos lebte und wirkte Duval auch hier am Kaiserhofe. Sein Forschen nach dem das allein wahr und sicher ist, im ganzen

Kreis unſres Erkennens, wurde immer inniger und tiefer begründet, dabei hatte er ſich von allen Vorurtheilen frei gemacht, welche dieſes Forſchen hemmen und beſchränken konnen. Alle ſeine Kräfte, ſein ganzes Vermögen gehörten dem Dienſt des Nächſten. Er erlebte ein heitres Alter von 81 Jahren, war bis zum letzten Augenblick ſeiner Geiſteskräfte mächtig und trat die Wanderung in die Welt eines ewigen Jenſeits eben ſo muthig und froh und mit noch beßer begrundeten Hoffnungen an, als einſt in ſeinem Knabenalter die Wandrung aus der verarmten Champagne in das ſchone, friedliche Lothringen.

II. Der Vorhof des natürlichen Erkennens.

11. Das Reichwerden ohne Mühe.

Wie mußte sich der gute Duval abarbeiten um nur hinter das zu kommen, was bei uns jedes Stadtkind in der deutschen Schule erfährt; wie manche schlaflose Nacht kostete es ihn, bis er verstehen lernte was und wo die Sternbilder seyen und was die Grade an dem Aequator einer Erdkugel bedeuten? Dergleichen ehrenwerthe Männer wie Duval, welche sich den Schatz ihres Wissens so mühsam erwerben und aus der Tiefe herausgraben mußten, sind mit solchen wohlhabend gewordnen Leuten zu vergleichen, welche, vom Hause aus arm, ihr Vermögen ganz durch eignen Fleiß und Sparsamkeit zusammen gebracht haben, während wir Andren, denen man schon in der Schule mit alle Dem entgegen kam was die Wißbegier befriedigen kann, jenen ähnlich sind, die ihr Vermögen nicht selbst verdient, sondern von ihren reichen Eltern ererbt haben.

Noch viel schwerer als dem Duval und seinem Freunde Baringe, war die Befriedigung der tief in ihrer Seele liegenden Wißbegier solchen Menschen gemacht, denen etwa von Geburt an jener Sinn fehlte, der uns die meiste Belehrung über die Welt des Erkennbaren verschaffen kann: der Sinn des Gesichtes. Am schwersten aber hatten es hierbei ohnfehlbar jene Bedauernswürdigen, denen so wie der Laur. Bridgman (nach Cap. 9) mit dem Sinne des Gesichtes auch noch die des Gehörs, des Geruches und Geschmackes mangelten. Duval, als er gleich den Erbauern des Thurmes zu Babel, durch das Anlegen seines Storchnestes auf der hohen Eiche mit seiner Wißbegier in den Sternendim-

mel eindringen wollte, sahe doch diese leuchtenden Welten mit seinen Augen, und jeder Strahl derselben ließ ihn etwas von ihren Kräften an sich selber empfinden; wenn aber die bedauernswurdige Laura, in einem jener Bucher, die fur Blinde gedruckt sind, mit ihren feinfühlenden Fingern etwa von den Sternen las, wie mußte sie da all ihr Denken und Sinnen in gewaltsame Aufregung setzen, um in ihrem Geiste das Wesen jener nie gesehenen Dinge zu begreifen. Und dennoch blieb eine solche Anstrengung bei ihr, in ähnlichen Fällen, wohl niemals ohne Erfolg und Lohn. Das eigentliche, wahre Wesen des Erkennbaren vermag der Geist des Menschen zu verstehen, ohne daß seine Sinnen die leibliche Erscheinung desselben bemerken; der Antrieb zum Erkennen, der im Menschengeiste liegt, ist zuletzt doch auf etwas gerichtet, das von der Natur des Geistes ist; das Ziel seines Strebens ist eine gewiße Zuversicht Dessen, das man hoffet und innerlich erfaßet, auch ohne es mit dem äußerlichen Auge zu sehen.

Der Taubblinde James Mitchell hatte dadurch einen großen Vorzug vor Laura, daß er nicht bloß den Sinn des Geruches und Geschmackes in besondrer Schärfe besaß, sondern daß auch bei ihm wenigstens in das eine Auge noch ein schwacher Schimmer des Tageslichtes hereindämmern konnte. Welche Wißbegierde und welche Lust am Erkennen sprach sich da oftmals in all seinen Mienen und Geberden aus, wenn er sich in eine solche Stellung versetzte, daß ein Strahl der Sonne gerade auf den Punct seines Auges traf, welcher dem Licht nicht ganz verschloßen war und wenn er etwa durch ein Stück Spiegel den Wiederschein jenes Strahles nach Gefallen auf jenen Punct lenken, oder ein brennendes Licht in die Nähe des Auges bringen konnte. Ein eifriger Freund der Sternkunde kann keine größre Lust empfinden, wenn ihm das Fernrohr den Eingang in das tiefere Geheimniß des Sternenhimmels eröffnet, als James fühlte, wenn ihm so, aus einer für ihn verschloßenen Welt des Erkennbaren, ein schwacher Strahl in seine beständige Nacht herüber kam. Je abgeschnittner und vereinsamter die Lage des Menschengeistes nach außen hin, nach der Welt des sichtbaren Wesens ist, desto begieriger greift derselbe nach Allem, was dem Kreise seines Erkennens nahe kommt. Die Begleiter des berühmten Parry, auf seiner Reise nach der Polargegend, schauten einem vor-

überfliegenden Waſſervogel mit einer Neugier nach, mit welcher wir etwa ein ſeltenes Thier aus Afrika beſchauen, weil ſie auf den großen, ſchwimmenden Eisinſeln, über die ſie ihr Schlittenboot hinzogen, ſonſt gar nichts Lebendiges zu ſehen bekamen. Ein Menſch, der ganz allein auf einer abgelegenen Inſel ausgeſetzt iſt, blickt begierig nach jedem aus dem Meere aufſteigenden Wölkchen hin, weil er in jeder ſolchen Erſcheinung ein Schiff ahnet, das ihm Kunde von der Welt der andren Menſchen bringen könnte.

Je weiter der Weg iſt, den ein fallender Stein zu durchlaufen hat, bis dahin wo er ſeinen feſten Ruhepunct an dem Erdboden findet, deſto ſchneller und kraftiger wird bei ihm dieſer Lauf; wenn ſich ein Bergſturz hinab in das Thal ergießt, dann rollen jene Felſenſtucke am weiteſten, die aus der fernſten Höhe herab kommen. So kann man freilich auch in ſolchen Fällen, wie die ſind, die uns in der Entwicklungsgeſchichte des Duval und der Laura Bridgman entgegentreten, es nicht verkennen, daß gerade die großen Hinderniße, welche der geiſtige Antrieb zum Erkennen bei ihnen zu überwinden hatte, dieſem Antrieb eine ganz beſondre und ungewöhnliche Kraft gaben. Aber jener Antrieb liegt in jeder Menſchennatur; wir Alle haben ein natürliches Verlangen zum Wiſſen und Erkennen, es mag uns nun die Befriedigung dieſes Verlangens ſchwerer oder leichter gemacht ſeyn. Uns iſt es freilich, im Vergleich mit Duval und noch mehr mit der taubblinden Laura verliehen, daß wir, bei den vielen Erkenntnißmitteln die uns zu Gebote ſtehen, reich werden können ohne große Mühe, aber ſollten wir eben deshalb, weil uns das leichter gemacht iſt, jene Mittel unbenutzt und ungebraucht laſſen?

Ich meine nicht. Es iſt eine gute Sache um das Haben und Beſitzen, und wenn wir die dargebotne Gelegenheit dazu verſäumen, ſo kommt dies nur daher, daß wir uns ſchon von vorn herein als reich und geſättigt anſtellen, nicht als bedurftig, während es doch nur der Hunger iſt, welcher der Speiſe des Lebens ihre Würze und ihr Gedeihen in uns verleihet. Mochten daher die nachfolgenden Blätter, welche wie kleine Schaalen und Teller, Manches für den Antrieb zum Wiſſen Genießbare darbieten ſollen, in mancher jungen Seele die Luſt zum Zulangen und den Appetit zum Genießen erwecken.

12. Die Kalenderzeichen.

Wenn Duval in seinen jüngeren Jahren, als er noch als unwissender Schaafhirt zu Clezantaine in Diensten war, den Kalender, der ihm immer so viel zu sinnen gab, in die Hand nahm, da mochten öfters auch jene Zeichen seine Neugier reizen, durch welche die Sonne und die Planeten, so wie die einzelnen Wochentage angedeutet werden. Daß die Mondssichel den Mond und unter den Wochentagen den Montag; der Kreis mit dem Punct in der Mitte die Sonne, und in der Woche den Sonntag anzeigen sollten, das war ihm bald bekannt geworden; den Abendstern und Morgenstern hatte er auch bei seinem Hirtengeschäft sattsam kennen gelernt und zugleich erfahren, daß der kleine Kreis, der unten ein Kreuz hat im Kalender ihn bedeuten soll; ehe er jedoch die andren augenfälligeren Planeten: den Jupiter, den Mars, den Saturn am Himmel und ihre Zeichen im Kalender kennen lernte, da verging noch eine lange Zeit.

Die unersättliche Wißbegier des Duval ließ ihn, wie wir oben gesehen haben, bei der Kenntniß der Sternbilder nicht stille stehen, bald wollte er auch erfahren wie es auf unsrer Erde aussähe, wie groß dieselbe sey und was für Länder und Meere es auf ihr gäbe. Hätte der wackre Bursche einmal einen Blick werfen können auf einen solchen großen Erdglobus mit angedeuteten Erhabenheiten und Tiefen der Gebirge, Thäler und Ebenen (einen Reliefglobus) dergleichen Karl Wilhelm Kummer in Berlin fertigt, mit welchem Entzücken würde ihn das erfüllt haben; wie wäre ihm da auf einmal Vieles so deutlich und verständlich geworden, über dem er sich lange vergeblich den Kopf zerbrach. Aber solche herrliche Hulfsmittel zum Lernen, dergleichen der jetzt aufwachsenden Jugend so reichlich dargeboten sind, gab es damals noch nicht einmal in den Lehrzimmern der königlichen Prinzen.

Auch mit dem Erlernen der Erdkunde, wiewohl diese, so lang er lebte eine seiner liebsten geistigen Beschäftigungen blieb, begnügte sich der forschende Geist des jungen Einsiedlers nicht; er wußte sich die Bücher der verschiedensten Art zu verschaffen, und gerade die, deren Inhalt und Sprache die geheimnißvollste, dunkelste war, spannten seine Neugier am höchsten; mit einer bewundernswürdigen Ausdauer

qualte er ſich ab, die Schriften des Raimund Lullus, eines berühmten Gelehrten des Mittelalters zu verſtehen. In ſolchen Büchern der damaligen Zeit, welche durch ihre pomphaften Titel und durch ihre Vorreden dem Leſer das Verſprechen geben, ihn in alle Geheimniſſe der Natur einzuführen, wie dies vor Allen die Werke thun, welche von der Scheidekunſt (damals Alchymie genannt) handlen, findet man gar häufig dieſelben Zeichen wieder, die im Kalender die Sonne und die Planeten bedeuten, aber ſie ſind hier in ganz andrem Sinne gebraucht als in den Kalendern. Denn was in dieſen als Zeichen der Sonne ſtehet, das bedeutet in jenen Schriften das Gold; die Zeichen für Mond, Venus, Merkur, Mars, Jupiter, Saturn ſind von den alten Scheidekünſtlern dem Silber, Kupfer, Queckſilber, Eiſen, Zinn und Blei beigelegt worden.

Wir dürfen jene doppelſinnigen Zeichen der Kalendermacher und Scheidekünſtler nicht zu ſehr mit verachtlichen Blicken anſchauen, ſie verdienen ſchon wegen ihres hohen Alters eine gewiſſe Achtung, denn ſie ſind durch die Hand gar manches Volkes und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten gegangen, ehe ſie bis zu uns und in unſre Kalender kamen. Die Sternkunde iſt eine uralte Wiſſenſchaft. Den älteſten Vätern unſres Geſchlechtes, die an Geiſt und Leib einer jugendlichen Geſundheit genoßen, die noch nicht durch ſo tauſenderlei Dinge unſres jetzigen Weltlebens und durch Zeitungsnachrichten zerſtreut waren, ſondern in ſtiller Gemeinſchaft mit der Natur lebten wie Duval als Hirt und Einſiedler, ergieng es auch gerade ſo wie dieſem; der Antrieb zum Erkennen, der in ihnen war, richtete ſich zuerſt nach der Höhe, auf den Sternenhimmel hin. Schauen doch die kleinen Kinder, ſobald ſie ihr Köpfchen bewegen können, am begierigſten nach dem Lichte und nach dem Monde hin und zappeln freudig mit ihren Händchen, wenn ſie etwas Glänzendes ſehen. So wurde auch die Wißbegierde der Menſchen in älteſter Zeit mit der großeſten Macht von den glänzenden Geſtirnen des Himmels und von den glänzenden Edelſteinen und Metallen der Erde angezogen.

Als Duval die Länder und Meere der Erdoberfläche kennen gelernt hatte, wie gerne hätte er da wohl weiter erfahren mögen, was man von Dem weiß, das in der Tiefe verborgen iſt; wenn ein Indianer oder ein armer Knabe zum

erſten

erſten Mal in ſeinem Leben eine Uhr in ſeine Hande bekommt und das Bewegen ihrer Zeiger, das Pickern ihres Getriebes eine Zeit lang bewundert hat, dann möchte er auch gern erfahren, was inwendig in der Uhr iſt und er befriedigt ſeine Neugier oft zum großeſten Nachtheil des Kunſtwerkes. So iſt uberall der Antrieb zum Erkennen, der im Menſchengeiſte waltet, auf das Eindringen in den tiefen Grund eben ſo wie auf das Ausbreiten nach der Hohe und Weite alles ſichtbaren Weſens hingewendet; der Menſch will nicht bloß wiſſen, daß ein Ding und wie es beſteht, ſondern er will auch erforſchen woraus und wodurch es beſteht.

Wir kommen aber noch einmal auf die Kalenderzeichen zuruck, welche die doppelte Bedeutung von Geſtirnen des Himmels und von Metallen hatten. Der Zug des Menſchen zu den Metallen iſt nicht zufallig bloß durch den Gebrauch entſtanden, den man von ihnen machen konnte und durch den Werth den man ihnen allmalig im Tauſch gegen andre Dinge beilegte, auch iſt es nicht allein ihr Glanz, der ſie in den Augen der Menſchen zu Abbildern der Geſtirne erhob und dadurch ſo hoch ſtellte; ſondern jener Zug mag noch einen andren naturlichen Grund haben, deſſen Entwicklung uns hier vor der Hand zu weit fuhren würde. Die Aerzte und andre Beobachter wiſſen es, daß die Metalle eine gewiße Einwirkung auf die innren Organe der Empfindung (die Nerven) haben und daß in manchen krankhaften Zuſtanden die Reizbarkeit fur Metalle ſo groß iſt, daß die Menſchen die Nahe der Metalle fuhlen, auch wenn ſie dieſelben nicht ſehen. In ſolchen Fällen hat ſich gezeigt, daß einige Metalle, vor Allem Gold, ein wohlthuendes, andre, wie Zink und Eiſen, ein unangenehmes, ſchmerzhaftes Gefuhl erregten. Der geiſtig krankhafte Zug zu den Metallen, welchen wir, als Geiz, mit Recht verabſcheuen, kann hierdurch nicht entſchuldigt, wohl aber ſeine auſſre Veranlaſſung einigermaſſen begreiflich werden.

Wir haben es jedoch hier noch nicht mit jenem Verhaltniß zu thun, in welchem die Metalle zu der leiblichen Natur des Menſchen unmittelbar ſtehen, ſondern nur mit der Bedeutung, welche dieſelben fur die Forderung unſerer Erkenntniß der geſammten Sichtbarkeit haben. Und in ſolcher Hinſicht kann man ſagen, daß dieſe Glanzkorper, welche das Licht nicht zwar wie die Sonne von ſelber ausſenden, wohl

aber so wie die Planeten, wie der schöne Abend- und Morgenstern das empfangene Sonnenlicht kraftig zurückstrahlen, für die Erdkunde eben so wichtig sind als die Weltkorper, deren Zeichen ihnen die Forschung des Alterthums aufprägte, für die Himmelskunde. Die Metalle gehören zu den wahrhaft einfachen Grundstoffen, aus denen die irdischen Naturkörper zusammengesetzt sind; ihre Betrachtung bahnt uns den Weg zur Erkenntniß der eigentlichen Elemente. Und, anstatt den Antrieb zum Wissen zuerst nach oben, nach den Gestirnen zu richten, wollen wir den umgekehrten Weg einschlagen, zuvörderst nach unten, nach den Elementen unsres Erdkorpers uns wenden, um dann, von der festen Unterlage aus, desto kräftiger uns hinaufwärts erheben zu konnen.

13. Die Elemente.

Unsre Alten nahmen bekanntlich vier Elemente an: das Feuer, die Luft, das Wasser und die Erde. Aus diesen vier Urstoffen sollten, nach ihrer Meinung, alle körperliche Wesen gebildet und erwachsen seyn. Mit unsrer jetzigen wissenschaftlichen Sprache und Ausdrucksweise will sich freilich die Annahme jener vier Elemente, in dem Sinne, in welchem sie Urstoffe bedeuten sollten, nicht mehr vertragen, denn unsere Scheidekunst hat uns nicht vier, sondern vierzehn mal vier Grundstoffe der irdischen Korper kennen gelehrt, und das was wir etwa als Erde benennen möchten, ist, je nachdem wir eine Probe davon da oder dorther entnehmen, aus einer bald grösseren bald geringeren Zahl von Grundstoffen zusammengesetzt, das Wasser aus zweien; die atmosphärische Luft ist, wenn wir den Wasserdampf der sich gewöhnlich in ihr findet, in Anschlag bringen, ein Gemenge aus wenigstens vier solchen Grundstoffen. Und neben jenen drei anderen, durch Gewicht und Maaß bestimmbaren sogenannten Elementen nimmt sich dann vollends das vierte, das Feuer, so aus wie die Tugend neben drei Bratwürsten, oder wenn man, nach unsren jetzigen Begriffen von den Urstoffen, das Feuer dazu zahlen wollte, dann wäre dieses eben so geredet als wenn man spräche, der menschliche Körper besteht aus Knochen, aus Fleisch, aus Häuten und aus Bewegung. Denn das Feuer ist kein Urstoff im gewöhnlichen Sinne, sondern es ist seinem Wesen nach eine Bewegung der Urstoffe, so

ie der Ton der Klaviersaite, den mein Ohr vernimmt, kein Messingdraht und keine Luft ist, sondern eine Bewegung des ngespannten Messingdrathes und der Luft, deren Anregung uf mein Gehororgan wirkt.

Dennoch darf sich unsere jetzige Einsicht in die Natur er Grundstoffe gegen die alte Eintheilung in die vier Elemente, nicht so gar groß machen. Es liegt in dieser Eintheilung eine tiefe Wahrheit, wie uns dies vielleicht spater inleuchtend werden wird, wenn wir zuerst das erlautert aben, was unter irdischen Grundstoffen zu verstehen ist.

14. Die Grundstoffe.

Die Statue von Marmor, welche sich als ein Gleichniß er menschlichen Gestalt vorstellt, enthalt weder Adern noch Fleisch und Knochen in ihrem Innren, sondern, wenn ein Zufall oder eine barbarische Hand sie zertrummert hat, finden wir in allen Theilen derselben vom Haupte an bis zur Sohle, von der Oberflache bis zum innersten Kern hinein, überall in und an ihr nichts Andres als weißen, kornigen Kalkstein oder Marmor. Wenn wir sie noch so fein zerstampfen und zerschlagen, sie bleibt immer und uberall Dasselbe, edes Kornlein ist wie das Ganze ein weißer Marmor, und m Felde eines starken Mikroscopes betrachtet, zeigen sich an em Kornlein dieselben, in verschiedenartiger Richtung an einander gefugten Flachen, derselbe Glanz, die gleiche Farbe, wie, mit bloßen Augen betrachtet, an einem faustgroßen oder noch großeren Bruchstucke.

Dennoch sind die unzahligen Staubchen und Kornchen, in welche die Masse des Kalkblockes, dem der Kunstler die Menschengestalt gab, sich zertrummern laßet, keinesweges die Grundstoffe jener Masse, sondern jedes dieser Korner ist aus mehreren Grundstoffen zusammengesetzt. Daß dieses so sey, erfahrt jeder Kalkbrenner, wenn er den Marmor in die Gluthhitze seines Ofens bringt. Der Kalk verliert hier das Wasser und die Kohlensaure, mit denen seine Erde verbunden war und diese bleibt als sogenannte reine Kalkerde oder ätzender Kalk zurück. Aber auch so noch ist diese Erde kein reiner Grundstoff, sondern wie die fortgesetzte Forschung der neueren Zeit gezeigt hat, besteht selbst die reine Kalkerde aus einem Metall und aus einem Grundstoff der atmosphärischen

Luft, von welchem wir bald noch mehr reden werden: dem Sauerſtoffgas oder der Lebensluft.

Der Zinnober, dies ſchöne, rothe Farbmaterial, iſt Jedem bekannt, der ſich mit bunten Malereien beſchäftigt hat. Wenn man ein Stück Zinnober durch Zerſtoßen und Zerreiben auch noch ſo ſehr verkleinert, bleibt dennoch jedes Stäubchen Daſſelbe was das Ganze war: Zinnober. Wenn man aber Eiſenfeilſpäne mit dieſem zerſtoßenen Zinnober zuſammen mengt und dieſes Gemiſch der Hitze ausſetzt, dann geben ſich alsbald im Zinnober zwei verſchiedene Grundſtoffe kund: Schwefel und Queckſilber, denn der Schwefel, der einen ſtärkeren Zug zum Eiſen hat, als zum Queckſilber, verbindet ſich mit jenem zu Schwefeleiſen und das Letztere wird aus der bisherigen Vereinigung frei.

Das Kupfer, woraus ein Theil der ruſſiſchen Kupfermünzen der ſogenannten Kopeken geprägt iſt, kommt aus den goldreichen Uraliſchen Bergwerken und enthält in ſeiner Zuſammenſetzung öfters einen gewißen Antheil an Gold. Ein ſolches goldhaltiges Kupfer, dergleichen vor Allem das Surungakupfer aus Japan iſt, unterſcheidet ſich freilich durch ſeine ſchöne rothe Farbe und große Dehnbarkeit von dem gemeinen Kupfer, wenn man aber das erſtere auch noch ſo fein zerreibt und zermalmt, bleibt dennoch jedes Stäubchen ein eben ſolches Gemiſch aus Kupfer und Gold wie die größere Maſſe dies war. Sobald man jedoch mit Waſſer verdünnte Schwefelſäure darauf ſchüttet, dann nimmt dieſe das Kupfer aus der Miſchung hinweg, indem ſie Kupfervitriol mit demſelben bildet und das Gold bleibt in ſeiner metalliſchen Reinheit als feiner Bodenſatz zurück, den man alsbald zu einer vereinten Maſſe zuſammenſchmelzen kann.

In allen dieſen Fällen bemerken wir, daß es ein zweifacher Antrieb ſey, der die kleinſten Theile oder Atome der Körper zuſammenführt und vereint. Wenn die Zugvögel, von einem allgemeinen Antrieb ergriffen, in die Ferne auswandern wollen, dann ſchaaren ſie ſich in großer Menge zuſammen. Auch im Frühlinge, ehe die Zeit der Paarung eingetreten iſt, halten Viele von ihnen ſich noch in ganzen Schaaren zu einander. Wenn aber die Zeit des Niſtens herbeikommt, dann ſondern ſich die großen Haufen in einzelne Familien. Der Naturtrieb welcher dieſe Vereinigung der einzelnen Paare und die zärtliche Vorſorge für die Jungen

begründet, ist viel stärker als der Trieb zur allgemeinen Zusammengesellung und dieser letztere kann sich erst dann wieder geltend machen, wenn der stärkere Antrieb die einzelnen Wesen aus seinen Banden entlaßt, und nun das Walten jenes allgemeinen Wettlebens die Schaaren der Lebendigen ergreift, welches den Zug einer Gesammtheit der Einzelwesen zur Gesammtheit der Räume und Länder der Erde begründet.

Auf ähnliche Weise wirkt auch bei der Aneinanderfügung der gleichartigen Theile des Zinnobers oder des mit Gold vermischten Kupfers eine allgemeine Anziehung, bei der Vereinigung aber des Schwefels mit dem Eisen oder des Kupfers mit der Vitriolsaure eine besondre, welche stärker ist denn die allgemeine. Die Cohäsionskraft, welche den mehr oder minder festen Zusammenhang der einzelnen Theile bewirkt, ist von gleicher Natur mit jener allgemeinen Anziehung, welche als Schwere (Gravitation) die einzelnen irdischen Körpermassen zu dem Erdganzen vereint; sie kann deshalb auf sogenannt mechanischem Wege dadurch aufgehoben werden, daß zum Beispiel ein großer Stein durch die Macht seiner Schwere einen andren, kleinen zerdrückt und zermalmt, oder daß der Druck, den in diesem Fall die Schwere bewirkte, durch eine andre Kraft des menschlichen Armes und seiner Kunst hervorgerufen wird. Dagegen ist die chemische Verwandtschaft auf jene Polarisirung (geschlechtliche Entgegensetzung) begründet, mit welcher überall das besondere Leben und schöpferische Wirken der Dinge seinen Anfang nimmt, weil es aus dem Quell des Lebens und Schaffens selber hervorgeht (nach Cap. 8.). Die Cohäsionskraft hat die Erhaltung des Gewordenen, die chemische Verwandtschaft ein neues Werden zu ihrem Ziel und Endpunkt. Wir sind hiermit noch immer nicht zur Erläuterung dessen gelangt, was man unter Grundstoffen versteht, zu diesem Zwecke müssen wir einen scheinbaren Umweg, durch die nähere Betrachtung der Metalle, machen.

15. Die Metalle im engeren Sinne.

Wenn wir uns mit unserem Leibe und seinen Sinnen auf einmal von der Erde hinweg in jene große Weite versetzen könnten, welche unsere Planeten von der Sonne mit

ihren Wandelsternen trennt, da würden wir uns, mitten am Tage, in keiner Tageshelle befinden. Denn hier auf der Oberfläche der Erde strahlt das Licht der Sonne von allen Körpern wieder, selbst von der Luft, wie uns dies die Morgen- und Abenddämmerung lehret, deren Schein bloß aus dem Luftkreise herkommt, welcher von dem Glanz der Sonne beleuchtet wird, noch ehe dieser die Spitzen der Berge trifft. Dort aber, im Weltraume, giebt es weder Luft noch Berge noch andere Körper, welche das Sonnenlicht zurückstrahlen und hierdurch nach allen Richtungen hin eine Tageshelle verbreiten konnen; denn wenn der Weltraum eines solchen Wiederscheines fähig wäre, wurden wir niemals ein vollkommen nächtliches Dunkel auf Erden haben. Deshalb wurde ein Menschenauge, das in jener ungeheuren Weite sich nach der Sonne wendete, diese als eine hellglänzende Scheibe auf dunkelschwarzem Grunde stehend, erblicken, wenn es dagegen von der Sonne hinweg nach der entgegengesetzten Seite sich wendete, da sähe es auf demselben dunklen Grunde die Gestirne der Nacht. Der wohlthätige, beleuchtende und erwärmende Einfluß der Sonne kann sich erst da kund geben, wo er Körpern begegnet, welche durch die polarische Verschiedenheit ihres ganzen Wesens vom Wesen der Sonne für jenen Einfluß am empfänglichsten sind, vor Allem solchen, in denen die größeste Dichtigkeit mit Undurchsichtigkeit verbunden ist.

Solche Körper sind vorzugsweise die Metalle. Diese sind für sich selber vollkommen lichtlos und mehr denn andre Körper der eignen Wärme beraubt, eben darum aber im höchsten Maaße für die Anregung durch Licht und Wärme empfänglich. Aber nicht allein für die Anregung durch Licht und Wärme, sondern auch durch alle andre Kräfte des allgemeinen Naturlebens welche die Polarität wirken, wie für Magnetismus und den Zug der chemischen Verwandtschaft. Die gesammten Steinmassen der Gebirge, welche wir um uns her erblicken, sind bei ihrer Gestaltung von einem metallischen Urzustande ausgegangen; ein metallisches Wesen liegt ihnen zu Grunde, das mit dem allgemeinen Gegensatz des Metallischen, mit dem Sauerstoffgase der Luft vereint, erst zur Erdart wurde; die ersten Regungen eines selbstständigen Bildens und Gestaltens nahmen im Reich der Metalle ihren Anfang.

Die Sonne des Himmels hat in der irdischen Körperwelt ihre Gegensonne in dem Golde. Seine augenfällige Farbe, sein starker Glanz, der sich auch an der rauhen Oberfläche des Goldklumpens durch ein leicht zu bewirkendes Polieren hervorrufen läßet, seine große Schwere, seine Nachgiebigkeit (Geschmeidigkeit und Dehnbarkeit) unter der Hand des Menschen, mußten diesen schon in fruher Zeit auf dieses Metall aufmerksam machen. In dieser fruheren Zeit der Volkergeschichte war das Gold in vielen Gegenden der Erde ungleich leichter zu haben, als in unsren Tagen und seine Bearbeitung machte bei weitem keine solche Mühe als die des Eisens und Kupfers. Denn das Eisen muß erst durch große Feuersgewalt aus den Eisensteinen ausgeschmolzen werden, in denen es nicht in reinem Zustand, sondern mit andren Grundstoffen vermischt, gefunden wird, dagegen kam das Gold in vollkommner Reinheit in die Hände seiner Finder, es ließ sich, gleich so wie es war, hämmern und verarbeiten; die Hitze die es um flussig zu werden bedarf, ist ungleich geringer als die, bei welcher das Eisen zum Fließen kommt. Ueberdies lud auch das Gold schon durch die Art seines Vorkommens den Menschen zu seiner Benutzung ein. Denn obgleich dieses edle Metall ursprunglich eben so wie andre Metalle in Felsengesteine eingeschlossen und eingewachsen war, ist es doch, bei der Zertrummerung seiner anfanglichen Lagerstatten herunter auf das Rollgestein so wie den Sand der Thaler und der Ebenen gekommen. Hier hat es, wegen seiner Geschmeidigkeit nicht so zermalmt und zerklaubt, wegen seiner großen Schwere nicht so leicht hinweggewaschen und fortgeschwemmt werden konnen als die Steintrummer und der Sand zwischen denen es gebettet lag. Darum fand der Mensch, der an dergleichen reiche Plätze kam, das Gold oftere in Klumpen von bedeutender Große offen am Tage liegend, oder wenn uber ein solches uraltes goldreiches Stein- oder Sandfeld im Verlauf der Jahrhunderte sich Rasen, Torf und Haideland hingebreitet hatten, da gelangte man auf einmal zur Kunde seiner Schatze, wenn etwa beim Durchfuhren eines Wassergrabens oder bei andrer Gelegenheit die verhullende Decke hinweggenommen wurde. In einer diesem ahnlichen Weise war der Goldreichthum einer großen, sandigen Flache am Uralischen Gebirge in Rußland bis auf unsre Tage unbekannt und verborgen geblieben und

als man endlich vor etlichen Jahrzehenden ihn entdeckte, da konnte man sich eine deutliche Vorstellung machen von dem was die Alten uns über den Goldreichthum der indischen und arabischen, neuere Schriftsteller über den des südlichen Amerikas berichten. Denn so fand man in jenem Uralischen Golddistricte im Jahr 1825 einen Klumpen Goldes von 18 Pfund Gewicht und noch neun andre Stücken, davon jedes mehrere Pfund wog. Bei Miask, im Gouvernement Orenburg, wurde ein Goldklumpen entdeckt, welcher 7 Pfund an Gewicht enthielt. Wenn sich diese Massen auch noch nicht mit solchen messen konnten, wie die im Jahre 1730 bei la Paz in Amerika aufgefundene war, welche 45 Pfund wog und aus der 5620 Ducaten geprägt wurden, oder gar mit der zu Bahia in Brasilien im Jahr 1785 aus der Tiefe gewonnenen dichten Goldmasse, deren Gewicht auf 2560 Pfund, deren Geldwerth auf fast eine und eine Viertel Million Gulden geschätzt wurde, waren sie dennoch der bedeutendste Fund dieser Art, welcher, so weit die historische Kunde reicht, in einer so nördlichen Gegend der Erde gemacht wurde. Denn wenn uns früher die Alten von dem Golde Arabiens, das in Stücken von der Größe einer Kastanie gefunden wurde, oder von dem Golde Indiens oder Aethiopiens, die Neueren aber von den Goldmassen des heißeren Amerikas erzählten, da konnte man allerdings auf die Meinung kommen, daß die Länder zwischen den Wendekreisen oder in der Nachbarschaft von diesen fast die ausschließliche Heimath des Goldes seien.

Das Gold ist freilich selbst in den goldreichsten Ländern, im Vergleich mit andren Metallen eine Seltenheit. Denn obgleich man die Ausbeute an diesem edlen Metall in den reichen spanischen und portugiesischen Besitzungen von Amerika seit drei Jahrhunderten im Mittel alljährlich auf etwas mehr als anderthalb hundert Zentner anschlagen kann, so ist dieses dennoch nicht einmal der hundertste Theil der Menge des Silbers, welche dieselben Länder im Verlauf eines Jahres liefern, ja, wenn wir nur ein Land in Anschlag bringen, noch nicht der dreizehnhundertste Theil der Gewichtsmasse des Kupfers, kaum der sechszehn hundertste des Bleies, noch lange nicht der dreitausendste des Eisens, der allein in dem verhältnißmäßig kleinen England alljährlich gewonnen wird.

Schon wegen dieser seiner Seltenheit, noch mehr aber

wegen seinen übrigen empfehlenden Eigenschaften, hat sich das schöne, sonnenstrahlende Gold seit alten Zeiten in einem Tausch- und Handelswerth erhalten, welcher den des Silbers um 12, ja in unsren Tagen um mehr als 14 mal übertrifft. Wenn Einer von uns auf einer unbewohnten Insel oder bei einem Fischzug im Meere einen Klumpen Goldes fände, so schwer daß er ihn ohne große Anstrengung stundenweit mit sich fortitragen konnte, der hätte für sich und die Seinigen auf lebenslang genug daran, denn jedes Pfund ist gegen 415 Preuß. Thaler oder 727 rheinische Gulden werth.

Und dennoch, um dies hier nur nebenbei zu erwähnen, stehe bei Gelegenheit eines Fundes der Art Mancherlei zu bedenken. Es liegt etwas Verführerisches und Gefährliches in einem solchen Reichwerden ohne Mühe. Im 11ten und 12ten Jahrhundert legten sich viele Leute in Böhmen darauf, aus dem Sande einiger Flüsse dieses Landes das Gold heraus zu waschen, welches darinnen enthalten war. Manche von ihnen gewannen damit mehr, als bei dem damaligen wohlfeilen Fruchtpreis der Ackerbau und die Viehzucht abwarfen. Aber, was geschahe? Als die andren Bewohner des Landes sahen, daß Hunderte und zuletzt Tausende aus ihrer Mitte bei einem solchen schlechten, leichten Geschäft mehr verdienten: als sie mit ihrer schweren Arbeit, da liten viele von ihnen: so gut als Jene können wir es ja auch haben, und ließen ihre Aecker unbebaut. Da entstund eine große Theurung und schwere Hungersnoth im Lande. Was half jetzt, auch den glücklichsten Goldwäschern, die in Jahresfrist ein Pfund und darüber von dem edlen Metall erbeutet hatten, all ihr Reichthum? Sie konnten um schweres Geld nicht so viel Brod erkaufen, als für sie und die Ihrigen zur Sättigung hinreichte; Viele mußten Hungers sterben und die Regierung, um ähnliche unglückliche Folgen zu vermeiden, mußte das Gewerbe des Goldwaschens bei schwerer Strafe untersagen. (M. v. Hagecius in seiner böhmischen Chronik, übersetzt von Sandel S. 329.)

Und hat sich denn das, was damals einem kleinen Landstriche und seinen Bewohnern wiederfuhr, nicht auch in der Geschichte ganzer mächtiger Reiche und Völkerschaften recht im Großen wiederholt? Was hat in unsren Tagen das arme Spanien, was hat Portugal von all den Tausenden der Centner Goldes in wirklichem Besitz und Vermögen behalten,

die den harmlosen Völkern von Peru, die den Völkern und Herrschern von Mexiko und Brasilien abgenommen wurden? An welche Erben ist bald nachher das Vermächtniß des im Jahr 1605 verstorbenen Sultans (Großmoguls) Akbar gekommen, welches an Werth, großentheils in Gold und Silber, 348 Millionen Gulden betrug?

Unter den europäischen Mächten gewinnt nächst Rußland, dessen Goldausbeute am Ural von 1814 bis 1824 gegen 24 Mill. Preuß. Thaler an Werth geschätzt war, Oestreich aus seinen Bergwerken in Ungarn und Siebenbürgen am meisten, nämlich im Durchschnitt jährlich 4700 Mark (jede zu 16 Loth), aus Böhmen 23, aus Salzburg gegen 165 Mark. Frankreich erhielt früher, vorzüglich aus seinen Goldwäschereien in Languedoc gegen 209 Mark. England hat freilich keine Goldbergwerke, dagegen empfängt es, seit Abschaffung des Sklavenhandels allein aus Senegambien über 3400 Mark und schon seine Eisen- und Stahlfabriken, abgesehen von allen andren einträglichen Erwerbsquellen, bringen dem Lande viel größre Einkünfte als vormals Portugal und Spanien von ihren amerikanischen Besitzungen an lauterem Golde bezogen.

Wir haben uns hier, in unsrer Betrachtung der Metalle, scheinbar selber jenem Zuge hingegeben, welchen das Gold auf die Natur des Menschen ausübt. Doch sind wir dabei noch immer auf der Heerstraße geblieben die zu unsrem diesmaligen Ziele, zur Erörterung dessen was die Grundstoffe sind, hinführet.

Mehr denn irgend ein andrer Körper der irdischen Natur ist das Gold geeignet uns zu zeigen was ein Grundstoff oder ein eigentliches nicht weiter durch chemischen Gegensatz zerlegbares Element sey. Ein Grundstoff kann durch seine Verbindung mit andren Elementen die Grundlage geben zu verschiedenen Producten der Natur und der Kunst; zu seinem eignen Entstehen bedarf er aber keines andren Elementes als des wesentlich eigenen; in all den Verbindungen und polarischen Wechselwirkungen die er mit andren Körpern eingeht bleibt er immer derselbe und geht unverändert, stets als derselbe aus solchem Wechselverkehr wieder hervor.

Wie ganz anders ist dies bei jenen Naturkörpern, welche keine reinen Grundstoffe sind. Der Zinnober wie der Bleiglanz scheinen, wenn man sie durch mechanische Kräfte zerstößt und zermalmet auch in ihren kleinsten Theilchen noch

Univ. Bibl.

unverändert dieselben geblieben zu seyn; unter dem Mikroskop erkennt man an den Stäubchen des Bleiglanzes sogar noch die Würfelform und die glänzenden Flächen, welche seine größeren Bruchstücke dem bloßen Auge zeigen. Wenn man aber beide Körper, den Zinnober wie den Bleiglanz, etwa in Gesellschaft des Eisens einem gewißen Grade der Erhitzung aussetzt, dann sieht man gar bald den Schein der Einfachheit verschwinden, denn der Schwefel verläßt bei dem ersteren seine Verbindung mit dem Quecksilber, bei dem letzteren die mit dem Blei, und vereint sich mit dem Eisen zu Schwefeleisen; man erkennt nun, daß jene beiden Körper nicht selber Grundstoffe, sondern nur Zusammensetzungen aus eigentlichen Grundstoffen sind.

Als die Menschen anfingen das Gold im Kauf und Verkauf zur Verwerthung der verschiedensten Gegenstände zu benutzen und die Erfahrung machten, daß sich um Gold alle Sättigung und Lust der Sinne erkaufen lasse, da trachteten sie eifriger nach dem Besitz jenes kostbaren Metalles. Auf den vielfach durchspurten Lagerstätten der Rollgesteine und des Sandes war es im Verlauf der Zeit nicht mehr zu finden, sondern man mußte es großentheils aus seiner eigentlichen Geburtsstätte — den Gebirgsgesteinen — hervorholen und ausschmelzen, darum klopfte man jetzt an jedem Felsen an, setzte die verschiedensten Steine der Schmelzhitze aus, um zu forschen ob etwa Gold darinnen versteckt sey? Man brauchte damals, wo ganze Landerstriche von mächtigen Urwäldern bedeckt waren, das Feuerungsmaterial noch nicht so zu sparen als in unsren Tagen; Schmelzofen, diese kleinen Abbilder der Vulkane, lernte man auch frühzeitig genug erbauen, darum fanden schon die ältesten Volker, wie noch jetzt unsre Kinder, ein ganz besondres Vergnügen am Schmelzen der metallhaltigen Steine, die sich meist schon durch ihre Schwere kennbar machten. Bei diesen Versuchen gelang es gar bald allerhand Metalle, wie das Zinn, wie den Zink, wie selbst das Kupfer und Eisen aus Steinen zu gewinnen, die eine ganz andre Gestalt und Farbe hatten als ihre Metalle und bei weitren Versuchen der Art fand man, daß zum Beispiel aus dem Zusammenschmelzen von Zink und Kupfer das Messing — ein Metall entstehe das an Farbe und Glanz eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Golde hat. Da kam man auf den Gedanken ob man nicht das Gold auch machen kön-

ne, entweder dadurch, daß man einen Körper auffände, der sich, wie der Galmey in Zink, so in Gold verwandlen lasse, oder dadurch, daß man es durch Zusammenmischung eines andren, leichter zu habenden Metalles mit irgend einem andren Stoff künstlich erzeugte.

Das edle Gold hat in seiner Art viele Eigenschaften mit einem edlen, guten Gemüthe gemein, namentlich die Geduld und Milde. Es läßt sich ohne seine Fassung, das heißt sein eigenthumlich körperliches Zusammenhalten zu verlieren, zu Drath ausziehen und zu Blättchen schlagen wie kein andrer Körper und schon die Nürnberger Goldschläger haben das Sprüchwort, daß man mit einen Ducaten einen Reuter mit seinem Pferd übergolden könne. Dabei benimmt sich auch das Gold dem schneidenden Messer gegenüber so weich und mild, läßt sich so biegen und drehen wie kaum ein andrer Körper. Darum ließ sich das Gold auch durch alle die Versuche, welche der Zweifel an der Einfachheit und Lauterkeit seines Wesens dem Menschen eingab, nicht aus seiner gleichmäßigen Haltung bringen, man warf es in Essig, der das Kupfer und Eisen so leicht angreift, man brachte es in Gesellschaft der gemeinen Schwefelsäure und vieler andrer künstlichen Erzeugnisse die so manche feste Bande der Körperlichkeit auflosen, aber das Gold verschmahete die Vermischung seiner altadeligen Natur mit diesen neugemachten Stoffen der Menschenkunst; es behielt im Essig, wie in der Schwefelsäure und in der Schmelzhitze seine Lauterkeit und Einfachheit bei. Ja die Hitze, welche so manche andre Erzarten in Metallkalke und Schlacken verwandelt, diente dem Golde nur zur Reinigung, indem sie nur das verflüchtigte und zerstörte, was jener Reinigkeit noch entgegen war.

Die Scheidekunst der neueren Zeit hat es freilich hierin viel weiter gebracht. Sie hat sich noch ganz andre, stärkere Waffen erfunden, denen selbst die standhaftesten Metalle, so wie der gute Demant und Rubin nicht widerstehen konnten. Ihr ist es gelungen das Gold in Dampfform zu verwandlen und dasselbe in Säuren von ungleich stärkerer Art als die den Alten zu Gebote stehenden, aufzulosen. Sie hat durch ihre kunstreichen elektrischen und elektromagnetischen Werkzeuge dem Blitze seine Macht abgeborgt und durch diese ist es ihr moglich geworden das sonst immer zu den einfachen Elementen gezählte Wasser, so wie die Kalkerde und andre Er-

den in mehrere Grundstoffe zu zerlegen. Aber mit all diesen hoch gesteigerten Mitteln hat man auf die lautere Einfalt des Goldes keinen Verdacht bringen können; aus den meisten seiner künstlich erzwungenen Vermischungen hat es sich schon in der Hitze des Feuers los gemacht, welche ihm Kraft giebt das Fremdartige von sich zu stoßen; es hat sich als ein Grundstoff, als eine jener einfachsten Urformen der polarischen Entgegensetzung bewährt, welche die Macht des Schöpfers am Anfang in der irdischen Natur hervorrief.

Dergleichen Grundstoffe sind alle eigentlichen Metalle, deren man, ohne die metallischen Grundlagen der Erden und Alkalien schon 30 zählt. Freilich kommen manche von diesen in ganz außerordentlich geringer Menge, so wie Seltenheit in der Natur und zum Theil sogar nur als kleine Beimischung in andren Metallen vor, fast so wie die lebenden Thiere, die in den Eingeweiden andrer lebenden Thiere gefunden werden, wie man dies von dem Rhodium und Palladiummetall sagen könnte, wenn sie sich in überaus kleiner Quantität dem Platinametall beigemengt finden.

Wenn es nur auf die große Seltenheit und nicht vielmehr auf andre empfehlende Eigenschaften ankäme, dann müßten gar viele Metalle einen höheren oder fast eben so hohen Geldwerth haben als das Gold, wie das letztere wirklich eine Zeit lang bei der Platina der Fall war. Denn dieses Metall erwies sich, abgesehen von der Benutzung seiner Verbindung mit Eisen zur Fertigung von damaszirten Rasirmessern oder zu stark glänzenden Metallspiegeln u. s. w. durch seine außerordentlich schwere Schmelzbarkeit, so wie durch seine Ausdauer selbst in unsren stärksten Sauren, so brauchbar zur Bereitung mancher chemischer Geräthschaften, daß man dasselbe gern um jenen hohen Preis bezahlte. Noch jetzt wo man auch am Uralischen Gebirge in Rußland Platina entdeckt hat, steht wegen dieser Benutzbarkeit der Preis derselben viermal höher denn der des Silbers, denn man verarbeitet dieses theure Material selbst zu Kesseln, welche bei der Bereitung der Schwefelsaure benutzt werden können. Nicht so bedeutend ist die Benutzbarkeit bei manchem andren eben so seltnen oder noch seltenern Metall, wohin auch noch zwei andre in und mit der Platina vorkommende: das Iridium und Osmium gerechnet werden können, deren Namen man, wenn von einer Anwendung für den menschlichen Haushalt die Rede

iſt, eben ſo wenig nennen hört, als die des Vanadin, Cer und Lanthanmetalles, ja ſelbſt die des Tantalums, Titans und Tellurs, während allenfalls noch das Kadmium, das man, obwohl in ſehr geringer Menge in einigen Arten der Zinkerze endeckt hat, wegen ſeiner Benutzbarkeit zur Bereitung einer goldgelben Farbe für Frescomalereien der Erwähnung werth iſt.

Nächſt dem Golde, deſſen Anerkennung uralt iſt und dem erſt in neuerer Zeit bekannt gewordnen Platinametall, hat der Menſch dem Silber im Handel und Wandel den höchſten Geldwerth beigelegt. Sein ganz beſonders heller, ſtarker Glanz, ſeine weiße Farbe, ſeine Geſchmeidigkeit und, wenn es nicht mit Kupfer verſetzt iſt, jene empfehlende Eigenſchaft vermöge welcher es ſich rein vom Roſt erhält, haben ihm auf die Beachtung im bürgerlichen Leben ein gewiſſes Recht gegeben. Es kommt, wie ſchon erwähnt, in ungleich größeren Maſſen auf der Erde vor als das Gold und man hat berechnet daß allein jenes Silber das man ſeit dem Beginne des dortigen Bergbaues im J. 1492 bis 1803 aus Amerika gebracht hat, hinreichen würde um eine Schatzkammer, welche 50 Fuß hoch, 50 breit und eben ſo viel tief wäre von oben bis unten damit auszufüllen. Freilich überſteigt auch die Maſſe des in Amerika aufgefundnen Silbers die in Europa und im nördlichen Aſien in derſelben Zeit erbeutete um ein Bedeutendes, und man darf wohl ſagen um mehr als das Zehnfache, obgleich ſelbſt Deutſchland ſeine bergmänniſchen Glückszeiten gehabt hat, in denen es im Stande war, nach einem freilich beſcheidneren Maßſtabe die Schatzkammern ſeiner Fürſten zu füllen, und zu gleicher Zeit einen großen Theil ſeiner Bürger zu bereichern. Von dem feinen Silber ſteht die Mark (zu 16 Loth) in Werth von 24 Gulden. Da jedoch ein Geldſtück von Silber, das die gleiche Größe hat mit einem Geldſtück von Gold, nicht viel mehr denn halb ſo ſchwer iſt als das Goldſtück, ſo würde das letztere, wenn es zum Beiſpiel die Größe eines Silberguldens hätte, gegen 27 Gulden werth ſeyn. Denn das Gold, in ſeinem 14½ mal großrem Werth wiegt 19½, das Silber nur 10½ mal ſchwerer denn das Waſſer.

Bei den andren, für den menſchlichen Haushalt nützlichen Metallen, rechnet man, wenn man etwa von dem Werth derſelben reden will, nicht mehr nach Mark und nach Pfun-

den, ſondern gleich nach Centnern. So ſchon bei dem vielfach benutzbaren Queckſilber, das zwiſchen dreißig und vierzig mal, bei dem Kupfer, welches mehr denn 80 mal, bei dem Eiſen, welches mehr denn tauſend Mal wohlfeiler zu haben iſt als das Silber. Nächſt dem Eiſen und Kupfer ſind wohl ſeit den älteſten Zeiten am meiſten das Zinn, das Blei und das Zinkmetall für den Nutzen und Dienſt des menſchlichen Haushaltes in Gebrauch genommen worden. Denn die bedeutende Anwendung des Spiesglanzes namentlich in der Arzneikunde gehört doch erſt dem Mittelalter und der neueren Zeit an, welcher wir auch die Kenntniß der Eigenſchaften, ſo wie der Anwendung der andren nutzbaren Metalle verdanken: namentlich die des Chrommetalles für Glas- und Porzellanmalereien, ſo wie des Mangans ebenfalls zur Färbung des Glaſes, zugleich aber auch zur leichten Gewinnung des Sauerſtoffgaſes, welches durch bloße Erhitzung des gewöhnlichſten Manganerzes (des Graubraunſteinerzes) erhalten wird. Denn dieſe Luft- oder Gasart zerſtört in der ſchmelzenden Glasmaſſe, welcher man eine kleine Menge des gepulverten Manganerzes beigemiſcht hatte, die Farbe der verunreinigenden Theile und wenn man den Graubraunſtein vermiſcht mit gemeiner Salzſäure erhitzt, dann bildet ſich aus dieſer Säure das Chlorgas, welches mit Waſſer verbunden den Bleichern ein Mittel an die Hand giebt, alle Gewebe, ſo wie andre Stoffe die mit Farben aus dem Thier- oder Pflanzenreich gefärbt ſind, weiß zu bleichen, indem es jene Farben zerſtört. Einer ſolchen Miſchung des Chlorgaſes mit Waſſer kann ſelbſt das Gold nicht widerſtehen, denn in ihr löst ſich daſſelbe auf. Die Verkalkungen oder Oxyde (davon ſpäter) des ziemlich ſeltnen Kobaltmetalles benutzt man zur Bereitung ſehr dauerhafter, blauer Farben, davon die eine Art dem Ultramarinblau an Schönheit gleich kommt; das noch ſeltnere Nickelmetall, welches ſelbſt in den meiſten aus der Luft herabfallenden Meteorſteinen gefunden wird, hält ſich gegen Verroſtung ſo rein wie ein edles Metall, giebt, mit andren Eisen verbunden, koſtbare Compoſitionen (wie das Argentan u. a.), iſt für Magnetismus ſehr empfänglich und kann zur Bereitung namentlich einer ſehr ſchönen, grünen Farbe benutzt werden. Das leicht ſchmelzbare Wismuthmetall theilt einigen ſeiner Metallcompoſitionen, wie dem Schnellloth der Klempner eine ſolche

Leichtflüßigkeit mit, daß dieſelben ſchon in der Siedhitze des Waſſers zum ſchmelzen kommen. Deſto größre Hitze koſtet es um das (ſehr ſeltne) Wolframmetall zum Fließen zu bringen, das ſich durch mehrere merkwürdige Eigenſchaften auszeichnet, namentlich durch ſeine außerordentliche Schwere, welche der des Goldes nahe kommt und auch dadurch, daß es beim Glühen, faſt wie Zunder verbrennt (ſich oxydirt). Auch das Waſſerblei oder Molybdän iſt ſehr ſchwer ſchmelzbar und noch ſchwerer das Uran, deſſen gelbes und lichtgrünes Oxyd man hin und wieder zu Porzellanfarben benutzt. Indeß haben auch die eben genannten Erze für den menſchlichen Haushalt eine ſo geringe Wichtigkeit, daß man die kleine Quantität in der ſie gefunden werden, gern ungeſchmolzen an die Mineraliensammlungen abgiebt, wo ſie, gerade in der urſprünglichen Form ihres Vorkommens den meiſten Werth haben.

Wenn es der Mißbrauch, welchen der Menſch von irgend einer Gabe der Natur macht, allein wäre, der uns eine ſolche verleiten müßte, dann möchte man auch von dem Arſenik wünſchen, daß er eben ſo ſelten vorkommen und eben ſo ſchwer aus ſeinen Vererzungen darzuſtellen wäre, als manche der zuletzt erwähnten Metalle. Dennoch beſitzt der Arſenik neben ſeiner höchſtgiftigen Wirkſamkeit auch mehrere ihn empfehlende Eigenſchaften, namentlich die, daß er ſolche ſchwer ſchmelzbare Metalle wie die Platina, leichter ſchmelzbar und dadurch zu Legirungen geſchickt macht, dann jene, daß er in ſeiner Verbindung mit manchen andren Metallen, wie mit Kupfer, augenfällig ſchöne Compoſitionen bildet und daß ſeine Säure (die arſenige Säure) die Farbſtoffe zerſtört, weshalb ſie in manchen Gewerben zum Entfärben der Zeuge benutzt worden iſt. Die magnetiſche Kraft des Anziehens und Abſtoßens, welche in ganz beſondrem Maaße dem Eiſen und dem Nickel, im geringeren auch dem Kobaltmetall und der Platina zukommt, zeigt ſich auch darinnen der Lebenskraft verwandt, daß ihr durch einen geringen Zuſatz von Arſenik an das magnetiſche Metall, eben ſo gut ein Ende gemacht wird, als dem Leben eines Thieres, dem man Arſenik beibringt. Selbſt der ſchöne Klang, den einige Metalle haben, wird durch einen Beiſatz des Arſeniks zerſtört. Doch gerade die giftige Eigenſchaft des Arſeniks hat ſich der Menſch als einer ſtarken Waffe gegen die gefahrdrohende Thierwelt zu Nutze

ge-

gemacht; Wölfe und Schlangen wie der zerstörende Bohrwurm müssen dieser Waffe erliegen.

Giebt es doch selbst unter den nutzbarsten Metallen, welche zugleich, vermöge einer allbedenkenden Fürsorge des Schöpfers, am allgemeinsten und leichtesten zu gewinnen sind, einige, welche neben ihren empfehlenden Eigenschaften zugleich der Gesundheit des Menschen schädlich, ja todgefährlich werden können. So das Kupfer durch seinen leicht entstehenden Grünspan, und das Blei durch seine ebenfalls leicht sich erzeugenden Oxyde und Verbindungen mit der Kohlensäure. Wem sollte aber deshalb das Kupfer, dieser bedeutendste Schatz mancher Gebirgsreviere, minder schätzenswerth erscheinen: das Metall das sich durch seine Geschmeidigkeit und Dehnbarkeit, so wie durch seine schönen Compositionen mit Zinn zu Bronze, mit Zink zu Messing für den Haushalt, überdieß als deckender Schutz für Gebäude und Schiffe als ein Hauptmaterial, für Erzgießereien so nutzbar erweist und das sich selbst dem Ohr durch den Klang der Saiten und Glocken, in denen das Kupfer einen vorzüglichen Bestandtheil bildet, dem Auge durch seine schönen Farben, namentlich für Glas und Frescomalereien empfiehlt.

Das Zinn hat sich auch, seit den ältesten Zeiten, bei dem Menschen in ganz besondre Gunst gesetzt. Es findet sich freilich nicht so wie vor allem das Eisen und nächst ihm das Blei und Kupfer fast in allen Ländern der Erde massenweis verbreitet, sondern bildet vorzugsweise nur den Reichthum einzelner Erdstriche; wo es aber einmal vorkommt, da ist es in fast unerschöpflicher Menge zu finden. So gewinnt England allein jährlich 60,000 Centner, obgleich seine Zinngruben schon seit zwei Jahrtausenden ausgebeutet werden; Ostindien, namentlich seine östliche Halbinsel, so wie die Inseln Banca und Lingin bei Sumatra sind so unermeßlich reich an Zinn, daß man seine Erze fast ohne alle bergmännische Mühe und Arbeit von der Erdoberfläche hinwegnimmt; in Malaka erstrecken sich die reichen Zinnlagerstätten über einen Landstrich von nahe 200 geographischen Meilen. Eben so leicht, als wegen der Art seines massenhaften Vorkommens, das Gewinnen dieses Metalles ist, wird auch, im Vergleich mit Eisen, sein Ausschmelzen, aus dem sogenannten Zinnstein (Zinnoxyd) gefunden, und ein bloßes starkes Kohlenfeuer im ummauerten Heerde war vermögend den ältesten

Entdecken jenes Erzes das schöne, in seinem reinen Zustand silberweiße, glänzende Metall zu Gesicht zu bringen, und hierdurch seine Verarbeitung zu veranlassen.

Bei dem Eisen hielt dieses freilich nicht so leicht, denn um dieses nützlichste unter allen Metallen aus seinen Erzen herauszuschmelzen, bedarf es schon einer bedeutenderen, länger fortwirkenden Hitze der Hochöfen. Dagegen kam auch kein andres Metall dem Menschen so oft und so häufig in die Hände als dieses. Denn nicht nur giebt es ganze Berge, ja Bergzüge, welche fast ganz von Eisenerz durchdrungen, und weite, große Ebenen, welche von Eisenerzlagern bedeckt sind, sondern der Eisengehalt, der sich in den uber Hunderte von Quadratmeilen ausgebreiteten Sandsteinen und Basalten (wovon später) findet, hat sich auch bald da bald dort in Massen von reicherem Eisenerz ausgeschieden. Jene höhere Fürsorge, die sich in der reichlichen Begabung aller, von Menschen bewohnbaren Länder der Erde mit dem Eisen im Allgemeinen kund gethan hat, wird auch im Besonderen darinnen sichtbar, daß sie gerade solchen Völkern, denen sie die meiste Gewerbthatigkeit und Betriebsamkeit verlieh, auch die meisten Mittel zur Aeußerung dieser Anlagen in die Hand reichte. Ein Beispiel dieser Art ist uns an den gewerbthatigen Engländern gegeben, welche zunächst an solchen Metallen, die den Gewerben dienen, in bewundernswurdiger Weise reich sind. Denn England allein baut alljahrlich 60,000 Zentner Zinn, mithin mehr denn 12 mal so viel als alle Länder des übrigen Europa's zusammengenommen, überdieß 250,000 Zentner Blei, was mehr als die Hälfte des ganzen europäischen Bleiertrags ist, an Kupfer 200,000 Zentner, an Eisen ein Drittel des ganzen europäischen Eisengewinns, nämlich 3 Millionen Zentner, an Galmei (kohlensaurem Zinkoxyd) 50,000 Zentner.

Ein solcher Schatz an benutzbaren Material, das man nicht so wie andre Naturgaben eines überreichen Erdbodens gleich mit der Hand nehmen und in den Mund stecken kann, sondern erst vielfach verarbeiten muß um die Arbeit in Geld, das Geld aber in Brod umzusetzen, mag freilich sehr dazu geeignet seyn, um die Kräfte und den Fleiß eines Volkes zu wecken, indeß hängt dabei dennoch auch gar viel von der Naturanlage und Verfassung des Volkes ab. Denn in wie vielen Ländern, wo es Noth- und Hungerleidende genug

giebt, wie namentlich in dem türkiſchen Reiche, liegen die herrlichſten, reichſten Schätze ſolcher Art unbenutzt in der Erde. Die Engländer aber, denen bei ihrer Gewerbthätigkeit auch noch die Menge der Steinkohlen gut zu ſtatten kommt, die ſich in ihrem Lande findet (nach Cap. 21.) wiſſen von dem Eiſen das ihnen ihre Inſel darbietet und zum Theil ſelbſt noch andre Länder zuführen, eine ſo vortheilhafte Anwendung zu machen, daß ſich der Werth der Stahl- und Eiſenarbeiten, welche ſie fertigen, jährlich auf 192 Millionen Gulden anſchlagen läßet; ein Gewinn von welchem freilich ein großer Theil den Capitaliſten, welche die Vorſchüſſe leiſteten und Inhaber der Fabriken ſind, zufällt, an welchem aber dennoch auch die 270,000 Arbeiter, die ſich mit Eiſenfabrication beſchäftigen, nach ihrem Maaße Theil nehmen.

In England, ſo wie in einigen andren Ländern, wo der Anbau und die Fabrication des Eiſens mit beſonderem Fleiß und Glück betrieben wird, mochte es einem immer ſcheinen als ob der Umgang mit dieſem Metall für die Betriebſamkeit des Volkes etwas eigenthümlich Belebendes habe. Steht doch, ſo konnte man ſagen, das Eiſen unter allen Metallen, durch ſeine Eigenſchaften dem Leben am nächſten. Denn an ihm zunächſt zeigt ſich eine Bewegung des Suchens und Fliehens, des Anziehens und Abſtoßens, welche den uranfänglichen Erſcheinungen des thieriſchen Lebens ähnlich und verwandt ſind; das Eiſen, als Magnet, iſt einer Anregung durch die Kraft eines allgemeinen Bewegens fähig, wie das Thier, wenn es dem Walten des Inſtinctes dahin gegeben iſt. Unſre Kunſt, auch wenn ſie die Grundſtoffe bald ſo bald anders zuſammenfügt und in Wechſelwirkung bringt, vermag auf keinerlei Weiſe aus dieſen Stoffen ſolche zuſammengeſetzte Elemente zu erzeugen, die man organiſche nennt, weil der Körper der organiſchen Weſen: der Pflanzen und Thiere, vorherrſchend aus ihnen gebildet iſt, wir kennen keine Gallert, keinen Eiweisſtoff, keine Butter und keinen Käſe aus den uranfänglichen Grundſtoffen, in die wir die Körperwelt zerlegen, hervorbringen. Das Eiſen macht jedoch ſchon einen kleinen Eingriff in die ausſchließenderen Rechte der Lebenskraft, denn der Bodenſatz den man aus einer Auflöſung des Kohle enthaltenden Gußeiſens in Salpeterſäure durch Ammoniak erhält, giebt beim Auskochen im Waſſer eine mederartige Subſtanz, ähnlich jener, welche zuletzt aus der

Verweſung abgeſtorbener Pflanzen- und Thierkörper entſteht. Allerdings alſo nur eine Annäherung an die organiſche Elementenbildung, von der unterſten, tiefſten Stufe her. Uebrigens zeigt das Eiſen auch noch auf andere Weiſe, daß es in einer näheren Beziehung denn alle andren Metalle auf die Vorgänge des Lebens ſtehe, indem es als ein weſentlicher, höchſt einflußreicher Beſtandtheil in das Blut des Menſchen und der vollkommneren Thiere eingeht, dem es vorzugsweiſe ſeine rothe Farbe ertheilt.

Alle die bisher betrachteten Grundſtoffe geben ſich leicht als eigentliche Metalle zu erkennen und wurden zum Theil auch ſchon von den Völkern des Alterthumes als Metalle erkannt. Denn viele von ihnen, namentlich Gold, Silber, Platina, Queckſilber, Kupfer und ſelbſt das Eiſen, wenigſtens in ſeinen hin und wieder nicht unbedeutenden, aus der Luft gefallenen Maſſen, werden in ganz reinem (gediegenen) Zuſtand in der Natur gefunden, ebenſo auch Wismuth, Arſenik, Spießglanz u. ſ. w. Und wenn auch die obengenannten, ſowie andre eigentliche Metalle nicht rein oder gediegen, ſondern als Erze, verbunden mit Schwefel ſo wie irgend einem andren Metall, oder als Oxyde, verbunden mit dem Sauerſtoff der Luft vorkommen, laſſen ſie ſich dennoch meiſt ohne ſehr große Schwierigkeit nach den Geſetzen der gewöhnlichen chemiſchen Verwandtſchaft in ihrer eigentlich metalliſchen Form darſtellen. Ueberdieß zeichnen ſich alle Metalle im engeren Sinne durch eine Eigenſchwere aus, welche die des Waſſers wenigſtens funfmal übertrifft. Denn, abgeſehen vom Titan und Tantalmetall, deren Gewicht nicht viel über 5 beträgt, haben unter den bekannteren Metallen nur Arſenik und Chrom nicht ganz das ſechsfache, Tellur und Spießglanz noch nicht das ſiebenfache, Zink, Zinn, Wismuth und Eiſen noch nicht das achtfache Gewicht des Waſſers, während ſchon das Mangan mehr denn acht, das Kadmium, Molybdän, Kobalt mehr den 8½, Nickel und Kupfer faſt 9, das Uranmetall 9, das Silber 10½, Rhodium und Palladium über 11, Queckſilber über 14, das Wolframmetall über 17, Gold 19½, Platina und Iridium 21 bis 23 mal ſchwerer ſind denn das Waſſer.

16. Der verschwenderische Arme.

Bei der Erwähnung des Goldmachens im vorigen Cap. ist mir eine Geschichte eingefallen von einem Manne, der zwar das Gold nur vergeudet, nicht gemacht hat, aus dessen Verschwendung aber dennoch die alten Goldmacher, sobald ihnen das Wie oder Wenn der Verschwendung deutlich geworden wäre, nicht bloß einen ansehnlichen Profit für ihren Beutel, sondern auch wichtige Aufschlüsse über ihre falschberuhmte Kunst hätten entnehmen können.

An der C*** Granze lebt ein Krämer von welchem man mit Recht sagen kann, daß er in seinem Leben mehr weggeschenkt hat als mancher reiche Graf, mehr als der gutthätige Fürstbischof von **. Und noch dazu machte der Mann seine Geschenke nicht in Kupfer oder Silber, denn diese beide gab er nicht leicht umsonst hinweg, sondern in lauterem Golde. Auch sahe derselbe bei seinen täglichen Verschenkungen nicht darauf, ob der, in dessen Hand er, gleich einem großmuthigen Wohlthäter, der nicht wissen lassen will, was er thut, die kostbare Gabe hineingleiten ließ, sein Freund oder sein Feind, Christ oder Jud, arm oder reich sey, sondern er übte seine Freigebigkeit an Einheimischen wie an Fremden und namentlich wurde Jeder der einen Kronenthaler bei ihm wechslen ließ mit einem Geschenke an Gold von ihm bedacht.

Meine jungen Leser werden dabei mit Recht fragen: war denn der Mann so gar vermogend oder war er nur recht unsinnig verschwenderisch?

Ich kann darauf in Wahrheit versichern, daß der Krämer weder reich noch unsinnig war und daß Keiner von alle Denen, die ihn kannten, ihn jemals für einen Verschwender gehalten hat. Im Gegentheil hielt man ihn in seinem Landstädtchen so wie in der ganzen Umgegend für einen Mann, dessen Sparsamkeit eher über das rechte Maaß hinausgieng als unter demselben blieb und der auch im Handel und Wandel, wo es seinen Vortheil galt, eher zu viel als zu wenig der Klugheit sich befleißigte. Der Mann war kein Spieler und kein Trinker, in sein Haus wie in seinen Mund kam selten ein Glas von dem geringsten, wohlfeilsten Frankenwein. Denn obgleich er selber einen kleinen Weinberg besaß, so fand er es, bei der Qualität seiner Trauben dennoch rathsamer, diese an den Essigfabrikanten zu verkaufen, als

für sich und die Seinen ein Getränk daraus zu machen. Und so sparte der haushälterische Krämer auch in andren Stücken so viel als nur möglich war, litt an sich und den Seinen weder Kleiderpracht noch Aufwand im Essen und Trinken, denn, wie er das alte Sprüchwort oft im Munde führte »Gutgeschmäcke macht Bettelsacke.« Auch war ihm eine solche Sparsamkeit gar nicht zu verdenken, denn der Mann hatte eine Frau und acht Kinder, dazu auch seine alten Schwiegeraltern zu ernähren, und von dem Ertrag seines Krämergewerbes konnte er Nichts zurücklegen; wäre in den Kisten und Kasten des Mannes, welcher in seinem Leben vielleicht Tausende von Gulden in Gold weggeschenkt hatte, Nachsuchung gehalten worden, der Sparpfennig, den man da gefunden hätte, würde sich kaum auf etliche hundert Gulden belaufen haben.

Dies Alles klingt freilich höchst sonderbar und doch muß ich noch Etwas hinzufügen, welches noch sonderbarer lautet. Es war als ob in der seltsamen Freigebigkeit jenes Krämers etwas Ansteckendes auch für andre Menschenseelen läge, denn alle die Leute, an welche er sein Gold verschenkte, gaben dasselbe wieder an andre Leute weg, ohne sich selber Etwas davon zu Nutze zu machen, bis zuletzt fast alle diese Geschenke aus Hand in Hand zu einer königlichen Munzstatte kamen, welche das Gold nicht mehr so ohne Weitres an Jedermann wegschenkte, sondern für ihren Landesherrn einen guten Gewinn daraus zog. Ich will nun auch sagen, wie das Ganze zugegangen ist, was ohnehin schon oben S. 116 zum Theil geschehen ist.

In einem benachbarten Lande waren unter einer der vorigen Regierungen kleine Silbermünzen: Sechskreuzer- und Dreikreuzerstücke geprägt worden, die sich, wenn sie eine Zeit lang in Curs gewesen waren, durch ein ganz besondres Colorit auszeichneten. Vielleicht war dem Landesherren, dessen Gepräge sie trugen, daran gelegen, daß auch das Bildniß auf seinen Münzen ein Zeugniß von seinem fortwährenden leiblichen Wohlbefinden geben sollte, denn dieses Bildniß, anstatt mit dem Alter bleicher zu werden, bekam vielmehr ein so rothbackiges Aussehen wie die jungen Burschen in unsren Gebirgsgegenden haben; so blühend, wie man zu sagen pflegt, als eine bayerische Dampfnudel. Die Kunst worauf jene Verjungung des Aussehens beruhete, bestund darin, daß

dem Silber jener kleinen Munzstucke etwas mehr Kupfer beigemischt war als gewohnlich, und da die Welt, so wie sie nun einmal ist, weniger Werth auf die Kunst und auf das Bildniß, als auf die Beschaffenheit der rohen Masse legte, aus der die Munzen gepragt waren, so wollte man diese bald außer dem Lande und spaterhin selbst im Lande nicht mehr zu dem Werthe annehmen der auf dem Stempel ausgedruckt stund: der Werth der Sechskreuzerstucke wurde allmalig auf vier, der der Dreikreuzerstucke auf zwei Kreuzer herabgesetzt. Unser Kramer war schon fruher, weil er an der Granze wohnte, fur seinen Rauch- und Schnupftabak, so wie fur Kaffee und Zucker fast in lauter solchen Munzsorten ausbezahlt worden und er selber kaufte, was er fur sein Haus bedurfte, wieder um solches Geld ein. Als aber die Zeit der Herabsetzung zuerst in einem, dann in mehreren andren Landern herbei kam, da war hin und wieder mit dem Einwechslen um den geringern und mit dem Auswechslen um den da und dort noch bestehenden hoheren Preis etwas zu gewinnen, und der Kramer nahm an diesem Wechselgeschaft mit vielen Andren welche es betrieben, einen thatigen Antheil, indem er sich dabei oft mit einem sehr kleinen Gewinn begnugte. Der gute Mann wußte nicht was fur ein Schatz dabei durch seine Hand gieng, und die Andren ahneten das auch nicht, und wenn sie es auch wirklich gewußt hatten, so waren sie doch nicht im Stande gewesen den verborgenen Schatz zu heben, wie dies die wohlunterrichteten Scheidekunstler in der Munze thaten.

Die Sache verhielt sich so: Jene rothwangigen, sogenannten Silbermunzen waren doch nicht so sehr zu verachten als man gemeint hatte. Zur den gewohnlichen Gebrauch in Handel und Gewerbe hatten sie freilich nicht ihren angeblichen Werth und es war nothwendig, daß man sie außer Curs setzte, aber das Silber das man zu ihrer Ausmunzung genommen hatte, enthielt, wie dies ofters beim Silber und selbst beim Kupfer der Fall ist, etwas Gold, dessen Quantitat, aus großen Massen, einen nicht unansehnlichen Gewinn brachte. Die Scheidekunstler giengen nun so zu Werke: Sie warfen die kleingemachte (granulirte) Masse jener Munzen in kochende, starke Schwefelsaure und alsbald loste diese das Silber und das Kupfer auf; dem Golde aber konnte sie nichts anhaben, dieses fiel als ein freilich sehr unansehnli-

ches, ſchwarzes Pulver zu Boden und konnte aus der Auflöſung faſt ganz rein herausgewaſchen werden.

Wie aber, was wurde aus dem Silber? ſollte dieſes verloren gehen? Keineswegs, auch kein Gran deſſelben gieng verloren. Man brachte jetzt die Flüßigkeit in bleierne Tröge und ſetzte ihr hier eine ſo große Portion altes Kupfer zu, daß die Schwefelſäure nicht hinreichte um alles aufzulöſen. Augenblicklich verließ die Schwefelſäure, die ſich mit dem Silber vereint hatte, dieſe Verbindung und warf ſich ganz auf das Kupfer; das Silber, in ſchönem, reinen Zuſtand, als ſogenanntes bergfeines Silber, wurde ausgeſchieden, die Schwefelſäure aber bildete, ſo weit ihre angewendete Menge dies zuließ, mit dem Kupfer den Kupfervitriol, der ein vortreffliches Farbematerial abgiebt, das bei unſren Gewerbsleuten in ziemlich hohem Werth und Preiſe ſteht.

Daraus iſt viel zu lernen, was ſich dem Verſtand in ſehr einfachem Gleichniß verdeutlichen laſſet. Es ſteht Waſſer auf unſern Feldern, wir machen eine Grube in den Boden und das Waſſer, durch ſeine Schwere gezogen, fließt ſogleich in die Grube ab. Wir machen neben der erſtern eine noch tiefere Grube und das Waſſer verläßt jene und fließt in dieſe hinein und ſo kann man zehen Gruben graben, eine tiefer als die andre, das Waſſer wird ſich immer in die tiefſte hineinſtürzen und umgekehrt erſt dann, wenn die tiefere ganz voll iſt, wird das Waſſer in die nächſt höhere abfließen.

Ganz in ähnlicher Weiſe als der Zug der Schwere auf das Waſſer und ſeine Bewegungen, wirkt auch der Antrieb der chemiſchen Anziehung auf die verſchiedenen Grundſtoffe. Wenn man eine Miſchung von Eiſen und Blei mit Schwefel in einem Tiegel zuſammenſchmilzt, dann tritt alsbald der Schwefel an das Eiſen und verbindet ſich mit dieſem zu Schwefeleiſen. So lange nun noch eine Spur von Eiſen in dem Blei iſt, geht kein Theilchen des Schwefels an dieſes über; erſt dann wenn alles Eiſen von dem Schwefel durchdrungen und von demſelben aufgenommen iſt, verbindet ſich der noch übrige Schwefel auch mit dem Blei zu Schwefelblei.

Was in dieſem Falle der Schwefel that, das geſchahe bei dem vorhin erwähnten Vorgang der Ausſcheidung des Goldes und Silbers mit der Schwefelſäure. Wie ein Stück Holz, das in der Grube lag, zu welcher man dem Waſſer

den Zufluß eröffnet hat, durch dieses von seiner Stelle verdrängt, und weil es in ihm nicht untersinken kann, auf die Oberfläche ausgeworfen wird, so drängt die Schwefelsäure, indem sie sich in die Verbindung mit dem Kupfer und Silber versenkt, das Gold aus seiner Einmischung in diese Metalle heraus. Freilich stellt sich hierbei unserem Auge der Vorgang der Ausscheidung gerade umgekehrt so dar als bei dem Holz und dem Wasser, durch welches dasselbe seiner Ruhestätte am Boden des Grabens enthoben und nach der Oberfläche geworfen wurde; denn das Gold fällt als schweres Pulver in der Flüssigkeit zu Boden, statt auf derselben zu schwimmen, wir haben es aber überhaupt in dem Gebiet der sogenannten chemischen Anziehungen mit einer Kraft zu thun, welche zwar zuletzt nach demselben allgemeinen Gesetz wirkt als der mechanische Druck und Gegendruck der Schwere, welche aber dennoch hierbei von ganz andrer, verschiedenartiger Natur und Abkunft ist, so daß die Erscheinungen, welche sie hervorruft, oftmals jene, welche die Verschiedenheit der eigenthümlichen so wie der allgemeinen Schwere bewirkt, durchkreuzen und die ganz entgegengesetzte Richtung nehmen.

Die bis zum Sieden erhitzte Schwefelsäure verbreitet anfangs ihre Wirkung, so wie sich ein austretendes Wasser über Felder und Wiesen ergießt, über beide noch übrige, für ihren Einfluß zugängliche Metalle; sie löst das Kupfer wie das Silber auf. Wenn man aber die Auflösung in bleierne Tröge bringt und hier der Säure das Kupfer in Ueberfülle zu ihrer Sättigung darbietet, da thut man etwas Aehnliches als der Landmann thut, wenn er einen tiefen Graben zum Abfluß des Wassers eröffnet, das sein Grundstück überschwemmt hat. Die Schwefelsäure ergießt sich mit abwärts dringender Kraft durch alle kleinste Theilchen des Kupfers und würde nur dann auch noch Silber in sich aufgelöst halten, wenn nicht genug Kupfer ihr dargeboten ist, um in der Verbindung mit diesem ganz aufzugehen.

Wir kehren noch einmal zur Beachtung des Goldes zurück, das, bei der Abtrennung von den beiden andren Metallen in der Auflösung zu Boden fiel. So wie dasselbe da, nach dem Auswaschen, als ein schwärzliches Pulver vor Augen liegt, würde Niemand, dem Das was hier geschahe unbekannt wäre, es für das halten was es ist: für jenes edle Metall, dem hier fast keine seiner sinnlich wahrnehmbaren

Eigenschaften geblieben ist als die Schwere. Doch eine leichte, weitre Behandlung im Feuer giebt dem Metall seinen Glanz und seine Farbe, so wie jenen Zusammenhalt der Theile zurück, der es (nach Cap. 15) zu so vielen Verarbeitungen geschickt macht.

In unsren Tagen weiß es jeder unterrichtete Goldschmidt daß ausser dem Kupfer fast in jedem Silber, welches unsre Bergwerke liefern, etwas Gold enthalten sey. Das Kupfer bildet in diesem Rohsilber drei Funftheile, ja zuweilen die Halfte des Gesammtgewichtes, das Gold freilich meist nur den tausendsten, ja den zweitausendsten Theil des Gewichtes des Silbers. Dennoch ist, bei dem hohen Werthe des Goldes, das Gewinnen auch dieses kleinen Antheiles von Gold so lohnend, daß die Scheidekunstler sich der Mube uns das Silber vollkommen vom Kupfer zu reinigen, umsonst unterziehen; wir erhalten von ihnen so viel Silber und Kupfer, als in dem Gerathe oder Barren die wir ihnen zur Behandlung übergaben, enthalten waren, die kleine Quantitat des Goldes die bei der Auflosung zu Boden fiel, dient ihnen als Bezahlung fur die Mube.

Dieses Alles ist nun, wie schon gesagt, in unsren Tagen eine bekannte Sache. Wenn aber, noch vor hundert oder vor anderthalb hundert Jahren ein Scheidekunstler, der, wie fast alle seine damaligen Kunstgenossen voll von dem Hirngespinnst des Goldmachens gewesen ware, aus dem Kupfer oder Silber durch chemische Scheidung solch ein schwarzes Pulver gewonnen hatte, welches, bei weiterer Behandlung, unter der Hand zum lauteren Golde wird, der ware dadurch nicht wenig in seinem Wahn bestarkt worden, daß man ein Metall ins andre verwandlen, daß man namentlich aus Kupfer, indem man ihm einen gewissen, giftahnlichen Bestandtheil nahme, Gold machen konne.

In Helmstädt lebte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein gar merkwürdiger Genosse der edlen Scheidekunst, der Professor Beireis; ein Mann welcher gerne von sich selber sprach und Andre von sich selber sprechen machte, weil sein Herz von dem Wohlgefallen an seinem eignen Selbst voll war. Da er immer nur sich und was ihn selber betraf sahe, und zum Beschauen der Dinge, die ausser ihm lagen nur das Licht seines eignen, menschlich armen Selbst mitbrachte, begegnete es ihm vielfaltig, daß er jene Dinge nicht auf rechte,

wahre Weiſe habe und daß er dann auch auf unwahre Weiſe über ſie urtheilte und ſprach. So zeigte er zuweilen auch ſeinen Zuhörern Goldſtücke und ſagte das Gold dazu habe er ſelber gemacht. Es mag ſich aber mit dieſer Ausſage wohl ſo verhalten haben, wie mit ſeiner ruhmredigen Erzählung von dem großen Demant den er angeblich beſaß und der ſo groß und koſtbar ſeyn ſollte, daß alle Kaiſer, Könige und hohe Herrſchaften der Erde ihn nicht bezahlen konnten. Gold konnte er allerdings aus Silber und auch aus japaneſiſchem ſo wie manchem ruſſiſchen Kopekenkupfer, auf dem vorhin beſchriebenen Wege abgeſchieden oder auch durch die Karminbereitung, darinnen er Meiſter war, gewonnen, nicht aber gemacht haben. Der gute Mann kannte zwar die Benutzung der Dämpfe zu allerhand künſtlichen Arbeiten und für Dampfwagen noch nicht, aber in ſeinem Innern arbeitete er immer mit Dampf und fuhr auf Dampf hoch daher.

17. Die Verwandlung des Niederen in ein Höheres.

Ich will, obgleich ich ſo eben von der Unmöglichkeit ſprach, durch unſre jetzige, menſchliche Kunſt ein Metall in ein andres zu verwandeln, dennoch meinen jungen Leſern, wenn ſie ihn noch nicht kennen, einen Fall erzählen, wo ſtatt des Eiſens auf einmal Kupfer geworden iſt, und wenn ſie an Ort und Stelle gehen wollen, können ſie noch jetzt durch einen Wurf und den Zug eines Fiſchernetzes ſtatt eines alten roſtigen eiſernen Hufeiſens ein ſchön glänzendes kupfernes gewinnen.

Ein Bergmann, ſo erzählt man, hatte einen eiſernen Maßſtab, der in Nürnberg gefertigt und mit einer ſehr genauen Eintheilung in Zolle, in Linien und Zehntellinien versehen war, beim Ausfahren aus der Grube, das heißt beim Hinaufſteigen auf der Leiter (Fahrt) des Bergſchachtes, verloren. Es war dem armen Manne viel an jenem freilich ſchon ziemlich alten Meßſtab gelegen, aber bei aller angewandten Mühe konnte er ihn nicht wieder finden; er war allem Anſchein nach in das Grubenwaſſer gefallen. Nach einiger Zeit wurde der Sumpf (die Waſſeranſammlung in der Tiefe) vielleicht durch Anlegung eines Stollens (Ableitungskanals für das Waſſer) trocken gelegt und bei dieſer

Gelegenheit fand man den Meßstab. Aber, wie merkwürdig, dieser war zu Kupfer geworden, und dasselbe war auch an einigen ursprünglich eisernen Nägeln geschehen, die man beim Aufräumen am Boden des vormaligen Sumpfes fand. Es gab noch Wasser genug in jenem Grubengebäude, man wiederholte den Versuch, legte alte eiserne Hufeisen, becherartige Schalen und allerhand andre aus Eisen gefertigte Dinge hinein, und statt des rostigen eisernen Hufeisens zog man nach einiger Zeit ein kupfernes hervor, aus der eisernen Schale war eine kupferne geworden. Wer hätte nicht jetzt den Alchymisten beistimmen und an eine Verwandlung des einen Metalls in ein andres, des Eisens in Kupfer glauben mögen?

Und doch verhielt es sich damit ganz anders und ganz einfach so wie in den Cap. 16 erwähnten Fällen. Dergleichen Wasser, aus welchem man durch das Hineinlegen von Eisen das reine, sogenannte Cementkupfer gewinnt, finden sich an mehreren Orten, namentlich in Ungarn bei Neusohl. Insgemein sind sie da zu finden wo aus den Bergwerken das Schwefelkupfer (der Kupferkies) in großer Menge gewonnen wird. Denn wenn über das fein zertheilte Erz das Wasser hinfließt oder lange über ihm stehen bleibt, da verbinden sich der Schwefel und das Kupfer mit dem Sauerstoffgas (davon weiter nachher) und es entsteht schwefelsaures Kupfer (Vitriol), das sich im Wasser auflöst, welches hierdurch einen widerwärtig scharfen (grünspanartigen) Geschmack bekommt. Wenn man nun Eisen in solches Vitriolwasser legt, dann äussert sich alsbald in der Schwefelsäure der stärkere Zug, das stärkere Fallen seines Stromes nach dem Eisen. Dieses wird aufgelöst in der Schwefelsäure und dem Wasser, es verschwindet von seiner Stätte, an welche sich jetzt in vollkommen reinem, metallisch glänzenden Zustand das Kupfer ansetzet. Und weil an die Stelle jedes einzelnen, in der Auflösung aufgehenden Theilchens des Eisens ein Theilchen Kupfer tritt, so nimmt dieses allerdings, dem Hauptumrisse nach, die Gestalt an, welche das von ihm verdrängte Metall besaß, obwohl dabei seine Oberfläche oft sehr uneben, seine Masse nicht vollkommen dicht ist.

So müssen wir auch hierinnen keine eigentliche Verwandlung des einen Grundstoffes in einen andren, sondern nur eine Verdrängung des einen durch den andren anerkennen.

Ein im Werthe höher stehendes Metall hat sich an die Stelle des gemeineren, niedriger im Preise stehenden gesetzt, und dieses Niedrigere ist vergangen. Im Reiche des Geistigen sind solche Vorgange der Veredlung, bei denen sich das höhere, bessere Element der Strebungen und Gesinnungen an die Stelle eines niedrerern, schlechteren Elementes setzt, nichts Ungewöhnliches noch ganz Seltenes. Aber in diesem Reiche giebt es auch Erscheinungen die von einer wirklichen Verwandlung (Verklärung) des Niederen und Schlechteren in ein Höheres und Besseres zeugen, denn es waltet da ein Neues schaffender Geist, welcher wirket was und wo er will.

18. Die metallischen Grundstoffe der Alkalien und Erden.

Schon die Menge und die Allgemeinheit in welcher das Eisen auf unserer Erde und noch mehr in den unzugänglichen Tiefen derselben vorkommt, muß unsre hohe Beachtung erregen. Aber es giebt noch andre metallische Körper, welche wenigstens auf der Oberfläche der Erde, in einer noch unverhältnißmäßig viel größeren Masse vorkommen, als alle im vorhergehenden Capitel erwähnte, eigentliche Metalle zusammengenommen bilden wurden.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts hätte kein Naturforscher daran gedacht, die sogenannten Erdarten, wie die Kalk-, die Talk-, die Baryt- und die Thonerde für etwas Andres zu halten als für einfache Elemente oder Grundstoffe. Dasselbe galt von den ätzenden Laugensalzen oder Alkalien. Wenn unsre Scheidekünstler den gewöhnlichen edlen Granat in Thonerde, Kieselerde und in die Oxyde des Eisens und Mangans zerlegt, wenn sie im böhmischen Granaten ausser den eben genannten Erden und Metallen auch noch Kalk- und Talkerde so wie Chrommetall aufgefunden haben, dann glaubten sie auf den letzten, tiefsten Grund der chemischen Zusammensetzung jener Steine gekommen zu seyn; an die Möglichkeit einer noch weitern Zerlegung dieser Elemente dachte Niemand. Zu den schon bekannten Erden hatte man auch noch im Smaragd und Beryll die Beryll-, im Hyazinth die Zirkonerde, im Strontian die Strontianerde, so wie in einigen andren Steinarten die Yttr- und Thorerde entdeckt und auch noch ein neues Kali das Li-

thiom unterſchieden und ſie alle wurden eben ſo wie die Kalk- und Thonerde für einfache Elemente gehalten. Da that ſich auf einmal im Jahr 1807 durch die Entdeckung eines großen engliſchen Scheidekünſtlers, des Humphry Davy eine Pforte auf, durch welche man einen tiefen Blick in das geheime Weſen der Grundſtoffe zu thun vermochte. Dieſe ſcheinbaren oder wirklichen Grundſtoffe ſind ja überall nichts Andres als Polariſationen der Materie, durch eine Kraft der Natur, welche der des Lebens verwandt, ja Eins mit ihr iſt. Wie das Leben ſelber, ſo iſt auch der Seele des Menſchen in gewiſſem Maaße ein Gebrauch jener Naturkraft in ihre Gewalt gegeben, namentlich auf dem Wege der elektromagnetiſchen Wechſelwirkungen, zu denen, wie wir ſpäter ſehen werden, der Galvanismus gehört. Der eine Pol einer Voltaiſchen Säule der deßhalb als Säure-Pol bezeichnet werden kann, bringt überall den Grundſtoff aller Grundſtoffe, das Sauerſtoffgas, aus ſeiner Verborgenheit hervor ans Licht, der andre Pol läßt den eigenthümlichen Gegenſatz (die Baſis) kund werden, welche gerade in dieſem beſondren Körper jenem allgemeinen Centrum des irdiſchen Weſens als äuſſerer Leib ſich zugeſellt hat. Wenn deshalb die gewöhnlichen metalliſchen Oxyde dem Einfluß der beiden Pole einer Voltaiſchen Saule ausgeſetzt werden, da tritt an dem einen das Metall in ſeiner reinen ſogenannt elementaren Form hervor.

Eine Verbindung des Kali mit Waſſer wurde in ebenerwähnter Weiſe von Davy der Einwirkung einer ſehr ſtarken Voltaiſchen Saule ausgeſetzt und auf einmal zeigte ſich der vermeintliche Grundſtoff polariſirt oder zerlegt; an dem einen (negativen) Pole der Saure kam ein glänzendes Metall zum Vorſchein: das Kaliummetall. Aus beiden ſogenannt feuerfeſten Alkalien: dem Pflanzen- wie dem Mineralkali, eben ſo wie aus der Kalk-, der Talk-, Baryt-, Strontian- und Thonerde, mit einem Worte aus allen oben genannten Erden und Alkalien gelang es auf gleichem Wege eine metalliſche Grundlage darzuſtellen, ſo daß nun alle jene vermeintlichen Elemente als Oxyde (Metallverbindungen mit Sauerſtoff) erſcheinen, wie zwar der Zinnſtein, der Magneteiſenſtein und der Rotheiſenſtein oder Blutſtein ihrer äußren Beſchaffenheit nach dieſes auch ſind, nur darinnen aber von dieſen verſchieden, daß bei ihnen das Sauerſtoffgas auf eine

Weiſe mit ſeiner metalliſchen Grundlage ſich verleiblicht hat, wie dieſes bei keinem der im 15. Cap. beſchriebenen Metalle geſchehen konnte. Denn darin iſt ſchon bei den eigentlichen Metallen ein bedeutender Unterſchied zu finden, daß einige von ihnen, wie namentlich Platina, Gold, Silber, Queckſilber, Iridium, Palladium, Rhodium, das Sauerſtoffgas, durch deſſen Verbindung ſie zu Oxyden werden konnen, nicht bloß ſehr ſchwer aufnehmen, ſondern daß ſie dieſe durch Menſchenkunſt erzwungne Verbindung auch wieder aufgeben und das Sauerſtoffgas entlaſſen, wenn man ſie nur einer ſtarken Erwarmung ausſetzt, welche bei den meiſten von ihnen noch nicht einmal bis zum Gluhen noch viel weniger aber bis zum Schmelzen geſteigert zu werden braucht. Dagegen muß man ſchon das Nickelmetall, wenn es zum Oxyd geworden iſt, der Hitze des Porzellanofens ausſetzen, damit ſein Sauerſtoffgas wieder frei werde und bei andren Metallen muß man dieſem gelungelten (luftartigen) Gaſte noch eine andre Lockſpeiſe darreichen, wenn man ihn dazu bewegen will, ſeine Verbindung mit dem Metall zu verlaſſen. In vielen Fallen erweiſt ſich zu dieſem Zweck ſchon die Kohle fur ſich allein wirkſam, welche man mit dem gluhenden Metalloxyd in Berubrung bringt, indem der Zug des Sauerſtoffgaſes zu der brennbaren Kohle ein naturlich großerer iſt als der zu dem bloß oxydirbaren Metalle. Schon bei den Oxyden jedoch, namentlich des Tantalmetalles reicht das Gluhen derſelben im Schmelztiegel in Berubrung mit der gepulverten Kohle nicht mehr dazu hin, ſie in ihren metalliſchen Zuſtand zurukzufubren; es gehort eine noch großere Steigerung der chemiſchen Polariſation dazu, um den Zug des Sauerſtoffgaſes zu dem Metall zu uberwinden.

Gerade das Tantal ſo wie das Titanmetall nahern ſich aber auch ſchon darinnen den metalliſchen Grundlagen der Erden, daß ſie viel leichter als die andren, eigentlichen Metalle ſind. Und in noch viel hoherem Maaße iſt dies bei den Metallen der Erden und der Alkalien der Fall.

Wenn man noch vor wenig Jahrzehenden die Vermuthung hatte ausſprechen wollen, daß es mehrere Metalle gebe, welche leichter waren als das Waſſer, ſo daß ſie auf dieſem ſchwimmen konnten wie Holz, da würde man damit verlacht worden ſeyn. Ein Metall und dabei ſo leicht zu ſeyn, das ſtund mit dem fruher feſtgeſtellten Begriff, den

man mit dieſer Art der Körper verband, in einem ſo großen und entſchiedenen Widerſpruch, daß man im Voraus lieber würde geneigt geweſen ſeyn, den leichten Grundlagen der Erden und Alkalien ihre metalliſche Natur abzuſprechen. Wer konnte aber dieſes, wenn er nur einmal das aus der Kalkerde hergeſtellte Calcium, das aus dem Kali gewonnene Kalium oder einen andren Körper dieſer Art geſehen hat. Die ſilber- oder zinnweiße Farbe, welche einige von ihnen, der ſtärkere oder ſchwächere metalliſche Glanz den alle zeigen, die Eigenſchaft ſich mit dem Queckſilber oder mit einem Metall von ihrer eignen Familie und ſelbſt mit Spießglanz, Zinn, Wismuth, Blei zu verbinden, (zu amalgamiren) ihre Schmelzbarkeit, ja bei einigen die Geſchmeidigkeit, ſprechen zu deutlich für ihre metalliſche Natur.

Man darf wohl ſagen, daß kaum ein andres Gebiet der Naturwiſſenſchaft dem Antrieb der zum Erkennen des Grundes der Dinge im Menſchengeiſte liegt, eine ſo mannichfache Nahrung darbiete, als die Chemie oder Scheidekunſt. Eine ſo jugendlich friſche Wißbegier, wie die des Duval war, würde mit demſelben regen Intereſſe, mit welchem die alten Alchymiſten die Wandlungen der in ihren gläſernen Retorten vermiſchten, dem Feuer ausgeſetzten Stoffe, — ihr Farbenſpiel, ihre Bewegungen — beobachteten, bei jenen Erſcheinungen verweilen, die ſich uns in der unentdeckten Welt der Erd- und Kalimetalle kund geben, und würde mit Luſt den Faden der Aehnlichkeiten folgen, der ſich aus dieſem Gebiet der Natur durch die andren hindurchzieht. Wir legen eine Kugel des ſilberweißen, glänzenden Kalimetalles auf die Oberfläche einer Queckſilbermaſſe, der wir vorher durch Anhauchen eine Befeuchtung mittheilten und alsbald ſetzt ſich die Kugel in eine drehende (rotirende) Bewegung und beſchreibt zugleich eine Bahn auf dem Queckſilber, deſſen Oberfläche hierbei im erſten Augenblick von dem Beſchlag der Feuchtigkeit rein geworden iſt, jetzt aber dagegen ſich von auſſen her mit einem andren feinen Ueberzug bedeckt, der aus einer Verbindung von Kali mit dem anfänglich von dem Queckſilber dann aus der Luft angezogenen Waſſer beſteht. Die Kugel des Kaliums, das bei der Bewegung deſſelben zum Oxyd (zum Kali) und ſeiner wäſſrichen Verbindung (zum Hydrat) geworden iſt, beſchreibt, ſo wie rings umher der Ueberzug anwächſt, einen immer kleineren, engeren Kreis und in dem

Au-

Augenblick, in welchem sie ganz verschwindet, ist das Quecksilber ganz mit der dunnen Lage des Kalihydrats bedeckt. Wenn man eine Metallkugel derselben Art auf das Wasser legt, dann gerath dieselbe alsbald in eine rasche Fortbewegung, dabei entwickelt sich große Warme und eine rothliche Flamme, bei deren Verloschen eine kleine, perlenklare Kugel zurückbleibt, die jedoch gleich nach ihrem Erscheinen mit einem knallenden Gerausch sich zersetzt. Das Kalimetall ist hierbei durch sein Verbrennen mit dem Sauerstoffgas des Wassers in Oxyd (in Kali) verwandelt worden und die Erhitzung hatte zugleich einen so hohen Grad erreicht, daß selbst das frei werdende Wasserstoffgas (wovon spater) sich entflammte. Von ahnlichen Erscheinungen ist die Oxydation mehrerer Kali- und Eisenmetalle begleitet und wir begegnen hier zum ersten Male der Wirksamkeit jener Naturkrafte, welche, wenn auch der Ursache nach verschieden, dennoch nach einem und demselben Gesetz selbst die Bewegungen der Weltkorper um ihre Are und in ihren Bahnen begründen.

Noch rathselhafter als die Natur und die Eigenschaften der bisher erwahnten Kali- und Erdmetalle, erscheint uns ein andrer metallischer Korper: die Grundlage des flüchtigen Laugensalzes oder Ammoniaks, — deshalb Ammonium genannt. Wir hielten, in Folge der bisherigen Erfahrungen, den Grundsatz fest, daß die Metalle einfache, nicht weiter zerlegbare Grundstoffe oder Elemente seyen. Hier, am Ammonium, finden wir auf einmal ein Metall das seinem Wesen nach einer Polarisation, einer Zerlegung in zwei geschlechtlich sich entgegenstehende Stoffe, den Stickstoff und Wasserstoff fahig ist. Welche Erweiterungen, welche Veränderungen mogen noch unsren Ansichten uber die Elemente und den eigentlichen Grund ihres Auftretens so wie ihres festen Beharrens in der Korperwelt bevorstehen, davon die Wissenschaft in ihrem jetzigen Zustand noch keine Ahnung hat.

Die metallischen Grundlagen der Alkalien und Erden unterscheiden sich auch dadurch von den eigentlichen Metallen, daß sie in reinem Zustand oder selbst in dem der Vermengung des einen von ihnen mit dem andren sich nirgends da erhalten konnen, wo Wasser oder Luft mit ihnen in Berührung kommen, sondern sie mussen in diesem Falle alsbald mit dem Sauerstoffgas sich verbinden und oxydiren. Hierin-

nen ſind ſie ſchon dem Waſſer, jenem bedeutungsvollen Element, verwandt, das überall bei den Vorgängen des organiſchen Lebens ſo wie den polariſchen Spannungen der unorganiſchen Körperwelt als Vermittler und Theilnehmer eintritt. Denn auch jener Grundſtoff des Waſſers, welcher dem Metall der Oxyde entſpricht: das Waſſerſtoffgas, kann ſich in reinem Zuſtand in der Außenwelt nicht leicht erhalten, ſondern wird bald wieder in Verbindung mit dem Sauerſtoffgas zu Waſſer.

Waſſer auf der einen und die Erdveſte der Gebirge, an die ſich das ganze bewohnbare Land anſchließt, auf der andren Seite, bilden die Oberfläche unſerer Erde. Das aber, was der Erdveſte ihren Hauptbeſtand, dem Meere ſeinen eigenthümlichen Gehalt giebt, ſind die Oxyde der Erd- und Kalimetalle, oder mit andren Worten die Erden und Alkalien ſelber. Die Thonerde iſt ein Hauptbeſtandtheil der Ur- oder Hochrückengebirge, aus Kalkerde beſteht ein unermeßlicher Theil der Gebirgszüge, der Hügel, ſo wie des ebenen Landes, das Mineralkali oder Natron erfüllt als Hauptbeſtandtheil des Kochſalzes das ganze Weltmeer ſo wie die Salzſeen und Salzlager einzelner Länder. Selbſt in dem Reiche der organiſchen Natur: in den Pflanzen- wie in den Thierkörpern werden die Kalkerde und die Alkalien gefunden, jene, ſelbſt noch im menſchlichen Leibe zum Knochen geſtaltet, während von den Alkalien das Natron, in Form des Kochſalzes den Säften beigemiſcht iſt; ſtatt des Natrons oder Mineralkalis kommt in den meiſten Gewächſen das Pflanzenkali vor.

Eben ſo wie ſich an den Metallen dieſer Ordnung ein auſſerordentlich ſtarker Zug zum Sauerſtoff kund giebt, wird auch noch an ihren aus der Verbindung mit dem Sauerſtoff entſtandenen Oxyden derſelbe Zug gefunden. Und zwar in geſteigertem Grade, indem er nicht mehr an dem feineren, luftartigen Sauerſtoffgas ſeine Befriedigung findet, ſondern ſtatt ſeiner nach den ſchon gröber körperlichen Säuren gerichtet iſt. Das Oxyd des Kalkmetalles iſt der ätzende oder ſogenannt ungelöſchte Kalk, die Oxyde des Kaliums oder Natriums ſind die ätzenden Kalien. Der gebrannte oder ungelöſchte Kalk zieht nicht nur das Waſſer mit einer ſolchen Heftigkeit an, daß hierbei eine große Hitze ſich erzeugt, ſondern auch die Kohlenſäure, oder, mit noch größerer Begierde die

Schwefel-, die Phosphor- und Flußsäure; sehr häufig wird er auch mit der Kieselsäure (nach Cap. 21) vereint gefunden. Das Oxyd des Natriums: das ätzende Mineralkali oder Natron hat bei seinem polarischen Hervortreten in der irdischen Körperwelt Gelegenheit gefunden, sich mit einem Stoffe zu verbinden, von dessen interessanten Eigenschaften wir in einem der nächsten Capitel sprechen werden: mit dem Chlor oder der früher sogenannten Salzsäure. Ohne das Erzeugniß dieser Verbindung: ohne Kochsalz würde es um den Haushalt des einzelnen Menschen, wie ganzer Staaten, übel bestellt seyn.

Die Oxyde der Alkalien, so wie der vier alkalischen Erden: des Kalkes, Barytes, Strontians und Talkes, haben vor ihrer Verbindung mit dem Wasser und den verschiedenen Säuren eine zerstörende (ätzende) Wirkung auf die organischen Körper, welche namentlich bei dem Oxyd des Barytmetalles so weit geht, daß man dasselbe in Beziehung auf den Menschen und das Thierreich in die Reihe der lebensgefährlichen Gifte stellen kann. Die Oxyde der andren oben genannten Erden erhalten sich auch ohne eine weitere Verbindung mit Säuren und Wasser als selbstständige Körper und zeigen keine ätzend-zerstörende Wirksamkeit.

Selbst noch in ihrem vielfach verhüllten und verkleideten Zustand wirken die Metalle der Kalien und kalischen Erden mächtig aufregend in die Naturverhältnisse der Erde und ihrer lebenden Wesen ein, noch viel gewaltiger mußte ihre Wirksamkeit seyn, wenn sie einst in reinem Zustand, in ihrer entschiedenen metallischen Polarität hervortraten. Welche Gluth der Wärme mußte bei der Verbindung der unermeßlichen Mengen des Kalkmetalles mit dem Sauerstoffgas sich erzeugen, welche Bewegungen mußten bei diesem Vorgange in den einzelnen Theilen so wie in der Gesammtmasse der Planetenoberfläche erregt werden! Noch jetzt mag es in den Tiefen der Erdveste hin und wieder einzelne Massen der Erdmetalle geben, welche, bei dem Festwerden ihrer Umgebung, von dem Zutritt des Wassers und der Luft abgeschlossen wurden, und die nun, wenn sich dem Wasser auf irgend eine Weise Zugang zu ihnen eröffnet, jene Erderschütterungen, und, wo die Möglichkeit dazu da ist, manche jener feurigen Durchbrüche durch die obere Rinde des Planeten bewirken, die wir an den Vulkanen der Erde kennen lernen.

19. Ein Capitel über die Reinlichkeit.

Auf meiner Reise und während meines kurzen Aufenthaltes in Aegypten habe ich öfters mit innigem Erbarmen die kleinen Kinder der dortigen, in Noth und Elend schmachtenden Fellahs oder Bauern betrachtet. Diese armen Kleinen saßen ganz nackt oder in einige Lumpen gehüllt vor den lehmenen Hutten und waren im Gesicht wie am ganzen Korper so von Schmutz bedeckt, daß man ihre eigentliche Hautfarbe nicht erkennen konnte. Vor Allem hatte sich an den Augenliedern und Augenwinkeln der Staub und Schmutz so angesetzt, daß die Augen selber dadurch in große Gefahr kamen, denn diese sahen auch meist roth und entzundet aus und mochten so schmerzhaft seyn, daß die bedauernswürdigen Kinder vor dem großeren Schmerz den kleineren, den ihnen die vielen Fliegen machten, die sich an ihre Augen setzten, gar nicht zu bemerken schienen, denn sie machten nur selten eine Bewegung um dieses Ungeziefer zu verscheuchen; ihr halberblindetes Auge schaute starr und verlangend auf den Fremden hin, ob ihnen dieser vielleicht einen Bissen Brodes reichen mochte. Eine wohlthätige europäische Dame hat mehrere solche unglückliche Kinder in ihre Pflege genommen, hat sie gewaschen, gereinigt und gekleidet, namentlich an die Reinigung der Augen große Sorgfalt gewendet, und die Kinder, als sie aus dem Elend ihres Schmutzes heraus waren, wurden so hubsch, so frohlich und so munter, daß man sie nach wenig Wochen gar nicht wieder erkannte.

An Wasser, zum Reinigen ihrer Kinder und der Lumpen welche diese bekleiden, fehlt es jenen agyptischen Fellahs in der That nicht. Sie haben meist den Nil und seine Kanäle, oder einen Theil des Jahres hindurch, die Wassermassen in ihrer Nähe, welche der austretende Strom in den Thälern des Landes zurücklässet. Aber der schwere Druck der auf ihnen lastet, der Frohndienst, härter noch als jener, unter welchem einst hier die Israeliten seufzten, macht sie für alle menschliche Gefuhle ausser für das der täglichen thierisch leidlichen Bedurfnisse, und der Müdigkeit unempfindlich, sie denken nur an die nothdurftige Sättigung, sonst aber an keine weitere Pflege des Leibes.

Auch die Beduinen, welche uns durch die Wüste nach dem Sinai und dann weiter nach Akaba, so wie jene die uns

durch die Wuste der Araba geleiteten, rieben sich, wahrend der Reise, meist nur mit Sand ab, statt sich mit Wasser zu waschen; aber sie hatten dazu guten Grund, denn das Wasser in den Schläuchen die ihre Kamele trugen, war ihnen kaum hinreichend zum Trinken zugemessen. Und wenn diese Leute, auf denen kein so hartes Joch druckt als auf den ägyptischen Fellahs, sondern welche in ihrer Wuste freier aufathmen und freier sich bewegen, eine Gelegenheit fanden mit Wasser sich zu reinigen, da benutzten sie dieselbe gern; man konnte es den einzelnen Leuten dieser Art, denen man begegnete, an ihrer Reinlichkeit ansehen, ob sie zu einem freieren, sich wohler befindenden Stamme oder zu einem auſserlich minder glucklichen gehörten.

Ein mit Recht berühmter, einsichtsvoller Gelehrter, J. Liebig in seinen chemischen Briefen (S. 100) spricht den Satz aus: daß der grossere oder geringere Verbrauch der Seife einen Maaßstab fur den Wohlstand und die Cultur der Staaten abgeben konne, denn der Verbrauch dieses Reinigungsmittels »hängt nicht von der Mode, nicht von dem Kitzel des Gaumens ab, sondern von dem Gefuhl des Schonen, des Wohlseyns, der Behaglichkeit, welches aus der Reinlichkeit entspringt.« Ein Land, in welchem bei gleicher Einwohnerzahl ungleich mehr Seife verbraucht wird als in einem andren, berechtigt uns zu dem Schlusse, daß der Zustand seiner Bewohner ein auſserlich wohlhabenderer und gebildeterer sey als der Zustand der andren, die von Seife weniger Gebrauch machen. Und nicht nur auf den Standpunkt der auſseren Cultur, auch auf die tiefere innerliche Bildung des Geistes und Herzens, auf das wahre Wohlbefinden des inwendigen Menschen, läßt uns die Reinlichkeit im Aeusserlichen einen Schluß machen. Ein Gottesgelehrter des vorigen Jahrhunderts sprach einmal die Behauptung aus, daß ein unreinlicher Mensch kein Christ seyn und daß ein guter Christ auch an seinem auswendigen Menschen keine Unsauberkeit dulden konne. Und in der That jene Wahrheit: daß auch der Leib des Menschen dazu bestimmt sey ein Tempel Gottes zu werden und zu seyn, ist unsrer Natur nicht von außen als ein gegebenes Gebot aufgedrungen worden, sondern sie gehet aus einem tiefen, lebendigen Bedurfniß unsres Wesens selber hervor. Es giebt Hutten der Armuth, in denen die groſste Reinlichkeit herrscht, weil in den Herzen ihrer Bewohner

ern Geiſt der Zucht und der höheren Ordnung waltet und es giebt wohlgebaute Häuſer, deren innerer Zuſtand von dem Gegentheil zeuget.

Zum Reinigen unſrer Wäſche, unſrer Zimmerdielen und vor Allem unſres Leibes, gewährt die Seife eines der beſten, wirkſamſten Mittel. Sie ſelber beſtehet zwar ſchon aus der Verbindung eines ätzenden Laugenſalzes mit einem öligen oder fettartigen Stoffe, aber die ätzende, auflöſende Eigenſchaft wirkt aus ihr noch immer ſo kräftig hervor, daß ſie eine Verunreinigung mit allerhand organiſchem Anflug und Abſatz leicht hinwegzunehmen vermag. Nicht nur uns, ſondern ſchon den Völkern des frühеſten Alterthums iſt deshalb der Gebrauch der Seife bekannt und ein weſentliches Bedürfniß geweſen. Wir finden eine Erwähnung dieſes Gebrauches ſchon in den Schriften des alten Teſtamentes bei Jeremias Cap. 2 V. 22 und Maleachi 3. Cap. V. 2. Zu des römiſchen Naturforſchers Plinius Zeit nahm man an, daß die alten Gallier unter allen Völkern des Abendlandes zuerſt die Bereitung und Anwendung der Seife gekannt hatten (Plin. H. n. XXVIII, 12, 2) und auch für unſer deutſches Volk erſcheint es, nach dem vorhin Geſagten als kein unbedeutender Ruhm, daß zu jener Zeit die Völker Italiens ihre Seife aus Deutſchland bezogen. Sind es doch jetzt noch die Nachkommen, oder wenigſtens in Beziehung auf die Wohnſtätte die Nachfolger der beiden genannten Völker: die Franzoſen und unter den deutſchen Stämmen die reinlichen Niederländer und Bewohner der Nordſee-Küſtenländer, welche im allgemeinen Verbrauch jenes Reinigungsmittels allen andern Völkern von Europa vorangehen.

Nicht nur den höheren Ständen ſondern auch dem Volke des Mittelſtandes hat ſich, bei allen gebildeten Völkern, der Gebrauch der Seife unentbehrlich gemacht. Als deshalb einſt durch die ſtarke Auflage, welche auf dem Gewerbe der Seifenſieder und dem Verkauf ihrer Arbeit laſtete, der Ankauf der gebräuchlichen Seife für das ärmere Volk ſehr erſchwert war, da erfanden ſich die Landleute in England ein Erſatzmittel aus der Aſche des Farrenkrautes, deren ausgelaugte Potaſche ſie mit thieriſchem Fett zu einem guten Reinigungsmittel verbanden.

Eben ſo wie dieſe engliſchen Bauern benutzten ſonſt und benutzen zum Theil noch jetzt unſre Seifenſieder das Pflan-

zenkali zur Bereitung der Seife. Man gewinnt dieſes dadurch, daß man die Aſche verſchiedener Gewächſe auslaugt und dann die Lauge abdampft bis zuletzt ein blaulich oder graulich weißer Bodenſatz zurückbleibt, der unter dem Namender Potaſche bekannt iſt. Aus ſehr vielerlei Arten von Gewächſen, Bäumen, Geſträuchen und Stauden, aus der Aſche unſres (vornämlich des harten) Brennholzes wie aus der der Weinranken und des Strohes läßt ſich dieſe bereiten, und in ſolchen Ländern in denen noch weit ausgedehnte Waldungen den Boden bedecken, deren Holzüberfluß großentheils unbenutzt verfaulen mußte, verbrennt man ganze Maſſen des bei uns ſo koſtbaren Holzes nur um aus der Lauge der Aſche den am leichteſten verſendbaren Gehalt der Potaſche herauszuziehen. Auf ſolche Weiſe erzeugte man früher und zum Theil noch jetzt in Nordamerika eine ungemeine Menge von Potaſche, von welcher jährlich nur allein über Neuyork 20 bis 30,000 Faſſer nach Europa ausgeführt wurden. Eben ſo lieferten die Walddiſtricte des ruſſiſchen Reiches ſo wie Norwegens große Maſſen von Potaſche, und auch in Deutſchland wie anderwärts bereitete man ſie aus der Aſche der Herdfeuer und großen Heizſtätten der Fabriken in nicht unbedeutender Menge. Aber die Potaſche iſt kein reines Pflanzenkali, ſondern ſie enthält von dieſem aufs Höchſte nur 60 bis 63 Prozent, ja weniger als die Hälfte ihres Gewichtes, denn auſſer dem Waſſer und der Kohlenſäure, welche in die Verbindung eingiengen, enthält ſie erdige Theile, vornamlich Kieſelerde und Schwefelſäure. Auch ſteht die Seife, die man unmittelbar mit der Lauge der Holzaſche (dem Pflanzenkali) bereitet, an Feſtigkeit und Güte jener weit nach, welche mittelſt des Mineralkalis gewonnen wird, weshalb man auch der Miſchung der Holzaſchenlauge und des Fettes, wenn man ſie zu Seife einſott, um ihr mehr Feſtigkeit zu geben, Kochſalz zuſetzte, deſſen Mineralkali oder Natron ſich zum Theil mit dem Fette verband, während ſeine Salzſäure ſich mit dem Pflanzenkali der Lauge vereinte.

Man konnte ſich indeß dieſe Mühe erſparen und obendrein noch eine viel beſſere Seife ſich verſchaffen, wenn man gleich von vorn herein eine Auflöſung des Natrons ſtatt der Holzaſchenlauge verwendete. Dieſes kräftig ätzende Laugenſalz iſt, wie ſchon erwähnt, in unermeßlicher Menge auf der Erde vorhanden, denn mit der Salzſäure verbunden bildet es das

Koch- und Seesalz, durch welches das Gewässer der Meere zur salzigen Fluth wird. Aus jedem Pfund des Seewassers lässt sich, wo nicht große Flüsse in der Nähe ihren Auslauf nehmen, durch Abdampfen ein Loth und darüber an Kochsalz gewinnen und wo das Klima dies erlaubt, bedarf man zu diesem Gewinnen des Salzes keines künstlichen Feuers, sondern nur der Einwirkung der Sonnenwärme auf das in seichten Buchten oder in künstlich angelegten Gräben stehende Seewasser. Und nicht nur das Meer, auch das Land, in den Lagern seiner Gebirgsarten, enthält ungeheure Massen von Kochsalz, welches theils durch Auswaschen aus den mit ihm verbundenen Thon und vormaligen Meeresschlamm, so wie in vollkommen reinem Zustand gewonnen wird.

Aber all dieser Reichthum an Natron des Kochsalzes wäre für sich allein weder den Seifensiedern noch den Glasfabricanten benutzbar, denn es ist mit dem Chlor (der Salzsäure) verbunden und muß erst mit vieler Arbeit aus dieser Verbindung hervorgezogen werden. Darum erhielt man früher die Soda oder das ungereinigte Mineralkali auf andren leichter gebahnten Wegen. Dasselbe wird in einigen Ländern, namentlich in Aegypten, an den dortigen Natronseen, so wie in Ungarn, im biborer Comitat, zwischen Debrezin und Großwardein und an andren Salzseen, als kohlensaures Natron gefunden, welches sich ziemlich leicht von dem ihm beigemischten schwefelsauren Natron und Kochsalz reinigen lässet und von seiner Kohlensäure eben so wie der kohlensaure Kalk und die Potasche durch die Hitze befreit wird. Aber auch ein Theil des Pflanzenreiches bietet in seiner Asche dem Menschen das Mineralkali oder die Soda dar. Dieses sind vor Allem einige Familien der am Meeresstrand oder auch auf salzreichem Boden mancher Binnenländer vorkommenden Gewächse, namentlich die Salsola- und Salicornienarten, so wie manche Seegräser oder Tangarten. Durch das Verbrennen dieser Pflanzen und das Auslaugen ihrer Asche erhält man in den spanischen Kustengegenden eine solche Menge Soda, daß davon jährlich viele Schiffsladungen (meist nach Holland) ausgeführt werden. Eine nicht minder große Ausbeute an Soda gewinnt man auf die gleiche Weise in Sizilien und vornamlich auf der kleinen Insel Ustica; zu Astrachan so wie selbst an der norwegischen Kuste, laugt man die Asche der Seetangarten aus.

Der menſchliche Verſtand und ſeine Erfindungsgabe ſollte übrigens nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben; was die Naturkraft im lebenden Körper der Pflanze that, die Ausſcheidung des Natrons im Seeſalz aus ſeiner Verbindung mit dem Chlor, ſollte auch ſeiner Kunſt gelingen. Wie einſt die Noth das Landvolk in England zum Auffinden eines Stoffes in den Wurzeln der Karrenkräuter hintrieb, der bei der Seifenbereitung dienen konnte, ſo leitete die Noth die Gewerbsleute Frankreichs auf einen Weg zum Gewinnen des reinen Natrons, welcher zwar nicht unbekannt, bis dahin aber noch wenig betreten war. Frankreich, das Vaterland der großartigſten Seifenfabrication hatte jährlich zunächſt aus Spanien um 20 bis 30 Millionen Franken Soda bezogen, obgleich der Preis für den Centner nicht über 24 bis 30 Fr. betrug. Als aber während des Krieges, den Napoleon mit England angefangen hatte, die Zufuhr dieſes Stoffes großentheils abgeſchnitten war, da mußten viele Seifen- und Glasfabriken ihre Arbeiten einſtellen und der Preis für Seife wie für Glas ſtieg zu einer unverhältnißmäßigen Höhe. Aber wenn auch nicht der freie Verkehr auf dem Meere, war doch das Meer ſelber dem erfindungsreichen Volke geblieben. Man wußte ſchon längſt, daß man aus dem Kochſalz dadurch das Natron gewinnen könne, daß man die Salzſäure deſſelben durch eine ſtärkere Säure austreibt. Wenn man 100 Pfund Kochſalz mit ohngefähr 80 Pfund concentrirter Schwefelſäure vermiſcht, dann entweicht das Chlor in Dampfform, und es bleibt ſchwefelſaures Natron oder Glauberſalz zurück. Auch dieſe neue Verbindung des Natrons mit der Schwefelſäure wird dadurch getrennt und aufgelöſt, daß man Potaſche, noch beſſer Kreide, mit dem Glauberſalz vermiſcht und dieſe Miſchung in einem Reverberirofen ſo lange der Erhitzung ausſetzt, bis die Maſſe weich zu werden anfängt, wo ſie dann auf eiſernen oder ſteinernen Platten herausgezogen und zerſtückt wird. Statt der Kreide kann man auch dem Glauberſalz vier Kunſttheile Kreide und zwei Kunſttheile Kohle zuſetzen. Die Kohlenſäure, welche in der Kreide mit Kalkerde verbunden oder bei dem andren Verfahren durch den Sauerſtoff, den ſie der Schwefelſäure entzog, gebildet war, vereint ſich bei dieſem Verfahren mit dem Natron, während die Kalkerde, der die Kohle ebenfalls ihren Sauerſtoff entriſſen hat, und die hierdurch in metalliſchen Zuſtand zurückgekehrt

ist, zum Schwefel-Kalkmetall wird, welches schwer auflöslich im Wasser ist. So war auf einmal eine Weise gefunden, das Natron, statt es von auswärts her zu beziehen, im Lande selber zu gewinnen und statt daß während der Handelssperre der Preis für das Kilogram Soda auf 160 Fr. gestiegen war, sank er jetzt sogleich für das reine, kohlensaure Natron auf 80, später sogar auf 20 Fr. herab.

Das, was man erst in neuester Zeit als einen ergiebigen Nebengewinn bei jener Natronbereitung schätzen gelernt hat, das Chlorgas, war für die Sodafabriken anfangs eine höchst lästige Erscheinung, und ist ihnen dieses zum Theil noch. Da wo dieses Gas den Oefen und Schornsteinen jener Fabriken entweicht, verbreitet es allenthalben Tod und Verderben in der Pflanzenwelt, macht jedes Blatt, jedes grüne Gras welken und absterben. Auch für Thiere und Menschen ist die Wirkung jener Dämpfe schädlich und belästigend, doch wissen die Letzteren dem verderblichen Einfluß auf ihren eigenen Leib eher zu begegnen als ihn von der Pflanzenwelt abzuhalten. Man hat deshalb die Gebäude, welche zur Sodabereitung aus Kochsalz und Schwefelsäure dienen, wo möglich in unbewohnte und unangebaute Gegenden verwiesen und im südlichen Frankreich hat man sie in die öden Gebirgsschluchten von Septieme verlegt, deren dürrem Boden schon an sich kein grüner Halm entsprießt.

Schon lange vor der Handelssperre, um 1791, hatte derselbe Chemiker, der einige Jahrzehende nachher den oben erwähnten besten, wohlfeilsten Weg zur Gewinnung des Natrons für Alle eröffnete, Leblanc zu St. Denis eine Sodafabrik errichtet und war für dieses nützliche Unternehmen von dem Herzog von Orleans mit einer bedeutenden Summe unterstützt worden. Anjetzt haben ausser Frankreich noch manche andre Länder an dem nützlichen Unternehmen Theil genommen, und, um hier nur die vaterländischen zu nennen, so sind die Sodafabriken zu Schönebeck bei Magdeburg und selbst die zu Wolfratshausen bei München in ihren Leistungen, verhältnißmäßig hinter den französischen nicht zurückgeblieben.

Bei der Seifebereitung durch das Zusammensieden eines Fettes mit der Auflösung des Laugensalzes muß, unter Einfluß der Hitze, das Fett erst mit Sauerstoffgas sich verbinden und zur Fettsäure werden. Denn der polarische Gegen-

ſatz des Laugenſalzes iſt die Säure, jeder Stoff, mit dem ein Kali oder eine kaliſche Erde ſich chemiſch vereinen ſoll, muß zu ihr in das Verhältniß einer Säure treten. In jenen Ländern, da der Oelbaum gedeiht und ſeine Früchte reift, benutzt man ſchon ſeit alter Zeit das Oel ſtatt des thieriſchen Fettes zur Seifenbereitung. Vormals, ehe Rußland ſeine Gränzen dem Zugang alles auswärtigen Verkehres verſchloſſen hatte, bezog England aus jenem Reiche hunderttauſende von Centnern an Talg und Hanfol, anjetzt führen ihm ſeine Schiffe hunderttauſende von Centnern an Palmbutter und Cocusnußol zu und hiermit ein eben ſo gutes, dabei feineres Material zur Seifebereitung als der ruſſiſche Talg war.

Noch erwähnen wir, daß in einigen Pflanzen die Lebenskraft einen Seifenſtoff hervorbringt, der in ſeiner Zuſammenſetzung ſo wie in ſeinen Eigenſchaften unſrer künſtlichen Seife ſehr ähnlich iſt. Namentlich findet ſich dieſer ſeifenartige Stoff in den Saiten der Wurzel ſo wie der andren Theile des gemeinen Seifenkrautes (**Saponaria officinalis**) ſo wie einer **Begonia** welche unter dem Namen der ägyptiſchen Seifenwurzel in den Handel gekommen iſt und deren ſchleimig ſeifenartiger Aufguß zum Waſchen der Schafe, vor der Schur, empfohlen wird.

20. Eine Augenfabrication im Großen.

Das Auge iſt des Leibes Licht, und wenn das Auge unklar iſt und ſeinen Schein verliert, dann iſt der ganze Leib dunkel. Ein wundervolles Glied iſt das Auge in ſeinem ganzen Bau wie in all ſeinen Eigenſchaften und Kräften. Durch die kleine runde Oeffnung (Pupille), welche der Augenſtern (die Iris oder Regenbogenhaut) wie ein blaulicher oder bräunlicher Strahlenkreis rings umher umſchließet, kann man hineinblicken bis zum tiefſten Grund der innren, hinterſten Augenwand. Das was uns aus dieſer Tiefe faſt ſilberartig weiß entgegenſchimmert und was im Auge der Katzen, ſo wie mancher andren Thiere ſelbſt bei Nacht (im Dunklen) einen ſchwachen Lichtſchein von ſich wirft, das iſt ein ſichtbares Hervortreten des ſonſt überall verborgnen Innerſten unſrer leiblichen Natur: es iſt das Mark des Sehenerven, das dort mit ſeinem zarten Röhrchen als Gewebe der Netzhaut ſich

ausbreitet. Nirgends anders als an dieser Stelle des Leibes liegt ein Nerv, ein unmittelbarer Ausfluß der Masse des Gehirns und Rückenmarkes, erkennbar vor unsren Blicken da; das Gehirn und Rückenmark ruhen tief verschlossen in dem Gewölbe ihrer Knochen so wie unter der Decke des Fleisches und der Häute; auch in allen andren Gliedern sind die zarten Röhrenfädchen der Nerven verhüllt und verdeckt von dem Fleisch der Muskeln und dem mehrfachen Gewebe der Haute. Hier ist es wo das innere Licht des Leibes dem äußren Licht der Welt entgegenkommt, wo das Aeußre dem Innren und das Innre dem Aeußren bemerkbar und erkennbar wird.

Wenn wir den Bau des Auges etwas genauer betrachten, dann finden wir: daß der Lichtschimmer, der von der Netzhaut her, aus dem hintersten, tiefesten Grunde des Auges uns bemerkbar wird, so wie der Lichtstrahl, der von außen hinein bis auf das Nervenmark der Netzhaut fällt und hier das Sehen bewirkt, nicht nur so, wie im klaren Wasser eines Teiches, durch ein einiges durchsichtiges Mittelwesen (Medium) hindurchgehen muß, sondern, gleich wie in den nachher zu erwähnenden achromatischen Gläsern, durch mehrere. Denn zuerst nach vornen findet sich die durchsichtige, wasserhelle Hornhaut, deren gewölbtes Fenster in die undurchsichtige, weiße Harthaut des Auges kunstreich eingefügt ist, hinter dieser, zwischen ihr und dem in seiner Mitte offnen Kreisgewölbe der Regenbogenhaut (Iris) steht eine wäßrige Flüssigkeit, welche sich durch die geöffnete Mitte (Pupille) der Iris hinein, auch hinter dieser zwischen ihr und der Krystalllinse ausgießt, so daß die Regenbogenhaut, ausgebreitet in dieser zarten Flüssigkeit, ungehemmt ihren Bewegungen des Ausdehnens und Zusammenziehens ihres Gefäßgewebes obliegen, und hierdurch, wenn ein hellerer Lichtstrahl eindringt, die Eingangspforte des Sehloches oder der Pupille verengern und mehr verschließen, wenn weniger Licht da ist, sie erweitern und mehr eröffnen kann. Jenseits dieser vordersten Kammer des Auges und ihrer wäßrigen Flußigkeit, in welcher das Gewölbe der Regenbogenhaut schwebt, folgt die festere Krystalllinse; im Auge des Menschen so wie der vollkommneren Thiere eine von vorn nach hinten etwas platt gedruckte Kugel, im Auge der Fische, wo sie durchs Kochen weiß und hart wird, ein fast vollkommen

runder Körper. Auch diese ist im gesunden Auge durchsichtig, so wie die halbflüssige Masse, der sogenannte Glaskörper, welche den ganzen hintren Grund des Augapfels ausfüllt, und in welche die Krystalllinse, wie der Kern einer Nuß in dem Becher der halbgeöffneten Schale, eingebettet liegt. Der Lichtstrahl, wenn er von außen herein die für seinen Einfluß empfängliche, ihn empfindende Netzhaut treffen, und hier ein Sehen bewirken soll, muß, abgesehen von der feinen Haut, welche, gleich einer Kapsel, die Krystalllinse umschließt und von der häutigen Umgranzung des Glaskörpers vier durchsichtige Mittelwesen von verschiedener Dichtigkeit: die Hornhaut, die wäßrige Flüssigkeit, die Krystalllinse und den Glaskörper durchdringen.

Dies ist die Art in welcher das Leben überall zu Werke geht. Es ist nur eine Seele da, welche dem Leibe inwohnend, diesen bildet und bewegt, durch ihn die Außenwelt erkennt und empfindet, aber diese eine Seele erzeugt und bildet sich in dem Stoffe ihrer Leiblichkeit eine große Mannichfaltigkeit von Gliedertheilen, davon jeder im Kleinen wieder das Verhältniß der Seele zu ihrem Leibe, des Schopfers zu seiner Schopfung darstellt, damit sie, die Seele, in dem Reiche der ihr gleichgestimmten Wesen überall der wirksame Grundton, Er aber der Schopfer Alles in Allem sey.

Was das Auge für den einzelnen Leib eines Thieres oder Menschen, das sind die Luft und das Wasser, in freilich viel einfacherer Weise, für alle lebendigen Wesen der Erde. Wenn die Luft unklar und trub ist, dann geht uns sogleich ein großer Theil des Lichtes der Sonne und der Gestirne ab; der Nebel der uns mitten am Tage oben auf den Felsenhoben der Alpen oder auf den Feldern des beständigen Winters, auf den Gletschern überfällt, macht uns alsbald das Weitergehen auf dem gefahrlichen Pfad unmöglich, und der Rauchdampf der zuweilen bei starken Ausbruchen den isländischen Vulkanen entsteigt, wie selbst der Kohlendampf der Feuerherde der großen europäischen Hauptstadt London, macht es zuweilen unten im Thal und der Ebene, so wie in den Gassen so dunkel, daß man selbst am Mittag ein Licht anzünden muß. Was wurde aus uns, was wurde aus den meisten Thieren und Pflanzen, wenn unsere Planeten nicht diese durchsichtige Hulle des Luftkreises umgäbe, welche die Strahlen des Lichtes wie der Wärme bis hinab zur tiefen

Ebene hindurchläſſet; was würde aus den lebenden Bewohnern des Meeres, wenn nicht auch zu ihnen, durch die klare Fluth des Gewäſſers, das Sonnenlicht hinabſchiene, oder ſelbſt in große Tiefen wenigſtens hinabdämmerte.

Sonſt ſieht es freilich unten in den Tiefen ſehr dunkel aus. Die Luft kann allerdings beim Verbrennen der Korper (wovon weiter unten die Rede ſeyn wird) eine Sonne im Kleinen, eine Quelle des Lichtes und der Wärme werden, aber für gewöhnlich gleichen dennoch das Waſſer wie die Luft nur einem Auge, das erſt durch ein äußres Licht zu ſeinem Mitleuchten oder Sehen geweckt und geſtärkt werden muß; unten in die Höhlen, wie dies Baker erfuhr als er ſich mit ſeiner Familie in der großen Höhle bei Levington verirrt hatte, dämmert kein Strahl des Sonnenlichts hinein, obgleich der Strom der Luft, der ſie erfullt, mit ſeinem einen Ende von dem Tageslicht erhellt und erwärmt wird. Die größere Maſſe der Geſteine aus denen der Umriß unſres Planeten gebildet wird, wie der erdige Boden, der die Gebirgsarten bedeckt, iſt fur das Licht, wenigſtens fur das unſrem Auge bemerkbare, undurchdringlich — vollkommen undurchſichtig. Denn die wenigen durchſichtigen oder durchſcheinenden Steine und Salze, welche es darinnen giebt, liegen meiſt ſo in der dunklen Maſſe verborgen, daß kein Tagesſtrahl ſie treffen kann. Das große Auge der Erde, der Luftkreis ſammt dem Gewäſſer, hat ſein Vermögen zur Aufnahme und Verbreitung des Sonnenlichtes zunächſt nur fur die lebenden Weſen der Erde empfangen, überall dahin wo ſolche ſind, die des Lichtes bedurfen, reicht jenes Vermogen.

Aber innerhalb der undurchſichtigen Mauern unſrer Häuſer giebt es auch lebendige Weſen, die des Tageslichtes bedürfen und am Sonnenſchein ſich erfreuen: das ſind wir und unſere Kinder. Wir haben uns die Häuſer erbaut, damit ihr Dach und ihre Wände gegen die Sonnenhitze und Schatten, gegen Regen, Wind und Froſt uns Schutz gewähren ſollen. Bringen wir, auſſer der Thüre, auch noch hin und wieder an den Wänden große Oeffnungen für den Zutritt des Tageslichtes an, dann dringen mit dem Licht zugleich die Hitze oder der Wind, Regen und Froſt herein und wir ſind wie der Hamſter und die Haſelmaus, wenn ſie ſich zur Winterruhe anſchicken, genöthigt, alle dieſe Oeffnungen zu verſchließen und im Dunklen zu bleiben. Wir müſſen

daran denken den dunklen Räumen unsrer Wohnstatte ein Auge zu geben, welches das Licht aufnimmt und nach innen hinein verbreitet. Ein Korper welcher fur das Licht durchwirkbar, für Luft und Nässe aber undurchdringlich ist und der selbst fur äußre Wärme, wenn nicht zugleich mit ihr ein Sonnenstrahl hereinfällt ziemlich unzugänglich ist, wird am geeignetsten seyn unsren Zimmern und Kammern die Stelle der Augen zu vertreten.

Das thierische Horn, in dünne Blätter gespalten, läßt allerdings das Tageslicht durchscheinen; aber dieser Schein gleicht nur einer schwachen Dämmerung und gar bald verändert sich durch den Einfluß des Lichtes und der Witterung das Horn so sehr, daß es seine Durchsichtigkeit einbüßt. Dennoch hat es vor Alters hin und wieder an den Huttenwohnungen hornene Fensterchen wie Laternen von Horn gegeben. Leichter ist es schon den Bewohnern von Sibirien gemacht, wenn sie ihre Wohnungen mit Augen versehen wollen. In einigen Gebirgen jenes Erdstriches giebt es große Massen einer Steinart, Glimmer genannt, welche sich leicht in Tafeln und dunne Blatter spalten lasset, und die, besonders wenn sie eine hellere Farbung hat, in ziemlich hohem Grade durchsichtig ist. Aber so große Stucken des Glimmers, daß man Tafeln, mehrere Zoll groß daraus schneiden konnte, giebt es, außer Sibirien, doch nur an sehr wenig Orten und wenn man nur diesen Stoff hätte um unsren Wohnstätten Licht zu geben, dann müßten mehr den 99 Hunderttheile unsrer Häuser ohne Augen bleiben. Dieser Uebelstand wurde noch größer werden wenn man etwa statt des Glimmers und des Hornes die schön durchscheinenden Schaalen der Fensterscheibenmuschel (Placuna placenta) benutzen wollte, die sich vorzugsweise in dem chinesischen Meere findet, denn dann konnte, wegen der Seltenheit des Materiales kaum der tausendste, ja der hunderttausendste Theil der menschlichen Wohnungen mit Augen versehen werden.

Den Phoniziern, so erzahlt man, gelang es zuerst, eine Weise zu entdecken, auf welche dem uberall fuhlbaren, dringenden Bedurfniß abgeholfen werden konnte. Die Erfindung lag übrigens, namentlich den Aegyptern so nahe, daß diese die Glasbereitung vielleicht noch vor den Phoniziern mögen gekannt, und, wenn auch nur in einseitiger Weise geübt haben. Denn die Glasflusse, die man bei ihren vor

3 und vielleicht 4 Jahrtausenden begrabenen Todten in den Mumiengrüften findet, bezeugen es, daß die Aegypter uralte Meister in jener Kunst waren. Es brauchte nur der feine Sand des Nilthales mit etwas Mineralkali oder Natron, das sich an ihren Landseen findet und das man an manchen Stellen der nordafrikanischen Küstengegenden, wie bei Tripolis (die Trona-Soda) von den Felsen abkratzen kann, der Gluth eines starken Hirtenfeuers ausgesetzt zu werden, und es bildete sich eine Verbindung in welcher die Kieselerde im Gegensatz zu dem Kali die Stelle der Säure (als Kieselsäure) vertrat; diese Verbindung war und ist das Glas. Und nicht blos Natron, auch das Pflanzenkali, als Potasche, ja als gemeine Holzasche der Kieselerde beigemischt, und mit ihr dem Feuer der Verglasung ausgesetzt, giebt ein mehr oder minder durchscheinendes Glas. Denn zu der Masse, daraus man hin und wieder unsre dunkelfarbigen Bouteillen fertigt, kommt kein reines Kali, sondern sie bestehet zunächst (abgesehen von dem zuweilen nach Willkühr dem Flusse beigemischten Kochsalz oder Kalk) aus 160 Theilen Holzasche, 100 Theilen Quarzsand und 50 Theilen Basalt. Wenn bei diesen Verbindungen der Kieselerde mit dem Kali das letztere vorherrscht, wenn dabei zum Beispiel vier Theile ätzendes Laugensalz auf nur einen Theil Kieselerde kommen, dann entstehet die Kieselfeuchtigkeit, welche im Wasser leicht auflöslich ist. Zur Bereitung des eigentlichen Glases, wenn man dazu reines Kali anwendet, gehören 6 Theile Kieselerde und ein Theil Kali; dem Flusse der das sogenannte Spiegelglas geben soll, wird meist noch Salpeter und so wie eine geringe Quantität des Graubraunsteinerzes (nach S. 127) beigemischt und bei Fertigung des Flintglases wird selbst ein kleiner Beisatz von weißem Arsenik und ein größrer von rothem Bleioxyd zur Entfärbung (zum Klarmachen) der Masse zuträglich gefunden.

Vor allen andren Stoffen ist es, ausser der allenthalben in Menge verbreiteten Kieselerde doch wieder das Laugensalz und vorzugsweise das Natron, welches der menschlichen Kunst es möglich machet, Licht in das Dunkel der Wohnungen zu bringen und zunächst, für den überall fühlbaren, täglichen Hausbedarf Fensterscheiben zu bereiten. Diese Anwendung der alten Erfindung kannten und übten schon die Römer, wie dies die Entdeckung der einzelnen Fensterscheiben an Häusern der Stadt Pompeji bezeugt hat, welche im J. 79 nach

nach Chr. bei einem Ausbruch des Vesuv von einem Aschenregen überfluthet und begraben ward. Das Glas, in Tafeln geformt, läßet zwar, je heller es ist desto besser, das Licht durch sich hindurchwirken, kann aber gegen die Wärme, etwa eines Ofens, in eben solcher Weise einen abhaltendern Schirm bilden, als die undurchsichtigen, nicht metallischen Körper. Deshalb sind in demselben alle jene günstigen Eigenschaften vereint, welche, wie wir S. 158 sehen, ein wohleingerichtetes, zur Abwehr des Einflußes der Witterung eben so wie zur Mittheilung des Lichtes geeignetes Medium haben soll.

Schon durch ihre Anwendung zum Verfertigen der Fensterscheiben, wodurch der grösseste Theil der menschlichen Wohnstätten erst wahrhaft wohnlich und annehmlich wurde, hatte die Erfindung des Glases den Völkern der Erde einen hohen Vortheil gebracht. Jene Anwendung war in ihren Folgen ungleich bedeutungsvoller als die andren Benutzungen der Glasmacherkunst, zur Bereitung bunter Glasflüße, welche den Farbenreiz der Edelsteine nachzuahmen strebten, oder zum Hervorbringen von allerhand Geschirren, die sich schon durch die Leichtigkeit womit man sie rein zu halten vermag wie durch ihre Durchsichtigkeit und Form dem menschlichen Haushalt empfahlen. Aber noch eine andre Anwendung der Kunst des Glasmachens war einem späteren Zeitalter vorbehalten, welche nicht nur den Wohnhäusern ihre Helle gab, sondern dem Menschen selber ein neues höheres Augenlicht brachte.

Der erste Schritt in diesem neuen Gebiet der Erfindungen war der, daß man dem alternden Auge des Menschen, auf künstliche Weise die Kraft des jugendlichen Sehens zurückzugeben lernte.

Man erzählt, daß ein armer Schiffsjunge, dessen Vater ein Brillenmacher war, einstmals, als das Schiff, dessen Küche er bediente, zu einer Handelsreise, an die Westküste von Afrika sich rüstete, als Mitgabe von seinem Vater, eine Parthie Brillen erhalten habe, mit der Weisung dieselben in Lissabon, wo dergleichen Waare in einigem Werth stund, zu verkaufen. Das Schiff wurde durch Stürme verhindert, zuerst in den Hafen von Lissabon, wie die Absicht des Capitäns gewesen war, einzulaufen, es setzte seinen Lauf, später von beßrem Wind begünstigt, nach Süden fort, und landete glücklich an der Goldküste, welche das letzte Ziel der Reise

war. Der Tauschhandel mit europäischen Waaren, gegen Gold, Elfenbein und andre Kostbarkeiten der heißen Zone, nahm seinen Anfang und hatte sich eines günstigen Erfolges zu erfreuen; nicht nur der Capitän und der Steuermann, auch mehrere Matrosen kamen täglich mit reicher Beute nach dem Schiffe zurück; sie hatten ihre europäischen Waaren gegen Dinge von vielfach höherem Werthe umgesetzt. Da fiel es dem Schiffsjungen ein auch mit den Brillen, aus der Werkstätte seines Vaters einen Handelsversuch zu machen; er ging ans Land und hatte das Glück mit seiner neuen, von den Negern noch niemals gesehenen Waare den Zutritt zu dem König des Landes zu finden. Er verdankte diese Vergünstigung einem alten Häuptling, der im täglichen Dienste des Königes war; jenem hatte er, um ihm den Nutzen seines Handelsartikels begreiflich zu machen, eine Brille auf die Nase gesetzt und der Alte war dadurch auf einmal wieder eines klaren Erkennens der nahen Gegenstände, wie in seinen jüngeren Jahren fähig geworden. Aber auch der König selber, ein hochbetagter Mann, und noch mancher seiner alten Freunde, bedurfte einer solchen Verjüngung und Wiederbringung des erloschenen Augenlichtes und war nicht wenig erfreut als die Kunst der Weißen ein Mittel dazu ihm darbot. Der schwarze Herrscher probirte alle Brillen auf seiner platten Nase; die Wahl fiel ihm schwer; er beschloß diese jungen, wunderbaren Augen alle für sich und seine Freunde zu behalten. Durch ein Mißverständniß, das der Steuermann, welcher den Dolmetscher machte, entweder aus wohlwollender Absicht für den armen Schiffsjungen oder zufällig veranlaßt hatte, war die Forderung welche der bescheidne Eigenthümer der Brillen für seine Waare machte, fast hundertfach größer zu den Ohren des Negerkönigs gebracht worden. Dennoch besann sich dieser an Goldstaub und Elfenbein überreiche Mann keinen Augenblick, den Preis für die Brillen, den man ihm angesetzt hatte, zu bezahlen. Vielleicht weil er in dem Wahne stund, daß durch die künstliche Verjüngung der Kraft des edelsten Gliedes auch dem ganzen übrigen Leibe die Kraft der Jugend wiedergebracht werden könne. Der Schiffsjunge hatte unter allen Gefährten und Theilnehmern jener Reise den glücklichsten, einträglichsten Handel gemacht, er kam als ein, nach seinem Stande reichbegüterter Mann in das Haus seines Vaters, des alten Brillenschleifers, zurück.

Begreiflicher noch als die Freude des alten Negerfürſten über eine ſolche kunſtliche Verjungung ſeiner Augen, war das Entzücken jenes alten Brahminen, als ihn die treffliche Brille, welche ein Engländer ihm ſchenkte, auf einmal wieder in den Stand ſetzte, die heiligen Bucher ſeines Geſetzes zu leſen, was er ſeit vielen Jahren nicht mehr vermocht hatte. Denn gerade bei ſolchem Geſchäft, wie das Bucherleſen iſt, bemerkten die Alten, wenn ihnen auch für ferne Gegenſtände noch immer ein weitreichender Blick blieb, die Abnahme der Sehkraft für nahe Gegenſtände am ſchmerzlichſten, und wenn der Greis, der keine Schrift mehr mit bloßem Auge zu unterſcheiden vermag, ſeine Brille zu Hulfe nimmt, dann kann er auf einmal leſen. Dennoch darf man in ſolcher Hinſicht ſeine Anforderungen an die Kunſt der Brillenſchleifer nicht ſo weit treiben, wie jener Bauer, der auf einen Jahrmarkt gekommen war, um daſelbſt Allerhand fur ſein Haus zu kaufen. Er ſtund an der Bude eines Brillenhandlers ſtill und ſahe wie da mehrere Leute ihre Einkäufe machten. Ein Buch, mit feiner Schrift, wurde ihnen hingegeben; ſie ſetzten eine oder die andre Brille auf und blickten dann aufmerkſam in das Buch hinein. »Konnen Sie durch dieſe gut leſen?« fragte der Brillenhändler und wenn der Andre die Frage bejahte, war der Handel bald abgeſchloſſen. Da bekam der Bauer Luſt ſich auch eine Brille zu kaufen. Er trat an den Tiſch hin, nahm das Buch, ſetzte eine Brille nach der andren auf und blickte damit in das Buch hinein, legte jedoch eine nach der andren kopfſchuttelnd wieder aus der Hand. Der Kaufmann wollte ihm bei der Wahl zu Hülfe kommen, er bot ihm verſchiedne Brillen an, die er fur die paſſendſten hielt; die Ausſage des Bauern »ich kann dadurch nicht leſen« blieb jedoch immer dieſelbe. Endlich fragte ein Bürgersmann, der von ohngefahr zu dem Handel gekommen war: »Freund! ſagt mir doch, kennt und verſteht ihr denn überhaupt zu leſen?« »Ei, ſagte der Bauer, ihr Narr, wenn ich leſen konnte, würde ich mir keine Brille kaufen.«

So alltaglich uns jetzt der Anblick und die Anwendung der Brillen iſt, war dennoch die Erfindung derſelben auch dann, als man das durchſichtige Glas ſchon in Händen hatte, nicht ſogleich gemacht. Zwar machte ſchon ein Schriftſteller des alten Roms, Seneca, auf die Thatſache aufmerkſam, daß man durch eine mit Waſſer gefüllte Glaskugel die Buch-

staben eines Buches vergrößert sehe und ein arabischer Schriftsteller aus dem 11ten Jahrhundert, Alhazen genannt, weiß es, daß man sich einer gläsernen Kugel dazu bedienen könne um allerhand kleine Gegenstände im großerem Maaßstabe zu sehen. Indeß war doch von dieser Wahrnehmung aus immer noch ein weiter Schritt zu thun zur Darstellung solcher flachkugelich (convex) geschliffener Gläser, welche auf viel bequemere und bessere Weise dieselben Dienste leisten. Die Benutzung solcher an einer oder an beiden Seiten erhaben geformten Gläser zu Augengläsern oder Brillen, haben die Italiener den neueren Völkern gelehrt. Als der erste Erfinder der Brillen wird ein toscanischer Adlicher, Salvino degli Armati, auf der Inschrift genannt, die sich auf seinem Grabstein in der Kirche Maria Maggiore zu Florenz befindet. Er war im Jahr 1317 gestorben. Nach andren Zeugnissen gebührt aber auch dem Dominicanermönch, Alexander de Spina welcher 1313 starb, ein Antheil an dem Ruhm der Erfindung oder doch ihrer gemeinnützigeren Anwendung. Denn als dieser Spina bei einem Manne eine Brille gesehen und bewundert, vergeblich aber nach der Weise sie zu verfertigen gefragt hatte, begab er sich selber an die Arbeit und kam ohne weitre Anleitung auf den Einfall in schusselartig vertieften (concaven) Schaalen, aus Stein oder Metall, mittelst eines feinen Pulvers von Tripel oder Schmirgel einer runden Glasscheibe durch ein länger fortgesetztes Drehen (Abschleifen) in der kleinen Schaale eine flachrundlich erhabene (convexe) Oberfläche zu geben. Zwei solche Gläser, mit einer Randeinfassung wurden anfangs, dem Abstand der Augen von einander entsprechend, an eine Mütze befestigt, die man über die Stirne und bis an die Augen herunzog, wenn man sich der Brille bedienen wollte und nach gemachtem Gebrauch wieder hinwegschob, bald aber fügte man die Gläser den beiden Armen eines kleinen aus Horn geschnittenen Bogens an, dessen Auswölbung gerade auf die Nase paßte und auf diese sich stützte. Es scheint hier der Ort dazu zu seyn, um Einiges über die Einrichtung und die Wirkung der Vergrößerungsgläser und über den Grund ihrer Wirkung im Allgemeinen zu sagen.

Ausser der Eigenschaft des Vergrößerns der Gegenstände kennt Jeder von uns an den linsenformig gestalteten Gläsern noch eine andre Eigenschaft, vermöge welcher man sich ihrer

als Brenngläser zum Anzünden von brennbaren Körpern bedienen kann: die Eigenschaft alle Strahlen, welche von der helleuchtenden Sonnenscheibe auf verschiedene Punkte der Glaslinse auffallen, auf einen Punkt (den Brennpunkt) hinzuleiten. Je größer die Oberfläche eines Brennglases ist, je näher vermöge der converen Gestaltung seiner Oberfläche der Brennpunkt an dasselbe herangerückt liegt, desto stärker ist seine Wirkung. Noch jetzt kann man dieses an den großen Brenngläsern sehen, welche Tschirnhausen, ein deutscher Edelmann aus der Oberlausitz, mittelst einer hierzu eingerichteten Mühle schleifen ließ. Zwei dieser riesenhaften, mehr als centnerschweren, etwa im J. 1686 gefertigten Brenngläser befinden sich noch jetzt in Paris, ihr Durchmesser beträgt 33 Zoll, die Brennweite des einen ist 7, die des andern 12 Fuß. Ganz nasses Holz entzündet sich, ja selbst im Wasser liegendes Fichtenholz verkohlt augenblicklich, ein Metall schmilzt, Wasser siedet sogleich, wenn man all diese Gegenstände in den Brennpunkt eines solchen Werkzeuges bringt. Tschirnhausen hatte große Kosten auf die Fertigung dieser Brenngläser verwendet, welche eigentlich doch keinen wesentlichen Nutzen für die Wissenschaft brachten; er hätte dieselben Leistungen ungleich leichter und wohlfeiler durch ein Brennglas von andrer Art bewerkstelligen können. Wenn man nämlich zwei flachrundlich hohle Gläser (ähnlich etwa den großen Uhrgläsern) mit ihren Rändern zusammenfügt und den hohlen Zwischenraum derselben mit Terpentin ausfüllt, dann erhält man ein Werkzeug in dessen Brennpunkt die Wirkung der hier in eins gesammleten Sonnenstrahlen noch ungleich höher gesteigert ist als bei einer Glaslinse. Zwei französische Gelehrte, Brisson und Lavoisier haben im Jahr 1774 ein solches mit Terpentinöl gefülltes Brennglas gefertigt, welches vier Fuß im Durchmesser hält und in seiner Mitte acht Zoll Dicke hat. In Verbindung mit noch einer andren gewöhnlichen Glaslinse, welche zwischen jenes größere Werkzeug und seinen Brennpunkt gestellt, die Strahlenmasse desselben auf einen näheren, engeren Brennpunkt versammlete, hatte das gefüllte Hohlglas eine solche ungemeine Wirksamkeit, daß man auch die schwerflüssigsten Metalle durch dasselbe schmelzen konnte. Kupfermünzen, welche im Brennpunkt des Tschirnhausischen Glases drei Minuten bis zu ihrem Flüssigwerden bedursten, schmolzen hier schon

in einer halben Minute, Eisen auf eine Kohle gelegt fast augenblicklich. Kann doch im Kleinen schon eine rundliche Flasche, mit Wasser gefüllt, wenn die Sonne hindurchscheinet und der Brennpunkt einen brennbaren Körper trifft, etwas Aehnliches leisten und man weiß, daß auf diese Weise Feuersbrünste entstanden sind.

Die alten Griechen, welche die Eigenschaft rundlicher Krystallkugeln, dergleichen in manchen Flüssen gefunden werden (namentlich als sogenannte Rheinkiesel im Rheine) leicht entzündliche Stoffe in Brand zu setzen, gar wohl kannten, bewunderten das Verhalten der Krystallkugel zu dem Feuer das sie hervorruft. Sie selber bleibt kalt, während sie ausser sich andre Körper zum Glühen bringt. Der Grund dieses Verhaltens liegt übrigens ziemlich nahe und er wird uns auch an der Betrachtung eines sogenannten Brennspiegels deutlich. Wenn man nämlich einem Spiegel oder einem spiegelglänzenden Metallblech die Gestalt eines flachen, weiten Beckens giebt und dasselbe mit seinem Mittelpunkt in gerader Linie nach der Sonne richtet, dann werden alle Strahlen der flammenden Sonnenscheibe, in umgekehrter Weise wie das Wasser das man in einen Trichter schüttet, nach einen gemeinsamen Punkt hingeleitet, der in gerader Linie mit der Mitte des Beckens liegt. Jeder einzelne Punkt des Brennspiegels wird hierbei von dem ihn treffenden Sonnenstrahle nicht stärker erwärmt, als irgend ein andres Stuck Metall oder Spiegelglas, aber die Kraft des von ihnen allen, nach einem gemeinsamen Punkte hin zurückgestrahlten Sonnenlichtes ist so groß, daß man im Brennpunkt eines großen Brennspiegels die schwerflüssigsten Metalle schmelzen und den Demant verflüchtigen (verglimmen lassen) kann.

Bei dem durchsichtigen Glase jedoch, dem man die Linsenform der Vergrößerungs- und Brenngläser gab, kommt der menschlichen Kunst vor allem eine wesentliche allgemeine Eigenschaft der durchsichtigen Körper zu Hülfe, dies ist die lichtbrechende Kraft derselben.

Jedes Kind mag die Bemerkung machen, daß eine Stange, welche man in schiefer Richtung in das klare Wasser eines Teiches oder Flusses hineinstellt, wenn man sie darin von der Seite her betrachtet, oben bei der Oberfläche des Wassers wie gebrochen erscheint, als ob sie aus zwei Stangenstücken bestünde, davon das eine gerade bis an den Wasser-

ſpiegel reichte, das andre aber, etwas ſeitwärts von dem Ende des andren, an demſelben Waſſerſpiegel begänne und zwar in abweichender Richtung, nicht in gleicher Linie mit dem andren ſtehend, nach unten hin ſich fortſetzte. Wenn man auf den Boden eines Gefäßes irgend einen ſchweren, glänzenden Körper legt, dann ſich ſo weit zurückſtellt, daß man jenen Körper jenſeits des Randes der Gefaßmundung nicht mehr ſehen kann und nun Waſſer in das Gefäß füllt, da wird auf einmal der glänzende Körper dem Auge wieder ſichtbar; es iſt als ſey er von dem Orte wo er lag weiter hinüber, nach der unſrem Auge entgegengeſetzten Seite des Gefäßes gerückt, und doch iſt dies nur ſcheinbar, er iſt unverrückt an ſeiner Stelle geblieben. Eine ähnliche Täuſchung als in dieſem Fall unſer Auge erleidet, wiederfuhr dem holländiſchen Seefahrer Berenz und ſeinen Leidensgefährten als ſie das furchtbare Ungemach einer langen Polarwinternacht überſtanden und nun den wieder anbrechenden Morgen erlebt hatten. Die Sonne erſchien neunzehn Tage früher über dem Eis und den Schneefeldern des Horizontes, als dieſes der genauen Berechnung nach erwartet werden konnte; aber dieſes Sichtbarwerden ihrer leuchtenden Scheibe, welche eigentlich noch unter dem Horizont ſtund, war nur durch die Strahlenbrechung in den dichteren Schichten der Atmoſphäre veranlaßt worden.

Wenn man, in oben erwähnter Weiſe, die Stange gerade ſtehend in das Waſſer ſtellt und dann in gerader Linie von ihrem oberen Ende nach dem untern hinabblickt, da bemerkt man keine Brechung; die Stange ſetzt ſich für unſer Auge unterhalb dem Waſſerſpiegel in derſelben Richtung fort, die ſie oben in der Luft hatte. Jene gerade Linie die man ſich in Gedanken durch zwei durchſichtige Körper von verſchiedener Art und Dichtigkeit kann von oben nach unten gezogen denken, nennt man das Einfallsloth. Wenn nun ein Lichtſtrahl der von einem leuchtenden oder beleuchteten Körper ausgeht, in einer ſchiefen Richtung unter einem größeren oder kleineren Winkel von dem einen jener durchſichtigen Medien in das andre ſich fortſetzt, dann wird er für unſren Augenſchein, wenn das zweite Medium dichter iſt als das erſte, in einer Richtung gebrochen, welche näher herüber nach der geraden Linie die von oben nach unten geht (nach dem Einfallslothe hin) gelegen iſt, wie aus jenem Ver-

spiel herrührt, dessen wir vorhin erwähnten, wonach ein glänzender Körper der an der einen Wand eines Gefäßes lag, nachdem man Wasser hineingeschüttet, auf einmal näher gegen die Mitte des Gefäßbodens hin gesehen wird. Das Umgekehrte wird sich aber zutragen, wenn wir durch ein Gefäß blicken, dessen obere Hälfte mit Wasser, die untere aber mittelst einer durchsichtigen Scheidewand getrennt, von Luft erfüllt ist. Ein glänzender Körper, der auf dem Grunde dieses Gefäßes, unten in der luftigen Hälfte liegt, wird uns, in einer angemeßnen Stellung unsres Auges von der geraden Linie, die wir uns von oben nach unten durch die Mitte des Gefäßes gezogen denken können, herüber nach dem diesseitigen Rande gerückt, mithin von jener Linie weiter entfernt erscheinen.

Wenn der Lichtstrahl eines von der Sonne beschienenen Körpers aus dem luftleeren Raum einer Luftpumpe in die gewöhnliche Luft unsrer Zimmer fällt, dann erleidet er eine Brechung der zuletzt erwähnten Art; umgekehrt, aus der Luft oder aus dem Wasser in einen festen durchsichtigen Körper übertretend, die entgegengesetzte. Hierbei nun ist es nicht die Dichtigkeit der Körper allein, welche den höheren oder niedrern Grad der Brechungskraft der Lichtstrahlen begründet, sondern hierauf hat die Beschaffenheit ihrer Grundstoffe einen wesentlichen Einfluß. Brennbare Körper, welche bei ihrem Entzünden ein Quell des Lichtes werden können, üben auch auf das Licht, das durch sie hindurchwirkt, den kräftigsten verändernden Einfluß aus: sie brechen die Lichtstrahlen am stärksten. Als der große Isaak Newton aus der starken Brechung des Lichtes im durchsichtigen Demant den Schluß zog, daß dieser Stein der Steine, dieser härteste Körper der Erde von brennbarer Natur, gleich dem Oel und Wachs sey und seine Vermuthung über die Verbrennbarkeit des Diamantes in seiner Optik öffentlich aussprach, wie mögen ihn damals manche der gelehrten Zeitgenossen verlacht haben, und dennoch bewährte sich seine Ansicht bald hernach als Kosmus III. zu Florenz im Jahr 1694 im Brennpunkt eines großen Tschirnhausischen Brennspiegels zum ersten Mal einen Demant verbrannte. Wie der Demant, wie der Phosphor, der Schwefel, und wie die Verbindungen der Kohlensäure, so wie des Schwefels mit einigen Metallen, wenn sie zur Durchsichtigkeit gelangen unter allen festen Körpern, so zeigen

unter den tropfbar flüssigen die leicht entzündbar ätherischen Oele, so wie der Weingeist, unter den luftartigen Körpern das Wasserstoffgas oder die brennbare Luft die stärkste, strahlenbrechende Kraft.

Dasselbe, was nach dem Augenschein der Stange wiederfährt, wenn wir sie in schiefgeneigter Richtung ins Wasser stellen, muß sich für jeden Lichtstrahl zutragen, der aus der Luft in einen dichteren durchsichtigen Körper fällt, dessen Fläche nicht gerade, sondern wie bei der Glaskugel oder Glaslinse bogig gekrümmt, flachrundlich erhaben ist. Die Lichtstrahlen fallen nach dem dünneren Randtheile einer solchen Linse hin immer schiefer auf die Oberfläche auf, und werden nach dem Gesetz, das bei dem Uebergange des Lichtes aus dem dünneren, durchsichtigen Medium in das dichtere herrscht, nach der Mitte hin (nach der Linie des Einfallslothes, welche mitten durch die Glaslinse geht) gebrochen oder gebogen. Blicken wir durch eine solche Linse hindurch, dann kommen nicht bloß die unveränderten, geradlinigen Strahlen, die ein beleuchteter Körper mitten durch die Linse fallen lässet, sondern auch jene zu unserem Auge, welche auf die krummablaufenden Flächen desselben treffen, und der Körper scheint uns in einem ausgedehnten Verhältniß vergrößert.

In dieser nur ohngefähr angedeuteten Weise wirken denn die künstlichen Augen, welche der Mensch seit der Anwendung des Glases zur Fertigung der Brillen und Vergrößerungsgläser in seine Macht bekommen hat. Nur in wenig Zügen wollen wir hier erwähnen, zu welchem Umfange sich das Erkennen der Sichtbarkeit für uns durch jene großen Erfindungen erweitert hat.

Die strahlensammlende, vergrößernde Kraft der convexen Brenngläser war längst bekannt und für nähere Gegenstände benutzt worden. Ein vergrößerter Körper erscheint unserem Auge zugleich näher gerückt; hatte man erst das Mittel gefunden die vergrößernden Glaslinsen auch zur Betrachtung weit entfernter Gegenstände so anzuwenden, daß die in sie hineinfallenden und durch sie gebrochenen Strahlen eines Bildes sich ungestört durch das stärkere, von nahen Gegenständen zurückstrahlende Licht im Auge sammlen konnten, dann war dem menschlichen Blicke wie dem menschlichen Geiste die Macht verliehen auch das räumlich Ferne wie das längst Vergangene in ein nahe Gegenwärtiges zu verwandeln. Der

Ruhm der eigentlichen Erfindung des Fernrohres zu Anfang des 17ten Jahrhunderts mag wohl dem Hans Lippersheim, einem Brillenmacher zu Middelburg, geburtig aus Wesel, nicht wie man fruher annahm dem Zacharias Janſen gebuhren. Ein Spiel der Kinder des Erſteren, welche einige von ihrem Vater gefertigte Brillengläſer in eine papierne Röhre brachten und dadurch die Wetterfahne des Thurmes ſehr vergrößert ſahen, ſoll, ſo erzählte man, zur Entdeckung geführt haben. Da die entfernteren Gegenſtände ein ſchwächeres Licht zurückſtrahlen als die näheren, wird der Eindruck, den ſie auf unſer Auge machen, durch das ſtärkere Licht aus der Nähe eben ſo uberglänzt als das Licht der Sterne von der aufgehenden Sonne. Daher pflegen wir ferne Gegenſtände, wenn wir ſie deutlicher ſehen wollen, durch die hohle Hand zu betrachten und ſchon die Alten beobachteten die Sterne lange vor Erfindung der Kunſt des Glasſchleifens durch große Rohre, damit beim Hindurchblicken durch eine ſolche dunkle Hohlung das Licht welches von andren Seiten herkommt, vom Auge abgehalten, und dieſes hierdurch zur ungeſtörten Aufnahme der Lichtſtrahlen irgend eines einzelnen Gegenſtandes geſchickter werden möge. Kann man doch aus einem tiefen Bergſchacht oder Brunnen mitten am Tage ein Geſtirn ſehen, wenn ſo eben ein recht großer, heller Stern in gerader Richtung uber der dunklen Grube oben am heitren Himmel ſteht, denn die Wände einer ſolchen tiefen Hohlung halten die Strahlen der Sonne und der von ihr beleuchteten Erdoberfläche ſo vollkommen von dem Auge ab, daß dieſem ſelbſt das Licht eines Sternes mitten in der gewöhnlichen Helle, welche der Luftkreis am Tage hat, ohngefähr eben ſo ſichtbar wird, wie am Morgen in der Dämmerung, noch ehe die aufgehende Sonne die Gipfel der höchſten Berge beleuchtet hat. Kam jetzt in das Rohr das dabei zugleich die Befeſtigung des Glaſes in der rechten Entfernung möglich machte, noch ein ſtrahlenſammlendes convex geſchliffenes Glas, ja zu dieſem noch ein zweites, in der ſogenannten Brennweite des erſteren ſtehendes, welches das von jenem empfangene vergrößerte Bild noch einmal vergrößert an das Auge weiter gab, dann war das Mittel gegeben entfernte Gegenſtände eben ſo groß zu ſehen als wären ſie zwanzig ja dreißigmal näher an unſer Auge gerukt worden. Da die convere Linſe fur ſich allein das Bild der Gegenſtände in umgekehrter Richtung in das

Auge bringt, fügte man anfangs zu dem Objectivglas, das am äußersten Ende des Rohres die Lichtstrahlen von außen aufnimmt, ein concav geschliffenes Ocularglas an jenem Ende des Rohres hinzu, in welches das Auge aus unmittelbarer Nähe hineinblickt. Dieses Ocularglas hat die entgegengesetzte Wirkung der converen Linse beim Auffaßen und Darstellen der Gegenstände, es giebt deshalb dem Bilde, das ihm aus dem Objectivglas in umgekehrter Lage zugestrahlt wird wieder seine wahre, aufrechte Stellung zurück. Statt der Hohllinse wendete man jedoch später in den Fernröhren für irdische Gegenstände mehrere, vielleicht 3 oder 4 Oculargläser an, durch deren Zusammenwirken der Gegenstand ebenfalls seine aufrechte Stellung für das Auge erhält. Zur Betrachtung der Gestirne gab man übrigens auch dem Augenglas die stark vergrößernde flachkugliche Form.

Die Anwendung der Vergrößerungsgläser zur Betrachtung fernstehender Gegenstände lag der menschlichen Erfindungskraft so nahe, daß jeder Sachverständige, der nur einmal ein Fernrohr gesehen oder von der Einrichtung desselben eine deutliche Kunde bekommen hatte, sich selber ein Fernrohr erfinden konnte. Mit Lippersheim fast zugleich trat daher auch sein Mitbürger und Kunstgenosse Jansen mit den von ihm gefertigten Fernröhren auf und es war vergeblich, daß, wie man sagt Prinz Moriz von Nassau, welcher die Wichtigkeit der Erfindung für die Geschäfte des Krieges erkannte, die Entdeckung wollte geheim gehalten haben; schon im Jahr 1608 ward ein in Holland gefertigtes Fernrohr zu Frankfurt a. M. auf der Messe zum Verkauf um ungeheuren Preis feilgeboten. Ein vornehmer Mann aus Ansbach, der Geheimerath Fuchs von Bimbach hatte dasselbe gesehen und beschrieb nach seiner Zurückkunft dem berühmten Sternkundigen, Simon Marius (Maier) zu Ansbach die Einrichtung. Gewöhnliche Brillengläser waren zu conver, die Gläser aber, welche Marius von flachrundrer Form in Nürnberg nach seiner Angabe schleifen ließ, thaten nicht die gehörige Wirkung, welche erst durch Gläser aus Venedig erreicht wurde, womit Marius jenes Fernrohr zusammensetzte, das ihm schon im November 1609 die vier Jupitermonde erkennen ließ. Aber in demselben Jahre setzte sich auch der berühmte Galilei in Padua der Beschreibung nach, die er in Venedig vernommen hatte, ein Fernrohr zusammen und brachte es später

so weit, daß einige der von ihm gefertigten Werkzeuge dieser Art eine mehr den 60 fache Vergrößerung gaben. Auch die Engländer waren schon im J. 1610 im Besitz solcher, wahrscheinlich selbst gefertigter Fernrohre, daß sie die Jupitermonde dadurch erkennen konnten, wozu freilich keine sehr starkwirkenden Werkzeuge nöthig sind. Ein Jahr darauf (1611) gab der große deutsche Mathematiker und Astronom J. Keppler in einem besondren Werk über diesen Gegenstand die erste genaue, strengwissenschaftliche Anleitung zur Zusammensetzung eines eigentlichen astronomischen Fernrohres.

Der Antrieb zum Wissen und zum Erforschen der bis dahin unbekannten Wunder der sichtbaren Welt empfing seit dieser Zeit einen überaus mächtigen Aufschwung. Was mag das für den wackren Marius eine Freude gewesen seyn, als er sahe daß, wie die Erde einen Mond bei sich hat, Jupiter von vieren derselben begleitet werde; mit welchem Staunen und Entzücken mag Galilei erfüllt worden seyn, als er durch sein Fernrohr den Saturn betrachtete, und an den Seiten seiner Scheibe zwei Körper erblickte, welche er anfangs auch für zwei große, niemals von ihrer Stelle weichende Monden hielt, in denen er aber später ein merkwürdiges Ringgewölbe erkannte, welches einzig in seiner Art diesen Planeten umgiebt und in schneller Bewegung umkreist. Zugleich erkannte dieser berühmte Mann auch durch sein Fernrohr, daß die Planeten Mercur und Venus, weil sie auf einem Theil ihrer Bahn zwischen uns und der Sonne oder seitwärts dieser Linie stehen, zuweilen eben so wie der Mond in Sichelgestalt oder halbvoll, in zunehmendem wie abnehmendem Lichte erscheinen können, indem sie uns dann, mit dem von der Sonne beleuchteten Theil ihrer Kugel auch einen von der Sonne abgekehrten, unbeleuchteten Theil, und wenn sie genau in einer Linie mit uns und der Sonne sich befinden, einmal, wie der Neumond nur die unbeleuchtete, das andre Mal, wie der Vollmond, nur die ganz beleuchtete Seite zuwenden. Erhielt man doch jetzt selbst über die Erkenntniß der eigentlichen Naturbeschaffenheit der Sonne ganz neue, unerwartete Aufschlüße, als in den Jahren 1610 und 1611 fast zu gleicher Zeit Christoph Scheiner in Ingolstadt, Johann Fabricius in Ostfriesland und Thomas Harriot in England mitten in dem reinen Lichtquell der planetarischen Welt dunkle Flecken entdeckten und beobachteten.

Diese Flecken sind, wie wir später sehen werden, Erscheinungen welche sich in der Dunsthulle des riesenhaft großen Sonnenkorpers erzeugen. Sie stehen nicht an einem Puncte der Sonnenscheibe still, sondern bewegen sich über dieselbe von West nach Ost. Ein Sonnenflecken welcher heute am westlichen Rande der leuchtenden Scheibe zum Vorschein kam, hat sich nach fast 14 Tagen bis zum ganz entgegengesetzten, östlichen Rande fortbewegt, verschwindet dann aus unsren Augen und kommt uns nach abermals fast 14 Tagen von neuem am westlichen Rande zu Gesicht, woraus schon die eben genannten, ersten Entdecker der Sonnenflecken den ganz richtigen Schluß zogen, daß die Sonne sich, eben so wie unsre Erde, von West nach Ost um ihre Are bewege; nicht aber in Zeit von 24 Stunden, sondern von fast vier Wochen. Mit welch ungleich edlerer, geistig höherer Theilnahme empfing damals das gebildete Europa die Kunde von den Eroberungen, welche der Antrieb zum Wissen am Sternenhimmel gemacht hatte, als in späterer Zeit die Zeitungsnachrichten von den Eroberungen, welche irgend ein kriegslustiger König in den Landern seiner Nachbarn erlangt hatte.

Und dennoch waren die herrlichen Entdeckungen jener Zeit nur der erste Anlauf zur Erweiterung des menschlichen Wissens über die Natur des Sternenhimmels. Mit welchem Entzücken wurde ein Duval den Bericht über das vernommen haben was unsre jetzige Astronomie über die Sterne weiß; den Bericht darüber, daß sich dort in jenen oberen, ferneren Regionen des Weltgebäudes Sonnen um Sonnen (wie unser Mond um seine Erde) bewegen; daß nicht nur das bleichschimmernde Licht unsrer Milchstraße aus den Strahlen von vielen Millionen weit entfernter Sterne bestehe, sondern daß in unermeßbarer Ferne, jenseits der Region unsrer Milchstraße noch andre millionenstarke Heere von Sternen sich finden, deren vereintes Licht, aus solchem Abstande, nur noch wie ein Lichtnebel in unser Auge fällt. Denn die Abstände selbst der nächsten Fixsterne von uns sind so groß, daß der Lichtstrahl, dessen Fortbewegung so schnell ist, daß sie in jeder Secunde gegen 41518 Meilen durchmisset, den Weg von diesen Sternen bis zu uns erst in 3 in 9 und 12 Jahren zurücklegen könnte; ja aus jenen fernsten Gebieten des Weltenraumes, deren leuchtende Welten nur noch wie ein kaum erkennbarer Schimmer in unser Auge hereindämmern, wurde

der Lichtstrahl erst nach Jahrtausenden bei uns angelangen konnen.

Und einer nicht minderen Beachtung als dieser Hinausblick in die unmeßbaren Fernen des Sternenhimmels sind jene Wahrnehmungen durch das astronomische Fernrohr werth, welche man an den nähern Weltkörpern gemacht hat. Auf unsrem Nachbarplaneten Mars läßt uns der Hindurchblick durch gute Fernröhre die weißen Schneemassen erblicken, womit sich, wenn es dort Winter ist, seine Polargegenden bedecken. Wenn bei ihm die nördliche Halbkugel, auf dem einem Theil der jährlichen Bahn, der Sonne sich zuwendet, und wenn es hierdurch Frühling und Sommer auf derselben wird, dann sieht man den großen weißen Fleck auf ihr immer kleiner werden, denn der Schnee thaut durch die Sonnenwärme hinweg. Aber zu gleicher Zeit tritt jetzt auf der südlichen Halbkugel des Planeten der Winter ein und die weiße Schneezone wird größer, breitet sich immer weiter aus, und so wieder umgekehrt wenn die südliche Halbkugel ihren Sommer, die nördliche aber ihren Winter hat, so daß man es von der Erde aus fast bemerken kann, wenn der Nachbar Mars einmal, etwa auf der nördlichen Halbkugel, wo bei uns Europa, Asien und ein Theil von Amerika liegen, einen recht lang anhaltenden oder einen milden Winter hat. Aber außer den Schneemassen bemerkt man durch gute Fernröhre auf dem Planeten Mars auch die dunkelfarbigeren Gebiete der Meere und die hellfarbigeren der Festländer, ja sogar die Wolken wollen einige Beobachter wahrgenommen haben, so daß man annehmen kann, daß es auf dem Mars fast eben so zugeht und beschaffen ist wie bei uns auf Erden.

Auf Jupiter und Saturn hat man auch durch die Fernröhre seltsame Entdeckungen gemacht, die sich freilich mit unsren irdischen Naturverhältnissen nicht so gut zusammen reimen lassen, wie das was man auf dem Mars sieht. Denn um die Oberfläche dieser großen Planeten ziehen sich Gurtel von Wolken herum, welche nicht wie unsre Wolken, heute kommen, morgen verschwinden, sondern, wie dies freilich für uns ein unheimlicher Gedanke ist, länger als hundert Jahre, mit weniger Veränderung über denselben Gegenden der Planetenfläche stehen bleiben, so daß, wenn dort Leute wohnten von unsrer Art, mancher hochbetagte Greis, wenn er immer in derselben Gegend blieb, in seinem ganzen langen Leben

nur selten einmal die Sonne würde gesehen haben. Desto weniger mögen sich die Bewohner der Venus und des Mercur über vielen Regen zu beklagen haben, denn dort scheint es fast beständig heitren Himmel zu geben.

Eben so, wie man seit der Anwendung der Fernröhre, aus der Bewegung der Sonnenflecken über die Sonnenscheibe hin die Entdeckung gemacht hat, daß die schöne Königin des Tages auch nicht unbeweglich fest und stille stehe, sondern sich in fast 4 Wochen um ihre Are bewege, so hat man, mit Hulfe des Fernrohres, fast an allen Weltkorpern unsres Sonnensystemes eine ähnliche Entdeckung gemacht. Mercur, Venus und Mars bewegen sich auch fast in derselben Zeit einmal um ihre Are als die Erde; von einem Mittag bis zum andren, haben die Leute dort, wenn welche da wohnen, auch nicht viel länger oder viel kurzer als 24 Stunden zu warten. Dagegen dauert auf Jupiter die Zeit von einem Mittag zum andren nur 9 Stunden 56 Minuten, auf Saturn nur 10 Stunden 16 Minuten. Als ob dieser schnelle Wechsel der Tageszeiten ein Ersatz seyn sollte fur den langsamen Wechsel der Jahreszeiten; denn auf dem Jupiter dauert die Zeit des Winters fast 6 Erdenjahre, auf Saturn gar fast 15 Erdenjahre, während das lustige Volklein auf dem Mercur von Winters Anfang bis Fruhlingsanfang nur 3 Wochen (22 Tage) zu warten hat, freilich aber auch eben so geschwind den Frubling in den Sommer, den Sommer in den Herbst muß hinuber geben sehen.

Der allernächste Nachbar an uns, der Mond, hat zwar ein eben so langes Jahr als die Erde, denn mit dieser zugleich legt er den Weg um die Sonne zuruck, dabei aber einen 28 mal langeren Tag als wir, so daß dort 14 Erdentage lang die Sonne immer am Himmel steht, dann aber auch, eben so lang, auf ihm ein nachtliches Dunkel herrscht. Ueber die Naturbeschaffenheit dieser nächsten Nachbarwelt, dahin ein guter Fußgänger, wenn es einen Weg zum Monde gabe und wenn er jeden Tag 10 Stunden weit gienge schon nach 28 Jahren (zu der Sonne erst nach 11000 Jahren) kommen konnte, durfte man allerdings durch die Fernröhre die meisten Aufschluße erwarten. Doch muß man diese Erwartung auch nicht gar zu hoch spannen. Der Mond ist 51800 Meilen weit von uns entfernt, wenn uns nun eines unsrer besten jetzigen Fernröhre eine 1000 fache Vergrößerung gewahrt,

so wird dadurch nur so viel gewonnen, daß wir die Mondfläche gleich wie aus einer Entfernung von 50 Meilen überblicken. Von dort aus könnte freilich kein Luftschiffer den Bewohnern der Erdoberfläche in ihre Fenster schauen, wohl aber könnte man, bei vollkommen heitrer Luft, die Meere, die Seen, und Gebirgszüge unterscheiden. Und darum weiß man, wie wir dies später besprechen wollen, von dem Mond gar viele merkwürdige Dinge.

Durch die neuen Augen, welche sich der Mensch mit seiner großen Kunst aus dem Zusammenschmelzen des Kalis und der Kieselerde geschaffen, hat sich, wie wir so eben sahen, sein Gesichtskreis nach der Ferne hin um das Tausendfältige erweitert und ganz in demselben Maaße hat sich seine Sehekraft auch für das Nahe verstärkt. Wie der Glasschleifer Brillen für solche Augen der alten Leute zu bereiten weiß, welche in der Ferne noch gut, in der Nähe aber schlecht sehen und zugleich auch andre Brillen, welche für Augen gemacht sind, die in der Nähe gut und scharf, in der Ferne aber schlecht sehen, so hat seine Kunst auch die Telescope oder Fernrohre zu Mikroscopen umgeschaffen, welche für die unmittelbar nahe liegende Körperwelt eine solche eindringende Schärfe haben, daß man Gegenstände durch dieselben deutlich erkennt, welche mehrere tausend Male feiner als ein Haar, viele hundert Male kleiner als ein Sonnenstäubchen sind.

Wenn man an Menschen, welche sehr kurzsichtig sind den Bau und Umriß des Auges genau betrachtet und denselben mit dem Bau und Umriß weitsichtiger Menschenaugen vergleicht, dann wird man bald bemerken, daß die kurzsichtigen Augen nach vorn mehr gewölbt, von mehr erhabener kugliger Form, die fernsichtigen aber viel flachkuglicher gebildet sind. Wenn beiderlei Arten der Augen, die hoch und rundgewölbten wie die flachgewölbten übrigens von gesunder, kräftiger Beschaffenheit sind, dann taugen die ersteren besser zum scharfen Sehen in der Nähe, die letzteren aber mehr zum scharfen Blick in die Ferne. Da das Menschenauge bei zunehmendem Alter, wo überall die anschwellende Fülle der Säfte sich verringert, einen Theil seiner Wölbung einbüßt (flacher wird) kommt es häufig vor, daß Leute, welche in der Jugend sehr kurzsichtig waren, bei zunehmendem Alter fernsichtiger werden, ohne daß dabei ihr gutes Gesicht für

nahe

nahe Gegenstände allzusehr leidet. Dagegen müssen sehr weitsichtige Augen im Alter sich der Brillen bedienen, wenn sie einen nahen Gegenstand genau betrachten wollen und zwar einer solchen Brille deren Gläser convex geschliffen sind, während die Brillengläser, mit denen der Kurzsichtige die entfernteren Dinge sehen will, etwas concav müssen geschliffen seyn.

Die Erfinder der Fernrohre haben in der Gestaltung ihrer Gläser die Form der weitsichtigen, die Erfinder der Mikroscope die Form der kurzsichtigen Menschenaugen nachgeahmt. Jene Mikroscope, welche gleich nach dem Bekanntwerden des Fernrohres von Zacharias Jansen und seinem Sohne gefertigt wurden, leisteten deshalb zur Vergrößerung sehr kleiner, naher Gegenstände bei weitem nicht so viel als die später (etwa um 1660) von Hook zusammengesetzten, weil dieser fast kuglich gebildete Glaslinsen dazu anwendete, während man sich früher nur der flachkuglichen Convexlinsen bedient hatte.

So hatte man nun auch künstliche Augen, an denen die Vorzüge, welche das gesunde kurzsichtige Auge durch seinen Scharfblick für ganz nahe Gegenstände hat, um das Tausendfaltige gesteigert waren, so wie durch das Fernrohr der Scharfblick des fernsichtigen Auges. Seitdem hat sich dem Antriebe zum Erkennen und Wissen eine Tiefe der Schöpfungen Gottes nach dem vorhin unbekannten Kleinen und Kleinsten hin aufgethan, welche eben so unermeßbar und voller Wunder ist als die Welt der großen Dinge, deren Erkenntniß uns das Fernrohr aufschließt. In jedem Wassertropfen, in jedem von Auflösung ergriffenen Stoffe der thierischen oder vegetabilischen Körper zeigt sich uns durch das Mikroscop eine Thierwelt, die an Verschiedenheit der Formen und Arten wohl eben so mannichfaltig seyn mag als die Welt der großen Land- und Wasserthiere, die wir mit bloßen Augen sehen. Allenthalben, wo nur eine nährende Flüssigkeit da ist, regt sich Wachsthum, bewegt sich ein Leben, selbst auf dem Schnee wohnen hin und wieder Millionen der mikroscopischen Thiere; ein Raum, so groß als eine Quadratlinie kann viele Tausende derselben umfassen; ein Abstand, so groß als die Breite eines Haares, ist für manche dieser Kleinsten so viel als für uns der Weg einer Viertelstunde; durch die feinsten, zartesten Gefäßchen unsres Leibes, welche für das feinste Haar zu eng wären, könnten diese Thierlein eben so

ohne Anstoß hindurch gehen, als wir durch die Thore und Straßen unsrer Städte.

Aber nicht nur in den größern Räumen der Außenwelt, auch in der Innenwelt unsres eignen Leibes so wie der Leiber der Thiere und Pflanzen hat man durch das Mikroscop Dinge entdeckt, von denen die Gelehrten der früheren Zeiten keine Ahnung hatten. So die Gestalt und Beschaffenheit der kleinen, linsenförmigen Körnchen des Blutes, die feinen Röhrchen der Nerven, erfüllt von einer Flüssigkeit, in welcher die Kräfte des Lebens all ihre Wunder wirken. Man erkennt durch das Mikroscop die Bewegung der nährenden Säfte im durchsichtigen Flügel einer Mücke, den Bau der Eingeweide im Leibe einer Käsemilbe, den Verlauf der Nervenfäden und die Zusammenfügung der Muskeln im Fuße einer Spinne, die allmälige Bildung des Jungen im Ei eines Flohkrebses.

Dieses Alles ist aus der Erfindung des Glases und ihrer immer weitren Benutzung hervorgegangen, unser Glas aber könnten wir aus der Kieselerde nicht darstellen, hätten wir nicht die Kalien; hätten wir nicht Potasche und Soda, oder das aus dieser in gereinigtem Zustand hervorgehende Natron. So hängt selbst der Entwicklungsgang unsres Wissens und Forschens an Fäden, deren letztes Ende sich an ein Ereigniß knüpft, welches vielleicht bei einem Hirtenfeuer sich zugetragen hat, an dessen Gluth ein Klumpen Natron aus einem ägyptischen Natronsee, mit dem Sand der Wüste zu einer durchsichtigen Masse zusammenschmolz.

21. Die Grundstoffe der Säuren.

Zum Theil sind die Elemente, welche wir hier betrachten wollen, unter dem Namen der brennbaren Körper zusammengefaßt worden. Das Selen, welches man hieher rechnet, hat noch mehrere Eigenschaften mit den eigentlichen Metallen gemein, namentlich den metallischen Glanz und die Schwere, welche viermal die des Wassers übertrifft. Durch andre Eigenthumlichkeiten nähert sich dasselbe, mehr noch als der Arsenik dem Schwefel. Als Stellvertreter von diesem findet sich dasselbe in den Tellurerzen mit dem Tellurmetall und mit dem Eisen in einigen Schwefelkiesen verbunden, so wie auch hin und wieder in Gesellschaft des vulkanischen

Schwefels. Wie alle Mittelwesen in der Natur, die weder recht das Eine noch das Andre sind, spielt das Selen in unsrer irdischen Sichtbarkeit eine sehr zweideutige Rolle; seine Verbindung mit dem Wasserstoffgas scheint zu den stärksten Giften zu gehören und wir dürfen es keineswegs bedauern, daß das Selen so selten in der Natur vorkommt.

Ungleich entschiedner als der eben erwähnte Grundstoff hat der Schwefel die Natur der brennbaren Körper an sich genommen, auch behauptet dieser, schon durch die Menge in welcher er vorkommt, einen ungleich höheren Rang unter den bildenden und gestaltenden Mächten der Erdveste. Er findet sich in reinem Zustand und in ganzen Massen vor allem in Italien und Sizilien, so wie in Spanien und Polen. Bei Scanfano in Toscana betrug die Masse des ausgegrabenen Schwefels in 8 Monaten 4 Millionen Pfund; Sizilien führte noch vor Kurzem alljährlich zwischen 20,000 und 30,000 Centner aus; an den Kratern der Vulkane, namentlich in Südamerika und Java setzt er sich in reinem Zustand an; auch aus dem Schwefeleisen (Schwefelkies) gewinnt man ihn häufig. Der Schwefel vertritt bei seinen Verbindungen mit den Metallen die Stelle des Sauerstoffgases und wo von diesem irgend eine Gewichtsmenge hinreicht um das Oxyd zu erzeugen, wird das doppelte Gewicht des Schwefels erfordert um aus demselben Metall das Schwefelerz hervorzubringen. Bei der Verbindung des Schwefels mit den Metallen wird in vielen Fällen eben so ein Aufflammen von Licht wahrgenommen, wie bei dem Verbrennen der Körper mit Sauerstoffgas.

Der Schwefel gehet aber auch seinerseits sehr leicht eine Verbindung mit dem Sauerstoffgas ein. Er entzündet sich bei der Berührung mit der Lichtflamme und wird nun zur schwefligen Säure, deren erstickend widriger Geruch uns Allen bekannt ist. Wenn sich das Sauerstoffgas in noch größerer Menge mit dem Schwefel verbindet, dann entsteht daraus die Schwefelsäure des höheren Grades, welche in ihrem, von Wasser gereinigten Zustand Vitriolöl genannt wird. In großer Menge hat sich die Schwefelsäure bei der Gestaltung der Erdveste gebildet und mit der Kalkerde sich zu Gyps verbunden; hin und wieder trifft man dieselbe, aufgelöst in Wasser, in der Nähe der vulkanischen Krater an. Der Schwefel wird öfters unter den Bestandtheilen der Gewächse, sehr

beſtändig ſelbſt in dem Körper der Menſchen gefunden, wo er in den innerſten wie in den äuſſerſten Theilen — im Gehirne wie ſelbſt in den Haaren — ſeine Beimiſchung verräth.

Weſentlicher jedoch als der Schwefel gehört der Phosphor unter die Grundſtoffe des Korpers der Menſchen, ſo wie der vollkommneren Thiere; er iſt in der Maſſe des Gehirns und der Nerven wie in der Form der Säure mit Kalkerde verbunden, im Knochen vorhanden und kann ſelbſt noch aus den flüſſigen Ausſcheidungen des Urins gewonnen werden. Kunkel, ein Scheidekünſtler welcher der Kunſt des Goldmachens nachgieng, hat jenen merkwürdigen, leicht entzündlichen Körper entdeckt, welcher ſelbſt ohne wirklich aufzuflammen, den mit ihm beſtrichenen Körpern die Eigenſchaft im Dunklen zu leuchten mittheilt. Der Menſch hatte ihn, ſo lange ſein Geſchlecht beſtund in dem Innerſten ſeines Leibes gehegt und mit ſich herumgetragen, von der Geburt an bis zum Grabe, ohne ſich jemals dieſes Beſitzes bewußt zu werden. So Vieles iſt in uns, geht mit uns, von dem wir Nichts wiſſen; ſo wenig kennen wir uns ſelber!

In der äuſſeren Natur wird der leicht entzündliche Phosphor nicht in reinem Zuſtand, ſondern nur in ſeiner Verbindung mit dem Sauerſtoffgas — als Phosphorſaure, und auch als ſolche nicht rein, ſondern mit Metallen, wie z. B. dem Blei, dem Eiſen, und mit der Kalkerde vereint gefunden. Obgleich er ſelbſt unter den Beſtandtheilen unſres Korpers vorkommt, kann er dennoch auf dieſen als ſtarkes Gift wirken. Eine ſehr kleine Quantität des reinen Phosphors in den Magen gebracht, wirkt todtlich.

Der Phosphorſäure in mancher ihrer Eigenſchaften ähnlich iſt die Flußſäure, die mit der Kalkerde vereint den meiſt buntfarbigen Flußſpath, mit der Thonerde und Kieſelerde den Topas bildet. Die Natur ihrer Grundlage iſt noch wenig bekannt, eine ihrer augenfälligſten Eigenſchaften iſt die, daß ſie die Kieſelerde ſehr ſtark angreift und auflöſt, ſo daß man namentlich mit ihr in Glas ätzen kann. Auch auf die meiſten Metalle wirkt die Flußſäure als Auflöſungsmittel, ſo, daß man dieſelbe, um ſie rein zu erhalten, in Flaſchen von Platina oder Gold aufbewahren muß. Flußſaure, von einem höheren Grade der Reinheit und Stärke, gehört zu jenen Körpern, welche denen die ſie entdecken und auffinden

große Schmerzen und Gefahren bringen können. Wenn man nur die Spitze einer Nadel in sie eintaucht und dann einen Finger damit berührt, wird eine schlaflose Nacht und ein leichter Fieberanfall davon die Folge seyn. Wenn die Haut der Finger auch nur auf Augenblicke den Dämpfen der Flußsäure (Fluor-Wasserstoffsäure) ausgesetzt war, bilden sich, nach heftigem Schmerz, eiternde Stellen und bösartige Schäden, welche nur schwer und langsam wieder heilen. Dabei nehmen selbst die umliegenden Theile der Hand die weiße Farbe des Todes an.

Der Scheidekünstler wird bei dieser, wie bei vielen andren Gelegenheiten daran erinnert, daß er durch seine Kunst die verhüllende Decke hinwegbebt, unter welcher die Endpunkte des irdisch körperlichen Entstehens und Vergehens verborgen liegen: die urkräftigen Anfänge eines besondren leiblichen Werdens, das sich nicht entfalten kann ohne das schon Gewordene, welches in seine Nähe kommt, so weit seine Macht an demselben reicht, zu zerstören. Findet sich doch selbst im Wasser (nach Cap. 23) ein Element, welches durch seinen polarischen Gegensatz in so wohlthätiger Gebundenheit gehalten ist, daß es in diesem Verein zum Nahrungs- und Labemittel aller Lebendigen der Erde wird. Dieses Element, als Wasserstoffgas bekannt, giebt zum großen Theil den Früchten die Lieblichkeit ihres Geschmackes, dem Wein seine erquickende Stärke; es ist in den meisten Speisen, welche wir genießen ein unentbehrlicher Bestandtheil. Dennoch kann das Wasserstoffgas, wenn es aus seinen Banden entlassen als reines Urelement hervortritt, zu einer furchtbaren Macht werden, indem es, mit atmosphärischer Luft vermischt, an jedem Funken sich entzündet und gleich dem entzündeten Schießpulver Alles um sich her in Flammen setzt und zerschmettert. Selbst in seiner ungewöhnlicheren Verbindung mit Kohle, Phosphor und Schwefel bildet es Luftarten, die beim Einathmen schnell tödten können und auch in unvermischtem Zustand, statt der gewöhnlichen Luft eingeathmet, nimmt es dem Leben die Macht seines Fortbestehens. Es ist eine höhere Ordnung des Seyns und Bestehens, nach welcher alle einzelnen Dinge der Sichtbarkeit zu dem heilsamen Zweck der Erhaltung und beständigen Wiedererneuerung des Ganzen vereint sind. Der Mensch kann durch seine Kunst jene höhere Ordnung verändern und die Elemente von dem

Geſetz, dem ſie unterworfen waren, entbinden, aber dieſe Freigelaſſenen ſind nicht mehr, wie bei ihrer Gebundenheit im Dienſte des Lebens, ſondern jener auflöſenden Gewalt, welche öfters ihren anſteckenden Einfluß auch über die Elemente eines lebenden Körpers verbreitet, der in ihren Bereich kommt, indem ſie auch dieſe aus der Unterwerfung unter die Geſetze des Lebens und ſeines Bildungstriebes losreißt.

Von der Entbindung des Chlors aus jenem Verein mit dem Natronmetall, welcher als Kochſalz ein faſt unentbehrlicher Beſtandtheil des menſchlichen Haushaltes iſt, ſprachen wir im Allgemeinen ſchon oben (S. 153). Wenn man in einer Retorte ein Gemiſch aus Kochſalz, Graubraunſteinerz und aus einer mit Waſſer verdünnten Schwefelſäure der Erhitzung ausſetzt, dann wird das Natronmetall mit dem Sauerſtoffgas des Manganerzes vereint zum Oxyd (zum Mineralalkali), welches alsbald von der Schwefelſäure in Beſitz genommen wird, während das Chlor, aus ſeinem bisherigen Beſitz des Metalles durch die ſtärkere Säure verdrängt, als ein dunkelgelber (faſt zeiſiggrüner) Dampf hervortritt. Obgleich ein brennendes Wachslicht das man in dieſe Dampf- oder Gasart bringt, nicht verlöſcht, ſondern mit rauchender Flamme darinnen fortbrennt, wirkt dieſelbe dennoch auf das Leben der Thiere und Menſchen, welche ſie einathmen, vernichtend; dieſe ſterben augenblicklich davon und ſelbſt dann wenn etwas Chlorgas unter die athembare, atmoſphäriſche Luft gebracht wird, macht das Einathmen eines ſolchen Gemiſches heftige Reizung der Luftröhre und drückende Schmerzen in der Bruſt. Viele brennbare Körper, ſogar die meiſten Metalle, entzünden ſich, wenn ſie in gepulvertem Zuſtand dem Chlorgas ausgeſetzt werden, von ſelbſt in dieſem, und verbinden ſich während des Fortglühens mit ihm zu ſalzartigen Chlormetallen. Während uns bereits manche der eben erwähnten Eigenſchaften an jene des Sauerſtoffgaſes erinnern, hat das Chlorgas auch darinnen Aehnlichkeit mit der Lebensluft, daß es mit Waſſerſtoffgas gemengt eine Knallluft bildet, welche ſchon durch die Strahlen der Sonne mit zerſchmetternder Gewalt ſich entzündet. Unter Einwirkung einer ſchwächeren Tageshelle vereint es ſich allmälig mit dem Waſſerſtoff zu dem farbloſen Chlorwaſſerſtoffgas, das mit außerordentlicher Heftigkeit von dem gewöhnlichen Waſſer eingeſogen wird und mit dieſem eine der ſtärkſten Säuren:

die Salzsäure bildet. Man gewinnt diese auch mittelst der Zersetzung des Kochsalzes durch Schwefelsäure unter allerhand dabei nöthigen Vorsichtigkeitsmaaßregeln. Unser eigner, lebender Körper bedarf solcher Vorrichtungen nicht; er entbindet in seinem verborgnen Laboratorium das Chlor aus dem Kochsalz und wendet dasselbe als einen gewöhnlichen Bestandtheil des Magensaftes, in einem freilich vielfach gebundenen Zustand, zur Zersetzung der genoßenen Speisen an.

Von unvergleichbar viel geringerer Bedeutsamkeit in der irdischen Natur als das Chlor sind zwei andre nicht minder zu den Grundstoffen gezählte Körper, welche ebenfalls das Meer zu ihrer vorzüglichen Wohnstätte haben: das Brom und das Jod. Das Brom findet sich, obwohl immer nur in ganz geringer Menge, mit dem Kochsalz verbunden im Seewasser und wird wie das Jod auch aus der Asche einiger Seepflanzen gewonnen. Bei gewöhnlicher Temperatur der Luft bildet dasselbe eine Flußigkeit, deren leicht sich entwickelnde, übelriechende Dampfe eben so wie das Chlor zur Zerstörung thierischer Ansteckungsstoffe und schädlicher Dunste, die in der Luft enthalten sind, dienlich seyn sollen. Das Jod wird in verschiedenen Seethieren und Seepflanzen, so wie in einigen Mineralquellen gefunden, zeigt sich beim Erhitzen als veilchenblauer Dampf, beim Erkalten in kleinen stahlgrauen, metallisch glänzenden Krystallen, welche beim Anfeuchten verdunsten und dabei einen Geruch von sich geben, der jenem des Chlores ähnlich ist. In großen Gaben wirkt das Jod als Gift, während es in kleinen ohne allen Nachtheil als Arzneimittel, z. B. gegen Kropfe angewendet wird. Auch der brennbare Grundstoff der Borarsaure, von den Chemikern Bor genannt, hat in der irdischen Körperwelt eine sehr geringe Verbreitung und Wichtigkeit.

Ein ganz andrer Fall ist dieses mit dem Grundstoff jener Erde, welche einen der Hauptbestandtheile unsrer Gebirge, und zwar den vorherrschendsten bildet: mit dem Grundstoff der Kieselerde. Dieser erscheint als ein dunkelbraunes Pulver, das sich nicht schmelzen läßet, an der Luft aber leicht entzundlich ist und mit lebhafter Flamme verbrennt. Das so entstandene Oxyd, obgleich es auf unsrer Zunge keinen sauren Geschmack erregt, hat alle übrigen Eigenschaften einer Saure und wurde deshalb richtiger Kieselsaure als Kieselerde benannt werden. In ihrer polarischen Stellung als Saure

verbindet sich die Kieselerde mit den verschiedensten Erden und Alkalien, und ein großer Theil der Steinarten unsrer Erdrinde gehört zu diesen Verbindungen. Der Mensch hat, wie bereits erwähnt, seit alter Zeit dieses Verhältniß der Kieselerde zu andren Stoffen für seinen Haushalt benutzt, indem er aus der Zusammenschmelzung des Kiesels mit Alkalien das Glas, aus der Vermengung desselben mit der Kalkerde den Mörtel, aus der Verbindung kieslicher Theile mit thonigen und kalkigen allerhand feuerfeste oder steinartig dichte Geschirre für Küche und Keller bereitet. Auch unter den Elementen des Menschenleibes kommt die Kieselerde, wiewohl in sehr geringer Menge, namentlich im Haare vor, während sie ungleich allgemeiner und häufiger in verschiedenen Pflanzenarten gefunden wird.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir es nicht unterlassen an gewisse Beobachtungen zu erinnern denen man freilich oft, durch mancherlei Ausdeutungen ihren eigentlichen Werth zu benehmen, oder welche man ganz hinwegzuläugnen versucht hat, die aber dennoch immer von neuem sich in der Erfahrung bewährt haben und allerdings in der Lehre von den Grundstoffen einer Erwähnung werth sind. Hat doch selbst ein so großer Chemiker wie Berzelius keinen Anstand genommen jene Thatsachen in einem eignen Kapitel seines Lehrbuches, das zur Ueberschrift die Frage hat: »sind die Metalle einfach?« zu beachten.

Mehrere namhafte Naturforscher, wie Schrader, Braconnet, Greif haben Samen, z. B. von Kresse in verschiedenen Substanzen, deren Zusammensetzung wir als genau bekannt zu betrachten pflegen, ausgesäet, so namentlich in zerstoßenen Schwefelblumen oder Kiesel, in gepulvertem Bleioxyd, Bleischrot u. s. w. Die keimenden Samen wurden mit destillirtem Wasser begossen; die Pflanzen wuchsen, man schnitt sie von Zeit zu Zeit ab, trocknete und verbrannte sie. Die Asche, welche von diesem Verbrennen zurückblieb, wog mehrere Drachmen, während das Gewicht des Samens, aus dem man die Pflanzen gezogen hatte, nur eine Drachme betrug. Bei der näheren chemischen Untersuchung jener Asche entdeckte man in ihr die nämlichen alkalischen, erdigen und salzigen Bestandtheile, welche in der Asche derselben Pflanzenart gefunden wird, wenn diese auf freiem Felde erwachsen ist, z. B. (auch bei denen die in Schwefelblumen oder Blei erwach-

ſen waren) Kieſelerde, Thonerde, phosphorſaure und kohlenſaure Kalkerde, kohlenſaure Talkerde, ſchwefelſaures und kohlenſaures Kali, Eiſenoxyd. Dieſe Stoffe konnten weder aus den Subſtanzen, die der Pflanze zum Boden dienten, noch aus dem Waſſer gezogen werden, und die ohnehin gewagtere Vermuthung, daß ſie in der Luft enthalten ſeyen, wurde in neurer Zeit namentlich von Dr. Vogel dadurch großentheils beſeitigt, daß er den zum Verſuch angewendeten Pflanzen den Luftwechſel durch Glasglocken möglichſt verwehrte. Es ſchien uns deshalb kaum eine andre Erklärungsweiſe für das Vorkommen jener Stoffe unter den Beſtandtheilen des Gewächſes übrig zu bleiben als die, daß dieſelben durch den Vegetationsprozeß ſelbſt aus den gegebenen, nach unſrem Begriff allerdings ganz andersartigen Elementen, durch einen Vorgang der Umwandlung erzeugt ſeyen. Möchte es doch, eben ſo wie bei ſolchen in Schwefelblumen oder Bleipulver aufkeimenden Pflanzen das Vorkommen der Kieſel- und Thonerde, ſchwer erklärlich ſeyn, woher dem Leibe eines Kuchleins im Ei die Kalkerde zur Bildung ſeiner Knochen gekommen ſey, die ſich weder aus einem Verluſt der Eierſchaale, noch aus dem Kalkgehalt der flüſſigen Beſtandtheile des unbebrüteten Eies in genügender Weiſe aufzeigen läßet.

Doch ſolche Verwandlungen, welche die Lebenskraft bewirkt, werden uns in näher eingehender Weiſe bei der Betrachtung der Zuſammenſetzung organiſcher Körper beſchäftigen, von deren Grundſtoffen wir in einem der nächſten Capitel handeln wollen, wenn wir vorher noch im Vorübergehen Einiges von der Anwendung der Säuren werden geſprochen haben.

22. Die Schwefelſäure und die Salzſäure.

In einer kleinen Burgerſchule fragte der Schulinſpector die Knaben wozu die Luft diene? welchen Nutzen dieſelbe in der irdiſchen Natur habe. Der eine der gefragten Knaben war am ſchnellſten mit der Antwort bei der Hand, er ſagte: ſie dient zum Abkühlen. Ein zweiter ſagte: zum Anblaſen des Feuers und als dem fragenden Herren auch dieſe Antwort noch nicht genügte, ſagte ein dritter, die Luft treibt die Flügel der Windmühlen um, in denen das Korn gemahlen wird zum Brodbacken; ein vierter holte ſeine Antwort aus

noch weiter Ferne her, er sprach: die Luft führt die Schiffe über das Meer. An das was am nächsten lag und zugleich das Bedeutendste war, das man von dem Nutzen der Luft sagen konnte, dachte keiner der jungen Leute, daran nämlich daß ohne die Luft die ganze Natur um uns her stumm, kalt und todt seyn würde. Denn nur durch die Luft wird dir der Ton der Glocke vernehmbar, oben in den höchsten Höhen dahin der Mensch kam, wo die Luft schon ungemein dünn ist, hört man die Menschenstimme bereits in der Entfernung von wenig Schritten nicht mehr; das Abfeuern eines Pistoles giebt nur einen schwachen Hall und in dem vollkommen luftleeren Raume kann sich der Ton einer Schlaguhrglocke nicht mehr horbar machen. Aber diese Entbehrung für das Ohr, wann es keine Luft um die Erde her gäbe, wäre noch immer das minder schwere Uebel. Das Auge hätte dabei nicht minder, auf mehr denn eine Weise zu leiden. Denn wäre kein Luftkreis um die Erde her, dann gäbe es auch am Morgen wie am Abend keine Dämmerung, die uns nur daher kommt, daß die von der Sonne bestrahlte Luft den Widerschein des empfangenen Lichtes herab auf die Erde fallen lässet; am Morgen, beim Aufgang der Sonne, würde die Tageshelle, ohne sich vorher anzumelden, plötzlich in die dunkle Nacht hereinbrechen und am Abend, wenn das letzte Stückchen des Sonnenrandes unter den Horizont sanke, würde das Licht des Tages ohne Abschied zu nehmen, ohne uns noch einmal beim Scheiden aus den vergoldeten Wolken und aus dem Abendroth einen freundlichen Blick zuzuwenden, in einem Nu von uns scheiden und auch die Finsterniß der Nacht träte so unangemeldet zu uns herein, daß der Wanderer auf gefährlichem Gebirgsweg, ohne den Fuß weiter zu setzen, da Halt machen mußte, wo die Sonne seinem Auge unterging. Und auch dieses wäre noch immer nicht die schrecklichste der Folgen, welche das Hinwegnehmen der Luft für uns Erdenbewohner haben würde. Die Luft, und zwar vor allen jener in ihr enthaltene Grundstoff, den wir schon öfter genannt haben und gleich nachher näher betrachten wollen: das Sauerstoffgas hat für Alles was da lebet und webet auf Erden noch einen viel wesentlicheren Einfluß und Nutzen: ohne die Luft könnte namentlich kein Feuer noch Lämpchen brennen, kein Bier, noch Wein, noch Essig werden. Und zwar nicht in dem Sinne, in welchem jener Junge es meinte,

als er ſagte: die Luft diene dazu das Feuer anzublaſen, ſondern weil das Sauerſtoffgas der Luft zum Entſtehen der leuchtenden und warmenden Flamme eben ſo nothwendig iſt, als das Aufgehen der Sonne, dazu, daß es auf Erden Tag werde. Drange keine Sonne mit ihrer ſtrahlenden Macht in unſre irdiſche Welt herab, dann hätten wir keinen Tag; drange nicht das Sauerſtoffgas mit ſeiner anzundenden Kraft in die Maſſe des brennbaren (entzündlichen) Korpers hinein um mit dieſer ſich zu vereinen, dann gäbe es kein Licht in unſrem Zimmer, kein Feuer auf unſren Herden; aus Hopfen und Malz konnte kein Bier, aus dem Safte der Trauben kein Wein, aus den Abgangen der mancherlei Naturerzeugniſſe kein Eſſig werden. Und auch hiermit wäre noch nicht Alles geſagt, was ſich uber den Nutzen der Luft fur die irdiſche Natur ſagen ließe. Nähme man uns die Luft, vor Allem das Sauerſtoffgas, das in ihr iſt, von dem Munde hinweg, ſo wäre es bei dir und mir in etlichen Minuten mit dem Leben aus; kein Froſch und kein Fiſch, kein Dachs unten in ſeiner Hohle und kein Vogel oben in den hohen Luften kann leben ohne Luft zu ſchopfen. Und nicht nur ohne den Sauerſtoff, auch ohne den Stickſtoff der Atmoſphäre, wenn er auf einmal hinwegkäme, würden wir und andre lebendige Weſen nicht beſtehen können. Denn im Fleiſche der Thiere das wir genießen, wie in dem Brode das uns nahrt und in der Milch die das Kind trinkt, in den meiſten Labetränken, damit wir Alle uns erquicken, iſt der Stickſtoff ein gar weſentlich bildendes Element.

So dient die Luft auſſer zur Abkuhlung, auſſer zum Feueranblaſen, auſſer zum Bewegen der Windmuhlen und Forttreiben der Schiffe gar noch zu vielfach andrem Nutzen, wie wir dies bald ausfuhrlicher betrachten wollen.

Aber nicht bloß dann, wenn man manche Leute nach dem Nutzen der Luft fragte, wurde man ſolche ungenugende Antworten erhalten, ſondern noch mehr wurde das geſchehen, wenn man um den Nutzen gewiſſer andrer Grundſtoffe und Korper ſich erkundigen wollte. Hatte man vor mehreren Menſchenaltern auch einen gelehrten Mann, nicht bloß den Zögling einer Burgerſchule gefragt: welchen Nutzen mag wohl die Soda (das Natron) in der irdiſchen Natur haben? — er wurde kaum einen andren bedeutenden haben angeben konnen als jenen, den, wie wir oben ſahen, die Seifen- und Glas-

fabricanten daraus ziehen. Seitdem aber die Scheidekunst es nachgewiesen hatte, daß das Natron einer der Hauptbestandtheile des Kochsalzes sey, welches in der ganzen irdischen Natur, nicht nur im Haushalt des Menschen eines der bedeutungsvollesten Elemente ist, konnte man freilich auf jene Frage noch eine ganz andre, vielumfassendere Antwort geben.

Bei der Betrachtung der wichtigsten Eigenschaften einiger der im vorigen Capitel erwähnten Säuren wollen wir uns an einen Mann erinnern, der von seinen seltnen Gaben eine zum Theil seltsame und dennoch glückliche Anwendung gemacht hat. Dieses war der deutsche Arzt, Johann Rudolph Glauber, der im Jahr 1604 zu Karlstatt geboren, gar vieler Herren Brod gegessen hat, indem er zuerst nach den Niederlanden zog, dann aber seinen Pilgerstab noch sehr oft weiter setzte, bald in Salzburg, bald in Frankfurt a. Main, in Kitzingen und in Koln, so wie noch an manchem andren Orte sich aufhielt und zuletzt im Jahr 1668 die Ruhestatte für seine viel gewanderten Gebeine in Amsterdam fand. Glauber hat bei seinen alchymistischen Versuchen, welche auf nichts Geringeres als auf die Entdeckung der Goldmacherkunst und eines Lebenselixires hinausgiengen, eine so vertraute Bekanntschaft mit mehreren der kräftigsten Säuren geschlossen, daß er durch ihre Hulfe der Wissenschaft mehr denn eine vorhin verborgene Tiefe aufschloß. Wir wollen es dem seltsamen Manne gern zu gute halten, daß er sich, wie viele andere seiner Zeit- und Kunstgenossen etwas hinreissen ließ von der Lusternheit nach den Früchten vom Baume des Lebens: nach dem Universalmittel das gegen alle Krankheiten, ja wider den Tod selber helfen sollte; nach dem Steine der Weisen, »durch den sich Gold aus andren Metallen und Grundstoffen schaffen lässet.» Denn obgleich der Baum des Lebens vor seinen wie vor andrer Menschen Händen wohl verwahrt blieb, hatte er doch auf dem Irrweg, den er danach einschlug, im Schweiß seines Angesichtes Manches Brauchbare gefunden. Seine Verdienste um die Scheidekunst erstrecken sich bis herunter auf die Verbesserung der chemischen Oefen, sein gewandter Geist entdeckte mancherlei Mittel und Wege, durch welche dem Scheidekünstler seine Arbeiten erleichtert und austräglicher gemacht werden konnten. Die concentrirte Schwefelsäure oder das Vitriolol war unter den Stoffen die der Chemiker zu seinem Dienste braucht, einer seiner vertrautesten

Lieblinge, mit welchem er viel auszurichten pflegte. Unter andrem schüttete er jene starke Säure auf Kochsalz; da entstund eine sehr merkliche Erhitzung, die Vitriolsäure bemächtigte sich des kalischen Grundstoffes des Salzes, das Chlor aber, mit Wasserstoffgas zur Salzsäure verbunden, entwich in Dampfform. Nach dieser Austreibung eines Starken durch einen noch Stärkeren blieb dem fleißigen Manne ein durch seine Kunst erzeugtes Salz: das schwefelsaure Natron übrig, das derselbe gegen mancherlei Beschwerden und Leiden des menschlichen Leibes mit so günstigem Erfolge anwendete, daß er, so wie andre, dem Salze den Beinamen eines »wunderbaren« gaben. Es ist noch jetzt als Glaubers Wundersalz »(Sal mirabile Glauberi)« in Ehren und im Gebrauch und viele meiner jungen Leser werden dieses zwar sehr schlecht schmeckende, dabei aber gut wirkende Purgiersalz aus eigener Erfahrung kennen.

Wir sind bei dieser Gelegenheit auf eine Benutzung des Schwefels und seiner Säure zu sprechen gekommen, von welcher zwar schon oben (S. 153) beiläufig die Rede war, welche sich aber dennoch erst hier in ihrem ganzen Umfange überblicken lässet.

Bei einer Frage über den Nutzen des Schwefels wurden wir von vielen unsrer Landsleute, alten wie jungen, eben so ungenügende Antworten erhalten, als bei dem oben erwähnten Examen über den Nutzen der Luft sich vernehmen ließen. Es wurde nicht an Solchen fehlen die keinen andren Gebrauch des Schwefels für die menschlichen Gewerbe anzugeben wußten als den: daß man Schwefelhölzchen damit bereite, daß man die Fässer, in welche der Wein, oder an manchen Orten auch das Bier gefüllt werden sollen, damit ausschwefle oder daß man den Schwefel zur Bereitung des Schießpulvers gebrauche. Diesen Angaben wurden dann manche besser Unterrichtete noch hinzufügen, daß die Schwefelsäure in der Färberei zum Auflösen des Indigos, so wie zur Fertigung des Alauns und des Kupfervitriols, von den Oellautterern zum Entbleimen des Oeles angewendet werde, auch wurden Etliche es wissen, daß man, wie wir dies oben auseinander setzten, mit der Schwefelsäure das Natron für die Fabrication der Seife und des Glases gewinne.

Dennoch wäre mit diesem Allen nur erst ein sehr kleiner Theil jener Anwendungen genannt, welche die menschliche

Kunst von dem Schwefel und von der Schwefelsäure macht. In dem Reiche der unterirdischen Natur, namentlich für die Metalle, vertritt wie schon erwähnt der Schwefel die Stelle des Oberherrschers über die Grundstoffe: des Sauerstoffgases, von welchem wir bald weiter sprechen werden. Eben so wie ein brennbarer Körper im Sauerstoffgas, verbrennt auch ein Silber oder Kupferblech so wie ein Eisendrath mit heller Flamme, wenn man diese Metalle dem Dampfe aussetzt, der sich aus dem Schwefel in einem verschloßenen Gefäße bei der Hitze von 114 Gr. Reaumur bildet. Macht man dagegen das Kupfer oder Eisen glühend und bringt Schwefel darauf, dann gerath das schwerflüßige Metall alsbald ins Schmelzen; es träufelt wie Wachs an der Lichtflamme hinab.

Aber obgleich der Schwefel unter den Metallen eben so eine Rolle des Herrschers spielt, als das Sauerstoffgas im gesammten Reiche der Grundstoffe, unterwirft er sich dennoch gern und leicht diesem noch gewaltigeren Herrscher; er selber stellt sich zu diesem in das Verhältniß eines brennbaren Körpers, und beide, Schwefel und Sauerstoff vereint bilden dann eine Macht, welcher die Scheidekunst ihre erfolgreichsten Siege, ihre meisten Herrscherthaten in der Welt der irdischen Grundstoffe verdankt. Nicht nur die Salzsäure, auch die meisten andren Sauren, namentlich die Salpetersaure hatte der Mensch nicht, oder wenigstens nicht so leicht in seine Gewalt bekommen, ohne die Schwefelsaure zu Hulfe zu nehmen, welche ihre schwächeren Schwestern aus ihren Verbindungen mit andren Stoffen hervorzieht. Die sonderbarsten Werke bringt die Kunst mittelst der Schwefelsaure hervor, sogar eine Verwandlung des Starkmehles und mancher andren organischen Stoffe in Zucker (Sußes aus Saurem zu bereiten) ist ihr durch die Anwendung der Schwefelsaure gelungen. Was wäre die Chemie, was wären die meisten Gewerbe, von denen des Seifensieders und Stearinkerzenfabricanten an bis hinauf zu jenen Arbeiten in edlen Metallen, welche das Gold ausscheiden, ohne die Schwefelsaure!

In der Bereitung dieses wichtigen Stoffes hat keine andre Nation so Großes geleistet als die der Engländer. Man hört zuweilen das Sprüchwort: Amsterdam ist auf Häringe gebaut, welches andeuten soll, daß Holland zum großen Theil die erste Begründung seines Wohlstandes dem

Range der Häringe, der Kunst ihres Einsalzens und ihrem Verkaufe verdanke. Eben so konnte man sagen, Englands Blüthe der Fabriken und Gewerbe ist zum großen Theil aus jenen riesenhaften Bleikammern hervorgewachsen, in denen die Schwefelsäure bereitet wird. Als vor einiger Zeit die neapolitanische Regierung den Ankauf des Schwefels in Sizilien, durch Errichtung eines Monopoles für den Schwefelhandel zu erschweren gedachte, da fehlte nicht viel, daß ein Krieg zwischen England und Neapel ausgebrochen wäre. Der reine Schwefel, welchen, wie wir oben (S. 179) sahen in der größesten Menge aus Sizilien gebracht wurde, gieng in ganzen Schiffsladungen nach England und wurde hier mit solchem Vortheil in den Bleikammern verbrannt, daß man aus einem Centner Schwefel drei Centner starke Schwefelsäure gewann. Diese, schon allein durch die Ausscheidung des Natrons aus dem Kochsalz, (m. v. S. 191) gab den Glas- und Seifenfabriken einen solchen Aufschwung, daß dieselben mit ihren verhältnißmäßig wohlfeileren Waaren Portugal und Spanien, einen großen Theil von Amerika, Aegypten und das asiatisch-türkische Reich, Persien und Indien erfüllten.

Aber für die eben genannten Länder bereitet England nicht bloß Seife und Glas, sondern für sie, wie noch für manche andre Länder, spinnen seine riesenhaften Spinnmaschinen, weben, drucken und färben seine kunstreichen Fabriken eine ungeheure Menge von wollenen Zeugen. Namentlich ist das Bleichen dieser Stoffe ein sehr wesentliches Stück zu ihrer Vervollkommnung und Vollendung. Bei unsrer gewöhnlichen Art zu bleichen, setzen wir das Garn oder die gewebten Zeuge, welche aus Pflanzenfasern gefertigt sind, auf Rasen gelegt dem Sonnenlichte und der Luft aus, indem wir dieselben durch Benetzen fortwährend feucht zu erhalten suchen. Wenn wir genau wissen wollen, welche Wirkung diese Behandlungsweise hat, dürfen wir nur irgend eines unsrer künstlichen Gewebe lang über die gewöhnliche Zeit hinaus der Anfeuchtung, der Luft und dem Lichte aussetzen. Wir werden finden, daß das Zeug fortwährend an Gewicht abnehme und zuletzt geht es in eine Auflösung seiner Fasern über wobei es einem lockren, zwischen den Fingern zerreiblichen Papiergewebe gleicht, bis am Ende auch dieser Rest zerstäubt und von Wind und Regen nach allen Richtungen

hin zerstreut wird. Jeder weggeworfne Tuch- oder alte Leinwandlappen, wenn Luft und Feuchtigkeit auch nur bei ganz mäßiger Wärme auf ihn einwirken, kann uns durch diese allmälige Zersetzung bezeugen, daß die Faser der Leinwand, des Hanfes oder der Baumwolle ebenso einer Verwesung unterliege wie das faulende Holz. Wir werden später weiter es zu entwickeln suchen, daß der Kohlenstoff, der ein Hauptbestandtheil der Pflanzenfaser ist, wenn Feuchtigkeit und Luft dies begünstigen, sich fortwährend mit dem Sauerstoffgas verbinde, und daß hierbei nicht minder als bei dem Verbrennen, obwohl ungleich langsamer, Kohlensäure gebildet werde. Bei dem gewöhnlichen Bleichen unsrer Zeuge nehmen wir deshalb eine Kraft zur Hülfe, deren Wirkung zunächst zwar eine langsam zerstörende, dennoch aber zu unsrem Zweck dienende ist, weil vor Allem jene der Zersetzung schon nahestehenden organischen Anhangsel und Einmengungen, welche der Faser eine beschmutzende Färbung geben, angegriffen und hinweggeführt werden, wobei freilich auch das Gewebe selber einen Abgang und Verlust erleidet, der sich schon durch die Gewichtsabnahme zu erkennen giebt. Damit jene auflösenden, reinigenden Einflüße ihre gehörige Wirkung thun können, ist ein wochen- ja monatelanges Bleichen, und je nachdem die Zahl der Zeuge groß ist, die Benutzung eines verhältnißmäßigen Grundstückes zum Bleichplatz nöthig. Für unsren Hausbalt reichen die zu solchen Zweck uns dargebotenen Mittel und Kräfte aus, wie sollten aber die Fabriken Englands damit auskommen, welche nicht für einzelne Haushaltungen oder für ein einzelnes Land sondern für ganze Völker und große Ländergebiete der Erde zu weben und zu bleichen haben. Was würde in dem reichbevölkerten England, wo jeder Fußbreit des Bodens angebaut und benutzt ist, ein Bleichplatz kosten, auf welchem zehntausend Stücke Baumwollenzeug mehrere Monate lang gebleicht werden sollten; wie hoch würde sich dabei das Tagelohn für die Arbeiter belaufen, welche die Zeuge benetzen mußten. Dieselbe Menge der Zeuge aber wird in einer Bleicherei bei Glasgow (nach Liebigs chemischen Briefen S. 107) schon in weniger denn 8 Tagen gebleicht und zwar auf einem 8 mal kleineren Raume; denn jene Fabrik bleichet täglich 1400 Stück und kann dabei ihre Arbeit nicht nur im Sommer sondern auch im Winter fortsetzen, wenn unsre Rasenbleichereien grossentheils feiern müssen.

Kräf-

Fragen wir was den englischen Bleichereien diesen ganz ausserordentlichen Vortheil und Vorzug verschafft habe? dann erfahren wir, daß die Kunst eines solchen schnellen und hierbei zugleich vollkommenen Bleichens nicht hätte erlangt werden können ohne die Kunst der Schwefelsäurebereitung. Wenn nämlich bei der oben (S. 153) erwehnten Gewinnung des Natrons aus dem Kochsalze vier Gewichtstheile der concentrirten Schwefelsäure mit fünf Gewichtstheilen Kochsalz in chemischen Wechselverkehr versetzt werden, dann bildet sich, aus dem Vereine der Schwefelsäure mit dem Natron das auf S. 189 erwähnte, nach Glauber benannte Salz. Aber bei diesem Hinabdringen der übermächtigen Schwefelsäure in die Besitznahme des zum Natron werdenden metallischen Grundstoffes (S. 18) wird das Chlor (S. 154) aus seinem bisherigen Verband entlassen, das mit Wasserstoffgas vereint die Salzsäure bildet.

Das Chlorgas, von dessen zerstörenden Eigenschaften wir oben sprachen, wurde früher, bei der Bereitung des Natrons, öfters zum großen Nachtheil der benachbarten Pflanzenwelt aus den Schloten der Fabriken entlassen. Bald jedoch lernte der Mensch diese ihm vorhin feindliche Macht in eine ihm freundliche umschaffen, indem er sie in sein Bündniß nahm, da wo es ihn um schnelle Zerstörung andrer ihn belästigender und feindseliger Stoffe zu thun war. Jenes für unsre Sinnen öfters gar nicht bemerkbare, furchtbare Gift, das sich als Ansteckungsstoff (Miasma) in den Spitälern erzeugt, wo viele an todgefährlichem Fieber Erkrankte beisammen liegen, das Miasma der Pest, der Ausbruch der Verwesung welcher den Gruften entsteigt, in die man in Zeiten eines gewaltsamen Hinsterbens Haufen von Leichnamen warf, alle diese Mächte der Zerstörung, gegen welche die menschliche Kunst früher Nichts vermochte, hat man durch die Anwendung der Dämpfe des Chlors zu besiegen gewußt. Diese, in ihrer eignen gasartigen Form, gehen selbst den gasartigen, organischen Dämpfen in alle die Räume nach, wo dergleichen sich befinden und nimmt denselben, durch Entziehung des Wasserstoffgases, ihre große Macht.

Augenfälliger noch als auf solche luftartige Formen des organischen Stoffes wirkt das Chlor auf jene gröberen, welche als Schmutz, namentlich an den künstlichen Geweben aus Pflanzenfasern an unsren linnenen, baumwollenen oder thie-

risch wollenen Zeugen haften. Ueberall wo jene Dämpfe solchen lose, anklebenden Beimischungen begegnen, lösen sie dieselben in ausserordentlicher Schnelle auf, sie betreiben, im Grunde genommen, einen ähnlichen Vorgang der Verwesung und Zersetzung als der Einfluß des Lichtes, der Luft und des Wassers auf unsren Bleichplätzen, aber jener Vorgang ist mehr in der Hand des Menschen, als der andre so sehr von der Witterung und dem langwährendem Befeuchten abhängige. Man hat das Chlor in Verbindung mit Kalk: als sogenannten Chlorkalk zur leichteren Aufbewahrung und weiten Versendung geschickt gemacht und seitdem ist es, namentlich aus den Fabriken der Natronbereitung weit und breit nach den Bleichereien ausgegangen, denen es alle die vorhin erwähnten Erleichterungen ihres Geschäftes gewährt. In wenig Stunden und mit überaus geringen Kosten befreit man durch Anwendung des Chlorkalkes und seiner wäßrigen Auflösung die Baumwollenzeuge von den ihnen anhaftenden, färbenden (schmutzenden) Stoffen und bei dieser Art des Bleichens, wenn sie mit Geschick und Sachverstand gehandhabt wird, leiden die Zeuge weit weniger als durch die Rasenbleiche, so daß hin und wieder selbst die Landleute in unsrem deutschen Vaterlande sich des Chlorkalks zum Bleichen bedienen.

Unter den vielen andren Anwendungen der Salzsäure zum Nutzen und Dienst des menschlichen Haushaltes führt Liebig (chem. Briefe S. 108) noch eine namentlich auf, an welche früher, ehe die Salzsäure so leicht zu haben war, wenigstens im Großen nicht gedacht werden konnte. Die thierischen Knochen bestehen, den Gewichtstheilen nach aus ohngefähr zwei Drittheilen phosphorsaurer Kalkerde und einem Drittel thierischer Gallert oder Leim. Bringt man die Knochen in eine mit Wasser verdünnte Salzsäure, dann löst diese alsbald die Knochenerde auf und läßt den damit verbundenen Leim, ganz in Form der Knochen, biegsam wie Leder zurück, welcher, von der ihm etwa anklebenden Salzsäure gereinigt, wie andrer Leim benutzt werden kann. So ist die Salzsäure den Arbeitern in allerhand Stoffen, von den Metallen an bis zum hinweggeworfenen Knochen, von ausserordentlicher Nutzbarkeit. Daß sie aber in diese allgemeinere Anwendung kam, das hatte doch auch nur durch Hülfe der Schwefelsäure erlangt werden können.

Diese, welche in vieler Hinsicht vor allen andren Säuren auf den Rang einer Königin Anspruch machen kann, wurde zuerst in Deutschland, aus einem fast in all unsren Gebirgsarten vorkommenden Eisenerze: aus dem spater noch zu erwähnenden Schwefelkiese gewonnen, der aus einer Verbindung von beilaufig funf Theilen Eisen mit sechs Theilen Schwefel bestehet. Da, wo dieses Schwefeleisen häufig aus den Bergwerken heraus gefordert wurde, wie bei Goßlar am Harz und im böhmisch-sächsischen Erzgebirge legte man es auf einen Rost, unter welchem man Feuer anmachte. In der lang fortwirkenden Gluth des Feuers verbrannte ein Theil des Schwefels, ein Theil des Eisens bildete mit dem Sauerstoffgas das rothe Eisenoxyd. Das so geröstete Erz wurde dann auf einen festen, etwas geneigten Boden zusammengehauft und mehrere Jahre der Luft, dem Regen und Schnee ausgesetzt. Allmalig bildet sich hierbei der Eisenvitriol, welcher leicht auflöslich im Wasser, von dem auffallenden Regen durch die Rinnen zu den Behaltnissen hingeleitet wird, aus denen man ihn öfters von neuem über die gerösteten Kiese schuttet, bis die Auflösung eine gewiße Stärke erreicht hat, in welcher man sie im Kessein uber dem Feuer abdampft und erst jetzt den grünen, sehr herbe schmeckenden Eisenvitriol gewinnt, der bei den Farbereien auf mancherlei Weise benutzt wird. Aus diesem Eisenvitriol wird aber durch die Gluhehitze die Schwefelsaure gewonnen, die sich durch fortgesetzte Abdampfung über Feuer mehr und mehr von dem noch mit ihr verbundenen Wasser befreien und hierdurch zu einem hohen Grad der Stärke bringen lässet. Aber die auf solchem muhsamen und langwierigen Wege gewonnene Schwefelsaure wurde dem großen Bedurfniß der europäischen, vor allem der englischen nicht genügen, obgleich nur allein das Vitriolwerk zu Beierfeld im sachsischen Erzgebirge jährlich gegen und uber 1200 Centner concentrirte Schwefelsäure oder Vitriolol bereitet. Um so weniger war die in verschiedenen Ländern auf die Weise der sachsischen gewonnene Schwefelsaure für Englands Handel und Gewerbe ausreichend, da dieses Land auch andre Welttheile mit diesem vielfach nützlichen Erzeugniß zu versorgen hat. Daher muß man jenen ersten Versuch, welchen, wie man sagt, ein nach England eingewanderter Deutscher Namens Moller dort machte, die Schwefelsaure auf näherem Wege, aus dem Verbrennen des reinen Schwe-

fels zu erzeugen, als den Anfang eines ganz neuen Aufschwunges der Gewerbthätigkeit betrachten.

Bewunderung, mit einer Art von unheimlichem Grauen vermischt, überfällt den Fremden der zum ersten Mal in eine jener riesenhaften Bleikammern hineinblickt und, so weit dies geschehen kann, die Weise sich anschaulich machet, in welcher darinnen der erstickende Schwefeldampf zur Säure verdichtet wird. Der Mensch scheint sich hier mit den Mächten der vulkanischen Krater in einen Wettkampf begeben zu haben. Räume, sieht man welche 120 Fuß lang, 40 breit und 20 Fuß hoch, ja zum Theil von jener noch größeren Weite sind, daß man ein zweistockiges Haus von mittlerer Größe in sie hineinstellen könnte. Diese riesenhaften Kammern sind in ihrem Innren ganz mit bleiernen Platten, welche dicht mit Blei zusammengelothet sind, ausgekleidet, unten auf ihrem Boden stehet einige Zoll hoch Wasser. Der Schwefel wird auf einer Steinplatte, in der Kammer selber oder in einem Ofen unter derselben verbrannt, dessen Ausführungsrohr in die Kammer hineingeht. Aber das Verbrennen des Schwefels giebt nur schweflichte Säure, welcher man einen größern Antheil von Sauerstoffgas zuführen muß, wenn sie zur eigentlichen Schwefelsäure werden soll. Und diesen größeren Antheil empfangt sie durch ein Recht des Starkeren über den Schwacheren. Wenn man nämlich mit der Masse des Schwefels etwa ein Zehntel ihres Gewichtes salpetersaures Kali (gemeinen Salpeter) oder salpetersaures Natron vermischt, dann entreißt bei seinem Verbrennen der Schwefel der Salpetersäure einen Theil ihres Sauerstoffes, und, jetzt zur Schwefelsaure geworden, vertreibt dieser mächtige Stoff die Salpetersaure ganz aus ihrem Besitz, bildet schwefelsaures Natron oder Kali. Die verdrängte Säure ist bei ihrem Hinaustritt aus der bisherigen Wohnstätte, durch den Raub des Sauerstoffes, den der verbrennende Schwefel an ihr begieng, zu jenem niedreren Range einer Halbsäure herabgesunken, den auch der Dampf der schweflichten Säure einnimmt, welcher die Kammer erfüllt. Aber auch in dieser Form (als Stickstoffoxydgas) bleibt die schon einmal Beraubte von der starkeren Schwester nicht unangetastet; die schweflichte Säure, welcher hierbei ihr Drang zur Verbindung mit dem Wasser zu Hulfe kommt, entreißt dem Stickstoff, von dessen Anwesenheit in der Salpetersäure wir spater reden werden, auch noch jenen

Antheil des Sauerstoffgases, durch den es als halbsaures Gas bestund, jene wird jetzt zur eigentlichen Schwefelsäure, welche sich begierig mit den Wasserdämpfen vereint und von der Decke wie von den Wanden tropfenweis in das Wasser hinabrinnt, das sich am Boden der Kammer oder der Nebenkammer befindet. Jetzt jedoch bleibt der chemischen Kunst noch ein Hauptgeschaft übrig: das Abdampfen des Wassers durch einen zuletzt überaus hoch gesteigerten Hitzegrad und die endliche Darstellung der Schwefelsäure in dem möglichst starken, wasserfreien Zustand. Hierbei kommt denn das Platinametall zu der Ehre und vorzugsweisen Benutzung, die es vor allen andren Materialien der Geräthschaften verdient. Dieses Metall wird selbst bei der Hitze, welche der Schwefelsäure das Wasser entriß, das sie so kräftig festhielt, nicht geschmolzen, auch die stärkste Schwefelsäure vermag dasselbe nicht aufzulösen, darum nehmen die Besitzer der Schwefelsäurefabriken keinen Anstand für einen einzigen Kessel aus jenem edlen Metall 10,000 ja 20,000 fl. aufzuwenden, denn wenn einige dieser Fabriken (nach Liebigs Angabe) im Verlauf eines Jahres 60,000 Centner und selbst die von mittlerem Belange 20,000 Centner Schwefelsäure darstellen und in den Verkehr der Gewerbe bringen, dann trägt jenes auf die Anlage verwendete Capital seine reichlichen Zinsen.

Wir genießen in unseren Tagen wohlfeilen Kaufes eine Ueberfülle von Bequemlichkeiten, welche unsre Väter auch um vieles Geld sich nicht hatten verschaffen können; zum großen Theil verdanken wir diesen Vorzug der Schwefelsäure und ihrer Macht über die andren Grundstoffe. Wie sich die Schnelligkeit, in welcher wir durch ein bloßes Reiben unsrer Zündhölzchen, zu denen ebenfalls die Wirksamkeit der Schwefelsäure uns den Stoff gab, ein Feuer entzünden zu der früheren, langsameren Entzündungsweise durch Stahl, Stein und Zunder verhalt, so die Erleichterung des jetzigen Betriebes vieler der einflußreichsten Gewerbe zu der vormaligen Weise des Betriebes.

23. Die chemische Polarisation.

So mächtig der Zug war, der die Schwefelsäure, wenn man sie mit Kochsalz vermischte, zur Verbindung mit dem Natron bewegte, und so überwiegend sich auch hierbei die

anziehende Kraft jener Säure über die Kraft der Salzsäure zeigte, giebt es dennoch ein Mittel die siegreiche Macht aus dem fest ergriffenen Besitzthum wieder heraus zu ziehen. Doch ist dies auf gewöhnlichem Wege nur dadurch möglich, daß man der Schwefelsäure einen andren Grundstoff darbietet, zu dessen Verbindung sie noch einen stärkern Zug hat als zu der Vereinigung mit Natron. Dieses wird durch die Behandlung des Glaubersalzes oder schwefelsauren Natrons mit Pflanzenkali oder Potasche bewirkt. Eben so wie bei dem oben (S. 16) erwähnten Raffiniren des Silbers die Schwefelsäure das Silber, mit dem sie vereint war, fahren lässet und sich in die Verbindung mit dem Kupfer versenkt, so entläßt auch die starke Säure das Natron aus ihrem Besitzstande um sich das Pflanzenkali der Potasche zuzueignen, deren Kohlensäure sich jetzt dem Natron beigesellt, aus dessen Verband sie leicht, durch bloße Erhitzung, wieder ausgetrieben werden kann.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir, nach Liebigs Vorgang, Einiges über einen Sprachgebrauch erwähnen, der seit längerer Zeit in das Gebiet der Scheidekunst eingeführt worden ist.

An zwei Magnetnadeln sind sich ohnlaugbar jene Enden ihren Wesen und Eigenschaften nach verwandt, welche beide die gleiche Richtung nach Norden oder nach Suden haben. Dennoch ziehen sich diese gleichartigen Enden nicht gegenseitig an, sondern sie stoßen sich ab und fliehen sich, während jene, deren Richtung die ganz entgegengesetzte ist, sich lebhaft anziehen und zu vereinigen suchen. Eben so bemerken wir auch bei dem chemischen Verkehr der Stoffe, daß in einer aus vielfachen Elementen zusammengemengten Auflösung nicht eine Säure die andre, nicht ein Kali das andre anziehe und mit ihm sich verbinde, sondern vielmehr jene Stoffe sich vereinen, die von ganz entgegengesetzter Natur und Beschaffenheit sind: die Säuren mit den Kalien oder alkalischen Erden und umgekehrt. Selbst von jenem wechselseitigen Abstoßen und Abscheiden der gleichartigen Stoffe, das sich mit dem Abstoßen der gleichnamigen Pole zweier Magnete vergleichen lasset, geben uns die vorhin erwähnten Vorgange mehrere augenfällige Beispiele.

Aus diesem Grunde muß freilich der gewöhnliche Ausdruck, welcher das Zusammenstreben der polarisch entgegen-

gesetzten Stoffe, wie der Säuren und Alkalien, als chemische Verwandtschaft und die größere oder geringere Stärke, in welcher ein Stoff nach der Verbindung mit diesem oder jenem verschiedenen Stoffe strebt, als nähere oder fernere Grade der Verwandtschaft bezeichnet, in einem andren Sinne verstanden werden als der ist, den wir im gemeinen Leben mit dem Worte Verwandtschaft verbinden. Die Kinder eines und desselben Elternpaares, die sich in ihren äußren Zügen so wie an Eigenschaften ähnlich sind, Bruder und Schwestern sind sich verwandt, solche die aus ganz andren Familien und Volkerschaften herstammen, sind dieses nicht. Wollte man denselben Begriff des Wortes auf die Grundstoffe und ihre Verbindungen ausdehnen, dann mußte man die Säuren unter einander als nahe Verwandte betrachten und eben so auch wieder die Alkalien und alkalischen Erden. Was jedoch dem Streben nach chemischer Vereinigung zu Grunde liegt und diesem seine eigenthumliche Starke giebt, das ist nicht die gemeinsame Abstammung und die nahe Uebereinstimmung der Eigenschaften und Kraste, sondern gerade die Verschiedenheit. Je weiter in dieser Beziehung die Stoffe von einander entfernt stehen, deste starker ist der Drang, der unter gunstigen Umstanden ihre Vereinigung herbeifuhrt und wie dagegen der Fall eines Korpers aus geringerer Hohe von minderer Kraft und Geschwindigkeit ist, so wird auch die gegenseitige Anziehung der Stoffe immer schwächer, je näher sich dieselben ihrer eigenthumlichen Beschaffenheit nach stehen.

Uebrigens findet auch hierbei noch Etwas statt, was uns an die unsrem eigenen Wesen näher stehenden Naturverhaltnisse erinnert. Der Zug der Freundschaft des Menschen zu einem Thiere kann nie so groß seyn als der des Menschen zu andren Menschen, oder der des Thieres zu Seinesgleichen. So stehen zwar das Sauerstoffgas und das Wasserstoffgas ihren Eigenschaften nach in weitem Abstand von dem Gold und Platinametall, es ist aber in diesen Gegensätzen kein natürlicher Zug zur Vereinigung, während dagegen das Gold mit dem Quecksilber, das Sauerstoffgas mit dem Kohlenstoff, da wo dieser durch die Kräfte des organischen Lebens dem atmosphärischen Zustand naher getreten ist, oder mit dem schnell verdampfenden Phosphor und Schwefel leicht Verbindungen eingehen.

Derselbe Grundstoff der sich in Beziehung zu einem

andren als Säure verhalten kann, übernimmt öfters im Verhältniß zu einem Dritten die entgegengesetzte Rolle eines kalischen Grundstoffes. So der Schwefel, wenn er jetzt mit dem Wasserstoffgas, dann mit dem Sauerstoffgas, einmal als die Säure bildend, das andre Mal als dem Zustand der Säuerung sich ergebend sich zur Wasserstoffschwefelsäure oder zur eigentlichen Schwefelsäure vereint.

Wir haben hier, nach einem sehr erweiterten Maaßstabe, dasselbe vor uns, was wir schon oben (Cap. 8) als Polarität und polarische Spannung am Magnet kennen lernten und der Grund der polarischen Entgegensetzung so wie des Strebens nach Vereinigung dieser Gegensätze ist hier derselbe, welcher er dort war. Im Allgemeinen, so kann man sagen, wiederholt sich durch alle Gebiete und Reihenfolgen der chemischen Polarisation der Unterschied und Gegensatz den wir zwischen Säuren und Alkalien, zuletzt aber jener den wir zwischen der Atmosphäre und dem Körper der Planeten bemerken, den sie umhüllt. Denn wie der herrschende Bestandtheil der Atmosphäre: das Sauerstoffgas den allgemeinsten Gegensatz zu allen andren Grundstoffen der irdischen Sichtbarkeit bilde, das soll uns eine nähere Betrachtung desselben lehren.

24. Die Grundstoffe der organischen Körper.

Ein Häuflein Asche, großentheils aus Kalkerde bestehend, ist der einzige Rest der nach dem Verwesen, selbst des vollkommensten unter allen organischen Körpern: des menschlichen Leibes zurückbleibt. Die andren Elemente desselben haben auch aus dem scheinbar wohlverschlossenen, durchsichtigen Sarge, in welchem man den Leichnam eines Alexander des Großen verwahrt hatte, ihren Ausgang gefunden, denn sie waren von luftartiger Natur, oder leicht geneigt aus der scheinbar festen in die Luftform überzugehen.

Zwei Drittel der Bestandtheile des Leibes der Menschen und der vollkommneren Thiere macht das Wasser aus und auch von dem übrigen Drittel gehört nur ein sehr geringer Theil jenen mehr zum festen Zustand geneigten Stoffen an, die wir in dem letztvorhergehenden Capitel betrachteten.

Der Grundstoffe, die zunächst den organischen Leib, im Pflanzen- wie im Thierreiche bilden, sind viere: Kohlen-

und Waſſerſtoff, Stickſtoff und Sauerſtoff. Wir betrachten hier zunachſt nur die beiden erſteren, wahrend den beiden letzteren ein beſonderes Capitel angewieſen iſt.

Selten nur wird der Kohlenſtoff in unſrer irdiſchen Korperwelt rein und unvermiſcht gefunden und die Eigenſchaften, in denen dann dieſes reine Element auftritt, ſind von ſo beſondrer Art, daß ſie ſchon ſeit älteſter Zeit die Beachtung der Menſchen auf ſich gezogen haben. Die reinſte Form in welcher ſich die Kohle in der irdiſchen Natur darſtellt, giebt als Demant den goldnen Kronen wie den Diademen der Furſten ihren hochſten Werth und Glanz. Daß Kohle und Demant, beide ihrem Grundbeſtand nach ein und daſſelbe ſeyen; welcher Weiſe des Alterthums hatte dieſen ſcheinbaren Widerſpruch fur Wahrheit halten mogen! Und dennoch iſt es ſo: der Demant, dieſer harteſte und feſteſte der Steine, mit deſſen ſcharfen Splittern man ſelbſt in den Sapphir einſchneiden kann und deſſen glatte Flachen auch von der harteſten engliſchen Feile nicht angegriffen werden, kann der Hitze der zuſammengefaßten Sonnenſtrahlen im Brennpunkt des Brennſpiegels nicht widerſtehen; er verbrennt mit glimmendem Lichte und loſt ſich, durch ſeine Verbindung mit dem Sauerſtoffgas, in Kohlenſaure auf.

Das was dem Kohlenſtoff im Demant ſeine regelmaßige Geſtalt, ſeinen wundervollen Glanz, ſeine auſſerordentliche Harte gab, das war die Kraft der Kryſtalliſation, welche wir der Kohle unſrer Oefen, auch wenn wir aus ihr den Kohlenſtoff in moglichſter Reinheit ausſchieden, eben ſo wenig durch unſre Kunſt mittheilen konnen, als die Kraft des Lebens jenen Elementen aus denen ein ſo eben noch lebender, jetzt aber durch unſre Hand zertheilter organiſcher Leib beſtund.

Der Kohlenſtoff, ſo durfen wir uns ausdrucken, nimmt auſſerordentlich ſchwer, und nur unter Naturverhaltniſſen die uns unbekannt ſind, die Kryſtalliſationsgeſtalt an. Zur beſondren Vergunſtigung gereicht dies dem organiſchen Leben; denn wenn jener Grundſtoff eben ſo leicht zum Demant, als das Chlornatrium zum Salzkryſtall, der kohlenſaure Kalk zu kleinen Kryſtallen des Kalkſpathes, das Jod zu ſeinen kryſtalliniſchen Geſtalten werden konnte, welche Kraft der Verdauung und Zerlegung ſollte dann hinreichen um den

unentbehrlichen Nahrungsstoff in den Kreis des Lebens und Wachsthums hineinzuziehen!

Eine der gewöhnlichsten und am häufigsten verbreiteten Formen, in denen der Kohlenstoff schon als Bestandtheil der Erdveste vorkommt, sind die Steinkohlen. Wenn in einigen Arten derselben, zu denen die Glanzkohle (der Anthrazit) gehört, der Kohlenstoff in größerer Reinheit vorherrscht, dann zeigen sich dieselben ungleich schwerer verbrennbar als die andren gewöhnlichen Arten der Schwarz- wie der Braunkohle, in denen jener Stoff mit dem an Wasserstoffgas und Sauerstoff reichen Bitumen, und zum Theil wie in der Holzkohle, mit den metallischen Stoffen den Alkalien und Erden verbunden ist. Lager von Stein- und Braunkohlen finden sich in allen Weltgegenden der Erde, im höchsten Norden wo jetzt kaum noch ein Strauch gedeiht, wie in den reich bewachsensten Ländern der warmen Zonen. England allein gewinnt alljährlich gegen 150 Millionen Centner an Steinkohlen, deren Werth auf 48 Millionen Gulden geschätzt wird, und deren Gewinnung wie Versendung über 150,000 Menschen beschäftigt. Allerdings ist dieser Verbrauch überaus bedeutend und man hat berechnet, daß die Steinkohlenvorräthe von England bei einem in gleichem Maaße fortgesetzten Bergbau in 350 Jahren erschöpft seyn könnten. Sollte jedoch auch wirklich dieses geschehen, dann würden sich dem Herrscher und Durchforscher der Erde gar bald anderwärts die noch verborgenen Schatzkammern solcher Art auftun.

Auch in andren Formen als in jener der Steinkohle wird der Kohlenstoff unter den Bestandtheilen der Erdveste gefunden, namentlich als Erdpech, Erdöl und feinere Erdnaphtha. Es giebt Gegenden der Erde, in denen diese brennbaren, festen oder flüssigen Stoffe sich von selber aus der Tiefe hervordrängen, wie in den Quellen des Erdöles und der Naphtha, die sich an der Westseite des kaspischen Meeres und namentlich im Reiche der Birmanen finden, dessen Bewohner, ohne alle Mühe, jährlich gegen 400,000 Orthoff (einen zu 3 Eimern) Bergöl sammlen. Auch auf der Oberfläche des todten Meeres erscheint nicht selten der Asphalt (das Erdpech) in häufigen schwimmenden Massen und Bruchstücken. Zu jenen Fossilien, welche reich an Kohlenstoff sind, gehört auch der Bernstein — ein Erzeugniß der vormaligen Pflanzenwelt.

In einer noch weiteren Ausdehnung und größeren Mächtigkeit als in den eben genannten Formen der brennbaren Fossilien findet sich der Kohlenstoff, mit dem Sauerstoffgas vereint, als Kohlensäure in der irdischen Natur. Der bei weitem größeste Theil unsrer Kalkgebirge bestehet aus einer Verbindung der Kohlensäure mit der Kalkerde; das Wasser unsrer Quellen enthält in großer Allgemeinheit und zum Theil in einer unsrem Geschmack auffallenden Menge die Kohlensäure, welche auch hin und wieder in Luftform die Höhlungen und tiefer gelegenen Stellen der Erdfläche erfüllt. Selbst in unsrem Luftkreise wird die Kohlensäure als einer der beständigeren Gemengtheile nachgewiesen, obgleich seine Menge, im Vergleich zu den Hauptgasarten der Atmosphäre nur sehr gering ist. Vor diesen andren zeichnet sich die Kohlensaure namentlich durch ihr ungleich größeres, spezifisches Gewicht aus, vermoge welchem sie sich, wo ne dies ungestort thun kann, gern an tieferen Punkten ansammlet.

Dem athmenden Thiere ist die luftformige Kohlensäure todtlich, dieses erstickt in derselben nach wenigen Athemzugen und die Flamme der brennenden Kerze verlöscht in ihr. Dagegen ist dem Leben der Gewächse die Kohlensäure, da wo diese mit Wasser verbunden in ihren Bereich kommt, in vorzuglichem Maaße zutraglich, indem die Pflanzen den Kohlenstoff als Nahrung aufnehmen und den mit diesem verbundenen Sauerstoff, wenn die Sonne auf ihre grunen Blatter scheint, aushauchen. Auch das Thier und namentlich der Mensch nimmt keine Speise zu sich, deren wahrhaft nahrende Kraft nicht vorzugsweise dem Kohlenstoff zuzuschreiben ware, den ne, mit Stickstoff und Wasserstoff vereint, in sich enthalt. Es ist kein Theil unires Korpers, der ganz ohne Kohlenstoff ware; jeder Athemzug, jede Welle des Blutes hat den Aus- oder Eingang jenes Stoffes zum Antrieb des Bewegens, weil derselbe in diesen hoheren Kreisen des geschaffenen Wesens in ahnlicher Weise zur Unterhaltung des Feuers auf dem Herd des Lebens dient als die Kohle auf dem Herd der Hutten wie der Pallaste.

Das Wasser, in seinem Geschäft als allernährende, allversorgende Amme und Hausmutter betrachteten wir bereits oben (Cap. 31. Viele seiner Eigenschaften waren schon in alterer Zeit bekannt, auch hatte man es, wie eine Art von Ahnung ausgesprochen, daß das Wasser aus Luft entstehen

und wieder zu Luft werden könne. Es iſt aber ein großer Unterſchied zwiſchen einer ſolchen Ahnung des Menſchengeiſtes und zwiſchen dem wirklichen, auf ſichre Erfahrungen gegründetem Wiſſen. Wie ſchnell wird der Lichtblitz, der aus einer in weiter Ferne abgefeuerten Kanone kommt, unſrem Auge ſichtbar und wie viel länger dauert es, bis der donnernde Laut des Schuſſes zu unſrem Ohre gelangt; eben ſo iſt der vorahnende Gedanke des Geiſtes, der Vorſatz zu irgend einer That plötzlich in uns da, die Bewährung aber durch wirkliches Erforſchen und Ausführen hat meiſt noch einen langen Weg durch mancherlei Schwierigkeiten und Hemmungen bis zu ihrem Ziele zu machen.

Das Waſſer beſteht wirklich aus Luft, nicht aber aus einer, ſondern wie dies ſeit dem Jahre 1781 durch die berühmten Chemiker Cavendiſh und Lavoiſier dargethan iſt, aus zwei Luftarten, in welche es ſich durch Kunſt des Menſchen zerlegen, und aus denen es ſich von Neuem zuſammenſetzen läſſet. Mit der Erfahrung, die jedes Kind machen kann, nach welcher ſich das Waſſer als das am leichteſten zu habende, natürliche Gegenmittel gegen die Verheerungen des Feuers kund giebt, konnte wohl kaum eine andre Entdeckung in einem ſcheinbar größeren Widerſpruche ſtehen als die, daß im Waſſer ſelber ein Grundſtoff enthalten ſey, der ſich entzünden und mit gewaltigem Aufflammen verbrennen kann. Wenn man aber das Waſſer durch elektriſche Kraft (davon ſpäter die Rede ſeyn wird) in ſeine beiden Gegenſätze zerlegt (polariſirt), dann erhält man aus ihm die **brennbare Luft**, von deren verheerender Macht wir ſchon oben (S. 21) ſprachen. Die Bergleute, namentlich in den **Steinkohlengruben**, kennen dieſelbe unter dem Namen der **ſchlagenden Wetter**, und ſchon Mancher von ihnen iſt von ihren Flammen verzehrt und durch die Schußgewalt, welche ſie, gleich dem Schießpulver bei ihrer Entzündung ausübt, zerſchmettert worden, und ähnliche Ereigniſſe haben ſich zugetragen, wenn ſich in Kellern oder andren verſchloſſenen Räumen, darinnen Gefäße voll Moſt oder voll andrer gährenden Flüſſigkeiten aufbehalten wurden, durch den Vorgang der Gährung das brennbare Waſſerſtoffgas, verbunden mit Kohle entwickelt hatte. Dem Weingeiſt wie dem Oel und allen fett- oder harzartigen Körpern giebt das Waſſerſtoffgas im Verein mit dem Kohlenſtoff ihre Brennbarkeit; der Koh-

lenwasserstoff liefert uns das Material zur Gasbeleuchtung der Häuser und Gassen. In noch größerem Maaßstabe bildet derselbe das Brennmaterial jener natürlichen Herde eines beständig flammenden Feuers, die sich in der Nähe der Naphthaquellen und mancher Salzlager durch bloßes Hineinbohren in die Erde und Anzünden der aufsteigenden Dämpfe bilden lassen.

Außer der Macht der Elektrizität, durch welche freilich aus dem Wasser das reinste Wasserstoffgas dargestellt wird, stehen uns auch noch verschiedne andre Mittel zu Gebote, die brennbare Luft leicht und in ziemlicher Menge zu gewinnen. Das Element was dieselbe in unsrer irdischen Sichtbarkeit am ostersten gebunden hält und sie in der tropfbar flüssigen Form des Wassers zu Boden zieht, ist das Sauerstoffgas oder die Lebensluft, dieser oberste Herrscher unter den uns bekannten Grundstoffen, der bei allen chemischen Verbindungen, bei allen leiblichen Gestaltungen den Ton angiebt; nach dessen Gemeinschaft und Verein die meisten andren Grundstoffe eine lebhafte Begierde zeigen. Denn während zum Beispiel das Gold wie ein Einsamer in der Welt der oberirdischen Urelemente dastehet und von selber weder mit Wasser noch mit Luft, sondern nur mit seinen unterirdischen Mitburgern, wie etwa dem Quecksilber, Verbindungen eingehen mag, ergreifen das leicht rostende Eisen, das Kupfer und die meisten andren Metalle jede Gelegenheit, bei welcher sie aus Wasser oder Luft das Sauerstoffgas an sich reißen und mit ihm zum Oxyd werden können. Wenn man deshalb Eisenfeilspähne oder verkleinertes Zinkmetall mit Wasser überschüttet und dem letztern etwa den fünften oder sechsten Theil seines Gewichtes an concentrirter Schwefelsäure hinzufügt, dann bewirkt die Säure eine ähnliche Polarisation oder Zersetzung des Wassers als der elektrische Funke, der Zug des einen Poles zur Vereinigung mit dem Eisen wird so hoch gesteigert, daß er mit diesem das Oxyd darstellt und in demselben Maaße steigert sich auch die andre polarische Richtung, welche in der Natur des Wassers liegt, bis zur Gestaltung des Wasserstoffgases, welches, in Verbindung mit der Kohle, davon fast jedes Eisen einen kleinen Antheil enthält, aus dem Wasser emporsteigt.

Wenn man die beiden, durch die Polarisation des Wassers entstandenen Gasarten ihrem Gewichte nach vergleicht,

dann findet man, daß das Sauerstoffgas achtmal mehr an Gewicht betrage als das Wasserstoffgas. Genau genommen ist hierbei das Verhältniß zwischen beiden wie 8891 zu 1109. Wenn man aber den Raum beachtet, den beide in ihrer Luftform einnehmen, dann bemerkt man, daß das Wasserstoffgas gerade auf einen doppelt so großen Raum sich ausgedehnt habe, als der ist, den das Sauerstoffgas einnimmt, so daß ein Cubikfuß von jenem gegen 16 mal leichter wiegt als ein Cubikfuß von diesem. Wenn man deshalb aus beiden das Wasser wieder zusammensetzen will, so muß man von dem erstern einen Gewichtstheil auf acht Gewichtstheile des letzteren, oder, der Ausdehnung im Raume nach, zwei Maaßtheile auf einen nehmen. Werden in diesem Verhältniß beide Gasarten zusammen gemengt, und dem Gemenge ein brennendes Licht genaht oder ein Funke in dasselbe hineingelassen, dann entzündet sich dasselbe mit einem heftigen Knalle und wird durch die Hitze, die sich beim Verbrennen erzeugt, so plötzlich ausgedehnt, daß dabei das Gefäß, worin die Verbindung geschahe, wenn es von zerbrechlicher Natur ist, in unzählige Splitter zertrümmert wird.

Was schon die Kraft der Elektrizität, welche doch nur ein schwaches Abbild der Lebenskraft ist, die in dem beseelten Wesen waltet, an dem Wasser vermag, das wird, in noch viel allgemeinerer Weise, im Kreise des organischen Lebens bewirkt: Hier wird das Wasser ohne Aufhören polarisirt, und zwar so, daß jeder der beiden polarischen Grundstoffe alsbald zur Bildung und Gestaltung der flüssigen oder festeren Theile benutzt wird. Namentlich ist in jedem, auch dem kleinsten Theile des menschlichen Leibes, mit dem schon erwähnten Kohlenstoff zugleich auch Wasserstoffgas enthalten. Aber zu diesen beiden kommen noch zwei andre Grundstoffe, aus deren Gemenge zunächst der Luftkreis zusammengesetzt ist, welcher unsren Planeten von allen Seiten umhüllt. Ein Uebergang aber zur näheren Betrachtung der Gemengtheile der Atmosphäre und der Eigenschaften derselben soll uns eine kurze Erwähnung der Luftschifffahrten gewähren, welche uns vorläufig Gelegenheit geben werden den Luftkreis und einige der Bildungen, die in ihm vorgehen, im Ganzen, wie der hindurch fliegende Vogel dies vermag, ins Auge zu fassen.

25. Die Luftſchifferkunſt.

Ein eiſerner Anker, den wir ins Meer hinablaſſen, ſinkt, durch ſeine eigne Laſt gezogen, ſogleich in den Fluthen unter und reißt ſogar das Seil, an dem er befeſtigt iſt, mit ſich hinab, bis dahin, wo er auf einen feſten Grund trifft, der ihn nicht tiefer ſinken laſſet. Das Waſſer des todten Meeres iſt, vermöge der vielen ſalzigen Theile, die es aufgelöſt enthält, ſo dicht und ſchwer, daß ein Menſch, der auch niemals ſchwimmen gelernt hat, ohne alle Mühe ſich auf demſelben ſchwimmend erhalten kann, während ein Stück Kreide, obgleich daſſelbe verhältnißmäßig viel weniger wiegt als ein Kieſelſtein in demſelben zu Boden ſinkt. Aber ſelbſt ein Stück Eiſen geht in dem flüſſigen Queckſilber nicht unter, ſondern ſchwimmt darauf ſo leicht wie ein Stück Korkholz auf dem Waſſer. Wie ein kleines längliches Stück Hollundermark, deſſen eines Ende mit ein wenig Blei beſchwert iſt, zur Beluſtigung unſerer Kinder ſich immer wieder mit dem beſchwerten Ende nach unten, mit dem leichteren nach oben aufſtellt, ſo ſteigt in jeder Flüſſigkeit der Körper, der leichter iſt denn ſie, empor, der aber welcher ſchwerer iſt, ſinkt unter in ihr.

Die Kunſt, auf dem Waſſer zu fahren, wurde ſchon in frühеſter Zeit von dem Menſchen erfunden und geübt, denn ihre Erfindung war denſelben ſehr nahe gelegt. Die Mittel zur Beſchiffung des Gewäſſers bot ihm die ganze Pflanzenwelt, bot ihm faſt jeder Baum dar, denn nur wenig Arten des Holzes ſind, wie das Buxbaum- und Mahagonyholz, ſchwerer denn Waſſer, ſo daß ſie in dieſem unterſinken, die meiſten andren ſchwimmen, weil die feſten Theile, aus denen ſie zuſammengefügt ſind, nicht ſo dicht und feſt an einander ſchließen, wie die Gemengtheile eines Steines. Schwimmt doch ſelbſt ein Schiff, das aus dünn ausgetriebenem Eiſen geformt iſt auf dem Waſſer, weil ſeine weite Höhlung zunächſt nur atmoſphäriſche Luft enthält, welche 770 mal leichter iſt als das Waſſer.

Der Wunſch, nicht nur auf dem Waſſer, ſondern in und auf dem luftigen Meere der Atmoſphäre herumzufahren, mußte ſich dem Menſchen öfters aufdrängen, wenn er die Bewohner der Lüfte, die Vögel und geflügelten Inſecten, ſo leicht in der Luft ſchweben und herumfliegen ſahe. Den Vo-

geln namentlich ist dieses dadurch möglich gemacht, daß ihr Leib in seinem Innren wie nach außen eine Menge hohler Behältnisse hat, die mit Luft erfullt sind, denn die Spuhle jeder Feder, ja selbst die Rohren ihrer Knochen sind solche Behältnisse und mitten im Innern ihres Leibes finden sich sackartige Weitungen, welche mit den Lungen in Verbindung stehen und beim Athmen sich mit Luft fullen. Hierzu kommt die wunderbar weisliche Einrichtung ihrer Flugel und ihrer Schwanzfedern, welche bei ihrer Ausbreitung nicht nur einen naturlichen Fallschirm bilden, sondern deren rudernde Bewegung durch ein Getriebe und durch Lebenskrafte der Muskeln bewirkt, so wie unterhalten wird, deren Vollkommenheit die menschliche Kunst vergeblich zu erreichen strebt. Was jedoch der Geschicklichkeit der Hande nicht gelingen wollte, das gelang desto leichter der Phantasie und ihren mahrchenhaften Dichtungen; denn wie einst Dadalus und Ikarus mit wachsernen Flugeln sich der Gefangenschaft des Minos entzogen haben sollten, so fabelte man auch von einem großen Mathematiker des Alterthums: von Archytas, daß er das Kunstwerk einer holzernen Taube zuwege gebracht habe, welche, gleich einer naturlichen, in der Luft flog.

Diese und ahnliche, später erfundene Dichtungen fanden dennoch hin und wieder Leute, die sie fur wahr hielten und hierdurch zu Versuchen sich verfuhren ließen, welche Mehreren von ihnen das Leben kosteten. Ob der Italiener Giovanni Battista Dantes aus Perugia, zu Ende des 15ten Jahrhunderts, mittelst seiner Flugmaschine wirklich mehrere Male glücklich uber den Thrasimener See gekommen sey, ehe er, bei einem spatern Versuche der Art, wo er sich von einer Anhöhe über die unten liegende Ortschaft hinwegschwingen wollte, herabstürzte, lassen wir dahin gestellt seyn. Wenigstens kam der kühne Abentheurer mit dem Leben, bloß mit einem zerbrochenen Bein davon, weil er zu seinem Gluck auf einen Thurm gefallen war, wahrend ein ahnlicher Flugversuch den gelehrten Olivier de Malmesbury in England und dem Backwelle in Padua den Tod brachte.

Etwas ganz Andres ist es fur den Menschen im Wasser zu schwimmen, als in der Luft. Denn sein lebender Korper ist in der Regel nicht schwerer, ja sogar noch ein wenig leichter als das Wasser, wahrend das Eigengewicht des Menschenleibes zu jenem der leichten Luft in einem fast hundert-

fach

fach größerem Verhältniß ſtehet, als die Schwere des Eiſens zu der des Waſſers. Durch Erwägung dieſer Schwierigkeit ſprachen einige andre Gelehrte, namentlich Lana in Brescia und Sturm zu Altdorf (bei Nürnberg) jener im J. 1670, dieſer 1678 den Gedanken aus, daß die Erhebung eines feſten, vielleicht ſchiffartigen Körpers in die Luft nur dadurch könne möglich gemacht werden, daß man denſelben mit Hohlkugeln in Verbindung ſetze, welche leichter wögen als die Luft und deshalb von ſelbſt in dieſer emporſtiegen. Die Erfindung der Luftpumpe, welche Otto von Guerike zwei Jahrzehende vorher gemacht hatte, ſchien ein Mittel darzubieten zur Ausführung jenes Gedankens. Denn eine luftleere Hohlkugel, wenn die Maſſe aus welcher ſie beſtünde, nicht zu ſchwer wäre, mußte ſich, ſo ſchien es, in der Luft erheben können. Allein woraus ſollte eine ſolche, inwendig luftleere Hohlkugel gemacht werden, wenn man derſelben eine Feſtigkeit geben wollte, hinreichend, um dem ungeheuren Druck zu widerſtehen, den die Atmoſphäre auf jeden Punkt der Erdoberfläche ausübt (m. v. S. 27). Dieſer Druck beträgt auf jeden Flächenraum von einem Quadratfuß 2216 Pfund; ein dünnes Metallblech wird von ihm zuſammengepreßt; die dichteſte Blaſe, über einen luftleeren Raum geſpannt, wird zerſprengt. Daher war der Gedanke des Pater Galien zu Avignon, den derſelbe im Jahr 1755 ausſprach, daß ſolche Hohlkugeln nicht leer, ſondern nur mit einer ſpezifiſch leichteren Luftart gefüllt ſeyn müßten, deren Dehnkraft dem Druck von außen das Gleichgewicht halten könne, nicht ganz unrichtig, ſo abenteuerlich auch der Vorſchlag zur Ausführung erſcheint, daß man jene Luftart aus den oberen, luftdünneren Räumen der Atmoſphäre herabholen ſolle. Man bedurfte dieſes wunderlichen Mittels nicht um die Hohlkugeln oder luftdichten Säcke nach Galiens Angabe mit einer Gasart zu füllen, an Dehnkraft der atmoſphäriſchen Luft gleich und dabei um eben ſo viel leichter als das Waſſer, im Vergleich zum Queckſilber. Der berühmte engliſche Chemiker Henry Cavendiſh (geb. zu Nizza im J. 1731, geſt. 1810 zu London), dieſer an innren Gaben wie an äußren Glücksgütern gleich reiche Mann, entdeckte im J. 1766 die große Leichtigkeit des Waſſerſtoffgaſes und hiermit war für die Geſchichte der Luftſchifferei eine neue Bahn gebrochen. Seifenblaſen, mit brennbarer Luft gefüllt, ſahe ſchon Kratzen-

stein im J. 1778 auſſerordentlich ſchnell in der Luft emporſteigen, Cavallos Verſuche im J. 1782 mislangen jedoch, weil das Seidenpapier die Luft durchließ, Rinderblaſen aber zu ſchwer waren.

Es war, verhältnißmäßig, nur noch eine kleine Schwierigkeit zu überwinden, welche in der Zubereitung des luftdichten Materials lag, aus dem der Ballon gebildet werden ſollte; dieſer letzte Schritt, der noch zu thun war, gelang bald hernach zweien Männern, welche ſich dadurch, obgleich keine Gelehrten von Profeſſion, einen bleibenden Namen in der Geſchichte der Erfindungen erworben haben: den Brüdern Stevban und Robert Mongolfier, Beſitzern einer Papierfabrik zu Annonay in Vivarais. Schon im Jahr 1782 war es ihnen im Kleinen gelungen, bloß durch erhitzte Luft Ballons zur Höhe der Zimmer, dann zur Höhe der Häuſer emporſteigen zu laſſen, und ſchon dieſe Verſuche, welche anjetzt Jeder von uns als ſtümperhaft verlachen würde, fanden in der Nähe wie in der Ferne eine groſſe Theilnahme, die ſich noch viel höher ſteigerte als den beiden Brüdern die Fertigung eines ziemlich luftdichten Leinwandballons gelang, deſſen Innres mit Papier gefüttert war und deſſen Umfang 110 Fuß betrug. Dieſer Ballon hatte nach unten eine Oeffnung, in welche man die erhitzte Luft eines Feuers, das mit Stroh und mit gekrempelter Wolle unterhalten wurde, hineinſteigen ließ. Die verhältnißmäſſig gröſſere Leichtigkeit der durch die Wärme verdünnten Luft bewirkte nicht bloß, ſobald der Ballon damit gefüllt war, daß dieſer ſelber, obgleich ſein Gewicht 450 Pfund betrug, emporſtieg, ſondern daß er auch noch eine Laſt von mehr denn 400 Pfund mit ſich emporhub, und zwar ſo ſchnell, daß er in Zeit von 10 Minuten die Höhe von 6000 Fuß erreichte, wobei er durch die Luftſtrömung, welche an jenem Tage (es war der fünfte Juny) nicht ſehr ſtark war, eine Strecke Weges von faſt drei viertel Stunden hinweggeführt wurde, und dort zu Boden fiel.

Die Zeitungen waren voll von den Berichten über dieſen erſten gelungenen Sieg des Menſchen über ein Hinderniß ſeiner Natur, das dieſe unter die Natur des Vogels ſtellt, ſie hatten aber wenig Monate nachher von viel wichtigern Siegen derſelben Art zu reden. Profeſſor Charles in Paris, der zur Fertigung ſeines aus Taffet gebildeten und mit dem Firniß des elaſtiſchen Harzes überzogenen ſcheinbar vollkom-

men geschloßnen Ballons die Gebrüder Robert zu Hülfe nahm, wendete zuerst, statt der durch Wärme verdünnten Luft das leichte Wasserstoffgas zur Füllung an; sein Ballon, der nur 12 Fuß im Durchmesser betrug, stieg bei dem ersten Versuche, der am 27. August 1783 auf dem Marsfelde bei Paris mit ihm gemacht wurde, in Zeit von 2 Minuten gegen 3000 Fuß hoch empor, verlor sich dann von den Wolken verdeckt aus den Augen, nahm aber drei Viertelstunden nachher seine Richtung wieder hinabwärts nach dem mutterlichen Erdboden, auf welchem er, fünf Stunden Weges von dem Ort seines Aufsteigens sich niederließ.

Den Physikern so wie allen Freunden der neugebornen Luftschifferkunst ware es lieber gewesen, wenn der Ballon, wie Noahs zuletzt aus der Arche entlassene Taube niemals zum heimathlichen Boden zurückgekehrt ware, sondern seinen, nur Menschenaugen unerforschbaren Lauf, wer weiß wie lange? in den Höhen des Luftkreises fortgesetzt hatte, denn dieses ware ein Zeichen gewesen, daß die Wände der taffeten Hohlkugel dicht genug waren, um der emporhebenden, brennbaren Luft gar keinen Ausgang zu gestatten, welcher jederzeit das Niedersinken zur Folge haben muß. Um diese Undurchdringlichkeit der Wände zu bewirken, wendete H. Romain zu Paris einen neu erfundenen Firniß an und ein Ballon, den der Bierbrauer Kaps zu Danzig gefertigt hatte, schien wirklich die Aehnlichkeit mit Noahs nicht zurückkehrender Taube erreicht zu haben, denn, nachdem er drei Monate lang die brennbare Luft in seinem Innren, ohne Verminderung erhalten hatte, entflog er, bei einem Versuch im Freien, den leichten Banden daran man ihn halten wollte, und man weiß nicht, welchen Weg derselbe seitdem über Meer und Land genommen hat.

Noch war kein lebendiges Wesen mit den aërostatischen Hohlkugeln in die Luft gestiegen, und die ersten, denen man diese Ehre vergönnte, konnten über die gemachten Erfahrungen bei ihrer Luftreise nichts aussagen, obgleich man ihnen ein Barometer mit in ihren Korb gegeben hatte, denn diese ersten Luftschiffer, welche der jungre Montgolfier am 19. September zu Versailles, in Gegenwart des Königes in die Höhe steigen ließ, waren ein Hammel, ein Hahn und eine Ente. Diesen dreien gelang die erzwungene Luftfahrt aufs Beste, sie kamen eine Stunde weit von Paris unversehrt zum Bo-

den nieder. Was dem Hammel, dem Hahn und der Ente so wohl gelungen war, das durfte doch jetzt wohl auch der Mensch wagen, doch wurde der erste Versuch der Art noch mit großer Behutsamkeit gemacht, man hielt den Ballon, mit welchem der Physiker Pilatre de Rozier, vier Wochen später als der Hammel, der Hahn und die Ente emporstieg, an Stricken fest, so daß er sich nur zu 84 Fuß Höhe erheben konnte und schon nach 4 Minuten zog man ihn wieder zum Boden. Noch eine etwas kühnere Luftfahrt, welche derselbe Gelehrte vier Tage nachher (am 19. Oct.) unternahm, war gelungen, obgleich sich der Ballon zuerst mit seinen Stricken in Thurmeshöhe an Bäumen verfangen hatte und schon hatte der Muth zu solchem Unternehmen sich so gesteigert, daß selbst der Marquis von Arlandes sich dem jungen Physiker zum Gesellschafter anbot für die erste, etwas größere Luftreise, die am 21. November vom Schlosse la Muette unternommen wurde, und welche die beiden Reisenden in Zeit von 25 Minuten zuerst in bedeutende Höhe, dann fast 3 Stunden weit von la Muette hinwegführte. Sie kamen wohlbehalten, und nicht wenig erfreut über das Gelingen ihrer Fahrt, zum Boden. Ihr Beispiel reizte alsbald auch Andre zur Nacheiferung auf. Namentlich wollte Charles, der unter den Begründern der Aerostatik einer der Ersten gewesen war, bei der wichtigsten Anwendung dieser neuen Kunst nicht dahinten bleiben, auch er trat jetzt, in Gesellschaft des einen der Gebrüder Robert, am 1. Dec. eine Luftreise an, welche an prunkhafter und wohlgelungener Ausführung die Versuche der Vorgänger weit hinter sich ließ. Der möglichst vornehmste Punct der Hauptstadt, die Tuilerien, waren zur Stätte des Aufsteigens bestimmt. Zwanzig Minuten vor zwei Uhr des Nachmittags sah man, vom Glanz der Sonne beleuchtet, den schönen aus buntem Taffet gebildeten Ballon sich erheben, welcher eine Art von Triumphwagen, an Seilen gehalten, mit sich in die Lüfte trug, darinnen die beiden Bestürmer der Wolkenregion ihren Sitz hatten. Bald erhuben sie sich zur 5 und 6 fachen Höhe der Thürme der Hauptstadt und in dieser Höhe von nahe 1800 Fuß überließen sie zwei Stunden lang ihren Ballon der mäßigen Strömung des Windes, die sie neun Stunden Weges von Paris in die Gegend von Reole führte. Herr Robert hatte jetzt genug an dem Vergnügen der kühlen Fahrt, man

öffnete, um den Ballon zum Sinken zu bringen, einige Klappen an demſelben, durch welche ein Theil der leichten, brennbaren Luft aus-, und eben ſo viel ſchwerere atmoſphäriſche Luft einſtrömt; der Gefährte trat heraus auf den ſichren Boden, H. Charles aber ſtieg mit dem von neuem geſchloſſenen Ballon, der jetzt 130 Pfund weniger zu tragen hatte, noch einmal bis zu einer Höhe von 9000 Fuß (gleich jener des Aetnagipfels) empor. Die Beſchwerden der eiſigen Kälte und der dünnen Luft, dort in der Region des beſtändigen Froſtes wurden nicht allein durch den Genuß aufgewogen, den die mächtig weite Ausſicht auf das von der Abendſonne beleuchtete Land gewährte, ſondern faſt mehr noch durch den Reiz des Gedankens, daß bisher noch keinem Erdenbürger ein ſolcher kühner Aufſchwung in die Höhen gelungen ſey. Die Gondel, darin der glückliche Sterbliche ſaß, hatte nicht umſonſt die Geſtalt eines Triumphwagens; als dieſelbe nach 35 Minuten bei einem Gehölz unweit Tour du Lay ſich zur Erde niederließ und Herr Charles wohlgemuth und unverſehrt aus derſelben ausſtieg, da feierte die Kunſt des Menſchen einen ihrer augenfälligſten Siege.

Es trat aber jetzt ein andrer Mann, einer der glücklichſten Abentheurer ſeiner Zeit, auf den Schauplatz, Franz Blanchard, der die Leute der verſchiedenſten Länder mehr von ſich zu reden machte als alle ſeine Vorgänger und Mitgenoſſen auf jener neuen Bahn des Ruhmes. Blanchard, geboren 1738 zu Andely im Departement der Eure, war Mechaniker von Profeſſion und hatte ſich von Jugend an mit allerhand Entwürfen und Verſuchen zur Erfindung einer Flugmaſchine beſchäftigt. Ohne Aufhören, im Schlafen wie im Wachen übte ſeine lebhafte Einbildungskraft die Kunſt des Fliegens, endlich, nachdem er zwölf Jahre lang gearbeitet hatte um ſein Traumbild zu verwirklichen, glaubte er am Ziele zu ſeyn, er trat im Jahr 1782, einige Monate vorher, als Montgolfier ſeinen Ballon durch Dämpfe zum Steigen brachte, in Paris, zuerſt mit einer Anforderung ihn mit Geld zur Fertigung ſeines Luftſchiffes zu unterſtützen, dann, nach Erreichung ſeines Zweckes, mit einer pomphaften Ankündigung ſeiner bevorſtehenden Luftreiſe auf, wobei er verſprach, ſich mittelſt der vier Flügel ſeines ſeltſamen Schiffes bis in die höchſten Regionen der Luft zu erheben. Dort angelangt wolle er einen unermeßlichen Weg in kurzer Zeit

zurücklegen, wolle sich nach Belieben da oder dort niederlassen; selbst auf dem Wasser, weil sein Schiff auch zum Befahren der Fluthen eingerichtet sey. Schneller denn ein Rabe wolle er die Luft durchschneiden, ohne dabei ausser Athem zu kommen, denn eine Larve, von kunstreicher Erfindung, vor sein Gesicht gebunden, werde dies hindern. Selbst bei widrigem Winde, nur nicht bei Sturmen, werde er, zwar langsamer als gewöhnlich, dennoch aber geschwinder als das beste Segelschiff bei gutem Winde, seinen Lauf verfolgen.

Diese prahlerische Anzeige war in dem vielgelesnen Tagblatt von Paris erschienen und hatte in tausenden von unwissenschaftlichen Köpfen die lebhafteste Neugier und Theilnahme erregt. Der Schwindel verbreitete sich unter allen Ständen, so daß der große Mathematiker und Astronom la Lande es für seine Pflicht hielt, einen Brief an die Herausgeber des Tagblattes zu veröffentlichen, worin er das Ungereimte und Unausführbare des Blanchard'schen Planes: in die Luft, durch mechanische Kräfte zu fliegen, sattsam aufdeckte. Die ansteckende Macht jedoch welche die Narrheit eines Menschen, wenn sie mit ungewöhnlichem Selbstvertrauen gepaart ist, auf andre Menschen äussert, bewährte sich auch bei dieser Gelegenheit. Viele zwar zweifelten, Andre spotteten, noch Andre aber, unter denen selbst der Ingenieur und königliche Graveur Martinet war, vertheidigten die Möglichkeit und diese Alle waren eben so wie der große, leichtgläubige Haufen, begierig den Versuch zu sehen. Als der bald närrische Mechanikus einen Tag bestimmte, an dem er sein geflügeltes Luftschiff dem wißbegierigen Publicum zeigen wollte, war die Nachfrage nach den Plätzen zum Zuschauen so groß, daß der Raum, der zu jener Schaubelustigung bestimmt war, nicht zureichte, und die Sache unterbleiben mußte. Die allgemeine Neugier wurde indeß auf einen andren Tag verwiesen, am 26. Aug. (1782) sollte, nach einer öffentlichen Ankündigung der Ingenieur Martinet, wenn nicht bedeutende Hindernisse dazwischen träten, Blanchard vor den Augen von ganz Paris in die Luft fahren. Solche Hindernisse mochten sich aber wirklich eingestellt haben, Herr Blanchard, welcher, weil ihm das Windmachen so wohl gelang, sich zur Herrschaft über Luft und Winde befähigt hielt, ließ am festgesetzten Tage zwar viel von sich hören, Nichts aber von sich sehen; das schaulustige Publicum mochte sich für seine getäuschte Erwar-

tung an dem Anblick der vier Kupfertafeln schadlos halten, auf denen Herr Martinet das abentheuerliche Luftschiff von vorn und von hinten, von aussen und innen vorgestellt hatte.

Blanchard mit seinen Prahlereien trat jetzt in die Vergessenheit zurück, aus welcher er schwerlich wieder aufgetaucht seyn würde, wenn nicht ihm, dem wahrhaften Glückskinde, die kurz nachher gemachten Entdeckungen der Gebrüder Montgolfier und des Professor Charles bei der Verwirklichung seiner Traumereien zu statten gekommen wären. Plötzlich, nachdem durch Hulfe der Ballons schon manche Luftreise gelungen war, trat der dem Winde befreundete Mann von neuem öffentlich auf, mit einem von ihm erfundenen Luftschiff, an welchem zwar der Ballon die eigentliche Hauptsache war, daran jedoch vor Allem die zu beiden Seiten angebrachten Paare von Flugeln, das Steuerruder, Ankerseil und nach unten ein machtig großer Fallschirm ins Auge fielen. Der Mann wollte alle seine Vorganger in der Luftfahrt darinnen weit übertreffen, daß er nicht nur in die Hohe stiege, sondern daselbst auch nach Belieben, wie ein Vogel, da oder dorthin seinen Flug lenkte.

Vielleicht kam der Unfall, der das kunstliche Machwerk bei dem ersten Versuch zur Auffahrt, im Anfang des März 1784 traf, nicht ganz ungelegen. Ein Student, der sich dem Blanchard zum Reisegefahrten aufdringen wollte, zerbrach in seinem ungestumen Eifer die Flugel und den Fallschirm des Luftschiffes, und als Blanchard mit dem bloßen Steuerruder und Ankerseil versehen, dennoch emporstieg, durfte man den versprochenen Vogelflug nicht von ihm erwarten, sondern mußte sich genugen lassen an der Versicherung des selbstzufriednen Luftschiffers, daß er bei seiner Fahrt gerade so hoch als Rozier, namlich bis zu 9000 Fuß gestiegen sey. Noch in demselben Monat entzückte Blanchard die Bewohner von Rouen mit einer Luftfahrt, wobei abermals ein Unfall eintrat, indem der Wind das Steuerruder zerbrach und nur die Flugel unversehrt ließ. Einmal noch in Rouen, dann aber mehrmalen kurz hinter einander in England, betrieb er sein eintragliches Gewerbe und jetzt war das Vertrauen auf sein Glück so gewachsen, daß er sich zu seiner kuhnsten That erhub: zur Ueberfahrt von England nach Frankreich uber den Kanal. Ein Ballon, mit Wasserstoffgas ge-

füllt, der bereits 5 Luftfahrten glücklich bestanden hatte, trug die Gondel, in welcher neben Blanchard der Amerikaner Dr. Jefferins saß; aus einer unübersehlichen Menge der Zuschauer erhuben sich die beiden Luftheiden am 7. Januar 1785 bei Dover, und trieben, vom Winde geführt, mehrere Thürme hoch über das wogende Meer hin. Bald aber hätten sie Ursache gefunden ihre Kühnheit zu bereuen. Das Gas entwich schnell aus dem Ballon, dieser drohete ins Meer zu sinken; die Luftschiffer warfen ihren 30 Pfund betragenden Ballast, warfen dann alle ihre Geräthschaften und selbst einen Theil ihrer Kleider in das, nahe unter ihnen brausende Meer. Dennoch wären sie verloren gewesen, wenn der Wind sie nicht noch zur rechten Zeit hinüber gebracht hätte zur französischen Küste, in deren Nähe zu ihrer großen Freude der Ballon sich wieder hob und sie unversehrt bis in den Wald von Guienne, eine Stunde Weges von Calais, brachte. Ein Denkmal, das man dort dem Blanchard zu Ehren errichtete, sollte das Andenken an seine That erhalten, deren glückliches Gelingen ihm der König von Frankreich mit einem Geschenk von 12000 Franken und durch die Zusicherung eines Jahresgehaltes von 1200 Fr. belohnte.

Dem abentheuerlichen Manne, dem es an allen tiefen gründlichen Kenntnissen in der Naturlehre und selbst in der angewandten Mathematik fehlte, der sich in seiner eitlen Selbsterhebung bald hernach überall als den »Aeronauten beider Hemisphären, Burger der vorzüglichsten Städte beider Welten, Mitglied fremder Akademien« ankündigte, war ohne viele Ueberlegung und angewendete Vorsicht das Unternehmen gelungen, bei dessen Versuch bald nachher ein trefflicher, gründlich unterrichteter Physiker, der erst nach langer Ueberlegung, mit allen Fördernißmitteln welche die Wissenschaft an die Hand gab, die Ueberfahrt wagte, seinen Tod fand. Blanchards Geschichte kann uns zeigen, wie aufblähend das Glück wirkt, wenn es viel größer ist als der Verstand und daß die laute Bewunderung der mitlebenden Menge, keinen Maaßstab des wirklichen Verdienstes abgebe. Mit all seinen glücklich gelungenen Luftfahrten, deren er bei seinem Tode, im J. 1809, 66 zählte, hat er der Wissenschaft so wie der Nachwelt keinen eigentlichen Nutzen gebracht, obgleich Einige die Erfindung des Fallschirms, welche eigentlich dem Etienne Montgolfier gebührt, ihm zuschreiben wollten. Jenes

Fallschirmes, mittelst dessen er sich zur Belustigung der Zuschauer, in verschiedenen Ländern von Europa und Amerika, mehrmalen, aus bedeutender Höhe herabließ und dessen Kenntniß dennoch seiner Gemahlin, die nach seinem Tode das Gewerbe der Luftschifffahrten fortsetzte, Nichts nützte, als sie im J. 1819 in Paris in die Luft stieg, um die Zuschauer in der schönen Sommernacht durch ein oben abgebranntes Feuerwerk zu ergötzen, wobei der Ballon in Brand gerieth und die bedauernswürdige Heldin sich zu Tode fiel.

Während Blanchards Name so wie seine Thaten allenthalben die lauteste Bewunderung erregten, und alle ähnliche Unternehmungen zu verdunkeln schienen, waren die wissenschaftlich gebildeten Forderer und Begründer der Luftschifffahrt, ohne viel Larmen damit zu machen, bemüht, ihrer Kunst eine größere Sicherheit und bessere Vollendung zu geben. Der Physiker Rozier war nach Lyon zum ältern Montgolfier gegangen und hatte mit diesem einen Ballon von mehr denn 12000 Fuß Flächeninhalt gefertigt. Es zeigte sich indeß bei der Auffahrt, bei der noch 7 andere Personen den Physiker begleiteten, daß mit der Größe zugleich auch die Möglichkeit einer Beschädigung sich steigere, denn der riesenhafte Ballon als er bis zur Höhe von 3000 Fuß sich erhoben, bekam nach 15 Minuten einen Riß, sank jedoch, zum Glück, nur langsam nieder. Alle Versuche, selbst die der Bruder Robert und der Herren Alban und Vallet, dem Luftschiff durch Anwendung von Rudern eine bestimmte Richtung seiner horizontalen Fortbewegung zu geben, blieben zweifelhaft und haben sich wenigstens, bei ihrer Wiederholung durch Andere, nicht bewahrt. Dagegen gelang es dem Physiker Rozier und nach ihm Mehreren, namentlich dem Grafen Zambeccari durch ein sehr einfaches Mittel eine größere Erhebung so wie das Sinken der Montgolfiere in ihre Gewalt zu bringen. Dieses Mittel war durch die Anwendung einer Weingeistlampe gegeben, an der sich durch Oeffnen oder Schließen von eben so viel Klappen eine gewisse Zahl von Flammen entzünden und wieder verlöschen ließ. Die Erhitzung und die hiermit bewirkte Ausdehnung der Luft im Ballon konnte schon durch eine geringe Vermehrung oder Verminderung der Weingeistflamme so merklich gesteigert oder herabgesetzt werden, daß der Ballon, je nachdem man wollte, binnen wenig Secunden in größere Höhen getrieben oder binnen wenig Mi-

unten zum Boden gesenkt wurde. Obgleich jedoch bei der Stellung eines solchen, etwa ringförmigen Lampenkranzes, unten am Halse der Montgolfiere, die möglichste Vorsicht beobachtet wurde, war dieses Mittel dennoch mit großer Gefahr verbunden, da bei den öfteren, starken Windstößen, denen der leichte Ballon oben in der Höhe ausgesetzt ist, der Weingeist verschüttet werden und hierbei sich der Ballon entzünden kann. Vielleicht durch einen ähnlichen Unfall wurde der unglückliche Ausgang des zweiten Versuches herbeigeführt, den die französischen Luftschiffer zur Ueberfahrt über den Kanal machten. Man hatte sich für diesen zweiten Versuch in der Luft über das Meer zu geben, einen wenigstens eben so günstigen Ausgang versprochen als bei dem ersten von Blanchard gewagten, denn der diesmalige Unternehmer war ein gründlich unterrichteter Physiker, die Jahreszeit war scheinbar die günstigste, und alle Vorkehrungen zu der Fahrt waren, wie schon erwähnt, mit der sorgfältigsten Ueberlegung getroffen. Rozier hatte, um mittelst seines Lampenapparates das Emporsteigen und Sinken des Aerostaten mehr in die Gewalt zu bekommen, unten an dem mit Wasserstoffgas gefüllten Ballon noch eine Montgolfiere angebracht. So wie Blanchard gethan hatte, nahm auch Rozier einen Gefährten und Zeugen mit sich: den Parlamentsadvocaten Romain aus Boulogne. Blanchard war von England aus herüber nach Frankreich geflogen; der diesmalige Flug sollte umgekehrt von der französischen Küste bei Calais, hinüber nach der englischen, bei Dover gehen. Der 14. Juny war zu der Auffahrt bestimmt; des Morgens bald nach 7 Uhr stieg der Ballon mit den beiden Gelehrten majestätisch empor; der Südostwind, in dessen Strom sie in einiger Höhe geriethen, schien das Fahrzeug in gerader Richtung seinem Ziele entgegen zu führen. Bald aber setzte sich der Südost in entschiedenen Ostwind um und dieser Veränderung folgte eine noch viel ungünstigere: eine Luftströmung aus Südwest trieb den Ballon von dem Meere her wieder zurück nach der französischen Küste. Die beiden wackern Männer sollten wenigstens ihr Grab nicht in den Fluthen, sondern im vaterländischen Boden finden. Die brennbare Luft des oberen Ballons mochte in der gefährlichen Nachbarschaft der Montgolfiere entzündet worden seyn, die ganze Vorrichtung stürzte, aus großer Höhe mit unbeschreiblicher Heftigkeit und Schnelle nieder;

ihre Trümmer lagen anderthalb Stunden weit von Boulogne, nur wenige hundert Schritte vom Meere entfernt, am Boden zerſtreut; die Körper der beiden Luftſchiffer waren ſo zerſchmettert, daß man kaum noch die menſchliche Geſtalt an ihnen zu erkennen vermochte. Man begrub ihre Reſte zu Bimile. So endigte der Mann, dem man ſo gerne ein beſſres Glück gewünſcht hätte, weil er unter Allen der Erſte geweſen war, welcher ſeine eigne Perſon einem Luftſchiff anvertraut, und mit ihm ſich in das unſichre Element emporgehoben, und weil er ſeitdem ſchon ſo Vieles zur Verbeſſerung jener Kunſt gethan hatte, welche ihm jetzt das Leben koſtete.

Es war dies der erſte Fall, in welchem die neuerfundene Kunſt der Aeronautik ein ſo abſchreckendes Unglück herbeigeführt hatte. Denn, mit Ausnahme des franzöſiſchen Malers Pouche, der ſich bei Aranjuez, als ſein Ballon in Flammen gerieth, doch noch durch einen Sprung gerettet hatte, waren damals (im J. 1785) ſchon 35 Luftfahrten, von 58 verſchiedenen Perſonen, ganz glücklich zurückgelegt worden. Unter dieſen war Madame Thible zu Lyon, die erſte ihres Geſchlechts, die das Wagſtück am 4. Juny 1784 beſtund. Ueberhaupt war der Reiz den das Erproben der herrlichen, neuerfundenen Kunſt auf die Menſchenſeelen ausübte, ſo gewaltig, und wurde durch Blanchards ſo wie ähnlicher Abenteurer fortwährendes Glück ſo genährt, daß Roziers und Romains Tod es nicht verhindern konnte, daß die Luftreiſen immer häufiger und allgemeiner wurden. Zu den intereſſanteſten ihrer Art gehörte namentlich die von Crosbie, welcher in Dublin emporſtieg, um über den Kanal zwiſchen Irland und England zu fliegen. Seine Gondel war zum Fahren in der Luft wie auf dem Waſſer gleich bequem gebaut, und dieſer Einrichtung verdankte er die Rettung ſeines Lebens. Denn der anfangs günſtige Weſtwind, der ihn geraden Weges nach England zu führen verſprach, ſetzte ſich in Nordoſtwind um; der kühne Mann fand ſich jetzt, 40 engliſche Meilen von der irländiſchen Küſte, in einer Höhe, von welcher ſich ihm zwar der Anblick von England wie von Irland zugleich darbot, wo aber der Genuß, welchen dieſe herrliche Ausſicht unter andren Umſtänden hätte gewähren können, gar ſehr durch den Einfluß geſchwächt wurde, den die umgebende Luft auf ſeinen Körper hatte. Denn obgleich unten am Boden die heiße Julyſonne mit voller Kraft ſchien, war es dennoch

in der Höhe, in der ſich der Luftſchiffer befand, ſo kalt, daß die Tinte des Schreibzeuges zu Eis wurde und das Queckſilber im Thermometer bis in die Kugel herabſank. Dennoch war dieß noch bei weitem nicht die größeſte Beſchwerde jener Luftfahrt. Crosdie hatte einen Theil des Gaſes aus dem Ballon entlaſſen, um ſich in eine tiefere, mildere Region herunter zu laſſen, da ergriff ihn ein Luftſtrom aus Norden, führte ſein immer tiefer ſinkendes Fahrzeug durch eine Wolke, darin ſich Blitze ſehen, Donnerſchläge vernehmen ließen und trieb ihn dann herab auf das Meer, deſſen Wellen in die Gondel ſchlugen, während der noch immer oben ſchwebende Ballon vom Winde getrieben, das Fahrzeug mit ſich gegen die engliſche Küſte hinüberriß, wo ein Schiff von Dunleary dem Aeronauten hülfreich begegnete und ihn, ſammt ſeinen Ballon mit ſich in den ſichren Hafen nahm.

Ein Luftſchiffer, deſſen kühne Fahrten und Abentheuer in Luft und Waſſer zu ihrer Zeit in mehreren Ländern von Europa große Theilnahme erregten, war der italieniſche Graf Zambeccari. Schon im Jahr 1783 hatte er in London einen Ballon von anſehnlicher Größe in die Luft ſteigen laſſen und hatte ſeitdem Vieles zur Vervollkommnung der Luftſchifferkunſt beigetragen. Als er ſpäter — im October 1803 — mit zwei Begleitern in Bologna in die Luft fuhr, gelangte der Ballon zuerſt in eine ſolche Höhe, daß die Luftſchiffer vor Kälte erſtarrten und der Graf ſelber ſpäter, in Folge dieſer Froſtbeſchädigung, ſich 3 Finger mußte abnehmen laſſen. Aus dieſer Höhe wollte man den Ballon herablaſſen, er ſank aber ins adriatiſche Meer, wo ein Schiffer die drei Männer rettete, der Ballon aber, nachdem man die Seile zerſchnitten, vom Winde bis zur türkiſchen Feſtung Vibacz geführt wurde. Der daſige Commandant ließ die vermeintliche Gabe des Himmels in kleine Stücke zerſchneiden, welche er unter ſeine Freunde vertheilte. Auch bei einer zweiten Fahrt im Auguſt 1804 ſtieg Zambeccari zuerſt in die Region des ſtärkſten Froſtes und ſank dann abermals gegen das adriatiſche Meer herab. Dennoch konnte der Mann ſeinem Eifer in immer neuen Verſuchen keinen Einhalt thun, bis er ſich im J. 1812 zu Bologna bei einer ſolchen Luftfahrt zu Tode fiel.

Was im Allgemeinen die bisherigen Leiſtungen der Luftſchifferkunſt, ſo wie die Erfahrungen betrifft, welche man bei

den Auffahrten in die Höhe gemacht hat, so ist man hierinnen in sechszig Jahren noch nicht viel weiter vorgeschritten, als man in den ersten funf Jahren nach der Entdeckung Montgolfiers gekommen war. Man hat noch eben so wenig als damals ein sichres Mittel gefunden die Luftfahrzeuge so nach Belieben zu lenken, wie die Fahrzeuge auf dem Wasser, nur eine Erhebung in größere Höhen und eine Senkung nach der Tiefe kann man ihnen mitten in ihrem Fluge geben und hierdurch bewirken, daß das Fahrzeug aus einer seinem Laufe ungunstigen Luftstromung in eine vielleicht günstigere komme. Im Ganzen ist der Luftschiffer der Macht der Winde dahingegeben, von deren Schnelligkeit und Richtung fast ausschließend die Schnelligkeit seiner Fahrt abhängt. Die großeste horizontale Geschwindigkeit die man an einem Luftfahrzeug beobachtete, war die von 17½ deutschen Meilen in einer Stunde. Einen solchen Raum in der angegebenen Zeit hatte das Luftschiff zurückgelegt, in welchem Garnerin in Gesellschaft des Capitan Sowdon im J. 1802 von London nach Colchester fuhr. Der große Ballon den man am 16. Dec. 1804 zu Paris aufsteigen ließ, fiel nach 22 Stunden am darauffolgenden Tage unweit Rom nieder, die mittlere Geschwindigkeit womit er den gegen 230 Meilen betragenden Weg zum Theil über hohe Alpengebirge zurückgelegt hatte, betrug demnach mehr denn 10 geogr. Meilen in einer Stunde. Die fast gleiche Geschwindigkeit zeigte Robertsons Luftfahrzeug bei Hamburg. Ein kleiner Ballon den man am 16. Juny 1804 in Groningen aufsteigen ließ, fiel nach längstens 12 Stunden bei Halle nieder, hatte mithin fast 5 Meilen in einer Stunde durchlaufen. 17½ Meilen in einer Stunde giebt 110 Fuß 10 Meilen 64 Fuß in einer Secunde; der Adler fliegt in jeder Sec. 95 F. weit.

Die lothrechte Geschwindigkeit mit welcher die gut gebauten Ballons in die Höhe steigen, wurde in manchen Fällen zu 30, in einem sogar zu 50 Fuß in der Secunde berechnet. Da das Auge hierbei in seiner Nähe keinen feststehenden Gegenstand hat, nach welchem es die Schnelligkeit des Fortbewegens abmessen kann, sondern da es dem Luftschiffer auch bei der raschesten Bewegung seines Fahrzeuges scheint, als ob dasselbe still an einem Orte stände, so kann die mittlere Geschwindigkeit nur nach der Zeit berechnet werden, in welcher ein gewisser Endpunkt des Laufes erreicht wird, der

bei dem Hinaufſteigen in die Höhe nur aus der Beobachtung des Barometers (davon ſpäter) erkannt werden kann. Wenn bei der Auffahrt der Weg mitten durch Wolken hindurch führet, ſtellen ſich dieſe dem Auge des Luftſchiffers nicht wie uns von der Tiefe aus, als feſt umgränzte Maſſen, ſondern etwa als herabhängende, lappig zerriſſene Gewebe dar, die eben ſo ſchnell als das Fahrzeug emporfahrt, hinabzuſtürzen ſcheinen. Der höchſte, mit wiſſenſchaftlicher Genauigkeit, durch den Stand des Barometers beſtimmte Punkt, bis zu welchem ein Luftſchiffer ſich emporhub, iſt der, welchen der berühmte franzöſiſche Naturkundige Gay Luſſac, bei ſeiner Auffahrt am 16. Sept. 1804 erreichte. Derſelbe betrug faſt 22000 Fuß, übertraf mithin die Höhe des Chimboraſſogipfels um 2000 Fuß. Die Beobachtungen über die allmählige, einem gewiſſen Geſetze unterworfene Abnahme der Dichtigkeit der Luft und zugleich der Wärme, ſind im Ganzen dieſelben, welche man auch beim Beſteigen ſehr hoher Gebirge gemacht hat und wovon wir nachher mehr reden werden, hier wollen wir nur einige minder allgemeine Erſcheinungen erwähnen, welche manche Luftfahrer, wenn ſie in große Höhen kamen, beobachteten.

Vögel, welche nur in den niedreren Regionen der Luft, in der Nähe der Erdoberfläche zu leben gewohnt ſind, wie etwa Tauben, zeigten ſich für den Einfluß der überaus dünnen, kalten Luft großer Höhen ſehr empfindlich. Wenn man ſie in jene höchſten Regionen mit hinaufnahm und ihnen dann ihre Freiheit gab, da benahmen ſie ſich ängſtlich, hielten ſich entweder mit den Füſſen an den Seilen und Rand der Gondel feſt, oder wenn man ſie über dieſe hinauswarf, ließen ſie wie gelähmt, ſich hinabfallen, wahrſcheinlich bis dahin, wo ſie in einer niedreren Region jenen Grad der Dichtigkeit der Luft wiederfanden, in welchem ſie zu leben und zu fliegen gewohnt waren. Die Verwandlung des Waſſers in Dämpfe oder das Sieden deſſelben hängt nicht allein von dem Grade der Hitze ab, den man demſelben mittheilt, ſondern auch von dem Druck der Luft. Je weiter nach der Tiefe, deſto großer iſt dieſer Druck und deſto größere Erhitzung muß man anwenden, um das Waſſer zum Sieden zu bringen, je höher man ſich über den Spiegel des Meeres und über die Erdebenen erhebt, deſto geringer wird der Druck der aufliegenden Luftſäule und deſto weniger Wärme braucht

man dazu, um das Waſſer in Dampf zu verwandeln oder ſiedend zu machen. Auf dem Gipfel des Dhavalagiri wurde das Waſſer ſieden und dabei doch nur eine verhältnißmäßig ſo geringe Hitze haben, daß man kaum ein Ei darinnen hart zu ſieden vermöchte.

Der Dampf, welcher vor Allem bei ſtarker Bewegung aus der Oberfläche unſres Körpers, als Ausdunſtung entweicht, und hier zum Theil als tropfbar flüſſiger Schweiß erſcheint, entſtehet durch die innre Wärme unſres Leibes, auf eine verwandte Weiſe als die Dämpfe des Waſſers, wenn dieſes zum Sieden gebracht wird. Obgleich unten in der Nähe der Erdoberfläche das Gewicht der Luftſäule das auf unſren Körper druckt, wie wir nachher ſehen wollen, ein viel geringeres iſt als oben, in großen Höhen, gerathen wir dennoch in der dünnen, kalten Luft der Hochgebirgsgipfel bei jeder kleinen Bewegung in ſtarke Ausdunſtung und Schweiß, ſelbſt dann, wenn hierbei die innre Wärme ſo wenig erhöht wird, daß wir unten in der Ebene kaum eine Veränderung des gewöhnlichen Zuſtandes unſrer Haut bemerken würden. Die Luftſchiffer, wie Biot und Gay Luſſac empfanden wenig von jener Beſchwerde, weil ſie, in ihrer Gondel ruhig hingelehnt, keine Bewegung zu machen hatten, auſſer etwa eine ganz geringe der Finger und Hände. Dennoch iſt ein gewiſſes Gefühl von Beängſtigung, verbunden mit einem öfter wiederholten Ein- und Ausathmen ſo wie Beſchleunigung des Pulſes eine nothwendige Folge des verdünnten Zuſtandes der Luft, weil die Lunge beim Einathmen zwar an Rauminhalt dieſelbe Quantität an Sauerſtoffgas oder Lebensluft aufnimmt, der Gehalt aber derſelben dem Gewicht nach ein geringerer iſt, als zur Erhaltung des geſunden Verlaufes des Lebens hinreicht. Dabei wird auch, in dem gleichen Maaße, in welchem der Gegendruck von auſſen abnimmt, die Ausdehnung der innren Flüſſigkeiten ſo geſteigert, daß nach der Auſſenfläche des Leibes eine Anſchwellung und ein ſtarker Zudrang des Blutes entſteht, das aus der feinen Haut der Augenlieder, der Naſe und des Mundes tropfenweis ausſchwitzt. An Luftſchiffern, die ſich zu ſehr großen Höhen erhoben hatten, fand man, bei ihrer Rückkehr zum Boden, das Angeſicht aufgedunſen und misfarbig gebräunt. Einige klagten über einen Zuſtand des Uebelſeyns und der Betäubung, der ſie in der höheren Region befallen hatte;

über ein unangenehmes Gefühl im Trommelfell des Ohres, als wollte dieses, durch einen Drang von innen her, zerplatzen, dabei wird der Laut auch einer stark sprechenden Menschenstimme oder der Knall eines abgefeuerten Pistoles und des zerquetschten Knallsalzes in einer sehr verdünnten Luft ungleich schwächer vernommen, greift aber zugleich die Gehörnerven viel stärker an, als in der tieferen Region. Selbst die Eindrücke, welche das Auge des Luftschiffers in sehr bedeutenden Höhen empfängt, sind zum Theil von andrer Art, als man vielleicht erwarten möchte. Zwar kann sich derselbe beim Emporsteigen seines Ballons, wenn dieser von hinreichend guter Einrichtung ist, meist leicht und schnell über die Region der dichteren Wolken erheben, welche selten über 14000 Fuß hinanreicht (obgleich Gay Lussac noch über der 1½ mal so großen Höhe Gewölke sahe) und während die Bewohner des Landes, das unter ihnen liegt, trüben Himmel oder Regen haben, kann er vielleicht ungehemmt das Licht der Sonne oder der Gestirne genießen, dennoch aber wird auch in jenen großen Höhen dem Himmel nicht selten wie durch einen feinen, streifigen Nebel seine volle Klarheit benommen, und wenn dies nicht ist, da werden die leuchtenden Gestirne in einem dem Auge wehethuenden Glanze wie auf blaulich schwarzem Grunde gesehen; die Aussicht nach dem in ferner Tiefe liegenden Lande, ist selbst bei heitrem Wetter bald da, bald dorthin, wie durch einen Glasschleier geschwächt.

Die Luftreise welche bald nach Erfindung der Aerostatik die Gebrüder Robert über eine Strecke von 30 Stunden Weges, von Paris nach Beuvry, in Zeit von 2 Stunden zurücklegten, so wie manche andre solcher Art, ist in neuerer Zeit durch die Fahrt des Luftschiffers Green verdunkelt worden, welcher in London aufstieg, 48 Stunden lang in der Luft blieb und hierbei über das Meer hinüber, dann über ganz Holland und Belgien, bis in das Nassauische flog, wo er sich herabließ. Ein Versuch, die Aeronautik zum Dienst des öffentlichen Wesens anzuwenden, wurde während der Kriege der französischen Republik dadurch gemacht, daß man Luftschiffe, in denen sachverständige Beobachter saßen, in die Höhe steigen ließ, damit sie die Stellung des feindlichen Heeres in Augenschein nehmen möchten. So stiegen französische Offiziere im J. 1795, am Tage der Schlacht von Fleurus, zu einer mäßigen Thurmeshöhe empor, um das

Lager

Lager und die Stellung des öſterreichiſchen Heeres auszuſpähen. Der Ballon deſſen ſie ſich bedienten, war derſelbe, mit welchem ſpäter der Luftſchiffer Robertſon in Hamburg ſeine Luftfahrt anſtellte, er hatte 57 Fuß im Umfang und war dabei von elliptiſcher Geſtalt. Die Kraft, mit welcher der ſtarke, winterliche Luftſtrom ihn aus ſeiner Stellung fortzureißen ſtrebte, war ſo groß, daß man an ſeine zur Erde hinabhangenden Seile 30 bis 40 Pferde anſpannen mußte, um ihn feſt zu halten. Die in der Luft ſchwebenden Kundſchafter ſchrieben ihre Beobachtungen auf Zetteln, welche ſie, mit Blei beſchwert, an einer Schnur hinabließen. Im Verlauf des damaligen Krieges waren gegen 34 Luftballons für das Geſchäft der Kundſchafter beſtimmt, gegen einen derſelben war am 13. Juny zu Maubege eine Batterie von 17 Kanonen gerichtet, ohne ihn beſchädigen zu können. Dennoch wurden ſpäter die Anwendung der Luftſchiffe zum Kriegsgebrauch wieder aufgegeben, wahrſcheinlich ſchon deshalb, weil die Füllung des Ballons mit brennbarer Luft zu lange Zeit erforderte. Denn obgleich man es ſchon im erſten Jahrzehend nach Erfindung der Luftſchifferkunſt ſo weit gebracht hatte, daß man die hinlängliche Quantität des Gaſes, zur Anfüllung eines ziemlich großen Ballons, aus der Behandlung von Eiſenfeilſpanen mit verdünnter Schwefelſäure, ſchon nach wenigen Stunden erhalten konnte, ein Geſchäft das früher ganze Tage in Anſpruch genommen hatte, ſo erſchien dennoch, bei der eiligen Wendung des Ganges der Schlachten oftens auch ſchon die Zeit von etlichen Stunden als eine zu lange.

Die ſo eben erwähnte Schwierigkeit lernte der oben genannte engliſche Luftfahrer Green dadurch beſeitigen, daß er ſeinen Ballon mit jenem gekohlten Waſſerſtoffgas anfüllte, welches durch Deſtillation der Steinkohlen leicht und in Menge erhalten und zur Gasbeleuchtung (m. v. S. 224) angewendet wird. Das ſogenannte Steinkohlengas iſt zwar etwas (faſt im Verhältniß wie 1 : 1) ſchwerer als das mit Eiſenfeilſpanen erhaltene Waſſerſtoffgas, dabei aber gewährt es den Vortheil, daß es ungleich ſchwerer aus den Wänden des Ballons entweicht und ſehr viel wohlfeiler und ſchneller zu haben iſt. In Englands Städten, wo man die Gasbeleuchtung im großeſten Maaßſtabe anwendet, giebt es beſtändig

ansehnliche Vorräthe jener Luftart, woraus sich Green ohne viele Umstände sein Füllungsmaterial verschaffen konnte.

Auch zur Hebung eines andren, für die Ausübung der Luftschifferkunst noch ungleich größeren Uebelstandes, der in der Wahl des Materials zur Bereitung des Ballons lag, hat man in neuester Zeit mehrere zweckmäßig erscheinende Vorschläge gemacht. So gut als man Wasserfahrzeuge aus dünn getriebenem Metall- (z. B. Eisen-) blech gefertigt hat, ließen sich auch, so hat man berechnet, Luftballons aus dünnem Kupferblech herstellen, welche bei geboriger Größe eine solche Menge des brennbaren Gases in sich fassen könnten, daß die verhältnißmäßig größere Leichtigkeit von diesem hinreichen würde, um sowohl das Gewicht des Ballons als die Last der an ihm befestigten Gondel in der atmosphärischen Luft emporsteigen zu machen. Durch einen solchen Ballon könnte das Gas nicht entweichen, dagegen bliebe es zweifelhaft, ob die Masse des dünnen Bleches, eben so wie die freilich ungleich nachgiebigere jenes Zeuges daraus man bisher die Ballons fertigte, geeignet seyn würde, die Veränderungen des Luftdruckes in den verschiedenen Höhen der Atmosphäre auszuhalten, ohne aufs Vielfachste verbogen oder vielleicht gar durch Risse schadhaft zu werden. Indeß dürfen wir nicht zweifeln, daß der menschliche Scharfsinn noch Mittel finden werde, um alle die Hemmungen und Beschränkungen zu überwinden, welche bis auf heutigen Tag der Vervollkommnung und allgemeineren Benutzbarkeit der Luftschiffe entgegenstehen.

26. Die Lebensluft und das Stickgas.

Unter allen Grundstoffen der irdischen Sichtbarkeit ist der einflußreichste und darum wichtigste der Sauerstoff. Für sich allein, in seinem vollkommneren, reinen Zustand erscheint dieser Stoff niemals anders als in Luftform und in dieser Gestalt ist er als Sauerstoffgas oder Lebensluft durch alle Regionen der Atmosphäre verbreitet. Mit noch viel größerem Rechte als dem Golde hätte der Lebensluft das chemisch-astrologische Zeichen der Sonne gebührt, denn was die Sonne ist unter allen Weltkörpern ihres Systemes, das ist das Sauerstoffgas im Verhältniß zu allen Grundstoffen seiner planetarischen Welt. Es ist die anziehende Macht der Sonne, welche den Lauf der Planeten und Cometen in je-

ner fest bestimmten Bahn hält, welche über sie Alle Licht und Wärme ausstrahlet; so ist es auch das Sauerstoffgas, welches der irdischen Körperwelt ihr inneres Gleichgewicht und ihre festbleibenden Umrisse giebt, und das überall da, wo es in kräftigen Wechselverkehr mit seinem brennbaren Gegensatz tritt, gleich einer irdischen Sonne Licht und Wärme ausstrahlet.

Der bewegende und zusammenhaltende Einfluß so wie die leuchtende und warmende Kraft der Sonne wirken aus weiter Ferne her; das Sauerstoffgas bedarf zu seiner Wirksamkeit der unmittelbaren Nähe so wie der wechselseitigen Durchdringung mit den irdischen Grundstoffen. Wie sich der Nervenäther, welcher zwar alle Bewegung und Empfindung und selbst die besondre Gestaltung des lebenden Leibes vermittelt, aber nicht zu einem Stoffe der Bildung und Gestaltung selber werden kann, zum Blute verhält, in welchem sich neben dem Antriebe zur Erhaltung des Lebens auch die Stoffe zur Gestaltung der Theile finden, so verhält sich der himmlische (überirdische) Einfluß der Sonne auf unsre irdische Natur zu jenem, welchen das Sauerstoffgas in dieser ausübt.

Nach der Vereinigung mit dem Blute, nach der Aufnahme desselben in ihre Mischung streben alle Theile des Leibes, und das was diesem Zuge seine Macht und seine Andauer giebt ist vor allem der Gehalt an Sauerstoff, der sich im Blute der Pulsadern oder Arterien findet. Eben so ist in den Elementen der irdischen Natur ein mehr oder minder kräftiger Zug nach der Vereinigung mit dem Sauerstoffgas, das ihnen theils als ein Hauptbestandtheil des Wassers, theils als wesentlicher Gemengtheil der atmosphärischen Luft entgegen tritt.

Am leichtesten und reinsten wird das Sauerstoffgas aus jenen Körpern erhalten, welche aus der Verbindung desselben mit einem Metall entstanden sind — aus Metallkalken oder Oxyden. So namentlich nach S. 127 durch das Glühen des Braunsteinoxydes, das jene Luftart in einer verhältnißmäßig viel größeren Menge als andre Metalloxyde enthält. Auch aus dem rothen Quecksilberoxyd läßt sich dasselbe durch Glühen darstellen und die frischen Blätter der Pflanzen hauchen, wenn das Sonnenlicht sie bestrahlt, Lebensluft aus. Aber, so nahe die Entdeckung zu liegen

schien, haben dennoch erst im J. 1774 die beiden Chemiker **Scheele** und **Priestley**, jener in Schweden, dieser in England, und zwar zu gleicher Zeit, das Sauerstoffgas in seiner Reinheit dargestellt und dasselbe nach seiner eigenthümlichen Natur und Verschiedenheit von andern Luftarten erkannt.

Das reine Sauerstoffgas ist geruch- und geschmacklos. Während unter allen uns bekannten durchsichtigen Körpern das Wasserstoffgas das hindurchstrahlende Licht am stärksten bricht (die Strahlen von ihrer geraden Richtung ablenkt) bricht das Sauerstoffgas dasselbe am schwächsten und wenigsten. Von seiner Eigenschwere sprachen wir schon oben S. 205. Das Sauerstoffgas strahlt schon dann Licht aus, wenn man es in einer Glasröhre, mittelst eines gut schließenden Stempels zusammen preßt, eine Eigenschaft welche weder an dem reinen Stickgas noch am Wasserstoffgas, wohl aber an der Kohlensäure und am Wasser bemerkt wird, welche beide Sauerstoffgas in ihrer Mischung enthalten. Schon diese Erscheinung läßt uns zunächst das Sauerstoffgas als einen Quell jenes Lichtes anerkennen, das bei seiner Verbindung mit andren Körpern während des Verbrennens sichtbar wird. Am augenfälligsten, als Erzeuger und Geber der Flamme, zeigt sich das Sauerstoffgas, wenn es in reinem Zustande ist und wenn man dann in ihm einen brennbaren Körper anzündet. Der Phosphor verbrennt in reinem Sauerstoffgas mit einer Flamme, welche an Stärke und Helligkeit ihres Lichtes dem Sonnenlichte nahe kommt; eine glimmende Kohle so wie ein glimmender Feuerschwamm gerathen darinnen in helle Flammen, ja selbst eine stählerne Uhrfeder oder eine eiserne Haarnadel fangen an hell zu brennen, wenn man an ihrem Ende ein Stückchen glimmende Kohle oder glimmenden Feuerschwamm befestigt, und sie dann in reines Sauerstoffgas hineintaucht. Dabei schmilzt das von unten herauf allmalig abbrennende Eisen zu einer Kugel zusammen, aus welcher, mit lautem Zischen, in sternförmiger Richtung helle Funken hervorsprühen. Die Kugel des schmelzenden Eisens fällt, wenn sie eine gewisse Schwere erreicht hat, ab und hat eine so große Hitze, daß sie im Wasser noch lange Zeit fortglühet und sich in den Boden des gläsernen oder porzellanenen Gefäßes tief hineinschmelzen, ja den Boden desselben, wenn dieser nicht durch aufgestreuten Sand geschützt ist,

durchlochern kann. Das reine Sauerstoffgas wird durch das Verbrennen einer verhältnismäßigen Menge von Phosphor ganz aufgezehrt, während dieser brennbare Körper, wenn man ihn in einem verschlossenen, mit atmosphärischer Luft gefülltem Gefäß entzündet, kaum den vierten Theil derselben aufnimmt, die übrigen drei Viertheile aber frei zurücklasset, weil diese kein Sauerstoffgas, sondern Stickluft sind.

Wenn man auf solche Weise den Phosphor verbrennt, dann entsteht eine Saure, welche im trocknen Zustand in zarten weißen Flocken sich anlegt, das Wasser aber begierig, und mit zischendem Geräusch an sich zieht. Diese mit Wasser vermischte Saure hat einen starken, dabei nicht unangenehmen Geschmack, ihr Gewicht beträgt gerade so viel, als das des Phosphors zusammen mit dem, beim Verbrennen verzehrten Sauerstoffgas ausmacht. Auf dieselbe Weise entsteht auch beim Verbrennen des Schwefels die Schwefelsäure, beim Verbrennen des Kohlenstoffs die Kohlensäure, welche, wenn sie in hinlänglicher Menge verbunden ist, vielen unsrer Getränkbrunnen ihren angenehmen säuerlichen Geschmack ertheilt. Auch bei der Gährung vieler Pflanzensäfte findet eine Art von langsamem Verbrennen, eine Verbindung des Kohlenstoffes mit dem Sauerstoffgase statt, wobei ein Theil des Wasserstoffgases entweicht. Da hierbei der süße Geschmack des Traubensaftes in den sauerlichen des Weines, so bei einer noch höher gesteigerten Gährung in den ganz sauren des Essigs verwandelt wird, zeigt sich abermals das Sauerstoffgas, wie beim unmittelbaren Verbrennen der Kohle, als eine veranlassende Ursache des sauren Zustandes, und dies war der Grund, aus welchem man jener wichtigen, merkwürdigen Luftart den Namen des Sauerstoffgases gab.

Aber auch unter dem Namen der Lebensluft machte sich dieselbe, durch eine andre ihrer wesentlichen Eigenschaften bekannt. Wenn man ein kleines warmblutiges Thier unter eine Glasglocke einsperrt, welche mit gemeiner atmosphärischer Luft gefüllt ist, dann muß dasselbe nach einiger Zeit, wenn es durch sein Einathmen das darin enthaltene Sauerstoffgas so weit als möglich verzehrt hat, ersticken. Wenn die nämliche Glasglocke, statt mit atmosphärischer Luft mit reinem Sauerstoffgas angefüllt war, dann wird ein Thier derselben Art gerade viermal so lange darin am Leben bleiben. Nur so lange in seiner Umgebung noch chemisch unvermischtes

Sauerſtoffgas verbanden iſt, kann ein Licht fortbrennen, ein Thier aber beim Athmen und mithin beim Leben erhalten werden. Denn, wie wir dies ſpäter erwähnen werden, auch das, was beim Athmen und durch alle Folgen deſſelben bewirkt wird, läßt ſich in ſeinem Kreiſe als ein Vorgang des Verbrennens betrachten, von welchem die innre Warme des lebenden Leibes ausgehet und mit ihr, gleich dem Lichte, mehrere andre der Fortdauer und Wirkſamkeit des Lebens dienende Kräfte.

So iſt es das Sauerſtoffgas, welches unter allen Elementen der Erde am nothwendigſten erſcheint, zur Erhaltung des äußren Haushaltes des Menſchen, wie des innren ſeiner eignen leiblichen Natur. Ohne jenen König und Herrſcher im Reiche der Grundſtoffe hätten wir kein Licht, unſre Nächte oder das Dunkel der Tiefe zu erleuchten, kein Feuer um uns gegen das Erſtarren im Winter oder auf den kalten Gebirgshöhen zu ſchützen, kein Mittel um die meiſten unſrer Speiſen zu bereiten. Durch die Flamme, die dem Sauerſtoffgas entquillt, wird dem Menſchen die Macht gegeben zum Ausſchmelzen und Bearbeiten der Metalle, zur häuslichen Niederlaſſung ſelbſt in der Nähe des beſtändigen Eiſes der Polarländer und der beſchneiten Alpengipfel; erſt durch das Feuer, das die Lebensluft ihm gewährt, wird der Menſch der ihn umgebenden Körperwelt mächtig; ohne ihren beſtändigen, hülfreichen Einfluß würde ſeine lebende Seele ſelber nach wenig Augenblicken die Macht verlieren, den eigenen Körper zu bewegen und als Eigenthum zu beſitzen.

Wie ſich durch den Wechſelverkehr des Sauerſtoffgaſes mit den andren Elementen auch in dem Reiche der unbeſeelten Körper jene Bewegungen und Regungen erzeugen, welche den Regungen der Lebenskraft ähnlich und verwandt ſind, und welche unter dem Namen der elektriſch-chemiſchen zuſammengefaßt werden, davon wird noch ſpäter die Rede ſeyn. Darüber, daß alle Gebirgsmaſſen, aus denen die Oberfläche der Erde beſtehet, daß die meiſten Erze und beſondere Steinarten die in den Lagerſtätten jener Maſſen vorkommen, aus einem meiſt metalliſchen Grundſtoffe beſtehen, welcher durch ſeine Verbindung mit dem Sauerſtoffgas erſt ſein jetziges dauerhaftes Beſtehen und ſeine beſtimmte Geſtaltung erhielt, ſprachen wir oben (im S. 18).

Bis in die größeſten uns bekannten Tiefen, bis in die

höchsten Höhen unsrer planetarischen Welt, erstreckt sich das Reich und die Verbreitung des Sauerstoffgases. Dort hat es, als Bestandtheil des Wassers wie der festen Körper, sich zur Ruhe, wie in einem bleibenderen Wohnsitz niedergelassen, hier, in dem Luftkreis, besindet es noch in einem Zustand der Freiheit und ungehemmten Beweglichkeit. Wenn man auch annehmen wollte, daß all jenes Sauerstoffgas, welches durch die Menge der flammenden Vulkane, wie der vom Menschen entflammten Feuer, durch die unzählbaren athmenden Lungen der lebenden Thiere und Menschen so wie durch alle Vorgänge der Gährung der Oxydation und jeder andren langsamen Verbrennung täglich verzehrt wird, niemals wieder in reinem Zustand ausgeschieden und zur Atmosphäre zurückkehren könnte, läßt sich dennoch der Luftkreis als eine, nach unsrem Ermessen unerschöpfliche Vorrathskammer an Lebensluft betrachten. Selbst nach einer Berechnung der Physiker beträgt die Gesammtmenge des Sauerstoffgases in unsrer Atmosphäre so viel, daß alle die oben erwähnten Vorgänge, wodurch ein Theil desselben verzehrt wird, im Zeitraume vieler Jahrtausende keine sehr bemerkbare Abnahme derselben herbeiführen würden. Denn obgleich ein gesunder, erwachsener Mensch durch das Athmen täglich etwas über 26 Kubikfuß, im Verlauf eines Jahres 9505 Kubikfuß, mithin das gesammte auf Erden wohnende Menschengeschlecht, wenn man seine Zahl zu 1000 Millionen annimmt, jährlich fast $^1/_8$ einer Kubikmeile verzehrt, würde dennoch, wenn eine solche Zahl der Menschen zehn ganze Jahrtausende auf Erden athmete, nur erst der tausendste Theil des atmosphärischen Vorrathes an Lebensluft verbraucht werden. Und nicht allein diesen kleinen, sondern einen noch ungleich größeren allgemeinen Abgang des Lebenselementes vermag, in der bereits erwähnten Weise schon das grünende Pflanzenreich zu ersetzen, dessen Wälder und Fluren einen bedeutenden Theil der Erdoberfläche bedecken, indem jeder Sonnenstrahl aus diesem lebenden Grün eine unberechenbare Menge der reinsten Lebensluft hervorruft.

Nächst dem Kohlenstoff bildet der Sauerstoff seiner Gewichtsmenge nach den wichtigsten und bedeutendsten Grundstoff der organischen Körper. Selbst noch im menschlichen Leibe, wenn man dabei den Sauerstoffgehalt des Wassers, welches drei Viertheile seines Gesammtgewichtes beträgt, unberücksich-

tigt lässet, mag sich die Gewichtsmenge des Sauerstoffes in den festeren Theilen auf 7 Pfund belaufen, eine Summe die nur von der Gewichtsmenge des Kohlenstoffes (zu 10 Pfd.) übertroffen wird.

Wir haben jetzt drei jener Grundstoffe betrachtet, aus denen das Material zu dem wunderherrlichen Bau des Leibes der Pflanzen, der Thiere und selbst des Menschen bereitet ist. Noch ein vierter bleibt uns zu betrachten übrig, der sich zwar seltener unter den Bestandtheilen der Pflanzenkörper, desto allgemeiner aber in denen des Thierleibes findet: dies ist der Stickstoff, der für sich allein, in reinem Zustand niemals anders denn in Luftform — als Stickstoffgas — vorkommt.

Wenn man unter einer oben mit atmosphärischer Luft unten mit Wasser gefüllten Glasglocke Phosphor verbrennt und hierbei nicht mehr und nicht weniger Phosphor als nöthig ist (auf 12 bis 13 Cubikzoll Luft etwa 1 Gran) anwendet, dann wird das Sauerstoffgas, das in der Luft sich befand, vollkommen aufgezehrt, die dabei entstandene Phosphorsäure verbindet sich mit dem Wasser und das noch übrig gebliebene atmosphärische Gas ist, wenn nicht etwa durch eine kleine Beimischung von dampfförmigem Phosphor verunreinigt, nichts andres als Stickgas. Auch eine angezündete Spirituslampe, die man auf dem Wasser im untern Raum der Glasglocke schwimmen lässet, verlöscht erst dann, wenn das Sauerstoffgas der Luft bis auf einen kaum merklichen Rest verzehrt ist und wenn man hierauf aus dem noch unverzehrt zurückgebliebenen Antheil der Luft das kohlensaure Gas, welches beim Verbrennen des Weingeistes sich bildete, dadurch hinweggeschafft hat, daß man ätzendes Ammoniak unter das Wasser der Glasglocke mischte, behält man nur das fast ganz reine Stickgas übrig.

Noch reiner als durch die Anwendung der beiden so eben erwähnten Verbrennungsmittel scheidet man das Stickgas aus der atmosphärischen Luft ab, wenn man eine flüssige Auflösung (ein Amalgam) von Blei im Quecksilber in einem wohlverschlossenen Gefäß, darin $^1/_3$ des Metallgemenges mit $^2/_3$ gemeiner Luft zusammengesperrt ist, etliche Stunden lang schüttelt. Das fein zertheilte Blei zieht dann das Sauerstoffgas an sich, um sich mit ihm zu oxydiren und was zurückbleibt ist reines Stickgas.

Wenn das Waſſer, das in den beiden erſterwähnten Verfahrungsarten den unteren Theil der Glasglocke anfüllte, mit dem Waſſer einer Wanne in Verbindung ſtund, ſo daß dem letzteren ein Zutritt unter die Glocke möglich war, dann bemerkt man, daß während des Verbrennens des Phosphors oder Alkohols das Waſſer höher in der Glocke oder im Glascylinder hinaufſteigt, weil durch den Abgang des Sauerſtoffgaſes ein leerer Raum entſtanden iſt, welcher über ein Fünftel des geſammten Rauminhaltes ausmacht. Denn das Stickgas iſt faſt um ein Siebentel leichter als das Sauerſtoffgas, ſo daß dem Rauminhalte nach, den jene Gasarten in der Atmoſphäre einnehmen, das Sauerſtoffgas nur 21, das Stickgas 79, dem Gewichtsverhältniſſe nach jenes 23, dieſes 77 Hunderttheile des Luftkreiſes bildet. Dieſes Verhältniß erweiſt ſich als ein durchaus beſtändiges. So weit bisher der Menſch in die Höhen hinauf kam, oder in die Tiefe der Gruben, zu denen die Luft Zutritt hat, hinabſtieg, haben die chemiſchen Unterſuchungen es überall ergeben, daß, abgeſehen von jenen fremdartigen Gasarten, die ſich nebenbei eindrängen, ja die eigentlichen atmoſphäriſchen Luftarten zum Theil verdrängen können auf 21 Raum- oder 23 Gewichtstheile des vorhandenen Sauerſtoffes 79 Raum- oder 77 Gewichtstheile Stickgas kommen. Freilich kann dabei die Verdünnung in ſehr großen Höhen und die Verdichtung in den Tiefen ſo weit gehen, daß der Luftgehalt einer Glasglocke, welcher unten in der Ebene hinreichend war um eine gewiſſe Portion des Phosphors in ſich abbrennen zu laſſen und in Phosphorſäure zu verwandeln, hierzu nicht mehr auslangt, ſondern daß ein Theil des brennbaren Körpers unverbrannt zurückbleibt, obgleich dabei der Sauerſtoffgehalt, der in der Luftmaſſe war, vollkommen aufgezehrt wurde. Denn obgleich in dem Luftgemenge das ſich in den höheren Regionen findet die beiden atmoſphäriſchen Gasarten dem Gewichte wie dem Volumen nach in demſelben Verhältniß vorhanden ſind, als unten, in der Ebene, finden ſich dennoch beide auf einen viel größeren Raum ausgedehnt, ſo daß in einem Gefäß welches einen Cubikfuß Maasweite hat, dem Gewicht nach nur zwei Drittel, ja die Hälfte ſo viel Luft enthalten ſeyn kann als unten, auf der Oberfläche des Meeres oder der Küſtenebenen (nach Cap. 28).

Die beiden eben genannten Hauptgasarten der Atmo-

ſphäre ſind in dieſer nicht in der Weiſe einer chemiſchen Durchdringung, wie Sauerſtoff und Kohle in dem kohlenſauren Gas oder Waſſerſtoff und Sauerſtoff im Waſſer vereint. Auch läßt ſich ihr Gemenge nicht als ein mechaniſches betrachten, weil ſonſt das Sauerſtoffgas, wegen ſeiner größeren Eigenſchwere zur Tiefe ſinken und in vorherrſchender Menge die niederen Regionen des Luftkreiſes erfüllen würde, während das Stickgas ſich mehr in die höheren Räume hinaufzöge. Beide müſſen deshalb durch eine polariſche Anziehung von andrer Art, Theil für Theil vereint ſeyn, welche mehr der magnetiſchen und elektriſchen, als der chemiſchen gleichet. Auch jene Anziehung die das Gewäſſer der Erde, welches bis zu ſeiner Tiefe hinab von Luft durchdrungen iſt, gegen dieſe ausübt, muß von verwandter Art ſeyn, denn das Waſſer nimmt hierbei die Gasarten der Atmoſphäre nicht in dem Verhältniß auf, in welchem ſie ſeiner Oberfläche ſich darbieten, ſondern mit einer Art von Auswahl, indem es ein Drittel mehr an Sauerſtoff- als an Stickgas abſorbirt.

Das einhüllende Verhältniß, in welchem das an Menge übermächtige Stickgas in unſrem Luftkreiſe zum Sauerſtoffe ſtehet, erſcheint als ein überaus wohlthätiges und zur Erhaltung des jetzigen Fortbeſtandes der irdiſchen Natur nothwendiges. Beſtünde die Atmoſphäre aus lauterem Sauerſtoffgas, dann könnte jede Flamme, die der Menſch auf ſeinem Heerd entzündet, zum unauslöſchlichen Brande werden, auch das Leben der organiſchen Weſen würde in einen ordnungswidrigen Verlauf gerathen. Thiere, welche man etwas längere Zeit im Sauerſtoffgas athmen ließ, ſchienen anfangs überaus wohl, dann aber ſich unbehaglich zu befinden, man fand ihre Lungen in einer Art von entzündlichem Zuſtand; die geſammte Maſſe des Blutes war in ungewöhnlicher Weiſe geröthet. Menſchen, welche an den Lungen leiden, fühlen faſt augenblicklich den ſchmerzhaft nachtheiligen Einfluß, den das Einathmen des reinen Sauerſtoffgaſes auf ſie hat.

Wir betrachten jedoch hier vorerſt nur die Eigenſchaften des Stickgaſes und einige ſeiner Verbindungen. Gegen das Sauerſtoffgas verhält ſich daſſelbe wie ein brennbarer Körper, welcher freilich zum Glücke nicht ſo leicht wie die meiſten andren brennbaren Stoffe, die Verbindung eingehet. Denn während ſich bei dem Verbrennen des Waſſerſtoffgaſes mit dem Sauerſtoffgas das wohlthätig nährende, milde Waſſer

bildet, entstehen aus dem chemischen Vereine des Stickstoffes mit dem Sauerstoff Verbindungen, welche den athmenden Wesen für Erhaltung des Lebens nachtheilig und gefährlich werden müßten.

Eine unsrer stärksten Säuren: die Salpetersäure, welche, so wie sie etwas verdünnt in Handel und Gewerben vorkommt, Scheidewasser benannt wird, ist nichts Andres als eine Verbindung des Stickstoffes mit dem Sauerstoffgas, welche aus 1 Maßtheilen des ersteren und aus 3 des letzteren bestehet. Die zerstörende, auflösende Kraft, mit welcher diese Säure auf die organischen Körper wirkt, ist bekannt. Auch der rothliche Dampf der sich bei Bereitung der Salpetersäure, z. B. durch Destillation des Salpeters mit Schwefelsäure erzeugt, ist eine Säure von geringerem Sauerstoffgehalt als die Salpetersäure, und darum minder stark als diese, dennoch wirkt er auf die athmende Lunge der Thiere als ein zerstörendes Gift. Es gilt dieses selbst noch von dem Salpetergas oder nitrosen Gas, das aus zwei Maaßtheilen Sauerstoffgas und einem Maaßtheile Stickgas chemisch zusammen gesetzt ist, denn auch in diesem verlöschen die Lichter und sterben nach wenig Augenblicken die Thiere. Am unschädlichsten und sogar durch einige seiner Eigenschaften für den Menschen anlockend erscheint unter allen Verbindungen der beiden atmosphärischen Gasarten das oxydirte Stickgas oder das Luftgas, zu dessen Bereitung nur ein Maßtheil Sauerstoffgas auf ein Maßtheil Stickstoffgas verwendet werden. Diese Luftart welche am reinsten aus salpetersaurem Ammoniak, übrigens auch schon durch Auflösung von Eisen oder Zink in einer sehr mit Wasser verdünnten Salpetersäure gewonnen wird, erhöht die Flamme eines angezündeten, brennbaren Körpers fast in demselben Maaße wie das reine Sauerstoffgas. Selbst Kohle und Eisen verbrennen in dem oxydirten Stickgas mit heller Flamme, doch bedarf es zu ihrer Entzündung eines höheren Grades der Hitze als in der reinen Lebensluft. Kleine Thiere welche man in oxydirtes Stickgas einsperrt, verrathen eine Zeit lang einen hohen Grad von Munterkeit; Menschen welche diese Luftart in ihre, vorher durch starkes Ausathmen entleertere Lunge zogen, empfanden dabei einen angenehm süßlichen Geschmack und versetzten dadurch in einen Zustand des behaglichen Rausches, welcher freilich, bei länger fortgesetztem Einathmen des oxydirten

Stickgases bis zum Verluſt der Beſinnung anwachſen kann. Indeß ſind dieſe Erſcheinungen bei Menſchen von keinen nachtheiligen Folgen, während kleine Thiere, die man ohne ihnen dazwiſchen wieder einmal reinere Luft zu geben, lange fortgeſetzt in dem oxydirten Stickgaſe athmen ließ, wie im Rauſche dahin ſtarben.

Das Stickgas läßt ſich zwar durch den elektriſchen Funken mit dem Sauerſtoffgas verbinden und verbrennen, aber nur mit ſehr großer Schwierigkeit und durch öfter wiederholte elektriſche Entladungen, weil ſich bei dem Vorgang jener Vereinigung eine verhältnißmäßig überaus geringe Wärme entwickelt. Wenn man atmoſphäriſche Luft mit viermal ſo viel Maaßtheilen von feuchtem Sauerſtoffgas vermiſcht und dann einen elektriſchen Funken hindurchſchlagen laſſet, dann verbrennt nur jener kleine Theil des Stickſtoffes der unmittelbar von dem Funken getroffen wurde und es gehören mehrere hundert Entladungen einer gewöhnlichen Elektriſirmaſchine dazu, um nur ſo viel Salpeterſäure zu erzeugen, daß ihre Anweſenheit durch Rothen der Lakmustinktur oder durch Verbindung mit einer Auflöſung von ätzendem Kali zu Salpeter (ſalpeterſaurem Kali) merklich wird. Dennoch mag ſich auf ſolche Weiſe auch in der Atmoſphäre durch bemerkbare, gewitterhafte oder unmerkliche elektriſche Entladungen etwas Salpeterſäure erzeugen, denn nicht ſelten findet ſich eine Spur derſelben in verſchiedenen atmoſphäriſchen Niederſchlagen.

Nur in etwas andrer Weiſe als der Kohlenſtoff ſetzt auch der Stickſtoff der menſchlichen Kunſt gewiſſe Gränzen bei ſeiner Handhabung. Wir wiſſen es, daß der koſtbarſte Edelſtein der Erde, der Demant, aus nichts andrem als aus reinem Kohlenſtoff beſtehe und dennoch vermögen wir es nicht aus Kohle Demant zu machen, weil wir wie bereits erwähnt durch all unſre Kunſt eben ſo wenig im Stande ſind, den Kohlenſtoff in kryſtalliniſchen Zuſtand zu verſetzen, als die Elemente, aus denen der Leib eines Thieres beſteht, zum Leben zu erwecken. Eben ſo ſehen wir durch die Kraft des Lebens, welche den Pflanzen und Thieren inwohnt, ohne Aufhören und mit Leichtigkeit den Stickſtoff mit dem Sauerſtoff ſich vereinen, während wir dieſen Vorgang nur äuſſerſt ſchwer durch unſre Wiſſenſchaft und Kunſt nachahmen können. Wir machen uns deshalb die Darſtellung der Verbindung der beiden atmoſphäriſchen Luftarten zur Salpeterſäure und all ihren Abarten nur

dadurch im Großen möglich, daß wir dabei die Kraft des Lebens, in der organischen Natur, uns vorarbeiten lassen. Denn bei der langsamen Zersetzung der vegetabilischen so wie noch mehr der thierischen Körper erzeugt sich ohne große Mühe das salpetersaure Kali oder der Salpeter, aus welchem, wie schon erwähnt, die Salpetersäure dadurch gewonnen wird, daß man ihr, mittelst einer Behandlung durch Schwefelsäure, von dieser stärkeren Säure das Kali entreissen lasset. In unsren Salpeterhütten wird der Salpeter ganz einfach so bereitet, daß man unter ein Dach, welches den Regen abhalten soll, ein Gemenge von lockrer Erde, von Asche und Mergel mit allerhand thierischen und vegetabilischen Abgängen aufschüttet, dieses Gemenge öfters umschaufelt, um alle seine Theile in Berührung mit der Luft zu bringen und dasselbe von Zeit zu Zeit mit Urin begießt. Auf solche Weise wird im Verlauf von 2 bis 3 Jahren der (organische) Stickstoff in Salpetersäure verwandelt, die sich mit dem wenigstens zum Theil in den zersetzten organischen Massen enthaltenen Laugensalze zu Salpeter verbindet. Aber auch schon ganz bereitet, so daß er nur des Auslaugens bedarf, findet sich der Salpeter in manchen Kalkfelsenhöhlen und Erdlagern der heißen, von üppigem Pflanzenwuchs bedeckten und von einer zahlreichen Thierwelt bewohnten Ländern. Einige Pflanzen, wie der Boretsch (**Borago officinalis**) enthalten den Salpeter in merklicher Menge in ihren Säften.

Bei der Verwesung und Zersetzung organischer Körper gehet der Stickstoff auch eine Verbindung mit dem andren Grundstoff des Wassers: mit dem Wasserstoffgas ein, indem drei Maaßtheile von diesem mit einem Maaßtheile Stickstoff das flüchtige Laugensalz oder Ammoniak bilden, das sich durch seinen stechend scharfen Geruch überall da kund giebt, wo thierische Abgänge von sehr stickstoffhaltiger Beschaffenheit in Zersetzung übergehen. Bei dieser Verbindung zeigt sich am Stickstoff eine Eigenschaft, welche wir sonst an keinem andren brennbaren Körper bemerken. Während sich nämlich z. B. die Verbindungen des Phosphors und des Schwefels mit dem Wasserstoffgas wie Säuren verhalten, stellt die Verbindung des Stickstoffes mit demselben ein vollkommenes Laugensalz dar, welches dadurch, daß man ihm mittelst elektrischer Polarisation noch einen Maaßtheil des Wasserstoffgases zusetzt, zu einem metallischen mit Quecksilber sich amalgami-

renden Körper, ähnlich den Grundlagen der andren Laugensalze wird (s. S. 145). Hierbei haben sich alle die gewöhnlichen Verhältnisse umgekehrt. Statt daß anderwärts die metallische Grundlage dadurch zum Vorschein kommen konnte, daß der Wasserstoff ihr den Sauerstoff, womit sie verbunden (oxydirt) war, entrisse, vereint sich jener mit ihr und nun erst tritt die metallische Natur hervor. Uebrigens bestehen selbst über die Grundlagen wurde des Stickstoffes noch einige Zweifel und aus manchen Beobachtungen konnte es scheinen, daß er selber schon aus der Verbindung einer noch wenig gekannten Grundlage mit den Sauerstoff bestehe. In jeder Hinsicht erscheint diese merkwürdige atmosphärische Luftart als ein Wendepunkt, bei welchem die Herrschaft andrer, höherer Kräfte als die unsrer chemischen Werkstätten sind: der Kräfte des Lebens ihren Anfang nimmt. Aus dem Reiche der Grundlagen, welche die unorganischen Körper bilden, ist der Stickstoff wie ausgestoßen und ausgeschlossen, in diesen regt sich fast nirgends ein Zug nach der Vereinigung mit ihm, und selbst die Lebenskraft der Pflanzen zwingt jenen zur freien, unvermählten Luftform geschaffenen Stoff nur in sehr geringem Maaße zur Entäußerung seiner Freiheit. Erst die thierische Lebenskraft ist stark genug ihn ganz in den Bereich der Bildung ihrer Leiblichkeit hereinzuziehen, denn außer dem Fette, das nur Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff enthält, haben alle feste wie flüssige, organische Bestandtheile, aus denen der thierische Körper zusammengesetzt ist, den Stickstoff unter ihren Elementen.

So ist die organische Natur in einem fast ungetheilten Gebrauchsrecht des Stickstoffes und sie wendet dieses Recht in so sparsamer Weise an, daß der Abgang, den etwa die unermeßlichen Vorräthe, welche der Luftkreis enthält, schon allein durch jenen Zugang an Stickstoff ersetzt werden konnte, den manche Quellen, wie z. B. die Warmbrunnen von Wehabia, mit sich aus der Tiefe heraufbringen und zu Tage fördern.

27. Großer Erfolg aus kleiner Ursache.

Jener Brahmine, der nach dem Gebot das seine Religion und sein Stand ihm auferlegten, niemals das Fleisch eines Thieres genossen, sondern mit Abscheu von all solcher

Speiſe ſich hinweggewendet hatte, gerieth in keinen geringen Schrecken als ein Engländer ihm durch ein Mikroſcop in jedem Tropfen des Waſſers, davon der Brahmine ſo eben trank, eine unzählbare Schaar der kleinen Thiere zeigte, welche uns das künſtliche Auge der geſchliffenen Glaſer (noch S. 177) ſichtbar machet. Es fehlte nicht viel, er wäre lieber Durſtes geſtorben als noch einmal in Gefahr gerathen Tauſenden jener Lebendigen bei jedem Trunke den Tod zu bringen, wenn der Andre, der ihn ſo ſchreckte, nicht etwa den Troſt hinzugefügt hätte, daß ſolche faſt unmeßbar kleine Weſen, wie ſie lebend mit jedem Tropfen den wir genießen, ja mit jedem Luftbauch in uns eingehen, auch lebend und unverletzt aus uns ausgehen könnten.

Die Thierwelt unſrer Mikroſcope, welche anfangs nur eine Beluſtigung der Augen war, iſt in neuerer Zeit nicht nur ein Gegenſtand der aufmerkſamen Beachtung für den Forſcher in der Geſchichte des Thierreiches, ſondern auch für den Forſcher in der Geſchichte der Geſtaltung unſrer Erdoberfläche und des Fortbeſtehens der Verhältniſſe zwiſchen dem Luftkreis und der ganzen oberirdiſchen Natur geworden. Ganze große Lager von kieſelerdigen Bergarten zeigen ſich unter dem Vergrößerungsglas als ein feſt zuſammen gebackenes Gehäuſe aus unzählbaren Panzergehäuſen, womit einſt jene faſt unmeßbar kleinen Weſen bekleidet waren, denn an dieſen ſtaubchenartigen Thierchen zeigt ſich eine Vollkommenheit und Zierlichkeit des Baues, eine Stattlichkeit und verhältnißmäßige Stärke der äußren Bekleidung und Bewaffnung, welche den beobachtenden Naturforſcher mit dem höchſten Erſtaunen erfüllt. In der Zeit, als dieſe kieſelerdigen Lager ſich bildeten, da muß in jedem Tropfen des flüſſigen Elementes die Schöpfung der lebenden Geſtalten ſich geregt haben.

Die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher iſt in neuerer Zeit noch in andrer Weiſe auf dieſe kleinen Thiere und auf ihre Wichtigkeit für den Haushalt der irdiſchen Natur hingelenkt worden. Wir ſprachen im vorhergehenden Capitel von dem Verbrauche, welchen das Sauerſtoffgas der Atmoſphäre durch das Athmen der Thiere wie durch jede Flamme eines brennenden Körpers, durch die vielfachen Vorgänge der Gährung und Oxydirung erleidet. Zwar entwickelt ſich nach S. 231 aus der lebenden Pflanzenwelt, durch Zerſetzung der Kohlenſäure, unter dem Einfluß des Sonnenlichtes eine bedeutende Menge von

Sauerstoffgas, aber ein andrer, vielleicht nicht minder ergiebiger Quell der Wiedererstattung der vom athmenden Thierreich aufgezehrten Lebensluft ist im Thierreich selber, und zwar in dem Gebiet der mikroscopisch kleinsten Wesen zu finden. Wir wollen hiervon nur Einiges erwähnen.

Schon vor mehreren Menschenaltern bemerkte ein berühmter Naturforscher (der Graf Rumford), daß sich aus verschiedenen organischen Korpern, wie Seide, Wolle und dergleichen, wenn dieselben in einem mit Wasser erfullten Gefaße dem Sonnenlicht ausgesetzt werden, eine Menge des reinsten Sauerstoffgases entwickle. Zugleich nimmt dabei das Wasser eine grunliche Farbe an, welche, wie die mikroscopische Untersuchung zeigt, von einer zahllosen Menge kleiner, rundlicher Thiere herruhrt. In den Soolkasten einer Saline sieht man eine schleimige, durchscheinende Masse sich bilden, welche den Boden einen oder zwei Zoll hoch bedeckt und an deren Oberflache uberall machtig große Luftblasen sich emporheben. Wenn man mit einem Stocke die schleimig hautige Decke dieser Luftblasen durchstoßt, dann dringt aus ihnen eine Luft herauf, die sich nach allen mit ihr angestellten Versuchen als vollkommen reines Sauerstoffgas oder als Lebensluft zu erkennen giebt. Wenn man aber noch weiter die dicke, zähe Flussigkeit, aus der die Luft heraufkam, untersucht, dann erkennt man unter dem Mikroscop, daß sie fast ganz aus einem Gewimmel von eben solchen lebenden Thierchen bestehe als die waren, aus deren Panzern der Kieselguhr von Franzensbad in Bohmen und andre ahnliche Lagen unsrer Bergarten zusammengesetzt sind. Selbst in der weißen Asche, die nach dem Gluhen der dickflussigen Masse im Feuer zurückbleibt, erkennt man die Kieselskelete jener kleinen Thiere aus denen sie zum großesten Theil zusammengesetzt ist. Diese zeigen so deutlich die Form der Thierchen denen sie angehorten, daß es dem Auge vorkommt, als hätte es noch den frischen, von ihnen erfullten Schleim, nur in einem bewegungslos starrem Zustande vor sich. Auch anderes Wasser, in welchem organische Stoffe enthalten sind, belebt sich nach vielfach wiederholten neueren und neuesten Untersuchungen, namentlich unter Einwirkung des Sonnenlichtes mit dichten Haufen von kleinen rothen und grunen, nur durch das Mikroscop wahrnehmbaren Thierchen und so wie dies geschieht, entwickelt sich eine Luftart aus dem Wasser, in der sich, wenn man

man in einem Glase sie auffammlet, ein glimmender Spahn eben so mit heller Flamme wieder entzündet als in reinem Sauerstoffgas und welche auch durch andre Kennzeichen als ganz oder fast ganz reines Sauerstoffgas sich zu erkennen giebt.

Erinnern wir uns bei dieser Gelegenheit an die weitausgebreiteten Lachen unserer seichten Seekustengegenden, gefullt wie die vorhin erwähnte Flussigkeit auf dem Boden eines Soolenkastens mit salzigen Theilen, untermischt von einer Masse organischer Ueberreste der im Meere lebenden Wesen; erinnern wir uns weiter an die unzählig vielen Ansammlungen von stillstehendem Wasser in unsren Sumpfen und Graben, denen nicht weniger organische Ueberreste des Pflanzen- und Thierreiches beigemengt und, dann wird es uns leicht seyn, die ganz uberaus wichtige Bestimmung zu errathen, welche jene Kleinsten unter allen Lebendigen fur unsre irdische Natur haben. Sie zehren ohne Aufhoren die in Auflosung begriffenen Stoffe auf, welche, wenn sie in gewohnlicher Art verwesten, die Luft mit dem Aushauch ihrer Faulniß verpesten wurden. Und wenn sie diesem Uebelstand in sumpfigen Gegenden auch nicht ganz abhelfen konnen, so ist doch schon das, was sie zu der Abhulfe beitragen, sehr wichtig. Aber nicht allein dieses Werk der Reinigung und des Aufraumens zu jenen kleinen belebten Staubchen ubertragen, sondern dabei auch noch die ungleich wichtigere Aufgabe aus den organischen Stoffen und aus dem Wasser das darin enthaltene Sauerstoffgas in vollkommner Reinheit auszuscheiden und darzustellen. Hier mussen auch die schwachsten und geringsten Wesen Das herbeischaffen, was den starksten und machtigsten das Hauptelement zur Erhaltung ihres Lebens, und zugleich das Hauptvermogen ihrer Wirksamkeit darreicht. Das was dem gewohnlichen Menschenauge verachtlich dunkt und von niedrigster Art erscheint, das kommt durch ein tiefer eindringendes Forschen zur hochsten Anerkennung und Ehre.

Wir werden spater noch einmal, am Ende des Capitels uber den Blitzableiter darauf zu sprechen kommen, was das leiblich Kleine und Kleinste in der sichtbaren Welt, dem massenhaft Großen gegenuber zu bedeuten habe. Das Große bleibt seinem Gewicht und herrschaftlichen Einflusse nach immer groß, was aber unserem Auge daran gefallt und wichtig erscheint, das ware nicht da, gabe es nicht daneben,

darüber und darunter eine andre Welt der Dinge, die unſer Auge nicht ſieht.

28. Druck und Gegendruck.

Wir haben jetzt im Allgemeinen die ſogenannten Grundſtoffe oder bisher noch nicht kunſtlich zerlegten Elemente betrachtet, aus denen die Korper unſrer irdiſchen Sichtbarkeit zuſammengeſetzt ſind. In der unorganiſchen Natur finden ſich dieſe Grundſtoffe zur Bildung der Steine, des Waſſers und andrer Korper, denen keine eigne Seele innen wohnt, unmittelbar gleich roh behauenen Bauſteinen angewendet, dagegen benutzt dieſelben die Lebenskraft der Thiere und Pflanzen nur als einen Stoff, durch deſſen weitere Verarbeitung und vielfache Zuſammenmiſchung ſie, wie der Architekt ſeinen Mortel, ſeine Ziegelſteine, ſeine Stuckatur und ſelbſt Porzellanmaſſe, das vollkommene, organiſche Material zu ihrem Bau gewinnt.

Wie der Anblick der noch unbenutzt am Boden liegenden Bauſteine oder der noch nicht in Backſtein gebrannten Erd- und Sandhaufen nur wenig Intereſſe gewährt, wie dagegen jeder Vorübergehende gern ſtehen bleibt und mit Theilnahme zuſieht, wenn ganze Schaaren der Bauleute das todte Material in Bewegung ſetzen und wenn unter ihren Händen allmalig der kunſtreich ſchone Bau ſich erhebt, ſo ergeht es uns auch, wenn wir von der minder anſprechenden Betrachtung der Grundſtoffe zu der Erkenntniß jener Vorgänge übergehen, durch welche das hehre Gebau unſrer irdiſchen Sichtbarkeit aus ſeinen Elementen zuſammengefugt und errichtet wird. Die Bauleute, welche ſich hierbei geſchaftig zeigen, ſind theils die Kräfte einer elektriſchen und chemiſchen Anziehung (nach Cap. 23), theils die einer lebenden Seele; die Mittel welche beide, wie die Maurer oder Zimmerer ihre Hebel und ihre Handwerksgeräthe zu Hülfe nehmen, ſind theils von mechaniſcher Art, auf Druck und Gegendruck berechnet, theils von eigenkräftigerer, auf Polariſation (nach Cap. 8) begrundeter Natur. Wir betrachten hier zuerſt die Mittel, welche mehr zur Klaſſe der allgemeinen mechaniſchen zu gehören ſcheinen, obgleich auch aus ihrer Wirkſamkeit allenthalben die ſelbſtthatige Theilnahme eigenthümlicher Kräfte hervorleuchtet. Vor Allem tritt uns hier der Einfluß entgegen, den der Druck der Atmoſphäre auf alle Vorgange des Entſtehens und Beſtehens der oberirdiſchen Korperwelt ausubet.

Wenn man ein Kind fragt: was wiegt schwerer, ein Pfund Luft oder ein Pfund Blei, dann werden wir in den meisten Fällen die Antwort hören: das Pfund Blei wiegt schwerer. Das Kind bedenkt eben nicht, daß ein Centner immer ein Centner, das Loth ein Loth in der Wagschale bleibt, es mag nun vom Gewicht des Waſſers oder der Luft oder des Bleies die Rede seyn. Denn die Pferde, welche vor einem Karren angespannt sind auf dem ein Eimerfaßchen voll Ducaten liegt, haben daran ohngefähr eben so schwer zu ziehen, als zwei andre deren Ladung ein großes Marzenfaß ist, in welchem 19 Eimer Waſſer enthalten sind (m. s. S. 132). Und dennoch hat das Kind, wenn es jene Frage scheinbar so verkehrt beantwortet, auch nicht ganz unrecht, es sollte sich nur anders ausdrucken und vielleicht sagen, ein Pfund Blei lastet schwerer als ein Pfund Luft.

Der Lastträger, welcher 400 Pfund Blei auf seinem Rucken davon trägt, muß schon ein sehr starker Mann seyn, etwa ein solcher wie man einzelne unter den turkischen Lastträgern in Konstantinopel findet. Ein berühmter Starker in alter Zeit, der sich gar ruhmredig Athamas der Unbezwingbare, nannte, hatte es noch weiter gebracht; er trug eine Waffenrustung an sich, welche tausend Pfund wog, und bewegte sich in und mit dieser Last. Wir haben aber Beispiele von noch viel mächtigeren Lastträgern ganz in unsrer Nähe und ich selber kenne vor Allen einen, welcher ein Gewicht, das fast dreißigmal schwerer ist als das des Athamas, so ganz ohne alle Beschwerde trägt, daß er es nicht einmal bei Nacht im Schlafe ablegt, und am Tage damit ganz leicht über Berg und Thal wandelt. Ja dieser Lastträger ist schon als kleiner Knabe mit einem Gewicht, welches vielmal größer war, denn jenes, das Athamas auf seinem Leibe trug, umhergehupft und gesprungen, ist damit an Baumen und an Mauern emporgeklettert und im Waſſer geschwommen, ohne unterzusinken.

Der Mann, von welchem ich dieses ohne alle Uebertreibung aussagen kann, bin nicht nur ich selber, sondern ist Jeder von uns. Jeder Mensch von vollkommenem Wuchse und vollkraftigem Umfang der Glieder hat bei Tag wie bei Nacht einen allseitig auf die Oberfläche seines Korpers einwirkenden Druck der Luft zu ertragen, welcher auf jeden Quadratzoll einem Gewicht von 12 3/4 Pfund, mithin auf

jeden Quadratfuß von 1836 und im Ganzen wenn die gesammte Oberfläche des Körpers 15 bis 16 Quadratfuß mißt, einem Gewicht von 27540 bis 29376 Pfunden entspricht.

Daß in einer Röhre, in welcher man einen gut an ihre innern Wände anschließenden Stempel emporzieht, das Wasser, in das der untere Theil der Röhre eingetaucht ist, aufwärts steige, das wußte seit uralten Zeiten jedes Kind, denn das Spiel mit den sogenannten Spritzbuchsen oder Spritzrohren ist nicht erst seit gestern erfunden. Der Anblick jeder Wasserpumpe, welche im Großen auf dieselbe Weise eingerichtet ist, wie das Spritzrohr im Kleinen, die Betrachtung jedes Hebers in welchem die Flussigkeit, wenn man die in ihm enthaltene Luft mit dem Munde herauszieht, alsbald emporsteigt, lehrte ganz dasselbe: daß nämlich das Wasser, wie jede andre Flussigkeit, wenn sie Zugang dazu finden kann, in einen Raum sich hinaufdränge, den man von der Luft entleert hat. Die Thatsache war demnach längst und wohl bekannt, nicht aber die Ursache auf der sie beruhet. Ein berühmter Philosoph des Alterthumes, Aristoteles, hatte die Meinung ausgesprochen: daß in der Welt der natürlichen Dinge ein Abscheu vor der Leere sey, weshalb auch das Wasser, seiner Schwere entgegen, in luftleeren Rohren aufwärts steige und bei dieser sonderbaren Erklarung, weil sie von einem großen, berühmten Gelehrten kam, hatte man sich fast zwei Jahrtausende lang beruhigt, ohne der Sache weiter nachzudenken.

Da jedoch ein luftleerer Raum immer dasselbe bleibt und mithin auch dasselbe wirken muß, er mag groß oder klein seyn, da im Gegentheil der Abscheu der Natur vor der Leere nur desto stärker sich äussern sollte, je größer die Leere ist, mußte es auffallen, daß das Wasser in einer Saugpumpe, auch wenn diese noch so genau und vollkommen eingerichtet ist, niemals höher in den künstlich erzeugten, luftleeren Raum hinansteigt, als 32 Fuß. Ein Gärtner in Florenz machte diese Erfahrung in recht auffallender Weise, als er eine Wasserpumpe ganz kunstgerecht hatte fertigen lassen, welche über 40 Palmen hoch war. Das Wasser folgte dem ganz luftdicht anschließenden Stempel bei seinem Heraufziehen nach bis zur Höhe von 18 Ellen oder 32 pariser Fuß, bei dieser Höhe aber blieb es stehen, ohne sich weiter in dem luftleeren Raume erheben zu lassen. Der berühmte Galilei,

einer der tiefblickendſten Phyſiker der neueren Zeiten, hörte von dieſer Beobachtung, aber obgleich ſein ſelbſtkräftiger Geiſt in vieler Hinſicht von der Befangenheit unter den Ausſprüchen des Ariſtoteles ſich frei gemacht hatte, vermochte er doch bei dieſer Gelegenheit nicht ganz davon los zu kommen, er urtheilte, daß der Abſcheu vor der Leere, welcher das Waſſer in den Saugpumpen ſteigen machet, ſeine gewiſſe Gränzen habe. Und dennoch konnte die richtige Anſicht von jener Erſcheinung Keinem ſo nahe liegen als dem ſcharfſinnigen und tiefforſchenden Galilei, welcher nicht nur die Schwere der Luft kannte, die er, freilich noch immer zu hoch, 400 mal geringer ſchätzte, als die Eigenſchwere des Waſſers, ſondern der bei andrer Gelegenheit auch an die Wirkungen des Druckes der Luft auf die Oberfläche der Erde gedacht zu haben ſcheint. Er ſah diesmal die Wahrheit wie aus der weiten unſicheren Ferne, in die ſich ein Luftſchiffer erhebt; die deutliche Anſchauung aus einem näheren Standpunkt fehlte ihm noch, denn die Schwierigkeit bei der Herſtellung eines vollkommen luftleeren Raumes in einer Röhre von 32 Fuß Höhe, war zu groß. Seinem Schuler aber und Nachfolger auf dem Lehrſtuhl der Phyſik zu Bologna, Toricelli, gelang es, den näheren Standpunkt zu finden, von welchem aus die Erſcheinung des Luftdruckes ſich leicht und bequem uberblicken ließ, weil ſie mit ihren Wirkungen auf einen kleinen Raum beſchrankt und mit nur geringer Mühe hervorzurufen war. Wenn, ſo urtheilte Toricelli, der Luftdruck es iſt, welcher auf den Waſſerſpiegel wirkend, in welchen man das untre Ende der Saugpumpe verſenkt hat, die Flüſſigkeit in den luftleeren Raum hinaustreibt: dann muß dieſer Druck auf jeden Punkt der Erdoberfläche, er muß auf Flüſſiges wie auf Feſtes in gleicher Kraft einwirken. Die Höhe, bis zu welcher eine Flüſſigkeit vermittelſt des Luftdruckes in dem luftleeren Raum emporſteigt, wird, ſo ſchloß er weiter, im Verhältniß mit ihrer Eigenſchwere ſtehen, Weingeiſt oder Oel, weil ſie leichter ſind als Waſſer, werden höher ſteigen denn dieſes, Queckſilber, weil es viel ſchwerer iſt als Waſſer, wird auch, in demſelben Verhältniß, viel weniger hoch emporſteigen. Bei dieſem letzteren Glied der Zuſammenſtellungen blieb Torricelli ſtehen. Er fullte eine Glasrohre, welche an ihrem einen Ende zugeſchmolzen war, mit Queckſilber an, ſchloß das andre offne Ende mit dem

Finger und brachte daſſelbe in ein über 2 Zoll tief mit Queckſilber gefülltes Gefäß. Er hob jetzt das verſchloſſene Ende empor, zog den Finger hinweg, und das Queckſilber blieb 27½ Zoll hoch in der Glasröhre ſtehen und ließ zugleich jenen Raum in dem oberen, verſchloſſenen Ende leer, welcher über dieſe Höhe hinanreichte. Aber die Höhe von 27½ Zoll verhält ſich zur Höhe von 32 Fuß eben ſo wie ſich (umgekehrt) die Schwere des Waſſers zu der des Queckſilbers verhält, nämlich faſt wie 1 zu 14. In der Glasröhre mit ihrem, durch das Umſtürzen entſtandenen, luftleeren Raume des oberen Endes wiederholte ſich im Kleinen ganz daſſelbe was dem Gärtner in Florenz an ſeiner über 40 Palmen hohen Saugpumpe geſchehen war. In dieſer hatte es auch noch einen verhältnißmäßig eben ſo großen leeren Raum gegeben und doch hatte ſich das Waſſer über eine beſtimmte Höhe nicht erheben mögen, eben ſo blieb auch das Queckſilber im luftleeren Raume der Torricelliſchen Röhre, oder wie wir das Inſtrument jetzt nennen: des Barometers und Wetterglaſes, in einer gewiſſen, mittleren Höhe ſtehen. Dieſe große, in all ihren Folgen ſo wichtige Entdeckung wurde im Jahr 1643 gemacht.

Die offenkundige Wahrheit wurde auch diesmal, wie ihr ſo oft geſchieht, von Vielen bezweifelt. Zwei der tiefſten Denker jedoch, welche in jener Zeit lebten, Carteſius und Pascal, hielten ſie der weiteren Prüfung werth. Iſt es wirklich das Gewicht der aufliegenden Luftſaule, welches das Waſſer wie das Queckſilber in einem luftleeren Raume emporhebt, dann muß ſich, je weiter man über die Oberfläche der tiefen Ebenen oder des Meeresſpiegels hinanſteigt, deſto mehr jener Druck vermindern: das Queckſilber in der Torricelliſchen Leere wird auf dem Gipfel eines hohen Berges eine niedrigere Stellung einnehmen, als in der Tiefe bei der Meeresküſte. Pascal ſchloß ſo und veranlaßte im J. 1648 ſeinen Schwager Perrier, zu Clermont in der Auvergne, mit einem Barometer den 4541 Fuß hohen Puy de Dome zu beſteigen, um dort die Höhe des Queckſilberſtandes zu beobachten. Perrier that es, und fand dieſen Stand auf dem Gipfel des Berges um drei Zoll niedriger als unten, am Fuß deſſelben. Ein Verſuch im Kleinen, welchen Pascal ſelber anſtellte, beſtätigte Daſſelbe, denn ein Barometer, das er mit ſich auf den Thurm der Kirche St. Jacques hinaufnahm,

zeigte dort einen um etliche Linien niedrigeren Stand, als unten auf dem Boden der Straße. Abgesehen demnach von diesen im Verlauf eines Jahres und Monates öfter wiederkehrenden, ja an jedem Tage im Kleinen merklichen Veränderungen im Stand der Quecksilbersaule unserer Barometer, wovon wir nachher noch weiter reden werden, gieng es aus diesen Versuchen ganz offenbar hervor, daß die Emporhebung der Flussigkeiten in dem luftleeren Raume in einem festbestimmten Verhältniß mit der Höhe, und darum auch mit dem Gewicht des auf der Erdoberfläche aufruhenden Luftkreises stehe.

Was der atmosphärische Druck und seine Wirkung sey, das zeigte auf eine, der grosseren Menge noch einleuchtendere Weise Otto von Guerike, Churbrandenburgischer Bürgermeister zu Magdeburg, als er im Jahre 1654 auf dem Reichstage zu Regensburg vor den Augen Kaiser Ferdinands III., dessen Sohnes, des romischen Königes (Ferdinands IV.) mehrerer hoher Reichsfursten und einer grosen Zahl des anwesenden Adels so wie der Schaaren des Volkes seine Versuche, mit der von ihm erfundenen Luftpumpe anstellte. In ahnlicher Weise, wie man durch das Zurückziehen eines dicht anschliessenden Stempels das Wasser auspumpt, zog er die Luft aus einer hohlen metallenen Kugel heraus, und indem die Einrichtung getroffen war, daß nach jedem Zuge die Mündung der Saugröhre nach dem Innern der Kugel geschlossen, die herausgezogene Luft aber durch eine besondere Oeffnung hinaus gelassen werden konnte, gelang es ihm, einen fast vollkommen luftleeren Raum herzustellen. Der Hauptkorper seiner Luftpumpe, dessen Durchmesser eine Magdeburgische Elle betrug, bestund aus zwei kupfernen Halbkugeln, welche genau in einander gefugt, und da wo sie zusammentraten von einem mit Wachs und Terpentin getrankten ledernen Ring luftdicht umschlossen waren. An den Halbkugeln waren aussen metallene Ringe angebracht, durch welche man Seile ziehen konnte um Pferde daran anzuspannen. So lange aus diesen zusammen gesetzten Kugeln die Luft noch nicht herausgezogen war, konnte Jeder ohne alle Anstrengung die Halbkugeln von einander trennen, wenn aber die inwendige Luft, so weit als moglich hinaus gepumpt war, dann drangte der äussere Luftdruck die beiden Halbkugeln so fest und kräftig an einander

daß mehrere starke Männer zusammen, sie nicht mehr von einander bringen konnten. Man spannte an jede Halbkugel 2 Pferde, dann 4 und 6 an, und reizte die Thiere zur möglichsten Aeusserung ihrer Kraft; sie vermochten es nicht die beiden Halbkugeln von einander zu ziehen. Erst als man 8 und bei einem spätern Versuch mit einer etwas grossern Kugel 12 Pferde an jede Halbkugel anlegte, da gelang der 16 und 24fachen Pferdekraft das was ohne den Luftdruck für die Kraft eines Knaben ausführbar war. Auf vielfache Weise wurden dann, bei den verschiedensten Formen und äußeren Einrichtungen welche man der Luftpumpe gab, die Versuche wiederholt, die zum Beweis für die ausserordentliche Kraft des Luftdruckes dienen konnten. Man erkannte aus ihnen allen, daß jener Druck mit derselben Macht auf eine Fläche, etwa von einem Quadratfuß Rauminhalt einwirkte, als z. B. eine schwere metallene Masse von gleichem Flächeninhalt, deren Gewicht über 18 Centner beträgt.

Der Erfinder der Luftpumpe war zu seiner Entdeckung durch die Betrachtung der Torricellischen Leere in der Glasröhre des Barometers geführt worden. Es erleidet keinen Zweifel, daß schon Torricelli die Veränderung beobachtet habe, welcher der Stand des Quecksilbers im Barometer, auch wenn dieses unverändert an einem Orte stehen bleibt, unterworfen ist, auch hatte er daraus geschlossen, daß die Schwere, mit welcher die Luft auf die Erdfläche drückt, selber veränderlich sey. Der erste jedoch, welcher nicht nur den Zusammenhang jener Veränderungen mit einem wandelbaren Zustand der Atmosphäre, sondern mit den Witterungsveränderungen erkannte und der das Barometer zu einem Wetterglase umschuf, mag dennoch Otto von Guerike gewesen seyn, der schon in einem Briefe von 1661 die spielende Einrichtung seines Wetterglases beschreibt, in welchem oben auf dem Quecksilber ein hölzernes Männchen stund, das mit dem Quecksilber stieg und wieder sank und mit seinen Fingern auf die neben angeschriebenen vermuthlichen Witterungszustände hindeutete.

So hat zwar das Barometer den Schiffern auf dem Meere, welche es durch das Fallen seines Quecksilbers vor dem nahen Einbruch der Stürme warnte, wie den Bewohnern des Landes fortwährend als eine Art von Witterungsverkündiger gedient, fast noch wichtiger ist es jedoch durch

ſeine Anwendung zum Meſſen der Höhen geworden, weil hier ſeine Angaben ſichrer ſind als die der bevorſtehenden Witterungswechſel. Die Luft iſt 10467 mal dünner als das Queckſilber. Wenn man deshalb zwei Barometer, eines unten am Boden, das andre auf dem platten Dach eines Gebäudes, das gegen 73 Fuß höher iſt als die Fläche des Bodens, aufſtellt, dann wird man finden; daß der Queckſilberſtand in dem Barometer auf dem Dach um eine Linie niedriger iſt als in dem andren. Denn $72^{7}/_{10}$ Fuß ſind gleich 10467 Linien; um ſo viel muß die Luftſäule kürzer ſeyn, wenn ihr Gewicht ſo weit abnehmen ſoll, daß es einer um nur eine Linie verkürzten Queckſilberſäule gleichkommt. Wenn nun dieſes Verhältniß in derſelben Art ſich fortſetzte, ſo daß der Queckſilberſtand ſich bei je 73 Fuß Erhöhung um eine Linie verkürzte, dann wäre die Berechnung der Bergeshöhen und der Lage der Ortſchaften über dem Meeresſpiegel etwas ſehr Einfaches und Leichtes. Aber es kommen dabei noch andre Punkte in Betracht. Mit den Schichten der Luft, die man ſich von der Erdoberfläche an bis zur oberſten Gränze der Atmoſphäre auf einander gelagert denken konnte, verhält es ſich nicht ſo wie mit den Lagen feſter Körper. Wenn man z. B. eine gewiſſe Zahl von Steinplatten in der Dicke von zwei Zollen, davon jede einen Centner wöge, in einer Frachtlaſtenwage auf einander legte und hierauf eine oder mehrere ſolcher Platten hinwegnähme, dann würde die auf einander geſchichtete Maſſe bei dem Hinwegnehmen jeder einzelnen Platte um einen Centner leichter und zugleich um 2 Zoll niedriger werden. Aber die Schichten der Luft ſind keine ſolchen, in ihrer Größe unveränderlichen Maſſen wie die Steinplatten, die ſich durch die auf ihnen liegende Laſt nicht zuſammendrücken laſſen, ſondern ähnlich hierin den elaſtiſchen Federn unſrer Ruhebetten oder Polſter läßt ſie ſich durch einen auf ſie einwirkenden Druck in engeren Raum zuſammenpreſſen und dehnt ſich in demſelben Maaße, in welchem der Druck nachlaſſet, zu einem größeren Raume aus.

Die nämliche Maſſe Luft dem Gewicht nach, welche unten an der Meeresebene, wo der mittlere Barometerſtand zu 28 Zoll $2^{4}/_{5}$ Linien (338,8 Linien) angenommen wird, zu einer Schicht zuſammengedruckt iſt, deren Dicke ſich auf nahe 73 Fuß beläuft, wird ſich oben in einer Höhe, wo der Barometerſtand nur 169,4 Linien (14 Zoll $1^{2}/_{5}$ L.) hoch iſt, wo

mithin das Gewicht und der Druck der oberen Luftsäule um die Hälfte geringer geworden iſt, zu einer Schicht von doppelter Dimenſion ausgedehnt haben. Dort in jener Höhe, welche der des Chimborassogipfels nahe gleich kommt, muß man, um das Barometer wieder um eine Linie fallen zu ſehen, 2 mal 73 d. h. 146 F. hoch ſteigen und könnte man bis zu einer Höhe hinankommen, wo der Druck der von oben herabwirkenden Luftſäule nur noch dem Gewicht einer Queckſilberſäule von etwa 7 Zoll gleich käme, dann müßte man viermal 73 oder 292 Fuß höher ſteigen, um den Barometerſtand um 1 Linie vermindert zu ſehen.

Auf dieſe Weiſe wird dann die Höhe irgend eines Punktes der Erdoberfläche über dem Meeresſpiegel berechnet. An dieſem beträgt, wie erwähnt, der Barometerſtand 338,8 oder genau 338,826 Linien. In einer Höhe von 888 (genauer 886,1) Pariſer Fuß ſteht die Queckſilberſäule um einen ganzen Zoll niedriger (auf 327,8 C.); in einer Höhe von 1807 Fuß um 2, bei 2762 Fuß um 3, bei 3756 Fuß um 4, bei 4790 Fuß um 5 Zoll. So wie ſich 338,8 zu 336,8 oder 335,8 zu 334,8 u. ſ. w. verhält, in demſelben Verhältniß hat auch die Höhendimenſion der einzelnen Luftſchichten, deren Gewicht jenem gleicht kommt das eine Schicht Queckſilber von der Höhe eines Zolles hat, zugenommen: ſie iſt von 888 auf 919, 955, 994, 1035 gewachſen. Bei der Höhe von 21 Zoll hat ſich der Druck der Luftſäule beiläufig um ein Viertel ſeines Betrages an der Meeresfläche vermindert, dort miſſet auch die Ausdehnung der Luftſäule welche dem Gewicht nach der Queckſilberhöhe von einem Zoll entſpricht über 1100 Fuß. Um nun einige Beiſpiele zu geben: ſo wird auf dem Gipfel des Hekla in Island der Barometerſtand 278,8 Linien (23 Zoll 2,8 L.) gefunden. Die Berechnung lehrt, daß dieſes dem Luftdruck einer Höhe von nahe 3790 Fuß entſpreche, denn von Zoll zu Zoll des Queckſilberſtandes hat ſich die Luftſäule von 888 auf 919, 955, 994, 1035 ausgedehnt und dieſe Zahlen zuſammen ſummirt geben 3790. In dem Kloſter auf dem St. Gotthard in der Schweiz iſt der Barometerſtand etwas über 21 Zoll 9 Linien, daraus berechnet ſich die Höhe über dem Meer zu 6400 Fuß; auf dem Gipfel der Lomnitzerſpitze in den Karpathen iſt der Barometerſtand 20 Zoll 2,8 Linien, daraus ergiebt ſich eine Höhe von 8180 Fuß.

Wegen der nach oben immer mehr zunehmenden Dünne der Luft geschieht es auch, daß ein kleiner Ballon aus luftdichtem Stoffe den man unten am Meeresniveau nur halb mit Luft füllte, so daß seine Wände ganz schlaff und zusammengefallen aussahen, wenn man ihn mit sich auf eine bedeutende Höhe hinaufnimmt, auf einmal, durch die Federkraft der in ihn eingeschloßnen Luft ganz anschwillt, und sich zu einer solchen Völle ausdehnt, daß er wie eine zugebundene Blase, aus der man die Luft so gut als möglich mit den Händen herausgedrückt hatte unter der Glocke der Luftpumpe, zerplatzt. Ein Umstand der die Luftschiffer manchmal in Lebensgefahr gebracht hat. Denn welche ungemeine Stärke die Federkraft der zusammengedrückten Luft habe, das lehrt uns die Wirkung unserer Windbüchsen, bei denen es nur die stark zusammengepreßte, in der angeschraubten Hohlkugel befindliche Luft ist, welche, wenn man ihr plötzlich den Ausgang in den Flintenlauf verstattet, die Kugel mit so großer Macht und Schnelligkeit fortschleudert.

In einer Luft welche so dicht ist als die am todten Meere, dessen Spiegel um mehr als 1200 Fuß niedriger liegt als der des Mittelmeeres, wo mithin der mittlere Barometerstand nahe gegen 30 Zoll beträgt, fühlen wir kein Unbehagen, ja wir befinden uns meist bei einem hohen Barometerstand besonders wohl. Selbst in der künstlich verdichteten Luft des Windgewölbes eines Hochofens, wo der Druck vielleicht den Druck der Luftsäule am Meere um das Doppelte und Dreifache übertraf, fühlten zwei Beobachter, welche sich eine Stunde lang darin einschließen ließen, keine andre Unbequemlichkeit als einen Druck von außen her auf das Trommelfell des Ohres und dieselbe Erfahrung machten Personen die unter einer Taucherglocke in sehr verdichteter Luft sich befanden. Der Schall ist in einer solchen dichten Atmosphäre ganz überaus verstärkt; die Ausdünstung des Körpers etwas zurückgehalten.

Ungleich größer sind, abgesehen von der mit der Höhe zugleich zunehmenden Kälte der Luft, jene Unbequemlichkeiten welche wir bei einem längern Verweilen in der verdünnten Luft der höheren Regionen empfinden. Den ungünstigen Einfluß solch dünner Luft beweist schon die kurze Lebensdauer, das bleiche Aussehen, die Kränklichkeit, das schwere Heilen von Wunden bei den Bewohnern des Hospitiums auf dem

St. Bernhard, deſſen Höhe 8460 Fuß, der mittlere Barometerſtand wenig über 20 Zoll beträgt. Jenſeits der Höhe von 1½ bis 2 Meilen wurde kaum noch ein Thier zu leben und zu athmen vermogen, in einer Höhe von etwa 5 Meilen über der Meeresebene hat die Verdünnung der Luft einen Grad erreicht, den wir auch durch unſre beſten Luftpumpen nicht herbeiführen können.

Was übrigens die Bewohnbarkeit der Höhenregionen der atmoſphäriſchen Luft betrifft, ſo hat hierauf auch die Wärme einen nicht unbedeutenden Einfluß. Da, wo (zwiſchen den Wendekreiſen) das ganze Jahr hindurch eine höhere Wärme herrſcht, muß durch die ausdehnende Kraft der Wärme (davon ſpäter) die Luftſaule höher ſeyn als in einem kälteren Klima, obgleich der Druck (die Geſammtſchwere) der Luft ſich gleich bleibt. Deshalb ſpüren die Bewohner des hohen Thales von Quito nichts von den Unbequemlichkeiten der Bewohner des St. Bernhards-Hospitiums, obgleich ihr Aufenthaltsort 8900 Fuß über dem Meere gelegen, der Barometerſtand unter 20 Zoll iſt. Denn Quito liegt faſt unter dem Aequator, der St. Bernhard ſchon jenſeits des halben Weges vom Aequator nach dem Nordpol, im 47. Grad der nördlichen Breite.

Man hat ſich bemüht die Frage zu beantworten: wie hoch der Luftkreis und wo ſeine äuſſerſte Gränze ſey? Wenn man nach dem vorhin (S. 250) erwähnten von Mariotte aufgeſtellten Geſetz die Höhe der einzelnen Luftſchichten von gleichem Gewicht berechnet, dann würde z. B. jene Schicht, in welcher der Barometerſtand nur noch 1 Zoll beträgt $^{28}/_{1}$, d. h. 28 mal dünner und zugleich ihre Höhe von jenem Gränzpunkte an, wo der Stand des Queckſilbers noch 2 Zoll betrug, ſich auf 28 mal 888 d. h. auf 24864 Fuß belaufen, während bei der nächſt vorhergehenden Schicht, in welcher der Barometerſtand zwiſchen 2—3 Zoll war, dieſe Höhe nur 14 mal 888 oder 12432 Fuß betrug. In demſelben Verhältniß würde dann, ſo wie es ſich jetzt nicht mehr um Zoll ſondern nur um Linien handelte, die Höhe der einzelnen Luftſchichten ſich ſteigern. Denn ſo wie die unterſte Luftſchicht am Spiegel des Meeres eine ſolche Dichtigkeit hat, daß man nur 73 Fuß hoch ſteigen muß, um das Barometer um 1 Linie, von 338 auf 337 ſinken zu ſehen, hat ſich dagegen die Dichtigkeit der Luft, da wo der Barometerſtand nur noch

2 Linien misset, bis auf $^{338}/_{1}$, oder den 169. Theil vermindert und zugleich die Höhe jener Schicht auf 169 mal 73, d. h. 12337 gesteigert. Ja diese Höhe beträgt für jene nächste Schicht, an deren Gränze die Quecksilbersäule nur noch 1 Linie hoch stünde 338 mal 73 oder 24528 und so würde sich in ähnlicher Weise die Dichtigkeit der Luftschichten vermindern, ihre Höhe sich steigern, auch da wo das Gewicht der noch übrigen Luftsäule nur auf Hunderttheile, ja auf Zehntausendtheile einer Linie des Quecksilberstandes sich beliefe. So wie wir es deshalb mit all unsrer Mühe kaum dahin bringen werden, in dem Hohlgefäß unsrer Luftpumpen einen vollkommen luftleeren Raum darzustellen, sondern dieser auch nach lang fortgesetztem Auspumpen immer noch mit einer ganz überaus verdünnten Luft gleichmäßig erfüllt bleibt, so können auch unsre Berechnungen über den äusserst möglichen Grad der Verdünnung und mithin über die oberste Gränze unsres Luftkreises nur sehr schwer zu einem sichren Ende kommen. Doch ist es wahrscheinlich, daß jene Gränze da sey, wo die eigenthümliche Federkraft oder Elastizität der Luft mit ihrer Schwere in ein vollkommenes Gleichgewicht tritt, welches der Berechnung nach unter dem Aequator in einer Höhe von 27 $^{1}/_{1}$, in der Nähe der Pole von 27 $^{1}/_{10}$ Meile über der Erdoberfläche statt finden soll. In jener Höhe müßte jedoch die Luft so dünn seyn, daß sie keiner für unser Auge merklichen Erleuchtung durch die Sonnenstrahlen fähig wäre, denn, wie wir dies aus den Berechnungen wissen, die uns die Morgen- und Abenddämmerung an die Hand giebt, die Höhe, bis zu welcher die Luft jenen körperlichen Bestand hat, bei welchem sie noch ein schwaches Sonnenlicht auf die nächtliche Erdfläche herunterstrahlen kann, gehet nicht ganz bis zu 10 geographischen Meilen hinan. Schon dort käme die Dichtigkeit der Luft, wenn anders ihre Abnahme überall dem oben erwähnten Mariotteschen Gesetz folget, kaum noch dem 5000ten Theil der Dichtigkeit der untren Luftschichten gleich.

An jenem Drucke, den die gesammte Luftsäule am Niveau des Meeres auf die Erdfläche ausübt und welcher dem Gewicht einer Quecksilbersäule von 28 Zoll gleich kommt, haben nicht nur die beiden Hauptgasarten der Atmosphäre, Stickstoffgas und Sauerstoffgas Theil, davon das erstere einer Quecksilbersäule von mehr denn 21 $^{3}/_{4}$ das letztere von fast

6 ½ Zoll entspricht, sondern es kommen dabei noch zwei andre luftartige Substanzen in Betracht, die sich in großer Allgemeinheit den beiden Hauptgasarten beigemengt finden. Die eine davon ist der Wasserdampf, welcher im Mittel gegen vierzehn Tausendtheile, das andre die Kohlensäure, welche ein Tausendtheil des atmosphärischen Luftgemenges ausmacht. Der Druck des ersteren kommt indeß kaum drei Siebentheilen, denen der letzteren etwa dem vierzigsten Theil eines Zolles der Barometerhöhe gleich. Doch stehen diese Verhältnisse nirgends so fest, als das Verhältniß der Mengen des Sauerstoffes und Stickstoffes. Namentlich ist das kohlensaure Gas wegen seiner großen Dichtigkeit und Eigenschwere keiner schnellen und gleichmäßigen Verbreitung fähig, sondern es häuft sich leicht da, wo es durch Verbrennen und die Gährung der Körper oder durch das Athmen der Thiere entstanden ist, unverhältnißmäßig an, und auch in andren Regionen der Atmosphäre bemerkt man, daß im Allgemeinen bei trocknem Wetter der Gehalt an jener Gasart zu-, bei feuchtem abnimmt, daß er an windstillen Tagen, so wie über dem Flachland und über dem Meere geringer ist als bei windigem Wetter so wie über bergigem Festlande. Noch größeren Abweichungen ist die Menge des Wasserdunstes unterworfen, der sich in der Atmosphäre findet, denn diese hängt noch viel mehr von der feuchten oder trocknen Beschaffenheit des Wetters oder der Lage eines Landstriches ab.

Mit dieser Veränderlichkeit der Menge des atmosphärischen Wasserdunstes stehet denn auch ein Theil jener täglichen und jährlichen Veränderungen in Zusammenhang, welche am Stand des Barometers beobachtet werden. In den warmsten Monaten des Jahres, im Juli und August, wird mehr Wasserdunst gebildet und in die Säule der beiden Hauptgasarten eingemengt als im Winter, so daß hierdurch der Gesammtbetrag des Luftdruckes im Sommer um 4 bis 6 Linien, im Winter nur um 1 bis 2 Linien vermehrt wird. Aber nicht nur in den verschiedenen Zeiten des Jahres, sondern in denen jedes einzelnen Tages ist der Betrag des Dunstgehaltes und seines Gewichtes einem Wechsel ausgesetzt. Am Morgen, bei Sonnenaufgang, wenn die Abkühlung der Luft ihren höchsten Grad erreicht, ist die Verdunstung am geringsten; sie nimmt jedoch dann einige Stunden nach Sonnenaufgang bis gegen 8 oder 9 Uhr zu, nimmt noch vor Mittag

wie in den heißesten Nachmittagsstunden wieder ab, vermehrt sich jedoch von neuem am Abend, und wird gegen 10 Uhr am bedeutendsten. Statt dieses zweimaligen Steigens und Fallens des Barometerstandes durch den vermehrten oder verminderten Dunstdruck, zeigt sich in der kalten Jahreszeit nur einmal täglich ein solches Fallen, früh zwischen 6 und 8, und ein Steigen um 4 Uhr Nachmittags, wo die Dunstbildung am stärksten ist. Doch sind diese täglichen Veränderungen des Barometerstandes nur sehr wenig bemerkbar, da sie im Sommer nur $^1/_2$ im Winter nur $^1/_{10}$ Linie austragen.

Ueberhaupt sind dieses zunächst nicht jene Barometeränderungen, aus denen sich die etwa bevorstehenden Witterungswechsel bestimmen lassen, sondern dies gilt nur von solchen, welche von einer Störung des Gleichgewichtes der Luftsäulen, die über verschiednen Punkten der Erdfläche stehen, ihren Ursprung nehmen. Das Gleichgewicht wird vornämlich durch die verschiedenen Grade der Erwärmung gestört. Die wärmere Luftsäule dehnt sich zu einer größeren Höhe aus und da ihr oberes Ende hierdurch seinen Stützpunkt in der nachbarlich angränzenden Luftmasse verliert, ergießt es sich über diese niedreren kälteren Regionen, die Säule selber aber wird hierdurch leichter, ihr Druck auf die Erdfläche vermindert. In die dünner gewordne, wärmere Luftschicht sinken sich dann, nach dem Gesetz des Gleichgewichtes, die dichteren, kälteren Luftmassen herein und so entsteht namentlich ein oberes Strömen der Luft der wärmeren Zone gegen die kältere und ein unteres der Luft der kalten Zone zur warmen hin. Der letztere kommt aus einer Gegend der Erde, wo die Axendrehung derselben (wovon später) nur wenig merklich ist; je mehr er deshalb den Gegenden der Wendekreise sich nahet, wo die Axendrehung den höchsten Einfluß hat, bleibt er gegen diese von West nach Ost gehende Bewegung zurück und wird zum herrschenden Ostwind. Eben so wie es uns geschieht, wenn wir in einem vorher ruhenden oder langsam fahrenden Wagen nach hinten, zur Lehne zurücksinken, sobald das Fuhrwerk plötzlich in schleunige Bewegung gesetzt wird.

Eine in lebhafter Fortbewegung begriffene Luft übt nach unten einen geringeren Druck aus als vorher, im Zustand der Ruhe, aus demselben Grund nach welchem die durch eine enge Röhre hindurchströmende stark zusammen gepreßte Luft ihre Spannkraft weniger auf die Wände der Röhre als nach

der Richtung hin wirken läſſet, welcher die Strömung folgt. Darum ſinkt der Barometerſtand öfters bei und vor ſtarkem Winde. Die wechslenden Luftſtrömungen, als eine Folge des verſchiedenen Wärmegrades, der ihre Bewegung bewirkte, geben dann auch zu den wäßrigen Niederſchlägen Veranlaſſung, die ſich in der Atmoſphäre bilden und aus ihr zum Boden herabſenken. Der Waſſerdunſt erhält ſich in ſeiner luftartigen Form nur durch jene Spannkraft, welche ihm die Wärme mittheilt. Das gasartige Waſſer unſrer Atmoſphäre verräth ſich an keinem unſrer Werkzeuge durch das wir die Feuchtigkeit der Luft meſſen, es kann eine große Menge des Waſſerdunſtes im Luftkreis vorhanden ſeyn und den Druck ſeiner Säule, wie uns das Barometer lehrt, ſehr augenfällig vermehren und dabei kann dennoch zugleich die höchſte Trockenheit herrſchen. Wenn aber eine warme Luftmaſſe, deren Wärme hinreichend war um den Waſſerdampf mit welchem ſie bis zur Sättigung erfüllt iſt, die zur Erhaltung ſeiner Luftform nöthige Spannung zu geben, mit einem kalten Luftſtrom vermiſcht und hierdurch abgekühlt wird, dann verliert ein mehr oder minder großer Theil ihres Waſſerdunſtes ſeine Federkraft, er geſtaltet ſich zu kleinen Tropfchen, welche entweder in der Luft ſchweben bleiben und nur eine Trubung des Himmels verurſachen, oder, wenn ſie eine bedeutendere Große und Schwere erreicht haben, als Regen zum Boden fallen. Uebrigens giebt ſich das Verſchwinden der nothigen Spannkraft des Waſſergaſes alsbald durch ein Feuchtwerden der Luft zu erkennen, und im Ganzen erreicht dieſer Zuſtand der Feuchtigkeit im Winter ſeinen höchſten Grad, iſt im April am geringſten und nimmt von da wieder zu, ſo wie an jedem einzelnen Tage die Luft während den kühlſten Morgenſtunden am feuchteſten iſt.

Wenn das Waſſer beim Sieden in die Gasform ſeines Dampfes übergeht, dehnt es ſich auf den 1700 fachen Raum aus, wird mithin um eben ſo viel leichter. Die atmoſphäriſche Luft dehnt ſich bei der Siedehitze nur ſo weit aus, daß ſie 1050 mal leichter wird als das Waſſer, deſſen Dampf mithin noch immer um ein Merkliches leichter bleibt, indem er nur $^{10}/_{16}$ des Gewichtes der umgebenden heißen Luft hat. Aber der Waſſerdunſt bildet ſich nicht nur in der Siedehitze, ſondern auch bei einer Kalte, welche weit unter dem Gefrierpunkt iſt; als Eis und als Schnee iſt das Waſſer noch einer

Ver-

Verdampfung unterworfen. Der Wasserdunst, der sich unter solchen niedrigen Temperaturen bildet, hat zwar nicht jene Spannkraft, welche ihm die Siedehitze mittheilt; doch bleibt das Verhältniß seiner Dichtigkeit zur Dichtigkeit oder Eigenschwere der eben so kalten Luft dasselbe: er wird um drei Achttheile leichter gefunden als diese.

Wasserdunst bildet sich selbst im luftleeren Raume der Luftpumpe und wenn unsre Erde ihrer luftartigen Atmosphäre beraubt wäre, würde sich aus dem Dampf ihrer Gewässer eine Dunsthülle um dieselbe erzeugen. Dennoch zeigt sich das Entstehen der Wasserdämpfe durch Erhitzen des Wassers: das Sieden, in einem Verhältniß der Abhängigkeit zu dem Druck der Atmosphäre. Während an der Meeresebene eine Erhitzung bis zu 80 Grad Reaumur (davon weiter unten) nöthig ist, um das Wasser kochend zu machen, reicht in der Höhe der Puy de Dome-Warte (von 4541 Fuß) schon die Hitze von 76 Grad, in der Höhe von etwa 9400 Fuß die Hitze von 72 Grad hin und selbst die guten Väter, welche die Hospitien des St. Bernhard und des St. Gotthard bewohnen, so wie die Hirten der hohen Alpengegenden können (nach S. 222) das Fleisch und die Gemüse, die sie für ihre Gäste bereiten oder selber genießen wollen, niemals so gar kochen als die Bewohner des tief gelegenen Landes, weil es in ihren Höhen nicht möglich ist, dem siedenden Wasser die zur Garbereitung mancher Speisen nöthige Hitze zu geben. Denn im Kloster auf dem St. Bernhard siedet das Wasser schon bei 73 ⅘ Gr. R.

Um jedoch noch einmal auf die Betrachtung jenes Einflusses zurückzukommen, welchen der Druck der Luft auf unsren eigenen Körper hat, so läßt sich berechnen, daß die Gesammtlast oder der Druck der Atmosphäre, unter welchem wir (nach S. 244) unten auf der Meeresebene leben und uns bewegen, bei jeder Linie, um welche der Barometerstand sich verändert um nahe 100 Pfund sich vermehre oder vermindere. In einer Höhe von 7000 Fuß, wo das Wasser in den Pumpen, die man dort anlegt, statt 32 Fuß nur 24 Fuß hoch steigt, der mittlere Barometerstand nur 21 Zoll beträgt, hat sich auch der Luftdruck auf die Außenfläche des Menschenleibes um ein Viertel seiner Stärke vermindert und da wo das Wasser in den Pumpen nur noch 16 Fuß emporsteigt, in der Höhe von 17000 Fuß, hat der kühne Gebirgsbesteiger,

der in diese Höhe vordrang, nur noch einen halb so großen atmosphärischen Druck auf sich ruhen, als der Bewohner der Meeresküstenebene.

Dennoch gewährt eine solche Verminderung des Luftdruckes dem Leben selber, so wie all seinen Bewegungen keineswegs eine Erleichterung, sondern (nach S. 252) vielmehr eine Erschwerung. Unsre eigne leibliche Natur ist von Luft durchdrungen und ihren Bestandtheilen nach ein Wesen der Luft, darum wirkt sie dem äußren Druck der Atmosphäre mit einem Gegendruck der eigenthümlichen Federkraft entgegen, wodurch sie ihm bis zu einer gewissen Gränze das Gleichgewicht hält. Diese natürliche Gränze reichet bis dahin, wo die verdünnte Luft noch jene Gewichtsmenge des Sauerstoffgases enthält, welche bei jedem Athemzug dem Blute zur Erhaltung seiner Lebenskräftigkeit nöthig ist (n. S. 26). Da wo das Athmen mit Beschwerde vor sich geht, ist der zusammenhaltende Druck von außen zu einem Grad vermindert, bei welchem das Gleichgewicht zwischen den luft- oder tropfbar flüssigen und festen Theilen des organischen Leibes nicht mehr bestehen kann; die Federkraft der ersteren steigert sich ungehemmt bis zu einem solchen Uebermaaße, daß sie die Hullen, darein das Flüssige geschlossen ist, allenthalben durchdringt und zuletzt ihre Zerstörung bewirkt. Der atmosphärische Druck gehört für alle organische, aus flüssigen und festen Theilen zusammengesetzte Körper, zu dem ihnen angemessenen Loos des Lebens und des gesunden Fortbestehens.

Geht es doch selbst im Reiche des Geistigen auf ähnliche Weise zu. Das Loos welches der Schöpfer jeder Menschenseele auferlegte, ist eine Schule, welche bald da, bald dort von aussen hemmend und beschränkend wirkt, wie der atmosphärische Druck auf die Federkraft der leiblichen Dinge. Das Gemüth bleibt bei all diesem hemmenden Druck fröhlich und gesund, so lange in ihm der freudig machende Geist desselben Schöpfers der den äußren Druck gab, lebt und waltet, ja, der innre Gegendruck des Geistes verstärkt sich in demselben Maaße, in welchem die Last von außen zunimmt. Würde die Seele des Menschen auf einmal all den Regungen und Strebungen ihrer Natur allein überlassen, ohne jenen Einfluß von oben, der ihre Wege ordnet und all ihre Regungen zusammenfasset, dann würde bald ihr ganzes Thun ein Mühen um Nichts seyn, ihr ganzes Wesen der Nichtigkeit an-

heimfallen. Aber nicht nur ober und auſſer ihr, auch in ihr, in der höheren Sphäre des Erkennens waltet, ſo lange die Seele geſund iſt, gleich dem luftartig Flüſſigen, das in dem Gewebe ihres Leibes enthalten iſt, jener Geiſt, der das Aufſteigen des gröberen, thieriſchen Weſens in das ihm zugehörige, höhere Herrſchergebiet verhindert. Wo dieſer innre Herrſcher ſein Wirken aufgiebt, da geſchieht in dem Weſen der Menſchenſeele etwas Aehnliches als in der Röhre, darin durch den aufwärts gezogenen Stempel ein luftleerer Raum erzeugt wurde, in welchen jetzt, von untenher, das Waſſer aus dem Sumpf der Tiefe hinanſteiget: das thieriſch Sinnliche ſetzt ſich dann an die Stelle des geiſtig Menſchlichen.

29. Die Wärme.

Wir lernen hier einen andren Gehülfen des Lebens am Bau der ſichtbaren Leiblichkeit kennen, ungleich wichtiger und von allgemeinerem Einfluß als der zuſammenhaltende Druck der Atmoſphäre, dennoch aber häufig mit dieſem Drucke, ſo wie mit der Wirkſamkeit der Luftarten, welche ihn erzeugen, Hand in Hand verbunden. Dieſer mächtige Gehülfe am Bau der irdiſchen Sichtbarkeit und an ſeiner Erhaltung iſt die Wärme. Was wäre die Welt der leiblichen Dinge, wenn nicht das Licht, mit väterlicher Kraft, in ihr das Leben weckte und die mutterliche Wärme dieſes Leben nährte und hegte! Vor Allem zwar, kommen der Erde das Licht wie die Wärme aus der allgewaltigen Mitte ihres Weltganzen, aus der Sonne, dennoch enthält ſie auch in dem Innren ihrer Gebirgsmaſſen, in den brennenden Vulkanen und Naphthaquellen, manchen natürlichen, niemals verlöſchenden Herd des Feuers.

Bei Baku, am Caſpiſchen Meere, wo das Erdöl an verſchiedenen Stellen dem Boden entquillt, und wo in der Nähe dieſer Quellen aus jedem Loche, das man in die Erde gräbt, ein Dampf herausſteigt, der ſich (nach S. 203) an der genäherten Flamme eines Lichtes entzündet und in unverlöſchlicher Ausdauer fortbrennt, bis man ihm, etwa durch Aufſchütten von Erde, den Zutritt des atmoſphäriſchen Sauerſtoffgaſes abſchneidet, finden ſich noch einzelne, kleine Gemeinſchaften der alten perſiſchen Feueranbeter. Dieſen erſcheint das Feuer, mit ſeinem Licht und ſeiner Wärme, nach

einer Verirrung des fleiſchlichen Sinnes, nicht nur als ein Sinnbild der allbelebenden und erhaltenden Kraft des Schöpfers, ſondern als das Weſen dieſes Schopfers ſelber, vor dem ſie ſich beugen.

In der That es war ein wichtiger Zuwachs zu dem Herrſchergebiet des Menſchen, uber die ihn umgebende Natur, als ihm die Macht in ſeine Hand gegeben wurde, das Feuer, das ihm die Sonne wahrend des Tages entgegenſtrahlt, auch bei Nacht hervorzurufen, und daſſelbe, wo und wie er wollte, in ſeine Dienſte zu nehmen. War die Flamme einmal entzundet, dann ließ ſie ſich leicht durch das Hinzuthun eines brennbaren Stoffes erhalten, am leichteſten und ohne alles menſchliche Bemuhen da, wo der brennbare Stoff, wie bei den Quellen des Erdoles, oder wie uber den Lagern des Steinſalzes von ſelber aus der Tiefe hervordrang.

Wir wollen uns nicht fragen, wer der erſte Erfinder des irdiſchen Feuers war. Noch jetzt und zu allen Zeiten entzundet ſich ein Feuer am andren; ſo konnte man wohl ſagen: die Erfindung des Feuers gieng nothwendig und uranfanglich aus der Natur des menſchlichen, erkennenden Geiſtes hervor, der ſelber vom Weſen des Lichtes iſt, oder, mit andren Worten: der Gebrauch des Feuers im Haushalte des Menſchen iſt ſo alt als dieſer Haushalt ſelber. Die erzahlende Geſchichte, welche nur die auſſerlich ſichtbare That des Lebens, nicht den inneren Anfang derſelben zu beſchreiben hat, nennt uns Namen der erſten Erfinder oder Beherrſcher des Feuers. Ein Blitz, ſo berichten einige Schriftſteller des Alterthumes, habe einen Baum in Flammen geſetzt, oder ein Sturmwind habe durre Baume eines Waldes ſo lange und ſo ſtark gegen einander gerieben, daß ihr Holz erhitzt und in Brand gerathen ſey, und die einmal entzundete Flamme ſey dann, wie ein Heiligthum, durch unausgeſetzte Wachſamkeit und Pflege erhalten worden. Selbſt ein durchſichtiger, auf beiden Flachen halbrund erhabener Kryſtall, wie dergleichen unter den abgerundeten Rollſteinen der Gebirgsſtrome hin und wieder gefunden werden, konne, nach der Meinung Andrer, als ein naturliches Brennglas benutzt worden ſeyn, um dadurch, in den Strahlen der Sonne, das erſte Feuer des menſchlichen Herdes zu entzunden.

Noch jetzt verſchaffen ſich einige Volker, denen die Künſte der Europäer unbekannt ſind, das Feuer fur ihren Haus-

halt auf dieſelbe Weiſe, wie dies ein uralter Herrſcher von China, der Sage nach, ſeinem Volke lehrte: durch Zuſammenreiben von dürren Holzern, ſo etwa, daß das eine in eine Vertiefung des andren hineingeſteckt und dann ſchnell und kräftig darin herumgedreht wird. Jeder ſchnelle, ſtarke Druck, jedes Aneinanderſchlagen feſter Körper, jede heftige Bewegung, dies mußte ſchon den älteſten menſchlichen Bewohnern der Erde als Thatſache der Erfahrung in die Sinnen fallen, ruft ein Erſcheinen der Wärme und hiermit zugleich öfters auch des Lichtes hervor.

Die Entdeckung, welche, wie ſo eben erwähnt, ein Herrſcher von China, der Sage nach, machte, daß ein Stück Holz, in eine Höhlung geſteckt und in dieſer raſch umgedreht, bis zur Entflammung ſich erhitzen könne, hat, zu ſeinem Schrecken, bei uns ſchon mancher Fuhrmann gemacht, wenn er ſeine Wagenaxen nicht hinlänglich geſchmiert hatte und nun die Reibung ſo ſtark wurde, daß das erhitzte Holzwerk der Räder in Flammen gerieth. Eben ſo können ſich die Zapfen ſchnell und ſtark bewegter Maſchinenräder bis zum Glühen erhitzen. Ein Radſchuh der beim Herabfahren von einem hohen Berge dem Druck des Wagens und der Reibung am Boden ausgeſetzt war, wird dabei, eben ſo wie ein Bohrer oder eine Säge bei einem kräftigen, länger anhaltenden Gebrauche, ſehr ſtark erhitzt. Die Wärme die beim Reiben erzeugt wird, hängt nicht von der Beſchaffenheit der Körper ab, welche dabei gewählt werden; Platten von Metall, von Marmorſtein und von Holz werden bei gleich ſtarkem Druck und bei gleich ſtarker Heftigkeit des Zuſammenbewegens in faſt gleichem Maaße erhitzt. Auch nimmt die Wärme, welche zwei aneinander geriebene Körper von ſich geben und rings um ſich her verbreiten, nicht ab, man mag den Verſuch noch ſo oft und in der kürzeſten Zeit nach einander wiederholen. Es ſind hierbei offenbar nicht die Körper ſelber, welche, etwa ſo wie ein naſſer Schwamm beim Zuſammendrücken das Waſſer ſich auspreſſen laſſet, die Wärme aus ihrem Innren herauslaſſen, ſondern es iſt die äuſſere Bewegung welche ſich den einzelnen Theilen der Körper bis in ihr Innerſtes hinein mittheilt und hier jene eigenthümliche Anregung und Umſtimmung der wechſelſeitigen Anziehung der kleinſten Theile bewirkt, welche wir Wärme nennen.

Wenn man eine plattgedrückte Stange von reinem Zinn

mit den Fingern biegt, vernimmt man dabei einen eigenthümlichen Ton: das sogenannte Schreien des Zinnes. Wenn man das Hin- und Herbiegen der Stange länger fortsetzt, dann wird dieselbe warm und immer wärmer, so daß man zuletzt ihre Hitze nicht mehr in der Hand vertragen kann. Durch das Biegen wurde der Zusammenhang der einzelnen Theile gestört und die veränderte Stimmung, im Verhältniß jenes Zusammenhanges, hat sich von einem Punkt zum andern der ganzen Masse der Metallstange mitgetheilt.

Wenn man in der vorhin erwähnten Weise zwei Metall- oder Stein- oder Holzplatten übereinanderlegt und dann die eine auf der andren stark und schnell bewegt, mithin eine Reibung erregt, dann könnte es scheinen, daß die Erzeugung der Wärme ganz in ähnlicher Weise vor sich gehe als bei dem Hin- und Herbiegen der Zinnstange. In den beiden auf einander gedruckten Körpern entsteht eine gegenseitige Anziehung der genäherten Flächen, ein Verhältniß des Zusammenhanges ihrer Theile, dessen Spannung durch das Reiben in Anregung und vibrirende Bewegung, gleich der angespannten, tönenden Saite versetzt wird. Selbst der Umstand, daß unter zwei gegen einander geriebenen Platten jene mehr erwärmt wird, deren Oberfläche gerißt, als die andre, deren Oberfläche glatt ist, ließe sich vielleicht schon daraus erklären, daß die erzeugte Wärme von den Unebenheiten der ersteren Platte wie die Elektrizität von den Metallspitzen (davon später) leichter aufgenommen wird.

Jenes vibrirende Bewegen, welches durch das Reiben der Finger an den Glasglocken einer Harmonika hervorgerufen wird und durch die Anregung der Luft zu gleicher Bewegung bis zu unserm Ohre sich fortpflanzt, wo wir dasselbe als Ton vernehmen, kann auch durch einen Stoß oder Schlag an die Glas- so wie Metallglocke erzeugt werden. Denn der Stoß wirkt in gleicher Art verändernd auf die Spannung des Zusammenhaltes der Körpertheile ein, als das Reiben. Auf dieselbe Weise wird auch die Wärme durch Stoß und Schlag erzeugt. So kann man eine Eisenstange durch das bloße Hämmern auf einem Amboß bis zum Glühen erhitzen. Wenn man den harten Feuerstein mit Stahl zusammenschlagt, dann entsteht eine solche Hitze, daß die kleinen Theilchen des Stahles, welche der Schlag von diesem abriß, nicht nur glühend werden, sondern schmelzen, denn die dunklen Stäub-

chen, welche man dabei auffammlen kann, erſcheinen unter dem Vergrößerungsglas als geſchmolzne Stahlkugelchen. Beim Aneinanderſchlagen von zwei Steinen ſind es abgeſprungene Theilchen der Steine, welche glühend werden. Das Percuſſionspulver entzündet ſich durch einen einzigen, kräftigen Schlag; die Knallſalze ſchon bei dem geringſten Stoße, eben ſo wie die brennbare Maſſe an unſren Zündhölzchen, bei der Reibung derſelben.

In den meiſten jener Fälle, in denen die Wärme durch einen Stoß oder Druck erzeugt wird, bemerkt man deutlich, daß der Rauminhalt der geſchlagenen oder gedruckten Körper ſich verringert habe. Eine Kupferplatte die zur Fertigung von Geldſtücken benutzt wurde, zeigte nach dem erſten Druck des Stempels am Münzprägeſtock eine Wärmeerhöhung von faſt 9 ½, nach dem zweiten von 14 ½ Grad. Zugleich aber hatte ſie auch eine Verminderung des Rauminhaltes erfahren, denn ihre Dichtigkeit ſo wie ihre Eigenſchwere war im Vergleich mit der Eigenſchwere des Waſſers von 8,86 auf 8,91 geſtiegen. Eine Silberplatte, die man auf dieſelbe Weiſe dem Münzprägeſtock ausſetzte, erhitzte ſich nur um 8 Grad, ihre Verdichtung hatte aber auch nur von 10,467 auf 10,484 zugenommen. Das Gold verändert unter dem Drucke des Prägſtockes ſeinen Rauminhalt noch weniger als das Silber, wird aber dabei auch noch weniger erwärmt als dieſes. Dagegen wird bei dem ſtoßen Zuſammendrucken der Luft in der Röhre eines ſogenannten Luftfeuerzeuges bis etwa zum fünften Theil der anfänglichen Ausdehnung eine ſolche Hitze erzeugt, daß ein darinnen liegender Feuerſchwamm ſich entzündet und auf ähnliche Weiſe kann man durch das Zuſammendrucken aller reinen Gasarten oder bloßen Gasgemenge einen ſo hohen Wärmegrad hervorrufen, daß ſelbſt leicht flüſſige Metallgemenge darin zum Schmelzen kommen.

Namentlich bei dieſen luftartigen Flüſſigkeiten ſteht die Erzeugung der Wärme, durch das Zuſammenpreſſen, in nächſter Beziehung mit ihrer Federkraft. Das Waſſer hat eine ganz überaus geringe Federkraft; auch durch den ſtärkſten Druck läßt ſich daſſelbe nur wenig verdichten; darum kann auch der Druck auf das Waſſer und ähnliche tropfbare Flüſſigkeiten keine merkliche Wärmeerzeugung begründen. Etwas andres dagegen erfolgt in Beziehung auf die Steigerung der Wärme, wenn das Waſſer aus ſeiner tropfbaren Form in die Form

des Dunstes übergegangen ist. Wenn diese Verwandlung durch die Siedehitze von 80° Reaumur bewirkt wurde, dann bemerkt man, daß der heiße Dampf, indem er sich an der kälteren Umgebung wieder so weit abkühlt, daß er die Luftform verliert und von neuem zu Wasser wird, an jene Umgebung im Ganzen eine Warme mittheilt, welche 424 $^{6}/_{10}$ Grad R. (531 der hunderttheiligen Scala) entspricht. Hierauf gründet sich das in neuerer Zeit so oft und vielfaltig angewendete Verfahren nicht nur die Treibhauser der Gartner, sondern auch Zimmer und ganze Gebäude durch den Dampf des siedenden Wassers zu heitzen, den man durch Gußeisenrohren in die verschiedenen Raume, unter den Dielen und in den Wänden leitet, und das Wasser, das bei seiner Zurückkehr aus der Dampfform noch die Siedehitze hat, durch die nach der entgegengesetzten Richtung schief abwärts geneigten Rohren wieder ablaufen und in den Dampfkessel zurückfließen lasset, wo es noch ziemlich warm ankommt. Mit einem Pfund des immer neu sich bildenden Dampfes kann man im Winter die Zimmer und Säle eines Gebäudes heitzen, welche zusammen einen Rauminhalt von 1000 bis 1200 Fuß umfassen.

Aber das Wasser wird nicht nur durch die Siedehitze in Dunst verwandelt, sondern, wie wir bereits erwähnten, auch bei der niedren Temperatur unsrer Herbst- und Wintertage kann es in Luftform übergehen. Damit es aber dies vermoge, muß es den Einfluß der Warme eben so zu Hulfe nehmen als beim Sieden und bei seinem Zurücksinken in die Form des tropfbar flussigen Wassers giebt es ebenfalls Warme an seine Umgebung ab. Wir erfahren dies selbst mitten im Winter, wenn auf einmal bei und vor dem Eintritt des Schneegestöbers die Kälte nachlaßt, oder im Sommer, wenn wir vor dem Ausbruch eines Gewitters und Regengusses eine druckende Hitze in der Luft empfinden. Draußen in der freien Natur sind jedoch bei dem Entstehen der Dämpfe ganz andre Räume zu heitzen als in unsren Wohngebäuden; dort wird die Warme, die sich bei der Umgestaltung von einem Pfund Dampf zu einem Pfund Wasser erzeugt, nicht nur an Hunderte, sondern an Tausende und Hunderttausende von Cubikfußen vertheilt, und die Umgestaltung selber geschieht so allmälig und in einer solchen Vertheilung dem Raume nach, daß wir die bedeutende Wirkung solcher Vorgange auf die

Veränderung der Luftwärme weniger durch unsre Sinnen als durch unsre Berechnungen wahrnehmen.

Der umgekehrte Vorgang jedoch: der Verbrauch von Wärme aus der umgebenden Körperwelt, bei der Verwandlung des tropfbar flüssigen Wassers in gasförmiges, fällt schon stärker in den Bereich unsrer sinnlichen Wahrnehmung. Der Schiffer, wenn er erfahren will aus welcher Gegend der sonst kaum merkliche Luftstrom herkomme, befeuchtet den Finger im Munde und streckt ihn in die Höhe. Das Gefühl der stärkern Abkühlung an dieser oder jener Stelle des Fingers verräth es ihm, daß der Wind, der die Verdunstung der Feuchtigkeit bewirkt, von dorther wehe. So haben wir bei jedem Verdunsten des Wassers, das von außen her als Regen und bei dem Waschen, oder von innen her als Schweiß auf unsre Haut kam, ein Gefühl von Abkühlung, ja von Kälte und wir können auch außer unserm Körper dadurch eine niedrigere Temperatur hervorrufen, daß wir eine Verwandlung des Wassers in die Luftform herbeiführen. Denn wie sich nach jedem Regen durch das Verdunsten des niedergefallenen Wassers, wenn nicht etwa zu gleicher Zeit in der Atmosphäre noch mehrere Dunstmassen in den tropfbar flüssigen Zustand übergehen, eine Abkühlung der Luft merklich machet, so können wir auch im Kleinen, durch das Besprengen des Fußbodens unsrer Zimmer die eindringende Sonnenhitze mäßigen. Die Bewohner von Aegypten trinken auch in der heißesten Zeit des Jahres ein angenehm abgekühltes Wasser, welches sie sich dadurch verschaffen, daß sie das für unsren Geschmack lauwarme Wasser ihres Nilstromes durch eine Art der irdenen Gefäße filtriren, welche dort seit uralten Zeiten in Gebrauch ist. Die Thonmasse, aus denen man diese Kruggefäße formt und dann an der Sonnenwärme fest werden läßt, ist nicht wie unsre glasirten Töpfe wasserdicht, sondern läßt die Feuchtigkeit überall aus ihrer Oberfläche durch unzählige, dem Auge unbemerkbare, kleine Oeffnungen herausdringen. Die Oberfläche bleibt hierbei in einem beständigen Zustand der Anfeuchtung, und indem ein Theil des Wassers, das diese Feuchtigkeit bildet, in Dunstform übergehet, wird dabei so viel Wärme aus der Umgebung verbraucht, und eine solche Abkühlung des Gefäßes so wie seines Inhaltes bewirkt, daß die Tropfen, welche sich außen ansammlen und in das untergestellte Glas hinabrinnen, einen so kühlen Trank

liefern, als das Trinkwaſſer, in welches der Neapolitaner zu ſeiner Erquickung ein Stück Eis hineingelegt hat. In Oſtindien weiß man ſich den Wein und andre Getränke dadurch abzukühlen, daß man über die Flaſchen ein ihrer Form angemeſſenes Gewebe von der Beſchaffenheit unſrer geſtrickten Strümpfe hinwegzieht, und, indem man dieſen Flaſchenſtrumpf immer wieder anfeuchtet, eine Verdunſtung des Waſſers unterhält, durch welche eine ſehr merkliche Abkühlung herbeigeführt wird. Eben ſo verſchafft ſich der dort wohnende ſinnreiche Europäer dadurch kühlere Zimmer, daß er bei Tage vor die Oeffnung ſeiner Thüren wie ſeiner Fenſter Matten hängt, die aus dem wohlriechenden Ruskus einer Art von Gyperngraſes geflochten ſind und welche beſtändig durch aufgegoßnes oder angeſpritztes Waſſer feucht erhalten werden, hiermit aber zugleich zur Waſſerdunſtbildung dienen. Ja, durch eine andre Einrichtung, bei welcher auf Fachweis über einander angebrachten Stangen angefeuchtete Lagen von Reisſtroh dem kühlen Nachtwind einen friſchen Durchzug geſtatten, hat man ſich in den heißeſten Gegenden von Oſtindien ein Abkühlungsmittel zu verſchaffen gewußt, das von ähnlicher Wirkung iſt als der in unſren künſtlichen Eiskellern aufbewahrte Schnee, darin die vermöglichen Bewohner unſrer Gegenden im heißen Sommer ſich ihre ſogenannt „gefrornen" Erfriſchungen bereiten.

Es iſt demnach eine durch tägliche Erfahrung erwieſene Thatſache, daß bei dem Uebergang eines Körpers aus einem höheren Grad der Dichtigkeit in einen niederen Abkühlung herbeigeführt werde und daß umgekehrt, wenn ein Körper aus einem ausgedehnten Umfang in einen beſchränkteren überführt wird, ſich Wärme erzeuge. Die Luft, die wir in unſrem Windbüchſenrohr oder im Luftfeuerzeug bis auf ein Fünftel ihres vorherigen Rauminhaltes zuſammenpreſſen und welche dabei eine ſolche Wärme von ſich giebt, daß ſich ein brennbarer Körper in ihr entzündet, ſcheint uns lehren zu wollen, daß die Wärme dennoch als ein Stoff, vergleichbar dem Waſſer in einem Badeſchwamm, in den innren, für unſer Auge unbemerkbaren Zwiſchenräumen zwiſchen den kleinſten Theilen (den Atomen) der Körper enthalten ſey, und daß ſie durch mechaniſchen Einfluß aus dieſer Wohnſtätte herausgepreßt und fühlbar werden könne. Ja ſie ſcheint uns darauf hinzuweiſen, daß überhaupt durch den inwohnenden

Warmeſtoff den korperlichen Dingen ihre natürliche Geſtalt und Form gegeben und erhalten werde. Es iſt jedoch an dieſer Vorſtellung, je nachdem wir ihr dieſen Ausdruck beilegen oder für ſie einen andren, paſſenderen wählen, eben ſo viel Irriges als Wahres. Wir werden dieſes ſpäter deutlicher erkennen, wenn wir vorerſt noch andre Eigenſchaften und Wirkungen der Wärme, ſo wie die allgemeinſten und zugleich wirkſamſten Wege zur Erzeugung derſelben etwas näher ins Auge gefaßt haben.

Wenn man ein Pfund Waſſer, welches 80 Grad Wärme hatte mit einem andren Pfund Waſſer vermiſcht, das bis zum 0 oder Eispunkt erkaltet war, dann wird die Temperatur, welche das Gemenge annimmt, die mittlere aus beiden, 40 Grad werden. Wenn man dagegen ein Pfund Eiſenfeilſpane, das man bis zu 80 Grad Wärme erhitzt hat, in ein Pfund Waſſer ſchuttet, deſſen Wärme 0 war, dann empfangt dieſes nur eine Wärme von 8 Grad, und das Eiſen muß bis zu 863 Grad erhitzt ſeyn, wenn es die Temperatur einer gleich großen Gewichtsmenge von Waſſer bis zum Siedepunkt erheben ſoll. An einem Gemeng von erhitztem Queckſilber und kaltem Waſſer wird dieſes Verhaltniß noch viel auffallender, denn wenn man ein Pfund Queckſilber, dem man eine Erwarmung von 60 Grad mittheilte, mit einem Pfund Waſſer vermiſcht, deſſen Temperatur auf dem Nullpunkt ſtund, dann wird dieſem, von dem heißen Metall nur eine Wärme von 3 Grad mitgetheilt. Noch durftiger als bei dem Queckſilber fallt die Mittheilung der Wärme von dem erhitzten Gold und der gewalzten Platina, oder ſelbſt vom Blei und Wismuthmetall aus, denn während man durch ein Pfund Waſſer welches eine Warme von 60 Grad hat, ein Pfund Eis zum Aufthauen bringen kann, bedarf man, um daſſelbe zu bewirken 30 Pfund bis zu demſelben Grad erwarmtes Queckſilber, vom Gold, Platina, Blei und Wismuth aber gegen 31 bis 33 Pfund. Dennoch iſt es hier nicht allein die Dichtigkeit und die mit ihr im Zuſammenhang ſtehende Eigenſchwere, welche das größere oder das geringere Maaß der Warme bedingt das die Korper von außen aufnehmen und an ihre kaltere Umgebung wieder ablaſſen konnen, denn das Blei ſteht im Vermogen der Warmeaufnahme oder Capazitat dem Gold wie dem Platinametall nach, und das ungleich leichtere Wismuthmetall dem Golde wie dem Blei.

Eben so haben das Zinn und noch mehr das Spießglanzmetall eine geringere Wärmecapazität als das Silber, obgleich beide (nach S. 132) um ein Merkliches leichter sind denn dieses. Dagegen ist es von dem Blei wie vom Zinn aus Erfahrung bekannt, daß sie beim Hartbämmern keine Veränderung ihrer Wärmecapazität erfahren, weil sie dabei nicht, wie Kupfer, wie Silber und selbst Gold dichter, so wie spezifisch schwerer werden. Daß an einem und demselben Grundstoffe die Befähigung zur Wärmeaufnahme sehr von seinem Formzustand abhängig sey, lehrt uns namentlich die Betrachtung der Kohle. Die Capazität des reinen krystallinischen Kohlenstoffes im Demant beträgt noch nicht einmal $^1/_3$, der Capazität des Graphits, noch nicht $^1/_{10}$ der Capazität der Holzkohle. Doch findet zwischen Demant und gemeiner Kohle ein wirklicher, bis ins innerste Wesen des Zusammenhaltes gehender Unterschied statt; daß aber nicht die bloße Vermehrung oder Verminderung der Dichtigkeit und räumlichen Ausdehnung den Maaßstab für die Wärmecapazität abgebe, sondern daß dabei noch andre Umstände in Betracht kommen, wird am deutlichsten an jenen Körpern erkannt, die unter allen des höchsten Grades der Dichtigkeitsveränderung fähig sind: an den Luftarten. Wenn der Druck, der die Dichtigkeit der atmosphärischen Luft bestimmt, um die Hälfte verringert, das Volumen derselben um das Doppelte vermehrt wird, nimmt dennoch die Wärmecapazität derselben nur um ein Zehntheil zu, erst bei einer 18 fachen Verdünnung steigert sie sich ums Doppelte.

Eine der bekanntesten, wahrhaften Formenänderungen der Körper durch den Einfluß der Wärme, ist das Schmelzen derselben. Wenn man, wie vorhin erwähnt, ein Pfund Eis mit einem Pfund siedenden Wassers vermischt, dann schmilzt das Eis, und die Wärme des entstandenen Wassers steigt auf 10 Grad. 60 Grade der Wärme des Wassers sind mithin zum Schmelzen des Eises verwendet worden; eine solche Menge der Wärme hat gerade hingereicht um der neuentstandnen Flüßigkeit die Temperatur des Nullpunktes zu geben, die überschüßigen 20 Grad der Wärme steigerten die Temperatur der beiden Pfunde Wasser, gleichmäßig sich vertheilend auf 10 Grad. Ein Stück Eis behält, indem es in unsrer warmen Hand schmilzt, immer dieselbe Kälte bei, weil alle die Wärme, welche es unsrer Haut entzieht, zur Aen-

derung seiner Form, aus den festen in den flüßigen Zustand verwendet wird. Aus diesem Grunde kann man auch eine bleierne Kugel, welche man dicht in ein Stück Papier einwickelte über der Lichtflamme zum Schmelzen bringen ohne daß dabei das Papier sich entzündet; der Einfluß den die gesteigerte Wärme auf einen schmelzbaren Körper ausübt, wird bis zum Augenblick seiner Formänderung nur auf diese verwendet.

Das Umgekehrte erfolgt bei der Formänderung eines Körpers von dem flüßigen in den festen Zustand. Wenn man in siedendem Wasser so viel Glauberſalz auflößt, als jenes bei der Temperatur von 80 Grad aufzunehmen vermag, dann diese gesättigte Auflösung luftdicht verschlossen an einen ruhigen Ort stellt, da bleibt dieselbe flüßig bis man sie erschüttert oder sie mit einem festen Körper in Berührung bringt. In dem Augenblick aber, wo dieses geschieht, geht die Flüßigkeit in einen festen Zustand über und hierbei erzeugt sich eine sehr merkliche Wärme. Etwas Aehnliches wird auch bei dem Uebergehen des salzsauern Kalkes aus dem flüßigen in den festen Zustand bemerkt. Bei dem langsamen Gefrieren des Wassers nimmt zwar unser Gefühl das Steigen der Temperatur, welches bei einem schnelleren Vorgang der Formwandlung 60° betragen würde, nicht in diesem Maaße wahr, dennoch giebt sich jenes Steigen dadurch kund, daß die Wärme eines Wassers, welches vor seinem Starrwerden um 4° unter dem Eispunkt erkaltet war, im Augenblick des Gefrierens um jene 4 Grad wieder zunimmt und während des Vorganges der Formwandlung sich bei dieser Temperatur erhält.

Jene Wärme welche ein Körper zu seinem Flüßigwerden verwendet, bezeichnet man mit dem Namen einer gebundenen Wärme, welche, beim Erstarren desselben, aus ihrer Gebundenheit wieder frei wird.

30. Die Wärmeleitung.

Wenn man ein Stück Metall nach der einen Seite hin einer bis zu seiner Schmelzhitze gesteigerten Wärme aussetzt, dann beginnt zwar an diesem Punkte das Flüßigwerden oder Schmelzen zuerst, aber die Formänderung geht bald auf seine ganze Masse über, während dagegen ein Stück

Zucker das man mit der einen Seite der Flamme nähert hier zum Schmelzen kommt, ohne daß dabei die andre Seite nur in sehr merklicher Weise erhitzt wird. Ein Holzspahn kann an dem einen Ende brennen und glühen, während wir sein andres Ende ohne Beschwerde in unsrer Hand halten. Die eben so lange Eisenstange dagegen, deren eines Ende im Feuer rothglühend gemacht wurde, erhält dabei auch an ihrem andren Ende einen hohen Grad der Erhitzung und an einer Stange von Gold ist die Verbreitung der Wärme von dem einen, im Feuer erhitzten Ende an das andre, noch viel merklicher. Umgekehrt aber nimmt auch eine Stange von Eisen oder noch mehr eine von Gold, wenn wir sie mit dem einen Ende in Schnee oder Eis hineinstecken, an ihrem andren Ende in Kurzem eine sehr niedrige Temperatur an, während eine Stange von Holz, an ihrem freien Theile nur langsam und kaum merklich kälter wird. Dieses verschiedene Verhalten der Körper gründet sich auf das Vermögen derselben die Wärme, welche der eine Theil derselben empfing, den andren Theilen und ihrer ganzen Umgebung mitzutheilen: auf ihre Fähigkeit die Wärme zu leiten. Ein Körper welcher die Wärme (so wie die Kälte) die aus seiner Umgebung auf ihn einwirkte, leicht und schnell durch alle seine Theile so wie an andre, mit ihm in Berührung kommende Körper fortpflanzt, heißt ein guter, ein andrer, der dies nur in sehr geringem Grade vermag, ein schlechter Wärmeleiter.

Trügen wir, statt unsrer Kleidung aus Leinen oder Wolle ein Gewand aus Metall, kann würde im Winter die Kälte der Luft, im Sommer die Hitze der Sonnenstrahlen uns unerträglich fallen, denn eine solche Bedeckung würde die Hautwärme unsres eignen Körpers schnell hindurch leiten und in die umgebende Luft verstreuen, der Hitze aber, wie der Kälte von außen eben so schnell einen Zugang zu unsrem Körper gestatten. Wird doch dieser Einfluß der besten Wärmeleiter schon in den obersten Räumen jener Gebäude merklich deren Dach mit Blei gedeckt ist; die Gefangenen, welchen man vormals in Venedig unter solchen Bleidachern ihre Wohnung anwies, hatten eine Sommerhitze zu erleiden bei der Manche von ihnen bis zur Raserei erkrankten. Schon solche Dächer welche statt der Ziegel oder der Dachschieferplatten mit hölzernen Schindeln oder mit Stroh gedeckt sind,

gewähren einen beßren Schutz gegen Frost und Hitze denn jene, weil sie schlechtere Wärmeleiter sind.

Jene natürliche Decke, welche eine allbedenkende Vorsehung den Thieren in ihren Federn oder Haaren ertheilt hat, so wie jene Stoffe aus denen ein natürlicher Antrieb den Menschen seine Kleider fertigen lehrte, sind nach Verschiedenheit der Jahreszeiten und des Klima's der Wohnorte mehr oder minder schlechte Wärmeleiter, wie selbst der Schnee verhältnißmäßig ein solcher ist und hiedurch der Saat zur schirmenden Decke gegen die heftige Winterkälte wird. Zum Schutz unsrer Hände und Füße gegen das Gefühl des Frostes umwickeln wir deshalb im Winter die Steigbügel mit Stroh, bringen an metallenen Gefäßen hölzerne Handgriffe an und belegen den Boden unsrer Zimmer mit bretternen Dielen oder mit wollenen Decken; selbst die werthvollen Bäume schirmt der Gärtner durch Umwickeln mit Stroh vor der Kälte. Und eben dasselbe was die Kälte abhält, dient zur Abwehr der äußren Hitze; in den brennend heißen Sandlachen von Persien schützt sich der Reuter durch einen leichten Pelz, in welchen er sich kleidet, vor der ausdörrenden Gluth der Sommerhitze, wie der Bewohner von Sibirien gegen die Kälte seines Winters.

Im Ganzen sind die dichtesten Körper, wie die Metalle die besten Wärmeleiter, doch bestehet auch bei ihnen hierin eine große Verschiedenheit, denn Gold leitet die Wärme 2½ mal besser dem Eisen, um fast 6 mal besser denn Blei. Noch starker wird jedoch der Unterschied, wenn wir die Leitungsfähigkeit der nichtmetallischen Körper mit der des Goldes vergleichen, denn dann findet sich, daß dieselbe bei dem Marmor 12, beim Porzellan 80, beim Ziegelstein gegen 90 mal geringer sey als bei dem Golde. Die zumeist aus gasartigen Grundstoffen gebildeten organischen Körper sind noch unvergleichbar schlechtere Wärmeleiter als die Metalle und Steine, doch hat man bemerkt, daß von den Hölzern die Wärme etwas besser in der Richtung ihrer Längsfasern als der Quere nach fortgepflanzt werde, woher es kommt, daß die Gewächse leichter die Wärme des Bodens als die der äußren Umgebung annehmen.

Bei den tropfbar so wie luftartig flüßigen Körpern, welche sämmtlich zu den verhältnißmäßig schlechteren Wärmeleitern gehören, kommt noch ein andrer Umstand hinzu, wel-

cher an dem bisher betrachteten Vorgang der Temperaturmittheilung Einiges abändert. Vermöge der größeren Verschiebbarkeit der Theile, worinnen der Hauptcharakter des flüßigen Zustandes begründet ist, erheben sich hier die leichteren Theilchen in den schwereren, die minder dichten in den dichteren (nach S. 209). Da nun, wie wir noch weiter sehen werden, die Wärme ausdehnend, vor Allem auf die flußigen Körper wirkt, mithin auch zugleich sie leichter macht, steigt nicht blos die erhitzte Luft, die wir in eine Montgolfiere hineinfüllten (nach S. 210) in der kälteren, und mithin schwereren empor und reißet das Luftschiff mit sich hinauf in die Höhe, sondern wir können vor unsren Augen Hunderttausende der kleinen Montgolfieren emporsteigen sehen, wenn wir eine durchsichtige Flußigkeit mit einem gepulverten Körper vermischen, dessen Stäubchen ohngefähr von gleicher Schwere mit der Flußigkeit sind. Wenn dann diese von unten her erwärmt wird, dann steigen die Stäubchen mit den leichter gewordenen Theilen der Flußigkeit in ganzen Reihen empor, gleich wie die Luftblasen, welche die Kohlensäure im ausgeschütteten Selzerwasser oder im Champagnerwein bildet. Indem die vom Boden her erhitzte Flußigkeit, welche in einem über dem Feuer stehenden Kessel enthalten ist von unten nach oben steigt, theilt sie den dichteren, kälteren Schichten, durch welche sie hindurch zieht ihre Wärme mit, bis diese zuletzt Alle die Wärme des Siedepunktes erreicht haben und nun die Verwandlung der tropfbaren Flußigkeit in die Luftform erfolgt. Weil dieses bei allen Flußigkeiten die leichteste Weise der Wärmemittheilung, von der zunächst erhitzten Schicht an die andren ist, läßt sich das Wasser, wie jede andre Flußigkeit ungleich schneller zum Sieden bringen, wenn die Flamme oder die erhitzte Metallplatte, von welcher das Erwärmen, wie auf unsren Sparherden ausgehet, von unten her, auf den Boden des Gefäßes wirkt als in jenen Fällen, in denen die Hitze nur von der Seite her, wie neben einem auf der Herdfläche entzündeten Feuer an das Kochgeschirr anschlägt. Am allerschwierigsten aber wird immer die Erwärmung einer Flußigkeit von obenher sein, weil dann die zunächst angewärmten Schichten, als die leichteren, oben schweben bleiben und die geringe Befähigung der Flußigkeiten, zur Fortleitung der Wärme, die Mittheilung von dieser, an die unteren Schichten nur sehr langsam vor sich gehen läßet.

Etwas

Etwas Aehnliches als im Waſſer, das von unten her erwärmt wird, erfahren wir an jedem Wintertage, bei der Heizung unſrer Zimmer. Die Luft, welche in der Nähe des Ofens erwarmt und hierdurch verdunnt worden iſt, ſteigt nach oben, nach der Decke zu und die kalte, zugleich auch ſchwerere, ſenkt ſich herunter. Wenn dann auch dieſe zweite, kaltere Schicht den Wärmegrad der erſten erlangt hat, ſteigt auch ſie empor und wir, wenn wir nicht ganz in dem Kreiſe der merklich ausſtrahlenden Wärme des Ofens ſitzen, empfinden noch immer wenig von der Anwärmung des Zimmers, bis zuletzt alle Schichten einen gewiſſen Grad der Erwärmung und Ausdehnung erreicht haben, bei welchem das immer neue Herabſinken der kälteren, dichteren Schichten nach dem Boden ſeinen beläſtigenden Einfluß auf unſer Gefühl verliert. In einem, zu öffentlichen Verſammlungen beſtimmten Gebäude, dergleichen die Theater ſind, befinden ſich, wenn die Heizung durch gewöhnliche Oefen geſchieht, jene Zuſchauer, welche in den oberen Räumen ſitzen, oftere in einer bis zum Uebermaaß erwarmten Luft, wahrend die Zuſchauer des Parterres durch das fortwahrende Hereinſtromen des kälteren, ſchwereren Luftzuges von dem ganz entgegengeſetzten Gefühl der Kälte ſich beſchwert fühlen.

Die beſtandige Stromung der erwärmten Luft nach oben, der kalten aber nach unten iſt in den eingeſchloßnen Räumen unſrer Zimmer zu einer Art der Heizung benutzt worden, welche unter dem Namen der Luftheizung bekannt und in manchen Gebäuden in Anwendung gebracht iſt. In einem beſonders hierzu beſtimmten Gemach (der Heizkammer) wird die Luft durch einen Ofen zu einem hohen Grad der Erhitzung gebracht und aus derſelben durch Rohren in jene Zimmer geführt, welche erwärmt werden ſollen. Die Oeffnung dieſer Zuführungskanäle iſt in einer Höhe von 4 bis 5 Fuß über dem Boden angebracht, unten aber am Boden finden ſich die Mündungen andrer Rohren, welche die kältere, dichtere Luft wieder hinüberführen in die Heizkammer. Wenn man durch einen gewöhnlichen Ofen eine Röhre oder einen andren geſchloßnen Kanal hindurchleitet, deren beide Mündungen, die untere wie die obere in das Zimmer führen, dann wird ein ähnliches Hindurchſtromen der kälteren Luft von unten nach oben bewirkt, und die Erwärmung des Zimmers nicht wenig erleichtert.

Wir sind hier, bei der Erwähnung der Wärmeleitung der Flüssigkeiten zu dem Betrachten einer Eigenschaft der Wärme gekommen, welche für das Verständniß des Wesens dieser Naturerscheinung, so wie durch ihre vielfaltige Anwendung für den menschlichen Haushalt die höchste Wichtigkeit erlangt hat. Diese Eigenschaft ist das Ausdehnen der Körper, selbst der festen, im vorzüglichsten Maaße aber der flüssigen, bei ihrer Erwarmung. Bei mehreren Körpern geschieht diese Ausdehnung bei allmälig sich steigernder Wärme bis zum Eintritt des Siedens oder des Gefrierens so gleichmäßig, daß man dieselben seit langer Zeit zur Bildung von Wärmemessern oder Thermometern benutzt hat. Die Anwendung des eben erwähnten Werkzeuges hat für die Wissenschaft wie selbst für den menschlichen Haushalt eine solche Wichtigkeit gewonnen, daß wir der Betrachtung desselben ein besondres Capitel einräumen wollen.

31. Das Thermometer.

In Aegypten läßt man bekanntlich die jungen Hühner nicht durch ihre Mutter, die Hennen, ausbrüten, sondern man legt die Eier in Oefen von ganz besondrer Einrichtung, in denen der Boden so wie die hindurchstreichende Luft durch ein schwaches, bald hier bald da angezündetes Feuer mäßig erwarmt ist. Käme bei diesem Gewerbe den ägyptischen Bauern nicht die kraftige Wärme der Sonne zu Hülfe, dann würde wohl all ihre Mühe vergeblich seyn: sie würden auf die Vortheile so wie auf das Vergnügen Verzicht leisten müssen, welche ihnen ihre Brutöfen gewähren, in denen öfters mehrere tausend Eier auf einmal bebrütet werden. So aber werden das Dach und die Wände des aus Lehm erbauten Ofens von außen durch die Strahlen der Sonne eben so stark erwarmt als das Innre desselben durch die Luft, die über das Feuer hinzog, und es ist dabei auf die gleichmäßige, auch in die Stunden der Nacht hinein, lang nachhaltige Warme der Sonne wenigstens eben so viel gerechnet als auf die Warme, welche das Feuer giebt, weshalb auch die Brutöfen nicht früher als gegen Ende März oder im April in Gebrauch gesetzt werden, weil dann erst die Tage beständig genug für das Geschäft sind. Und wenn dann jetzt aus der einen Abtheilung des Ofens, welche man zuerst mit

Eiern belegte, dann aus einer zweiten, dritten u. ſ. f. öfters Hunderte von Küchelchen am 21ten Tage nach dem Anfang der kunſtlichen Bebrutung herausgenommen und nachdem man ſie etwa noch einen Tag in den unteren Räumen des Bruthauſes innen behalten, hinausgelaſſen werden an die freie Luft, dann muß auch dort die Sonne die Stelle des wärmenden, mutterlichen Gefieders vertreten und ſie thut dies in einem ſo überkraftigen Grade, daß die zarten Thierchen während der heißeſten Stunden des Tages eben ſo begierig den Schatten ſuchen, als bei uns, wenn ein rauhes Luftchen wehet, den Schirm unter den Flügeln der Mutter.

Wenn man bei uns zu Lande die Huhnereier künſtlich in der Wärme unſrer kleinen Brutöfen ausbruten will, was durch eine oder, wenn der Ofen größer iſt, durch mehrere unten angebrachte Weingeiſtlampen ohne große Mühe bewerkſtelligt wird, da muß man ſorgfältig darauf ſehen, daß die Eier eine Wärme erhalten, die weder zu groß noch zu klein iſt, und fortwährend unterhalten wird. Es iſt ohngefähr die Wärme, welche das menſchliche Blut hat, weshalb auch Menſchen, die etwa wegen eines Beinbruches oder bei einem andren, gerade nicht lebensgefährlichen Unfall, lange zu Bett liegen, oder in einer ruhigen Stellung bleiben mußten, ſich zuweilen den Zeitvertreib gemacht haben, ein Hühnerei, etwa unter ihren Achſelhohlen, auszubruten. Die Wärme, welche der Körper einer brutenden Henne von ſich giebt, iſt übrigens noch etwas größer als die Lebenswärme des Menſchen, daher es auch der Entwicklung der Küchelchen in den Eiern unſrer kleinen, kunſtlichen Brutöfen nicht ſchadet, wenn die Temperatur, die wir ihnen zukommen laſſen, noch ein wenig höher iſt als die menſchliche.

Aber gerade dieſe Wärme, womit wollen wir ſie beſtimmen und meſſen? Etwa durch unſer Gefühl? Wie verſchieden fällt das Urtheil dieſes Gefühles bei verſchiedenen Stimmungen unſrer Hautthätigkeit über einen und denſelben Grad der Temperatur aus. Es dünkte uns an einem Wintertage in unſrem Zimmer zum längeren Verweilen faſt zu kalt; wir gingen hinaus ins Freie, machten uns da eine ſtarke Bewegung, traten dann wieder ins Zimmer herein und jetzt kam uns die Luft deſſelben angenehm warm, ja vielleicht zu warm vor. Oder wir treten aus dem innerſten Gemach eines türkiſchen Bades, in deſſen Waſſer und Dampfen man uns ge-

bahet hat wieder heraus in das nächst angränzende, und die Luft in diesem erscheint uns angenehm kuhl, obgleich sie so warm ist, daß sie uns bei andrer Stimmung der Haut unerträglich heiß erscheinen würde. Jene Täuschung, welcher hier im Großen die gesammte Oberfläche unsres Körpers unterworfen ist, wiederfahrt im Kleinen der Haut unsrer Finger und Hände, wenn wir uns derselben zur Bestimmung einer äußren Warme bedienen wollen, und wie oft müssen dies unsre kleinen, zarten Kinder, denen die Amme das Wasser zum Bade nur nach dem Ermessen des Gefuhles ihrer Hände bereitete, mit einem Schmerz erfahren, den sie durch lautes Weinen zu erkennen geben; wie sollte es manchen Kranken, denen das Verweilen in einer beständig sich gleich bleibenden Temperatur nothig ist, ergehen, wenn diese Temperatur bloß nach dem Gefuhl der Gesunden bestimmt werden mußte; was wurde aus den Eiern in unsren Lampen-Brutofen herauskommen, wenn wir die Wärme nur nach jenem unsichren Maaßstabe abschäzen wollten. In diesen und tausend andren Fällen war es daher längst als nothwendig erkannt, ein Mittel zu erfinden und zu haben, bei welchem das Ermessen der Warme keinen solchen leicht möglichen Irrungen ausgesezt ist.

Ein Landmann aus Alkmaar im nördlichen Holland, Cornelius Drebbel, der sein großes Geschick der Hande und seine Erfindungsgabe auch schon auf andre Weise bewährt hatte, scheint der Erste gewesen zu seyn, der mit einem von ihm erfundenen Warmemesser im Jahr 1638 offentlich auftrat. Sein Thermometer war einfach genug und dazu mancherlei Mängeln unterworfen. Es bestund oben aus einer gläsernen Kugel, nach unten aus einer engen Röhre die mit ihrer Oeffnung in ein Gefäß gestellt wurde, das mit Wasser gefüllt war, welches man durch den Zusaß einer Auflösung von Kupfer in Scheidewasser gefarbt hatte. Die Flussigkeit stieg, bei gewöhnlicher, mittlerer Temperatur, durch die Anziehung des Glases, bis zu einem gewissen Punkt in der Röhre aufwärts, wenn aber die Luft in der Kugel bei zunehmender Wärme sich ausdehnte, wurde die Flussigkeit tiefer hinabgedruckt; wenn bei der Kalte die Luft sich zusammenzog, stieg die Flussigkeit höher in der Röhre hinauf. Aber abgesehen davon, daß für die Bestimmung der Grade des Aufsteigens oder Niedersinkens sehr unvollständig gesorgt

war, wirkte auch der Druck der Luft auf die Flussigkeit des Gefaßes mit ein, und dieser Druck ist nach S. 255 großen Veränderungen unterworfen.

Diesen Schwierigkeiten half eine Verbesserung ab, welche die Florentiner Akademie del Cimento einige Jahrzehende hernach dem Thermometer gab, und die seit 1673 ziemlich allgemein in Anwendung kam. Im Ganzen bildet die Einrichtung des Florentiner Thermometers noch jetzt die Grundform unsrer kunstlichen Warmemesser, denn es bestund aus einer Glasrohre die an ihrem oberen Ende zugeschmolzen war, von unten aber in eine Kugel endigte. Statt des Queckſilbers, das anjetzt meist zur Füllung unsrer Thermometer angewendet wird, enthielt das Florentiner und enthalt, wo es im Gebrauch geblieben ist, noch jetzt gefarbten Weingeist. Bei zunehmender Wärme dehnte diese Flussigkeit sich aus, in der Kalte zog sie sich zusammen und deutete so beide Temperaturveranderungen durch ihr Aufsteigen oder Niedersinken in der Rohre an. Zu dieser Verbesserung fugte ein Professor in Padua, Renaldini, im Jahr 1694 noch eine wichtigere hinzu, indem er auf den Gedanken kam, den Gefrier- wie den Siedpunkt des Wassers als zwei Granzpunkte zu benutzen, zwischen denen das Steigen oder Sinken des Weingeistes nach einer Art von Gradabtheilung abgemessen war. Da man jedoch die Bemerkung gemacht haben wollte, daß am Weingeist im Verlauf der Zeit die Fahigkeit durch die Warme sich auszudehnen geringer werde, that ein andrer berühmter Gelehrter: Halley den Vorschlag zur Anwendung des Queckſilbers, oder der in einer Kugel verschlossenen Luft, welche auf das Queckſilber, das in einer langen, mit der Kugel verbundenen Rohre enthalten ist, bei ihrer Ausdehnung einwirkt.

Allen den Unbequemlichkeiten, welchen diese so wie andre damalige Thermometer ausgesetzt waren, half Daniel Fahrenheit ab, ein kunstreicher Mechanikus, von Geburt ein Danziger, spater Burger in Holland. Der nämliche strenge Winter von 1709, der in Duvals Lebensgeschichte (nach Cap. 10) von so großer Wichtigkeit war, half jenem kunstreichen Manne zur Erfindung einer Thermometerscala, deren sich noch jetzt die Engländer bedienen. Die Kälte, welche damals lang fortwährend auch in den Gegenden herrschte, wo der Einfluß der Meeresnahe die Strenge des Winters um ein

Bedeutendes mäßiget, hatte Fahrenheit kunstlich nachmachen gelernt. Er hatte bemerkt, daß wenn man selbst im warmen Zimmer Salmiak und Schnee zu gleichen Theilen zusammenmische, der Weingeist in einer Florentiner Thermometerröhre eben so tief herabsinke, als er dies im Winter 1709 in freier Luft that. So war ein feststehender Anhaltspunkt für seine Eintheilung der Thermometergrade gefunden, dessen Jeder mit leichter Mühe sich versichern konnte. Ein zweiter, so ziemlich sicherer Anhaltspunkt zur gradweisen Eintheilung des Steigens des Thermometers war noch leichter in der Natur zu haben, weil diesen jeder gesunde Mensch bei sich trägt und in sich hegt. Dieser zweite Anhaltspunkt ist die natürliche Wärme (die Blutwärme) unseres Leibes, welche dadurch am leichtesten gemessen wird, daß man die Kugel eines Thermometers unter die Zunge legt und in dieser Lage sie 10 bis 15 Minuten lang behalt. Die Beobachtungen welche man über diesen Gegenstand an den Bewohnern der verschiedensten Länder und Himmelsstriche machte, haben nur einen sehr geringen Unterschied ergeben. Die Malaven auf Ceylon und die Bewohner von Sibirien, die Hottentotten in Südafrika und die Eskimos in Grönland, die wilden, nackten Vaidas, welche die Wälder der indischen Halbinsel bewohnen und der wohlgekleidete Europäer der in Pallästen lebt, sie alle haben, mit nur wenigen Abweichungen, dieselbe übereinstimmende Wärme des Blutes, von wenig unter bis wenig über 29 Grade Reaumur, und wenn einige Gelehrte der fortwährenden Einwirkung der Hitze eines Himmelsstriches die Macht zuschreiben wollen, die Blutwärme um etwa einen Thermometergrad zu erhoben, giebt es dagegen andre, welche behaupten, daß die Eskimos in Grönland eine fast höhere Blutwärme zeigen, als die Neger an der Goldkuste; eine Verschiedenheit der Ansichten, über welche sich nur dadurch entscheiden ließe, daß man nicht die Wärme verbreitende Nähe des Menschenkörpers, sondern die Temperatur seines Innern in der Mundhöhle einer Untersuchung unterzöge. Die Haut des Negers, bei einer für das Gefühl des Europäers unerträglich erscheinenden Hitze fühlt sich dennoch kühl an, weil die Kraft der innren Blutwärme durch die gesteigerte Ausdünstung der Außenfläche gemäßigt wird (n. S. 265); die Haut des Eskimos, wie der Aushauch seines Athems, verbreitet in dem eingeschlossenen Raum eines engen

Zimmers eine Erwärmung, welche, wenn mehrere ſolcher Leute beiſammen ſind, die Heißung durch einen Ofen entbehrlich machet, die Blutwarme aber bei beiden iſt kaum merklich verſchieden, und ſelbſt bei Kranken, im Zuſtand des heftigſten Entzundungsfiebers, ſteigert ſich dieſelbe höchſtens um 4 Grad unſres Reaumurſchen Thermometers. Dennoch war dieſer zweite naturliche Warmegrad des Fahrenheitſchen Thermometers bei weitem kein ſo gewiſſer als der erſte, ſondern nur, wie wir vorhin ſagten, ein ſo ziemlich ſichrer. Denn kleine Abweichungen von dem gewöhnlichen Grad der Blutwarme zeigen ſich ſelbſt bei einem und demſelben Menſchen in unverkennbarer Weiſe; das Lebensalter, die innre oder äußre Aufregung ſind dabei nicht ohne Einfluß, und ſchon jenes Verfahren des Fahrenheit, wobei er den Abſtand der Temperaturen zwiſchen der Kalte ſeiner Miſchung aus Salmiak und Schnee und der Blutwarme nur in 96 Grade (ſtatt in 98 und 99) theilte, beweiſt, daß er die Warme des menſchlichen Leibes zu niedrig angeſchlagen habe, wahrſcheinlich deshalb, weil er das Thermometer durch das er ſie meſſen wollte, zunächſt nur an die Flache der geſchloſſnen Hande oder an andre Stellen der außren Haut anlegte. Drei andre Richtpunkte zur Eintheilung der Thermometerſcala wurden deshalb auch von ihm fur allgemein anwendbar angeſehen: der Gefrierpunkt des Waſſers, der Siedpunkt deſſelben und als auſſerſter Grenzpunkt die Hitze, bei welcher das Queckſilber ſiedet, oder in Dämpfe ſich auflöſt. Von dem mitleren Kaltegrade des Winters von 1709 bis zu der Temperatur bei welcher das Waſſer gefriert, zahlte Fahrenheit 32 Grad ſeines Thermometers, bis zur Siedhitze 212, bis zum Kochpunkt des Queckſilbers 600. Bis zu dieſem höchſten durch Queckſilber-Thermometer erkennbaren Grade der Hitze bedurfen wir nicht ſo leicht der Zurechtweiſung eines ſolchen gebrechlichen Fuhrers, daher wurde auch bald fur die Fahrenheit'ſchen Thermometer beim gewöhnlichen Gebrauch eine kurzere Glasröhre, welche die Steigerung der Warme nur bis zum Siedepunkt des Waſſers oder nicht viel höher hinan angab, den unbequem längeren vorgezogen, deren Eintheilung nach aufwarts bis 600° gieng.

Den großen Vorzug, welchen bei der Wahl der Fluſſigkeiten zur Fullung der Thermometerrohren das Queckſilber nächſt der Luft verdient, hatte ſchon Fahrenheit ganz richtig

anerkannt. Das Queckſilber, als ein vortrefflicher Wärmeleiter, iſt für die Aenderungen der Temperatur ungleich empfindlicher als andre tropfbare Flüſſigkeiten, es läßt ſich viel leichter in vollkommen reinem Zuſtand darſtellen, als etwa der Weingeiſt, welcher ſelbſt bei ſehr vorſichtiger Zubereitung und Anwendung auſſer andren Verunreinigungen öfters Luft in ſich enthält, bei einer ſtarken Kälte zuletzt dickflüſſig wird und bei höheren Graden der Wärme ſich in ungleich geſteigertem Maaße ausdehnt. Allerdings gefriert das Queckſilber bei einer Kälte, welche 31 ½ Grad unſres gewöhnlichen Réaumurſchen Thermometers unter dem Gefrierpunkt des Waſſers beträgt und iſt dann für die genauere Beſtimmung einer noch ſtärkeren Kälte nicht mehr brauchbar, aber es dehnt ſich bei ſeinem Starrwerden nicht ſo wie das Waſſer zu einem groſſeren Rauminhalt aus, und auch in ſolchem Falle geht die Zuverläſſigkeit der Kältemeſſungen durch Alkohol nicht über einen gewiſſen Grad.

Bei all den eben erwähnten entſchiedenen Vorzügen, welche die Luft und das Queckſilber in ihrer Verwendung zu Wärmemeſſern vor dem Weingeiſt haben, fand dieſe Füllungsflüſſigkeit der Thermometer dennoch einen neuen Vertheidiger an dem franzöſiſchen Phyſiker Réaumur. So wie der Name des Americus Vespucius auf den Welttheil überging, für deſſen Entdeckung vielmehr dem Columbus der Ruhm gebühret, ſo wird jetzt noch Réaumurs Name bei unſren Thermometern genannt, auch wenn ſie nach Fahrenheits Verfahren gearbeitet und mit Queckſilber gefüllt ſind. Der genau und gründlich prüfende Fahrenheit der nur der Erfahrung ſeine Belehrung verdankte, war kein eigentlicher Gelehrter, ſondern nur mechaniſcher Künſtler, Réaumur dagegen hatte den Ruf der Wiſſenſchaft für ſich. Auch ließ es derſelbe bei der Beſtimmung der beiden natürlichen Grenzpunkte ſeines Thermometers, welche zunächſt nur die Momente der Formenwandlung des Waſſers, den Gefrier- und Siedepunkt deſſelben ins Auge faßten, an eifrigem Bemühen nicht fehlen. In eine 2 Fuß lange Glasröhre mit einer Kugel, deren Durchmeſſer über 2 Zoll betrug, wurde von ihm ein Weingeiſt gefüllt, der ſeine große Stärke durch das Entzünden des Schießpulvers erwieſen hatte und dann durch Zuſatz eines Fünftels von Waſſer verdünnt war. Dieſes Fundamentalthermometer wurde in ein Gefäß mit Waſſer geſenkt, das mit

einem Gemisch von Salz und Eis umgeben war. In dem Augenblick, in welchem das Wasser im Gefäß durch seine Umgebung so weit erkältet war, daß es zu gefrieren anfieng, wurde der Stand des Weingeistes in der Glasröhre genau bemerkt. Dasselbe geschahe nach dem Einsenken des Thermometers in siedendes Wasser. Mit mühevoller Genauigkeit war der Weingeist, der sich in dem Werkzeug befand, durch kleine Becherchen in jenem Zustand der Ausdehnung die er beim Gefrierpunkte hat, abgemessen und hiernach in 1000 gleiche Maaßtheile getheilt worden. Damit derselbe bei solcher niedriger Temperatur und geringer Ausdehnung die Glasröhre eben so hoch anfullen konnte als bei seiner stärkern Ausdehnung in der Siedehitze, mußten 80 der kleinen Maaßtheile oder Becherchen zugegossen, die Gesammtmasse von 1000 auf 1080 vermehrt werden. Dies gab die Grundlage zur Eintheilung der Reaumurschen Thermometerscala in 80 gleiche Grade.

Es war im Jahr 1730 als der berühmte Reaumur das von ihm benannte Thermometer in den vielgelesensten Zeitschriften von Frankreich beschrieb und zugleich die Veranstaltung traf, daß jetzt auch kleinere Thermometer für den allgemeinen Gebrauch gefertigt würden, deren Scala für die Bestimmung der Luftwärme in verschiedenen Gegenden und Jahreszeiten der Erde, so wie des Hitzegrades der Flussigkeiten bis zur Dampfbildung des Wassers hinreichte. Der natürliche Vorzug seiner Anhaltspunkte, welche sich ohne alle künstliche Bemuhung von selber darbieten, dazu der große Ruf des Mannes und seiner Nation verschafften ihm einen leichten, wenn auch nicht völlig allgemeinen Sieg uber seinen Nebenbuhler Fahrenheit, gegen dessen kunstlichen Nullpunkt allerdings Manches einzuwenden ist. Auch ließen es Reaumurs Landsleute, ihrer Nationalehre eingedenk, an allen jenen Bemuhungen nicht fehlen, durch welche die großen Mangel, welche die Fullung des Thermometers mit Weingeist statt mit Queckſilber bei sich fuhret, verdeckt und unmerklich gemacht werden sollten. Unter andrem suchte man die ungleichmäßigere Ausdehnung und Zusammenziehung des Weingeistes im Vergleich mit dem Queckſilber dadurch zu verbergen, daß man an der 80theiligen Scala der mit dem letzteren gefullten Thermometer die Grade welche über 40 so wie unter Null waren, nach einer nicht sehr genauen Berechnung

kleiner machte. Die ehrliche Wahrheit machte sich indeß dennoch zuletzt wieder Bahn, man sahe sich genöthigt die Thermometer nach Fahrenheits vielgepriesener Weise zu gestalten und zu füllen, behielt jedoch die Réaumursche Eintheilung bei und für jene hohen Grade der Kälte, bei denen das Quecksilber starr wird, selbst die Füllung durch Weingeist.

Die Grade welche Fahrenheit festsetzte und an seinen mit bewundernswürdiger Genauigkeit gearbeiteten Thermometern vollkommen gleichmäßig durchführte, sind kleiner als die der Réaumur'schen Scala, so daß neun Grad Fahrenheit nur 4 Grad Réaumur ausmachen, $2\frac{1}{4}$ Grad der erstern Scala einen Grad der letzteren gleich sind. Fahrenheits Nullpunkt fällt auf einen Kältegrad der etwas mehr denn 14 Grad unter dem Nullpunkt der 80theiligen Scala liegt; dieser letztere, der Gefrierpunkt des Wassers, entspricht am Fahrenheit'schen Thermometer schon einer Wärme von 32 Graden. Man muß deshalb bei den Angaben der Wärme nach Fahrenheit, wenn diese über 32 hinausgehen, diese Zahl 32 von der Summe abziehen und den Rest mit $2\frac{1}{4}$ dividiren, wenn man den Wärmegrad nach der Réaumurschen Scala finden will. So entsprechen dann z. B. 77 Grad F. 20 Gr. R., denn 32 von 77 abgezogen giebt 45, diese durch $2\frac{1}{4}$ getheilt sind 20 Grad; 50 F. sind 8° R.; 122° F. entsprechen 40° R. Dagegen muß man bei den Temperaturangaben nach F., wenn sie unter Null sind, 32° hinzufügen und dann die erhaltene Summe durch $2\frac{1}{4}$ theilen. So findet man daß — 13° F. gleich sind 20° R., — 22° F. entsprechen 24° R. Denn 13 zu 32 giebt 45, 22 zu 32 giebt 54 und durch eine Theilung mit $2\frac{1}{4}$ erhält man aus jener Zahl 20 aus dieser 24.

Noch immer haben beide Arten die Grade der Wärme oder der Kälte zu bestimmen, sich neben einander im Gebrauch erhalten und sich in die Herrschaft des Reiches der Gewohnheiten bei verschiedenen Nationen getheilt. Eine dritte Art der Gradetheilung der Thermometerscalen hat sich indeß in neuester Zeit eine solche allgemeine Beachtung erworben, daß sie vielleicht bald zur Alleinherrschaft gelangen und bei allen europäischen Nationen in Anwendung kommen wird, dies ist die schon von dem schwedischen Gelehrten Celsius vorgeschlagene, welche den Zwischenraum zwischen dem Gefrier- und Siedepunkt des Wassers statt in 80 in 100 Theile theilt,

ſo daß 50 Grade der Wärme an dieſer Scala 40 Graden der Reaumurſchen und 122 der Fahrenheit'ſchen entſprechen, überhaupt aber 4 Grad R. gleich ſind 5° Celſius und 9° Fahrenheit.

Um eine größere Hitze zu meſſen als jene iſt, bei welcher das Queckſilber ſich in Dampf verwandelt und hierdurch zu weitren Wärmebeſtimmungen unfähig wird, was bei 350 Grad der hunderttheiligen Scala (280 Gr. R.) der Fall iſt, hat man die Ausdehnung des Platinametalles durch die Wärme in Beachtung genommen, weil dieſes Metall (n. S. 125) eines der ſchwerſt ſchmelzbaren iſt. Auch das Flüſſigwerden der Metalle bei verſchiedenen Hitzegraden hat man (wie den Thaupunkt des Waſſers bei der Einrichtung der Thermometer) zu Anhaltspunkten gewählt, um danach die Stärke der Feuergluth zu meſſen und auf dieſe Weiſe für die Pyrometrie oder Feuergluthmeſſung viele Anhaltspunkte ſtatt eines einzigen gewonnen. Ein Stücklein Metall von der Größe eines Stecknadelkopfes, welches nicht nur einmal, ſondern bei ſchwerer oxydirbaren Metallen wie Silber, Gold, Platina, zu jedem neuen Verſuch gebraucht werden kann, reicht zu jenem Zwecke aus. Die Schmelzpunkte des Silbers und des Goldes liegen um 10 Grade von einander ab, der erſte dieſer Grade iſt der, wobei eine Miſchung von 9 Theilen Silber und ein Theil Gold, der zweite der, wobei eine Miſchung von 8 Theilen Silber mit 2 Theilen Gold zum Schmelzen kommt. Zwiſchen dem Hitzegrad, der das reine Gold und jenem der das reine Platinametall zum Fließen bringt, werden 100 Grade angenommen und dieſe eben ſo beſtimmt, daß man 1, 2, 3, 4 u. ſ. w. Hunderttheile Platina mit 99, 98, 97, 96 Procent Gold miſcht. Auſſer dieſem hat man noch tiefer herabgehende Scalen an den leichtflüſſigen Metallen. Das Silbererz ſchmilzt ſchon bei 200 Grad Wärme der hunderttheiligen Scala, Zinn braucht 227, Blei 312, Zink 371, Kupfer 2596, Gold 2884, (Gußeiſen 11380) Grade.

Wir haben uns lange bei der Betrachtung der künſtlichen Wärmemeſſer aufgehalten. Das Thermometer hat nicht nur unter allen Erfindungen der Phyſik, nebſt dem Barometer den allgemeinſten Eingang in alle einzelne Haushaltungen des Menſchen gefunden, ſondern es iſt für dieſen ein lehrreicher Begleiter auf allen ſeinen Wegen durch die verſchiedenen

Länder und Regionen seiner Sichtbarkeit geworden. Seiner Anwendung allein verdanken wir unsre gründlichere Kenntniß der Unterschiede des Klimas der verschiedenen Erdgegenden und Gebirgshöhen, die Kunde von dem Unterschied des mittleren Wärmegrades der einzelnen Zeiten des Jahres und der Tage, und was wir noch weiterhin über die Wärme und ihre Wirkungen werden sagen können, das würde großentheils seiner festen, sichren Bestimmung entbehren, wenn uns kein Mittel gegeben wäre die Kraft der Wärme sicher zu ermessen.

32. Die Dampfbildung durch Wärme.

Es sind erst zwei Jahrhunderte vergangen, seitdem sich dem Menschen durch die Erfindung des Barometers und des Thermometers ein ganz neuer, vorhin noch ungebahnter Weg des Erforschens der Höhen und Tiefen so wie eines nähern Erkennens jener Naturkraft aufgethan hat, die sich als eine Mutter und Pflegerin des leiblichen Lebens betrachten lässet. Wir sind an den Gebrauch jener beiden physikalischen Geräthschaften so sehr gewöhnt, daß Manche von uns es kaum begreifen können, wie es sich in alter Zeit im Gebiet der Wissenschaft ohne jene beiden Hülfsmittel habe haushalten und gewerbtreiben lassen. Und dennoch hat damals, als man noch weder Barometer noch Thermometer kannte, die Luftsäule durch ihren Druck ein eben so wohlthatiges Gegengewicht gegen die ausdehnende Federkraft der lebenden Körper gebildet, die Strahlen der Sonne haben mit derselben Macht das Grün der Wiesen hervorgerufen, die Saaten des Getreides wie die Beeren des Weinstockes gereift, als in unsren Tagen. Jene Entdeckungen haben zunächst nur auf die Belebung und Erhöhung des geistigen Verkehres im Gebiet der Wissenschaften, nicht auf den leiblichen Verkehr der Menschen und Völker eingewirkt. Es giebt aber andre Erfindungen der neueren und neuesten Zeit, welche in die Verhältnisse des täglichen Lebens so mächtig und umgestaltend eingegriffen haben, daß ein nachkommendes Geschlecht der Menschen es kaum begreiflich finden wird, wie man fruher ohne jene Hulfsmittel habe bequem und vergnügt auf Erden leben können. Zu diesen Erfindungen, welche aus dem Boden der Wissenschaft aufwuchsen, ihre Zweige aber über alle Geschäfte und Gewerbe des menschlichen Haushaltes verbreitet haben, ge-

hort namentlich die der Dampfmaschine, durch welche der Mensch eine der starksten bewegenden Kräfte der Natur in seine Gewalt bekommen hat. Fahrenheit, als er den kunstlichen Nullpunkt seines Thermometers erfand, hatte dem strengen Winter von 1709 seine Kunst abgelernt, wodurch dieser Land und Gewässer mit den Schrecknissen des Frostes erfullte; die Erfinder der Dampfmaschinen haben sich die Kunst der Vulkane zu eigen gemacht, durch welche die Gesteinmassen der Tiefe bis zu einer Hohe von Tausenden der Fuße emporgeschleudert, Felsen zerschmettert und mitten in der Ebene neue Gebirge, bis hinan zur Granze des nimmer schmelzenden Schnees aufgetdurmt werden.

Einer der tiefsinnigsten, vielumfaßendsten Gelehrten unsres deutschen Vaterlandes: Leibnitz, vergnügte sich in seinen Mußestunden an den Entwurfen zu allerhand mechanischen Vorrichtungen, durch welche es moglich werden sollte einen Wagen ohne Pferdekraft, bloß durch die Wirksamkeit einer in seinem Innren angebrachten Maschinerie in Bewegung zu setzen. Seinem scharfsinnigen Geiste gelang der große Fund nicht, welchen in unsern Tagen die Bewohner jedes kleinen amerikanischen Landstadtchens sich zu Nuße machen: der Fund mit der Kraft des Wasserdampfes, der jedem Kochtopf, jedem Waschkessel unbenutzt und unvermerkt entsteiget, ein Bundniß einzugeben, durch das es Menschenkunst moglich wird die Schnelligkeit des Rosses zu übertreffen und den Sturmwind in seinem Laufe einzuholen.

Im Mittelalter, wo die meisten unsrer Flüße nur an wenig Orten mit Brucken versehen, die Berge und Hugel mit Wald, die tiefen Thaler und Ebenen an vielen Stellen von Flugsand und Moorgrund bedeckt waren, brauchten die Fuhrleute, welche über Bohmen her oder von Franken nach Goßlar fuhren, mehrere Wochen, ehe sie mit vielfachen Umwegen und tausendfaltigen Beschwerden ihr Ziel erreichten. Selbst in spaterer Zeit, als zwar die Wege über Land und Strome, durch Wald und Gebirge gebahnt, dabei aber noch nicht in die bequemere Gestalt unsrer jetzigen Chausseen umgeschaffen waren, gehorte das weite Reisen im Wagen mehr zu den Beschwerden als zu den Vergnugungen, wahrend der Reisende der jetzigen Zeit im bequemen Sitze des Dampfwagens im Fluge weniger Stunden uber eine Strecke dahinfahrt, welche der Fußgänger erst nach mehreren Tagen zurucklegt. Und

mehr noch als die Reisen zu Lande sind die zu Wasser durch die Anwendung des Dampfes zur Fortbewegung der Schiffe erleichtert worden. Der Erfolg der Seefahrten in früherer Zeit hing fast ganz von Wind und Wetter ab, derselbe Weg von Smyrna nach Alexandria wurde von einem guten Segelschiff zuweilen bei anhaltend günstigem Wind in 4 bis 5, andre Male bei Windstille oder ungünstigem Wind erst in 30 Tagen zurückgelegt; der Seefahrer fand sich im Angesicht des nahen Landes, glaubte in jedem Augenblick dasselbe zu erreichen und konnte dennoch nicht in den Hafen einlaufen, weil der antreibende Lufthauch ihn verlassen hatte oder ein plötzlich sich erhebender Wind vom Lande her ihn wieder weit ins Meer hinausführte. Anjetzt fährt der Mensch auf seinen Schiffen, deren Bewegung nicht mehr von einem äußren, sondern nur von dem innren Antrieb des Dampfes abhängt, gleich dem Seevogel dem Winde entgegen und sieht sich durch keine Windstille in seinem Laufe gehemmt; er kann mit einiger Sicherheit die Zeit vorausbestimmen, in welcher er von einem Hafen, ja von einem Welttheil zum andren seinen Weg zurücklegen wird.

Wo wir hinblicken, da ist es in unseren Tagen der Dampf, welcher im Dienste des Menschen Arbeiten verrichtet, zu denen sonst das Vermögen von vielen Armen, die Kraft vieler Rosse nicht hinreichte. Fragen wir wer für den Bergmann das Wasser und die Bergarten aus der Tiefe heraufzieht oder wer die Räder der Spinner in Bewegung setze, so erfahren wir: es ist der Dampf; dieser hilft dem Menschen bauen und zerstören, heben und tragen, Dampf, auch in leidlicher Form, ist es, was unsre Buchdruckerpressen in Bewegung setzt.

Wie ungeheuer groß die in den irdischen Kopern ruhende Federkraft sey, wenn sie, den Banden des Gegendruckes, der sie im Zaum hält entlassen, auf einmal frei wird, wenn sie, bei diesem Freiwerden irgend einem festen oder tropfbar flüßigen Stoffe die Luftform wieder giebt, zu der seine Natur ihn eignet, das hatte schon früher die Wirkung des Schießpulvers gelehrt. Der Salpeter ist, wie wir oben sahen, eine Verbindung des Pflanzenkalis mit Salpetersäure, diese aber ihrerseits besteht aus einer Verbindung der beiden Hauptluftarten der Atmosphäre: des Stickstoff- und Sauerstoffgases, welche durch gegenseitigen Zusammenhalt ihrer

urſprünglichen Luftform ſich entrückt und zum tropfbar flüſſigen Zuſtand ſich herabgeſenkt haben. Der Salpeter bildet, dem Gewicht nach, den Hauptbeſtandtheil der Maſſe des Schießpulvers, denn um eine Menge von 100 Pfund von dieſem zu bereiten muß man 76 Pfund Salpeter mit 15 Pfund Kohle und mit 9 Pfund Schwefel verbinden. Zieht man jedoch, ſtatt des Gewichtes, jenen Raumumfang in Betracht, welchen die beiden atmoſphäriſchen Gasarten vor ihrer Verſenkung in der tropfbar flüßigen Form einnahmen, dann wird man an das morgenländiſche Mährchen von jenem Rieſen erinnert, der durch eine höhere Zaubermacht in ein kleines Gefäß verſchloſſen war und den ein Fiſcher, welcher das Gefaß aus der Tiefe zog, zu ſeiner eigenen, höchſten Gefahr aus dem kleinen, engen Gefängniß in Freiheit ſetzte. Die Kunſt des Menſchen hat es bei der Bereitung und Anwendung des Schießpulvers mit einer ſolchen, in den kleinen Raum der Pulverkörnchen gebundenen Rieſenkraft zu thun, welche nur zu oft, da wo er es nicht erwartete, ihre Verderben bringende Macht gegen ihn erhoben hat. Denn wenn das Schießpulver etwa durch einen Funken entzündet wird, da verbinden ſich die Kohle und der Schwefel nicht ſo, wie in der gewöhnlichen freien Luft mit dem Sauerſtoffgas der Atmoſphäre, ſondern mit jenem, das in Verbindung mit dem Stickſtoff die Salpeterſäure des Salpeters bildete, denn dieſer in ſeiner gebundenen, gröberkörperlichen Form ſtehet der Form der Kohle und des Schwefels ungleich näher als der luftförmige Sauerſtoff der Atmoſphäre, wird deshalb auch, wie aller in den Säuren tropfbar flüßig gewordene Sauerſtoff mit ungleich ſtärkrer Macht angezogen als dies beim Verbrennen in der Luft geſchieht. Das Entflammen des Pulvers tritt deshalb mit augenblicklicher Schnelle ein; es bilden ſich Schwefelſäure und Kohlenſäure, die erſte bleibt in Verbindung mit dem Kali des Salpeters, ein Theil der Kohlenſäure aber nimmt mit dem Stickſtoff zugleich die Luftform an und dieſe beiden Gasarten, deren gewöhnlicher, mittlerer Rauminhalt durch die Glühehitze des Verbrennens der Kohle und des Schwefels noch vermehrt iſt, dehnen ſich jetzt, in einem Nu zu einem Umfange aus, welcher viel tauſendfältig größer iſt als der, welchen ſie in ihrer Gebundenheit zur feſten Form einnahmen. Was den Antheil der einzelnen Gemengtheile des Schießpulvers an der gewaltigen Wirkſamkeit deſſelben betrifft, ſo dient

der Schwefel blos dazu die Masse leichter entzündlich zu machen, während die Kohle, durch ihre theilweise Formwandlung zu kohlensaures Gas wesentlich zur Verstärkung der Explosion beiträgt. Eine Mischung die blos aus Kohle und Salpeter bestünde, würde ein Schießpulver von noch größrer Wirksamkeit geben, was aber dabei nicht so leicht und sicher zu entzünden wäre. So ist es mithin zunächst nur die Verwandlung der festen und tropfbar flüssigen Form einiger Gemengtheile und ihre gewaltige Ausdehnung durch die Wärme, was die Explosion bewirkt.

Wie viel der Mensch diesem durch seine Kunst hervorgerufenen Bundesgenossen in Krieg und Frieden verdanke, daran brauchen wir kaum zu erinnern. Die Furcht und der Schrecken, welche ihn nach dem jetzigen Lauf der Natur zu einem Herrscher der Thierwelt machen, haben sich, seit der Einführung des Gebrauches der Schießgewehre in vielfachem Maaße vermehrt, denn die Kugel einer Flinte durchmisset in ihrer vollen Kraft den Raum zehnmal schneller als der Flug des Adlers, dreißigmal schneller als ein in der Rennbahn laufendes Pferd, ja die Schnelligkeit einer Kanonenkugel ist in der ersten Secunde nach ihrem Abfeuern noch mehr denn anderthalbmal großer als die der Kugel einer guten Flinte oder Luchse (jene beträgt nahe 2300 diese nahe an 1400 Fuß). Und mit der Schnelligkeit, welche das Pulver dem Wurfgeschoß unsrer Flinten oder Kanonen giebt, stehet die ungeheure Kraft in Verbindung, mit welcher der abgeschossene Stein oder die metallne Kugel auf die Körper einwirken, die von ihnen getroffen werden. Wenn schon der Bachkiesel, dessen ruhende Last auf der Handfläche kaum gefühlt wird, als jener Hirtenknabe ihn aus seiner Schleuder warf, eine solche Macht hatte, daß er den Riesen, dessen Stirn er getroffen, sinnlos zu Boden streckte, wie viel höher muß diese Macht sich steigern, wenn das entzündete Pulver den Stein in Bewegung setzt. Denn der Menschenarm kann allerdings einem Stein, den er mit angestrengter Kraft aus der Hand wirft, eine Geschwindigkeit mittheilen, welche der des Sturmwindes gleich kommt (50 Fuß in einer Secunde durchmisset), und die Bewegung der Schleuder mag diese Geschwindigkeit noch um das Doppelte vermehren; die Schnelligkeit aber, mit der die Kugel aus der Flinte unsrer Krieger fährt ist zehn, ja vierzehnfach großer und sie allein ist es die selbst

einem

einem Talglicht, das man in den Lauf einer Büchse lud und dann abschoß die Kraft giebt ein starkes Brett oder mehrere hinter einander gestellte, aus Rinderhaut gefertigte Schilde zu durchbohren. Gerade so wie in der Welt des Geistigen der schnelle, kraftige Entschluß und die Macht der Begeisterung eines Einzelnen Ungewöhnliches und Ausserordentliches bewirkt, wenn sie mit ihrer Gewalt die trage, ruhende Menge des Volkes erfaßt und in Bewegung setzt.

Immerhin aber, obgleich der Feuerriese der im Pulver schläft, wenn er durch die Wärme geweckt wird, gar Vieles fur den Menschen durch Zersprengen der Felsenmassen und als kriegerische Macht arbeiten und wirken muß, bleibt uns derselbe ein gefahrlicher Verbündeter. Kann uns doch das eigne Gewehr schon dann in Lebensgefahr bringen, wenn wir aus Unvorsichtigkeit beim Laden desselben zwischen dem Pulver und Pfropf einen kleinen, leeren Raum ließen, weil dann nicht nur alles Pulver mit ungemeiner Heftigkeit verbrennt, sondern auch die im leeren Raum enthaltene Luft durch die Feuergluth eine ungeheure Ausdehnung gewinnt, so daß der Lauf der Flinte zerspringt und seine Stucken als Geschosse umherfliegen. Und welche Verheerungen hat oft ein einziger Pulverwagen in der Mitte der Stadte angerichtet, wenn durch Reibung die Are eines Wagenrades in Gluth gerathen und das Schießpulver dadurch entflammt worden war; wie oft hat die entzundete Pulverkammer eines Schiffes den Untergang einer ganzen Flotte, oder, wie in Leiden, die Zerstorung eines ganzen Stadttheiles bewirkt!

Der Salpeter ist, vornamlich in warmern Ländern, in so grosser Menge verbreitet, sein Gebrauch seit uralter Zeit so vielfaltig, die Gelegenheiten bei welchen er mit Kohle in Berührung und Vermischung trat, konnten so oft sich ergeben, daß die Beobachtung seiner schleunigen Zersetzung bei dem Entzunden der mit ihm vermischten Kohle schon den älteren Volkern sehr nahe lag. Immerhin kann man es deshalb den Forschern der Geschichte der asiatischen Volker zugeben, daß die Chinesen die Zusammensetzung und die Wirkung des Schießpulvers lange vor den Europaern kannten und daß diese Kenntniß von China aus auch an andre Völker des Morgenlandes übergegangen sey. Auch mag gar mancher Scheidekünstler und Feuerarbeiter des Mittelalters, in dem und jenem Lande, wie der Grieche Marcus im 9ten Jahr-

hundert, der Engländer Roger Baco und der deutsche Albert der Große, so wie sein Landsmann, der vielgenannte Berthold Schwarz im 13ten Jahrhundert auf die Entdeckung der feuerfangenden Materie gerathen seyn, die mit der Gewalt und dem lauten Krachen des Donners losbrennt, und nach Roger Bacos Behauptung die Macht haben sollte Städte zu zertrümmern und Kriegsheere zu vertilgen. Die Bergleute im Rammelsberge bei Goßlar bedienten sich schon im 12ten Jahrhundert des Schießpulvers zum Sprengen der Gesteine, und durch solche sachverständige Männer und zweckdienliche Mittel soll Pfalzgraf Heinrich, der Sohn Heinrichs des Löwen, im Jahr 1209 die Mauern eines festen Schlosses bei Tyrus, im Kriege der Kreuzfahrer, gesprengt haben. Die Völker hatten seit Jahrhunderten die plötzlich entbundene Federkraft, die im Pulvergemenge lag, zu ihrem Freund und zu ihrem Feind gehabt, ohne dieselbe so in ihre Gewalt zu bekommen, daß sie dieselbe zu einem stätig fortwirkenden Gehülfen bei ihrem Tagsgeschäft benutzen konnten. Diese fremde Macht glich einem Löwen, den man unter das Heer der Feinde hineintreibt und der hier allerdings Schrecken verbreiten kann, der aber bald nachher seine ungezähmte Wuth an den eigenen Verbundeten ausläßt, während ein gezähmter Hund, auf den Ruf seines Herrn merkend, jetzt zum Angriff des Feindes oder des Wildprets sich aufmacht, dann, wenn der Herr ihn gebietet, wieder zur Ruhe sich bequemt.

Ein andrer Körper, welcher nicht erst durch die Kunst muß zusammengesetzt werden, sondern welcher allenthalben in größester Menge ohne Mühe und Arbeit zu haben ist, zeigte sich ungleich mehr geeignet mit der Spannkraft seines Dampfes in den Hausdienst des Menschen zu treten: dies ist das Wasser. Wir haben schon viel von diesem mütterlich nährenden Element, so wie von den Grundstoffen gesprochen, in welche es sich zerlegen und aus denen es sich zusammensetzen läßet, dennoch wird es gut seyn, wenn wir hier noch einige merkwürdige Eigenschaften desselben ins Auge fassen, durch welche diese Urflussigkeit von den meisten andren Körpern der Erde sich unterscheidet.

Wir kennen das Wasser in drei verschiedenen Formen: in der festen des Eises oder Schnees, in der gemeinen, tropfbar flüssigen und in der des Dampfes oder Gases. Wenn dasselbe aus der gewöhnlichen, unsrem Auge sichtbaren, uns-

rer Zunge ſchmeckbaren, unſren Händen ſo wie allen Theilen des Korpers fuhlbaren Form in die des gasartigen Dampfes ubergeht, dann entzieht es ſich, wie eine aus dem erſtorbenen Leibe abgeſchiedene Seele der Wahrnehmung unſrer Sinne. Das vollkommen gasartige Waſſer iſt unſrem Auge nicht mehr ſichtbar, dem Gefuhl unſrer Haut nicht mehr bemerkbar, ſein Daſeyn wird ferner durch keinen unſrer Feuchtigkeitsmeſſer angezeigt, es iſt wie aus dem Verkehr der grobſinnlichen irdiſchen Korperwelt ausgetreten und kehrt erſt dann zu dieſem Verkehr zuruck, wenn es als feuchter Dunſt wieder der tropfbaren Geſtalt ſich nahet.

Der fluſſige Zuſtand des Waſſers wird eben ſo wie der des Queckſilbers durch einen gewiſſen Grad der Wärme erhalten, wenn dieſe fehlt geben beide Flüſſigkeiten in feſten Zuſtand uber. Zum Schmelzen des Queckſilbers reicht ſchon eine Wärme hin, die ſich unſrem Gefuhle als faſt unerträgliche Kalte darſtellt und bei welcher Land und Gewaſſer von Schnee und Eis ſtarren. Zum Schmelzen des feſten Waſſers bedarf es ſchon einer Wärme, welche um 31 Grad hoher iſt als die Schmelzwarme des Queckſilbers, zum Schmelzen des Schwefels muß dieſelbe auf das Vierfache zum Fluſſigwerden der meiſten Metalle auf das viel Hundert- ja Tauſendfache geſteigert werden. Dieſe eben genannten Korper nehmen, wenn ſie in den flüſſigen Zuſtand ubergehen, in groſſer Allgemeinheit einen groſſern Raum ein als im feſten, ziehen ſich dagegen beim Erſtarren mehr oder minder merklich zuſammen. Hierbei werden ſie zugleich dichter und mithin ſchwerer: das feſte Metall ſinkt in dem geſchmolznen zu Boden, weil dieſes leichter iſt denn jenes.

Ganz anders verhalt ſich in dieſer Beziehung das Waſſer. Dieſes nimmt im ſtarren Zuſtand einen groſſeren Raum ein als im fluſſigen; es kann beim Gefrieren durch ſeine Ausdehnung, wie dies im Winter von 1709 geſchahe, Felſen zerſprengen und Baume zerſpalten. Zugleich wird es auch leichter; das Eis fallt nicht durch ſein groſſeres Gewicht in dem fluſſig gebliebenen Waſſer zu Boden, ſondern bildet ſich uber ſeine Oberflache hin als leichtere Decke, welche erſt durch einen Zuwachs von unten her allmalig dicker wird. Seine groſſte Dichtigkeit und Schwere hat das merkwurdige Element wenn es bis zu 4 Grad unter dem Gefrierpunkt erkaltet iſt; ſo bald es feſt zu werden anfangt, entwickelt ſich ſo viel Wär

me aus demſelben, daß die Temperatur der Umgebung wieder auf den Nullpunkt hinanſteigt.

Sehr bedeutend ſind die Folgen dieſer Eigenſchaft, welche eine ewige Weisheit in das Urelement des Waſſers gelegt hat. Würde dieſes beim Erſtarren ſo wie die meiſten andren ſchmelzbaren Körper dichter und ſchwerer und das Eis ſänke deshalb, ſo wie es auf dem Waſſer entſtünde, auf den Grund unſrer Seen hinab, dann würden dieſe von unten herauf ausgefrieren und ſelbſt in den milderen Ebenen unſres Vaterlandes zu einer gletſcherartigen Eismaſſe anwachſen, welche zuletzt das ganze Becken des Sees ausfüllte. Wenn dann die wärmere Jahreszeit wiederkehrte, da wurde die Eismaſſe bei ihrer ungemeinen Dicke nur von der Oberfläche hinein, mehr oder minder tief, ſchwerlich aber bis an den Grund hinab aufthauen, weil die wärmende Kraft der Sonnenſtrahlen, hindurchgehend durch die hohe Säule des Waſſers je tiefer hinab, deſto mehr ſich ſchwachen mußte. Konnte aber auch ein minder tiefer See durch die Sonnenwärme bis zu ſeinem Boden hinab aufthauen, ſo wurde er dennoch einen großen Theil ſeiner Reize für uns verloren haben, denn bald wurde weder Fiſch noch Froſch in ihm zu ſehen ſeyn; ſie alle hätte der Froſt beim Eingefrieren in das Eis getödtet. So aber ſinket zuerſt die oberſte Schicht des Waſſers, wenn ſie durch die Winterluft bis zu 4 Grad unter dem Eispunkt erkaltet iſt, als die ſchwerere, hinab zum Boden, ihr folgt eine zweite und ſo die andren bis ſich allen die ohngefähr gleiche Kälte mitgetheilt hat und nun die Bildung der Eisdecke beginnen kann, welche gegen die kalte Luft einen wohlthätigen Schuß von oben gewährt, während unten von der Tiefe her die mittlere Temperatur des Bodens, welche unter unſrem Himmelsſtrich gewöhnlich um 8 bis 12 Grad über dem Gefrierpunkt iſt, dem Waſſer fortwährend jene Wärme mittheilt, welche den thieriſchen Bewohnern des Gewäſſers zur Erhaltung ihres Lebens nothwendig iſt.

Dort im Weltmeere, wo die Tiefe des Gewäſſers eine vielfach höhere iſt als in unſren Landſeen, kommt der Erhaltung und lebenskräftigen Bewegung jener thieriſchen Bewohner noch eine andre Eigenſchaft des Waſſers zu ſtatten, jene nämlich, daß ſeine Federkraft während ſeines gewöhnlichen, tropfbar flüſſigen Zuſtandes ganz überaus gering iſt. Die Federkraft der atmoſphäriſchen Luft iſt die Urſache der ſehr

merklich zunehmenden Dichtigkeit der einzelnen Luftschichten, von oben nach unten. Könnten wir ein Schacht graben, welches 7 Meilen tief unter die Oberfläche der Erde hinabreichte, dann würde die dort befindliche Luft durch den Druck der mächtigen auf ihr ruhenden Luftsäule schon eine Dichtigkeit haben, welche der des Wassers; in 11 Meilen Tiefe, so hat man berechnet, eine solche die der Dichtigkeit der Platina gleich käme. Hätte das Wasser eine solche Federkraft wie die Luft, dann würde in der mittleren Tiefe unsrer Meere seine Dichtigkeit so groß seyn, daß kaum noch ein Stein darinnen zu Boden sinken könnte, sondern nur wie ein Hanfkorn im dünnflüssigen Honig darin schweben bleiben würde; Fische, selbst die stärksten, würden sich schwieriger noch als eine Wasserratte durch zähen Schlamm und in gewisser Tiefe gar nicht mehr durch die gleich Mauern stehende Fluth hindurcharbeiten können; während dagegen das Wasser, vermöge seiner geringen Federkraft in der Tiefe fast noch eben so leicht durchdringbar ist für die Kraft der thierischen Bewegung als in der Nähe der Oberfläche, zu gleicher Zeit aber allerdings auf todte Körper, in denen die Kraft des Lebens dem mechanischen Gewicht keinen Widerstand entgegensetzt, durch die Schwere seiner Säule einen vielfachen Einfluß übt.

Die Eigenschaften, die sich am Wasser in seiner dritten Verwandlung zur gasartigen Form kund geben, wenn dasselbe gleich einer aus dem Leibe geschiedenen Seele dem Verkehr mit unsren Sinnen und mit der gröberen irdischen Körperwelt enthoben wird, sind für uns hier, bei der Betrachtung der Kraft der Wärme, die wichtigsten. Wenn die Salpetersäure bei manchen ihrer chemischen Verbindungen eine langsame, allmälige Zersetzung erleidet, wobei der Stickstoff aus seiner Gebundenheit frei wird, dann zeigt sich keine Spur einer solchen Explosion, durch welche das Schießpulver seine zerschmetternde Gewalt empfängt. Auch der gasartige Dampf, der beim Verdunsten des Wassers allmälig sich entbindet, wirkt auf seine Umgebung kaum merklich verändernd ein. Wie aber der Stein, der so lange er ruhend auf unsrer Hand lag, von dieser kaum mehr gefühlt wurde, wenn man ihn aus einem Geschütz abfeuert eine Kraft empfängt, durch welche er nicht nur die Hand, sondern den ganzen Arm eines Menschen zerschmettern und hinwegreißen kann, so wird dem Wasserdampf durch die Schnelligkeit seiner Entbindung in

der Hitze des Siedens eine Macht mitgetheilt, welche ähnlich der Macht des entzündeten Schießpulvers, schwere Lasten emporhebt und die Wände des Gefäßes, die seine Entwicklung hemmen wollen, zersprengt. Aber die riesenhafte Federkraft, die bei solcher Gelegenheit an dem schleunig ausbrechenden Wasserdampf sich kund giebt, läßt alsbald durch den Willen des Menschen sich bändigen; eine verhältnißmäßig geringe, plötzliche Abkühlung bewirkt ein Zurücksinken des luftartigen Stoffes in die Form des tropfbar flüssigen Wassers. Der aufsteigende Dampf eines Waschkessels oder siedenden Topfes wird vor unsren Augen, wenn er in die kalte Winterluft aufsteigt, wieder zum sichtbaren, wässrigen Nebel oder zu einem in Tropfen zusammenrinnenden Wasser. Wenn deshalb in ein Gefäß, das von spannkraftigem Wasserdampf erfüllt war, nur eine kleine Menge kalten Wassers hineingespritzt wird, dann giebt der Dampf sogleich seine Spannkraft auf und schmiegt sich nachgiebig wieder in die harmlose Form des Ruhezustandes, aus dem er hervorgieng. Schon durch dieses einfache Mittel kann der Mensch den Wasserdampf, bei einiger Vorsicht, gleich einem mächtig starken, durch die Kunst gezähmten Elephanten lenken und leiten und zu seinem Dienst benutzen.

Das Wasser welches durch die Siedehitze in Dampf verwandelt wird, dehnt sich hierbei gegen den frühern Raumin-halt seiner tropfbaren Form, bei mittlerer Temperatur, zu einem gegen 1700 fachen Umfang aus und diese Ausdehnung, mit der Spannkraft zugleich, wächst in einem verschlossenen Gefäß durch den Einfluß einer hoher gesteigerten Wärme. Die Spannkraft des Wassers, wenn dieses plötzlich durch die Hitze zur Dampfform sich erhebt, übertrifft selbst die des abbrennenden Schießpulvers, denn durch den Dampf der aus einem Pfund Wasser erhalten wird, kann man ein Gewicht von 550 Pfund, durch die Entzündung von einem Pfund Pulver nur eine Last von kaum 229 Pfund Gewicht fortbewegen. Wie der zahme Elephant in heftig gereiztem, zornmuthigem Zustand des ohnmächtigen Widerstandes der Menschen nicht achtet, sondern ihre Hütten darniederreißt, und mit vernichtender Stärke in ihre Haufen hineinbricht, so hat auch schon öfter der Wasserdampf, wenn man ihn nicht in wachsamer Obhut hielt, Gebäude und Schiffe der Menschen zertrümmert und ganze Gesellschaften derselben vernichtet.

Der Unterſchied der Bewegungen, welche durch eine ſelbſtſtändig inwohnende Kraft des Lebens bewirkt werden, von ſolchen die eine bloße mechaniſche Gewalt hervorruft, beruhet vor Allem darauf, daß die letzteren alsbald nachlaſſen, wenn die mechaniſche Urſache zu wirken aufhört durch die ſie erzeugt wurden, während die erſteren ſich dadurch immer wieder erneuen, daß abwechſelnd mit dem Zuſtand der Fülle an dem einen Punkte, der Zuſtand des Mangels an dem andren, polariſch entgegengeſetzten, hervortritt und umgekehrt, mit der Sättigung des letzteren das Bedürfniß des erſteren wieder erwacht. Die beiden Eimer am Brunnen des Lebens, die rechte und linke Herzkammer ſo wie jede dieſer einzelnen Kammern und ihre Vorkammern ſtehen in einem ſolchen regelmäßig abwechſelnden Verhältniß ihrer Bewegungen, daß, wenn die Kammer durch Zuſammenziehung ihrer Wände ſich entleert, die Vorkammer ſich aufthut und wenn die linke Kammer das Blut das ſie durch ihre Vorkammer aus den Lungen empfieng, hinaustreibt, durch die Pulsadern, in alle Theile des Leibes, da thut zu gleicher Zeit die rechte Kammer ſich auf für den Empfang des Blutes das ihr durch ihre Vorkammer aus den Blutadern zuſtromt. Während die eine dieſer Hohlungen ſich von der Fülle ihres flüſſigen Inhaltes entleert, nimmt die andre ſie auf; abwechſelnd verwandelt ſich jetzt hier, dann dort die Anziehung in ein Abſtoßen und umgekehrt.

Dieſer von ſelber ſich erneuernde Wechſel zwiſchen Anziehen und Abſtoßen, Aufnehmen und Ausgeben fällt uns, im Vergleich mit den unbeſeelten, unorganiſchen Körpern an den beſeelten Weſen alsbald ins Auge. Das Thier athmet nicht nur ein, ſondern es athmet auch aus; die Kohle, ſo kann man ſagen, athmet auch, indem ſie verbrennt, das Sauerſtoffgas ein und wird zur Kohlenſaure, aber ſie kann das aufgenommene Gas nicht durch eigne Kraft wieder ausſtoßen, kann, wenn ſie etwa vor ihrem Verbrennen ein Demant war, nicht wieder zum Demant ſich geſtalten und ſo abwechſelnd bald einmal Kohlenſaure, dann wieder Demant werden. Wenn die ätzende, aus dem Kalkmetall (nach S. 146) entſtandene Kalkerde ſich mit der Kohlenſaure geſättigt hat und nun zum feſten Kalkſtein oder Marmor geworden iſt, dann kann ſie dieſe aufgenommene Nahrung nicht wieder aus eigener Kraft ausſondern, ſonſt würde es um das Feſt-

stehen unserer Gebirge und das beständige Verbleiben ihrer Gestalten und Umrisse sehr zweifelhaft und bedenklich aussehen, sondern nur eine äussere Macht, wie das Hinzutreten einer stärkeren Säure, oder ein hoher Grad von Hitze, welcher die Expansivkraft der Kohlensäure so hoch steigert, daß dieselbe die Luftform anzunehmen vermag, kann die feste Verbindung aufheben und die Kalkerde ihres, vielleicht schon vor vielen Jahrtausenden aufgenommenen Sättigungsmittels berauben.

Bleiben wir bei dem zuletzt erwähnten Verfahren stehen das seit uralter Zeit beim Brennen des Kalkes zur Bereitung des Mörtels angewendet wird. Das Uebergewicht, welches die ausdehnende Federkraft in der Kohlensäure über den Zug des Zusammenhaltes mit dem erdartigen Stoffe gewinnt, ist der Grund ihres Austretens, die Ursache jenes Wechsels, durch welchen auf einmal die Anziehung in Abstoßung übergehet. Fassen wir die Vorgänge der Lebensthätigkeit im Innren eines beseelten, lebenden Körpers etwas näher ins Auge, dann wird es uns klar, daß die Aufeinanderfolge dieser Vorgänge blos auf einer jetzt zunehmenden, dann wieder abnehmenden Steigerung der Spannkraft der organischen Gebilde beruhe, auf einem Wechsel des Freiwerdens und der Gebundenheit der eigenthümlichen Wirksamkeit, auf dem Wechsel eines gleichsam Druckes von außen und eines Gegendruckes von innen. Die auf der Oberfläche unsres Leibes ruhende Atmosphäre ist für unsren Gesammtleib ein Aeußeres und der Ausgangspunkt eines auf diesen wirkenden, seine Form begränzenden Druckes. Für die Nerven sind alle andren Theile des Leibes ein Aeußeres, für die Seele ist selbst das Gehirn und das System der Nerven ein solch Aeußeres. Während bei dem Vorgang der Verdauung, der Blutbereitung, der Bildung der Theile die Lebenskraft der Vereinigung mit einer ihr gegenüberstehenden, äußeren Leiblichkeit hingegeben ist, erscheint sie gebunden und von dem Gegengewicht des äußren Stoffes beherrscht, wenn ihr dagegen statt der Sättigung das Bedürfniß, statt der Ruhe das Streben wiederkehrt, wenn sie von dem schon gewordenen Alten zu einem Werden des Neuen sich hinwendet, dann ist sie wieder zur freien Wirksamkeit erwacht. Der Kohlensäure im Kalkstein geben wir durch die Wärme unsrer Kalköfen die Spann-

kraft wieder; was hier die Wärme thut, das wirkt im lebenden Leibe die Seele.

Die Einrichtung und Wirkung unsrer Dampfmaschinen ahmt in abbildlicher Weise die Vorgänge des Lebens, den fortwährenden Wechsel zwischen Druck und Gegendruck, zwischen einem freien Aufstreben und Gebundenwerden der Spannkraft nach. Bei einer Dampfmaschine von jener Einrichtung, welche früher in ausschließendem Gebrauch war, tritt der Wasserdampf, der sich aus dem siedenden Wasser des Kessels entwickelt, in einen metallenen Cylinder hinein, hebt dort durch die Gewalt seiner Ausdehnung den gleich einem wohlschließenden Stopfel eingefügten Kolben empor, bis dieser an einem gewissen Punkt seines Emporsteigens eine künstliche Vorrichtung in Bewegung setzt, durch welche die Mündung jener Röhre, aus welcher der Dampf eindrang, verschlossen und zugleich der verschlossne Hahn einer Röhre geöffnet wird, durch die sich ein Strahl kalten Wassers in den Cylinder ergießt. Mit der Abkühlung zugleich kehrt der Dampf in die tropfbar flüssige Form des Wassers zurück und es entstehet ein leerer Raum, in welchen der Druck der Atmosphäre den Kolben alsbald wieder hinabstößt, bis dieser bei seinem Hinabsinken abermals dem zudringenden Dampf den Eingang in den Cylinder eröffnet und von neuem durch die Gewalt der Spannkraft emporgehoben wird. So wirken abwechselnd der Druck der Atmosphäre und der Gegendruck des Dampfes, und bei dem Auf- und Niedersteigen des Kolbens wird durch die Stange, die in diesem befestigt ist, jenes mannigfache Getriebe in Bewegung gesetzt und darin erhalten, welches dazu dient, die gewaltigsten Lasten emporzuheben oder die Schaufelräder der Dampfschiffe und die Räder der Dampfwagen in einen fortwährenden Gang zu bringen.

Eine spätere, mit vieler Umsicht getroffene, sehr nutzbare Einrichtung der Dampfmaschinen läßt den Druck der Atmosphäre ganz außer Spiel, indem sie das Aufsteigen wie das Niedersinken des Kolben, in dem nach oben geschlossnen Cylinder, blos durch die Spannkraft der Wasserdämpfe bewirkt, denen sie abwechselnd den Zutritt bald in den oberen, bald in den unteren Theil des Cylinders eröffnet und zugleich den Dampf aus jener Abtheilung des Cylinders, worinnen jetzt seine Spannkraft ihre Dienste gethan hat, hinauslässet in einen weiten Kanal (den sogenannten Condensator), der von

kaltem Waſſer umgeben iſt, deſſen niedere Temperatur dem Dampf alsbald ſeine Luftgeſtalt nimmt und ihn wieder zum Waſſer werden läſſet. Bei dieſem Entlaſſen des Dampfes in den kühlen Raum wird dem Cylinder jetzt hier, dann dort jener leere Raum wieder gegeben, ohne deſſen Vorhandenſeyn das Auf- und Niederbewegen des Kolbens nicht möglich ſeyn würde. Bei dieſer Einrichtung, nach welcher der Druck wie der Gegendruck beide nur ein Werk des Dampfes ſind, kann, zur Bewegung der Maſchinen bald eine Spannkraft der Dämpfe, welche geringer iſt als die Macht des atmoſphäriſchen Druckes, bald eine ſolche angewendet werden, welche durch den höheren Grad der Hitze geſteigert, den äußren Luftdruck vielfach überſteiget. Dieſe erhöhte Spannkraft (der Hochdruck) wird namentlich zum Fortbewegen der Dampfwagen benutzt.

In unſren Tagen und in unſren Länderſtrichen, darinnen kaum eine Gegend gefunden wird, in welcher nicht in der Entfernung weniger Stunden eine Dampfmaſchine zum Gebrauch der verſchiedenen Gewerbe oder an den Locomotiven der Dampfwagen, theils feſt an einem Ort verbleibend, theils als ein von Zeit zu Zeit ankommender und wieder abgehender Gaſt geſehen werden kann, wäre es wohl ein eben ſo überflüſſiges Bemühen den ganzen Bau einer Dampfmaſchine und die Zuſammenwirkung ihrer einzelnen Theile zu beſchreiben, als den Bau und die Einrichtung einer Waſſermühle. Jeder von uns weiß es aus eigner Anſchauung, wie das Waſſer, das im Dampfkeſſel iſt, nicht zunächſt durch die an den Boden deſſelben anſchlagende Gluth der Kohlen, ſondern durch die metallenen Röhren, im Innren des Keſſels erhitzt werde, durch welche die glühend heiße Luft des Herdes hindurchſtreicht, und wobei dem Waſſer eine viel größere Ausdehnung der Hitzflächen dargeboten wird. Jeder von uns hat das ſchnaubende Aus- und Einathmen der Luft und des Kohlendampfes vernommen und geſehen, das die vorüber eilende Locomotive eines Dampfwagens oder die Dampfſchiffe in den Augen ungebildeter Völker oder der Kinder gleich einem athmenden Weſen, gleich einem wilden, lebenden Thiere erſcheinen ließ und die Viehherden, in deren Nähe der Zug vorübergieng, ehe ſie daran gewöhnt waren, zu eiliger Flucht bewegte.

Um die Erfindung und Vervollkommnung der Dampf-

maſchinen ſo wie um die Anleitung zu ihrer mannichfachen Benutzung haben ſich vor allen Andren die Meiſter in den mechaniſchen Erfindungen und Künſten, die Engländer, verdient gemacht. Hin und wieder mochte bei Betrachtung jener metallenen, mit Waſſerdampf gefüllten Kugel, welche Hero von Alexandrien (um 120 J. v. Chr.) beſchreibt; wenn man dieſelbe durch die Rückwirkung des aus einer engen Röhre herausſtrömenden Dampfes um ihre eigene Axe ſich bewegen ſahe, der Gedanke an eine Anwendung des Waſſerdampfes zu verſchiedenen Kraftäuſſerungen erwacht ſeyn; die erſte, ſichre Spur jedoch von einer Anwendung der Dämpfe zur Hebung eines 40 Fuß hohen Waſſerſtrahles, finden wir vom Jahr 1655 in dem Werk eines Engländers, des Marquis von Worceſter. Ein andrer Engländer, Sir Samuel Moreland war es, welcher im Jahre 1683 dem franzöſiſchen Könige Ludwig XIV einen ſehr wohldurchdachten, richtigen Plan zur Anfertigung einer Vorrichtung gab, durch welche das Waſſer mittelſt der Dämpfe aus der Tiefe emporgehoben werden konnte. Funfzehn Jahre nachher (1698) löſte ſich der engliſche Capitän Savery ein Patent für ſeine Erfindung einer Dampfmaſchine zum Auspumpen des Waſſers. Die ganze Einrichtung derſelben beſtund darin, daß man in eine Röhre (den Pumpenſtiefel) Dämpfe hineinleitete, dann durch Abkühlung der Röhre und wäſſrigen Niederſchlag des Dampfes eine Leere erzeugte, in die das Waſſer von unten hinanſtieg. Ein engliſcher Handwerksmann, der Schmidt Newcomen lehrte 1705 die Weiſe das Niederſchlagen des Dampfes in kurzer Zeit durch eingeſpritztes Waſſer und das Niedergehen des Kolbens durch den atmoſphäriſchen Druck zu bewirken; unſer um die Mechanik ſehr verdienter Landsmann Leupold machte (1720) ſeine Angaben zur kräftigern Anwendung des Dampfes (im Hochdruck nach S. 298) bekannt, in denen die Mechaniker der ſpäteren Zeit Vieles für ihr Benutzbare gefunden haben. Noch immer war jedoch die Anwendung der Dampfmaſchinen eine ſehr beſchränkte; auſſer den Dienſten, welche ſie hin und wieder in den Bergſchachten zum Heraufziehen des Grubenwaſſers aus der Tiefe leiſteten, ſahe man ſie faſt nur zu den Waſſerkünſten benutzt, an denen die höheren Stände und reichen Privatleute ſich ergötzten.

Den Weg zur allgemeinen, leichteren Benutzbarkeit der einflußreichen Erfindung bahnte erſt der Engländer James

Watt. Aus seiner in Gemeinschaft mit dem Maschinenbaumeister Matthew Boulton im J. 1769 begründeten Fabrik sind Dampfmaschinen von der zweckmäßigsten Einrichtung hervorgegangen, mit denen alle Gegenden von Europa versorgt wurden. Er war es, der das unmittelbare Einspritzen des kalten Wassers in den Cylinder dadurch vermeiden lehrte, daß er den Dampf in den oben (S. 297) beschriebenen Condensator ableitete. Während man vorher durch die Spannkraft des Dampfes nur ein einfaches Auf- und Niedersteigen des Kolbens und mithin das Arbeiten des Zuges der Maschine nur nach einer Richtung zu bewirken wußte, machte Watt durch seine vorhin (S. 298) erwähnte Erfindung der doppelt wirkenden Maschinen erst das Hervorbringen solcher Bewegungen möglich, die zu ihrer Unterhaltung einer ununterbrochen fortwirkenden Kraft bedurften.

Es war jetzt nur noch ein Schritt zur Erfindung der Dampfschiffe und dann ein anderer zur Erfindung der Dampfwägen zu thun. Den ersteren that Robert Fulton, von Geburt ein Pensylvanier, der sich zuerst als Goldschmidslehrling in Philadelphia den Ruhm eines guten Zeichners erworben und hierauf zu viel vertrauend, nach London begeben hatte, um sich hier in der Schule des berühmten West zum großen Maler zu bilden. Aber der vortreffliche amerikanische Zeichner war nicht dazu befähigt in England als Maler zu glänzen; er fühlte dieß selber und ergab sich der Mechanik und in Gemeinschaft mit Ramsey, einem Genossen dieses Gewerbes, der Fertigung von Dampfmaschinen, die für Virginien bestimmt waren. Bei diesen Arbeiten kam ihm der Gedanke zur Benutzung der Dampfmaschinen für die Fortbewegung von Fahrzeugen auf dem Wasser. Mit zu wenig äußeren Mitteln wagte er sich an die Ausführung seines Planes, doch wurden seine wenig augenfälligen Versuche in Frankreich wie in England keiner besondern Theilnahme gewürdigt. Zwölf Jahre lang hatte der innre Antrieb des thatkräftigen Mannes mit den äußren Hemmungen gekämpft, welche vor Allem der Mangel an Geldmitteln der Ausführung seines sinnreichen, wohlüberlegten Planes in den Weg legte, da hatte er es endlich im J. 1807 so weit gebracht, daß zu Newyork ein nach seiner Angabe erbautes Dampfschiff von 160 Tonnen, bewegt mit einer Kraft die jener von 20 Pferden gleich kam, auslaufen konnte, das den

Weg von 120 Seemeilen von Newyork bis Albany strom-aufwärts in 32 Stunden zurücklegte. Durch dieses glückliche Gelingen des Unternehmens war das Mißtrauen seiner Landsleute beseitigt worden, welches vornämlich durch den verunglückten Versuch erregt war, welchen schon im J. 1788 der Uhrmacher Fitch in Philadelphia, dem gleich bei der ersten kleinen Fahrt der Kessel zersprang, gemacht hatte. Aber auch Fulton, der Begründer eines ganz neuen, gewaltigen Aufschwunges der Schiffahrtskunde, hatte von seiner folgenreichen Erfindung keinen äußern Gewinn. Er hatte zwar von den vereinigten Staaten die Patente für den Betrieb der Dampfschiffahrt auf allen größeren Flüssen des Landes erhalten, mußte jedoch diese aus Noth großentheils verkaufen und dabei noch die Kränkung erfahren, daß ein Advocat, in listigen Kunstgriffen gewandt, ihm den Ruhm und Vortheil der ersten Erfindung streitig zu machen suchte. Er war erst 48 Jahre alt, als er, ohne die Vollendung einer großen, nach seinem Plane erbauten Dampffregatte zu erleben, im J. 1815 starb. Viele Andere sind, als man jetzt in allen Ländern von Europa anfieng Dampfschiffe nach Fultons Angabe zu bauen und zur Wasserfahrt zu benutzen, durch seine Erfindung reich geworden; ihm selber hatte sie nicht so viel eingetragen, daß er sich und die Seinigen aus der Last der Schulden, die er für die großen, zu seinem Unternehmen nöthigen Auslagen hatte machen müssen, herauszuarbeiten vermochte.

Welche Dienste die Dampfschiffahrt dem Verkehr der Völker zu leisten vermöge, das liegt schon jetzt vor Augen. Vasco de Gama's welthistorisches, ruhmgekröntes Unternehmen, von Europa nach Ostindien zu segeln, hatte zwar, seit er ihnen kühn vorangegangen, Tausende von Nachahmern gefunden, dennoch gehörten die Fahrten nach Ostindien, abgesehen von allen möglichen Gefahren, bis in die neueste Zeit zu den langwierigsten und schwierigsten. Jetzt legen die Dampfboote von England den Weg bis an die ägyptische Küste, dann durch das rothe und indische Meer bis nach den Küsten von Ostindien, dahin vormals unsre Segelschiffe kaum nach 6 bis 8 Monaten gelangten, schon in 3 bis 6 Wochen zurück. Durch ihre Dampfschiffe sind die Europäer in noch ungleich höherem Maaße als vorher Beherrscher der Meere und Beschützer der Küstenbewohner gegen den Raubmord der Seeräuber geworden. Wie schwer war es oft vormals die schnell

rudernden malayiſchen und chineſiſchen Seeräuber in ihren Jonken einzuholen, wenn ſie vor den Augen der Europäer Städte und Dörfer an den Küſten der Philippinen entzündet und die harmloſen Bewohner derſelben ermordet, oder wenn ihre Schaaren ein europäiſches Handelsſchiff überfallen, ſeine Mannſchaft umgebracht, ſeine Ladung geraubt hatten. Anjetzt fürchtet dieſes mordluſtige Geſindel die Dampfſchiffe der Europäer wie der ſchnellläufige Haſe den noch ungleich ſchneller fliegenden Adler und bald werden alle die Meere, dahin die Dampfſchifffahrt der Europäer reicht, von Seeräubern geſäubert, ihre Küſtenbewohner gegen ſolche Ueberfälle geſichert ſeyn.

Einen ähnlichen umgeſtaltenden, Neues ſchaffenden Einfluß auf den Verkehr der Städte und Völker als die Erfindung der Dampfſchiffe, hat ſchon jetzt die Erfindung der Dampfwagen. Ihre Vervollkommnung und zweckmäßige Benutzung fällt in eine etwas ſpätere Zeit als die der Dampfſchiffe, denn obgleich der Engländer Robinſon ſchon im J. 1759 dem vorhin erwähnten Meiſter im Dampfmaſchinenbau, dem James Watt einen Plan zur Errichtung von Dampfwagen mittheilte, fand er dennoch hiermit wenig Theilnahme, und die Verſuche zur Ausführung, welche ſpäter von ihm und Andren gemacht wurden, mislangen entweder ganz oder hatten doch nicht den erwarteten Erfolg. Ueberhaupt mußte die Erfindung der Dampfwagen, wenn ſie ihren Zweck vollkommen erreichen ſollte, eine andre ungleich ältere Erfindung: die der Eiſenbahnen zu Hülfe nehmen, denn für Landſtraßen von gewöhnlicher Einrichtung paßte ſie nicht. Hierzu bot abermals England die günſtigſte Gelegenheit dar. Denn obgleich der Gebrauch der vollkommen ebenen Holzbahnen mit ſicherem Geleiſe zum Fortziehen großer Laſten urſprünglich durch deutſche Bergleute, welche die Königin Eliſabeth ins Land berief, nach England verpflanzt worden und zunächſt nur in den Bergwerken eingeführt war, hatte man dennoch zuerſt in England den Grund zu den jetzigen Eiſenbahnen gelegt, als Curr im Jahr 1776 über der Unterlage des Holzes eiſerne Schienen anbrachte und Barns ſeit 1797 ſtatt des in vielen Gegenden ſchwer und theuer zu habenden Holzes den Schienen eine ſteinerne Grundlage gab. Seit 1825 ſahe man nach dieſer Einrichtung zuerſt in England, dann in Frankreich, Oeſterreich und Amerika Eiſenbahnen von großrer Ausdehnung zur Erleichte-

rung des Verkehres einzelner bedeutender Handelsplätze entstehen und auf einer solchen Eisenbahn gewann der erste, in vollkommner Weise ausgeführte Dampfwagen, jener des Stephenson im Jahr 1829 den Preis von 6000 Gulden, der für diese neue Art des Transportes ausgesetzt war. Sein Locomotiv bewegte eine Last von 250 Centnern mit einer Schnelligkeit, welche für jede Stunde auf 11 englische Meilen berechnet war; eine Leistung, welche von jener unserer jetzigen, noch ungleich mehr vervollkommneten Dampfwagen weit übertroffen wird, bei denen sich die Schnelligkeit auf das Doppelte, ja auf das mehr denn Dreifache gesteigert hat.

Die Dampfbereitung zur Fortbewegung der Locomotiven geschieht, um die Gefahr des Zerspringens der Kessel zu vermeiden, in Röhren aus Kupfer oder Eisenblech, welchen das nöthige Wasser durch einen, von der Maschine selber in fortwährender Thätigkeit erhaltenen Nachfüller zugeführt und ersetzt wird. Der Dampf der sich in den zahlreichen, der Feuergluth ausgesetzten Röhren bildet, sammlet sich in den Dampfkasten und setzt von hier aus die Kolbenstangen zweier Cylinder in jene fortwährende Bewegung, die sich den umlaufenden Rädern mittheilt. Bei den Dampfwagen mußte auf Ersparung des Raumes wie der Lasten eine vorzügliche Rücksicht genommen werden. Schon aus diesem Grunde hat man sich genöthigt gesehen zu ihrer Bewegung den Hochdruck (S. 298), der in kleinem Raume viel zu leisten vermag, anzuwenden, den gebrauchten Dampf jedoch, statt in den schwerfälligen Condensator und sein abkühlendes Wasserbehältniß, in die Luft entweichen zu lassen.

Die Ausdehnung der Dampfwagenfahrten auf den Eisenbahnen geht schon jetzt ins Ungeheure. In England sind sie nach allen Richtungen hin über Strecken verbreitet, welche zusammen gegen 550 geographische Meilen betragen und in den vereinigten Staaten von Amerika hat die gesammte Ausdehnung aller dortigen Eisenbahnen fast das Doppelte erreicht. In Deutschland sahe man die erste Dampfeisenbahn im Jahr 1835 entstehen; es war die kleine, welche von dem gewerbthätigen Nürnberg nach Fürth angelegt wurde. Jetzt theilen sich fast alle deutschen Provinzen in die Vortheile der großen Erfindung.

Nur im Vorübergehen erwähnen wir hier auch der sogenannten atmosphärischen Eisenbahnen, auf denen das Loco-

motiv nicht durch Dämpfe, sondern durch den atmosphärischen Druck bewegt wird. Schon Otto von Guerike (n. S. 247) der Erfinder der Luftpumpe setzte seine Zuschauer auf dem Reichstage zu Regensburg durch jenen Versuch in Erstaunen, bei welchem ein gutschließender Kolben durch den Luftdruck in einer Röhre, aus welcher er die Luft herauspumpte, mit solcher Gewalt emporgeführt wurde, daß viele starke Männer sich vergeblich bemühten, sein Aufsteigen durch Herabziehen zu hindern. Da die Kraft des Luftdruckes in der Ebene auf jeden Quadratfuß Fläche nahe gegen 2000 Pfund beträgt, muß ein Kolben von etwa 1½ Fuß Fläche mit solcher Gewalt in eine durch Auspumpen luftleer gemachte Röhre hineingetrieben werden, daß er dadurch fähig wird, eine Last von 3000 Pfund mit sich fortzuziehen. In Irland zwischen Dalkey und Kingstown haben Clegg und die Gebrüder Samuda auf einer Strecke von 1½ Stunde Weges das erste bis jetzt gelungene Unternehmen gewagt, das auf jene Wirkung des Luftdruckes gegründet ist. In der Mitte der Schienen ihrer Eisenbahn liegt ein 9200 Fuß langer, gußeiserner Cylinder, an beiden Enden durch Ventile geschlossen, verbunden durch ein Saugrohr, mit einer über 5 Fuß im Durchmesser haltenden Luftpumpe, welche zum Betrieb des Auspumpens der Luft aus dem Cylinder durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird, deren Zugkraft jener von 100 Pferden gleich kommt. In 6 bis 8 Minuten ist die Luftentleerung des Cylinders, dessen innrer Durchmesser 15 Zoll beträgt, so weit gediehen, daß derselbe, wenn nun hinter seinen luftdicht schließenden Kolben atmosphärische Luft hereingelassen wird, mit einer Gewalt in den Cylinder hineingetrieben wird, welche ihn fähig macht, mittelst einer an ihn befestigten Stange eine Last, welche über 2000 Pfund beträgt, mit einer pfeilschnellen Geschwindigkeit von mehr denn einer Stunde Weges in einer Minute fortzubewegen. Die plattenartige Stange des Kolbens muß dabei freilich durch eine Spalte laufen, von welcher der obere Theil des Cylinders seiner ganzen Länge nach durchschnitten ist, aber diese schmale Spalte, welche mit einer aus Leder und Eisenblech gebildeten Klappe bedeckt ist, wird durch eine am Kolben angebrachte Vorrichtung geöffnet und wieder geschlossen. Obgleich die eben genannte, kleine atmosphärische Eisenbahn an ihrem Orte, zum Herbeischaffen von Steinen zu einem Hafenbau, gute

Dienste

Dienste leistet, stehen dennoch einer Nachahmung derselben im Großen solche Schwierigkeiten entgegen, daß man bis jetzt daran nicht denken konnte.

Es bleibt demnach bis jetzt nur die Wärme, als Bildnerin des Dampfes, in der Alleinherrschaft unsrer Dampfeisenbahnen, und sie ist es ja auch, welche selbst auf den atmosphärischen Eisenbahnen die Entleerung des Treibcylinders von atmosphärischer Luft allein möglich macht. Was war selbst jene unsichre Beschleunigung des Fortbewegens, die man nach S. 221 an Luftschiffen im günstigsten Falle bemerkt hat, gegen die Geschwindigkeit unsrer Dampfwagen, welche bereits an mehreren Orten eine Stunde Weges in 4 Minuten, 15 Wegstunden in einer Stunde durchmisset. Konnten wir mit solcher ununterbrochenen Schnelle forteilen, dann würden wir eine Strecke, welche dem Umfang der Erde gleich käme, in 30 Tagen zurücklegen; Reisen von mehreren Tagen, die man sonst in England, um von London nach manchen andren Orten zu gelangen, machen mußte, sind jetzt zu einer Spazierfahrt von wenig Stunden geworden, ein Freund lädt den andern 18 Stunden von ihm entfernt wohnenden zum Mittagsessen ein, und dieser besorgt zu Hause noch sein Tagesgeschäft, trifft zur rechten Zeit bei der Mahlzeit ein und schläft bei Nacht wieder unter seinem Dache. Die Zahl der Reisenden allein, die Waaren und Lasten welche zugleich mit fortgeschafft werden, nicht gerechnet, beträgt auf den Eisenbahnen Englands alljährlich gegen 20 Millionen; ganze vorhin ruhende Massen der Völker und Güter der Erde sind durch den Wasserdampf in lebhafte, sich immer erneuernde Bewegung gerathen und hiermit zu und durch einander geführt worden; Greise, welche gebunden an die Geschäfte ihres Berufes wegen der weiten Entfernung ihrer Wohnorte auf immer von ihren Freunden und Jugendgenossen Abschied genommen hatten, sind seitdem nicht nur einmal, sondern öfters wieder zu diesen gekommen; die Entfernung macht keine Trennung mehr.

Fassen wir alles Das zusammen was über die Leistungen des Wasserdampfes, seit dieser durch Erfindung der Dampfmaschinen in die Gewalt des Menschen kam, gesagt werden kann, dann muß uns besonders die Ersparung wichtig seyn, welche dadurch an den Kräften lebendiger Wesen gewonnen worden ist. In der Regel berechnet man die Kraft

einer Dampfmaschine nach dem Gewicht einer Last Wassers, welche sie, wenn sie etwa zum Heraufziehen desselben angewendet wurde, in einer gewissen Zeit zu erheben vermöchte. Hebt sie eine Last dieser Art welche gegen 4 Centner beträgt in Zeit einer Sekunde 1 Fuß hoch, dann leistet sie so viel als ein Pferd; vermag sie die doppelte, die drei-, die vierfache Last in derselben Zeit eben so hoch zu heben, dann arbeitet sie für 2, für 3, für 4 Pferde und das Nämliche gilt beiläufig von ihr, wenn sie 440 Centner in $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$ Secunde einen Fuß hoch hebt. Mit der Kraft des Menschen verglichen kann man im Durchschnitt annehmen, daß etwa fünf Männer dasselbe vermögen, was ein einziges Pferd leistet. Hiernach hat man berechnet, daß die Dampfmaschinen welche im Jahre 1813 in England thätig waren, so viel bewirkten, als man nur durch die Kraftanstrengung von nahe $2^1/_2$ Millionen Pferden oder $12^1/_2$ Millionen Menschen hätte ausrichten können; in Frankreich arbeiteten damals die sämmtlichen Dampfmaschinen für 1,785500 Pferde, mithin für mehr denn 8 Millionen Menschen, in Preußen für 915,000 Pferde oder für mehr denn $4^1/_2$ Mill. Menschen.

Aus einigen unsichren Andeutungen in den Schriften der Alten hat man die Vermuthung geschöpft, daß schon die Aegypter die bewegende Kraft der Wasserdämpfe nicht nur gekannt, sondern auch zu verschiedenen Zwecken angewendet hätten. Wäre dieses bei ihnen in demselben Maaße wie bei uns seit der Einführung der Dampfmaschinen der Fall gewesen, dann hätten sie nicht nöthig gehabt zum Bau ihrer größesten Pyramide unweit Ghizeh 100,000 Menschen 20 Jahre lang zu bemühen, denn man hat berechnet, daß sich die Steinlasten dieses Riesenbauwerkes, deren Gesammtgewicht man zu 1⅛ Mill. Centner anschlägt, mittelst der Dampfmaschine unter der Leitung von 36,000 Menschen in Zeit von 18 Stunden hätten von ihrem Orte fortbewegen, emporheben und auf einander legen lassen. Doch in unsren Tagen wendet man diese durch die Kunst gewonnenen Kräfte nicht wie die Knoblauch, Zwiebeln und Linsen-essenden Aegypter zum Bau von Pyramiden, sondern mehr zum Gewinnen und Bereiten der Erwerbsmittel für Thee, Kaffee und Zucker an.

Die Vollkommenheit der Einrichtung einer Dampfmaschine wird nicht bloß nach den Kraftäusserungen derselben, sondern auch nach dem mäßigeren oder größeren Aufwand

der Mittel beurtheilt, deren man zur Unterhaltung ihrer Bewegungen bedarf. Zur die Dampfbereitung einer Dampfmaschine nach Watts Einrichtung, deren man ſich im J. 1811 in Amerika bediente, brauchte man, um ihr die Kraft zur Hebung von 15 Mill. Pfund Waſſer zu geben, in jeder Minute 1 Scheffel Kohlen; durch manche an ihr angebrachte Verbeſſerungen war im J. 1815 der Verbrauch der Kohlen auf nicht viel über $^1/_3$ des Betrags herabgeſetzt worden, ja eine nach Woolfs Angaben gebaute Hochdruckmaſchine leiſtete mit denſelben Mitteln das Dreifache. Eben ſo bedarf man auch in England ſeit den neueren Vervollkommnungen der Dampfmaſchinen nur $^1/_3$, ja nur halb ſo viel Feuerungsmaterial als man vor 30 Jahren bei den beſten Werken dieſer Art nöthig hatte. So hoch aber auch ein ſolcher Aufwand ſammt den Zinſen des Auslage-Capitals ſich belaufen mag, ſo hoch man auch die Summe anſchlagen muß, welche der Bau der Eiſenbahnen (im günſtigſten Falle die deutſche Meile 240,0000, im minder günſtigen aber mehrere Millionen Thaler) koſtet, immerhin bleibt noch der Gewinn den die Dampfmaſchinen ihren Eigenthümern und dem Aufſchwung der Gewerbthätigkeit der Länder bringen, ein überaus hoher.

So haben wir hier eine für unſre Zeit im vorzüglichſten Maaße nutzbar gewordene Wirkung der Wärme betrachtet; wir kehren jedoch von der Wirkung zu der Urſache ſelber zurück, ja, noch einige Schritte weiter gehend, faſſen wir einige der gewöhnlichſten Mittel ins Auge, durch welche die Wärme in der irdiſchen Körperwelt, theils mit, theils ohne unſer Zuthun erzeugt wird.

33. Das Entſtehen der Wärme beim Verbrennen der Körper.

Zum Entflammen eines irdiſchen Feuers ſind zwei verſchiedene körperliche Gegenſätze nöthig, davon man den einen den Zundſtoff, den andren den Brennſtoff genannt hat. Bei unſren Kohlen- und Herdfeuern bildet der Kohlenſtoff und der meiſt mit dieſem verbundene Waſſerſtoff den brennbaren, das hinzutretende Sauerſtoffgas der Atmoſphäre aber den zündenden Gegenſatz. In einigen Fällen kann ein und derſelbe Körper einmal als Brennſtoff, dann als Zundſtoff auftreten. So bildet der Schwefel, wenn man in ſeinen

Dämpfen das glühende Kupfer verbrennt, den Zündſtoff, das Kupfer den Brennſtoff, und bei ſolchen Verbindungen des Schwefels mit den Metallen zeigen ſich dieſelben Erſcheinungen des Feuers wie beim Entflammen eines gewöhnlichen brennbaren Körpers in der atmoſphäriſchen Luft. Aber derſelbe Schwefel, wenn er auf gewöhnliche Weiſe verbrennt und hierbei mit dem Sauerſtoffgas ſich verbindet, ſtellt ſich zu dieſem als Brennſtoff dar und überläſſet dem Gas die Rolle des Zundſtoffes.

Bei der Betrachtung der Waſſerdämpfe ſahen wir, daß zwiſchen der Wirkung eines langſam und allmälig ſich bildenden oder wieder verdichtenden Dampfes und zwiſchen der eines ſolchen, welcher ſchneller durch die Hitze gebildet wird, ein großer Unterſchied ſey; die Anwendung des Hochdruckes lehrt uns, daß die Federkraft deſſelben Waſſerdampfes durch einen vermehrten Grad der zur Dampfbereitung benutzten Hitze vielfach höher geſteigert werden könne. Es iſt nicht die Bewegung allein, ſondern die Schnelligkeit derſelben, welche das Maaß ihrer Wirkung beſtimmt (nach S. 289).

Daſſelbe was wir hier von der Wirkſamkeit der auf verſchiedene Weiſe erzeugten Waſſerdämpfe ausſagten und was jeder Sturmwind uns lehrt, wenn dieſelbe Maſſe der Luft, deren Druck ſo lange ſie ruhend über und um uns ſtund, wir kaum bemerkten, durch ihr ſchnelles Bewegen Bäume entwurzelt und Häuſer umſtürzt, gilt auch von dem Vorgang des Verbrennens oder von der Verbindung eines brennbaren Körpers mit dem Sauerſtoffgas. Ein zerſtucktes, trockenes Holz wird ſich an einer genäherten Lichtflamme alsbald entzünden und dabei werden die Erſcheinungen des vollkommenen Verbrennens: Licht und Wärme, hervortreten. Der Kohlenſtoff der im Holz war, hat ſich bei der Verbindung mit dem atmoſphäriſchen Sauerſtoffgas in Kohlenſäure, das Waſſerſtoffgas in dampfförmiges Waſſer verwandelt, das beim Abkühlen allmälig zum tropfbar flüſſigen Zuſtand zurückkehrt. Wenn das Verbrennen der dürren Holzſtuckchen in einem verſchloßnen Gefäße ſtatt fand und wenn dabei das Sauerſtoffgas ganz oder großentheils in der Bildung der Kohlenſäure aufgegangen iſt, dann verlöſcht ein brennender Holzſpan, den wir in das Gefäß hineinhalten, denn das kohlenſaure Gas kann weder das Verbrennen, noch das thieriſche Athmen unterhalten. Aber ganz daſſelbe geſchieht auch, wenn

wir einen ſolchen brennenden Holzſpan in die Luft eines verſchloſſnen Gefäßes hineintauchen darin ſich angefeuchtete Holzſtuckchen oder naſſe Sägeſpäne befinden. Schon nach wenig Stunden iſt das atmoſphariſche Sauerſtoffgas das im Gefäß enthalten war eben ſo, als wenn wir das Holz in getrocknetem Zuſtand darin verbrannt hätten, in eine Verbindung mit der Kohle zur Kohlenſäure eingegangen; der brennende Span verlöſcht darin ſo ſchnell als ob wir ihn in Waſſer getaucht hätten. Das Sonnenlicht hat allerdings einen ſtorenden Einfluß auf den Vorgang dieſes langſamen Verbrennens oder Verweſens, wie ſich dies ſchon bei dem Bleichen der Leinwand zeigt, bei welchem auch eine Verbindung des Sauerſtoffgaſes, vor allem mit den leichter zerſetzlichen Theilen des Pflanzengewebes, oder mit jenen andren Subſtanzen von organiſcher Natur vor ſich gehet, welche durch ihren freier hervortretenden Kohlenſtoff die dunkle und ſchmutzende Farbung bewirken. Dennoch kommt jener Einfluß des Sonnenlichtes, wenn er beim Bleichen und bei andren ahnlichen Vorgangen eben ſo das langſame Verbrennen oder Verweſen befordert, als die Gluth einer genaherten Lichtflamme das ſchnelle Verbrennen, nicht der trocknen, ſondern der angefeuchteten Leinwand zu ſtatten.

Daß jene allmalige Verbindung des Brennſtoffes mit dem Zunderſtoffe, die namentlich bei der Verweſung organiſcher Korper ſtatt findet, kein eigentliches Verbrennen genannt werden konne, iſt jedem Kinde verſtandlich. Das Beginnen und die Fortdauer des Verbrennens hängt, wie wir auf unſren Herden ſehen, von einem Grad der Erhitzung ab, welcher durch aufgeſchuttetes Waſſer oder durch die Feuchtigkeit des brennenden Holzes ſchon dadurch von ſeiner Hohe herabgeſtimmt wird, daß die Verdünſtung des Waſſers auf Koſten der Warme geſchieht (nach S. 265). Wir haben es bereits (Cap. 31) als die nachſte und vorzuglichſte Wirkung der Wärme erkannt, daß ſie den Zuſammenhalt der kleinſten Theile der Korper aufhebe. Die beginnende Auflöſung jenes Zuſammenhaltes giebt ſich in der vermehrten Ausdehnung, ihr weitrer Fortgang im Flüßigwerden (Schmelzen) oder im Verdampfen der Korper kund.

Die Naturforſcher haben an ſolchen feſten Körpern, welche durch mechaniſche Gewalt in die möglichſt kleinſten Theilchen zerlegt, aufs Feinſte zerſtaubt wurden, eine merkwurdige Beobachtung gemacht. Dieſe, dem bloßen Auge nicht mehr

wahrnehmbaren Stäubchen, zeigen, wenn man sie auf einem Tropfen Oel oder Wasser schwimmend, unter das Mikroscop bringt, eine Bewegung gegen und von so wie durch einander, welche nicht aus dem Einfluß der Verdunstung der Flüssigkeit erklärt werden kann. Denn jene Bewegung gründet sich auf ein polarisches Anziehen und Abstoßen, auf ein Suchen und Fliehen, auf ein wechselseitiges sich Umkreisen, wodurch dasselbe ganz den Bewegungen kleiner mikroscopischer Thiere (S. 177) gleich wird. Mit der Auflösung des Zusammenhaltes der Körper, selbst durch mechanische Gewalt, werden die kleinen Theile derselben einer gegenseitigen Bewegung fähig, die sich auf die allgemeine Ursache alles Bewegens — auf polarische Entgegensetzung gründet.

Das Verbrennen der Körper selber besteht in einer lebhaften Gegeneinanderbewegung der kleinsten Theile des Brennstoffes und des Zundstoffes, in einem Bewegen das sich unsren Sinnen als Licht und als Wärme mittheilt und in dieser Form auf die umgebende Körperwelt einwirkt. Wenn man Platinametall aus einer Flüßigkeit ausscheidet in welcher dasselbe chemisch aufgelöst war, dann erscheinen seine fein zertheilten Stäubchen nicht mehr metallglänzend, sondern sie stellen sich als ein schwarzes Pulver dar. Wenn man dasselbe in diesem Zustand trocknet und der Luft aussetzt, dann zieht es das Sauerstoffgas mit solcher Kraft an, daß es nach Maaßtheilen 300 mal mehr von demselben aufnimmt als der Rauminhalt seiner gesammten Stäubchen beträgt. Es hat sich hiebei der Zug des Metallischen zu seinem allgemeinen Gegensatz, zum Sauerstoff geregt, ohne daß daraus ein wirkliches Verbrennen hervorgieng. Sobald man aber Wasserstoffgas über ein solches, von 800 fach verdichtetem Sauerstoffgas erfülltes Platinapulver hinstreichen läßet, dann fängt das Metall an zu gluhen, denn nun ist ein Verbrennen des Wasserstoffgases entstanden, das seine Gluth durch die ganze, fein zertheilte Masse verbreitet; es bildet sich Wasser. Man kann diesen Vorgang des Gluhens so oft hervorrufen als man will, denn wenn wir dem Zuströmen der brennbaren Luft und hierdurch dem Verbrennen Einhalt thun, dann füllt sich das Platinapulver augenblicklich wieder mit Sauerstoffgas an, das ein neu hinzuströmendes Wasserstoffgas entzünden kann. Dieselbe Eigenschaft wie an dem erwähnten metallischen Pulver, bemerken wir auch an dem sogenannten Platinaschwamm,

welcher durch Gluhen aus Platinſalmiak erhalten wird, und im Grunde genommen lehrt uns ſchon die leichte Entzundlichkeit eines kunſtgerecht bereiteten Pulvers, welches Forderungsmittel fur das Verbrennen in der feinen Zertheilung der Korper, in der Aufhebung des gegenſeitigen Zuſammenhaltes ihres Stoffes liege.

Auf ahnliche Weiſe wie das eigentliche, ſchnelle Verbrennen mit Flamme, kann auch das langſame Verbrennen: die Verbindung der gegorenen Flußigkeiten mit dem Sauerſtoffgas der Luft und ihre Verwandlung hierdurch in Eſſig, durch mechaniſche Mittel befordet werden, wobei man die gahrende Flußigkeit ſo weit als moglich vertheilt und dem Raume nach ausdehnt. Wenn man fruher aus den Reigen des Bieres, aus ſchlechtem Wein, Brandwein oder andren ahnlichen Flußigkeiten Eſſig bereiten wollte, indem man ſie in Faſſern dem unvollkommneren Zutritt der Luft ausſetzte, da dauerte es Wochen ja Monate lang bis die Sauerung zum Eſſig vollendet war; anjetzt kann man den Brandwein im Verlauf eines einzigen Tages zu Eſſig machen, wenn man ihn, mit Waſſer verdunnt langſam durch Faßer fließen laßet, die mit Hobelſpanen angefullt ſind, durch deren lockere Lagen die Luft von außen ſanft hindurchſtromen kann. Die Oberflache der gahrenden Flußigkeit iſt bei dieſem Verfahren um das mehr Tauſendfaltige vergroßert, ihre vorher genaherten Theile ſind weit von einander entfernt, der Zuſammenhang derſelben iſt zwar nur auf mechaniſche Weiſe aufgelost, was indeß dennoch etwas Aehnliches bewirkt, als die Auflosung des Zuſammenhanges der Theile eines brennbaren Korpers durch die Warme.

Selbſt bei jenen feuergebenden Miſchungen, die ſich von ſelbſt entzunden, ſobald man ſie der Luft oder dem Sauerſtoffgas ausſetzt, dergleichen jene iſt, welche durch das Untereinanderreiben von 8 Gewichtstheilen uberſauren Bleikalk (Bleiſuperoxyd) und 2½ Theilen waſſerfreier Weinſteinſaure bereitet wird, mag die feine Zertheilung der ſtaubartig zerkleinerten Maſſe die Entzundlichkeit befordern, und im Grunde genommen bedienen wir uns bei der Bereitung des Schießpulvers der mechaniſchen Zerkleinerung mit gleichem Erfolge. Auch jene Falle, in denen ſich zuweilen mit verheerenden Folgen fur einzelne Hauſer oder ganze Stadte kleingepulverte Kohle oder fein zertheilte verkohlte Pflanzenſtoffe, dergleichen die ſogenannten Kaffeeſurrogate ſind, auch ohne daß ein

ſtarker mechaniſcher Druck (nach S. 263) hinzukam, von ſelber entzündet hat, gehobren bieher.

Wie das Schießpulver ein einzelner Funke entzündet, ſo theilt ſich überhaupt die Entflammung von einem brennenden Körper dem andren mit, indem jeder entflammte Theil jene Warme ausſtrahlt, welche den an ihn gränzenden Theilen zur Auflöſung des Zuſammenhanges ihrer Theile und mithin zur nothwendigen Vorbereitung auf den Zuſtand des Verbrennens dienen kann.

Obgleich, wie wir ſchon erwähnten, die Gährung der Stoffe, wobei dieſelben ungleich langſamer als beim Verbrennen das Sauerſtoffgas an ſich ziehen, nur im uneigentlichen Sinne ein Verbrennen genannt werden kann, iſt es doch von Intereſſe auch hierin auf eine Uebereinſtimmung aufmerkſam zu machen, die ſich zwiſchen beiden Vorgängen zeigt. Ebenſo wie ſich beim Brennen die Flamme mit ihrer Gluhebitze von einem Punkte der entzundlichen Maſſe uber die andren verbreitet, ſo geſchieht dies auch bei der Gahrung und Verweſung der zu ſolcher Art der Zerſetzung fahigen organiſchen Stoffe. In den meiſten von dieſen regt ſich alsbald ein ſtarker Zug nach der Verbindung mit dem Sauerſtoffgas, auch bei ganz gewohnlicher Temperatur, ſobald ſie mit einer gährenden oder verweſenden Subſtanz in Berührung kommen. Um das Waſſerſtoffgas zu entzunden, um ſeine Verbindung mit dem Sauerſtoffgas zu Waſſer unter Erſcheinung von Licht und Warme zu bewirken, bedarf es eines Hitzegrades von 240° Reaumur (300° Celſius). Wenn man bei gewohnlicher Temperatur der Luft eine Miſchung von Sauerſtoffgas und Waſſerſtoffgas in einer Flaſche oder einem andren wohlverſchloßenen Gefaß aufbewahrt, dann verharren beide in ihrem abgeſonderten Zuſtand bis etwa die Gluthbitze einer Flamme, mit der ſie in Berührung kommen oder der Strahl des elektriſchen Funkens ihre Vereinigung (Entzundung) bewirkt. Wenn man dagegen in eine mit atmoſphäriſcher Luft und einer Beimiſchung von Waſſerſtoffgas gefullte Flaſche einen Leinwandbeutel aufhängt in welchem ſich angefeuchtete Sägeſpane, Rinde, Modererde oder andre einer gährungsartigen Auflöſung fahige Stoffe finden, dann ſetzt ſich in dieſen die Verweſung eben ſo, wie in freier Luft, fort; ſie verwandeln das Sauerſtoffgas, das in der ſie umgebenden Luft enthalten war, zum Theil in Kohlenſaure,

zugleich aber nimmt auch das Waſſerſtoffgas an den Bewegungen des Vorganges der Verweſung Antheil, es verbindet ſich eben ſo wie beim Verbrennen mit dem Sauerſtoffgas zu Waſſer. Ganz in derſelben Weiſe und aus demſelben Grunde gehet auch der Dampf von Weingeiſt in einem Raume, darin faulendes Holz oder andre verweſende Stoffe enthalten ſind, die Vereinigung mit dem Sauerſtoffgas ein, deren letztes Erzeugniß die Eſſigſäure iſt.

Obgleich bei der Gährung wie bei der Verweſung der Körper, welche hierzu geneigt ſind, beſonders dann, wenn dieſelben in großer Maſſe beiſammen liegen, eine Wärmezunahme bemerkt wird, iſt dennoch dieſe auf unſer Gefühl wie auf unſre Thermometer einwirkende Wärme keineswegs Das, was bei der Uebertragung der Gährung oder Verweſung von einem hiervon ergriffenen Körper an einen gleichartigen anderen den Hauptreiz ausübt. Auch bei der kühlen Witterung unſrer feuchten Herbſttage theilt ein faulender Apfel dem andren, noch friſchen, mit welchem er in Berührung ſtehet, ſeine Fäulniß mit und je mehr ihrer zuſammengehäuft ſind, je mehrere auf einmal von der Anſteckung ergriffen werden, deſto ſtärker wird die Gewalt von dieſer. Auch unten in den Gruften gehet die Verweſung mitten in der kühlen Temperatur der Tiefe ihren Gang. Dennoch wirkt auch auf dieſe Vorgänge einer allmäligen Verbindung der entzündbaren Stoffe die äußre Wärme beſchleunigend, zugleich aber, wie wir ſpäter ſehen werden, verändernd ein.

Selbſt mit den Erſcheinungsformen des eigentlichen Verbrennens ſtehet der Hitzgrad, der dabei ſtatt findet, in naher Beziehung, denn das langſamere Verglimmen eines brennbaren Körpers gehet bei bloßer Rothglühehitze vor ſich, das vollkommene Verbrennen mit heller Flamme iſt mit Weißglühehitze verbunden. Wenn man deshalb über dem Dochte eines Alkohollämpchens einen ſpiralförmig gewundenen Platindraht oder eine mit Platina überzogene Glaskugel befeſtigt und das Lämpchen ſo lange brennen laſſet, bis das Platinametall rothglühend geworden iſt, hierauf aber auslöſchet und dauert das langſame Verbrennen des Weingeiſtes noch in der Weiſe fort, daß man zwar keine helle Flamme, wohl aber im Dunklen das Glühen des Platindrahtes oder Ueberzuges ſieht, bis aller Weingeiſt verzehrt iſt.

Ohngefähr in demſelben Verhältniß, in welchem die

brennbaren Körper zu ihrer Entzündung einer größeren oder geringeren Hitze bedürfen, iſt auch ihr Verbrennen unter deuſelben äußren Umſtänden mehr oder minder andauernd. Wenn man in einem verſchloßnen, mit atmoſphäriſcher Luft erfülltem Gefaß zu gleicher Zeit eine Wachskerze, einen Strom von Waſſerſtoffgas, ein Stuck Schwefel und ein Stuck Phosphor anzündet, dann verlöſcht, bei der allmäligen Abnahme des Sauerſtoffgaſes die Wachskerze zuerſt, hierauf das Waſſerſtoffgas, dann der Schwefel, ganz zuletzt der Phosphor. Aber zum Entzünden des Phosphors bedarf es auch nur einer Wärme von 45, zu der des Schwefels 235, zu jener des Waſſerſtoffgaſes von 240 Gr. R. Ein bloßer Ueberzug von Lampenruß kann das Entzünden des Phosphors ſelbſt in gewöhnlicher Luftwärme bewirken, und das Leuchten deſſelben im Dunklen iſt, wie bei dem vorhin erwähnten Glühelämpchen, ein langſames Verglimmen.

Auf die Stärke und Heftigkeit der Anziehung zwiſchen dem brennbaren Körper und dem Sauerſtoffgas hat der Maſſenzuſtand der beiden ſich anziehenden Gegenſätze einen entſchiedenen Einfluß. In derſelben Ordnung, in welcher, wie wir vorhin erwähnten, die Hitzgrade ſich folgen, bei denen die brennbaren Körper ſich entflammen, bedurfen dieſelben auch zur Erhaltung ihres Brennens eines maſſenhaften Andranges des Sauerſtoffgaſes. Brennende Kerzen die man dem hellen Sonnenlicht ausſetzt, brennen nicht bloß ſcheinbar, ſondern wirklich ſchwächer, weil der Einfluß des Sonnenlichtes die umgebende Luft ausdehnt und verdünnt. Schon im Schatten gehet der brennbare Stoff der Kerze eine reichlichere Verbindung mit dem Sauerſtoffgas ein und die Flamme wird lebhafter, am meiſten jedoch iſt dies der Fall an einem ganz dunklen Orte, wo in gleicher Zeit am meiſten Zund- wie Brennſtoff verzehrt wird. Das ſonſt zur Waſſerbildung vollkommen geeignete Gemenge aus zwei Maaßtheilen Waſſerſtoffgas und einem Maaßtheile Sauerſtoffgas läßt ſich, wenn man es durch Auspumpen um das Achtzehnfache verdünnt hat, ſelbſt durch den elektriſchen Funken nicht mehr entzünden und für die gewöhnliche Art des Entflammens wird daſſelbe ſchon bei der achtfachen Verdünnung der Luft unempfänglich. Dagegen entzündet ſich der Phosphor, wenn man ihn mit Baumwolle umwickelt oder mit dem Pulver von Schwefel, von Kohle, von Salpeter und mancher Metalle

leſtr ut, ſogar leichter in der verdünnten Luft als in der dichteren; er brennt auch bei einer 6fachen Verdünnung in der Luft fort, und während ein Gemenge von Waſſerſtoffgas und atmoſphäriſcher Luft durch den gewöhnlichen Luftdruck bei mittlerer Temperatur vor der Selbſtentzündung bewahrt wird, entflammt ſich dagegen daſſelbe, wenn es bei vermindertem Druck in verdünnter Luft ſich ſtärker ausdehnen kann.

Der Wärmegrad, deſſen die ſchwerer entzündbaren Körper zur Erhaltung ihres Verbrennens bedürfen, wird alsbald herabgeſetzt, wenn das Sauerſtoffgas nicht in hinlänglicher Menge und mit einer gewiſſen auf der Geſchwindigkeit des Bewegens beruhenden Wirkſamkeit ſeiner Maſſe zuſtrömen kann. Um Steinkohlen und Coaks beim Brennen zu erhalten, muß man ſie auf Roſte legen und durch die Einrichtung des Ofens einen ſtarken Luftzug nach ihnen ſo wie unter ihnen hin bewirken, während das leichter entzündliche Holz ſchon auf dem freien Boden verbrennt, weil zur Erhaltung ſeines Flammens ſchon jener ſchwächere Luftſtrom hinreicht, der durch das Emporſteigen der leichteren, heißen Luft und das Eindringen der kälteren in die entleerte Stelle bewirkt wird. Und nicht allein dann, wenn die Maſſe des Sauerſtoffgaſes durch die Geſchwindigkeit ihres Stromes eine größere Wirkſamkeit hat, ſondern auch dann, wenn dieſe Wirkſamkeit durch ihre Gewichtsmenge geſteigert wird, befördert ſie das Verbrennen. In einer atmoſphäriſchen Luft, welche um das Fünffache verdichtet wurde, brennt ein glühender Eiſendraht oder eine Stahlfeder eben ſo lebhaft als nach S. 228 in reinem Sauerſtoffgas, denn da die atmoſphäriſche Luft aus einem Gemenge von 4 Gewichtstheilen Stickgas und einem Gewichtstheil Sauerſtoffgas beſtehet, hat der verbrennende Körper in einer fünffach verdichteten Luft eben ſo viel Sauerſtoffgasmaſſe um ſich, als wenn er bei gewöhnlichem Luftdruck in ein Behältniß gebracht wird, welches ganz von dieſer Gasart erfüllt iſt.

Das mehr oder minder plötzliche Verlöſchen der Flamme iſt eine nothwendige Folge aller der äußren Einflüſſe, durch welche der Zutritt des Sauerſtoffgaſes zum Brennſtoff verhindert, oder durch plötzliche Abkühlung und einen Vorgang der Verdampfung der Hitzegrad zu tief herabgeſetzt wird. Aber eben ſo wie das aufgegoßne Waſſer, aufgeſchüttete Erde u. a. das Weiterbrennen hindern, können ſie auch dazu die-

nen einen brennbaren Körper ſelbſt bei Berührung der Flamme vor der Entzündung zu bewahren. Schon das gemeine Feuerſicherungskleid aus Schaafwolle, von Salzſoole durchdrungen, über welches noch ein Panzer aus einem ſehr kleinmaſchigen Drahtnetz gezogen wird, vermag einem menſchlichen Körper, der ſich auf einige Augenblicke in die Flammen wagt, einen gewiſſen Schutz dagegen zu gewähren. Ueberhaupt zeigt ein feinmaſchiges Drahtnetz die beachtenswerthe Eigenſchaft, daß es die Mittheilung der Flamme von einem brennbaren Körper an einen andren verhindert. Eine Laterne, welche mit Drahtgeflechte umgeben iſt, kann man mit brennender Kerze in Heu und Stroh ſtellen, ohne dabei Gefahr zu laufen; mit der von Davy erfundenen Sicherheitslampe — einer kleinen Laterne aus dunnem Drathgeflechte, in dem ſich wie in einem feinen Siebe nur ganz kleine Locher finden, kann man ſelbſt in ſolche Kohlenbergwerke oder Keller voll gährender Flüſſigkeiten hineingehen, darin ſich Knallluft gebildet hat, ohne fürchten zu dürfen, daß dieſes leicht entzündliche Gemenge aus Waſſerſtoff und Sauerſtoffgas ſich an dem Kerzenlicht im Innren der Laterne entflamme.

Beim Verbrennen der aus mehreren entzündbaren Stoffen zuſammengeſetzten Körper verbindet ſich zuerſt jenes Element mit dem Sauerſtoffgas, welches die ſtärkſte Neigung zu dieſer Vereinigung hat, und aus demſelben Grunde wie bei einigen fruher (S. 136) erwahnten Vorgängen, kommt die Reihe des Verbrennens erſt dann an den ſchwerer brennbaren Stoff, wenn der leichter entzündliche ſich mit dem Sauerſtoffgas geſättigt hat. Wenn deshalb Kohlenwaſſerſtoffgas verbrannt wird, reißt zuerſt der Waſſerſtoff aus der luftartigen Umgebung ſo viel Sauerſtoffgas an ſich als zu ſeiner Mitgeſtaltung zum Waſſer nöthig iſt, und nur dann, wenn noch Sauerſtoffgas genug übrig blieb, verbindet ſich auch der Kohlenſtoff mit ihm zum kohlenſauren Gas, iſt aber jener nicht in hinlänglicher Menge vorhanden, dann ſcheidet ſich die Kohle in unvermiſchtem Zuſtand ab. Auch dann, wo bei dem Verbrennen eines Körpers, welcher Kohlenſtoff und Waſſerſtoff in ſeiner Miſchung enthält, der Grad der Hitze nicht hoch genug iſt, wird die Kohle unverbrannt abgeſchieden; ſie ſteigt dann von einem ſolchen nicht durch und durch entflammten Körper als Rauch, mit Waſſerdampf verbunden, empor.

Die fühlbare Wärmeverbreitung beim Verbrennen der Körper hängt nicht allein von der Beschaffenheit ihres Brennstoffes und der größeren Menge des aufgenommenen Sauerstoffgases, sondern auch von der Schnelligkeit ab, in welcher das Brennen vor sich geht. Unter den unverkohlten Brennmaterialien unsrer Herde giebt die Holzrinde, in kleine Stücken zerbrochen, die meiste Wärme, nächst diesem Eichen-, Eschen- und Buchenholz. Im Durchschnitt erhält man beim Verbrennen von einem Pfund Holzkohlen eine dreimal größere Wärme als beim Verbrennen von einem Pfund trocknen Brennholz. Eine noch stärkere Wärmeverbreitung als mittelst der Holzkohlen, wird durch das Entflammen von weißem Wachs so wie von ätherischen und fetten Oelen erhalten, während der verbrennende Weingeist an wärmegebender Kraft den Holzkohlen nicht ganz gleich kommt. Das Licht, welches bei einem flammenden Körper die Wärme begleitet, ist im Durchschnitt stärker beim Verbrennen von dichten, festen und tropfbaren als beim Verbrennen von gasförmigen Körpern. Das schwache Licht, das eine Wasserstoffgasflamme von sich giebt, wird sogleich vermehrt, wenn man das Gas vor seiner Entzündung durch Terpentinöl leitet und hierdurch mit den Dämpfen von diesem vermischt; die Flamme unsrer Weingeistlampen leuchtet ungleich stärker als gewöhnlich, wenn man den baumwollenen Docht derselben mit kohlen- oder schwefelsauren Natron getränkt, oder dem Weingeist ein wenig Terpentinöl beigesetzt hat. Wenn der Brennstoff eines durch die Gluth entzündeten Körpers, so wie dies bei gut ausgebrannten Holzkohlen und Coaks der Fall ist, eine geringe Neigung zur Verflüchtigung und Dampfbildung hat, dann glüht er ohne Flamme; das Holz entwickelt in der Hitze flüchtige Theile, darum flammt und glüht es zugleich. Wenn der Platindraht durch die Einwirkung einer Lichtflamme weiß glühend wird, dann vermehrt er durch sein ausstrahlendes Licht die Helligkeit aller flammenden Körper.

Was uns alle die hier erwähnten Erscheinungen der Wärme und des Lichtes, welche das Verbrennen der Körper begleiten, über das eigentliche Wesen dieser beiden Mächte der Sichtbarkeit lehren können, ob sie beide Körper, nur einer höheren Ordnung sind, welche mit den Körpern der niedren Ordnung, die dem Zuge der Schwere nach unsrer Planetenmasse unterliegen, Verbindungen eingehen, aus deren Fesseln

jene unter gewiſſen Umſtänden frei werden, oder ob ſie ſelber nur ein Bewegen der Leiblichkeit ſind, das von einem leiblich gewordenen Weſen dem andren ſich mittheilt, das wollen wir hier noch nicht zu entſcheiden ſuchen. Die Beantwortung der Frage ſcheint von tiefen Folgen über das Verſtändniß ſelbſt jenes Verhältniſſes zu ſeyn, das ſich zwiſchen Seele und Leib findet. Die Seele zwar iſt kein Körper in dem Sinne, in welchem das Fleiſch, das Blut und die Knochen dieſes ſind, aber ihr Seyn und Wirken gehet auch nicht blos aus einem Gegeneinanderbewegen des Fleiſches und Blutes, der Häute und Knochen hervor, ſondern ſie iſt ein ſelbſtſtändiges Weſen wie nach ſeinem Maaße der Leib dieſes iſt. Die Betrachtung der Wärme und des Lichtes giebt unſrem nachſinnenden Geiſte ein Räthſel auf, größer an Umfang und tiefer an Inhalt als jemals das Räthſel einer Sphinx war. Wir müſſen, ehe wir nur aus der Ferne zu dem Verſuch einer Löſung deſſelben auffordern können, den großen Gegenſtand auch von andren Seiten her ins Auge faſſen; vorher aber im Vorübergehen noch von etwas ſcheinbar Unbedeutendem reden, das uns hier am Wege liegt; von einer Form des (gleichſam) Verbrennens, welches nicht in unſeren Küchen und Oefen, ſondern in den Kellern vor ſich gehet.

34. Die Bereitung der gegohrnen Getränke.

Es iſt wohl der Beachtung werth, daß der Menſch vor allen Lebendigen der Sichtbarkeit das Bedürfniß fühlt zur Bereitung ſeiner Nahrungsmittel das Feuer zu Hülfe zu nehmen. Erſt durch das Kochen und Braten oder Roſten werden manche Stoffe für uns zu einer gedeihlichen Speiſe, die in ihrem rohen Zuſtand ungenießbar oder ſelbſt ſchädlich ſeyn würden, ſo namentlich die Kartoffel, wie die Wurzel einiger Aronarten und das Manihot. Aber es ſind nicht allein die Speiſen, welchen wir durch Anwendung des Feuers die rechte Annehmlichkeit für unſren Magen und unſren Gaumen geben, ſondern auch die Getränke, an denen die Bewohner der verſchiedenſten Länder ſich laben, bekommen großentheils erſt mit Hülfe des Feuers ihre rechte Kraft und Wirkſamkeit. Das Feuer, wenn man es überall ſo nennen will, wird aber zur Bereitung jener Getränke auf zweifache

Weiſe angewendet, einmal im gewöhnlichen Verbrennungsprozeß unſrer Herde und Kochofen, dann aber auch im Vorgang der Gährung, welche, wie wir vorhin ſahen, ja auch nichts Andres iſt als ein gleichſam langſames Verbrennen. Selbſt die Speiſen werden von einigen Völkern einer Gährung oder angehenden Verweſung unterworfen und dieſer für uns ekelhafte Appetit findet ſich namentlich bei den Negerſtämmen ſüdwärts vom Senegal und bei den aſiatiſchen Völkerſtämmen in Pegu, Arakan, Siam, die ſich aus faulen Fiſchen den ihnen ſehr beliebigen Balachian-Brei bereiten, welchen ſie, reichlicher denn wir den Senf als Zuſatz zu andren Speiſen nehmen.

Unter den Getränken ſind freilich die naturgemäßeſten das reine Waſſer, ſo wie die Milch der reinen Thiere unſrer Herden, und in heißen Ländern kann man öfters die Bewohner im Schatten der Felſen an einer Quelle eben ſo fröhliche Gelage halten ſehen, als unſre Landsleute bei den Krügen voll Bier oder Wein. Aber an jenen natürlichen Getränken läßt ſich der Menſch nicht immer genügen: er fühlt in ſeinem Innerſten das Sehnen nach einem Zuſtand der freudigen Erhebung und geiſtigen Bekräftigung (Begeiſterung), für welchen ſein Weſen beſtimmt und geſchaffen iſt, und nur in dieſem Zuſtand hält er ſich, ſeinem Gefühle nach, für recht wohlauf und beglückt, denn jene Bekräftigung theilt ſich der Seele wie dem Leibe mit. Aber der rechte, wahre Weg, der zu der freudigen Stimmung und Erhebung des Gemüthes führt, und auf welchem dieſe zu etwas Bleibendem, mitten unter allem Wechſel des äußren Lebens werden kann, nimmt im Geiſte ſelber ſeinen Anfang, und von dieſem aus ſeinen Verlauf durch unſre leibliche Natur. Die rechte, hohe Freudigkeit iſt doch die, welche aus dem Genuß eines unvergänglichen, geiſtigen Gutes, nicht aus dem eines ſchnellvergänglichen, körperlichen hervorgeht. Bei dem innigen Zuſammenhang und dem Verhältniß des wechſelſeitigen Durchdrungenſeyns des einen von dem andren, in welchem Geiſt und Leib während des irdiſchen Lebens mit einander ſtehen, kann jedoch auch zuerſt in der leiblichen Natur eine höhere Bekräftigung und Anregung hervorgerufen werden, an welcher der Geiſt ſeinerſeits Antheil zu nehmen vermag. Und ſo lange er dieſes auf rechte Weiſe und in rechtem Maaße thut, bringt ihm dieſer umgekehrte Weg der innren Selbſter-

hebung keinen Nachtheil und Schaden; die frohliche Stimmung des Herzens, welche der maßige Genuß des Weines bewirkt, kann einem wohlgeordneten Gemüth je zuweilen seine gesunde Wirksamkeit und den Kampf mit den Hemmungen und trubenden Einflussen die aus der Leiblichkeit kommen, erleichtern. Nur muß dasselbe sich vor dem Irrthum huten, in welchen nach S. 76 unser Duval verfiel, als er die schnell vorubergehende Begeisterung der leiblichen Art mit einer bleibenden, hoheren der Seele verwechslete.

Unter den Getranken, welche der Mensch sich erfunden hat, um seiner zum Aufschwung tragen, geistigen Natur durch leibliche Anregung zu Hulfe zu kommen, stehen an Wirksamkeit die gegohrnen, so wie Kaffee und Thee, oben an. Der Vorgang des Athmens, durch welchen (n. S. 229) das Feuer auf dem Herd des leiblichen Lebens, das Gefuhl der Leichtigkeit und des korperlichen Wohlbefindens erhalten wird, empfangt in jenen Getränken einen Stoff, der ihm zur kräftigen Unterstutzung und Forderung dient, indem er mit dem Sauerstoffgas das durchs Athmen in den Körper kommt, leichte Verbindungen eingeht. Jener Stoff ist seinem chemischen Bestand nach ein zusammengesetzter, vor Allem aus dem Kohlen- und Wasserstoff, welche in bestimmtem Verhältniß mit Sauerstoffgas oder mit den Grundlagen beider herrschenden Luftarten der Atmosphare verbunden sind.

Der Vorgang der Gahrung stehet in so genauem Zusammenhang mit dem Einfluß der Warme, daß wir denselben in dieser Beziehung hier noch etwas naher, als im vorstehenden Capitel geschahe, ins Auge fassen mussen.

Die einer Gahrung fahigen Elemente der organischen Körper konnen nur dann in diesen Zustand gelangen, wenn sie mit Sauerstoff- und Wasserstoffgas unter Einwirkung eines gewissen Grades der Warme in Berührung kommen. Der Most kann sich, wenn man ihn vollkommen vor dem Zutritt der Luft schutzt, Jahre lang unverändert erhalten und so kann man auch Milch, Fleischsuppen, gekochte Gemuse wie Fleischspeisen, in vorher moglichst luftleer gemachten und vollkommen luftdicht verschlossenen blechernen Buchsen weit uber Land und Meer senden und Jahre lang frisch und unverdorben erhalten. In England kocht man fur Tausende von Reisenden und fernwohnenden Europaern die Mahlzeit, welche diese auf dem Meere oder in der heißen Wuste genießen,

ſien, wo keine friſchen Lebensmittel zu haben ſind; die Wärme, ſelbſt die des afrikaniſchen und oſtindiſchen Klimas für ſich allein, kann keine Gahrung und Zerſetzung bewirken, es muß hierzu nothwendig die Luft mitwirken.

Sobald aber dieſe den Zutritt, etwa zum Moſte gewinnt, dann tritt alsbald eine Bewegung in den fluſſigen Theilen und eine lebhafte Gasentwicklung ein, der Zucker verſchwindet, denn dieſer iſt in Weingeiſt und in Kohlenſaure verwandelt worden, welche in Luftform entwichen iſt; der Saft wird allmalig klar und hell, indem er die gelbliche Hefe zu Boden fallen laſſet. Wenn man hierauf die klare Fluſſigkeit abfließen laſſet, ſo daß die Hefe abgeſondert zurückbleibt, dann zeigt ſich dieſe fähig in friſchem Zuckerwaſſer, unter das man ſie miſcht, eine gleiche Gahrung wie die im Moſte war, zu begründen; der Zucker wird dabei in Weingeiſt und Kohlenſaure zerſetzt und auch die Hefe nimmt zuletzt, wiewohl langſamer, an dieſer Zerſetzung Theil: ſie verſchwindet ganz. Wenn der Moſt, wie dies in den ſüdlichen Weinen der Fall iſt, den Zucker in ſehr reicher Menge in ſich enthält, dann wird die Hefe bei der Gahrung theils zerſetzt, theils als unauflöslich ausgeſchieden und es bleibt noch ein großer Ueberſchuß an Zucker zurück, während dagegen der zuckerarme Traubenſaft der nördlicheren, für den Weinbau benutzten Länder nach der Gahrung noch immer jenes hefenartige Element in ſich führt, das die Weingährung unter Zutritt der Luft zur Eſſiggährung überführt.

Die Hefe wird dadurch zur Anregung jener Bewegung fähig, in welcher das Weſen der gährenden Zerſetzung beſtehet, daß ſie ſelber vermöge ihrer Zuſammenſetzung leichter als andre Stoffe einer Zerſetzung unterliegt, indem ſie auſſer den drei Beſtandtheilen des Zuckers, auſſer dem Kohlen-, Waſſer- und Sauerſtoff, auch noch Stickſtoff und nicht ſelten etwas Schwefel enthält. Die Bewegung des Gährens pflanzt ſich unter den Theilen des gährenden oder faulenden Körpers wie durch eine Art von Anſteckung fort, ſo daß dieſelbe, wenn ſie einmal begonnen hat, auch nach Entfernung des Luftzutrittes, der zu ihrem Beginnen nothwendig war, noch fortdauert. Eben in dieſer Weiſe der Mittheilung des Bewegens, von einem Theile der Fluſſigkeit an den andren, liegt auch der Grund, daß die Gahrung nicht plötzlich und auf einmal vor ſich gehen kann, ſondern daß ſie einem allmali-

gen Verlauf unterworfen iſt. Und dieſer allmälige Verlauf der Gährung iſt zur beſſeren Erreichung des Zweckes, den wir durch ihre Anregung gewinnen wollen, ein durchaus weſentliches Erforderniß; die Temperatur des Raumes, darinnen die Fluſſigkeit gährt, muß ſo ſehr als möglich ſich gleich bleiben, ſie darf durch ihren höheren Wärmegrad den Vorgang der Umbildung und Zerſetzung nicht allzuſehr beſchleunigen.

Denn welchen verändernden Einfluß ein höherer Grad der Wärme auf die Erzeugniſſe der Gährung ausübe, das wird in ſehr vielen Fällen erkannt. So erhält man aus dem zukkerreichen Safte mancher Wurzeln, wie der Runkelruben und Mohrruben, wenn man ihn in gewöhnlicher Temperatur eines Kellers gähren laſſet, auf ähnliche Weiſe als aus dem Saft der Birnen oder der Trauben eine weingeiſtige Fluſſigkeit, bei deren Bildung gleichzeitig die Kohlenſäure entwickelt wird und eine ſtickſtoffreiche Hefe ſich abſetzt. Wenn dagegen die Gährung jenes Saftes in einer Wärme von 32 bis 36 Gr. Reaumur vor ſich geht, dann entſteht kein Weingeiſt, es wird nur wenig Kohlenſäure entwickelt, der Zucker hat ſich in Milchſäure und in Gummi zerlegt, dabei iſt eine kryſtalliniſche Maſſe entſtanden, welche mit dem ſüßen Beſtandtheil der Manna die größeſte Aehnlichkeit hat. Dagegen entſteht bei der Gährung der Milch in gewöhnlicher Temperatur aus dem Zucker derſelben die Milchſäure, in höherer Temperatur eine weingeiſtige Fluſſigkeit, aus welcher durch Deſtillation ein ſtarker Branntwein gewonnen werden kann.

Dieſe leicht anwendbare Behandlung der Milch bloß durch den Einfluß eines noch nicht ſehr großen Hitzegrades hat den Bewohnern einiger mittelaſiatiſchen Steppenländer ein Mittel an die Hand gegeben, ſich ein berauſchendes geiſtiges Getränke ſtatt aus dem Saft der Rebe aus Pferdemilch zu bereiten.

Die am häufigſten bei den verſchiedenſten Völkern und ſeit den älteſten Zeiten der hiſtoriſchen Kunde in Gebrauch geweſenen gegohrnen Getränke ſind der Wein, aus dem Saft der Trauben oder einiger andren, dieſem verwandten zukkerreichen Pflanzenſäften, und das Bier, zuſammengeſetzt aus einer zukkerhaltigen Fluſſigkeit von vegetabiliſcher Natur und einem bitteren Stoffe. Jenes weinartige Getränke das aus dem Safte verſchiedener Palmenarten gewonnen wird, bedarf der kurzeſten

Zeit zur Reife ſeiner Gährung, es wird zum Theil ſchon nach wenig Stunden genießbar und empfängt hierbei mit den anregenden, zugleich auch lieblich kühlende Kräfte. Mehrere beerenartige Früchte (wie Johannis- und Stachelbeeren) ſo wie der ſüße Saft unſres Kernobſtes, wenn dieſes bei ſeiner Ueberreife ſchon in ſeiner eignen Subſtanz den erſten Grad der Gährung (durch das Teigwerden) erlitten hat, ſind zur Bereitung von weinartigen Getränken brauchbar, doch erſcheinen dieſe alle in ihrem Geſchmack wie andren Eigenſchaften nur als mehr oder minder unvollkommene Nachgebilde ihres Urbildes, das aus der Traube kommt. Jene Nachgebilde enthalten in ungleich größerer Menge als die vollkommen gereifte Traube ſolche fremdartige Stoffe, welche bei dem Zutritte der Luft die Eſſigſäurung herbeiführen und durch ihren Geſchmack der Zunge, durch ihre in der Wärme des Magens noch weiter gehende Zerſetzung dem Gefühl der Eingeweidehöhle ihre unedlere Abkunft verrathen. In dem Safte der vollkommen gereiften, zuckerreichen Traube der wärmeren Zonen iſt es großentheils nur der Farbeſtoff der rothen Weine, welcher bei dem Zutritt der Luft Veränderungen erleidet, deren Einfluß, gleich jenem der Hefe, eine Säuerung bewirken kann, während die weißen ſüdlichen Weine einer ſolchen Veränderung den kräftigſten Widerſtand leiſten.

In unſren vaterländiſchen Weinen, welche demohngeachtet ſeit länger als 16 Jahrhunderten (denn ſchon im J. 231 n. Chr. gab es dieſſeits des Rheines in Deutſchland einen Weinbau) auf mehrfache Weiſe das Herz der Menſchen erfreut und geſtärkt haben, bleibt nach der Gährung noch ein Theil jener ſtickſtoffhaltigen Elemente zurück, welche, als Hefe, den Vorgang der Gährung anregten. Wenn jetzt der ganze Vorrath des Zuckers zerſetzt iſt, dann wendet ſich die Wirkſamkeit jener Elemente auf den Alkohol oder Weingeiſt, deſſen fortgehende Säuerung ſie begünſtiget. Könnte man dieſe zur ſauren Gährung anregenden Stoffe ganz entfernen, dann würde niemals ein Wein zum Eſſig werden; ihre Verwandtſchaft aber zum Sauerſtoffgas der Atmoſphäre iſt ſo groß, daß ſchon bei dem Hinüberfüllen des Weines aus einem Faß in das andre eine Säuerung deſſelben eintritt, welche nun auch in der Abgeſchloſſenheit durch die Wände des hölzernen Gefäßes ſeinen weitren Fortgang nehmen würde, wenn man nicht auf künſtliche Weiſe ihm Einhalt zu

thun vermöchte. Dieſes iſt durch das Ausſchwefeln der Fäſſer möglich geworden, denn die ſchweflige Säure, die ſich beim Verbrennen des Schwefelſpans erzeugt, wird von den feuchten Wänden des Faſſes, in welchem das Verbrennen geſchahe, eingeſogen, und da dieſelbe eine größere Verwandtſchaft zum Sauerſtoffgas hat als die noch im Wein enthaltenen die Gährung fördernden Beſtandtheile, ſo entzieht ſie, indem ſie allmälig in der Maſſe der Flüſſigkeit ſich vertheilt, dieſer das Sauerſtoffgas, das ſie bei dem Abfüllen von einem Faß ins andre, aus der Luft aufgenommen hatte. Die ſchweflige Säure ſteigert ſich übrigens hierbei zur Schwefelſäure, deren kleiner Antheil mit dem Weine gemiſcht bleibt. Uebrigens findet durch die Holzwände der Faſſer fortwährend der Zutritt einer kleinen Quantität von Luft ſtatt, der in dieſer enthaltene Sauerſtoff verbindet ſich aber zunächſt nur mit den gährungfördernden Beſtandtheilen, zu denen er einen ſtärkeren Zug der Verwandtſchaft hat als zu dem Alkohol; jene ſetzen ſich nach und nach als Unterhefe zu Boden, der Weingeiſtgehalt hat von dem Einfluß einer in ſo geringer Menge zutretenden Luft bei einem gehaltreichen Weine nicht zu leiden, dieſer wird, bis zu einer gewiſſen Gränze, durch das lange Lagern, bei ſonſt zweckmäßiger Behandlung, nur beſſer.

Auch hierauf hat übrigens die Temperatur, in der ſich das gegohrne, noch mehr aber das in der Gährung begriffene Getränke befindet, einen ſehr bedeutenden, veredlenden oder verſchlechternden Einfluß. Die Säuerung des Alkohols (der Uebergang des Weingeiſtes in Eſſigſaure) wenn derſelbe in Berührung mit einem hefenartigen Stoffe iſt, geht am raſcheſten in einer Wärme vor ſich, welche von 28 bis 20 Grad Réaumur beträgt, minder raſch, in immer abnehmendem Verhältniß bei einer Wärme von 20 bis 10 Grad, und wenn die Abkuhlung noch weiter, bis zu 8 und 7 Grad herunterget, dann findet ferner gar keine Verbindung des Alkohols mit dem Sauerſtoffgas ſtatt, während die Verbindung der ſtickſtoffhaltigen Beſtandtheile mit demſelben und die Bildung der Hefe dabei ungeſtört ihren Gang fortgehet. Mit Recht hat desbalb einer der einſichtsvollſten Chemiker unſerer Zeit: J. Liebig, auf die Vortheile aufmerkſam gemacht, welche zur Veredlung des Weines ein Verfahren haben müßte, bei welchem man den Traubenmoſt (auch Obſtmoſt) nicht wie

bisher in fast freien, über der Erde gelegenen, dem Wärmewechsel ausgesetzten Räumen, sondern in einem Keller, bei einer gleichmäßigen Temperatur von wo möglich nur 8 Grad oder nicht viel darüber, in offenen weiten Gefäßen der Gährung überließe. Der die Gährung erregende und bei großer Wärme die Essigsäurung herbeiführende, stickstoffhaltige Bestandtheil verbindet sich dabei mit dem Sauerstoffgas und scheidet sich als Hefenschaum ab, der Wein wird klar und hat bei dieser Behandlung in der kürzesten Zeit die nämliche Vervollkommnung und Güte erlangt, die man ihm sonst nur durch jahrelanges Lagern giebt.

Ganz nach denselben Grundsätzen als bei der Bereitung des Weines aus zuckerhaltigen Pflanzensäften wird bei der des Bieres verfahren; dieses in seiner besseren Form gefunden, kräftigen Getränkes, welches schon seit alter Zeit bei den verschiedensten Völkern der Erde in Gebrauch war und noch fortwährend es ist. Die Bewohner des alten Pelusiums in Aegypten schrieben seine Erfindung dem Osiris selber zu und auch bei den Griechen knüpfte sich eine hochehrende Sage an die älteste Geschichte dieses auch unter ihnen beliebten Getränkes. In Italien wie in Frankreich und in den Urwäldern des deutschen Vaterlandes so wie in dem skandinavischen Norden trank man schon in der ältesten, geschichtlich bekannten Zeit ein bierartiges Getränk, welchem die alten Gallier eine solche Vollkommenheit zu geben wußten, daß sich dasselbe mehrere Jahre lang aufbewahren ließ. Bei den Bewohnern von Peru wie der nördlicheren Landstriche von Amerika, in Kamtschatka wie in Arabien, in Japan, China, Nubien und Abyssinien fand und findet sich derselbe Gebrauch, und selbst die Bewohner des von der Natur so reich begabten Caplandes, denen der beste auf Erden bekannte Wein gedeiht, erquicken sich an einem schnellbereiteten, dem Biere ähnlichen Getränke.

In all unsren Getreidarten finden sich die Elemente des Zuckers, zum Theil schon zu wirklichem Zucker gebildet, in bedeutender Menge. Durch das Keimen und Dörren (Malzen) zum Beispiel der Gerste, werden die zuckerartigen, mit Stickstoff verbundenen Bestandtheile im Wasser auflöslich, was sie vor dem Keimen nicht waren, sie sind hierdurch in jenen der Gährung dienlichen Zustand versetzt worden, in welchem sich die stickstoffhaltigen Bestandtheile des Trauben-

faſtes von Anfang her befinden. In dem concentrirten Aufguß des Malzes oder in der Bierwürze ſind bereits alle jene Elemente enthalten, welche dem Entſtehen des Alkohols bei gleichzeitiger Entwicklung der Kohlenſäure und Ausſcheidung der Hefe dienen und hierdurch die Gährung fördern können, deren Beginnen durch einen Zuſatz von ſchon gebildeter Hefe beſchleunigt wird. Vor allem ſoll dieſer Vorgang als Form einer Art des Verbrennens, nach den ſtickſtoffhaltigen Beſtandtheilen ſeine vorherrſchende Richtung nehmen, dieſe, nicht der Alkohol, ſollen mit dem Sauerſtoffgas ſich verbinden und zur ausſcheidenden Hefe werden. Hierbei kommt nun die vorhin erwähnte Erfahrung über die am beſten geeignete, niedere Temperatur, der Bierbereitung zu Hülfe. Sie iſt jener verwandt, die man (nach S. 315) bei dem eigentlichen Verbrennen der entzündbaren Körper gemacht hat. Der Phosphor verbrennt ſchon bei einer Wärme, welche nur 48 Gr. R. beträgt; damit der Schwefel ohne unmittelbare Berührung einer Lichtflamme ſich entzünden könne, muß die Hitze zu einem faſt 5 mal höheren Grade verſtärkt werden. Ein ähnliches Verhältniß findet auch zwiſchen dem Gährungsſtoffe und dem Alkohol der gährenden Bierwürze ſtatt. Der erſtere verbindet ſich mit dem Sauerſtoffgas ſchon bei einer Wärme, welche nur wenig Grade über dem Gefrierpunkt ſtehet; die Säuerung des Weingeiſtes (zu Eſſig) fordert zu ihrem Fortgang eine verhältnißmäßig viel höhere Wärme. Das Sauerſtoffgas, welches zur Bildung der ſauerſtoffreichen Hefe, die zugleich wegen ihrer ſchwerern Loslichkeit im Waſſer aus der Flüſſigkeit ausſcheidet, nöthig iſt, kommt theils durch Zerſezzung des Waſſers oder einer kleinen Menge Zucker aus der gährenden Flüſſigkeit ſelber, theils aus der atmoſphäriſchen Luft, deren freiem Zutritt ihre Oberfläche bis zur vollendeten Abklärung ausgeſezt wird. Der Zuſatz einer Abkochung des Hopfens oder eines ähnlichen bittren Stoffes, dient auſſer ſeiner wohlthätigen Wirkung auf den Magen auch noch dazu, daß dem Alkohol die Neigung benommen werde zu jener nachtheiligen Formwandlung, die namentlich auch dem ſogenannten Fuſelöl der Branntweine zu Grunde liegt. Denn auch beim Branntweinbereiten wird das Entſtehen dieſes ſchädlichen und widerwärtigen Productes durch Zuſatz eines bittren Stoffes zur Maiſche vermieden.

Man hat nicht ſelten aus Gegenden, in denen ein we-

gen seiner Güte besonders berühmtes Bier bereitet wird, Brauer nach andren Gegenden berufen, in denen die Bierbereitung nicht so wohl gelingen wollte. Man gab ihnen dieselbe Menge der besten Gerste, des besten Hopfens, welche im Vaterlande des guten Bieres zur Fertigung dieses Getränkes genommen werden, und doch blieb ihr Machwerk unvergleichbar weit hinter dem Muster zurück, das man zu erreichen strebte. Nicht die Verschiedenheit des Wassers, sondern zunächst nur der Mangel an einem Raum, in welchem bei einer gleichmäßigen, niedrigen Temperatur die Gährung ihren allmäligen Verlauf nehmen konnte, war der Grund des Mislingens solcher Versuche. Tiefe Felsenkeller, deren mittlere Jahrestemperatur nicht über 8 Grad ist, oder denen man durch das in einem Theil ihrer Raume angebrachte Eis diese Tempeatur auch bei frischem Luftzutritt zu erhalten weiß, so wie anderwärts wo die Felsen sammt ihren Kellern mangeln, ein mitten in der Ebene duk aufgemauerter, mit Schutt überdeckter, bald mit Rasen und Baumen sich überkleidender, kunstlicher Berg, sind bei der Bereitung eines guten Bieres eben so wesentlich nothwendig, als die gehörige Menge und Güte des Materials, aus dem man die Bierwürze, die in jenem kühlen Raume gähren soll, bereitet. Ein Meisterwerk dieser Art ist der riesenhafte, kunstliche Berg mit seinen weiten, zweckmaßig abgekühlten innren Räumen, welchen der zu seiner Zeit weitberuhmte, ehrenhafte Burger und Bierbrauer Joseph Pschorr der Aeltere zu München aufgefuhrt hat.

Alle Arten des Getreides, doch vor allem Gerste, sind zur Biergewinnung günstig. In Sudafrika nehmen die hollandischen Kolonisten Honig in Wasser gelöst, statt der gewöhnlichen Bierwurze und bereiten daraus mit Zusetzung des Saftes einer bittren Wurzel eine sehr gesunde Art des Bieres.

Wir sind scheinbar auf einen weiten Um- und Abweg gerathen, der uns aus dem weiteren, bedeutungsvolleren Kreise des Allgemeinen, von einem Standpunkt der uns eine vielumfassende Aussicht uber die Geschichte unsrer irdischen Sichtbarkeit darbot, auf den engen Raum eines Gewerbes fur unsren Haushalt gefuhrt hat. Und dennoch ist der Gegenstand nicht nur fur Einzelne, er ist fur Jeden von uns, auch fur den Wassertrinker, von Bedeutung und Wichtigkeit, denn er gebet zum Theil das Wohl ganzer Volker und Lan-

der an. Wie beklagenswürdig anders wirket der Genuß des Branntweins auf die leibliche wie geistige Gesundheit des Menschen ein, als der Genuß eines gut und gedeihlich bereiteten Bieres oder Weines. Und wenn auch nicht der Wein, so würde dennoch für jedes Land der gemäßigten wie kalten Zone das Getränk, dessen Stoff auf schlanken Halmen wächst: das Bier zu haben seyn.

35. Die eigenthümliche Wärme der lebenden organischen Körper.

Von der Wärme des lebenden, menschlichen Leibes sprachen wir schon oben (S. 278). Nicht aber nur durch die Vorgänge der Gestaltung und Bewegungen in unsrem eigenen Körper wird fortwährend Erwärmung und Wärmeverbreitung an die umgebende Körperwelt hervorgerufen, sondern überall wo eine Seele den leiblichen Stoff zu dem Zweck ihres Wirkens bildet und belebt, regt sich, mit der Bewegung zugleich, in einem gewissen Maaße auch die Wärme.

Manche Pflanzen, wie die Brunnenkresse, erhalten sich nicht nur unter dem Schnee ungefroren, sondern sie bilden rings um sich her in diesem ein Gewölbe; sie erhalten jenen Theil eines Wassers, welches durch den Frost erstarrt, der sie zunächst umgiebt, flussig. Gerade dann, wenn die Temperatur der äußren Luft den niedrigsten Grad erreicht hat, am Morgen, gegen Sonnenaufgang herrscht im Innren der Bäume, wie dies die hineingebrachten Thermometer erkennen lassen, eine höhere Wärme, als selbst die mittlere der Frühlingsmonate ist, während sich in den Mittagsstunden, wo die Verdünstung stärker wird, die Wärme bis unter den mittlern Stand des Monates vermindert. Während der Vorgänge des Blühens und der ersten Entwicklung der Fruchtkeime hat man in mehreren Gewächsen eine Erwärmung beobachtet.

Der Quell der Lebenswärme bei den Thieren ist in noch unverkennbar deutlicherer Weise als bei den Pflanzen, ein ähnlicher, als der, welcher im Verbrennen, in dem Vorgang einer mehr oder minder schnellen und lebhaften Verbindung der brennbaren Elemente mit dem Sauerstoffgas liegt. Das Thier bedarf zur Erhaltung seines Lebens nicht nur des Zuganges der Nahrungsmittel, sondern vor Allem (nach S. 26) des Einathmens der Luft, und zwar, je vollkommner es

iſt, deſto mehr der Aufnahme des Sauerſtoffgaſes oder der Lebensluft der Atmoſphäre.

Wie warm es, ſelbſt im Winter oder an kalten Herbſt- und Frühlingstagen in einem gut bevolkerten Bienenkorbe ſey, dies weiß jeder Pfleger und Beſitzer von Bienen. Wenn auſſen in der freien Luft das Thermometer nur einen Grad uber den Gefrierpunkt hat, dann herrſcht darinnen eine Wärme von 18 Grad Reaumur; im Frühling, wenn der Thermometerſtand an freier Luft noch nicht 10 Grad erreicht, überſteigt die Wärme im Innren des Bienenſtockes 22 Grad.

Allerdings hat auf die Steigerung dieſer Wärme, wie überall im Thierreich, auch die Bewegung Einfluß. Wenn im Mai oder Juni zur Zeit des Schwärmens eine faſt allgemeine Aufregung die Bevolkerung des Stockes ergreift, ſo daß ganze Schaaren der Unterthanen einer zum Auszug bereiten Konigin in unruhiger Haſt ſich neben und unter einander bewegen, dann erreicht zuweilen die Wärme in einem Bienenkorb einen ſo hohen Grad, daß die Zellen des Wachſes anfangen zu ſchmelzen. Unmittelbarer jedoch als der Einfluß der Bewegung fallt jener Einfluß in die Augen, den die Nahrung auf die Wärmeentwicklung des lebenden Inſectenleibes hat. Die Temperatur eines Bienenkorbes ſinkt alsbald herab, es tritt eine merkliche Abkuhlung ein, wenn die darin wohnenden Thiere an Futter Mangel leiden, dagegen ſteigt die Wärme von neuem, wenn man den hungernden Bienen, die im Freien fur ſich und ihre Brut noch nicht die hinlangliche Speiſe finden, eine kräftige Nahrung reichet. Die gleiche Bemerkung, welche man an allen in freier Luft lebenden Inſecten gemacht hat, daß ihr Körper eine eigenthumliche Wärme habe und daß dieſe Wärme zu- oder abnehme mit der Zu- oder Abnahme der Nahrung, führt uns zu einem weitren Schluß auf die Urſache des Entſtehens dieſer Wärme. Das Futter, das die Inſecten zu ſich nehmen, beſtehet, wie alle organiſche Körper uberhaupt, zunächſt aus brennbaren Grundſtoffen, vor allem aus Kohlenſtoff und Waſſerſtoffgas, welche nebſt dem mit ihnen verbundenen Stickſtoff und Sauerſtoff in die Säfte und feſteren Gebilde des lebenden Körpers eingehen. Der Verbrauch an atmoſphäriſchem Sauerſtoffgas durch das Einathmen der Inſecten iſt ein ſehr bedeutender, und das Bedurfniß darnach ein ſo drin-

gendes, daß eine Biene, wenn man alle an der Seite ihres Körpers liegenden Oeffnungen der Luftkanäle durch Firniß oder eine ähnliche Substanz verschließt, eben so wie ein warmblütiges Thier, dem man das Athmen gewaltsam verwehrt, ersticken muß. Das Product das aus der Verbindung des eingeathmeten Sauerstoffgases mit dem Kohlenstoff und Wasserstoffgas der leiblichen Bestandtheile des Thieres entsteht, ist, wie die Untersuchung der ausgeathmeten Luft dies lehrt, eben so wie beim Verbrennen kohlensaures Gas und Wasser. Der Vorgang des Athmens läßt sich demnach ungleich mehr denn jener der Gährung, als ein Verbrennen von eigenthümlicher Art betrachten, dessen unsichtbare Flamme zwar zunächst zur Lebensbewegung wird, dennoch aber bei Thieren deren Luftathmen ein sehr vollkommenes ist, auch eine Quelle der äußerlich fühlbaren Wärme wird.

Wenn nach unsrer alltäglichen Erfahrung ein nasses Holz ungleich schlechter brennt, und zugleich bei gleicher Masse viel weniger Wärme ausgiebt als ein trockenes, dann läßt sich der Grund davon leicht darin erkennen, daß bei der Verwandlung des Wassers in Dampf (nach S. 265) viel Wärme verbraucht und hierdurch eine große Herabstimmung des Hitzegrades herbeigeführt wurde. Denn ein frisch gefälltes Holz enthält 42, das an der Luft getrocknete nur 25 Prozent Wasser in seinem Fasergewebe. Ein großer Theil der im Wasser lebenden und nicht durch Lungen, sondern durch Kiemen athmenden Thiere, zeigt aus einem ähnlichen Grunde auch dann, wenn es ihnen weder an Nahrung noch an der vom Wasser eingesogenen Luft fehlt, nur eine sehr geringe, eigenthümliche Wärme des Leibes. Die Luft, welche die ausser dem Wasser lebenden Thiere unmittelbar aus der Atmosphäre einathmen, ist zwar niemals von Wasserdämpfen frei, sie verhält sich aber zu jener, die der Fisch mit dem umgebenden Wasser in seine Kiemen zieht und hier in das Gewebe der blutführenden Gefäße aufnimmt wie beim Verbrennen ein nasses Holz zu einem gut getrockneten. Und nicht allein diese Beigesellung des Wassers zur eingeathmeten Luft, sondern schon der langsamere, unvollkommnere Verlauf, den das Athmen bei den Fischen und Amphibien nimmt, macht uns die geringere Leibeswärme derselben begreiflich. Junge Kaimans (americanische Krokodile) können ohne Nachtheil für ihr Wohlbefinden, ziemlich lange in Stickstoff aus-

dauern und auch von andren Amphibien weiß man, daß sie in einer Luft leben können, welche sehr arm an Sauerstoffgas, zur Erhaltung eines vollkommenen Thierlebens nicht ausreichend seyn würde. In demselben Maaße ist denn auch bei solchen Thieren die Bildung der Kohlensäure, im Vergleich mit Saugethieren, Vögeln und selbst Insecten sehr viel geringer. Dennoch hat man auch an Fischen ein gewisses, wenn auch nur schwaches Maaß von Eigenwärme bemerkt, welches im Bauch einer Forelle, die man aus dem winterlich kalten Wasser des Sklavensees gezogen hatte, zwei, bei einem Weißfisch 4 Grad höher war als die Wärme der äußren Umgebung, ja bei Thunfischen bis auf 8 Grad über die äußre Temperatur sich steigern soll. Auch im Körper mancher dickschuppigen Schlangen bemerkte man eine Wärme, welche die äußre Luftwärme um einen oder etliche Grade übertraf, während dagegen bei den nackthautigen Amphibien, wie bei Fröschen durch die starke Verdunstung der Feuchtigkeit, die ohne Aufhören an ihrer Haut statt findet, eine merkliche Abkühlung bewirkt und hierdurch die Eigenwärme ihres Leibes öfters unter den Betrag der Außenwärme herabgesetzt wird. Etwas Aehnliches findet auch an Schnecken statt.

Bei den Thieren welche durch Lungen athmen ist es unverkennbar, daß die Wärme des Leibes mit der Menge so wie mit jener Schnelligkeit in Beziehung stehe, in welcher sich bei ihnen, während des Athmens der Kohlen- und Wasserstoff ihrer Säftemasse mit dem Sauerstoffgas zur Kohlensäure und zu Wasser verbindet. Je mehr von diesen beiden beim Athmen erzeugt wird, desto höher steigert sich auch der Grad der Eigenwärme, welche deshalb bei Vögeln ein oder etliche Grade mehr beträgt als bei Saugethieren. Diese letzteren, deren innrer Bau jenem des Menschen am nächsten steht, zeigen auch eine Blutwärme, die der menschlichen sehr nahe kommt, indem sie im Durchschnitt gegen 29 bis fast 32 Grade beträgt. Denn bei jenem Schuppenthiere, in dessen Leibe man eine Wärme von nur 24 Grad R. beobachtete, hatte wohl der kranke Zustand, in welchem es sich befand, einen bedeutenden Einfluß auf die Abweichung von der Regel gehabt. Daß die Temperatur des Menschenleibes, im Vergleich mit der der Säugethiere eher etwas niedriger als höher erscheint, mag wohl auch in der Beschaffenheit seiner Haut und in der Dunstbildung durch dieselbe seinen Grund

haben. Daß aber auch noch an den höchsten Gipfelpunkt der irdisch leiblichen Gestaltung — am Menschenleibe — die eigenthümliche, innre Wärme ihren Ursprung aus dem Vorgang des Athmens nehme, dies zeigen uns schon einzelne Beobachtungen am Krankenbette. Wenn während lang anhaltender Ohnmachten und im Zustand der Starrsucht das Athmen gehemmt und kaum noch vorauszusetzen ist, dann bemächtigt sich der Glieder eine Todtenkälte. Es geschieht dabei fast etwas Aehnliches als bei manchen warmblutigen Thieren sich zuträgt, wenn sie in den Zustand des Winterschlafes verfallen, in welchem das Athmen nur sehr langsam vor sich geht oder für einige Zeit ganz aufgehört hat. Die Wärme eines solchen Thierleibes sinkt dann fast ganz bis auf die winterliche Temperatur der nächsten Umgebung herab und wenn in seinem Innren vielleicht ein oder anderthalb Grad Wärme mehr beobachtet werden, dann bleibt es ungewiß, ob diese Wärme aus dem mit der Lebenskraft zugleich noch fortdauernden Vorgang der Bildung und Zersetzung begleitet werden müsse, oder ob sein Grund in der Zusammenhaltung der innren Wärme durch die Masse des Thierkörpers selber gesucht werden muß.

Jener eben erwähnte Vorgang einer fortwährenden Bildung und Zersetzung, welcher, so lange das Leben dauert in allen Theilen des Leibes statt findet, ist im Grunde genommen auch nichts andres als ein Athmen, denn er beruhet durchaus nur auf einem beständigen Austausch und Verbinden zunächst des Kohlenstoffes oder Wasserstoffes gegen und mit dem Sauerstoffgas. Der zuletzt genannte Grundstoff und nächst ihm die beiden andren sind zwar für diesen innren Verkehr der Lebenskräfte die wichtigsten Elemente, aber so wie draußen in der Gesammtheit der irdischen Natur vertritt auch zuweilen das Chlor (nach S. 182) die Stelle des Sauerstoffgases oder dieses letztere geht mit dem Phosphor eine Verbindung zur Phosphorsäure ein, um die alkalinische Natur der Kalkerde zum Bau des Knochens zu gewinnen.

Die genauere Erwägung der thierischen Wärme, das Beachten ihrer Entstehung so wie ihrer Vermehrung und Verminderung, hat die frühere Vermuthung zu einer Gewißheit erhoben, daß auch das Feuer, welches nicht als sichtbare Flamme, sondern als bewegende Kraft auf dem Herd des Lebens waltet, nach demselben Gesetz erzeugt und erhalten werde,

als jenes Feuer in der Nachbarſchaft der Naphthaquellen (n. S. 205) in welchem der Parſe am kaſpiſchen Meere ein Sinnbild der göttlichen Schöpferkraft verehrt. Je mehr ein athmendes Thier Sauerſtoffgas aufnimmt und für die innren Bildungen und Zerlegungen ſeiner Leiblichkeit verwendet, deſto höher ſtehet ſeine Eigenwärme. Dieſe aber, die Wärme auch unſres Körpers, wird nicht allein bei dem Einathmen der Luft in den Lungen erzeugt, ſondern in allen Theilen und Räumen des Leibes, wohin das in den Lungen von Sauerſtoff durchdrungene, dann in der linken Herzkammer geſammlete, und von da mittelſt der Pulsader nach allen Richtungen hinausſtrömende Blut hindringen kann. Es iſt keine Faſer, kein Häutchen des lebenden Körpers, dahin nicht unmittelbar oder mittelbar der belebende Strom des Sauerſtoffgaſes ſich verbreitete und wie die bei dem Verbrennen eines dichten, feſten Körpers zur leichten Luftform übergegangene Kohle (als kohlenſaures Gas) vom Herd emporſteigt, ſo erhebt ſich das Blut, wenn es an den Endpunkten der Pulsadern die Vereinigung des Sauerſtoffgaſes mit den brennbaren Grundſtoffen vermittelt hat, in den Blutadern oder Venen von den Füßen, von Unterleib und Händen wieder hinauf nach dem Herzen, in deſſen rechte Kammer es zugleich mit den [illegible]angsſtoffen, die aus Magen und Eingeweiden, ſo wie aus allen einſaugenden Häuten kamen und mit den Nebenflüſſen, deren Quellen eben in der Region des Hauptes ſind, hineinſtrömt.

Aber das Holz wie alles Andre was auf Erden brennbar iſt, war vorhanden und die Atmoſphäre mit ihrem Sauerſtoffgas webete darüber hin und an ihm vorbei, ohne daß daraus ein Feuer entſtund, ohne daß ein Menſch am Baumſtamm und ſeinen Aeſten, ſo wie an dem Sturmwind, der die Aeſte bewegte, ſich warmen und das Dunkel ſeiner Hütte damit erleuchten konnte, bis, nach einer alten Sage, Prometheus den anzuzündenden Funken vom Himmel brachte. Jener arme Mukkus, deſſen Freunde, die ihn beſucht hatten, in ſeinem ungeheizten Zimmer froren, der aber keine Mittel beſaß, um ſeinen Ofen in gewöhnlicher Weiſe zu heizen, ſuchte ſeinen Gaſten dadurch guten Muth zu machen, daß er ihnen ſagte, er habe für mehrere Thaler Holz in den Ofen gelegt und auch an einer anzuzündenden Flamme es nicht fehlen laſſen. Als aber einer der Gaſte, nach Beendigung des kurzen

Besuches, in den Ofen hineinschaute, sahe er darin auf der einen Seite eine Violine liegen, auf der andren Seite aber, weit von dem theuren Holze entfernt, eine brennende Lampe stehen.

So würden auch die brennbaren Grundstoffe, die sich im Körper der Thiere finden, eben so wenig eine Macht haben, sich durch einen Vorgang des Athmens mit dem Sauerstoffgas zu vereinen und hierdurch ein Quell der thierischen Wärme zu werden, als die Bäume des Waldes für sich selber vermögend sind sich zu entflammen und rings um sich her Wärme wie Licht zu verbreiten. Ein Prometheus höherer Art, die Lebenskraft selber, muß den zündenden Funken von oben, aus einem Reiche des geistigen Bewegens, herab in die Tiefe der irdischen Leiblichkeit bringen und dieses Verhältniß der anzündenden Ursache zur warmenden Flamme selber soll uns vorerst noch durch ein andres Bild im großen Spiegel der äußerlich sichtbaren Natur etwas begreiflicher gemacht werden.

36. Die Erzeugung der Wärme durch Elektrizität.

Zuvörderst müssen wir hier einige Worte über das Entstehen und über das Wesen der Elektrizität selber sagen.

Der schöne, glänzende, öfters durchsichtige, meist gelbfarbige, wohlriechende Körper, von der Natur eines brennbaren Harzes, Bernstein genannt, welcher vorzugsweise aus den Küstengegenden der Ostsee zu uns gebracht wird, ist wohl jedem meiner jungen Leser bekannt. Man verarbeitet ihn in verschiedene Formen, vornämlich als Kugeln, in Schnüre vereint, zu einem Schmuck für Damen, als Mundstück zu einer Zierde der Tabakspfeifen und noch sonst auf mannichfaltige Weise; benutzt ihn, indem man ihn auf ein Kohlenfeuer streut, zum Räucherungsmittel oder aufgelöst in Weingeist sowie in verschiedenen Oelen zur Bereitung eines guten Firnisses.

Die Völker der früheren Jahrtausende haben eben so wie wir ein Wohlgefallen an dem Bernstein gehabt, und denselben, obgleich er weder die Härte noch das Gewicht der eigentlichen Edelsteine hat, an Werth diesen gleichgeschätzt. Man hält dafür, daß schon die alten Hebräer den Bernstein ge-

kannt haben und daß er es vielleicht sey, der bei Jesajas 54 V. 12 als Ekdach (der sich Entzundende) genannt ist. Ein Weiser des Alterthumes, der Grieche Thales, welcher 600 Jahre vor Christi Geburt lebte, dachte schon viel über die Eigenschaft nach, welche bei uns jedes Kind an dem Bernstein so wie an den Siegellackstangen, an Glasrohren und einigen andren Korpern, wenn es dieselben reibt, beobachten kann, über die Eigenschaft nämlich: leichte Körperchen, wie Papierstuckchen, Spreu, Asche u. s. w. anzuziehen. Aber nicht nur die Kraft leichte Körper anzuziehen, empfangt eine Kugel von Bernstein oder Schwefel durch das leise Reiben, sondern auch das Vermögen dieselben abzustoßen, wie man dies sehen kann, wenn man zarte Flaumfedern zu dem Versuch anwendet oder leichte Kugelchen aus Hollundermark, die frei an feinen Fadchen hängen, dazu benutzt. Obgleich nun gar vielerlei Körper, namentlich auch die Pechkohle oder der Gagat, die Edelsteine, ja selbst das Fell der Katzen bei dem Reiben ahnliche Erscheinungen zeigen als der Bernstein, hat man dabei dennoch diesem seinen alten Vorrang gelassen, weil er der erste Korper war, an dem man solche Beobachtungen machte; man hat nach dem Bernstein oder Elektrum die vorhin erwähnten Aeusserungen einer anziehenden und abstoßenden Kraft der geriebenen Korper Elektrizität genannt.

Mit Recht sann schon der große Thales dem Räthsel nach, welches uns die Erscheinungen der Elektrizität aufgeben. Eine verborgene Kraft wirkt aus dem Steine hervor und setzt aus der Ferne der andre Korper in Bewegung; jener scheint sich, im Verhaltniß zu diesen andren Korpern zu dem Range eines beseelten Wesens erhoben zu haben, in welchem und aus welchem hervor ein bewegender Wille waltet, der die umgebenden Stoffe zu einem gewissen Zwecke verbindet und wieder trennt. Thales sprach bei der Betrachtung der Elektrizität den Gedanken an eine Weltseele aus, welche alle Wesen der Sichtbarkeit durchdringt, deren Kräfte in allen schlummern und die bei gewissen, äußren Veranlassungen erwachen konnen.

Vor Allem mußte die Uebereinstimmung der Elektrizität mit dem Magnetismus (m. v. S. 38) ins Auge fallen. Auch das magnetische Eisen zieht andres Eisen an. Es wird aber hierbei an den beiden Enden einer Magnetnadel ein entgegengesetztes Verhalten bemerkt: das eine Ende der Nadel,

wenn dieſe frei ſchwebt, kehrt ſich nach Norden, das andre nach Süden hin, wenn zwei Magnetnadeln einander genähert werden, ſtoßen jene Enden derſelben, die nach gleicher Richtung hinſtreben, ſich ab, während das Nordende des einen die Vereinigung mit dem Südende des andren ſucht, das Südende aber lebhaft nach dem Nordende des andren ſich hinbewegt. Es ſind mithin hier die beiden nach verſchiedenen Richtungen hinſtrebenden Gegenſätze oder Pole an ein und demſelben Eiſenſtäbchen vereint; an den elektriſchen Körper erſcheint dieſes anders. Wenn man nämlich ein Hollundermarkkugelchen, das an einem feinen Seidenfädchen hängt, in die Nähe einer geriebenen Siegellackſtange oder Bernſteinkugel bringt, dann wird daſſelbe von dieſen Körpern, während ihrer elektriſchen Aufregung, angezogen, bleibt jedoch nicht wie die angezogenen Eiſenfeilſpäne an einem Magnet, ſo an dem Siegellack oder Bernſtein hängen, ſondern wird nach einiger Zeit abgeſtoßen. Es hat mithin die gleichnamige Elektrizität dieſer geriebenen Körper angenommen; wie der Südpol des einen Magnetes vom Südpol des andren, ſcheidet es ſich von ihnen ab. Bringt man jetzt in die Nähe des Kugelchens, während dieſes vermöge der wechſelſeitigen Abſtoßung in einiger Ferne von dem gleichnamigen elektriſchen Körper ſchwebt, eine andre durch Reiben elektriſch gewordne Stange von Pech, Schwefel oder Bernſtein, dann wird daſſelbe auch von dieſen Körpern abgeſtoßen, nicht aber von einer geriebenen Glasſtange, nach welcher es ſich alsbald mit Lebhaftigkeit hinbewegt und ſo lange an ihr hängen bleibt, bis es auch von dieſer die gleichartig polariſche Spannung angenommen hat, wo es dann vom Glaſe ſcheidet und mit lebhafter Bewegung zu der geriebenen Siegellackſtange hinfliegt, bis das Wechſelſpiel der Abſtoßung und Anziehung von Siegellack zum Glaſe, von dieſem zu jenem von neuem ſich wiederholt. Man kann den Verſuch unmittelbar mit Glas- und Siegellackſtangen anſtellen, welche man frei ſchwebend aufhängt. Sobald ſie durch Reiben elektriſch geworden ſind, ſtößt eine Siegellackſtange oder Bernſteinkugel die andre ab, bewegt ſich aber kräftig nach der Glasſtange hin, welche ganz auf dieſelbe Weiſe von andren elektriſchen Glasſtangen ſich hinweg, nach der Siegellackſtange aber hinbewegt. In dieſem Falle ſind demnach die beiden polariſchen Gegenſätze nicht an einem und demſelben Körper, wie am Magnet, ſondern

dern

dern an zwei Körpern von ganz verschiedener Art hervorgetreten. Es ist indeß weder die Zusammensetzung der geriebenen Körper noch der Grad ihrer Festigkeit, nicht, bei dem Harz die brennbare, beim Edelstein die unverbrennliche Natur, was die Art der polarischen Spannung begründet, so daß man der einen dieser polarischen Spannungen den Namen der Harz-, der andren den der Glaselektrizität geben konnte, sondern das Entstehen der beiden verschiedenen Richtungen hängt von andren Umständen ab. Reibt man nämlich Glas mit Wollenzeug, Seide oder an einem Lederkissen das mit einer Verbindung (einem Amalgam) von Quecksilber, Zinn und Zink überzogen ist, dann tritt allerdings an der Glastafel in sehr auffallendem Maaße jene elektrische Spannung hervor, welche der einer geriebenen Siegellackstange vollkommen entgegengesetzt ist; reibt man dagegen das Glas mit einem Katzenfelle, dann nimmt das letztere die Glaselektrizität, das Glas aber die Harzelektrizität an sich. Eben so zeigt sich zwar an dem Siegellack, das man mit Wollenzeug reibt, die Harzelektrizität, hat man aber zum Reiben desselben den Schwefel angewendet, dann erhält der letztere die Harz — das erstere, gegen seine sonstige Natur die Glaselektrizität. Eine Umkehrung, welche selbst dem Bernstein widerfährt, wenn man ihn mit Schwefel reibt. Die Richtung der elektrischen Spannung hängt mithin nicht von der Beschaffenheit des Körpers, an welchem sie erregt wird allein, sondern auch von der Natur des Einflusses ab, welcher sie erregt hat, zwei Körper welche durch ihr Gegeneinanderbewegen in einen Wechselverkehr treten, bilden einen polarischen Gegensatz gegen einander, gleich jenem des Sauerstoffgases zum Brennstoff; einen Gegensatz dabei der eine von beiden (n. S. 8) als das Bewegende, der andre als das Bewegte, jener als gebend, dieser als nehmend betrachtet werden kann, oder nach dem wissenschaftlichen Ausdruck jener als positiv, dieser als negativ sich verhält.

Was die Erregung so wie die Mittheilung der Elektrizität betrifft, so findet hierin bei verschiedenen Körpern ein sehr augenfälliger Unterschied statt. Die bereits namentlich angeführten Körper werden durch Reiben elektrisch, immer jedoch zunächst an solchen Stellen ihrer Oberfläche, welche dem anregenden Einfluß ausgesetzt waren, Metalle dagegen werden durch Reiben gar nicht merklich oder nur unter gewissen

Umständen elektrisch, sind jedoch in hohem Grade für eine Mittheilung der Elektrizität empfänglich, deren Spannung dabei nicht nur auf den Theil ihrer Oberfläche übergetragen wird, welcher mit dem elektrischen Körper in Berührung oder Annäherung kam, sondern über ihren ganzen Umfang sich ausbreitet.

Dieses verschiedene Verhalten der Körper gegen die Anregung und Mittheilung der Elektrizität erinnert sehr an das, was wir oben (S. 270) über die Befähigung derselben sagten, die Wärme zu leiten oder diese Fortleitung zu erschweren. Gerade solche Körper, welche die meiste Anlage dazu haben durch Verbrennen mit dem atmosphärischen Sauerstoffgas aus sich selber Wärme zu entwickeln, sind die schlechtesten Leiter der Wärme, während die unverbrennlichen oder schwer entzündbaren Steine und Metalle die besten Wärmeleiter sind. In derselben Weise sind denn auch die Metalle für die Mittheilung und Verbreitung der Elektrizität höchst empfänglich, während jene vorhin genannten Körper, die sich durch Reiben selber leicht elektrisch machen lassen, wie Glas, Bernstein, Pech, Seide sich einer solchen Verbreitung so wenig fähig zeigen, daß man dieselben gleich Dämmen zum Abhalten der elektrischen Kraft oder zum Ansammlen derselben an einem gewissen Punkte benutzen kann. Vermöge dieser Isolatoren oder Abscheidungsmittel der Elektrizität ist es erst möglich geworden, diese merkwürdige Naturerscheinung in ihrer ganzen Kraft und Wirksamkeit zur Anschauung zu bringen. Wenn man nämlich ein Metall oder einen andren Körper der die Elektrizität gut leitet, wohin auch die Kohle, feuchte Erde, die meisten Salze, lebende Pflanzen und Thiere, das Wasser und viele andre Flüssigkeiten gehören auf Pech, auf Glas oder Seide stellt, mithin auf solche Dinge, welche der schnellen Vertheilung der empfangenen Elektrizität an die umgebende Körperwelt eine Hemmung entgegensetzen, dann kann man durch Mittheilung die elektrische Spannung ihrer Oberfläche bis zu einem sehr hohen Grad verstärken. Denn die Körper der andren Ordnung, wie Glas oder harzige Stoffe, welche durch Reiben oder andre Einflüsse leicht elektrisch werden, tragen diese Anregung auf das Metall oder einen andren gut leitenden Körper über, auf dessen ganzer Oberfläche jene alsbald sich ausbreitet, während sie bei dem selbstelektrischen Stoffe entweder nur an einer Stelle der Ober-

fläche hatte oder aus einer einzelnen Stelle sich hinüberzog an den aufnehmenden Körper. Das was hierbei geschieht ist dem ähnlich, was wir zwischen einem brennenden Stück Holz und einem Metalldrahte bemerken. Das Holz theilt von jenem Ende aus, an welchem es brennt, dem Metalldraht seine Glühehitze mit und dieser wird, wenn er nicht zu lang ist, so daß sich verhältnißmäßig zu viel von seiner empfangenen Wärme an die umgebende Luft zerstreuen muß, in seiner ganzen Ausdehnung glühend heiß, während wir das Holzscheit oder den Span an dem andren nicht brennenden Ende mit der Hand anfassen können, ohne von seiner Hitze zu leiden. Denn das Holz ist ein schlechter Leiter für die Wärme, wie das Glas oder Pech für die Elektrizität; nur der in Entzündung versetzte Theil von jenem glühet und verbreitet seine Hitze an die ihm genahten Körper. Oder, um zur Verdeutlichung noch einen andren, etwas roheren Vergleich zu brauchen: ein Tropfen Tinte, der auf ein stark saftiges Holz oder geglättetes Papier fällt, bleibt auf seiner Stelle stehen, bis er allmählich verdunstet, bringt man aber ein Stück Fließpapier mit ihm in Berührung, dann saugt dieses alsbald den Tropfen an sich, der sich weit umher in seiner Masse ausbreitet. Ein ganzes Löschpapier, so wie ein Docht oder ein Schwamm füllt sich, wenn auch nur die eine Seite derselben in eine hinreichende Menge von Flüssigkeit eingetaucht wird, bald ganz mit dieser an und kann auf diese Weise zu einem Behältniß derselben werden, aus dem ein Druck sie wieder hervortreibt. Wenn man den glühend gemachten Metalldraht auch nur mit einem Ende in kaltes Wasser stellt, dann theilt er in wenig Augenblicken seine ganze Wärme an dieses mit und kühlt sich in seiner ganzen Masse ab, während der Holzspan mit einem Ende zwischen Eistafeln stecken, an dem andren brennen kann.

Auch die isolirte Metallkugel, auf welche man die elektrische Spannung, die etwa durch Reiben in einer Glasscheibe erregt wurde, übergetragen hat, giebt, wenn sie von einem gut leitenden Körper berührt wird, nicht nur von der zunächst berührten Stelle, sondern von ihrer ganzen Oberfläche die empfangene Anregung ab, während die elektrisch gewordene Glasscheibe dem Finger der sie berührte nur jenen Theil ihrer Elektrizität mittheilt, der an dem berührten Punkte haftete. Hierdurch wird es möglich mit einem Male und in

einem Augenblick sehr starke elektrische Wirkungen hervorzurufen und diesen Zweck hat man ganz besonders bei der Einrichtung der sogenannten Elektrisirmaschinen und der mit ihnen verbundenen Elektrizitätsaufnehmer vor Augen gehabt. Hierbei kommt noch ein andrer Unterschied der gutleitenden von den schlechtleitenden Körpern in Betracht. Bei den ersteren, wie namentlich den Metallen, theilt sich die empfangene Elektrizität nur über die Oberfläche aus, während sie bei den letzteren, wie bei Glas eine Anregung hervorbringt, welche bis zu einem gewissen Grade auch auf die Masse nach innen hinein einwirkt. Wenn deshalb an einer Glasscheibe beide Flächen mit Metall oder mit Zinnfolie bis nahe an ihren Rand belegt, die Ränder aber mit Firniß oder Siegellack überzogen werden, so daß die Metallbelegungen vollkommen von einander isolirt sind, dann entsteht durch die Mittheilung der Elektrizität an die eine Fläche in der andren gegenüber liegenden Fläche die polarisch entgegengesetzte elektrische Spannung, so daß diese als negativ (nach S. 337) sich erweist, wenn jene positiv war und umgekehrt. Dieselbe Erscheinung zeigt sich an gläsernen Flaschen, die man an der äusseren wie an der inneren Fläche mit Zinnfolie, oben aber am äussren und innren Rande mit einer harzigen Auflösung überzogen hat. Setzt man die innre Metallbelegung einer solchen Flasche durch einen metallenen Leiter in Verbindung mit einem durch Reibung elektrisirten Cylinder- oder Scheibenglas, dann nimmt dieser die positive Elektrizität des Glases an, während die äussere Belegung in dem gleichen Grad der Stärke die negative erhält. Daß beide Spannungen einander gegenüber sich bilden konnten, wird der Fähigkeit des Glases zugeschrieben an zwei seiner entgegen gesetzten Stellen eine elektrische Polarität anzunehmen, daß aber beide Spannungen so nahe bei einander bestehen, ohne sich gegenseitig durch ihr Zusammenwirken aufzuheben, dies wird abermals nur durch das Glas und den oben am Rande angebrachten Ueberzug möglich, weil diese das Ineinanderfließen und Ausgleichen der beiden Elektrizitäten hindern. Während die äussere Belegung im Gegensatz zu der innren negativ wurde, ruft sie zugleich wie der Nordpol eines Magnetes an dem ihm genäherten Eisendraht einen Südpol, so an den nicht elektrischen Körpern die in ihre Nähe kommen, die positive Spannung hervor und in dem Maaße, in welchem sie dieses thut,

wächst die Stärke ihrer eigenen Elektrizität. Durch dieses entgegengesetzte elektrische Verhalten der beiden Seiten einer belegten Glasscheibe oder Flasche dient die eine Spannung, je kräftiger sie ist, desto mehr zur Verstärkung der andren; beide steigern sich gegenseitig bis zu einem Grade, daß zuweilen die zwischen beiden gelegene Glasmasse nicht mehr fähig ist dem wechselseitigen Zuge der Polaritäten zur Vereinigung und Ausgleichung zu widerstehen: der Funke von der einen schlägt durch die isolirende Zwischenwand hindurch und durchbohrt oder zertrümmert das Glas. Wenn aber die polarische Spannung nicht bis zu diesem Uebermaaß gesteigert und wenn zugleich mehrere Flaschen solcher Art so vereint werden, daß die inneren Flächen der einen durch leitende Metalldrähte mit den inneren Flächen der andren verbunden und daß zugleich auch die äußren Flchen unter sich in Vereinigung gesetzt sind, dann entstehen die sogenannten elektrischen Batterien, durch deren ungemeine Wirksamkeit die menschliche Kunst den Blitz der Gewitter nachgeahmt hat. Wir wollen hier nur im Allgemeinen der Erscheinungen erwähnen, welche man an einer so hoch gesteigerten, künstlichen Elektrizität beobachtet hat.

Wenn man das kugelförmige Ende eines Metalldrahtes, der mit den äusseren Belegungen einer elektrischen Batterie in Verbindung stehet dem kugelförmigen Ende nähert, dessen Draht sich durch die inneren Belegungen der Flaschen hindurchziehet, dann entstehet nach kleinerem Maaßstabe ein Blitz und Donner wie der Gewitterwolken, denn ein Lichtstrahl von bedeutender Helligkeit bricht aus den beiden genäherten Enden der Verbindungsdrähte hervor und zugleich vernimmt man einen Knall, dessen Stärke mit der Stärke der Ladung im Verhältniß steht. Wenn bei einer sehr kräftig wirkenden Batterie ein Theil der Entladung der beiden Drähte ausgesetzt wird, so daß man sie zwischen diese Enden hineinstellt und den Schlag durch dasselbe hindurch gehen lässet, dann wird es davon eben so plötzlich getödtet wie von dem Blitz einer Gewitterwolke. Wenn man bei minder starken, gefahrlosen Vorrichtungen dieser Art mit der einen Hand die äussere Belegung einer geladenen Flasche, mit der andren das Drahtende der inneren berühret, dann fühlt man eine eigenthümliche Erschütterung in den Knochengelenken der Arme und diese Erschütterung theilt sich einer ganzen

Reihe von Personen mit, die sich wechselseitig die Hand geben und davon die an dem einen Ende stehende mit der äußren Belegung, die am andren Ende mit der inneren sich in Berührung setzt. Der elektrische Funke, auch wenn er schwächer ist, entzündet das oben erwähnte Gemenge von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas und verbindet hiemit diese beiden polarisch entgegengesetzten Gasarten zu Wasser, so wie er umgekehrt, bei höherer Steigerung seiner Wirksamkeit das Wasser, durch welches sein Schlag gehet, in seine gasartigen Grundstoffe zersetzt, welche bei dieser plötzlichen Formwandlung selbst stärkere gläserne Gefäße zersprengen. Papier wird schon von einem schwachen elektrischen Funken, welcher durch dasselbe hindurch fährt durchbohrt, durch einen stärkeren auch Holzplatten und Glas; leicht entzündliche Körper werden dadurch entzündet, Metalldrähte werden glühend und zerstauben in Funken.

Und hier zuerst begegnen wir jener Eigenschaft der Elektrizität durch welche sich dieselbe, gleich dem Feuer des verbrennenden Körpers als ein Quell der Wärme kund giebt, wie denn schon das Alterthum eine Verwandtschaft der Wärme und der Elektrizität darinnen erkannte, daß die elektrischen Körper, wie der Bernstein, leichter durch Reiben elektrisch werden, wenn sie erwärmt sind.

Wie die Wärme das Wachsthum und Gedeihen der Pflanzen und Thiere fördert, so thut dies auch die Elektrizität. Man hat deshalb Pflanzensamen die man einer sanften elektrischen Strömung aussetzte leichter und früher zum Aufkeimen und Ausschlagen gebracht und selbst bei Menschen, die man auf ein Gestell setzte, das durch Glas oder Pech isolirt war, und dann mit einer fortwährenden elektrischen Strömung in Verbindung brachte, wollte man in verschiedenen krankhaften Zuständen einen heilsamen Einfluß der Elektrizität bemerkt haben.

Auch eine eigenthümlich bildende Kraft giebt sich an den elektrischen Strömungen kund, wenn dieselben durch Kolophoniumstaub geleitet werden, der sich unter ihrer Einwirkung zu Figuren ordnet, welche namentlich im positiven Strome von regelmäßig strahlenförmigem Umrisse sind.

Die Geschwindigkeit in der sich ein elektrischer Schlag durch einen Metalldraht von einem Ort zu dem andern fortpflanzt ist so groß, daß sie selbst die des Lichtes noch über-

trifft. Denn der Lichtstrahl durchdringt in jeder Sekunde einen Raum von nahe 41000 Meilen, der elektrische Schlag aber in derselben Zeit einen räumlichen Abstand von mehr denn 70000 Meilen. Obgleich die Räume, an denen man dieses messen konnte, nicht wie bei dem Licht, — mittelst der Beobachtung der Jupitermonden Verfinsterungen — Erdbahndurchmesser von vielen Millionen Meilen, sondern nur Abstände der Orte eines einzelnen Landstriches der Erde waren, so ersetzte dennoch bei diesen Beobachtungen die ausserordentliche Vollkommenheit der Zeit und Raum messenden Instrumente das was ihnen am Umfang der äußren Basis abging.

Wir haben hier zuvörderst nur jene Beziehung zur Wärme berücksichtigt, welche in den polarisirenden Eigenschaften der sogenannt gemeinen, durch Reibung erzeugten Elektrizität begründet ist, ehe wir jedoch auf dem Wege dieser Betrachtung weiter fortschreiten, müssen wir zuerst, im Vorübergehen einer großartigen Naturerscheinung gedenken, welche ihrer Entstehung sowie ihrer Wirksamkeit nach, gleichen Geschlechtes mit der Elektrizität ist.

37 Die Gewitter.

Jenes künstliche Gewitter, mit Blitz und Donner, welches ein gewisser Anthemius, ein geschickter Mechaniker und Baukünstler der in den Zeiten des Kaiser Justinian im 6ten Jahrh. nach Christo lebte, zum Staunen der Zuschauer hervorbringen konnte, mag etwa jenen künstlichen Gewittern ähnlich gewesen sein, die man auf unsren Theatern durch eine besondere Maschinerie und durch plötzliches Entzünden fein zertheilter brennbarer Stoffe zuwege bringt. Diese Art der Nachbildungen hat mit dem Urbild das sie vorstellen soll, ihrem Wesen nach eben so wenig innere Uebereinstimmung, als das Wachsbild mit dem lebenden Menschen nach dessen Figur es geformt ist. Etwas andres ist es dagegen mit jenen gewitterähnlichen Erscheinungen welche man aus jedem elektrischen Apparat hervorrufen kann. Wenn da im zwergartig kleinem Maaßstabe das Modell eines Hauses aus Papier und Holzstäbchen oder aus einem andren brennbaren Stoffe gebildet, von dem hindurchschlagenden elektrischen Funken entzündet wird; wenn man an einem andren

Modell dieſer Art einen Gewitterableiter im Kleinen, mit einer metallenen Spitze und einem leitenden Metalldrahte anbringt, deſſen untres Ende mit der Belegung der andren Seite einer geladenen Flaſche in Verbindung ſteht und wenn dann der elektriſche Schlag ohne das leicht entzündliche Modell zu treffen, durch die Spitze und den Draht des kleinen Wetterableiters hinabfährt, da hat man es, obwohl in ſehr verjüngtem Maaßſtabe, mit der Naturkraft ſelber zu thun, die in den oberen Regionen der Atmoſphäre den Blitz und den Donner erzeugt.

Dieſelbe elektriſche Spannung welche wir durch Reiben, oder, wie wir nachher ſehen werden, bei den Metallen durch das bloſe Aneinanderlegen und wieder Trennen ihrer Flächen hervorbringen, findet ohne Aufhören zwiſchen dem Luftkreis und der Erdoberfläche ſtatt. Sie nimmt bis zu einer gewiſſen Höhe hinan zu, ſo daß die Elektrizität der oberen Luftſchichten meiſt in einem ſtärkeren Gegenſatz zur Elektrizität der Erdfläche ſtehet als die der unteren Schichten. Bei heitrem Himmel zeigt in der Regel die Atmoſphäre poſitive, die Erde negative Elektrizität; bei umwölktem Himmel wird, wenigſtens an den unterſten Regionen, das umgekehrte Verhältniß wahrgenommen. Denn nicht nur die Luft im Ganzen bildet zur Erde einen elektriſchen Gegenſatz, ſondern auch einzelne Schichten und Dunſtmaſſen der Atmoſphäre können eine mehr oder minder ſtarke Spannung zu einander annehmen, da der Grund des Entſtehens dieſer Spannung vorzugsweiſe in der Bildung der Waſſerdämpfe und der Zurückkehr derſelben in die tropfbar flüſſige Form zu ſuchen iſt. Denn jeder Verſuch im Kleinen lehrt uns, daß wenn Waſſer durch die Wärme verdampft, der entſtehende Dampf eine merklich poſitive, das Gefäß negative Elektrizität annehme, da aber, wo ſich in den oberen Regionen der Luft der Dampf wieder zu Waſſer verdichtet, tritt er zu der Atmoſphäre, dieſem Gefäß von rieſenhafterer Art, in den umgekehrten Gegenſatz, indem er ſelber negativ elektriſch wird.

Alle dieſe Verhältniſſe der gegenſeitigen Spannung zwiſchen Erde und Luft, wie zwiſchen den einzelnen Dunſt- und Luftmaſſen der oberen Regionen ſelber löſen ſich in der Regel durch eine kaum merkliche Ausgleichung und Entladung auf; die emporſteigenden Dunſte, das niederfallende atmoſphäriſche Waſſer, die tief am Boden ſchwebenden Nebel

und Wolken stromen die an ihnen haftende Elektrizität an die Körpermassen von entgegengesetzter Spannung aus, und gleichwie das Aufflammen des Schießpulvers endet, so bald die brennbaren Stoffe mit dem Sauerstoffgas sich vereint haben, so verschwindet auch jede Spur der electrischen Spannung, wenn die eine der beiden entgegengesetzten Bewegungen und Richtungen an der andren, wie der niederfallende Ball an der ihm entgegenkommenden Menschenhand zum Stillstand gelangt ist. Doch wird auch dieses sanfte Ausströmen der Elektrizität von oben nach unten, so wie von der Erdoberfläche nach der Luft dem Auge in jenen Lichterscheinungen sichtbar, die man zuweilen bei Nacht an den Spitzen der Thürme, der Masthäume und andern emporgerichtet stehenden Körper, ja selbst, unter gewissen Umständen, an den emporgestreckten Fingern der Hand wahrnehmen kann. Eine Erscheinung welche die Völker der alten Welt der hulfreichen Nähe der Dioskuren: des Kastor und Pollux zuschrieben, unsere Vorfahren aber als St. Elmusfeuer benannten.

Auf die Entwicklung der elektrischen Spannung hat auch die Vegetation einen sehr bedeutenden Einfluß, und man hat berechnet daß die Elektrizität welche durch eine Flur von 25 Quadrat-Klaftern hervorgerufen wird, schon hinreichen könnte um damit die stärkste Batterie zu laden, deren Schläge Stiere wie Rosse todten würden. Auch das Verdünsten des Seewassers hat einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Verstärkung der Luftelektrizität, denn nicht das reine, destillirte Wasser sondern das mit fremdartigen, vor Allem mit salzigen Theilen vermischte, ist bei seinem Verdampfen der elektrischen Spannung sehr günstig. Diese jedoch, wie schon erwähnt, wird durch jeden wässrigen Niederschlag, durch jeden Luftzug, durch den Schatten einer vorüberziehenden Wolke, der an den Stellen die er trifft eine Abkühlung hervorruft, ausgeglichen; mehr denn zwanzigmal im Verlauf eines Tages kann in unsrer Umgebung die elektrische Stimmung wechseln, jetzt als ein positiver dann als ein negativer Ueberschuß sich an unsren Instrumenten kund geben, ohne daß unser sinnliches Gefühl dieses wahrnimmt.

Im Ganzen bemerkt man, daß bei herrschenden Nord- und Ostwinden die elektrische Stimmung der Luft mehr positiv, bei Süd- und Westwinden mehr negativ sey, doch wird sie dem Grade nach bei windstillem Wetter immer viel

stärker gefunden, als bei windigem, bei Tage stärker als bei Nacht, wo der Niederschlag der wässrigen Dünste die Ausgleichung der entgegengesetzten Spannungen vermittelt. So mannichfaltig aber auch die Wege zu einer solchen fortwährenden Ausgleichung sind, reichen sie dennoch nicht immer aus zur Verhütung jener Ansammlung und Steigerung der Elektrizität in den Wolken, daraus die Erscheinungen des Gewitters hervorgehen.

Wenn in den warmen Tagen des Sommers, wo das Gewächsreich in seinem vollen Grün steht, die emporsteigenden Dämpfe häufiger werden und mit ihrer positiv elektrischen Spannung die oberen Regionen der Luft erfüllen, wenn dann zu gleicher Zeit die Wolken in solcher Höhe schweben, daß die Ausgleichung zwischen ihnen und der Erdoberfläche mehr erschwert ist, dann treten allmälig jene Bedingungen ein, unter denen die Gewitter am leichtesten sich erzeugen. Die trocknen Luftschichten zwischen den Wolken und der Erde mögen hierbei auch noch isolirend, wie die Glaswand zwischen den beiden Belegungen einer Leidner Flasche wirken und dadurch die elektrische Ladung verstärken; die Sonnenstrahlen, welche von oben auf die Wolken fallen, bewirken zu gleicher Zeit in diesen eine fortwährende Verwandlung der schon gebildeten wässrigen Niederschläge in Dämpfe und rufen hierdurch in den Wolkenmassen selber elektrische Spannungen hervor.

In den eigentlichen Wintermonaten, vom November bis zum Februar gehören die Gewitter zu den sehr seltenen Erscheinungen. Die niedriger stehenden Wolken, die feuchte Luft, die geringe Wärme des Bodens, die sehr verminderte Verdampfung des Wassers läßt dann keinen bedeutenden Grad der Spannung aufkommen. Auch im Oktober und im März ereignen sich nur wenig Gewitter. Im April sind sie schon, ein Jahr ins andre gerechnet, fünfmal häufiger als im März, im Mai ist ihr Vorkommen im Durchschnitt mehr denn doppelt, im Juni mehr denn drei, im Juli fast viermal, im August mehr denn dreimal häufiger als im April, dagegen sinkt ihre Zahl im September fast wieder zu der im April herunter. In kälteren Ländern sind zwar, aus denselben Gründen, die Gewitter seltner als in den wärmeren, doch hat man selbst noch unter dem 73ten Grad der nördli-

chen Breite, in dem Klima von Neu-Sibirien und Spitzbergen heftige Gewitter beobachtet.

Die eigentlichen Wetterwolken unterscheiden sich meist durch ihre dunklere Farbung, rundlichen Umrisse und schärfere Begränzung; lauter Züge, welche nebst der starken Abstufung ihrer Beleuchtung auf den höheren Grad ihrer Verdichtung schließen lassen. Die Höhe in der sie über der Erdoberfläche stehen, erreicht in wärmeren Gegenden und in der Nähe der Gebirge zuweilen 9000, in den Ebenen des mittlern Europas zwischen 3000 bis 7000 Fuß; in dem kalten Klima von Tobolsk sinkt diese Höhe öfters bis auf 600 oder 700 Fuß herab. Vor dem Ausbruch des Gewitters ist die Luft meist sehr schwul; ihre elektrische Spannung erleidet große und plötzliche Wechsel. Die Entladung beginnt, sobald durch die Feuchtigkeit der Luft eine Leitung von einer dieser großartigen Batterien zur andren hergestellt ist; der elektrische Schlag, dessen Funke hier die riesenhafte Form des Blitzes angenommen, dessen Knall zum Donner geworden ist, gehet dabei öfters nur von einer Wolke, von einer mit Dünsten erfüllten Luftschicht zur andren. Da jedoch die elektrische Spannung der höheren Luftregion zugleich in der niedreren und an der Körperwelt der Erdoberfläche die ihr entgegengesetzte, in derselben Stärke hervorgerufen hat, nimmt die Entladung öfters auch dahin ihre Richtung: der Blitz schlägt unten auf der Erde ein; er entladt sich dabei vorzugsweise an solchen Körpern, welche gute Leiter der Elektrizität sind, wozu namentlich die Metalle, nächst ihnen jedoch auch lebende organische Körper, Pflanzen und Thiere gehören. Aus diesem Grunde ist es gefährlich unter hohen Bäumen Schutz gegen Gewitterregen zu suchen und da auch der thierische wie der menschliche Körper durch starke Bewegung in eine Stimmung geräth, worin er die Elektrizität besser leitet denn gewöhnlich, ist dem Wanderer bei starken Gewittern ein ruhiges Verhalten zu empfehlen. Was übrigens das Verhalten der Vegetation bei Gewittern betrifft, so sagt man, daß der Blitz niemals in Birkenbäume einschlage und von dem Lorbeerbaum behaupteten die Alten das Gleiche, daher man bei starken Gewittern Lorbeerkränze als Schutzmittel auf das Haupt setzte. Auch das Hauslaub (Sempervivum tectorum) das man auf die Dächer pflanzt, hält unser Landvolk für ein blitzabwehrendes Mittel.

Von der Stärke der elektrischen Spannung des Bodens hängt es zunächst ab, ob und in welcher Heftigkeit die Entladung der Gewitter dahin ihre Richtung nehmen, ob der Blitz einschlagen werde. Die Erwärmung der Erdoberfläche, so wie die Fähigkeit der zwischenliegenden Luftschichten, ihn herabzuleiten, ist dabei von großem Einfluß. Darum sind in einigen Gegenden der heißen Erdstriche die Gewitter so gefährlich, wie nach Azaras Bericht in der Stadt Buenos Ayres im südlichen Amerika (Republik Bolivia) ein einziges Gewitter im Jahr 1793 in Zeit von kaum einer Stunde 37 Mal einschlug und 19 Menschen tödtete.

Bei dem Einschlagen der Blitze in dem Boden wird nicht nur während großer vulkanischer Eruptionen, sondern auch ausser diesen nicht selten, eben so wie im Kleinen an unsren elektrischen Apparaten ein Gegenschlag wahrgenommen, der aus der Erde hinauf nach der Luft geht, oder von einem Punkte des Bodens sich weithin verbreitet. Solche aus der Erde hervorbrechende Blitze schleudern zuweilen die Steine und Erdlagen empor und haben in einzelnen Fällen nicht minder zerstörend und tödtend gewirkt als die von oben kommenden. Die letzteren aber, wenn sie in sandigen Boden einschlagen, bringen hin und wieder eine Schmelzung des Quarzsandes zu wege, aus welcher die sogenannten Blitzröhren entstehen.

Nicht immer zündet der Blitz die brennbaren Stoffe an, durch welche er hindurch schlägt. Er scheint sich in solchen Fällen auf ähnliche Weise zu verhalten wie der elektrische Funke starker künstlicher Batterien, welcher manche Metalldrähte zum Glühen und Schmelzen bringt, durch Schießpulver aber hindurchfährt ohne dasselbe zu entzünden, (vielleicht weil die Leitungsfähigkeit der Kohle ihn hiezu nicht Zeit läßt) bis man ihn durch eine weniger gut leitende, nasse Schnur nach dem Pulver hinabfahren lässet, das dann alsbald in Brand geräth. Auf einem Schiffe, Newyork genannt, schlug einst der Blitz bei einem Gewitter zweimal ein, er verbreitete sich über das ganze Schiff ohne zu zunden und ohne einen Menschen zu tödten, ja es ereignete sich hiebei, daß ein Passagier, der seit längerer Zeit an Lähmung litt, sey es nun in Folge des Schreckens oder des elektrischen Einflusses, auf einmal des Gebrauches seiner Glieder wieder mächtig wurde. Uebrigens waren alle Messer und Gabeln im Schiffe durch

die Wirkung des Blitzes magnetisch geworden; an den Magnetnadeln, die sammtlich in einem Zimmer beisammen stunden, bemerkte man, daß bei einigen die magnetische Wirksamkeit verstarkt, bei andren geschwacht worden war. Auch bei andren Gelegenheiten sahe man den elektrischen Einfluß blos auf die Metalle sich beschranken, welche sich in der Nahe der Stelle fanden die vom Blitz getroffen war. So in einem Hause darin es eingeschlagen hatte ohne zu zunden und ohne einen der Bewohner zu verletzen, obgleich man die metallenen Glokkenzuge und selbst die Drahte in den verrohrten Decken geschmolzen fand. Ein andres Mal hatte der Blitz das Gold an einem vergoldeten Urzeiger geschmolzen und dasselbe auf das Blei des darunter gelegenen Daches gefuhrt, welches dadurch vergoldet worden war.

Zwar ist es die leitende Fahigkeit der feuchten Luft, welche das Einschlagen des Blitzes in den Boden vermitteln muß, denn schon durch eine trokne Luftschicht von einer oder etlichen Klafterndike wurde er schwerlich hindurch brechen konnen, doch tragt auch zugleich der Regen zur allgemeinen, viel ausgedehnten und dadurch minder gewaltsamen Entladung der elektrischen Wetterwolken das Seinige bei, denn jeder Tropfen des starken Platzregens bringt einen verhaltnißmaßig ansehnlichen Theil der Luftelektrizitat mit sich herab zum Boden, an dessen polarisch entgegengesetzter Spannung sich dieselbe ausgleicht. Daher lost sich die Heftigkeit der Gewitter, wenn der Regen der dieselben begleitet hat, eine Zeit lang angehalten, allmalig auf.

Namentlich in unsren mittleren Graden der Breite geschieht es nicht selten, daß die Wetterwolken unterhalb der Gipfel der Berge sich bilden. Oben ist heiterer Himmel, unter sich hort man den Donner, sieht man das Blitzen der Wolken. Nicht immer jedoch ist der Beobachter, der von der Hohe herab die gewaltige Naturerscheinung beobachtet, gegen ihre Wirkung geschutzt; denn der Blitz schlagt durch den aufsteigenden Nebeldunst aus den Wolken zuweilen auch heraufwarts nach den hoheren Stellen des Berges, wie denn auf diese Weise vor mehreren Jahren ein Englander getodtet wurde, der am Felsenabhang des Rigikulms sitzend, der Entladung eines Gewitters uber dem Zugersee zusah.

Am niedrigsten unter den Wetterwolken stehen in der Regel jene, aus denen der Hagel kommt, der nicht selten

ein Begleiter heftiger Gewitter iſt. Die Hagelwolken, die ſich durch das unregelmäßig zackige, wie zerriſſene Ausſehen ihrer Ränder und weißlichere Färbung unterſcheiden, ſcheinen, wenn ſie ſo niedrig ſtehen (denn es giebt auch ſehr hoch ſchwebende Hagelwolken) die untre Schicht oder Lage einer Maſſe von Wetterwolken zu bilden, an denen ſich nach rieſenhaftem Maßſtabe eine Reihe ſolcher polariſch gegeneinander geſpannten Elektrizitätträger erzeugt hat, dergleichen, wie wir ſpäter ſehen werden, die Plattenpaare einer Voltaiſchen Saule vorſtellen. Es iſt ſchon öfters vorgekommen, daß Wandrer in Gebirgsgegenden in die Mitte einer Hagelwolke geriethen, deren Eiskörner, in ihrer Bildung begriffen, noch in der Luft ſchwebten. Ein aufmerkſamer Beobachter (Lecoc) bemerkte bei einer ſolchen Gelegenheit, daß die Hagelkorner in einer rollenden (um ſich ſelber drehenden) Bewegung begriffen waren. Die Kalte, welche dergleichen Eismaſſen in einer ziemlich hohen Temperatur der umgebenden Luft entſtehen laſſet, ſoll nach der Anſicht einiger Naturforſcher aus der Verdunſtung des Waſſers allein ſich kaum herleiten laſſen, ſo daß man die Mitwirkung noch andrer Kraſte der polariſchen Spannung dabei vorausſetzen muß. Die Hagelkorner erſcheinen meiſt wie aus ſchaalenartigen Lagen, eine uber der andren zuſammengeſetzt; in ihrer Mitte iſt ein ſchneeahnlicher Kern oder auch wohl ein fremdartiger, feſter Korper eingeſchloſſen, den der Wind von den Abhangen der Gebirge oder vom Boden herzu fuhrte. Ihre Groſſe ſteigt von mehreren Linien bis zu mehreren Zollen, denn bei dem Hagelwetter das 1827 die Umgegend von Maſtricht traf, hob man Stucke von 6 Zoll Durchmeſſer auf; bei Clermont 1835 ellipſoidiſche Korner von der Größe eines Hühnereies, und wenn eine groſſe Menge dieſer Körner beim Herabfallen ſich vereinen dann bilden dieſelben zuweilen eine gewaltige Eismaſſe. Gleichwie die graulich weißen Hagelwolken unter und zwiſchen den ſchwarzlich dunklen Gewitterwolken nur dünne Schichten und Streifen bilden, ſo trifft auch ihr verheerender Schlag unten am Boden öfters nur einen Strich Landes, der nicht über tauſend ja nur einige hundert Fuß Breite, dabei aber eine Lange von einer oder etlichen Meilen hat. Indeß gibt es Schloſſenwetter welche dieſe Gränze der Ausdehnung um ein ſehr Bedeutendes überſchreiten. So bildete jene furchtbare Ha-

gelschauer, der im Jahre 1788 über Frankreich ausbrach zwei von einander getrennte Streifen, deren Länge über hundert Meilen, die Breite des einen gegen 2 bis 3, die des andren über eine Meile betrug. Das Land das sich zwischen und jenseits der Gränzen dieser beiden Streifen befand, war verschont geblieben. Nur selten fällt Hagel bei Nacht, noch seltner im Winter. Auch die Länder zwischen den Wendekreisen haben in den heißen niedrigen Ebenen fast niemals, die kalten, in der Nähe der Pole gelegenen nur sehr wenig vom Hagel zu leiden.

So wie der Regen bringt auch der Hagel die elektrische Spannung der Wolken mit sich nach dem Boden herab und dient hiedurch zur allmäligen Ausgleichung derselben. Jene Spannung löst sich jedoch auch nicht selten auf eine für uns noch weniger bemerkbare Weise durch ein sanftes Ueberströmen der entgegengesetzten Spannungen aus der einen Wolke in die andre oder aus der Luft in einzelne hervorragende, einer Leitung fähige Punkte der Erdoberfläche auf. Aus einem solchen ruhigeren, minder gewaltsamen Ueberströmen der Elektrizität von einer Schicht der Wolken oder atmosphärischen Dunste in die andre mag zuweilen das sogenannte Wetterleuchten entspringen, wiewohl dieses in den meisten Fällen nichts anders ist als der Wiederschein der Blitze eines fernen, unter unserm Horizont stehenden Gewitters in den unteren dichteren Lagen der Atmosphäre. Die Möglichkeit jedoch eine allmälige, oder, selbst beim Einschlagen des Blitzes gefahrlose, Entladung der Luftelektrizität zu bewirken, war der menschlichen Kunst, seit ihrer näheren Bekanntschaft mit den elektrischen Erscheinungen auf eine sehr wirksame Weise dargeboten.

38. Die Blitzableiter.

Wenn man bei unsren elektrischen Vorrichtungen an einer stark geladnen Leidner Flasche oder Batterie die Belegungen der beiden Seiten mit gläsernen Stangen berührt, dann hat man von keiner Entladung zu leiden; man kann den geladenen Conductor einer Elektrisirmaschine, wenn man die Hand mit dichten, seidnen Handschuhen bekleidet, anrühren, ohne daß ein Funke entsteht oder eine Erschütterung im Arme empfunden wird, während beides in ziemlicher

Stärke sich zeigt, wenn man den Conductor mit einem Metalldraht berührt, der etwa in einen metallenen Knopf sich endigt. Seitdem diese Eigenschaft mehrerer Körper den Einfluß der Elektrizität abzuwehren und zu hemmen bekannt war, fehlte es nicht an Solchen, die sich der isolirenden Stoffe als eines Schutzmittels gegen den Wetterstrahl bedienen wollten. Ein reicher Adeliger im vorigen Jahrhundert der sich ganz außerordentlich vor Gewittern fürchtete, ließ alle Zimmer seines Sommerhauses an den Wänden, an der Decke und am Boden dicht mit seidenen Stoffen belegen, alles silberne und metallische Geräthe hatte er aus diesem Gebäude entfernen lassen, er speiste aus gläsernen Schüsseln und Tellern; Messer, Gabeln und Löffel waren aus Elfenbein bereitet, das wenigstens nicht zu den vorzüglicheren Elektrizitätsleitern gerechnet wurde, er selber, ganz in Seide gekleidet, saß auf möglichst vollkommen isolirten Stühlen, schlief zwischen seidenen Decken und Polstern in einer aus dem gleichen Stoff gewebten Hängematte, die durch starke seidene Schnüre an dem Gebälke der Decke befestigt war. Dennoch, so erzählt man, nahm der furchtsame Mann zwar nicht durch den gewöhnlichen Blitz, wohl aber durch ein dem Blitze ähnliches Ereigniß ein gewaltsames Ende, indem er einmal im Spätherbst, wo er kein Gewitter zu fürchten hatte, auf einer Jagdpartie durch sein eignes Schießgewehr, das er aus dem Gestrauch darein es von ihm gestellt war, am oberen Ende des Laufes herauszog, tödtlich verletzt wurde.

Allerdings ist jede Vorsichtsmaasregel, die man für sich und sein Haus gegen den Wetterschlag treffen kann zu billigen, sobald sie nur mit Maaß und Verstand angewendet wird. Es bedarf dabei weder der Seide noch des Pechs oder Glases, welche doch nur in einem sehr eng beschränkten Kreise einigen Schutz gewähren könnten, sondern einer kühnen Handhabung der furchtbaren Naturgewalt selber, durch Mittel welche dieser einen großen Theil ihrer Kraft benehmen und ihrer Strömung einen Weg anweisen, auf welchem sie ohne dem Leben, dem Hab und Gut der Menschen Gefahr zu bringen, ihren Lauf aus der Luft nach der Erde oder dem Gewässer verfolgen kann.

Ein französischer Gelehrter, der Abt Nollet hatte schon vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts darauf auf-

aufmerksam gemacht, daß eine stark geladne Leidner Flasche oder elektrische Batterie ihre Ladung ganz allmälig und unbemerkbar ausströme, wenn man nahe an dem haken- oder knopfförmigen Drahtende ihrer innren Belegung eine eiserne Spitze anbrachte, die das Verbreiten der Elektrizität in der Umgebung vermittelte. Eine 18 Fuß lange blecherne Rohre, die in horizontaler Stellung in seidnen Schnüren so aufgehängt war, daß die eine Hälfte derselben über das Fenster hinaus ins Freie ragte, die andre ins Zimmer hineinging, wurde, wenn Gewitter am Himmel waren, stark elektrisch. An einigen eisernen Kreuzen und metallenen Knopfen der Thurmspitzen wollte man bemerkt haben, daß die feurigen Strahlen, die sich vor und während Gewittern an ihnen zeigten, übereinstimmend mit dem, was schon die Volker des Alterthumes hierüber gelehrt hatten, ein günstiges Zeichen für die Bewohner der Nachbarschaft waren, denn wo und wenn diese Erscheinung sich zeige, da sei keine Gefahr vom Blitz zu befürchten. Diese Elemente der Erkenntniß waren vorhanden und es bedurfte nur ihrer Anwendung zum Dienst und Nutzen des menschlichen Haushaltes.

In Amerika lebte damals, als Nollet in Frankreich seine Beobachtungen über die Elektrizität machte ein Mann, dessen Andenken nicht nur bei unsren Zeitgenossen noch in hoher Achtung steht, sondern auch in fernkünftigen Zeiten eine ehrende Anerkennung finden wird: Benjamin Franklin. Der große Lauf des Lebens dieses trefflichen Mannes hat im Jahre 1706 einen gar kleinen Anfang genommen, auf einer Inselvorstadt der amerikanischen Stadt Boston, wo sein Vater ein armer Seifensieder war. Bis in sein zwölftes Jahr mußte Benjamin seinem Vater bei der Profession helfen, dann zog ihn der kräftige, innre Antrieb zum Erkennen und Wissen vom Talg und von den Laugensalzen hinweg, in einen Beruf, der seinen innersten Neigungen besser entsprach. Sein älterer Bruder, ein Buchdrucker, war so eben aus England zurückgekehrt, bei diesem trat er als Lehrling und Gehulfe in das Geschäft ein. Aber das Bücherlesen zog ihn noch mehr an als das Buchdrucken; jede freie Stunde des Tages und öfters auch einen Theil der Nacht benutzte er mit einem Eifer der dem des Duval gleichkam, zum Lesen nützlicher, gut geschriebener Bücher. Benjamin war erst 14 Jahre alt, da sei Bruder, der Buchdrucker, auf den Einfall kam,

eine Art von Zeitung oder Unterhaltungsblatt heraus zu geben. Aber gerade an der Hauptsache, an solchen Aufsätzen die sich recht zur Unterhaltung eigneten und dabei zugleich belehrend waren, fehlte es im Anfang ganz. Da entschloß sich Benjamin dem Mangel abzuhelfen und seine jugendlichen Arbeiten fanden so allgemeinen Beifall, daß der Gouverneur der Provinz, Val. Keith, ihn aufforderte ein selbstständiges Buchdruckergeschäft zu begründen und ihm eine Summe gab, mit welcher er nach England reisen und dort alles das einkaufen konnte, was zu einer Buchdruckerwerkstatt gehört. Dieses geschahe im J. 1724, aber erst 1726 gelangte Franklin, damals 20 Jahre alt, dazu, den Plan auszuführen. Der geistig reich begabte junge Mann begnügte sich jedoch nicht damit fremde Bücher zu drucken, sondern er selber schrieb für seine Druckerei Werke, wie damals noch keine aus Amerika hervorgegangen waren. In diesen Schriften, so wie in seiner pennsylvanischen Zeitung und in dem Almanach, den er jährlich herausgab, lebte und webte ein Geist der Einsicht und der Liebe zum Vaterland wie zu seinem Volke, der überall Eingang zu dem Verstand und zu dem Herzen der Menschen fand. In solchen Büchern wie seine »Sprüchwörter des guten Heinrich« ist ein Ton getroffen, welcher Allen, den Vornehmen wie den Geringen, den Bürgern wie den Bauern wohl that; allenthalben wußte er den Antrieb zum geistigen Erkennen und zur Veredlung des Herzens zu wecken und Mittel zu erfinden oder nachzuweisen, welche den Mängeln und Beschwerden des menschlichen Lebens abhelfen, und das äußre wie innre Wohlbefinden des Volkes fördern konnten; selbst die Einrichtung der Sparofen beschäftigte ihn. Eine ganz besondre Freude gewährte ihm das Forschen in den Tiefen der Naturwissenschaft. Zum Verständniß vieler bis dahin räthselhaft gebliebener Naturerscheinungen schien ihm die gründlichere Erkenntniß der Elektrizität den Schlüssel zu enthalten. Seine Forschungen verbreiteten über das Wesen und die Wirkungen dieser Naturkraft ein neues Licht; namentlich hatte er zuerst über den Grund der elektrischen Polaritäten eine klare Ansicht aufgestellt; denn von ihm schreibt sich die Anerkennung eines positiven und eines negativen Verhältnißes der elektrischen Spannung her. Er auch, der seltne Mann, welcher von der Vorsehung dazu bestimmt war, seinem Vaterland und dessen Bewohnern in der Zeit großer

Ungewitter, welche über die damals noch englischen Colonieen der jetzigen amerikanischen Freistaaten kam, ein vermittelnder Ableiter zu werden, der durch seine Weisheit und Milde die drohenden Gefahren hinweglenkte und verminderte, ist der wahre Erfinder jener Blitzableiter geworden, die man jetzt über den Häusern und an den Thurmen fast aller Städte, so wie vieler Dörfer unsres Vaterlandes siehet. Schon im Jahr 1751 theilte er seine Vorschläge zur zweckmäßigsten Einrichtung dieser menschlichen Schutz- und Trutzmittel gegen die verheerende Macht des Blitzes in einem Briefe mit, der nebst andren Briefen ähnlichen Inhaltes an den Engländer Collinson gerichtet ist. Die ersten Versuche, durch welche die Kraft des Gewitterblitzes aus den Wolken herabgezogen wurde in die Gewalt des Menschen, wobei sich dann deutlich ergab, daß sie eines Wesens sei mit der Elektrizität die man dem Glas oder Pech durch Reiben entlockt, wurden theils mit aufrecht stehenden, oben in eine Spitze auslaufenden, nach unten isolirten eisernen Stangen, theils mit Papierdrachen, diesem Spielzeug unsrer Kinder gemacht, die nach vorn in einer Metallspitze endigten und mit einer, die Elektrizität leitenden, großentheils hanfenen Schnur in Verbindung stunden, an deren unterem Ende ein Schlüssel oder ähnliches Metallstück hieng. Dieses untre Ende wurde, um jede Gefahr zu vermeiden, an einem seidenen Seil gehalten und zu dem Beobachter hingezogen. Wenn der Papierdrache bei gewitterhafter Stimmung der Atmosphäre emporgestiegen war, dann zeigte das Metall, am untren Ende der Schnur, eine oftens sehr auffallend starke elektrische Ladung. Eine Stange oben mit einer Spitze, zeigte dieselbe Fähigkeit zum Herableiten der Luftelektrizität, und bei solcher Gelegenheit beobachtete Franklin, daß diese nicht immer von gleicher polarischer Art, sondern zuweilen positiv (wie in der Regel die des Glases) andre Male negativ (wie die des Peches oder Bernsteines) sei. Beim Ausbruch der Gewitter bemerkte man, daß, so oft die atmosphärische Spannung unter Blitz und Donner (mithin in gewisser Nähe) sich entladen hatte, die elektrische Spannung an der Stange sich verminderte oder verlor, bald nachher aber wieder sich einfand und steigerte.

Diese ersten Versuche mit der Luftelektrizität bei Gewittern sind nicht immer ohne Gefahr und Schaden der Beobachter abgelaufen. Professor Richmann in Petersburg

wollte am 6ten August 1753 ebenfalls die Stärke der Elektrizitätsleitung einer eisernen Stange prüfen und ward dabei durch den Schlag, der starken elektrischen Spannung, die sich der Stange aus der Gewitterluft mitgetheilt hatte, wie vom Blitz getodtet. Auch Andre bemerkten, daß solche isolirte Stangen bei gewißen Stimmungen der Atmosphäre eine elektrische Ladung annehmen, welche jene unsrer kräftigsten elektrischen Apparate übersteigt.

Franklin, in seinem großen, viel umfaßenden Berufe, als Pfleger und Schützer der Unabhangigkeit und Selbstständigkeit der amerikanischen Freistaaten, deren Bewohnern er schon durch seine Schriften den rechten und würdigen Gebrauch der Freiheit gelehrt hatte, versäumte es nicht, seiner Erfindung der Blitzableiter die möglichst beste Vollendung und Anwendbarkeit zu geben. Als er im Jahr 1790 starb, da hatte man sich nicht nur in allen Städten des nördlichen Amerikas, sondern auch auf Schiffen im Meere und in Europas Festland davon überzeugt, daß dieser große Amerikaner nicht fruchtlos und vergebens sich bemuht habe, die Spannung, welche wahrend der Gewitter zwischen der Erde und ihrem leiblichen Himmel besteht, friedlich auszugleichen und beizulegen, eben so wie er als Staatsmann die gefahrdrohende Spannung zwischen den jugendlich aufkeimenden Freistaaten und dem mächtigen Mutterstaat England mit glücklichem Erfolge beigelegt hatte.

Die Einrichtung unsrer Blitzableiter ist kurzlich folgende: Eine eiserne Stange, deren Starke etwa ein und ein Viertel Zoll beträgt und deren spitziges Ende, um sein Rosten zu verhüten, vergoldet, oder aus Platina gebildet ist, wird bis zu einer Höhe von 3 bis 4 Fuß über dem Dach des Gebäudes, das man dadurch vor Gewitterschaden schützen will, errichtet, und mit einer andren Stange von Metall, oder mit starken Drähten verbunden, welche zuerst horizontal uber den Giebel des Daches, dann von diesem nach der feuchten Erde oder in das Wasser herablaufen. Wenn die Stange vier Fuß hoch ist, erstreckt sich der Kreis ihrer Wirksamkeit rings umher auf eine Weite von 8 Fuß, deßhalb müßen die Dächer großer Gebäude, über deren Schützung etwa mit besondrer Aengstlichkeit gewacht wird, in verhältnißmäßigen Abständen mit mehreren solchen Stangen versehen seyn, welche unter sich in gut leitender Verbindung stehen, und in

dieſe Leitung mußen auch, durch Nebendrähte oder Stangen, alle etwa in dem Gebaude enthaltnen großren Metallmaſſen aufgenommen ſeyn. In den meiſten Fallen werden die Gewitterableiter von ſolcher Einrichtung das Einſchlagen des Blißes verhüten, und ſelbſt da wo ihrer viele in einem nicht ſehr großen Raume vereint ſtehen, die Heftigkeit der Gewitter mindern. In Beziehung hierauf will man bemerkt haben, daß, ſeit der Errichtung der Blißableiter der Ausbruch heftiger Gewitter uber manchen Städten ſeltner geworden ſey als er dies in früheren Zeiten war. Indeß kann es doch auch einzelne Fälle geben, in denen all unſre menſchliche Kunſt und Vorſicht zur Abwehr des Blißes nicht ausreichend befunden wird. Der Bliß kann ſo ſtark ſeyn, daß der Draht oder die Stange ihn nicht ganz zu erfaßen und zu leiten vermag; er kann dann nach einen andren in der Nähe des Leitungsapparates befindlichen metalliſchen oder organiſchen Korper abſpringen und, wie dies die Erfahrung gelehrt hat, einen Menſchen der wahrend eines Gewitters, mit einem metallenen Geräth beſchaftigt am Fenſter eines Zimmers, in der Nähe des ableitenden Drahtes ſtund, auf einige Zeit lahmen. Auch das Schmelzen des Drahtes kann die Ableitung unterbrechen und Gefahr bringen, ſo wie zuweilen ein heftiger Regenguß mit ſeinen Stromen den Schlag des Wetters unmittelbar auf die Gebaude, nicht auf die Blißableiter ziehen kann, wobei freilich die Gefahr des Zundens ſehr gering iſt, weil die Maſſe des Daches durch weite Verbreitung ſeiner Spannung die Heftigkeit des Blißes mindert und mit dem hinabrinnenden Waſſer ihn zum Boden hinableitet.

An der Geſtalt und Wirkſamkeit der elektriſchen Spißen wie der Blißableiter konnen wir abermals bemerken, welche naturliche Macht, der Maſſe des Großen gegenüber, in dem Kleinen liege. Die feinzertheilte Metallmaſſe im Platinaſchwamm, ubt, nach S. 310, gegen die Federkraft der Luft eine Gewalt aus, die den ſonſt ſo unumſchrankt herrſchenden Einfluß des Luftdruckes vielfach uberlegen iſt, indem ſie dem Gas, das ſie in ihre Zwiſchenraume einſaugt, eine Verdichtung mittheilt, welche kaum der Druck von mehreren hundert Atmoſpharen bewirken konnte. In ahnlicher Weiſe ziehen die fein und klein zerſtaubten Theile der oberſten Erdlagen unſrer Aecker und Garten die Feuchtigkeit und vor andren atmoſphariſchen Gasarten die Kohlenſäure und das Sauerſtoffgas

in ihre Zwiſchenräume ein und bringen hierdurch den Pflanzenkeimen, die in ihnen liegen, die Elemente der Belebung und Ernährung.

Ein auffallendes Beiſpiel kann uns hierbei lehren, wie ſo viel anders die anziehende, im Verborgnen ſich äußernde Kraft der kleinſten Theile im Vergleich mit der Kraft der großen Maſſen oder des mechaniſchen Druckes wirke. Die menſchliche Kunſt, mit den Werkzeugen zum Hervorbringen einer räumlichen Zuſammenpreſſung, hatte es verſucht, auf mehrere gasförmige Körper einen Druck anzuwenden, welcher den Druck der atmoſphäriſchen Luftſäule auf die Oberfläche der Erdebenen und des Meeres um viele Male übertraf. Schon bei einer ſechs mal größeren Verdichtung als die iſt, welche es in der atmoſphäriſchen Luft empfängt, wird das Ammoniakgas faſt ganz zu einem tropfbar flüßigen Körper, der ſich jedoch, ſobald der Druck nachläßt, alsbald wieder zur Luftform ausdehnt. Am leichteſten wird eine ſolche übergewöhnliche Verdichtung erhalten, wenn man eine mit metalliſchen oder erdigen Grundſtoffen zum feſten Körper verbundene, luftförmige Säure durch eine ſtärkere Säure in einem luftdicht verſchloßenen Gefaß austreibt und hierbei dem Innren des Gefäßes einen ſo engen Raum giebt, daß die entbundene Säure nur einen kleinen Theil ihres gewöhnlichen Umfanges einnehmen kann. Man miſcht in einem gut verſchloßnen eiſernen Gefaß Schwefelſäure und gemeinen, kohlenſauren Kalkſtein zuſammen; die Schwefelſäure vereint ſich, eben ſo wie ſie an freier Luft thun wurde, mit der Kalkerde, die Kohlenſäure entweicht, unter heftigem Aufbrauſen, als Gas. Wenn die zuſammengemiſchte Maſſe groß genug war, kann man auf dieſem Wege mehrere Pfunde der Kohlenſäure entbinden, in einem Raume, welchen unter dem gewöhnlichen Luftdruck ſchon einige Loth jenes ſauren Gaſes vollkommen ausfullen würden. Wenn dann eine Parthie der entſtehenden Kohlenſäure nach der andren in den engen Raum eindringt und die Maſſen derſelben ſich ſo zuſammendrängen, daß ihre Geſammtausdehnung nur etwa noch den 36ten Theil des natürlichen Umfanges einnehmen kann, dann gehet mit dem kohlenſauren Gas eine merkwürdige Veränderung vor. Daſſelbe nimmt jetzt die Form einer tropfbaren Flüßigkeit an, dehnt ſich jedoch, ſobald ihm hierzu der nöthige Raum gegeben wird, mit ſo ungeheurer Kraft und Schnelligkeit wieder

zu ſeinem natürlichen Umfang aus, daß wir nur wenige Beiſpiele von ſolcher gewaltthätigen Entbindung eines Stoffes aus den Banden kennen, in welche die menſchliche Kunſt ihn geſchloſſen hielt. Kurs Erſte wird bei dem außerordentlich ſchnellen Uebergang der flüßigen in die Luftform der Umgebung Wärme entzogen; es entſtehet eine ſo große Kälte, daß ein Theil der künſtlichen Flüßigkeit zu einer weißen, ſchneeartigen Maſſe erſtarrt. Der Grad dieſer Kälte, wenn man mit ſolch feſter Kohlenſaure Aether zuſammenmiſcht, iſt für unſre thermometriſchen Werkzeuge unmeßbar groß, denn in Berührung mit dieſem Aethergemenge kann man eine Queckſilbermaſſe von vielen Pfund Gewicht in wenig Augenblicken ſo feſt gefrieren machen, daß ſich dieſelbe hämmern laßet. Dagegen nimmt die einmal feſt gewordne Kohlenſaure unter andren Umſtanden die Gasform nur allmälig an, man kann ſie in die Hand nehmen, ohne eine andre Unbequemlichkeit davon zu ſpuren als das Gefühl einer außerordentlich ſtarken Kälte. Nur die tropfbar flüßige, der Gasform noch näher ſtehende, verdichtete Kohlenſaure iſt es, welche bei ihrem plötzlichen Herausſtrömen aus einer Glasröhre, dieſe in zahlloſe Splitter zerſchlägt und welche vor einiger Zeit im Laboratorium der polytechniſchen Schule zu Paris einen Unglücksfall erzeugte, welcher vielfach in öffentlichen Blättern beſprochen worden iſt. Ein Gehülfe des Lehrers der Chemie hatte auf die oben erwähnte Weiſe in einem gußeiſernen Cylinder von 2½ Fuß Länge und 1 Fuß Durchmeſſer, der ſchon oft zu dieſen Verſuchen benutzt worden war die flüßige Kohlenſaure bereitet, da zerſprengte die gewaltſam verdichtete Gasart den Cylinder und ſchleuderte die Bruchſtücke mit ſo furchtbarer Gewalt umher, daß ſie dem Gehülfen beide Beine abſchlugen und ſo ihn plötzlich tödteten. Wäre die Exploſion eine Viertelſtunde ſpäter in dem von Zuhörern erfüllten Lehrſaale erfolgt, dann würde dieſelbe vielen Menſchenleben ein gewaltſames Ende geſetzt haben.

Jene kleinen, zarten Härchen und Borſten, welche die Oberfläche mancher, namentlich in Gebirgsgegenden wachſenden Pflanzen bedecken, ziehen, eben ſo wie die aufgelockerte, fein zertheilte Ackererde die atmoſphäriſchen Luftarten und Dämpfe an und führen dieſelben, im Innren der Zwiſchenräume des Pflanzenkörpers wie der Erdſtäubchen einer Verdichtung entgegen, deren Grad unſre Kunſt kaum zu erreichen

vermag. Hierbei zeigt sich jedoch keine Spur eines gewaltthätigen, zerstörend wirkenden Anstrebens der mächtig verdichteten Stoffe nach der Zurückkehr in ihren ursprünglichen Zustand, sondern wo eine solche Umwandlung geschiehet, da geht sie eben so unbemerkbar still und sanft von statten, als die Verdichtung dieses that.

Auch die metallenen Spitzen benehmen ihrer atmosphärischen Umgebung wie jedem mit Elektrizität geladenen Körper in dessen Nähe sie kommen, in einer oft kaum merklichen oder doch gefahrlosen Weise die gegenseitige Spannung; sie heben hierdurch den gewaltsamen Charakter der Entladung auf und theilen dem Boden in größester Fülle den elektrischen Einfluß mit. Der stillere, verborgnere Gang der Wirksamkeit, welcher die anscheinend kleinsten Mittel in Bewegung setzt, zeigt sich auch hier als der erfolgreichste, durch welchen das Meiste erlangt wird und der am Sichersten und Leichtesten zum Ziele führt.

39. Eine Art von Blitzableiter benutzt zur Befruchtung der Felder.

Die Naturkunde unsrer Tage hat durch ihre Erfindungen Dinge möglich gemacht, deren Erreichbarkeit und Ausführbarkeit auch den einsichtsvollesten Männern der älteren Zeiten nicht im Traume eingefallen wäre. Wir haben in den vorhergehenden Capiteln dieses Büchleins schon viele Beispiele dieser Art angeführt, hier aber geben wir ein neues, das manchem Landwirth, wenn es sich in seiner Wirksamkeit bewähren sollte, zum großen Vergnügen und Nutzen, der Naturkunde aber zur Ehre gereichen konnte.

Der Blitz, wenn er in seiner Majestät und Gewalt aus seinen Höhen herabfährt nach unsren Tiefen, hat etwas Erschutterndes und Zerstörendes, das kein lebendes Wesen zu ertragen vermag; wenn er dagegen, wie im sanften, stillen Sauseln, als ein fortwährendes, ruhiges Ueberströmen der Elektrizität zur irdischen Körperwelt sich naht, dann ist er aus einem Zerstörer zu einem väterlichen Ernährer und Erhalter des Lebens geworden. Das elektrische Gewitter mit den Schrecknissen seiner Blitze und seines Donners, stellt uns einen Zustand der Natur vor Augen, bei welchem das Untere, der Boden, dem Höheren oder dem Lufthimmel

fremdartig geworden mit ihm in jene ſtärkere elektriſche Spannung getreten iſt, die ſich nur durch den gewaltſamen Vorgang der Entladung wieder ausgleichen kann. Dagegen ſtehen dieſe beiden Gegenſätze, Erde und Luft, Unteres und Oberes bei dem Vorgang der ſtillen Ueberſtrömung, des gegenſeitigen Gebens und Nehmens in einem fortwährenden, friedlichen Verkehr und Verkehr; es kommt dabei zu keiner ſtärkeren Spannung, zu keiner gewaltſamen Entladung.

Ein ſolcher ſtiller, friedlicher Wechſelverkehr findet im Grunde genommen beſtändig zwiſchen der grünenden, lebendig friſchen Pflanzenwelt und der von elektriſchen Kräften durchwirkten Atmoſphäre ſtatt; jeder Baum, jedes Kraut iſt nach ſeinem Maaße durch alle ſeine Blätter und andre Theile ein Leiter der Elektrizität. Daß dieſe Naturkraft fördernden Einfluß auf das Wachsthum der Pflanzen, auf das ſchnellere und kräftigere Keimen ihrer Samen habe, das weiß man ſchon ſeit hundert Jahren: die beiden Myrtenbäume, welche Maimbrai zu Edinburg im October des Jahres 1745 mehrere Wochen lang elektriſirte, trieben Knospen und friſche Aeſte, während ſich andre Bäume ihrer Art in derſelben Zeit ſchon der Ruhe und Abſpannung des herannahenden Winters hingaben und der gelehrte Abt Barthelon ſprach es mit großer Beſtimmtheit aus, daß die Elektrizität auf die Ernährung und das Wachsthum der Pflanzen den bekräftigendſten Einfluß habe. Ohnehin, dies haben wir ſchon oben, im 5. Cap. nimmt der wundervolle Organismus eines großen Theiles der Gewächſe ſeine Nahrung in einer uns unſichtbaren Weiſe aus der Atmoſphäre. Deshalb lag der Einfall nahe, den abermals ein wackrer Schottländer, hundert Jahre nach dem Vorgang ſeines Landsmannes Maimbrai, Herr Forſter zu Findraſſie gehabt und ausgeführt hat: die Elektrizität auch einmal im Großen zur Förderung des Wachsthums und Fruchttragens unſrer nutzbaren Gewächſe anzuwenden. Und zwar nicht jene ſtuck- und ruckweiſe kleinliche, welche wir künſtlich durch unſre Reibungsmaſchinen, immerhin als einen gewaltthätigen Blitz im Kleinen erzeugen, auch nicht die Strömungen einer galvaniſchen oder elektromagnetiſchen Vorrichtung, ſondern den Strom der aus jenem unverſiegbaren, unerſchöpflichen Quell hervordringt, welcher in dem Wechſelverhältniß der Luft und der Oberfläche unſres Planeten liegt. Der Verſuch den man

mit dem Strome der Luftelektrizität zu solchem Zwecke anstellte, war folgender:

Von einem Gerstenfeld, das in einer der nördlicheren Gegenden von Schottland seine Lage hat, und das in allen seinen Theilen auf gleiche Weise gepflügt, besäet und gedüngt war, wurde ein Stück das 80 Ellen lang, 55 Ellen breit war dem fortwährenden Einfluß und Strömungen der Luftelektrizität dadurch zugänglich gemacht, daß man an den vier Ecken des länglichen, genau von Nord nach Süden gerichteten Viereckes Pflöcke einschlug, an denen, von einem zum andern gehend, ein starker Eisendraht befestigt war, welcher drei Zoll tief unter der Oberfläche des Bodens seinen Verlauf nahm. In der Mitte der kürzeren Seiten des Viereckes (in Nord und Süden) wurden 15 Fuß hohe Stangen aufgerichtet, von deren Spitzen oben in der Höhe ein Verbindungsdraht über das abgegränzte Stück des Feldes der größeren Länge desselben nach hinlief und zugleich an seinen Enden die sich zum Fuße der beiden Stangen hinabsenkten mit den vorhin erwähnten, das Feldstück umspannenden Drahten in Verbindung gesetzt war. Der Einfluß der Luftelektrität kann bei einer solchen Einrichtung noch durch einen Vorgang der galvanisch elektrischen Strömung nach Willkühr verstärkt werden, indem man außen am Rande der beiden längeren Seiten (in Ost und West), an der einen Seite einen Sack mit Holzkohlen, an der andren mit Zinkplatten in die Erde gräbt und diese beiden zur starken polarischen Spannung geeigneten Substanzen durch einen Metalldraht in Verbindung setzt. Auch dieser dritte Draht wird in derselben Höhe, in welcher der zweite von den Luftelektrizitätleitenden Stangen verläuft, oben durch die Luft gezogen, indem man an jeder der beiden Seiten, da wo der eine und der andre Sack vergraben ist, eine Stange errichtet, an welcher der Draht bis zu ihrem Ende hinaufgezogen wird. Gerade in der Mitte über dem Feldstück durchkreuzen sich der von Nord nach Süd verlaufende, zur Leitung der Luftelektrizität und der von Ost nach West gehende zur Leitung der galvanischen Strömung bestimmte Draht. So wird durch den Draht, welcher unter dem Boden hin von einem der vier Eckpfähle zum andren und so um das ganze Feldstück an allen vier Seiten herumläuft, eine beständige elektrische Strömung in der Tiefe fortgeleitet, welche aus einer

andren, oben in der Höhe ſtatt findenden aus dem Wechſelverkehr der Luft und des Bodens, ſo wie aus der Spannung zweier polariſch entgegengeſetzten galvaniſchen Elemente ihren Urſprung nimmt, ſo daß auf dieſe Weiſe das Feldſtuck von oben und von unten wie von einem Fadengewebe der elektriſchen Einflüſſe umſponnen und durchwirkt iſt.

Der Einfluß dieſer Vorrichtung auf das Gedeihen der Saat war ein überaus augenfälliger. Der Morgen Feldes, den man zum Verſuch benutzt und in welchem man die Pflöcke mit ihren unterirdiſchen Verbindungsdrähten ſo wie mit ihren oberen Stangendrähten angebracht hatte, trug 13½ Viertel Gerſte, während der Ertrag der angränzenden, ganz auf gleiche Weiſe behandelten Feldſtücken nur der gewöhnliche von 5 bis 6 Viertel auf den Morgen war. Ueberdieß waren auch die auf dem elektriſirten Feldſtuck gewonnenen Körner ſo ſubſtanziös, daß der Scheffel derſelben 2 Pfund mehr wog als der Scheffel der andren, in gewöhnlicher Weiſe gezogenen Gerſte.

Auch im Kleinen wurde ein ähnlicher Verſuch mit gleich günſtigem Erfolge angeſtellt. Zwei Gartenbeete wurden mit Senfſaamen beſäet, für das eine derſelben der Einfluß der Elektrizität angewendet, das andre ſich ſelber überlaſſen. Im erſteren erreichten die Pflanzen in derſelben Zeit eine Höhe von 3½ Zoll, in welcher ſie im andren bis zu einem Zoll emporwuchſen. Wenn demnach der Einfluß der oben beſchriebenen Zuleitung der Luftelektrizität auf das Pflanzenwachsthum auch kein ſolcher übermäßig beſchleunigender iſt, wie der eines ſtarken, künſtlich erregten elektriſchen Stromes, mittelſt deſſen ein franzöſiſcher Phyſiker und Freund der Gartnerei die Wette gewann, daß er den Saamen von Kreſſe in derſelben Zeit zur Benutzung für die Tafel wollte hervorſproſſen und aufwachſen laſſen als ein Andrer nöthig hatte, um eine Kalbskeule gar zu braten, ſo konnte dafür jener Einfluß deſto naturkräftiger und nachhaltiger ſeyn.

Die Koſten zur Anlegung des elektriſchen Leitungsapparates wurden von dem Erfinder deſſelben für den Acker Landes zu 12 fl. berechnet. Doch verringert ſich dieſe Auslage verhältnißmäßig deſto mehr, je größer die Ausdehnung des von Drähten umſponnenen Raumes iſt, und unfehlbar wird eine ſolche Vorrichtung für 10 bis 15 Jahre brauchbar ſeyn, wenn man die Drähte jedes Jahr, wenn ſie ihre Dienſte

geleistet haben aus dem Boden heraus und von den Stangen hinwegnimmt, und dann zur Saatzeit wieder einsetzt.

Diese sonderbaren Versuche mit einer Befruchtungsweise der Felder, welche die Kunst des Menschen aus der Luft herabzieht, wären allerdings der Wiederholung werth und es läßt sich Vieles und Bedeutendes für die Möglichkeit, ja selbst für die Wahrscheinlichkeit ihres Gelingens anführen, obgleich auch auf der andren Seite manches Bedenken dagegen erhoben werden könnte. Um beides besser würdigen zu können wollen wir hier eine kleine Abschweifung machen, indem wir die Ernährung und Bildung des Pflanzenleibes etwas genauer betrachten.

40. Das Pflanzenleben und der Feldbau.

Wenn das Menschenauge mit Lust und Bewundrung die Herrlichkeiten betrachtet hat, die ein blühender Rosenstrauch oder ein Apfelbaum im Frühling so wie zur Zeit des Fruchtereifens zur Schau trägt, wenn es an der hohen Lilie oder an der prangenden Tulpe sich kaum satt sehen konnte, dann bleibt ihm noch immer ein großer Theil der täglich sich erneuernden Wunder des Pflanzenkörpers unbekannt, bis ihm der Blick durch die Vergrößrungsgläser die Pforten zu der Schatzkammer dieser verborgnen Wunder aufthut. Ein kleiner Streifen, den wir etwa aus einem Blatt- oder Blüthenstengel herausschnitten und von welchem wir ein abgerißnes Stückchen in das Gesichtsfeld eines Mikroscops legen, stellt uns in seinem innren Bau ein Kunstwerk der höheren Ordnung dar, bei dessen Betrachtung wir nicht minder gerne verweilen als bei jener der zierlich gebildeten Blätter und buntfarbigen Blüthen. Da sieht man recht, wie sich die Kräfte des Lebens vorzugsweise zu dem Kleinen und Zarten gesellen, wie sie ihr Spiel in einer zahllosen Vielheit von Gliedertheilen haben, welche allesammt zu einem organischen Ganzen verbunden sind, welches dem Wirken einer gemeinsamen Seele dient. Denn an einem solchen Pflanzentheilchen erkennt man eine Zusammenhäufung von Zellen, von rohrenartigen Saftbehältnissen und schraubenförmig gewundnen Gefäßen, von deren kunstreicher Anordnung und Zusammenfügung das unbewaffnete Auge Nichts erfährt.

In dem innren Gewebe der unvollkommneren Pflanzen-

arten, wie der Mooſe und der Schwämme, ſieht man nur ſolche Saftbehältniſſe, welche kleinen Zellen — wie Bienenzellen — gleichen und welche da neben und übereinander gereiht den Körper der Pflanze zuſammenſetzen. Auch in der Oberhaut der vollkommneren Gewächſe ſo wie in den Blättern und Stämmen derſelben bemerkt man unzählige dergleichen Zellen, welche aber häufig zur Röhrenform, zu ſchlauchartigen Saftbehältniſſen ausgedehnt ſind, deren, für ein bloßes Auge kaum unterſcheidbaren Wände, zuſammengenommen eine ſolche Feſtigkeit haben, daß man ſie aus der Unterlage der Rinde mancher Bäume zu Baſt benutzt oder aus dem Stengel des Flachſes, des Hanfes, der Neſſeln und des Papiermaulbeerbaumes zu Fäden ſpinnt und zu allerhand Webereien benutzt. Mitten unter all dieſen zellenförmigen und cylindriſchen Behältniſſen erſcheinen aber, im Innren der vollkommneren Gewächſe die ſchon oben erwähnten ſchraubenartig, wie eine auseinander gezogene Uhrfeder gebildeten (Spiral-) Gefäße, welche mehr für den Verkehr mit den luftförmigen Stoffen beſtimmt ſcheinen, deren die Pflanze zu ihrem Wachsthum und ihrer Ernährung bedarf, als für die Weiterführung der tropfbar flüſſigen und im Waſſer aufgelöſten erdigen wie ſalzigen Beſtandtheile.

Vornamlich durch die zellenförmigen und länglichen Saftbehältniſſe wird man an eine Art von Polariſation dieſer zarten Körpertheile erinnert, auf die ſich ja zuletzt in der ganzen irdiſchen Sichtbarkeit alle Wechſelwirkung und Lebensthätigkeit der Dinge gründet. Die einzelnen Schläuche oder Röhrchen münden eigentlich nicht das eine in das andre, bilden nicht, wie die Adern eines thieriſchen Körpers einen fortlaufenden Kanal, ſondern ſie ſind an ihren Enden durch ein feines Hautgewebe geſchloſſen, durch welches der Saft aus einem der kleinen Schläuche in den andren gleichſam hindurch ſchwitzen muß.

Bis ins Kleinſte hinein, wie im Großen beruhet die innre Lebensthätigkeit des Gewächſes, ſeine Ernährung und Ausbildung, auf dem polariſchen Gegenſatz eines Oberen und eines Untren, wodurch ein beſtändiges Hinauf- und Hinabſteigen der Säfte, eine Art von Kreislauf derſelben bewirkt wird. Der Baum empfängt ſeine Nahrung, empfängt namentlich das Waſſer, die Kohlenſäure und den Stickſtoff nicht aus dem Boden allein, ſondern auch aus der Luft;

die dem Boden entnommenen emporsteigenden Säfte, bedürfen, wenn sie die eigenthümlichen Kräfte empfangen sollen, durch welche die verschiednen Arten der Gewächse sich auszeichnen, der von oben ihnen entgegen kommenden polarischen Strömung, welche durch den Einfluß des Sonnenlichtes, durch den Zudrang der aus der Luft aufgenommenen Stoffe, angeregt so wie unterhalten wird. Wenn durch einen ringförmig herumgehenden Ausschnitt ein Baumstamm eines Theiles seiner Rinde beraubt wird, dann sieht man zwar durch die Strömung der Säfte welche von oben her so wie durch jene welche von unten her kommt einen Ansatz der neuen Rinde sich bilden, welcher über die beiden Ränder der Verwundung sich ein wenig hinaus erstreckt, dennoch stirbt, wenn die Beschädigung hinreichend eingreifend und ausgedehnt war, der Baum ab, denn die polarische Wechselwirkung zwischen oben und unten ist gehemmt, der Kreislauf der beiden Strömungen ist aufgehoben worden.

Daß die grünen Blätter und Stengel der Pflanzen den Hauptnahrungsstoff des Gewächsreiches: den Kohlenstoff in reichlicher Menge nebst dem Wasser aus der Atmosphäre an sich ziehen, das ist durch vielfältige Beobachtungen erwiesen. Im Kleinen kann man es schon wahrnehmen wie Weinblätter, die man in einem Glasballon einschließt, der hindurch geleiteten Luft ihren ganzen Gehalt an Kohlensäure entziehen, auch dann wenn man die Luft mit der größesten Schnelligkeit hindurch strömen lasset. Und nicht allein den Kohlenstoff, sondern auch den Stickstoff, in so weit derselbe als Bestandtheil ihrer Säfte, ihrer Früchte oder Rinden in ihnen vorkommt, können die Gewächse unmittelbar aus der Luft aufnehmen und in die Substanz ihres Körpers umbilden.

J. Liebig in seinen chemischen Briefen weist uns im Großen auf jene Thatsachen hin, aus denen diese Luftaufnahme der Vegetabilien erkannt wird. Unsre besseren Wiesen geben, ohne Zufuhr von kohlenstoff- oder stickstoffhaltigem Dünger alljährlich einen reichlichen Ertrag an Heu, unter dessen Bestandtheilen die Scheidekunst gegen 46 Prozent Kohlenstoff so wie 1½ Prozent Stickstoff nachgewiesen hat. Namentlich ist der Ertrag an Stickstoff auf einer solchen Wiese, welche keinen stickstoffhaltigen Dünger empfieng, weit größer als der eines Weizenfeldes, das in gewöhnlicher Weise gedüngt worden war. Seit Jahrhunderten erntet man in Ungarn von

einem und demſelben Feld Tabak und Weizen, ohne alle Zufuhr von ſtickſtoffhaltigem Dunger; jener Beſtandtheil konnte demnach den Gewachſen nicht aus dem Boden, ſondern nur aus der Luft kommen. Jedes Jahr belauben ſich unſre Buchen-, Kaſtanien- und Eichenwalder; die Blatter, der Saft, die Eicheln, die Kaſtanien, die Buchekern, wie die Kokosnuß und die Frucht des Brodbaumes ſind reich an Stickſtoff, der dem Boden nicht zugefuhrt wurde. Von einem Morgen Landes, den wir mit Maulbeerbäumen bepflanzen, beziehen wir in der Form der Seidenwurmer und ihres Geſpinnſtes den Stickſtoff der Blatter, von welchem ſie ſich ernahrten; die Seide allein enthalt in ihren Beſtandtheilen uber 17 Prozent Stickſtoff und dieſe Ernte erneuert ſich jedes Jahr, ohne daß wir nothig hatten dem Boden Stickſtoff durch Dunger aus der organiſchen Korperwelt zuzufuhren. In Virginien erntete man auf einem und demſelben Felde ſo viel Weizen, daß man den Stickſtoffgehalt deſſelben auf jeden Morgen mindeſtens zu 22 Pfund anſchlagen konnte. Sollte dieſer Stoff aus dem Felde gekommen ſeyn, dann wurden zur Ausſcheidung dieſer 22 Pfund viele Tauſende von Pfunden thieriſcher Excremente kaum hingereicht haben. Mit der Stickſtoffaufnahme durch die Blatter gehet die Aufnahme des Kohlenſtoffs fortwahrend ihren beſtimmten Gang, der letztere, deſſen Menge in den Gewächſen unſrer Wieſen ſo wie in den gewohnlichen Culturpflanzen unſrer Felder um mehr denn dreißig ja faſt vierzig Male den Stickſtoffgehalt überſteigt, kann augenſcheinlich eben ſo wenig blos aus dem Boden herkommen als der letztere. Wenn wir deshalb namentlich bei den Runkelruben und Kartoffeln den Kohlenſtoff und Stickſtoff nicht bloß der Knollen und der Ruben, ſondern auch der Blatter und Stengel in Anſchlag bringen, dann ergiebt es ſich, daß in dieſen Gewachſen bei all der Zufuhr des Kohlenſtoffes und Stickſtoffes der im Dunger enthalten war auch kein großerer Gehalt an dieſen beiden Stoffen hervorgerufen worden ſey, als in den Grasern und Krautern, welche auf dem an Rauminhalt eben ſo großen Grundſtuck einer Wieſe erwuchſen und welche zu ihrer Nahrung gar keinen gewohnlichen Dunger, ſondern nur Bodenbeſtandtheile von mineraliſcher Art und atmoſphäriſche Stoffe erhielten.

Wenn indeß aus den eben angeführten Thatſachen her-

vorgeht, daß die Gewächse den Vorrath der Nahrungsmittel deſſen ſie zu ihrem Gedeihen bedurfen, zum Theil wenigſtens auch aus der umgebenden Atmoſphare aufnehmen und an ſich ſaugen konnen, was allerdings durch die elektriſchen Strömungen aus der Atmoſphare (nach S. 29) befordert und beſchleunigt werden konnte, ſo darf dabei dennoch auch der unverkennbar gunſtige Einfluß nicht uberſehen werden, den die Zufuhr des Nahrungsſtoffes durch die Wurzeln auf das Pflanzenwachsthum hat. Die Aufnahme des Kohlenſtoffes aus der Atmoſphare hangt ganz von der Groſſe der Blatteroberflachen ab; eine Pflanze derſelben Art, deren Blatteroberflachen nur halb ſo viel betragen als die einer andren, reicher und groſſer-blattrigen, kann der Wahrſcheinlichkeit nach auch nur halb ſo viel atmoſphariſche Kohlenſaure aus der Luft einſaugen als die letztere. Die junge Pflanze unſrer Felder konnte, wenn ſie bloß aus der Atmoſphare ihren Lebensunterhalt empfangen mußte, im Verhaltniß ihrer noch kleinen grunenden (blattartigen) Oberflache nur wenig Kohlenſtoff zu ſich nehmen und ihre Entwicklung wurde einen langſamen Verlauf haben, wenn ſie nicht zu gleicher Zeit aus dem mehr oder minder reichlich gedungtem Boden Kohlenſaure empfienge. So wie ſich aber mit Hulfe dieſer reicheren Nahrungsquelle ihre Oberflache vergroßert, ſteigert ſich auch ihr Vermogen jenen Nahrungsſtoff aus der Luft aufzunehmen und dieſes Vermogen bleibt ihr dann ſelbſt noch uber jene Zeit hinaus, in welcher die Zufuhrung des Kohlenſtoffes durch die Wurzeln abnimmt oder endigt.

Ueberhaupt darf neben der aufſaugenden Thatigkeit der Blatter auch die ſchon fruher erwahnte des Bodens ſelber nicht uberſehen werden. Die durch den Pflug und andre Werkzeuge von ahnlicher Wirkung zerriſſene und verkleinerte Erdſcholle zieht (nach S. 310) die Gasarten der Atmoſphare, namentlich die ſpezifiſch ſchwerſte von allen: die Kohlenſaure mit bedeutender Starke an ſich und verdichtet dieſelbe; das Stickſtoffgas geht nicht bloß in der Atmoſphare, ſondern auch in den kleinen Zwiſchenraumen der Erdenſtaubchen eine Verbindung mit dem Waſſerſtoffgas ein, in welcher es, als Ammoniak, der unmittelbaren Aufnahme in den Korper der Pflanze und den Kreislauf ihrer Safte in vorzuglichem Maaſe fahig wird.

Aber der Kohlenſtoff, obgleich er der Gewichtsmenge nach

nach als ein Hauptbestandtheil des Pflanzenkörpers, ungleich mehr als der viel seltner darin vorkommende Stickstoff erscheint, empfängt seine Bedeutung für die Ernährung und Entwicklung des Gewächsreiches dennoch nur in der polarischen Wechselwirkung mit andren Stoffen, welche zunächst nicht aus der Luft, sondern aus dem Boden kommen. Der Ertrag unsrer Wiesen kann durch Bestreuung derselben mit Asche und Gyps, bei gleichzeitig hinzukommender, hinlänglicher Bewässerung auf das Doppelte gesteigert werden. In ähnlicher Weise wendet man schon seit einem Jahrhundert in England den gebrannten Kalk als Düngungsmittel an. Vom October an sieht man dort in manchen Gegenden des Landes die Felder weiß, wie von frisch gefallenem Schnee, mit gelöschtem oder an der Luft zerfallenem Kalk bedeckt, der während der feuchten Wintermonate sich zersetzt und mit dem Ackerboden sich vermischt. Wer mit den weitren Folgen dieser Beimischung unbekannt ist, dem kann es kaum anders vorkommen, als müsse der ätzende Kalk nur nachtheilig auf den Ackerboden einwirken, weil er gerade das in ihm zerstört, was man bisher als das alleinige Mittel zur Fruchtbarmachung desselben betrachtete: die kohlenstoff- und stickstoffhaltige, aus organischen Elementen gebildete Modererde. Ganz im Gegensatz zu dieser vorgefaßten Meinung zeigt sich aber die Fruchtbarkeit der Aecker durch das Aufstreuen des ätzenden Kalkes überaus vermehrt. Wie dies zu erklären sey, das hat J. Liebig in seinen chemischen Briefen in einfach klarer Weise auseinander gesetzt. Alle unsre Feldgewächse: die Getreidearten, Rüben, Erbsen und Klee bedürfen zu ihrem Wachsthum, wie bereits erwähnt, ausser dem Wasser und den atmosphärischen Elementen gewisser, eigenthümlicher fester Stoffe aus dem Boden. Das eine Feld giebt einen reichlichen Ertrag an Weizen, dagegen bei gleicher Düngung nur einen sehr spärlichen an Erbsen, es zeigt sich für den Bau der Rüben vortrefflich geeignet, nicht aber für den des Klees oder des Tabaks. Dasselbe Feld, das mehrere Jahre hindurch eine sehr gute Ernte an Weizen oder irgend einer andren Feldfrucht trug, wird allmälig für dieselbe Gewächsart immer unergiebiger, obgleich man ihm die gleiche Menge, ja selbst eine größere des besten Düngers zuführt. Der Grund hiervon liegt darinnen, daß der Vorrath der mineralischen Stoffe des Bodens, in so weit derselbe

schen in einem Zustand der Auflöslichkeit und Zersetzung sich befand, erschöpft ist. Was dies für mineralische Bestandtheile sind, die einen so wesentlichen Antheil an den Mischungsverhältnissen jeder besondren Pflanzenart nehmen, das erfährt man bei dem Verbrennen derselben aus der chemischen Untersuchung ihrer Asche. Hieraus weiß man, daß namentlich die Getreidearten eine nicht unbedeutende Menge von Kieselsäure (Kieselerde) in ihrer Mischung tragen, daß überhaupt die Kieselsäure, in ihrer leichter auflöslichen Verbindung mit Kalien oder alkalischen Erden (z. B. Kalk), daß nebst dieser verschiedene Salze wesentliche Elemente der Gestaltung vieler unsrer Feldfrüchte sind. Einige Arten des kieselhaltigen Bodens sind schneller und leichter zur Verwitterung und Zersetzung durch den Einfluß der Atmosphäre, des Regens und der in ihrer Nachbarschaft befindlichen mineralischen Bestandtheile geneigt, als andre: in manchen Gegenden von Ungarn baut man seit Menschengedenken fortwährend auf einem und demselben Felde das eine Jahr Weizen, das andre Jahr Tabak, ohne daß dabei der Ertrag sich verringert; der Granit von Korsika verwittert zu Pulver, manche Sandsteine lösen sich auf, während andre Gesteine derselben Art, die neben ihnen zu Bau- und Kunstwerken benutzt, denselben Einflüssen der Witterung ausgesetzt waren, noch ganz fest und wohlerhalten dastehen. Da wo die Zersetzung der kieslichen Bodentheile und ihre Verbindung mit Alkalien zu einem leicht annehmbaren Nahrungsstoff für die Pflanze einen zwar fortwährenden, dabei aber langsamen Verlauf nehmen, sieht man sich genöthigt die Felder, welche dem Getreidebau bestimmt sind, von Zeit zu Zeit entweder brach liegen zu lassen, oder sie abwechselnd zum Bau der Kartoffeln und Ruben zu bestimmen, welche dem Boden gar kein Theilchen der aufgelösten Kieselerde entführen, sondern eine neue Ansammlung des Vorrathes derselben für ein nächstes Jahr möglich machen. Aber die Erzeugung eines solchen Vorrathes kann auch ohne diese Mittel bewirkt und sehr vermehrt werden, wenn der Mensch mit seiner Kunst der fortwährenden Auflösung zu Hülfe kommt. So enthält namentlich der schwere, thonerdige Boden eine Fülle von kieslichen und alkalischen Bestandtheilen, und dennoch sind die Lagen von Töpferthon für den Wuchs der meisten Pflanzen und für den Ackerbau höchst ungünstig, weil sich jene mineralische

Stoffe in einem für die Gewächse nicht aneignenbaren, gebundenen Zustand finden. Schon das Brennen des Lettens zu Ziegelsteinen löst diese Gebundenheit und Geschlossenheit auf; der gebrannte Thon ist in Berührung mit der Luft einer fortwährenden Verwitterung ausgesetzt, bei welcher Salze, aus Kalien und Kohlen- oder Schwefelsäure gebildet, an die Oberfläche des Steines hervortreten, die dem Pflanzenwuchs höchst förderlich sind. Am meisten zeigt sich eine solche Auswitterung an jenen Stellen der Mauern wo der Kalk als Mörtel mit den Ziegelsteinen in Berührung kommt und schon dieß lenkt auf den vortheilhaften Einfluß hin, den die Vermischung der Kalkerde mit thonigem Boden, auf die Zersetzung von diesem hat. Ein Mann, der sich um seine Wissenschaft wie um das bürgerliche Leben gleich große Verdienste erworben hat, weil er bei all seinen tiefgehenden wissenschaftlichen Forschungen zunächst immer das Wohl und den Nutzen des Gewerbestandes vor Augen hatte, der berühmte Chemiker Fuchs in München machte die Entdeckung, daß eine Auflösung von fettem Thone (Pfeifenthon), wenn sie mit einer dünnen Auflösung von ätzendem Kalk (Kalkmilch) vermischt wird, alsbald in einen dickflüssigen Zustand übergehe; daß nach einiger Zeit die mit der Thonerde verbundenen Alkalien frei werden, der Thon selber aber die Fähigkeit erhalte, mit Säuren eine gallertartige Substanz zu bilden. Dasselbe was hier die in dem Thon häufig vorhandenen kieslichen Bestandtheile erfuhren, wiederfährt denselben, wenn bei der oben erwähnten, in England gebräuchlichen Düngungsweise der gelöschte Kalk längere Zeit mit dem thonig-kieslichen Ackerboden in Berührung bleibt. Es geht dabei eine Zersetzung vor sich, welcher das seine, mechanische Zertheilen durch Pflügen und dergl. noch mehr zu Hülfe kommt; die Verwitterung der Kiesel- und Kalk-haltigen Steinarten wird beschleunigt und hiermit eben so, wie bei dem Aufstreuen von Asche auf die Wiesen, dem Boden der zum Pflanzenwuchs nöthige Vorrath der mineralischen Stoffe gegeben. Das Uebergehen dieser Stoffe in den Pflanzenkörper kann aber nur durch das Wasser, das im feuchten Boden enthalten ist, möglich gemacht werden. Aus der Oberfläche der Blätter verdunstet ohne Aufhören Wasser, je größer die Wärme der Umgebung ist, desto stärker und rascher ist das Verdampfen, während zu gleicher Zeit die Wurzelfasern wie

Saugpumpen wirken, in denen aus dem feuchten Boden eben so viel Wasser eindringt und in den Gefäßen aufwärts steigt, als zum Ersatz, zur Ausfüllung der beim Verdunsten entstandenen Leere hinreicht. In dem aufsteigenden Wasser finden sich aber die mineralischen Bodenbestandtheile aufgelöst und diese nehmen an der Verdampfung keinen Antheil, sondern bleiben als wesentliche Elemente der Pflanzengestaltung zurück. Wenn mit den mineralischen Stoffen zugleich auch die Stoffe des organischen Düngers im aufgelösten Zustand aufgesogen und der Pflanze zugeführt werden, dann nimmt allerdings die Entwicklung derselben einen noch rascheren Verlauf.

Aus den hier gegebenen Zügen einer Darstellung des Vorganges des Pflanzenwachsthumes läßt sich die Wahrscheinlichkeit entnehmen, daß die elektrische Strömung auf das Wachsthum und Gedeihen der Pflanzen wohlthätig wirken müsse. Schon die Verschiedenheit der Nahrungsstoffe wie ihres Herkommens aus dem Boden und der Luft muß eine der Lebensthätigkeit nothwendige polarische Entgegensetzung und Spannung begründen, auf deren Steigerung die Elektrizität nicht ohne Einfluß bleiben kann.

II. Der Galvanismus.

Unter allen Körpern der Erde sind im Allgemeinen die Metalle für die Mittheilung und Leitung der Elektrizität, der Wärme und des Magnetismus am empfänglichsten. Sie sind in ihrem reinen Zustand für die Lichtstrahlen undurchdringbar, und wenn sie nicht, wie zuweilen das Gold, in außerordentlich dünne Blättchen geschlagen werden, vollkommen undurchsichtig, zugleich aber sind sie die erleuchtbarsten von allen Körpern, denn die spiegelnd glatte Fläche der polirten Metalle strahlt das Licht der Sonne in seiner vollesten Stärke zurück; der metallene Brennspiegel giebt das Licht eines einzigen Lämpchens in einem bis zum Sonnenlicht verstärkten Maaße wieder. Wie in diesem Verhalten gegen das Licht glaubte man auch in dem gegen die Elektrizität eine Berechtigung zu finden die Metalle als bloße Empfänger, nicht als Selbsterzeuger und Geber der elektrischen Spannung zu betrachten und hierauf gründete sich die Eintheilung der Körper in selbstelektrische und in leitende. Die Entdek-

lungen im Gebiet des Galvanismus haben in dieser Beziehung eine andre Ansicht begründet und zu großen Aufschlüssen geführt über die Bedeutung und Wirksamkeit der Metalle in der tellurischen Natur.

Wenn man zwei polirte Metallplatten, eine etwa von Zink, die andre von Kupfer, jede an eine beisondre Siegellackstange oder an einen andren isolirenden Handgriff befestigt, und hierauf beide mit einander in Berührung bringt, dann zeigt sich bei der Trennung die eine (die Zink-) Platte positiv, die andre (die Kupfer-) Platte negativ elektrisch. Die in früher Weise durch bloße Berührung erzeugte Elektrizität läßt sich, eben so wie die durch Reiben am Glas oder Pech erregte an einen Condensator — eine isolirt stehende Metallplatte — übertragen und hier zu einer sehr augenfälligen Verstärkung bringen. Zwei Platten von gleichem Metall gerathen, wenn man sie mit einander in Berührung bringt, in keine elektrische Spannung, wenn man aber von zwei einander vollkommen gleichen Zinkplatten die eine mit einer Silberplatte reibt oder sie mit dieser einige Zeit in Berührung läßt, dann wird sie einer elektrischen Spannung gegen die andre Zinkplatte fähig, zu der sie durch die wechselseitige Berührung in ein negatives Verhältniß tritt.

Man kennt bisher noch keinen Körper, der mit solcher Beharrlichkeit bei der Berührung mit allen andren einer gleichen Anregung fähigen Körpern die positive elektrische Spannung annähme als der Zink, nächst ihm folgen das metallische Blei, Zinn, Eisen, Wismuth, Kobalt, Kupfer u. s. w. Während aber das Blei zu allen den Metallen, welche in der eben genannten Reihe nach ihm genannt sind, sich positiv verhält, zeigt es sich negativ gegen den Zink, Eisen negativ gegen Zinn, Blei und vor allem gegen Zink, positiv aber gegen Wismuth, Kobalt, Kupfer. Und auch das Kupfer, negativ gegen alle in der Reihe voranstehende, nimmt in Berührung mit Spießglanz, Platin, Gold, Quecksilber, Silber, Kohle, Graphit oder Reißblei und krystallisirtem Graubraunsteinerz eine positive Spannung an, welche um so stärker ist, je weiter in der eben angeführten Reihe der Körper von ihm abliegt. Wenn man deshalb Zink mit krystallisirtem Graubraunsteinerz in Wechselverkehr setzt, dann wird der elektrische Gegensatz am stärksten hervortreten, weil diese beiden Körper auf der Stufenleiter am weitesten auseinander

liegen; auch bei der wechselseitigen Berührung einer Zink- und einer Silberplatte wird der Zink eine stärkere positive, das Silber eine stärkere negative Spannung annehmen, als die ist, welche durch Zink und Kupfer bewirkt wird.

Der polarische Gegensatz den wir hierbei erwachen sehen, scheint in gewissem Maaße jenem ähnlich, der zwischen dem Sauerstoffgas und allen brennbaren oder oxydirbaren Körpern bestehet und zwar vertritt in der aufgeführten Reihe der Körper von positiv elektrischer Spannung die Stelle des brennbaren Stoffes, der negative die des Sauerstoffes. Selbst in der chemischen Zusammensetzung scheint dieses angedeutet, denn das Braunsteinerz, der beharrlich negative Körper, enthält in seiner Mischung eine bedeutende Menge von Sauerstoffgas und während das Zinn, in seinem reinen, metallischen Zustand zu allen andren Körpern der Stufenleiter, mit Ausnahme des Bleis und des Zinks, als positiv dastehet, benimmt es sich dagegen in seiner Verbindung mit dem Sauerstoffgas (als sogenannte Zinngraupe oder Zinnstein) selbst gegen Kohle, Silber, Gold und Platina, noch mehr aber gegen eine Platte von seinem eignen, reinen Metall augenfällig negativ. In fast gleichem Maaße als das Sauerstoffgas scheint auch der Schwefel durch seine Verbindung mit den Metallen den vorhin positiven Charakter derselben in den negativen umzuwandeln, denn das Blei so wie das Eisen in ihrem Verein mit Schwefel (als Bleiglanz und Schwefelkies) treten im Grad ihres negativen Verhaltens noch unter Silber und Kohle zurück und nur um eine Stufe über den Zinnstein hinauf.

Die elektrische Spannung welche in zwei Metallen oder andren Körpern der oft erwähnten Reihe durch die bloße, gegenseitige Berührung hervorgerufen wird, zeigt aber alsbald noch einen andren Charakter, wodurch sie sich wesentlich von der früher betrachteten gemeinen, durch Reiben erzeugten Elektrizität unterscheidet. Wenn man eine Zinkplatte für sich allein in verdünnte Schwefelsäure hineinlegt, da beginnt alsbald der früher erwähnte Vorgang der Zersetzung des Wassers. Denn das Metall in seiner chemischen Spannung mit der Säure zieht das Sauerstoffgas des Wassers an, um in der hieraus entstandenen Form des Oxydes sich mit der Schwefelsäure verbinden zu können. Hierbei wird dann das Wasserstoffgas frei, das in zahllosen Blasen in der Flüs-

ſigkeit emporſteigt und die Platte wird in demſelben Maaße an ihrer Oberfläche aufgelöſt. In ganz andrer Weiſe geſtaltet ſich aber dieſer gewöhnliche Vorgang, wenn mit der Zinkplatte zugleich auch eine Kupferplatte in die Säure gebracht und dann beide Metalle unmittelbar oder durch einen leitenden Draht in Berührung geſetzt werden. Denn auch jetzt löſt ſich zwar der Zink in der Säure auf, das Waſſer wird zerſetzt, aber die Luftblaſen des Waſſerſtoffgaſes zeigen ſich nicht mehr wie vorher an ihm, ſondern an der Oberfläche der Kupferplatte, von welcher ſie wie ſonſt gewöhnlich von dem Zink ſich entbinden und emporſteigen. Die polariſche Spannung und Wirkſamkeit der beiden Metalle läßt ſich dadurch bedeutend erhöhen, daß man, wie dies in der von Volta erfundenen und nach ihm benannten Säule geſchieht, rundliche oder viereckige Platten in größrer Zahl mit Lappen, welche mit Salzwaſſer oder mit einer Salmiakauflöſung befeuchtet ſind, zwiſchen Glas oder Holzſtangen ſo über einander aufſchichtet, daß man etwa zu unterſt eine Kupferdann eine Zinkplatte, dann einen feuchten Tuchlappen und ſo immerfort eine ſolche dreigliedrige Ordnung von Kupfer, Zink, feuchtem Stoff über die andre legt. An die oberſte Zink- und eben ſo auch an die unterſte Kupferplatte wird ein Draht angebracht. Das oberſte Zinkende zeigt jetzt in einer Stärke, deren Grad mit der Größe und mit der Zahl der angewendeten Plattenpaare in geradem Verhältniß ſteht, poſitive, das unter Kupferende negative Elektrizität, überhaupt jede mehr nach unten liegende Platte im Verhältniß zu den mehr nach oben geſtellten negative, dieſe zu jener poſitive Spannung. Wenn man den Polardraht des einen Endes der Säule mit der äußeren, den des andren Endes mit der inneren Belegung einer früher erwähnten Leidner Flaſche in Berührung bringt, dann wird hierdurch auch einer ſehr anſehnlichen Batterie augenblicklich eine ſehr ſtarke, elektriſche Ladung mitgetheilt, wie ſie etwa durch eine gewiſſe Zahl von Umdrehungen der größeſten Glasſcheiben unſrer Elektriſirmaſchinen erzeugt werden konnte. Hierdurch zeigt es ſich, daß die Elektrizität, welche die Berührung der polariſch entgegenſetzten Metalle hervorbrachte, mit der durch Reibung entſtandenen weſentlich übereinſtimme.

Eine bequemere und hierbei kräftige wirkende Einrichtung iſt die des ſogenannten Trogapparates, bei welchem in

ein kleines, aus Kupferblech gebildetes Behältniß die Säure geschüttet, und in diese die Zinkplatte so hineingestellt wird, daß sie (etwa durch Glas) von dem Boden und Wänden des kleinen Gefäßes abgesondert, das Kupfer nirgends berühren kann. Von dem Kupfer wie von dem Zink gehen Drähte aus, an denen sich die polarischen Erscheinungen eben so zeigen lassen, als an den Enden einer, auf die vorhin erwähnte Weise zusammengesetzten Voltaischen Säule und mehrere solcher Tröge in einer Weise mit einander verbunden, daß der Draht von der Zinkplatte des einen immer mit dem Kupfer des andren in Berührung steht, bringen eine sehr hoch gesteigerte Spannung hervor.

Jene Erscheinung, deren wir vorhin bei Beschreibung des einfachen Versuches erwähnten, welchen man durch Eintauchen einer Zink- und einer Kupferplatte in verdünnte Schwefelsäure anstellen kann, läßt sich nun an der Voltaischen Säule oder an irgend einer andern Vorrichtung von gleicher Wirksamkeit in ungleich größerem, augenfälligerem Umfange darstellen. Der Zink löst sich in in der Flüssigkeit auf und hierbei wird das Wasser in seine beiden Grundstoffe zersetzt, so aber, daß das Sauerstoffgas von dem positiven Pole: dem Zink, das Wasserstoffgas von dem negativen Kupferpole angezogen wird. Oder anders ausgedrückt, der negative Pol, der bei der Wirksamkeit der Säule im Verhältniß zu dem positiven Pole das Sauerstoffgas darstellte, ruft im Wasser seinen natürlichen Gegensatz: das Wasserstoffgas hervor, der andre Pol aber, welcher die Stelle des Wasserstoffgases vertrat, bewirkt durch seine polarische Spannung ein Hervortreten des Sauerstoffgases aus dem Wasser in dessen Verbindung jene Spannung sich aufzulösen und auszugleichen vermag. Die Menge des an dem einen Pole hervorgerufenen Sauerstoffgases beträgt genau so viel als jene, des am andren Pole in Gasform aufsteigenden Wasserstoffgases bedürfen wurde, um, damit vereint, wieder in der gewöhnlichen Gestalt des Wassers aufzutreten.

Daß dieses so sey erfährt man am leichtesten, wenn man die Pole einer vorhin beschriebenen Säule in Platindrähte ausgehen lasset, weil dieses Metall mit dem hervortretenden Sauerstoffgas keine Verbindung eingeht. Von dem einen Platindraht, der mit dem negativen (Kupfer-) Ende der Säule verbunden ist, steigen dann in einem mit Wasser gefüllten

Verhältniß eben so wohl Luftblasen auf, als von dem andren, der vom positiven (Zink-) Ende ausgeht; die Luftblasen an dem letzteren betragen, wenn man sie auffammlet, ein Maaßtheil reines Sauerstoffgas, die am negativen (Kupfer-) Pole zwei Maaßtheile reines Wasserstoffgas, oder dem Gewicht nach jene 88,94 diese 11,06 Prozent, mithin gerade so viel als von beiden dazu nöthig sind, um bei der Wiedervereinigung durch den elektrischen Funken Wasser zu geben.

Diese Kraft der Voltaischen Säule, nicht nur das Wasser, sondern alle Körper die aus mehreren Grundstoffen zusammengesetzt sind, davon der eine Sauerstoffgas ist, oder in Beziehung auf einen andren dem Sauerstoffgas entspricht, der andre aber als Wasserstoffgas oder als Grundstoff von andrer Art den brennbaren Gegensatz darstellt, wenn solche Körper nur in den flüssigen Zustand einer Auflösung versetzt werden, so zu zerlegen, daß an dem positiven Pole das sauerstoffige am andren das ihm polarisch entgegengesetzte Element hervortritt, hat dann eben zu jenen großen Entdeckungen geführt, deren wir oben im Cap. 18 gedachten. Die Salzsäure wird in Chlor und in Wasserstoffgas, die Kalien oder die kalischen Erden in Sauerstoffgas und in ihre, dem früheren Zeitalter unbekannte, metallische Grundlage geschieden. In andrer Form nur zeigt sich die polarisirende Eigenschaft der Voltaischen Säule selbst an einem Silberdraht, den man etwa eine Stunde lang abwechselnd an einem Ende mit dem positiven am andren mit dem negativen Pole in Verbindung setzt. Hierdurch empfangt das eine Ende des Drahtes negative, das andre positive Elektrizität und diese polarische Spannung verliert sich erst allmälig.

Eine Erscheinung, welche die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf die bisher betrachtete Form der Elektrizität zuerst hinzog, ist der Einfluß, welchen die Berührung zweier polarisch verschiedenen Metalle auf die Nerven eines in ihre Nähe gebrachten thierischen Körpers hat. Diese Eigenschaft wurde im Jahr 1790 von Galvani, dem Professor der Anatomie in Padua, entdeckt und deshalb erhielt die Elektrizität der Metallberührung von ihm den Namen des Galvanismus. Als ein kupferner Haken, welcher durch den zerschnittenen Körper eines soeben getödteten Frosches gestochen war, mit dem eisernen Nagel an welchen er aufgehangen werden sollte in Berührung kam, trat alsbald ein Zusammenziehen der

Muskeln, ein starkes Zucken des thierischen Gliedes ein und diese Zuckungen wiederholten sich so oft die Metalle von neuem mit einander in Berührung kamen, bis mit dem gänzlichen Absterben des Gliedes seine Erregbarkeit verschwand. Am stärksten wurden die thierischen Bewegungen, wenn man das eine der polarisch verschiedenen Metalle an den Nerven, das andre an den Muskel oder an das den Nerven entgegengesetzte Ende des Gliedes brachte und dann beide Metalle durch einen guten Leiter der Elektrizität — etwa durch einen Metalldraht in Verbindung setzte. Die Wirkung blieb auch dann nicht aus, wenn der anregende Einfluß der Metallberührung in einiger Entfernung von dem Nerven gehalten wurde, und die Voltaische Säule so wie selbst schon einzelne Metallplatten brachte die Erscheinung auch an solchen Gliedern und ganzen thierischen Körpern hervor, deren Nerven nicht gewaltsam blos gelegt waren sondern tief unter der Hülle des Fleisches und der hautigen Decken lagen, am meisten dann wenn die Außenfläche des zum Versuch gewählten Theiles befeuchtet war. Durch jenen sogenannt Galvanischen Einfluß der Metallpolarität wird jeder Nerv zu der besondren Wirksamkeit aufgeregt, für welche er im lebenden Körper bestimmt ist: der Sinnesnerv zu Empfindungen die seiner gewöhnlichen Verrichtung entsprechen, der Bewegungsnerv zum Hervorrufen der Thätigkeit der Muskeln. Bringt man den einen Pol der Säule in Berührung mit der Stirne, den andren mit der Hand, dann bemerkt man vor den Augen einen Lichtschein, während die Finger in zuckende Bewegung gerathen; an der Zunge erzeugt der positive Pol einen sauren, der negative einen alkalinischen Geschmack; auch im Ohre wird durch den galvanischen Einfluß ein Tönen bemerkt, das nach Verschiedenheit der beiden Pole höher oder tiefer ist. Der Körper geschlachteter Thiere geräth durch jene Einwirkung in Zuckungen, welche denen gleichkommen, die man bei heftigen Anfällen der Epilepsie beobachtet, und auch an dem Körper hingerichteter Verbrecher hat man bemerkt, daß alle Nerven, selbst die, welche das Athmen bewirken, durch die elektrische Strömung einer Voltaischen Batterie noch einige Zeit nach dem Tode in ihre Lebensthätigkeit zurückgerufen werden können, denn ein Leichnam, an welchem man diese Versuche machte, fing selbst von neuem an zu athmen. Doch verschwindet dieser Anschein eines wiedergekehrten Lebens mit

dem Absterben des Nerven bei dem Menschen so wie bei andren warmblutigen Thieren schon in einer oder etlichen Stunden nach dem Tode, während er bei Thieren von kaltem Blute länger andauert. Auch dann, wenn die Erregbarkeit schon ganz erloschen scheint, läßt sie sich durch Anwendung von Säuren oder Alkalien wieder auf einige Zeit anfachen.

Eben in jener Weise, in welcher die Elektrizität der Voltaischen Säule auf die Kräfte des thierischen Lebens einwirkt, glaubte man anfangs eine Berechtigung zu finden den Galvanismus als wesentlich verschieden von der Reibungselektrizität zu betrachten. Der Unterschied beider Formen jedoch beruhet nur darauf, daß in dem innren Kreise der Voltaischen Säule die wechselseitige Spannung der Gegensätze, wie im Verlauf eines ruhiger dahin fließenden Stromes ohne Aufhören ausgeglichen und wiedererneuet wird; in einem beständigen Wechsel des Vergehens und neuen Entstehens begriffen ist, während jene elektrische Spannung, welche durch Reiben hervorgerufen wird, einseitig in dem einem Körper bis zu einer gewissen Stärke sich steigert und dann plötzlich an einem Körper von verhältnißmäßig entgegengesetzter Spannung sich entladet. Die erstere Form gleichet deshalb mehr der ruhigen Flamme eines brennenden Lichtes, diese der Entzündung eines Körpers, der bei seinem Aufflammen plötzlich sich zerstreute. Daß indeß jener ruhigere Brand in seiner wesentlichen Wirksamkeit von nicht minderkräftiger Natur sey als die schnell hervorbrechende Flamme des Blitzes, das wird namentlich an der Eigenschaft der Licht- und Wärmeerzeugung erkannt, durch welche der galvanisch-elektrische Strom sich auszeichnet. Schon durch den einfachen, vorhin beschriebenen Trogapparat, bei welchem nur eine Zinkplatte und nur ein mit Säure actulltes kupfernes Verhältniß zum Versuch angewendet werden, kann man einen dünnen Platindraht, durch welchen die elektrische Strömung geht, zum hellen Glühen, ja zum Schmelzen bringen; durch eine Säure die aus 20 Doppelplatten von 6 Fuß Länge und 2½ Fuß Breite erbaut war, wurde ein Draht, der aus dem im gewöhnlichen Feuer so außerordentlich schwer schmelzbaren Platinametall bestund und der bei einer Dicke von ½₀ Zoll 18 Zoll lang war, so hellglühend, daß das Auge seinen Glanz kaum zu ertragen vermochte, und kam zuletzt ganz zum Schmelzen. In der Glutehitze eines solchen elektrischen Stromes schmolz selbst das Iridium.

Uebrigens hängt das Heiß- und Glühendwerden nicht allein von der Stärke der Säule sondern eben so sehr von der Beschaffenheit des Verbindungsdrahtes der Polarenden ab. Ein Silberdraht kann die Strömung hindurch lassen ohne sich zu erhitzen, wird aber alsbald glühend, wenn er nicht ganz aus Silber besteht, sondern abwechselnd aus Stücken von Platina und Silber zusammengesetzt ist. Auch Kohlen gerathen zwischen den Strömen einer starken Voltaischen Batterie (in England hat man eine solche die aus 2000 Doppelplatten von 32 Quadratzoll Oberfläche besteht) in ein so helles Glühen, daß ihr Licht, fast gleich dem der Sonne, das Auge blendet und wenn die ruhige Entladung durch zwei, etliche Zoll voneinander abstehende Kohlen geleitet wird, dann kommen beide zum Glühen und es bildet sich zwischen ihnen ein nach oben gekrümmter heller Lichtbogen in welchem eine solche Gluthhitze herrscht, daß alle schmelzbare Körper in ihr geschmolzen werden, andre, wie Quarz, Kalk, ja selbst Saphir sich verflüchtigen.

Die Licht und Wärmeerscheinungen im Strom der Voltaischen Säule zeigen sich übrigens von denen, die bei der Entladung einer starken, durch Reibung erzeugten Elektrizität beobachtet werden, dadurch verschieden, daß bei jenen die Funken ungleich kürzer, von ungleich geringerer Schlagweite sind. Die Funken, welche aus den Polardrähten der vorhin erwähnten riesenhaft großen Säule in England hervorbrechen, hatten nur eine Länge von $^1/_{20}$ Zoll, welche von der Länge der Funken der großen van Marumschen Scheiben-Elektrisirmaschine fast um das Hundertfache übertroffen wird, wobei auch noch die mechanische Gewalt, mit welcher diese letztere unter gewissen Umständen Gefäße und andre Körper plötzlich zerschmettert, einer Kraft von 9840 Pf. gleich zu schätzen ist.

42. Ein Wettkampf der Naturkunde mit der Kunst: die Galvanoplastik.

Wem unter uns sollte nicht manchmal, wenn er die Arbeiter unsrer großen, berühmten Meister in der Kunst des Kupferstechens, des Steinzeichnens, oder des Schneidens in Steine so wie in Münzstempel gesehen und bewundert hat, der Wunsch eingekommen seyn, daß er doch auch etwas der Art möchte leisten können. Mancher von uns, der sich mit der

Beſchreibung und Betrachtung der Naturkörper beſchäftigt hat und dabei ſich aufs Zeichnen verſtund, mag es auch verſucht haben, den Gegenſtand ſeiner Forſchung nicht blos genau auf dem Papier nachzubilden, ſondern eine ſolche Zeichnung nach der Natur mit eigner Hand in Kupfer oder Stahl zu ſtechen, weil eine ſolche Arbeit doch kaum von einem Andren, der nicht ſelber den Gegenſtand mit höchſtem Intereſſe betrachtet und erfaßt hat, mit ſolcher Genauigkeit und in ſo lehrreicher, gerade das Weſentlichſte beachtenden Weiſe gefertigt werden kann, als von ihm ſelber. Aber freilich iſt dieſes Bemühen nur wenigen Naturforſchern, die zugleich Künſtler waren, in ſolchem Maaße gelungen, wie im vorigen Jahrhundert dem bewundernswerthen Roſel von Roſenhoff in Nürnberg, ſo wie ſeinem kunſtreichen Nachfolger in unſrer Zeit, dem Jac. Sturm, oder dem jugendlichen Talent und Fleiß des trefflichen Beobachters und Zergliederers der Thierwelt: Profeſſor Michael Erdl in München. Denn die Arbeiten des Stechens der Kupfer- und Stahlplatten, des Schneidens der Steine und der metallenen Prägeſtöcke für Münzen und Medaillen, gehören zu den mühſamſten Leiſtungen der Kunſt und der Grabſtichel oder der Demantſplitter muß viele Hunderttauſende von Strichen, Stichen und kleinen Sprengarbeiten verrichten, ehe nur ein einziges ſeiner Kunſtwerke zur Vollendung kommt.

In unſren Tagen wo man von allen Seiten nur darauf ſinnt, recht große, augenfällige Sachen in der möglichſt kürzeſten Zeit und mit den geringſten, wohlfeilſten Mitteln ins Werk zu ſetzen, iſt man auch auf mancherlei Wege gekommen, durch welche ſich der Kunſt wenigſtens ein großer Theil ihrer vormaligen Mühe abnehmen läſſet. Dahin gehört unter andrem die ſpäter zu erwähnende Erfindung des Daguerreotyps, vermöge welcher man, ohne eine Hand an den Bleiſtift oder die Zeichenfeder anzulegen, bloß das Licht für ſich zeichnen laſſen kann, welches dieſe Arbeit, wenn der abzubildende Gegenſtand in die rechte Stellung und in das rechte Licht geſtellt worden iſt, mit großer Genauigkeit und in außerordentlicher Schnelligkeit vollbringt.

Wenn man die Beduinen, in deren Geſellſchaft man etwa durch Arabien oder manche andre Gegenden des Morgenlandes reiſt, beim Anblick alter Gemäuer von vormaligen kunſtreichen Bauwerken fragt, von wem dieſe Kunſtwerke

herrühren, dann antworten sie, wenn sie nicht etwa vor dem aufgeklarten Europaer sich scheuen: „das haben die Dschennin (Genien) in alter Zeit gebaut.“ Der Morgenlander hält nämlich häufig an der Meinung fest, daß es eine Geisterwelt um den Menschen gebe, mit welcher dieser, wenn er die Zauberkunst versteht, in ein Bündniß treten und durch deren mitwirkende Kraft er dann Ungeheures und Uebermenschliches leisten könne. Die Naturkunde unsrer Tage hat auf natürlichem Wege einen solchen Zauber geübt, sie hat Kräfte und Gewalten der Sichtbarkeit in ihren Bund gezogen, durch deren Hülfe sie auch Uebergewöhnliches geleistet hat. Dahin gehört schon, wie wir im 32. Cap. sahen, der Wasserdampf, der für Hunderttausende von Menschenhänden und für viele Tausende von Pferden Lasten hebt und fortbewegt, Eisen hämmert, Bücher druckt, Garn spinnt und hunderterlei andre Arbeiten verrichtet. Die Elektrizität und der Elektromagnetismus leisten dem Menschen, der sich ihrer Kräfte zu bedienen weiß, nicht minder bewundernswerthe Dienste. Namentlich ist auch das ein sehr bedeutender, daß man durch eine bloße galvanische Strömung, ohne selber etwas Andres dabei zu thun, als etwa ein und das andre Mal Säure zuzuschütten, Platten für Kupferstiche, Münzstempel, Medaillen und andre Bildwerke fertigen oder das Geheimniß des Vergoldens aufs Trefflichste nachahmen kann. Von dieser seltsamen Kunst, welche durch Jacobi und noch mehr durch F. v. Kobel zu einer hohen Vollendung gebracht worden ist, wollen wir hier nur Einiges erwähnen.

Wir sprachen oben, im 17. Cap. von einer scheinbaren Verwandlung des einen Metalles ins andre: des Eisens in Kupfer. Was wir hier betrachten wollen, das steht jenem Vorgange seinem innren Grunde und selbst dem äußren Anscheine nach nicht ferne.

Wenn man zur Füllung eines in der vorhin erwähnten Weise eingerichteten Trogapparates statt der verdünnten Schwefelsäure eine Auflösung von Kupfervitriol anwendet, dann wird, während der elektrisch chemischen Wechselwirkung des Zinks und des Kupfers das Wasser zwar zersetzt und sein Sauerstoffgas zur Oxydation des Zinkes verwendet, aber der hierbei frei werdende Wasserstoff steigt nicht als Gas in Bläschenform auf, sondern geht sogleich mit dem Sauerstoffgas des Kupferoxydes, das in der Vitriolauflösung enthalten

ist, eine Verbindung zu Wasser ein und das zum reinen, metallischen Zustand zurückgekehrte Kupfer legt sich an die Kupferplatte an, was dadurch noch befördert wird, daß man durch eine poröse Scheidewand, z. B. von Leinwand, das gleichzeitige Hinübertreten des Zinkes hindert. Wenn sich der Ueberzug aus dem zum metallischen Zustand zurückkehrenden Kupfer nicht zu rasch, sondern unter dem Einfluß eines gemäßigten elektrischen Stromes allmälig bildet, dann fügen sich die aus ihrer Auflösung hervortretenden Kupfertheilchen zu einer dichten Masse von gleichförmiger Stärke übereinander und schmiegen sich dabei so innig fest an alle Erhöhungen und Vertiefungen der Platte an, daß, wenn man sie von ihrer Unterlage hinwegnimmt, auch die feinsten Züge derselben an der innern Fläche des Ueberzuges sich abgedrückt und abgeformt zeigen. Es braucht übrigens keine Kupferplatte zu diesem Versuch angewendet zu werden, sondern jeder andre Körper, in so fern er nur zu dem Zink in polarischen Gegensatz sich stellt, leistet hierbei dasselbe. Daher kann man Münzen oder Medaillen von Gold, von Silber eben so wie von dem Kupferstecher bearbeitete Kupfer- oder Stahlplatten zu gleichem Zwecke benutzen und man erhält dann von diesen vollkommen treue, bis ins Kleinste genaue Abdrücke. Auch ist es nicht einmal nöthig, daß man die Münzen, Medaillen oder andre Kunstwerke dieser Art selber, im Original, der galvanischen Strömung aussetze, sondern ein Abdruck derselben in einem leichtflüssigen Metallgemisch, zu welchem man 8 Theile Wismuth, 8 Theile Blei und 3 Theile Zinn in Vorschlag gebracht hat, ja sogar ein Abdruck in Gyps, in Wachs und andren nicht metallischen Körpern, deren Oberfläche man da, wo der Niederschlag des Kupfers hingeleitet werden soll, etwa mit Graphit fein überzogen hat, leistet dieselben Dienste. Uebrigens empfiehlt sich zu dieser Art von galvanischen Kunstgebilden die Kupferauflösung am meisten, weil sich der Ueberzug des metallischen Kupfers mit Leichtigkeit von seiner Unterlage ablösen lässet.

In der gleichen Weise, wie man durch die elektrischen Strömungen über irgend einen beliebigen Körper den Ueberzug von Kupfer, mit vollkommen glatter Aussenfläche darstellen kann, lässt sich auch Silber, Messing, Stahl mit Gold oder mit Platina überziehen, wenn man eine verhältnißmäßig sehr geringe Quantität der Verbindung dieser bei-

den Metalle mit Chlor (Chlorgold oder Chlorplatina) in Waſſer, worin Kochſalz aufgelöſt iſt, oder in eine Löſung von Spaniſenkalk bringt. Der Körper, welcher vergoldet oder mit Platina überzogen werden ſoll, wird einige Male in die Flüſſigkeit eingetaucht und dabei mit dem Kupferpol der galvaniſchen Vorrichtung in Verbindung geſetzt; nach einem jedesmaligen kurzen Verweilen in dieſem Bade zieht man ihn heraus, trocknet dann zuletzt ihn ab und die Silberdoſe, die man etwa zum Verſuch anwendete, hat jetzt durch die neue, fremde Ueberkleidung ganz den Anſchein des Goldes bekommen; die ſtählerne Doſe wird Jeder, der ihr Gewicht nicht ſorgfältig in der Hand pruft, fur Platina halten. So kann man denn auch mit leichter Mühe auf dem Wege der Galvanoplaſtik kupferne oder eiſerne Geſchirre verzinnen oder ſie mit Zink überziehen. Wenn man die große Mühe und den nachtheiligen Einfluß auf die Geſundheit erwägt, denen ſich bisher die Vergolder unterziehen mußten, wenn ſie eine Verbindung des Goldes mit Queckſilber (Goldamalgam) über den zu vergoldenden Körper beſtrichen und dann das Queckſilber durch die Hitze abdampften, ſo daß das Gold allein in vollkommener Reinheit zurückblieb, dann muß man wünſchen, daß dieſe Leiſtung der Galvanoplaſtik noch einer viel weiteren Anwendung gewürdigt werden möge als bisher.

Auch andre augenfällige Bildungen hat man in ähnlicher Weiſe durch den elektriſchen Strom hervorgebracht. So namentlich wenn man den Zinkpol in eine Spitze ausgehen laſſet, an den Kupferpol aber eine metallene Scheibe, z. B. von Silberblech befeſtigt, und dann beide Polarenden in eine flüſſige Miſchung von eſſigſaurem Kupfer und Salpeter bringt. Das aus der Miſchung hervortretende Metall legt ſich dann ſehr bald, auch bei einer ſchwachen elektriſchen Strömung, in regelmäßig ſchönen concentriſchen Ringen auf der Metallplatte an.

Läßt man einen ſehr ſchwachen elektriſchen Strom durch dünne Drähte in eine Auflöſung gehen, deren Zerſetzung man bewirken will, dann geſchieht es in manchen Fällen, daß der ausſcheidende Körper eine vollkommen regelmäßige (kryſtalliniſche) Geſtaltung annimmt, ſo daß man auf dieſe Weiſe ſchon manche Stoffe zum Kryſtalliſiren gebracht hat, die man unter keinen andren Verhältniſſen in dieſer Geſtaltung darſtellen konnte.

Doch wir kommen noch einmal auf die zuerst erwähnte Anwendung der Galvanoplastik zur Vervielfältigung von Kupferstichplatten, Steinzeichnungen, eingeschnittenen Gepragen, Reliefgebilden u. s. w. zurück, wobei man das, was auf dem Original vertieft war, zunächst in erhabener Form erhalt, von der sich in eben so leichter Weise wieder die vertiefte gewinnen lasset. Selbst Handschriften lassen sich in gleicher Weise mit großer Genauigkeit auf eine Kupferplatte abformen und von dieser in einer Menge von Abdrucken vervielfaltigen, wenn man die Buchstaben mit einem Stoffe überzieht, den die schwache Säure der Flussigkeit nicht angreift und durch eine Presse die Schriftzuge auf eine Kupferplatte abdruckt, die man dann mit dem positiven Pol der Stromung in Verbindung setzt, wobei das Kupfer rings um die Schrift aufgelost wird, diese selber aber erhaben stehen bleibt. Bei gedruckten Büchern gelingt ein solches Verfahren leichter, weil sich von diesen die Schwärze der Schrift mittelst der Presse meist unmittelbar an die Kupferplatte übertragen lasset.

Aus dem bisher Gesagten erkennt man, was die Galvanoplastik zu leisten und was sie nicht zu leisten vermoge. Die eigentliche, wahre Kunst, diese schopferische Macht des Menschengeistes, muß demnach zuerst das Bette dazu graben, in welches der elektrische Strom sich ergießen soll, damit er so, nach dem Willen des Menschen, der eine zwar wundervoll leibliche, dennoch aber nicht geistige Macht in sein Bundniß gezogen hat, seine fest bestimmte Bahn beschreiben konne. Ein Wettkampf der in unsren Dienst genommenen Naturkrafte, mit solchen Werken der Menschenhand, welche mehr nur von mechanischer Art, wie Spinnen und Weben, wie das Aufeinandertürmen von Steinmassen ist, wird sich leichter bestehen lassen, wo aber die leibliche Natur mit dem Geist des Menschen in die Schranken treten will, da kommt es bald an den Tag, welches von Beiden der Meister und Herrscher und welches bloß der, wenn auch noch so tuchtige und treuergebene Diener sey.

13. Die Nerven des thierischen Körpers.

Wir haben im Verlauf unsrer diesmaligen Unterhaltungen über die Welt der sichtbaren Dinge schon mehrmalen der Nerven des thierischen und menschlichen Körpers Erwähnung

gethan und werden dies in dem zunächst folgenden Capitel noch mehr thun müssen. Es scheint deshalb nothig so wie vorhin über den Bau und die Wirksamkeit unsrer elektrischen und magnetischen Werkzeuge, auch uber die äußre Beschaffenheit und die Eigenschaften der Nerven Einiges zu sagen.

Es hat lange gedauert bis dahin wo die Forscher der Natur und vor allen Andern die Aerzte, die sich mit der Betrachtung des innren Baues des Menschenleibes beschäftigen, zu der Erkenntniß gelangten, daß nicht das Fleisch oder irgend ein andrer Theil des Leibes das Gefuhl so wie die Kraft zum willkurlichen Bewegen in sich selber habe, sondern daß ihnen beides durch die kleinen weißlichen Fadchen, (Nerven genannt) komme, die sich wegen ihrer Zartheit und Feinheit unter der Masse des Fleisches, der Haute, der Gefäße und Eingeweide so unscheinbar ausnehmen, das man sie oftens ganz uberseht. Der Anschein war dafur, daß zunächst der Muskel (das Fleisch) die Wunden oder die Stoße fuhle, die eine äußre Gewalt ihm zufuget und so lag die Meinung ganz nahe, daß unser leibliches Fuhlen im Fleisch seinen Sitz habe, während das Haar, die Nägel, die Oberhaut welche den Körper umkleidet, kein Gefuhl hat.

Aber eine weiter fortgehende Untersuchung hat gelehrt, daß, wenn man an einem noch lebenden Gliede die weichen, zarten Stamme oder Zweige der Nerven welche in demselben ihren Verlauf nehmen, durchschneidet oder unterbindet, der Muskel ebenso gefuhlos werde, als dies fur gewohnlich die Nägel oder die Oberhaut sind. In ein Glied dessen Nerven gelahmt oder durch gewaltsame Mittel unwirksam gemacht sind, kann man schneiden und stechen, man kann dasselbe brennen und quetschen, es empfindet von diesen Allem nichts mehr und zugleich ist es auch außer Stande irgend eine Bewegung, welche der Wille anregen möchte, zu vollbringen. Ein gelahmter Mensch kann seine Füße, seine Hände nicht mehr zu ihren gewöhnlichen Verrichtungen gebrauchen, kann weder gehen noch zugreifen, so gern er auch möchte. Hat die Lahmung den Sehenerven getroffen, der ins Innre des Auges geht, dann kann dies nicht mehr sehen, es befindet sich, selbst am hellen Mittag, im tiefsten nächtlichen Dunkel.

Und doch hat ein solches gelahmtes Glied großentheils noch seine gewohnliche, gesunde Gestalt; dem Auge, das am „schwarzen Staar," an der Lahmung des Sehenerven erblin-

det iſt, merkt man kaum Etwas von ſeinem großen Mangel an, in dem gelahmten Arme bewegt ſich noch fortwahrend in den meiſten Fällen das Blut und fließt aus der gemachten Wunde, von welcher das Glied keinen Schmerz empfand, hervor; nicht ſeine großere Maſſe, ſondern nur ein ganz kleines Theilchen derſelben: den Nervenfaden hat das Uebel betroffen und doch gieng dadurch dem ganzen Gliede der eigentlichſte, hochſte Vorzug ſeines Lebens verloren.

Es erinnert uns dies abermals an die hohe Macht und Bedeutung, welche, wie wir dies öfters erwahnten, in dem leiblich Kleinen und Kleinſten liegt. Und nicht nur der Nerv, ſondern der geſammte Leib eines Thieres oder Menſchen, in der innerſten Zuſammenfugung ſeiner Theile zeigt uns das große Vermogen vieler Kleinen, welche zu einem gemeinſamen Wirken verbunden ſind. Wenn wir einen Blutstropfen dunn ausſtreichen und ihn ſo durch das Mikroſkop betrachten, dann erkennen wir alsbald in ihm eine zahlloſe Menge kleiner, linſenformiger Korperchen, welche in dem Blutwaſſer ſchwimmen. Sie ſind ſo klein, daß ihrer 5 bis 6, wenn man ſie ihrer Lange nach an einander reihete, zwiſchen 20 und 30 aber, wenn man ſie ihrer Dicke nach uber einander legte erſt ſo viel meſſen wurden als die Dicke eines Menſchenhaares ausmacht. Denn der Durchmeſſer ihrer zarten Scheiben betragt nur den 250ten oder 300ten, die Dicke derſelben nur etwa den 1100ten bis 1350ten Theil einer Linie, wahrend die Dicke des Menſchenhaares dem 50ten Theil einer Linie gleichkommt. Jedes dieſer Blutkornchen beſteht aber wieder aus einem faſt kryſtallhellen Korper, der von einem roth farbenden Stoffe, gleich wie von einer Atmoſphare umgeben iſt und welcher etwas Eiſen, mit einem brennbaren Element vereint, zu ſeinen Beſtandtheilen hat. Die rothe Hulle der unzahlbaren Blutkornchen iſt es auch allein, welche dem ganzen Blut ſeine rothe Farbe giebt, denn in der Fluſſigkeit darinnen jene Linſenkorperchen ſchwimmen, zeigen ſich zwar auch ahnliche Kornchen, doch mangelt dieſen die rothfarbige und rothfarbende Atmoſphare. So erkennen wir ſchon im Blute des lebenden Thieres eine Geſammtheit von uberaus kleinen Einzelweſen, deren Millionen in ihrer beſtandigen lebendigen Bewegung dem Werke der Bildung, der Ernahrung und Erhaltung des Leibes dienen.

Die Muskeln oder das thieriſche Fleiſch ſind von einer

Art der Zuſammenſetzung, deren Beſchaffenheit leichter ins Auge zu fallen ſcheint als die des Blutes. Schon durch ein gemeines Tafelmeſſer konnen wir das Fleiſch in Faſern zerlegen, welche durch ein zartes, häutiges Gewebe unter einander verbunden ſind. Aber mit dieſer groben Zerlegung ſind wir noch keinesweges bis zum Ziel oder Ende der Zertheilbarkeit der Muskeln gekommen, dieſes wird abermals nur unter dem Mikroſkop moglich, durch welches wir zuletzt die urſprünglichen, auſſerſten Anfänge der Zuſammenſetzung des Fleiſches erkennen: Faſern, deren Dicke kaum den 40ten Theil der Dicke eines Menſchenhaares betragt. Und dieſe zarten, feinen Körperchen, von denen viele Millionen zuſammenwirken müſſen, damit nur einer unſrer Finger ſich beugen und ausſtrecken konne, ſind es, durch welche das Thier wie der Menſch alle die wundervollen, kräftigen Bewegungen verrichten, in denen die waltende Seele deſſelben ſich kund giebt. Wie der erregende Schlag einer elektriſchen Spannung, wirkt der Einfluß des Nerven in das Muskelfleiſch hinein und jene dem bloßen Auge unſichtbaren Kleinen, ziehen in der Zickzackform oder in dem geſchlängelten Umriß eines Blitzes ſich zuſammen und wirken in einer Kraft, welche die mechaniſche Gewalt der großen Korpermaſſen unvergleichbar viel übertrifft. Wie klein ſind, im Vergleich mit der Große und dem Umfang des ganzen Korpers die Muskeln des Gebiſſes am Mund des Menſchen und dennoch wirken dieſelben, wenn wir damit manche Kerne des Steinobſtes aufbeißen, mit einer Kraft, welche die Laſt unſres ganzen Korpers, wenn dieſe bloß durch den Druck ihres Gewichtes ſich äuſſerte, bei weitem überwiegt. Denn zum Zerdrucken eines Morellen- oder eines Pfirſichkernes wäre die aufgelegte Laſt einer Steinmaſſe von mehreren Centnern nothig, während ein kräftiger junger Mann dieſelbe Wirkung durch ſein Gebiß hervorbringt.

Wieder eine andre bewundernswerthe Weiſe der Zuſammenfügung aus überaus kleinen Theilchen wird an den Nerven bemerkt. Dieſe ſind nicht, wie der Muskel, aus kleinen Faſern, ſondern aus überaus feinen, mit einem wie ölartigen, flüſſigen Weſen erfüllten Rohrchen zuſammengeſetzt, die vom Gehirn oder Rückenmark aus bis zu dem Theil des Leibes, zu deſſen Dienſt ſie beſtimmt ſind, fortlaufen. Sechs ſolcher Rohrchen, der Reihe nach an einander gelegt,

wurden erſt die Dicke eines feinen Menſchenhaares ausmachen, denn ihr Durchmeſſer beträgt nur den 300ten Theil einer Linie. Bei der Theilung eines Nervenſtammes in ſeine Aeſte, Zweige und Zweiglein findet nicht jene Anordnung ſtatt, wie bei der Vertheilung der Blutgefäße in ihre Aeſte und Zweige, ſo daß aus dem Stamm oder Aſt von größerem innrem Durchmeſſer ein Zweig von kleinerem Durchmeſſer hervorbricht, ſondern dieſelben Röhrchen, welche den ganzen Stamm bildeten, löſen ſich am Punkt der Vertheilung von einander ab und eine gewiſſe größere oder geringere Zahl von ihnen geſellt ſich zur Geſtaltung des Zweiges zuſammen, bis zuletzt bei der endlichen feinſten Zertheilung nur noch wenige dieſer Röhrchen bei einander bleiben, von denen jedes einzelne an einem beſtimmten Punkt das Ziel ſeines Laufes findet, wenn anders jene Vermuthung ſich nicht beſtätigen ließe, daß die meiſten Röhrenfadchen der vollkommenen Nerven ſich von dem Ort ihrer Endung wieder herum nach ihrem Ausgangspunkte beugen ſollten, ſo daß ſchon in dieſem Bau die doppelte Verrichtung der Nerven, zum Bewirken der Muskelbewegung, wie der Empfindung angedeutet wäre. In dem eben beſchriebenen Verlauf durch die Theile des Leibes erleiden die einzelnen Nervenröhrchen keine augenfällige Veränderung, jedes derſelben iſt in den Zweigen an Geſtalt daſſelbe geblieben, das es im Stamme war; dagegen hat man in der Maſſe des Gehirns und Rückenmarkes, darin alle Nerven unmittelbar (12 Paare im Gehirn, 30 im Rückenmark) oder mittelbar ihren Urſprung und ihr Ende nehmen, hin und wieder blaſenartige Erweiterungen und andre Formen kleiner Behältniſſe entdeckt, deren Innres zum Theil mit kugelförmigen, halbflüſſigen Körperchen (den ſogenannten Markkugelchen) erfüllt iſt. Wir erwähnten ſchon früher (im 21. und 24. Cap.) der Elemente, aus denen das Gehirn zuſammengeſetzt iſt. Der Phosphor und der Schwefel in ihrer Verbindung mit der Hauptmaſſe des halbgeronnenen Eiweißſtoffes, mögen unter dieſen Beſtandtheilen von weſentlicher Bedeutung ſeyn, was aber dieſem von Millionen der Röhrchen zuſammengefügten Gewebe, daraus das Hirn gebildet iſt, was dieſen blaſenförmig zarten Behältniſſen, die unter dem Gewebe zerſtreut ſind und in welche ein Theil der Röhrchen ſich erweitert das Vermögen ertheilt, die Eindrücke der Auſſenwelt, die auf die Sinnen wie auf andre

Theile des Leibes einwirken, als Empfindung und Wahrnehmung der Seele zuzuführen und die Anregungen des Willens nach allen Gliedern hinzutragen, das wird weder aus dem kunstreichen Bau der Nerven und Muskeln erkannt, noch aus der chemischen Zusammensetzung errathen. Alles, was wir bei dieser Gelegenheit bemerken können, gehet darauf hinaus, daß auch diesen Aeusserungen des Lebens ein polarischer Gegensatz und die beständige Wechselwirkung eines solchen zu Grunde liege (nach Cap. 8). Der unbewegte Nerv und der bewegte Muskel bilden einen Gegensatz dieser Art, bei welchem der Nerv die Stelle des Höheren (eines Schaffenden und Bewegenden) darstellt. Schon an sichtbarem Umfang übertrifft der Muskel den Nervenfaden, der ihm Bewegung verleiht, sehr augenfällig, ja in vielen Fällen entzieht sich die Weise des leiblichen Zusammentretens des Nervenendes und des Muskelfleisches unsrer sinnlichen Wahrnehmung gänzlich. Noch mehr wird das Bewegen des Muskels, das doch vom Nerven ausgeht, in diesem selber zu einem unsichtbaren Vorgang, eben so wie sich die Anregung zum Wahrnehmen und Empfinden die dem Leibe durch einen sinnlich erfaßbaren Gegenstand kommt, nach innen hinein, im Nerven, jeder weitren Erkennbarkeit entzieht. Zuletzt hat alles sichtbare und sinnlich wahrnehmbare Bewegen und Gestalten, aller Wechselverkehr unsres Leibes mit der äußren Körperwelt seinen Anfang und sein Ende in einem Etwas, dessen Bewegen, wie das welches im Nerven vorgeht, nicht nur, sondern dessen wesentliches Seyn für unser sinnliches Erkennen nicht mehr erfaßbar ist: in die Seele, welche vor dem sichtbaren Entstehen des Leibes war und nach der Auflösung des Leibes noch bestehen wird, weil ihrem Wesen ein wahrhaftes, nothwendiges Seyn zukömmt, gegen welches das Seyn des Körpers, ohne den waltenden und bestimmenden Einfluß der Seele mehr nur einem Scheine zu vergleichen ist.

44. Elektrische Erscheinungen an lebenden Thieren.

Nicht allein die Metalle und andre feste Körper, sondern auch sehr viele tropfbare Flüssigkeiten zeigen, wenn sie unter einander oder mit festen Körpern in Berührung kommen, eine elektrische Spannung. Daß selbst die Wirksamkeit des

lebenden Nerven mit der Anregung einer elektrischen Polarisation sehr nahe verwandt sey, geht schon aus den vorhin erwähnten Erscheinungen hervor, in denen die galvanische Strömung gleich dem lebendigen Einfluß des Nerven in den verschiedenen Theilen des Leibes theils Empfindung der Sinnen, theils Bewegung hervorbringt. Ungleich deutlicher jedoch wird dieses namentlich an einigen Arten der Fische erkannt, welche nach Willkühr mehr oder minder starke elektrische Schläge an Menschen und Thiere, so wie an andre Körper mittheilen können. Diese aus einem lebenden thierischen Körper hervorgehende Elektrizität kann eben so wie die gewöhnliche, zur Ladung einer Leidner Flasche, zum Hervorbringen von Funken und andrer solcher Erscheinungen benutzt werden, die an unsren künstlichen elektrischen Apparaten von bedeutender Stärke vorkommen.

Einer der weitverbreitetsten elektrischen Fische ist der Narke oder Zitterrochen der in verschiedenen Arten schon in unsren nachbarlichen Meeren, im Mittelmeer, in der Nordsee, im Kanal, im atlantischen so wie im indischen Meere gefunden wird. Ein seltsames Thier, dessen Körper fast den Umriß einer Geige hat und dessen weichliches Fleisch keine sehr beliebte Kost ist. Schon die Völker des Alterthums kannten die Eigenschaft des Zitterrochens, nicht nur Fische und andre Seethiere, theils zu seiner Vertheidigung, theils auch um ihrer als einer Beute habhaft zu werden, so zu betäuben, daß sie wenigstens für einige Zeit bewegungslos werden. Wenn man ihn mit der Hand berührt, fühlt man durch den ganzen Arm eine elektrische Entladung, welche ein Zittern und bebendes Zucken, zuweilen aber auch, wie eine Leidner Flasche, eine plötzliche Erschütterung bewirkt. Doch ist diese Wirkung nicht bei jeder Berührung bemerkbar; es hängt offenbar von der Willkühr des Thieres ab, ob es sich dieser Nothwehr bedienen will oder nicht und erst dann, wenn es gereizt wird, läßt es jene in ihm schlummernde Kraft kund werden. Allerdings kann die elektrische Spannung, deren dieser Fisch fähig ist, ihm ein Ersatz für einen Mangel werden, an welchem sein Körper im Vergleich mit dem von andren Rochenarten leidet. Sein weicher Leib ist nicht durch jene festen Hautdecken, nicht durch jene harten Vorsprünge und Stacheln geschützt, womit die Oberfläche der meisten Rochenarten bedeckt ist, auch ist ihm

ſein Fortkommen und Bewegen im Element das er bewohnt dadurch etwas erſchwert, daß bei ihm die Bruſtfloſſen ſich nicht bis an die Seiten des Kopfes verlangern und überhaupt von ſchwächerem Baue ſind. Der Zitterroche iſt deshalb kein ſehr behender Schwimmer, ſondern liegt gewöhnlich am Boden des Gewäſſers, im Sand oder Schlamm. Was ihm aber auf dieſe Weiſe in ſeinem Körperbau mangelt, das erſetzt er durch ſeine phyſikaliſchen Kunſtſtücke, mittelſt welcher er auch die ſchnellſten Mitbewohner ſeines Elementes, wenn ſie an Größe ihm nicht gar zu ſehr überlegen ſind, mitten in ihrem raſchen Laufe zu lähmen vermag. Dieſe Wirkſamkeit beruhet auf dem Daſeyn einer ganz eigenthümlichen Vorrichtung im Innren des Leibes. Gerade in der Gegend des zugerundeten Vordertheiles, wo die Fortſetzung der Bruſtfloſſen mangelt, entſprechend der Gegend des Nackens, liegt unter den hautigen Decken zu beiden Seiten des Körpers eine bedeutende, bis an 1200 ſich belaufende Menge von 4 bis 6eckigen Zellen von ſennigem Bau, welche mit einer aus Gallert und Eiweißſtoff gemiſchten Flüſſigkeit erfüllt ſind. Starke Nervenäſte verbreiten ſich in dieſen gleich den Wachswaben der Bienen zuſammengeordneten Zellen, und jene Nerven ſind es, vermöge welchen die Seele des Thieres, vom Gehirn aus, eine elektriſche Spannung in dem feſten und flüſſigen Gebilde der Zellen hervorruft, durch die es die Kräfte eines in die Ferne wirkenden Blitzes empfangt.

Der kräftigſte unter allen bisher bekannten elektriſchen Fiſchen iſt der Zitteraal, welcher zwar nicht in unſren nachbarlichen Meeren, deſto haufiger aber in den Bächen und ſtehenden Gewäſſern des ſüdlichen Americas gefunden wird. Das mächtige Thier erreicht zuweilen die Länge eines Menſchen und dabei die Dicke eines ſtarken Mannsarmes. So ſehr es auch in andrer Hinſicht unſren Aalen ähnlich iſt, unterſcheidet es ſich dennoch, ſcheinbar zu ſeinem großen Nachtheil, durch einen Mangel, der gleich auf den erſten Blick ins Auge fällt; ihm fehlt die lange Rückenfloße, die über den Oberkorper unſrer Aale ſich hinzieht und mit dieſer Floße zugleich auch großentheils die Schaar kleiner Muskeln, welche den Bewegungen derſelben dienen. Ueberdieß fehlt dem merkwürdigen Thiere die Ausbildung des Vorderleibes, die unſer Aal hat; der größte Theil ſeiner Korper-

länge gehört dem Schwanze an. Doch dieser Mangel nach außen ist durch eine Gabe im Innern des Körpers ersetzt, welche von mächtigerer Wirksamkeit ist als alle Flossen und Muskeln. Am Rücken hinab, und an beiden Seiten findet sich eine unzählige Menge kleiner, unregelmäßiger Zellen, welche durch horizontal laufende und senkrecht diese durchschneidende sennige Häute gebildet werden und von einer dickflüssigen, gallertartigen Masse erfüllt sind. In ihnen verbreiten sich bedeutende Nervenäste. Diese innre Einrichtung des Baues, mit welcher die großen Schwimmblasen in hülfreicher Beziehung stehen, giebt dem Thiere jene starke elektrische Spannung in seine Gewalt, durch welche dasselbe zu einem Schrecken der Menschen wie der andren Thiere wird. Denn die Bewohner jener Gegenden in denen die Schaaren des Zitteraales alle Sümpfe und kleinen Gewässer erfüllen, fürchten die geheimnißvolle Kraft dieses Fisches so sehr, daß sie selbst um großen Lohn den Fang desselben kaum wagen mögen, und wenn sie endlich sich dazu entschließen, mit der höchsten Vorsicht dabei zu Werke gehen. Und ihre Furcht ist nicht ungegründet. Stürzen doch selbst starke Pferde gelähmt zusammen, wenn sie durch ein Wasser gehen darin Zitteraale sind, denn der furchtbare Fisch legt sich mit seinem Rücken unter den Bauch des schwimmenden oder hindurch watenden Lastthieres und versetzt demselben einen so gewaltigen elektrischen Schlag, daß es entweder regungslos im Wasser untersinkt und darin ersäuft, oder, wenn es noch das Land erreicht, sich daselbst betäubt auf den Boden hinstreckt und erst langsam sich wieder erholt. Auch schwimmende Menschen sind auf diese Weise umgekommen. Deshalb ist es öfters geschehen, daß man in solchen Gegenden, wo es noch keine eigentlichen Kunststraßen und nur selten über die Lachen und kleinen Flüsse eine Brücke giebt, die frühere Richtung der Wege verlassen mußte, wenn man dabei hin und wieder auf Maulthieren und Pferden durch Wasser zu passiren genöthigt war. Denn bei dieser Gelegenheit gingen viele Lastthiere mit ihrer Bürde, öfters auch mit ihren Reutern zu Grunde, weil der Zitteraal auch ungereizt, mit der Tücke einer zornwüthigen Schlange, seine Angriffe auf alle in seine Gewässer kommende Thiere richtet. Eben so wie eine giftige Schlange durch öfteres Beißen ihren Giftvorrath so erschöpft, daß sie für einige Zeit fast gefahrlos wird, kann auch der Zitteraal, durch

mehrmaliges Entladen seiner elektrischen Batterie so ohnmächtig werden, daß man fast ohne alle Furcht vor seinen Schlägen ihn zu fangen vermag. Wenn deshalb vornehme Europäer an solchem Fange sich belustigen wollen, dann lassen sie eine Schaar der verwilderten, südamerikanischen Pferde, welche um sehr wohlfeilen Preis zu haben sind, in das Wasser hineintreiben und zuerst an diesen die Zitteraale ihre Kraft erschöpfen. Aber auch dann, wenn der Fisch so kraftlos geworden ist, daß er wie ohnmächtig, mit halbem Leibe hervorragend auf dem Wasser schwimmt, die Berührung der Pferde ängstlich meidet und die Nähe des Ufers sucht, ist er seiner elektrischen Spannung noch nicht ganz beraubt. Unterrichtete Europäer, welche die kleinen Harpunen, die man gegen den Fisch schleudert, aus seinem Fleische herauszogen, empfanden hierbei eine elektrische Erschütterung, welche die Wirkung der stärksten Leidner Flasche übertraf.

Die Wirkung des Schlages der Zitteraale auf die Empfindung ist übrigens, nach der Aussage der Beobachter verschieden und sie hängt sehr von der Größe und dem Wohlbefinden des Fisches ab. Wenn dieser im hohen Grade geschwächt ist, dann erregt seine Berührung nur ein Zittern in den Sennen des Armes bis zum Ellenbogen und eine solche wellenförmig anregende Ausströmung hat man auch häufig bei Versuchen mit dem Zitterrochen bemerkt. Wenn dagegen das Thier groß und noch unentkräftet ist, dann wirkt der Schlag, den dasselbe den Füßen oder Händen mit denen man es berührt, mittheilt so furchtbar, durch alle Gelenke und Theile des Körpers, daß der Mensch kaum sich aufrecht erhalten kann und Tage lang nachher noch an Schwäche und Schmerz in den Gliedern, Betäubung des Kopfes und dem Gefühl eines allgemeinen Unwohlseins zu leiden hat. Wenn man sich zum Fang der Zitteraale der Netze bedient und nur eines dieser Thiere, von schon reiferem Alter, zugleich mit jungen Krokodilen selbst von der halben Länge eines Menschenkörpers in das Garn geräth und mit herausgezogen wird, dann findet man diese so wie alle etwa in dieselbe Gesellschaft gekommene Fische, beim Ausschütten des Netzes todt und nur der Aal, der Mörder derselben ist, freilich mit etwas geschwächter Kraft, am Leben geblieben.

An diesen Fischen ist es auch möglich gewesen alle jene Versuche anzustellen, durch welche die wesentliche Uebereinstim-

mung ihrer polariſchen Spannung mit der Elektrizität erwieſen wurde. Man hat Funken bei ihrer Entladung geſehen, welche freilich an Größe und Helligkeit mit der Stärke der Erſchütterung die der lebende Körper bei der Berührung empfindet, noch weniger in Verhältniß ſtunden als die Funken einer großen Voltaiſchen Saule nach S. 380). Wenn man den Fiſch mit einer Stange von Glas oder Pech berührt, oder die Hand mit ſtarkem Seidenzeug umgiebt, iſt man eben ſo gegen ſeine Schläge geſchützt, als wenn man unter ähnlichen iſolirenden Vorkehrungen eine ſtark geladne Leidner Flaſche oder den Conductor einer Elektriſirmaſchine berührt; dagegen entlädt ſich die Spannung durch Metalle in ihrer ganzen Stärke. Der Zitteraal kann aus allen Gegenden ſeiner ſchleimigen Oberfläche Schläge ertheilen, nicht aber wenn man das Innre ſeines Mundes berührt. Wenn übrigens ſchon beim Galvanismus die elektriſche Ausgleichung dadurch, daß ſie (nach S. 379) mehr einer andauernden Strömung als einer plötzlichen Ausſchüttung gleicht, in einer Weiſe wirkt, welche der Lebensthätigkeit der thieriſchen Nerven näher verwandt iſt als die Wirkung der gemeinen, durch Reiben erzeugten Elektrizität, ſo gilt dies noch viel mehr von den elektriſchen Strömungsſchlägen der beiden bereits erwähnten Fiſcharten, ſo wie des mit gleicher Eigenſchaft begabten elektriſchen Stachelbauchfiſches im indiſchen Ocean und des Zitteraals, der den Nil ſo wie einige Ströme des mittleren Afrikas bewohnt. Die Erregung ſo wie die Aeuſſerung der elektriſchen Spannung dieſer Thiere gehet von ihrem Gehirn zum Nerven aus und hängt ganz von ihrer Willkühr ab, ſo daß der Zitteraal, der ſtärkſte unter allen, ſeinen Schlägen, die ſich in ziemliche Weite durch das Waſſer fortpflanzen, eine beſtimmte Richtung, nach einem gewiſſen Gegenſtand hin ertheilen, und, wenn er in Waſſerbehältern aufbewahrt, an die Nähe des Menſchen gewöhnt iſt, ſie auch ſo zurückhalten kann, daß er nur dann, wenn er gereizt wird, nicht bei jeder Berührung von ſeiner Kraft Gebrauch machet. Auch ſcheint es öfters, als wenn die elektriſchen Fiſche vor der Entladung zuerſt durch ihr Gefühl es prüften, ob der Kreis, durch den ſie den Schlag wollen gehen laſſen, geſchloſſen ſey; der Zitteral ſetzt ſich zuweilen ſchon mehrere Augenblicke vorher mit dem fremden thieriſchen Körper in Berührung, bis er plötzlich und auf einmal demſelben ſeine

lähmende Macht fühlen lässet, und mit noch mehr Zurückhaltung und Vorsicht benimmt sich dabei der schwächere Zitterroche. Es ist der natürliche Trieb der Selbsterhaltung, welcher diese Thiere dazu bewegt, daß sie bei der Erregung ihrer elektrischen Spannung mit einer gewissen Sparsamkeit zu Werke gehen. Wenn man sie zu einer öfteren Wiederholung ihrer Schläge in kurzen Zwischenzeiten nach einander antreibt, dann wird nicht bloß ihre elektrische, sondern mit dieser zugleich ihre Lebenskraft erschöpft, so daß sie bald darauf absterben. An zwei Fischen der Art bemerkte man, daß der eine, an welchem man den Nerven des elektrischen Organs durchschnitten und hierdurch die Verbindung desselben mit dem Gehirn, den anregenden Einfluß des letzteren, aufgehoben hatte, von nun an zwar keine Schläge mehr ertheilen konnte, dabei aber länger am Leben erhalten wurde, als der andre, der mit jener Verwundung verschont geblieben, dafür aber öfter zu seinen Entladungen gereizt worden war.

Von ganz andrer, vielleicht mit der durch Reibung erzeugten näher verwandt, ist jene Elektrizität, die man zuweilen in sehr augenfälliger Weise an lebenden menschlichen Körpern beobachtet hat. Bei manchen Personen geben die Haare beim Auskämmen oder beim Reiben elektrische Funken, eben so wie das Haar des Löwen, des Luchses und andrer Thiere vom Katzengeschlecht. An andren bemerkt man Funken, wenn ihre Haut gerieben wird oder beim Ausziehen des Gewandes, und als solche Funken gebende Männer werden namentlich Theodorich der Große, so wie Carl Gonzaga, der Herzog von Mantua, genannt. Vielleicht schließen sich hieran selbst solche Fälle, wie die allerdings äusserst seltnen einer plötzlichen Selbstentzündung menschlicher Körper.

Wenn wir, bei einer der bedauernswürdigsten, zum Glück nicht immer unheilbaren Krankheiten, welche unser Geschlecht betreffen können, bei der fallenden Sucht, Erschütterungen und Zuckungen der Glieder entstehen sehen, welche ganz jenen gleichen, die der Einfluß der Voltaischen Säule oder die Entladung einer gewöhnlichen elektrischen Spannung hervorruft, dann werden wir zu der Vermuthung geführt, daß hierbei der sonst unmerkliche, sich immer erhebende und ausgleichend sich wieder senkende Strom der elektrischen Anregung, die mit der Wirksamkeit der Nerven verbunden ist, in seinem gesunden Verlauf gehemmt und gleich wie an-

gedämmt sey, bis er, den Damm durchbrechend, in seiner ganzen Schrecken erregenden Macht über alle Bewegungsnerven des Körpers sich ergießt. Nicht immer leider wird die unmerkliche und gesunde Ableitung der polarischen Spannung, in den verschiedenen Gebieten des Nervensystems in solcher leichten und lieblichen Weise wieder hergestellt, als bei dem berühmten neapolitanischen Gelehrten Fabius Columna. Dieser litt in seiner Jugend an heftigen epileptischen Anfallen, welche der Kunst der damals berühmtesten Aerzte seines Vaterlandes nicht weichen wollten. Da beschloß er, der mit den Schriften der alten Griechen und Romer sehr vertraut war, zu der Weisheit dieser Alten seine Zuflucht zu nehmen; er forschte in den Werkern ihrer Aerzte und Naturforscher nach der Angabe eines Heilmittels gegen sein beunruhigendes Leiden. Einige Gebirgskräuter waren darin als hulfreich empfohlen, sie waren genannt und beschrieben, aber keiner der damals in Italien lebenden Aerzte konnte eine sichre Auskunft uber sie geben. Da machte er sich selber auf in die Gebirgsgegenden seines Vaterlandes, er suchte und forschte und fand die Pflanzen auf, deren Gestalt und Eigenschaften der Beschreibung in den Schriften der Alten entsprachen. Mehr noch als der Gebrauch derselben mochte jedoch zu der Heilung von seiner Krankheit die anhaltende äußere Bewegung in der freien Luft und die innre, freudige Aufregung beigetragen haben, welche ihm aus der Erkenntniß und Betrachtung der schönen Pflanzenwelt kam. Denn er verwendete jetzt alle die Zeit, welche ihm von seinen Studien der Rechtsgelehrsamkeit und von der ehrenvollen Ausubung dieses Berufes ubrig blieb, auf den Umgang mit der Natur und vor allem mit dem Pflanzenreich und dieser Umgang wurde fur ihn eine unversiegbare Quelle von Erquickung und Vergnugen, ein Mittel selbst der Lebensverlangerung. Denn als er im J. 1640 starb, da hatte er bei einer fast bis zum Ende sich gleichbleibenden Munterkeit des Geistes, ein Alter von 73 Jahren erreicht, er, der schon als 18jähriger Jüngling, am Rande des Grabes zu schweben schien.

15. Magnetismus und Elektrizität als Formen der wesentlich einen polarischen Spannung.

Man hat die Erscheinungen, von denen wir hier zu re-

den gedenken, unter dem Namen des Elektromagnetismus zusammengefaßt, womit man jene Einigung der elektrischen mit der magnetischen Naturkraft andeuten wollte, die sich darin unmittelbar durch Beachtung nachweisen lasset.

Schon bei einer andren Gelegenheit, als wir von den mächtigen Wirkungen des Blitzes sprachen, erwähnten wir solcher Fälle, aus denen es deutlich wird, daß die Elektrizität in dem Eisen, dem sie sich mittheilt, zur magnetischen Kraft werden konne. Auf jenem Schiffe, in welches wegen der unvollkommenen Einrichtung des Wetterableiters der Blitz einschlug, wurden alle eisernen Messer und Gabeln magnetisch; von den Magnetnadeln die sich darauf fanden, hatten einige eine verstärkte magnetische Kraft erhalten, bei andren war dagegen diese Kraft geschwächt, ja bei etlichen ganz vernichtet worden. Das, was hierbei die hochgesteigerte atmosphärische Elektrizität that, das leistet unter andren Umständen auch die Elektrizität der geriebenen Korper, so wie die der Voltaischen Saule. Ein kleiner Stab von Eisen oder Stahl wird alsbald magnetisch, wenn man einen elektrischen Strom schief, noch mehr wenn man denselben rechtwinklich uber den Eisenstab hinleitet. Während man jedoch die magnetische Polarisation dadurch kunstlich hervorruft, daß man mit einem kraftigen Magnet der Länge nach und immer in derselben Richtung uber einen Stab von Eisen oder Stahl hinstreicht, kann man auch einer Magnetnadel dadurch ihre Kraft benehmen, daß man die Entladung einer starken elektrischen Batterie durch sie hindurchschlagen lasset, wobei allem Anscheine nach die Richtung, welche der elektrische Schlag durch die Nadel nimmt, von wesentlichem Einfluß ist. Das Einsseyn des Wesens der Polarisation in ihrer magnetischen wie elektrischen Form wird übrigens auch darinnen erkannt, daß die Polardrähte einer Voltaischen Säule, selbst dann, wenn sie aus einem Stoffe bestehen, welcher fur die Mittheilung des Magnetismus unter andern Umständen ganz unempfanglich erscheint, ohne Unterschied, gleich einem Magnet, Eisen anziehen, und mit dem Staube der Eisenfeilspähne, hierin etwas verschieden von der Wirksamkeit der eigentlichen Magnete, ihrer ganzen Länge nach sich überziehen. Uebrigens dauert diese magnetische Eigenschaft nur so lange als der elektrische Strom währet und nimmt mit diesem zugleich ihr Ende.

Die vorhin erwähnte Erfahrung, nach welcher ein klei-

ner Stab von Eisen oder Stahl magnetisch wird, wenn man einen elektrischen Strom der Queere nach über ihn hinleitet, und zugleich jene daß die magnetische Kraft immer höher gesteigert werde, je mehr solche Ströme zugleich über den Eisenstab hinstreichen, hat zu einem andren sehr erfolgreichen Versuche Veranlassung gegeben. Man hat ein noch unmagnetisches Eisen, dem man Stab- oder Hufeisenform gab, mit einem Draht, etwa von Kupfer, so umwickelt, daß die elektrischen Strömungen, welche man von den Polarenden einer Voltaischen Saule aus durch den Draht leitete, sammtlich ihre Richtung queer über das Eisen nahmen. Damit sich aber die elektrische Spannung als solche vom Drahte aus dem Eisen, als einem gleich guten Leiter nicht mittheilen könnte, wurde entweder das Eisen oder der Draht übernirnißt oder mit Seide, mit Wollband und andren isolirenden Substanzen überzogen, ja selbst der Draht in seinen schraubenformigen Windungen um eine Glasrohre herumgeführt, in dessen Innrem das zu magnetisirende Eisen enthalten war. Denn die Wirksamkeit der magnetischen Polarität unterscheidet sich darin augenfallig von der elektrischen, daß sie durch alle jene Korper, welche sich gegen die elektrische Kraft isolirend und hemmend verhalten, fast so ungehindert hindurch wirkt, als waren dieselben nicht vorhanden und nur bei dem Hindurchgehen durch Eisenplatten eine bemerkbare Schwachung erleidet. Während deshalb die isolirende Vorrichtung den Einfluß der Stromung in seiner elektrischen Form von dem Eisen abhält, verstattet sie demselben in seiner magnetischen Form einen ungehemmten Zutritt und giebt hiedurch ein Mittel an die Hand, die magnetische Wirksamkeit des Eisens zu einer Hohe zu steigern, welche die Kraft der natürlichen oder der in gewohnlicher Weise kunstlich bereiteten Magnete niemals erreicht hat. Denn obgleich auch im Gebiete des Magnetismus die verhältnißmaßig bedeutendere Macht des Kleinen darinnen erkannt wird, daß Magnete von nur etlichen Gran Gewicht ein vierzigmal großres Gewicht (einer von 7 Gran 1¾ Loth) tragen und daß diese Kraft durch Armirung ihrer Pole mit flachen, in dicke Enden auslaufenden Stucken Eisen noch vielfach vermehrt werden kann, so hat man doch bei großeren Magneten, deren Gewicht ein Pfund und daruber betragt, die Wirksamkeit nur selten höher, als zum Tragen eines zehnfachen Gewichtes zu steigern vermocht. Ja die Trag-

kraft des größesten bekannten Magnetes, der sich im Teyler'schen Museum befindet, kommt nicht einmal dem eigenen Gewicht desselben gleich, denn dieses beträgt mit der Armatur 307 Pfund und das Gewicht, das man an den Haken seines Ankers hängt, darf 230 Pfund nicht übersteigen. Dagegen hat man einem hufförmig gebogenen Eisenstabe, welcher 59½ Pfund wog, durch die elektrische Strömung mittelst eines schraubenförmig um ihn herumlaufenden Metalldrahtes eine Tragkraft von 2063 Pfund mitgetheilt, ein andres, zu gleichem Versuch angewendetes, plattenförmiges Stück Eisen, welches 16 Pfund wog, trug 2500 Pfund, ein Hohlcylinder von Eisen, 8 Zoll lang, von mehreren isolirten Drähten umwickelt, welche ihre Strömungen leiteten, hielt 2775 Pfund. Die Stärke der magnetischen Wirksamkeit, die in solcher Weise dem Eisen mitgetheilt wird, hängt ganz von der Stärke der elektrischen Strömungen ab und von der Menge dieser Strömungen (Drahtwindungen), welche quer über das Metall oder über die Glasröhre hingehen, in welcher die Magnetnadel enthalten ist. Die Polarisation des Eisens zeigt sich erst in ihrer ganzen Stärke, wenn die elektrische Strömung einige Zeit gedauert hat, sie nimmt aber sogleich wieder ab, wenn jener Einfluß aufhört und verliert sich in den meisten Fällen nach einiger Zeit gänzlich. Ohnehin ist nicht das gestählte Eisen, das den Magnetismus am längsten festhält, sondern das weiche Eisen, das Gußeisen, für die Mittheilung und möglichst hohe Steigerung der elektromagnetischen Kraft am empfänglichsten. Doch läßt sich die Kraft des elektromagnetischen Eisens, während der Andauer seiner Polarisation, zum Magnetisiren von Stahl durch Streichen anwenden und namentlich empfängt ein Stahlstab, wenn man ihn in glühendem Zustand mit jedem Ende an den Pol eines starken Elektromagnetes anlegt und in dieser Lage ihn ablöscht, eine sehr bedeutende magnetische Kraft.

Eine weitere Betrachtung des Einflusses jener Drehungen, welche der gewundene Draht um den Eisenstab oder die Nadel macht, hat indeß noch zu weitren Aufschlüssen über das Zusammenwirken der Elektrizität und des Magnetismus geführt. Die Lage der magnetischen Pole bleibt bei einer Verschiedenheit der Richtung, welche die Windungen des Strömungsdrahtes nehmen, nicht dieselbe; bei einer von Rechts zu Links verlaufenden Richtung der Ströme erhält

jenes

jenes Ende des Eisenstabes die südpolarische Spannung, das bei der von Links zu Rechts gehenden Windung des Drahtes nordpolarisch wird. Ein geistvoller Naturforscher unserer Zeit, Schweigger, hat aber, noch einen Schritt weiter gehend, die Drehungen der elektrischen Ströme um den Magnet auch in einer tieferen Beziehung erfaßt. Er hat durch eine sinnreich erfundene Vorrichtung es vor Augen gelegt, daß eine frei schwebende Magnetnadel, durch welche eine elektrische Strömung geleitet wird, um den Pol eines in ihre Nähe gebrachten Magnetes eine wirklich kreisförmige Bewegung mache. Auf einem andren Wege der Versuche ist es gelungen auch eine kreisförmige Bewegung des Magnetes um einen in der Mitte des Kreises liegenden Leitungsdraht der elektrischen Strömung zur Anschauung zu bringen. Zu diesem Versuch hat man kleine, dabei aber kräftig wirksame Magnetstäbe angewendet, welche man in ein mit Quecksilber gefülltes Gefäß brachte, in dessen Mitte die beiden Enden der Polardrähte eines elektrischen Apparates ihre Strömungen vereinten. Die stählernen Magnetstäbe wurden für sich allein auf dem doppelt so schweren Quecksilber schwimmen, wie Holz auf Wasser, man hängt deshalb an eines ihrer Enden ein Stückchen Platinametall, welches 1½ mal so schwer ist als Quecksilber und bewirkt auf diese Weise was man bewirken wollte: die Metallstäbchen schwimmen, wie ein an dem einen Ende mit Blei beschwertes Stück Holz im Wasser, senkrecht stehend im Quecksilber. Und in dieser Stellung, das Feste im leicht trennbaren Flüssigen schwebend, sieht man die Magnete alsbald eine kreisförmige Bahn um den Punkt beschreiben, an welchem die Ströme der elektrischen Wirksamkeit sich concentriren. Und nicht nur die Magnetstäbe um den Mittelpunkt einer kräftigen elektrischen Entladung, selbst das schwere Quecksilber wird in eine kreisförmig bahnende, wellenartige Bewegung gesetzt, wenn man in ein Gefäß, das mit diesem flüssigen Metall gefüllt ist, die Polarenden einer kräftig wirkenden Voltaischen Säule in einiger Entfernung von einander einsenkt und dann einen starken Magnet in der Mitte zwischen den Entladungspunkten der Polardrähte oder in der Nähe des einen dieser Punkte über das Quecksilber hinhält. Alsbald entstehen im Quecksilber oder in ungefälligerer Weise in dem mit ein wenig Säure vermischten Wasser, das man auf seine Oberfläche geschüttet hat, um

die beiden Enden der elektrischen Polardrähte herum, Bewegungen nach entgegengesetzter Richtung, die eine von der Linken zur Rechten, die andre umgekehrt, von der Rechten zur Linken. Hatte man zuerst den Nordpol eines starken Magnetes an die Oberfläche des Quecksilbers gebracht und man wendet nun zu demselben Zwecke den Südpol an, dann tritt auf einmal die entgegengesetzte Richtung der Strömungen ein: der welcher vorhin von der Rechten zur Linken gieng, nimmt jetzt seinen Lauf von der Linken zur Rechten, und umgekehrt. Dieselbe Veränderung des Bewegens tritt ein, wenn man den Magnet, statt wie vorhin von oben, so jetzt von unten dem Gefaß mit Quecksilber und den beiden Ausgangen der elektrischen Entladung nahet.

Diese Erscheinungen lassen uns im Kleinen und gleich wie in einem Spiegel das Abbild eines Werkes, einer That des Schopfers sehen, deren offenkundiges Geheimniß in Schriftzugen, die aus leuchtenden Sternen gebildet sind, am Himmel stehet. Da droben unter diesen leuchtenden Welten ist nirgends ein Stillstand, alle, wie der Gang eines lebenden Menschen, nach seinem Ziele, sind sie in Bewegung. Und es ist freilich nur ein und dieselbe Kraft des Lebens, die den Schritt eines gehenden Menschen beflugelt; aber diese Kraft tritt dabei in zwei Momenten oder Formen auf: der fortschreitende Fuß wird jetzt durch die Anregung des Lebens emporgehoben und sinkt dann, dem Gesetz der Hinneigung nach dem Alles tragenden Mittelpunkt folgend, wieder nieder. So wirkt auch, wie wir spater noch weiter erwägen wollen, bei den Bewegungen des Mondes um seine Erde, der Planeten um ihre Sonne, ja aller Sonnen, wir wissen nicht, um welchen geheimnißvollen Ziel und Mittelpunkt ein und dieselbe Kraft in einer zweifachen Form und Richtung, davon die eine nach der Gemeinschaft mit dem leiblich tragenden Mittelpunkt, die andre aber nach dem eigenthumlichen Verkehr, der nach seinem Maaße jedem Dinge verliehen ist, mit dem die Mitte wie seine Enden umfassenden Ursprung alles Seyns und Bewegens hingewendet ist.

46. Der elektrische Telegraph.

Es ist freilich eine anscheinend seltsame Anordnung, nach welcher wir hier, etwa an die Beschreibung der Elektrizitat der

Fische die Erwähnung eines Mittels anreihen, das in unsren Tagen die Physik erfunden hat, um die Gedanken einer Menschenseele einer andren in weiter Ferne wohnenden Menschenseele in einer Schnelligkeit mitzutheilen, welche man fast mit der Schnelligkeit der Gedanken vergleichen kann. Einiges läßt sich indeß dennoch zu Gunsten jener Anordnung anführen.

Wenn der elektrische Fisch, wie etwa der Zitteraal, ein andres Thier, das in seinem Gewässer lebt oder in dasselbe hineinkommt, todten oder betäuben will, dann hat er nicht nöthig, dasselbe mit den gewöhnlichen Waffen andrer Fische, mit dem Gebiß zu packen, ja er braucht dasselbe weder zu berühren, noch auch nur in großer Nähe zu haben, sondern dabei nur der unsichtbaren, gleich wie zauberhaften Kraft seiner elektrischen Spannung sich zu bedienen, um mit der Schnelle des Blitzes seinen thierischen Willen in That zu setzen.

Was dem Thiere durch eine besondre Zusammenstellung seiner Nerven mit den hautig-sehnigen Behältnissen verliehen ist, in denen eine leicht zersetzbare Flüssigkeit sich befindet, das hat der Mensch in einer ungleich höheren, vielseitigeren Weise durch den denkenden Geist empfangen, in dessen Kraft er ein Herrscher über sich selber und über die ganze ihn umgebende Sichtbarkeit geworden ist. Nicht nur durch das hörbare Wort, sondern auch durch das sichtbar gemachte Zeichen dieses Wortes vermag der Mensch die Regungen seines Willens, seiner Gefühle, wie das Licht seines Erkennens auf andre lebende und verstehende Wesen überzutragen: Er bewegt und lenkt durch sein Wort den abgerichteten Hund wie das schnelle Roß und den mächtigen Elephanten; seine Rede, in der Form der Buchstaben, spricht, als ob er gegenwärtig bei diesem stünde, zu einem in fernem Welttheil wohnenden Menschen, spricht noch dann, wenn sein Leib schon seit Jahrhunderten zur Asche geworden ist, zu einem noch lebenden Geschlecht der Menschen.

Den entfernt Wohnenden sich schnell, besonders in Zeiten der Noth mitzutheilen, das hat man schon in älterer Zeit durch die Feuersignale verstanden. Wenn indeß von einem Hügel zum andren, über einen ganzen Landstrich hinüber, die Flammen der Nothfeuer sich erhuben, da konnten diese, denen die sie sahen, nichts Näheres verkunden über

den Grund, aus dem man sie angefacht hatte; man erfuhr durch sie nur im Allgemeinen, daß etwa dem Land und seinem Volke oder auch nur den Bewohnern einer einzelnen Gegend eine große Noth zugestoßen sey. Deßhalb leisteten die Telegraphen, davon wohl die Meisten von uns einen in Natur oder in Abbildungen gesehen haben, schon ungleich mehr, indem sie durch die verschiedenen Stellungen der Gliederstücke und Klappen ihrer Maschinerie verschiedene Buchstaben, Silben und ganze Worte ausdruckten und so eine förmliche Unterredung zwischen Menschen möglich machten, welche durch ein Heer der Feinde oder andre unüberwindliche Hindernisse von einander getrennt waren. Noch dazu beruhte die Sprache, welche die Telegraphen vor den Augen der Feinde oder vor Tausenden der Neugierigen von einem Thurme zum andren mit einander redeten, auf einer Uebereinkunft derer, welche sich Mittheilungen durch dieselbe zu machen hatten; nur ihnen war sie verständlich; Andre, denen der Schlüssel zu ihrer Deutung fehlte, errieth schwerlich den Sinn der schnell wechselnden Stellungen der Maschine.

Diese gewöhnlichen Telegraphen kamen zuerst in Spanien und Frankreich in einen allgemeinen Gebrauch; die erste eigentliche Telegraphenpost wurde durch Herrn Chappe von Paris nach Lille, auf eine Entfernung von 30 Meilen angelegt und bestund aus 12 Telegraphen. Der Einrichtung dieser Telegraphenlinie folgte bald die vieler andrer in und ausser Frankreich. Der Vortheil, den dieselben zur schnellen Weiterbeförderung von Nachrichten darboten, war unverkennbar: die Eroberung von Quesnay wurde mittelst der Telegraphenpost schon in einer Stunde in Paris bekannt und bei der jetzigen noch ungleich besseren Einrichtung der Telegraphen würde vielleicht nur die halbe Zeit dazu nöthig seyn, um aus gleicher Entfernung eine solche Kunde zu empfangen. Auch bei Nacht war in möglichster Weise durch Beleuchtung des Telegraphen, oder dadurch für die fortwährende Wirksamkeit desselben gesorgt, daß man Laternen in gewisser Zahl und Stellung, so wie in abwechselnder Dauerung oder Steigerung ihres Lichtes für die Zeichensprache benutzte. Es leuchtet übrigens von selber ein, wie oft das Eintreten von dichtem Nebel, heftigem Gußregen und Stürmen den Gang der Telegraphenposten unterbrechen mußte und wie leicht auf einer der vielen Zwischenstationen sich ein Verse-

ben einschleichen konnte, dessen Folgen sich durch alle Glieder bis zum Ziele hin fortsetzten.

Wie ganz anders ist dagegen die Wirksamkeit jener Telegraphen, welche wir hier betrachten wollen. Durch ihre Anwendung ist das als unmöglichst Erscheinende möglich geworden; zwei Menschen, welche funfzig ja mehrere Hunderte von Meilen von einander entfernt wohnen, können sich irgend eine Nachricht, einen Gedanken, nicht, wie auf dem Wege der gewöhnlichen Telegraphenposten in Zeit von einer Stunde oder halben Stunde, sondern augenblicklich, als wenn sie an einem Tische beisammen saßen in der Wortsprache mittheilen, ja, wenn eine Verbindung durch Kupferdrahte zwischen St. Petersburg und Peking hergestellt und der Kraftverlust der dem elektrischen Strome auf solchen Weg zufließe, vollkommen vermieden werden konnte, dann würde der Sprechende in Chinas Hauptstadt nach etwa anderthalb Terzien schon und selbst ein Bewohner des Mondes, wenn unsre elektromagnetische Strömung bis dorthin geleitet werden könnte, würde noch vor Ablauf einer Secunde von der Erde aus Kunde empfangen, denn die Mittheilung der Gedanken auf dem Wege der elektrischen Leitung ist schneller als das Licht; die elektrische Strömung durch einen Kupferdraht durchläuft in einer Secunde gegen 72,000, der Lichtstrahl nur 41,518 Meilen. Aber außer der Alles überflügelnden Schnelligkeit, hat eine solche Mittheilung der Gedanken durch elektrische Strömung noch ganz andre Vorzüge vor der Mittheilung durch telegraphische Posten. Das, was der Sprecher dem weit entfernt wohnenden Hörer sagen will, wird nicht durch Tausende von Augen gesehen, sondern erst an dem Orte, für den die Rede bestimmt war, giebt es sich dem Andren kund; der Lauf den das Menschenwort in der unsichtbaren Form einer elektrischen Entladung nimmt, gehet tief unter der Erde verborgen, oder in der Metallmasse des Kupferdrahtes hoch über die Dächer hin. Dort aber, wo es bei seinem Ziele ankommt, macht es sich nicht nur wie das gewöhnliche telegraphische Zeichen dem Auge, sondern auch dem Ohre vernehmlich. Der Freund, mit welchem ein Andrer, in stiller, nächtlicher Stunde zu reden hat, sitzt vielleicht in Gedanken vertieft an seinem Schreibtische, oder er hat sich schon dem Schlummer hingegeben, da weckt ihn der Ton eines Glöckchens; er horcht auf, die Töne, jetzt des tiefer,

dann des höher gestimmten Glöckchens wiederholen sich, die Zahl der Glockenschläge und die Verschiedenheit ihrer Töne hat Etwas zu bedeuten; erst ein tiefer, dann schnell darauf ein hoher, dann wieder ein tiefer Ton bedeutet ein A, ein tiefer, dann gleich darauf 2 hohe und wieder ein tiefer das B, ein tiefer, dann in gleichem Moment kein hoher, oder ein hoher, dem kein tiefer folgt, bedeuten, jener das E, dieser das J; drei tiefe, gleich hinter einander das O. Und so ist jeder Buchstabe durch eine gewisse Zahl und durch die schnelle Aufeinanderfolge der höheren und tieferen Töne vollkommen genau bezeichnet. Zwischen jedem Buchstaben tritt eine kleine, zwischen den Worten eine größere Pause ein. So schnell als ein fähiges Kind die Worte durch Buchstabieren auffinden kann, wird es, durch Uebung möglich die Wortsprache der Glöckchen zu verstehen.

Aber, wir nehmen an, der Freund an den die Rede des entfernt wohnenden Freundes gerichtet war, sey bei dem ersten Anschlag des Glöckchens nicht erwacht, er habe einen Theil dessen das dieser zu ihm sprach, oder das Ganze überhört? Auch dann ist nichts Wesentliches für ihn versäumt; er findet, wenn er mit dem Licht nach dem Tische hintritt, auf welchem sein elektrischer Telegraph seine Zauberkünste verrichtet, oder auch dann, wenn er erst am lichten Morgen dahin kommt, Alles das, war er überhört hatte, in sichtbarer Weise verzeichnet; er findet einen Brief der zwar nicht in eigentlichen Buchstaben, wohl aber in Punkten geschrieben ist, deren höhere oder tiefere Stellung (entsprechend den verschiedenen Tönen der Glöckchen) und Zusammenordnung die einzelnen Buchstaben alsbald erkennen, und durch die gleich den Tonpausen zwischen sie tretenden Intervallen, von einander unterscheiden läßet.

Es bedarf nicht der Erinnerung, daß weder Sturm noch Regen, weder Nebel noch lichter Sonnenschein einen bedeutenden Unterschied in der Leichtigkeit der Mittheilung bewirke. Ja, noch etwas Andres steht in der Macht der Sprecher, welche durch elektrische Strömung ihre Gedanken sich mittheilen wollen. Es kann von dem einen Orte aus durch verschiedene Drähte eine Leitung und Verbindung möglich gemacht seyn, nach sehr verschiedenen Punkten hin, davon der eine nur 2 Meilen, der andre 5, ein dritter 8 Meilen weit gegen Ost, noch andre vielleicht in Süd oder in

West gelegen sind. Der Sprecher will jetzt Dem der 5 Meilen weit in Osten wohnt eine Mittheilung machen, welche den 2 so wie den 8 Meilen Entfernten, welche die in Süd und West verweilenden telegraphischen Correspondenten Nichts angeht, und er darf nur die Leitung nach dem hiezu bestimmten Drahte hingehen lassen, während er die nach den andren absperrt, dann hat er seinen Zweck erreicht; eben so wie ein Freund in leiblicher Gegenwart einen andren Freund auf seinem Zimmer besuchen, und mit diesem ein vertrautes Gespräch halten kann, von welchem die andren, nahen oder fernen Bewohner der Stadt Nichts hören, so vermag der Redner durch den elektrischen Strom nach dem 5 Meilen weit entlegenen Wohnort eines telegraphischen Zuhörers seine Anrede hinzurichten, ohne daß auf all den andren mit ihm verbundenen Stationen ein Glockchen ertönt oder ein sichtbarer Punkt auf das Papier sich zeichnet.

Man wird fragen, ob und wie eine solche vielseitige Aufgabe gelöst worden sey? Sie ist vollständig gelöst worden durch C. A. v. Steinheil in München, dessen sinnreiche telegraphische Verrichtung die Bewunderung der Einheimischen so wie vieler durchreisenden Fremden erregt hat. Das Mittel wodurch die ganze vielseitige Thätigkeit des Telegraphen hervorgerufen und im Gang erhalten wird, ist ein höchst einfaches, zugleich aber auch ausserordentlich mächtiges. Es gründet sich ganz auf die vorhin erwähnte Ablenkung einer Magnetnadel oder eines Magnetstabes von ihrer, dem Zuge des Erdmagnetismus folgenden Richtung, wenn die elektromagnetische Strömung eines schraubenförmig mit Kupferdraht umwundenen (hufeisenförmigen) Magnetes darauf einwirkt. Die Bewegung ist verschieden, je nachdem die Strömung des einen oder des andren Poles nach den Magnetstäben hingeleitet wird; sie geschieht in dem einen Falle von der Linken zur Rechten, im andren von der Rechten zur Linken, und dieses Bewegen ist um so rascher und kräftiger, je stärker die Wirksamkeit des elektromagnetischen Apparates sich erweist und je schneller und plötzlicher man durch die Drehungen der Maschine die Entladungen entstehen und abbrechen so wie wechseln lasset. Wenn die Strömung von dem Punkte an, wo sich ihre Entladung endet, den längeren oder kürzeren Raum durchlaufen hat, dann setzt sie die Enden der Magnetstabchen in eine rasche und kräftige, nach

der einen oder andren Richtung gebende Schwingung; bei solcher Gelegenheit schlagen die Magnetstäbe an kleine Glas- oder Metalldrahtglocken und bewirken hierdurch den verschiedenen Ton, so wie das Bewegen eines kleinen Gefäßchens, das mit dunkler Oelfarbe gefüllt ist und in ein rohrenförmiges Schnäbelchen endigt. Vermöge der Anziehung der Wände dieses Röhrchens dringt ohne Aufhören ein Tropflein der Farbe bis zu seiner Mündung vor. Ein Streifen Papier, mit Linien, zur Unterscheidung der höheren und tieferen Töne versehen, wird außen, am Rande der Vorrichtung, vermittelst eines Uhrwerkes in einer beständigen, von einem Cylinder auf den andren sich auf und abwickelnden Bewegung erhalten, welche dem Bewegen des kleinen Schreibezeuges, das am Ende der Magnetstäbe befestigt ist, so entgegen kommt, daß jedesmal der Stab, dessen bewegtes Ende über den Saum der Vorrichtung heraustritt, mit seinem färbenden Röhrchen einen schwarzen Punkt auf das Papier, je nach der Richtung der Bewegung und der Stelle der Hinabsenkung jetzt höher dann tiefer aufträgt.

Im Ganzen nach denselben Grundsätzen errichtet, sind jene elektrischen Telegraphen, welche London mit Windsor und Southampton verbinden und eine augenblickliche Mittheilung von dem einen dieser Orte nach dem andren hin möglich machen. Nicht bloß Drähte, zu deren Zweck der Leitung Kupfer sich am meisten eignet, sondern auch die Schienen der Eisenbahnen, welche schon jetzt einen Theil der Länder nach weiter Ferne hin durchziehen, ja selbst hin und wieder, mittelst großer, an den abfließenden Enden der metallenen Leiter angebrachten Metallflächen, das Erdreich oder das Wasser, können vielleicht für den Verkehr der elektrischen Telegraphen benutzt werden, so daß der Weg dieser Mittheilung nach allen Richtungen hin sich einschlagen ließe.

In solchen Erscheinungen, wie das Bewegen der elektrischen Ströme und des Lichtes, welche der Geist des Menschen in seinen Dienst zu nehmen und nach Willkühr zu leiten vermag, wird uns, wenn auch nur in verbildlichter Weise jener Unterschied anschaulich, der sich zwischen der Macht und Wirksamkeit des Geistes und jener des Leibes findet. Die Elektrizität wie das Licht, so fast unermeßlich auch ihre den Raum durchdringende Kraft ist, gehören zwar beide noch immerhin der Leiblichkeit an und dennoch ist die Ent-

fernung für sie fast gar nicht mehr vorhanden, die Beschränkung durch Zeitverlust ist fast ganz aufgehoben; der Rapport, wenn auch nur durch die leibliche Vermittlung des metallenen Leiters hergestellt, ist ein wahrhaft wundervoll naher und inniger. Was mag erst jener verbindende Zug der Seelen seyn, welcher keine Vermittlung mehr durch das Körperliche bedarf, sondern unmittelbar durch ein allvereinendes geistiges Element von einer der Körperlichkeit entwundenen Seele zur andern geht! Kann schon der Lenker und Meister eines elektrischen Telegraphen nach Willkühr seine Zusprache jetzt nach diesem, dann nach einem andern Freunde hinrichten, mit seinem Denken und Wollen bei diesem gegenwärtig seyn, obgleich er durch die Bau seines Leibes an einen andern, räumlich fernen Ort gebunden ist, was wird erst dann möglich seyn, wenn diese Ortsgebundenheit an die Schranken des planetarischen Raumes mit dem Leibe aus Erde zugleich hinwegfällt.

42. Die Bedeutung der Wärme für Magnetismus und für Elektrizität.

Auf dem bisherigen Wege unserer Betrachtungen über das Wesen und die Eigenschaften der Wärme ergieng es uns wie Reisenden, die in der geraden Richtung nach einem bestimmten Ziele jetzt durch diese Landschaft oder Stadt, dann durch eine andre kommen und die an manchen dieser Punkte verweilend der Betrachtung der Merkwürdigkeiten zur Rechten und zur Linken sich hingaben. Auf diese Weise haben wir uns, obgleich nur als Vorübergehende mit dem Wesen der elektrischen, wie der elektromagnetischen Erscheinungen beschäftiget und auch hier verweilen wir wieder auf einige Augenblicke bei den unendlichen Zuschritten einer Stundensäule, die uns zwar über die Entfernung, die wir noch zu unserm Ziele zu durchlaufen haben, nicht aber darüber in Ungewißheit lassen, daß wir noch immer auf dem rechten, geraden Wege sind.

Für die Wirksamkeit der magnetischen Polarität zeigt sich die Wärme zunächst nicht beeinflussend. Die Beobachtung zeigt es, daß die Tragkraft und mithin die Stärke der Polarisation unserer gewöhnlichen Magnete, schon bei einer Temperatur der heißen Sommertage, wenn dieselbe etwa in

unſren nach West oder Südwest gelegenen Dachkammern bis auf 32 Grad Reaumur und darüber ſich ſteigert, augenfällig vermindert werde, noch mehr da, wo ſie, wie in den Trockenſtuben 40 Grad erreicht. Das Gewicht das man an den Anker eines künſtlichen Magneten gehangen hatte und welches derſelbe bei gewöhnlicher Temperatur ganz gut zu tragen vermochte, fällt dann plötzlich herab. So weiß man auch, daß ſelbſt der kräftigſte Magnetſtab durch abwechſelndes Eintauchen in ſiedendes Waſſer und darauf folgendes Abkühlen allmählich, durch ein Erhitzen aber bis zum Glühen plötzlich ſeine ganze anziehende und abſtoßende Kraft verliere und zugleich mit dieſer ſeine nach den Erdpolen ſich hinlenkende und von ihnen unter einem feſtſtehenden Verlauf der Zeiten ſich entfernende, ſo wie wieder nahernde Bewegung. Zwar auch ein ſehr hoher Grad der Kälte ſoll den Magnetismus ſchwächen, doch hält dieſe Schwächung keineswegs der durch die Hitze das Gleichgewicht. Das Licht dagegen ſcheint nach mehreren Beobachtungen die magnetiſche Polariſation zu verſtärken und vor Allem wird dieſer begünſtigende Einfluß dem violetten Strahle des Prismas zugeſchrieben.

Daß die elektriſche Spannung in den hierzu befähigten Körpern durch die Wärme angeregt und verſtärkt werde, davon war ſchon früher im Allgemeinen die Rede, ſo daß wir hier die Thatſache nur noch durch einige beſondre Beiſpiele erläutern wollen, welche uns die elektriſch magnetiſche Wirkſamkeit mancher kryſtalliſirten Steine und vor Allem der Metalle an die Hand giebt.

Vom Turmalin wußten es die Beobachter der Natur ſchon in alter Zeit, daß er, wenn man ihn erwärmt, leichte Körper anziehe, denn das Foſſil, welchen ein alter römiſcher Schriftſteller (Plinius) unter dem Namen Jonia beſchreibt, ſcheint nichts Andres geweſen zu ſeyn, als ein ſolcher, durch ſeine verſchiedene Färbung und ſeine ſchönen, dreiſeitig-ſäulenförmigen Geſtalten ausgezeichneter Stein. Wenn man einen Turmalinkryſtall, vor Allen einen ſolchen der von heller Farbe, in ſeinem Innren ohne Riſſe und Sprünge und dabei etwas durchſichtig iſt, auch nur einer gleichmäßigen Erwärmung von 24 Grad Reaumur ausſetzt, dann iſt er wie ein kleiner Magnet polariſch geworden, nur mit dem Unterſchied, daß ſeine Polarität in elektriſcher Form auftritt.

Denn an der einen Hälfte, seiner Länge nach, zeigt er sich entschieden positiv, an der andren negativ elektrisch, und diese polarische Spannung wird immer starker, je höher der Grad seiner Erwarmung steigt, verschwindet aber allmälig, wenn die Erhitzung nicht mehr zunimmt, sondern auf demselben Grade stehen bleibt. Und nicht nur das Erwarmen, auch das Abkuhlen eines erwarmten Turmalinkrystalles macht diesen elektrisch; denn wenn ein solcher eben so gleichmäßig als er vorhin erhitzt war, wieder erkaltet, dann kommt auf einmal die polarische Spannung, auch wenn sie bei der auf gleichem Grade stehen gebliebenen Wärme sich verloren hatte, wieder zum Vorschein, jedoch in verschiedner Richtung, denn das Ende, das vorher positiv elektrisch war, verhalt sich jetzt negativ und umgekehrt. Wenn man einen Turmalinkrystall wahrend seiner elektrischen Spannung in mehrere Stucke theilt, dann zeigt jedes derselben die zweifache Elektrizitat, ja die kleinsten Splitter, in welche man ihn zerstößt, sind noch einer elektrischen Polarisirung durch Erwarmung und Abkuhlung fahig. Doch hat auf diese Eigenschaft offenbar die Art der regelmäßigen Gestaltung des merkwurdigen Steines einen besondren Einfluß, denn nur wenn seine kleinen, oftmals fast nadelformig dunnen Säulen die dreiseitige Form haben, werden sie polarisch, mit solchen Krystallen, welche die Form einer sechsseitigen Säule haben, gelingt der Versuch nicht.

Turmaline von den erwahnten Eigenschaften kommen zwar nur aus fernen Ländern wie Brasilien, Sibirien u. s. zu uns, dagegen giebt es in Deutschland, im Luneburgischen einen andren Stein, Boracit genannt, welcher in jener Hinsicht noch viel merkwurdiger ist, als der Turmalin. Der Boracit, meist von graulicher oder gelblichweißer Farbe und einem freilich nicht sehr starken, demantartigen Glanze, findet sich in der Form kleiner Wurfel, deren Ecken oftere alle oder doch zum Theil wie abgeschnitten (abgestumpft), die Kanten mit zwei Flachen zugeschärft sind, in Gyps eingewachsen. Wenn man einen solchen kleinen Wurfel erwarmt, dann findet man, daß sich an ihm nicht nur wie am Turmalin ein Paar, sondern vier Paare der elektrischen Polaritäten eingestellt haben, denn je zwei, an der oberen und unteren vordren und hintren Seite des Wurfels schief sich gegenuberstehende Ecken bilden ein solches Paar, indem die eine positive, die andre

negative Elektrizität zeigt, und um die obere wie um die untere Seite herum, immer eine Ecke von positiver Spannung mit einer von negativer abwechslet. Auch der Galmei (das kohlensaure Zinkoxyd) der in manchen unsrer Gebirge gegraben wird, zeigt, wenn er krystallinisch ist, eine elektrische Polarität und dieses schon bei der gewöhnlichen, mittleren Temperatur der Atmosphäre. Selbst an den Krystallen des Bittersalzes wie am krystallinischen Zucker kann man durch Erwärmen eine (schwache) elektrische Polarität hervorrufen.

Noch mehr im Großen als in den eben erwähnten Fällen hat man den Einfluß der Wärme auf die Erzeugung der polarisch-elektrischen Spannung an den Metallen beobachtet. Wenn man von zwei Metallstücken derselben Art, mithin von zwei Stücken Kupfer oder Silber das eine erwärmt und hierauf mit diesem das andre nicht erwärmte berührt, dann entsteht alsbald zwischen beiden eine elektrische Spannung. In einem Kupferdraht, den man zu einem Viereck zusammenbiegt, aus welchem das eine Endstück frei hervorragt, entsteht bei der Erhitzung dieses vorstehenden Endes ein merklicher elektrischer Strom, der von dem Punkt der Erwärmung aus nach dem andren eingebogenen Ende hin seine Richtung nimmt. Wenn man zwei Stäbe den einen von Wismuth, den andren von Spiesglanz zu einem größern Stabe zusammenlothet, und den Punkt der Zusammenlothung erwarmt, dann entsteht eine Stromung die vom Wismuth zum Spießglanz, beim Erkalten eine solche, die umgekehrt vom Spießglanz zum Wismuth ihre Richtung nimmt. Auf solche Weise kann man eine große Zahl von Wismuth und Spießglanzstäbchen, indem man immer das eine dieser Metalle mit dem andren abwechslen lässet, zu einer Gesammtsäule zusammenlothen, deren elektrische Wirksamkeit durch bloße Erwärmung so hoch gesteigert wird, daß man mittelst ihrer Stromungen präparirte Froschschenkel zum Zucken bringt, Wasser und Salze zerlegt, Funken und selbst eine Erhitzung der Verbindungsdrähte hervorruft. Während zur Begründung der freilich ungleich stärkeren galvanischen Spannungsthätigkeit das Zusammenwirken des Zinkes, des Zinnes oder des Eisens mit Kupfer, Silber u. s. sich am forderlichsten erweist, werden die elektrischen Wärmesäulen am vortheilhaftesten aus Wismuth und Spießglanz gebildet, denn in der

Reihe der polarischen Entgegensetzungen, welche durch bloße Temperaturveränderung in verschiedenen Metallen erweckt wird, bilden die beiden eben genannten die äussersten Enden und nur das Tellur scheint das Spießglanzmetall im Gegensatz zum Wismuth oder Nickel, noch an Spannungsfähigkeit zu übertreffen. Zarte, dünne, aus vielen abwechselnden Stückchen von Wismuth und Spießglanz zusammengesetzte Stangelchen von 1 bis 2 Zoll Länge, davon mehrere in einer sternförmig aus einander strahlenden Richtung zusammengeordnet werden, zeigen sich für den Einfluß auch einer geringen Veränderung der Temperatur so empfindlich, daß sie schon durch eine Erwärmung oder Abkühlung in elektrische Spannung gerathen, deren Betrag man dem 6000ten Theile eines Grades der Reaumurschen Wärmescala gleich geschätzt hat. Freilich wird eine solche leise elektrische Anregung nur durch dergleichen künstlich bereitete, elektrisch magnetische Werkzeuge bemerkbar, welche aus einer von isolirtem Metalldraht, in der früher erwähnten Weise umwundenen Magnetnadel gebildet sind. Wenn auch die schwächste elektrische Strömung durch die vielen Windungen des Drahtes auf die magnetische Wirksamkeit der Nadel einen so verstärkten Einfluß gewinnt, daß sie eine Abweichung derselben aus ihrer Stellung bewirkt, hat man dergleichen Werkzeuge Elektrizitäts-Vermehrer (Multiplicatoren) genannt.

Die Erkenntniß und nähere Beachtung des Einflusses der Wärme auf elektrische Polarität und Wechselwirkung der Körper, ist wegen der Folgerungen, zu denen sie führen kann, von großer Wichtigkeit. Die Verschiedenheit des Grades der Erwärmung an den Theilen der Erdoberfläche durch die Sonne, und in der Tiefe durch die Wärme des Erdinnern begründet ohne Aufhören elektrisch-magnetische Strömungen, welche gleich der Regung eines gemeinsamen Lebensantriebes durch die Gesammtheit der irrdischen Naturreiche hindurch gehen. Und selbst in den lebenden, aus flüssigen und festen Theilen, aus Gefäßen, Nerven und Muskeln, Häuten und Organen der Verdauung wie Absonderung zusammengefügten Körpern der Thiere wie der Menschen, mag die Veränderung und der unaufhörliche Wechsel der äußeren wie inneren Temperaturen eine beständige Anregung und Verminderung der polarischen Wechselwirkung begründen, wobei nicht selten, wie am erkaltenden Turmalin, die

verschiedenen Pole ihre gegenseitige Lage und Stellung, so wie die Richtung ihrer Thatigkeit verändern, so daß hierbei Das was vorhin positiv war, zu einem Andren in negatives Verhältniß tritt und umgekehrt.

48. Das Nordlicht.

Mit demselben Rechte, mit welchem wir weiter oben die Betrachtung des Blitzes und der gewöhnlich ihn begleitenden Erscheinungen des Gewitters an die Erwahnung der Licht- und Schlage gebenden Wirksamkeit der elektrischen Entladungen anreihten, dürfen wir hier, wo so eben von dem Einfluß der Temperaturveranderungen auf den Elektromagnetismus die Rede war, die Beschreibung des Nordlichtes, oder vielmehr des Polarlichtes folgen lassen. Ohnehin scheinen beide Erscheinungen, jene unsrer gewöhnlichen, von Blitz und Donner begleiteten Gewitter und die der Polarlichter in einem ähnlichen Verhältniß unter einander zu stehen als die Wirksamkeit der Elektrizität und des Magnetismus überhaupt, so daß ein berühmter Forscher der Natur: A. v. Humboldt die Nordlichter »magnetische Ungewitter,« im Gegensatz zu den elektrischen (unsren gemeinen Gewittern) benannt hat.

Beide, die Gewitter und das Polarlicht, stehen in vielfacher Hinsicht mit einander im Gegensatz. Die Polarlichter kommen in Gegenden vor, in denen die Erscheinung eines elektrischen Gewitters zu den großen Seltenheiten gehoren; die Punkte des gewöhnlichsten Erscheinens der ersteren fallen zwar nicht, wie man fruher erwahnte, an die beiden Erdpole selber, wohl aber nicht fern von den Polarkreisen, namentlich auf der nördlichen Halbkugel zwischen den 60ten bis 65ten Grad der Breite. Obgleich es wahrscheinlich ist, daß nach Cap. Franklins Ansicht auch im Sommer Nordlichter vorhanden, nur aber wegen der Länge des Tages und seiner hellen Dammerung fur das Auge nicht sichtbar sind, kann man doch nicht umhin selbst darin einen Gegensatz zwischen dem Nordlicht und dem Gewitter anzuerkennen, daß jenes vorherrschender den kaltesten Monaten des Winters, wie dieses den heißesten Monaten des Sommers angehore. Denn obgleich Cap. Roß unter 66° 30′ N. Br. schon im September und October Nordlichter beobachtete, werden diese

dennoch erſt in der Mitte des Winters ſo überaus häufig, daß Henderſon auf Island in jeder hellen Nacht den Himmel von Nordſchein erleuchtet ſahe, und ihr Aufflammen iſt dann von ſolcher Stärke, daß Löwenörn am 29ten Januar bei hellem Sonnenſchein die Strahlenſchwingung eines Nordlichtes erkannte. Unſre elektriſchen Gewitter ſind in der Regel von einer großen Schwüle der Luft begleitet, das magnetiſche Ungewitter des Polarlichtes dagegen tritt, wenigſtens dann wenn es ſeine glanzendſten Erſcheinungen bildet, meiſt in Geſellſchaft jener furchtbaren, in ſeiner Nachbarſchaft einheimiſchen Winterkälte auf, welche ſelbſt das Eis zerberſten machet. Denn von dieſer zuſammenziehenden Wirkung der Kälte leiten die meiſten neueren Beobachter jenes ziſchende und krachende Geräuſch her, welches einige frühere Beſchreiber des Nordſcheines dieſem magnetiſchen Ungewitter ſelber, — gleich wie dem Erſcheinen des Blitzes das Getöſe des Donners — beigelegt hatten.

Nicht nur in der Nachbarſchaft des Nordpoles, auch dieſſeit der Polargegend der ſüdlichen Erdhälfte kommen die magnetiſchen Ungewitter, oder die Polarlichter in einem bedeutenden Glanze vor und zum Theil mag wohl der Grund, weshalb Südlichter viel weniger oft als Nordlichter beobachtet worden ſind, nicht bloß in der größren Seltenheit ihres Vorkommens, ſondern in dem Mangel der Gelegenheit und der günſtigen, von aufmerkſamen Beobachtern bewohnten Standorte gelegen ſeyn. Denn der geübte Forſcherblick eines Dalton hat oft ſelbſt in England den fernen, abgeſpiegelten Schimmer eines Südlichtes bemerkt, ſo wie Andre (am 14. Jan. 1831) das Aufflammen eines Nordſcheins noch unter dem 45ten Breitegrad der ſüdlichen Halbkugel wahrgenommen haben. Das Sichtbarwerden der Polarlichter in ſo ungeheuren Fernen iſt übrigens nicht daraus erklärbar, daß dieſes Meteor bis zu einer Höhe ſich ausdehne, welche mehrere Hunderte von Meilen erreicht; vielmehr weiß man, daß dieſe Höhe die dreifache unſrer höchſten Gebirge kaum jemals überſteigt und großentheils nur auf einige tauſend Fuß geſchätzt werden kann. Eben ſo wie ſtarke elektriſche Gewitter zu gleicher Zeit, wenn auch in einem immer abnehmenden Grade der Stärke, über große Landſtriche hinüber ausbrechen, ſo zwar, daß der Beobachter in Preßburg in derſelben Stunde ſeine eignen donnernden und blitzenden Gewitterwolken über dem Haupte

hat, in welcher andre Wolken, von derſelben, weithin verbreiteten elektriſchen Anregung ergriffen über Wien und Linz ſich entladen, ſo mag auch, nach A. v. Humboldt's Anſicht die ſtärkere und ſchwächere Erſcheinung des Nordlichtes zu gleicher Zeit in der Nähe der Polarzone in ihrer höchſten Glanzform, weiter davon entfernt als eine minder augenfälligere Strahlung, aus den höheren Regionen der Atmoſphäre ſich kund geben. Ja ſelbſt in der Weiſe der unter andren Verhältniſſen wahrgenommenen Luftſpiegelung, kann eine weite Verbreitung eines ſolchen Meteores möglich werden.

Was wir von dem Polarlicht Genaueres wiſſen, das verdanken wir zunächſt der näher liegenden Beobachtung der einen ſeiner Erſcheinungsformen: des Nordſcheines, daher auch unſre diesmalige Beſchreibung vorzugsweiſe nur dieſem gilt.

Darinnen werden beide, das elektriſche wie das magnetiſche Ungewitter als innerlich übereinſtimmend betrachtet, daß beide auf einer Störung des Gleichgewichtes, jenes in der Vertheilung der planetariſch atmoſphäriſchen Elektrizität, dieſes des Magnetismus der Erde beruhen. Das Gleichgewicht dieſer Vertheilung, die Ausgleichung des Ueberfluſſes mit dem Mangel wird in beiden Fällen durch eine Entladung hergeſtellt, die mit einer Lichterſcheinung, dort des Blitzes, hier des Polarſcheines verbunden iſt. Freilich zeigt ſich in der Stärke, wie in der Richtung, welche dieſe Entladungen annehmen, ein ſehr auffallender Unterſchied. Das gewöhnliche (elektriſche) Gewitter wirft bei ſeinen Entladungen auf all unſre Sinnen; wir fühlen, ſehen, hören die Kraft ſeiner Erſchütterungen, ſelbſt unſer Geruchsſinn wird durch den einſchlagenden Blitz angeregt, welcher Häuſer entzündet, Mauern und Bäume zerſchmettert, den Hirten wie die Thiere ſeiner Heerde tödtet, den Löwen der afrikaniſchen Wüſte wie die flüchtige Gazelle mit ſeinem Geſchoß erlegt. Die elektriſchen Ungewitter bleiben deshalb immer für die belebten Weſen der Erdoberfläche eine furchtbare und ſelbſt für die Körperwelt der todten Maſſen eine zerſtörende Naturgewalt.

Ganz anders verhält ſich dies bei den magnetiſchen Ungewittern, bei den Nordlichtern. Dieſe wirken nur auf einen Sinn: auf den des Geſichtes, denn die früheren Berichte von einem Ziſchen und Brauſen, das von dem Nordſchein ſelber ausgehen ſollte, ſind, aufs Wenigſte geſagt, höchſt

zwei

zweifelhaft. Kap. Franklin der, nebſt ſeinen Begleitern mehr denn 200 Nordlichter in der eigentlichen Heimath derſelben beobachtete, hat ſich ſehr oft mitten in einem ſolchen Nordſcheine befunden, und weder er noch Andere fühlten die leiſeſte Erſchütterung, hörten Etwas oder rochen, wie in der Nähe einer elektriſchen Entladung, einen ſchwefligen Ausbauch; das Auge allein, von jeder andren Sinnesempfindung ungeſtört, konnte ſich dem Genuſſe der unvergleichbaren Schönheit der herrlichen Naturerſcheinung hingeben. Nicht einmal ein Einfluß der Nordlichter auf die Witterung läßt ſich als etwas Entſchiedenes betrachten, obwohl die elektriſche Stimmung der Atmoſphäre aus welcher die Anregung zu Stürmen und Regen oder Schnee hervorgeht, nicht ohne Einwirkung auf das höhere oder niedrere Anſteigen und überhaupt auf den Grad des Sichtbarwerdens der Nordlichter zu ſeyn ſcheint.

Und dennoch, ſo darf man ſagen, iſt die Wirkſamkeit der magnetiſchen Ungewitter eine unvergleichbar viel weiter gehende als die der elektriſchen Gewitter. In der Regel verbreitet ſich der Entladungskreis der letzteren nur über einen kleinen Raum der Erdoberfläche; über irgend eine Stadt und ihre Nachbarſchaft, oder in einem waldigen Gebirgsthal zünden und zerſchmettern die Blitze, kracht der Donner, ſtürzt der Regen wie eine Fluth herab, während wenige Meilen davon der Himmel heiter, das Gleichgewicht der Elektrizität ungeſtört blieb, und nur ſelten zieht eine große elektriſche Entladung, als eine fortlaufende Reihe von Gewittern über Strecken von mehreren Breitengraden, zu gleicher Zeit fort. Dagegen breitet ſich die Wirkung der magnetiſchen Ungewitter über Hunderte, ja über Tauſende von Meilen, über ganze Welttheile und Erdhälften aus. Denn nicht ſelten iſt es geſchehen, daß man zu gleicher Zeit in den Nacht- oder Dämmerungsſtunden eines und deſſelben Tages das Nordlicht in England und in Pennſylvanien, in Rom und in Peking beobachtet hat. Und wenn auch das Menſchenauge nichts von den Lichterſcheinungen des Nordlichtes gewahr wird, ſo kann es doch die weit hingehende Wirkſamkeit deſſelben auf andere Weiſe: an den Bewegungen der Magnetnadeln bemerken. Denn an dieſen werden, in den verſchiedenſten Gegenden zu gleicher Zeit, Abweichungen fühlbar; ein Sturmwind der magnetiſchen Anregung der

unſrer leiblichen Empfindung in keiner andren Weiſe merklich iſt, gehet durch alle polariſirte Stahlnadeln von Island und dem nördlichen Schweden bis hinab nach den magnetiſchen Warten der ſüdlichſten Länder des gebildeten Europas, giebt ſich in Oſten wie in Weſten kund und theilt ſich, wahrſcheinlich an ihnen ſich erſchöpfend, auch andren Eiſenmaſſen der Erdfläche in ſeinem ſtillen Gange mit.

Die Betrachtung dieſes auffallenden Unterſchiedes der Wirkſamkeit der elektriſchen und der magnetiſchen Ungewitter führt uns ſchon hier auf einen Vergleich zwiſchen dem Licht und dem Magnetismus, ſo wie zwiſchen der Elektrizität und der Wärme. Das Licht aus der Flamme eines Feuers iſt in weiter Ferne ſichtbar, die Wärme wird in der Nähe fühlbar; das Licht nimmt ſeinen ſtillen Gang durch die Glastafel und alle durchſichtige Körper, ohne dieſe, auch wenn es ſich bis zum höchſten Grad der Helligkeit geſteigert hat, aufzulöſen oder ſonſt gewaltthätig auf ſie zu wirken, die Wärme aber, zur Schmelzhitze geſteigert, löſt den Zuſammenhang der Theile der Metalle ſo wie mancher andrer feſten Körper auf, verwandelt ſie in Dämpfe, zerſtört ſie gewaltſam. Das Licht in ſeiner allerfreuenden, belebenden, bildenden Wirkſamkeit würde dennoch zur Erhaltung der lebenden Weſen der Erde nicht hinreichend ſeyn, wenn nicht die, bis ins Innerſte derſelben dringende Wirkſamkeit der Wärme, daſſelbe begleitete; ſo ſtehet auch der Einfluß der Elektrizität der Lebenskraft, ſelbſt jener der vollkommenſten organiſchen Weſen ungleich näher, iſt dieſer viel mehr verwandt als der Einfluß des Magnetismus. Eine zwar nur beiläufige und nicht ſehr tief gehende Uebereinſtimmung zwiſchen dem Magnetismus und dem Lichte konnte allerdings darin geſucht werden, daß der Magnetismus wie das Licht, ohne eine bedeutende Hemmung und Schwächung zu erleiden das durchſichtige Glas wie den durchſichtigen Bernſtein und die trockne Luft durchwirken, während dieſe Körper in Beziehung auf den elektriſchen Einfluß abwehrend (iſolirend) wirken und ſelbſt der Fortpflanzung der gewöhnlichen Wärme Abbruch thun. Eine eiſerne Tafel dagegen leitet die Wärme wie die Elektrizität, ſchwächt jedoch den hindurchwirkenden Zug des Magneten auf andre Magnete. Von Magnet aber zu Magnet, durch die polariſchen Stahlnadeln eines ganzen Welttheiles hindurch, wirkt die Anregung eines magnetiſchen Ungewitters, ebenſo wie der Strahl der

aufgehenden Sonne durch die weiten Räume des Luftkreises, des Gewässers und durch alle durchsichtigen Körper.

Darinnen gleichet sich der Verlauf beider Meteore, des elektrischen wie des magnetischen, daß sich ihre Spannung zuletzt in einer Lichterscheinung auflöset. Mit und durch den Blitz stellt sich das gestörte Gleichgewicht in der Vertheilung der Elektrizität, mit und bei dem Nordlicht das Gleichgewicht des Erdmagnetismus wieder her. Die Form der Lichterscheinungen ist freilich sehr abweichend. Nicht dann, wenn, wie bei dem Gewitter dunkle, schwere Massenwolken tief am Himmel schweben, sondern wenn in den höheren Regionen sich jene zarten Federwölkchen (Schäfchen) zeigen, die so durchsichtig dünn sind, daß sie nur etwa durch die Bildung eines Hofes um den Mond sich verrathen, darf das Erscheinen eines höher ansteigenden, bis zum stärksten Glanz sich entwicklenden Nordlichtes vermuthet werden. Ein Vorzeichen des Meteors wird, gewöhnlich schon am Morgen vor seinem nächtlichen Ausbruch in den Unregelmäßigkeiten gefunden, die am stündlichen Gange der Magnetnadel sich einstellen. Statt der Wetterwolken, aus denen der Blitz kommt, steigt zuerst ein bräunliches oder violettes Nebelgebilde, durch welches die Sterne, wie durch einen Höherauch hindurchglänzen am nördlichen Horizont, bis zu einer Höhe von 16 bis 20 Durchmessern einer Mondscheibe herauf. Bald rundet sich der Nebel, der in den Gegenden des höchsten Nordens von heller, weißlicher Färbung erscheint; ein breiter, helleuchtender Lichtbogen, erst weiß, dann gelb, wölbt sich über das Dunkel her, und der Gesammtumriß der Erscheinung gleichet jetzt dem Abschnitt einer Kugel, von welcher nur ein Theil sich über den Horizont hervorhebt, ähnlich einer im Aufgehen begriffnen, mächtig großen, an ihrem Rande prächtig glänzenden, in der Mitte dunklen Sonnenscheibe. Das Lichtgewölbe selber bleibt fast keinen Augenblick in gleicher Gestalt und Farbe stehen, sondern es ist in einem beständigen Aufwallen und schwingendem Bewegen begriffen; seine Farbe, bald hier bald dort lebhafter sich entflammend, erhebt sich von dem Violetten und Blaulichweißen zum Gelben und Saphirblauen, zum Roth des Purpurs und zum Grün des Smaragds, und alle diese Farben wechseln und spielen ohne Aufhören eine in die andre hinüber. So steht der Lichtbogen zuweilen Stunden lang da, ehe das herrliche Meteor jene höchste Vollendung

seiner Form erreicht, zu welcher es sich nur bei sehr starken magnetischen Entladungen erhebt. Es brechen jetzt Strahlen oder Feuersäulen aus dem Umfang des Lichtgewölbes hervor, welche von ungleicher Länge, meist in gerader, zuweilen auch in geschlängelter Richtung, zum Theil bis hinan zum Scheitelpunkt, bis zur Mitte des Himmels steigen. Zuweilen wechseln die Feuerstrahlen mit schwärzlichen, einem dunklen Rauche gleichenden Strahlen ab, andre Male fehlen diese Begleiter. Bei sehr starken Nordlichtern brechen jene Feuersäulen nicht nur aus dem Umfange des breiten Lichtbogens hervor, sondern sie steigen an vielen Punkten des Horizontes wie aus dem Boden auf und bilden, mit ihren wogenden Rändern zusammenschlagend ein Flammenmeer das in jedem Augenblick den Gesichtssinn des Beobachters durch andre Farben, andre Gestalten und andere Grade des Glanzes entzückt. Die Helle so wie die Farbenpracht des majestätischen Lichtgebildes stehen in genauem Verhältniß mit den Bewegungen desselben; je schneller und kräftiger diese sind desto stärker wird der Glanz, desto schöner das Farbenspiel. Zuletzt, wenn auch diese Erscheinung der zerstreut, von verschiednen Punkten aufsteigenden Gluthsäulen eine längere oder kürzere Zeit gedauert hat, rucken dieselben mit ihren unteren Enden an einem gemeinsamen Punkte des Horizontes der gegen den magnetischen Erdpol seine Lage hat, nach der Höhe des Lichtbogens hin zusammen, während die oberen Enden, von einander abweichend, eine sternförmig aus einander strahlende Gestalt bilden. Dieses ist die eigentliche, sogenannte Krone des Nordlichtes, welche nur selten in jener Vollständigkeit auftritt, in der wir zuweilen in physikalischen Werken sie abgebildet sehen. Mit der Vollendung dieser Gipfelform des majestätischen Meteores gewinnt die ganze Erscheinung einen Anschein von Ruhe und Stetigkeit, welcher vorhin ihr abging. Das Licht der Krone, die wie ein aus goldenen, an ihrem Fuß zusammenstrebenden Säulen gebildeter Giebel das Glanzgezelt nach oben überwölbt, ist ein ruhig ausstrahlendes, an welchem kein Wogen und Wallen, wohl aber zuweilen ein Zerlegen des Lichtes in seine prismatischen Farben bemerkt wird; auch das Wogen und Wallen im Lichtbogen legt sich jetzt; denn mit dem Entstehen der Krone ist ein Weg der Entladung gefunden in welcher die magnetische Spannung sich auflöst. Bald wird eine Lichtsäule nach der

andren, wie von unsichtbaren Händen abgebrochen und verschwindet, der Lichtbogen verbleicht und ist dahin, am Himmelsgewölbe sieht man, da wo noch so eben der unbeschreiblich schöne Pallast der Feuerstrahlen stund, nur graulichbleiche, da und dort vereinzelte Flecken, gleich jenen zu Asche gewordenen Stucken, die wenn man ein Papier verbrannt hat, in der leichten, warmen Luft emporgestiegen sind, und auch dann, wenn diese aschgrauen Flecken vergangen sind, zeigt sich noch, wie das stehen gebliebene geschwärzte Gemäuer eines niedergebrannten Hauses, auf kurze Zeit das trübe, scheinbare Nebelgebilde, über welches vorher der unvergleichbar schöne Lichtbogen hingewölbt war. Wenn dann endlich Alles, was zum Gebilde des Nordlichtes gehörte vergangen ist, dann sieht man noch am Himmel das zarte, weiße an seinen Rändern gefiederte, oder in rundliche Häufchen (Schäfchen) zertheilte Gewolk stehen, welches für das magnetische Polarlicht, so wie die schweren, dunklen Wetterwolken für das gewöhnliche, elektrische Gewitter, die Grundlage und die Richtung der Entladung begründen. Denn diese Wolkchen zeigen sich zuweilen am Tage, vor dem darauf folgenden nächtlichen Auflammen des Nordlichtes in einer ähnlichen, strahlenartigen Anordnung als dieses, und wirken auch dann bereits in beunruhigender Weise auf die Stellung der Magnetnadel; auch erkannte man, nach großen, während der Nacht vorübergegangenen Nordlichtern am darauf folgenden Tage, in der strahlenförmig auseinanderlaufenden Form des leichten Gewölkes noch die ganze Gestalt des verschwundenen Nordlichtes wieder; da wo in der Nacht eine Feuersäule stund, zeigte sich jetzt ein weißlicher Wolkenstreif. Deshalb erscheint die Ansicht des Erdbeschauers nach großem Maaßstabe: A. v. Humboldts, daß die strahlenartigen Gebilde des leichten Gewölkes, die man da und dort in Gegenden beobachtet, welche weit von den Gränzen der eigentlichen Geburtsstatte der Nordlicher, gegen den Aequator hin liegen, von ähnlicher magnetischer Wirksamkeit sind, als die augenfälliger glanzende Erscheinung des Polarlichtes, als eine höchst beachtenswerthe und wahrscheinliche.

49. Das Erdenlicht.

Abgesehen von jener großartigen, weitgehenden Wirk-

ſamkeit, welche das Nordlicht in Beziehung auf die magnetiſche Polarität des Eiſens über ganze Welttheile, ja über die ganze Erde hin entfaltet, ſieht dieſes Naturereigniß nur als eine Erſcheinung für das Auge, nur als Lichtphänomen da, womit weder eine Entwicklung der Wärme, noch irgend ein andrer, tiefer in die Geſchichte der lebenden, irdiſchen Natur eingreifender Einfluß verbunden iſt. Das Licht der Sonne, deſſen genauere Betrachtung uns in dem nächſtfolgenden Capitel beſchäftigen ſoll, iſt freilich an Kraft und Wirkſamkeit ein ganz andres; es tritt nicht vereinzelt und getrennt in das Gebiet der irdiſchen Körperwelt ein, ſondern wie einem Herrſcher, von ſeinen dienenden Schaaren begleitet, folgen ihm, auf allen ſeinen Schritten die Kraft der Wärme, der Elektrizität und die Anregungen des Lebens. Im Vergleich mit ihm erſcheint das eigenthümliche Leuchten unſrer Planeten, davon wir hier einige Worte ſagen wollen, nur wie ein Gebilde der nächtlichen Träume, gegen die Welt der wirklichen, weſentlichen Anſchauungen des Wachens.

Die Erde, wie alle andre Planeten und Monde unſres Weltgebäudes empfängt, wie uns dies jede einbrechende und jede zu Ende gehende Nacht lehrt, ihr Tageslicht von der Sonne. Dennoch ſieht man zuweilen unſren Nachbarplaneten Venus auf ſeiner von der Sonne abgekehrten, nächtlichen Seite von einem allerdings ſchwachem Lichte erhellt, welches nur von ſeiner eigenen Oberfläche ausgehen kann. Die weiter von der Sonne abſtehenden Planeten: Jupiter, Saturn und Uranus konnten, dies hat man berechnet, unſrem Auge nicht in ſo hellem Glanz erſcheinen, wenn ihr Licht ein bloß von der Sonne empfangenes, nicht auch zugleich ein eignes wäre.

Selbſt von der Oberfläche und aus der Atmoſphäre unſres Planeten gehet zuweilen ein Licht aus, das nicht aus der Sonne ſeinen Urſprung hat, wie dies die Beobachtung des trocknen, ſelbſt bei Nacht leuchtenden Nebels, in den Jahren 1783 und 1831, und jene dämmernden Lichtſchimmer bezeugen, die nicht ſelten in ſolchen dichtbewölkten Herbſt- und Winternächten am Boden bemerkt werden, wo auf dieſem weder die weiße Decke des Schnees liegt, noch etwa, unter dem Gewölk verhüllt der Mond oder irgend ein hellleuchtender Planet am Himmel ſteht. Zuweilen fällt dieſes eigenthümliche Licht gleich wie aus den höheren Regionen des Luftkreiſes auf die obere Seite der Wolken herab, andre

Male kommt es allem Anschein nach von der Oberfläche der Erde, und allerdings kann alsdann dasselbe in den Vorgängen der Verwesung und Gährung der im Herbste abgestorbenen organischen Stoffe, zum Theil wenigstens, seinen Ursprung haben.

Auch das bewegte Gewässer des Meeres strahlt ein Licht von sich, das im Dunkel der Nächte öfters sehr deutlich ins Auge fällt, und welches nicht allein den kleinen, die Wogen bevölkernden Thieren oder ihren aufgelösten Elementen, sondern dem Seewasser und vielleicht seiner elektrischen Spannung selber zugeschrieben werden muß.

Wir sind hier noch nicht auf dem Wege unsrer Betrachtungen der Naturereignisse bis zu dem Aufzählen der Erfahrungen über die Wirksamkeit und das Wesen des Lichtes gelangt, vorläufig nur, und im Vorübergehen, erinnern wir an den Bericht jenes Bergmannes, dem, durch das Einstürzen eines Theiles seines Grubengebäudes, einige Tage lang der Ausweg zum Tageslicht versperrt war, und der zuletzt, in dem langwährenden nächtlichen Dunkel, wenn er seine eigne Hand in die Richtung vor das Auge stellte, von dieser ausgehend einen schwachen Lichtschein bemerkte. In allen leiblich gewordnen Dingen, selbst in jedem Steine, noch mehr in der Gesammtmasse eines Planeten, liegt, wenn auch unserm Auge unmerklich, eine Kraft des Selbstleuchtens. Jene Temperatur der kältesten Wintertage eines nordischen Klimas, welche unserm Gefühl als eine fast unerträgliche Kälte erscheint, ist für das Quecksilber noch immer eine so hohe, daß es dabei zum Schmelzen kommt; die herbstlich trübe Nacht in einem Felsenthal erscheint unserm Gesichtssinn im tiefsten Dunkel, während das Geflügel der Nächte dort noch ein Licht findet, das zur Beleuchtung seines Weges und des Zieles, nach welchem die Richtung jenes Weges geht, vollkommen ausreichend ist.

30. Erzeugung der Wärme durch das Sonnenlicht.

Was vermöchte der Einfluß all der andren, bisher betrachteten Quellen der Wärme auch nur zur Erhaltung der Bäume und Saaten die in einem unsrer Länder wachsen, wenn nicht die hehre Zeugin der Majestät und Herrlichkeit

unſres Gottes: die Sonne, da wäre, die mit ihrem Glanze zugleich die belebende Wärme ausgieſst über alle Gewächſe und Thiere der Erde. Seefahrer, welche den Winter zubrachten an den öden Küſten eines Eilandes das mitten in dem Eis der nördlichen Polarzone liegt, konnten an dem mächtig auflodernden Feuer, das ſie in ihrer Hütte angezündet hatten, ſich kaum vor dem Erſtarren ſchützen; die glühenden Kanonenkugeln ſprühetten vergeblich ihre Gluth in die eiſigkalte Luft des Zimmers aus, ſie konnten in dieſem keine behagliche Wärme bewirken. Nowaja Semlja ſo wie einige andre ihm hierin ähnliche Punkte der Erdoberfläche ſind nicht nur durch die furchtbare Kälte ihrer Winter ſondern auch durch die Wärmearmuth ihrer Sommer ſo unwirthbar für Menſchen, ſo ungünſtig für das Gedeihen der Gewächſe. Denn während in manchen andren Küſtengegenden und Inſeln der Polarzone die kurz andauernde, dabei aber ſtarke Sommerwärme dem Boden wie der auf ihm wohnenden Pflanzen- und Thierwelt eine Bekräftigung verleihet, welche dieſelbe auch in die Zeit des Winters hinein begleitet, laſtet auf Nowaja Semlja ſo wie auf Spitzbergen ſelbſt im Sommer ein faſt niemals vergehender Nebel, der ſich aus den aufthauenden Eismaſſen des Polarmeeres und des Schnees der Anhöhen über jene Inſeln verbreitet. Ein Land, welches im Verlauf eines ganzen Jahres nur für wenige Tage oder Stunden den Einfluß des Sonnenlichtes vollkommen rein und ungetrübt von den ſchweren Dunſten der Luft empfängt, kann dem leiblichen Menſchen niemals das freudige Gefühl von Wohlbefinden gewähren oder erhalten. Was auf unſre leibliche Stimmung ein Monate lang verhüllter, neblichter Himmel, oder die Wochen lange Andauer kalter Regengüſſe wirkt, das thut dort, in noch unberechenbar viel größerem Maaße die faſt beſtändige Entbehrung eines heitren, vom Sonnenlicht durchwirkten Himmels.

Der Bewohner von Arabien, in der Naturfülle womit einige Gegenden ſeines Landes begabt ſind, kann es kaum glauben, daß in unſren Ländern ſchöne, kräftige, fröhliche Menſchen leben. Und doch wiſſen wir alle, daß dies ſo iſt und danken Gott für unſren reichbegabten Wohnſitz, dem das Licht der Sonne in ſeiner lebenweckenden und wärmenden Kraft in ſo genügendem Maaße zugetheilt iſt, daß alle für des Leibes Nahrung und Nothdurft unentbehrliche Pflanzen wie Thiere da

gedeihen können. Aber bei all dieſer Genügſamkeit und Fröhlichkeit des Herzens erfahren wir dennoch erſt dann, wenn wir einmal in ein Land kommen, auf welches die Sonne in ihrer ſtärkeren Kraft und Lieblichkeit herunterblickt, was die volle Herrlichkeit und Schönheit der irdiſchen Natur ſey. Da, wo das reine Blau des Himmels den großeſten Theil des Jahres durch kein Gewolk, durch keinen Nebel getrübt wird, wo ſelbſt der Mond ſein bleiches Licht in ſolcher Helle ausſtrahlt, daß man vom Kameel herab am Boden jedes kleine, bluhende Gewachs erkennt; wo neben den duftenden Wäldern der Orangen die majeſtätiſch ſchöne Palme ihre Fruchte reift, in den Wipfeln der Bäume ein Heer der prachtvoll buntfarbigen Vogel ſich regt und munter bewegt, da konnte man wohl, wenn der Reiz des Vaterlandes in nichts Andrem läge als in dem ſinnlich Schonen, der lieben, deutſchen Heimath auf einige Zeit vergeſſen. Wenn man dort vielleicht zum erſten Male im Leben den Bluthenſchaft des Piſangs zur vollen Pracht entfaltet, wenn man hundert andre Arten der herrlichſten Gewächſe der Erde, von denen man nur einzelne krupphelhafte Formen in unſren Treibhauſern oder gemalte Abbildungen geſehen hat, angethan mit dem Feierkleid ihrer wunderſchonen, duftenden Bluthen ſieht, wenn uns eine große Zahl von Arten der Fruchte zum Genuß dargeboten werden, die an gewürzhaft ſußem Wohlgeſchmack oder lieblich kuhlender Kraft alle Fruchte unſres Vaterlandes übertreffen und die wir vorher kaum dem Namen nach kannten, wenn dabei vom Gipfel der Palme oder des Tamarindenbaumes die orientaliſche Nachtigall (der Bulbul) einen vollentgen Geſang vernehmen laßet, ein Heer der muntren, ſchongeſtalteten Thiere ſich rings um uns her ergeßt, dann gerathen all unſre Sinnen in eine Aufregung der Freude die wir, in dieſer eigenthumlichen Art, kaum ſonſt jemals empfunden haben. Der Geiſt in uns fuhlt ſich von dem Anblick und dem Genuß der Werke zu dem Gedanken an den Schopfer und zu der Luſt erhoben, welche in dieſem Gedanken liegt.

Fuhlt ſich doch der Bewohner von Deutſchland ſchon dann in ganz eigenthumlicher Weiſe ergriffen von der Schonheit der Natur, wenn er zum erſten Mal über ſeine nachbarlichen Alpen hinuber in ein Land kommt, da der Oelbaum ſeine Fruchte reift, die Waldungen der Citronen und

Orangen im Freien gedeihen, die blühende Myrte den Abhang der Hügel, der Kappernſtrauch mit ſeinen großen Blumen die Mauern und Felſenwände bekleidet, der Weinſtock, kaum der pflegenden Menſchenhand bedürftig von den Stämmen und Zweigen des einen Baumes zu denen des andren ſich hinüberſchlinget. Und all dieſe Fülle der Lebenskräfte, die lockenden Früchte, wie das Gedeihen des Thierreiches wird der irdiſchen Natur zunächſt durch den Einfluß der Sonne vermittelt. Es will ſich deshalb geziemen, daß wir, ehe wir dieſen Einfluß auf uns und unſren planetariſchen Wohnſitz weiter erwägen, zuerſt von dem mächtigen Quell des Lichtes unſrer Tage: von der Sonne, einige Worte ſagen.

51. Die Sonne.

Was iſt (nach Cap. 49) das arme, bleiche Erdenlicht unſrer Nächte, welches keine Spur der fühlbaren Wärme in ſich trägt, gegen das Licht der Sonne; was iſt unſer Planet gegen deſſen ungeheure Maſſen des Landes und der Gewäſſer der Menſch ſo klein da ſtehet, was iſt überhaupt alle uns näher bekannte leibliche Größe und Herrlichkeit gegen die Größe und Herrlichkeit der Sonne! Dieſe iſt mehr denn alle Körper der uns verwandten Sichtbarkeit nach ihrem Maaße ein Abbild und Träger der Majeſtät und alldurchwirkenden Kraft des Schöpfers. Wenn für den Flug eines Adlers durch die Räume des Weltgebäudes eine Bahn wäre, dann würde die ſchnellſte Eile eines ſolchen Fluges, auch wenn ſie in jeder Sekunde nahe an hundert Fuß weiter durchmäße, dennoch kaum nach anderthalb Jahrhunderten von der Erde hinweg bis zur Sonne führen, denn der Raum der unſren Planeten von dieſem herrſchenden Mittelpunkt ſeiner Bahn trennt, dehnt ſich nahe über 21 Millionen Meilen aus, die Bahnen der drei äußerſten Planeten unſres Syſtemes: des Jupiter, Saturn und Uranus, umkreiſen die Sonne in Abſtänden von 107, 197 und 396 Millionen Meilen, und dennoch dringet die alldurchwirkende Macht des Sonnenlichtes bis in alle dieſe Räume, ja zuletzt als Sternenlicht in noch tauſendfältig größere Weiten hinaus.

Aber dieſer Macht entſpricht ſchon die Größe der Herrſcherin, in der Mitte ihrer Welten. Der Ziegelſtein, welchen dort, beim Bau eines Hauſes ein Handlanger dem and-

ren darreicht, ſteht in demſelben Verhältniß zu der Größe des ganzen Gebaudes, deſſen Theil er werden ſoll, als unſre Erdkugel zu dem rieſenhaften Ball der Sonne, denn faſt anderthalb Millionen (1,415,225) Erdkugeln mußten zuſammengethurmt werden, wenn daraus ein Weltkorper entſtehen ſollte, der an Größe der Sonne gleich käme, deren Oberflacheninhalt jenen unſrer Erde mit ihren 5 Welttheilen und all ihren Meeren 12598 mal, den Erddurchmeſſer 112¼ mal übertrifft. Unſer kleiner Begleiter auf dem Weg der Jahresbahn der Erde um die Sonne: der Mond ſteht in einer Entfernung von faſt 52000 Meilen von uns. Gliche die Sonne einer hohlen Kugel, in deren Mitte die Erde ihre Stellung hatte, dann wäre in der machtigen Weite auch noch für die Mondbahn überflüßiger Raum vorhanden, denn von der Mitte der Sonne bis zu ihrer Oberfläche betragt der Abſtand 96468 Meilen. Ja wenn alle Planeten unſres Syſtemes, nicht nur unſre Erde, die gegen die Sonne daſtehet wie eine Zuckererbſe zu einem maßig großen Thurmknopf, ſondern alle 11, wie ſie der Reihe nach von der Sonne aus ſich folgen: Mercur, Venus, Erde, Mars, die 4 Aſtereiden (Veſta, Juno, Ceres, Pallas) dann die im Vergleich mit der Erde rieſengroßen Planeten Jupiter und Saturn, zuletzt Uranus, dazu auch noch alle die Monde die um unſre Erde ſo wie um die 3 letzten Planeten umlaufen, und das Ringgewolbe des Saturn in eine Geſammtmaſſe vereint wären, wurde ſich dieſe dennoch zur Maſſe des Sonnenkorpers nur verhalten, wie eine Kugel von 4 Loth an Gewicht zu einer Kugel von Centnerlaſt, das heißt wie 1 zu 775.

Wenn man ein Kind oder jeden Menſchen der hierbei nur dem alltaglichen Augenſchein folgt fragen wollte, was iſt oben und was iſt unten, die Sonne oder die Erde, dann wurde die Antwort ſeyn: die Sonne iſt oben denn ſie nimmt den Lauf ihrer Tage und Jahre hoch über unſrem Haupte am Himmel hin, die Erde aber iſt unten. Und dennoch verhalt es ſich damit umgekehrt. Eben ſo wie nicht die Sonne es iſt, welche taglich und jahrlich ihren Lauf um die Erde macht, ſondern es iſt die Bewegung der Erde um ihre eigne Axe welche das tagliche Auf- und Niedergehen, die Bewegung der Erde in ihrer Bahn, welche das jahrliche, ſcheinbare Fortſchreiten der Sonne durch die Zeichen des Thierkreiſes am Himmel begründet; ſo iſt auch jener Augenſchein,

der die Erde zu einem Unten oder zur Mitte, die Sonne zu einem Oben, ihre Stellung zu uns zur Außenfläche machet, eine Selbsttäuschung. Eben so wie der gehende Mensch, der an der Oberfläche der Erde hinschreitet oder das Schiff, welches über das Meer fähret in Beziehung auf den Planeten der beide trägt ein Oberes und Aeußeres sind, so ist unsre Erde und so sind alle Weltkörper unsres Systems in Beziehung auf die Sonne um welche sie den Lauf ihrer Bahn führen ein Oberes und Aeußeres. Die Erdmitte, das Innre unsrer Erde ist es, nach welcher der Zug der Schwere in der ganzen irdischen Körperwelt hingehet; was die Erdmitte als ein tiefes Unteres zu den Dingen der Planetenoberfläche oder der Körpermassen ist, welche zwischen ihr und der Oberfläche liegen, das stellt die Sonne zu den Bahnen der Planeten und zu diesen selber dar. Ja es liegt darin ein hoher Vorzug der Herrscherin der Welten über das ihr untergeordnete Heer von diesen, daß sie es ist welche trägt, nicht welche getragen wird, daß sie es ist welche den Grund bildet, nicht aber auf den Staubchen, die um sie her fliegen, aufruhet und gegrundet ist. Lassen wir es deshalb so gelten daß jene Welt, die ihren Kräften und Vorzügen nach hoch über alle andren erhaben ist, der Stellung ihrer Masse nach in der Tiefe aller andren stehet.

Wissen wir doch auch von der eigentlichen Naturbeschaffenheit, von der bewirkenden Ursache ihres Leuchtens wie ihrer wärmenden Eigenschaft fast eben so wenig als wir von der leiblichen Gestaltung und Natur unsres Erdinnren wissen, dessen Mitte wir uns durch all unsre bergmännischen Forschungen, so wie durch jene Berechnungen mit denen wir etwa den kesselförmig in große Tiefen sich hinabbeugenden dann wieder heraufsenkenden Steinkohlenlagern nachgehen nur in sehr unbedeutendem Maaße genaht haben. Wenn wir den hohen Wärmegrad, den das aus der Tiefe quellende Wasser der Artesischen Brunnen, so wie die, der Berechnung nach mit jeder weiteren Tiefe zunehmende Wärme der Bergschachte, als einen Beweiß annehmen fur eine fortwährende Wärmerzeugung im tiefen Innren der Erde, dann tritt uns auch hier eine Aehnlichkeit entgegen in den Eigenschaften der tiefen Mitte eines einzelnen Planeten und der herrschenden Mitte des gesammten Planetensystemes: der Sonne. Eine Aehnlichkeit, welche freilich wohl nicht viel weiter gehen mag,

als die zwiſchen dem Erdenlicht (nach S. 49) und dem Sonnenlicht.

Die einzige Erſcheinung, welche uns eine Art von Einblick in das Weſen und in die Naturbeſchaffenheit des Sonnenkörpers gewähren konnte, ſind die dunklen Flecken die ſich bald in großrer bald in geringrer Ausdehnung, bald auf längere, bald auf kurzere Zeit an ihrer Oberfläche zeigen, und zwar nicht ſtillſtehend an einem Punkte, ſondern in einer beſtändigen fortruckenden Bewegung von Weſt nach Oſt begriffen, vermöge welcher ſie ihren Lauf von einem Rande der Sonnenſcheibe zum andren in nahe 14, den ganzen Umlauf, von der Erde aus geſehen in 27½ Tag zurucklegen. Wir haben hierdurch furs Erſte ſchon die Gewißheit empfangen, daß der ungeheure Sonnenkörper nicht unbeweglich ſtill ſtehe, ſondern eben ſo um ſeine Are, von Weſt nach Oſt ſich bewege, als unſre Erde und alle in dieſer Beziehung genauer bekannte Planeten. Und obgleich die Sonne zu einer ſolchen Umdrehung auch wenn wir jene ſcheinbare Verlängerung abziehen, welche dieſelbe, weil unſer Planet indeß auch in ſeiner Bahn von Weſt nach Oſt fortgeruckt iſt, von der Erde aus geſehen erleidet, 25½ mal mehr Zeit gebraucht als unſre Erde zu ihrer nur 24 ſtundigen, iſt ſie dennoch, wenn wir das Verhältniß der fortruckenden Bewegung der Oberflächen berukſichtigen, keineswegs eine ſehr langſame zu nennen, denn jeder Punkt des Aequators unſrer Erde durchläuft zwar bei der täglichen Umdrehung in einer Stunde 225½, die Punkte des Sonnenäquators in derſelben Zeit aber 992 Meilen.

Die Sonnenflecken, welche man früher als Schlackenauswurfe betrachtete, die auf der Oberfläche des beſtändig feuerflußigen Sonnenkörpers ſchwimmen ſollten, oder als Rauch und Dampfmaſſen, welche dieſem Feuermeer entſtiegen, ſind, wie die genauere Betrachtung der neuern Zeit gelehrt hat, Oeffnungen oder örtliche Zertrennungen einer leuchtenden Dunſthülle, welche den eigentlichen Sonnenkörper nach allen Seiten hin umgiebt. Wie ganz anders erſcheint hierbei das Verhältniß der Sonne zu ihrer Atmoſphäre als das der Erde. Wenn bei uns der höhere Luftkreis durch die meteoriſchen Maſſen der Bewolkung getrübt iſt, und es entſteht in dieſer verhüllenden Decke da oder dort eine Zerreißung, dann erblicken wir durch die Oeffnung den klaren blauen Himmel

und das Licht der Sonne bricht in den verdunkelten Raum herein; wenn sich aber die leuchtende Wolkenhulle der Sonne zerreißt und aufthut, da öffnet sich zwar auch ein Zugang der Strahlen der nächtlichen Gestirne, hinab zur Oberfläche des riesenhaften Weltkorpers, aber der Punkt, der gerade unterhalb der Oeffnung liegt, erleidet eine Schwächung der gewöhnlichen Tagesbelle; ihm wird in gewißem Maaße das Licht entzogen, das ihm nicht, wie den Planeten, aus einem mächtigen leuchtenden Centralkorper, sondern aus einem Theil seines eignen leiblichen Wesens kommt. Denn die lichtflammende Dunsthulle der Sonne scheint der eigentliche Quell des Lichtes und der belebenden Wärme, nicht nur für alle Weltkorper zu seyn, welche ihre Bahn um diese Weltkorper beschreiben, sondern auch sie selber, die Herrscherin, ware, entkleidet von ihrer Lichtsphäre, ein dunkler Korper. Wenn sich zuweilen bei sehr großen Sonnenflecken in dieser Lichtsphare Oeffnungen gebildet hatten, welche über eine Strecke von 6 ja von 10000 Meilen sich ausdehnten, dann glaubte man die eigentliche an sich dunkle Oberfläche der Sonne durch gute Fernrohe wahrgenommen zu haben. Berge, von einer Höhe, welche im Verhältniß zur Größe des Weltkorpers stunde (von 100 Meilen) ja zwischen der festen Oberfläche und der hoheren, leuchtenden Atmosphare wolkenartige, dunkle Meteore, gleich jenen unsres Luftkreises, sollen sich dann gezeigt haben. Die Höhe bis zu welcher sich die Luftsphare uber der Sonnenoberfläche erstreckt, wurde bei solcher Gelegenheit auf 500 Meilen geschätzt.

Wenig und unsicher genug ist das, was uns die Betrachtung der Sonnenflecken lehrt; andre Aufschlüße über das Wirken und Bewegen unsres Centralkorpers sind nicht durch die Beobachtungen gefunden worden die man unmittelbar an der Sonne selber, sondern die man an andren Körpern der Sternenwelt gemacht hat. Wie man nämlich die schnellere oder langsamere Bewegung eines Fuhrwerkes oder eines Dampfschiffes, auf dem man sich befindet, am leichtesten an der scheinbaren, in entgegengesetzter Richtung verlaufenden Bewegung der Bäume, Häuser, Berge an denen die Fahrt vorbeigeht erkennen und ermessen kann, so ist es auch in Beziehung auf die Sonne geschehen, daß man die eigne, fortrückende Bewegung, welche derselben im unmeßbar großen Weltenraume zukommt, an der scheinbaren Bewegung er-

kannt hat, welche an den ſogenannten Fixſternen oder Weltſternen des Himmels beobachtet worden iſt. Denn auch dieſe, welche das Alterthum für unbeweglich an ihrem Ort verbleibende Lichter des Himmels hielt, haben keine Ruhe noch Raſt, ſondern beſchreiben einen Lauf der Bahnen oder Bogenlinien, wir wiſſen nicht um welche unſichtbare Mitte. Freilich erſcheint von der Erde aus geſehen das Fortrucken jener ſonnenartig leuchtenden Weltkörper wegen des ungeheuren Abſtandes von uns ſo gering, daß es in 100 Jahren noch kaum bemerkbar iſt, dennoch ſummirt es ſich im Verlauf der Zeit bei einigen der ſchneller beweglichen Fixſterne ſo bedeutend, daß die berühmten Sternkundigen Aegyptens, welche vor 1700 und 2000 Jahren lebten, wenn ſie jetzt wieder einmal durch Menſchenaugen von der Sternwarte in Alexandrien den nächtlichen Himmel betrachten konnten, den Ort, zum Beiſpiel des großen Sternes im Bärenhüter (Arktur) ganz auffallend verändert finden wurden.

Wenn dort, in jenen Fernen, da die Fixſterne ſind, ein Menſchenauge unſre ſchöne Sonne als einen Stern unter andren Sternen glänzen ſähe, wurde ihm dieſelbe auch als ein unveränderlich feſtſtehender Glanzpunkt des Himmelsgewölbes erſcheinen; denn was iſt der kleine Betrag des Fortruckens der meiſten Fixſterne, ſelbſt von einem nachbarlichen Weltgebiet aus geſehen, nach dem Raum- und Zeitmaaß der menſchlichen Leiblichkeit; wie machen doch dort 70 und 80 Jahre einen ſo geringen Unterſchied! Dennoch iſt der Schritt, den unſre Sonne auf ihrem Weg durch den Weltraum innehält kein ganz langſamer, denn er beträgt in jeder Stunde 34750 Meilen. Allerdings mag der Weg, den ſie in dem uns unbekannten Lauf eines ihrer großen Jahre zu durchmeſſen hat, ein unvergleichbar viel weitrer ſeyn, als der Weg, den unſre Erde, in ihrer Bahn um die Sonne zu durchwandern hat, denn unſer Planet, obgleich einer der ſchnellſten unter allen ihm verwandten Weltkörpern des Sonnenſyſtems, legt in jeder Stunde nur 14937 Meilen zurück, wenn man jedoch die kleine Spanne des Raumes von 21 Mill. Meilen, welche zwiſchen Erde und Sonne liegt, mit jenem vermuthlichen Abſtand vergleicht, in welchem ſich der unbekannte Mittelpunkt oder Centralkörper befinden könnte, deſſen Einwirkung die Sonne in Bewegung ſetzt, dann hat man Urſache genug das Vorhandenſeyn einer anziehenden Kraft vor-

auszusetzen, welche alles ihr Aehnliche, das in der uns näher liegenden Sichtbarkeit des Weltgebietes gefunden wird, unermeßbar weit übersteigt. Die Bewegung unsrer Sonne geht nach dem Sternbild des Herkules, einem nur wenig in die Augen fallenden hin. Was die Mitte der ungeheuren Bahn sey wissen wir nicht; unser Planet, und wir auf ihm, gehen mit, ohne den Fortschwung des täglichen Bewegens unsres Weltsystemes zu bemerken; wir gehen auch hier, wie im ganzen Verlauf unsres leiblichen Seyns ohne zu sehen woher? und wohin? den sichersten Weg den ein Kind machet, wenn es nicht von den eignen Füßen, sondern von den Armen einer liebenden Mutter getragen wird.

Die Macht welche die Sonne an unsrer Erde, so wie an allen Weltkörpern ihres Systemes übt, laßt uns, nach riesenhaft großem Maaßstabe alle jene Formen wieder erkennen, in denen sich in unsrer irdischen Sichtbarkeit der polarische Gegensatz zwischen einem selbstkräftig wirkenden und einem leiblich Bewirkbaren äußert. Wie der Blitz der aus den Wolken hervorbricht und an der metallenen Spitze sich entladt, so brechen überall aus einer oberen, allumfassenden Welt des Lebens Kräfte der Belebung und des Bewegens hervor, wenn sich ein leibliches Element aus der Gebundenheit und todten Ruhe des massenhaften Zusammenhaltes, zu einer Stellung erhebt, in welcher es ein Innres zu einem Aeußren, ein Bildendes für ein Bildungsfähiges wird. Ein solches Hereindringen der Kräfte eines oberen, überleiblichen Seyns und Lebens erkannten die Weisen des Alterthumes seit Thales dem Milesier, in der Wirksamkeit des Magnetes an, obgleich sich uns in dieser noch nichts Andres kund giebt als ein Bewegen und Bewegtwerden, das seinen Anfang nimmt in dem polarischen Gegensatz der ohne Aufhören um die eigne Achse und um die Sonne bewegten Erde, zu dem Eisen, in welchem unter günstigen Umständen alsbald der gleiche polarische Gegensatz erwacht. Als die Naturkunde der neueren Zeit das Mittel erfand, durch schraubenformiges Umwinden eines Magnetes die Stromung der elektrischen Naturkräfte mit jener der magnetischen zu vereinen; als man den elektromagnetischen Einfluß auf den magnetischen Eisenstab einwirken ließ, da zeigte sich alsbald an diesem das Bewegen einer zweiten, höheren Ordnung: ein kreisender (rotirender) Umlauf um einen bewegenden Mittel-

telpunkt, ein Auf- und Niederwogen ſelbſt des flüſſigen Queckſilbers, das bis zu den Anfängen einer Achſendrehung ſich erhebt. Die ältere Zeit kannte das Feuer des Blitzes, das mit augenblicklicher Schnelle herab oder heraufſährt, und, wenn es den Baum oder andre entzündbare Körper trifft, dieſe in Flammen ſetzt, während es ſelber eben ſo ſchnell wieder dahinſchwindet und verliſcht als es aus dem Dunkel der Gewitternacht hervorgetreten war. Die neuere Zeit, als ſie ſeit Erfindung der Elektrizität erregenden ſo wie der galvaniſchen und elektromagnetiſchen Werkzeuge die Kräfte des Blitzes in ihre Hand bekam, hat durch Anwendung dieſer Kräfte Etwas geleiſtet, das kein Naturforſcher der früheren Jahrhunderte für möglich gehalten hätte, ihr iſt es gelungen den Blitz mitten in ſeiner unermeßbar ſchnellen Eile feſtzuhalten, ſie hat ihn in ein ſtätig fortglühendes Feuer verwandelt. Der Gluthſtrom, der ſich aus den Enden der Polardrähte einer ſtarken Voltaiſchen Säule oder eines kräftigen elektromagnetiſchen Apparates in gleichmäßiger Fortwirkung ergießt, gleicht einem Fluße deſſen Lauf niemals abbricht, während die blitzähnliche, elektriſche Entladung kaum einem plötzlich herabſtürzenden, plötzlich wieder nachlaſſenden Regenguß ähnlich war. Während die Völker der älteſten Zeit das Feuer ihrer Herde nur unmittelbar am Strahle des Blitzes entzündet hatten und dieſe Gabe des Himmels mit ängſtlicher Sorgfalt ſich zu erhalten und zu ernähren ſuchten, iſt anjetzt in dem Voltaiſchen Apparat der Gluthſtrom des Blitzes ſelber zu einer Art von Herdfeuer geworden, das zu ſeinem Unterhalt weder des Holzes noch des Oeles, zu ſeiner Pflege keiner bei Nacht wie bei Tage fortwährenden Obhut der Prieſter bedarf.

Und wie ganz anders wirkt dieſes, wenn auch vor der Hand nur noch in unvollkommenem Maaße gewonnene Herdfeuer der höheren Ordnung, im Vergleich mit dem Feuer unſrer brennenden Kohlen oder des Holzes! Metalle, welche durch die Macht des gemeinen Feuers kaum zum Erweichen kommen, ſchmelzen an dem Entladungsſtrom unſrer elektromagnetiſchen Apparate in wenig Augenblicken; andre Stoffe, die wir im gewöhnlichen Lauf der Dinge als feuerbeſtändig zu betrachten pflegen, verglaſen ſich oder zerſetzen ſich in Dämpfe; während wir in der Hitze unſrer Schmelzöfen nur den Oxyden der eigentlichen Metalle ihr Sauerſtoffgas entführen kon-

nen, indem wir dieſem ſeine reine Luftform, oder in Verbindung mit Kohle, die Form der Kohlenſäure ertheilen, hat man durch die Macht des galvaniſchen Feuers das Sauerſtoffgas ſelbſt aus dem unvergleichbar viel feſteren Verband mit den metallähnlichen Grundlagen der Alkalien und Erden losgemacht. Was iſt der Glanz aller Fackeln und Herdfeuer gegen die blendende, dem Sonnenlicht gleichende Helle eines Metalldrahtes, durch welchen der Gluthſtrom einer galvaniſchen oder elektromagnetiſchen Batterie ſeinen Lauf nimmt; wo könnte zunächſt nur die zerſtörende Flamme, die beim Verbrennen der Körper entſteht, mit der bildenden Kunſt auf ſolche Weiſe in ein Verhältniß der Nacheiferung treten wie die galvaniſche oder elektromagnetiſche Strömung, in ihrer früher (Cap. 42) erwähnten Anwendung zur Galvanoplaſtik.

Die Wiſſenſchaft hat ſich für die verſchiedenen Formen in denen das Feuer eines allgemeinen Lebens und Bewegens die Elemente unſrer Körperwelt durchdringt, verſchiedene Namen erfunden: Magnetismus, Elektrizität, Galvanismus und Elektromagnetismus; für jenen fortwährenden Wechſelverkehr der Sonne mit den planetariſchen Welten, aus welchem Licht und Wärme, der Antrieb zum Bewegen um die eigne Achſe und in der Bahn der Jahre hervorgeht, iſt noch kein paſſender Name, eben ſo wenig als ein Schluſſel zum tiefer eindringenden Verſtändniß in das eigentliche Weſen dieſes Weſelverkehres gefunden worden. Das aber wiſſen wir, daß die bewegende Kraft, welche als allgemeine Schwere, von der Sonne aus wirkend, die Planeten ſo wie von dieſen aus die Monde in ihren Bahnen erhält, und ihnen allen, in quadratiſchem Verhältniß mit den Abſtänden, das verſchiedne Maaß der Geſchwindigkeiten verleihet, durch mehrere ihrer Eigenſchaften ſich als eine polariſche Wirkſamkeit von noch höherer Ordnung erweiſet als die iſt, welche wir an den elektriſchen und magnetiſchen Erſcheinungen kennen lernen. Obgleich die Schnelligkeit des Lichtſtrahles und noch mehr die der elektriſchen Strömung nach dem Maaßſtabe des irdiſch körperlichen Bewegens als ungeheuer groß erſcheint, iſt ſie doch noch eine meßbare, denn man hat den Weg, den das Licht in einer Stunde durch den Aether des Weltraumes zurücklegt aus dem früheren oder ſpäteren Bemerkbarwerden der Jupitermonden-Verfinſterungen in näheren oder ferneren Abſtänden der Er-

de vom Jupiter auf 140, den Stundenweg der elektrischen Strömung zu 259 Millionen Meilen berechnet. Dagegen ist die Wirksamkeit der anziehenden Kraft der Sonne gar keiner meßbaren Zeitdauer unterworfen. Die Geschwindigkeit des raumdurchdringenden Einflußes der allgemeinen Schwere würde für uns noch meßbar seyn, an der allmäligen Beschleunigung (dem Kürzerwerden) des Jahresumlaufes der Planeten, auch wenn sie zehn Millionen mal größer wäre als die Schnelligkeit des Lichtes; aber mit all dieser millionenfachen Steigerung der Zahlen erreichen wir das Ziel nicht, weil es außer den Gränzen einer menschlichen Berechnung liegt. Wie der Gedanke, in demselben Augenblick da er gedacht wird bei seinem Gegenstand ist und diesen erfaßt, wie der lebende Arm in jedem Augenblick zu einem Glied seines Leibes wird, weil er niemals aufgehört hat, noch jemals während des Lebens aufhören wird und kann, dieses zu seyn, so ist die bewegende Kraft der Sonne gleichzeitig in dieser wie bei dem Planeten; für diese Macht sind die Schranken der Zeit und des Raumes nicht mehr vorhanden, sie ist allzeitlich und allgegenwärtig, wie ein allumfaßendes, alldurchdringendes Walten des Schöpfers selber.

Dennoch muß die hehre Sonne, dieser sichtbare Abglanz einer Majestät des Schöpfers es sich gefallen lassen, wenn wir nach unsrem Menschenwitz die rotirenden so wie umkreisenden Bewegungen der Welten, an denen sie ihre Macht übt, mit jenen vergleichen, welche die elektromagnetische Strömung an unsren Magnetnadeln und Magnetstaben hervorruft. Indem wir einen magnetischen Eisenstab, dessen polarische Strömungen der Richtung der Länge des Stabes folgen, mit einem isolirten Kupferdrahl von der Richtung der beiden Seiten her, fast unter einem rechten Winkel mit der Längenausdehnung umwinden, thun wir im Kleinen Dasselbe, was die Schöpferkraft gethan als sie jene Gebirgsmassen und planetarischen Stoffe so um die Achsenlinie, welche durch beide Pole gehet, ringförmig herumlegte, daß daraus die kugelähnliche Gestalt der Weltkörper entstund. Diese Kugelform läßt sich eben so wohl als eine Ursache, denn als eine Folge der rotirenden Bewegung betrachten. Der elektrisch-polarische Gegensatz zwischen den Theilen und Punkten der Erdoberfläche, welcher da seine höchste Wirksamkeit erreicht wo der Durchschnitt, welcher der Quere nach (unter einem

rechten Winkel) von dem Kugelumfang nach der Achsenlinie der Pole gehet am groſsesten iſt, ſcheint den täglichen Umſchwung der Welten, von Weſt nach Oſt zu begründen, während von dem magnetiſchen, im Allgemeinen an die Richtung der Pole gebundenen Gegenſatz die feſte Stellung in dem beſtimmten Abſtand der Bahnen, die Neigung der Are und der jährliche Umlauf um den Centralkörper abhängen mag. Die Sonne ſelber nimmt an dieſer Geſtaltung ſo wie an den Bewegungen Theil, von denen uns unſre elektromagnetiſchen Apparate durch ihre Zuſammenfügung wie durch ihre Wirkſamkeit ein kleines ſchwaches Abbild geben; die rotirende Bewegung ihres feſten Körpers, im Zuſammenhang mit der Beſchaffenheit der Dunſthülle, mag auf die Erzeugung des Lichtes und der Wärme nicht von unbedeutendem Einfluß ſeyn; aus welchem Quell aber zuletzt der Strom der Bekraftigungen komme, welcher das groſse Werk des Weltgebäudes mit all ſeinen einzelnen Theilen und Triebradern in Bewegung ſetzt, und in ſeinem ſich immer in unverrückbarer Genauigkeit gleichbleibenden Fortgange erhalt, das erforſchen die ſterblichen, aus Erdenſtaub gebildeten Sinnen nicht.

Es liegen jedoch andre Eigenſchaften der Sonne der täglich wiederkehrenden Beobachtung unſrer Sinnen näher, als die Macht des Bewegens, welche ohnablaſsig aus ihr hervorwirkt; wir wollen desbalb vor allem dieſe Eigenſchaft in nahere Betrachtung ziehen, welche ſelbſt dem Kinde ſo wie allen auf der Stufe der Kindheit ſtehenden Völkern ſich bemerkbar machen.

52. Der Einfluß der Sonne auf die Temperatur der Erdoberfläche.

Daß in jener Zeit des Jahres, in welcher die Tage wieder um ein Bedeutendes länger werden mit der ſtärkeren und andauernderen Beleuchtung durch die Sonne auch die Wärme zunehme, weiß und erfahrt in jedem Frühlinge ſelbſt der rohſte Indianer, der die ſumpfigen Waldgegenden des nördlichſten Amerikas bewohnt. Daß indeß die Wärme eines Landes nicht allein von der längeren oder kürzeren Beleuchtung ſodern auch von dem höheren oder niedreren Stand der Sonne und in gewiſſem Maaße vielleicht ſelbſt von der rotirenden Bewegung, die unter dem Aequator am ſtärkſten iſt

abhänge, das lehrt eine genauere Beobachtung. Wenn nur im Allgemeinen von dem Unterschied zwischen Tag und Nacht, von Tageshelle und nächtlichem Dunkel die Rede seyn dürfte, dann könnte man sagen, daß die Bewohner der eisigkalten Polarländer hierin mit den Bewohnern der heißen Zone, wo die Vanille wächst und Palmenwälder gedeihen, ganz in gleichem Vortheil stunden, ja sogar noch etwas besser daran wären als diese; denn selbst unmittelbar unter dem Pole dauert die Tageshelle im Verlauf eines ganzen Jahres nicht nur eben so lang wie in den heißen Ländern, welche unter der Aequinoctiallinie oder dem Aequator liegen, sondern wegen der vor dem Wiederaufgehen und nach dem Untergehen der Sonne eintretenden Dämmerung sogar noch länger. Nur mit dem Unterschiede, daß unter dem Aequator jeder einzelne Tag des Jahres, an den Polen aber das ganze Jahr, in zwei gleiche Hälften getheilt ist, davon die eine die Beleuchtung der Sonne genießt die andre dem Dunkel der Nacht anheimfällt; denn unter dem Aequator steht die Sonne täglich 12 Stunden, an den Polen jährlich 6 Monate am Himmel; hier hat man vor der Frühlings- und nach der Herbstnachtgleiche eine viele Wochen lang anhaltende Dämmerung, dort aber an jedem Morgen und Abend nur eine sehr kurze.

Dagegen fallen die Strahlen der Sonne, wenn sie über den Himmel des heißen Erdgürtels ihren Tageslauf machet, nicht flach und schief, geschwächt durch die unteren, dichteren Luftschichten der Atmosphäre und in diesen großentheils sich verlaufend, auf den Boden, sondern sie treffen diesen während der Mittagsstunden in fast senkrechter Richtung und in ihrer vollen Gewalt. Und hierauf kommt für die Wärmeerzeugung durch das strahlende Licht der Sonne Vieles, ja das Meiste an, wie dies schon durch die zweifache Bedeutung des Wortes Klima angedeutet ist. Denn ursprünglich nannte man so jene Kreise die man sich in Norden und Süden in gleicher Breite um den Aequator gezogen dachte und deren Gränze durch die Verschiedenheit der Dauer des längsten Tages, so wie der längsten Nacht bestimmt war. Da wo die Dauer des längsten Tages nicht mehr wie unter dem Aequator gerade 12 sondern $12^1/_2$ Stunden ist, war die Gränze des ersten, bei 13 stündiger Dauer des Mittsommertages die Gränze des zweiten Klimas. Und so ergab sich bei jedem Zuwachs der Dauer des längsten Tages um eine

halbe Stunde die Gränze eines neuen Klimas, deren Zahl mithin vom Aequator bis zu den Polen wo die Länge des Mittsommertags 24 Stunden beträgt, das heißt wo dann die Sonne gar nicht untergeht, auf 24 gesetzt war, so daß zum Beispiel jene Gegenden wo der längste Tag zwischen 16 bis 16½ die kürzeste Nacht zwischen 8 bis 7½ Stunden währt, in das neunte Klima fallen. Die Andauer jenes langen fortwährenden Polartages, an welchem die Sonne gar nicht untergeht, ist von der Grenze des Polarkreises unter 66 Grad 32 Min. bis zum Pole (unter 90°) selber, mithin durch das ganze 24te Klima sehr verschieden. Denn in Lappland, unter dem 66½ten Grade der Breite giebt es nur einen einzigen Tag im Jahre an welchem die Sonne gar nicht untergeht, dies ist der Mittsommertag (21te Juny). Schon einige Tagreisen weiter nach Norden unter der Breite von 67° 18' kommt man in eine Gegend, wo die Sonne einen ganzen Monat lang im Sommer über, im Winter unter dem Horizont bleibt; in Wadsoe (76½ Grad Breite) dehnt sich die Zeit in welcher die Sonne stets am Himmel steht über 2 Monate und ebenso lang jene aus, in der sie gar nicht aufgeht; in Melvilles Eiland (unter 75 Gr.) auf 3 Monate 12 Tage, unter dem 80 Gr. auf mehr denn 4, unter 83° auf 5, unter 90° auf 6 Monate. Obgleich jedoch der Zeitpunkt an welchem die Sonne, am Ende des langen Sonnentages für die Gegend am Pole unter den Horizont sinken sollte, auf den Tag des Herbstaequinoctiums, für Nowaja Semlja unter 76 Gr. d. Br. der Anfang der dreimonatlichen Nacht auf den letzten Oktober, das Ende der Winterpolarnacht und der Wiederaufgang der Sonne für die erstere Gegend auf den 21. März für den andren Ort auf den 11. Februar treffen müßte, bleibt dennoch vermöge der Strahlenbrechung der Atmosphäre (nach S. 167) das Bild der Sonnenscheibe mehrere Wochen länger über dem Horizont und wird um mehrere Wochen früher sichtbar, und auch nach, so wie vor seinem Hinab- oder Heraufsteigen, giebt es eine so lange Dämmrung, daß selbst an den Polen das eigentliche nächtliche Dunkel, das durch den Schein der langen Mondnächte sehr gemildert wird, nur 13½ Wochen anhält. Im Grunde genommen kann man deshalb, wie schon oben erwähnt, sagen, daß die Vertheilung der Tageshelle und der Andauer des nächtlichen Dunkels eher zum Vortheil

als zum Nachtheil der beiden Polargegenden, im Vergleich mit den Aequatorealgegenden ausfällt. Dennoch knüpfen wir mit Recht an das Wort Klima auch den Begriff der herrschenden Wärme der Landerstriche an und halten uns im Voraus davon überzeugt, daß die Gegenden, welche unter den ersten Klimaten (1 bis 3) liegen die warmsten, jene welche unter den letzten, dem 22ten bis 24ten Klima stehen die kältesten seyn müßen.

Hiebei wird die mittlere Temperatur des ganzen Jahres in Betracht gezogen, welche nicht das Mittel zwischen der höchsten Sonnenwarme und der stärksten Winterkälte, sondern aus den Summen der Wärmegrade ist, welche an jedem einzelnen Tage des Jahres aus dreimaliger Beobachtung gefunden wurden. Obgleich diese mittlere Temperatur des ganzen Jahres außen an der Erdoberfläche zu verschiednen Zeiten des Jahres, wie sogar jedes einzelnen Tages großen Abänderungen unterworfen ist, verhält sie sich dennoch in einer gewißen Tiefe der Keller und Höhlen so wie in den meisten Quellen im Sommer wie im Winter auf dem gleichen Grade, so daß man aus der Temperatur der Felsenquellen einer Gegend mit einer gewißen Sicherheit auf ihre mittlere Jahreswarme schließen kann.

Im Allgemeinen findet man, daß die mittlere Jahreswarme der 3 ersten Klimaten, von dem Aequator bis gegen und etwas über die Wendekreise 20°/₈ bis 22°/₈ Grad der Reaumur'schen (25°/₈ bis 26°/₈ Gr. der hunderttheiligen) Scala betrage. Schon in Kairo, dessen Lage 30 Gr. 2 M. N. Br. ist, erreicht die mittlere Temperatur nur 17°/₈ Gr. R., in Neapel, unter dem 41ten Breitengrad 14°/₈, in Paris, bei 48 50' Breite etwas über 9°/₈ Gr. R., in London unter 51°/₈ Gr. N. Br. 8 Gr. R., in Copenhagen 55 Gr. 41 M. N. Br. nur wenig über 6, in Breslau unter 55°/₈ Gr. N. Br. nur noch 4°/₈ Gr. R., in Wadsoe unter 70°/₈ Gr. N. Br. 1°/₈ Gr. Reaumur. Am Nordcap, obgleich dessen Lage noch um seinen ganzen Grad nördlicher ist als die von Wadsoe, thaut das Erdreich in einer Tiefe von wenig Fußen auch im Sommer nicht auf, die mittlere Temperatur des Jahres kömmt dort dem Gispunkte gleich, während sie auf Melville Eiland noch beinahe um 15 Grad unter den Gispunkt herunterfällt.

Selbst auf den Eis- und Schneefeldern der Polargegenden, unter den achtziger Graden der Breite, bemerkt man, in

jener Jahreszeit, wo die Sonne ſchon lange nicht mehr untergeht noch einen bedeutenden Einfluß ihres täglichen höheren und niedreren Standes. Obgleich dieſelbe dort auch um Mitternacht am Himmel bleibt, iſt dann ihr Licht nicht nur auffallend viel bleicher als 12 Stunden vorher, wo es Mittag war, ſondern auch die wärmende Kraft ihrer Strahlen iſt ſo viel ſchwächer, daß wenn die Sonne immer tiefer nach dem mitternächtlichen Horizont herunterſinkt, der in den Stunden ihres höheren Standes gethaute Schnee wieder feſt wird. Deshalb benutzten die kühnen Unternehmer eine Reiſe nach dem Nordpol zum mühſamen Fortziehen ihrer Schlittenboote über die Treibeismaſſen jederzeit die Stunden in denen es bei uns auch im Sommer Nacht iſt, und machten längſtens dann, wenn es an ihren Uhren etwa 7 oder 8 Uhr Morgens war, Halt, weil um dieſe Zeit das höher emporſteigende Geſtirn des Tages ſchon wieder kräftiger zum Aufthauen des Schnees wirkte. Noch ungleich merklicher wird uns der Einfluß eines höheren Standes der Sonne bei der Betrachtung des vorhin erwähnten Verhältniſſes der Lage der Erdſtriche zu ihrer mittleren Jahreswärme, von dem Aequator an, wo die Sonne jeden Mittag ſenkrecht oder faſt ſenkrecht über dem Scheitelpunkt des Himmels dahingeht, bis zu den Ländern der kalten Zone, in denen ſie auch in den Sommermittagen tief unter dem Scheitelpunkt zurückbleibt. Dennoch kommt jenem Verhältniß nur eine allgemeine Gültigkeit zu, und daſſelbe iſt den vielfältigſten Ausnahmen und Abweichungen unterworfen. Nur einige von dieſen, nebſt den Urſachen durch die ſie veranlaßt werden, wollen wir hier etwas genauer betrachten.

Selbſt die künſtliche Wärme unſrer geheizten Zimmer ſteigert ſich erſt dann in allen Räumen des Gemaches zu einer gewiſſen Höhe, wenn auch die Wände, die Decke, ſo wie alle innerhalb und unter dieſen befindlichen Gegenſtände einen gewiſſen Grad der Wärme angenommen haben, und die unſrem Gefühle zuſprechende Temperatur der geheizten Räume erhält ſich noch einige Zeit nachher, wenn die anfangs ſtärkere Flamme des Feuers allmälig vermindert wird, oder ganz ausgeht. Ein Ofen, welcher nach der in Rußland gebräuchlichen Weiſe gebaut iſt, theilt, wenn ſeine dichten Geſteinmaſſen recht durchheizt ſind, die empfangne Wärme noch viele Stunden lang ſeiner Umgebung mit, obgleich das Feuer in ſeinem Innern ſchon langſt verloſchen iſt. In ähn-

licher Weise, als ein Sammler und Verbreiter der Wärme an seine Umgebung, verhält sich auch die Erdoberfläche, vor Allem die feste. Je mehr der Boden von dem Einfluß der Sonnenstrahlen schon durchwarmt ist, desto kräftiger vermag, so lange er sich noch auf einer gewissen Stufe erhält, dieser Einfluß sich zu äußern. Darum fällt in der Regel die höchste Temperatur des einzelnen Tages nicht unmittelbar in die Zeit des Mittages, die größeste Wärme des Jahres nicht in die Zeit des längsten Tages und des höchsten Standes der Sonne, sondern in die erste und zweite Nachmittagsstunde so wie in den Julymonat. Eben so trifft auch die niedrigste Temperatur des Winters, die stärkste Kälte in der Regel erst auf die schon wieder zunehmenden Tage des Januars; die größeste Kühle der einzelnen Tage in die Stunden vor Sonnenaufgang. Uebrigens ist die Zeit, in welcher im Mittel die größeste Kälte so wie die größte Wärme eintritt selbst in Gegenden desselben Erdtheiles, deren Mittagskreise nicht weit von einander abliegen sehr verschieden. In Paris fällt die größeste Kälte im Mittel auf den 14ten in Padua auf den 15ten, in Rom auf den 17ten, in Turin dagegen schon auf den 3ten Januar; die stärkste Wärme tritt im Mittel in Paris am 15ten, in Padua am 26ten, in Turin am 27ten July, in Rom aber erst am 1ten August ein. Selbst zwischen den Wendekreisen fällt der zweimalige höchste Stand des Thermometers nicht mit dem beiden Stand der Sonne in den Tag- und Nachtgleichen zusammen, sondern auf den 19ten oder 20ten April und auf den 22ten oder 23ten October; die Zeit der um wenige Grade kühleren Tage auf den 19ten bis 20ten Januar so wie auf den 22ten bis 23ten July. Auch auf der südlichen Halbkugel tritt die höchste Wärme ihrer Sommer später als der höchste Sonnenstand ein, so zu Capstadt am 2ten Februar, die niedrigste Temperatur des Jahres am 6ten July.

Nicht nur der feste Boden, selbst das Gewässer das den größeren Theil desselben bedeckt, und die Luft, die über ihm steht, werden durch den Einfluß der Sonnenstrahlen erwärmt, obwohl die Erhebung ihrer Temperatur durch die oben, S. 253 beschriebene Bewegung fortwährend wieder ausgeglichen wird. Namentlich die Atmosphäre stellt sich hierbei in ein zweifaches Verhältniß zur Erdoberfläche. Während sie die Kraft der Sonnenstrahlen, welche durch sie hindurch gehen müssen,

ſchwächt, wirkt ſie dennoch zugleich auch günſtig auf die Steigerung der Erdflächenwärme, denn, gleich einem Gewand oder einer Decke, womit wir uns gegen die Erkältung ſchützen, thut ſie wohlthätig der Ausſtrahlung und Zerſtreuung jener Wärme in den umgebenden Weltenraum einigen Einhalt, und nimmt ſelber Antheil an der Erwärmung, welche von unten, aus der Erdoberfläche, und von oben durch den Einfluß der Sonne (weniger jedoch durch dieſen als durch die Mittheilung aus jener) ihr zukommt. Indem aber die Luft in der Nähe der Erdoberfläche, ſich erwärmt, wird ſie auch ausgedehnt und hierdurch leichter; ſie ſteigt in die Höhe. Bei dieſem Emporſteigen in Regionen, wo der Luftdruck, je höher je mehr ſich verringert, nimmt der von unten kommende Strom eine immer dünnere Beſchaffenheit, einen immer größeren Raumumfang ein und durch dieſe Verdünnung wird, eben ſo wie durch die Bildung des Dampfes nach S. 265 eine Temperaturerniedrigung herbeigeführt, die ſich in abkühlender Weiſe auf die Umgebung äußert. Umgekehrt aber, wenn an die Stelle der emporgeſtiegenen erwärmten Luftſchichten die kälteren aus den oberen Regionen ſich herabſenken, dann erleiden dieſe durch den auf ſie wirkenden Druck der höheren Luftſäule eine Verdichtung, bei welcher ſich, ſo wie nach S. 264 überall da, wo ein elaſtiſch flüſſiger Körper in einen engeren Raum zuſammengepreßt wird, Wärme erzeugt und an die umgebende Körperwelt mittheilt.

Hierinnen wird, wenigſtens zum Theil, der Grund gefunden von der Abnahme der Wärme in größeren Höhen über der Meeresfläche, von welcher wir bereits bei andrer Gelegenheit ſprachen. Wenn wir mit Schmidt annehmen, daß ſchon in einer Höhe von 726⅝ Fuß über der Meeresküſtenebene die mittlere Jahreswärme eines Ortes um 1 Grad R. niedriger ſey, dann würde in der Gegend von Kairo, deſſen mittlere Jahreswärme über 17 Gr. R. iſt ein Berg, welcher die Höhe des Finſteraarhornes in der Schweiz (13295 F.) erreichte auf ſeinem Gipfel eine herrſchende Temperatur haben, welche noch etwas unter jener des Nordcaps, noch unter dem Eispunkt ſtunde. Doch wird die Wärmeabnahme bei dem Hinaufſteigen in größere Höhen ſehr verſchieden gefunden, je nachdem dieſe Höhen einem vereinzelt oder abgeſondert daſtehenden Berge oder einem maſſigen zuſammenhängenden Gebirgsrücken oder endlich gar einem

weit ausgebreiteten Hochlande angehören. Auf einem abgesondert stehenden Berge ist bei gleicher Erhebung über die Meeresebenen eine stärkere Abnahme der Temperatur bemerkbar als in solchen Gegenden, wo das Land eine größere, weiter ausgedehnte Masse bildet. Eben deßhalb, so wie noch aus andren, gleich weiter zu erörternden Gründen ist auch jene frühere Annahme eine unhaltbare, nach welcher ein Unterschied zwischen der Lage verschiedner Orte über dem Meeresspiegel welcher gegen 249 bis 260 Fuß betrüge einen gleichen Einfluß auf die mittlere Temperatur des Jahres haben sollte als eine weitre Entfernung vom Aequator von einem Grade, so daß die Jahreswärme eines in der Meeresebene gelegnen Ortes unter dem 50. Gr. der Breite jener gleichen würde, welche unter dem 49. Gr. der Breite auf einer Höhe von etwa 2500 Fuß gefunden wird. Jene Annahme ging von der Voraussetzung aus, daß die Abnahme der Jahreswärme überall von einem Grad der Breite zum andren in einem gleichen regelmäßigen Verhältniß statt finde. Dies ist aber keineswegs der Fall, denn die mittlere Temperatur vom Aequator bis zum 19. Grad der Breite bleibt sich fast ganz gleich, vom 19. Grade bis zum nördlichen Wendekreis beträgt sie an der Ostküste von Amerika ohne Abnahme für jeden Breite-Grad im Mittel nur gegen $^1/_{10}$, vom Wendekreis bis zum 34. Grade etwas mehr als $^1/_5$ Grad R., von da bis zum 43 Breitengrad schon nahe $^1/_4$ Grad des Reaumur'schen Thermometers, während sie näher gegen den Pol hin wieder langsamer anwächst, bis zuletzt jenseits des 79 bis 80. Breitengrades die Oberfläche des Meeres oder des festen Bodens in gleichmäßiger Weise von beständig bleibendem Eis oder Schnee überzogen ist, so daß dort ein Grad der Breite näher nach dem Pole hin oder ferner von diesem schwerlich noch einen merklichen Temperaturunterschied begründen kann. Nur das mittlere Europa zeigt rücksichtlich der Abnahme der mittleren Temperatur ein beständiger bleibendes Verhältniß zur geographischen Lage, denn hier kann man nach A. v. Humboldt annehmen, daß vom 38. bis 71. Grad der Breite die Jahreswärme auf jeden Breitengrad um $^3/_4$ Grad des Reaumur'schen Thermometers herabsinke. Die mittlere Temperatur des 8460 F. hohen St. Bernhardtklosters würde sich demnach in der Ebene unter dem 77. Grad der Breite antreffen lassen.

Von der Abnahme der Wärme bei der allmähligen Erhebung über das Meeresniveau hängt vor Allem auch die Höhe der Grenze des sogenannten ewigen Schnees ab. Im Ganzen kann man annehmen daß man unter dem Aequator, nachdem man beim Hinaufsteigen auf ein dort gelegenes Hochgebirge durch Regionen gekommen ist, deren mittlere Wärme so wie die herrschende Form der Pflanzen zuerst denen der gemäßigten, dann der kalten, für Menschen noch bewohnbaren Zone entspricht, in einer Höhe von etwa 15000 bis 17000 Fuß (in den Cordilleren von Quito von fast 14800, in denen von Chili von 17260 F.) jene Temperaturgränze erreichen werde, jenseits welcher der Alpenschnee das ganze Jahr hindurch, ohne hinwegzuthauen, liegen bleibt; zwischen dem 42. und 43. Grade der Breite, in den Pyrenäen wie am Kaukasus haben schon jene Gebirgsgipfel einen bleibenden Schnee, welche nur gegen 8400 Fuß hoch sind; in unsren Schweitzeralpen, unter dem 46. Grade der Breite, geht der bleibende Alpenschnee bis etwas unter 8200 F. herunter; in den Karpathen unter dem 50. Breitengrade findet man bereits in einer Höhe von 7000 F. den ganzen Sommer hindurch Schnee. Die Bewohner von Norwegen unter dem 62. Grade der Breite kennen sich mitten im heißen Sommer schon aus einer Höhe von 5000 Fuß den Schnee und das Gletschereis zum Abkühlen ihrer Getränke holen; die Bewohner des 72. Breitegrades sehen, selbst an der milder gelegenen Küste, auch solche Berge das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt, welche nur 2200 Fuß hoch sind, und noch weiter nach dem Nordpol hin kann der langanhaltende Einfluß der stark auffallenden Sommer-Sonnenstrahlen den Schnee selbst nicht mehr von den niedren Hügeln, ja, wenn es dergleichen hier gäbe, nicht einmal von den hohen Dächern der Thürme und Häuser hinwegthauen; zuletzt liegt die Gränze des bleibenden Frostes auf dem Boden der tiefen Ebenen auf und die Eismassen des Meeres thauen nie mehr ganz hinweg.

Das weitere Herabrücken des fortwährenden Winters von den Gebirgshöhen nach den Ebenen steht übrigens keineswegs in einem fest abgewogenen festen Verhältniß mit der Entfernung von dem Aequator, sondern hängt, wie die mittlere Temperatur der Gegenden überhaupt, noch von ganz andren Einflüssen ab. Allerdings senkt sich die Schneelinie nach den Beobachtungen die man in Amerika darüber ange-

stellt hat, nordwärts von dem Aequator, mit der Entfernung von diesem so bedeutend, daß man schon unter dem 19. Gr. der Breite im Hochlande von Mexico sie um 960 Fuß niedriger findet als in den Cordilleren von Quito, dagegen hebt sie, wie bereits erwähnt, in Tibet, da wo die Hochgebirge in Westen dem Meere sich nahen, um mehr denn 2000 F. höher als unter dem Aequator, obgleich diese Gebirge im 16. bis 18. Grade der nördlichen Breite liegen. Die bedeutendste Ausnahme von der scheinbaren Regel macht jedoch die Stellung der Schneelinie in den Hochgebirgen des Himalaya, unter dem 31. Grade der Breite. Am südlichen Abhang, gegen Indien, erreicht dieselbe nur die Höhe von etwa 12180 Fuß, was nur wenig über das Maaß des Dentlesgipfels in Tyrol hinaufgeht, dagegen zieht sich dieselbe an den fast unter gleicher Breite gelegenen Gebirgsketten, welche den nördlichen Abhang gegen Tibet bilden, bis auf eine Höhe von 15600 F. zurück, so daß an dieser nördlichen Seite noch Getreide- und Weideland auf einer Erhebung gefunden wird, die am indischen Abhange schon unter der Decke des beständigen Schnees liegt. Diese Thatsache, auf welche zuerst Al. v. Humboldt die allgemeine Aufmerksamkeit hinlenkte, und die zwar von Hutten bestritten war, von Webb aber neuerdings wieder außer Zweifel gesetzt ist, bezeugt in vorzüglichem Maaße den wärmeverbreitenden Einfluß der festen Erdoberfläche; denn das Hochland von Tibet, im Norden des Himalaya, hebt sich bis 13800 Fuß heraus, so daß seine von der Sonne empfangene, ausstrahlende Wärme auf das Zurückweichen der Schneelinie in den nachbarlich angrenzenden Gebirgen, ohnfehlbar von bedeutender Wirkung seyn muß. Eben auch vermöge dieser mächtigen Zusammenfügung genießt das Hochland von Tibet selbst einer so milden Temperatur, daß um Lassa (Gulsing) herum Höhe über dem Meere nahe gegen 9000 Fuß betragen mag, noch Weinbau, begünstigt vielleicht durch die Stellung der tief eingeschnittenen Thäler, betrieben wird.

Auch wenn wir bei dem Vergleich der mittleren Jahreswärmen verschiedener Orte und Gegenden der Erdoberfläche uns nur an die Ebenen oder geringeren Erhebungen über die Meeresfläche halten, begegnen wir ganz auffallenden Ausnahmen von der Regel: daß die Wärme in gleichem Schritt mit der Entfernung vom Aequator abnehme. Bereits die

ersten europäischen Ansiedler im nördlichen Amerika, in den Gebieten der jetzigen Freistaaten, so wie die Reisenden an den Küstengegenden des östlichen Asiens fanden es auffallend, daß in diesen beiden Erdgegenden die Winterkälte so viel strenger, und selbst die Sommermonate im Ganzen so viel kühler seyen als in solchen Gegenden von Europa welche unter den gleichen Graden der Breite und selbst noch etwas nördlicher gelegen sind. Wenn man nach Al. v. Humboldts lehrreicher Zusammenstellung die mittlere Jahreswärme der an der Ostküste von Amerika gelegnen Orte mit jener vergleicht welche unter ähnlichen Graden der Breite in Europa und im nördlichen Afrika beobachtet wird, dann erkennt man, daß jemehr die Entfernung vom Aequator zunimmt, desto augenfälliger der Vorzug werde, den unser Welttheil in Beziehung auf die Milde seines Klimas vor der gegenüber gelegnen Seite von Amerika genießt. Nain, an der Küste von Labrador, liegt nur unter 57 Grad 8 Min. N. B. während Christiania in Norwegen fast 60 Grade (59° 55') von dem Aequator entfernt ist und dennoch steht dort die mittlere Temperatur des Jahres 2°, Gr. R. unter dem Gefrierpunkt während sie in Christiania nahe 4°, Grad über dem Gefrierpunkte ist. Quebecks mittlere Jahreswärme beträgt nur 4°, Gr. R. obgleich es um volle 5°, Grad südlicher liegt als Amsterdam, dessen mittlere Temperatur nahe 9 Gr. R. ist. Halifax liegt mit Bordeaux, New York mit Neapel unter gleicher Breite, und dennoch steht die mittlere Temperatur der beiden genannten amerikanischen Städte merklich niedriger als die der beiden europäischen, bei Halifax um mehr denn 6, bei dem südlicher gelegnen New York um 3 Grade. Weiter hin, gegen den Aequator hebt der Unterschied allmälig sich auf und schon bei 30° N. Br. genießen St. Augustin und Kairo mit der gleichen geographischen Lage auch fast denselben Grad der mittleren Wärme.

Und nicht nur gegen die Westküste von Europa sondern auch gegen die Westküste seines eigenen Welttheiles steht das östliche Küstenland von Amerika rücksichtlich der Milde des Klimas in großem Nachtheil. Neu-Archangelsk, an der Westküste von Nordamerika liegt fast in gleicher Breite mit Nain in Labrador und dennoch übertrifft die Jahreswärme des ersteren Ortes, die des letzteren um 8°, Gr. R., denn nicht nur die mittlere Sommerwärme steigt in Neu-Archan-

gelst um 6 Grad höher, sondern auch die Winter sind daselbst milder. Dasselbe Verhältniß wiederholt sich dann auch vergleichungsweise zwischen der Westküste von Europa und der Ostküste von Asien. An der letzteren hat Peking eine Lage welche noch etwas südlicher ist als die von Neapel, und dennoch steht seine mittlere Temperatur um mehr denn 4 Grad niedriger als die von Neapel. Namentlich ist der Winter in Peking sehr streng, denn die mittlere Temperatur desselben kommt nahe an 2°,5 Grad R. unter dem Gefrierpunkt, die Winterkälte ist mithin dort noch um etliche Grad stärker als in Kopenhagen, welches doch um 17 Grad nördlicher gelegen ist.

Das Angrenzen eines Meeres von Westen her, dieß ist offenbar, hat auf das Klima der Länder einen mildernden, begünstigenden Einfluß, überhaupt aber wirkt die Nähe des Meeres sehr bedeutend auf den Zustand der Temperatur der Erdoberfläche ein. Das Wasser, als ein minder empfindlicher Wärmeleiter nimmt weder die Wärme des Sommers noch die Kälte des Winters in dem Grade an sich als der feste Boden. Die Wärme, selbst jene welche die senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen im Wasser erzeugen, wird überdieß durch die fortwährende Verdunstung gemindert, der Einfluß der kalten Winterluft dadurch gemindert, daß sich die Erkältung des Wassers seiner ganzen Masse, bis in die Tiefe hinab mittheilt und hierdurch nur allmälig einen feststehenden tieferen Grad erreicht, während zugleich das Wasser nur wenig Wärme durch Ausstrahlung an die kalte Luft abgiebt. Wichtiger ist der Einfluß der Verdunstung des Meeres mehr noch an der Abkühlung der auf seinem Spiegel aufliegenden Luft als an der Temperatur seiner Oberfläche selber zu bemerken, denn diese wird vom Aequator an bis zum 45° nördlicher wie südlicher Breite immer um etwas höher gefunden als die der zunächst angrenzenden Luftschichten. Durch all diese Beziehungen bewirkt das Meer eine Ausgleichung der Temperaturen, eine Mäßigung sowohl der höheren Grade der Hitze als der Kälte des angrenzenden Erdbodens, so daß die Küstenländer und Inseln keine solche auffallenden Temperaturunterschiede zu erleiden haben als die weit vom Meere ab im Innern großer Festländer gelegenen Gegenden. So haben nach v. Humboldts Bemerkung einige Städte im tiefen Innern des nördlichen Asiens, wie Tobolsk,

(58° 12′ N. Br.) Barnaul am Obi (53° 19′ N. Br.) und Irkutsk (52° 17′) rücksichtlich der Temperatur eben solche Sommer wie Berlin (52° 31′) wie Munster (51° 57′) und wie Cherbourg in der Normandie (49° 38′) ja das Thermometer behält an jenen Orten zuweilen wochenlang seinen Stand auf 24 und fast 25 Gr. R., aber auf diese Sommer folgen Winter in denen man einen Monat lang anhaltend eine mittlere Temperatur von 15 bis 16 Grad unter dem Eispunkt zu dulden hat.

Vornamlich ist es die Milde des Winters durch welche die mittlere Temperatur mancher Orte eine höhere Steigerung empfangen kann, ohne daß deshalb die Lage, für gewisse Erzeugnisse der Pflanzenwelt eine günstigere wird. Im Nordosten von Irland unter 54 Gr. 56 Min., mithin unter gleicher Breite mit Konigsberg in Preußen, erhält sich die mittlere Temperatur des Winters auf fast 3½ Grad über dem Gefrierpunkt, mithin höher als in Mailand, als in Padua und der ganzen Lombardei, wo der mittlere Thermometerstand der Wintermonate nur etwa 2 Grad über dem Gefrierpunkt erreicht. Obgleich aber nun, wenn diese Milde des Winterhalbjahres allein den Ausschlag gäbe, Dublin in Irland ein noch milderes Klima haben mußte als Mailand, wird dennoch jener scheinbare Vorzug ganz wieder durch den nachtheiligen Einfluß aufgehoben, den die geringe Wärme des Sommers von nur 12 G. R. im Mittel auf einen solchen fast immer „nebelverschleierten" Himmelsstrich hat. Die mittlere Jahreswärme von Mailand ist 10½, die von Dublin nicht viel über 8½ Gr. R. Pest in Ungarn giebt ein Beispiel vom Gegentheil. Dort ist der Winter im Durchschnitt so kalt, daß seine mittlere Temperatur fast bis auf 2 Grad R. unter den Eispunkt herabsinkt, mithin über 5 Grad tiefer als in den erwähnten Gegenden von Irland; dagegen steigt die mittlere Wärme des Sommers in Ungarn bis über 16 ja bis gegen 17 Gr. R. Noch auffallender ist der Contrast zwischen den mittleren Temperaturen der Winter und der Sommer an einigen andren Küstenpunkten und Inseln des nordwestlichen Europas. Auf den Orkneys Inseln (z. B. Stromness) keinen halben Grad südlicher als Stockholm, ist (nach ml. v. Humpoldt) der Winter milder als in Paris, fast so mild als in London. Selbst auf den Farder Inseln, in 62° N. Br. gefrieren die Binnenwasser niemals. An der lieb-

lieblichen Küste von Devonshire, wo der Hafen Salcombe wegen seines milden Klimas das Montpellier des Nordens genannt worden ist, hat man die sogenannte amerikanische Aloë (Agave americana) eben so wie in Südfrankreich und Italien im Freien blühen sehen. Dort, wie zu Pozana und Gosport und an den Küsten der Normandie zu Cherbourg steigt die mittlere Wintertemperatur über 4°, R. d. i. kaum 1 Gr. R. weniger hoch als in Montpellier und Florenz. — Und dennoch würden wir weit irre gehen, wenn wir von der Kraft des Klimas jener westlichen Küstengegenden im Allgemeinen dasselbe erwarten wollten, was das Klima von Montpellier, von Florenz und einigen andren, ähnlich gelegenen Gegenden zu wirken vermag. Während in der Umgegend von London der Erdbeerbaum und die Myrte eben so den Winter im Freien ausdauern, eben so im Freien ihre Blüthen tragen wie im botanischen Garten zu Montpellier, während auch in Irland der neuseeländische Flachs im Freien gezogen werden kann, bringt daselbst der Weinstock seine Trauben niemals zur vollkommnen Reife, und das gleiche widerfährt allen den andren Gewächsen, welche zur Reifung ihrer Früchte und zu ihrer vollkommensten Entwicklung einer hohen, anhaltenden Sommerwärme bedürfen, welche allerdings, damit die Pflanzen vom Frost nicht verdorben werden, auch von einer gewissen Milde des Winters unterstützt werden muß.

Auf beides zusammen wirkt nicht bloß der im Allgemeinen höhere Stand der Sonne, sondern mit ihm zugleich die Lage eines Erdstriches gegen die angränzenden Meere und Länder ein. Der Einfluß der höhern, der zuletzt senkrecht stehenden Sonne unter dem Aequator und zwischen den Wendekreisen äußert sich wie wir vorhin sahen in viel stärkerem Maaße auf den festen Boden als auf das Meer. Von dem festen Boden, vor allen wenn dieser trocken, steinig und schattenlos ist, wie der Boden der afrikanischen und asiatischen Sandwüsten, erheben sich, wenn die höchststehende Sonne sie bestrahlt, am Tage die heißen Luftströmungen, die sich in die kälteren Gegenden der weiter nach den Polen hin gelegenen Erdstriche ergießen, während aus diesen so wie von oben die schwerere, kältere Luft sich hinzudrängt. Der Boden der steinigen und sandigen, zwischen den Wendekreisen gelegenen Wüsten wird während des Tages nicht selten bis zu 42 ja zu mehr als 48 Gr. R. erhizt. Den zuletzt erwähnten Grad der Erhiz-

zung beobachtete Al. v. Humboldt in dem weißen Granitsand an den Wasserfällen des Orinoco, während die Wärme der Luft doch kaum 24 Gr. R. betrug; dagegen sahe J. v. Roth, der Begleiter des Capitan Harris auf der englischen Expedition nach Schoa, das Thermometer über der steinigen Wüste unter dem 9. Grade der Breite im Schatten auf nahe 41 Grade R. steigen. Ein solches Uebermaaß der Tageswärme kann sich jedoch im Verhältniß zu den kälteren Luftschichten der oberen so wie der polarischen Regionen nicht lange halten, gewöhnlich zeichnen sich die Nächte der kahlen Wüsten durch eine empfindliche Abkühlung ihrer Nächte aus.

Die Linie des höchsten Standes der Sonne trifft nur mit dem sechsten Theil ihres Verlaufes auf festes Land, mit den übrigen fünf Sechstheilen auf das Gewässer auf. Jenes vorzugsweise begünstigte Sechstheil gehört fast zur Hälfte dem Erdtheil von Afrika an, über dessen Landermassen der Aequator sich hinzieht; auch über einigen Gegenden des Festlandes und der größeren Inseln von Asien so wie von Australien stehet die Sonne zweimal im Jahre senkrecht, während nur $^2/_5$ des unter dem Aequator gelegenen Landes zu Amerika gehören. Schon hierin liegt eine Ursache jener höheren Jahreswärme, durch welche sich namentlich Europa vor dem größten Theil der andren Festländer auszeichnet. Die warmen Luftströmungen, die sich durch den Einfluß der Sonne auf dem zwischen den Wendekreisen gelegenen Boden von Afrika erzeugen, nehmen an einigen Punkten nur einen ganz kurzen Verlauf über das Mittelmeer, und selbst da wo dieses eine große Breite zwischen beiden Welttheilen einnimmt, vermag es die wärmende Kraft der aus Süden kommenden Winde so wenig zu schwächen, daß dieselben als heißer Sirocco durch ganz Italien und bis herauf an die Tiroler Alpen fühlbar sind. Fast dieselben Vortheile der Erwärmung genießen die westlichen Länder von Asien bis an die mittleren Grade der Breite und namentlich die ostindischen Halbinseln mit der Nachbarschaft ihrer großen Inseln.

Den ganz entgegengesetzten erkältenden Einfluß haben die Luftströmungen welche aus den Polargegenden kommen, auf ein Festland, das sich in ununterbrochenem Verlaufe bis weit hin gegen den Pol erstreckt. Europa gränzet mit seinen nördlichsten Küsten an ein Meer an, welches sich bis über den Polarkreis hinaus, großentheils frei von Eise hält, wäh-

rend das nördlichste Festland von Asien zum Theil über den Polarkreis sich ausbreitet und eben so wie der nördlichste Küstensaum von Amerika von einem Meer umgürtet ist, welches nur stellenweis vom Eise frei wird. Von daher kommen jene rauhen Luftströmungen, welche den Wintern selbst in den südlicheren Gegenden von Sibirien einen so hohen Grad von Kälte bringen.

Das Zurückbleiben der atmosphärischen Luftmassen gegen die rotirende Bewegung des Erdaequators von West nach Ost erzeuget zwischen den Wendekreisen den beständigen Strom der Ostwinde (Passatwinde). Das hierdurch gestörte Gleichgewicht der Luftsäulen stellt sich durch die West- und Südwestwinde wieder her, welche in den angränzenden gemäßigten Zonen den größesten Theil des Jahres hindurch vorherrschen. Wo diese vorwaltende Luftströmung über ein weitausgedehntes Meer dahinstreicht, ehe sie das Land erreicht, da nimmt sie die auch im Winter mildere Temperatur des Meeres an und theilt dieselbe den Küstengegenden mit; wenn sie dagegen einen weiten Lauf über Festländer nimmt, dann wird sie durch die winterliche Kälte derselben so abgekühlt, daß sie die Jahreswärme der Landstriche, über welche sie sich ergießt, um ein Bedeutendes herabstimmt. Hierin liegt der Hauptgrund der milderen Winter der an der Westküste, der härteren Winter der an der Ostküste gelegnen Gegenden unsrer Festländer.

Ueberhaupt bewirkt aber, wie schon oben erwähnt, das Meer eine Ausgleichung der Temperaturen des Sommers und des Winters, daher die Bildung des Landes zu Halbinseln, das tiefe Eindringen von Meeresbuchten, das Vorkommen von ansehnlichen Binnenmeeren, überall zur Milderung des Klimas beiträgt. Vor Allem bringen die Strömungen des Meeres, wenn sie eine erhöhte Temperatur besitzen, den Ländern, deren Ufer sie bespülen, den Vortheil einer Wärmeerhöhung, wie dies Sabine an dem Golfstrome nachgewiesen hat, der von den Küsten von Mexico herüber seinen Lauf gegen die Westküsten von Afrika und Europa nimmt. In all diesen Beziehungen erscheinen deshalb Europa und das westliche an das Mittelmeer wie an das schwarze und caspische Meer gränzende Asien für das Gedeihen und Wohlbefinden ihrer Bewohner eben so vorzugsweise geeignet als für den Verkehr der Völker, und fast die-

ſelben Vorzüge genießen die zu Halbinſeln ausgedehnten, von tief vereintretenden Meeresarmen durchſchnittenen Länder des ſüdlichen Aſiens ſo wie mehrere Erdſtriche des mittleren Amerikas.

Einem örtlichen Einfluß von entgegengeſetzter Art, zur Herabſtimmung der Jahreswärme, üben in der gemäßigten und kälteren Zone das Vorkommen von Sümpfen und ſeichten Waſſern, die ſich im Winter mit Eis bedecken und im Frühling ſpät aufthauen, ſo wie die Nachbarſchaft von iſolirt daſtehenden hohen Bergen, von deren beſchneiten Gipfeln kalte Luftſtröme ſich nach der Tiefe herabſenken, weit ausgedehnte Waldungen, welche durch die Verdunſtung der angeſogenen Feuchtigkeiten und durch Beſchattung des Bodens dieſen abkühlen, endlich auch die Richtung von lang fortlaufenden Gebirgszügen, welche den Zutritt der warmen Luftſtrömungen aufhalten.

Da, wo der Himmel im Sommer von beſtändigem Nebel und atmoſphäriſchen Niederſchlägen getrübt, der Winter dagegen heiter iſt, ſo daß die Wärme des Bodens ungehemmt durch Ausſtrahlung ſich zerſtreuen kann, kann die Erde kein anmuthiger Wohnſitz für den Menſchen ſeyn; deſto höher aber ſteigen die Reize der Natur in Gegenden, wo der Himmel faſt beſtändig heiter und zugleich dennoch zu gewiſſen Jahreszeiten nicht ganz arm an Ergüſſen des Regens iſt.

Wenn wir die Ausdehnung der verſchiedenen, nach dem Stand der Sonne und der herrſchenden Jahreswärme abgegränzten Zonen betrachten, dann ſtellt ſich im Ganzen für die geſammte Erdoberfläche ein ſehr günſtiges Verhältniß heraus. Die heiße Zone, welche ſich vom Aequator nach beiden Seiten bis zu den Wendekreiſen erſtreckt, umfaßet einen Flächenraum von 3,700,000 Quadratmeilen, jede der beiden gemäßigten Zonen von den Wendekreiſen bis zu den Polarkreiſen 2⅞ Millionen, beide zuſammen 4⅞ Millionen Meilen, jede der kalten, für den Menſchen faſt durchaus unwirthbaren Polarzonen nur 384,000 Quadratmeilen. Bloß für den eilften Theil der Erdoberfläche iſt deshalb die Einwirkung der Sonnenſtrahlen ſo unkräftig, daß ſie zum Theil ſelbſt im Sommer das Eis und den Schnee nicht mehr hinwegzuthauen vermag.

An den beiden Extremen, in der heißen wie in der Polarzone wird im Ganzen, wie bereits erwähnt, unter gleichen

Breiten die größeste Uebereinstimmung der mittleren Temperatur gefunden; wenn wir dagegen unter gleicher Parallele von den Küsten des atlantischen Meeres, von Frankreich aus durch Deutschland, Polen und Rußland immer ostwärts zur Uralkette die Jahreswärme der Gegenden vergleichen, dann sehen wir diese immer tiefer herabsinken. Jenseits des Urals werden die milden Westwinde schon zu erkaltenden Landwinden; das Klima des westlichen Sibiriens unterliegt all den nachtheiligen Einflußen, denen ein lang fortlaufendes, von einformigen Steppen, salzigen Lachen und Sumpfen bedecktes Festland ausgesetzt ist. Umgekehrt, wenn wir uns über die Oberfläche der Erdkugel, neben und zwischen jenen Linien, welche die Breitegrade andeuten, andre Linien gezogen denken, welche die gleichen Grade der Jahreswärme bezeichnen (die Isothermlinien), dann finden wir daß eine solche Linie von der Küste von Amerika herüber nach der Westküste von Europa sich bedeutend aufwärts krumme, indem hier nahe am 70. Grade der Breite noch dieselbe mittlere Temperatur herrscht, wie dort kaum unter dem 57. und 60. Folgen wir aber derselben Linie von der Küste von Lappland weiter ostwärts nach Asien hinüber, so sehen wir sie abermals sich bedeutend abwärts krummen, so daß im östlichen Asien unter dem 57. bis 60. Grad der Breite die mittlere Temperatur auch nicht höher steht als im nördlichsten Lappland. Von neuem steigt jedoch diese Isothermlinie, wenn wir ihr über das Gebiet des stillen Meeres hinüberfolgen, nach der Westküste von Nordamerika, wieder aufwärts; die mittlere Jahreswärme kommt hier jener nahe, welche die unter gleichen Breiten gelegenen Punkte der europäischen Westküste auszeichnet. Auf diese Krummungen der isothermen Linien, auf ihr Hinabsinken unter, so wie ihr Hinaufsteigen über die Linien der geographischen Breiten denen ihre Richtung im Ganzen am nächsten kommt, hat an vielen Punkten, wo dieselben über Meer und Inseln oder einzelne Theile des Festlandes sich hinziehen, diese Verschiedenheit der Gestaltung der Erdfläche einen auffallenden Einfluß, so daß auf einmal da, wo die isothermen Linien vom Meere oder von kleineren Inseln aus eine langgedehnte Landzunge oder eine größere Insel durchschneiden, unter den oben erwähnten begünstigenden Umständen eine Erhöhung, unter den entgegengesetzten eine Erniedrigung des Temperaturgrades eintritt.

In einigen nachbarlichen Gegenden ſelbſt eines und deſſelben Feſtlandes bewirkt bei Orten, welche ganz in derſelben geographiſchen Breite und in gleicher Höhe uber dem Meere liegen, ſchon das eine bedeutende Verſchiedenheit in der mittleren Temperatur, wenn der eine davon am Abhange eines Gebirges, der andre auf einer weit ausgedehnten Hochebene deſſelben ſich befindet. Die letztere Lage gewährt in den Cordilleren eine Erhöhung der Jahreswarme von 1 bis nahe an 1°/2 Gr. R.

Daß ſeit Jahrtauſenden die allgemeine, mittlere Wärme unſres Planeten keine bemerkbare Veränderung erlitten habe beweiſt nicht allein die hiſtoriſche Kunde, ſondern ſelbſt die mit der größten Schärfe geführte Rechnung der Aſtronomen. Mit der abnehmenden Warme wurden ſich zugleich andre, ſehr tief eingreifende Naturverhältniße geändert haben, mit welchen die Dauer der Bewegung um die Achſe, die Länge des Tages im Zuſammenhang ſtehet, von der ſich erweiſen läſſet, daß ſie ſeit Jahrtauſenden dieſelbe geblieben ſey. Die Abweichungen der Temperatur einzelner Jahre, ja ſelbſt mehrerer Jahrgange ſind eben ſo örtlich als vorubergehend, und während der eine Landerſtrich einen ungewohnlich harten Winter hat, oder an einer lang dauernden Hitze und Durre leidet, herrſcht in einem andren Landerſtrich zur gleichen Zeit ein feuchtwarmer Winter, oder ſein Boden wird bis zum Uebermaaß vom Regen uberflutbet. In der jetzigen Weltzeit hat die nordliche Halbkugel unſres Planeten auch darin einen Vorzug vor der ſudlichen, daß die Mitte ihrer Sommer nahe mit jener Zeit ihres Jahreslaufes zuſammenfallt, während welcher ſich die Erde in ihrer Sonnenferne befindet, die Mitte des Winterhalbjahres mithin mit der Zeit der Sonnennähe. Da ſich, nach dem Geſetz der allgemeinen Schwere, oder der polariſchen Wechſelwirkung zwiſchen dem Centralkorper und den ihm zugeordneten Korpern, die Geſchwindigkeit der Bahnbewegung in einem quadratiſchen Verhältniß mit der großeren Annaherung an den Centralkorper ſteigert, ſo iſt die Folge jenes Zuſammentreffens der beiden Hauptjahreszeiten mit den verſchiedenen Abſtanden von der Sonne die, daß das Winterhalbjahr auf der nordlichen Halbkugel um faſt 8 Tage (7 Tage 18 Stunden) kurzer dauert als das Sommerhalbjahr, dieſes mithin um eben ſo viel länger. Da jedoch dieſes Verhältniß veranderlich iſt, indem

auch die Punkte der Erdbahn, dahin die Sonnennähe und die Sonnenferne fallen, nicht immer in derselben Stellung bleiben, sondern jährlich um 61½ Secunden (fast um den 29. Theil des Durchmessers einer Mondenscheibe) vorrücken, so folgt hieraus: daß der Unterschied zwischen der Länge des Sommers und des Winters, auf beiden Halbkugeln, nicht immer derselbe war, noch derselbe bleiben könne. Schon jetzt fällt die Zeit der Sonnennähe nicht mehr genau mit Wintersanfang zusammen, sondern am 1 Januar, auch die Sonnenferne tritt nach der eigentlichen Mitte des Sommerhalbjahres (nach dem Sommersonnenstillstand), erst am 3. Juli ein und jedesmal nach etwa 58 Jahren rücken diese Zeitpunkte um einen Kalendertag weiter vorwärts. Wenn man deshalb zurückrechnet, dann findet man daß vor fast 6000 Jahren die Sonnennähe mit dem Anfang des Herbstes, die Sonnenferne mit der des Frühlinges zusammentrafen und daß damals die beiden Hauptjahreszeiten für beide Halbkugeln die vollkommen gleiche Dauer hatten. Deshalb war aber, zu jener Zeit, die nördliche Halbkugel weder wärmer noch kälter, als sie jetzt ist. Denn außerdem daß, wie schon erwähnt, die berechnende Astronomie aus der sich gleichbleibenden Dauer der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse es erwiesen hat, daß die mittlere Erdwärme seit Jahrtausenden dieselbe geblieben sei, hat ohnehin auch die Umlaufszeit der Erde um die Sonne, oder das Jahr, die vollkommen gleiche Länge behalten, der mittlere Abstand der Erde von ihrem Centralkörper ist noch genau derselbe wie vormals. Die Beleuchtung und Erwärmung des Festlandes zwischen den Wendekreisen, durch die senkrecht oder fast senkrecht stehende Sonne, hat sich mithin im Ganzen an Dauer wie an Kraft unverändert erhalten; die warmen Luftströmungen, welche von dem bestrahlten Festboden aufsteigen, die Meeresströmungen welche aus der heißen Zone diesseits wie jenseits dem Aequator und von der Ostküste des westlichen Festlandes kommend hinan gegen die West- und Nordküste des Festlandes der östlichen Halbkugel sich ergießen, sind die nämlichen geblieben; das Verhältniß der periodischen Ausgleichungen der Wärme der einen mit der Kälte der andren Gegend bestand vor Jahrtausenden in derselben Weise und wird nach Jahrtausenden noch eben so bestehen als es jetzt vorhanden ist. Selbst die Zu- wie die Abnahme des Eises der Polar-

meere wie der Hochgebirgsgipfel ſtehet innerhalb gewiſſer Grenzen der wechſelſeitigen, periodiſchen Ausgleichung. Der Vorzug, welchen die nördliche Halbkugel vor allem rückſichtlich ihrer warmeren Sommer vor der ſüdlichen hat, gründet ſich vorzugsweiſe auf die größere Maſſe der Feſtländer, die ſich auf ihr zuſammengedrängt findet. Die vorherrſchende Menge des Gewäſſers auf der ſüdlichen Halbkugel gewährt dieſer zwar eine gewiſſe Milderung der Winterkälte, giebt aber auch zugleich Veranlaßung zur Ueberfüllung der Atmoſphäre mit wäßrigen Dunſten und Niederſchlagen, welche die Wärme des Sommers niemals recht aufkommen, die ſtrahlende Kraft der Sonne niemals durch ihre nebliche Hülle in ihrem vollem Maaße hindurchbrechen laſſen. Furchtbar muß deshalb, im Vergleich ſelbſt mit den Polarländern der nördlichen Halbkugel der Zuſtand des neuentdeckten, ſüdlichen Polarlandes ſeyn. Das erſtere hängt doch zum Theil mit Feſtlandmaſſen zuſammen, aus denen vom ſonnenbeſtrahlten Boden noch warme Luftſtrömungen ausgehen können, ohne über dem Meer ihre höhere Temperatur zu verlieren; das ſüdliche Polarland aber iſt durch ein weites Meer und zuletzt durch die Eismaſſen welche dieſes erfüllen, von ſolchen Zuflußen der Luftwärme abgeſchnitten.

Dennoch regt ſich auch noch in der Nähe dieſer umnebelten, niemals thauenden Eismaſſen eine Welt der kleinſten mikroſcopiſchen Thiere, in ſolcher Verſchiedenheit der Arten und in ſolcher unermeßbaren Menge der Einzelweſen, daß allein Capitän Roß von ſeiner Reiſe nach dem Südpol unter 78 Gr. 10 Min. ſüdlicher Breite, aus den Stücken des herumſchwimmenden Eiſes über 15 Arten ſolcher Kleinen mit ihren kieſelhaltigen Schaalen mitgebracht hat. In einigen derſelben ließen die grünlichen Eierſtöcke keinen Zweifel darüber, daß die Thiere nicht etwa zu längſt geſtorbenen ſondern zu den noch lebenden Weſen, zu den fortwährenden Bewohnern der kälteſten Zone der Erde gehörten.

Wenn aber auch dieſes kleine Gewimmel des Thierreiches durch die zahlloſe Menge, in der es ſowohl die ſüdliche als die nördliche Polarzone bewohnt, einen Beweis giebt, daß ſelbſt noch in dem winterlichen Halbdunkel jener Gegenden, wie in der Tiefe der Schachte ein Leben möglich ſey, ſo gilt dieſes doch nur zunächſt von dieſen unvollkommnen Formen unter den Lebendigen. Die andren, höher ſtehenden,

bedurfen, wie dies Al. v. Humboldt dargethan hat, nicht nur des Einflusses einer höheren, mittleren Jahreswärme, sondern auch des klar, durch unumwolkten Himmel und aus einem gewissen höheren Stande herabstrahlenden Lichtes der Sonne. Ein Gemisch von Chlor und Wasserstoffgas entzündet sich bei derselben Höhe der Lufttemperatur nicht, wenn der Himmel getrübt und hierdurch der Strahl auch der hochstehenden Sonne etwas geschwächt ist; sein Entflammen mit heftiger Explosion tritt aber alsbald ein, wenn das Licht in voller Klarheit aus dem atmosphärischen Hohendunst hervorbricht. So finden wir auch daß in manchen westlichen Küstengegenden unsres Welttheiles zwar bei der hohen mittleren Jahreswärme die Myrte wie der Lorbeerbaum im Freien grünen, und dennoch kommen dort manche Arten der Früchte nicht zur Reife, weil der meist von wässrigen Dünsten verschleierte Himmel das Sonnenlicht nur selten in voller Klarheit hindurchbrechen läßet, und die geographische Stellung der Gegenden eine zuweit gehende Abweichung der Strahlen von der geradlinigen Richtung mit sich bringt. Es führt uns dieses von der Betrachtung der Sonnenwärme und ihres Einflusses auf die Erdoberfläche zur Betrachtung des Lichtes der Sonne und seiner Eigenschaften.

53. Das Daguerreotyp und die Photographie oder Lichtzeichnung.

Wir verweilen hier zuerst auf einige Augenblicke bei einer der merkwürdigsten Entdeckungen der neuesten Zeit, weil uns dieselbe in anschaulichster Weise mit einer Eigenschaft des Lichtes bekannt macht, durch welche dieses die innre Verwandtschaft seines Wesens mit jenem der früher betrachteten elektromagnetischen Naturkräfte kund giebt.

Man wußte es längst, daß die schwingende Bewegung der tönenden Körper, die sich als hörbaren Ton der Luft und hierdurch unserm Ohre mittheilt, eine gewisse, Gestalten bildende Kraft habe. Wenn man auf Glastafeln, die beim Streichen ihres Randes durch den Violinbogen verschiedene Töne von sich geben, den zarten Staub eines fein gepulverten Körpers, wie den von Kolophonium aufstreut, dann bemerkt man daß sich beim Tönen der Glastafeln oder der andren in hörbare Schwingung gesetzten Körper aus der verschie-

denartigen Aneinanderfügung des Staubes eben ſo verſchiedne Figuren bilden als Töne waren. Auch die Schwingung in welche der elektriſche und elektromagnetiſche Strom die Körper verſetzt, bringen in ähnlicher Weiſe Geſtaltungen hervor, und ſchon frühe erkannte man die Verſchiedenheit in der ſich hierbei die poſitive wie die negative Elektrizität äußern. Im Lichte, und zwar vor Allem in dem der Sonne, mußte ſchon die Beobachtung der früheſten Menſchenalter die Farben gebende wie die geſtaltende Wirkſamkeit anerkennen. Jene verkrüppelten misfarbigen Anomien, (ein Geſchlecht der zweiſchaaligen Muſcheln) welche durch die Anker und andre in das Meer geſenkte Werkzeuge aus einer Tiefe des Gewäſſers heraufgezogen werden, in welcher nur noch ein ſchwachdämmernder Lichtſchein von oben hinabfällt, laſſen uns, eben ſo wie die in dunklen Gruben oder Kellern hervorbrechenden bleichfarbigen, unvollkommen ausgebildeten Sproſſen der Kartoffelknollen oder andrer Gewächſe die Abhängigkeit erkennen, in welcher die Bildung der belebten Körper von dem Einfluß des Tageslichtes ſtehet. Die kryſtalliniſche Geſtaltung der unorganiſchen Stoffe ſcheint allerdings jenes unmittelbaren Einfluſſes nicht zu bedürfen; deſto wichtiger iſt jedoch derſelbe für viele chemiſche Bildungen, Zerſetzungen und Umgeſtaltungen der Elemente.

Namentlich wirkt das Sonnenlicht in zerſetzender Eigenſchaft auf die Verbindungen, des Goldes und Silbers, mit verſchiedenen Grundſtoffen; beide Metalle empfangen hierbei das Vermögen ſich in einer metalliſchen Form oder im Zuſtand einer niedren unvollkommenen Oxydation auszuſcheiden. Wir ſprachen oben S. 183 von dem Jod, das durch Auslaugung der Aſche mehrerer Seegewächſe gewonnen, überdieß auch dem Waſſer mancher Quellen in geringer Menge beigemiſcht iſt. Dieſer im Waſſer ſchwer, im Weingeiſt leicht auflösliche, faſt metalliſch glänzende Grundſtoff, der ſich durch die Wärme in ein Gas von veilchenblauer Farbe verwandelt, geht eben ſo wie das Chlor und das Brom (ſeine beiden Mitbewohner des Meeres und der Seegewächſe) mit dem Silber Verbindungen ein, aus denen dieſes Metall durch Einwirkung des Lichtes alsbald ausgeſchieden wird. Auf die leichte Zerſetzbarkeit des Jodſilbers gründet ſich denn die jetzt näher zu beſchreibende, im Jahr 1839 von Niepce und Daguerre gemachte Erfindung.

Eine Kupferplatte wird mit Silber überzogen (plattirt) und dann sorgfaltig polirt um ihr eine möglichst glatte, reine Fläche zu geben; sie wird hierauf an einem dunklen Orte in ein Behaltniß gestellt, auf dessen Boden Jod sich befindet, das durch die von unten herauf wirkende Erhitzung sich in Dampf verwandelt und als solcher mit dem Silber an seiner Oberfläche sich verbindet, welches dadurch eine dunkle fast goldgelbe Färbung erhält. Sobald diese Verbindung vollendet ist, wird die Metallplatte mit ihrem feinen Jodsilberüberzug unmittelbar aus dem dunklen Behaltniß heraus in eine Camera obscura gebracht, in welcher das Bild des von der Sonne beleuchteten Gegenstandes in einem Spiegel aufgefangen, und von diesem in eine Sammellinse hineingestrahlt wird, welche das empfangene Bild, nach verkleinertem Maaßstab auf die in ihrer Brennweite stehende Metallfläche eben so wie auf jede andre Fläche auffallen läßet. Nach wenig Augenblicken hat das Licht, das von dem beleuchteten Körper hinein in die Camera obscura und aus dieser auf dem Jodsilberüberzug abgestrahlt wird, an diesem schon seine zersetzende Wirkung geäußert: das Silber ist in einen Zustand der Ausscheidung von dem Jod übergegangen. Noch aber wird, wenn man die Platte schnell genug heraus zieht, ehevor auch das schwächere Licht der umgebenden Luft seinen zersetzenden Einfluß äußern konnte) keine Spur von einem Bild auf ihrer Oberfläche bemerkt, wohl aber wird dasselbe sichtbar, wenn man die Platte aus der Camera obscura heraus abermals auf einige Minuten in einen dunklen Kasten bringt, auf dessen bis zu 52 oder 56 Grad Reaumur erwarmten Boden Quecksilber sich befindet, welches bei dieser erhöhten Temperatur die Form des Dampfes annimmt und in dieser Form mit dem Silber, so weit dieses durch die Einwirkung des Lichtes aus seiner Verbindung mit dem Jod frei herausgetreten ist, sich vereint. Es bleibt nun nichts mehr zu thun übrig als den zarten Ueberzug der Silberbelegung, der aus Jodsilber besteht, so weit er noch in seiner anfänglichen Form vorhanden ist, hinwegzuschaffen, damit die Zersetzung und Farbenveranderung desselben durch das Licht nicht über jene Granzen gehen möge, die ihm die Kunst des Menschen zur Erzeugung des Bildes in der Camera obscura vorgezeichnet hatte. Dieses geschieht, indem man die Platte in eine Lösung von unterschwefligsaurem Natron in Wasser oder

auch in eine siedendheiße Kochsalzauflösung eintaucht, indem hier das Jod seine Verbindung mit dem Silber verläßt und mit dem Natron sich vereint. Die Platte wird hierauf in vollkommen reinem (destillirtem), kochenden Wasser abgespült. Dem Quecksilberamalgam, das sich an den Stellen gebildet hat wo das Silber aus dem Jod hervorgetreten war, konnte die schwache schwefelsaure Natronauflösung oder das siedende Salzwasser nichts anhaben, dieses steht jetzt, freie Erhabenheiten bildend, auf der wieder ganz von ihrem Jodanflug gereinigten, hellglanzenden Silberbelegung der Platte da, und das Bild ist fertig.

Das so eben beschriebene, von dem Erfinder der Photographie zuerst angewendete, Verfahren kann auf verschiedene Weisen abgeändert werden, indem man statt des Jods in fester Form eine mit Wasser verdünnte Auflösung desselben in Weingeist anwendet; zum Hinwegschaffen des Jodsilberüberzuges reicht auch eine kalte Kochsalzauflösung hin, wenn man die Platte, die in die Auflösung eingetaucht ist, mit einem Zinkstäbchen berührt und so durch galvanischen Einfluß die chemische Anziehung verstärkt. Auch hat man die Empfindlichkeit des Silberauflösungs-Anfluges auf der Platte, gegen die Einwirkung des Lichtes, dadurch auf einen noch höheren Grad gesteigert, daß man statt des reinen Jods eine Verbindung desselben mit Chlor anwendete, oder daß man seiner flüßigen Auflösung etwas Brom zusetzte, ja schon dadurch, daß man die Platte, wenn die Bildung des Jodsilberanfluges vollendet war, einige Augenblicke über schwaches Chlorwasser hielt, wobei ihre gelbliche in eine röthliche Färbung übergeht. Dazu sind noch jene zweckmäßigen Abänderungen an der Camera obscura durch zusammengesetzte Objectivglaser gekommen, mittelst deren eine größer Oeffnung für das einfallende Licht und somit eine Verstärkung seines Einflußes gewonnen wurde. Erst durch diese Verbesserungen ist es eigentlich möglich geworden, die vom Lichte sichtbar gemachte Welt der Erscheinungen in ihrem eiligsten Vorüberfluge zu ergreifen und als Bild festzuhalten.

Statt der mit Silber überzogenen Platten hat man auch Papier angewendet, das mit einer schwachen Lösung von salpetersaurem Silber (1½ Quentchen in 12 Loth Wasser) bestrichen, hierauf getrocknet, dann in eine wäßrige Auflösung von Jodkalium getaucht, hierauf durch gewöhnliches Wasser

gezogen und wieder getrocknet wird. Man schützt das Papier vor dem Zutritt des Lichtes; unmittelbar vor dem Gebrauch bestreicht man es mit einer Mischung der salpetersauren Silberauflösung mit ⅛ Essigsäure und mit einer gesättigten Auflösung von Gallusäure. Nachdem das so behandelte Papier in der Camera obscura kurze Zeit der Einwirkung des Lichtes ausgesetzt worden, bestreicht man es abermals mit der eben erwähnten Mischung, erwärmt es gelind, und wendet zuletzt eine Auflösung von Bromkalium zum Feststellen der Umgränzung des Bildes an. Freilich erscheint an der Lichtzeichnung, so wie man sie da erhält, Das dunkel, was an dem dargestellten Gegenstand hell, Das hell was an ihm dunkel war; dieser Uebelstand läßt sich aber dadurch heben, daß man die Lichtzeichnung zwischen zwei Glasplatten auf ein andres in gleicher Art vorbereitetes, noch unbenutztes Papier legt und beide hierauf der Einwirkung des Sonnenlichtes aussetzt. Denn dann bringt das Licht, durch die hellen Stellen der Lichtzeichnung hindurchscheinend, im darunter liegenden Papier jene Zersetzung hervor, wodurch das dunkelfarbige Silberoxyd heraustritt, und da wo die dunkleren Stellen der Lichtzeichnung aufliegen, entstehen nach dem Maasse der größeren oder geringeren Undurchsichtigkeit, hellere Partbieen. In solcher Art kann man auch durch zweimalige Uebertragung Copien von Handzeichnungen und Kupferstichen möglich machen. Die Bereitung jedoch eben sowohl als die Anwendung der von ihrem Erfinder Talbot sogenannten kalotypen Papiere hat viel größere Schwierigkeiten und gewährt keine solche genaue Ausführung der Lichtzeichnungen, als die Anwendung der mit Silber belegten Metallplatten nach Daguerres Methode.

Es ist in der That bewundernswürdig was durch die Erfindung des Daguerreotypes, dieser einfachen Zusammenfügung einer Camera obscura mit einer von Jodsilberanflug überkleideten Metallplatte, geleistet werden kann. Der Reisende, den sein Weg durch eine Gegend führt welche noch niemals durch eine Menschenhand abgebildet war, darf nur, während er selber im Schatten eines Felsen oder eines Baumes ruhet, in sein Daguerrotyp einige Secunden lang das Bild der von der Sonne bestrahlten Landschaft fallen lassen, oder er darf die Lichtöffnung desselben nach einem Meisterwerk der Baukunst längst vergangener Zeiten hin richten und er hat

eine Abzeichnung der Landschaft so wie des Gebäudes erhalten, mit deren Treue, bis ins Kleinste hinein, die Kunst der zeichnenden Menschenhand kaum den Wettkampf bestehen kann. Zum Abzeichnen von muhsam leserlichen, noch unentrathselten Inschriften, dergleichen man hin und wieder in der Wüste an Felsen oder an Gebauden der Vorzeit findet, bedurften fruher selbst die gelehrten Reisenden viele Stunden, ja mehrere Tage; sie konnen jezt auf dem Grund der Metallplatte ihres Daguerrotyps durch das Licht die Abzeichnung fertigen lassen; die Hieroglyphen des Obelisken oder der steinernen Saule, die Grabschrift auf der Marmortafel, an der sie nur schnell vorubereilen konnten, sind mit einer Genauigkeit, welche nichts zu wunschen übrig lasset, auf den Silbergrund übergetragen und konnen spater in der Heimath eine Grundlage der tiefer eingehenden Forschung werden. Der Naturforscher, den sein Weg an einer reichen Meereskuste der heißen Zone hinfuhrt, wo sich ihm eine Menge der noch niemals von ihm in frischem Zustand gesehenen Thiere darbietet, kann in Zeit von einer Stunde eine große Zahl derselben, dem Umriß der äußren Gestalt wie den Zugen des inneren Baues nach, zu welchem sein Messer den Einblick eroffnete, getreulich abgebildet erhalten, so daß er spater einen sichren Anhalt fur seine Beschreibung des Gesehenen hat.

Allerdings ist es, damit die Lichtzeichnung einen feststehenden Umriß empfangen konne, nothig, daß der Gegenstand, welchen sie darstellen soll, seine Stellung, wenigstens etliche Secunden lang nicht verandere; die schwingende Bewegung in welche ein leiser Wind eine im Freien schwebende Fahne versezt, macht es unmoglich einen solchen Gegenstand im scharfen Umriß seiner Rander darzustellen, weil sich derselbe Punkt des Randes, in den wenig Augenblicken in denen die Lichtzeichnung entstehet, jezt hier dann da abbildet und so der eine Zug den andern durchkreuzt. Dennoch ist auch selbst in dieser Beziehung, seitdem man dem Anflug der zersetzbaren Metallverbindung nach S. 460 eine hohere Empfindlichkeit gegeben, das vorhin unmoglich Erscheinende ausfuhrbar geworden. Der Verfasser dieser kleinen Schrift hat eine Metallplatte mit einer Lichtzeichnung gesehen, welche von einem Photographen aus Wien in dem Augenblick aufgenommen worden war, als Sr. Majestat der jezt regierende Kaiser Ferdinand einen festlichen Einzug in Linz

hielt. Nicht nur die Gebäude und alle andre feststehende Gegenstände, sondern die aus den Fenstern schauenden Menschen, der große, eng zusammengedrängte Volkshaufen auf der Straße, war darauf mit der großesten Schärfe aller einzelnen Umrisse, dargestellt; wäre unter der gewaltigen Masse der Zuschauer, welche in dem Augenblick wo die Sonne die ganze Scene beleuchtete und ihr Wiederschein in das Daguerrotyp fiel, nach dem Kaiser hinblickten, ein naher Bekannter gewesen, dann würde der Beschauer des Bildes ihn alsbald, wenigstens unter den Näherstehenden aufgefunden haben.

Ein Reiz allerdings gehet den Lichtzeichnungen des Daguerrotypes ab, das ist der der Farben. Ihre Bilder sind nur Schattenumrisse, durch den Wechsel des Dunklen und Hellen, in all seinen, auch feinsten Abstufungen dargestellt und gebildet. Herrlich genug und des weitern Nachdenkens werth bleibt jedoch, selbst bei diesem Mangel, die bildende — durch Zersetzung bildende — Macht des Lichtes, die uns das Daguerrotyp kennen lehrte. Nach ihrem Maaße ist diese Wirksamkeit des Lichtes mit dem Wesen der Einbildung und der Erinnerung der lebenden Seele zu vergleichen. Ein Lichtstrahl des allgemeinen, durch That und Werke offenbarten göttlichen Erkennens fällt in das Dunkel unsres Verstandnisses hinein, wird (wie das Silber vom Merkur) von diesem erfaßt, mit ihm vereint, und hierdurch zu einem bleibenden Eigenthum unsres Wesens (nach Cap. 65).

51. Das Prisma.

Ehe wir weiter von den Eigenschaften des Lichtes reden, wollen wir zuerst eine allgemein bekannte Sache: die Zerlegung des Sonnenstrahles in mehrere bunte Farben betrachten, welche alsbald eintritt, wenn wir unter den erforderlichen Nebenumständen den Strahl durch ein durchsichtiges, in gleichmäßig dreiseitige Saulenform geschliffenes Glas (Prisma) gehen, und auf eine Wand oder auf einen andren, das Licht zurückstrahlenden Gegenstand fallen lassen. Das Farbenbild oder Spectrum, das sich uns bei dieser Gelegenheit vor Augen stellt, ist im Grunde, nur nach kleinerem Maasstabe, eine Wiederholung des prachtvollen Schauspieles, das uns jeder Regenbogen gewahrt. Beide Erscheinungen haben ihren

Ursprung in einer Auseinanderlegung des Sonnenlichtes, in Folge der Brechung, welche daſſelbe beim Hindurchwirken durch einen Körper erleidet, der ein vollkommner Leiter des Lichtes — durchſichtig iſt.

Die Brechung welche hierbei dem ſtrahlenden Lichte widerfahrt iſt eine andre als die gewöhnliche. Würde ein vollkommen ebenes, tafelartiges Stuck Glas, von der gleichen Dicke als die des Prismas iſt an eine kleine, fenſterartige Oeffnung hingeſtellt, die aus einem übrigens verdunkelten Zimmer hinausführt ans Tageslicht, (ins Freie), dann würde dieſelbe im Ganzen (nach Verhältniß ihrer Größe und Dicke) dieſelben Dienſte thun wie jedes gewöhnliche Fenſter; beim Hinausblicken nach der Sonne würden wir (abgeſehen von der ſcheinbar veränderten Stellung mittelſt der gewöhnlichen Strahlenbrechung nach Cap. 20) ihre Scheibe in der natürlichen, runden Form erblicken, durch die kleine Fenſteröffnung würde ſich das hereinſtrahlende Sonnenlicht auf der gegenüber gelegnen Wand in derſelben Form, welche die Lichtöffnung hat, darſtellen. Wir halten aber jetzt, ſtatt der Glastafel das dreieckige Prisma vor die Oeffnung durch welche die Sonne hereinſtrahlet, in horizontaler Stellung, ſo daß die eine Kante dieſer dreieckigen Glasſaule nach unten, nach dem Boden gekehrt iſt. Das Sonnenlicht fällt auf eine der Flächen der Saule und nimmt ſeinen Weg durch das durchſichtige Glas hinüber nach der andren, gegenübergelegnen Fläche. Da aber in dieſer Richtung das Prisma nicht die gleiche Dicke hat, ſondern nach unten, wo beide Flächen in die ſcharfe Kante auslaufen, viel dünner iſt als nach oben, wo es nach der eben liegenden, dritten Fläche ſich ausbreitet, haben die Strahlen der Sonnenſcheibe durch die verſchiedenen Durchmeſſer der dreiſeitigen Glasſaule einen ſehr verſchiedenen, nach unten einen kürzeren, nach oben einen längeren Weg zu machen. Zu dem nämlichen Grade erleiden dieſelben auch eine ſehr verſchiedene, der untere Strahl deſſen Weg der kürzere iſt eine ſchwächere, der obere eine ſtärkere Brechung. Von dieſer ſtärkeren oder ſchwächeren Brechung hängt nicht allein (nach Cap. 20) die Richtung ab in welcher der einfallende Strahl an der andren Seite des durchſichtigen Körpers heraustritt, ſondern auch das Maaß der erhellenden Kraft, welche das Licht nach ſeinem Hindurchgehen durch das Glas noch übrig behält. Denn auch der durchſichtigſte Kör-

per

per nimmt dem Lichte das ihn durchstrahlt einen Theil seiner erhellenden Kraft, je dichter derselbe ist, desto mehr, Wasser mithin mehr als Luft, Glas noch mehr denn Wasser. Wir werden deshalb, wenn wir das Prisma in der erwähnten Richtung vor die kleine Fensteröffnung bringen das Lichtbild an der gegenüberstehenden Wand nicht nur vermöge der verschiedenen Grade der Brechung und Stellungsveränderung in einer stark von oben nach unten verlängerten Gestalt erblicken, sondern zugleich auch Strahlentheile von verschiedner Lichtstärke, welche bei den nach oben, stärker gebrochnen am meisten, bei den untren am wenigsten vermindert ist. Hierbei ist mit dem Erscheinen des Lichtes für unire Augen eine auffallende Veränderung vorgegangen. Es ist nicht mehr in derselben Form der gewöhnlichen, farblosen Tageshelle geblieben, in der es sich uns in der Luft oder durch eine Glastafel kund giebt, sondern es hat sich in Streifen von verschiedner Färbung auseinander gelegt, welche freilich nicht deutlich von einander abgegrenzt sind, sondern durch allmäliges Uebergehen der einen Farbe in die andre an ihrer Grenze sich verschmelzen. Die Farben, von unten nach oben (oder im Regenbogen umgekehrt von oben nach unten) folgen sich so, daß zuerst roth, über diesem Orange, dann gelb, grün, blau und zuletzt, ganz nach oben, violett hervortritt, oder, wenn man mit dem berühmten Newton sieben Farbenstufen unterscheiden will, auf das Blau zuerst das Indigoblaue dann das Violette folgt. Der violette Lichtstreifen giebt unter allen die geringste Helle, nächst ihm hat das schwächste Licht der blaue; die Helligkeit wird am größesten nach dem gelben Streifen hin, und auch im orangefarbenen übertrifft sie die Stärke des grünen wie nach unten des rothen Strahles.

Aber die Wirksamkeit der Lichtstrahlen, die sich uns hier in mehrern Farben auseinandergelegt haben, ist nicht allein auf die Grenzen des sichtbaren Farbenbildes beschränkt; sie erstreckt sich über diese Grenzen hinaus, auch in die für unser Auge licht und farblose Nachbarschaft des Bildes. Wenn man die nach Cap. 53 zubereitete Metallplatte mit ihrem für den zersetzenden Einfluß der Lichtstrahlen höchst empfindlichen Jodsilberanlauf, oder wenn man, selbst das sorgfältigst bereitete photographische Papier den Strahlen eines Prismas aussetzt, dann bemerkt man daß der rothe Strahl gar keine Wirksamkeit darauf habe: das Papier oder die Platte blei-

den eben so unverändert als ob sie in einem dunklen Kasten lägen. Auch der gelbe Strahl äußert kaum eine Spur des chemischen, zersetzenden Einflußes, erst gegen den blauen Streifen hin fangt dieser Einfluß an merklich zu werden und er wird am stärksten im blauen selber, noch mehr im violetten ja noch über die Grenze von diesem hinaus, an einer Stelle, wo unser Auge kein Licht und keine Farbe mehr bemerkt. Wir schrieben die Zersetzung, welche die Verbindungen des Silbers in unsrem Daguerrotyp erleidet, dem Licht und der Tageshelle im Allgemeinen zu und konnten nicht anders als annehmen, daß da, wo das Licht am hellsten, von den im Sonnenglanz stehenden Körpern, in unsre Camera obscura hereinfällt auch seine chemische Wirksamkeit am stärksten sey; hier werden wir vom Gegentheil belehrt, denn nicht nur der violette Strahl, der unter allen die am wenigsten erhellende Kraft hat, sondern selbst noch eine andre, unsichtbare Ausströmung des Lichtes, welche über den schwächest leuchtenden Strahl hinaus, in den völlig unbeleuchteten Raum fällt, zeigt sich zum Hervorbringen des chemischen Effectes am wirksamsten. Auch an dem Einfluß der prismatischen Farben auf andre chemische Vorgänge wird dieses erkannt. Eine Mischung von trocknem Chlorgas und Wasserstoffgas, die sich an einem dunklen Ort unverandert erhalt, bleibt dieses auch wenn wir sie dem rothen und gelben Farbenstrahl aussetzen, ihre allmälige Verbindung zur Salzsaure, tritt eben so wie am gewohnlichen Tageslichte allmalig ein, wenn wir den blaulich grunen, sie geht rasch und plotzlich von statten, wenn wir den violetten Strahl in sie hineinfallen lassen.

Mit dem eben erwähnten Einfluß der verschiednen Farben des Prismas, wird auch in Beziehung gebracht die hier nur beiläufig zu erwähnende Unempfindlichkeit der daguerrotypschen Platten, oder der photographischen Papiere, gegen die grüne Farbe der Blätter, die sich deshalb, auch wenn sie unbewegt sind, in der Lichtzeichnung nicht, oder nur unvollkommen darstellen.

Nicht allein die chemisch wirkende, auch die wärmende Eigenschaft des Lichtes, fällt bei der prismatischen Auseinanlegung desselben an die eine Seite des Farbenbildes hin, und selbst noch über die Grenze von diesem hinaus, in den unbeleuchteten Raum. Hierbei ist es aber nicht der violette, sondern der entgegengesetzte rothe Strahl, welcher die stärkste

Wirksamkeit zeigt. Wenn man ein Blatt dünnes Papier auf der einen Seite durch eine schwache, rußende Flamme schwärzt, mit dieser geschwärzten Seite es auf ein Brett aufzieht, dann die weiße Seite mit starkem Weingeist benetzt und nun das Farbenbild eines Prismas darauf fallen laßet, bemerkt man deutlich, daß das Papier am schnellsten bei dem rothen Streifen, am langsamsten unter dem violetten trocken wird, daß mithin die Wärme, welche das Verdunsten und Abtrocknen bewirkt, im rothen Strahle am kräftigsten seyn muße. Unter allen durchsichtigen Körpern läßt das krystallinische, wasserhelle Steinsalz die Wärme am ungeschwächtesten hindurch, ohne sie merklich zurückzustrahlen oder einen wahrnehmbaren Theil derselben zur Erhebung der Temperatur seiner eignen Masse zurückzuhalten. Wenn man deshalb einem Stück solchen durchsichtigen Steinsalzes, durch Zuschleifen, die Form eines dreiseitigen Prismas giebt, dann erhält man nicht blos ein vollkommnes Farbenspectrum, sondern auch eine Zerlegung des Sonnenstrahles in einen merklich wärmenden und in einen nicht wärmenden Theil. Durch einen empfindlichen Wärmemesser kann man sich überzeugen, daß die Temperatur unter dem violetten Strahle dieselbe sey wie in der ganz unerleuchteten Umgebung, daß sie aber fortwährend steige, je mehr man den Wärmemesser dem rothen Strahle nähert. Und selbst unter dem rothen Strahle erreicht sie noch nicht ihren höchsten Stand, sondern meist erst außerhalb demselben, im dunklen Raume, in einer Entfernung von der äußersten Grenze des Roth, welche dem dritten Theile der ganzen Ausbreitung des Spectrums gleich kommt. Nach beiden Seiten hin äußert mithin das Licht noch seine Wirksamkeit, und zwar stärker, da wo es für unser Auge nicht mehr als Licht wahrnehmbar ist.

55. Der Mond und sein Licht.

Die Betrachtung der wärmenden Eigenschaft des Sonnenlichtes führt uns zu jener der nichtwärmenden Eigenschaft eines Lichtes der Sternenwelt, welches nächst dem der Sonne, für unsren Planeten das bedeutungsvollste ist. Mit dem scheinbaren Laufe der Sonne zugleich geben der Lauf und die Stellung des Mondes den Bewohnern der Erde die Mittel an die Hand, zur Bestimmung und Anordnung der Zei-

ten. Das langwährende Dunkel der Polarzonen im Winter, wird von dem anhaltenden Schein des Mondes in tröstlicher Weise gemildert und auch bei uns, ja selbst in dem hochbegünstigten Klima der wärmeren Zonen verleihet das milde Licht des Mondes der Nacht ihren vorzüglichsten Reiz. In diesen Ländern, deren fast immer klares Himmelsblau von bedeutenderer Durchsichtigkeit ist als das unsrige, hat das Mondenlicht einen solchen Grad der Helligkeit, daß man dabei, ohne Beschwerung der Augen, zu lesen vermag. Dennoch hat man berechnet und aus unmittelbarer Abschätzung der Grade der Lichtstärke gefunden, daß das Mondlicht 800,000 mal schwächer sey als das Sonnenlicht. Es ist ja auch nur ein Widerschein des Sonnenlichtes, das allerdings an der Mondfläche einen körperlichen Stoff finden muß, welcher der Zurückstrahlung in vorzüglichem Maaße günstig ist, denn der Glanz des Mondes gleichet dem blendenden Scheine, den, aus der Ferne gesehen, ein Hochgebirgsfeld des Schnees und der Gletscher hat.

Wenn unsrer Wohnung gegenüber, selbst in nicht unmittelbare Nähe, ein Haus stehet, welches der unbescheidne Nachbar an seiner Aussenwand weiß hat betünchen laßen, dann wird im Sommer nicht nur unser Auge von dem blendenden Widerschein belästigt, sondern es strahlt auch von jener weißen Mauern eine Hitze zurück, welche während der heißen Stunden des Tages und selbst schon in den Morgenstunden öfters bis zu einer unerträglichen Höhe sich steigert. Wäre die Hauptmasse der Mondfläche ein weißliches, etwa unsrem Kalkgebirge ähnliches, festes Gestein, dann, so sollte man meinen, müßte uns selbst hier auf Erden Etwas von der Wärme bemerkbar werden, welche mit dem Sonnenlichte zugleich auf das weißliche Gesteinfeld herab und von diesem wieder zu uns herüber gestrahlt wurde. Aber das Mondlicht theilt der Erde keine bemerkbare Wärme mit, und selbst im Sammelpunkt seiner Strahlen durch das riesenhafteste Brennglas oder den wirksamsten Brennspiegel wird mit der Verstärkung des Lichtes zugleich keine durch das gewöhnliche Thermometer meßbare Verstärkung der Wärme empfunden. Ja fast möchte man auf einige, freilich nur noch vereinzelt dastehende, Beobachtungen von Lichtenberg ein besondres Gewicht legen, nach welchen der Mond als ein nur Kälte verbreitender Körper erscheinen müßte. Denn als dieser berühmte Phy-

ſiker mit beſondrer Aufmerkſamkeit die mittlere Temperatur ſolcher Tage beachtete, an denen unſre Erde auf dem Wege ihrer Bahn genau an die Stelle trat, an der ſich wenige Stunden vorher der Mond befunden hatte, fand er das eine Mal (im Juny) eine für dieſe Jahreszeit ungewöhnliche Kälte, ein anders Mal, im Herbſt, eine überaus heftige, ſtürmiſche Witterung. Dennoch hat man in neueſter Zeit, ſeit der Anwendung ähnlicher Wärmemeſſer als die S. 413 beſchriebenen ſind ſich überzeugt, daß auch das vom Mond zurückgeſtrahlte Sonnenlicht nicht ganz ohne wärmeerregende Kraft ſey.

Zur prismatiſchen Zerlegung, in die Farben des Regenbogens, eignet ſich das Mondlicht, wiewohl in einem überaus viel ſchwächeren Maaße, auf eine ähnliche Weiſe als das Sonnenlicht; das fahle, kaum für unſer Auge erkennbare Roth, ſo wie das Violett des Mondregenbogens und ſeines durch das Prisma erzeugten Spectrums ſind übrigens eben ſo wenig einer merklich chemiſchen als wärmeerregenden Wirkſamkeit fähig.

Allerdings läßt uns auch die ganze Naturbeſchaffenheit des Mondes, ſo weit wir dieſelbe ſeit dem Gebrauch der Fernröhre kennen gelernt haben, keine große Erwartung von ſeiner eignen Wärme und darum auch Wärme mittheilender Einwirkung hegen. Das Gewäſſer hat bei uns auf der Erde, nach Gay. 32 die wohlthätige Beſtimmung, die Extreme des Temperaturwechſels auszugleichen, die Strömungen der wärmeren Luft, welche in unſrem Erdtheil aus Süd und Südweſt, auf der ſüdlichen Halbkugel aus Nord und Nordweſt kommen, führen auch den weiter vom Aequator abgelegnen Landerſtrichen einen Theil der Wärme zu, an welcher die heiße Zone überreich iſt, und zugleich wird die Hitze der Tropenländer durch den kühlen Luftſtrom, der aus den kälteren Zonen kommt, gemäßigt. Welche wohlthätige Decke unſer Luftkreis für die Oberfläche des Planeten bilde, damit dieſe nicht alsbald die von der Sonne empfangene Wärme durch Ausſtrahlung wieder verliere, dies lehrt uns die Kälte, welche in der Region der dünneren Luft, auf dem Gipfel der Hochgebirge herrſcht, ſo wie die Kälte jener Nächte des Winters und Vorfrühlinges, in denen der Himmel wolkenlos und heiter iſt, und wo keine warme Luftſtrömung von Süden her das Sinken der Temperatur verhindert. Wenn wir in der

Aufzählung der Vorzuge, deren unsre schöne Erde vor dem Monde so viele hat, noch weiter fortfahren wollen, so ist das kein unbedeutender, daß, mit Ausnahme der beiden Polarzonen, in allen Klimaten, in dem kurzen 24 stündigen Verlauf eines Tages einmal die Sonne auf und unter gehet, einmal das Dunckel der Mitternacht mit der Helle des Mittages wechslet, und die Bewohner der gemäßigten Zonen, deren Zahl unter den Erdenbuergern die größeste, deren leibliche wie geistige Kraft und Wirksamkeit die starkste ist, erfahren es in jedem Jahre, daß auch der Wechsel des Herbstes, und selbst des ruhetringenden Winters mit dem Fruhling und Sommer, zur Erquickung und Bekräftigung der lebenden Natur heilsam und forderlich sey.

Welch' ein ganz andres Loos ist, nach all diesen Beziehungen hin, dem Gefährten unsres Planeten auf der Bahn seiner Jahre: dem Monde beschieden! Auf diesem giebt es weder Meer noch Wind, kein Morgen- noch Abendroth, keine Fruhlings- noch Sommertage, sondern jeder Monat hat einen (nach unsrem Zeitmaaß gerechnet) vierzehntägigen Sommer, denen die zur senkrechten Höhe des Aequators oder zum niedren Stande der polarnahen Gegenden emporsteigende Sonne in dieser Zeit nur einmal auf und unter geht, dann eine eben so lang dauernde Winternacht. Gäbe es auf dem Monde ein Meer, gäbe es dort einen See, von dem Umfang unsrer großten Landseen, dann hätte mann sie durchs Fernrohr langst an der Glatte ihres Spiegels erkannt, so aber begegnet daselbst überall, wohin wir das tausendfältig durch die Kunst geschärfte Auge richten, unsrem Blicke ein Zusammengehäufe von Höhen und Tiefen, von Gebirgen, die noch uber das Maaß unsrer Alpen und Cordilleren emporragen und von kesselartigen Abgründen, zum Theil so weit und so tief, daß kaum die gesammte Masse eines Montblanc, ja eines Chimborasso sie auszufüllen vermöchte. Ja nicht bloß kein Meer und kein See, sondern uberhaupt kein tropfbar flüßiges Wasser kann auf dem Monde seyn. Könne dort ein einziger Fluß, drangen aus den Abhängen und am Fuß der Berge Quellen, so wie bei uns hervor, dann wurde da oder dort eine der grauenvollen kesselartigen Tiefen sich ausgefullt haben oder noch ausfullen; das Wasser, ja selbst der Schnee, wurden unter dem Einfluß der strahlenden Sonne sich in Dunstform erheben, und um den Mond her einen Dunstkreis bilden, der sich, auch

wenn die Gegend ſeines Entſtehens auf der andren, von uns abgekehrten Hälfte des Mondes läge, nach dem Geſetz der Schwere alsbald um alle Gegenden der Oberfläche her ergieſſen und ausbreiten würde. Unſrem durchs Fernrohr blickenden Auge wurde ein ſolcher Dunſtkreis nicht bloß durch ſeine, vom Wechſel der Temperatur abhangigen Veränderungen: Verdichtungen und Verdunnungen, ſondern durch alle andre Folgen der Strahlenbrechung ſich verrathen; gäbe es irgend eine Art von Luftkreis, verwandt dem unſrigen, hoch um das Rund der Mondkugel her, dann mußte ſich dort an den Grenzen zwiſchen Tag und Nacht eine, wenn auch noch ſo kurze Dammerung zeigen, die genaueſten Forſchungen der neueſten Zeit haben jedoch Nichts dieſer Art mit Sicherheit entdecken konnen; die fruhere Annahme welche für das Daſeyn einer, obwohl im Vergleich mit der unſrigen ſehr dünnen, unvollkommnen Atmoſphare auf dem Monde ſprechen ſollte, ſcheint ſich nicht mehr beſtatigen zu wollen. Der arme Mond, er iſt in faſt noch höherem Grade als dies bei uns ein Gebirgsgipfel in einer Höhe von acht bis neun Meilen ſeyn wurde, ohne ſchirmende Decke den Einſtrahlungen der Sonne, wahrend der Dauer ſeines langen Tages, und den Ausſtrahlungen der Warme, wahrend der eben ſo langen Nacht ausgeſetzt.

Allerdings klar genug, und niemals durch Gewölk noch Nebel getrubt, mußte von dort aus der Himmel erſcheinen; niemals ein Sturm, niemals ein Gewitter, das Wetter einen Tag wie den andren, volle Gelegenheit um trocknen Fußes überall hin zu wandeln wohin man mochte —— und welche tiefe Stille auf jener kleinen Nachbarwelt!

Ja wohl, eine Stille wie die des Grabes, ein beſtandiges tiefes Schweigen der Natur. Dort auf dem Monde kann kein Vogel ſingen, keine Flote noch Orgel noch Aeolsharfe ertonen, denn es fehlt zum Athmen wie zur Fortpflanzung des Tones die Luft! Wenn wir hier auf Erden, beim Erſteigen ſehr hoher Gebirge, oder beim Emporfluge in einem Luftſchiffe eine Region der Höhen erreichen, in welcher zwar noch immer Luft, nur aber eine ſehr verdunnte ſich findet, dann erſcheint uns auch der ſtarkſte Ton der Menſchenſtimme nur wie ein dumpfer, ſchwacher Laut, ſelbſt der Knall eines abgefeuerten Gewehres iſt dem Ohr in der Entfernung von wenigen hundert Fuß unvernehmbar. Da aber, wo gar kein Luftkreis ſich findet, konnte der Schall, etwa beim Zuſam-

menſturzen eines Gebirges, nur als Erſchutterung des feſten Bodens ſich fortpflanzen; der Leib der tief im Grabe Liegenden würde mehr davon erfahren, als das Ohr eines noch aufrecht über dem Boden Stehenden. Und mit dem Ohre zugleich würde das Auge, würden alle Sinnen waren ſie von der Naturbeſchaffenheit der unſrigen, die Folgen des Mangels eines Luftkreiſes empfinden, denn ohne Luft gäbe es hier bei uns auf Erden keine Flamme des Lichtes oder des Heerdes, ohne ein Sauerſtoffgas und ſeinen Zutritt, zum oxydirbaren Metall, oder zu einem andren brennbaren Element, würde kein Grün der Pflanze noch des Smaragds, kein Roth der Wangen noch des Rubins, kein Farbenſchmuck der Blumen und der Thierwelt, ja, mit wenigen Ausnahmen, ſelbſt kein buntes Geſtein vorhanden ſeyn. Unſre Erde würde, wenn das Waſſer und die Luft ſie verlaſſen konnten, weder Thiere noch Gewachſe noch auch einen Anflug von Feldboden (Dammerde) haben, in welchem ein Pflanzenſaame keimen und ſich entfalten könnte; die Gebirge wurden zwar weder durch Luft noch durch Waſſer zertrummert werden, oder verwittern, aber ſie würden nackt und dürr, zuletzt wie ein weißgebleichtes Gebein, den Glanz des Sonnenlichtes zurückſtrahlen.

Wir wollen uns die vergebliche Mühe erſparen das Gemälde der Naturbeſchaffenheit des Mondkorpers, mit den Farben die unſer menſchliches Verſtehen und Erkennen uns darreicht, weiter aus zumahlen. Dieſe Farben ſind denen gleich, welche wir durch künſtliche Zerlegung des Lichtſtrahles mit dem Prisma auf das Waizenmehl eines Backers hinfallen laßen. In dem Lichte dieſer Farben könnte uns das genießbare Mehl als ein niegeſehenes Gehäufe von rothem, gelbem, grünem, blauem und violettem Staub erſcheinen, deſſen Verwandlung in Brod oder Kuchen außer dem Spielraum unſrer Phantaſie läge. Wir legen das Prisma aus der Hand, und ſiehe der rothe wie der grüne und blaue Staub ſind nichts Andres als das eine längſt bekannte, überall gebräuchliche, nutzbare Mehl. Unſer menſchliches Urtheil zerleget auch das Licht des Erkennens, das in den Kreis ſeiner Auffaßung fällt, in die Farbenſtrahlen ſeines auf ſinnliche Erfahrung gegründeten Wiſſens und dieſe Farben mögen öfters eben ſo wenig dem wahren Weſen der Gegenſtände anpaſſend und zugehörig ſeyn, als die ſtreifig bunte Farbung durch das Prisma dem Waizenmehl. Wer konnte im Voraus,

ehe die Forschung der Reisenden dies ermittelte, das Daseyn jener unermeßlichen Fülle von kleinen, mikroscopischen Thieren errathen, die sich unter den eisigen Massen, ja auf dem niemals hinwegthauenden Schnee der Polarzone finden, und dort ihres Lebens sich freuen? Wenn wir auch von der eigentlichen Naturbeschaffenheit des Mondes nur wenig errathen, und noch Weniger mit Sicherheit wissen können, wissen wir doch das Eine, daß auch dieser Weltkörper, mit Allem das auf und in ihm ist, unter dem Walten derselben Schöpferkraft entstanden sey und bestehe, welche überall Bewegung weckt und lebenskräftiges Wirken, weil sie selber das Leben ist. Daß auch dort auf dem weißen, scheinbarem Todtenfelde der Mondoberfläche Formwandlungen, und ein Wechsel des Vergehens und Entstehens statt finde, scheint selbst aus einigen Beobachtungen der Naturforscher hervorzugehen. Zu Was aber und für Wen, jene unserm Menschenauge so unheimlich erscheinenden, ringförmigen Löcher und kesselartigen Tiefen da sind, welche, eine tief an der andren, den geradlinigen Verlauf der Mondfläche unterbrechen; auf welche Wesen dort der blendend helle Schein der Sonne und das abgeprallte fahle Licht, der für die dieseitige Mondhälfte fast unbeweglich in einer Stelle stehenden großen Erdenscheibe fallen, das werden wir, so lange wir Mitgenossen der irdischen Leiblichkeit sind, niemals erforschen und erfahren.

346. Das Verhältniß des Lichtes zu den Farben.

Das Sonnenlicht, so nimmt man gewöhnlich an, läßt sich durch das Prisma in die Einheiten der bunten Farben zertheilen, weil es selber aus diesen Farben zusammengesetzt ist, denn die Farben des Prismas, so scheinen dies die oft wiederholten Versuche des großen Newton zu lehren, machen, in ihrer unbeschreibbaren Gesammtheit, auf das Auge den Eindruck des weißen Lichtes. Man pflegt sich hiervon dadurch zu überzeugen, daß man das Prisma in eine schnelle schwingende Bewegung versetzt, welche sich dann dem Farbenbild mittheilt und die einzelnen Strahlen desselben in so unkenntlicher Weise in einander fließen machen, daß sie zusammen nur noch als ein weißlich heller Streifen erscheinen. Auch in einem Sammelglase vereinigen sich die einzelnen Farbenstreifen des

prismatischen Bildes so untrennbar, daß man nur noch eine Tageshelle des Sonnenscheines, nicht mehr Farben bemerkt.

Das zurückgestrahlte Sonnenlicht, welches von der Scheibe der in Tageshelle leuchtenden Planeten, vor allen der Venus und des Mars, in ein Prisma fällt, erzeugt ein ähnliches Farbenbild als die Strahlen der Sonne. Im prismatischen Farbenbild, welches die Flamme der brennenden Körper gibt, zeigen sich zwar großentheils mehrere Farben, zuweilen aber herrscht nur eine derselben auf Kosten der andren vor, so daß diese andren kaum noch unterscheidbar sind. Wenn der Weingeist sehr stark verdünnt ist, dann hat seine Flamme ein gleichmäßig gelbes Licht, dessen Farbe auch in den Strahlen des Spectrums vorherrscht, und dieselbe Erscheinung zeigt sich bei allen mit Schwierigkeit, unvollkommen verbrennenden Körpern. Selbst im Farbenbilde eines gewöhnlichen hellen Kerzen- oder Flammenlichtes, wenn man dasselbe durch eine enge Spalte ins Prisma gelangen läßet, erscheint zwischen Roth und Gelb ein lichter Streifen, welcher das Ueberwiegen des Gelb in der Flamme andeutet. Dagegen erzeugt die Flamme des Phosphors, wenn dieser mit Salpeter verbrannt wird, ein Farbenbild in welchem keine der einzelnen Farben vorwaltet, und dasselbe gilt von dem Licht das die weißglühende Platina und einige andre glühende Körper ausstrahlen.

Eine auffallende Erscheinung, mitten im Lichte des Farbenbildes, in welches durch die Vermittlung des Prismas das Sonnenlicht zerlegt wird, sind jene dunklen, zum Theil ganz schwarzen Linien, die man öfters schon mit bloßen Augen entdeckt, wenn man mit diesen das Farbenbild (statt es an die Wand fallen zu lassen) in gehöriger Sehweite auffängt, noch besser aber, wenn man dasselbe durch ein Fernrohr betrachtet. Man sieht diese Linien immer in verhältnißmäßig gleicher Stärke und gleicher Ordnung erscheinen, das Prisma mag aus diesem oder aus einem andren durchsichtigen Körper gebildet seyn, nur ist vor Allem die vergrößernde Kraft des Fernrohres auf die Deutlichkeit ihres Erscheinens von bedeutendem Einfluß. Im rothen Strahle zeigen sich verhältnißmäßig die wenigsten, obgleich ziemlich augenfällige Streifen, im Grün der schwarzeste von allen, im Blau mehrere, unter andren ein aus vielen feinen Linien zusammengesetzter breiter Streifen. Die Zahl der feinen Linien, da-

runter auch ein aus vielen engagedrängten zusammengesetzter breiter Doppelstreifen, nimmt hierauf noch mehr gegen das Indigoblau, und in demselben zu, im Violetten folgen abermals, nach längerer Unterbrechung zwei sehr auffallende, in geringer Entfernung von einander stehende, breite Streifen, dann noch vier Gruppen von Linien an denen man bei der ersten eben so wie bei der zweiten erst drei dann fünf deutlich unterscheiden kann. Viele der Linien welche durch schwächere Fernröhre gesehen einfach erscheinen, zeigen sich durch stärkere aus mehreren Linien zusammengesetzt, so daß schon Fraunhofer nahe an 600 derselben zählte.

Obgleich diese Erscheinung, auf welche Fraunhofer in München zuerst aufmerksam gemacht hat, nur wenig bedeutend, und auch die Weise, in der man sie bisher zu erklären suchte, nicht sehr aufklärend erscheinen mag, ist sie dennoch schon jetzt der aufmerksamsten Beachtung werth, da sie uns Aufschluß, aber manche Verschiedenheit der sonnenartig leuchtenden Fixsterne zu geben verspricht. Im Lichte des Sirius namentlich, zeigen sich drei breite Streifen, davon der eine im Blau, zwei im Grün sich befinden, und ganz dasselbe findet am Farbenbild des Castor statt. Dagegen entdeckt man im Farbenbilde des Pollux und noch mehr des Beteigeuze, wie in dem der Sonne, eine große Menge sehr feiner, zarter Linien, davon sich im Prisma nur eine kleine Zahl findet. Statt dieser dunklen Linien, im Farbenbild der Sonne und mehrerer Fixsterne, zeigen sich viele helle Linien im Farbenbild des elektrischen Funkens, deren Zahl und Anordnung nach Verschiedenheit des Metalles, aus welchem der Funke gezogen wurde, verschieden ist.

In jeder Hinsicht erscheint es der Beachtung werth, daß selbst mitten im Glanze des Lichtes, sogar in dem vollkommensten das wir kennen, im Sonnenlichte, noch ein Wechsel von Licht und Dunkel, von höherer Steigerung und Abnahme gefunden wird. Es ist übrigens dieses Nebeneinandersein, dieß Aufeinanderfolgen von Steigen und Sinken, Aufspannung und Abspannung ein gemeinsames Loos der ganzen geschaffenen Natur und ihrer Kräfte.

Die Farben, die sich im Sonnenlichte finden, sind in den mannichfaltigsten Abstufungen und Mischungen, der einen mit der andren, an die Körper der irdischen Natur vertheilt. Da, wo dieselben mit Durchsichtigkeit gepaart sind, zeigt das

hindurchfallende Tageslicht dieselbe Wirkung, welche an dem gleichfarbigen Strahl des prismatischen Farbenbildes wahrgenommen wird. So wird das Chlorsilber schnell geschwärzt, wenn man das Licht durch ein violettes Glas darauf fallen lässet, während dasselbe unter einem rothfarbigen Lichte unverändert bleibt, oder nur eine bloß rosenrothe Farbe (wie beim Erhitzen) annimmt.

An den Farben, welche in der irdischen Körperwelt vorkommen, bemerken wir ein sehr verschiedenes Verhältniß in Beziehung auf das Zurückstrahlen des Lichtes und der Wärme, welche sie von der Sonne und andren leuchtenden Körpern empfangen. Das Schwarz bildet den vollkommensten Gegensatz zum Licht überhaupt wie zu all seinen Farben; es deutet einen gänzlichen Mangel an beiden an. Desto kräftiger findet auch hier die ausgleichende Anziehung des Gegensatzes statt; es nimmt alles ihm zufallende Licht auf, ohne dasselbe zurückzustrahlen, es wird dabei stärker als alle andre Farben von der wärmenden Kraft der Sonnenstrahlen angeregt. Wenn man mehrere Tuchstücken von gleichem Gewebe und gleicher Größe dabei aber von verschiedner Färbung auf eine Schneefläche legt wo sie dem Sonnenlicht ausgesetzt sind, dann bemerkt man, daß der Schnee unter dem schwarzen Tuchlappen am frühesten und tiefsten, unter dem weißen am wenigsten und kaum bemerkbar hinwegthaue. Nach dem schwarzen Tuchflecken zeichnen sich durch ihre die Wärme aufnehmende und mittheilende Kraft am meisten der dunkelbraune dann der blutrothe (schwärzlichrothe) aus.

Die erwähnte Eigenschaft der schwarzen Farbe, eine Erwärmung durch das Licht zu begünstigen, hat zur Erfindung eines Lichtmessers Veranlassung gegeben, dessen Anwendung freilich in neuerer Zeit durch andre Werkzeuge verdrängt ist, welche ihren Hauptzweck besser erfüllen, welcher, aber zur Versinnlichung der Wärme gebenden Kraft des Lichtes noch immer seinen Werth behält. Wenn man nämlich zwei Thermometer zu dem Versuche wählt, welche bei ihrem Steigen und Sinken die möglichst vollkommene Gleichmäßigkeit beweisen, und dann die Kugel des einen schwärzt, zeigen zwar beide, so lange sie im Dunklen stehen, die andre Temperatur auf gleiche Weise an, sobald aber das Tageslicht darauf fällt, dann steigt alsbald, das Quecksilber oder der Weingeist, in dem Thermometer mit geschwärzter Kugel höher als im andren.

Dieser Unterschied wird um so größer und bedeutender, je stärker der Grad der Helligkeit des Lichtes ist. Leslie benutzte diesen Versuch, den Pictet zuerst in der gleichen Absicht angestellt hatte, um die Stärke des Sonnenlichtes im Vergleich mit dem Licht einer gewöhnlichen Flamme zu messen. Er fand, daß der Einfluß des Sonnenlichtes, zur Steigerung des Quecksilberstandes im geschwärzten Thermometer verhältnismäßig 12000 Mal wirksamer sey, als der des Kerzenlichtes, so daß ein Theilchen der Sonnenscheibe, das die Größe einer Kerzenflamme hat, ein Wärme erregendes Licht ausstrahlt, welches dem von 12000 Wachskerzen gleich kommt. Andre Beobachtungen haben jedoch gelehrt, daß die Strahlen des Feuerlichtes, im Verhältniß zu ihrer erhellenden Kraft, viel weniger Wärme erregen, als die des Sonnenlichtes, daß aber zugleich die Wärme des Feuerlichtes schneller zur Temperaturerhöhung durchsichtiger Körper, durch welche sein Strahl fällt, verwendet wird als die Wärme des Sonnenlichtes. Wenn man deshalb die Strahlen des Flammenlichtes in einem Brennglas sammlet, dann wird dieses erwärmt; während aber das Licht in seinem Brennpunkt eine sehr vermehrte Helligkeit hat, bringt dasselbe nur eine sehr geringe Erwärmung hervor. Wenn man dagegen zu dem nämlichen Versuch ein Brennglas anwendet, von so dunkler Färbung, daß es gar keine Lichtstrahlen durchläßt (undurchsichtig ist), dann steigt die Erwärmung in seinem Brennpunkte ungleich höher, so daß es scheinen könnte, daß im ersteren Falle die erwärmende Kraft des Flammenlichtes im Glase sich erschöpft und zurückbleibt, während seine erhellende Kraft ohne auffallende Hemmung durch dasselbe hindurchwirkt, im andern Falle aber das Umgekehrte statt finde.

Nur im Vorübergehen erwähnen wir bei dieser Gelegenheit jener andren, neuerdings in allgemeinerem Gebrauch gekommenen Weise die Helligkeit zu messen, die ein leuchtender Körper von sich giebt, welche sich sehr einfach auf die Stärke des Schattens gründet, die etwa ein Metallstab auf eine weiße Fläche wirft. Will man das Licht zwei solcher Körper vergleichen, dann läßt man von beiden den Schatten des Stabes auf das Weiß fallen, und wenn z. B. der eine Schatten von dem Lichte eines weißglühenden Platinableches, der andre von dem Licht einer Wachskerze herkam, dann entfernt man den einen heller leuchtenden Körper oder nähert den an-

dren schwächer leuchtenden so weit, bis beide Schatten die gleiche Dunkelheit haben. Beim Vergleich der Sonnenstrahlen mit andrem Lichte wendet man auch eine kleine, mit Quecksilber gefüllte Glaskugel an, läßt auf diese einen Strahl des Sonnenlichtes fallen und vergleicht alsdann die Stärke des zurückstrahlenden Sonnenlichtes mit der einer Kerzenflamme, indem man jenes mit dem einen Auge durch ein Fernrohr, dieses mit dem andren durch eine Convexlinse betrachtet, und dann die Entfernungen so weit abändert, bis beide in gleicher Helle erscheinen. Auf diesen, so wie auf verschiednen andren Wegen ist es gelungen, das Verhältniß der Lichtstärke bei leuchtenden Körpern genau zu bestimmen, und man hat gefunden, daß 5563 Kerzenflammen in einer Entfernung von 1 Fuß eine Helligkeit geben würden, welche der des Sonnenlichtes gleich käme. Das Licht des Sirius ist 20,000 Millionenmal schwächer als das Sonnenlicht und neunmal stärker als das der Wega in der Leier. Das Mondlicht wurde auch in diesen Vergleich gezogen und berechnet, daß seine erleuchtende, helle machende Kraft um nahe 23000 mal (249663) größer sey als die des Sirius, obgleich, wie schon erwähnt, erst 800,000 Vollmonde, am heitren Himmel leuchtend, eine eben solche starke Tageshelle über die Oberfläche der Erde verbreiten würden, als sie hoch am Himmel strahlende Mittagsonne. Da die Erde in gleicher Entfernung von der Sonne stehet als der Mond, kann man das Licht, das sie als Stern unter den Sternen ausstrahlet, sowohl an jenen Stellen der Oberfläche, welche der Zurückstrahlung am günstigsten sind, als auch für die Meere, nach Abzug dessen was die Dichtigkeit der Atmosphäre an dieser Zurückstrahlung ändert, berechnen. Man findet dann, daß, nach Verhältniß ihrer Größen, Merkur ein 6½, Venus ein 2 mal helleres Licht zurückstrahlen als die Erde; während das planetarische Licht des Mars nur ohngefähr ⅔ mal so hell ist als das unsrer Erde. Wenn man übrigens bei den am weitesten von der Sonne entfernten Planeten das Licht das sie ausstrahlen mit dem vergleicht, das sie, der Berechnung nach, bei ihrem Abstand von der Sonne zurückwerfen würden, wenn bei ihnen die Naturverhältnisse dieselben wären wie bei unsrem Planeten, dann findet man, daß ihr Licht, und zwar bei den am allerfernsten stehenden am meisten, stärker sey, als die Berechnung es ergab. Diese Weltkörper müssen deßhalb, außer

dem Lichte das sie von der Sonne empfangen, noch eine Zugabe von eigenthümlicher Kraft der Lichterregung haben. Ohne diese Zugabe, die wahrscheinlich zugleich mit einer kräftigen, eigenen Wärmeerzeugung verbunden ist, möchte sich auch in der fernstehenden Hemisphäre des Sonnensystemes gar unbehaglich, für alle lebendige Wesen, wohnen lassen. So aber wird man dort, auch an trüben Tagen, keiner künstlichen Wasserleuchtungen bedurfen, weil durch die Beschaffenheit der Atmosphären für eine fortwährende, natürliche gesorgt ist.

Doch wir geben von der Betrachtung der hell machenden Kraft des Lichtes der Sonne, der Planeten und der Feuerflammen, wieder auf die der Farben gebenden über.

Nicht nur die Farben des Prismas, sondern auch jene Farben, welche wir im gewöhnlichen Leben so nennen: die Farbstoffe damit wir unsern Kleidern, unsern Gemälden, Glasmalereien und andern Kunsterzeugnissen ihren Reiz vor das Auge geben, sind Kinder des Lichtes, und zeigen bei ihrem Entstehen, bei ihren Verwandlungen, wie bei ihrem Vergehen eine durchgängige Abhängigkeit von dem Lichte.

Wenn jene beiden brennbaren Körper, welche in der irdischen Natur die gemeinsten und gewöhnlichsten sind: Kohlenstoff und Wasserstoffgas in reinem Zustand mit dem Sauerstoffgas verbrennen, dann ist nicht nur das Licht der Flamme ein vorzüglich helles, sondern die neu entstandenen Verbindungen Kohlensäure und Wasser sind auch durchsichtig und klar, ohne eine vorherrschende Farbe. Wenn wir dagegen unter diese vollkommenen Brennstoffe andere Stoffe von metallischer oder erdiger Natur mischen, welche das Verbrennen hemmen und unvollkommener machen, dann erhält schon die Flamme jene bunte Farben, die wir namentlich unsren Lustfeuern zu ertheilen wissen. Ein kleiner Beisatz von Strontianpulver, zum Weingeist, giebt der Flamme desselben einen ausgezeichnet purpurrothen Schein. Der Beisatz eines solchen Stoffes, welcher hemmend dem Vorgang des hellen Flammens entgegentritt, wirkt hier in derselben Weise wie das Prisma, wenn dieses mit seinem schwächenden und ablenkenden Einfluß, zwischen die ausstrahlende Helle des Sonnenlichtes, und den beleuchtbaren Körper tritt.

Jene Farbe, die wir in der eben erwähnten Weise der Flamme geben, ist eine vorübergehende Erscheinung; sie kann jedoch, je nach der Natur der Stoffe welche mit dem Sauer-

stoffgas sich vereinten, oder eine Art von Verbrennung erlitten, zu einer mehr oder minder feststehenden werden. Das Entstehen der metallischen Oxyde gleicht seinem Wesen nach einem Verbrennen, es verhält sich aber zu dem Verbrennen mit heller Flamme und mit Feuergluth, wie sich das unserm Sinne unmerkliche, sanfte Ueberströmen, wodurch die elektrischen Spannungen, namentlich zwischen der Atmosphäre und der Erdoberfläche sich ausgleichen (nach S. 37) zu dem Blitz der Weiterwolken. Jene innre, schwingende Bewegung, die in unserm Auge den Eindruck des Lichtes und der Farben hervorruft (nach S. 38) wird bei der unvollkommnen Verbrennung oder Oxydation, namentlich der Metalle, zu einer fortwirkenden, bleibenden, und theilt sich in seiner stätigen Fortwirkung den durchsichtigen, festen Körpern mit. Darum leuchtet das herrliche Grün des Chrom-Oxyds, mit unveränderlicher Kraft, seit den Jahrtausenden die an der Erdveste vorübergingen, aus dem Smaragd, sein Roth aus dem Spinel, wie das Grün des Nickeloxydes aus dem Chrysopras. Am häufigsten sind es die Oxyde des Eisens, welche den Körpern des Steinreiches, und zum Theil selbst der organischen Natur, eine große Mannichfaltigkeit der bunten Farben: die rothe, in ihren verschiedenen Abstufungen, wie die gelbe, grüne, blaue und violette geben. Dabei ist zu bemerken, daß öfters die bunten Farben, welche ein metallisches Element auf den Stufen seiner unvollkommnen Sättigung mit dem Sauerstoffgas den durchsichtigen Körpern, namentlich unserm Glasflusse mittheilt, wieder verschwinden und in die wasserhelle (weiße) Färbung übergehen, wenn die Sättigung (gleichsam Verbrennung) eine vollkommnere wird. Dasselbe geschieht auch dem Kohlenstoff, wenn dieser bei unvollkommener Verbrennung, in jener dunklen Färbung auftritt, in welcher er uns öfters, auch in seiner Beimischung unter andre Körper, vor Augen kommt, denn er nimmt beim vollkommnen Verbrennen zur Kohlensäure, die wasserhelle Klarheit der Gasarten an. Hierauf gründet sich die entfärbende Wirkung, welche, wie wir oben S. 127 sahen, die Beimischung des Braunsteinerzes auf unsre Glasflusse hat; das Sauerstoffgas, welches jenes Erz in Ueberfülle in sich fährt, wird bei diesem Verfahren zur vollkommnen Sättigung und Verbrennung der unvollkommnen etc.

erdirten, farbigen Stoffe verwendet; sie werden klar und wasserhell, wie die reine geschmolzene Kieselerde des Glases und der Bergkrystalle selber dieses sind.

In der organischen Natur sehen wir öfters den ganz entgegengesetzten Vorgang eintreten. Die Blätter einer Pflanze, welche in einem warmen, dunklen Keller hervorsprossen, haben nicht die natürliche, grüne Farbe, sondern sind weißlich bleich, wenn wir sie aber dem Sonnenlicht aussetzen, dann nehmen sie bald ihr frisches Grün an. Wie wir früher erwähnten, hat das Sonnenlicht auf das lebende Pflanzenblatt die Wirkung, daß es das Sauerstoffgas daraus entbindet. Der Kohlenstoff der Kohlensäure wird hierdurch in einen unvollkommnen Zustand der Oxydation versetzt und zugleich farbig. Je kräftiger die Entwicklung und die innre Lebendigkeit des Pflanzenblattes ist, desto mehr ist das Sauerstoffgas in einem Zustand der beständigen Lösung und des Ausscheidens begriffen, worinnen der Grund liegen mag, aus welchem junge Pflanzenblätter das Lakmuspapier gleich einer schwachen Säure röthlich färben.

Der eigentliche, grünfärbende Stoff der Pflanzen (das Blattgrün) gleicht in vielen seiner Eigenschaften den Harzarten; an seiner chemischen Zusammensetzung nimmt der Kohlenstoff und mit ihm das Wasserstoffgas einen überwiegend vorwaltenden Antheil. Das Blattgrün löst sich, eben so wie die Harze, nicht im Wasser, wohl aber in Weingeist und noch leichter in Oelen auf, behält aber seine grüne Farbe in diesen Auflösungen nur dann eine Zeit lang, wenn man den Einfluß des Tageslichtes davon abhält; sobald die Sonne daraus scheint wird es zuerst braun, dann weiß. Dieser entfärbende Einfluß des Sonnenlichtes zeigt sich an der grünen Tinktur, die man aus Minze- und Kirschblättern durch Weingeist auszieht, schon nach 20 Minuten. Ungefähr ist der Kohlenstoff, welcher namentlich aus den Wurzeln der Landpflanze gewonnen wird, so lange das Sauerstoffgas noch seinen Zutritt zu ihm hatte, weiß, wenn er aber der Luft ausgesetzt wird, zieht er mit Begierde das Sauerstoffgas an sich und erhält nun die blaue Färbung. Auf die Farbestoffe, welche aus dem Pflanzenreich gewonnen werden, hat das Licht, vor allem jenes der unmittelbar auffallenden Sonnenstrahlen einen sehr bedeutenden, verändernden und zuletzt zerstörenden Einfluß. Selbst ein hoher Grad der Wärme kann solche Verän-

brungen bewirken; manche Pflanzenfarben, die sich an der Sonne nur langsam entfärben, werden, wenn man sie einem Luftstrome aussetzt, dessen Hitze die des kochenden Wassers übersteigt, ohne jedoch ein wirkliches Verbrennen zu bewirken, in wenig Minuten gebleicht. Die gelbe Farbe, die man dem Papier durch Quajactinktur mittheilte, wird, wenn man dasselbe unter den violetten Lichtstrahl des Prismas bringt, durch Aufnahme von Sauerstoffgas in Grün verwandelt, kehrt aber wieder zurück, wenn man Wärme, auch in keinem hohen Grade, darauf einwirken läßet.

Wie die Farben schon auf das Reich der todten Elemente einen sehr augenfälligen, bewegenden Einfluß haben, so kommt ihnen auch ein solcher, und zwar in noch viel höherem Maaße auf die beseelten Wesen zu. Abgesehen von der chemischen Wirkung des violetten Strahles, auch auf die Lebensthätigkeit des Pflanzenblattes, zeigt sich bei manchen Thieren eine Vorliebe oder auch ein Abscheu vor gewissen Farben. Ein gezähmter Kranich, welchen H. v. Schauroth längere Zeit beobachtete, zeigte die entschiedenste Abneigung gegen einige mit ihm auf demselben Landgut zusammenlebenden Hausthiere, offenbar weil dieselben von schwarzer Farbe waren, denn gegen Thiere der gleichen Art, die von andrer Farbe waren, bewies er sich sehr verträglich. Namentlich auch von der rothen Farbe weiß man, daß sie für sehr viele Thiere etwas Aufregendes hat, das zum heftigen Widerstreben und zu Aeußerungen einer blinden thierischen Wuth führen kann. Kühe von rother Farbe sind in unsren Alpenherden häufig den Verfolgungen ihrer Genossinnen ausgesetzt; sie sind ein Gegenstand des Hasses für die andren Kühe, so daß man bei manchen Herden genöthigt ist solche Thiere zu entfernen. Es ist gefährlich mit einem Kleidungsstück von rother Farbe einer Hornviehherde in den Alpen sich zu nahen, selbst ein rothes Tuch reizt dieselbe zu wüthenden Angriffen auf den unvorsichtigen Fremden. Unsren, eigentlich aus Amerika stammenden Welschhühnern ist die rothe Farbe zunächst ein Gegenstand von Furcht erregender Art, der aber das Thier, wenn es sich kräftig genug fühlt, zum Gegenkampf antreibt. Wir lesen eben in der Geschichte des Jacmerad Duval, welche Wirkung ein rother Tuchlappen, an den Hals eines jungen Welschhuhns gebunden, auf das arme, geängstete Thier hatte; eine Wirkung die für den Be-

tenknaben selber, ohne Gottes besondre Fürsorge, eben so traurige Folgen hätte haben können, als für seinen gefiederten Pfleglinq. In Südfrankreich sieht man öfters, daß ganze Herden von Weißhühnern statt der Peitsche oder dem Hirtenstab nur durch einen Stecken in Ordnung gehalten werden, an welchem oben ein scharlachrother Tuchlappen befestigt ist; diesen bewegt man, wenn man eine ganze Schaar solchen Geflügels vom Lande herein zu Markte treibt, über die zur Seite ausschweifenden oder zurückbleibenden hin und erzwingt sich dadurch, wie bei andren Heerdenthieren durch Ruthe und Stecken, unbedingten Gehorsam.

Selbst auf die Gemüthsstimmung des Menschen äußern die herrschenden Farben der ihn umgebenden Sichtbarkeit vielleicht einen größern Einfluß, als er in der Zerstreutheit des alltäglichen Lebens ihn deutlich bemerkt wird. Die Völker des Alterthums haben diesen Gegenstand einer besondren Beachtung unterworfen, haben von dem Einfluß der Farben, wie des Glanzes der Edelsteine, viel gerecht und auch gefabelt. Wir brauchen es ihnen allerdings nicht nachzusprechen und noch weniger zu glauben, daß der Anblick des schön violettfarbigen Amethysts tiefsinnige Träumereien anrege, das Hineinblicken in den Strahlenglanz eines Demantes oder Rubins dem Krieger in der Schlacht Muth und Festigkeit verleihen sollte, etwa so wie man dem grünen Farbenschein des Smaragdes Stillung heftiger Leidenschaft zuschrieb. Der Anblick grünender Auen wird für die Stimmung eines reizbaren, menschlichen Gemüthes immer etwas lieblich Besänftigendes haben, der lange Anblick eines verherrschenden Gelb zum Uebereitz und Ekel führen, das Roth, je nach dem Grad seiner Mischung mit Gelb oder Blau, oder seiner vollkommnen Reinheit im Carmin, eine sanftere oder heftigere Aufregung der Nerven der Affecten hervorrufen. Es liegt in dem reinen Weiß der Lilie ein Etwas, das der Wirksamkeit des stillen, artigen Erkenntnißvermögens förderlich erscheint und verwandt.

37. Der Nachtschimmer oder die Phosphorescenz der Körper.

Wir möchten vor Allem dem hohen Lichte, so wie späterhin auch noch der Wärme, gern den ihnen wohlgebührenden

den Ruhm bewahren, daß ihre tiefeingreifende, alldurchdringende Wirkung auf die Körper, welche die rechte Empfänglichkeit dafür besitzen, keine vorübergehende, sondern eine lang, ja zum Theil mit der ganzen Dauer solcher Körper fortbestehende sey. Die Glocke, an welche der Stundenhammer schlug, tönte noch einige Zeit hindurch unserem Ohre vernehmbar fort und lange nachher, wenn wir nichts mehr davon hören, mögen die Schwingungen des Metalles, welche der Hammer oder Kloppel erregten, noch fortdauern. So wirkt auch der Einfluß des Lichtes in seiner Farben- und Erleuchtung gebenden Eigenschaft noch fort, wenn die Sonne, die dasselbe ausstrahlte, längst untergegangen, die Flamme, die es erzeugte, längst verloschen ist.

Wie mochte jener Schuhmacher in Bologna, der Vincens Cascariolo in Erstaunen gerathen, als er die Steine, die er mehrere Stunden vorher im Feuer seines Kochofchens zum Gluhen gebracht hatte, im Dunkel der Nacht noch fortgluhen sahe, obgleich das Kohlenfeuer längst erloschen war und der Ofen, wie die leuchtenden Steine sich ganz kalt anfühlten. Freilich hätte ihm nicht jede Art von Steinen diese merkwürdige Erscheinung gewährt, sondern es war eben ein besonders glücklicher Zufall, der ihm gerade auf dem Paterno-berge bei Bologna diesen aschgrau aussehenden, schwefelsauren Schwerspath in die Hand führte. Auch wäre nicht jeder andre Schuhmacher, und so leicht auch kein Gelehrter der damaligen Zeit auf die merkwürdige Entdeckung gekommen, welche der Vincens an dem sogenannten Bononischen Leuchtstein machte; und wäre irgend ein berühmter Mann durch die gleiche Veranlassung darauf geführt worden als unser bolognefer Schuhmacher, so hätte er sich vielleicht geschämt den wahren Hergang zu erzählen. Das war aber bei dem Vincens Cascariolo keineswegs der Fall, er gestund es und alle seine Nachbarn und Bekannten wußten es von ihm, daß ihn sein Verlangen »Gold zu machen« zu dem ersten Versuch mit jenem Stein geführt habe. Es war nur zu bekannt, daß der Mann statt fleißig und ordentlich durch sein Handwerk sich zu nähren; bei Tag wie bei Nacht sich dem Hange hingab den »Grundstoff aller Grundstoffe,« die »prima Materia« zu finden »aus welcher der Schöpfer alle Dinge, namentlich auch das Gold gemacht habe, was der Mensch allerdings, wenn er nur nur im Besitz jenes Urstoffes sey, dem lieben

Gott nachmachen könne.« Der Verdienst, so Kreuzer bei Kreuzer, mochte ihm gar zu kleinlich vorkommen, — »tausend Goldgulden bei tausend Goldgulden und morgen wieder tausend, dann fünf Tage in jeder Woche Feiertage mit Schmauß und Lustbarkeiten, das klingt schon besser.« Aber dieser gute Klang der ihm in seinen Träumereien beständig vor den Ohren tönte, hatte den Vincens gar lange Zeit getäuscht und ihn nur in Noth und Sorgen gebracht, als er eines Tages (im Jahre 1630) am Monte Paterno den grauen, in platten Kugeln geformten, an seiner kornigrauhen Außenfläche hin und wieder glänzenden Stein in seine Hand nahm, und daran eine Schwere bemerkte, welche andre, gewöhnliche Steine niemals haben. Wenn sich dabei sein beliebter Grundsatz der Grundstoffe ein, sollte dieser, so dachte er, nicht hier in meinem Steine zu finden sein? Er füllt sich damit seine Taschen, zündet zu Hause in seinem kleinen, alchymistischen Ofen ein tüchtiges Kohlenfeuer an, glühet und röstet den Stein, der dadurch freilich zu keiner **prima materia**, wohl aber zu einem Gegenstand wird an welchem die Naturforscher bis auf unsre Zeit noch immer eine Lust und Ergötzung der Augen finden. Denn nicht nur jederzeit, wenn man den benommenen oder beleuchteten Leuchtstein (wie heißt er nach seinem ersten Finder noch immer) der gewöhnlichen Feuerglut, sondern wenn man ihn auch nur dem hellstrahlenden Sonnenlicht auf einige Augenblicke aussetzt, dann leuchten seine Trümmerstücke eine Zeit lang mit farbigem Lichte im Dunklen, gleich den Glühwürmchen oder Johannislaternen.

Dem Vincens Casciarolo mag seine Entdeckung manchen Gewinn, auch an Ruf gebracht haben, als er dieselbe nicht blos den damaligen berühmtesten Physikern seiner Vaterstadt mittheilte, sondern als die Naturkunde in ganz Italien und in manchen andern europäischen Ländern sich seine Kenntniß seines Steines in ihren Besitz zu bekommen. Der Gewinn aber war noch viel größer, den die Naturkunde selber aus der Erkenntniß eines solchen Vorganges zog, bei welchem sich, ohne daß dabei irgend eine Art von Verbrennen statt findet, die Bewegung, welche im Licht ist, einem festen Körper mittheilt, und in diesem noch eine Zeit lang seine Schwingungen fortsetzt, die uns als ein Leuchten erscheinen.

Der Demant, weil er, wie bereits erwähnt, aus reinem Kohlenstoff besteht, ist freilich, so unverwüstlich fest er sich anstellt, ein brennbarer Körper, zugleich aber wenn auch jedermann welche außerordentliche Erhitzung, etwa im Focus des Brennspiegels, oder in der höchsten Gluth der Schmelzofen dazu nöthig sey, um dieses kostbare Feuerungsmaterial zu entzünden, welches dabei dennoch keine helle Flamme giebt, sondern nur mit einem funkensprühendem Scheine sich zersetzt. Wenn mann aber manche Demante (denn nicht an allen gelingt es in sehr augenfälliger Weise) eine Zeit lang dem Sonnenlichte aussetzt und sie hierauf in einen dunklen Raum bringt, dann leuchten sie, als ob sie glühten. Bei Nertschinsk in Sibirien findet sich eine Abänderung des Flußspaths, (Chlorophan genannt), welche die Eigenschaft im Dunklen fort zu leuchten, wenn man sie vorher dem Lichte aussetzte, in ganz besonders hohem Grade an sich hat, und auch unser vaterländischer Flußspath zeigt, mehr oder minder deutlich, dieselbe Erscheinung. Der bologneser Leuchtstein besteht, wie wir oben sagten, aus einer Verbindung der Schwererde (Baryterde) mit Schwefelsäure und auf dieser seiner Zusammensetzung beruhet hauptsächlich sein Vermögen der beharrlichen Lichtstrahlung. Deshalb thut unser gemeiner Schwerspath (schwefelsaurer Baryt) der in gar vielen Gegenden, auch von Deutschland gefunden wird, dieselben Dienste als der englisch geformte bononische, den man übrigens außer bei Bologna auch bei Amberg in Bayern u. a. entdeckt hat. Und nicht nur der Schwerspath, sondern auch der schwefelsaure Strontian und eine Menge andrer einfacher wie zusammengesetzter Körper behalten die Fähigkeit noch fortzuleuchten, wenn man sie aus dem Licht ins Dunkle bringt. Vor den meisten andren am leichtesten zu bereiten ist der sogenannte Cantonsche Phosphor (nach seinem Erfinder, dem Engländer John Canton so genannt) den man dadurch bereitet, daß man Austerschaalen, die man schon vorher für sich allein geglüht und dann gepulvert hatte, noch einmal, mit einem Viertheil ihres Gewichtes Schwefelblumen vermischt, eine Stunde lang in einem Tiegel einer starken Glühehitze aussetzt. Eine noch besser für den Versuch brauchbare, gegen die Einwirkung des Lichtes empfindlichere Mischung ist die der gebrannten Austerschaalen mit Schwefelspiesglanz. Und so giebt es noch eine Menge andrer künstlich bereiteter und natürlicher Substanzen, welche

die Eigenschaft des bononischen Leuchtsteines zeigen, den man selber auch noch dadurch zu dem Versuch geschickter machen kann, daß man sein Pulver mit Traganthschleim zu kleinen platten Kuchen bildet, die man eine Stunde lang glühet.

Wäre unser Gesichtssinn für schwächere Grade des Lichtes so empfindlich, wie der mancher Thiere, dann würden wir an den meisten Felsarten und Steinen, die am Tage von der Sonne bestrahlt waren, im Dunklen noch ein Fortleuchten bemerken, wie dies v. Charpentier an mehreren Granit- und Gneißfelsen beobachtet hat. Und nicht nur die festen Körper, auch das flüssige Element des Meeres giebt, wenn am Tage die Sonne der Wendekreise es bestrahlte, während der Nacht ein Licht von sich, das nicht allein von der nachher zu erwähnenden thierischen Abkunft ist. Selbst in unsren Meeren hat man eine, wenn auch schwächere Phosphorescenz des Seewassers bemerkt.

In älterer Zeit sind gar vielerlei mährchenhafte Berichte im Umlauf gewesen, welche meist aus dem Orient, aus dem Lande da die Sonne heller strahlt als bei uns, ihren Ursprung genommen hatten: von einem wunderbaren Steine, dem Karfunkel, der aus eigner, selberleuchtender Kraft, mitten in dem Dunkel der Wüste so wie der unterirrischen Schatzkammern, eine Helle um sich her verbreiten sollte, die dem Licht einer Kerze gleich käme. Mährchen waren dies, so wie sie da erzählt wurden, allerdings, aber der Dichtung lag doch etwas Wahres, eine Beobachtung zu Grunde, die man nicht nur am Demant, sondern an manchem Edelstein gemacht haben konnte.

Bei allen den Körpern, welche sich durch die erwähnte Eigenschaft eines Fortwirkens der empfangenen Beleuchtung, auch im Dunklen auszeichnen, ist zu bemerken, daß sowohl das Sonnenlicht als auch das Licht der verbrennenden Körper (das Flammenlicht) nicht aber das schwache Mondlicht sie in den Zustand des Fortleuchtens versetzen könne. Bemerkenswerth ist auch der Umstand, daß unter den prismatischen Farbenstrahlen zunächst und vorzugsweise der violette das Fortleuchten begünstige, während dasselbe augenblicklich endet, wenn man jene Körper dem rothen Strahle des Farbenbildes aussetzt.

Mit den eben erwähnten Arten der Lichtstrahlung im Dunkeln, welche sich auf eine Fortdauer der Bewegung grün-

den, die das Licht an der Oberfläche eines Körpers hervorgerufen hat, dürfen nicht jene verwechselt werden, welche die Folge einer langsam fortschreitenden Verbindung mit dem Sauerstoffgas sind, oder welche in ihrem Kreise, so wie der elektrische Funke, das Anzeichen einer Ausgleichung (Entladung) der polarischen Spannung zwischen der Atmosphäre und der Erdoberfläche sind. Zu den Erscheinungen der letzteren Art gehörten jene Feuerregen, deren scheinbare Schrecknisse, außer dem Auge, keinen andren Sinn berührten. Ein berühmter und durchaus glaubwürdiger Naturforscher, T. Bergmann hat im September des Jahres 1759 zwei solche Feuerregen beobachtet, bei denen jeder schwere Tropfen, wenn er auf das Felsengestein oder auf den Boden des Feldes traf, einen starken Funken gab, so daß in jenen zweien, übrigens ganz dunklen Nächten die Fluren ein Aussehen hatten, als würden sie mit einem schwachleuchtenden, flüchtigen Feuer übergossen. Es wird übrigens nicht nöthig seyn daran zu erinnern, daß ein solches Feuer weder Erhitzung verbreite noch verzehrende Kräfte habe.

Das faule Holz, faules Fleisch, faule Fische geben auch im Dunklen einen Lichtschein von sich, der keine Erwärmung mit sich führt, dieser Lichtschein steht aber in Zusammenhang mit einer Art jenes langsamen Verbrennens, davon wir eben im §. 34 sprachen. Wenn man deshalb dergleichen phosphoreszirende Körper in solche Luftarten bringt, darinnen das Licht der Kerzen verlischt, dann nimmt auch ihr Leuchten ein Ende. Selbst manche lebende Thiere, namentlich die vom Geschlecht der kleinen, schleimigen Quallen im Meere strahlen bei Nacht ein Licht aus, und bei unsren Johanniswürmchen steht dieses Licht ebenso im Zusammenhang mit der innren Aufregung der thierischen Lebenskraft und des thierischen Willens als die Entladung des elektrischen Schlages bei den §. 44 erwähnten Zitterfischen. Einen ähnlichen Zusammenhang des nächtlichen phosphoreszirenden Leuchtens mit den Willensregungen des Thieres, hat man auch an den Augen der Katzen wahrgenommen.

58. Vermuthungen über die leibliche Natur des Lichtes.

Seit ältester Zeit hat wohl kaum ein andrer Gegenstand

der Sichtbarkeit das Nachdenken des menschlichen Geistes so sehr angeregt als das Licht. Man hat die Frage über das Wesen des Lichtes vom Standpunkt der Naturwissenschaft aus in zweifacher Weise zu lösen gesucht, entweder, so nahm man an, ist das Licht ein feines körperliches Wesen, das aus der Sonne beständig ausfließt und sich durch den Weltraum verbreitet, da aber, wo es einen mehr oder minder undurchsichtigen Körper trifft, von diesem zurückgestoßen (zurückgestrahlt) wird, oder sein Wesen besteht in einer schwingenden Bewegung, welche von der Sonne so wie von jedem andren leuchtenden Körper angeregt, sich dem Aether mittheilt, und bis zu unserem Sehnerven, so wie bis zu jedem andren erleuchtbaren Körper fortpflanzt. Die erstere Ansicht wurde als die des Ausfließens (Emanation), die andre als die des wogenden Bewegens oder Undulation bezeichnet.

Der erste bekannte Naturkundige welcher die Ansicht von einem Ausfluß des Lichtes, gleich dem eines leiblichen Stoffes zu einer wissenschaftlichen Lehre ausbildete, ist, so viel man weiß, Empedokles gewesen, welcher in der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christi Geburt zu Agrigent, einer Stadt in Sizilien lebte, in und bei welcher sich, damals besonders, der Mensch des Lichtes freuen und an seinem Alles erhellenden Glanz erlaben konnte, wie an wenig andren Orten der Erde. Denn dieses Agrigent, welches in seiner blühendsten Zeit von 800000 Menschen bewohnt war, bot Alles dar, was zur Lust der Augen gehört, und noch jetzt möchte sich der Reisende zur Betrachtung der wunderherrlichen Ruinen der alten Stadt, welche wie Edelsteine in Gold gefaßt, in einer ungemein schönen Gegend liegen, einen heißen Tag, gar keine Unterbrechung durch die Nacht wünschen, weil man kaum anderswo so sehr an den Spruch: »das Auge sieht sich nimmer satt,« erinnert wird. Es darf uns deshalb nicht befremden, daß der tiefsinnige Empedokles sich solche Mühe gab das flüchtig vorübereilende Wesen des Lichtstrahles zur seiner Betrachtung festzuhalten, in einem Lande da das Licht mit Lust verweilte und wo sein Erscheinen in jeder gesunden Menschenbrust nur Lust und Freude wecken konnte.

Ein und zwanzig Jahrhunderte hernach hat ein eben so großer Naturkundiger als Empedokles war, der berühmte Engländer Isaak Newton die Lehre: daß das Licht ein leiblicher Ausfluß sey, mit großem Scharfsinn bearbeitet und

ausgeführt. »Obgleich dieser überaus feine, ausfließende Stoff ungehemmt die durchsichtigen Körper durchdringe, erleide er dennoch von ihnen eine Anziehung nach der Gesammtheit ihrer Theile (ihrer Masse) hin, wodurch der Lichtstrahl von seiner geradlinigen Richtung abgelenkt (gebrochen) werde, von undurchsichtigen Körpern dagegen werde der Lichtstoff, je glätter und spiegelnder ihre Flächen sind, desto vollkommner abgestoßen und zurückgeworfen, während die farbigen Körper nur einen Theil der Strahlen des auf sie fallenden weißen Lichtes wieder von sich geben sollten.«

Der Lehre welche das Licht als ein leibliches Ausfließen darstellte, widersprach schon einer der scharfsinnigsten Denker aller Zeiten, Aristoteles im 4ten Jahrhundert vor Chr. (Geb.). Dieser sprach eine Ansicht aus, welche ebenfalls zwei Jahrtausende später von einem ihm verwandten Geiste, von dem Holländer Huygbens, dann von dem deutschen Mathematiker Euler mit großer Klarheit durchgeführt worden ist, die Lehre: daß das Licht ein alldurchdringendes Bewegen, daß es nicht sowohl ein Körper selber, als eine Kraft der Körperwelt (Undulation) sey. Diese Ansicht hat sich durch die immer weiter gehenden und tiefer eindringenden Forschungen der neueren Zeit so bestätigt, daß sie jetzt als die herrschende im Gebiet der Physik betrachtet werden darf.

Der Schall wird von einem tönenden Körper dadurch zu unsrem Ohre fortgepflanzt, daß die Luft an der Schwingung, in die jener Körper versetzt ist Theil nimmt. Obgleich kein andrer irdischer Körper von dem Licht so leicht durchdringbar, so durchsichtig ist als die Luft, kann dennoch nicht sie es seyn welche die Schwingungen des leuchtenden Körpers der beleuchtenden Umgebung, oder unsrem Auge mittheilt, denn eben so wie ein sogenannt luftleerer Raum, in welchem jeder Ton verstummt, ein Demant oder ein spiegelnder Körper, wenn der Sonnenstrahl auf ihn hineinfällt, wenigstens eben so hell glanzt und leuchtet als außen in der freien Luft, kommt uns ja auch das Sonnenlicht wie das Licht der Fixsterne durch Weltenraume zu, in denen kein unsrer Luft gleichender Körper zu finden ist. Will man nun ein für allemal an der Meinung festhalten, daß der Antrieb zu einem leiblichen Bewegen, auf ein durch weite Entfernung getrenntes Leibliches nicht anders einwirken könne als dadurch, daß ein leibliches Mittel da ist, dessen Bewegung von einem Ende

eine gleichartige Bewegung am andren Ende begründet, etwa so wie bei einer Reihe von Billardkugeln, an deren eine äußerste man eine andre Kugel anstoßen läßt, worauf die andre äußerste, als hätte der Stoß sie getroffen, in kontrollende Bewegung gesetzt wird», dann muß man das Daseyn eines allenthalben in der Leiblichkeit verbreiteten, diese umfangenden und durchdringenden Wesens annehmen, welches mit einem schon bei dem Alterthume vielbedeutenden Namen: Aether genannt wird. Ueberall gegenwärtig wie die allgemeine Schwere, welche freilich kein Körper, sondern auch nur eine die Körperlichkeit durchwirkende Kraft ist, soll der Aether im Weltenraume, so wie im durchsichtigen Bergkrystall oder im festen Demant, in unserm Auge und Sehenerven so wie in den miteinander verbrennenden gasartigen Grundstoffen des Wassers und in jeder Flamme ohne Aufhören zu einer schwingenden Bewegung fähig seyn, die sich anscheinend in geradliniger Richtung von einem seiner Theile auf den andren überträgt. In dem leuchtenden Sonnenkörper, so wie an den sonnenartig leuchtenden Fixsternen fände ein unaufhörliches Anregen des Aethers zu seinen Schwingungen statt; ein Anregen welches noch aus unermeßbaren Fernen als Licht empfunden wird.

Wir nannten soeben die Fortpflanzung der wellenförmigen Bewegung des Lichtes eine anscheinend geradlinige, denn als eine solche, und nur als eine solche ist sie auch durch die feineren Beobachtungen der neueren Zeit erkannt worden. Den meisten Aufschluß über diesen Gegenstand hat die bessere, deutlichere Erkenntniß einer Erscheinung gegeben, welche man früher unter den Namen der Beugung des Lichtes anerkannte. Wenn man nämlich in ein verdunkeltes Zimmer durch eine kleine Oeffnung oder Spalte des Ladens Sonnenlicht auf einen geradestehenden Draht hereinfallen lasset, (jede Stricknadel ist zu dem Versuche anwendbar), dann wirft dieser feine, undurchsichtige Körper nicht, wie man es bei Annahme der ausschließend nur geradlinigen Fortpflanzungsart des Lichtes erwarten müßte, einen einförmigen dunklen Schatten auf den hinter ihm stehenden Schirm; einen Schatten dessen Breite mit der Entfernung des Schirmes so wie der Lichtöffnung genau im Verhältniß stehet, sondern sein Schatten ist viel breiter, als er der Berechnung nach seyn sollte, und gerade in der Mitte, wo sich nach der Lehre von

der geradlinigen Strahlung die größeste Dunkelheit zeigen mußte, erscheint ein heller Streifen, der zu beiden Seiten von dunklen Linien begrenzt ist, deren man, wenn der Schirm naher an dem Drahte steht, mehrere, wenn man ihn weiter davon hinwegrückt nur zwei, außer ihnen aber noch einige farbige Ränder wahrnimmt. Diese letzteren macht freilich erst das Vergrößerungsglas recht sichtbar, und mittelst desselben kann man die ganze Erscheinung, wenn man damit gegen den Draht hinblickt, auch ohne Schirm, in der bloßen Luft zu sehen bekommen; das Schattenbild stellt sich dann als eine Anzahl von gleich weit von einander abstehenden dunklen Linien dar, welche durch feine helle Streifen getrennt sind. Auch am Umfang des Schattens breiterer Körper, z. B. kleiner Scheibchen bemerkt man, wenn man das Licht in ähnlicher Weise auf sie fallen läßet, farbige Ränder, wie sie in einem vergrößerten Maaßstabe um den Mondschatten, bei totalen Finsternißen sich zeigen.

Man hat nun den Versuch auch auf andre, zuerst von Fraunhofer angegebene Weisen gemacht. Das Licht das durch die eine enge Spalte, ins dunkle Zimmer hereinfällt, wird durch eine zweite enge Spalte, welche in gerader Linie mit der ersten und in einiger Entfernung von dieser, etwa in einem Schirme angebracht ist, mittelst eines Fernrohres betrachtet und man sieht jetzt eine Lichterscheinung in der Mitte von einem hellweißen Streifen durchzogen, dessen Höhe jener der Lichtöffnung gleich, dessen Breite aber um so großer erscheint, je schmaler die Spalte ist, durch welche das bewaffnete Auge hindurchschaut. An jeder Seite dieses hellen Mittelstreifens zeigen sich drei prismatische Farbenbilder, bei zweien von diesen, welche rechts und links zunächst an das Helle grenzen, sind alle Farben des Prismas (zu innerst das Violett) sichtbar, während an den beiden folgenden das Violett fehlt, so daß sich gleich das Indigoblau an der rothen Seite des vorhergehenden einstellt; an den beiden äußersten fehlen mit den violetten Strahlen zugleich auch die blauen, so daß hier der grüne Strahl den Anfang macht. Das innerste Farbenbild ist überhaupt das deutlichste, das äußerste das undeutlichste, und der ganze, innen einfach weißlich helle, nach den Seiten dreifach vielfarbige Lichtgürtel wird um desto breiter, je schmaler und

seiner die Spalte im Schirme ist, durch die man den einfallenden Lichtstreifen beobachtet.

Die Erklärung der eben angeführten Erscheinungen möchte in bloßen Worten, ohne die mathematische Zeichen- und Figurensprache schwerlich in einer vollkommenen Weise zu geben seyn. Wir begnügen uns nur damit, zu sagen, daß durch die enge, spaltenartige Oeffnung nicht nur in gerader, ihrer Mitte gleichlaufenden Linie, sondern auch in andren Linien Lichtwellen hereindringen, von denen die, welche die gleichlangen, in der Mitte zusammentreffenden Wege zu durchlaufen haben, sich in ihrer erhellenden Kunst verstärken, während die andren, zu beiden Seiten von der Mitte hinausfallenden Strahlen, bis zu dem Punkte ihres Auftreffens Wege zurücklegen müssen, welche sich an Länge immer ungleicher werden. Hier aber geschiehet nun Etwas, das wir auch an tönenden Saiten, ja, im Grunde genommen, an jeder Elastizität bemerken können von welcher irgend ein Theil zu gleicher Zeit in ungleiche Schwingungen gesetzt wird. Wenn man an einem gewissen, durch schnelle Drehung lautbar werdenden Instrument, das in der Physik den Namen der Sirene führt, in die flötenartig tönenden Oeffnungen nur einen Luftstrom von gleicher Richtung und gleicher Stärke der Bewegung hereindringen läßt, dann hört man einen Ton klar unterscheidbar und hell, läßt man aber die Anregung von zwei Luftströmen von verschiedner Richtung und bewegender Kraft kommen, dann hebt die Wirkung beider wegen der Verschiedenheit der Schnelle der Schwingungen, die sie in gleicher Zeit hervorrufen, sich auf: man hört gar keinen Ton. Und so kann man in mannichfacher Weise den Versuch so abändern, daß man in einem Falle zwei Töne, z. B. Octaven, im andren nur einen vernimmt, während der andre unhörbar wird. Dieselbe Erfahrung läßt sich auf sehr verschiedne Weise an Röhren wiederholen, welche durch eine in Schwingung gesetzte Platte zum Tönen gebracht werden, je nachdem man die Mündung der Röhre an den einen oder den andren, auf oder nieder, mehr oder minder schwingenden Punkt der Platte aufsetzt.

Hat man doch auf ähnliche Weise eine Thatsache zu erklären gesucht, welche den Schiffern auf dem Meere aus Erfahrung bekannt seyn soll, jene nämlich daß die Meereswellen, wenn sie bei heftigem Sturme und Brandung in der

furchtbarſten Bewegung ſind, durch Oel, das man aus den geöffneten Faſſern auf ſie ſchuttete, beruhigter und niedriger wurden. Der gleiche Anſtoß bringt dann in den beiden Flüſſigkeiten von ungleichem Gewicht und Zuſammenhalt der Theile, ungleiche Schwingungen hervor, davon die eine der andren, hemmend und maßigend entgegenwirkt.

So hat man aus der Deutung, die man in neuerer Zeit für die ſchon vor zwei Jahrhunderten durch Grimaldi beobachteten Erſcheinungen der ſogenannten Beugung der Lichtſtrahlen auffand, den Schluß gezogen, daß die von zwei ungleichen Wegen zuſammentreffenden Lichtſtrahlen ſich, wie ungleiche, den Ton anregende Schwingungen gegenſeitig aufheben und unſichtbar machen, die auf gleichmäßigem Wege kommenden aber ſich verſtarken. Wir ſehen deshalb nur die letzteren, zunachſt gradlinigen; von den andern und der allmaligen Aufhebung der einen durch die andre, erhalten wir nur durch Anwendung ſolcher künſtlichen Vorrichtungen einige Kunde, dergleichen die vorhin erwahnten ſind.

Die Naturkunde faßet dieſes ganze Gebiet der Erſcheinungen, aus deſſen Beachtung die Lehre: daß das Licht nicht ein körperlicher Stoff ſondern ein ſchwingendes Bewegen der Körperlichkeit ſey, eine vorzügliche Beſtattigung empfangt, unter dem Namen der Interferenz der Lichtſtrahlen zuſammen, und, wie ſchon erwahnt, man kann nicht nur von einer Interferenz des Lichtes und des Schalles, ſondern aller ſchwingungsartigen Bewegungen der Körperwelt reden. Selbſt in der Welt des Geiſtigen kann eine anregende Bewegung die andre, von andrer Seite herkommende ſtören und hemmen, während zwei nach gleicher Richtung ſtrebende ſich verſtarken.

Die Erſcheinungen der Interferenz der Lichtſtrahlen hat die Naturkundigen unſrer Zeit noch um einen kühnen Schritt weiter geführt, als zur bloßen Erlautrung und Beſtattigung der Lichtſchwingungs-(Undulations-) Lehre nothig war. Sie haben es gewagt die Zahl der Schwingungen der Lichtſtrahlen, in einer gewiſſen Zeit abzuſchätzen. Ware dies eben ſo leicht wie bei den Schwingungen einer tonenden Saite oder eines andren tonenden Körpers, dann wurde die Kühnheit nicht ſonderlich groß erſcheinen. Denn um die Schallſchwingungen deutlich abzuzählen darf man nur in Chladnis Weiſe recht elaſtiſche, ſtahlerne Stabe mit dem einem Ende

feſt in einen Schraubſtock ſpannen, und ſie dann am anderen Ende, dadurch daß man ſie ſeitwärts biegt und ſchnell wieder fahren läßt, in pendelartige Schwingungen verſetzen. Wenn man hierbei die Schwingungen, ſo weit ſie bei den längeren Staben noch unterſcheidbar ſind, zählt, ſo überzeugt man ſich daß ein zweimal kürzerer Stab von übrigens gleicher Beſchaffenheit in derſelben Zeit 4, ein dreimal kürzerer 9 mal ſo viele Schwingungen mache als der längere. Die Schnelligkeit der Aufeinanderfolge des Bewegens nimmt alſo in quadratiſchem Verhältniß mit der Verkürzung zu. In gleicher Art rückwärts gehend kann man dann, durch genaue Beachtung der Länge eines Stahlſtabes, deſſen Schwingungen zwar einen hörbaren Ton geben, dabei aber nicht mehr für das Auge erkennbar ſind, die Zahl der Schwingungen in Zeit einer Secunde auffinden, indem man Stäbe von immer größerer Länge zu dem Verſuche anwendet, bis zuletzt die Schwingungen ſichtbar und zählbar werden. Auch an geſpannten Saiten läßt ſich die Zahl der Schwingungen ermitteln. Bei dieſen weiß man daß, wenn die Spannung dieſelbe bleibt, die Länge der Saiten aber um die Hälfte verkürzt wird, die Zahl der Schwingungen in gleicher Zeit auf das Doppelte wächſt, und daſſelbe findet an Orgelpfeifen ſtatt. Auf dieſe Erfahrung geſtützt hat man berechnet, daß auf den tiefſten für ein menſchliches Ohr noch hörbaren Ton 16 Schwingungen in einer Secunde kommen. (Chladni hatte gerade die doppelte Zahl dafür angenommen). Dieſer tiefe hörbare Ton ſoll jenem entſprechen den eine 32 fußige an beiden Seiten offne Orgelpfeife bei dem Hindurchſtrömen der Luft vernehmen laſſet. Mit jeder höheren Octave wächſt die Zahl der Schwingungen auf das Doppelte, ſie beträgt deshalb bei dem Contra C das eine 16 fußige Orgelpfeife angiebt, und welches zugleich das tiefſte C unſrer Klaviere iſt 32, bei der höheren Octave von dieſem, dem ſogenannten großen C, das dem Ton einer 8 fußigen Orgelpfeife entſpricht, und zugleich der tiefſte Ton des Violoncells iſt 64, bei der nächſten Octave (dem kleinen c) 128 und ſo weiter bei dem ein, zwei, drei, viermal geſtrichenen C 256, 512, 1024, 2048 Schwingungen. Der Ton der höchſten Saite unſrer neueren Klaviere, das viermal geſtrichne c hat 3072 Vibrationen; auf den tiefſten Ton den eine männliche Baßſtimme hervorbringen kann, (das große F) kommen 86, auf

den höchsten, den sogenannten Brustton des einmal gestrichnen A 427 Schwingungen, der tiefste Ton einer weiblichen Singstimme (das kleine G) zählt 192, der höchste, das dreigestrichne e 1280 Schwingungen in einer Secunde. Uebrigens geht die Grenze der hörbaren Töne nach der Höhe hinauf viel weiter als die Tonleiter unsrer musikalischen Instrumente, und man meint, daß unser Ohr einen Umfang von wenigstens 9, ja 10 hörbaren Octaven umfaßen könne, wiewohl eine Zahl der Schwingungen welche über 16000 in einer Secunde steigt, gewiß nicht mehr als Ton sondern nur wie ein Zischen vernommen wird.

Wir kommen nun unsrem Gegenstande, in den Berechnungen der Schwingungen, welche der Lichtstrahl in einer Secunde macht aus der Analogie der Berechnung der Schallschwingungen, wieder näher. Man muß sich die Weise in der sich der Schall oder Ton durch die Luft, bis zu unsrem Ohre fortsetzt, wie eine Aufeinanderfolge von Wellen (größeren und zugleich längeren, kleineren und zugleich kürzeren) denken. Der Schall durchläuft in einer Secunde 1024 Pariser Fuß. Wenn wir in diesem Abstand den tiefsten Ton einer 32fußigen Orgelpfeife vernehmen, der 16 Schwingungen in einer Secunde macht, dann muß jede Schallwelle, die von diesem Tone erregt wird an Länge den 16ten Theil von 1024 d. h. 64 Fuß gleich seyn, während die Schallwelle der höchsten, wohl unterscheidbaren Töne nur wenige, ja kaum eine Linie lang ist.

Riesenhaft groß nun, wie die Verschiedenheit der Geschwindigkeiten des Schalls und des Lichtes, muß auch die Verschiedenheit der Zahl der Schwingungen seyn, welche die Bewegung des einen und des andern in einer Secunde macht. An den Erscheinungen der Beugung oder vielmehr der Interferenz der Lichtstrahlen, welche nach einem Verfahren, das mit dem oben (S. 492) beschriebenen den gleichen Zweck hatte, und bei welchem das Licht aus einer kleinen Oeffnung durch ein feines Drahtgitter in den verdunkelten Raum fiel, maß Fraunhofer die Wellenlänge der verschiedenfarbigen prismatischen Lichtstrahlen nach Hunderttausenden eines Pariser Zolles. Solche überaus feine Maßtheile sind es, nach denen die Physik bei dieser Gelegenheit ihre Angaben gemacht hat und gefunden zu haben glaubt, daß die Zahl der Schwingungen des von der Sonne zur Erde gehenden Lichtes nicht weniger als 576 Billionen in einer

einer Secunde betrage. Fur den rothen Lichtstrahl des prismatischen Farbenbildes ist die Zahl dieser Schwingungen, nach Herschels Berechnung eine geringere, fur den violetten eine größere, so daß der rothe Strahl dem tiefsten, der violette dem höchsten Ton einer Octave entsprechend gefunden wird.

So hat der denkende Geist des Menschen, gleich wie überall, so auch hier, über die Grenzen des noch sinnlich Erkennbaren hinaus sich eine Bahn gebrochen, in eine Welt der Anschauungen, nicht mehr des leiblich Erscheinenden, sondern dessen das geistig ist und bestehet. Wenn auch das Ende des Weges nicht allenthalben in den Kreis eines sichren und klaren Erkennens fällt, wenn wir oft in Ungewißheit bleiben, ob überhaupt ein solches Ende erreicht worden sey, sind wir doch darüber versichert, daß der Antrieb, welcher unsren Geist auf diesen Weg führte, ein unsrer Natur in unabweisbarer Art eingepflanzter sey.

59. Das Verhältniß des Lichtes zu andren bewegenden Naturkräften.

Unter allen Kräften der Sichtbarkeit giebt sich zuerst und zunächst die Schwere als eine Ursache der Bewegungen kund. Ihre Gewalt ist es, welche die Monde um ihre Planeten, beide, um die mächtige Sonne und auch diese Herrscherin selber durch den Weltraum sicher in abgemessenen Bahnen bewegt. Die Schwere ist es, welche die zerklüftete Felsenwand von der Höhe eines Berges ablöst und ihr Herabstürzen in die Tiefe bewirkt, welche die Lawine herunter zieht ins Thal, den Fall eines Stromes aus der Höhe und sein allmaliges Abfließen nach dem Meere verursachet. Da, wo der Mensch die starke Naturkraft der Schwere in seinen Dienst nimmt, indem er die Schwere der Luftsaule, oder des Wassers oder irgend einer körperlichen Masse zum Gegengewicht benutzt, vermag auch er Bewegungen zu begründen, zu welchen die Kräfte seines Armes niemals hinreichend wären; er läßt durch den Druck der Luft das Wasser in seinen Pumpenröhren emporsteigen, oder durch den Druck einer hoher stehenden Wassersäule die Springbrunnen entstehen, Räder umtreiben und große, schwerfallige Maschinen bewegen; der Hammer in seiner Hand, das Gewicht an seiner Uhr verrich-

ten alle die Künste, zu denen die Erfindungskraft der Menschen sie benutzte nur mittelst der Schwere.

Der Magnetismus wie die Elektrizität zeigen sich als bewegende Kräfte, schon durch die Anziehung und Abstoßung welche sie begründen; die Anregungen von magnetischer Art geben sich zu gleicher Zeit über ganze Erdtheile hin an den Bewegungen der Magnetnadeln (nach C. 48) kund, die elektrische Strömung durchläuft mit einer Schnelle, welche die des Lichtes noch zu übertreffen scheint, jene Räume, durch welche wir ihr, etwa mittelst eines leitenden Metalldrahtes den Weg bezeichnen (C. 46). Wir bringen ein Stück verrostetes Eisen in eine schwache Auflösung des schwefelsauren Kupferoxydes und alsbald beginnt da ein Bewegen von allen Seiten her wie in einem geschäftigen Ameisenhaufen. Die Theilchen des Kupfervitriols treten schaarenweis ihren Zug nach dem Eisenstück an, das im Sumpf des vitriolhaltigen Quelles liegt; hier beginnen sie im Verkehr mit den Theilchen des Eisens ein Werk des Zerstörens und des Gestaltens, des Niederreißens und des neuen Aufbaues, aus welchem die oben (C. 17) erwähnte, scheinbare Verwandlung des eisernen Stabes in einen kupfernen hervorgeht. Ein Körnlein Zinkmetall geräth in das Wasser, darin der geringe Beisatz einer schwachen Säure vertheilt ist, und alsbald fallen die weitzerstreuten Theilchen der Säure, in Gesellschaft des Sauerstoffgases des Wassers, gleich hungernden Thieren über das Metall her, sie zertheilen und verzehren die Beute, während in unzähligen Bläschen das Wasserstoffgas emporsteigt.

Zu den mächtigsten bewegenden Kräften in den Reichen unsrer irdischen Natur gehört die Wärme. Selbst aus dem Kampfe mit der allbeherrschenden Schwere gehet jene starke Naturkraft, wenn beide im kleineren Kreise sich begegnen, als Siegerin hervor; das Wasser, das durch die Macht der Schwere aus den Wolken oder aus der Bergquelle herab, bis zu unsren gemauerten Brunnen geführt war, und welches hier, in dem künstlichen Behältniß, durch den Zug der Schwere festgehalten wird, reißt sich alsbald wenn es durch die Hitze zum Dampf wird, mit einer solchen Uebergewalt aus jenen Banden los, daß es, im Dienste unsrer Dampfmaschinen die Last vieler Centner mit sich fortbewegt (nach Cap. 32). Wenn sich am Morgen vor Sonnenaufgang, die abgekühlte Luft, ruhend, mit dem Zug ihrer Schwere auf unsre Ebenen

hingelagert hat, und nun auf einmal die Strahlen der aufgehenden Sonne sie erwärmen, da beginnt alsbald das Bewegen der aufwärts steigenden, durch die Wärme verdünnten Luftschichten, das Auf- und Niederwogen der Luftströme; und die Wärme, durch das verschiedne Maaß ihrer Austheilung an die eine oder die andre Gegend der Erdfläche, an diese oder jene Region der Höhen, ist auch ein Hauptgrund der Bewegungen der Luft, die sich vom erfrischenden Windhauch bis zum Sturme steigern können. Das was ein Gewicht von vielen Centnern nicht vermochte, das bewirkt ein Strahl der von einem glühend heißen Körper ausgehenden und im Focus eines Brennspiegels gesammleten Wärme, wenn sie eine Stange von Metall, welche sehr bedeutende Lasten nicht zu zerreissen vermochten, weich wie Wachs, und tropfbar fließend macht.

Mitten unter diesen andren Naturkräften deren bewegendes Walten so deutlich in unsre Augen fällt, stehet das Licht in einem Verhältniß da, welches uns an das Verhältniß des Nerven zu den Gliedern des lebenden Leibes erinnert. Während die Muskeln unsrer Arme, unsrer Hände in der kräftigsten, lebhaftesten Bewegung sind, fällt uns an den zarten Fäden und Röhrchen der Nerven äußerlich gar kein deutliches Bewegen in die Sinnen; und dennoch, das wissen wir, geht eigentlich all der Antrieb zum Bewegen, durch den Willen der Seele von dem Nerven aus; ohne den Nerven wäre der Muskel, wären alle Glieder, eine lahme, todte Masse. (Cap. 43) Wie könnte aber der Nerv Bewegung wirken, wenn nicht in seinem Wesen selber ein Bewegen, und zwar ein sehr vielseitiges, mächtiges wäre, welches die verdauenden Eingeweide wie das rastlose Herz, die redende Zunge wie den gehenden Fuß zu ihrer Wirksamkeit anregt. Denn nur die Kraft, welche selber zu einem leiblichen Bewegen wird, kann andren leiblichen Dingen ein Bewegen mittheilen.

Wie das geheimnißvolle Wirken des Nerven, so sagten wir, durchdringt der Einfluß des Lichtes die Gesammtheit der leiblichen Dinge. Der Antrieb, der vom Nerven ausgeht, bewirkt die Zersetzung und Umbildung der Stoffe, die Oxydation des Blutes in den Lungen; das Licht begründet nicht minder chemische Zersetzungen und Umbildungen, ein Aufnehmen und Ausscheiden des Sauerstoffgases. Der Nerv regel die Muskelfasern zur kräftigen Zusammenziehung an und er-

zeugt hierdurch die Bewegung der Glieder, einen Vorgang der sich auf die Erregung einer ähnlichen polarischen Spannung zu gründen scheint, als jene ist, welche in unsren elektromagnetischen Apparaten so leicht hervorgerufen und zur Kraftaußerung gesteigert wird. Vor Allem ist es das Herz, welches mit der ersten Lebensregung, die in der Mitte des Nervensystemes erwacht, sein lebendiges Bewegen beginnt, und dessen Wirksamkeit mit jener, die aus dem Gehirn ihren Ausgang nimmt, in fortwährendem, unzertrennlichem Verein fortbestehet, bis zum Ende des Lebens. In derselben Weise gesellt sich alsbald zum Hereinstrahlen des Lichtes die Wärme; diese wird durch das Licht geweckt und erhalten, eben so wie das Schlagen des Herzens und der Pulsadern durch das lebende Wesen des Nerven. Beide Wirksamkeiten sind zwar im Farbenbild des Prismas wie im Leibe der Thiere und des Menschen polarisch auseinander gelegt, so daß am Herzen nur der Muskel, ohne einen eigentlich bewegenden Nerven, im Gehirn nur der Nerv, ohne Muskelfieber hervortritt; dennoch aber sind auch zugleich beide im gemeinsamen Strahl des erhellenden wie des belebenden Einflußes vereint. Das Licht, in seinem Bund mit der Wärme, weckt dann weiter überall in der Natur die elektromagnetischen Gegensätze und ihr gegenseitiges Bewegen auf.

Von dem Lichte wissen wir, daß es seinem Wesen nach ein Bewegen sey und der Berechnung ist es, nach S. 496 gelungen, selbst die ungeheure Schnelligkeit seiner Schwingungen aufs Ohngefähre hin zu schätzen; von dem Wesen, das im Nerven ein Träger der Lebenskraft ist, dürfen wir mit Sicherheit Dasselbe vermuthen, obgleich dieses weder durch Beobachtung noch durch Berechnung deutlich ermittelt ist. Wie es aber geschehe, daß die Bewegung, die im Lichte wie im Nerven ist, in so vielfachen Formen hier dieses, dort ein andres Bewegen hervorrufen; daß sie Wärme wie chemische Thätigkeit, magnetische wie elektrische Spannung unmittelbar wie mittelbar begründen könne, das liegt außer dem Bereich der sinnlichen Auffassung und Betrachtung. Dennoch ist es diese allein, die uns, wenn auch nur zu einem von weiten annähernden Verständniß, den leitenden Faden in die Hand geben kann.

Wir erwägen hier zuerst in welchen Zügen der Geschichte ihres Entstehens, so wie ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit,

die bewegenden Naturkräfte einander ähnlich sind, und in welchen andren eine Verschiedenartigkeit ihrer äußren Richtung und Beziehung auf die Natur der Körperwelt sich kund giebt.

Daß die Bewegung der einen, scheinbar niedreren Art, Bewegung auch von ganz andrer Art, daß eine mechanische Anregung zum Beispiel das Gegeneinanderbewegen wecken könne, welches die kleinsten Theile der Körper zum krystallinischen Gefüge vereint, dies bezeugen jene zum Theil allgemeiner bekannten Thatsachen welche Justus Liebig in seinen chemischen Briefen S. 137 anführt. Man kann Wasser, wenn dieses ganz ruhig steht, bis tief unter den Gefrierpunkt erkalten, ohne daß es gefriert, das heißt: aus seinem gestaltlos flüssigen, in den krystallinischen Zustand des Eises übergeht. Die leiseste Erschütterung aber, das Anrühren der Wasserfläche durch eine Nadelspitze, reicht hin, um auf einmal jenes Bewegen im Wasser zu wecken, wodurch dasselbe zu Eis erstarrt. Eben so bemerkt man an vielen Auflösungen der Salze in siedend heißem Wasser, daß sich, wenn man sie ganz ruhig stehend erkalten läßt, keine Krystalle aus ihnen absetzen, bis durch irgend eine Bewegung von außen die zum Krystallisiren nöthige, polarische Spannung und Zusammenbewegung der kleinsten Theile des Salzes geweckt, und angeregt wird. Das Hineinfallen eines Sandkornes oder eines andren Stäubchens in die Flüssigkeit, reicht hin, um die Bewegung des Krystallisirens einzuleiten und wenn diese nur erst an einem Punkte begonnen hat, dann theilt sie sich von diesem aus allen andren mit, in einem so zunehmend sich beschleunigendem Fortgange, wie eine Lawine, die mit jedem Moment ihres Fortrollens stärker anwächst. Jener unansehnliche schwarze Ueberzug, der sich über dem Quecksilber bildet, wenn wir eine Auflösung von Schwefelkali (Schwefelleber) darüber schütten, stehet zu dem schönfarbigen feinkörnigen Zinnober ganz in demselben Verhältniß, wie das im Wasser noch gestaltlos aufgelöste, zum krystallinischen Salze, oder das noch tropfbar flüssige Wasser zum Eis. So oft wir den schwärzlichen Ueberzug, der aus einer gestaltlosen (amorphen) Verbindung der Schwefels mit dem Quecksilber bestehet, von dem Metall hinwegnehmen, bildet sich ein neuer, denn der Zug zur Vereinigung mit dem Quecksilber ist im Schwefel viel stärker als jener Zug, welcher seine Verbindung mit dem Kali bewirkte. Wenn wir auf solche Weise

Schwefelqueckſilber in Menge gewinnen, dann haben wir im Grunde nur etwas Aehnliches erlangt, als wenn wir die Grundſtoffe, aus denen der Demant und der Rubin beſtehen: den reinen Kohlenſtoff des Graphits und die vollkommen reine, aus dem Alaun gewonnene Thonerde in unſrer Hand hielten, nicht aber die herrlich glänzenden, feſten Edelſteine ſelber, welche die Natur daraus bildet. Unſer Schwefelmerkur iſt noch ein misfarbig ſchwärzliches Pulver, welchem kein Färber die künftige Brauchbarkeit zu einem der ſchönſten, prunkendſten Farbenmaterialien anſieht. Wenn wir aber daſſelbe in eine wohlverſchloſſene Glasflaſche bringen und dieſe an den Rahmen der Säge einer Sägemühle befeſtigen, welche mehrere tauſendmal während einer Stunde ſich auf und abbewegt dann wird das geſtalt- wie farbloſe Pulver in den ſchönſten, rothen Zinnober verwandelt, deſſen vollkommen kryſtalliniſches Gefuge ſchon das bloſe Auge, noch mehr aber das durch Vergroßerungsgläſer blickende, erkennet.

Das reine Schmideeiſen iſt durch künſtliche Behandlung im Feuer ſeines anfänglichen Kohlengehaltes, zugleich aber auch jenes kryſtalliniſchen Gefuges beraubt worden, durch welches das kohlenſtoffhaltige Roh- oder Gußeiſen ſich auszeichnet: es iſt in geſtaltloſen (amorphen) Zuſtand verſetzt worden. Dieſer künſtlich herbeigeführte Mangel wird in den Augen des Menſchen, und in der Anwendung die er von dem Schmideeiſen macht, zu einem Vorzug, denn dieſes iſt zähe, zerbricht und zerſpringt nicht ſo leicht wie das kryſtalliniſche Eiſen ſeinem Gefuge gemäß dieſes thut; die Bruchflächen des letzteren zeigen überall glatte und glänzende Stellen, der Bruch des Schmideeiſens hat Aehnlichkeit mit den auseinandergerißnen Stücken eines dehnbaren Körpers, iſt hakig und gleich wie fädig. Wenn man aber eine Stange Gußeiſen den lang und oft wiederholten, dabei nicht ſehr ſtarken Schlägen eines Hammers ausſetzt, dann geht in ſeinem Inneren eine ähnliche Verändrung in dem Gefuge der kleinſten Theile vor ſich, wie im geſtaltloſen Schwefelqueckſilber, durch die ruttelnde Bewegung am Rahmen der Sägemuhle: es wird auf einmal zum kryſtalliniſchen Eiſen. Eine Vervollkommnung des inneren Weſens dieſes nützlichen Metalles, welche der Menſch, wegen ihrer Folgen, nur zu beklagen hat. Denn Daſſelbe, was die lang anhaltenden, oft wiederholten ſchwachen Hammerſchläge thun, das bewirkt auch die lang anhaltende Erſchutterung,

welche die eisernen Axen unsrer Reisewagen und der Locomotiven der Dampfwägen erleiden. Auch durch diese Erschutterungen geht in kurzerer oder langerer Zeit das Eisen aus dem gestaltlosen Zustand, darin es viel zäher und schwerer zerspringbar war, in den krystallinischen, leichter zerbrechlichen uber und giebt dadurch nicht selten Veranlassung zu mannigfachen Unfallen.

Auch hierbei begegnen wir übrigens ofters solchen Erscheinungen, welche darauf hindeuten, daß die Wirksamkeit der einen Bewegung durch die einer andren, wenn sie auch von gleicher Art ist, aufgehoben oder gehemmt werden konne, wenn beide in ihrer Richtung und in dem Grad ihrer Starke sehr verschieden sind. Was die schwächere, lang anhaltende mechanische Erschutterung herbeifuhrt, das wird durch die heftige, plotzlich eintretende und wieder abbrechende mechanische Anregung gestort oder vernichtet.

Bewegung erzeugt nach allen Richtungen hin ihres Gleichen, erzeugt wieder Bewegung; die des scheinbar oder wirklich niedreren Kreises, wenn sie in den hoheren hineintritt, weckt da jene Bewegung auf, welche diesem Kreise eigenthümlich ist, und umgekehrt, in noch viel allgemeinerem, hoherem Maaße ruft die Bewegung, die aus dem hoheren Kreise kommt, ein augenfalliges, kraftiges Bewegen in den korperlichen Stoffen einer niedreren Region hervor. Das Reiben, das Hämmern, nammentlich wenn es an einem Eisenstabe immer in derselben Richtung geschieht, der Stoß, der Druck erzeugen, je nach dem Verhaltniß der Körper welche sie treffen, die magnetische Polarisation, die Bewegung des Krystallisirens und die elektrische Spannung, eben so, wie wir dies Alles bereits fruher erwahnten, die Wärme, und wie schon bei dem Zusammenschlagen des einen Kieselsteines mit dem andren, die Erscheinung des Lichtes. Umgekehrt aber auch ziehet mit dem Strahl der Sonne das ganze Heer der bewegenden Naturkrafte in das Reich der irdischen Sichtbarkeit ein: mit der Warme zugleich der gesammte elektromagnetische Wechselverkehr; und dasselbe gilt von der Lebenskraft der Seele, wenn sie in den Kreis ihrer Leiblichkeit eintritt und hier nach allen Richtungen hin, so wie in den verschiedensten Formen, eine lebendige Anregung weckt. Dem Wesen all dieser Naturkrafte liegt allerdings etwas Gemeinsames: das Bewegen zu Grunde, dieses aber, nach der Verschiedenheit seiner

Richtung giebt zugleich jeder von ihnen einen beſondren, feſt beſtimmten Charakter, eine Verſchiedenheit der Natur, wodurch die eine von der andren aufs Beſtimmteſte ſich abgrenzt. Wir wollen dieſes zuerſt durch einen Vergleich des Lichtes und der Wärme deutlich zu machen ſuchen.

In dem Lichte, ſo ſahen wir, iſt eine Dreiheit von Vermögen vereint: das Vermogen der Erhellung oder Erleuchtung, das Vermogen die Wärme zu erzeugen und endlich das, die chemiſche Wechſelwirkung zu erregen. Bei der Zerlegung durch das Prisma ſind dieſe drei Richtungen der weſentlich einen Kraft an drei verſchiedne Stellen des Farbenbildes vertheilt: die lichtgebende an den gelben und nachſt dieſem an den grünen Strahl, die warmmachende an den rothen, die chemiſch wirkende an den violetten. Hieraus hat ſich oftere die Frage entſponnen ob die Wärme ſchon als Wärme mit dem Lichte geſellſchaftlich verbunden von der Sonne zur Erde komme, oder ob ſie erſt von dem Licht erzeugt werde wenn dieſes mit der planetariſchen Körperwelt in Berührung kommt.

Von der chemiſchen Wirkſamkeit leuchtet es von ſelber ein, daß ſie nur da ſich äußern konne wo chemiſche Polaritaten zur wechſelſeitigen Verbindung oder Abſcheidung geneigt ſich vorfinden; gegen die Meinung daß es in und bei dem Lichte eigne Wärmeſtrahlen gäbe, welche nur etwa wie der elektriſche Funke durch den Kupferdraht mit dem Sonnenlicht zugleich zur Erde geleitet wurden, zuletzt aber eben ſo trenn- und ſcheidbar von dem Licht ſelber wären wie die Kohlenſäure von der Kalkerde, mit welcher ſie verbunden iſt, ſpricht vieles.

Die Wärme vermag ſich ſchon durch einen Raum, in welchem die Luft (nach C. 28) noch nicht bis zu dem höchſtmöglichen Grade verdunnt iſt, nur mit groſſer Schwierigkeit und langſam zu verbreiten; der vollkommen leere Raum vermag ſie nur dann fortzupflanzen, wenn ſie ſtrahlend (ſchon mehr oder minder deutlich leuchtend) iſt. Auch eine dunne Glastafel läßt die dunkle Wärme nicht hindurch, ſo lange dieſe die Siedhitze nicht überſteigt, während ſelbſt das ſchwachſte Licht durch das Glas hindurch ſtrahlt. Umgekehrt läßt eine undurchſichtige Metallplatte die Wärme ſehr leicht, das Licht nicht hindurch brechen. Die warmmachende Kraft des Lichtes hängt durchaus nur von dem Grad der Helligkeit,

nicht von der Temperatur des Mittels ab, durch welches seine Strahlen dringen; ob man dasselbe durch eine heiße oder durch eine kalte, durchsichtige Flüßigkeit, durch warmes oder kaltes Glas fallen läßet, dies vermehrt weder noch vermindert es die erwärmende Kraft des auf einen gegenüberstehenden Gegenstand treffenden Strahles. Muncke machte einst bei einem starken Feuer die Erfahrung, daß die strahlende Helle desselben in einer Entfernung von 130 Fuß innerhalb eines Zimmers eine wahrnehmbare Erwärmung hervorbrachte, obgleich das Eis an den Fensterscheiben, durch welche das Flammenlicht in das Zimmer hereinstrahlte, bei einer Kälte von — 5 Grad nicht thaute. Wenn das Licht aus eigenthümlichen leuchtenden und wärmenden Strahlen zusammengesetzt wäre, welche nur ein Band der gegenseitigen Anziehung mit einander vereinte, dann wurde der Lichtstrahl, während er ein stark erwärmtes durchsichtiges Mittel durchdränge, ohne Zweifel mit den darin enthaltenen Wärmestrahlen sich vereinen, und diese mit sich nehmen auf seinem weiteren Wege, oder, wenn ihn sein Lauf durch ein sehr kaltes Medium führte, würde ihn seine Begleiterin, die Wärme verlassen, und in dem oben erwähnten Falle würde dadurch das Eis der Fenstertafeln aufgethaut worden seyn.

Wie das Licht, je heller es strahlt desto mehr die Wärme erzeugt, so kann man auch auf der andren Seite von der Wärme sagen, daß sich aus ihr, bei einem gewißen Grad ihrer Steigerung, das Licht erzeuge. Das Metall wie der Stein werden in der Glühhitze leuchtend; der im Strom einer starken elektromagnetischen Entladung glühende Platinadraht leuchtet in einem das Auge blendenden, sonnenhellem Lichte. Die verschiedenen brennbaren Körper erfordern, wie wir früher sahen, wenn sie bei ihrer Verbindung mit dem Sauerstoffgas sich wirklich entzünden und entflammen sollen, einen gewissen Grad der Erhitzung, und erst dann wenn aus dem Dampf oder Rauch die helle Flamme hervorbricht, giebt sich die wärmende Kraft des Feuers in ihrer ganzen Stärke kund. Es liegt nicht an der Geschwindigkeit des Bewegens, daß die Wärme in diesen Fällen auf einmal zum hellen Lichte wird, denn der langsame Gang, den die Mittheilung der Wärme von einem Körper an den andren nimmt, hängt allein von der besser oder schlechter leitenden Beschaffenheit der Körper ab, und wenn man die ausstrahlende dunkle Wärme eines

erhitzten Körpers in einem Hohlspiegel sammlet und aus diesem herausstrahlen läßet, dann erkennt man nach Biots und Pictets Beobachtung an der Wärme eine eben so unmeßbar schnelle Fortbewegung durch den Raum, wie an dem Licht und an der Elektrizität, ohne daß sie hierbei ihre Dunkelheit ablegt und leuchtend wird.

In manchen Fällen kann auch bei dem chemischen Vorgang des Verbrennens ein ganz außerordentlich hoher Grad von Erhitzung eintreten, ohne eine, diesem Hitzgrade entsprechende Erhellung. So bedient man sich, um eine Hitze hervorzubringen, bei welcher die Metalle ganz besonders leicht und schnell zum Schmelzen kommen können einer Vorrichtung, vermöge welcher ein gasartiger Brennstoff mit dem Sauerstoffgas, aus einem engen Rohrchen hervorströmend den Stoff zur langfortwährenden Flamme darbietet: des sogenannten Knallgebläses. Obgleich diese Flamme eine außerordentlich heftige Gluthhitze erzeugt, ist das Licht das sie ausstrahlt dennoch nur ein sehr schwaches, und zeigt sich überdies nicht von der Farbe des röthlichen, wärmegebenden, sondern des blaulichen prismatischen Strahles.

Nicht von unbedeutendem Einfluß ist an den bewegenden Naturkräften etwas scheinbar nur wenig Wesentliches: die Richtung welche ihr Bewegen nimmt. Selbst die mechanische Erschutterung, durch den Schlag des Hammers auf eine Eisenstange, ruft in dieser bloß dann eine magnetische Polarisation hervor, wenn die Schläge immer nur von dem einen Ende nach dem andren, nicht etwa abwechslend von diesem andren Ende aus nach jenem hin geführt werden. Auch dadurch wird ein Eisenstab magnetisch, daß man ihn eine langere Zeit hindurch in der Richtung von Nord nach Sud, oder mit dem einen Ende in dem Boden fest stellt, denn auch auf die letztere Weise wird der untere Theil desselben zu einem nach Norden sich hinkehrenden (sogenannten) Nordpol. In diesem Falle scheint es die naturliche magnetische Strömung zu seyn, welche, von der Erde ausgehend, ihr eigenthümliches Bewegen dem Eisen mitgetheilt hat. Wir können aber in einem noch viel höher gesteigerten Maaße den Eisenstab magnetisch machen, wenn wir elektrische Stromungen, nicht seiner Länge, sondern der Queere nach, von einer Seite des Stabes zur andren, über ihn hinstreichen lassen. Hierauf grundet

sich, wie wir oben im 45ten Cap. sahen, die Einrichtung, so wie die außerordentliche Wirksamkeit der elektromagnetischen Vorrichtungen. Wie sich am Holz, wenn es zuerst auf der heißen Platte immer mehr und stärker erhizt wird und wenn nun bei dem hochgesteigerten Hizgrad auf einmal die helle Flamme aus ihm hervorbricht, durch das Zusammenwirken der Wärme und des Lichtes die heftigste Flammengluth entwickelt, so geschieht es auch in den Vorgängen des Elektromagnetismus, daß beide bewegende Naturkräfte, die der Elektrizität und jene des Magnetismus, welche dem Wesen nach Eines, der ursprünglichen, inwohnenden Richtung nach zwei sind, in ihrer Verschmelzung zu einem weder ausschließend von Nord nach Sud, noch von Ost nach West gehenden, sondern zwischen beiden rotirendem Bewegen, eine ganz überaus gesteigerte Wirksamkeit erlangen.

Wir erwähnen hier im Vorbeigehen eines Beispieles aus einem ganz andren Reiche der irdischen Sichtbarkeit, an welchem sich die hohe Bedeutsamkeit der bloßen, räumlichen Richtung nachweisen läßt. Das vierfüßige Thier steht so auf dem Boden und geht so auf diesem einher, daß die Rückenwirbelsäule mit dem Schädel und mit dem ganzen Kopf in horizontale Richtung, in gleiche Linie mit dem Boden tritt; der Mensch allein stehet aufrecht, so daß die Rückenwirbelsäule die Richtung von oben nach unten, nur das Haupt die horizontale Stellung hat. Wir wissen aber welche vielseitige Vorzüge unsrer Natur an diese aufrechte Stellung geknüpft sind. Scheint es doch selbst auf andren viel niedrigeren Stufen der thierischen Gestaltung so, als ob mit der vorherrschenden Richtung zugleich, die der Körper annimmt, die ganze wesentliche Beschaffenheit eines Thieres eine Aenderung erleiden könne. So lang die Larve der Singmücke, die im Wasser lebt, noch auf der ersten Stufe ihrer Entwicklung als Larve steht, ist ihr Kopf und der ganze Vordertheil des Körpers nach unten, nach dem Boden, der Hintertheil, an welchem die Athmungsorgane ihren Ausgang nehmen, nach oben gekehrt. Die Larvenhaut wird abgestreift, die Stellung des Leibes wird auf einmal eine ganz andre, entgegengesetzte, denn Kopf und Brust richten sich nach oben, das schwanzähnliche Ende kehrt sich dem Boden zu. Mit dieser veränderten Richtung ist zugleich das Thier ein ganz Andres geworden, seine Athmungsorgane haben jetzt

ihre Stellung an der Region der Bruſt erhalten, die Art ſeiner Bewegungen, ſeiner geſammten Lebensäußerungen iſt verändert: es iſt aus dem Zuſtand der Larve in den der Puppe übergegangen an welcher die höheren Sinnorgane, ſo wie alle dem nahe künftigen geflügelten Zuſtand dienenden Glieder in einer ungleich vollkommneren Form als bei der Larve hervortreten. Ein Beiſpiel von ähnlicher Bedeutung giebt uns die Stellung der Brutzellen im Bienenſtock. Alle die, in welchen ſich die Larven der künftigen Arbeiterinnen ſo wie der Drohnen entwickeln, ſtehen in der vorherrſchend horizontalen Richtung; in der nämlichen welche die mit Honig gefüllten Zellen haben. Hin und wieder jedoch ſieht man im Innren des kunſtreichen Baues Zellen von ganz andrer Form, in einer vorherrſchend ſenkrechten Stellung: es ſind die Zellen in denen ſich die Larven der künftigen Weiſel oder Bienenköniginnen entwickeln; die Larven der vollkommenen, fruchtbaren Mutter des ganzen Schwarmes. Auch die gemeinen Arbeitsbienen ſind eigentlich von dem Geſchlecht dieſer Mutter: es ſind unvollkommen geſtaltete, meiſt unfruchtbare Weibchen, und als ſolche geben ſie, wenn die Zeit ihrer Verpflegung zu Ende iſt, und ſie nun auch den Schlaf des Puppenzuſtandes genoſſen haben, als geflügeltes Inſect aus der Wiege ihrer Kindheit hervor. Wenn man aber einem muntren Bienenſchwarm mitten in der Zeit des Frühlinges, wo alle die horizontal ſtehenden Brutzellen voller Eier oder ganz kleiner, junger Larvchen ſind, aus denen nach dem gewöhnlichen Verlauf der Entwicklung gemeine Arbeitsbienen kommen würden, ſeine Königin, und zugleich mit dieſer noch alle die ſenkrecht ſtehenden, flaſchenförmig geſtalteten Zellen hinweg nimmt, welche die Larven oder Puppen von künftigen Königinnen enthalten, dann begeben ſich die verwaiſten und beraubten Bienen an ein Geſchäft der Verwandlung, deſſen Wirkſamkeit eine höchſt bedeutungsvolle für den ganzen kleinen Saat dieſer geſellig lebenden Thiere iſt. Eine Anzahl von Zellen, darinnen das junge Volk der Arbeiterinnen ſeine Wiege hat, wird hinweggeriſſen, und hierdurch der Raum zur Anlage einer ſenkrecht ſtehenden großeren Zelle gewonnen, welcher die kunſtſinnigen Baumeiſter die Geſtalt einer königlichen Brutzelle geben. Da hinein bringen ſie jetzt eine erſt ſeit wenig Stunden oder Tagen aus dem Ei hervorgegangene Arbeiterinnenlarve, verſorgen dieſelbe mit jenem kräftigeren,

auserlesenerem Futter, womit die jungen Königinnen groß gezogen werden und das kleine Thier, das durch seine Geburt zu dem niedrigen Stand der gewöhnlichen Unterthanen bestimmt war, empfangt mit der vollkommneren leiblichen Gestalt und Bekräftigung zugleich den Rang einer Herrscherin; es wird zu einer fruchtbaren Mutter und Königin. Wenn hierzu die veranderte Stellung der Brutzelle auch nicht Alles beitrug, so erscheint sie dennoch ein nicht minder wesentliches Element zur eigenthümlichen, kräftigen Anregung des noch unentwickelten Lebenskeimes der Larve gewesen zu seyn, als die stärker reizende Kost. Dem innren Wesen nach bleibt die Larve der Biene wie der Mucke dieselbe, die sie vor der Verändrung der vorherrschenden Stellung war, in Beziehung aber auf ihre Wirksamkeit, auf das Verhaltniß zu ihrer äußren Umgebung ist zugleich mit jener andren ebenfalls eine Verandrung vorgegangen. Auch die Warme und das Licht sind ihrem Wesen nach Eines, durch die Richtung aber welche sie nach den verschiednen Kreisen der irdischen Leiblichkeit nehmen, und durch die Art ihrer Wirksamkeit auf diese, sind sie unterschieden.

Eine ungleich allgemeinere und bedeutungsvollere Erscheinung als die ebenerwahnten sind, liegt uns hier nahe, die uns besser denn alle Andren das Einsseyn der Warme und des Lichtes nach innen, so wie ihre Verschiedenheit in der Wirksamkeit und Richtung nach außen zeigen kann: dies ist der Lauf der Planeten oder Monden um ihren Centralkorper.

Die jahrliche Bewegung der Erde in ihrer Bahn um die Sonne ist im Ganzen nur eine, sie ist in jedem Augenblick, sie war und bleibt zu allen Zeiten nur die eine, welche den Planeten seinen fast kreisformigen Weg um die Sonne führt. Wenn wir aber genauer auf die Weise dieser Bewegung achten dann finden wir daß eigentlich zwei verschiedne Richtungen ihr zu Grunde liegen, die eine nach dem Centralkorper, nach dem Mittelpunkt der Bahn hinabwarts, die andre nur in gerader Linie vorwarts und nach aussen gehend auf dieser. Der Zug der allgemeinen Schwere hält den Mond an seiner Erde, halt die Planeten an ihrer Sonne fest; wenn dieser nach dem Mittelpunkt der Kraffe hingehende Antrieb (die Centripetalkraft) allein, ohne den andren nach aussen hinfahrenden Antrieb wirkte, dann wurde

der Mond an die Erde, die Planeten wurden an die Sonne herangezogen werden, es würde der eine kleinere Weltkörper an den andren größren, von mächtigerer Masse sich anfügen und mit diesem nur eine und dieselbe gemeinsame Masse bilden. Könnte dagegen der andere, centrifugale Antrieb allein wirken, dann würden alle diese Lichtfunken des Sternenhimmels, alle diese Staubkorner oder Atome der Schopfung, deren jedes nach unsrem menschlichen Maaßstab eine große, herrliche Welt ist, sich im unermeßbaren Weltraume zerstreuen, ohne Ordnung und Zusammenhalt. Die abstoßende Bewegung für sich allein wurde die Atome von einander reißen und zerstäuben, die anziehende würde dieselben zur starren bewegungslosen Masse machen. So aber durchdringen sich beide Richtungen des Bewegens ohne Aufhoren, eine wirkt nur mit der andren vereint und gemeinsam.

Was den Punkt des Ausgehens sowohl des einen als des andren Zuges der Bewegung betrifft, so fallt es leicht in die Augen, daß der Zug nach dem Mittelpunkt der Bahn, nach der Sonne hin, aus dieser selber eben sowohl seinen Anfang, als in ihr sein Ziel und sein Ende habe, und eben so allgemein anerkannt ist es, daß der centrifugale, zunächst geradlinig auf der Bahn vorwarts strebende Antrieb, der Masse des Planeten oder des Mondes selber eingepflanzt, diesem selbstständig einwohnend sey. Der erstere Antrieb, der nach der Sonne oder uberhaupt nach dem Mittelpunkt der Anziehung hinfuhrt, bezeugt sich aber dennoch, ungeachtet der scheinbaren Besonderheit von dem andren, als der Urgrund beider, denn je näher ein Planet an der Sonne stehet, je kräftiger der Zug nach dieser Mitte ist, desto gewaltiger und kräftiger äußert sich auch der andre, in der Eigenheit des Planeten liegende, centrifugale Antrieb der Bahnbewegung. Jupiter, Saturn und Uranus, die drei äußersten, von dem anziehenden Mittelpunkt entferntesten Planeten, sind einem, nach dem (quadratischen) Verhältniß ihrer zunehmenden Abstände immer schwächer werdenden Zuge der allgemeinen Schwere, nach der Sonne hin unterworfen, der ihrer planetarischen Masse eigenthümlich eingepflanzte, fortbewegende Antrieb sollte demnach, so konnte man meinen, immer ungehemmter und hierdurch kräftiger

werden, etwa so wie die Luft, je höher die Region ist, in die sie hinaufsteigt und je mehr sie von dem Druck der oberen, auf ihr ruhenden Luftsäule entlastet wird, desto rascher und ungehemmter sich ausdehnt. Aber gerade das Gegentheil erfolgt; die fortschreitende, centrifugale Bewegung nimmt mit dem Zuge der allgemeinen Schwere, der sie nach der Sonne hinführt zugleich ab. Während unsre Erde in jeder Stunde Zeit eine Strecke von fast 15000 Meilen zurücklegt macht der mächtige Jupiter, dessen Masse dreimal so groß ist als die Masse aller übrigen Planeten zusammengenommen, der aber zugleich etwas mehr denn fünfmal so weit von der Sonne absteht als unsre Erde, in derselben Zeit nur einen Weg von 6500 Meilen; Saturn bringt es noch nicht einmal auf 3000 Meilen (geht in einer Stunde nur 4836 M. weit) Uranus legt nur 2100 Meilen zurück und wenn es möglich wäre manche unsrer weitest abgelegenen bekannteren Cometen auf der Strecke ihrer Bahn durch die Sonnenferne zu begleiten, dann könnte ein Reiter zu Pferd oder wenigstens ein Dampfwagen, ganz bequem mit ihnen gleichen Fortgang halten.

Abgesehen von dem Einflusse, den die Interferenz der Lichtstrahlen hierbei, wie wir im 58. Cap. sahen, hat, äußert sich dennoch die Wirksamkeit des Lichtes welche zunächst und vor Allem eine erleuchtende, hellmachende ist, als eine vorherrschend in gerader Linie und Richtung gehende. Das Licht ist ein Herrscher, dessen übermächtiger Einfluß weder Einspruch noch Abänderung erleidet. Eben so hält auch die Zunahme oder Abnahme des Zuges der Schwere mit der Zunahme oder Abnahme der Annäherung an die Sonne, gleichen Schritt. Ein dunkler Körper welcher zwei oder dreimal weiter von einem Lichte absteht als ein andrer, wird (nach quadratischem Verhältniß) von den Strahlen desselben vier- oder neunmal schwächer erleuchtet, gerade so wie auch ein Weltkörper, welcher zwei oder dreimal weiter von seinem anziehenden Mittelpunkt absteht als ein andrer, einem vier oder neunmal schwächeren Zuge der allgemeinen Schwere, nach diesem Mittelpunkte hin unterliegt. Mit der erhellenden, eigentlich leuchtenden Kraft des Lichtes nimmt aber auch, wie wir früher sahen, sein wärmeerzeugendes Vermögen zu oder ab. Und was ist die Wärme? Ist sie nicht in unsrer irdischen Sichtbarkeit ganz dasselbe, was die centrifugale

Richtung in der Bahnbewegung des Planeten ist? Dürfen wir nicht in ihrer Wirksamkeit, wenn sie das krystallinische Eis, oder als Schmelzhitze das festeste Metall in flüssigen Zustand versetzt, die einzelnen Theilchen (Atome) dieser Körper von einander, als Macht der Auflösung entfernt, etwas Aehnliches anerkennen, als in jenem Antriebe des planetarischen Bewegens, der jedes dieser herrlichen, majestätischen Weltenstaublein eines von dem andren, sie alle aber von der festbannenden Mitte hinwegführt?

Das Sonnenlicht ist die mächtigste, zugleich die einfachste, die reinste unter allen Arten des uns bekannten Lichtes. Sein Strahl trifft nirgends hin, ohne, nach dem Maaße seines geradlinigeren und kräftigeren Auftreffens und der Capazität der beleuchteten Körper zugleich Wärme zu wecken. Das Licht gleicht jenem Zuge, der für sich allein die polarisch geschiedenen Massen der Sonne und der Planeten zusammenführen und verbinden würde. In unsrer irdischen Natur hat dieser Zug öfters einen ganz ungehemmten, freien Lauf, wenn er den brennbaren Körper mit dem Sauerstoffgas der Atmosphäre zusammenführt und beide, eins mit dem andren, zu einem neuen Element der Körperlichkeit gestaltet. Je mächtiger aber hierbei dieser centripetale, die Vereinigung bewirkende Antrieb wirkt, desto kräftiger tritt auch, zu gleicher Zeit der centrifugale, von der festen Zusammenfügung hinwegführende Antrieb, als Wärme, als Flammenhitze hervor, welche jedoch bei dieser Versenkung in den irdischen Stoff, wie im Farbenbild des Prismas, als ein besondrer Strahl der Wirksamkeit, außer dem Mittelpunkt, in welchem die Vereinigung statt findet, in die umgebende Körperwelt fällt. Je gewaltiger der Zug ist, der den Brennstoff zur Verbindung mit dem Zundstoff hinreißt, desto stärker werden auch die Theile der benachbarten Körper von dem Streben ergriffen sich gegenseitig von einander abzustoßen — zu schmelzen oder sich zu verflüchtigen; je langsamer und träger dagegen der centripetale Zug bei der Vereinigung jener beiden chemischen Gegensätze wirkt, desto schwächer kann sich der ihn begleitende, centrifugale Zug, als Erwärmung äußern. Darum erscheint faules Holz, obgleich es im Dunklen leuchtet, unsrem Gefühl als kalt, und dasselbe gilt von allen im Zustand der Gährung und Verwesung langsam verbrennenden organischen Substanzen.

Es ist ein Gesetz der gegenseitigen Ausgleichung der verschiedenartigen Bewegungen, welches in allen Reichen der Sichtbarkeit seine feste Geltung hat, daß, wenn auf der einen Seite ein Vorgang der Zersetzung und des Abstoßens statt findet, in einer nachbarlichen Region zugleich der Drang zur neuen Gestaltung, zur Ersetzung des entstandnen Mangels rege wird. Wie das Wasser in den luftdünnen Raum hinaufsteigt, und die Luft mit Gewalt sich einen Weg in die entstandene Leere zu bahnen sucht, so schließt sich der Zug zur gegenseitigen Anziehung und neuen Vereinigung der Elemente unmittelbar an den der Auflösung an. Umgekehrt aber auch eben so nothwendig an den centripetalen Antrieb, welcher der allgemeinen Schwere und der Anziehung der einzelnen Korpertheile entspricht, der centrifugale. Wir pressen im Münzprägestock (nach S. 263) ein Stück Metall auf einen engeren Umfang zusammen; seine kleinsten Theile rücken näher aneinander, ziehen sich stärker an, zugleich aber regt sich jenes entgegengesetzte Bewegen, das in der nachbarlichen Körperwelt ein Trennen und Abstoßen der einzelnen Theile bewirkt; es wird eine Wärme erzeugt, durch welche leicht schmelzbare Körper zum Fließen kommen, manche flüssige in Dampf verwandelt werden. Selbst bei dem festen, krystallinischen Gestalten (beim Gefrieren) des Wassers ist diese Wärmeentwicklung bemerkbar. Aber die Gliederung, das Aneinanderschließen der einen Bewegung an die andre, polarisch entgegengesetzte, erstreckt sich weiter, denn in demselben Maaße, in welchem das Prinzip der Abstoßung der einzelnen Theile, des Ueberganges in den formlosen Zustand mächtig wird, erhält auch der Zug zur Wiedervereinigung, zur wechselseitigen Anziehung neue Kraft. Das Wasser wird durch die Wärme zum Verdunsten gebracht, zugleich aber wird in einer nachbarlichen Region des Flüssigen die Wirksamkeit jenes Antriebes erleichtert und gefordert, welcher, der Schwere verwandt, die Zusammenziehung in engeren Raum, ja die feste Gestaltung zur Folge hat; die Verdampfung auf der einen Seite kann eine Reif- oder Eisbildung auf der andren nach sich ziehen: eine Erscheinung, die sich unsrem Gefühl als Kälte zu erkennen giebt.

Der Druck, das Reiben und der Stoß rufen gleichzeitig beide Richtungen des Bewegens: Licht und Wärme hervor; da wo statt der Wärme eine mechanische Gewalt den engeren

Zusammenhalt der Theile auflöst, sie von einanderreißt: beim Zerbrechen und Zerstoßen mancher Körper, wird nach demselben Gesetz nach welchem ein Metalldraht durch die Hitze glühend und hellleuchtend wird, eine schnell vorübergehende Lichterscheinung bemerkt. Diese zeigt sich selbst da, wo sich Luftarten plötzlich aus einem engeren in weiteren Raum ausdehnen, so namentlich wenn man Glaskugeln mit Sauerstoffgas gefüllt, im luftleeren Raume zerbricht, oder wenn sich die äußre Luft nach dem Zersprengen einer Blase, welche über das künstlich luftleer gemachte Behältniß einer Luftpumpe gespannt war, augenblicklich ausbreitet. Die sogenannten Knallbomben aus Glas zeigen dieselbe Erscheinung, wenn sie an einem dunklen Ort auf den festen Boden hingeworfen werden und zerplatzen, auch beim Abfeuern der Windbüchsen, wobei die vorher in engem Raume stark zusammen gepreßte Luft sich plötzlich ausdehnt, hat man öfters ein Leuchten wahrgenommen.

Zunächst stimmt in seinem ganzen Wesen und Wirken das Licht mit jenem centripetalen Zuge überein, durch welchen die vereinzelten Elemente der Körperwelt zusammengeführt und zusammengehalten werden; mit dem Zuge welcher in der unorganischen Körperwelt die Krystallisation, in der organischen das Wachsthum und die Entwicklung der Formen bewirkt. Der Kampfer und der Salpeter (in der Salpeterlauge) so wie verschiedne andre Substanzen werden durch das Einfallen des Lichtstrahles zum Krystallisiren gebracht, so daß die entstehenden Krystalle in Gläsern, welche äußerlich zum Theil mit Papier überzogen sind, sich vorzugsweise an die freien, dem Lichtstrahle zugänglichen Stellen anlegen. Der Antheil, welcher dem Licht an dem Entstehen der Krystalle gebühret, macht sich auch auf andre Weise erkennbar. Bei dem Anschießen der Krystalle der Benzoësäure durch Destillation, zeigten sich (nach Buchner) sprühende Lichtfunken, das phosphorsaure Blei leuchtete bei seinem Uebergehen in die starre, krystallinische Form, nach einer Beobachtung von Fuchs so hell als ob es weißglühend sey; das Gefäß worin eine schwefelsaure Kobaltauflösung, mit Kali vermischt, bei 12 Grad unter dem Eispunkt durch Hermann zum Krystallisiren gebracht war, warf einen hellen funkelnden Lichtschein von sich, als die Lauge davon abgegossen wurde, und etwas Aehnliches beobachtete man beim Krystallisiren des

Glauberſalzes, ſo wie verſchiedner andrer ſalziger Körper. Und wie beim Entſtehen der Kryſtalle, ſo zeigt ſich auch eine Lichterſcheinung, bei dem Zerſtören derſelben, durch eine ſtärkere mechaniſche Gewalt. Denn vorzugsweiſe und faſt ausſchließlich ſind es nur kryſtalliniſche feſte Körper, an denen, wenn man ſie zerbricht, zerſtößt, oder heftig reibt, ein Leuchten beobachtet wird.

Der centripetale Zug, welcher die Aneinanderfügung, die feſte Vereinigung der leiblichen Elemente herbeiführt, theilt die polariſche Spannung, welche der Aneinanderfügung derſelben zur regelmäßigen Form vorausgehen muß, zunächſt jenen Theilen einer körperlichen Maſſe mit, die für eine ſolche Polariſation am leichteſten empfänglich ſind. Andre, etwa gleichzeitig in einer Auflöſung enthaltenen Theile nehmen an jenem Zuge keinen Antheil, ſie werden von der Bewegung des kryſtalliniſchen Bildens ausgeſchloſſen. Wenn deshalb das Seewaſſer bei einem hinreichenden Kältegrade zum Kryſtalliſiren (zum Gefrieren) kommt, dann werden alsbald die Salze, mit denen es vorher vermiſcht war, ausgeſtoßen; das Eis des Meerwaſſers beſteht zunächſt nur aus ſüßem, ſalzloſem Waſſer. Umgekehrt werden manche metalliſche Oxyde, obgleich ſie ſchon für ſich allein einer kryſtalliniſchen Geſtaltung fähig ſind, noch ungleich empfänglicher für den polariſirenden Einfluß, der das Entſtehen der regelmäßigen Form begründet, wenn ſie noch mit einer Säure, zum Salz (Vitriol) ſich verbinden; dieſer fremdartige, in der Auflöſung enthaltne Stoff wird dann in die Bewegung des Kryſtalliſirens aufgenommen, er wirkt zur Verſtärkung deſſelben.

Wenn der bildende und geſtaltende Einfluß des Lichtes nach S. 53 ein Ausſcheiden des Sauerſtoffgaſes aus dem ſalpeterſauren Silber bewirkt, ſo thut er dieſes in derſelben Weiſe als die iſt, in welcher er bei dem gefrierenden Seewaſſer das Salz aus ſeiner Vermiſchung mit dem Waſſer hinwegführt; die Theile des ſchwer oxydirbaren Silbers wie Goldes ſind vielmehr für ſich allein zu einer polariſchen Entgegenſetzung und Zuſammenfügung geneigt, als in ihrer nur unter gewiſſen Umſtänden erreichbaren Verbindung mit dem Sauerſtoffgas. Wenn dagegen das Licht beim Bleichen der organiſchen Stoffe (nach S. 22) eine Verbindung mit dem Sauerſtoffgas herbeiführt, dann geſchieht dieß aus demſelben

chemiſchen Beweggrund, aus welchem das Streben zur regelmäßigen Geſtaltung das ſchwer kryſtalliſirende Kupferoxyd (in ſeiner vollkommenſten Form als Rothkupfererz bekannt) in Verbindung mit der Schwefelſäure zum leichter kryſtalliſirenden Kupfervitriol umſchaffet. Der Erſcheinung nach ſind dieſe beiden Vorgänge der Ausſcheidung und der Anziehung des Sauerſtoffgaſes ſehr verſchieden und ſich entgegengeſetzt, und dennoch ſind beide ihrem Weſen nach daſſelbe.

Wir verglichen weiter oben das Verhältniß, in welchem das Licht zur Wärme ſteht, mit jenem, das ſich zwiſchen den beiden Richtungen der bewegenden Kraft findet, vermöge deren die Planeten ihren Lauf um die Sonne vollführen. Der allgemeinen allumfaſſenden Schwere, welche für unſer Planetenſyſtem ihren Ausgangspunkt des Wirkens vorwaltend in der Sonne hat, entſpricht, bei all ſeiner Verſchiedenheit von der Schwere, das Licht; mit jener Wurfkraft, die dem Planeten, als einem für ſich beſtehenden Weltenſtäublein, abgeſondert und entfernt von der Sonne zum Inhaber und Herrſcher ſeiner Bahn macht, iſt die Wärme vergleichbar. Sie iſt ein Bewegen welches durch alle einzelnen Theile der Körper, bis in das Innerſte derſelben hinein ſeine Macht ausübet; die Wirkſamkeit des Lichtes, wie die der allgemeinen Schwere beziehet ſich auf das Verbundenſeyn und Einsſeyn aller einzelnen Elemente des Körpers zu einer Geſammtheit. In dieſer ihrer Beziehung erſcheint die Wärme als eine Kraft, welche die Leiblichkeit auch in ihrer Tiefe durchdringt, das Licht als eine ſolche, welche zunächſt nur auf den äußeren Umfang der Körper gerichtet iſt. Wie aber der Zug der Schwere mit und in der Geſammtmaſſe des Planeten zugleich auch alle einzelnen Theile, jeden Stein und jeden Baum deſſelben mit dem Centralkörper — mit der Sonne — verbindet, und hierbei gleichzeitig in allen dieſen einzelnen Theilen die Kraft ſich regt, die den ganzen Weltkörper, zu welchem ſie Alle gehören auf der Bahnlinie fortbewegt, ſo kommt auch aus jedem Stein, aus jedem Baum, den der Strahl der Sonne trifft, dem Lichte die Regung und Bewegung der Wärme entgegen.

Das weſentliche Einsſeyn der Elektrizität und des Magnetismus iſt durch die Erſcheinungen des oben erwähnten Elektromagnetismus (Cap. 45) erwieſen worden. In vielen ſeiner Eigenſchaften zeigt ſich das Weſen des Magnetismus

nahe verwandt und übereinstimmend mit dem Wesen des Lichtes, das der Elektrizität mit dem der Wärme. Auch diese beiden Bewegungen der Naturkräfte rufen sich überall gegenseitig hervor, obgleich ihr wesentliches Beisammensein und Einssein erst dann deutlich in die Sinnen fällt, wenn die eine von beiden einen hohen Grad der Wirksamkeit erreicht hat, wie uns auch das Licht des Mondes, in seiner verhältnißmäßig großen Schwäche, ohne Vermögen der Wärmeerzeugung erscheint und dennoch wohl nicht ganz ohne wärmende Kraft ist. Das magnetische Eisen behält Jahrhunderte lang die Macht andres Eisen anzuziehen und ihm seine polarische Eigenschaft mitzutheilen; ein Magnet kann Tausende von Stahlstäben durch Bestreichen magnetisch machen, ohne dabei an seiner Kraft Etwas zu verlieren, eben so wie sich an der Flamme einer Fackel tausend andre Fackeln entzünden können, ohne daß die Flamme der ersten durch diese Mittheilung schwächer wird. So kann auch die Scheibe einer Elektrisirmaschine, abgesehen von dem was die mechanische Einwirkung hierbei verändert, Tausende von Malen zum Hervorrufen gewaltiger elektrischer Effecte, durch Reibung, benutzt werden, ohne an dieser Kraft Etwas einzubüßen. Es sind dies nur kleinliche Abbilder von dem Wesen und Wirken der Sonne, deren Licht und Wärmequell niemals versiegt, sondern in einer sich immer erneuernden Kraft das Weltgebäude durchströmt. Dem Magnet kommt die erste Anregung zu seinem innren, anziehenden und abstoßenden Bewegen aus einem allgemeineren magnetischen Bewegen, das die ganze Körperwelt des Planeten durchdringt, ohne selbst ein Körper zu seyn; den Gliedern des lebenden Leibes wird die Kraft ihres Gestaltens und Wirkens ohne Aufhören durch ein innwohnendes Etwas gegeben, welches nicht von der Natur des Leibes ist: durch die Seele. So dürfen wir auch bei der Betrachtung der herrlich strahlenden und wärmeweckenden Sonne nicht vergessen, daß die Regungen ihres Leuchtens, ihres Erwarmens und ihres chemischen Einflußes auch noch einen andren Urgrund haben können als das Vorhandensein eines Stoffes, welcher (wie man selbst von dem sogenannten Wärmestoff annahm) heraufströmen sollte aus dem mächtigen Centralkörper, nach den ihn umkreisenden Planeten, und aus diesen wieder hinab zur Alles tragenden, haltenden Mitte.

80. Bewegung bei ſcheinbarer Ruhe.

So lange wir die Saite eines muſikaliſchen Inſtrumentes, oder den dunnen, elaſtiſchen Metallſtab den wir ſtark zu uns herüberbogen und dann in ſeine vorige Lage zurückſchnellen ließen, noch ſchwingen ſehen und ſogar ſeine einzelnen Schwingungen noch zu zählen vermögen, hört unſer Ohr keinen eigentlichen Ton bei ſeinem Bewegen. Die Luft wird durch einen Fächel oder durch ein ſchwingendes Rad mit einer Schnelligkeit fortgeſtoßen, welche mehrere Fuß in einer Secunde beträgt; wir fühlen ihre Wellen an unſrem Körper, ſehen den Staub ſich bewegen, vernehmen vielleicht ein undeutliches Sauſen, einen eigentlichen Ton aber hören wir nicht. Wenn dagegen eine Nachtigall neben uns im Gebüſche ſingt, oder ein kunſtreicher Finger die Saiten einer Harfe rührt, dann hören wir die mannichfaltigen Töne und wir wiſſen, daß uns dieſes Hören nur durch ein Bewegen der Luft möglich wird, welches viel tauſendmal ſchneller und weiter reichend iſt als das Bewegen der Luft durch den Fächel, das nur uber einen Raum von wenig Schritten ſich verbreitet. Dennoch fühlt unſer übriger Körper nichts von dem Zittern der Luftwellen, kein Staub wird davon aufgeregt, nur das Ohr, zur Empfänglichkeit für den Laut geſchaffen, unterſcheidet und bemerkt dieſe flüchtigen Wellen, welche, die eine zehn, die andre viel hundertfach ſchneller denn die andren neben einander her wogen, ohne ſich gegenſeitig in ihrem Laufe zu ſtören.

Ein Bewegen iſt ohne Aufhören in der Luft vorhanden; ſelbſt dann, wenn das Schiff wochenlang von der ſcheinbar gänzlichen Windſtille unter dem glühenden Strahle der Sonne an einer Stelle feſtgehalten wird, ſteigt neben und über ihm der warme Luftſtrom in die Höhe und der kältere ſenkt ſich nach der Tiefe herab, wenn auch von dieſer ſchwachen Regung weder das Segel angeſchwellt, noch irgend eine Empfindung der Sinnen hervorgerufen wird. Was von dieſem beſtändigen Bewegen in der Luft und von dem Hörbarwerden ſo wie von dem Unhörbarſein deſſelben gilt, das läßt ſich von all jenen Bewegungen der Sichtbarkeit ſagen, welche ſich unter gewiſſen Umſtänden unſerm Wahrnehmungsvermogen als Magnetismus, als Elektrizität, als Licht und als Wärme kund geben. Sie wirken immerwährend fort; der

Strom der magnetiſchen Anregung ergebet ſich ohne Aufhören durch die ganze irdiſche Natur, ohne daß wir etwas von ihm fühlen oder hören, erſt dann wenn er ſich des Eiſens bemächtigt und dieſes magnetiſch macht, werden auch wir etwas von ihm gewahr; erſt dann wenn ein verhältnißmäßig feſt in ſeinen Theilen zuſammenhaltender, elaſtiſcher Körper in kräftige Schwingungen geſetzt wird, nimmt auch die elaſtiſche Luft ſolche Schwingungen an, welche ſich zur deutlich unterſcheidbaren Form der Töne erheben, ſo wie der Lichtſtrahl am planetariſch dichten Körper zur Form der Wärme.

Seitdem man ſich in der Lehre von dem Lichte genöthigt geſehen hat, die frühere Meinung aufzugeben, daß daſſelbe ein feiner, flüſſiger Stoff ſey, und die wahre Anſicht, nach welcher das Leuchten ein faſt unmeßbar ſchnelles Bewegen iſt, allgemeineren Eingang fand, hat man einen Schlüſſel gefunden, der nach vielen Seiten hin das beſſre, tiefere Verſtändniß der ſichtbaren Natur zu eröffnen vermochte. Gründlich forſchende Männer, wie Munke in ſeinem Handbuch der Naturlehre §. 86 und §. 149 haben auch die eigenthümliche Wirkſamkeit der Wärme aus einem ſchwingenden Bewegen hergeleitet; daß der Ton ein ſolches ſey, wußte man längſt, und jene elektriſche Anregung, jene Verbindungen und Zerſetzungen in den dampf- und luftartigen Stoffen, welche den Eindruck eines Riechbaren auf unſren Geruchsſinn machen, ſo wie die Einwirkung der chemiſchen Gegenſätze auf unſre Zunge laſſen ſich nicht leicht als etwas Andres betrachten, denn als Bewegungen, die in ihrem Kreiſe nach demſelben Geſetz erzeugt werden, als die Schwingungen der Licht- und Wärmeſtrahlen. Die Lebensthätigkeit unſres eignen Leibes beſtehet nur in einem vielſeitigen und vielartigem Bewegen; die Kraftäuſſerung des Muskels beruhet auf zitternden Schwingungen ſeiner zarten Faſern; jeder Eindruck auf die Nerven, welcher ein Wahrnehmen und Empfinden erregt, muß eben ſo eine Undulation des ätheriſch Flüſſigen, das in den Nervenröhrchen wogt, hervorrufen, als nach der andern Seite hin von einer ſolchen Undulation im Nerven die Schwingung der Muskelfibern durch den Willen bewirkt wird.

Nur Bewegung kann auch wieder Bewegung wecken; die Schwingungen des Lichtäthers wie der Tonwellen regen die gleichen Schwingungen in dem gerade für ſie geſtimmten Sinnes-

nerven an, ſollte nur die Wirkſamkeit des Gefuhles hierin eine Ausnahme machen? Ein geiſtreicher Phyſiker, G. Fr. Pohl in ſeiner Gedächtnißſchrift auf Copernicus „über das Leben der unorganiſchen Natur," hat den Zweifel hieran beſeitigt, er hat in einleuchtender Weiſe es dargethan, daß auch in dem ſcheinbar todtenſtarren Steine, den wir in der Hand halten, ein fur die andren Sinne unermeßbares, nur auf unſer Gefühle wirkendes, ſchwingends Bewegen ſey.

Wir kommen hierbei noch einmal zurück auf das Verhältniß der Schwere, dieſer alldurchdringenden, allvereinenden Naturkraft zu dem Lichte. Man hat die Schnelligkeit, mit welcher ſich die Wellenſchwingungen irgend eines Tones durch die Luft bewegen nach S. 495 an der genau berechenbaren, allgemeinen Geſchwindigkeit des Schalles gemeſſen; die Schnelligkeit der Schwingungen welche die Lichtſtrahlen beim Hindurchgeben durch ein Prisma in den verſchiedenen Theilen des Farbenbildes haben, nach der bekannten allgemeinen Geſchwindigkeit des Lichtes. So mächtig groß aber auch dieſe letztere Geſchwindigkeit im Vergleich mit der des Schalles iſt, ſo unermeßbar weit ſteht ſie jener, über all unſer Zeitmaaß erhabenen nach, mit welcher die allgemeine Schwere die Räume der Sichtbarkeit durchdringt. Dieſes gemeinſame Band der Anziehung das alle Stäublein, alle Elemente der Körperlichkeit zuſammenführt und vereint, das dem Körper des Planeten wie jedem Stein und jedem Tropfen Waſſers auf ihm ihren Zuſammenhalt giebt, wirkt ohne Aufhoren fort; konnte ſein Zug auch nur auf einen einzigen Augenblick nachlaſſen, dann wurde alsbald alles Leibliche aus einander ſtäuben; ſein Weben und Walten fuhlen wir wenn wir irgend einen durch die anziehende Kraft der einzelnen Theile entſtandenen und durch dieſe Kraft beſtehenden Körper anrühren. Das Stilleſtehen der Starrheit iſt nur ein Schein; eben ſo wie bei dem Kreislauf der Weltkörper die anziehende Macht des Centralkorpers ohne Aufhoren, in Verbindung mit der centrifugalen Richtung, Bewegung wirkt, weil ſie ſelber ein Bewegen iſt, ſind auch dieſe beiden Regungen, davon die eine (als Expanſion) dem einzelnen Körper ſeine Ausdehnung, die andre (als Contraktion) ſeine feſte Begränzung giebt, ohne Unterlaß in Wirkſamkeit und gegenſeitiger Bewegung.

Es iſt dieſelbe Macht unſres Gottes, die ſich in dem

Werk der Erſchaffung und welche in dem Werk der Erhaltung der ſichtbaren Dinge ſich kund giebt. Denn die Erhaltung ſelber iſt nichts andres als eine fortwährende Schopfung, ein beſtändiges Hervorgehen aus dem Nichtſeyn zu dem Seyn. Das Wirken jener Schopfermacht, welches den Dingen ihren Leib gab, und den Staub dieſes Leibes zuſammenhalt, nimmt unſer Gefühl bei dem Anrühren jedes Steines wahr; ein Abbild der Kraft, die jenen Staub bewegt und belebt, erſcheint unſrem Auge im Lichte. Noch ein andres Wirken jedoch der Schopfermacht als jenes das in die äußren Sinnen fallt, giebt ſich dem innren Sinne des Menſchen kund: es iſt das Weben und Walten des Geiſtes in und an ſeinem Gotterkennendem Geiſte.

61. Einwirkung und Nachwirkung.

Eine große Glocke, an welche der Stundenhammer ſchlagt, tonet, unmittelbar nach dem empfangenen Schlage ſo laut, daß man ihren Ton in einem weiten Umkreiſe vernimmt. Aber auch dann, wenn man in einem Abſtand von wenig hundert Schritten ſchon langſt nichts mehr von dem Glockenſchlage hort, bemerkt ein unmittelbar am Thurme Stehender noch ein Forttonen der Glocke, und wenn ſelbſt fur dieſen das Tonen nicht mehr horbar iſt, vernimmt daſſelbe noch immer ein dritter Zuhorer, welcher auf dem Thurme ſelber, in unmittelbarer Nahe der Glocke ſich befindet. Die Schwingungen, durch den Anſtoß von außen erregt, mogen aber ſelbſt dann noch fortdauern, wenn unſer ſinnliches Wahrnehmen ſchon langſt ihre letzte Spur verloren hat; fur Werkzeuge von leichterer Erregbarkeit waren ſie vielleicht noch immer bemerkbar, wie fur das Geruchsorgan des Jagdhundes die nachgelaßnen Spuren des Wildprets das ſchon langſt aus unſren Blicken und aus dem Kreis unſrer ſinnlichen Wahrnehmung entſchwunden iſt.

Wenn zwei Stimmen ein Lied mit einander ſingen, dann wird dieß lauter ertonen als nur mit einer, von zehn Stimmen noch lauter als von zweien; wenn in einem Zimmer von der vorhergegangenen Heizung noch Warme zurückgeblieben iſt, dann wird ein neu hinzukommendes Anſchuren des Feuers viel ſchneller und kraftiger Erwarmung verbreiten als die erſtmalige Heizung eines Raumes, der noch

niemals durchwärmt war. So scheint sich auch die schnellere und stärkre Erregbarkeit eines Körpers für irgend eine Bewegung, zu welcher ihn der Anstoß von außen kam, öfters darauf zu gründen, daß die Bewegung die der vorhergehende Anstoß gab, noch nicht ganz aufgehört hat, sondern als Nachhall noch fortdauert, und hierdurch zur Verstärkung des neuen Bewegens, ein Wesentliches beiträgt.

Zuvörderst lehren uns dieses solche Erscheinungen, welche in den schärfest unterscheidenden der Sinne, in den des Gesichtes fallen. Wir erwähnten früher, daß der Diamant nicht nur beim Reiben ein mehr oder minder deutliches elektrisches Leuchten zeige, sondern daß derselbe auch durch Bestrahlung von der Sonne oder von hellem Kerzenlichte die Eigenschaft empfange einige Zeit nachher im Dunklen selbstständig fort zu leuchten. Nicht alle Diamanten sind dieses Selberleuchtens fähig, und man hat bemerkt, daß solche, die beim Reiben kein Licht von sich geben, auch nach der Bestrahlung von der Sonne, im Dunklen nicht phosphoresciren. Als man jedoch zwei solche der Phosphorescenz unfähige Diamanten stark gegeneinander stieß, gaben nicht nur beide einen Lichtschein von sich, sondern sie erhielten von nun an die Fähigkeit, sowohl durch das Reiben als auch durch das Sonnenlicht im Dunklen leuchtend zu werden. Mit einem andren schön polirten Diamant wurde der Versuch gemacht ihn durch das öftre Anschlagen mit einer Feile, zum Selberleuchten zu bringen. Zwei Tage lang blieb dieses Bemühen vergeblich; erst am dritten Tage zeigten sich die ersten Spuren einer Phosphorescenz, welche aber von nun an immer augenfälliger wurde, immer leichter sich erregen ließ, so daß nicht nur das Anstoßen eines hölzernen Körpers die Lichterscheinung hervorrief, sondern auch die Bestrahlung von der Sonne ein Leuchten im Dunklen zur Folge hatte, wozu früher der Diamant ganz unfähig geschienen hatte.

Das im Innren eines körperlichen Wesens noch immer fortwährende, wenn auch unsrem Sinne nicht mehr kenntbare Bewegen wird zuweilen, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch als „Stimmung" bezeichnet. Im Grunde genommen ist die magnetische Kraft, welche wir nach Seite 399 in dem Stahlstabe durch ein, beständig in derselben Richtung beharrendes Schlagen mit dem Hammer hervorgerufen haben, so wie die auf gleichem Wege des mechanischen An-

ſtoßes erlangte kryſtalliniſche Zuſammenfugung der Theile eine ſolche Stimmung zu nennen. Die Freunde und Meiſter des Saitenſpieles, vor Allen des Violinſpieles wiſſen es aber, daß nicht nur das wiederholte Anregen eines Stahlſtabes durch den Hammer in gewißer harmoniſch folgerechter Weiſe eine magnetiſche Stimmung desſelben erzeuge, ſondern daß auch in einer Violine, deren mittönendes, holzernes Gefuge oftere durch den Klang der Saiten in harmoniſche Schwingungen verſetzt wurde, ja daß in jeder Saite in jeder Glocke einer Harmonika eine muſikaliſche Stimmung erzeugt werden konne, welche in einem Fortwirken jenes ſchwingenden Bewegens ſeinen Grund hat, das der Tonkunſtler zu oft wiederholten Malen in den Saiten oder in der Glasglocke hervorrief.

Wenn ſich ein Kryſtall aus der tropfbar- oder dampfformig-flußigen Auflöſung gebildet hat, dann ſcheint er fur immer fertig; das Gegeneinanderbewegen der einzelnen Theile dieſer kleinen Magneie mit ihren anziehenden und abſtoßenden Enden ſcheint abgethan und beendigt zu ſeyn. Dies iſt aber keineswegs der Fall. Wir konnen durch unſre Kunſt, wie durch ein Hörrohr, das der Schwerhörige vor ſein Ohr hält, die Schwingungen des Bewegens, die bei der Bildung des Kryſtalles wirkſam waren, und welche, ſo lange er in dieſer Form beſteht, fortdauern, von neuem zur Kunde unſrer ſinnlichen Anſchauung bringen, wenn wir den ſchon längſt fertigen Kryſtall in eine Auflöſung von Stoffen legen, die fur die Mittheilung jenes Bewegens empfanglich ſind. Das Chromoxyd, in einem beſtimmten Verhaltniß mit Schwefelſaure ſo wie mit Kali, und mit Theilen des Waſſers vermiſcht, in welchem, ſammt ihm, dieſe Stoffe aufgelost waren, bildet, beim Verdampfen des auflöſenden Waſſers, dunkelgrüne, achtflachige Kryſtalle. Wenn dieſe Kryſtalle, nachdem ſie ſchon ſeit Jahren gebildet und frei im Trocknen geſtanden waren, von neuem in eine wäſſrige Auflöſung des gemeinen Alauns gebracht werden, dann ſetzt ſich das Bewegen der kryſtalliniſchen Geſtaltung gerade da weiter fort, wo es vorher durch Mangel an Stoff zum Abbrechen und Stillehalten genöthigt worden war; die regelmäßig anſchießenden Theilchen des Alauns legen ſich eins am andren, und uber dem andren, an die ſchon gebildeten Flächen des Octaeders an; dieſes ſetzt ſein vormals unterbrochenes Wachsthum von neuem fort, gleich

einem noch lebenden Gewächs, dem man nach langem Schmachten wieder Waſſer zu ſeiner Nahrung giebt; es entſtehen achtflachige Kryſtalle, die in ihrem Innerſten einen dunkelgrünen Kern von derſelben Geſtalt zeigen, um welchen her, wie eine Kapſel, ſich der Anſatz des gemeinen, durchſichtigen Alaunſalzes gelagert hat. Jahrhunderte, ja die Zeiträume von Jahrtauſenden ſchwächen nicht dieſes Vermogen eines Fortwirkens der anfanglich, beim Entſtehen des Kryſtalles wirkſamen Bewegung der Theile. Die Ausfullungsmaſſe der Gangſpalten der Gebirge mag ſich in ſehr weit von einander geſchiedenen Zeiträumen gebildet haben; Kryſtalle, aus den Auflöſungen einer ſpäteren Periode, haben ſich jedoch auf die Flächen oder Kanten von andren ſchon längſt gebildeten Kryſtallen in einer Ordnung und Weiſe angelegt, aus der man deutlich merken kann, daß die Bewegung, die bei dem Entſtehen des Kryſtalles, auf dem die Ablagerung geſchahe, thatig war, noch in ihm fortwirkte. Wir wiſſen nicht vor wie vielen Jahrtauſenden ſich der ſchöne grüne oder gelbe, in Wurfeln oder Achtflachen kryſtalliſirte Flußſpath, in den Erzkluften unſrer Urgebirge gebildet hat. Er war vielleicht ſchon ſeit langer als einem Jahrhundert aus der Tiefe heraufgebracht worden, und lag ſeitdem in einer mineralogiſchen Sammlung unter Glas und Schrank. Seine Kraft zum Wachſen und Geſtalten hat ihn aber noch keineswegs verlaßen, wie ſich dies bald verräth, wenn wir ihn in eine Auflöſung von ſalzſaurem Kalk, etwa erſt heute entnommen aus dem Waſſer des todten Meeres, hineinſtellen, denn alsbald fangen, ſo wie das uberflüßige Waſſer verdünſtet, ſeine Flächen an, in gehöriger Weiſe zu wachſen; nicht zwar in derſelben Farbe, in derſelben Härte und mit demſelben Glanze, wohl aber in derſelben Form nimmt der Kryſtall an Umfang zu. In derſelben Weiſe ſetzt ein freilich ganz anders als der Flußſpath geformter Kryſtall des ſchwefelſauren Kalkes (Frauneiſes) ſein Wachsthum fort, wenn wir ihn in Berührung mit der kryſtalliniſch ſich geſtaltenden ſchwefelſauren Talkerde (mit dem Bitterſalz) bringen.

Man hat in den Särgen der ägyptiſchen Mumien und zum Theil in den verdorrten Händen derſelben, zuſammengeſchrumpfte, dürre Zwiebeln von Knoblauch oder ähnlichen Gewächſen, ſo wie die reifen Körner und Aehren von Waizen gefunden. Vor mehreren Jahrtauſenden waren dieſe

Zwiebeln oder Körner, mit den einbalsamirten Leichnamen zugleich in den Gruftgewölben beigesetzt worden, und in dieser langen Zeit war ihr Vermögen zum Keimen und Wachsen nicht erloschen; man hat sie in eine feuchte gute Erde gebracht und die Zwiebeln schlugen aus, die Waizenkorner keimten zu Halmen auf und trugen reichliche Saamen. Ganz dasselbe hat man an jenen Saamenkornern und Wurzelkeimen beobachtet, welche seit Jahrhunderten unter dem Grundgemauer uralter Gebäude verborgen gelegen waren, wenn jetzt auf einmal der wärmende und belebende Strahl der Sonne, so wie der Thau und Regen des Himmels auf sie herabfiel.

Selbst im Großen, an ganzen Massen der Gebirgsgesteine läßt sich ein solches Fortwirken des innern Bewegens erkennen, das ihre anfangliche Gestaltung bewirkte. Ein berühmter Reisender und trefflicher Bergmann, Rußegger hat uber diesen Gegenstand sehr werthvolle Beobachtungen bekannt gemacht, zu welchen ihm sein Aufenthalt und seine bergmännischen Forschungen, namentlich am Taurusgebirge Veranlassung gaben. Die Beschaffenheit und Gestaltung einiger Gebirgslagerungen jener Gegenden, sammt der Form und Stellung, in welcher sich die im dortigen Kalkstein enthaltenen Erzmassen zusammengehäuft finden, läßt es deutlich erkennen daß hier noch lange nachher in diesen Massen Kräfte der Anziehung gewirkt und kugliche Bildungen hervorgerufen haben. An der Bewegung eines solchen fortgehenden Gestaltens nahmen zunächst nur die einen, nicht alle Gesteinarten des Gebirges einen Antheil, so daß die Lagerung der Gesteinmassen in deren Mitte die fremdartigen Bestandtheile das Werk ihrer wechselseitigen Aneinanderfugung fortsetzten, dadurch in einen Zustand der Zerrüttung geriethen, welcher deutlich beweißt, daß der Vorgang der Fortbildung der Erzniederlagen in ihrem Innren zu einer Zeit statt fand, in welcher sie schon langst ihre vollkommne, feste Gestaltung gewonnen hatten. Auch manche andre, steinbildende Stoffe, wie namentlich die Kieselerde, setzen in einem schon gebildeten Kalkgebirge das Geschäft der wechselseitigen Anziehung und Zusammenfügung ihrer Theile fort; da besonders, wo irgend eine Kluft oder ein andrer leerer Raum im Innren der Gebirge sich findet, versammlen sich die Fremdlinge welche darin zerstreut wohnen, eine Landsmannschaft zur andren

der Baryt zu andrem Baryt, das schwefelsaure Blei zu andrem Blei seiner Art, Eisenoxyd oder Schwefeleisen zu seines Gleichen. Es sind Bande, ähnlich jenen der Blutsverwandtschaft oder der Freundschaft unter uns Menschen, die, in ihrer besondren Weise selbst in dem Reiche der todten Stoffe walten, damit die verstreut wirkenden Kräfte vieler Einzelnen zu einer gemeinsamen Kraftäußerung vereint, den Alles bildenden, Alles tragenden Einfluß des allgemeinen Seyns und Lebens empfangen möchten.

62. Väterlicher und mütterlicher Einfluß auf Gestaltung und Wirksamkeit der neu entstehenden Körper.

Als von mütterlich bildender Art kann jener Einfluß betrachtet werden den die Beschaffenheit der Elemente auf die Gestalt eines werdenden Krystalles hat. Daß dieser Einfluß ein sehr bedeutender und entscheidender sey, das fällt bald in die Augen; denn wo nur die Kieselerde zur krystallinischen Gestaltung kommen kann, es sey in den Tiefen der Schächte oder auf den Höhen der Gebirge, in der Nähe der Pole oder zwischen den Wendekreisen, überall nimmt sie eine Form an, welche aus jener Urform sich herleiten lasset, die ihrer doppelt sechsseitigen Pyramide samt der an ihren Verbindungskanten hervortretenden sechsseitigen Säule zu Grunde liegt.

Bei solchen Krystallen, welche aus einer größren Zahl von Stoffen zusammengesetzt sind, bleibt die Gestaltung dieselbe, auch dann wenn statt des einen dieser Stoffe ein andrer eingetreten ist, dessen kleinste Theile die Fähigkeit besitzen mit den übrigen ganz in dasselbe Verhältniß des polarischen Gegensatzes und der Anziehung ihrer Pole zu treten, welches der regelmäßigen Aneinanderfügung zu Grunde liegt. Ohngefähr ein ähnliches Verhältniß als das ist, welches sich an einer aus kleinen, magnetischen Eisenstabchen geschloßenen Kette zeigen könnte, wenn man einzelne dieser Stäbchen heraus nahme und an ihre Stelle gleichgestaltete magnetische Stäbchen aus Nickelmetall hineinstellte, deren Nordpol sich eben so durch polarische Anziehung an den Südpol eines nachbarlich angränzenden Eisenmagnets anfügen würde, als dies das herausgenommene Stäbchen that. Aus demselben Grunde

bleibt auch die Gestalt des insgemein aus Kieselerde, Thonerde und Eisenoxyd zusammengesetzten Granates dieselbe, wenn statt der Thonerde die Kalkerde, statt dieser die Talkerde, statt des Eisenoxyds das Manganoxyd an der Verbindung Theil genommen haben. Solche Stoffe, davon der eine die Stelle des andren einnehmen kann, ohne daß die Aeußerung des mütterlich bildenden Einflußes eine Abänderung erleidet, nennt man gleichgestaltige (isomorphe) und mit ganz besondrer Klarheit hat diesen ganzen Vorgang Justus Liebig in seinen chemischen Briefen (im sechsten derselben) entwickelt.

Der nämliche, um seine Wissenschaft hoch verdiente Schriftsteller macht aber auch zugleich auf einen andren, für die Gestaltung der Krystalle sehr bedeutenden Einfluß aufmerksam, dessen eigenthumliches Wirken nicht durch die Beschaffenheit der Bestandtheile bestimmt wird, und welchen man, gegenüber dem elementaren oder mütterlichen Einfluß als einen väterlichen bezeichnen könnte. In dieser, von dem chemischen Bestand unabhängigen Weise wirken die Wärme, das Licht, die Elektrizität, so wie andre diesen verwandte Bewegungen der äußeren Leiblichkeit auf die besondre Richtung des Gestaltens ein.

Eines der bekanntesten Beispiele unter allen denen welche bisher geboren, ist uns in zwei Steinarten des kohlensauren Kalkgeschlechtes: im Arragonit und im gemeinen Kalkspath gegeben. Die erstere Steinart, die sich namentlich auch in Arragonien gestaltet, zu ansehnlichen sechsseitigen, meist schmuzig amethystfarbenen Saulen, in Gyps eingewachsen findet, unterscheidet sich wesentlich von dem gemeinen Kalkspath durch einen höheren Grad der Harte, und durch ein groseres specifisches Gewicht. Wenn der gemeine, krystallinische Kalk, z. B. als isländischer Doppelspath, vollkommen durchsichtig ist, dann hat er eine ausgezeichnete doppelte Strahlenbrechung, das heißt man sieht Buchstaben, Linien und andre Gegenstände, die man durch ihn betrachtet, nicht einfach sondern doppelt; dem durchsichtigen Arragonit (aus Böhmen u. s. w.) mangelt diese Art der Strahlenbrechung; die Grundform von der seine Krystallgestalten ausgehen ist eine ganz andre als die, auf welche sich die mannichfaltigen Formen des Kalkspathes zurükführen lassen, der schon beim Zerschlagen in lauter rautenflächige Bruchstücke zertheilbar ist.

An dieſer großen und durchgehenden Verſchiedenheit der beiden Steinarten hat die Beſchaffenheit der chemiſchen Beſtandtheile durchaus keinen Antheil; denn bei der ſorgfältigſten Zerlegung findet man in einer wie in der andren die Kalkerde ganz in demſelben Verhältniß mit der Kohlenſäure vereint. Was aber die Beſtandtheile nicht thaten, das hat bei der verſchiedenartigen Geſtaltung der Einfluß der Wärme bewirkt, der von außen kam. Denn wenn man kohlenſauren Kalk aus einer Auflöſung in kaltem Waſſer zu Kryſtallen anſchießen läßt, dann zeigen dieſe die Geſtalt ſo wie alle Eigenſchaften des gemeinen Kalkſpathes, läßt man ihn dagegen aus warmem Waſſer ſich kryſtalliſiren, dann wird er zum Arragonit. Aber noch einmal, und zwar in ganz entgegengeſetzter Weiſe äußert die Erhöhung der Temperatur auf dieſen merkwürdigen Stein ihren umgeſtaltenden Einfluß. Wenn man nämlich einen Arragonitkryſtall einer ſchwachen Glühehitze ausſetzt, dann gerathen alle Theile ſeiner Maſſe in lebhafte Bewegung; er blaht ſich zu einer ſchaumartig-blaſigen Form auf, und verwandelt ſich in ein Gehäuſe von kleinen Kryſtallen die nichts Andres ſind denn gemeiner Kalkſpath.

Etwas ganz Aehnliches zeigt ſich am Schwefel, der bei niedrer Tempratur als Rhomben Achtflach kryſtalliſirt, beim Anſchießen aber aus geſchmolzenem Zuſtand eine ganz andre Grundform annimmt. Ebenſo nimmt das aus der Schmelzhitze kryſtalliſirende Kupfer, ſo wie der bei höherer Temperatur anſchießende Zinkvitriol eine ganz andre Form als die gewöhnliche an, und daſſelbe gilt vom Bitterſalz, und der arſenigen Säure; ja das ſchwefelſaure Nickeloxyd erſcheint ſogar bei 3 verſchiedenen Steigerungsgraden der Temperatur in dreimaliger Verſchiedenheit der Formen.

Wenn, um noch ein näher liegendes Beiſpiel zu erwähnen, das Kochſalz aus ſeiner Auflöſung im Waſſer durch Verdampfung oder Abkuhlung der auflöſenden Flüßigkeit zum Kryſtalliſiren gebracht wird, dann nimmt es die Geſtalt des Würfels oder des mit ihm verwandten Achtflaches, auch wohl des Raudenzwölfflaches an, denen in beiden der Würfel als Stammform zu Grunde liegt. Doch nur dann tritt dieſes ein, wenn die Abkuhlung der Flüßigkeit nicht bis unter den Gefrierpunkt gieng. Wenn man dagegen eine geſättigte Kochſalzauflöſung dem Winterfroſt oder einer künſtlichen

lichen Erkaltung selbst nur von 10° unter dem Gefrierpunkt aussetzt dann entstehen, statt der Krystalle von der Verwandtschaft des Würfels, große, schöne Säulen, so klar und durchsichtig als Wasser, die zu einer ganz andren Sippschaft der Krystallformen gehören als der Würfel. Bei der leisesten Berührung mit den Fingern werden diese hellen Krystalle milchweiß und undurchsichtig, und wenn man sie auf die Fläche der warmen Hand legt, dann zerfließen sie zu einem Brei, in welchem sich alsbald kleine Kochsalzkrystalle von der gewöhnlichen Würfelform erzeugen. Zu dieser auffallenden Veränderung der Form, desselben, aus Chlor und Natron bestehenden Salzes, hat offenbar der verschiedne Grad der Temperatur, bei welchem das Krystallisiren erfolgte, das Meiste und Wesentlichste beigetragen, obgleich dieser Einfluß auch noch die Wirkung hatte, daß mit dem bei starker Kälte anschießenden Chlornatron sich eine bedeutende Quantität von Wasser (gegen 39 Prozent) verband, welches in der Mischung des gemeinen, würfelartig krystallinischen Kochsalzes gänzlich fehlt.

Dergleichen Fälle, in denen ein und derselbe Stoff, eine und dieselbe Mischung der Elemente in ganz verschiedner Gestaltung so wie Eigenschaft auftritt, und hierdurch eine Verschiedenheit des anregenden väterlichen Einflusses andeutet, der bei der Bildung des Körpers wirksam war, giebt es noch mehrere, denn es gehören hieher namentlich jene Steinarten oder metallischen Fossilien, die man als zweigestaltig (dimorph) aufgeführt hat.

Aber nicht allein an den unorganischen Verbindungen der Grundstoffe, sondern auch an solchen, welche durch die Kraft des organischen Lebens entstanden sind, giebt sich der umgestaltende Einfluß der Wärme wie des Lichtes kund. Das Eiweiß eines Hühnereies ist in seinem gewöhnlichen, frischen Zustand flüssig, im Wasser auflöslich und in ziemlich hohem Grade durchsichtig; wenn wir es aber einer Wärme von 60° R. und darüber aussetzen, dann wird es porzellanartig weiß, es verliert seinen flüssigen Zustand und seine Durchsichtigkeit, zugleich mit seiner Auflöslichkeit im Wasser. Die Wurzeln der in heißen Ländern wachsenden Manihokpflanzen sind in ihrem rohen Zustand für den Menschen nicht bloß ungenießbar, sondern sogar giftig; wenn sie aber einer künstlichen Erhitzung ausgesetzt, wenn sie in der

heißen Asche geröstet oder gebraten werden, dann geben sie ein nicht nur wohlschmeckendes, sondern durchaus gesundes und gedeihliches Nahrungsmittel. Welche vortheilhafte Veränderung mit den Knollen des Kartoffels vorgehen, wenn diese in der heißen Asche geröstet, oder im Wasser weich gesotten werden, das wissen wir Alle; es ist jene Verwandlung in einem für unsern Gaumen wohlschmeckenden, für die Säfte unsres Magens auflöslichen und darum leicht verdaulichen Zustand, welchen wir den meisten Gemüsen durch die Zubereitung in unsren Küchen mittheilen. Wenn einige Volkerschaften des Hochlandes von Persien das Mehl der eßbaren Eicheln, das sie durch Zerreiben der trockenen Frucht zwischen zwei Steinen gewonnen haben, mit Wasser zu einem Teig oder Brei machen, dann konnen sie dieses fur sie sehr annehmliche, nahrhafte Gericht auf mehrere Tage aufbehalten, ohne daß es eine Gährung oder andre nachtheilige Veränderung erleidet. Der ganze Mundvorrath den ein wandernder Wachhemi für eine zuweilen wochenlange Fußreise mit sich nimmt, bestehet in einem solchen Teig von Eichelmehl, den er in einem ledernen Beutel trägt. Wollten wir einen Teig unseres Getreidemehles in eben so warmer Luft, wie die des mittleren Persiens ist, Tage lang aufbehalten oder mit uns nehmen, da wurde auch ohne Zusatz von Hefe oder Sauerteig gar bald eine Gährung beginnen, die beim Eichelmehl durch den in ihm enthaltenen, adstringirenden Stoff verzogert wird. Aber selbst dem in Gährung gerathenen oder durch unsre kunstlichen Zuthaten in Gährung versetzten, und hierdurch widerwärtig ungenießbar gewordenen Mehlteige, geben wir durch die Hitze des Backens jene Eigenschaft, wodurch derselbe zu einem für unsren Körper zuträglichen, wohlschmeckenden Nahrungsmittel wird, das sich als Schiffszwieback lange aufbehalten lässet.

Die Gährung des Traubensaftes so wie das Sauerwerden der Milch können wir ebenfalls durch die Siedehitze verhindern, und beide lassen sich durch ein öfter wiederholtes Absieden auf einige Zeit in ungegohrnem Zustand erhalten. Zunächst wird jedoch, durch die höher gesteigerte Temperatur bei diesen Flussigkeiten nur eine Unterbrechung, ein Aufschub der Gährung bewirkt, welche bei fortwährendem Zutritt der atmosphärischen Luft, in der mittleren Temperatur unsrer Himmelsgegend, dennoch in Kurzem wieder eintritt. Auch

das thierische Fleisch, dessen schnelles Faulwerden durch Braten oder Abkochen verhindert wurde, geht durch die gleichen Ursachen spaterhin wieder in Verderbniß über. Daher ist die Anwendung der Siedehitze erst dadurch zu einem recht brauchbaren Erhaltungsmittel der Speisen, für lange Zeiten, geworden, daß Gay Lussac in überaus einfacher Weise den europäischen Köchen es lehrte, wie man heute in Frankreich eine Fleischspeise mit seinem Gemüse oder allerhand süße Früchte kochen und zubereiten könne, welche, nach langer als Jahresfrist, noch eben so frisch als wären sie vor wenig Stunden erst gar geworden, mitten in den afrikanischen Wüsten, oder auf fernen Meeren sich zur Tafel bringen ließen (m. v. oben S. 320 u. 321). Es war dies eine Erfindung, die, wegen ihrer außerordentlichen Nützlichkeit, und hierbei dennoch leichten Anwendbarkeit, eines solchen großen Naturforschers vollkommen würdig erscheint. In jedem einzelnen Haushalt ist es jezt möglich geworden die feineren Gemüse des Gartens, so wie das Fleisch des jungen Geflügels, oder andre, leicht verderbende Speisen dieser Art, gerade dann wenn sie am besten zu haben sind, zum Genuß für den künftigen Winter oder für ein nächstes Jahr frisch zu erhalten; ja es würde durch Gay Lussac's Aufbewahrungsweise möglich seyn, die Gäste, bei der Hochzeit eines Enkels, mit einem Gerichte zu bewirthen, davon auch die Gäste an der Hochzeitstafel der Großmutter ihren Theil genossen hatten. Abgesehen jedoch von dieser Anwendung im Kleinen, wodurch die Alten wie die kränklich Schwachen zu jeder Zeit des Jahres mit jungen frischen Erbsen und Bohnen, nicht aus den Treibhäusern der Fürsten, sondern aus ihrem eigenen kleinen Garten versorgt werden konnten, ist vorzüglich die Benutzbarkeit der Erfindung im Großen einer Beachtung werth. Jene großartigen Kochanstalten, namentlich in Schottland und in Frankreich, welche täglich ganze Massen der kräftigsten Suppen, der Gemüse, des gebratenen und gesottenen Fleisches wie der süßen Speisen für Hunderte, nicht der einheimischen, sondern der in weiter Ferne weilenden Gäste, nicht für einen nahe gegenwärtigen, sondern für einen auf künftige Zeiten aufgesparten Genuß bereiten, könnten eben so wie sie einzelne Schiffe, ja ganze Flotten derselben, und wie sie Karawanen, die durch weit ausgedehnte Wüsten reisen, mit ausreichendem Vorrath frischer Speisen versehen, auch Festungen auf Jahre

lang mit gesunden Nahrungsmitteln versorgen; Hungersnoth und Gefahr des Erkrankens wird in allen solchen Fällen, zu Land wie zu Wasser, abgewendet.

Wir haben in diesem Buche so manche, für das Leben und den Verkehr der Völker nützliche Erfindung ausführlicher betrachtet: darum soll auch die eben erwähnte des Gay Lussac hier noch eine kurze Beschreibung finden. Die Fleisch- oder Pflanzenspeisen werden zuerst so, wie man sie für unsren Tisch zurichtet, gar gekocht oder gebraten, dann sogleich heiß, wie sie vom Herd oder aus der Bratröhre kommen, in Büchsen, aus verzinntem Eisenblech vertheilt, die man damit bis oben anfüllt. Wenn dieß geschehen ist, dann wird der wohlanpassende Deckel aus gleicher Blechmasse bestehend, auf die Büchse gesetzt, und an diese luftdicht angelöthet. Aber auch jetzt sind die Speisen noch nicht zur Versendung über Meer und Land, wie zur Jahre langen Aufbewahrung geeignet; die fest verschloßnen Buchsen werden noch einmal in ein größeres, kesselartiges Behältniß mit siedendem Wasser gestellt und hier, nach Verhältniß ihrer Größe, stundenlang der Siedehitze ausgesetzt, so daß diese von neuem die ganze Masse bis in ihre Mitte durchdringen kann. Die schon gebrauchten blechernen Büchsen lassen sich, nach sorgfältiger Reinigung, wieder zu gleichem Zweck benützen.

Bei dem kohlensauren Kalk wie beim Chlornatrium oder Kochsalz, so wie bei vielen andren unorganischen, krystallisirbaren Substanzen, wirkt, dies lehrten uns die ersten in diesem Capitel erwähnten Fälle, der väterlich anregende Einfluß der Wärme verändernd auf die Gestaltung ein. Das, was in den zuletzt erwähnten Fällen durch jenen Einfluß umgeändert wird, läßt sich, seiner äußren Erscheinung nach weniger als Gestaltung, denn als Stimmung bezeichnen. Wie nahe jedoch ihrer inneren Kraft und Wirksamkeit nach, Gestaltung und Stimmung in der Körperwelt sich verwandt sind, das lehrte uns der Inhalt des 61. Capitels. Denn die fortwährende Einwirkung eines schon gebildeten Krystalles auf andre zur krystallinischen Gestaltung geneigte Stoffe (nach Cap. 61) hat ihren Grund in einer Stimmung, ähnlich jener, welche in dem Nachtönen einer angeschlagenen Glocke und in der leichteren Befähigung zum wohllautenden Tonen an einem musikalischen Instrumente sich kund giebt,

deſſen künſtlicher Bau öfters durch eine Meiſterhand in harmoniſche Schwingungen verſetzt wurde.

Wie die Wärme, ſo wirken auch die andren, aus dem allgemeineren Wechſelverkehr der polariſchen Gegenſätze hervorgehenden Bewegungen der Außenwelt, verändernd auf die Stimmung der einzelnen Körper ein. Was hierbei ſchon die mechaniſche Bewegung, und noch mehr was Elektrizität und Magnetismus bewirken können, das erwähnten wir ſchon bei andrer Gelegenheit. Namentlich gab Becquerel dem kryſtalliniſch anſchießenden, kohlenſauren Kalk durch die elektriſche Strömung gerade ſo die Arragonitgeſtalt, als dies, wie wir vorhin ſahen, die Wärme thut. Auch von dem Einfluß, welchen das Licht auf die Stimmung der leiblichen Stoffe hat, wollen wir, zu den vielen bereits angeführten hier nachträglich noch ein Beiſpiel anführen. Der Phosphor, der in ſeinem gewöhnlichen Zuſtand durchſcheinend hellgelb, und ſchon bei 28° Reaumur ſchmelzbar iſt, verwandelt ſich, wenn man ihn im luftleeren Raume auf längere Zeit der Wirkung des Lichtes ausſetzt, in einen rothen, undurchſichtigen, ſchwerer ſchmelzbaren Körper, welcher nicht mehr ſo leicht zu entzünden iſt, als er dies vorher war. Der violette Strahl des Farbenbildes bewirkt dieſe Veränderung eben ſo kräftig als das ungetheilte Sonnenlicht; der rothe Strahl zeigt ſich dazu am unvermögendſten.

Es lägen uns jedoch auch noch andre, zur Entwicklungsgeſchichte der organiſchen Weſen gehörige Beiſpiele nahe, aus denen hervorgehet, in welchem Maaße das allgemeine Bewegen der äußren Sichtbarkeit, namentlich als Wärme und Licht, auf Stimmung und Geſtaltung einwirke. Denn obgleich der Charakter der Arten bei Thieren wie bei Pflanzen in gewiſſe, feſtſtehende Gränzen eingeſchloſſen iſt, wird dennoch durch den Einfluß des Klimas an dieſem Grundriß ſo Vieles verändert, daß wir ihn öfters nur mit Mühe wieder erkennen. Selbſt der Menſch erleidet bei ſeinem längern Verweilen, hier in der temperirten oder kalten, dort in der heißen Zone, ſo viele von der Beſchaffenheit des Klimas ausgehende Veränderungen der äußren Geſtalt und leiblichen Stimmung (des Temperamentes), daß hierdurch nicht ſelten der ungegründete Zweifel erregt worden iſt, an der gemeinſamen Abkunft des Negers, des Mongolen und des Europäers aus einem und demſelben elterlichen Urſtamme. In

dem jetzigen Zustand der Dinge hat sich die Kraft des Einflusses, den die schon bestehende Form einer Pflanze auf die Gestaltung der neuen Pflanze ausübt, die sich aus ihrem Saamenkorn entwickelt, mit der Kraft des allgemeineren, klimatischen Einflusses so ins Gleichgewicht gesetzt, daß, wie bereits erwähnt, das Klima an dem Hauptcharakter der Arten nichts zu ändern vermag; die Betrachtung jedoch der mannichfaltigen Ueberreste einer vormaligen Thier- und Pflanzenwelt lehrt uns, daß es eine Zeit gab, wo dieses Verhältniß ein andres war; eine Zeit, in welcher die Macht jenes allgemeinen Bewegens, dessen abgeleitete Form das Licht und die Wärme sind, so übermächtig verwaltend auf die erschaffenen Keime der Einzelwesen einwirkte, daß hierdurch selbst jene wesentlichen Züge der Gestaltung und Stimmung verändert wurden, von denen die Verschiedenheit der Arten abhängt.

63. Die bestimmten Proportionen, in welchen die Grundstoffe sich verbinden. (Stöchiometrie.)

Ein Tintentropfen, den wir in ein Weinglas voll reinen Wassers fallen lassen, vertheilt sich allmälig in diesem, und dasselbe thut ein zweiter, ein dritter Tropfen; das Wasser nimmt so viel von dem färbenden Stoffe auf, als wir ihm geben wollen, und wenn wir der Vertheilung desselben durch ein mechanisches Mittel, wie durch Umrühren zu Hülfe kommen, dann geschieht diese so gleichförmig, daß jeder einzelne Tropfen des Wassers so viel Tinte an sich zieht als der andre. Dasselbe geschieht, wenn wir ein Salzkorn nach dem andern in das Glas voll Wasser werfen; die Flüssigkeit nimmt, je mehr wir ihr davon zusetzen, desto stärker, in all ihren Theilen, den Geschmack des Salzes an; denn dieses hat sich gleichmäßig in ihrer ganzen Masse verbreitet. In den beiden eben erwähnten Fällen hat sich keine eigentliche chemische Verbindung, sondern ein mechanisches Gemenge erzeugt, bei welchem das Salz wie das Wasser in ihren Eigenschaften unverändert, das erstere Salz, das andre Wasser geblieben sind.

Etwas ganz Andres geschieht da, wo die Grundstoffe eine eigentliche chemische Verbindung mit einander eingehen. Wenn man in solches Wasser, darinnen Kalkerde mechanisch

aufgelöst ist, einen Tropfen Vitriolsäure schüttet, dann vertheilt sich dieser nicht gleichmäßig in der Flüssigkeit, sondern die Schwefelsäure verbindet sich mit einem gewissen Theile der Kalkerde und bildet mit diesem schwefelsauren Kalk oder Gyps, der sich als Pulver zu Boden senkt, während die ganze übrige Flüssigkeit, ohne nur noch eine Spur von Schwefelsäure in sich zu führen, das bleibt was sie vorher war: ätzendes Kalkwasser. Bei dem Hinzuschütten jedes neuen Tropfens von Vitriolsäure wiederholt sich das Nämliche, bis zuletzt aller in dem Wasser enthaltene Kalk mit der Säure gesättigt, und zu Gyps geworden ist. Wenn man aber jetzt, nachdem jedes Theilchen der Kalkerde sein bestimmtes Theilchen der Säure dahin genommen, noch etwas mehr von der letzteren hinzusetzt, dann wird diese nicht mehr, wie die Tinte vom Wasser, so von dem pulverartigen Niederschlage aufgenommen, sondern sie bleibt dem Wasser, darin der Kalk aufgelöst war, beigemengt, ohne daß von nun an ein Zug der Säure zur Erde oder dieser zu jener sich kund giebt. In dem eben erwähnten Falle sind aber auch zugleich die beiden Elemente, die sich zum Gyps vereinten, ihren Eigenschaften nach ganz andre geworden; an der Verbindung beider, am Gyps, ist ferner weder die Natur der Säure noch des ätzenden Kalkes zu erkennen; die Wirkung auf den Geschmackssinn, welche beide in ganz verschiedner Art hatten, so wie die auf das Lackmuspapier und andre durch Säuren und Alkalien leicht veränderliche Stoffe, hat sich ganz verloren, es hat sich ein Körper gebildet, der weder Aetzkalk noch Säure, sondern ein ganz Neues, ein Drittes ist. Der Gyps, den wir auf diese Weise künstlich erzeugten, wird als eine der gemeineren Gebirgsarten der festen Erdrinde in den verschiedensten Ländern und Welttheilen gefunden; wenn wir aber den Gyps aus Persien oder Aegypten, wenn wir den aus Frankreich und Deutschland, aus Amerika und Neuholland genauer untersuchen und chemisch zerlegen, dann werden wir finden, daß in demselben, woher er auch sey, dem Gewicht nach immer die Kalkerde mit der Schwefelsäure, nach runder Summe ausgedruckt, in dem Verhältniß von 13 zu 18 vereint sey, während in allen Mineralarten, in allen Abänderungen des kohlensauren Kalkes, aus welcher Gegend er auch kommen, von welcher Gestalt er auch seyn möge, das Verhältniß der Erde zur Säure, in runder Summe

ausgedruckt wie 13 zu 10 ist. Die Gewichtsmenge der Kohlensäure, welche die Kalkerde zu ihrer Sättigung bedarf, verhält sich mithin zur Gewichtsmenge der hiezu nöthigen Schwefelsäure wie 5 zu 9. Die Barytерde bedarf freilich eine geringere Quantität der Säuren zu ihrer Sättigung als die Kalkerde; das Verhältniß aber von jener bleibt dasselbe, denn etwas mehr denn 17 Theile Schwerspatherde nehmen 5 Theile Kohlensäure oder 9 Theile Schwefelsäure auf. Aber die eben genannten Säuren sind keine einfachen Grundstoffe, sondern selber schon aus Kohle oder Schwefel und aus Sauerstoff zusammengesetzt. Und auch hierin zeigt sich ein feststehendes Verhältniß der Gewichtsmengen, denn 3 Theile Kohle bilden mit 4 Theilen Sauerstoffgas die Kohlensäure; 8 Theile Schwefel mit 4 Theilen Sauerstoff die Schwefelsäure oder mit eben so viel Theilen von Phosphor die Phosphorsäure. Auch das Wasserstoffgas verbindet sich mit diesen 3 Grundstoffen, und zwar mit der Kohle im Verhältniß wie 1 zu 6, mit dem Sauerstoff 1 zu 8, mit Schwefel oder Phosphor 1 zu 46. Hier wie dort tritt zwischen den Gewichtsmengen der Kohle, des Sauerstoffes und des Schwefels das gleiche Verhältniß in den Zahlen 3, 4, 8 hervor. Das Kupfer und das Zink geben freilich nur mit viel geringeren Mengen des Sauerstoffs und des Schwefels Verbindungen ein, aber die Gewichte der beiden letzteren Stoffe, die zu ihrer Sättigung nöthig sind, behalten genau denselben Abstand, denn 4 Theile Kupfer oder Zink nehmen 1 Theil Sauerstoff oder 2 Theile Schwefel auf. In ähnlicher Weise besteht das Oxid des Molybdäns aus 6 Theilen Metall und einem Theile Sauerstoff, an Schwefel nimmt dasselbe gerade das Doppelte, nämlich ein Drittheil auf; bei dem Wolframmetall sind die Verhältnisse zu jenen beiden Stoffen wie 12 und wie 6 zu 1. Und so kann man, wenn man die Gewichtsmenge kennt, in welcher irgend einer der oben im Cap. 14 genannten Grundstoffe mit einem andren die chemische Verbindung eingeht, es genau berechnen, welche Quantität von einem der andren Stoffe er zu seiner Sättigung bedürfen werde. Wenn man z. B. auch nur aus der Zerlegung des Silberhornerzes es wußte, daß in ihm das Silber im Verhältniß wie 3 zu 1 mit dem Chlor verbunden sey, so konnte man daraus berechnen, daß dieser Stoff mit dem Blei in fast gleichem Verhältniß, mit dem Kupfer aber wie

177 zu 160, mit dem Natrium im Kochſalz faſt wie 3 zu 2, mit dem Schwefel nahe wie 22, mit dem Sauerſtoff wie 44 zu 10, endlich mit dem Waſſerſtoffgas wie 354 zu 10 ſich vereinen müſſe. Dieſes Alles gienge, nach einer andren Seite hin, daraus hervor, daß man erkannt hätte, daß im Silberoxyd 13½ Theile des Metalles mit 1 Theil Sauerſtoff, im Schwefelſilber 6¾ Theile des Metalles mit 1 Theil Schwefel verbunden ſind.

Aber die Grundſtoffe finden ſich nicht immer nach dem einfachen Maaß der im Allgemeinen feſtſtehenden chemiſchen Proportionen vereint, ſondern nicht ſelten nach dem doppelten, dem drei-, dem vier- und noch mehrfachen. So iſt allerdings das gewöhnliche ſtechiometriſche Verhältniß des Metalles zum Schwefel und Sauerſtoffgas beim Eiſen nahe wie 17½, und wie 35 zu 10; mit beiden Stoffen kann aber auch jenes Metall Verbindungen eingehen, in denen daſſelbe einen größeren oder einen geringeren Antheil ausmacht als den gewöhnlichen, ſo daß die Steigerung des Miſchungsverhältnißes, von den niederen zu den höheren Stufen gerechnet, von 4 zu 6 oder 8, zu 12 und 16 gehet.

Die erſte Entdeckung und wiſſenſchaftliche Begründung der Lehre von den ſtechiometriſchen Miſchungsverhältniſſen der Elemente dankt die Wiſſenſchaft zwei deutſchen Chemikern des vorigen Jahrhunderts: Wenzel und Richter. Nicht minder folgenreich erſcheint jedoch eine andre Entdeckung von der wir jetzt reden wollen, deren Verdienſt dem ſchon oft erwähnten franzöſiſchen Naturforſcher Gay Luſſac gebührt.

Durch die Zerlegung des Waſſers (noch S. 206 und 342) kennt man das Verhältniß, in welchem ſeine beiden Grundſtoffe mit einander verbunden ſind mit großer Genauigkeit; man weiß daß 11,09 Gran Waſſerſtoffgas bei ihrem Verbrennen mit 88,91 Sauerſtoffgas 100 Gran Waſſer geben; ein Gewichtstheil des erſteren Gaſes reicht demnach hin um 8 Theilen des letzteren die nöthige Grundlage darzureichen, zur Bildung einer neuen tropfbar flüßigen Körperform. Vergleicht man jedoch die beiden Luftarten aus denen unter unſren Augen das Waſſer entſtehet, ihrer Ausdehnung nach, dann erkennt man daß der Raum, den das Waſſerſtoffgas vor der Verbindung mit dem Sauerſtoffgas einnahm, genau doppelt ſo viel betrug, als der Raumumfang des letzteren;

will man einem Cubikzoll Sauerstoffgas gerade so viel Waſſerſtoffgas geben, als es bedarf um beim Verbrennen ganz in der Waſſerbildung aufzugehen, dann ſind zwei Cubikzoll des letztren dazu erforderlich. Nicht nur an den luftartigen Grundſtoffen des Waſſers, ſondern an allen Stoffen welche vor ihrer chemiſchen Verbindung mit einander gasartig ſind, hat man die Bemerkung gemacht daß die raumliche Ausdehnung, die ſie vor ihrer Vereinigung einnehmen, von ſolchem Betrag iſt, daß ſie bei beiden ſich auf eine gemeinſame Einheit zuruckfuhren läßet. Nennen wir dieſe Einheit einen Cubikzoll, dann finden wir daß bei manchen chemiſchen Verbindungen der Gasarten ein Cubikzoll der einen Art mit einem Cubikzoll oder auch mit zwei mit vier Cubikzollen der andren, die neue Erſcheinungsform bilde, darinnen die Eigenthumlichkeiten beider ſich aufgelöst und verloren haben. Wenn in dem gewohnlichen Feuerungsmaterial unſrer Herde die Kohle verbrennen, mit dem Sauerſtoffgas chemiſch ſich verbinden ſoll, dann muß ſie erſt durch die Hitze in luftförmigen Zuſtand verſetzt werden. Ein Cubikzoll ſolcher gasartigen Kohle bildet mit einem Cubikzoll Sauerſtoffgas das ſogenannte Kohlenoxydgas; damit aber die eigentliche Kohlenſäure entſtehen konne muß noch ein zweiter Cubikzoll der Lebensluft hinzukommen. Zur chemiſchen Durchdringung dieſer beiden Maaßtheile reicht ein Maaßtheil der in der Glühhitze verfluchtigten Kohle hin, all die andre Menge des in die Nähe des brennenden Körpers kommenden Sauerſtoffgaſes bleibt unverändert, ohne an der Verbindung Theil zu nehmen, das was es vorher war. Wie das Sauerſtoffgas, ſo gebt auch das Kohlengas mit dem Waſſerſtoffgas eine chemiſche Verbindung ein, welche unter dem Namen des Kohlenwaſſerſtoffgaſes bekannt iſt. Während aber zur Sättigung von einem Cubikzoll Sauerſtoffgas ſchon zwei Cubikzolle Waſſerſtoffgas hinreichen, ſind zur Sättigung von einem Maaßtheil gasformiger Kohle vier Maaßtheile desſelben erforderlich.

Der Rauminhalt, welchen in all dieſen Fällen die neu entſtandene chemiſche Verbindung einnimmt, laßt zuweilen noch ganz deutlich die Ausdehnung erkennen, welche die beiden Gasarten vorher beſaßen. Wenn nur ein Cubikzoll Lebensluft zur Verbindung mit einem Cubikzoll gasformiger Kohle vorhanden iſt, dann nimmt das neuentſtandene Koh-

lenoxydgas, ohne eine Zuſammenziehung zu erleiden, den vollen Raum von zwei Cubikzollen ein, wenn aber der Flamme die zur Bildung der eigentlichen Kohlenſäure nöthige Menge der Lebensluft, zwei Cubikzolle ſtatt einem zugeführt werden, dann findet eine Verdichtung ſtatt; die gasartige Flüſſigkeit hat nur den Umfang von zwei Cubikzollen ſtatt von dreien. Aus der Verbindung von zwei Maaßtheilen Waſſerſtoff- und einem Maaßtheil Sauerſtoffgas kann nicht nur das eigentliche, tropfbar flüſſige Waſſer ſondern auch ein luftförmiger Körper entſtehen, deſſen wir namentlich auf S. 254 unter dem Namen des Waſſerdunſtes (richtiger Waſſergas) erwähnten. Auch bei dem Entſtehen dieſes Waſſergaſes ziehen ſich die drei Maaßtheile der beiden Luftarten, die zu ſeiner Bildung verwendet wurden, zu dem Umfang von zwei Maaßtheilen zuſammen, ſo wie die vier Cubikzolle Waſſerſtoffgas, die ſich mit einem Cubikzoll gasförmiger Kohle zum Kohlenwaſſerſtoffgas verbinden nach der geſchehenen Vereinigung nur den Raum von 3 Kubikzollen einnehmen, weil ſich das Waſſerſtoffgas dabei zur Hälfte ſeiner anfänglichen Größe zuſammengezogen hat. Vermöge einer ähnlichen Verdichtung desſelben zu ½ der gewöhnlichen Ausdehnung, oder beider Grundſtoffe zu ⅔, gelten 3 Maaßtheile Waſſerſtoff- und 1 Maaßtheil Stickſtoff, bei ihrer Verbindung zu Ammoniakgas nur 2 Maaßtheile ſtatt vier. Mit der Zuſammenziehung in engeren Raum nimmt auch zugleich die Eigenſchwere der neuentſtehenden Verbindungen zu, und wenn man namentlich das ſpezifiſche Gewicht des Waſſers mit jenem vergleicht welches die beiden Maaßtheile des Waſſerſtoffgaſes ſammt dem Maaßtheile des Sauerſtoffgaſes vor ihrer chemiſchen Vereinigung hatten, dann findet man zwiſchen dem mittleren Geſammtgewicht der beiden Gasarten und dem ihres tropfbar flüſſigen Zuſtandes ein Verhältniß von 1 zu faſt 13000. Uebrigens zeigt ſich bei jeder Gelegenheit die Schwere der Stoffe als ein unveränderlicher, unvertilgbarer Zug ihres Weſens, denn die neu entſtehenden Verbindungen haben aufs Genaueſte die Summe des Gewichtes, das den einzelnen Grundſtoffen, aus welchen ſie ſich bildeten, zuſammengenommen zukam; das Waſſer das aus 11 Pfd. Waſſerſtoff- und 88,9 Pfd. Sauerſtoffgas entſtund wiegt genau 3 Pf. 4 Pfd. oder 100 Pfd. Wenn das Chlor in Verbindung mit dem Natrium ſeine flüchtige Natur, ſeine ganze zerſtörende Kraft, wenn

das Natrium ſeine leichte Entzündbarkeit und Metallähnlichkeit verloren hat, und beide zu dem für Menſchen wie für Thiere wohlthätigem Kochſalz geworden ſind, dann iſt zwar an dieſem neu entſtandenen Körper keine Spur mehr der andren Eigenſchaften ſeiner beiden Grundſtoffe, wohl aber noch genau daſſelbe Gewicht zu finden das ſie vor der Verbindung hatten. Denn das Chlor wog 60½ das Natrium 39½ Prozent und das Gewicht des entſtandenen Salzes iſt genau die Summe von beiden. So bleibt, bei allem äußern Wechſel der die Erſcheinungsform der körperlichen Dinge trifft, jenes Band (der Schwere) welches die Einzelnen an ein höheres Ganze knüpfet, als ein Zug der all erhaltenden und zuſammenfaſſenden Schöpfermacht ſich ſelber gleich.

Selbſt auf die wechſelſeitige chemiſche Anziehung der Grundſtoffe, ſcheint, auf den erſten Blick, die Schwere ſchon für ſich allein einen gewißen Einfluß zu haben. Wenn ſich, ſtatt der viel kleineren Maſſe des Mondes in demſelben Abſtand von der Erde ein Weltkörper wie Venus, der an Maſſe der Erde gleich käme, befände, dann wurden beide ſich ungleich ſtärker anziehen als unſer Planet und ſein jetziger Begleiter; die Bewegung eines ſolchen großen Mondes würde viel ſchneller, ſein Umlauf viel kürzer ſeyn als der des jetzigen. Zwei polirte Metallplatten hängen, wenn man ſie auf einander legt, durch wechſelſeitige Anziehung ungleich kräftiger zuſammen als 2 polirte Holztafeln; ein Felſenberg von Eiſen würde das ſchwebende Bleiloth viel ſtärker gegen ſich hinziehen als ein eben ſo großer Fels aus Granit oder aus Kalkſtein. In derſelben Weiſe konnte man es vielleicht erklärlich finden wollen daß die ſchweren Metalle, wie Queckſilber und Gold, oder Queckſilber und Silber viel ſtärker, und mithin in größeren Maſſen, (faſt wie 1 zu 1) ſich anziehen und chemiſch vereinen als ein ſchwerer Grundſtoff und ein leichter (Silber und Sauerſtoffgas) dies thun. Bei genauerer Betrachtung finden wir jedoch bald daß nicht das Eigengewicht allein es ſeyn könne, welches der chemiſchen Anziehung ihr Maaß beſtimmt, denn eine Regel, die man etwa auf dieſe Annahme gründen wollte, würde bei jedem Schritte auf Ausnahmen ſtoßen. Deßhalb ſcheint uns Gay Luſſacs vorhin erwähnte Entdeckung nach der ſich einige Grundſtoffe, deren Gasform dieſes zu meſſen erlaubt, in Verhältnißen

verbinden, bei denen die räumlichen Größen, die Ausdehnung und der Umfang von vorzüglicher Bedeutung sind, einen andren, näher zum Ziele führenden Fingerzeig zu geben. Es ist eine gewiße Proportion der Formen und Größen, worauf zuletzt das Maaß der chemischen Anziehung sich gründen mag; eine Proportion, welche bis auf die unermeßbar kleinsten Theile (die sogenannten Atome) der Stoffe sich erstreckt und mit der Empfänglichkeit für eine polarische Spannung verbunden ist. Wenn, nach der am leichtest faßlichen Annahme die Atome von verschiedenen Größen, und mithin auch von verschiedenem Gewicht angenommen werden, dann ist ihre chemische Anziehung den Gesetzen der allgemeinen Anziehung und Schwere analog. Die unorganische Körperwelt ist zugleich das Reich der regelmäßigen selbstbestimmten Gestalten, der verbreitenden Macht der Schwere, und der elektromagnetischen Polaritäten. Viele Arten der Krystalle lassen beim Zerschlagen und mechanischen Zertheilen eine Grundform ihrer Gestaltung erkennen, wie der Bleiglanz den Würfel, der Kalkspath den Rhombus; die elektrische Polarisation bedarf öfters nur einer leisen Anregung von außen, um zu erwachen. Wenn wir in diesem Gebiet nach allen Seiten hin der Gestalt und Größe, selbst der Elementartheile einen vorzüglich hohen Werth beilegen, dann darf dies allerdings auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen.

61. Das Vermögen der Lebenskraft, zu schaffen und zu erhalten.

Wir dürfen uns bei diesem Abschnitte kurz fassen, denn das Meiste was in seinen Kreis gezogen werden konnte wurde bereits in einigen der früheren Kapitel genau erörtert.

Wenn die mütterliche Wärme einer brütenden Henne die Eier, die man ihr untergelegt, kräftig durchwirkt, dann regt sich in jenen, welche den Keim eines noch künftigen Lebens enthalten, alsbald die Kraft dieses Lebens, es öffnen sich mitten in dem gelblichweißen, durchsichtigen Eiweiß, an verschiedenen Punkten Quellen des rothfarbigen Blutes, deren kleinere Strömungen sich vereinen und den kreisförmigen Lauf um einen noch kaum erkennbaren Mittelpunkt beginnen; unter dem Walten des Lebens, das ein Wirken

zum festbestimmten Zwecke ist, gestaltet sich, dem Zwecke des Lebens entsprechend, der Leib, mit all seinen Gliedern. Wenn dagegen kein solcher, der Entwicklung fähiger Keim im Ei war, dann bewirkt dieselbe mutterliche Warme etwas ganz Andres; es entsteht in den Flüßigkeiten des Eies eine Auflosung und Faulniß, bei welcher alle die Grundstoffe, die in ihm enthalten sind, aus dem bisherigen Verband, in welchem sie während des frischen Zustandes stunden, sich lossagen, und jenem Zuge zur Vereinigung folgen, der uber die Elemente im Reiche der unorganischen Natur herrschet. Der Schwefel wie der Phosphor, anstatt in das Gebilde einer lebenden Nervenmasse einzugehen, vereinen sich mit dem Wasserstoffgas und bilden jenen gasartigen Stoff, der dem faulenden Ei seinen eigenthumlichen, widerlichen Geruch giebt; der Stickstoff, statt in organischer Weise mit den drei andren gasartigen Elementen verbunden (nach N. 21 und 26) den Faserstoff des Fleisches zu bilden, entweicht mit dem Wasserstoffgas vereint, als flüchtiges Laugensalz (Ammoniak), welches sich durch seinen stechend scharfen Geruch verräth, und so lost Alles in Verwesung sich auf.

Dasselbe Loos der mehr oder minder schleunigen Zersetzung trifft jeden organischen, durch die Kraft des Lebens gebildeten Korper, wenn der waltende Einfluß der Seele zu wirken aufhort; die äußre Warme und Feuchtigkeit, welche im Dienste des Lebens stehend, seinen Entwicklungsgang befordern, zeigen sich jetzt der Zerstorung günstig. Wie am Traubensaft künstlich, durch die Anwendung der Siedehitze die Gahrung verhindert oder gehemmt, wie die Milch durch das Absieden vor den Sauren geschutzt wird, so bewirkt, in jedem Augenblick, der unausgesetzte Einfluß der Lebenskraft ein Fortbestehen des organischen Vereines der Grundstoffe, der seinem ganzen Wesen nach ein andrer ist als der mechanische, und selbst als der chemische.

Um hier nur eines Beispieles zu erwahnen, so sind im Wasser zwei Atome oder Maaßtheile des Wasserstoffes mit einem Atom des Sauerstoffes durch chemische Kraft vereint. Diese chemische, im Reiche des Unorganischen wirkende Kraft vermag für sich allein nicht jenes Verhaltniß zu ändern; der menschlichen Kunst nur ist es gelungen, zuweilen, auf einige Momente, die beiden Grundstoffe so aneinander zu ketten daß sie in gleichen Maaßtheilen, ein Atom Sauerstoff

mit einem Atom Waſſerſtoff eine Flüßigkeit bildeten, der man, da ſie verhaltnißmäßig reicher an Lebensluft iſt, vielleicht noch einen wohlthatig bekräftigerenden Einfluß auf das organiſche Leben zutrauen möchte, als dem gemeinen Waſſer. Aber dieſes kunſtlich erzeugte, an Lebensluft überreich gewordne Waſſer iſt ein Gift, welches auf unſre Haut wie auf die grünen Blätter der Pflanzen entfärbend, ſo wie zerſtorend einwirkt, und welches bei der leiſeſten Berubrung den gewaltſam, gegen das Geſetz der Natur erzwungenen Verein verlaßt und ſich zerſetzt.

Die Lebenskraft, welche von der thieriſchen wie von der Pflanzen-Seele ausſtrahlet, kann noch ganz andre, gewaltigere Werke vollbringen als die Kunſt unſrer chemiſchen Werkſtätten, im Bunde mit der Warme und dem Lichte ſo wie mit allen elektromagnetiſchen, ihr dienſtbar gewordnen Kraften. In einer Menge von organiſch zuſammengeſetzten Stoffen iſt das Sauerſtoffgas nicht nur in gleichem Verhaltniß der Atome, ſondern in einem uberwiegenden oder auch in einem weit unter der Regel ſtehendem Maaße mit dem Waſſerſtoffgas vereint, und dieſelben Abweichungen von dem im Reiche der chemiſchen Anziehungen herrſchenden Geſetz finden auch in den organiſchen Verbindungen des Kohlenſtoffes, mit der Lebensluft oder dem Waſſerſtoffe, ſtatt. Ja ſelbſt der Stickſtoff, dieſer Republikaner unter den Grundſtoffen, der ſich die Freiheit ſeiner Gasform am langſten und hartnackigſten zu bewahren weiß, indem er nur in auſſerſt wenig Fallen eine unorganiſch chemiſche Verbindung mit andren Grundſtoffen eingehet, muß der Herrſchermacht des organiſchen Lebens nachgeben, und ſich ſummariſche Anziehungen ſeiner Atome an die der andren drei Gasarten gefallen laſſen, welche auſſer den Pflanzen des Reiches der Lebenskraft niemals auftreten konnten. Aber alle dieſe durch die Macht der bildenden und belebenden Seele bewirkten Verbindungen ſind nur vorubergehende, nicht wie das Waſſer, oder wie die Kohlenſaure und Salpeterſaure, in ihren chemiſchen Verbindungen mit den Erden und Alkalien, langer ausdauernde oder beſtandig bleibende Erſcheinungen; das Leben ſchwindet, und alsbald kehren die Grundſtoffe wieder in ihre frubere Form, zu ihren alten Verbindungen zuruck.

Wir erinnern hierbei an einige allbekannte Erſcheinungen, deren wir im Vorhergehenden bei mehreren Gelegen-

heiten gedacht haben. Die Stoffe aus denen der Turmalin beſtehet haben an ſich ſelber keinen Zug der chemiſchen Verwandtſchaft zu der Holzaſche oder zu kleinen Stucklein Spreu und Papier, ſobald aber jener merkwurdige Stein durch Erwärmen elektriſch wird dann zieht er alle leichte Körper ſolcher Art an ſich und laßt ſie, wenn ſeine elektriſche Kraft ihm entſchwindet wieder fallen. Die Spreu wie die Aſche ſind durch jenen vorubergehenden Verein nicht verändert worden, ſie kehren, ihrem vorherigen Zug der Schwere folgend, wieder zu dem Boden zuruck, auf dem ſie lagen. Die Kraft des Zuſammenhaltes (der Cohaſion und Adhäſion) bei zwei Eiſenplatten, die man aneinanderlegt, zeigt ſich von ihrer Form und Groſſe abhängig. Nicht ſo jene anziehende Kraft, welche das Eiſen, wenn es zum Magnet geworden iſt, auf andres Eiſen ausubt. Denn, wie wir oben S. 400 ſaben, ein durch die elektromagnetiſche Stromung magnetiſch gewordenes, gleichſam beſeeltes Eiſen, vermag ein Uebergewicht von andrem Eiſen an ſich zu ziehen und feſt zu halten, welches mit dem Gewicht ſeiner eigenen Maſſe in gar keinem Verhaltniß ſtehet. Sobald aber, bei dem Aufhoren der Stromung, dem Eiſen ſeine dem Leben ähnliche Kraft entzogen wird, dann laßt es den Stoff, den es in den Kreis ſeiner Wirkſamkeit hineingenommen, fahren, dieſer folgt wieder dem alten, inwohnenden Zug der Schwere; er fallt zum Boden.

In derſelben Weiſe iſt es bei den organiſchen Weſen die in ihnen wohnende Lebenskraft, welche die Elemente nicht nach den gewöhnlichen Verhaltniſſen ihrer Formen und Gewichtsmengen vereint, ſondern nach einem neuen, eigenthumlichen Geſetz, das nur ſo lange ſeine Gultigkeit hat als das Leben dauert. Wie ſich in dem Weltengebiet der Fixſterne, bei den Doppelſternen, eine leuchtende Sonne zur andren geſellt und um ſie ſich bewegt, ſo ſind ſchon, was die vorherrſchende.: Beſtandtheile betrifft, in den organiſchen Korpern nicht Metalle zum Schwefel oder Sauerſtoff, Erden zu Erden geſellt ſondern Luftarten mit Luftarten verbunden; wie ſchon die magnetiſche und elektriſche Anziehung der Korper etwas ganz Andres iſt als die mechaniſche oder chemiſche, ſo noch vielmehr die anziehende und abſtoßende Kraft des Lebens.

Wenn man die Formen der unorganiſchen Korperwelt mit

mit denen der organiſchen vergleicht, dann findet man bei jenen ohngefähr nur eine ähnliche Zahl und Mannichfaltigkeit der Arten, als Combinationen der Grundſtoffe, daraus ſie beſtehen, möglich ſind. Hier waltet nach S. 62 der mütterlich geſtaltende Einfluß vor, denn jede eigentliche, durch beſondre Form unterſcheidbare Art der Steine hat ihre eigenthümliche Zuſammenmiſchung der Grundſtoffe und nur ſelten bringt ein gleichſam väterlich geſtaltender Einfluß von außen, bei gleichbleibendem chemiſchen Beſtand, eine Formverwandlung hervor. Bei dieſer Verſchiedenheit der Zuſammenſetzung iſt die Zahl der Familien und Arten in der unorganiſchen Körperwelt ſehr gering und beläuft ſich nur etwa auf ein halbes Tauſend. Dagegen iſt die Verſchiedenheit der Formen, die Zahl der Arten bei den Pflanzen und Thieren ſo groß, daß man beide zuſammen auf Hunderte von Tauſenden ſchätzen kann und dabei ſind dieſe mannichfaltigen Formen alle, in großer Einförmigkeit, vorzugsweiſe nur aus den vier luftartigen Grundſtoffen auferbaut, zu denen die Baumeiſterin Seele noch etliche wenige andre Grundſtoffe hinzunimmt und dann das ganze einfache Material den Zwecken ihres Lebens entſprechend zuſammenfügt.

Das magnetiſche Eiſen ſcheint ſeine Kraft des Bewegens aus einer magnetiſchen Strömung zu empfangen, welche von dem Erdkörper ausgehet; die Seele der organiſchen Weſen entnimmt die Macht zu den wundervollen Zuſammenſetzungen und Geſtaltungen des äußern Stoffes, zum Anziehen und Abſtoßen deſſelben aus einem allgemeinen Quell der allerhaltenden Schöpferkraft. Ihrem mütterlichen Walten iſt am meiſten das unmündige der eigenen, freien Bewegung noch unfähige Geſchlecht der Säuglinge der irdiſchen Sichtbarkeit: die Pflanzenwelt hingegeben. Darum liegt vorzugsweiſe der Natur der Pflanzen ſo wie jenen Theilen des thieriſchen Körpers, welche, wie die verdauenden Eingeweide jener Natur verwandt ſind, das Geſchäft der organiſchen Verbindung und Umbildung der Grundſtoffe ob.

Der Fortbeſtand des Lebens, ſo ſahen wir ſchon im 1. S., gründet ſich auf einen Antrieb, der den Mangel des Einzelweſens zu der Fülle hinführt, welche ihn zu ergänzen vermag. Endlos und unermeßbar, wie der Reichthum der Schöpferkraft, der allen Mangel ausfüllt, alles Verlangen ſtillt, iſt die Vielheit der Creaturen welche dieſer Sättigung

genießt und ihrer sich erfreut. Die Schöpfung selber, in der Mannichfaltigkeit ihrer lebenden Wesen, ist ein Zeugniß jener Lust, welche der Schöpfer an dem Leben und an der Freude seiner Geschaffenen hat.

65. Die Entwicklungsstufen des Lebens.

Schon dadurch empfängt die organische Leiblichkeit etwas Bedeutendes vor der unorganischen Körperwelt voraus, daß sie ihrer chemischen Zusammensetzung nach vorherrschend aus jenen Grundstoffen erbaut ist, welche das Reich des Flüssigen und Beweglichen: das Gewässer und den Luftkreis bilden. Die Luft wie das Wasser werden ohne Aufhören von den leuchtenden und wärmenden Strahlen der Sonne, wie von den elektrischen Naturkräften durchwirkt; der Organismus, aus der Luft geboren, nimmt schon vermöge dieser Abstammung und Gleichartigkeit an den Bewegungen Theil, die vor Allem der Einfluß des Sonnenlichtes der Atmosphäre mittheilt; mit jedem Athemzug, mit jedem Einhauch des Pflanzenblattes aus der Luft, dringt die äußere Anregung hinein in das Innre des lebenden Leibes.

Die Kraft durch welche dieser lebt und sich entwickelt, hat in der Richtung ihrer Wirksamkeit allerdings viel Verwandtes mit dem Lichte, aber sie stehet dennoch ungleich höher als dieses, denn kein Sonnenstrahl vermag aus Wasser, Luft und Erde die organischen Elemente des Brodes und des Weines, des Blutes, des Fleisches und der Nerven zu bilden und noch weniger vermag derselbe ein sich selber bewegendes Wesen hervorzubringen, oder eine Pflanze, welcher die Schöpferkraft beiwohnt: fruchtbaren Saamen, Keime von Wesen ihrer Art in sich zu tragen und aus sich zu gebären. Mit dem Eintritt der Seele in das Wesen der Sichtbarkeit beginnt eine neue Schöpfung, deren Ursprung nicht, wie bei dem Lichte das aus der Sonne kommt, ein sinnlich wahrnehmbarer, sondern ein unsichtbarer, übersinnlicher ist. Unsre Kunst hat der Lebenskraft selbst ihr alltäglichstes, offenkundigstes Geheimniß, das Hervorbringen der organischen Elemente aus unorganischen Grundstoffen noch nicht abgelernt; unser Verstand spüret vergeblich dem Wesen der Meisterin selber, die das Alles thut, der Seele nach; wir können diesem Wesen das Instrument nehmen, auf dem

es sich vernehmen läßet, können seinen sichtbaren Leib durch leibliche Kraft vernichten, an ihm selber jedoch vermögen wir Nichts zu schaffen noch zu ändern. Wie ein Kind, das den Wiederschein des Lichtstrahles mit der Hand zu haschen sucht, der aus einem hin und her bewegten Spiegel an die Wand fällt, hat sich die Naturweisheit aller Zeiten umsonst bemüht, die Seele in ihrem flüchtigen Laufe fest zu halten und zur unmittelbaren Anschauung zu bringen.

Wenn wir auf dem Wege unsrer Betrachtung das Leben von den niederen Stufen seiner Entwicklung aufwärts zu den höheren und zuletzt zu den höchsten in der Natur des Menschen begleiten, dann erscheint uns die Seele, je weiter hinan, desto weniger im Hause der irdischen Körperlichkeit einheimisch und feststehend; je verhält sich zu diesem immer mehr nur wie ein vorübergehender Gast und Fremdling, der seine eigentliche Heimath in einem höheren Reiche des Seyns wie des Bewegens hat. Namentlich wird die Dauer des Lebens und der Widerstand, den die Lebenskraft ihrer Trennung von dem Leibe entgegen setzt, von Stufe zu Stufe geringer.

Jener mächtig große indische Feigenbaum (Banianenbaum) an den Ufern der Nerbudda in Indien, dessen riesenhaft weit ausgebreiteten, immer wieder zum Boden herabgeneigten und in diesem Wurzeln schlagenden Zweige, wie man sagt, einer Versammlung von 7000 Pilgrimen Schatten zu geben vermöchten, kann allerdings, nach der Behauptung eines neueren, englischen Reisenden, derselbe seyn, der nach des Griechen Nearchus Bericht, hier an der nemlichen Stelle schon zu Alexanders des Macedoniers Zeiten ein Gegenstand der Bewunderung war. Und über jenes mehr denn zweitausend jährige Lebensalter eines Baumes scheint das noch hinauszureichen, welches man, ihrem überaus langsamen Wachsthume nach, den riesenhaft dicken Stämmen der alten Adansonien oder Affenbrodbäume in Afrika zuschreiben muß. Noch immer bringt die große Platane auf Cos (Stanchio) in jedem Jahr ihre Blätter, reift ihre Saamen, eben so frisch als sie dies, einer nicht ganz unwahrscheinlichen Sage nach, schon zu Hippokrates Zeiten gethan hat; in der Nachbarschaft mancher unsrer ältesten, dickstämmigen Linden hat sich das Geschlecht der umwohnenden Menschen vielleicht mehr denn dreißigmal verjüngt, Tausende sind geboren worden und haben den Lauf des Lebens bis zum Grabe in Leid

und Freud zurückgelegt, der Baum aber, den die längst vergeßenen Urväter pflanzten, behauptet noch immer, in frischer Kraft seine Stelle. So innig hat sich die Seele, welche auf diesen scheinbar niedren Stufen der organischen Entwicklung waltet mit der bewegungslosen Masse der planetarischen Körperlichkeit verwebt, daß sie an diesem Wohnhaus festhält, fast wie die krystallinische Kraft, die den Stein gestaltet hat, an den Grundstoffen des Steines; der Baum wetteifert zum Theil an Ausdauer mit dem Sandsteinfelsen, in dem er seine Wurzeln schlug und setzt hierbei, aus eigener ihm inwohnend verliehener Kraft, in augenfälliger Weise das Werk der Schöpfung fort, als dessen starrer Zeuge der Sandsteinfelsen dastehet. Auch bei den niedersten Formen des Thierreiches ist die Ausdauer der Lebenskraft fast unbesiegbar.

Von ganz andrer Art ist das Verhältniß auf den höheren Entwicklungsstufen des Thierreiches. Dieses wurzelt nicht wie das Pflanzenreich unmittelbar in den Elementen der planetarischen Masse, sondern es nimmt zunächst seinen äußren Fortbestand aus der unter ihm stehenden Stufe des organischen Daseyns: aus dem Pflanzenreich und selbst aus der ihm näher verwandten thierischen Leiblichkeit. Es bedarf zu seiner Ernährung der schon organisch gebildeten Elemente, und mit diesem Boden, der in sich selber einer beständigen Umwandlung und Zersetzung unterworfen ist, theilt es das Loos der Wandelbarkeit; es ist, seiner Lebenskraft nach von ungleich mindrer Ausdauer und Unzerstörbarkeit als der indische Feigenbaum oder selbst die weichholzige Linde. Aber ein Neues bereitet hiermit zugleich sich vor; der Natur des vollkommenen Thieres sind andre Wurzeln verliehen als der Pflanze; Wurzeln, welche nicht wie bei dem Baume nach unten hin sich ausstrecken und im Boden der planetarischen Leiblichkeit sich befestigen, sondern die nach oben, in ein Reich der höheren Naturkräfte sich ausbreiten und in diesem ihren Anhalt finden. Dieses sind die Sinnorgane, welche die Eindrücke des Lichtes und der Beleuchtung, der Schwingungen der mechanisch so wie der elektromagnetisch oder chemisch bewegten Körper vernehmen.

Von hier an zeigt sich uns die Schöpferkraft der Seele noch in einem ganz andren, höheren Sinne als in dem Kreise des Pflanzenlebens und in dem Werke der bloß leiblichen Gestaltungen. Ein Wunder das unsre Kunst nicht nachahmen,

unſer Menſchenwitz nicht ergründen kann, ſind allerdings ſchon jene Verwandlungen der planetariſchen Elemente in den Saft der Traube, in das Oel des Oelbaums oder in das Mehl des Getraidekornes, von denen wir erſter ſprachen. Ein Wunder iſt das zum gemeinſamen Zweck des Lebens, harmoniſch ſchon vereinte Gewebe der Gefäße, der Faſern, der athmenden Blätter oder Lungen ſo wie das Hervorbringen der Lebenskeime: der fruchtbaren Saamen eines künftigen Geſchlechtes. Aber bei all dieſen Werken der Geſtaltung erſcheint dennoch die Seele nur auf den kleinen Kreis ihrer eignen Verleiblichung beſchränkt; der Stoff den ſie von außen herbeiführt und zu ihren Schöpfungen verwendet dienet nur dazu um den Bau einer gewiſſen Form zu vollführen; dieſe ganze Lebensthätigkeit bleibt in der Richtung ſo wie in dem Maaß jener Bewegung befangen, welche ihr bei der Erzeugung mitgetheilt war; es iſt der Antrieb den der Urkeim dieſer Art des lebendigen Weſens bei ſeinem anfänglichen Entſtehen von dem Schöpfer empfieng, welcher nun als ſelbſtſtändige Schöpferkraft von Zeugung zu Zeugung ſich fortpflanzt. Einen Anlauf zu neuen Wundern der inwohnenden Schöpferkraft nimmt jedoch die Seele in dem mit vollkommneren Sinnorganen begabten Thier, und vor Allem in der Natur des Menſchen. Sie empfangt hier das Vermögen auch an andren Thaten des Schöpfers als an jener welche ihr ſelber den Leib und das Leben gab, einen ſelbſtkräftigen Antheil zu nehmen. Wenn ich mich mitten im Dunkel der Nacht an den Eindruck erinnre, den eine von der Sonne hellbeleuchtete Landſchaft oder ein ſichtbarer Gegenſtand, der meine ganze Theilnahme erregte, auf meine Augen machte, wie wäre mir das anders möglich als dadurch, daß meine eigne Seele die Welt der Dinge deren ſie gedenkt, ſich nacherſchaffet und ein Licht dazu, das, gleich jenem der Sonne, dieſe Welt erleuchtet.

Mit dem Vermögen des Wahrnehmens und des Erkennens der Werke und Thaten des Schöpfers iſt der Menſchenſeele zugleich die Macht verliehen dieſe Werke in dem Kreiſe ihrer inneren Wirkſamkeit nachzuſchaffen, jene Thaten nach ihrem Maaße nachzuthun. Die Welt unſrer Erinnerungen und Erkenntniſſe erſcheint freilich gegen die Außenwelt, deren Formen und Bewegungen ſie umfaſſet, nur wie ein Abglanz im Spiegel, gegen die wirkliche Geſtalt, die vor dem Spie-

gel ſteht; aber ſie iſt dennoch eine ſelbſtſtändig bleibende Welt, von ungleich längerer und feſterer Lebensdauer als der indiſche Feigenbaum an dem Ufer der Nerbudda oder die Zwiebel die man ganz vertrocknet aus der Hand einer ägyptiſchen Mumie nahm, und die im befeuchteten Boden nach mehreren Jahrtauſenden noch Wurzeln, Blätter und Blüthen trieb. Von all den Elementen, aus denen ſich unſre Seele ihren Leib erſchaffet, bleibt auch nicht eines im Verlauf der Tage oder der Jahre unſres Lebens unverändert; es kommt neuer Nahrungsſtoff in den Leib herein, wird unter dem Einfluß der Lebenskraft zu neuem Blut, zu neuem Fleiſch, das alte wird aufgelöst und aus dem Leibe entfernt; ſelbſt der feſte Knochen iſt von dieſer raſtlos fortgehenden Verwandlung und Erneuerung nicht ausgeſchloſſen: es ſind und bleiben zwar dieſelben Augen durch die wir fruher ſahen, dieſelben Hande, durch die wir fruher wirkten, der Stoff aber aus dem ſie leiblich gebildet ſind, iſt nach kurzer Zeit von dem neuen Stoff verdrängt worden. Dagegen iſt der Stoff unſrer Erinnerungen derſelbe geblieben; dieſe altern und welken nicht mit den Gliedern zugleich dahin, ſondern in einer ſehr beachtenswerthen Weiſe ſind die Erinnerungen aus der Kindheit und friſchen Jugendzeit in der Seele des Greiſes gerade die lebendigſten und kräftigſten. Und das Wunder dieſer innren Schopfung geht noch viel weiter; in der Welt unſrer Erinnerungen und Gedanken ſtehen Geſchopfe und Weſen da, welche älter ſind, als die hohen ägyptiſchen Pyramiden, älter denn die dickſtämmigen Adanſonien am Senegal, und welche unverändert als dieſelben werden ſtehen bleiben, wenn jene Pyramiden und Bäume nicht mehr ſind. Das Wirken ſolcher Wunderwerke wird unſrem Geiſte durch die Sprache möglich. In Schrift und Wort vernehmen wir die Kunde von dem Leben und Thaten der älteſten Väter unſres Geſchlechts, von dem Thun und den Schickſalen der Könige, welche die Pyramiden bauten; was wir von den Thaten eines Alexander des Macedoniers, eines Kaiſer Auguſtus leſen und hören, das nimmt in unſrer Seele die feſte Geſtalt der Vorſtellungen und Erinnerungen an, es wird und bleibt da ſo friſch als ſey es erſt heute oder geſtern vor unſren Augen geſchehen; das Alter der Jahrtauſende kann ihm Nichts anhaben; Achill iſt da ein heldenkräftiger Jüngling, Aſtyanax ein blühender Knabe geblieben, wie ſie dies beide

zu den Zeiten der Kämpfe vor Trojas Mauern waren. Und nicht nur das menſchlich Irdiſche, nicht nur das in ſeiner Leiblichkeit Vergängliche bildet den Beſtand der innren, geiſtigen Schöpfung unſrer Vorſtellungen und Gedanken, dieſe Schöpfung umfaſſet noch ein ganz andres, unendlich höheres Reich des Seyns und Weſens: es umfaſſet die Erkenntniß des Schöpfers und ſeiner Thaten der Ewigkeit ſelber. In dem Vermögen unſres Geiſtes, dieſe Gedanken der Ewigkeit zu denken, Gott nach dem Maaße unſres kreatürlichen Verſtändniſſes zu erkennen, liegt die ſicherſte, gewiſſeſte Bürgſchaft für eine Fortdauer unſres Weſens auch nach dem Tode des Leibes; für ein ewiges Fortleben des Geiſtes. Denn nur das nach ſeinem Maaße Gleichartige vermag das Gleichartige zu erkennen; wäre in unſren Sehnerven nicht ſelbſt eine Art von Quell des Lichtes, dann könnten wir kein Licht ſehen; wäre unſer denkender Geiſt nicht ſelbſt von ewiger, göttlicher Natur, dann würde er Nichts von Gott und Ewigkeit wiſſen und erfaſſen. So finden wir, daß zwar die Seele, auf den höheren Entwicklungsſtufen ihrer Verleiblichung, von der Pflanze und dem niedern Thiere an bis zur Form des Menſchen, innerhalb der Welt der planetariſchen Körperwelt immer mehr nur als ein ſchnell vorübereilender Fremdling und Gaſt erſcheine; daß die Banden, durch welche ſie mit ihrem Leibe vereint iſt, lockerer, das Leben in der Zeit wandelbarer und vergänglicher werde, daß ſie aber zugleich mit dem vergänglichen Leib aus Staub noch einen andren Leib: das Reich ihrer Erkenntniſſe empfangen habe, welcher nicht aus irdiſch vergänglichem, ſondern aus unvergänglichem Stoffe gebildet iſt. Der ſinnlich wahrnehmbare Leib mag dann immer nach kurzer Lebenszeit verweſen, bleibt uns doch ein dem jetzigen Auge unſichtbarer Leib der Ewigkeit.

Das Verhältniß der Seele zu dieſem höheren Leib ihrer Erkenntniſſe, ihrer Beſtrebungen, ihrer Neigungen und Hoffnungen iſt ein treues Abbild des Verhältniſſes in welchem der Schöpfer ſelber zu den Werken und Thaten ſeiner geſchaffenen Welt und ihrem Weſen ſtehet. Die Vorſtellungen und Erinnerungen, die Gedanken und Erkenntniſſe, welche die innre Welt unſres Geiſtes bilden, ſind nicht der Geiſt ſelber: ſie ſind das Werk einer Schöpfung, zu welchem er zwar die Anregung und den Stoff von außen entnahm, die aber dennoch durch ſeine Kraft ihre Geſtaltung und innre

Anordnung empfieng. Derſelbe erkennende Geiſt der dieſe ihm eigenthümliche Schöpfung hervorruft, wann und wie er will: jetzt die Erinnrung an dieſes, dann an jenes vormals Empfundene oder Erlebte, hält ſie auch zuſammen; er legt in jeden Gedanken, in jedes Wort die Kraft fruchtbaren Samen bei ſich zu tragen, Seinesgleichenzu erzeugen.

Ueber der Welt des Geiſtigen wie des Leiblichen waltet und herrſchet ein Gott und Schopfer aller Dinge. Er, der ewige Anfang alles Seyns bedurfte und bedarf keiner Anregung von außen, keines Stoffes zu den Werken und Thaten ſeiner Schöpfung; ſeine Gedanken waren und ſind Wirklichkeiten, jeder Gedanke ward zu einem Weſen und Geſchöpf. Aber dieſe herrliche Schöpfung der Sichtbarkeit iſt nicht, wie das Heidenthum in ſeiner Erblindung es lehrte, der Schöpfer ſelber, ſondern alle die Heere des Himmels, alle die ſonnenartig leuchtenden Sterne welche mein Auge ſieht, verhalten ſich zu Ihm, unſrem Gott und Herrn, nur ſo, wie ſich die Vorſtellung von einer in hundertfältigem Schmuck der Blumen prangenden Alpenwieſe, die unſer Auge ſahe, und welche ſeitdem, durch die Erinnerung, zu einem Theil der innren Schöpfung unſrer Seele geworden iſt, zu dieſer ſelber, zu der Seele verhält. Nicht aber dieſe unzählbaren Sternenheere ſind die erhabenſten zur Wirklichkeit und zur That gewordenen Gedanken und Willensausſerungen unſres Gottes, ſondern höher noch ſind jene Thaten des Erbarmens und der Liebe, in denen der Schopfer zu dem kleinen Geſchöpf ſeiner Hand, zu dem Menſchen, ſich herabläßt, ihm, wie ein Freund dem Freunde, ſich ſelber zu erkennen giebt, und wie ein Liebender des Geliebten, ja wie eine Mutter ihres Säuglinges und mehr noch, des armen Menſchenkindes ſich annimmt.

Der Antrieb zum Erkennen liegt darum ſo tief gewurzelt, und iſt ſo mächtig ſtark in unſrem Geiſte, weil er uns zuletzt, wenn er nur vorwärts ſeines Weges geht, ſelbſt nach manchen Abirrungen, zu Dem hinführet, Deſſen Erkennen, auch mit dem ſchwächſten ſeiner Strahlen, wie das Sonnenlicht die Wärme, die Liebe zu Ihm, dem Erkannten, wecket. Und nur in dieſer Liebe iſt das rechte Leben, Seligkeit und Freude.

In unſerem Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen um die beigeſetzten Preiſe zu erhalten:

Die Geſchichte der Natur, als zweite gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeſchichte. Von Dr. G. H. von Schubert. Drei Bände, mit 31 Kupfertafeln. gr. 8. 1835—37. Ausgabe auf weißes Druckpapier 8 Rthlr. 8 gr. oder 16 fl. 30 kr. rhein.

Wanderbüchlein eines reiſenden Gelehrten nach Salzburg, Tirol und der Lombardei. Von Dr. G. H. von Schubert. Zweite verbeſſerte und vermehrte Ausgabe. gr. 12. 1834. geheftet 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Peurbach und Regiomontan, die Wiederbegründer einer ſelbſtſtändigen und unmittelbaren Erforſchung der Natur in Europa. Von Dr. G. H. von Schubert. 8. 1828. 12 gr. oder 45 kr. rhein.

Reiſe durch das ſüdliche Frankreich und durch Italien von Dr. G. H. von Schubert. Zwei Bände. gr. 8. 1827—1831. geheftet. Ausgabe auf milchweißem Druckpapier. 4 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl. 48 kr. Ausgabe auf fein Velindruckpapier 5 Rthlr. 8 gr. oder 8 fl. 24 kr.

Reiſe in das Morgenland in den Jahren 1836 u. 1837 von Dr. G. H. von Schubert. Drei Bände. gr. 8. 1839—1840, geh. 7 Rthlr. 16 gr. oder 12 fl. 21 kr. rhein.

Erzählungen von Dr. G. H. von Schubert. Drei Bände. gr. 8. 1840—44 geh. 4 Rthlr. 14 gr. oder 7 fl. 15 kr. rhein.

Spiegel der Natur, ein Leſebuch zur Belehrung und Unterhaltung von Dr. Gotth. Heinr. von Schubert. 8. 1845. geh. 1 Rthlr. 3 gr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Die Religion der Römer nach den Quellen dargeſtellt, von J. W. Hartung. Zwei Theile. gr. 8. 1836. geh. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl.

Handbuch der Meteorologie. Für Freunde der Naturwiſſenſchaft entworfen von Dr. K. W. G. Kaſtner. Zwei Bände mit 5 Kupfertafeln. gr. 8. 1823—1830. jetzt 4 Rthlr. oder 6 fl. 24 kr.

Vom Leben der menſchlichen Seele. Von Dr. J. W. Heidenreich. gr. 8. 1826. jetzt 8 gr. oder 32 kr.

Teutschlands Urgeschichte. Von Chr. K. Barth. Zweite ganz umgearbeitete Auflage. Erster bis vierter Band. gr. 8. 1840—1843. 7 Rthlr. 6 gr. oder 11 fl. 39 kr. (Der fünfte und letzte Band befindet sich unter der Presse.)

Ueber die Druiden der Kelten und die Priester der alten Teutschen, als Einleitung in die altteutsche Religionslehre, von Chr. K. Barth. gr. 8. 1826. jetzt 12 gr. oder 48 kr.

Die Kabiren in Teutschland. Von Chr. K. Barth. gr. 8. 1832. jetzt 16 gr. oder 1 fl. 4 kr.

Teuto oder Urnamen der Teutschen, gesammelt und erklärt von G. W. F. Beneken. 8. 1816. jetzt 16 gr. oder 1 fl. 4 kr.

Fides oder die Religionen und Culte der bekanntesten Völker der Erde alter und neuer Zeit. Von J. P. Gerlach. Zwei Bände. gr. 8. 1830. jetzt 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl.

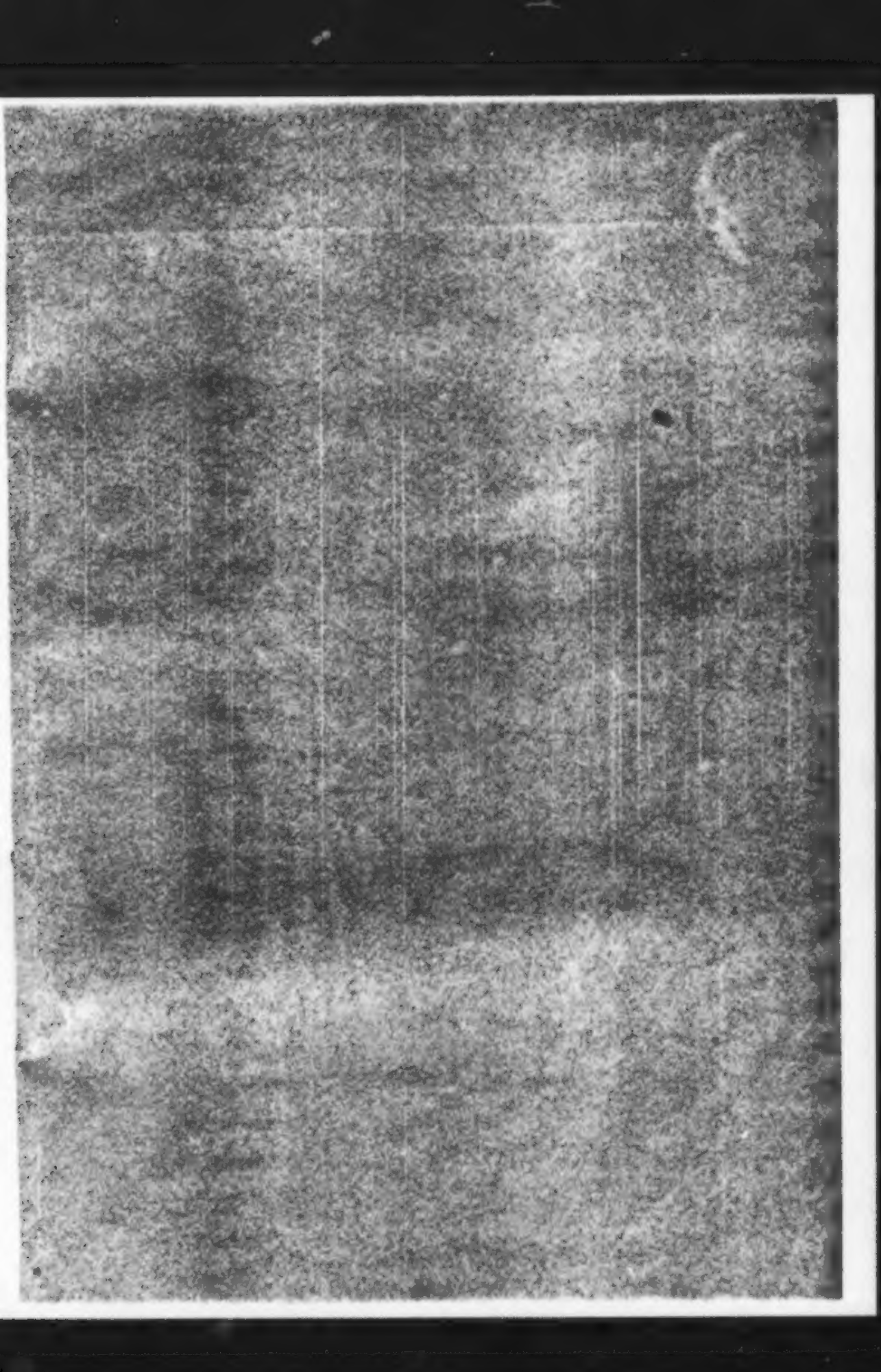
Ueber den Unterschied zwischen Kelten und Germanen, mit besonderer Rücksicht auf die bayerische Urgeschichte. Von Dr. G. Th. Rudhart. 8. 1826. jetzt 5 gr. oder 20 kr.

Die Namen der alten Teutschen, als Bilder ihres sittlichen und bürgerlichen Lebens dargestellt. Von Fr. W. Viehbeck. 8. 1819. jetzt 4 gr. oder 16 kr.

Der Mägdlein Lustgarten. 2 Theile, mit 14 Kupfern. gr. 12. gebunden, jetzt 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. rhein.

Ferner das

Bildniß des Herrn Hofrath und Professor Dr. Gotth. Heinr. v. Schubert, ein schönes großes Blatt, kostet auf chinesischem Papier 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Erlangen im November 1845.

J. J. Palm und Ernst Enke.